Conversations-Lexikon.

Elfte Auflage.

Zehnter Band.

Mauguin bis Occident.

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

Conversations-Lexikon.

Elfte,

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

In funfzehn Bänden.

Zehnter Band.

Manguin bis Occident.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1867.

M.

Mauguin (François), franz. Advocat und berühmter Kammerredner, geb. 28. Febr. 1785 zu Dijon, wo sein Vater Procurator beim Parlamente war, studirte in Paris die Rechte und lebte dann mehrere Jahre der wissenschaftlichen Muße, bis er 1813 als Advocat auftrat. 1815 übernahm er die Vertheidigung des Obersten Labédoyère (s. d.) und fand dabei Gelegenheit, sein großes Rednertalent zu zeigen. Fortan vertraute man ihm solche Processe an, in welchen es galt, den Liberalismus gegen Hof und Regierung zu vertreten. 1819 mußte er jedoch in Rücksicht auf seine Gesundheit die Berufsgeschäfte aufgeben und Paris verlassen. Als er 1823 zurückkehrte, bewährte er sein Talent und seinen Freimuth vor den Gerichtsschranken womöglich noch glänzender. Seit 1827 trat er als Abgeordneter des Wahlcollegiums zu Beaune in die Kammer, wo er als Vorkämpfer der Volksfreiheit seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm. Mit Eifer unterstützte er kurz vor der Revolution von 1830 die Adresse der 221. Während der Julitage wurde er in die am 29. errichtete Municipalcommission gewählt, die fünf Tage lang die höchste Gewalt in Frankreich vereinigte. Ohne an seine persönlichen Vortheile zu denken, trat er in die Kammer zurück und bekämpfte heftig die Juste-Milieupolitik der neuen Dynastie. Hierbei wurde er weniger von Kenntnissen als von seinem Rednertalent unterstützt, auch zog er sich durch zu starke Selbstschätzung selbst die Abneigung der Liberalen zu. Da er überhaupt gegen die Opposition eine gewisse Unabhängigkeit beobachtete und oft gegen die Maßnahmen seiner Partei auftrat, gerieth er allmählich in eine Vereinzelung, die seine Wirksamkeit gänzlich schwächte. Staunen erregte es, als er in seiner Eigenschaft als Advocat der Colonien in der Kammer die Negersklaverei vertheidigte, nachdem er zwei Jahre zuvor Europa aus den Fesseln der Knechtschaft hatte befreien wollen. Obwol er später sein Amt als Sachwalter der Colonien aufgab, blieb doch das Vertrauen in die Aufrichtigkeit seines Liberalismus erschüttert, zumal da er nach einer Reise nach Rußland 1840 ernstlich eine Allianz zwischen Rußland und Frankreich vorschlug. Diese sog. Politik der Interessen machte er auch in dem «Journal du commerce» geltend, dessen vornehmster Eigenthümer er geworden war. Die Sorgen des Privatlebens hatten überhaupt seine liberale Glut gedämpft und ihn zum Schatten von dem gemacht, was er früher gewesen. M. besaß indeß im Depart. Côte-d'Or immer noch solches Ansehen, daß er von den dortigen Wählern nach der Februarrevolution von 1848 in die Constituante und in die Legislative abgeordnet wurde, wo er mit der Majorität stimmte, ohne deshalb Royalist oder Republikaner zu sein. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 trat der berühmte Redner der vorigen Epoche ganz in den Hintergrund. Er starb 4. Juni 1854 zu Saumur.

Maulbeerbaum (Morus), Name einer zu der 21. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Nesselgewächse, Abtheilung der Moreen, gehörenden Gattung von Bäumen, deren ein- oder zweihäusige Blüten kurze, dichte Aehren bilden und aus einer viertheiligen Blütenhülle mit vier Staubgefäßen oder einem Stempel mit zwei Griffeln bestehen. Die Blütenhülle schließt nach dem Verblühen über der kleinen Frucht zusammen, wird saftig, fleischig und bildet eine unechte Beere, an der man die Theile der Blütenhülle noch deutlich unterscheidet. Da nun die weiblichen (wie auch die männlichen) Blüten in kopfförmige Kätzchen gestellt sind und wegen des gedrängten Standes der sich verzuckernden Scheinbeeren miteinander verschmelzen, so entsteht aus den ganzen weiblichen Kätzchen ein einziger fleischig-saftiger, einer Brombeere nicht unähnlicher Fruchtkörper, welcher als Maulbeere bezeichnet wird. Die eigentliche, in den einzelnen Scheinbeeren enthaltene Frucht ist ein kleines einsamiges Nüßchen. Am längsten bekannt ist der schwarze M. (**M. nigra L.**), welcher aus dem mittlern Asien stammt, aber schon vor Jahrtausenden aus Persien nach dem südl. Europa gebracht wurde, wo er sich jetzt fast verwildert findet. Von hier aus hat sich die Cultur desselben auch nach dem mittlern Europa verbreitet. Er trägt zottig-

gewimperte Blütenhüllen und Narben und violett-schwarze Fruchtähren mit dunkelrothem Safte, welche säuerlich-süß, als Obst beliebt und auch in der Heilkunde gebräuchlich sind. Die scharfe und bittere Wurzelrinde wurde schon von den alten Griechen als Purgirmittel und Heilmittel gegen den Bandwurm gebraucht und ist auch neuerdings wieder empfohlen worden. Mit den Blättern werden in Persien die Seidenraupen gefüttert. Der weiße M. (M. alba L.) ist in China einheimisch und dort seit undenklichen Zeiten wegen des Seidenbaues allgemein angepflanzt, wird auch in gleicher Absicht im südl. Europa seit angeblich 1434, wo er durch einen Mönch Buonvicini nach Italien gebracht worden sein soll, und zum Theil auch im mittlern Europa in mehrern Varietäten cultivirt. Er unterscheidet sich durch die kahlen Blütenhüllen und Narben, weit längern Stiele der weiblichen Aehren und die meist weißen oder auf einer Seite rothen Fruchtähren. Die süßen, aber minder schmackhaften, mehr faden Früchte dienen als Obst wie auch als Heilmittel bei katarrhalischen Entzündungen und Halsbeschwerden. Vorzüglich wichtig sind aber die Blätter dieses Baums als das beste Futter der Seidenraupen. Aus der jungen Rinde (dem Baste) kann man schöne Gewebe und Papier verfertigen, wie es auch in China und Japan geschieht. Besser als die beiden vorigen Arten, welche bei uns leicht im Winter erfrieren, verträgt der rothe M. (M. rubra L.), der in Nordamerika einheimisch ist, unser Klima und ist deshalb zur Anpflanzung bei uns vorzuziehen. Die hellrothen Fruchtähren sind säuerlich-süß und sehr wohlschmeckend. Uebrigens ist die Verwendung der Theile dieses Baums ganz dieselbe wie bei den übrigen Arten. Der Papiermaulbeerbaum ist eine Art der Gattung Broussonetia (s. d.).

Maulesel, s. Maulthier.

Maulmain, engl. auch Moulmein und Molmein geschrieben, wichtige Seestadt und Hauptort von Martaban (s. d.) in Britisch-Birmanien, 6 M. im N. von Amherst (s. d.) und 6 M. vom Meere, gegenüber der verfallenen Stadt Martaban, am südl. Ufer des mächtigen, hier gegen W. gerichteten Saluen, der hier den Ga'in oder Rja'in und den Attaran oder Zami aufnimmt, aber wegen bedeutender Fälle kaum 20 M. von hier aufwärts schiffbar ist. Dieser Umstand hält die großartige Entwickelung der Stadt auf. M. wurde 1826 neu gegründet, weil Martaban im Besitze der Birmanen blieb. Wegen scheinbar ungesunder Lage ließ man indeß die Niederlassung bald wieder fallen, nahm sie aber später nochmals auf und erhob sie zum Mittelpunkt der Verwaltung wie des Verkehrs. Die Stadt ist bei Flutzeit vermittels Dampfschlepper für alle Schiffe erreichbar, hat vortrefflichen Ankergrund, Quais, Docks und Werfte. Am Flusse entlang zieht sich fast 1 M. lang die aus einer Haupt- und wenigen Nebenstraßen bestehende Stadt der Eingeborenen, die ostwärts zu den Bergen, andererseits zu der europ. Stadt übergeht. Dort sind die großen Holzlager von Sägern und Elefanten belebt, welche letztere das aus den ungeheuern Wäldern herabgeflößte Holz aus dem Wasser ans Land ziehen. Auf steilen Höhen im Hintergrunde stehen goldglänzende Tempel der Eingeborenen und stattliche weiße Wohnhäuser. M. zählte 1856 außer einer beträchtlichen Zahl Europäer bereits 43683 E., Birmanen, Tala'ings, Chinesen, Bengalesen, Madrasesen, Ceylanesen, wenige Armenier und Indier. Die Stadt hat gerade, luftige, mit Schattenbäumen besetzte Straßen und ist reichlich mit Brunnen versehen. Sie hat viele Häuser mit Ziegeldächern, große Regierungsgebäude, eine Kaserne, sieben christl. (fünf prot.) Kirchen, acht Schulen für Engländer und Eingeborene und drei Druckereien. Der lebhafte Holz- und Reishandel sowie sehr bedeutender Schiffbau haben sie zur Blüte gebracht. Die Aus- und Einfuhr wurde schon vor längerer Zeit auf 3 Mill. Dollars berechnet. Außer Reis und Bauholz kommen zur Ausfuhr: Sapan- und Sandelholz, Elfenbein, Wachs, Holzlack, Kautschuk, Cajeputöl, Gummiharz, Nußöl, Gerb- und Farbestoffe. M. ist der Mittelpunkt für die Thätigkeit der amerik. Baptistenmission unter den Birmanen.

Maulthier heißt der Bastard von Eselhengst und Pferdestute, welcher zwar an Gestalt und Höhe dem Pferde ähnlich ist, aber hinsichtlich des Kopfes, der Ohren, des Schwanzes, der Hufe und der Stimme dem Esel gleicht. Da die M. genügsamer, ausdauernder und auf rauhen Gebirgswegen weit zuverlässiger sind als Pferde, so werden sie namentlich in südl. Gebirgsgegenden den letztern vorgezogen. Man verwendet sie zum Reiten und Lasttragen, und im südl. Frankreich spannt man sie auch vor den Pflug. Im nördl. Europa erfreuen sie sich keiner Gunst und werden hier höchstens in höhern Gebirgen zur Bequemlichkeit Lustreisender gehalten. Es gibt mehrere Farbenvarietäten, in Spanien und Südfrankreich meist schwarze und in Italien dunkelbraune. Um Bassora bewahrt man sorgfältig eine Zucht weißer M. von großer Schönheit. Das gemeine graue ägyptische und berberische M. besitzt eine ansehnliche Körpergröße und bedeutende Stärke. — Maulesel heißt dagegen der Bastard von Pferdehengst und Eselin. Dieser

ist kleiner als das M., dem Esel ähnlicher und von minder gefälliger Gestalt; denn die kurzen und schwachen Füße stehen zu dem schweren Rumpfe im Misverhältniß. Man gebraucht die Maulesel zum Lasttragen; allein da sie nicht so nützlich als das M. sind, so werden sie überall weit seltener angetroffen. M. und Maulesel pflanzen sich durch ihre Art nicht fort.

Maulwurf (Talpa) ist der Name einer zu den Insektenfressern gehörenden Säugethiergattung mit einem knorpeligen, beweglichen Rüssel und sehr niedrigen fünfzehigen Beinen, von denen die vordern Grabfüße sind. Der gemeine M. (T. Europaea), welcher über Europa und Asien verbreitet ist, hat einen sehr weichen blauschwarzen, selten erbsengelben oder ganz weißen Pelz und fleischrothe Pfoten. Er lebt unter der Erde, wo er sich eine Wohnung und verschiedene Gänge zu seinen Jagden gräbt, nährt sich von Insekten und deren Larven, vorzüglich von Regenwürmern und Engerlingen und kommt nur in den Sommermonaten des Nachts, selten bei Tage auf die Erdoberfläche nach Nahrung, wo er dann Schnecken und Kröten frißt, aber auch auf Mäuse und selbst kleine Vögel Jagd macht. Im Winter senkt er seine Gänge bis in frostfreie Tiefen, wo Insekten und Würmer Schutz gesucht haben, und hält keinen Winterschlaf. Irrigerweise behauptete man sonst, der M. sei blind. Allerdings sind seine Augen sehr klein, besitzen aber ein starkes Sehvermögen und können durch besondere Muskeln hervorgetrieben oder so zurückgezogen werden, daß die dichte Behaarung sie völlig verbirgt. Obschon die Gestalt des M. mit raschen Bewegungen unvereinbar zu sein scheint, läuft er doch in seinen unterirdischen Gängen mit großer Schnelligkeit. Durch die Erdhaufen, welche er bei seinen Jagden nach Würmern aufstößt, wird er dem Gartenbau schädlich, ist aber sonst durch seine Vertilgung zahlloser schädlicher Insekten sehr nützlich. Aehnliche Gattungen, zum Theil mit mehrern Arten, sind die Goldmaulwürfe (Chrysochloris) im südl. Afrika, die Sternmaulwürfe (Condylura), mit langem Schwanz und gelappter Endscheibe des Rüssels, und die Wassermaulwürfe (Scalops) in Nordamerika.

Maupeon (René Charles de), Vicekanzler von Frankreich unter Ludwig XV., geb. 1688 zu Paris, bekleidete seit 1710 die Stelle eines Raths am Parlament zu Paris, stieg 1743 zum ersten Präsidenten auf und erlangte eine gewisse Berühmtheit durch langen Streit mit dem Erzbischof Beaumont in Sachen der Hospitalverwaltung und der Jansenisten. Der Hof verbannte demzufolge 1751 das Parlament nach Pontoise und den Bischof nach Conflans, ohne daß die Ruhe hergestellt wurde. Endlich mußte M. 1757 auf Betrieb seiner eigenen Collegen die Präsidentschaft niederlegen. Der Hof erhob ihn indessen 1763 zum Vicekanzler, um durch ihn den Kanzler Lamoignon, welchen besonders die Pompadour haßte, vollends zu stürzen. Als endlich Lamoignon 1768 seine Entlassung genommen, erhielt M. die Kanzlerwürde, legte jedoch dieselbe sofort zu Gunsten seines Sohnes nieder. Er starb 1775. — Nicolas Charles Augustin de M., des vorigen Sohn, bekannt durch einen Streit mit dem Parlamente, geb. 1714 zu Paris, besaß mehr Kühnheit und Kenntnisse als sein Vater und erhielt zeitig die Stelle eines Parlamentsraths. Mit der Erhöhung des Vaters stieg er 1763 zum ersten Präsidenten, in welcher Eigenschaft er den Minister Choiseul (s. d.) zu gewinnen suchte. Nachdem er 1768 das Kanzleramt erhalten, verließ er seinen Gönner und betrieb, schon um seinen Vater zu rächen, mit dem Hofe die Demüthigung des Parlaments. Die Gelegenheit dazu gab ihm der Proceß des Herzogs von Aiguillon, der als früherer Gouverneur von Bretagne vom Parlament zu Rennes bei dem zu Paris wegen Ueberschreitung und Misbrauch der Amtsgewalt angeklagt worden war. M. ließ dem pariser Parlament in einem Lit de justice im Juni 1770 die Fortsetzung der Procedur verbieten; allein das Parlament kehrte sich daran nicht, sondern erklärte den Herzog 2. Juli aller Pairsrechte verlustig. Der König mußte nun auf Betrieb des Kanzlers in einem zweiten Lit de justice den Proceß cassiren und dem Parlamente im Nov. 1770 das Recht absprechen, sich der Einregistrirung der königl. Edicte zu widersetzen und mit den übrigen Parlamenten ein untheilbares Corps zu bilden. Das Parlament stellte hierauf seine richterlichen Functionen ein, und der Kampf steigerte sich mehr und mehr, als Choiseul zu Ende des Jahres gestürzt wurde und die Dubarri (s. d.) das berüchtigte Ministerium bildete, in welches auch der Herzog von Aiguillon trat. M. ließ in der Nacht vom 21. Jan. 1771 die Parlamentsglieder durch abgesendete Soldaten einzeln verhaften und verweisen und bildete am 23. aus dem Großen Rathe ein Interimsparlament; zugleich ernannte er für den Gerichtsbezirk von Paris sechs Obergerichte (Conseils souverains). Obschon die Prinzen, die Parlamente der Provinzen, die übrigen Gerichtshöfe gegen den Gewaltstreich protestirten, fuhr M. doch auf dem betretenen Wege fort, hob den Gerichtshof Châtelet auf und erklärte im April 1771 das Interimsparlament für ein ständiges, das er mit seinen Creaturen besetzte. Ebenso erfolgte die Auflösung des Parlaments zu

Rouen, und die Mitglieder der übrigen wurden größtentheils erneuert. Das Volk haßte bereits die Despotie des Hofs noch mehr als die Anmaßungen der Parlamente, und so gestaltete sich die Angelegenheit für Hof und Minister täglich drohender. Der Tod Ludwig's XV. (10. Mai 1774) machte endlich dieser Spannung ein Ende. M. wurde sogleich verbannt und das alte Parlament wiederhergestellt. Er starb vergessen zu Thuit 29. Juli 1792.

Maupertuis (Pierre Louis Moreau de), berühmter franz. Mathematiker, geb. zu St.-Malo 17. Juli 1698 von vornehmen Aeltern, zeigte frühzeitig Neigung für Mathematik und Kriegswissenschaften und nahm 1718 Kriegsdienste, die er nach einigen Jahren wieder aufgab, um sich den Studien widmen zu können. Er wurde 1723 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, ging später nach London und nachher nach Basel, wo er mit den Brüdern Bernoulli verkehrte. 1736 wurde er als Mann von Ruf und Talent an die Spitze der Akademiker gestellt, die Ludwig XV. nach Lappland schickte, um durch eine genaue Gradmessung in Verbindung mit einer zu gleicher Zeit in Peru ausgeführten die Gestalt der Erde zu bestimmen. Nachdem die Aufgabe unter größten Schwierigkeiten in einem Jahre glücklich gelöst worden, veröffentlichte M. darüber das treffliche Werk «De la figure de la terre, déterminée par les observations, etc.» (Par. 1738, mit Kupfern). 1740 folgte er einem Rufe Friedrich's II. nach Berlin, um die Präsidentenstelle bei der Akademie zu übernehmen. Er begleitete den König ins Feld und wurde in der Schlacht von Molwitz gefangen, in Wien jedoch vom Kaiser sehr ehrenvoll aufgenommen und ihm erlaubt, nach Berlin zurückzukehren. Als er nachher Frankreich wieder besuchte, hofften seine Freunde ihn daselbst festzuhalten. Aber er ging wieder nach Preußen, was er später vielfach bereute, da er bei allen Wohlthaten und dem Vertrauen, welches der König ihm schenkte, sich doch in Preußen nicht wohlbefinden konnte. Auch wurde er in mehrere Streitigkeiten verwickelt, vornehmlich über einen Aufsatz in den «Memoiren» der berliner Akademie (1746), die Gesetze der Bewegung und Ruhe nach dem metaphysischen Princip der kleinsten Wirkung betreffend, welchen König in Franeker angriff, indem er die Idee dazu Leibniz beilegte. Mehrere Schriften waren die Folge dieser literarischen Fehde, in die sich auch Voltaire mischte. Letzterer hatte mit M. in freundschaftlicher Verbindung gestanden und ihn als erhabenes Genie, als einen zweiten Archimedes gepriesen, verschrie ihn aber nunmehr als einen bizarren Kopf und unsinnigen Philosophen. Eine Brustkrankheit bewog M., 1756 nochmals nach Frankreich zu reisen. 1758 begab er sich nach Basel, wo er 27. Juli 1759 starb. Er war außerordentlich lebhaft im Verkehr, ungemein höflich, selbst einschmeichelnd und sprach mit Geist und Leichtigkeit. Doch eine zu empfindliche Eigenliebe, ein hitziger, herrischer Charakter und allzu eifriges Emporstreben schadeten ihm. Als Schriftsteller ist er geistreich, voll Feuer und Phantasie, aber oft auch gesucht, steif und paradox. Eine Sammlung seiner «Oeuvres» (4 Bde., Par. 1752) gab er selbst heraus.

Mauren, eins der die Berberei bewohnenden Völker, haben ihren Namen von den M. der Alten Welt, ohne deren echte Nachkommen zu sein. Jene alten M., welche als Urbewohner Mauritania (s. d.) bewohnten, waren wahrscheinlich mit den Numidiern eines Stammes und haben ihre unverfälschten Nachkommen in den Amazirghen (s. Berbern) des jetzigen Marokko. In den ebenern Küstengegenden des Landes waren sie wol schon in der vorhistor. Zeit mit Einwanderern orient. Stammes gemischt; noch mehr geschah dies, besonders in den Städten, mit den später angekommenen cultivirten Einwanderern und am meisten zuletzt mit den arab. Eroberern des Landes. Während nun die echten Nachkommen der alten M. im Gebirge diesen Namen im Mittelalter verloren und wol schon damals den der Amazirghen annahmen, blieb er dem hauptsächlich aus arab. und altmaur. Blut entsprossenen Mischlingsgeschlecht in den Städten und der Küstenebene Mauritaniens und ging von da aus auch auf die Städtebewohner der übrigen Berberei über, die ebenfalls aus einer Mischung der Ureinwohner mit den Arabern entsprungen waren. So versteht man gegenwärtig unter M. denjenigen Volksstamm der Berberei, welcher vorzugsweise die eingeborene Bevölkerung der Städte des Landes bildet. Die M. sind ein schöner Menschenschlag, mit edeln orient. Gesichtszügen, die den Ausdruck von Milde und Melancholie tragen. Von Charakter sind sie zwar sanft und umgänglicher als die Berbern und Beduinen, aber auch phlegmatisch, kraftlos und geistig stumpf und trotz ihres moslemischen Fanatismus feige, dabei grausam, wollüstig und hinterlistig, geizig und habsüchtig, wie alle Mohammedaner, und in den größern Städten sehr verdorben. Ein großer Theil von ihnen treibt Kramhandel und Kaffeewirthschaft; die übrigen sind meist Handwerker, Gärtner und Landbauer. Da die Araber, welche Spanien eroberten, aus Mauritanien herüberkamen und auch wol viel mit M. gemischt waren, so werden auch sie M. genannt und die Namen M., Araber und Sarazenen in der Geschichte Spaniens synonym gebraucht. Von ihnen stammen die Moriscos,

d. h. die M., welche nach ihrer Besiegung durch Ferdinand den Katholischen gegen Ende des 15. Jahrh. scheinbar das Christenthum annahmen und daher nicht mit ihren dem Islam treu bleibenden Stammgenossen aus Spanien vertrieben wurden. Sie lebten als fleißige, ruhige Unterthanen bis auf Philipp II., welcher ihre gründliche Bekehrung oder ihren Untergang beschloß. Seine Bedrückungen und Verfolgungen brachten sie 1568—70 zu einem bewaffneten Aufstande, nach dessen Dämpfung über 100000 derselben vertrieben wurden. Indeß blieben noch immer viele zurück, die trotz aller Verfolgungen den Glauben ihrer Väter im geheimen treu bewahrten. Erst Philipp III. gelang es 1609, sie aus Spanien gänzlich zu vertreiben. Etwa ½ Mill. Moriscos wanderte damals nach Nordafrika aus, wo sie sich aus Rache vorzüglich auf Seeraub gegen die Christen legten. Vgl. Rochau, «Die Moriscos in Spanien» (Lpz. 1853).

Maurepas (Jean Frédéric Phélypeaux, Graf von), Minister Ludwig's XV. und Ludwig's XVI. von Frankreich, geb. 9. Juli 1701, wurde noch als Kind in den Malteserorden aufgenommen. Sein Vater, Jérôme, Graf von M., versah das Amt eines Ministers und Staatssecretärs, das vermöge der Amtskäuflichkeit schon 170 J. in der Familie vererbt worden war, mußte aber 1715 abdanken und die Stelle dem 14jährigen Sohne überlassen. Der Marquis de Lavrillière, der Schwager des jungen Ministers, erhielt den Auftrag, denselben zu vertreten und in die Geschäfte einzuführen. Lavrillière starb 1725, und M. übernahm im Alter von 24 J. selbst sein Amt, das sich auf Paris, den Hof und das Seewesen erstreckte. Die Formen, in welche Ludwig XIV. die Verwaltung geschlagen, machten allerdings die Geschäfte leicht, sodaß weniger tüchtige Kenntnisse als eine gewisse Routine erforderlich war. M. zeigte sogleich alle Talente eines höfischen Ministers; er entwickelte Liebenswürdigkeit, Leichtfertigkeit und seltene Biegsamkeit. Doch erwarb er sich auch einige wirkliche Verdienste, indem er Seeschulen anlegte, die Häfen in Person besuchte und Mathematiker in den Dienst zog. Ueberhaupt unterstützte er die Gelehrten und Dichter und wollte nach der Mode seiner Zeit selbst als Schöngeist gelten. Als die Pompadour an den Hof kam, ließ er sich gegen dieselbe in kleine Intriguen ein, weil ihm diese niedrig geborene Frau die Ehre einer königl. Maitresse nicht zu verdienen schien. Unter anderm dichtete er auf ein Rosenbouquet, welches die Pompadour dem Könige an dessen Namenstage schenkte, ein sehr beißendes Epigramm, das bei Hofe die Runde machte. Ludwig XV. hatte den Herzog von Richelieu im Verdacht, es verfaßt zu haben; allein dieser bewies durch die Originalschrift, daß M. der Verfasser gewesen. Der Minister wurde sogleich vom Hofe verwiesen und lebte seit 1749 erst zu Bourges, dann zu Pontchartrain 25 J. hindurch in Ungnade. Als Ludwig XVI. den Thron bestieg, empfing M. ein Schreiben, das ihn zum ersten Minister ernannte. Nur von seiner Tante gewissermaßen gezwungen, hatte der junge König Zuflucht zu einem Manne genommen, der kein anderes Verdienst besaß, als daß er das Opfer der Pompadour gewesen. M. brachte in die schwierige Stellung nur die Leichtfertigkeit seiner Jugend mit, wählte aber Turgot, Malesherbes und Necker zu Collegen. Um sich und den König populär zu machen und das Volk zu beschwichtigen, stellte er das alte, von Maupeou (s. d.) aufgelöste Parlament her. Nicht nur die Parteigänger des königl. Despotismus, sondern auch viele freisinnige Männer misbilligten diesen Schritt, weil der Regierung daraus ein neues Hinderniß erwuchs, den versinkenden Staat zu reformiren. In der That brachen sich alsbald die Bestrebungen der Minister an dem Widerstande des Parlaments, das sogleich seine frühere Politik wieder aufnahm. M. war schwach genug, seine Genossen dem Parlamente zu opfern. Verhängnißvoller noch sollte für die Zukunft die auswärtige Politik sein, welche er verfolgte. Mit der Absicht, die brit. Macht zu demüthigen, mußte der König auf sein Andringen die nordamerik. Colonien im Kriege gegen das Mutterland unterstützen. M. erlebte den Ausgang des Kampfes nicht; er starb, sechs Monate nach Necker's Rücktritt, 21. Nov. 1781. Unter seinem Namen gab Soulavie «Mémoires» heraus, ein geistloses Machwerk, das wahrscheinlich untergeschoben ist.

Maurer (Georg Ludwig, Ritter von), ausgezeichneter deutscher Rechtsgelehrter und Staatsmann, geb. 2. Nov. 1790 zu Erpolsheim bei Dürkheim in der bair. Rheinpfalz, besuchte das Gymnasium zu Heidelberg und studirte daselbst 1808—11 die Rechte. Nachdem er von der jurist. Facultät das Doctordiplom erhalten, ging er 1812 nach Paris, wo er für Recht, Sitte und Verfassung des alten Germaniens gründliche Studien machte. Nach der Rückkehr im Juni 1814 wurde er wegen seiner genauen Kenntniß des franz. Rechts zuerst in Mainz, dann in Speier und Landau bei den Kreisgerichten als Substitut des Staatsprocurators verwendet. 1816 kam er als Substitut des Generalstaatsprocurators an das Appellationsgericht in Zweibrücken, 1817 wurde er Appellations- und Revisionsgerichtsrath und 1824 Staatsprocurator bei dem Bezirksgerichte zu Frankenthal. In dieser Zeit erschien seine von der Aka-

demie der Wissenschaften zu München mit dem ersten Preise gekrönte «Geschichte des altgerman. und namentlich altbair. mündlichen Gerichtsverfahrens» (Heidelb. 1824), welche 1826 seine Berufung an die Universität zu München für die Lehrfächer des deutschen Privatrechts, der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte sowie des franz. Rechts veranlaßte. Nachdem er 1829 den Ruf an Eichhorn's Stelle nach Göttingen abgelehnt, erhielt er den Titel eines Geh. Hofraths. Gleichzeitig wurde er ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften, noch in demselben Jahre Staatsrath und Anfang 1831 lebenslänglicher Reichsrath. Im folgenden Jahre ernannte ihn der König neben dem Grafen Armansperg (s. d.) und dem Generalmajor von Heidegger zum Mitglied der Regentschaft in Griechenland (s. d.). M. galt als politisch gleichgesinnter Freund des Regentschaftspräsidenten Armansperg und wirkte, obschon er sich sehr bald in seinen Ansichten über diesen getäuscht sah, in der neuen Laufbahn in der uneigennützigsten, für Griechenland überaus wohlthätigen Weise. Das größte Verdienst erwarb er sich durch Abfassung des Strafgesetzbuchs, des Gesetzbuchs für das Strafverfahren, der Gerichts- und Notariatsordnung und des Gesetzbuchs über das Civilverfahren. Als endlich die Regentschaft in offenen Zwiespalt gerathen, war es M., der in Uebereinstimmung mit Heidegger und Abel (s. d.) dem Präsidenten am entschiedensten entgegentrat. Deshalb mit Abel 31. Juli 1834 nach Baiern zurückberufen, ließ er zu seiner Rechtfertigung die Parteischrift «Das griech. Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834» (3 Bde., Heidelb. 1836) erscheinen. Nach dem Sturze des Ministeriums Abel im Febr. 1847 ward M. Minister des Aeußern und der Justiz und somit der einflußreichste Mann der neuen Verwaltung, des sog. Ministeriums der Morgenröthe. Aber auch dieses Cabinet, welches den Plan zu den mannichfaltigsten Reformen faßte, mußte 30. Nov. 1847 wieder abtreten und einem Ministerium Oettingen-Wallerstein Platz machen. Seitdem beschränkte M. seine Thätigkeit auf die Verhandlungen in dem Reichsrathe und auf wissenschaftliche Arbeiten, durch welche er sich für immer einen ehrenvollen Namen unter den Forschern auf dem Gebiete der deutschen Rechtsgeschichte gesichert hat. Von seinen Schriften aus der frühern Zeit seines Wirkens sind anzuführen: «Grundriß des deutschen Privatrechts» (Münch. 1828); «Ueber die bair. Städte und ihre Verfassung unter der röm. und fränk. Herrschaft» (Münch. 1829); «Ueber die deutsche Reichsterritorial- und Rechtsgeschichte» (Münch. 1830) und die Ausgabe des Stadt- und Landrechts Ruprecht's von Freysing (Stuttg. 1839), ein Beitrag zur Geschichte des «Schwabenspiegel». Hierzu kam in neuerer Zeit eine Reihe ebenso gründlicher als reichhaltiger monographischer Arbeiten: «Einleitung zu der Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung» (Münch. 1854); «Geschichte der Markenverfassung in Deutschland» (Erl. 1856); «Geschichte der Fronhöfe, der Bauerhöfe und der Hofverfassung in Deutschland» (4 Bde., Erl. 1862—63); «Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland» (Bd. 1 u. 2, Erl. 1865—66).

Maurer (Konrad), ein gelehrter Kenner der ältern german., insbesondere der skandinav. Volksrechte, Sohn des vorigen, geb. 1823 zu Frankenthal in der Rheinpfalz, erhielt seine Gymnasialbildung zu München und begann dann auf der Universität daselbst seine jurist. Studien, die er zu Leipzig unter Albrecht, dann zu Berlin unter J. Grimm, Richthofen und Homeyer fortsetzte, und die schon damals vorzugsweise dem german., insbesondere dem angelsächs. und nordischen Rechte zugewandt waren. Nach Beendigung seiner akademischen Studien wandte sich M. 1844 der jurist. Praxis zu, wurde aber bereits 1847 zum außerord. Professor an der Universität zu München, 1855 zum ord. Professor ernannt. Außer der gelehrten Doctordissertation «Ueber das Wesen des ältesten Adels der deutschen Stämme» (Münch. 1846) sind von seinen wissenschaftlichen Arbeiten besonders die Schriften über «Die Entstehung des isländ. Staats und seiner Verfassung» (Münch. 1852), über «Die Bekehrung des norweg. Stammes zum Christenthum» (2 Bde., Münch. 1855—56) und die Ausgabe der isländ. «Gullthórissaga» (Lpz. 1858) hervorzuheben, in denen er sich als einen der gründlichsten Kenner der Geschichte, Sprache und Literatur der ältern skandinav. Völker bekundet. Als Frucht einer Reise nach Island, die er 1858 unternahm, erschien die Sammlung «Isländ. Volkssagen der Gegenwart» (Lpz. 1860). Von M.'s kleinern Arbeiten verdienen besondere Erwähnung «Die Erörterungen über angelsächs. Rechtsverhältnisse» in Pözl's «Kritischer Ueberschau» (Bd. 1—3, Münch. 1853—56) und die Abhandlungen über den «Verfassungskampf Islands gegen Dänemark» in Sybel's «Histor. Zeitschrift» (Bd. 1 u. 2, Münch. 1859—60).

Mauritania oder Mauretania hieß im Alterthum ursprünglich der nordwestlichste, etwa dem jetzigen Sultanat Marokko entsprechende Theil Afrikas, benannt nach dem dort wohnenden Volke der Mauri oder Maurusii. (S. Mauren.) Im W. grenzte es an den Atlantischen

Ocean, im N. an das Mittelmeer, im S. an die Wüste, im O. wurde es durch den Fluß Muluchatti oder Molochath, den jetzigen Maluja oder Mulwia, von Numidien (s. d.) getrennt. Dieses eigentliche M. mit seinem Könige Bocchus, dem Schwiegervater des Jugurtha (s. d.), wurde erst im Jugurthinischen Kriege den Römern näher bekannt. Bocchus erhielt für die Auslieferung Jugurtha's das an M. angrenzende West-Numidien oder das Gebiet der Massäsylier ostwärts bis zum Küstenflusse Nasavath, dem jetzigen Adnse oder Semman, der in die Bucht von Budschia mündet, also fast das ganze frühere Reich des Syphax oder den bei weitem größten Theil des jetzigen Algier. Aber auch mit diesem so bedeutend erweiterten Reiche M. schalteten die Römer, wie mit Numidien ganz willkürlich. Die Fürsten des Landes aus der Dynastie des Bocchus, wie die numidischen, ergriffen in den röm. Bürgerkriegen Partei und herrschten je nach der Begünstigung der Sieger. Als der letzte Bocchus 32 v. Chr. gestorben war, gab Augustus M. an Juba II., statt seines väterlichen Reichs Numidien, welches seit dem Untergange Juba's I. im Kampfe mit Cäsar (46 v. Chr.) röm. Provinz geworden war. Zu Ehren des Augustus wurde Jol, die Hauptstadt des Reichs, jetzt Cäsarea genannt; sie ist das jetzige Scherschel. Auf Juba II. folgte sein Sohn Ptolemäus, den Kaiser Caligula 41 n. Chr. ermordete. Im J. 43 machte Kaiser Claudius M. zur röm. Provinz, deren Grenze jedoch noch weiter ostwärts vorgerückt wurde bis zum Küstenflusse Amphaga, d. i. dem jetzigen Wad-el-Kebir oder Rummel, der an Konstantine vorüberfließt und zwischen Dschidschelli (Igilgilis) und Collo mündet. Nachdem der Aufstand der westl. Mauri unter dem Freigelassenen Aedemon unterdrückt war, theilte Claudius M. in zwei durch den Molochath getrennte Provinzen: M. Tingitana im Westen, etwa das jetzige Marokko, mit der Hauptstadt Tingis, dem heutigen Tanger an der Meerenge von Gibraltar, und M. Caesariensis im Osten, den größten Theil des jetzigen Algier, mit der Hauptstadt Cäsarea (Scherschel). Jede der beiden Provinzen erhielt einen röm. Ritter zum Statthalter. Die letztere aber wurde später, wahrscheinlich unter den Kaisern Diocletian und Konstantin, selbst wieder in zwei Provinzen getheilt: der größere westl. Theil behielt den Namen Cäsariensis, der östliche dagegen, welcher vom Hafen Saldä (dem jetzigen Budschia) bis zum Amphaga reichte, hieß nun Provincia Sitifensis nach der innern Hauptstadt Sitifis, dem jetzigen Setif oder S'tif, 17 M. westlich von Konstantine. Diese beiden Provinzen standen unter dem zu Karthago residirenden allgemeinen Vicarius von Afrika. Die Civilverwaltung leitete nun statt des Procurators in jeder Provinz ein Präses. In militärischer Hinsicht stand Sitifensis unter dem allgemeinen Comes von Afrika, Cäsariensis aber unter einem besondern Dux. Die Provinz Tingitana wurde, wann ist unbekannt, ganz von Afrika abgerissen und zu Hispania geschlagen, wozu es auch noch zur Zeit der Westgothenherrschaft gehörte. Von Spanien aus eroberten seit 429 die Vandalen M., Numidien und Karthago. Ihnen entrissen diese Länder die Byzantiner 534, welche dieselben im 7. Jahrh. an die Araber verloren, die von Tingitana aus die Eroberung des westgoth. Spanien unternahmen.

Mauritiapalme (Mauritia flexuosa L.) ist der Name einer der prächtigsten, größten und nützlichsten Palmen Südamerikas. In den Sumpfniederungen am Orinoco- und Amazonenstrom einheimisch, erheben sich dort ihre grauen, glatten Stämme, dicht nebeneinander stehend, gleich Palissaden einer Riesenfestung bis zu einer Höhe von 150 F. Die fächerförmigen Blätter der riesigen Krone halten 5 F. im Durchmesser und stehen auf bis 10 F. langen Stielen. Die Blüten- und Fruchtkolben sind 6—10 F. lang. Die beschuppten, rothen, tannenzapfenartigen Früchte schmecken ähnlich wie Aepfel und bieten eine sehr gesunde und nahrhafte Speise. Die Fasern der Blätter können zu allerhand Geflecht benutzt werden, und der Saft gibt einen süßen, berauschenden Wein, das Mark des Stammes ein vortreffliches nahrhaftes Mehl. Diese prachtvolle Palme ist zugleich das Palladium der Unabhängigkeit der Guarauni-Indianer an der Mündung des Orinoco, welche in den Mauritiawäldern auf diesen Bäumen gleich Affen wohnen, indem sie deren Stämme hoch über dem Boden mit Seilen verbinden, auf denselben Matten befestigen, diese mit Erde bedecken und auf solchen schwebenden Fundamenten ihre kleinen Hütten bauen. Alles, was sie zum Bau ihrer Wohnungen, zu ihrer Kleidung und Nahrung bedürfen, liefert ihnen die Palme, auf der sie wohnen.

Mauritius, bei den Franzosen Isle-de-France, eine engl., zu den Mascarenhas gehörige Insel, östlich von Madagaskar und $17\frac{1}{2}$ M. nordöstlich von Bourbon (s. d.), unter 75° östl. L. und 20° südl. Br. gelegen und wegen ihrer vielfachen Vorzüge oft, wie Madagaskar, die Königin unter den Inseln des Indischen Ocean genannt, hat eine elliptische Gestalt, ein Areal von 284018 Acres oder 20,37 Q.-M. (mit den Sechellen und Dependenzen von 33,30 Q.-M.) und durchaus vulkanische Natur. Von ihren meist schroffen Küstenrändern steigt sie

höchst malerisch überall nach dem Innern auf, wo sich nebst ausgedehnten Tafelflächen vier bewaldete, durchschnittlich 2000 F. hohe und nur auf den Gipfeln nackte Gebirgsketten erheben, die einen uralten, völlig erloschenen und mit Wald bedeckten Krater, einen der größten der Erde, umschließen. Die höchsten Bergspitzen sind der Piton de la Montagne noire von 2717, der pittoreske Peter-Botte oder Pittre-Booth von 2691 und der Piton du Pouce von 2665 F. Höhe. Außer dem festen Basalt, der Hauptmasse der Insel, erscheint häufig poröse Lava. Die Küstenränder bestehen zum Theil aus Korallenkalk, der dieselben auch in $^1/_4$ stündiger Entfernung in Gestalt eines Kranzes von Korallenbänken umgibt. M. ist außerordentlich wasserreich, indem aus dem Innern, wo sich mehrere ziemlich große Seen befinden, nicht weniger als 100 Bäche dem Meere zufließen, die freilich größtentheils im Sommer austrocknen. Das Klima ist zwar tropisch, aber sehr mild und gesund. Nur die furchtbaren Wirbelwinde, von denen die Insel zu zeiten heimgesucht wird, sind eine Plage. Namentlich richteten die Orkane des 1. März 1818 und des 23. Febr. 1824 furchtbare Verheerungen an. Der Boden ist ungemein fruchtbar. Neben den europ. Gewächsen gedeihen die von den Inseln des Ostindischen Archipels eingeführten tropischen, wie Zimmt, Gewürznelken, Muskatbäume, Indigo, Baumwolle, 13 Arten Bananen, Pfeffer, Brotbäume, Manioc, Ananas und vorzüglich Zuckerrohr, dessen Anbau in neuerer Zeit fast alles Culturland in Anspruch genommen hat, sodaß M. bisher Schlachtvieh und Reis einführen mußte. 1856 hatte M. angebautes Land 122586 Acres, Wälder 56492, Weideland 43425, uncultivirtes Land 61515. Von dem Culturboden waren mit Zucker 103000, mit Mais 7800, mit Manioc 5820, mit Früchten und Gemüse 5526, mit Kartoffeln 396, mit Kaffee nur 65 Acres bebaut. Der reichlich verwendete Guano verwandelt unfruchtbare Strecken in unglaublich fruchtbare Zuckerfelder. Die Zahl der Bevölkerung, welche seit 1817 bis zur Sklavenemancipation 1838 in beständiger Abnahme war, ist in lebhaftem Fortschreiten begriffen, infolge der Einführung von Kulis. Sie belief sich 1851 auf 183506, 1856 auf 233840 (darunter 136018 Kulis), 1857 auf 239606 (darunter 142234 Kulis) und 1860 auf 313462 (ohne Militär und Marine 310050) und mit Einschluß der Dependenzen auf 322517 E. Im J. 1857 wurde die Auswanderung aus den ostind. Präsidentschaften verboten. Es wandten sich daher die Colonisten auf M. zur Erlangung von Arbeitern nach China, und 1864 belief sich die Zahl der Einwanderer von dorther auf 7577. So besteht denn die farbige Bevölkerung hauptsächlich aus vier Stämmen: aus Chinesen, Indern (nebst Ceylonesen), rohen Mozambique-Negern und aus Madegassen, welche den besten Theil bilden und vielfach als Kaufleute, Kleinhändler und Hausbediente ihren Erwerb finden. Die Kulis bearbeiten ausschließlich die Zuckerfelder, die freigelassenen Neger, welche diese Arbeit als entwürdigend ansehen, betreiben meist Kleinhandel. Die ansässigen Weißen, 1860 nur 2850 an der Zahl, sind fast durchweg franz. Abkunft, lebhaft, thätig und intelligent. Die Hauptindustrie von M. besteht in der Bodencultur und dem Handel, welcher durch die günstige Lage und gute Häfen sehr gefördert wird. Das Hauptstapelproduct ist Zucker, der in England sehr beliebt ist. Seit der Tarifverminderung in England hat die Production und Ausfuhr dieses Artikels außerordentlich zugenommen. 1863 wurden 274,248446 Pfd. Zucker im Werthe von 2,455790 Pfd. St., dagegen 1864 nur 233,971896 Pfd., aber im Werthe von 2,722378 Pfd. St. exportirt. In dem Zeitraum von 1847—63 ist die Gesammtausfuhr von 1,622493 auf 2,720098 Pfd. St., die Gesammteinfuhr von 1,143080 auf 2,540605 Pfd. St. gestiegen, und jederzeit stellte sich ein bedeutender Ueberschuß zum Besten der Insel heraus. Dieselbe unterhält außer mit England Handelsverbindungen mit den wichtigsten Häfen des Indischen Oceans, und in regelmäßigem Dampfbootverkehr steht sie mit Bourbon, Capstadt, Aden und über Point de Galle (Ceylon) mit Madras. 1863 betrug der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe auf M. nebst Dependenzen 611270 Tons. Die Seefischerei beschäftigt bei M. wie auf den Sechellen viele Schiffe; 1858 gab es dort 361, hier 186 Fischerei-Etablissements. Die Religion auf M. ist vorherrschend katholisch, mit einem Bischof; die franz. Sprache ist die ausschließliche in der Administration und Justiz; auch steht das franz. Civilgesetzbuch in Kraft. Für den Unterricht und die Wissenschaft ist hinlänglich gesorgt; 1860 zählte man 41 öffentliche Schulen mit 3115 Schülern. Die öffentlichen Jahreseinnahmen sind von 1846—64 von 321358 auf 640278, die Ausgaben von 265143 auf 604490 Pfd. St. gestiegen. Unter dem Gouverneur von M., dem noch ein legislatives Conseil zur Seite, stehen die etwa 60 M. östlich gelegene, sehr fruchtbare und gesunde Insel Rodriguez, die Sechellen (s. d.) mit 7486 E. nebst den unbewohnten Amiranten (s. d.) im N., die Chagos- oder Tschagos-Inseln im NO. (südlich von den Malediven), und die Eilande St.-Paul und Neu-Amsterdam im SO., zusammen mit 1569 E., sodaß (1860) auf diese Dependenzen von M., im Umfang von 12,43 Q.-M., nur

9055 Seelen kommen. M. hat zwölf Districte und zwei Städte. Die Hauptstadt Port-Louis, in schöner Lage auf der Nordwestseite, an einer großen, von Basaltbergen umschlossenen Bai gelegen und wohlgebaut, Sitz des Gouverneurs, des anglik. und kath. Bischofs, der Handelskammer und des Appellationshofs, hat 30000 E., eine starke Citadelle, ein Theater, eine Kathedrale, ein sehr gutes Gymnasium (Collége-Royal), mehrere Missionsschulen, eine Thierarzneischule, eine öffentliche Bibliothek, eine Buchhandlung, zwei Buchdruckereien und zwei gelehrte Gesellschaften. Die Stadt ist mit ihrem Freihafen der Hauptsitz des Handels und ein wichtiger Stapelplatz zwischen Ostindien und Ostafrika. Nur $1\frac{1}{2}$ M. entfernt liegt der schöne Botanische Garten von Pompelmousses. Die Stadt Mahébourg mit 9000 E. liegt auf der Südostseite, an der durch ein Korallenriff gesicherten Bucht Grand-Port. Die Insel M. wurde nebst den übrigen Mascarenhasinseln 1505 durch den Portugiesen Pet. Mascarenhas entdeckt und gehörte bis 1598 den Portugiesen, von da an den Holländern, die sie nach dem Prinzen Maurits benannten. Nachdem die Holländer die Insel 1703 verlassen, wurde sie 1715 von den Franzosen besetzt und Isle-de-France genannt. 1810 eroberten sie die Engländer, die ihr den alten Namen wiedergaben und sie im Pariser Frieden von 1814 behaupteten. Auf Isle-de-France spielt «Paul und Virginie» von Bernardin de St.-Pierre, und noch jetzt knüpfen sich an diese Erzählung mancherlei Localsagen. Vgl. Flemyng, «M. or the Isle de France» (Lond. 1862).

Maurokordatos, eine berühmte Fanariotenfamilie, welche ihren Ursprung von dem genuesischen Geschlecht Scarlati herleitet. — Alexander M. (geb. um 1636, gest. 1709) studirte in Rom und Padua Medicin, ward Leibarzt des türk. Sultans und 1681 erster Dragoman der Hohen Pforte, in welcher Stellung er sich um die Griechen sehr verdient machte. So sicherte er unter anderm der griech. Kirche ihre Ansprüche auf das Heilige Grab gegen die Anforderungen der Lateiner. Auch zeigte er sich in Wien und bei der Friedensverhandlung zu Carlovicz 1699 als klugen und gewandten Diplomaten. — Sein Sohn, Johann Nikolaus M., gleichfalls Pfortendolmetscher, wurde 1709 Hospodar der Moldau und später in gleicher Eigenschaft nach der Walachei versetzt, wo er 1730 starb. — Sein Bruder, Konstantin M., war erster Hospodar der Walachei von 1735—61. — Alexander M., des letztern Sohn, lebte zu Therapia in der Zurückgezogenheit und beschäftigte sich mit gelehrten Studien, ward aber beim Ausbruche des griech. Aufstandes 1821 von den Türken ermordet. — Sein gleichnamiger Sohn, Alexander M., geb. 15. Febr. 1791 zu Konstantinopel, rächte den Vater als griech. Freiheitskämpfer. Er folgte früh seinem Oheim, dem Hospodar Karadja, nach der Walachei und später ins Ausland. 1821 eilte er nach Griechenland zurück und wirkte sowol im Felde wie in der Nationalversammlung und Regierung kräftig. Namentlich errang er im nordwestl. Griechenland große Erfolge, wo er auch großen Einfluß übte. M. galt neben Peter Mauromichalis (s. d.) als hervorragendster Führer der bürgerlichen Primaten, welche den Palikarenhäuptlingen unter Kolokotronis (s. d.) gegenüberstanden, und ihr Zwiespalt schadete wiederholt der Nationalsache. Während der Präsidentschaft des Grafen Kapodistrias gehörte M. der Opposition an. Unter der Regierung des Königs Otto war er mehrmals Minister, auch Gesandter an den Höfen zu München, Berlin, London, Konstantinopel und zuletzt in Paris (1850—54). Als während des Orientskriegs die Westmächte den Piräus occupirten, wurde er aus Paris nach Athen zurückberufen. Er bildete hier ein neues, westmächtlich gesinntes Ministerium, welches aber schon nach Jahresfrist im Oct. 1855 infolge einer Hofintrigne wieder zurücktreten mußte. M. starb 18. Aug. 1865 zu Aegina.

Mauromichalis ist der Name einer berühmten Mainottenfamilie. — Georg M. war bei dem Aufstande in Morea von 1770 einer der hervorragendsten Mainottenhäuptlinge. — Peter M., gewöhnlich Pietro-Bei, bekannt als griech. Freiheitskämpfer, geb. um 1775, war 1816 Bei des Bezirks Maina. Er schloß sich damals der Hetärie an und begann im März 1821 in Morea den Kampf gegen die Türken. Anfangs im besten Einverständniß mit Kolokotronis (s. d.), veruneinigte er sich alsbald mit diesem und hielt sich dann zu Maurokordatos (s. d.) und der Partei der bürgerlichen Primaten. Mit denselben nahm er später theil an der Opposition gegen die Präsidentschaft des Grafen Kapodistrias (s. d.), weshalb er 1830 in Nauplia gefangen gesetzt wurde. Zwei Verwandte Peter's, sein Bruder Konstantin und sein Sohn Georg, nahmen dafür Rache, indem sie Kapodistrias auf offener Straße in Nauplia 9. Oct. 1831 ermordeten. Konstantin ward sogleich von der Wache niedergehauen, Georg 22. Oct. kriegsrechtlich erschossen. Peter erhielt erst 1832 seine Freiheit wieder. Er ward vom König Otto wiederholt ausgezeichnet und starb 29. Jan. 1848. — Ein zweiter Bruder Peter's, Elias M., und ein zweiter Sohn desselben, Kyriakulis, fielen im Kampfe gegen die Türken. Ein dritter Sohn, Anastasios, ward General und mehrmals Minister des Königs Otto.

Maury (Louis Ferdinand Alfred), franz. Gelehrter, geb. 23. März 1817 zu Meaux, bestimmte sich nach dem Wunsche seines Vaters zum praktischen Mathematiker und machte in Paris Vorstudien für die Polytechnische Schule, folgte aber seit 1836 seinem natürlichen Hange zu den eigentlichen Facultätswissenschaften und betrieb verschiedene Literaturfächer. Obschon vorzugsweise mit Archäologie und Philologie beschäftigt, ließ er sich durch seine Wißbegierde von einer zur andern Wissenschaft hinziehen und studirte zugleich Medicin, Jurisprudenz und Naturgeschichte. 1840 bei der großen pariser Bibliothek angestellt, wurde er 1844 Unterbibliothekar des Instituts, 1857 Mitglied der Akademie der Inschriften, 1860 kaiserl. Hofbibliothekar der Tuilerien und 1862 Professor der Geschichte am Collége de France. Auch zeigte er sich als thätiger und arbeitsamer Schriftsteller von genauen und vielfältigen gelehrten Kenntnissen. Unter seinen verschiedenen Schriften sind insbesondere hervorzuheben: «Essai sur les légendes pieuses du moyen âge» (Par. 1843); «Histoire des grandes forêts de la Gaule» (Par. 1850); «La terre et l'homme» (Par. 1860), eine Art Uebersicht der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Länder-, Völker- und Sprachenkunde; ferner «Histoire des religions de la Grèce antique» (Bd. 1—3, Par. 1857—60), als die erste Abtheilung einer «Histoire du polythéisme gréco-romain», welche sich zu M.'s Hauptwerk gestalten soll.

Maury (Jean Siffrein), Cardinal, einer der ausgezeichnetsten geistlichen und polit. Redner Frankreichs, geb. 26. Juni 1746 zu Valréas in der Grafschaft Venaissin als der Sohn eines armen Schuhmachers, trat, nachdem er seine Studien glänzend beendet, in den geistlichen Stand und ging dann in seinem 19. J. nach Paris. Hier erhielt er in einem Privathause die Stelle eines Hofmeisters, verschaffte sich aber alsbald durch sein «Éloge funèbre du Dauphin» (1766), «Éloge de Stanislas» und «Éloge de Charles V» solche Beachtung, daß er einer der königl. Cabinetsprediger, Prior von Lions und Abt von Frenade wurde. Sein «Panégyrique de St.-Vincent de Paule», der «Panégyrique de St.-Louis», «Panégyrique de St.-Augustin» (1775) und seine «Discours choisis sur divers sujets de religion et de littérature» eröffneten ihm 1785 die Französ. Akademie. Als Deputirter der Geistlichkeit von Péronne 1789 in die Nationalversammlung gewählt, bewies er sich als Widersacher Necker's und der neuen Staatstheorie. Mirabeau fand in ihm seinen gewichtigsten Gegner und der Klerus den tüchtigsten Vertreter. Schon im Beginn widersetzte er sich der Vereinigung der drei Stände, und als diese dennoch bewirkt wurde, verließ er Versailles. In Péronne verhaftet, wurde er auf Befehl der Nationalversammlung freigelassen und erschien wieder in derselben. Er war es, der 13. und 30. Oct. sich am entschiedensten der Maßregel widersetzte, welche die Güter des Klerus zur Disposition der Nation stellte und dieser dagegen die Cultuskosten übertrug. Am 19. Juni sprach er gegen die Aufhebung der Adelsprivilegien, und 10. Juli lehnte er sich mit Ungestüm gegen die Einverleibung von Avignon auf. Der Verlauf der Revolution zwang ihn zur Auswanderung nach Rom. Der Papst gab ihm den bischöfl. Titel und schickte ihn als apostolischen Nuntius zur Krönung Franz' II. nach Frankfurt, ernannte ihn 1794 zum Bischof von Nicäa in partibus und 21. Febr. 1798 zum Cardinal. Als die franz. Heere sich Rom näherten, flüchtete er nach Toscana, dann nach Venedig. Endlich begab er sich nach Rußland, kehrte aber bald in der Eigenschaft als Gesandter Ludwig's XVIII. zum Papste zurück. Das Verlangen, nach seinem Vaterlande zurückzukehren, erklärt seine plötzliche Annäherung an Napoleon. Indeß erhielt er erst 1806 eine förmliche Autorisation, nach Frankreich zurückzukehren, worauf ihn Napoleon zum franz. Cardinal und Almosenier bei seinem Bruder Hieronymus ernannte. 1810 nahm er vom Kaiser, welcher sich mit Fesch überworfen hatte, die Ernennung zum Erzbischof von Paris an, mußte aber, da der Papst diese Promotion nicht genehmigt, mit Eintritt der Restauration seinen Sitz verlassen. Er wendete sich wieder nach Rom, wo er ein halbes Jahr auf der Engelsburg gefangen saß. Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt, wurde er durch eine Pension aus dem päpstl. Schatze entschädigt. Er starb zu Rom 11. Mai 1817. Zu seinen besten Leistungen gehört der «Essai sur l'éloquence de la chaire» (2 Bde., Par. 1810 u. öfter). Seine «Oeuvres choisies» (5 Bde., Par. 1827) enthalten auch seine Reden in der Nationalversammlung. Vgl. seines Neffen L. S. Maury «Vie du cardinal M.» (Par. 1827); Poujoulat, «Le cardinal M.» (Par. 1855).

Maury (Juan Maria), ausgezeichneter span. Dichter und Kritiker, geb. zu Malaga, wo sein Vater ein angesehener Kaufmann war, kam frühzeitig nach Frankreich, um dort seine Studien zu beginnen, und vollendete seine Bildung in England. Nachdem er auch Italien besucht, ließ er sich in Paris nieder. Sein episches Gedicht «La agresion británica» (Madr. 1806) zeichnete sich durch sorgfältigen Versbau und schöne Sprache aus. Europäischen Ruf aber erwarb er sich durch «Espagne poétique» (2 Bde., Par. 1826—27), eine Sammlung der span.

Lyriker von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, mit metrischen franz. Uebersetzungen und biographisch-kritischen Abhandlungen. Er zeigte sich hierin als einen feinen Kenner der span. Poesie, geschmackvollen, geistreichen Kritiker und so gewandten Uebersetzer, daß die Franzosen selbst seine correcten und eleganten Verse bewunderten. Erst nach langem Zwischenraume ließ er wieder ein eigenes größeres Gedicht, das romantische Rittergedicht «Asvero y Almedora» (Par. 1840), erscheinen, worin er Tasso und Ariosto nachstrebte und wenigstens in technischer Meisterschaft, in Vollendung des Versbaues und Schönheit der Diction fast erreicht hat. Seine kleinern Gedichte und vermischten Aufsätze sammelte er in den «Poesias castellanas» (3 Bde., Valencia 1845). M. starb zu Paris 2. Oct. 1845.

Maury (Matthew Fontaine), berühmter amerik. Seemann und Physiker, wurde 14. Jan. 1806 in Spottsylvania im Staate Virginien geboren und folgte seinem Vater schon als Kind nach Tennessee, wo er eine gute Erziehung genoß. 1824 trat er als Midshipman in die Marine der Vereinigten Staaten, machte seine erste Seereise auf der Fregatte Brandywine nach dem Mittelländischen Meere und diente dann auf den Schiffen Vincennes, Potomac und Falmouth im Atlantischen und Stillen Ocean. Auf einer dieser Fahrten wurde seine Aufmerksamkeit auf die Anomalien im Stande des Barometers am Cap-Hoorn gelenkt, über welche er Beobachtungen anstellte, die 1831 in das «American Journal of Arts and Sciences» aufgenommen wurden. Demnächst erschien 1835 ein von ihm ausgearbeitetes Lehrbuch der Nautik, worauf er zum Astronomen bei der nach der Südsee bestimmten Entdeckungsexpedition ernannt wurde, die jedoch damals nicht zu Stande kam. 1839 veröffentlichte er in dem «Southern Literary Messenger» einen Aufsatz über die Schiffahrt in den südl. Gewässern, in welchem er die ersten Andeutungen über die Mittel gab, die Fahrt nach der südl. Hemisphäre durch genauere Beobachtung und Benutzung der Winde und Strömungen abzukürzen. Bald darauf hatte er das Unglück, auf der Reise von Tennessee nach Neuyork das Bein zu brechen, und trotz einer langwierigen Cur blieb er lahm und mußte deshalb dem activen Flottendienst entsagen. Die Regierung ernannte ihn zum Director des Archivs der Seekarten in Washington, mit welchem in der Folge ein Hydrographisches Bureau und ein Nautisches Observatorium verbunden wurden, in deren Leitung M. die ersprießlichste Thätigkeit entwickelte. 1845 begann er die Herausgabe seiner «Wind and current charts», denen sich die «Sailing directions» anschlossen, in welchen er eine neue Route nach dem Süden vorschlug, die nicht allein von seinen Landsleuten, sondern nach und nach auch von den übrigen seefahrenden Nationen Europas angenommen wurde. Zu den fernern Arbeiten M.'s gehören die Beobachtungen über das System der Passatwinde im Atlantischen Meere, über die Grenze der Aequatorialstillen in den verschiedenen Jahreszeiten, über die Verzweigungen, Grenzen und andern Erscheinungen des Golfstroms, über die merkwürdigen Strömungen im Indischen Meere, an den Ufern Chinas und an der Nordwestküste Amerikas. Die Ergebnisse dieser Forschungen sind in der «Physical geography of the sea» (Neuyork 1856 u. öfter; deutsch von Böttger, 2. Aufl., Lpz. 1859) und andern Publicationen niedergelegt. Von den «Sailing directions» erschien 1859 die achte Auflage, zu deren Vervollständigung die von M. herausgegebenen «Nautical monographs» (Washington 1859—61) dienen. Ueberhaupt kann man sagen, daß nicht ein einziger Zweig der physischen Geographie und Meteorologie in seinen Untersuchungen unberücksichtigt blieb, die nach dem Ausspruche Humboldt's eine neue wissenschaftliche Disciplin bilden, welche von M. selbst die nautische Meteorologie genannt wird. Von der Regierung der Vereinigten Staaten wurde er in dieser Thätigkeit auf das freigebigste unterstützt, und außerdem empfing er von England, Frankreich, Rußland, Oesterreich, Preußen und andern Staaten Medaillen und Ehrengeschenke als Anerkennung seiner um den Handel und die Schiffahrt erworbenen Verdienste. Auf seinen Vorschlag fand im Aug. 1853 ein Congreß der Seemächte in Brüssel statt, in welchem die Annahme eines gleichförmigen Systems der nautischen Beobachtung beschlossen wurde. Nach dem Ausbruche des Bürgerkriegs im Frühjahr 1861 verließ M. als Südländer sein Amt in Washington, um in die Dienste der Conföderirten zu treten, die ihm die Organisation der Küstenwehr übertrugen. Er machte während dieser Zeit eine Reise nach England, wo er mit Auszeichnung aufgenommen wurde. Nach Beendigung des Bürgerkriegs wandte er sich nach Mexico, von da, enttäuscht, wieder nach London.

Maus (Mus) ist eine bekannte, artenreiche, zu den Nagethieren gehörende Säugethiergattung, von welcher mehrere Arten durch starke Vermehrung und große Gefräßigkeit den Menschen schädlich werden. Sie haben eine zugespitzte Schnauze, einen mittellangen oder sehr langen, mit Schuppenringen besetzten, selten haarigen Schwanz, vierzehige Vorderfüße mit Daumenwarze und fünfzehige Hinterfüße und entbehren der Backentaschen. Hierher gehören die größern

Ratten (s. d.) und die eigentlichen Mäuse. Die Hausmaus (M. musculus), ursprünglich in Europa einheimisch, jetzt aber über die ganze Erde verbreitet, lebt stets nur bei dem Menschen und wird niemals außer dessen Behausung angetroffen. Sie ist mäusegrau, unten heller, $2\frac{1}{2}$—3 Zoll lang und hat einen Schwanz von fast gleicher Länge. Durch ihre Naschhaftigkeit, Lüsternheit und muthwilliges Zernagen wird sie bei ihrer großen Vermehrung dem Menschen sehr lästig. Das Weibchen wirft in einem Sommer fünf- bis sechsmal 4—6 Junge, welche bereits nach 14 Tagen für sich selbst sorgen. Kakerlaken oder Albinos sind unter ihnen nicht selten, und solche weiße Mäuse mit rothen Augen werden zuweilen als zahme Zimmerthiere gehalten. Katzen und Igel sind ihre gefährlichsten Feinde. Die Waldmaus (M. sylvaticus), welche in Europa ebenso verbreitet ist als die Hausmaus, hält sich mehr in Wäldern auf, besucht aber des Nachts Gärten und Pflanzungen, zernagt die Rinde junger Baumsetzlinge oder frißt ihre Blattknospen, gräbt frischgesäete Eicheln, Bohnen und Erbsen und beißt den Keim ab. In manchen Jahren vermehrt sie sich zu ungeheuern Scharen, welche sich über die Felder verbreiten und noch weit mehr Getreide zerstören, als sie zur Nahrung brauchen. Dann sind vorzüglich Eulen zu ihrer Vertilgung sehr thätig. Diese M. ist bräunlichgrau, unten stark abgesetzt weiß, ohne den 4 Zoll langen Schwanz $4\frac{1}{2}$ Zoll lang und frei von dem unangenehmen Geruche der übrigen Mäuse. Sie läßt sich gleichfalls zähmen. Die Brandmaus (M. agrarius), welche vorzugsweise in Rußland heimisch, aber auch in manchen Gegenden Deutschlands nicht selten ist, wie z. B. in Thüringen, wo sie hauptsächlich die Erbsenfelder besucht, bezieht im Winter die Scheunen. Sie ist lebhaft rostbraun, den Rücken entlang mit dunklern Streifen gezeichnet und ohne den $2\frac{1}{2}$ Zoll langen Schwanz $3\frac{1}{2}$ Zoll lang. Zu den kleinsten Säugethieren gehört die Zwergmaus (M. minutus), welche in Rußland und Sibirien sehr gemein, aber auch im mittlern Deutschland vorhanden, jedoch daselbst nicht sehr häufig ist. Sie wiegt ungefähr $\frac{1}{2}$ Quentchen, ist oben rostroth, unten weiß und hat kurze, abgerundete Ohren und einen Schwanz von halber Leibeslänge. Ihr fast kugelrundes, aus Rispen und zerschlitzten Grasblättern gefertigtes Nest hängt sie zwischen den Kornhalmen auf. Die Feldmaus und Schermaus gehören einer besondern Gattung, Wühlmaus (s. d.), an.

Mäusedarm, s. Ruscus.

Mauser, Mauserung nennt man im weitern Sinne einen im Lebensproceß der Thiere sehr wichtigen Act, wobei dieselben abgenutzte veraltete Gewebsbestandtheile (Zellen und aus Zellen hervorgegangene Gebilde) von sich ablösen und nach außen hin abstoßen. Im engern Sinne bezieht man das Wort einzig auf die Vögel, welche besonders im Frühjahre, theilweise auch im Herbst die abgenutzten Federn abwerfen und mit neuen, häufig von ganz verschiedenen Farben und Zeichnungen, ersetzen. Das Hären der Säugethiere, das Häuten der Schlangen, Insekten u. s. w. ist derselbe Proceß, der sich bei allen Oberhautgebilden der Innen- und Außenfläche, die aus Zellen bestehen, wiederholt, wodurch diese, die sog. Epithelien, von Zeit zu Zeit, und zwar meist periodisch, erneuert werden.

Mäusethurm, bei Bingen am Rhein, bekannt durch die Sage, welche sich an den Erzbischof von Mainz, Hatto II. (s. d.), knüpft, wurde erst zu Anfange des 13. Jahrh. des Zolls wegen angelegt und 1635 durch die Schweden zerstört. Auf Kosten der preuß. Regierung vor dem völligen Einsturz bewahrt und seit 1856 wieder völlig hergestellt, dient er auch gegenwärtig wieder zur Warte, um den Schiffern Signale zu geben.

Mausolēum (griech. Mausolleion) hieß ursprünglich das Grabmal, welches dem Könige Mausolus von Karien (gest. 353 oder 351 v. Chr.) dessen Gemahlin Artemisia zu Halikarnaß errichten ließ. Dasselbe, erst nach dem Tode der Königin vollendet und seiner Pracht wegen unter die sog. Sieben Wunderwerke der Welt gerechnet, hatte eine Höhe von 140 F. Auf einem massiven viereckigen Unterbau von 415 F. im Umfange erhob sich ein tempelartiger Bau mit 9 mal 11 ionischen Säulen; das Dach desselben bildete eine Pyramide von 24 Stufen; oben darauf stand eine Quadriga mit der Kolossalstatue des Mausollos und einer die Rosse lenkenden Göttin. Die Baumeister waren Satyros und Pythios, die Bildhauer, welche das Bauwerk mit mehrern Friesen in Relief (von einem derselben, der Amazonenkämpfe darstellt, sind uns noch zahlreiche Stücke erhalten) schmückten, Bryaxis, Leochares, Skopas und Timotheos. Unter den röm. Mausoleen, wie nachmals alle prächtigen Grabmäler genannt wurden, zeichnete sich das des Augustus auf dem Marsfelde aus, ein Rundbau, in mehrern kolossalen Absätzen emporsteigend. Die Absätze bildeten Terrassen mit Baumpflanzungen; auf dem Gipfel stand die Statue des Augustus. Ferner ist das M. des Hadrian zu nennen, ebenfalls ein über einem quadraten Unterbau von 320 F. Breite in mehrern Absätzen aufsteigender Rundbau; obenauf

eine riesige Quadriga mit der Statue Hadrian's. Die untern Theile bilden die heutige Engelsburg. Aus späterer Zeit ist das M. des Theodorich zu Ravenna bemerkenswerth (die heutige Kirche Sta.-Maria della Rotonda). Es war eine innen runde, außerhalb zehneckige Kapelle, mit einer flachen Kuppel bedeckt. Im 17. Jahrh. ließen viele fürstl. Personen sich kleine Mausoleen bauen. Von neuern Gebäuden derart sind hervorzuheben: das M. des Fürsten von Thurn und Taxis zu Regensburg; das M. der Königin Luise und ihres Gemahls König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen zu Charlottenburg, ein einfacher dorischer Bau (von Schinkel), sehr edel in seinen Verhältnissen. Nach ihm wurde von Laves das M. der Königin von Hannover ausgeführt.

Mauth, s. Zoll.

Mauvillon (Jak.), ein Vertreter des Physiokratischen Systems (s. d.), auch als militärischer Schriftsteller und als Uebersetzer bekannt, geb. zu Leipzig 8. März 1743, kam 1756 nach Braunschweig, wo sein Vater als Professor der griech. Sprache am Carolinum angestellt wurde. Er sollte die Rechte studiren, interessirte sich aber mehr für Sprachstudium, Zeichnen und Mathematik und hegte, obgleich schwächlich und verwachsen, viel Neigung für den Militärstand, weshalb er auch im Siebenjährigen Kriege als Ingenieur in hannov. Dienste trat. Nach dem Frieden nahm er seinen Abschied und ging auf seines Vaters Wunsch nach Leipzig, um sich dort der Jurisprudenz zu widmen, was er jedoch bald aufgab. Er wurde 1766 Collaborator an der Schule zu Ilefeld, dann Lehrer der Kriegsbaukunst in Kassel und Hauptmann. 1785 trat er als Major in braunschw. Dienste und wurde später Oberstlieutenant bei dem Ingenieurcorps und als Lehrer an dem Carolinum angestellt. Ein Freund und Bewunderer Mirabeau's, ging er lebhaft auf dessen Plan ein, gemeinschaftlich mit diesem ein polit.-philos. Werk über den preuß. Staat zu schreiben, dem er alle seine Muße widmete, und zu welchem ihn Mirabeau von Berlin aus reichlich mit Materialien versah. Mirabeau ließ das Werk in Paris unter seinem Namen erscheinen, worauf M. dasselbe in seiner «Schilderung des preuß. Staats unter Friedrich II.» (4 Bde., Lpz. 1793—95) neu bearbeitete. Die Französische Revolution fand an M. einen enthusiastischen Anhänger. Er sprach sich sehr lebhaft für Freiheit und Gleichheit aus und verwickelte sich dadurch in mancherlei Unannehmlichkeiten. In dem Pasquill Kotzebue's, «Bahrdt mit der eisernen Stirn», unziemlich angegriffen, zog er sich neuen Verdruß dadurch zu, daß er Zimmermann öffentlich als Verfasser der Schrift bezeichnete. M. starb zu Braunschweig 11. Jan. 1794. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Physiokratische Briefe an Dohm» (Braunschw. 1780), «Einleitung in die militärischen Wissenschaften» (Braunschw. 1783) und «Geschichte Ferdinand's, Herzogs von Braunschweig» (2 Bde., Braunschw. 1794).

Mävius, s. Bavius.

Maxen, ein Rittergut und Dorf im Gerichtsamte Pirna des Kreisdirectionsbezirks Dresden des Königreichs Sachsen, zwischen Pirna und Dippoldiswalde, mit 685 E., Marmor- und besonders Kalkbrüchen und einer Heilquelle mit Badeanstalt, liegt auf einem Höhenplateau, welches an drei Seiten von tiefen, steil eingeschnittenen Thälern umschlossen ist. Der Ort wurde dadurch historisch merkwürdig, daß sich hier 20. Nov. 1759 das Corps des preuß. Generals Fink, welches noch 12000 Combattanten mit sieben Generalen und 550 Offizieren zählte, auf freiem Felde an Daun als kriegsgefangen ergeben mußte. (S. Siebenjähriger Krieg.)

Maxentius, röm. Kaiser, der Sohn des Maximianus (s. d.), wurde 306 von den Prätorianern zum Augustus erhoben und von dem Volke und Senat zu Rom, die Galerius durch eine Schatzung erbittert hatte, anerkannt. Severus, den Galerius gegen ihn und seinen Vater, der sich mit ihm verband, sendete, mußte sich dem letztern ergeben, und auch der Versuch, den Galerius selbst 307 gegen ihn machte, war vergebens. Bald nachher entzweite sich M. mit seinem Vater, der vor ihm nach Gallien floh, und lebte nun in Ueppigkeit und Grausamkeit in Rom. Das Glück, mit welchem eine Empörung der Afrikaner unter Alexander 311 durch seinen Feldherrn schnell unterdrückt wurde, reizte ihn zur Kriegserklärung gegen Konstantin d. Gr. (s. d.), an dem er den Tod seines Vaters rächen zu wollen vorgab. Während nun Konstantin nach Italien drang und die Feldherren des M. bei Turin und Verona schlug, lag dieser mit einem gewaltigen Heere unthätig in Rom. Erst nachdem Konstantin die unbesetzten Pässe des Apennin überstiegen hatte, rückte er ihm unvorsichtig entgegen, wurde in der großen Schlacht am Pons Milvius 27. Oct. 312 geschlagen und ertrank in der Tiber.

Maxime ist ein Satz (eine Ansicht, Ueberzeugung u. s. w.), den ein Individuum zum Grundsatz seines Thuns und Lassens macht. In den M., nach welchen der Mensch handelt, wurzelt sein Charakter (s. d.), und deshalb ist die Untersuchung über die Entstehung und Befestigung solcher von großer Wichtigkeit für die Pädagogik und Ethik. Das Kind handelt noch

nicht nach M., sondern nach augenblicklichen Antrieben. Durch Eingewöhnung in einen bestimmten Geschäfts- und Lebenskreis bilden sich unabsichtlich und unbewußt bei uns gewisse M. aus. Die sittliche Bildung besteht darin, daß wir auf bewußte Art die subjectiven M. unsers Handelns mit den objectiven Sittengesetzen in Uebereinstimmung bringen. Auf diesen Standpunkt der Beurtheilung ist das moralische Studium besonders durch Kant geleitet worden, dessen Moral sich als eine Maximenmoral charakterisirt.

Maximiānus (Marcus Aurelius Valerianus), genannt Herculius, röm. Kaiser, aus der Gegend von Sirmium gebürtig, hatte sich aus niederm Stande im Kriegsdienste emporgeschwungen und wurde von Diocletianus 285 zum Cäsar und 286, nachdem er den Bund der Bagauda in Gallien unterworfen und die in dieses Land einfallenden deutschen Völker zurückgetrieben hatte, zum Augustus erhoben. Bei der Theilung des Reichs, die er mit Diocletian, nachdem sie Galerius und Konstantius Chlorus zu Cäsaren ernannt hatten, 292 vornahm, erhielt M. Afrika und Italien und nahm seinen Sitz zu Mailand. Durch Diocletian veranlaßt, legte er, wie dieser, die Augustuswürde nieder, nahm sie aber 306, mit seinem Sohne Maxentius (s. d.) verbunden, wieder an. Severus, den Galerius gegen sie schickte, fiel in Ravenna in seine Hände; doch mußte M. bald darauf vor seinem eigenen Sohne aus Rom nach Gallien flüchten. Hier gewann er, nachdem er den Diocletian vergebens zur Wiederannahme der Kaiserwürde zu bewegen gesucht hatte, einen Theil des Heeres seines Schwiegersohns, Konstantin's d. Gr. (s. d.), für sich, um diesen zu stürzen, wurde aber von ihm bei Massilia zur Ergebung und zur Niederlegung des Purpurs, den er zum dritten mal angenommen hatte, genöthigt und 310, als er einen Versuch gegen Konstantin's Leben machte, getödtet.

Maximilian I., einer der merkwürdigsten deutschen Kaiser, 1493—1519, Sohn und Nachfolger Kaiser Friedrich's III., geb. 22. März 1459, nahm schon seit 1486, wo er zum röm. König erwählt wurde, theil an den Regierungsgeschäften. Von ansehnlicher Statur, stark und schön gebaut, entwickelte er, nachdem er bis in sein zehntes Jahr wenig Geist gezeigt, rasch seine vielseitigen Fähigkeiten und machte in Künsten und Wissenschaften sowie in körperlichen Geschicklichkeiten große Fortschritte. Im 19. J. vermählte er sich mit Karl's des Kühnen von Burgund Tochter und einzigen Erbin, Maria, und erwarb durch diese Heirath seinem Hause die burgund. Besitzungen. Da der König Ludwig XI. von Frankreich die Hülflosigkeit der Maria benutzt hatte, um eines Theils von Burgund sich zu bemächtigen, so zog M. gegen ihn alsbald zu Felde und zwang ihn zur Herausgabe der eroberten Provinzen. Dagegen mußte er nach dem früh erfolgten Tode seiner Gemahlin (26. März 1482), bei der durch Ludwig's Ränke gegen ihn aufgeregten Stimmung der niederländ. Stände, es geschehen lassen, daß infolge des Friedens zu Arras zwischen den niederländ. Ständen und Frankreich 1482 seine vierjährige Tochter Margarethe dem Dauphin, dem nachherigen Könige Karl VIII., verlobt, nach Frankreich geführt und Artois, Flandern und das Herzogthum Burgund ihr zur Mitgift gegeben wurden. Ungeachtet dieser Kränkungen blieb M. in den Niederlanden, wo er den Krieg gegen das ihm fortdauernd feindlich gesinnte Frankreich mit wechselndem Glücke fortsetzte, auch in anhaltendem Kampfe mit seinen aufrührerischen Unterthanen lebte, die weder Gewalt noch Milde ihm versöhnen konnten. Die von Frankreich unterhaltene Misstimmung ging endlich so weit, daß die Bürger von Brügge ihn 1488 mit List in ihre Stadt lockten und mehrere Monate lang gefangen setzten. Aus dieser Haft durch einen Heereszug seines Vaters und der deutschen Fürsten befreit, eilte er an die Donau, um mit dem Ungarnkönige Matthias, der einen großen Theil der österr. Länder erobert hatte, wegen deren Rückgabe zu unterhandeln, und nach Matthias' bald darauf erfolgtem Tode gelang es ihm 1490, die Ungarn aus dem Lande zu treiben. Seine Bemühungen um den ungar. Thron unterbrach der Einfall der Türken aus Bosnien nach Krain, Kärnten und Steiermark 1492, die er mit einem schnell zusammengerafften Heere bei Villach schlug und nach Bosnien zurücktrieb. Schon wollte er auch gegen Karl VIII. von Frankreich, der ihm seine reiche Braut, Anna von Bretagne, abwendig gemacht, dagegen seine demselben verlobte Tochter zurückgesendet hatte, die Waffen ergreifen, als noch zu rechter Zeit durch des Kurfürsten Philipp von der Pfalz Vermittelung zwischen beiden Fürsten der Friede zu Senlis 1493 zu Stande kam, in welchem M. wenigstens die bedeutende Mitgift seiner Tochter an Ländern zurückerhielt. Nachdem er Friedrich III. 1493 auf dem kaiserl. Throne gefolgt, verheirathete er sich mit Blanca Sforza, der Tochter des 1476 ermordeten Herzogs Galeazzo Sforza von Mailand, die ihm zwar 300000 Dukaten Heirathsgut mitbrachte, aber ihn auch in die ital. Händel ihres Hauses verwickelte. Dem unter seines Vaters langer und schlaffer Regierung im Reiche eingerissenen Zustand der Rechtslosigkeit und Willkür suchte er durch Er-

richtung des Ewigen Landfriedens und die Einsetzung des Reichskammergerichts 1495 und des Reichshofraths 1501 zu steuern. Zum Behuf der Executionen bei Landfriedensbrüchen theilte er Deutschland in sechs und 1512 in zehn Kreise, in deren jedem ein Hauptmann das Kreiscontingent zur Erhaltung der Ruhe und Bestrafung der Ruhestörer führte. Auch trat er den Misbräuchen der Femgerichte entgegen. Er gab gute Polizeigesetze, errichtete zuerst stehende Truppen unter dem Namen Landsknechte, verbesserte das grobe Geschütz, ließ zur Erleichterung der Communicationen Posten anlegen, beförderte Wissenschaft und Künste, unterstützte Gelehrte und Künstler und sorgte namentlich für die Universitäten zu Wien und zu Ingolstadt. Eine größere Thätigkeit für das Reich wurde durch seine Feldzüge gegen die Schweiz und gegen die Franzosen in Italien verhindert. Hier war der junge Herzog Giov. Galeazzo Sforza von seinem Oheim Ludwig ermordet, dieser aber, nachdem er sich des Herzogthums bemächtigt, von dem mit Galeazzo verschwägerten König von Neapel mit Krieg überzogen worden. Ludwig hatte die Franzosen zu Hülfe gerufen, die sofort mit großer Heeresmacht in Italien erschienen, Neapel eroberten und selbst Mailand bedrohten. Sich weiterer Eroberungen derselben zu erwehren, traten 1495 der Papst, der Kaiser, Neapel und Mailand zu einem Bunde zusammen und zwangen den König Karl VIII., ebenso schnell, als er gekommen, nach Frankreich zurückzukehren. Als jedoch 1500 die Franzosen ihre Eroberungsabsichten auf Italien erneuerten und Ludwig XII. nächst dem größten Theile von Neapel auch Mailand in Besitz nahm, blieb M., dem es an Geld und Truppen fehlte, nichts übrig, als im Vertrag von Blois den König von Frankreich gegen ein Geschenk von 200000 Frs. und gegen das Versprechen einer Heirath seines Sohnes mit dessen Tochter Claudia mit dem Herzogthume seines Schwagers zu belehnen. Da Ludwig XII. dieses Versprechen nicht hielt und seine Tochter anderweit verheirathete, zog M. mit einer kleinen Armee über die Alpen, um Mailand wiederzunehmen. Doch die mächtigen Venetianer lauerten ihm auf, verwehrten ihm den Durchzug, schlugen ihn bei Cadore und eroberten später sogar Fiume und Triest. Mit lebhaftem Eifer ergriff daher M. die Aufforderung zur Theilnahme an dem Bündnisse, welches der Papst Julius II., Ludwig XII. und Ferdinand von Aragonien zur Demüthigung der Republik Venedig unter dem Namen der Ligue von Cambrai schlossen, um auf diese Weise die erlittene Schmach zu rächen. Aber Venedig verglich sich eiligst mit dem Papste und mit König Ferdinand, und so sah sich M., für seinen Theil zu schwach, in allen weitern Unternehmungen gehemmt. Der Groll über den verfehlten Erfolg dieses Feldzugs, dessen Schuld er den Franzosen zuschrieb, bestimmte ihn 1511, der sog. Heiligen Ligue zwischen dem Papste, Venedig, Ferdinand von Aragonien und Heinrich VIII. von England gegen Frankreich heimlich beizutreten. Von der feindlichen Uebermacht überwältigt, mußten die Franzosen in kurzer Zeit die Lombardei räumen und Mailand dem Maximilian Sforza überlassen, und als Heinrich VIII., mit M. verbündet, in Frankreich selbst einfiel, wurden sie in der sog. Sporenschlacht bei Guinegate 17. Aug. 1513 völlig geschlagen. Doch 1515 erneuerte der König von Frankreich, Franz I., seines Vorgängers Eroberungsversuche in Italien, eroberte Mailand und zwang M. im Frieden zu Brüssel, nicht nur Mailand an Frankreich, sondern auch Verona an die Venetianer gegen eine Abstandssumme von 200000 Dukaten zu übergeben. Nicht glücklicher als in Italien war M. in dem Kampfe mit den Schweizern, die im Frieden zu Basel 1499 sich für immer vom Deutschen Reiche lossagten. Um so besser gelangen ihm die friedlichen Eroberungen für das Haus Habsburg. Außer der Erheirathung der burgund. Erbschaft bekam er durch den Tod seines Vetters, Erzherzogs Sigismund, dessen österr. Landesantheil Tirol; auch erwarb er Görz, Gradiska, das Pusterthal und nach dem Landshuter Erbfolgestreite 1505 bedeutende Stücke von Baiern. Durch die Vermählung seines Sohnes Philipp mit der span. Infantin Johanna und seiner Tochter Margarethe mit dem span. Infanten Johann legte er den Grund zur Erwerbung Spaniens, und durch die Wechselheirath seiner Enkel, Ferdinand und Maria, mit Anna und Ludwig, den Kindern König Wladislaw's von Ungarn und Böhmen, zur Erwerbung dieser beiden Länder an sein Haus. Er starb zu Wels in Oberösterreich 12. Jan. 1519 und wurde in Wienerisch-Neustadt begraben. Ferdinand I. errichtete ihm zu Innsbruck ein schönes Denkmal. M. war ein wohlwollender, heiterer Charakter, leicht begeistert, thätig und gut unterrichtet. Voll ritterlicher Gesinnung, zeichnete er sich mehr durch Hang zu Abenteuern und durch die persönliche Galanterie und Tapferkeit eines Ritters als durch consequente Staatsklugheit und großartigen Unternehmungsgeist aus. Uebrigens war er nicht blos prosaischer Schriftsteller, sondern auch Dichter. Außer mehrern Schriften über Kriegskunst, Gärtnerei, Jagd und Baukunst hatte er eine umständliche, aber romanhafte Beschreibung seines Lebens in die Feder dictirt. (S. Weißkunig.) Lange Zeit

wurde er auch für den Verfasser des Theuerdank (s. d.) gehalten, dessen Held er ist. Sein Nachfolger war sein Enkel, Karl V. (s. d.). Vgl. Klüpfel, «Kaiser M. I.» (Berl. 1864).

Maximilian II., deutscher Kaiser, 1564—76, der Sohn und Nachfolger Ferdinand's I. (s. d.), geb. 1. Aug. 1527 zu Wien, gewann schon in der Jugend durch seinen Lehrer Wolfg. Severius eine günstige Meinung für den Protestantismus. Nachdem er aus Spanien zurückgekehrt, wo er drei Jahre Vicekönig gewesen, wirkte er wesentlich mit für das Zustandekommen des Passauer Vertrags. Er wurde im Sept. 1562 König von Böhmen, zwei Monate darauf röm. König und im Sept. 1563 König von Ungarn. Letzteres Land fand er bei seinem Regierungsantritt als Kaiser mit den Türken im Kriege. Doch wurde der alte Sultan Soliman II. sehr bald dadurch beschwichtigt, daß M. diesem alle Eroberungen in Ungarn überließ und einen jährlichen Tribut von 300000 Fl. versprach. Als später Soliman, um des Fürsten von Siebenbürgen, Johann Sigismund, Ansprüche auf dieses Königreich zu unterstützen, aufs neue seine Heere gegen M. marschiren ließ, endigte der Tod des Sultans vor Szigeth schon 1567 den Krieg, indem sein Nachfolger Selim mit M. einen achtjährigen Waffenstillstand schloß. Während Philipp II. von Spanien die Empörung der Niederländer zu bekämpfen hatte und Frankreich von Religions- und Bürgerkriegen zerrissen wurde, genoß Deutschland, da M. in keinen dieser Kriege sich einmischte, einer behaglichen Ruhe, die nur durch die Grumbach'schen Händel (s. Grumbach) und die Religionsstreitigkeiten auf dem Reichstage unterbrochen wurde. Dem österr. Ritterstande bewilligte er 1568 förmlich und den Städten unter der Hand freie Religionsübung. Die Protestanten wurden in höhern und niedern Staatsämtern angestellt und die kirchlichen Angelegenheiten einer ständischen Religionsdeputation übertragen; ja man ließ sogar den evang. Theologen Chyträus aus Rostock zur Anordnung des evang. Gottesdienstes und zur Ausarbeitung einer Agende nach Oesterreich kommen. An dem bei seiner Neigung für die evang. Lehre von den Protestanten erwarteten förmlichen Uebertritte zur prot. Kirche hinderten ihn die polit. Rücksichten auf Spanien und auf die kath. Reichsfürsten, besonders auf das verwandte Baiern. Auch wirkten dabei die Ermahnungen und Bitten, mit denen der Papst erst durch den Nuntius Stanisl. Hosius, dann durch den nach Wien gesendeten Cardinal Commendone ihn unablässig bestürmte. Die Jesuiten hielt M. in engen Schranken und verstattete denselben keinen Einfluß auf sich. Doch verbreiteten sie sich, da er nichts Ernstliches gegen sie unternahm, unter seiner Regierung immer mehr und mehr und wußten sich eine nachhaltige Einwirkung auf die Glieder seiner Familie, seine Gemahlin, seine Brüder und seinen Sohn zu sichern, die später verderbliche Früchte trug. Infolge dieser Halbheit der Maßregeln, die er auch in den ungenügenden Religionsconcessionen an seine Unterthanen bewies, brachte M. bei aller Toleranz, durch die er sich über seine Zeit erhob, unabsichtlich über seine Erbländer die Religionsverfolgungen und Leiden, die dieselben unter seinen Nachfolgern erfuhren. Er starb 12. Oct. 1576. Von den sechs Söhnen, die ihm nebst zwei Töchtern seine Gemahlin Maria, eine Tochter Kaiser Karl's V., geboren hatte, folgte ihm in der Kaiserwürde und in den österr. Erblanden sein ältester Sohn, Kaiser Rudolf II. (s. d.), und diesem, der kinderlos starb, der vierte Sohn, Matthias (s. d.).

Maximilian (Ferdinand Joseph), Erzherzog von Oesterreich und seit 1864 Kaiser von Mexico, geb. zu Wien 6. Juli 1832, der zweite Sohn des Erzherzogs Franz Karl aus dessen Ehe mit der Prinzessin Sophie von Baiern, bildete sich sorgfältig für das Seewesen aus und besuchte seit 1850 die Küstenländer des Mittelmeeres, 1852 Madeira. Nachdem er 1852 das Commando der Corvette Minerva geführt, trat er 1854 als Contreadmiral an die Spitze der österr. Marine, die unter seiner Leitung bedeutend verstärkt und gefördert wurde. Im Sommer 1855 machte der Erzherzog eine Reise nach Griechenland, Syrien und Aegypten; 1856 besuchte er Paris und die See-Etablissements zu Cherbourg, Havre und Calais. Auf der Rückreise lernte er in Brüssel die Prinzessin Charlotte, Tochter König Leopold's I., kennen, mit der er sich noch in demselben Jahre verlobte. Im Febr. 1857 erfolgte seine Ernennung zum Generalgouverneur des Lombardisch-Venetianischen Königreichs, als welcher er 19. April seinen Einzug in Mailand hielt. Bald darauf reiste er über London nach Brüssel, wo er sich 27. Juli mit der belg. Königstochter vermählte. Obwol dem Erzherzoge M. kein Einfluß auf die Constituirung der ital. Provinzen des Kaiserstaats zustand, suchte er doch wenigstens durch eine sorgfältige Verwaltung zu nützen und rief manches Gemeinnützige ins Leben. Trotz seiner Einsicht und seines guten Willens konnte es ihm jedoch unter den obwaltenden Umständen nicht gelingen, die Bevölkerung zu versöhnen und deren Vertrauen zu gewinnen. Als der Ausbruch des Kriegs von 1859 bevorstand, zog sich der Prinz Ende April zuerst nach Venedig, dann nach Triest

zurück. Im Winter desselben Jahres begleitete er seine Gemahlin nach Madeira und unternahm von dort aus eine wissenschaftliche Excursion nach Brasilien. Nach der Rückkehr lebte er meist auf seinem Schlosse Miramar bei Triest, und erst die Ereignisse, welche sich an die Besitznahme Mexicos durch die Franzosen knüpften, bewogen ihn, aus dieser Zurückgezogenheit hervorzutreten. Das Verlangen nach einem großen Wirkungskreise, verbunden mit hochstrebendem, romantischem Sinne, ließ den Erzherzog auf den Plan Napoleon's III., die lat. Rasse jenseit des Weltmeeres durch monarchische Institutionen zu beglücken, zu rasch eingehen. Eine in Mexico von den Franzosen berufene, aus Klerikalen und Aristokraten bestehende Notabelnversammlung hatte 10. Juli 1863 beschlossen, dem Erzherzoge M. die Kaiserkrone anzutragen, und derselbe sprach 3. Oct. gegen eine in Miramar erschienene Deputation die Geneigtheit aus, die Krone unter der Bedingung anzunehmen, daß die Wahl durch eine Volksabstimmung bekräftigt und deren Annahme durch seinen kaiserl. Bruder ihm gestattet werde. Der erstern Bedingung wurde in den von den Franzosen besetzten Ortschaften genügt. M. machte bereits im März 1864 an den Höfen von Brüssel, Paris und Windsor seine Abschiedsbesuche, entsagte am 9. April jeder Anwartschaft auf die österr. Thronfolge, weil Kaiser Franz Joseph hiervon seine Einwilligung in die Annahme der mexic. Krone abhängig gemacht, und erklärte am nächsten Tage den mexic. Deputirten, daß er die auf ihn gefallene Wahl annehme. Er verpflichtete sich dabei eidlich, das Beste des Reichs allerwegs zu fördern, und nahm dafür den Unterthaneneid und die Huldigung der Deputation entgegen. In Oesterreich gestand man ihm die Anwerbung eines Freiwilligencorps von 6000 Mann zu, und auch in Belgien ging die Bildung eines solchen Corps vor sich. In Frankreich wurde eine Anleihe von 300 Mill. Frs. für das neue Kaiserreich gemacht, die indeß kaum 190 Mill. in Baarem ertrug, und von welcher die franz. Regierung 105 Mill. für Vorschüsse innebehielt. Am 14. April 1864 schiffte sich der neue Kaiser mit seiner Gemahlin nach Civita-Vecchia ein, empfing in Rom den Segen des Papstes und landete 28. Mai in Veracruz. Am 12. Juni hielt er seinen Einzug in die Hauptstadt Mexico. Hier entwickelte er sofort eine außerordentliche Thätigkeit, und fast jeder Tag brachte neue Organisationsverordnungen, die bei der Lage der Dinge selten zur Ausführung gelangen konnten. Da die Berufung einer constituirenden Versammlung unmöglich, berief M., nachdem er an seinem Geburtstage eine ausgedehnte Amnestie erlassen, vorberathende Commissionen zur Regelung der Finanzen, der innern Verwaltung und des Militärwesens. Auch trat er 10. Aug. eine Rundreise an, die ihm die Neigung des Volks gewinnen sollte, und auf welcher er großartige Plane zur Erschließung der Hülfsquellen des Landes faßte. Weil seine Ehe bisher kinderlos geblieben, suchte er den Bestand des neuen Thrones durch die Adoption eines Sohnes des 1824 hingerichteten Kaisers Iturbide (s. d.) zu sichern. Alle diese redlichen und klugen Schritte vermochten indeß weder die republikanische Partei noch überhaupt das mexic. Volk mit der von den Franzosen aufgedrungenen Monarchie zu versöhnen. Als der Klerus mit seinem Verlangen nach Rückerstattung der früher säcularisirten Kirchengüter auf Widerstand stieß, entzog auch dieser M. seine Unterstützung. Ueberdies setzten die Parteigänger des Präsidenten Juarez (s. d.) den Kampf gegen die Fremden wie gegen die kaiserl. Truppen fort, und nach Beendigung des Bürgerkriegs in den Vereinigten Staaten nahm auch das Cabinet von Washington eine immer drohendere Haltung gegen das mexic. Kaiserreich an. Dazu kam, daß Napoleon III., gegenüber der öffentlichen Meinung Frankreichs und bei der Gestaltung der europ. Verhältnisse, sich endlich zum Aufgeben seiner kostspieligen Politik jenseit des Oceans entschließen mußte. Auf die Nachricht, daß die Cabinete von Paris und Washington im Begriff wären, sich über das Schicksal Mexicos zu verständigen, begab sich im Sommer 1866 die Kaiserin Charlotte nach Europa, um Napoleon III. zu weiterer Hülfe zu bestimmen und auch den Beistand des Papstes anzurufen. Sie vermochte jedoch keine Zurücknahme der gefaßten Beschlüsse zu erwirken und verfiel infolge der Aufregung während ihres Aufenthalts zu Rom in Geisteskrankheit. Inzwischen verlor M., von eigenen Hülfsmitteln entblößt, auch noch den Schatten selbständiger Regierungsgewalt, und gegen Ende des J. 1866 schien sein Verweilen in Mexico kaum mehr ein freiwilliges zu sein. (S. Mexico.)

Maximilian I., Kurfürst von Baiern, 1597—1651, der Sohn des Herzogs Wilhelm V. von Baiern, geb. 17. April 1573 zu Landshut, erhielt eine sehr wissenschaftliche Bildung, erwarb sich namentlich eine große Fertigkeit in fremden Sprachen, studirte in Ingolstadt und machte seit 1591 mehrere Reisen. 1597 übernahm er die Regierung von Ober- und Niederbaiern, die sein Vater, der erst 1626 starb, niederlegte, um desto ungestörter frommen Uebungen

obzuliegen. Er hatte die redliche Absicht, sein Land auf die höchste Stufe der Macht und Blüte zu erheben; allein der Dreißigjährige Krieg brachte Baiern um einen guten Theil der Früchte, die es von M.'s weiser Regierung erwarten konnte. 1607 hatte er die vom Kaiser Rudolf II. über Donauwörth ausgesprochene Acht zu vollziehen, das er hierauf trotz der nachdrücklichen Verwendung der evang. Stände im Besitz behielt. Als dann infolge des Falles mit Donauwörth eine Union der evang. Stände sich bildete, stellte er sich an die Spitze der dieser gegenüber gebildeten kath. Ligue. Im Bündnisse mit dem Kaiser Ferdinand II. gegen Friedrich V. von der Pfalz brachte er Oberösterreich zum Gehorsam, siegte am Weißen Berge bei Prag und eroberte die Ober- und Unterpfalz. Zum Lohne dafür erhielt er 1623 die der Pfalz genommene Kurwürde und zur Vergütung für die 13 Mill. Fl. aufgewendeter Kriegskosten die Erblande Friedrich's von der Pfalz. Nach Tilly's Niederlage bei Leipzig sah er seit 1632 und namentlich 1647 sein Land unendlichen Verwüstungen der Schweden und Franzosen preisgegeben. Dagegen erhielt er im Westfälischen Frieden die Oberpfalz und die Grafschaft Cham und die Bestätigung in der Kurwürde nebst dem Erztruchseßamt. Auch während des Kriegs war er für das Aufblühen seines Landes rastlos besorgt; er verschönerte und erweiterte die Residenz, baute das Zeughaus und das Josephsspital, legte daselbst den Hofgarten an und zog die merkwürdige Soleleitung von Reichenhall nach Traunstein. Auch begründete er die Jesuitencollegien zu Amberg, Burghausen, Mindelheim und Heidelberg und ließ dem Kaiser Ludwig dem Baier in der Frauenkirche zu München ein prächtiges Denkmal errichten. Er starb 27. Sept. 1651 zu Ingolstadt. Merkwürdig ist die von M. für seinen Sohn und Nachfolger Ferdinand Maria (1651—79) aufgesetzte «Anleitung zur Regierungskunst», die lateinisch und deutsch von Aretin (Würzb. 1822) herausgegeben wurde. Vgl. Wolf, «Geschichte M.'s I. und seiner Zeit» (fortgesetzt von Breyer, 4 Bde., Münch. 1807—11).

Maximilian (II.) Maria Emanuel, Kurfürst von Baiern, 1679—1726, der Enkel des vorigen und Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria, geb. 11. Juli 1662, folgte seinem Vater 1679 unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Maximilian Philipp von Baiern. Nachdem er die Regierung selbst übernommen, zog er 1683 der von den Türken belagerten Stadt Wien zu Hülfe und focht dann mit großem Ruhme im Interesse Oesterreichs nicht nur in Ungarn, sondern auch am Rhein. 1685 vermählte er sich mit des Kaisers Leopold I. Tochter, Maria Antonia, und 1692 wurde er Gouverneur der Niederlande. Doch noch in demselben Jahre starb seine Gemahlin, und mit dem Tode ihres einzigen hinterlassenen Sohnes 1699 erloschen die Ansprüche seines Hauses auf die span. Erbfolge. Da überdies Oesterreich ihm viele Ursachen zur Misstimmung gegeben hatte, so verband er sich beim Ausbruche des Spanischen Erbfolgekriegs (s. d.) mit Frankreich, räumte den Franzosen die span. Niederlande ein und bemächtigte sich der Städte Ulm, Memmingen, Neuburg und Regensburg. Doch nach den verlorenen Schlachten am Schellenberge und bei Hochstädt (s. d.) 1704 mußte er sein Land verlassen und wurde 30. April 1706 nebst seinem Bruder, dem Kurfürsten Joseph Clemens von Köln, der ebenfalls auf franz. Seite getreten war, vom Kaiser Joseph I. in die Acht erklärt. Der Fürstenrath, dessen Einwilligung nicht eingeholt worden war, protestirte zwar gegen die Acht, allein diese wurde erst im Badener Frieden von 1714 aufgehoben und M. wieder in Besitz seiner sämmtlichen Länder gesetzt. 1717 schickte er dem Hause Oesterreich ein Hülfscorps unter dem Kurprinzen wider die Türken. Mit der Pfalz verglich er sich 1724 wegen der Reichsverwesung, die nun von beiden gemeinschaftlich geführt wurde. Zum zweiten mal hatte er sich 1694 mit einer Tochter König Johann's III. von Polen vermählt, mit der er zahlreiche Nachkommen zeugte. Er starb 26. Febr. 1726. Sein Nachfolger wurde sein Sohn Karl Albrecht, 1726—45, der als Karl VII. (s. d.) die deutsche Kaiserwürde erhielt.

Maximilian (III.) Joseph, Kurfürst von Baiern, 1745—77, der Sohn Kaiser Karl's VII., geb. 28. März 1727, versuchte zwar nach dem plötzlichen Ableben seines Vaters, der nach des Kaisers Karl VI. Tode Ansprüche auf die österr. Staaten gemacht hatte, noch einmal gegen die Truppen der Kaiserin Maria Theresia das Glück der Waffen, entsagte aber, da der Erfolg kein günstiger war, in dem Frieden zu Füssen 22. April 1745 allen Ansprüchen auf Oesterreich, wogegen er seine verlorenen Länder zurückerhielt. Seine erste Angelegenheit war nun, durch Einschränkung des Hofstaats, Einziehung eines Theils seiner Truppen und Ueberlassung eines andern Theils derselben an die Seemächte, überhaupt durch strenge und weise Staatswirthschaft dem erschöpften Lande zu Hülfe zu kommen. Die Staatsschulden wurden geordnet und 1758 eine neue Gerichtsordnung eingeführt. Den Fabriken wurde der nöthige Schutz gewährt und der Ackerbau durch zweckmäßige Verordnungen, Belohnungen und von 1762 an durch Urbar-

machung öder Plätze befördert. Auch die Wissenschaften hatten sich seiner Unterstützung zu erfreuen, Schulen und Universitäten wurden verbessert und 1759 die Akademie der Wissenschaften in München gestiftet. Bei aller Anhänglichkeit des Kurfürsten an die kath. Kirche verminderte er doch die Klöster und gestattete den Protestanten in München die Ausübung ihres Gottesdienstes. Auch war er einer der ersten Fürsten, welche dem Aufhebungsbreve der Jesuiten nachkamen. Als man ihm einst eine Liste sog. Freigeister überreichte mit der Bitte, diese gefährlichen Leute zu entfernen, antwortete er: «Gerade die besten Köpfe», und warf das Papier ins Feuer. Vermählt war er mit einer Tochter des Königs August III. von Polen. Er starb an den Kinderblattern 30. Dec. 1777. Mit ihm erlosch die jüngere Hauptlinie des Hauses Wittelsbach, und seine Länder fielen an das pfalzgräfl. Haus Sulzbach, aus welchem ihm der Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor (s. d.), in der Regierung folgte.

Maximilian Joseph, Kurfürst von Baiern seit 1799 und König 1806—25, wurde 27. Mai 1756 zu Schwetzingen geboren. Sein Vater war der Prinz Friedrich von Zweibrücken-Birkenfeld, österr. Feldmarschall, seine Mutter Maria Franziska, die Tochter des Erbprinzen Jos. Karl Emanuel von Sulzbach. Im sechsten Jahre seines Alters kam er nach Zweibrücken unter die Aufsicht seines Oheims, des Herzogs Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken, wurde 1777 als franz. Oberst zu Strasburg seinem Regimente vorgestellt und 1778 zum Generalmajor erhoben. Nach mehrern Reisen in Frankreich verweilte er von 1782 bis zum Ausbruche der Revolution in Strasburg, worauf er nach Manheim ging. Als sein Bruder, der Herzog Karl II. von Zweibrücken, 1. April 1795 kinderlos starb, folgte er ihm in der Regierung, und nach dem Erlöschen des pfalz-sulzbachischen Stammes durch den Tod des Kurfürsten Karl Theodor 16. Febr. 1799 wurde er Kurfürst von Baiern und Herzog von Jülich und Berg. In der nächstfolgenden Zeit ließ er sich sehr angelegen sein, die Landwirthschaft und den Verkehr durch zweckmäßige Einrichtungen zu fördern. Das Criminalrecht wurde 1802 verbessert, den Protestanten und Reformirten 1803 freie Uebung des Cultus gestattet. Um seinem Lande den Krieg zu ersparen, schloß er sich 1805 dem Rheinbunde an und nahm hierauf 1. Jan. 1806 den Königstitel an, der ihm im Frieden zu Presburg 26. Dec. 1805 zugesprochen worden war. Nur um so kräftiger griff er von jetzt an reformatorisch in den Gang der Regierung ein und beseitigte in allen Zweigen des Staatslebens das Hemmende und Veraltete. Große Verdienste erwarb er sich auch durch Beförderung des öffentlichen Unterrichts, der Wissenschaften und Künste. Die Universitäten zu Landshut, Erlangen und Würzburg wurden zweckmäßig organisirt, die Schullehrerseminarien in den alten Provinzen nach Bedürfniß vertheilt und für die Gebiete Nürnberg und Augsburg 1809 neue errichtet. Ebenso wurde die Akademie der Wissenschaften in München vervollkommnet und 1808 eine Akademie der bildenden Künste gestiftet. Obschon Napoleon den bair. Staat ganz für sich zu gewinnen und M. durch die Vermählung von dessen Tochter mit dem Vicekönig Eugen von Italien an sich zu fesseln gesucht hatte, so verkannte M. doch im entscheidenden Augenblicke nicht das wahre Interesse Deutschlands, und sein Uebertritt zur allgemeinen Sache durch den Vertrag zu Ried vom 8. Oct. 1813 war von wichtigen Folgen für dasselbe. Um seinem Lande alle die wohlthätigen Einrichtungen, die es ihm verdankt, auch für die Zukunft zu sichern, gab er demselben 26. Mai 1818 eine Constitution, nachdem er zuvor den Minister Montgelas, der der Einführung derselben nicht geneigt war, entlassen hatte. Vermählt war M. in erster Ehe seit 1785 mit Wilhelmine Auguste, der Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Darmstadt, und in zweiter seit 1797 mit Karoline Friederike Wilhelmine, der Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden. Gefällige Herablassung, menschenfreundliche Milde und anspruchslose Einfachheit der Sitten bezeichneten seinen Charakter sowol im öffentlichen als im Privatleben. Er starb auf dem Schlosse Nymphenburg 13. Oct. 1825, und ihm folgte in der Regierung sein Sohn Ludwig I. (s. d.). Vgl. Söltl, «Max Joseph, König von Baiern» (Stuttg. 1837).

Maximilian II. Joseph, König von Baiern, 1848—64, geb. 28. Nov. 1811, der Sohn König Ludwig's I. (s. d.) und der Königin Therese, erhielt unter Aufsicht seiner Aeltern eine einfache Erziehung. Seit Herbst 1829 widmete er sich erst in Göttingen, dann in Berlin mit Erfolg akademischen Studien und unternahm hierauf seit 1831 größere Reisen in Deutschland, Italien und Griechenland. Inzwischen war er 1830 zum Generalmajor ernannt worden, und 1836 erhielt er Zutritt in den Staatsrath. Nachdem er 1837—40 von neuem Griechenland und Italien besucht, lebte er eingezogen in Baiern, viel mit Künstlern und Gelehrten verkehrend. Sein Lieblingsaufenthalt war das Schloß Hohenschwangau (s. d.), das er neu aufbauen und

durch namhafte Künstler ausschmücken ließ. Im Oct. 1842 vermählte er sich mit der Prinzessin Maria Hedwig, Tochter des verstorbenen Prinzen Wilhelm von Preußen. Die Ereignisse des J. 1848 und die Abdankung König Ludwig's 21. März beriefen den Prinzen plötzlich zum Throne. Er folgte zwar der liberalen Zeitströmung und umgab sich mit freisinnigen Räthen, stand jedoch der Errichtung eines deutschen Kaiserthums mit preuß. Spitze entgegen und verweigerte die Anerkennung der Reichsverfassung. Auch als in der Pfalz der Aufstand ausbrach und in Franken unruhige Bewegungen sich zeigten, nahm er keinen Theil an der preuß. Unionspolitik. Dagegen näherte er sich Oesterreich und unterstützte die Schritte, welche zur Restauration des Bundestags sowie zur Execution in Kurhessen und in Holstein führten. Die Bestrebungen der bair. Politik, bei der Umgestaltung der Bundesverfassung Baiern die Theilnahme an der Bundesexecutive zu verschaffen, blieben indeß ohne alles Resultat. Obschon seit 1850 auch in den innern Verhältnissen Baierns die Richtung zur Restauration vorherrschend wurde, fand doch die kirchliche Reaction beim Könige keine Unterstützung. (S. Baiern.) Wie sein Vater in der Kunst, so gedachte M. in der Wissenschaft dem Lande einen mächtigen Aufschwung zu geben. Seit 1852 berief er eine Reihe ausgezeichneter Gelehrter (Liebig, Pfeufer, Siebold, Carriere, Riehl, Löher, Sybel, Bischoff, Giesebrecht, Bluntschli) sowie die Dichter Geibel und Bodenstedt nach München an die Hochschule, nicht ohne heftige Opposition der ultramontanen Partei, die darin eine Beeinträchtigung der bair. und kath. Interessen erblickte. Auf diese und andere Berufungen übte der vertraute Rathgeber des Königs, der Geh. Legationsrath Dönniges (s. d.), einen wesentlichen Einfluß. Ungeachtet starkausgeprägter aristokratischer Neigungen zeigte sich König M. im Umgange mit Gelehrten und Künstlern durchaus ungezwungen und liebenswürdig und stand mit einigen Neuberufenen sowie auch mit ältern Celebritäten, besonders mit Schelling und Thiersch, mehr oder minder auf vertrautem Fuße. Ueberhaupt hatte er entschieden geistige Bedürfnisse und konnte anregenden Umgang nicht missen. 1854 fand die von dem Könige veranstaltete allgemeine deutsche Industrieausstellung in München statt, die freilich durch die hereinbrechende Cholera gestört wurde, und außerdem erfolgten im Sommer desselben Jahres in der bair. Hauptstadt, unter der Leitung des Hoftheater-Intendanten Franz Dingelstedt, die Mustervorstellungen classischer Stücke. Ferner kam durch den König, unter der Redaction des Professors Riehl im Verein mit mehrern Gelehrten und unter Benutzung der Vorarbeiten des Regierungsraths Fentsch, die Herausgabe der «Bavaria» zu Stande, eine Schilderung des bair. Cultur- und Volkslebens von monumentalem Werth. Von den wissenschaftlichen Unternehmungen, die M. ins Leben rief, ist ganz-besonders zu nennen die 1858 gegründete Historische Commission, deren Mitglieder, aus den namhaftesten Gelehrten ganz Deutschlands bestehend, sich alljährlich auf königl. Kosten in München versammeln, und deren Arbeiten durch die Zinsen eines bedeutenden Kapitals unterstützt werden. Doch nicht blos Kunst und Wissenschaft, sondern auch Handel, Industrie und Ackerbau trachtete der König unermüdlich zu fördern. Von den Verschönerungen, die ihm die Hauptstadt verdankt, sind vor allem die prachtvolle Maximiliansstraße und die überaus geschmackvolle Anlage am rechten Isarufer (der Gasteig) hervorzuheben. Wiederholt suchte der König, der das wechselvolle Klima Münchens nicht vertragen konnte, Erholung in Reisen und im Aufenthalte unter milderm Himmel. Auch den Winter von 1863 brachte er wegen Kränklichkeit in Italien zu. Da rief ihn infolge der Aufregung, welche die schlesw.-holstein. Sache veranlaßte, ein Telegramm der münchener Stadtbehörden in die Heimat zurück. Der König, der es mit der Erfüllung seiner Regentenpflichten ernst nahm, kehrte unverweilt Mitte Dec. aus Rom nach Baiern zurück. Nach kurzer Krankheit starb er 10. März 1864 zu München. Aus seiner Ehe mit der Königin Maria hinterließ er zwei Söhne, den Thronfolger Ludwig II. (s. d.) und den Prinzen Otto, geb. 27. April 1848.

Maximilian Joseph, Herzog in Baiern, der einzige Sohn des 3. Aug. 1837 verstorbenen Herzogs Pius August in Baiern und dessen Gemahlin, einer Prinzessin von Aremberg, wurde 4. Dec. 1808 in Bamberg geboren. Seine Erziehung leitete sein Großvater, der Herzog Wilhelm. 1817 wurde er der königl. Erziehungsanstalt für Studirende zu München übergeben, wo er einen nachhaltigen Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung legte. Nachdem ihn 1824 sein Oheim, der König Maximilian Joseph von Baiern, zum Oberst ernannt, ward er auf der Maxburg durch Privatunterricht weiter gebildet und besuchte sodann 1826 naturhistor., geschichtliche und staatswirthschaftliche Vorträge auf der Universität zu München. Seit 1827 trat er als volljährig in die Kammer der Reichsräthe. 1828 machte er eine Reise nach Frankreich, um daselbst die Güter seiner verstorbenen Mutter zu besichtigen, und sodann nach England. Bald nach seiner Rückkehr vermählte er sich 9. Sept. 1828 zu Tegernsee mit der Prin-

zessin Ludovica, der jüngsten Tochter des Königs Maximilian Joseph. Infolge des Entschlusses seines Großvaters, des Herzogs Wilhelm, der den Rest seines Lebens in Abgeschiedenheit zubringen wollte, übernahm er 1834, noch bei Lebzeiten seines Vaters, als Haupt der Familie alle Güter. Inzwischen hatte er seinen Grundbesitz in Frankreich verkauft und erwarb dafür in Oberbaiern die schöngelegenen Güter am Starembergersee und den Landsitz Possenhofen sowie in Franken die ehemalige fuldaische Domäne Holzkirchen und später Wittelsbach. 1837 wurde er vom Oberst zum Generalmajor befördert, 1848 zum Generallieutenant und Kreiscommandanten der Landwehr von Oberbaiern. Später erfolgte seine Ernennung zum General der Cavalerie. Im Jan. 1838 trat er eine Wanderung in den Orient an. Er besuchte Griechenland, Konstantinopel, Alexandrien, Kairo, Oberägypten, Nubien. Von Kairo aus ging er sodann nach Palästina. Diese Reise, von der er im Sept. 1838 in München wieder eintraf, beschrieb er in der «Wanderung nach dem Orient u. s. w.» (Münch. 1839; 2. Aufl. 1840). Im folgenden Jahre bereiste er Holland und Belgien. Unter dem Namen Phantasus erschienen von dem Herzog mehrere dramatische und novellistische Arbeiten, die eine leichte Erzählungsgabe und einen fröhlichen Lebenssinn bekunden. Dahin gehören die «Novellen» (2 Bde., Münch. 1831), das «Skizzenbuch» (Münch. 1834), die Novellen «Jakobina» (Münch. 1835) und «Der Stiefbruder» (Münch. 1838). Seine «Sammlung oberbair. Volkslieder und Singweisen» (Münch. 1846) schließt sich der durch Ritter von Spaur herausgegebenen Sammlung österr. Volksweisen an. Obschon geselliger Natur und früher in lebhaftem Verkehr mit Gelehrten, Dichtern und Künstlern, hat er sich doch schon seit längerer Zeit fast gänzlich von städtischem Verkehr zurückgezogen und lebt seinen oft wunderlichen Neigungen im Gebirge. Aus seiner Ehe mit der Herzogin Ludovica gingen acht Kinder, drei Söhne und fünf Töchter, hervor: 1) Ludwig, geb. 21. Juni 1831, bair. Generalmajor, der zu Gunsten seines nächsten Bruders dem Successionsrechte im Majorate entsagte, indem er sich 1857 morganatisch vermählte; 2) Karl Theodor, geb. 9. Aug. 1839, bair. Major, vermählt seit 1865 mit Prinzessin Sophie von Sachsen; 3) Maximilian, geb. 7. Dec. 1849; 4) Helene, geb. 4. April 1834, seit 1858 vermählt mit dem Erbprinzen Max von Thurn und Taxis; 5) Elisabeth, geb. 24. Dec. 1837, vermählt seit 1854 mit Kaiser Franz Joseph von Oesterreich; 6) Marie, geb. 4. Oct. 1841, seit 1859 vermählt mit dem Exkönige Franz II. von Neapel; 7) Mathilde, geb. 30. Sept. 1843, vermählt seit 1861 mit dem neapolit. Prinzen Ludwig, Grafen von Trani; 8) Charlotte, geb. 7. Dec. 1849.

Maximilian Heinrich, Kurfürst von Köln, der Sohn des Herzogs Albrecht VI. in Baiern, geb. 6. Oct. 1621, erhielt nach dem Tode Ferdinand's, seines Vetters, 1650 das Kurfürstenthum Köln mit den Bisthümern Lüttich und Hildesheim. Mit dem Kurfürsten von Mainz gerieth er 1653 über das Recht, die Kaiserkrönung zu vollziehen, in einen Streit, der dahin geschlichtet wurde, daß sie fortan bei der Krönungsceremonie abwechselnd fungiren sollten. In ein langes Zerwürfniß kam er später mit der Stadt Köln, deren Privilegien er angetastet. Nicht nur der Kaiser, sondern auch die Generalstaaten der Niederlande erklärten sich für die Stadt und bedrohten ihn. Deshalb schloß er unter Vermittelung des Bischofs von Strasburg, Wilhelm Egon von Fürstenberg, eines eifrigen Anhängers des franz. Hofs, 1669 mit Ludwig XIV. von Frankreich ein Bündniß, nach welchem dieser ihn bei einem Ueberfalle mit Truppen unterstützen wollte. Nachdem 1672 dieses Trutz- und Schutzbündniß mit Frankreich gegen die Niederlande erneuert worden, trat auch der kriegerische Bischof von Münster, Christoph Bernhard von Galen (s. d.), hinzu. Vergebens suchten die Generalstaaten den Kurfürsten zufrieden zu stellen, indem sie ihm die 1633 genommene Festung Rheinberg, um die es sich angeblich handelte, anboten. Der Kurfürst erklärte den Generalstaaten den Krieg, brach mit den Franzosen zugleich in die Niederlande ein und nahm, als sich der Kaiser gegen Frankreich in Bewegung setzte, franz. Truppen in Kaiserswerth, Neuß und Bonn ein. Zugleich eroberte er Deventer und belagerte mit dem Bischof von Münster Gröningen. Als jedoch im Laufe des J. 1673 die Verbündeten der Generalstaaten Bonn belagerten, floh M. nach Köln und leitete Friedensunterhandlungen ein. Hierauf kam 22. April 1674 der Vergleich der Generalstaaten mit Münster, 11. Mai mit Kurköln zu Stande, in welchem die Niederländer Rheinberg dem Kurfürsten abtraten. 1683 wurde M. Bischof von Münster. Weil jedoch die päpstl. Bestätigung ausblieb, beschränkte sich seine Verwaltung nur auf die weltlichen Angelegenheiten. M. starb 3. Juni 1688. Er war ein eifriger Alchemist.

Maximilian (Franz Xaver Joseph), letzter Kurfürst von Köln, 1784—94, Bischof zu Münster, Hoch- und Deutschmeister zu Mergentheim, königl. Prinz von Ungarn und Böhmen und Erzherzog von Oesterreich, der jüngste unter den Söhnen der Kaiserin Maria Theresia und

Kaiser Franz' I., war 8. Dec. 1756 geboren. Nachdem er als Jüngling Deutschland, Frankreich, Holland und Italien durchreist, machte er unter seinem Bruder, dem nachmaligen Kaiser Joseph II., den Bairischen Erbfolgekrieg mit. Für den geistlichen Stand bestimmt, war er schon 1769 seinem Oheim, dem Prinzen Karl von Lothringen, als Hoch- und Deutschmeister und 1780 dem Kurfürsten und Bischof von Köln und Bischof zu Münster, Maximilian Friedrich, als Coadjutor adjungirt worden und erlangte 1780 die erstere, 1784 die letztern Würden. Sein Bestreben, die Finanzen, Polizei und das Justizwesen in seinem Staate zu ordnen und zu heben, gelang ihm in ausgezeichneter Weise, namentlich unter Mitwirkung seines Ministers von Waldenfels. Als Kenner und Freund der Wissenschaften unterstützte er Talent und Verdienst. Die Universität Bonn erweiterte er durch nützliche Anstalten; auch vermehrte er die Hofbibliothek mit den ausgezeichnetsten Werken. Dagegen lebte er einfach und haushälterisch. Keinem Unterthan war der Zutritt zu ihm verwehrt; allen schenkte er gleiche Aufmerksamkeit. Seine gute Laune und sein Scherz äußerten sich oft originell und naiv. Er sprach mehrere Sprachen sehr fertig, war mit den Erzeugnissen der Literatur vertraut, liebte die Musik und spielte selbst einige Instrumente. Seinen Sinn für Natur bewiesen die Anlagen von Godesberg, Poppelsdorf und Augustusburg. Als der franz. Revolutionskrieg ausbrach, beobachtete er die strengste Neutralität. Nach Erklärung des Reichskriegs erfüllte er jedoch als deutscher Fürst seine Pflicht. Als im Herbst 1794 die Franzosen in Bonn einzogen, sah er sich genöthigt, seine Residenz zu verlassen, und ging nach Münster, von da nach Mergentheim und Ellingen. Im Frühjahr 1800 begab er sich nach Wien und starb 27. Juli 1801 zu Hetzendorf. Vgl. Seida, «M. Franz, letzter Kurfürst von Köln» (Nürnb. 1803).

Maximilian (Alex. Phil.), Prinz von Wied, s. Wied.

Maximilianische Thürme, nach ihrem Erfinder, dem Erzherzog Maximilian von Este (geb. 14. Juli 1782, gest. 1. Juni 1863 als kaiserl. General-Feldzeugmeister und Großmeister des Deutschen Ordens in Oesterreich), benannt und zuerst bei der Befestigung von Linz angewendet, sind gemauerte, zur Vertheidigung eingerichtete, einzeln liegende, mit einem Graben und Glacis umgebene Thürme. Der Thurm besteht aus einem Erdgeschoß, auf welchem zwei Etagen und eine Plateforme ruhen, die zusammen eine Höhe von 32 F. haben. Alle Decken sind bombenfest gewölbt. Die Plateforme ist mit einer kreisrunden Brustwehr versehen, und die daselbst aufgestellten zehn schweren Geschütze sind so laffettirt, daß man sie gleichzeitig auf einen Punkt kann wirken lassen. Die beiden Etagen sind ebenfalls zur Aufnahme von Geschützen, die obern namentlich zu Wurfgeschützen, eingerichtet; die untere ist zur Aufnahme der Besatzung von 150 Mann bestimmt. Im Erdgeschoß werden Pulver und Proviant aufbewahrt, auch befindet sich der Brunnen daselbst. Die obere Breite des Grabens beträgt nach vorn 50, in der Kehle 12 F. Das Glacis vor dem Graben reicht beinahe bis zur Höhe der Sohle der Plateforme. Die Thürme sind in solcher Entfernung voneinander angelegt, daß der Zwischenraum zur Hälfte von jedem Thurme bestrichen werden kann. Man hat den Werth dieser Befestigungsweise bestritten, und namentlich bei den neuern gezogenen Geschützen dürfte derselbe sehr zweifelhaft sein. (S. Linz.)

Maximinus ist der Name zweier röm. Kaiser. Der eine, Cajus Julius Verus M., nach seiner Abstammung der Thrazier genannt, eines Hirten Sohn, hatte sich schon unter Septimius Severus als Krieger durch ungeheuere Stärke und Tapferkeit ausgezeichnet, war von Alexander Severus (s. d.) zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt worden und wurde von diesem nach Alexander's Ermordung 235 zum Kaiser ausgerufen. Während er als solcher seine kriegerischen Eigenschaften auf Zügen gegen die Deutschen bewährte, reizte er durch rohe Grausamkeit und durch die Härte, mit der auf seinen Befehl Geld eingetrieben ward, die Bürger Roms und der Provinzen zur Empörung, die zuerst in Afrika ausbrach, dort aber durch die Besiegung der beiden Gordianus (s. d.) von M.' Statthalter unterdrückt wurde. Der röm. Senat, der die Erhebung der Gordiane zur Kaiserwürde gebilligt hatte, ernannte den Pupienus und Balbinus zu Kaisern, den dritten Gordian zum Cäsar. M., gegen den sich nun alle Provinzen erhoben, drang Anfang 238 in Italien ein. Der Widerstand, den ihm Aquileja bot, erbitterte ihn bei der Belagerung zu maßloser Strenge gegen die Soldaten, und so wurde er mit seinem Sohne im Aufstande von diesen erschlagen. — Der andere, Cajus Galerius Valerius M., genannt der Dacier, ein Illyrier von niederer Geburt, erhielt durch den Kaiser Galerius 305 die Cäsarwürde und die Verwaltung des Orients, die er mit Willkür und Härte besonders gegen die Christen führte, und nahm 307 den Titel eines Augustus an. Als er die Vereinigung Konstantin's d. Gr. (s. d.) und des Licinius erfuhr, fürchtete er für sich und zog gegen letztern, wurde aber 313 bei Adrianopel geschlagen und tödtete sich auf der Flucht zu Tarsus.

Maximum (lat.), das Größte, der höchste Werth, im Gegensatze zu Minimum, das Kleinste. In der Mathematik versteht man unter dem größten oder kleinsten Werthe einer veränderlichen Größe denjenigen, welcher größer oder kleiner ist als ein in der Reihe der Werthe dieser Größe vorangehender oder nachfolgender, so nahe auch beide an jenem größten oder kleinsten Werthe genommen werden. Demnach kann eine Function auch mehrere Maxima und Minima haben. Die Untersuchung über das Vorhandensein eines M. oder Minimums und die nähern Umstände desselben wird am gründlichsten und leichtesten mit Hülfe der Differentialrechnung und bei schwierigen Aufgaben mittels der Variationsrechnung geführt. Ausgebildet wurde diese Lehre, deren Spuren schon in des Apollonius Werken über die Kegelschnitte zu finden sind, durch die Gebrüder Bernoulli, Newton und Maclaurin; besonders lichtvoll stellten sie Euler und später Lagrange dar. — In der Französischen Revolution nannte man Gesetz des M. eine vom Convent decretirte nationalökonomische Zwangsmaßregel, wonach der äußerste Preis der Waaren gesetzlich vorgeschrieben und durch harte Strafen aufrecht erhalten wurde. Diese Anordnung erfolgte auf das Andringen der revolutionären Massen zu Paris, welche die Theuerung der gewöhnlichen Bedürfnisse blos dem Geize und der übeln Gesinnung der Kapitalisten zuschrieben, erstreckte sich anfangs nur auf den Kleinhandel, mußte aber bald auch auf die Einkäufe im Großen und den gesammten Verkehr ausgedehnt werden. Mangel, Lähmung jeder Thätigkeit, Entwerthung des Papiergeldes u. s. w. stiegen natürlich durch die Einführung des M. erst recht, sodaß die Maßregel dazu beitrug, die Wirren der Revolution noch mehr zu steigern. Nach dem Sturze der Schreckensregierung ward das Gesetz wieder aufgehoben, nachdem man es im Verkehr längst nicht mehr respectirt hatte.

Maximus, aus Tyrus gebürtig, daher Tyrius genannt, ein Lehrer der Beredsamkeit und Philosophie in der letzten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr., lebte abwechselnd in Griechenland und Rom und hat 41 philosophisch-rhetorische Abhandlungen hinterlassen, in denen er dem Platonismus huldigt, die aber blos ihres Stoffs wegen Beachtung verdienen und am besten von Reiske (2 Bde., Lpz. 1774) herausgegeben worden sind.

Mayenne, ein 27½ M. langer Fluß im nordwestl. Frankreich, entspringt im Depart. Orne, fließt südwärts über die Städte M., Laval (wo sie nach 14¼ M. langem Laufe schiffbar wird), Château-Gontier, vereinigt sich nahe oberhalb Angers mit der Sarthe und mündet unter dem Namen Maine (s. d.) bei Pont-de-Cé in die Loire, nachdem sie rechts die Varenne, den Colmont, Ernée und Oudon, links die Jouanne und Ouette aufgenommen hat. — Das nach dem Flusse benannte Departement M., der westl. Theil der alten Provinz Maine und der nördliche von Anjou, ist 93,90 Q.-M. groß, zerfällt in die drei Arrondissements Laval, Château-Gontier und M., mit 27 Cantonen und 274 Gemeinden, und zählt (1861) 375163 E. Die Hauptstadt ist Laval (s. d.). Das Departement besteht aus einer welligen, gegen Süden abgedachten Ebene und gehört fast ganz zum Bassin der Loire. Es wird von der M. und deren Zuflüssen, zum Theil von der Sarthe und Vilaine sowie von vielen Bächen und Teichen bewässert, hat mildes Klima und nur strichweise fruchtbaren, im ganzen sandigen Heideboden. Das Land erzeugt wenig Weizen, mehr Roggen, Buchweizen, Gerste und Hafer, viel Aepfel und Birnen zu Cider und Poiré, Hanf und Flachs in Menge. Die lange Zeit brachliegenden Felder, die übrigen Hutungen und der Anbau von Futterkräutern unterstützen die Viehzucht, namentlich Rindvieh-, Schweine- und Schafzucht. Die Bienenzucht wird allgemein betrieben. Der Bergbau auf Eisen, Stein- und Braunkohlen sowie die Benutzung der Marmor-, Schiefer-, Granit- und anderer Steinbrüche ist von Wichtigkeit. Die Bevölkerung treibt viel Weberei aller Art, deren Erzeugnisse geschätzt sind. Doch ist gegenwärtig die Baumwollweberei wichtiger als die Leinweberei, während früher letztere, verbunden mit Leinen- und Hanfgarnspinnerei, von größerer Bedeutung war. Der Handel mit Landesproducten und Fabrikaten ist nicht unbeträchtlich. — Die alte unansehnliche Stadt M., an beiden Ufern des gleichnamigen Flusses gelegen, mit Laval durch die Eisenbahn verbunden und ehemals stark befestigt, ist der Hauptort des wenig fruchtbaren Arrondissements und Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts, eines Arbeiterschiedsgerichts, zweier Friedensgerichte, eines Gewerberaths und einer Ackerbaukammer sowie einer Ackerbaugesellschaft. Die Stadt zählt 10370 E., die sich mit Baumwoll- und Wollspinnerei, Leinwand-, Calicot- und Taschentuchfabrikation, Gerberei, Hemden- und Hosenfabrikation u. s. w. beschäftigen. Auch die Umgegend nimmt an dieser Industrie starken Antheil. Ebenso ist der Handel, besonders mit Wein, Branntwein und den Landeserzeugnissen, von Belang. Außer der Weberei betreibt man in der Umgebung auch Eisenhütten. Am rechten Flußufer erhebt sich das alte Felsenschloß der ehemaligen Herren von M., welches die Brücke beherrscht. Den Titel eines

Herzogs von M. führte der Guise (s. d.) Charles von Lothringen, der 1601 kinderlos starb. Das Depart. Maine-Loire (s. d.) wird bisweilen auch Mayenne-Loire genannt.

Mayer (Joh. Tobias), ein berühmter Astronom, geb. zu Marbach im Würtembergischen 17. Febr. 1723, wurde zu Eßlingen in Dürftigkeit erzogen und bildete sich durch Privatfleiß zum Mathematiker. Er war schon durch mehrere schriftstellerische Versuche, z. B. «Allgemeine Methode zur Auflösung geometrischer Probleme» (Eßl. 1741), bekannt, als er in die Homann'sche Officin nach Nürnberg kam, in der er sich namentlich durch Verbesserung der Landkarten verdient machte. Nebenher versäumte er seine allgemeine wissenschaftliche Bildung nicht und erwarb sich im lat. Stil eine seltene Eleganz. Diese Verdienste bewirkten 1750 seine Berufung als Professor der Mathematik nach Göttingen. Um diese Zeit beschäftigte die Mondstheorie, behufs der Erfindung der Länge zur See, die Astronomen. M. überwand alle Schwierigkeiten und verewigte seinen Namen durch Mondtafeln, nach welchen man den Ort des Mondes für jeden Zeitpunkt bis auf eine Minute genau bestimmen kann. Er starb 20. Febr. 1762 zu Göttingen. Erst seine Erben erhielten für diese Mondtafeln, die M. bereits 1755 an die brit. Admiralität eingesandt, von der engl. Regierung einen Preis von 3000 Pfd. St. Andere Verdienste um die Astronomie erwarb M. sich durch Verbesserung der Winkelmeßinstrumente, Einführung des Multiplicationskreises, Aufstellung einer Theorie der Refractionen und Finsternisse, durch seine Fixsternverzeichnisse u. s. w. Seine Hauptwerke sind die «Theoria lunae juxta systema Newtonianum» (Lond. 1767) und die «Tabulae motuum solis et lunae» (Lond. 1770). Aus seinen hinterlassenen Manuscripten gab Lichtenberg «Opera inedita» (Gött. 1774) heraus. — Sein Sohn, Johann Tobias M., geb. zu Göttingen 5. Mai 1752, seit 1780 Professor der Mathematik und Physik in Altdorf, seit 1786 in Erlangen und von 1790 an in Göttingen, wo er 30. Nov. 1830 starb, erwarb sich ebenfalls als Mathematiker und Physiker einen Namen.

Mayer (Karl Friedr. Hartmann), deutscher Dichter, geb. 22. März 1786 zu Neckarbischofsheim, erhielt seine Gymnasialbildung zu Stuttgart und widmete sich seit 1803 dem Studium der Rechte zu Tübingen, wo er sich mit Uhland und Justinus Kerner, später auch mit Schwab auf das innigste befreundete. Seit 1807 lebte er als Advocat meist im älterlichen Hause zu Heilbronn, von wo aus er vielfache Geschäfts- und Erholungsreisen, meist zu Fuß, durch die verschiedensten Gegenden Deutschlands unternahm. 1818 trat er als Assessor erst am Gerichtshofe zu Ulm, dann zu Eßlingen in den würtemb. Staatsdienst, in welchem er 1824 mit dem Titel eines Oberjustizraths zum Oberamtsrichter in Waiblingen aufrückte. Im April 1843 siedelte er als Oberjustizrath beim Civilsenate des Gerichtshofs für den Schwarzwaldkreis nach Tübingen über, wo er auch, nachdem er in Ruhestand getreten, seinen Wohnsitz behielt. 1833 wurde M. von dem Bezirke Weinsberg zum Abgeordneten in die Kammer gewählt, in welcher er mit Uhland, Schott, Pfizer u. a. zur liberalen Opposition gehörte. Einer zweiten Wahl konnte er nicht Folge leisten, da ihm die Regierung den Urlaub verweigerte. Seinen literarischen Ruf begründete M. durch zahlreiche, meist in Zeitschriften und Almanachen zerstreute lyrische Gedichte, von denen er selbst eine Sammlung («Lieder», Stuttg. 1833) veranstaltete, die in der zweiten (1840) und dritten Auflage (1864) den Titel «Gedichte» erhielt. Alle seine Gedichte tragen den Charakter der schwäb. Dichterschule auf das vollkommenste an sich. Fast ohne Ausnahme von geringem Umfange, sind sie durchweg Naturbilder von tiefster Innigkeit und echt poetischer Wahrheit, verbunden mit seltenem Zauber und Wohllaut der Sprache. M.'s dichterisches Talent bewegt sich nur auf einem engbegrenzten Gebiete, aber innerhalb desselben hat er Vollendetes geleistet. Sonst sind von seinen literarischen Arbeiten noch zu erwähnen: «Lenau's Briefe an einen Freund» (Stuttg. 1853), die Biographie Uhland's in dem «Album schwäb. Dichter» (Heft 1, Tüb. 1861) und seine Selbstbiographie (ebendaselbst, Heft 3, Tüb. 1864).

Maynooth, s. Kildare.

Mayo, die nordwestl. Grafschaft der irländ. Provinz Connaught, im W. und N. von dem hier buchten-, insel- und klippenreichen Atlantischen Ocean bespült, im O. an Sligo und Roscommon, im S. an Galway grenzend, hat ein Areal von 100,23 Q.-M., wovon nur 13 Proc. auf Ackerland und 59½ Proc. auf unproductives Gebirgs- und Moorland entfallen. Unter den Baien der Küste sind die Killalabai und der Broadhaven im Norden, die Blacksod-, die Clewbai und der vortreffliche Killeryhaven im Westen, unter den Inseln Achill- und Clare-Island die bemerkenswerthesten. Den äußersten Küstenvorsprung bildet die ziemlich fruchtbare Halbinsel Mullet. Im Westen ist M. von öden Gebirgen mit steilen Abgründen und Schluchten erfüllt. Es erheben sich hier der Nephin 2475 F. und der Croagh-Patrick 2355 F. über das Meer, jener gegen Nordosten, dieser im Süden der Clewbai. Der Norden ist durchaus gebirgig und

fällt schroff zum Meere ab, enthält aber auch fruchtbare Thäler. Der Osten und Süden besteht aus weiten Ebenen, theils mit Ackerboden, theils mit guten Weiden bedeckt. Von den Flüssen sind der Moy, welcher gegen Norden in die Killalabai fällt, unter den Seen der schöne Conn, der Carrowmore, der Carra und der Mask die bedeutendsten. Das Mineralreich bietet vortrefflichen Schiefer dar, gleichwol deckt man die Häuser insgemein mit Stroh. Auch Eisenerz ist vorhanden, dessen Ausbeutung man hauptsächlich aus Holzmangel längst eingestellt hat. Der Ackerbau ist sehr vernachlässigt, und die Rindvieh- und Schafzucht sowie die Ausfuhr von Fleisch bildet die Hauptnahrungsquelle der Bevölkerung, wozu noch Fischfang, Garnspinnerei und Leinweberei kommen. Die Bevölkerung war 1831—41 von 366328 auf 388887 E. gestiegen, 1851 aber auf 274499 herabgesunken, was eine Abnahme von 29 Proc. ergibt. 1861 betrug sie abermals 7,3 Proc. weniger, nämlich 254449, wovon 97 Proc. katholisch. Die Grafschaft schickt zwei Mitglieder in das Parlament und hat zur Hauptstadt Castlebar, unweit östlich vom See Lanach, an einem kleinen Flusse in fruchtbarer Gegend gelegen, ein freundlicher Ort mit einer romantischen Burg des Lord Lucan, einem Grafschaftsgefängniß, einer Gerichtshalle für die Assisen, einer Cavaleriekaserne, einem Zuchthause, einer schönen Pfarrkirche mit hohem Thurme und einer kath. und einer Methodistenkirche. Die Stadt zählt 2960 E. (früher gegen 6000), die sich hauptsächlich mit Leinweberei, Garn- und Leinwandhandel, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei beschäftigen. Das alte verfallene Markt- und Hafenstädtchen Killala ist der Sitz eines kath. Bischofs, hat eine alte kleine Kathedrale, zwei Klosterruinen und 900 E., die Fischfang und Ausfuhrhandel mit Leinwand und Fleisch betreiben. Südlicher an derselben Bai von Killala liegt der alte Ort Mayo, nach welchem die Grafschaft benannt ist, einst Bischofssitz, jetzt ein ärmliches Dorf. Noch südlicher am Moy liegt Stadt und Hafen Ballina, für Seeschiffe von 200 Tons zugänglich, mit vier Kirchen, einem Gerichtshof und 5452 E., welche besonders Küstenhandel treiben und Landesproducte zur Ausfuhr bringen. Lebhaften Handel gleicher Art hat auch die hübsche Marktstadt Westport, an der Clewbai, 2⅙ M. im WNW. von Castlebar, mit dem Hafen Westport-Quai und 3911 E. Am 22. Aug. 1798 landete bei Killala die franz. Flotte aus Rochefort unter Humbert, eroberte den Ort, schlug die brit. Truppen unter Lake bei Castlebar 27. Aug., mußte aber bald wieder abziehen.

Mayor heißt in England, Irland und den Vereinigten Staaten die oberste Magistratsperson einer Stadt, die aus den Mitgliedern des Stadtraths mit Stimmenmehrheit auf ein Jahr gewählt wird und zugleich die polizeiliche Gewalt ausübt. In London, Dublin und York führt der M. während seiner Amtszeit den Lordstitel (Lord Mayor). Seine Stellung unterscheidet sich von der eines deutschen Bürgermeisters dadurch, daß er unabhängig von der Regierung dasteht, nur den Municipalbehörden verantwortlich ist und wegen etwaiger Amtsüberschreitungen nur auf gesetzlichem, nie aber auf administrativem Wege belangt werden kann.

Mayr (Simon) oder Mayer, ausgezeichneter Componist, geb. 14. Juni 1763 zu Mendorf bei Ingolstadt, erhielt frühzeitig von seinem Vater, einem Organisten, Musikunterricht und machte bereits mit 10 J. durch sein Klavierspiel Aufsehen. Zum geistlichen Stande bestimmt, besuchte er das Seminar und die Universität zu Ingolstadt, gab aber nachgehends seiner Neigung nach und wählte die Musik zum Lebensberuf. Er ging 1786 aus unbekanntem Grunde nach Graubündten und lebte hier zwei Jahre hindurch als Musiklehrer. Sodann wandte er sich nach Bergamo, wo er bei Carlo Lenzi Compositionsunterricht nahm und an dem Kanonikus Grafen Pesenti einen Gönner fand, der ihm die Mittel gewährte, um in Venedig unter der Leitung Bertoni's noch umfassendere Tonsatzstudien zu machen. Nachdem sich M. in Venedig durch verschiedene Messen und Vespern sowie einige Oratorien bekannt gemacht, wandte er sich auf Piccini's Rath dem Theater zu und brachte 1794 in Venedig seine erste Oper, «Saffo», mit Erfolg zur Aufführung. Derselben folgte bis 1816 eine Reihe von mehr als 70 (ernsten wie komischen) Opern, die seinen Ruhm in ganz Italien verbreiteten und erst durch Rossini's Leistungen in den Hintergrund gedrängt wurden. Bereits 1802 war M. Kapellmeister an der Kirche Sta.-Maria-Maggiore zu Venedig geworden, in welcher Stellung er für die ihm untergebene Kapelle eine große Anzahl von Kirchenstücken schrieb, besonders seitdem er sich 1816 vom Theater zurückgezogen. Außerdem versah er zugleich seit 1805 das Directorat und die erste Compositionslehrerstelle an der öffentlichen Musikschule zu Bergamo. M. starb 2. Dec. 1845. In allen seinen musikalischen Productionen herrscht Klarheit, Natürlichkeit, Anmuth und Frische. Dagegen nehmen seine Ideen niemals einen hohen Schwung, und Originalität ist ihm ebenfalls nicht eigen. Zum Verdienste rechnet man ihm an, daß er das Instrumentale in seinen Opern gewissenhafter und weniger schablonenhaft behandelt hat als die meisten seiner ital. Zeitgenossen.

Mazarin (Jules), Cardinal und Minister während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. in Frankreich, geb. 14. Juli 1602 zu Rom (nach andern zu Piscina in den Abruzzen), war der Sohn eines sicil. Edelmanns. Er studirte in Rom, dann auf span. Universitäten die Rechte, trat aber 1622 in päpstl. Militärdienste und stand 1625 als Hauptmann im Veltlin. Im mantuanischen Successionsstreite begleitete er die päpstl. Legaten an die Höfe von Savoyen und Frankreich. In dieser Stellung lernte ihn in Lyon 1630 Richelieu kennen, der in ihm große staatsmännische Talente erblickte und sich seiner fortan zur Aufrechthaltung des franz. Interesses in Italien bediente. Nachdem er 1632 in Rom den Militärdienst mit dem Staatsdienst vertauscht, schickte ihn der Papst 1634 als Vicelegaten nach Avignon und bald darauf als außerordentlichen Nuntius in Angelegenheiten der lothring. Dynastie an den franz. Hof. 1636 kehrte M. nach Rom zurück und wirkte nun offen für die franz. Politik. 1639 trat er völlig in die Dienste Ludwig's XIII. und erhielt auf Verwenden Richelieu's, seines Meisters und Beschützers, 16. Dec. 1641 den Cardinalshut. Richelieu empfahl ihn sterbend dem Könige als den Mann, der allein sein polit. System fortsetzen könne. Ludwig XIII. ernannte hierauf M. zum Staatsrath und erhob ihn auch zum Mitgliede des Regentschaftsraths, der unter der Präsidentschaft des Herzogs Gaston von Orleans das Reich während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. verwalten sollte. M. aber mußte nach dem Tode des Königs (13. Mai 1643) alle Biegsamkeit des Italieners aufbieten, um sich den Großen und Prinzen gegenüber zu erhalten; besonders war ihm die Königin-Mutter, Anna von Oesterreich, abgeneigt, weil er die Errichtung des Regentschaftsraths angerathen hatte. Dieselbe verband sich mit dem Herzoge von Orleans und dem Prinzen Ludwig II. Condé und ließ sich 18. Mai 1643 vom Parlament zur einzigen Vormünderin und Regentin erklären. Indeß behielt M. als ein geschickter Politiker sein Amt als Staatsrath und Minister, und bald gelang es ihm, sich der Königin-Mutter unentbehrlich zu machen und, wenn auch sanfter, doch ebenso unumschränkt zu herrschen wie früher Richelieu. Das Parlament, das unter der neuen Regierung auf Wiedererlangung seiner polit. Gewalt sann, benutzte bei der fortdauernden Unterdrückungspolitik des Hofs die Unzufriedenheit der Großen und des Volks und begann den Kampf gegen die Regierungsgewalt, indem es die Einregistrirung drückender Steueredicte verweigerte. M. wagte endlich nach dem Siege der franz. Waffen bei Lens gegen das Parlament und dessen Anhang einen entscheidenden Schlag, indem er am Tage der Siegesfeier, 26. Aug. 1648, die Häupter der Opposition verhaften ließ. Schon am folgenden Tage erhob sich die Hauptstadt, womit die sog. Unruhen der Fronde (s. d.) ihren Anfang nahmen. Nachdem sich der Hof im Jan. 1649 nach St.-Germain zurückgezogen, wurde M. 8. Jan. vom Parlament geächtet, blieb aber nach dem Vergleich zu Ruel stillschweigend Minister. Der Kampf gegen ihn und den Hof entbrannte noch heftiger, als die Königin-Regentin auf seinen Rath im Jan. 1650 die Prinzen Condé und Conti nebst dem Herzoge von Longueville (Dunois) verhaften ließ. Er begab sich nun selbst an der Spitze der Hoftruppen in die aufgestandenen Provinzen und zeigte sich nach dem Siege bei Réthel 15. Dec. so übermüthig, daß die Großen und das Volk der Hauptstadt sich verbanden und nicht nur die Absetzung, sondern sogar den Tod des Ministers und Ausländers verlangten. M. entwich unter diesen Umständen im Febr. 1651 aus Paris und kündigte 12. zu Havre de Grâce den gefangenen Prinzen in Person die Freiheit an, wurde aber mit solcher Verachtung aufgenommen, daß er es für gerathen hielt, sich über die niederländ. Grenze zu retten. Während ihn das Parlament ächtete und die Presse mit zahllosen Schmäh- und Flugschriften (**Mazarinades**) verfolgte, ging er von Lüttich nach Köln, wo er seine Verbindung mit der Königin-Regentin herstellte. Die Empörung des Prinzen Condé gab ihm endlich den Muth, Frankreich wieder zu betreten. Er traf im Dec. 1651 mit einer Bedeckung von 2000 Reitern und 4 Kanonen zu Poitiers ein und verband sich hier mit der Streitmacht des Hofs. Weil jedoch Paris seine Unterwerfung von der Entfernung des geächteten Ministers abhängig machte, so entfernte er sich 19. Aug. 1652 nach Sédan und von hier nach Reims. Erst nachdem die Parteien Frieden geschlossen und Condé nach Spanien entwichen war, hielt er 3. Febr. 1653 einen glänzenden Einzug in die Hauptstadt, wobei ihn das Volk mit tiefem Schweigen empfing. In kurzer Zeit jedoch hatte M. sich die Volksgunst sowie seine frühere polit. Gewalt wieder erworben; das Parlament, die Großen und die Prinzen beugten sich vor ihm. Unter seiner Leitung stieg der Einfluß Frankreichs nach außen gewaltig, im Innern aber befestigte sich der von Richelieu geschaffene Regierungsdespotismus, auf dessen Grundlage sich bald die Monarchie Ludwig's XIV. erheben sollte. Die Rechtspflege, der Handel, das Seewesen, besonders aber die Finanzen versanken in M.'s Händen in die tiefste Zerrüttung. Auch gab man ihm schuld, daß er zur Verlängerung seiner Herrschaft die Erziehung des Kö-

nigs mit Absicht vernachlässigt habe. Die Anstrengung, mit welcher M. die Unterhandlungen des Pyrenäischen Friedens betrieb, zog endlich den gänzlichen Verfall seiner durch Gicht und Steinschmerzen geschwächten Natur nach sich. Er starb an der Wassersucht 9. März 1661 zu Vincennes, wohin er sich einen Monat vorher hatte bringen lassen. Sein ungeheueres, durch Knauserei und Habsucht zusammengebrachtes Vermögen von 200 Mill. Livres, das ihm der König durch einen Schenkungsbrief kurz vor seinem Tode legitimiren mußte, erbte größtentheils der Marquis de la Meilleraie, der eine seiner wegen ihrer Schönheit berühmten Nichten, Hortensia Mancini, heirathete und den Titel eines Herzogs von M. erhielt. M. war von Charakter äußerst sanft, übte seinen Einfluß mehr durch Feinheit und Geduld als durch Stärke und griff nur im äußersten Falle zur Gewalt. Mit Anna von Oesterreich soll er heimlich vermählt gewesen sein. Von ihm erschienen: «Lettres, où l'on voit les négociations pour la paix des Pyrénées» (2 Bde., Par. 1745 u. öfter). Vgl. Bazin, «Histoire de France sous le ministère du cardinal M.» (2 Bde., Par. 1842); Capefigue, «Richelieu, M., la Fronde et le Règne de Louis XIV» (8 Bde., Par. 1835); Cousin, «La jeunesse de M.» (Par. 1865); Renée, «Les nièces de M.» (2 Bde., Par. 1856); Moreau, «Histoire anecdotique de la jeunesse de M.» (Par. 1863). Moreau hat auch eine Bibliographie (3 Bde., Par. 1850—51) und eine Auswahl (2 Bde., Par. 1854) der Mazarinaden herausgegeben.

Mazatlan oder Puerto de M., Hauptstadt des 1864 aus Gebietstheilen des mexic. Staats Cinaloa gebildeten Departements M. (674,66 Q.-M. mit 94387 E. im J. 1865) und neuerdings Haupthafen der ganzen Westküste Mexicos, am Eingange des Californischen Meerbusens, 5 M. westlich von der seit dem Aufblühen des Hafens immer mehr verfallenden Stadt Presidio de M. gelegen und vom Rio de M. durchflossen, gewährt von allen Seiten einen malerischen Anblick und hat gutgebaute Häuser, zahlreiche, wohlversehene Läden und eine Bevölkerung, die in neuerer Zeit sehr gewachsen ist und auf 15000 Seelen geschätzt wird. Der Hafen ist nur für wenig tief gehende Schiffe zugänglich und nicht gegen alle Winde geschützt; auch fehlt es an gutem Trinkwasser. Außerdem ist nur vom Juni bis Ende Oct. die Temperatur erträglich und der Waarentransport auf dem Landwege durch Maulthiere möglich. Gleichwol hat sich M. zu dem bedeutendsten mexic. Handelsplatze an der Südseeküste erhoben. Neuere Angaben über die Schiffahrts- und Handelsbewegung des Platzes fehlen. Die Küstenschiffahrt beschäftigte 1856 255 Fahrzeuge zu 13368 Tonnen. In demselben Jahre kamen 39 Schiffe zu 11694 Tonnen an und 33 Schiffe zu 10786 Tonnen gingen ab, während 1858 50 Schiffe zu 22028 Tonnen einliefen und 35 zu 11767 Tonnen ausgingen. Der Werth der überseeischen Einfuhr belief sich 1855 auf 1,550000, 1856 nur auf 1,190000 Dollars, wovon auf Großbritannien 590000, auf Frankreich 230000 und auf Deutschland 170000 Dollars entfielen. Der Werth der Ausfuhr betrug 1,331039 Dollars und besteht hauptsächlich in Brasilholz, gesalzenen Häuten, Perlen, Gold, Silber und Kupfer. Am 13. Nov. 1864 wurde M. von den Franzosen und kaiserl. Truppen besetzt. Die Einwohner erklärten sich 22. Nov. für die neue Regierung, und 31. Dec. wurden die Angriffe der Juaristen zurückgeschlagen.

Mazeppa (Johann), russ. Iwan Stepanowitsch Masepa, Hetman der Kosacken, geb. um 1645, stammte nach einigen aus einer armen adelichen Familie in Podolien, nach andern aus Kleinrußland. Als Page bei dem poln. Könige Johann Kasimir erhielt er Gelegenheit, sich nützliche Kenntnisse zu erwerben. Ein Abenteuer wurde der Grund seiner spätern Erhebung. Ein poln. Edelmann, Falibowski, überraschte ihn nämlich bei seiner Frau. Wuthentbrannt ließ er ihn völlig entkleidet und rückwärts liegend auf sein eigenes Pferd binden und gab ihn seinem Schicksale preis. Das wilde Pferd brachte seinen Herrn übel zugerichtet bis zu dessen entlegenem Gute, welcher darauf aus Scham Polen verließ und sich 1663 in die Ukraine begab. Daß das Pferd selbst bis in die Ukraine gelaufen sei, ist durch histor. Zeugnisse widerlegt. M. machte sich unter den Kosacken durch Gewandtheit, Körperstärke und Tapferkeit bemerkbar und beliebt. Seiner Kenntnisse und Einsichten wegen wurde er Secretär und Adjutant des Hetman Samoilowitsch, den er 1687 zu verdrängen und dessen Stelle einzunehmen wußte. Auch gewann er das Vertrauen Peter's d. Gr., der ihn mit Würden überhäufte. Kaum aber war er zum Fürsten der Ukraine erhoben, als er auf den Gedanken kam, aus der ihm lästigen untergeordneten Stelle herauszutreten. Nach dem Frieden zu Altranstädt näherte er sich dem Könige Karl XII. von Schweden, suchte durch ihn sich der Oberherrschaft des Zaren zu entziehen und die Ukraine unter gewissen Bedingungen an die Krone Polen zu bringen. Diese und andere Ränke wurden 1708 Peter d. Gr. durch den Kosackengeneral Kotschubey und den Obersten von Poltawa, Iskra, entdeckt; doch der Zar maß diesen Beschuldigungen keinen Glauben bei und

schickte die beiden Ankläger M. selbst zur Bestrafung zu, der sie in der That hinrichten ließ. Als aber endlich der Zar doch anderer Ueberzeugung wurde, ließ er viele Anhänger M.'s einziehen und hinrichten, ihn selbst aber im Bildniß aufhängen. Mit wenigen ihm treu gebliebenen Anhängern wendete sich M. nun zu Karl XII. und hatte großen Antheil an dessen verunglücktem Zuge in die Ukraine. Nach der Niederlage bei Poltawa flüchtete er nach Bender, wo er 1710 starb. Lord Byron hat M. zum Helden eines seiner schönsten Gedichte, Bulgarin zum Helden eines Romans, Gottschall zu dem eines Dramas gemacht, auch Horace Vernet ihn durch zwei Gemälde verherrlicht.

Mazzini (Giuseppe), ital. Demagog, geb. 28. Juni 1805 zu Genua als der Sohn eines demokratischen Ideen anhangenden Arztes, widmete sich, nachdem er eine sorgfältige Erziehung im älterlichen Hause erhalten, auf der Universität seiner Vaterstadt dem Studium der Rechtswissenschaft, nahm aber schon als Student und namentlich als Mitglied eines studentischen Clubs theil an der polit. und literarischen Bewegung der zwanziger Jahre. Sein erster literarischer Versuch, ein Aufsatz über «Die Vaterlandsliebe Dante's», der in der Florentiner «Antologia» erscheinen sollte, wurde nicht gedruckt, sondern fand erst 1831 in Tommaseo's «Subalpino» Veröffentlichung. Für M., als leidenschaftlichen Anhänger der von den franz. Romantikern aufgestellten Grundsätze, diente schon damals die literarische Kritik zum Mittel polit. Agitation. Seine frühesten Arbeiten erschienen im «Indicatore Genovese», und als später das Blatt in Genua, dann auch in Livorno unterdrückt wurde, schrieb er für den «Subalpino» und die «Antologia». Zugleich war er ein äußerst thätiges Mitglied der Carbonaria geworden, und man schickte ihn 1830 als Sendling und Werber des Geheimbundes nach Toscana. Nach seiner Rückkehr nach Genua sah er sich durch die Verrätherei eines Bundesbruders in eine Untersuchung verwickelt, infolge deren er auf die Festung Savona gebracht wurde. Hier in der Gefangenschaft gewann er die Ueberzeugung von dem unzulänglichen Wesen der Carbonaria und faßte den Gedanken, einen neuen Bund auf anderer Grundlage ins Leben zu rufen. Die Untersuchung endigte mit M.'s Freisprechung, aber trotzdem stellte ihm König Karl Felix die Wahl zwischen Confinirung und Verbannung. M. wählte die letztere und ging über Genf nach Lyon, wo er seine erste rein polit. Schrift, «Die Nacht von Rimini», schrieb, welche die Erhebung der Romagna von 1831 zum Gegenstande hatte. Zugleich betheiligte er sich an den Vorbereitungen zu einem Einfall ital. Flüchtlinge in Savoyen, der indeß nicht zur Ausführung gelangte. M. wandte sich nach kurzem Aufenthalte in Corsica nach Marseille und gründete hier Anfang 1832, nach dem in Savona entworfenen Plane, den Geheimbund des «Jungen Italien», dessen Zweck auf die Erziehung und Vorbereitung des ital. Volks zur Herstellung eines demokratischen Nationalstaats gerichtet war. Wiewol sich dieser neue Bund von dem Formelkram der Carbonaria und ähnlicher Vereine fern hielt, trug doch sein Gründer, dessen Glaubensbekenntniß sich in den Worten «Dio e popolo» aussprach, einen gewissen polit. und religiösen Mysticismus in denselben hinein, der seiner praktischen Wirksamkeit hinderlich sein mußte. Der Bund verbreitete sich von Marseille aus in die größern Städte Italiens, wobei ein nach ihm benanntes, bald aber von der franz. Polizei unterdrücktes Blatt als vorzügliches Propagationsmittel diente. Die heimliche Einführung des Blattes in Piemont veranlaßte hier einen Hochverrathsproceß, der vielen Soldaten Leben oder Freiheit kostete und M. ein Todesurtheil in contumaciam zuzog. Die Häupter des Jungen Italien, M. an der Spitze, sammelten sich nun in der Schweiz und veranstalteten von Lugano und Genf aus Anfang Febr. 1834 den Einfall einer Schar von Flüchtlingen aller Länder in Savoyen, den sog. Savoyerzug, der kläglich endete und wieder einigen Theilnehmern das Leben kostete. M. flüchtete nach Paris, bald darauf nach London, wo er seitdem seinen Hauptsitz aufschlug und fortan eine große literarische, namentlich publicistische Thätigkeit in engl. und franz. Sprache entwickelte. Ende 1839 gründete er in London ein revolutionäres Comité, 1840 eine Zeitung: «L'Apostolato popolare», 1843 eine andere, «L'Educatore». Dabei hatte er bei allen politisch-revolutionären Vorgängen und Bewegungen in Italien seine Hand im Spiele, namentlich auch 1844 bei der Unternehmung der Brüder Bandiera (s. d.). Der brit. Minister Graham hielt sich einer solchen Wirksamkeit gegenüber für befugt, durch Verletzung des Briefgeheimnisses in die Correspondenz M.'s Einsicht zu nehmen, wodurch 1845 nicht unwichtige Verhandlungen im Unterhause herbeigeführt wurden. M. widmete dem Minister zu ironischem Danke das Buch «Italien, Oesterreich und der Papst» (deutsch, Bern 1847). Als infolge der durch Pius IX. veranlaßten Reformbewegung die neukath. und monarchische Strömung in Italien die Oberhand gewann, sahen die Genossen des Jungen Italien ihre conspiratorische Thätigkeit vorderhand unterbrochen. M., dessen religiöser Mysticismus sich

damals mit einem weltlichen Papstthum vertrug, richtete sogar im Sept. 1847 ein Schreiben an «Pius IX., Pontifex Maximus», in welchem er sein eigenes Glaubensbekenntniß darlegte und den Papst aufforderte, zu «glauben» und die Einheit Italiens zu schaffen. Im Jan. 1848 widerlegte er in einem Briefe an Guizot die Behauptungen, welche der franz. Minister in der Kammer bezüglich der Lage Italiens aufgestellt hatte, und im Febr. beglückwünschte er die Sicilianer wegen ihrer Revolution. Nach der Februarrevolution eilte er nach Paris und gründete hier eine neue polit. Verbindung für Italien, die Nationalgesellschaft, in deren Programm er nur das Nationalitätenprincip, nicht die republikanische Form betonte, und versammelte auch auf dem Stadthause unter dem Beifalle Lamartine's die ital. Freiwilligen. Nach dem Aufstande in Oberitalien und der Eröffnung des ital. Kriegs wandte er sich im März nach Mailand, wo er von Ende Mai bis Anfang Aug. das Organ der Nationalgesellschaft, «L'Italia del popolo», leitete, die Berufung einer constituirenden Versammlung sowie die nationale Organisation des Kriegs verlangte und vermittels des Clubs Circolo nazionale dem König Karl Albert und der gemäßigten Partei eine für die Geschicke Italiens verderbliche Opposition machte. Bei dem Rückzuge der Piemontesen ging M. nach Lugano, von wo aus er in einem Manifest an die ital. Völker erklärte, der königl. Krieg sei zu Ende, es beginne jetzt der Krieg der Völker. Nach seiner Erwählung in die toscan. constituirende Versammlung erschien er in Livorno und Florenz. Da er aber den Triumvir Guerrazzi nicht zur Proclamirung der Republik zu bestimmen vermochte, begab er sich nach Rom, wo die Republik bereits proclamirt war und er das Bürgerrecht und ein Mandat in der Nationalversammlung erhalten hatte. Am 30. März 1849 erfolgte hier seine Wahl ins Triumvirat, welches Amt er niederlegte, als das röm. Parlament die weitere Vertheidigung gegen die Franzosen für unmöglich erklärte. Nach dem Falle der Stadt (22. Aug.) wandte er sich in die Schweiz und, als er ausgewiesen wurde, wieder nach London zurück. Hier gründete er ein Italienisches Nationalcomité, das sich als Nachfolger des röm. Parlaments ansah, und im Verein mit Ledru-Rollin und andern Flüchtlingen ein Europäisches Revolutionscomité, welches sich die allgemeine Republik und die Verbrüderung der Nationen zum Ziel setzte. Von London aus betrieb M. unausgesetzt neue insurrectionelle Bewegungen in Italien, von denen die von Mantua (1852), Mailand (1853), Genua (1857) die wichtigsten waren. Die klägliche Emeute in Mailand, für welche ein großer Theil des Ertrags einer M.'schen Anleihe verwendet worden war, brachte ihrem Urheber schwere Vorwürfe und veranlaßte die Auflösung des Nationalcomité. Der leichtfertige Insurrectionsversuch in Genua zog ihm aufs neue eine Verurtheilung zum Tode in contumaciam zu. Bei diesen Unternehmungen war M., wenn nicht gegenwärtig, doch gewöhnlich in der Nähe des Schauplatzes, wußte aber stets, trotz aller Bemühungen namentlich der österr. Polizei, durch List und Verwegenheit der Gefahr zu entgehen und unversehrt wieder nach London zu gelangen. An den Ereignissen von 1859 und 1860 nahm M. keinen Antheil. Es lag in der Natur der Sache, daß von dem Augenblicke an, wo die ital. Einheit und Unabhängigkeit im Angesichte der Welt von organisirten Armeen erkämpft wurden, der Einfluß und die Bedeutung des großen Demagogen abnehmen mußten. Wenn aber auch Italien nicht durch die Mittel M.'s seine Freiheit erlangen konnte, so ist doch der gewaltige Einfluß seiner Schriften nicht zu verkennen, die den Nationalgeist jederzeit aufs tiefste erregten und die Jugend zu patriotischer Opferfreudigkeit begeisterten. Die ital. Regierung hob daher auch im Sept. 1866 durch die Gnade des Königs das Todesurtheil auf, welches bisher M. die Rückkehr ins Vaterland verschlossen hatte. Eine vollständige Ausgabe der «Scritti editi e inediti» (12 Bde.) M.'s erscheint seit 1861 zu Mailand. — Nicht zu verwechseln mit Giuseppe M. ist dessen Vetter **Andrea M.**, der sich ebenfalls als Flüchtling zu Paris aufhielt und unter anderm das interessante geschichtsphilos. Werk: «De l'Italie dans ses rapports avec la liberté et la civilisation moderne» (2 Bde., Par. 1847; 2 Bde., Lpz. 1847) veröffentlichte.

Mazzola (Francesco), genannt **Parmegiano** oder **Parmegianino**, einer der berühmtesten Maler der lombard. Schule, wurde zu Parma 1503 geboren. Sein Talent, Naturgegenstände abzuzeichnen, verschaffte ihm den Unterricht seiner Oheime und seines Landmanns Marmitta. Correggio's Anwesenheit in Parma (um 1521) machte ihn mit dem Stile dieses Meisters bekannt. In Rom, welches er 1523 besuchte, machte der Anblick der Werke Rafael's den tiefsten Eindruck auf ihn. Er bildete sich von nun an eine Manier, die Correggio's Grazie und Rafael's Ausdruck zu vereinigen suchte, weshalb man ihn auch den kleinen Rafael (Rafaellino) nannte. Bei der Einnahme von Rom 1527 erlitt er bedeutende Verluste und ging hierauf nach Bologna. Zu den ausgezeichnetsten Gemälden, welche er hier arbeitete, gehört der heil. Rochus für die Kirche des heil. Petronius, die in der dresdener Galerie befindliche Madonna della Rosa, welche

er aus einer Venus zur Madonna umgestaltete, und die heil. Margaretha. Später ging er nach Parma zurück, arbeitete den Cupido, welcher Bogen schnitzt, und begann dann die neuerbaute Kirche della Steccata mit Gemälden auszuschmücken. Doch bei seiner geschwächten Gesundheit wurde ihm das Arbeiten sehr schwer. Als die Aufseher des Baues seine Nachlässigkeit bemerkten, ließen sie ihn, da er bereits im voraus eine Summe erhalten hatte, ins Gefängniß setzen. Zwar gaben sie ihn auf die Versicherung, die Arbeit vollenden zu wollen, wieder frei, doch M., über diese Behandlung empört, entfloh nach Casalmaggiore, wo er 1540 starb. Seine Arbeiten, namentlich Staffelbilder von ihm, sind außerordentlich selten. Die Grazie, welche schon bei Corregio oft nicht ganz echt ist, erscheint in M.'s Werken meist gesucht und unwahr; die Beweglichkeit, der lebendige Affect gehen bei ihm fast überall in eine unerträgliche Ziererei und in die nüchternste Koketterie über. Auch werden die allzu langen Verhältnisse seiner Figuren getadelt. Was ihm zu seinem großen Ruhme verhalf, war wesentlich die Nachahmung des Helldunkels in den Werken Correggio's; auch sind seine Bildnisse, wobei die Ueppigkeit seiner Compositionsweise natürlich wegfiel, vorzüglich. Mit Unrecht hat man ihn sonst als Erfinder der Aetzkunst angesehen, die schon von A. Dürer geübt, in Italien jedoch zuerst von M. angewendet wurde, dessen Blätter hohe Auszeichnung verdienen.

Mazzolini (Lodovico), der berühmteste Maler der Schule von Ferrara, geb. 1481, gest. 1530, war ein Schüler des Lorenzo Costa, welcher seinerseits mit der paduanischen Schule Mantegna's zusammenhing. M. ist in der Auffassung der Gestalten wesentlich Naturalist und in den Bewegungen und Physiognomien nicht selten carikirt, zeichnet sich aber durch eine ungemeine Glut und Intensivität der Farben aus. Seine besten Bilder befinden sich gegenwärtig in Deutschland, und das Museum zu Berlin bewahrt sein Meisterwerk: Christus als Knabe unter den Schriftgelehrten im Tempel. Die Reinheit und Naivetät der jugendlichen Gestalt contrastirt in dieser Arbeit auf sehr interessante Weise mit den übrigen Figuren, welche alle Grade der Sophistik und Rabulisterei in sehr vergnüglicher Abstufung darstellen.

Mearns, s. Kincardine.

Meath, s. East-Meath.

Meaux, Hauptstadt eines Arrondissements und der Brie (s. d.) Champenoise im franz. Depart. Seine-Marne, fast 6 M. im ONO. von Paris, an der schiffbaren Marne, dem Ourcq-Kanal und der Ostbahn in fruchtbarer Gegend gelegen, ist ziemlich gut gebaut, hat eine vom 12. bis ins 16. Jahrh. erbaute, aber unvollendet gebliebene prachtvolle Kathedrale mit dem Grabe und dem Standbilde Bossuet's, einen bischöfl. Palast mit schönem Garten, ein neues Stadthaus (seit 1842), große Magazine, Kasernen, ein Theater, ein Gefängniß und ein allgemeines Krankenhaus. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und eines Friedensgerichts, besitzt ein Priesterseminar, ein Communalcollége, eine öffentliche Bibliothek, Gesellschaften für Kunst und Gewerbe, für Agricultur und Gartenbau und zählte (1861) 10762 sehr gewerbfleißige Einwohner. Es unterhält große Getreidemühlen, eine bedeutende Baumwollspinnerei, Webereien für Calicot u. s. w., Gerbereien, Brauereien und Ziegelbrennereien, Fabriken für Seilerwaaren, landwirthschaftliche Geräthe, Fadennudeln, Gemüse-Conserven, Leim, Essig, Salpeter und Zündhölzchen. Auch ist M. ein Mittelpunkt des Getreide- und Mehlhandels nach Paris und macht außerdem bedeutende Geschäfte in Käse aus der Brie (jährlich für 3—4 Mill. Frs.), in Wolle, Geflügel, Hämmeln und anderm Schlachtvieh, Eiern, Früchten, Senf, Holz und Kohlen. M. ist das alte Jatinum, Hauptort der Meldi, ward schon 375 Bischofssitz und hatte seit dem 6. Jahrh. eigene Grafen. Am 17. Juni 845 hielten hier die Erzbischöfe von Sens, Reims und Bourges ein großes Concil, deren überhaupt sieben zu M. stattfanden. 862 und 888 wurde die Stadt von den Normannen erobert und verheert. Später gehörte sie zur Grafschaft Champagne bis zu deren Vereinigung mit der Krone Frankreichs. Viel hatte sie im franz. Bauernkriege (Jacquerie) zu leiden, in welchem hier die Bauern 9. Juni 1358 eine schwere Niederlage erlitten. Am 10. Mai 1422 wurde sie von den Engländern erobert, diesen aber 10. Aug. 1439 wieder völlig entrissen. In M. machte in Frankreich die Reformation die ersten bedeutenden Fortschritte. Obgleich 1546 im Orte 60 Protestanten verbrannt, andere ausgepeitscht und verbannt wurden, mehrte sich doch deren Zahl fortwährend, bis sie in den Kämpfen von 1562 und in der Bartholomäusnacht 1572 erlagen. Die Stadt wurde später Waffenplatz der Liguisten, denen sie Heinrich IV. erst 1593 entriß. 1681—1704 wirkte hier Bossuet als Bischof, «der Adler von M.» und Bekämpfer des Protestantismus. 1814 ließ Blücher die Stadt durch das Sacken'sche Corps angreifen, und es fanden 28. Febr. mehrere Gefechte in ihrer Umgebung statt.

Méchain (Pierre François André), franz. Astronom, geb. 16. Aug. 1744 zu Laon, kam 1772 nach Paris, wo Lalande sich seiner annahm. Er machte sich 1781 durch die Entdeckung und Berechnung zweier Kometen bekannt und gehörte zu denen, welche die ersten vorläufigen Berechnungen der muthmaßlichen Bahn des kurz vorher entdeckten Planeten Uranus entwarfen. Zur Vermehrung seines Rufs trug noch bei, daß er 1782 den von der Akademie in Beziehung auf die Rückkehr des Kometen von 1661 gesetzten Preis gewann. Seitdem entdeckte er elf Kometen, deren Bahnen er auch berechnete, wie denn überhaupt keine wichtige Erscheinung am Himmel ihm entging. Seine Beobachtungen legte er in der «Connaissance des temps» nieder, die er seit 1788—94 herausgab. Als die Constituirende Versammlung die Einführung eines neuen Maßsystems verordnet hatte, das auf den Erdmeridian gegründet sein sollte, war M. einer der Astronomen, die den Auftrag erhielten, den Meridianbogen zwischen Dünkirchen und Barcelona zu messen. Er bekam auf seinen Antheil an dieser schwierigen Operation die zwischen Barcelona und Rhodez liegende Gegend, wo noch nie Meridianmessungen vorgenommen worden waren; dabei hatte er noch mit großen, aus den damaligen polit. Verhältnissen entspringenden Schwierigkeiten zu kämpfen, indem die span. Regierung nicht nur die Fortsetzung seiner Triangulirung verhinderte, sondern ihn sogar eine Zeit lang seiner Freiheit beraubte. Erst 1803 konnte er zu seinen Arbeiten zurückkehren, um sie bis zu den Balearischen Inseln fortzusetzen. Er starb 20. Sept. 1804 zu Valencia am Gelben Fieber, ein Opfer seines unermüdlichen Eifers für seine Wissenschaft. Außer seinen Abhandlungen in der «Connaissance des temps» und seinen Denkschriften über verschiedene Kometen findet man auch in der «Base du système métrique décimal» (herausg. von Delambre, 3 Bde., Par. 1806—10) die Ergebnisse seiner Beobachtungen.

Mechanik oder Kraftlehre ist die Wissenschaft von dem Gleichgewichte und der Bewegung der Körper; sie bildet einen Theil der angewandten Mathematik. Sie zerfällt in zwei Haupttheile: 1) in die Statik, deren Aufgabe im allgemeinen es ist, die Bedingungen aufzusuchen, unter welchen mehrere auf ein System untereinander fest verbundener Punkte wirkende Kräfte sich im Gleichgewicht halten; und 2) in die Dynamik, deren Aufgabe es ist, die Bewegung zu bestimmen, die ein Körper unter dem Einflusse von Kräften, die sich nicht im Gleichgewicht halten, annimmt. Eine andere Eintheilung der M. bezieht sich auf die Beschaffenheit der Körper, auf welche die Gesetze der M. angewendet werden. Sind die Körper gasförmige, so nennt man die Lehre Aërostatik und Aërodynamik oder Pneumatik; sind sie aber tropfbar-flüssig, so bezeichnet man sie als Hydrostatik und Hydraulik oder Hydrodynamik; sind sie fest, so gebraucht man die Namen Geomechanik, Geostatik, Geodynamik. Die Bewegungslehre als rein mathem. Wissenschaft wird auch wol Kinematik genannt. Eine fernere Eintheilung der M. ist aber die in niedere und höhere M., je nachdem zu dem Verständniß der vorgetragenen Lehren die Kenntniß der niedern Mathematik ausreicht, oder die Kenntniß der höhern Mathematik erfordert wird. Die Anwendung der theoretischen M. zur Construction von Maschinen heißt angewandte M. Es sind wenig Zweige der Intelligenz, welche, namentlich in den letzten Jahrhunderten, mit so vielem Scharfsinn verfolgt und ausgebildet worden sind, wie die M. Praktisch war sie allerdings schon den frühesten Völkern bekannt, da ohne Anwendung der mechan. Hülfsmittel jede Bewegung mühsam und zeitraubend ist. Als Wissenschaft ist sie aber erst in ziemlich später Zeit ausgebildet worden. Als der Gründer der wissenschaftlichen oder theoretischen M. ist Archimedes anzusehen, indem er die Theorie der einfachen Potenzen (Hebel, Schraube, Keil, Flaschenzug u. s. w.) und die Lehre vom Schwerpunkte entwickelte und bei seinen Erfindungen von Kriegs- und andern Maschinen praktisch anwendete. Unter den alexandrinischen Mathematikern erwarben sich Ktesibios, Anthemios und die beiden Heron Verdienste um die M. Dann ruhte die Wissenschaft, und erst um 1577 traten Guido Ubaldi, der Marchese del Monte, Benedetti, Tartalea u. a. auf. Simon Stevinus stellte ein System der Statik und Hydrostatik auf, und Valerius bildete die Lehre vom Schwerpunkt aus. Galilei legte den Grund zur Lehre von der Pendelbewegung und von der Schwerkraft, welche letztere Torricelli im 17. Jahrh. ausbildete, während Huyghens die erstere vervollkommnete. Borelli, Roberval, Descartes, Mersenne, Wallis und Wren bilden Glanzpunkte in der Geschichte der M. Auf einen sehr hohen Standpunkt erhob sie aber Isaak Newton durch seine M. des Himmels, wo er sie auf die Bewegung der Weltkörper anwendete. Leibniz und Joh. und Dan. Bernoulli, Mariotte, L'Hôpital und Euler vervollkommneten die Wissenschaft durch Anwendung der Rechnung des Unendlichen. Aus neuerer Zeit sind zu erwähnen: d'Alembert, Lambert, d'Arcy, Lagrange, Laplace, Gauß, Poisson u. a.

Mecheln (franz. Malines), in der belg. Provinz Antwerpen, an der Dyle, früher der Sitz

des höchsten Gerichts der Oesterreichischen Niederlande, noch gegenwärtig der Sitz eines Erzbischofs, eine schöne, freilich von ihrer einstigen Bedeutung sehr heruntergekommene Stadt mit 34974 E. Sie hat ansehnliche öffentliche Plätze, darunter den sog. Großen Platz mit dem 1849 errichteten Denkmale Margarethens von Oesterreich, breite und regelmäßige Gassen, große palastartige Gebäude, aber es fehlt an Leben. Die bedeutendsten Gebäude sind die Kathedrale des Heiligen Romuald, aus dem 12. bis 15. Jahrh., mit 300 F. hohem Thurme und herrlichen Gemälden im Innern; ferner die Johanniskirche und die Liebfrauenkirche mit einigen Gemälden von Rubens; das Stadthaus, der Bayard genannt, aus dem 15. Jahrh., und der ganz moderne erzbischöfl. Palast. Die Stadt hat zwei erzbischöfl. Seminare, ein hohes und ein niederes, ein städtisches Gymnasium, einen Botanischen Garten, eine Malerakademie, wichtige Manufacturen in Spitzen, Hüten, Wollwaaren u. s. w. und bedeutende Spinnereien. Sie ist der Knotenpunkt des belg. Eisenbahnsystems und das Hauptlager der kath. Hierarchie in Belgien. M. oder, wie es im Mittelalter hieß, Malinae, kam von den fränk. Königen an Lothringen und im Anfange des 10. Jahrh. an die Bischöfe von Lüttich, in deren Namen es bis 1333 von der Familie Berthoud verwaltet wurde. Nach dem Erlöschen derselben ward die Herrschaft M. 1336 zwischen dem Herzog von Brabant, dessen Oberhoheit sie schon seit dem 11. Jahrh. untergeben gewesen, und dem Grafen von Flandern vertheilt, dem sie von dem Bischof von Lüttich, Adolf de la Mark, käuflich überlassen worden war. Diese Gemeinschaft wurde 1346 vertragsmäßig zu Gunsten Brabants aufgehoben. Mit Margarethe, der Enkelin der beiden Fürsten und Gemahlin Philipp's des Kühnen von Burgund, fiel die Herrschaft an das Haus Burgund, an dessen Geschichte es von da ab geknüpft ward.

Mecheln (Israel von) oder Meckenen ist der Name eines niederdeutschen Malers und Kupferstechers aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., wenn nicht etwa zwei verschiedene Personen, Vater und Sohn, damit gemeint sind. Die einzigen festen Data sind Monogramme von 1462 und später, sowie ein Grabstein vom J. 1503. Der Heimatsort ist jedenfalls nicht Mecheln in Brabant, sondern Meckenen oder Mecheln bei Bocholt, oder ein gleichnamiger Ort bei Münster, oder endlich Meckenheim bei Bonn. Die dem Maler Israel beigelegten Gemälde gehören sicherlich verschiedenen Meistern an. So das Leben der Maria in der münchener Pinakothek einem trefflichen rhein. Künstler um 1450, die Bilder in Nürnberg, Köln und an andern Orten spätern Malern. Ein beglaubigtes Gemälde Israel's existirt nicht, obschon wir aus einer Notiz des 16. Jahrh. wissen, daß es einen Maler dieses Namens gab. — Um so genauer kennen wir den Kupferstecher J. van M., von welchem gegen 300 Blätter vorhanden sind, z. B. eine Passion und ein Leben der Maria, jedes in 12 Blättern, Christus und die Apostel in 13 und wiederum in 15 Blättern u. s. w. Im ganzen erweist sich derselbe als dürrer, geistloser Manierist und sehr mittelmäßiger Zeichner; gleichwol haben die Blätter für Sammler einen bedeutenden Werth.

Mechitaristen, eine Congregation armen. Christen auf der Insel San-Lazaro zu Venedig, die sich auch nach Oesterreich und Frankreich verbreitet hat, wurde ursprünglich in Konstantinopel nach der Regel des heil. Antonius von dem Armenier Petro Mechitar (d. i. Tröster) (geb. 7. Febr. 1676 zu Sebaste) 1701 zu dem Zwecke gestiftet, das armen. Volk und seine Nationalliteratur zu heben und die Kenntniß der altarmen. Sprache zu verbreiten. In Konstantinopel dem armen. Patriarchen wegen Hinneigung zur lat. Kirche verdächtig geworden, ließ Mechitar seine Schüler nach Morea gehen und erhielt 1703 von der venet. Regierung, unter welcher Morea damals stand, die Erlaubniß, zu Modon ein Kloster und eine Kirche zu erbauen. Um diese Zeit war er zu den mit der kath. Kirche unirten Armeniern übergetreten, worauf 1712 die Congregation, die nun eine dem Benedictinerorden nachgebildete Regel erhielt, von Clemens XI. bestätigt wurde. Der Krieg zwischen den Venetianern und Türken nöthigte die Glieder derselben, 1715 nach Venedig zu flüchten, wo sie 1717, nach der Zerstörung ihres Klosters und ihrer Kirche zu Modon durch die Türken, von dem Senate die Insel San-Lazaro erhielten und dort ihr Hauptkloster gründeten. Mechitar starb erst 29. April 1749. Die M. legen die gewöhnlichen Klostergelübde ab und verpflichten sich dabei, nicht nur überall hinzugehen, wohin sie, zum Zwecke das Christenthum zu predigen, geschickt werden, selbst wenn Lebensgefahr damit verbunden ist, sondern auch durch den Druck classischer Werke der armen. Literatur auf die Bildung ihrer Nation einzuwirken und sie von den mohammed. Einflüssen zu befreien. Die Ausgaben der M. sind die correctesten und besten der armen. Schriftsteller; auch erscheint in San-Lazaro eine Zeitung, die in der Levante viel gelesen wird. Vgl. Boné, «Le couvent de St.-Lazare à Venise» (Par. 1837). Auch die Bildung von Vereinen zur Verbreitung des röm. Kirchenglaubens durch Bücher ist eine wichtige Pflicht der Congregation. In Wien besteht seit 1811 ein Mechita-

ristencollegium, welches Zöglinge heranbildet, seine literarische Thätigkeit aber besonders auf Deutschland beschränkt und dieses mit Büchern zur Verbreitung der röm. Kirchenlehre versieht. Ein Zweigverein besteht in München. Seit 1842 haben die M. die höhern Klassen ihrer Erziehungsanstalt, weil man sie in Venedig nicht mehr frei gewähren lassen wollte, nach Paris verlegt und stehen überhaupt in gespannten Verhältnissen mit der Propaganda. 1816 nahmen sie den Titel Academia an und ernannten als solche sogar Akatholiken als Ehrenmitglieder. Vgl. Neumann, «Geschichte der armen. Literatur» (Lpz. 1836).

Mechoacan oder Michoacan, eine der westl. Provinzen Mexicos, 1824 aus der ehemaligen Intendanz Vallodolid gebildet, zwischen Guanaxuato im N., Mexico und Guerrero im O., Guerrero und der Südsee im S., Colima und Xalisco im W., zählt (1865) auf 1255,26 Q.-M. 692878 E. und zerfällt seit 1864 in die drei Departements M. (557,96 Q.-M. mit 417378 E.), Tancitaro (380,69 Q.-M. mit 179100 E.) und Coalcomán (316,61 Q.-M. mit 96450 E.). Das Land gehört größtentheils den im ganzen fruchtbaren Westabfällen des Plateau von Anahuac an. Im N. und O. erhebt sich das Plateau zu 5—6000 F., trägt aber auch Schneegipfel, indem die Sierra-Madre bei Angangueo bis zu 10240 F. emporsteigt. Auf einer etwa 15 M. vom Ocean entfernten Ebene, am Westabhange des Tafellandes, erhebt sich 4000 F. über das Meer der Vulkankegel Jorullo, der in der Nacht des 29. Sept. 1759 plötzlich 1480 F. emporgetrieben wurde. Ueberhaupt ist das Land reich an vulkanischen Gesteinsbildungen. Lava und zusammengesinterte vulkanische Asche bedeckt auf weite Strecken den Boden, und alte ausgebrannte Krater, zum Theil jetzt mit Wasser erfüllt, sind nicht selten. Ganz dem Bassin der Südsee angehörig, aber von dieser nur auf eine Strecke von 15 M. bespült, wird M. an der Südgrenze vom Rio-Balsas und dessen Nebenflüssen bewässert, im O. aber vom Lerma oder Rio-Grande, welcher in den 20 Q.-M. großen, zum Theil zu Xalisco gehörigen See Chapala an der Nordwestgrenze mündet. Außerdem befinden sich im Innern noch viele Seen, unter welchen der fast im Mittelpunkt des Landes in 6770 F. Höhe gelegene See von Patzcuaro mit fünf Inseln wegen seiner landschaftlichen Reize und seines Reichthums an Forellen sich auszeichnet, während der nordöstlichere See von Cuitzco oder Araron Natronsalze enthält. Der Boden ist im allgemeinen sehr fruchtbar, weniger jedoch in den nördl. Gebirgsgegenden, den tierras frias, und den südlichen öden, heißen und ungesunden tierras calientes, als in den gemäßigten Landstrichen des Innern, den tierras templadas. Diese letztern haben ein außerordentlich gesundes Klima und bieten einen schönen Wechsel anmuthiger, wohlbevölkerter Thäler dar. Mais und Weizen sind hier die wichtigsten Cerealien, Gemüse, Kartoffeln und Manioc werden in Menge gewonnen, ebenso vortreffliche Mandeln und Melonen. Hanf und Flachs wachsen ohne Pflege, auch Baumwolle, Zuckerrohr und Indigo gedeihen. Die Bergabhänge sind mit herrlichen Waldungen bedeckt. Der Papinzecan ist eine dem Lande eigenthümliche Pflanze, und die Weiße Jalappe hat von demselben ihren Namen Mechoacanwurzel. Die europ. Hausthiere finden sich hier in großer Menge; die Schafwolle von M. gilt für die schönste Mexicos. Das Mineralreich liefert Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen und Salz; doch wird hauptsächlich nur auf Silber gebaut. Die Industrie beschränkt sich hauptsächlich auf den Bergbau, der aber in neuerer Zeit sehr gesunken. Der Handel mit Getreide, Baumwolle, Zucker, Lederwaaren und Metallen ist blos nach Mexico gerichtet und durch den Mangel an fahrbaren Straßen sehr erschwert. Häfen und schiffbare Flüsse fehlen gänzlich. Die einheimischen Indianer verfertigen schöne Arbeiten aus bunten Federn. Die Bevölkerung besteht größtentheils aus Indianern, welche drei Stämmen, den Tarasken, den Otomiten und den aztekisch sprechenden Chichimeken, angehören. Das Land M. bildete bei der Ankunft der Spanier ein indian. Königreich, welches dieselben unter Christoval de Olid 1524 eroberten und in die Intendanz Valladolid verwandelten. — Hauptstadt und Bischofssitz von M. und insbesondere des Departements dieses Namens ist Valladolid oder Morelia (s. d.). Westlich von ihr liegt an dem erwähnten See die Stadt Patzcuaro, mit regelmäßigen, breiten Straßen, einer Pfarrkirche, einem Nonnen- und drei Mönchsklöstern, einer höhern Schule (Colegio de Santa Catarina) und etwa 6000 E., die sich von Bergbau, Zuckersiederei und Handelsverkehr nähren. An demselben See befindet sich $2^1/_4$ Leguas nördlicher Tzintzontzin, einst unter dem Namen Huitzitzitlan Hauptstadt des alten Reiches M., jetzt nur noch ein Indianerdorf von kaum 2000 E. Gegen 20 M. östlich von Morelia liegt am Fuße des Cerro de Gallo in 7500 F. Seehöhe San-Pedro y Pablo de Tlalpujahua, einst ein blühender Bergwerksort und in der Geschichte Mexicos dadurch berühmt, daß hier unter dem Pfarrer Morelos der erste Aufstand ausbrach und der Insurgentenchef Hidalgo die ersten Kanonen gegen

die Spanier gießen ließ. Die Hauptstädte der zwei andern neugebildeten Departements sind Tancitaro, am Nordabhang des gleichnamigen, sehr hohen Berges, östlich von Tuspan in Xalisco gelegen, mit 2000 E., und Coalcomán oder Santiago-Colalcoman in einem schönen, sehr fruchtbaren Thale, 11⅓ M. von der Südsee und in der Nähe reicher Erz-, namentlich Eisenlager, ein raschaufblühender Ort von 3000 E.

Meckel (Joh. Friedr.), der Jüngere, ein ausgezeichneter deutscher Anatom, geb. zu Halle 17. Oct. 1781, der Sohn Philipp Friedrich Theodor M.'s (geb. 30. April 1756, gest. 28. März 1803 als Professor der Chirurgie und Entbindungskunst zu Halle), besuchte die Domschule zu Magdeburg und studirte zu Halle und Göttingen. Schon durch seine Inauguraldissertation «De conditionibus cordis abnormibus» (Halle 1802) Aufsehen erregend, ging er hierauf nach Würzburg und Wien, später nach Paris und endlich nach Italien. Nach seiner Rückkehr 1806 erhielt er in Halle die Professur der Chirurgie, die er sehr bald mit der der Anatomie und Physiologie vertauschte. Vorzugsweise widmete er sich dem Studium der vergleichenden Anatomie, für welche er in Deutschland sehr viel geleistet hat. 1810 vermählte er sich, und fortan war seine Gattin ihm eine stete Begleiterin auf seinen vielfachen Reisen, die er namentlich zur Bereicherung seines vom Großvater überkommenen Anatomischen Museums machte. In den höhern Lebensjahren zerfiel er infolge von Kränklichkeit durch seine stete Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit mit allen seinen Umgebungen. Er starb zu Halle 31. Oct. 1833. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: die Uebersetzung von Cuvier's «Vergleichender Anatomie» (4 Bde., Lpz. 1809—10), welche in den Anmerkungen einen Schatz der seltensten Kenntnisse enthält, der dieselbe weit über das Original stellt; «Beiträge zur vergleichenden Anatomie» (2 Bde., Lpz. 1809—13), reich an eigenthümlichen und scharfsinnigen Ansichten; «System der vergleichenden Anatomie» (6 Bde., Halle 1821—33); ferner: «Handbuch der pathol. Anatomie» (3 Bde., Lpz. 1812—18); «Handbuch der menschlichen Anatomie» (4 Bde., Halle 1815—20); «Tabulae anatomico-pathologicae» (4 Hefte, Lpz. 1817—26); «Descriptio monstrorum nonnullorum» (Lpz. 1826, mit Kupfern). Alle seine Arbeiten zeugen von dem unermüdlichsten Fleiße bei den mühsamsten Untersuchungen, von seltenem Scharfsinn in Aufstellung von Vergleichungen und Combinationen und tiefer Einsicht in die Bildungsgesetze des Lebens. Sein ausgezeichnetes Anatomisches Museum wurde nach seinem Tode von der preuß. Regierung für die Universität angekauft. Schon sein Großvater, Johann Friedrich M., geb. zu Wetzlar 31. Juli 1714, gest. zu Berlin 18. Sept. 1774, hatte sich unter anderm durch die Schrift «De quinto pare nervorum cerebri» (Gött. 1748) einen ausgezeichneten Namen als Anatom erworben.

Mecklenburg (richtiger Meklenburg), ein deutsches Land an der Ostsee, zerfällt gegenwärtig in die beiden Großherzogthümer M.-Schwerin und M.-Strelitz, welche zusammen, einschließlich des Fürstenthums Ratzeburg (s. d.), einen Flächeninhalt von 293½ Q.-M. haben. In der Urzeit wohnten hier verschiedene deutsche Völkerschaften, darunter namentlich die Wariner, an welche noch der Fluß Warnow und der Hafenort Warnemünde u. s. w. erinnern. Während der Völkerwanderung besetzte das Land der slawische (wendische) Stamm der Obotriten, welche als Bundesgenossen Karl's d. Gr. 804 sich auch über das holstein. Wagrien ausbreiteten und lange Zeit ihr altes Heidenthum und ihre Unabhängigkeit gegen die Angriffe der Deutschen behaupteten. Erst dem Herzog Heinrich dem Löwen von Sachsen gelang es, die Obotriten zu unterjochen und zu bekehren. Der Obotritenfürst Niklot, von dessen Stammsitz Mikilinborg (Meklenburg, jetzt ein Dorf zwischen Wismar und dem Schwerinersee) das Land den Namen erhielt, fiel 1160 im Kampfe. Sein Sohn Pribislaw, der Stammvater des noch regierenden Fürstenhauses, ließ sich taufen und ward als deutscher Vasall wieder in die Herrschaft eingesetzt. Doch trennte man einen Theil des Landes, die Grafschaft Schwerin, von dem Lande ab und verlieh sie um 1167 dem Ritter Gunzel von Hagen. Auch stiftete Heinrich der Löwe die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg. Seitdem begann unter Mitwirkung deutscher Colonisten die Germanisirung des Landes, sodaß mit der Zeit die wendische Sprache und Sitte vollständig von der niederdeutschen verdrängt wurde. Namentlich wirkte Pribislaw's Sohn, Heinrich Borwin, welcher mit einer unehelichen Tochter Heinrich's des Löwen vermählt war, eifrig an der Germanisirung mit. Allmählich erhoben sich auch einzelne Städte, unter denen besonders die Seestädte Rostock und Wismar später in der deutschen Hansa eine bemerkenswerthe Rolle spielten. Als nach dem Sturze Heinrich's des Löwen Norddeutschland in Verwirrung gerieth und dessen Eroberung durch Dänemark eintrat, wurde auch M. von König Waldemar II. unterworfen. Aber 1223 nahm Graf Heinrich von Schwerin den dän. König gefangen, und Waldemar mußte nach längerer Haft in M. seine Freiheit durch vollständigen

Verzicht und hohes Lösegeld wiedererkaufen. Die Schlacht bei Bornhöved (22. Juli 1227) machte der dän. Herrschaft in Norddeutschland für immer ein Ende. Bald darauf, 1229, nahmen die Enkel des Heinrich Borwin eine Landestheilung vor, wodurch vier Linien entstanden. Von diesen blüht die älteste, welche in dem Stammschloß Mecklenburg ihren Sitz nahm, bisjetzt fort, während die andern drei ausstarben. Die Linie zu Richenberg (Parchim) ward schon 1261 außer Besitz gesetzt, die zu Rostock erlosch 1314 und die zu Werle (Fürstenthum Wenden) 1436. So fiel eine Herrschaft nach der andern an die Hauptlinie, und diese erwarb überdies 1358, nach dem Aussterben der dortigen Dynastie, auch die Grafschaft Schwerin. Außerdem kam durch eine Heirath 1301 die Herrschaft Stargard, welche ursprünglich zu Brandenburg gehörte, als Mitgift an M. Es ward zwar mit dieser Herrschaft 1352 eine jüngere Nebenlinie ausgestattet, welche aber 1471 wieder erlosch, sodaß nun ganz M. unter Einen Fürsten gelangte. Seit dieser Vereinigung wurden die bisher getrennten Landstände der Herrschaften Mecklenburg, Werle und Stargard zu gemeinsamen Landtagen berufen, und 1523 schlossen die Prälaten, Mannen und Städte des ganzen Landes unter sich eine Union, welche trotz der spätern Landestheilungen aufrecht erhalten blieb und die Grundlage für die weitere Entwickelung der ständischen Verfassung in M. bildete. Während des Mittelalters beanspruchten die Herzoge von Sachsen und die Markgrafen von Brandenburg eine Lehnsoberherrlichkeit über M., und erst am 8. Juli 1348 wurden die mecklenb. Fürsten von Kaiser Karl IV. zu Herzogen ernannt und damit förmlich als vollberechtigte Reichsfürsten anerkannt. Spätere Streitigkeiten mit Brandenburg fanden ihre Beilegung durch den Vertrag von Wittstock 12. April 1442, worin das brandenb. Kurhaus verschiedene Ansprüche aufgab, dafür aber die Eventual-Succession in ganz M., sobald der Mannsstamm der dortigen Dynastie ausgestorben, zugesichert erhielt. Nach Vereinigung von ganz M. (1471) unter die Hauptlinie pflegten die Herzoge, wenn mehrere Brüder vorhanden, gemeinschaftlich zu regieren, und nur vorübergehend wurden die Domänen oder die Einkünfte getheilt. Die Reformation hatte die Einführung des luth. Glaubensbekenntnisses zur Folge, und auch das Bisthum Schwerin kam seitdem unter die Administration des mecklenb. Fürstenhauses. Am 9. Juli 1611 und 3. März 1621 fand indessen eine neue förmliche Landestheilung statt, wobei aber die Stadt und Universität Rostock, das Hofgericht, das Consistorium, die Landstände u. s. w. ungetheilt blieben. So entstanden die Linien Güstrow und Schwerin. Während des Dreißigjährigen Kriegs wurden beide Herzoge, Johann Albrecht von M.-Güstrow und Adolf Friedrich I. von M.-Schwerin, wegen ihres Bündnisses mit König Christian IV. von Dänemark in die Reichsacht erklärt und vertrieben. Darauf überließ Kaiser Ferdinand II. ganz M. erst pfandweise 19. Jan. 1628, acht Tage später aber kaufweise an seinen Feldherrn Wallenstein, Herzog von Friedland, und ertheilte diesem 16. Juni 1629 die erbliche Belehnung. Doch mit Hülfe des Königs Gustav Adolf von Schweden kehrten die vertriebenen Herzoge bald wieder zurück, und der Prager Friede bestätigte sie 1635 im Besitz ihrer Erblande. Im Westfälischen Frieden 1648 mußten die Herzoge die Stadt Wismar nebst den Aemtern Poel und Neukloster abtreten, welche die Krone Schweden als deutsches Reichslehn erhielt, während sie zur Entschädigung die säcularisirten Bisthümer (Fürstenthümer) Schwerin und Ratzeburg sowie die Johannitercomthureien Mirow und Nemerow bekamen. Die Linie Güstrow starb schon 1695 wieder aus. Der regierende Herzog Friedrich Wilhelm von Schwerin wollte nun das ganze Land an sich nehmen, aber sein Oheim Adolf Friedrich II. erhob dagegen Protest. Nach längern Streitigkeiten und Fehden vermittelte Kaiser Leopold I. den Hamburger Theilungsvergleich vom 8. März 1701, demgemäß Adolf Friedrich II. die Herrschaft Stargard nebst Mirow und Nemerow und das Fürstenthum Ratzeburg erhielt und somit der Stifter der Linie Strelitz wurde. Gleichzeitig ward das Recht der Erstgeburt und die Linealsuccession eingeführt. Die Union der Landstände blieb unverändert bestehen. Zwei apanagirte Nebenlinien, die zu Grabow, abgezweigt von Schwerin, und die zu Mirow, abgezweigt von Strelitz, gingen 1746 und 1752 wieder in die Hauptlinien auf. In M.-Schwerin succedirten auf Friedrich Wilhelm (1692—1713) die Herzoge Karl Leopold (1713—46), Christian Ludwig (1746—56), Friedrich (1756—85), Friedrich Franz I. (1785—1837), Paul Friedrich (1837—42) und endlich der Großherzog Friedrich Franz II. (s. d.). In M.-Strelitz folgten auf Adolf Friedrich II. (1701—8) die Herzoge Adolf Friedrich III. (1708—52), Adolf Friedrich IV. (1752—94), Karl Ludwig Friedrich (1794—1816), Georg (1816—60) und endlich der Großherzog Friedrich Wilhelm (s. d.).

M. war eins der wenigen deutschen Länder, wo die landständische Verfassung vom Mittel-

alter her sich gegen den fürstl. Absolutismus behauptete. Namentlich Karl Leopold von Schwerin versuchte die ständischen Rechte zu brechen und erhielt dazu militärische Hülfe von seinem Schwiegervater, dem russ. Kaiser Peter d. Gr. Aber die benachbarten Reichsfürsten und der deutsche Kaiser Karl VI. nahmen sich der Landstände an, woraus langwierige Irrungen, Reichsexecutionen u. s. w. folgten. Endlich schloß Christian Ludwig von Schwerin mit den Ständen den landesgrundgesetzlichen Erbvergleich zu Rostock 18. April 1755, welchem das Strelitzer Haus durch Agnitionsacte vom 30. Sept. 1755 beitrat. Dieser Erbvergleich erhielt 14. April 1756 die kaiserl. Bestätigung und bildet bis auf den heutigen Tag die Grundlage der mecklenb. Landesverfassung. Das Haus Schwerin erhielt durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 sieben enclavirte Dörfer; auch erwarb dasselbe durch Vertrag mit Schweden 26. Juni 1803 gegen eine Summe von 1,250000 Reichsthaler hamburger Banco den Pfandbesitz von Wismar, Poel und Neukloster, doch mit Vorbehalt der Wiedereinlösung nach hundert Jahren gegen Auszahlung der Pfandsumme mit Zinseszinsen zu 3 Procent. Während der Napoleonischen Kriege hatte M. viel zu leiden. Beide Herzoge traten, um ihre Existenz zu retten, dem Rheinbunde bei, Strelitz 18. Febr. und Schwerin 22. März 1808. Doch sagte sich Schwerin 25. März und Strelitz 30. März 1813 von demselben los, und beide schlossen sich der Allianz gegen Napoleon an. Auf dem Wiener Congreß trat M. der Stiftung des Deutschen Bundes bei. Auch wurde daselbst im Juni 1815 beiden Herzogen die großherzogl. Würde mit dem Prädicat «Königliche Hoheit» zugestanden.

Die polit. Bewegungen der nächsten Jahrzehnte ließen M. fast ganz unberührt. Ueberhaupt blieb das Land hinter der allgemeinen Entwickelung Deutschlands weit zurück, indem die Regierung und noch mehr die Landstände im eigenen Interesse beflissen waren, die veralteten Zustände in Gesetzgebung und Verwaltung möglichst zu conserviren. Unter den einzelnen Reformen war am wichtigsten die Aufhebung der Leibeigenschaft 18. Jan. 1820. Doch blieb die Lage der Bauern und Tagelöhner auf den Domänen und adelichen Gütern eine sehr abhängige und ungünstige, was den Anstoß zu einer zahlreichen Auswanderung gab. Ebenso litten Handel und Gewerbe darunter, daß M. sich hartnäckig gegen den Deutschen Zollverein absperrte. Um so lebhafter war die Bewegung 1848, wo an vielen einzelnen Orten Ruhestörungen eintraten. Als die beiden Großherzoge, dem allgemeinen Andrange nachgebend, zum 31. Oct. eine constituirende Versammlung nach Schwerin beriefen, erhielt die demokratische Partei hier vollständig die Oberhand. Nach längern Verhandlungen brach Großherzog Georg von M.-Strelitz 11. Aug. 1849 den Verkehr mit der constituirenden Versammlung ab. Doch wurde ein Staatsgrundgesetz für M.-Schwerin vereinbart und vom Großherzoge Friedrich Franz II. 23. Aug. vollzogen, dessen amtliche Publication 10. Oct. erfolgte, während gleichzeitig die alte landständische Verfassung förmlich aufgehoben ward. Dagegen protestirten nun der Großherzog Georg von M.-Strelitz und die übrigen Agnaten, und auch von seiten der landständischen Ritterschaft erfolgte eine Rechtsverwahrung. Endlich legte sogar Preußen, gestützt auf den Successionsvertrag von 1442, 22. Nov. 1849 Protest ein. Inzwischen hatte in ganz Deutschland die Reaction gesiegt. M., das sich am Deutschen Parlament, nachher an der preuß. Union betheiligt hatte, kehrte wieder zu dem restaurirten Deutschen Bunde zurück. Die Bundescentralcommission verlangte jetzt (11. Jan. 1850), daß das neue Staatsgrundgesetz bis auf weiteres suspendirt, dessen Rechtsbeständigkeit aber einer schiedsrichterlichen Prüfung unterworfen würde, und da Preußen und Oesterreich diese Forderung kräftig unterstützten, so mußte die Regierung von M.-Schwerin nachgeben. Der König von Preußen ward ersucht, den Schiedsrichter für die klägerische Ritterschaft, der König von Hannover den Schiedsrichter für den beklagten Großherzog Friedrich Franz II. zu bestellen. Jener wählte den Vicepräsidenten des berliner Obertribunals, Götze, dieser den Geh. Cabinetsrath von Schele, und diese beiden nahmen den Präsidenten des dresdener Oberappellationsgerichts, von Langenn, zum Obmann. In Freienwalde an der Oder trat das Schiedsgericht zusammen und fällte 11. Sept. 1850 das Urtheil, wodurch das Staatsgrundgesetz vom 10. Oct. 1849 und die gleichzeitige Verordnung wegen Aufhebung der landständischen Verfassung für nichtig erklärt wurden. Diesem Schiedsspruch nachkommend, setzte Großherzog Friedrich Franz II. das Staatsgrundgesetz 14. Sept. 1850 außer Wirksamkeit. Vergebens protestirten die nach der neuen Verfassung gewählten Landtagsabgeordneten sowie die Bürgerausschüsse in den Städten u. s. w.; ein starrer Polizeidruck und reactionäre Ausnahmemaßregeln zwangen die Opposition, bald zu verstummen. Am 15. Febr. 1851 trat zum ersten mal wieder der altständische Landtag in Gemäßheit des Erbvergleichs von 1755 zusammen. Die beiden Großherzoge von M.-Schwerin und M.-Strelitz beantragten am Land-

tage eine Wiederaufnahme der Verfassungsreform, und es wurden zu dem Zweck Deputirte der Ritter- und Landschaft erwählt, welche 1. Oct. 1851 in Schwerin zusammentraten. Doch diese Verhandlungen führten zu keinem Resultate. Auch die Bemühungen einzelner bürgerlicher Gutsbesitzer, welche in den folgenden Jahren auf dem Landtage eine Verfassungsreform oder die Wiederherstellung des Staatsgrundgesetzes beantragten, blieben erfolglos. Zuletzt beschlossen das Directorium und der Engere Ausschuß des Landtags, derartige Anträge gar nicht mehr zur Verhandlung zuzulassen, da ein anderes Verhalten mit dem auf die landständische Verfassung abgeleisteten Eide nicht vereinbar sei. Ebenso hartnäckig ward fortwährend der beantragte Anschluß an den Deutschen Zollverein verweigert. Dagegen trat M. dem Post- und Telegraphenverein, dem Paßkartenverein u. s. w. bei. Besonderes Aufsehen erregte die Wiedereinführung der 1848 abgeschafften Prügelstrafe und die Rücksichtslosigkeit, mit welcher dieselbe gehandhabt wurde, desgleichen die polizeiliche Verfolgung der Mitglieder des deutschen Nationalvereins. Bei der Auflösung des Deutschen Bundes im Juni 1866 und dem infolge dessen ausgebrochenen Kriege in Deutschland stellten die beiden Großherzoge von M.-Schwerin und M.-Strelitz sich auf die Seite Preußens und versprachen ihre Mitwirkung bei der Einberufung eines Deutschen Parlaments und der Herstellung eines deutschen Bundesstaats unter preuß. Protectorat.

Die gemeinschaftliche landständische Verfassung M.s umfaßt das Gebiet beider Staaten mit Ausnahme des schwerinischen Pfandbesitzes Stadt und Herrschaft Wismar und des strelitzischen Fürstenthums Ratzeburg, das gar keine Landesvertretung hat. Die Landstände, das «Corps der Ritter- und Landschaft», zerfällt wieder in das Corps der Ritterschaft, zu welchem sämmtliche mit einem Rittergut (Hauptgut) Angesessenen, etwa 700 an der Zahl, ohne Unterschied des adelichen oder bürgerlichen Standes, gehören, und das Corps der Landschaft, in dem die 45 Landstädte (außer Neu-Strelitz) vertreten sind; außerdem die Seestadt Rostock. Die beiden Seestädte Rostock (s. d.) und Wismar (s. d.) haben überhaupt große Privilegien, ausgedehnte Selbstverwaltung und eigenes Gesetzgebungsrecht; auch besitzen sie verschiedene Hoheitsrechte, namentlich das Münzrecht. Beide Stände, Ritterschaft und Landschaft, gliedern sich nach den beiden vormaligen Herzogthümern Schwerin und Güstrow, und zufolge einer andern Eintheilung nach drei Kreisen, indem das Herzogthum Schwerin den sog. Mecklenburgischen Kreis bildet, während das Herzogthum Güstrow in die Kreise Wenden und Stargard zerfällt. Jeder Kreis hat einen Erblandmarschall, und jedes Herzogthum vier Landräthe, welche auf Vorschlag der Stände von den Großherzogen auf Lebenszeit ernannt werden. Diese nebst einem deputirten Bürgermeister von Rostock bilden das Landtagsdirectorium, also im ganzen 12 Mitglieder. In dem Engern Ausschusse, welcher als ständiges Collegium die Landstände vertritt, ist jedes Herzogthum durch einen Landrath, jeder Kreis durch je einen ritterschaftlichen Deputirten und je einen Deputirten der resp. Vorderstädte Parchim, Güstrow und Neubrandenburg und endlich die Seestadt Rostock gleichfalls durch einen Deputirten vertreten; also im ganzen 9 Mitglieder. Landtage werden in jedem Spätherbst, abwechselnd in den Städten Sternberg und Malchin, gehalten und pflegen eine fünfwöchentliche Dauer zu haben; außerdem können jederzeit außerordentliche Landtage berufen werden. Ritter- und Landschaft tagen in Einer Versammlung, und es entscheidet die absolute Stimmenmehrheit der Anwesenden. Doch steht jedem Stande die itio in partes, d. h. die abgesonderte Beschlußfassung frei, und wenn in solchem Falle die Beschlüsse beider Stände divergiren, kommt ein Landtagsbeschluß nicht zu Stande. Die drei Regierungscommissare (zwei für Schwerin, einer für Strelitz) dürfen den Versammlungen nicht beiwohnen, sondern verhandeln mit den Ständen schriftlich und durch Vermittelung der Landmarschälle. Ohne Zustimmung der Stände darf keine ihre Privilegien berührende neue Verordnung ergehen und keine neue Steuer aufgelegt werden; selbst bei den hergebrachten Steuern ist eine jährliche Bewilligung formell erforderlich. Auch muß bei allen allgemeinen Landesgesetzen, selbst wenn sie nicht die ständischen Privilegien berühren, zuvor das Bedenken der Stände eingeholt werden. Dagegen sind die Großherzoge, soweit es nur ihr Domanium angeht, in der Gesetzgebung und Besteuerung unbeschränkt. Neben den Landtagen kommen «Convocationstage» vor, zu welchen nur die Stände eines Landestheils von dem betreffenden Landesherrn berufen werden; ferner «commissarisch-deputatorische» Verhandlungen zwischen landesherrl. Commissarien und ständischen Deputirten; außerdem halten die Stände unter sich «Convente», theils allgemeine, theils besondere. Innerhalb der Ritterschaft werden drei Abtheilungen unterschieden: 1) der eingeborene und recipirte Adel, 2) die nicht recipirten, aber receptionsfähigen adelichen und 3) die nicht receptionsfähigen bürgerlichen Gutsbesitzer. Der eingeborene und recipirte Adel hat allein die Verwaltung und Pfründenbesetzung der reich-

ausgestatteten drei adelichen Jungfrauenklöster zu Dobbertin, Malchow und Ribnitz, und die Bemühungen der übrigen Gutsbesitzer, daran Antheil zu erlangen, blieben bisher ohne Erfolg. Gemeinschaftlich für beide Großherzogthümer ist auch das Oberappellationsgericht zu Rostock als dritte Instanz. Hier sowol wie bei den Justizkanzleien (Gerichten zweiter Instanz) zu Schwerin, Güstrow, Rostock, Neustrelitz und bei dem Criminalcollegium zu Bützow haben die Landstände das Präsentationsrecht für einen Theil der Richterstellen. Ganz gleichlautend ist auch der Titel beider Großherzoge, sogar mit Ausschluß eines auf Schwerin oder Strelitz hinweisenden Zusatzes: «Großherzog von M., Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr». Desgleichen stimmen die Wappen beider vollständig überein. Auch ward 12. Mai 1864 ein gemeinschaftlicher Hausorden der Wendischen Krone gestiftet. In ganz M. ist seit 1848 der preuß. Dreißigthalerfuß (1 Vereinsthaler = 48 Schill.) und seit 1861 auch das Zollvereinsgewicht landesgesetzlich eingeführt. Die Berlin-Hamburger-Eisenbahn durchschneidet den Südwesten des Landes und berührt die Städte Ludwigslust, Hagenow und Boitzenburg. Mit derselben stößt bei Hagenow eine mecklenb. Längenbahn zusammen, welche Schwerin, Kleinen, Bützow, Güstrow, Neubrandenburg verbindet und bei Pasewalk in die Berlin-Stettin-Stralsunder Bahn münden soll. Außerdem gehen Zweigbahnen von Bützow nach Rostock und von Kleinen einerseits nach Wismar, andererseits nach Lübeck. Vgl. Boll, «Geschichte M.s mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte» (2 Bde., Neubrandenb. 1855), und dessen «Abriß der mecklenb. Landeskunde» (Wism. 1861); Raabe, «Mecklenb. Vaterlandskunde» (2. Aufl., 3 Bde., Wism. 1863); Wiggers, «Kirchengeschichte M.s» (Parchim 1840); Nizze, «Volkswirthschaftliche Zustände in M.» (Rost. 1861); Lisch, «Jahrbücher des Vereins für mecklenb. Geschichte und Landeskunde» (seit 1835).

Das Großherzogthum M.-Schwerin umfaßt 244,12 Q.-M. und wird im N. von der Ostsee, im O. von Pommern und M.-Strelitz, im S. von Brandenburg und Hannover, im W. von Lauenburg, dem strelitzischen Fürstenthum Ratzeburg, dem Gebiet der Stadt Lübeck und von der Trave begrenzt und bildet, abgesehen von einigen Enclaven, ein wohlabgerundetes Ganzes. Das Land, vorherrschend flach, durchzieht von Südost nach Nordwest ein niedriger und breiter Landrücken mit einzelnen Seitenverzweigungen, der bis zu 454 F. aufsteigt und die Wasserscheide zwischen Ostsee und Elbe bildet. Außerhalb dieses Landrückens ist theils Heideebene, theils fruchtbares Flachland, welches mit niedrigen Hügeln und zahlreichen Wiesenniederungen abwechselt. Auch zählt man über 300 Landseen, von denen der Müritzsee (2,42 Q.-M.) und der Schwerinersee (1,11 Q.-M.) die größten. Von den Flüssen sind zu nennen die Warnow, welche bei Rostock und Warnemünde in die Ostsee, und die Elde, welche bei Dömitz in die Elbe mündet. Der Boden ist, je nachdem er aus Sand, Lehm oder einer Mischung von beiden besteht, in verschiedenen Gegenden an Fruchtbarkeit sehr ungleich. Etwa drei Viertel des ganzen Flächeninhalts werden für den Ackerbau benutzt, während die noch übrigen Waldungen etwa ein Zehntel betragen mögen. Das Klima ist im ganzen feucht und verhältnißmäßig mild, mit vorherrschendem Westwind. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 6,50° R. und die jährliche Regen- und Schneemenge reichlich 20 Zoll. Die Volkszählung von 1864 ergab 552612 E., welche, bis auf etwa 3100 Israeliten, 850 Katholiken und 184 Reformirten, sämmtlich dem luth. Glaubensbekenntnisse angehören. Davon wohnen in den 40 Städten 186578. Die volkreichste Stadt ist Rostock mit 26396 E.; dann folgen die Hauptstadt Schwerin mit 23265, Wismar mit 13133, Güstrow mit 10931 E. Das landesherrl. Domanium (mit Einschluß der 69 sog. incamerirten Güter) umfaßt 105,76 Q.-M. mit 206143 E. Aller übrige ländliche Grundbesitz gehört der Ritterschaft, den Klöstern und den Städten, während die Bauern nur Erbpächter und zum Theil Zeitpächter sind. Ackerbau und Viehzucht sind der Hauptbetrieb und die Hauptquellen des öffentlichen Wohlstandes. Zur Ausfuhr gelangt besonders Weizen, Roggen, Rapssaat, Butter, Schafwolle und Vieh. Bei der Einfuhr, welche sich auf einen Gesammtwerth von 7½ Mill. Thlrn. beläuft, stehen Colonialwaaren, Manufacturen, Eisen und Steinkohlen obenan. An Seeschiffen zählt Rostock (1864) 372 und Wismar 46 mit über 50000 Last (à 6000 Pfd.); außerdem Rostock 6 und Wismar 1 Dampfschiff. Das wichtigste Creditinstitut ist die Rostocker Bank, concessionirt 1850. Daneben besteht ein ritterschaftlicher Creditverein seit 1818, viele Sparkassen, Feuerversicherungsanstalten u. s. w. In kirchlicher Hinsicht ist das Land eingetheilt in 331 Pfarreien mit 475 Kirchen, welche in 6 Superintendenturen und 37 Präposituren (Propsteien) zerfallen. Die Oberaufsicht führt das großherzogl. Consistorium zu Rostock und der Oberkirchenrath zu Schwerin. An der Spitze des Unterrichtswesens steht die Landesuniversität zu Rostock (s. d.). Außerdem gibt es 2 Schullehrerseminarien

(1 landesherrliches zu Neukloster und 1 ritterschaftliches zu Dobbertin); 5 Gymnasien (3 landesherrliche zu Schwerin, Parchim, Güstrow und 2 städtische zu Rostock und Wismar); endlich an 50 Stadtschulen und über 1100 Landschulen. Die niedere Gerichtsbarkeit üben im Domanium landesherrl. Amtsgerichte, deren Mitglieder zugleich Verwaltungsbeamte sind; auf den adelichen Gütern besteht Patrimonialgerichtsbarkeit; in den Städten fungiren entweder die Magistrate oder landesherrl. Stadtgerichte als erste Instanz. Das Staatsministerium zu Schwerin wird durch die Vorstände der einzelnen Ministerien gebildet. Vorsitzender, auch Minister des Auswärtigen, des Innern und des großherzogl. Hauses ist seit 29. Juni 1858 J. J. B. W. von Oertzen auf Leppin. Außerdem sind ein Justizminister und ein Finanzminister vorhanden. Unabhängig davon und unmittelbar unter dem Großherzoge stehen der Oberkirchenrath und das Militärdepartement. Das Militär besteht aus 1 Jäger- und 4 Infanteriebataillonen, 1 Dragonerregiment, 2 Batterien mit 14 Geschützen und 1 Pionnierabtheilung. Ein allgemeines Staatsbudget existirt nicht. Nach dem bekannt gewordenen Staatshaushaltsetat vom J. 1853—54 belief sich die Einnahme auf 3,292748 und die Ausgabe auf 3,430028 Thlr. Zu Johannis 1864 betrugen die sog. gemeinsamen Landesschulden 2,596100 und die sog. Schulden der landesherrl. Reluitionskasse (Anlehen für Eisenbahn-, Chaussee- und Wasserbauten u. s. w.) 5,316566, also die Gesammtschuld 7,912666 Thlr.

Das Großherzogthum M.-Strelitz enthält 49,49 Q.-M. und hat nach der Zählung von 1860 99060 E., welche, bis auf etwa 500 Israeliten, fast ohne Ausnahme sich zur luth. Kirche bekennen. Die landschaftlichen, volkswirthschaftlichen und öffentlichen Verhältnisse sind im ganzen ebenso wie in M.-Schwerin. Das Großherzogthum zerfällt in zwei Landestheile. Die Herrschaft Stargard (Herzogthum Strelitz), 42,72 Q.-M. umfassend, mit 82175 E., wird im W. von M.-Schwerin, im N. von Pommern, im O. und S. von Brandenburg begrenzt. Hier entspringt die Havel unweit der Hauptstadt Neustrelitz, und unter den Landseen ist besonders der Tollenserfee bei Neubrandenburg zu bemerken. Das Domanium (mit Einschluß von 22 sog. incamerirten Gütern) beträgt ungefähr 26 Q.-M. mit 34773 E. Die 8 Städte zählen 31021 und die ritterschaftlichen Güter 16381 E. Das Fürstenthum Ratzeburg, 6,77 Q.-M. groß, mit 16885 E., wird im NO. und O. von M.-Schwerin, im S. und SW. von Lauenburg, im W. und N. vom Gebiet der Stadt Lübeck und der Trave begrenzt. Dazu gehören verschiedene Enclaven im Herzogthum Lauenburg. In dem Fürstenthum Ratzeburg beträgt das Domanium etwa 6 Q.-M. mit 13911 E. Das einzige Städtchen Schönberg zählt 2475 und die drei adelichen Güter 499 E. In kirchlicher Hinsicht bildet Ratzeburg eine Präpositur (Propstei) mit 8 Pfarren. Dagegen ist die Herrschaft Stargard in 6 Präposituren mit 54 Pfarren eingetheilt. Die Oberaufsicht führt das landesherrl. Consistorium zu Neustrelitz, in welchem der Superintendent den Vorsitz hat. Ein landesherrl. Schullehrerseminarium besteht zu Mirow, ein landesherrl. Gymnasium zu Neustrelitz und zwei städtische Gymnasien zu Neubrandenburg und Friedland. Außerdem sind an 250 Stadt- und Landschulen vorhanden. Die Landesregierung zu Neustrelitz (s. d.) besteht aus zwei Regierungsräthen unter Vorsitz eines Staatsministers, welcher zugleich das Auswärtige und die Angelegenheiten des großherzogl. Hauses besorgt. Seit 1. Nov. 1862 fungirt als Staatsminister Bernhard Ernst von Bülow. Ein Budget ist nicht bekannt. Doch mögen die landesherrl. Einnahmen etwa 550000 Thlr. und die Ausgaben ebenso viel betragen. Die landesherrl. Schuld wird auf 1 Mill. Thlr. veranschlagt. An Militär stellt M.-Strelitz 1 Infanteriebataillon und 1 Batterie mit 4 Geschützen.

Medaille, von dem ital. medaglia, verdorben aus dem lat. metallum, bedeutet im allgemeinen Sprachgebrauch eine Schau- oder Denkmünze, d. h. ein Stück Metall, das wie eine Münze, aber nicht mit den Zeichen des Geldes geprägt und zum Umlauf bestimmt ist, sondern zum Ehrengedächtniß einer berühmten Persönlichkeit oder zur Erinnerung an eine denkwürdige That, an ein wichtiges Ereigniß und Unternehmen geschlagen und vertheilt worden. Die Numismatiker pflegen auch alle antiken Münzen M. zu nennen. Man glaubt, daß die Alten zwischen M. und Münzen keinen Unterschied machten, und es ist auch wahrscheinlich, daß in der classischen Zeit selbst die Medaillons (s. d.), bis auf wenige Ausnahmen, als Umlaufsmünzen dienten. Als die Künstler in der mittlern Zeit anfingen, M. zu fertigen, verfuhren sie zuerst auf dieselbe Weise wie die Siegelstecher. Ihre M. sind nur Abgüsse in Formen. Da aber dieses Verfahren nur grobe Abgüsse voll Unebenheiten und Blasen hervorbrachte, entschlossen sie sich, diese Abgüsse zu überarbeiten und mit dem Grabstichel zu ciseliren. Diese Kunst der gegossenen und ciselirten M. war während des 15. Jahrh. in Italien fast allein gebräuchlich und besonders glänzend vertreten durch Vittore Pisano, dessen Porträtmedaillons, was frappante Auffassung und scharfe

Charakteristik der Persönlichkeit betrifft, zu den vortrefflichsten Kunstdenkmälern jener Zeit gehören. Als zu Anfang des 16. Jahrh. Vittore Camelo darauf verfiel, die Medaillenstöcke nach Art der Münzstempel in Stahl einzuschlagen, wurden die geprägten M. bald zahlreicher als die gegossenen und ciselirten; letztere blieben jedoch dies ganze Jahrhundert in fortwährendem Gebrauch. Francesco Francia, Caradosso, Benvenuto Cellini und andere bedeutende Künstler des Cinquecento beschäftigten sich mit dieser Art Arbeit, und es erschienen damals M., in denen die Kunst einen so hohen Grad der Vollkommenheit erreichte, daß Michel Angelo beim Anblick der von Alessandro Cesari verfertigten M. des Papstes Paul III. ausrief, die letzte Stunde habe für die Kunst geschlagen, weil man nichts Besseres sehen könne. Gleichzeitig wurde in Deutschland das Gießen und Ciseliren der Metalle für Darstellung von Porträtmedaillons mit ausgezeichnetem Erfolge betrieben. Albrecht Dürer übte auch auf dieses Kunstfach starken Einfluß, und bekanntlich hat man von diesem großen Meister noch mehrere in Speckstein geschnittene Bildnisse, von welchen Abgüsse in allen Metallen gemacht wurden. Unter die vorzüglichsten und namhaftesten deutschen Medaillenarbeiter jener Zeit rechnet man Hieronymus Magdeburger, Heinrich Reitz in Leipzig, Matthias Karl und Valentin Maler in Nürnberg, Konstantin Müller in Augsburg und Jakob Gladehals in Berlin. Die Niederländer arbeiteten im 16. Jahrh. ebenfalls schöne Porträtmedaillons von Metall, und als die besten Künstler dieses Faches kann man Paulus van Vianen, Steven van Holland und Coenraed Bloc anführen. In England und Frankreich waren Briot, Dupré und Varin im 17. Jahrh. mit Recht als treffliche Medaillenstecher berühmt. In unserm Jahrhundert erwarben sich Galle, Depaulis, Barre der Aeltere und Michaut zu Paris, Loos und Brandt in Berlin, Voigt in München u. s. w. durch achtbare Medaillenarbeiten großes Lob und Ansehen. So Bedeutendes wie die frühern Meisterwerke ist jedoch in der Medaillenkunst nicht mehr ausgeführt worden, und diese Kunst steht wol unter ihren Schwestern gegenwärtig auf der niedrigsten Stufe. Jetzt werden die M. ebenso wie die Geldmünzen ausschließlich mit der Prägmaschine geprägt. Vgl. Bolzenthal, «Skizzen der Kunstgeschichte der modernen Medaillenarbeit» (Berl. 1840) und «Trésor de numismatique» (8 Bde., Par. 1834, in Fol., mit vielen Abbildungen). — Medailleur nennt man bisweilen den Künstler, welcher die Medaillenstempel schneidet, und in diesem Betracht ist Medailleurkunst gleichbedeutend mit Stempelschneidekunst (s. d.).

Medaillon, von dem ital. medaglione, große Medaille, heißt in der Sprache der Numismatiker ohne Unterschied jedes Gold-, Silber- und Bronzestück von ungewöhnlicher Dimension oder Schwere. Früher hielt man nämlich die antiken Stücke dieser Art für eine besondere, von den Umlaufsmünzen verschiedene Gattung, wie es bei uns die Medaillen sind, und meinte deshalb, sie mit einem eigenen Namen bezeichnen zu müssen. Jetzt aber sieht man darin nur größere Geldstücke, nach Art der modernen Quadrupel oder Doppellouisdor. Die größte Anzahl solcher Prachtstücke findet man in der Folge der röm. Kaisermünzen, und manche derselben sind von beinahe ebenso vortrefflicher Arbeit als die schönsten geschnittenen Steine. Namentlich aus der Zeit der ersten Antonine hat man herrliche Stücke, die ohne Zweifel von den Kaisern an festlichen Tagen, bei Gallagelegenheiten, verschenkt, nachher jedoch von den beschenkten Personen in Umlauf gebracht wurden. Es gibt aber auch antike Metallstücke, die keine Münzen waren und als eigentliche M. angesehen werden müssen. Dahin gehören die sog. Contorniaten, Bronzestücke aus zweierlei Metallen, wobei der mittelste Theil in einen Reif aus Kupfer von verschiedener Qualität und Farbe eingefaßt ist. Von dieser Einfassung (ital. contorno) kommt vermuthlich der Name. Es sind diese Stücke sämmtlich Kaisermedaillons röm. Gepräges, theilweise von größter Dimension, sämmtlich sehr kunstvoll und sorgfältig gearbeitet und angeblich Spenden der Kaiser bei Spielen, Triumphzügen und dergleichen Anlässen. Ferner gehören hierher die unter Konstantin und dessen Nachfolgern geschlagenen großen Gold- und Silberstücke, die, wie bisweilen noch daran befindliche Oehre beweisen, zum Umhängen bestimmt waren und nach Art unserer Ordenssterne auf der Brust getragen wurden. — In der Malerei bezeichnet M. ein kleines Miniatur- oder Emailgemälde, gewöhnlich ein Porträt, in Goldschmuck gefaßt und als Brosche gebraucht. In der Bildhauerei versteht man darunter ein rundes Basrelief mit der Abbildung eines Porträtkopfes, und in der Architektur ein medaillonförmiges, rundes oder ovales Ornament, wo ein Kopf oder ein histor. Gegenstand als Basrelief gemeißelt ist.

Medēa, die Tochter des kolchischen Königs Äetes und der Okeanide Idyia oder der Hekate, eine der berüchtigtsten Zauberinnen des Alterthums, verhalf dem Jason (s. d.) zum Goldenen Blies und entfloh mit ihm in Begleitung ihres Bruders Absyrtos, den sie aber unterwegs, als sie ihr Vater Äetes verfolgte, tödtete und in Stücken zerschnitten ins Meer warf. Äetes hielt sich

bei dem Sammeln derselben auf, und so entkamen beide glücklich nach Iolkos, nachdem sie auf der Insel der Phäaken miteinander vermählt worden waren. In der Heimat angekommen, beschloß Jason an Pelias Rache zu nehmen, für die Ermordung seiner Aeltern und seines Bruders. Dies gelang durch der M. List, welche des Pelias Töchter überredete, ihren Vater zu zerstücken und zu kochen, um ihn zu verjüngen. Hierauf flüchteten sie sich nach Korinth, wo aber Jason nach 10jähriger glücklicher Ehe die M. verstieß, um sich mit der Glauke oder Kreusa zu vermählen. M. rief die Götter um Rache an und machte der Kreusa ein vergiftetes Gewand und Diadem zum Geschenke. Als nun letztere Gewand und Diadem anlegte, wurde sie nebst ihrem Vater, der ihr zur Hülfe kommen wollte, von dem Giftfeuer derselben verzehrt. Hierauf tödtete M. die Kinder, die sie von Jason hatte, und entfloh auf einem von Helios erhaltenen Drachenwagen nach Athen zum Aegeus, mit dem sie den Medos zeugte. Aber auch von hier mußte sie fliehen, als man entdeckte, daß sie dem Theseus nachstellte, und ging in Begleitung ihres Sohnes Medos nach Aria, dessen Einwohner von nun an Meder genannt wurden. Zuletzt unsterblich, genoß sie göttliche Verehrung und wurde in den elysischen Gefilden Gemahlin des Achilleus. M. war sehr oft Gegenstand der tragischen wie der bildenden Kunst. Des Aeschylus und Ovid Tragödien dieses Namens sind verloren, ebenso des Sophokles «Kolchides»; nur des Euripides und Seneca Stücke dieses Namens sind noch vorhanden. In der franz. Literatur ist die Tragödie «Medea» von Corneille berühmt. In neuerer Zeit hat sie Grillparzer wieder auf die Bühne gebracht. Auch ein Melodram von Gotter und Benda und eine Oper von Cherubini führen diesen Namen. Die plastische Kunst läßt sie theils in einfachem griech. Costüm, theils mit orient. Gewändern, besonders in dem übergehängten Kandys erscheinen.

Medellin, eine kleine Stadt (Villa) von 1555 E. in der span. Provinz Badajoz (Estremadura), am linken Ufer des hier von einer Brücke mit 20 Bogen überspannten Guadiana und an der Mündung des Ortigas, in einer an Getreide und Früchten ergiebigen Gegend gelegen, ist das alte Metellinum, eine röm. Colonie in Baetica, welche der Consul Quintus Cäcilius Metellus gründete. Einst war M. ein bedeutender Ort, bekannt als Geburtsstätte des Conquistadors Ferd. Cortez. Am 28. März 1809 trugen hier die Franzosen unter Victor einen großen Sieg über Cuesta davon, wodurch der Ruin der Stadt herbeigeführt wurde. Die Schlacht von M. wird auch benannt nach der 3/4 M. östlicher, nahe dem linken Ufer der Guadiana gelegenen Stadt (Ciudad) Don Benito, die 14836 E. zählt. — M. heißt auch die Hauptstadt des columbischen Föderativstaats Antioquia in Südamerika, 7 1/4 M. im SSO. von Antioquia, in einem hübschen, angenehmen Thale, 4550 F. über dem Meere gelegen. Es ist ein schöner Ort und aufblühendes Handelsemporium mit 13700 E.

Mediat (spätlat., mittelbar) nannte man im Gegensatze zu Immediat (s. d.) im alten Deutschen Reiche solche Herrschaften oder Besitzungen, welche nicht unmittelbar unter dem Reiche standen, sondern blos durch ihren nähern Herrn, einen Reichsstand, zu dessen oberstem Lehnsherrn, dem Kaiser, in Beziehung traten. Schon früher war es ab und zu den mächtigern Reichsständen gelungen, kleinere Mitstände, zumal wenn deren Besitzungen in den ihrigen eingeschlossen lagen, in ein solches Abhängigkeitsverhältniß herabzudrücken, sie ihrer Reichsunmittelbarkeit mehr oder weniger zu berauben. In größerm Maßstabe fand eine solche Umgestaltung der staatsrechtlichen Verhältnisse, eine Mediatisirung, wie man es nannte, zuerst durch den Reichsdeputationsreceß von 1803 statt, welcher einer Anzahl größerer deutscher Staaten als Entschädigung für ihre Abtretungen an Frankreich gewisse, bis dahin reichsunmittelbar gewesene Gebiete zuwies, letztere somit in ein, wenn auch etwas modificirtes, Unterthanenverhältniß zu jenen versetzte. Weit umfassender noch ward mit solchen Mediatisirungen bei und nach der Stiftung des Rheinbundes (1806) vorgegangen. Doch verlor mit dem gleichzeitigen Aufhören des Deutschen Reichs der Ausdruck Mediatisirung seine eigentliche, durch die Beziehungen zu jenem bedingte Bedeutung. Einigermaßen trat dieselbe wieder in Kraft bei der Gründung des Deutschen Bundes, in welchem nur die souveränen Staaten Deutschlands unmittelbar, dagegen die einer fremden Souveränetät entweder schon früher oder durch die Beschlüsse des Wiener Congresses unterworfenen (letzteres Schicksal traf die Häuser Salm, Isenburg, Leyen) nur mittelbar durch jene vertreten waren. In der Bundesacte (Art. 14) wurden den Mediatisirten oder ehemals Reichsunmittelbaren gewisse Vorrechte zugesichert, unter anderm das Recht der persönlichen, erblichen Standschaft in den Landesvertretungen der Staaten, denen ihre Besitzungen einverleibt worden; daher man sie auch wol Standesherren (s. d.) nennt, obgleich zu diesen doch auch manche gezählt werden, welche niemals reichsunmittelbar waren.

Mediateur oder Vermittler heißt im Völkerrechte diejenige Macht, welche das gestörte

Einverständniß zwischen andern Mächten durch Unterhandlung herzustellen und besonders einen Vergleich oder Frieden zu stiften sucht. Bei der Mediation sind beide feindliche Mächte wol einverstanden, die Vergleichsvorschläge einer dritten oder mehrerer vermittelnden Mächte anzuhören, aber darum nicht verbunden, dieselben auch anzunehmen. Gewöhnlich wird die Mediation nachgesucht (z. B. wie die französische in dem Kriege während des Sommers 1866 durch Oesterreich); oft aber bieten auch benachbarte oder bei dem Kriege fremder Staaten sonst betheiligte Mächte ihre Vermittelung an. Einen ganz besondern Charakter hatte die Vermittelung oder Mediation, welche Bonaparte als Erster Consul Frankreichs den streitenden Parteien in der Schweiz zur Ausgleichung ihrer nicht internationalen, sondern auf dem Gebiete des innern Staatsrechts sich bewegenden Streitigkeiten nicht sowol anbot als aufdrang, und deren Ausfluß die sog. Mediationsacte vom 19. Febr. 1803 war. (S. Schweiz.)

Medici, ein berühmtes florentinisches Geschlecht, welches, wie es scheint, aus der nördlich von Florenz gelegenen Provinz Mugello stammte und zuerst gegen Ende des 13. Jahrh. in Florenz auftritt, wo es zu den Familien des zweiten Standes, d. h. zu den höhern Popolanen gehörte. Gleich der Mehrzahl dieser Familien, kamen auch die M. im 14. Jahrh. in Handelsgeschäften empor, standen in den vielen Kämpfen zwischen dem alten Adel und dem «Popolo» auf seiten des letztern, erlangten aber erst 1378 eine höhere Bedeutung, als Salvestro de' M., durch Volksgunst zu der Würde eines Gonfaloniere oder zeitigen obersten Vorstandes der Republik erhoben, durch seine Bemühungen, die Macht der aristokratischen Partei der Albizzi zu vermindern, den Hauptanlaß zu dem wüsten Aufstand der untersten Volksklasse und zu der daraus hervorgegangenen Pöbelherrschaft gab, die unter dem Namen des Tumulto de' Ciompi bekannt sind. Die siegreiche Reaction der städtischen Aristokratie lastete zwar auf den M. wie auf ihrer ganzen Partei, zu welcher unter andern die ansehnlichen Familien der Ricci und Alberti gehörten. Aber Vieri und Giovanni di Bicci de' M., verschiedenen Linien entstammt, gelangten nacheinander zu großem Ansehen. Nachdem die infolge der langen und kostspieligen Kriege (namentlich gegen die mailändischen Visconti) sehr gesteigerten Abgaben die Unzufriedenheit des Volks in hohem Grade geweckt hatten, verstand Cosimo (s. d.), Giovanni's Sohn, sich bei der demokratischen Partei so in Gunst zu setzen, daß die Albizzi, in der Absicht ihn unschädlich zu machen, Gewaltmaßregeln wider ihn veranlaßten, die 1434 ihren eigenen Sturz herbeiführten. Von dieser Zeit an herrschte die Mediceische Partei in Florenz. Obgleich nach Cosimo's 1464 erfolgtem Tode, unter seinem kränklichen und der Leitung des Staats nicht gewachsenen Sohne Piero, genannt Il Gottoso, Zwistigkeiten in der eigenen Partei ausbrachen, in welcher Luca Pitti, der Erbauer des berühmten nach ihm benannten Palastes, eine ephemere Autorität erlangte, hinterließ doch Piero bei seinem Tode (1469) die von seinem Vater und von ihm ausgeübte Gewalt seinen beiden Söhnen Lorenzo (s. d.) und Giuliano, um welche sich die Parteigenossen scharten, sodaß die Anschläge der Gegner mislangen. Auch die 1478 ausgebrochene Verschwörung der Pazzi (s. d.), um welche Papst Sixtus IV. wußte, und die den Mord Giuliano's in der florenzer Domkirche herbeiführte, trug endlich nur zur Kräftigung der Macht des Hauses bei, als es Lorenzo gelang, nicht nur im Innern Ruhe zu schaffen, sondern in dem darauf ausgebrochenen Kriege erst Neapel vom päpstl. Bündnisse zu lösen, dann sich mit Papst Sixtus selbst zu verständigen. Nachdem Lorenzo der Erlauchte durch seine von nun an bis zu seinem Ableben (1492) ruhige Regierung die Grundlagen der Republik, deren Formen er bestehen ließ, untergraben hatte, stürzte zwei Jahre später die Unklugheit seines ältesten Sohnes Piero die Herrschaft des Hauses, indem derselbe inmitten der Verwirrung, welche die Ränke Lodovico Sforza's, Herzogs von Mailand, und der Heerzug König Karl's VIII. von Frankreich gegen Neapel über ganz Italien brachten, eine Umwälzung herauf beschwor, die ihn mit seinen Brüdern, dem Cardinal Giovanni und Giuliano, nachmaligem Herzog von Nemours, aus Florenz vertrieb. Piero's Versuche, die verlorene Stellung wieder zu erlangen, schlugen fehl, und lange nachdem er (zu Ende 1503) in dem Kriege zwischen Frankreich und Spanien im Garigliano den Tod gefunden hatte, gelang es im Sept. 1512 der Mediceischen Partei von neuem, sich an die Spitze zu stellen. Nachdem 11. März 1513 der Cardinal Giovanni unter dem Namen Leo X. (s. d.) den päpstl. Stuhl bestiegen, behielten der Cardinal Giulio, Giuliano's des Aeltern natürlicher Sohn, und Piero's Sohn Lorenzo, nachmals Herzog von Urbino und Vater der Katharina von Medici (s. d.), das Regiment in der Hand, welches, nachdem Lorenzo 1519 gestorben, Giulio 1523 als Clemens VII. (s. d.) Papst geworden, an zwei jüngere Sprößlinge der Familie, Alessandro, angeblich natürlicher Sohn Lorenzo's, und Ippolito, natürlicher Sohn des jüngern Giuliano, unter Leitung des Cardinals von Cortona über-

ging. Nach Roms Erstürmung durch den Connetable von Bourbon erhob sich 17. Mai 1527 die Stadt Florenz nochmals gegen die M. und vertrieb dieselben, aber das nachmalige Bündniß zwischen dem Papst und Karl V. führte im Oct. 1529 das kaiserl.-päpstl. Heer vor die Stadt, welche nach achtmonatlicher Belagerung ihre Thore öffnete und im Juli 1531 Alessandro de' M. als Herzog aufnehmen mußte, dem Namen nach mit gemischter monarchisch-republikanischer Verfassung, in der That eine Alleingewalt. Mit Alessandro, welcher Karl's V. natürliche Tochter Margarethe, nachmalige Herzogin von Parma und Mutter Alexander Farnese's, heirathete und durch seinen Vetter Lorenzino ermordet wurde, erlosch 5. Jan. 1537 der Mannsstamm Cosimo's des Alten. Die Verdienste, welche diese Mediceer sich um geistige Bestrebungen verschiedener Art erworben, werden, obgleich bisweilen überschätzt, ihnen auf immer reichlich verdienten Ruhm sichern.

Der Versuch der Florentiner, die Republik wiederherzustellen, schlug fehl, und Karl V. erkannte den jungen Cosmus, in vierter Generation von Lorenzo, dem zweiten Sohn Cosimo's des Alten, stammend, als Herzog an. In 37jähriger Regierung befestigte dieser ebenso talentvolle und scharfsinnige wie gewissenlose Mann das monarchische Regiment. Er schuf aus einem Agglomerat verschiedenartigster Bestandtheile das moderne Toscana, schlug alle Bemühungen der von der großen Familie Strozzi unter dem Schutze Frankreichs geleiteten Ausgewanderten zu Boden und eroberte im Bunde mit Spanien Siena. 1570 erhielt er von Papst Pius V. den Titel eines Großherzogs. Er stiftete auch den Stephansorden und gründete die toscan. Marine. Gemäß den Traditionen seiner Familie förderte er Künste und Literatur, obschon es für die erstern freilich nur eine Zeit der Nachblüte war. Sein ältester Sohn, Franz, Gemahl erst einer österr. Erzherzogin, dann der Bianca Capello (s. d.), schritt, wiewol mit weit geringerm Talente, auf demselben Wege weiter. Seine Tochter Maria (s. d.) heirathete Heinrich IV. von Frankreich. 1587 folgte dessen Bruder Ferdinand I., bis dahin Cardinal, der letzte seiner Familie, vermählt mit Christine von Lothringen, 1609 dessen Sohn Cosmus II., Gemahl Marie Magdalenens von Oesterreich. Unter ihm und seinem Sohne Ferdinand II. bereitete sich allmählich der Verfall Toscanas vor, ungeachtet des lebendigen Geistes und guten Willens der Herrscher, welche namentlich die Wissenschaft förderten, wie denn Galilei (s. d.), der Cardinal Leopold M., Ferdinand's Bruder, die Akademien della Crusca für Sprachkunde und del Cimento für Naturwissenschaften dem Lande den Glanz verleihen, welchen Politik und Krieg ihm inmitten der Unselbständigkeit Italiens nicht mehr zu geben vermochten. Die Zeit Cosmus' III. (1670—1721) ist die des wirklichen Verfalls, obgleich die Mediceer und Toscana ihrer geistigen Mission auch dann und bei dem Vorwalten beschränkter kirchlicher Zwecke nie ganz untreu wurden, wie schon die Namen Fr. Redi's, Magalotti's, Bandini's, Magliabechi's u. a. zeigen. In Johann Gasto (1721—37) und dessen Schwester Anna Luisa, verwitweten Kurfürstin von der Pfalz (gest. 1743), erlosch die Familie in ihrem regierenden Zweige. Noch blühen zwei Nebenlinien, in Florenz die M.-Tornaquinci, in Neapel die M. von Ottajano, welche im 16. Jahrh. dorthin auswanderten. Zu letzterer gehörten der Cavaliere Luigi de' M., Minister Ferdinand's und Franz' I. von Neapel, gest. in Madrid 1830, und der Cardinal Francesco de' M., gest. 1857. Vgl. außer den zahlreichen Autoren über florentinische Geschichte besonders: Litta, «Famiglie celebri italiane», und Moreni, «Glorie della casa M.» (Flor. 1826).

Medici (Cosimo dei), eins der ausgezeichnetsten Mitglieder der florentinischen Familie Medici (s. d.), geb. 1389, der Sohn Giovanni's dei M., wurde schon 1416 Mitglied der Signoria der Republik, an deren Spitze damals das mächtige Haus der Albizzi stand. Seine Klugheit und Freigebigkeit machten ihn zum Haupte einer zahlreichen Partei, die bald mit der herrschenden in Conflict gerieth. 1433 verhaftet, vermochte er nur durch Bestechung des Gonfaloniere Bernardo Guadagni den ihm von Rinaldo Albizzi zugedachten Tod in eine Verbannung nach Padua zu verwandeln. Doch waren seine Freunde so zahlreich, daß ein Jahr nachher die Signoria ihn zurückrief und Rinaldo und dessen Anhänger verbannte, sodaß nun die Partei der M. die herrschende wurde. Gleichwol verschmähte Cosimo, Gewalt gegen seine Feinde zu brauchen; nur einige Verdächtige ließ er 1442 verbannen. Dem Anschein nach Privatmann, waltete er doch von da an bis zu seinem Tode als Herrscher in Florenz, während er andern, die in der That seine Werkzeuge waren, mehr als einmal die Aeußerlichkeit der Macht gönnte. Dabei machte er sich zum Gesetz, sich in seinem häuslichen Leben nie vor andern durch Aufwand und neiderregende Pracht auszuzeichnen. Seinen Ueberfluß verwendete er auf öffentliche Bauten, mit denen er Florenz schmückte, und zu einer glänzenden Freigebigkeit nicht nur gegen seine Anhänger, sondern beson-

ders gegen Künstler und Gelehrte. Namentlich genossen Argyropulos, Marsilius Ficinus u. a. seine Wohlthaten in reichem Maße; denn er selbst war ein gebildeter und kenntnißreicher Freund der Wissenschaften, ohne darum ein minder thätiger Kaufmann oder minder wachsamer Staatsmann zu sein. Sein schönes Haus, jetzt Palazzo Riccardi, war Sammelplatz der Künstler und Gelehrten, und hier legte er den Grund zu den nachmals bedeutend vermehrten Bücher- und Kunstschätzen, die so viel zum Ruhm des mediceischen Namens beigetragen haben. Es wäre ihm leicht gewesen, sich mit Fürsten zu verschwägern; aber er verheirathete seine Söhne und seine Enkelinnen mit Töchtern und Söhnen florent. Bürger. Mit gleicher Klugheit leitete er auch die äußern Angelegenheiten der Republik in den schwierigen Verhältnissen mit Neapel, Mailand und Venedig, worin seine über die Welt verbreiteten kaufmännischen Verbindungen und sein unermeßlicher Credit ihn kräftig unterstützten. Nachdem er alles gethan, was seines Hauses Macht befestigen konnte, starb er 17. Nov. 1464. Vgl. Fabroni, «Cosmi Medicei vita» (Pisa 1780).

Medici (Lorenzo dei), mit dem Beinamen Magnifico, d. i. der Erlauchte, geb. 1448, Enkel Cosimo's und Sohn des Piero dei M., stand nach des Vaters Tode 1469 bis zu seines Bruders Giuliano Ermordung 1478 gemeinschaftlich mit diesem an der Spitze der Republik ohne eigentlichen Herrschaftstitel. Glücklich dem ihm ebenfalls zugedachten Tode entronnen, sah er sich, als nunmehr alleiniges Haupt seines Hauses, in seiner Stellung durch die Liebe der Bürger um so mehr befestigt und führte sein Amt würdig seiner Väter, die er an Klugheit und Mäßigung wie an Großmuth und Freigebigkeit, besonders aber an thätigem Eifer für Künste und Wissenschaften noch übertraf. Durch Bündnisse mit Venedig und Mailand wußte er Florenz zunächst gegen die feindlichen Absichten Papst Sixtus' IV. und des Königs Ferdinand von Neapel zu decken; dann gewann er den König, der bisher der erbittertste Feind der Florentiner gewesen, sich zum Bundesgenossen gegen die Angriffe des unversöhnlichen Papstes und der Venetianer. Ueberhaupt brachte er durch seine kluge Politik die Hauptmächte Italiens in ein Gleichgewicht, welches bis zu seinem Tode allen Sicherheit und Raum zur Ausbreitung und Befestigung ihres Wohlstandes gewährte. Große Unglücksfälle nöthigten ihn, den Handel, welchen er noch immer fortgeführt hatte, aufzugeben und beim öffentlichen Schatze große Summen zu borgen; dennoch blieb er, als er sein Vermögen aus den Geschäften zog, reich genug, um bedeutende Herrschaften anzukaufen und nicht nur diese mit prächtigen Palästen zu schmücken, sondern auch zur Verschönerung von Florenz durch unvergängliche Kunstwerke thätig mitzuwirken. Während des langen Friedens, den seine Klugheit der Republik sicherte, ließ er in Florenz glänzende Volksfeste feiern, sich selbst aber umgab er mit den geistreichsten Gelehrten seiner Zeit, wie Demetrius Chalkondylas, Angelo Poliziano, Cristoforo Landini, Pico von Mirandola u. a., die sein Ruhm nach Florenz zog, und die seine Freigebigkeit belohnte. Er vermehrte die von Cosimo gestiftete, an Handschriften reiche Bibliothek und eröffnete eine Schule der zeichnenden Künste in einem eigens dazu eingerichteten Gebäude. Geehrt von allen Regenten Europas, geliebt von seinen Mitbürgern, starb er 8. April 1492. Vgl. Fabroni, «Vita Laurentii M.» (2 Bde., Pisa 1784); Roscoe, «The life of Lor. de M.» (deutsch von Sprengel, Berl. 1797). Die «Opere di Lorenzo di M., detto il Magnifico» (4 Bde.), welche zu Florenz 1826, von Großherzog Leopold II. herausgegeben, in einer Prachtausgabe erschienen, sind die erste vollständige Sammlung der Schriften dieses berühmten Mannes.

Medicin (vom lat. medicare, heilen, demnach Heilkunde oder auch Arzneikunde) im weitern Sinne ist die Wissenschaft von der Beschaffenheit und Thätigkeit des thierischen und menschlichen Körpers, gehört also zu den Naturwissenschaften und zerfällt, wie diese überhaupt, in einen beschreibenden und einen angewandten (exacten) Theil. Die beschreibenden Disciplinen der M. umfassen die Lehre vom Bau des Körpers (Anatomie), und zwar die des gesunden und kranken (normale und pathol. Anatomie), die je nach den Bedürfnissen der einzelnen Fächer der M. besonders ausgebildet ist. So ist z. B. für den Chirurgen die Kenntniß der gegenseitigen Lage der Körperbestandtheile wichtig, und man unterscheidet daher noch eine chirurg. oder topogr. Anatomie. Für die Bedeutung der einzelnen Körperbestandtheile wichtig ist ferner die Kenntniß vom Baue der Thiere und des Menschen überhaupt, mit welchem sich die vergleichende Anatomie beschäftigt. Die genannten Zweige der Anatomie lehren den Bau des Körpers nach den einzelnen Organen, gewissermaßen im groben kennen; mit dem Studium der nähern, meist mit bloßem Auge nicht mehr wahrnehmbaren Bestandtheile dieser befaßt sich die mikroskopische Anatomie oder die Geweblehre, welche auch, insofern sie die gemeinschaftlichen Bestandtheile aller Organe (Zellen u. dgl.) beschreibt, allgemeine Anatomie genannt wird; sie bildet die Ergänzung zur speciellen oder besondern Anatomie. Die Bildungsgeschichte des ganzen Körpers sowie seiner

Bestandtheile wird von der Entwickelungsgeschichte dargestellt; die Entwickelungsgeschichte des ganzen Thieres bis zum Antritt des selbständigen Lebens (Geburt, Ausschlüpfen aus dem Ei) wird Embryologie genannt. Die Kenntniß vom anatom. Bau des Körpers ergänzt sich durch den Nachweis der chem. Bestandtheile desselben, welches den Gegenstand der Thierchemie (Zoochemie) ausmacht. Zu den beschreibenden Fächern der M. ist endlich noch die Diagnostik zu rechnen, welche aus äußerlichen Zeichen, meist ohne Verletzung des Körpers, erkennt, ob derselbe gesund oder krank ist, und im letztern Falle, in welcher Weise er vom Verhalten des gesunden Körpers abweicht. Die Reihe der angewandten Abschnitte der M. eröffnet die Physiologie, welche die Verrichtungen des gesunden und kranken Körpers kennen lehrt, und die man deshalb in eine normale und eine pathol. Physiologie trennen kann. Sie verfolgt ihr Ziel theils mit Hülfe der Physik (physik. Physiologie), theils mit Hülfe der Chemie (physiol. und pathol. Chemie). Anatomie und Physiologie sind, wiewol selbständige Wissenschaften, dennoch blos Gehülfen der eigentlichen, der M. im engern Sinne, welche die Aufgabe hat, die Gesundheit zu erhalten und den kranken Körper zu heilen. Die Mittel, durch welche die Gesundheit erhalten werden kann, lehrt die Gesundheitslehre (Hygieine) kennen, welche nach der Art der Mittel und des Gegenstands in eine öffentliche und eine private Hygieine zerfällt. Der Heilung der Krankheiten muß die Kenntniß derselben vorangehen, ein Gegenstand, mit welchem sich die Pathologie beschäftigt. Der Umfang dieser Wissenschaft ist sehr groß, und es ist auch hier eine Theilung der Arbeit eingetreten. Die Pathologie hat sich daher getheilt in die sog. innere M., welche sich mit dem Studium ohne mechan. Verletzung entstandener Krankheiten beschäftigt, und die äußere M. oder Chirurgie. Nach dem besondern Gegenstande zerfällt die Pathologie ferner in die Augenheilkunde (Ophthalmologie), Ohrenheilkunde (Otiatrie), Geburtshülfe, Seelenheilkunde (Psychiatrie), Heilung von Misbildungen (Orthopädie) u. s. w., zu welchen sich in neuerer Zeit noch die Pathologie der Kehlkopf- und Schlundkrankheiten (Laryngologie, Pharyngologie) gesellt hat; man unterscheidet ferner die Pathologie der Frauen-, Kinder-, Greisenkrankheiten u. s. w. Speciell mit der Heilung der Krankheiten beschäftigt sich die Therapie, welche als Hülfswissenschaften die Arzneimittellehre (Pharmakologie), die Bäderlehre (Balneologie), die Elektrotherapie, Heilgymnastik u. s. w. hat. An die Arzneimittellehre, welche die Wirkung der Arzneimittel kennen lehrt, schließt sich die Lehre von den Wirkungen der Gifte (Toxikologie), von den Kennzeichen der Arzneimittel (Pharmakognosie) und der Bereitung der Arzneien (Pharmacie) an. Staatszwecken dienen die Staatsarzneikunde und die Medicinalpolizei (gerichtliche M.).

Die Anfänge unserer medic. Kenntnisse beginnen mit Hippokrates, einem Schüler der Asklepiaden zu Kos, dessen Thätigkeit in die letzte Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr. fällt, und dessen Lehren in mannichfachster Bearbeitung bis spät in das Mittelalter herein maßgebend waren. In dem ganzen Zeitraume von fast zwei Jahrtausenden hat die M. wol einige Umgestaltung, aber keine wesentlichen Verbesserungen erlitten. Erst als Vesal in der Mitte des 16. Jahrh. das gewaltige Vorurtheil gegen die Section menschlicher Leichen überwand und die Anatomie des menschlichen Körpers lehrte, trat sie aus dem Bann der Tradition heraus und wurde selbstthätige Wissenschaft. Der erste pathol. Anatom war Morgagni zu Anfange des 18. Jahrh. Die wichtigste Entdeckung in der Physiologie machte im Anfange des 17. Jahrh. Harvey in dem Kreislaufe des Bluts. Den wesentlichsten Fortschritt in der Pathologie machte Laennec durch Erfindung der jetzt üblichen Untersuchungsmethoden (Auscultation und Percussion), die namentlich in den Händen der Wiener Schule eine hohe Ausbildung erlangte. Mit der Entwickelung der gesammten Naturwissenschaften hat auch die M. ziemlich Schritt gehalten, und ihre weitere Ausbildung ist jetzt abhängig von der Uebertragung physik. und chem. Gesetze auf die Erscheinungen des gesunden und kranken Körpers. Vgl. Ploß und Prosch, «Medicinisch-chirurgische Encyklopädie für praktische Aerzte» (3 Bde., Lpz. 1854—56; Supplement von Ploß, 1863); die Werke über die Geschichte der Arzneikunde von Sprengel (3. Aufl., 5 Bde., Halle 1821—28), Hecker (2 Bde., Berl. 1822—29), Häser (2. Aufl., 2 Bde., Jena 1859—64), Wunderlich (Stuttg. 1859), Hirschel (2. Aufl., Wien 1862) und Leupoldt (Berl. 1863).

Medicinalpolizei, Sanitätspolizei, s. Staatsarzneikunde.

Medien (semit. Madai) hieß im Alterthume der großentheils gebirgige nordwestl. Theil von Iran. Das Land wurde im N. und NO. durch das Kaspische Meer, im O. und SO. durch die iranische Sandwüste, im S. durch Persien, im W. durch Assyrien, im NW. durch Armenien begrenzt und umfaßte die heutigen Provinzen Irak-Adschemi, einen Theil Kurdistans, Luristan, Aserbeidschan und Ghilan. Später theilten es die Geographen in Großmedien, den südl. Theil, und in Kleinmedien oder Media-Atropatena. Letzterer Theil, der nach dem Atropates, einem

von Alexander nicht unterworfenen Satrapen des Perserreichs, benannt wurde, erhielt sich unter eigenen Herrschern unabhängig bis auf Antiochus III. (220). Die Hauptstädte M.s waren Ekbatana (s. d.) und Rhagä (unter den Parthern). Von letzterer hieß ein Theil des Landes auch Rhagiana. Der Name M. scheint kein arischer zu sein; in den turanischen Keilinschriften heißt Mada Land. Doch früh scheinen schon die Arier von Baktrien und Sogdiana das Land besetzt und die turanischen Ureinwohner unterjocht zu haben. Daher die Angabe Herodot's, daß die Meder früher Arier geheißen. Letzteres bezieht sich auf die im 3. Jahrtausend v. Chr. von Baktrien hereinbrechenden Indogermanen, die schon als Herren von Babylon in dem babylon. Geschichtschreiber Berosus erscheinen und den Namen des eroberten Landes annahmen. Die Stämme der Meder (nach Herodot) waren die Busen (Erdentsprossene), Paratacenen (im Süden), Struchaten (Zeltbewohner), Arizanten (arischen Geschlechts), Budier und Magier. Der Kern des Volks war schon im Alterthum, wie noch heute, turanischen Ursprungs, dagegen die herrschende Aristokratie arisch, die eine dem Altpersischen identische Sprache redete. Die Meder machten sich von den Assyrern im 8. Jahrh. unabhängig und wählten sich später eigene Fürsten, von denen Dejoces, nach Herodot, den Königstitel annahm. Sein Sohn Phraortes (657—635) unterwarf die noch unabhängigen Perser, fiel aber gegen die Assyrer. Dessen Sohn Cyaxares (Uvakhsatara der Keilinschriften) zog gegen Ninive, konnte indessen letzteres, in Gemeinschaft mit dem Babylonier Nabopolassar, erst zerstören, nachdem er die kurz nach seiner Thronbesteigung über M. hereinbrechenden Scythen bewältigt hatte. Nach der Zerstörung Ninives bestand das Reich der Meder noch ungefähr 45 J., bis der Perser Cyrus nach dem Sturze des Astyages, des Sohnes des Cyaxares, und der Besiegung des Prätendenten Cyaxares II. den Thron bestieg. Das Medische Reich hat nie, trotz der falschen Angaben des Ktesias und der ihm folgenden Griechen, eine Weltrolle gespielt; es erstreckte sich nie über den Halys hinaus, und während der ganzen Dauer seines Bestehens wurde es immer von den Lydiern und den mächtigen Babyloniern im Schach gehalten. Erst durch dieser Unterwerfung bildete Cyrus das Persische Reich, in dem die arischen Meder mit den Persern gleiche Berechtigung hatten. Mehrmals suchte sich M. vergeblich unter eigenen Königen zu constituiren, doch folgte es seitdem dem Schicksal Persiens. Durch Alexander d. Gr. wurde es macedonisch, durch Seleukus syrisch; unter Demetrius Soter (152) fiel es an den parthischen Arsaciden Mithridates I. Einen eigenen König hatte es momentan in Artavasdes, gegen den Antonius (36) Krieg führte. Seitdem ist auch sein Name aus der Geschichte geschwunden und findet sich nur noch als geogr. Bezeichnung im neupers. Mäï.

Medîna, arab. Medinat-el-Nebi, d. h. Stadt des Propheten, früher Jathreb genannt und schon von Ptolemäus als Jathrippa erwähnt, die zweite Hauptstadt von Hedschas im westl. Arabien, mit einer Bevölkerung von 16—18000 E., ist berühmt als die zweite heilige Stadt der Moslem, durch Mohammed's Flucht dahin und dessen Tod daselbst. Sie liegt 54 M. nördlich von Mekka und $28^1/_2$ M. nordöstlich von dem Seehafen Jambo am Rothen Meere, und zwar am Rande der großen arab. Wüste und dicht am Fuße der Hedschaskette, 3000 F. über dem Meere, in einer auf drei Seiten von Bergen umschlossenen, von Gießbächen wohl bewässerten, fruchtbaren, mit Gärten, Dattelpflanzungen und zerstreuten Kornfluren bedeckten Ebene und besteht aus der innern Stadt und den Vorstädten. Die innere Stadt, von ovaler Gestalt, endet gegen NW. mit einem spitzen Winkel, in welchem auf einer Felserhöhung die feste Citadelle liegt, ist ringsum mit einer 35—40 F. hohen starken Steinmauer umgeben und von 30 Thürmen flankirt, und gilt als die Hauptfeste von Hedschas und nächst Aleppo als eine der schönsten Städte des Orients, obschon sie gegenwärtig im Verfall. Die Hauptstraße geht von dem südlichen oder Kairo-Thore (Bab-el-Masri), einem der schönsten des Orients, gegen NO. zu der Hauptmoschee, und von dieser läuft die zweitgrößte oder El-Belat zum nördl. oder syr. Thore (Bab-es-Schami). Nur in diesen beiden Straßen sind die Kaufläden. Die Häuser haben meist zwei Stockwerke, platte Dächer und sind ganz von Stein aufgebaut, wie auch mehrere Straßen mit großen Steinen gepflastert sind. Größere Bauwerke fehlen bis auf die große Hauptmoschee. Außer ihr werden noch eine schöne Medresse, einige kleine Moscheen, ein großes Kornmagazin, ein öffentliches Bad und einige Khane oder Okals genannt. Während interessante Architekturen fehlen, ist dagegen M. durch viele nette, von Gärten, Brunnen, Bewässerungen, Marmorbassins u. s. w. umgebene Privatwohnungen ausgezeichnet. Die Vorstädte im W. und S. nehmen größern Raum als die Centralstadt selbst ein, von welcher sie durch einen breiten Raum, den Monâkh, getrennt sind, der vom Halten der Kamele und Karavanen seinen Namen hat und stets gedrängt von Kamelen, Beduinen, Hökern, Läden und Cafés und Menschengruppen besetzt ist. Von den vielen Moscheen, welche einst in der Vorstadt standen, sind nur noch zwei vorhanden, und als

einziges großartiges Bauwerk befindet sich hier nur der vom Sultan Soliman II. im 16. Jahrh. angelegte unterirdische Kanal, welcher von dem $1/2$ M. im S. gelegenen Dorfe Roba süßes Wasser herleitet. Die große Hauptmoschee El-Haram, d. h. die Unverletzbare (von keinem Ungläubigen Betretbare), auf der Stelle des Hauses erbaut, in welchem Mohammed starb, und dessen heilige Grabstätte umschließend, ist weit kleiner als das Baitullah oder Gotteshaus zu Mekka, obwol im wesentlichen ganz nach demselben Plane (seit dem großen Brandschaden 1481) mit einem innern Hofraume, umherlaufenden Colonnaden und Mittelbau errichtet, 165 Schritt lang und 130 breit. Ihr Gewölbe wird von 400 Säulen getragen, und 300 Lampen erleuchten sie Tag und Nacht. In ihrer Südostecke, die mit Marmorgetäfel, Mosaikboden und reichen Goldinschriften auf weißen Marmortafeln ornamentirt ist und durch hohe Fenster mit Glasmalereien ihr Licht empfängt, steht das Grab Mohammed's, mit einem eisernen, grün angestrichenen Filigrangitter umgeben, das hier und da mit goldenen Inschriften versehen und so dicht gearbeitet ist, daß man, einige offen gelassene Fenster abgerechnet, nicht in das Innere hineinsehen kann. An der Südseite des Grabmals, wo die Grillage mit Silber plattirt ist, werden die Gebete der Pilger gehalten. Die Erlaubniß zum Eintritt in diese Grillage oder El-Hedschra erhalten nur Paschas, Anführer der Hâdsch und solche, die 12—15 Dollars dafür zahlen. Nur wenige sind aber zu solchem Aufwand neugierig genug, weil nichts als kostbare Vorhänge mit Stickereien zu sehen, die aus Konstantinopel geschickt werden. Diese Stoffe werden alle sechs Jahre gewechselt und die alten zurückgesendet, um als geweihte Grabdecken für die Leichen der Sultane und Prinzen zu dienen. Die Zeuge bedecken einen von zwei Säulen getragenen viereckigen Bau von schwarzen Steinen, in dessen Mitte der weiße Marmorsarg mit Mohammed's angeblich noch unversehrtem Leichnam und ihm zur Seite die Särge der Khalifen Abubekr und Omar stehen. M. lebt nicht vom Handel, wie Mekka; man treibt etwas Landbau, arbeitet nur für den eigenen Bedarf oder für den der nächsten Beduinen. Großhändler fehlen hier ganz, und auch die verweilenden Hadschi machen nur wenig Geschäfte. Blos mit dem Hafenort Jambo (s. d.), welcher Getreide und andere Nahrungsmittel aus Aegypten einführt, werden bedeutendere Geschäfte gemacht. Das Haupteinkommen aber bieten die Moscheen, der Fremdenverkehr und die von der ganzen mohammed. Welt gespendeten Almosen. Die Mediner sind weniger freundlich und fröhlich als die Mekkawi, luxuriös, prunkvoll, verschwenderisch, meist unvermögend. Im allgemeinen hat hier, wie in Mekka, Geldsucht und Faulenzerei jedes Interesse für Wissenschaft und Literatur zurückgedrängt. Der Scherif von Mekka gibt sich den Titel eines Herrn von M., ist es jedoch eigentlich nie gewesen. Vgl. Burton, «Personal narrative of a pilgrimage to el Medinah and Meccah» (2 Bde., Lond. 1855).

Medina (d. i. arabisch: Stadt) heißen in Spanien aus der Zeit der Araberherrschaft vier Städte. — M.-Celi oder Medinaceli, eine Villa von 1064 E. in der altcastil. Provinz Soria, im Quellbecken des Ebrozuflusses Xalon, an der altcastil.-aragon. Hauptstraße gelegen, ist der Stammsitz der Herzoge gleiches Namens, die hier ein großes, alterthümliches Schloß besitzen. Der Ort hat einen röm. Triumphbogen sowie die Ueberreste einer röm. Straße und ist angeblich das alte Ocellis. Tarik eroberte hier 711 die angebliche Tafel Salomo's, die reich mit Edelsteinen und Perlen besetzt war und 714 nach Syrien geschafft wurde. — M. del Campo, eine Villa von 4238 E. im südwestl. Theil der altcastil. Provinz Valladolid, an der galiz. Heerstraße, 1980 F. über dem Meere, in einer fruchtbaren, wegen ihres vortrefflichen Weizens berühmten Ebene, ein alter, einst hochberühmter und volkreicher Ort, jetzt Hauptstation der Nordbahn, hat 15 Kirchen, 2 Spitäler, 8 ehemalige Mönchs- und 6 Nonnenklöster. Die Stadt war im Mittelalter der Geburtsort und die Residenz mehrerer Könige, und in ihrem Schlosse saß Cäsar Borgia 1504 gefangen. — M. de Rioseco (d. h. des trockenen Flusses), eine Ciudad von 5333 E. im N. derselben Provinz, am rechten Ufer des oft wasserlosen Duerozuflusses Sequillo und an der galic. Heerstraße, liegt sehr uneben auf zwei Hügeln in einer fruchtbaren, viel Wein producirenden Gegend. Die Stadt hat vier Klöster und drei Kirchen, darunter die goth. Liebfrauenkirche mit prachtvollem Hochaltar und 24 Glocken, zwei Hospitäler und ein Castell. Im Mittelalter war sie ein Hauptstapelplatz des span. Handels mit so blühendem Verkehr, daß sie auch India-Chica oder Klein-Indien genannt wurde. Ihr Tuch und Leinen gehörten zu den wichtigsten Artikeln Castiliens. Noch jetzt finden hier im April und Sept. sehr besuchte Jahrmärkte statt. Am 14. Juli 1808 siegten hier die Franzosen unter Bessières über Cuesta. — M.-Sidonia, Ciudad von 9703 E., in der andalus. Provinz Cadix, auf steiler Anhöhe hoch über dem nach ihr benannten Hügellande gelegen, im Mittelalter als Festung und westgoth. Bisthum Assidonia, dann arab. Schiduna genannt, ist ein finsterer Ort

mit steil ansteigenden Gassen, einer schönen goth. Hauptkirche und den Ruinen eines großen Schlosses, der Stammburg der Herzoge von M.-Sidonia aus dem Hause Guzman. Für die Vertheidigung von Tarifa wurde dem Guzman-el-Bueno alles Land zwischen dem Guadalete und Guadiaro mit dem Herzogstitel der Stadt ertheilt.

Medoc, eine Landschaft in der ehemaligen Provinz Guyenne des südwestl. Frankreich, zwischen der Garonne, dem Meere, den Landschaften von Buch, Bordeaux und Bazas, in Ober- und Nieder-M. getheilt und dem jetzigen Arrondissement Lesparre im Depart. Gironde entsprechend, ist großentheils eine mit Teichen, Heiden und Gehölzen bedeckte Einöde an der Garonne, aber sehr fruchtbar, namentlich an geschätzten Weinen, den sog. Medocweinen. (S. Bordeauxweine.) Das Fort M. liegt 4 M. unterhalb Bordeaux, links an der Gironde, welche es bestreicht; es wurde 1690 nach Vauban's Angaben aufgeführt, aber nie ganz vollendet. Der Hauptort des Landes und des genannten Arrondissements ist das Städtchen Lesparre, 8 M. im NNW. von Bordeaux, in üppiger, fruchtbarer Gegend gelegen und von Weinhügeln umringt, Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz und einer landwirthschaftlichen Kammer, mit 3632 E., welche Handel mit Rindvieh, Pferden und Schweinen treiben und zwölf Monatsmärkte für Samen aller Art, Gemüse, Harze, Schmalz, Tuch, Wollzeug und andere Manufacturen unterhalten. Der Haupthafen für die Medocweine ist die kleine Seestadt und Lootsenstation Pauillac (nicht Pouillac), $5\frac{1}{2}$ M. im NNW. von Bordeaux, an der Gironde, mit 3862 E., einem Handels- und Ausbesserungshafen, einem Leuchtthurm und lebhaftem Küstenhandel. 1861 liefen in den Hafen 1578 Schiffe von 32000 Tonnen Last ein. Die Weinberge von M. bedecken eine Fläche von 20000 Hektaren oder 3,63 Q.-M. und liefern in einem gewöhnlichen Jahrgange 82000 Hektoliter Wein. In Ober-M. ziehen sie sich 6 M. in die Länge hin, bei einer wechselnden Breite von 1—2,7 M. Hier wachsen in den Cantonen Castelnau de M. (19 Gemeinden mit 16872 E.) und Pauillac (6 Gemeinden mit 10923 E.) die feinsten Weine der ganzen Gironde, in ersterm Château-Margaux (80 Hektaren mit 100—110 Tonnen Ertrag), in letzterm Château-Laffitte (67 Hektaren, 120—150 Tonnen), Château-Latour (42 Hektaren, 70—90 Tonnen); außerdem gehören hierher die Gewächse von Pauillac selbst, von Cantenac, St.-Julien, Ludon, Labarde u. a.

Medschidieh, eine neuentstandene Tatarenstadt in der türk. Landschaft Dobrudscha (s. d.), nahezu in der Mitte zwischen Tschernawoda an der Donau und der Seestadt Küstendsche, an der seit 1860 beide Orte verbindenden Danubisch-pontischen Eisenbahn gelegen, bei deren Eröffnung sie zu Ehren des verstorbenen Sultans ihren Namen erhielt, besteht aus etwa 5000 Häusern und Hütten und zählt über 20000 E. Sie verdankt ihre Entstehung der Einwanderung von Tataren aus der Krim und der Kubansteppe, die nach dem letzten Orientkriege, namentlich zahlreich 1859, ihre Heimat verließen, um sich auf türk. Gebiete anzusiedeln. Einige hundert derselben kamen nach Küstendsche und fanden nicht nur an der eben im Bau begriffenen Eisenbahn Beschäftigung, sondern wurden durch Fürsorge des leitenden engl. Ingenieurs danach auch kostenfrei nach der Gegend des jetzigen M. befördert, wo noch aus alter Zeit Reste der die Dobrudscha vormals einnehmenden tatar. Bevölkerung angesiedelt waren. Die überraschend vortheilhafte geogr. Lage der neuen Colonie lockte bald eine massenhafte Einwanderung über Küstendsche und von Varna aus herbei, sodaß man schon 1862 die Zahl der im Bereich der Eisenbahn seßhaft gewordenen nogaischen Tataren auf 40—50000 Köpfe berechnete und gegenwärtig M. entschieden als die tatar. Metropole der Dobrudscha anzusehen ist. Damals war bereits zweimal eine Messe abgehalten worden, auf der sich Kaufleute aus den zunächst gelegenen türk. und russ. Provinzen einfanden und auch engl., namentlich aber deutsche (nürnberger) Waaren eine Rolle zu spielen begannen. Die eingewanderten Tataren von M. und in der Dobrudscha überhaupt treten, im Gegensatz zu den türkischen, vorwiegend nur Viehzucht treibenden, als Ackerbauer auf und erzeugen nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch für die Ausfuhr bedeutende Quantitäten Getreide. 1861 wurden bereits 80000 Quarters tatar. Weizens in Küstendsche verschifft.

Medusa, s. Gorgo.

Medusen oder Quallen, s. Akalephen.

Meer heißt im allgemeinen die ganze zusammenhängende Wassermasse, welche das Festland der Erde von allen Seiten umgibt und wahrscheinlich von Pol zu Pol reicht. Es bedeckt von den etwa 9,260000 Q.-M., welche die Oberfläche des Erdkörpers mißt, 6,800000 Q.-M. und nimmt sonach fast drei Viertel der gesammten Erdoberfläche ein. Die bei weitem größte Wassermasse kommt auf die südl. Hemisphäre; die Hauptmasse des Festlandes aber findet sich um den Nordpol. (S. Land.) Um sich auf dieser großen Wasserfläche leichter orientiren und

die wechselseitige Lage der Landmassen bequemer bestimmen zu können, haben die Geographen das M. in gewisse Hauptabtheilungen zerlegt, deren sie fünf annehmen, die bald Oceane, bald M. genannt werden. Diese Hauptabtheilungen sind: das arktische oder nördl. Eismeer und das antarktische oder südl. Eismeer, das Atlantische M., das Stille M. oder der Große Ocean (auch Australocean oder Südsee genannt) und das Indische M. Die Ränder des Landes, welche das allgemeine Gewässer auf der Oberfläche berühren, heißen Gestade oder Küsten (s. d.). Von den genannten Hauptmeeren unterscheidet man die sog. Nebenmeere, d. h. weit in das Land hineinreichende und von diesem mehr oder weniger umschlossene Theile oder Glieder eines Hauptmeeres. Ein solcher Meerestheil heißt Meerbusen, Golf (s. d.) oder Bai (s. d.), wenn er auf allen Seiten von Land umgeben ist bis auf eine, an welcher er mit dem übrigen M. in Verbindung steht. Findet diese Verbindung in einer breiten Strecke statt, sodaß das begrenzende Land auf dieser Strecke hin divergirt, so hat man den offenen oder Meerbusen im engern Sinn, der so groß sein kann, daß man ihn selbst mit dem Namen eines Meeres bezeichnet, wie z. B. den bengalischen. Wenn dagegen der Zusammenhang mit dem übrigen M. durch einen verhältnißmäßig schmalen Meeresarm, der dann Meerenge, Straße, Sund oder Kanal heißt, vermittelt wird, sodaß das begrenzende Land nach dieser Stelle hin convergirt, so hat man ein Binnenmeer, das um so landseeartiger erscheint, je schmaler der verbindende Meeresarm ist, wie das Mittelmeer oder Mittelländische M. mit der Straße von Gibraltar. Es kann aber ein solches Binnenmeer auch durch mehrere Kanäle im Zusammenhang mit dem übrigen M. stehen, wie z. B. die Ostsee durch den Sund und die beiden Belte, und der Meerbusen selbst gewinnt die Gestalt eines Mittel- oder Binnenmeeres, wenn seiner breiten, offenen Seite Inselketten oder Inselgruppen vorliegen, zwischen welchen verschiedene Kanäle hindurchführen, wie dies bei dem sog. centroamerik. Mittelmeer, d. i. dem Golf von Mexico und dem Antillenmeer sowie bei dem südchinesischen M. der Fall ist. Man betrachtet sogar im Gegensatz zu dem offenen Oceane auch solche Gewässer als Binnenmeere, welche gar nicht vom Festlande, sondern nur von Inselgruppen umschlossen werden, wie die Java-, Banda-, Celebes- und Sulusee im Ostindischen Inselmeer. Durch die Gliederung des Landes kann auch eine Verkettung oder ein Uebergang aus einer in die andere Grundform bewirkt werden, sodaß ein Meerbusen zuerst in einer Straße und jenseit derselben wieder in ein Binnenmeer verläuft, wie z. B. das Arabische M. durch die Straße von Ormuz in den Persischen Golf, der Meerbusen von Aden durch die Straße Bab-el-Mandeb in das Rothe M., das Ionische M. durch die Straße von Otranto in das Adriatische, das Aegäische durch den Hellespont in das Marmarameer und dieses wieder durch den Bosporus in das Schwarze M. Kleine Meerbusen heißen Buchten. Diese bilden, wenn sie neben dem Schutz gegen Winde zugleich sichern Ankergrund und gehörige Tiefe zum Ein- und Auslaufen der Schiffe darbieten, «natürliche Häfen», die jedoch meistens erst durch menschliche Kunst zu wirklichen Häfen gestaltet werden. (S. Hafen.) Rheden dagegen sind Ankerplätze in einiger Entfernung von der Küste, welche bereits so mit Land umgeben, daß sie Schutz gegen Wind und offene See bieten. Fjorde sind lange, schmale Buchten, beziehungsweise auch Kanäle an zerrissenen Küsten, meistens an felsigen Gestaden, wie in Norwegen, in Schottland (wo sie Firths heißen), an dem südlichsten und nördlichsten Theile der Westküste Amerikas, aber auch an flachen, wie bei der cimbrischen Halbinsel das Liimfjord (s. d.). Andere meerbusen- oder buchtenartige Formen, wie das Haff (s. d.), der Strandsee, der Liman (s. d.), das Aestuarium (s. d.), die Lagune (s. d.), gehören mehr der Beschreibung der Küsten und Flüsse an als der eigentlichen Oceanographie oder Beschreibung des M. (S. Hydrographie.)

Die Meerestiefe ist noch sehr unvollkommen erforscht, weil das Senkblei oder der Bathometer (s. d.), d. i. das Instrument, dessen man sich zu deren Messung bedient, seinem Zweck nicht vollkommen entspricht. Die in der Tiefe des M. über- wie nebeneinander vorhandenen Strömungen nehmen den Faden des Senkbleies auf weite Strecken hin mit sich und veranlassen denselben zu Krümmungen, welche ein bei weitem zu hohes Resultat geben, indem die Abwickelung des Fadens auf dem Schiffe immer noch fort geschieht, auch wenn das Loth längst den Boden berührt hat. Noch nach der Mitte dieses Jahrhunderts wurde die Tiefe des M. sehr überschätzt, und zwar auf Grund sehr vorsichtig ausgeführter Messungen. Sir James Roß hatte zuerst auf seiner antarktischen Reise (1839—43) umfassende Messungen angestellt und 190 M. westlich von St.-Helena eine Tiefe von 4600 engl. Faden (zu fast 5,63 par. F.) oder 25896 par. F., der engl. Kapitän Denham 30. Oct. 1852 zwischen der Mündung des La-Plata und der Insel Tristan d'Acunha die ungeheuere Tiefe von 7706 Faden oder 43383 F. gefunden.

In demselben Jahre sah der amerik. Lieutenant Parker etwas westlicher sogar 8300 Faden oder etwa 46700 par. F. seiner Leine ablaufen, ohne Grund zu finden. Aber diese Messungen waren angestellt, ehe man die Unzuverlässigkeit der dabei angewandten Instrumente kannte. Der amerik. Nautiker Maury (s. d.) erhob sofort Zweifel an deren Richtigkeit und glaubte die Denham'sche und die Parker'sche Angabe zu 4000 und zu 6000 Faden (etwa 22500 und 33780 F.) corrigiren zu müssen, erklärte auch überdies alle nach der bis dahin üblichen Methode angestellten Tiefenmessungen, welche 8—10000 engl. F. (7500—9400 par. F.) übersteigen, für unsicher. Erst in neuerer Zeit ist man nach Aufwendung vieler Kosten und Mühe, nachdem der Bathometer vollkommenere Construction erhalten, zu befriedigendern Resultaten gelangt, und namentlich haben die genauen Untersuchungen des Seebodens zum Behuf der Legung des Atlantischen Kabels (s. Telegraph) dazu beigetragen. Die größte wirklich gefundene Tiefe ist die im Atlantischen Ocean (s. d.) im Süden der Großen Bank von Neufundland ermittelte. Sie beträgt 4580 Faden oder 25784 par. F., also nur 1428 weniger, als die Höhe des Gaurisankar oder Mount-Everest, des höchsten gemessenen Himalajagipfels, über das M. beträgt, und der Unterschied zwischen dem höchsten und tiefsten Punkte der Erdoberfläche berechnet sich danach auf 51528 par. F. oder 2¼ geogr. M. Die im Großen Ocean 1858 und 1859 vorgenommenen Sondirungen Brooke's haben unter 18° 3′ nördl. Br. und 146° 50′ östl. L. von Ferro, zwischen den Ladronen und Philippinen, eine Tiefe von 3300 Faden oder etwa 15580 par. F. ergeben. Eine sehr schnelle Abwechselung der Meerestiefe findet namentlich in der Nähe der Küsten statt. Auch ist erwiesen, daß Binnenmeere in der Regel eine weit geringere Tiefe haben als der offene Ocean. Aus den verschiedenen Tiefen, welche das M. an verschiedenen Orten hat, können wir nun schließen, daß auch der Meeresgrund oder Meeresboden, ähnlich der Oberfläche der Erde, wie mit Thälern und weiten Ebenen, so mit Anhöhen, einzelnen Bergen und ganzen Gebirgen ausgestattet sein muß. Die Spitzen und Rücken unterseeischer Berge zeigen sich vorragend als Inseln (s. d.), und sicherlich sind die unzähligen niedrigen Inseln, mit denen der Große Ocean übersäet, und die ihr Dasein der Thätigkeit der Korallenthiere verdanken, nichts anderes als die Gipfel von versunkenen, einst höhern Inselgebieten. Auch die Bänke (s. d.) im M. sind solche Erhöhungen des Meeresbodens, sowol die Sandbänke wie die Korallen- und Austernbänke. Riffe heißen die an der Küste sich hinziehenden Reihen von Felsen und Klippen. In der Ostsee führen die einen Theil der schwed. Küste einfassenden Klippen den Namen Scheeren. Das M. nimmt die meisten das Land durchschneidenden Flüsse in sich auf, ohne selbst einen Abfluß zu haben; es würde daher unaufhörlich zunehmen und steigen müssen, wenn nicht durch die fortwährend an seiner Oberfläche stattfindende Wasserverdunstung ebenso viel Wasser, als in dasselbe zufließt, von der Atmosphäre aufgenommen würde und als Nebel und Regen wieder herabfiele.

Dem allgemeinen Gesetze des Wassers, daß es stets strebt, an seiner Oberfläche einen horizontalen Stand einzunehmen, folgt auch das M., und da alle M. untereinander in Verbindung stehen, so ergibt sich hieraus, daß die Oberfläche des M. auch überall dieselbe Höhe haben muß. Deshalb wird auch der Meeresspiegel als die einzig wahre Grundlage der Messungen, nach der wir die Höhe des Festlandes bestimmen, allgemein angenommen. So richtig dieser Grundsatz im allgemeinen ist, machen doch hiervon die Binnenmeere meist eine Ausnahme, indem diese in der Regel einen höhern Wasserstand haben als der offene Ocean. Die Ursache davon liegt in der verhältnißmäßig größern, von den Küsten aus ihnen zuströmenden Wassermenge, deren sie, vom Festlande nach den meisten Seiten hin eingeschlossen und mit der übrigen Wassermasse nur durch enge Kanäle verbunden, nicht so schnell sich entledigen können. Daß das M., wie einige behauptet haben, in einer fortwährenden Abnahme begriffen sei, läßt sich, trotz der dafür angeführten scheinbaren Thatsachen, ebenso wenig erweisen wie die Behauptung, daß eine allmähliche Erhebung desselben stattfinde. Nächst den Höhenverschiedenheiten einzelner Theile des M. bilden einen noch interessantern Wechsel des Niveau die Erscheinungen der Gezeiten oder der Ebbe und Flut (s. d.). Von den Gewässern des Festlandes unterscheidet sich das Meerwasser ganz besonders durch seinen eigenthümlichen Geschmack, der außer seiner salzigen Beschaffenheit noch einen Zusatz von widerlicher Bitterkeit hat, übrigens in den verschiedenen M. verschieden und bei größerer Entfernung vom Lande am salzigsten ist. Das Salz verhindert die Fäulniß des Seewassers keineswegs; vielmehr lehrt die Erfahrung, daß das Seewasser selbst, wenn es in Ruhe steht, viel leichter fault als reines Wasser. Dagegen gibt der Salzgehalt dem Meerwasser einen Zusatz von specifischer Schwere, der es geschickt macht, größere Lasten zu tragen, und das Schwimmen erleichtert. Die Meeresfarbe im allgemeinen ist schwach grünlich (meergrün). In dieser Grundfarbe treten aber vielfache Aenderungen ein, die bald in dem

Leuchten der Sonne, bald in der Farbe des Himmels, bald in der Nähe und Farbe des Grundes, bald in andern Einwirkungen ihre Ursachen haben. Wenn die Sonne in schräger Richtung das M. bescheint, so sieht man häufig auf der Lichtseite einen herrlich smaragdgrünen Schein, auf der Schattenseite zeigt sich dagegen ein ebenso herrliches Purpurroth. Bei Stürmen pflegt das M. grün und in Gegenden, wo das Senkblei bald den Grund erreicht, oft milchfarbig zu erscheinen. Klippen verursachen einen bräunlichen oder schwärzlichen, Schlammgrund einen graulichen Ton. Kalkküsten geben dem Wasser eine auffallend helle Farbe, und vom Ufer aus erscheint das M. zuweilen ganz dunkelblau. Eine merkwürdige Erscheinung ist auch das oft beobachtete Leuchten des M., welches einen herrlichen Anblick gewährt und von Forster aus drei verschiedenen Ursachen erklärt wird. Zuweilen leuchtet nämlich blos die Bahn, welche das Schiff auf der glatten Wasserfläche zurückläßt, was Forster von der aus Reibung des Schiffs am Wasser bei der schnellen Bewegung erregten Elektricität herleitet; öfters leuchten aber alle Wellen, die an feste Gegenstände anschlagen, was, besonders zur Zeit der Windstille, phosphorischen, durch Fäulniß und Verwesung erzeugten Stoffen zuzuschreiben ist; endlich scheint zuweilen das ganze M. mit funkelnden Sternen übersäet zu sein, wobei nicht nur die Oberfläche, sondern auch die Tiefe wie Feuer glänzt und die Fische wie aus Feuer gebildet scheinen, was, wie genaue Untersuchungen dargethan haben, von leuchtenden Seewürmern herrührt. K. Vogt, der sich viel mit diesem Gegenstande beschäftigt, ist der Ansicht, daß dasselbe stets durch Thiere hervorgebracht werde. Es beschränkt sich aber dieses Leuchten auf keine Thierklasse der Meeresbewohner, noch auf ein Organ, sondern es ist bei denselben eine allgemeine Lebenserscheinung und, wie die Wärme, eine Begleiterin des chem. Stoffwechsels. Die verschiedene Intensität richtet sich daher nach der Energie, mit welcher die Lebensprocesse vor sich gehen. Das Licht variirt nicht blos in Stärke, sondern auch in Farbe, und es gibt ungefärbtes, röthliches, gelbliches, bläuliches und grünes Licht. Manche Seethiere leuchten nur während der Muskel- oder Frictionsbewegung. Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit des M. ist ferner seine außerordentliche Durchsichtigkeit, die im allgemeinen weit größer als in dem mit fremden Theilchen reichgeschwängerten Wasser der Flüsse und in kalten Klimaten auffallender als in den heißen ist. Das Licht dringt, nach den Aussagen der Taucher, 50—60 F. und noch tiefer unter die Oberfläche des M. ein, und man hat häufig bei 200 F. Tiefe noch den Meeresgrund deutlich gesehen. Kapitän Wood lothete bei seinem Versuche, die nordöstl. Durchfahrt zu entdecken, 1676 in der Nähe von Nowaja-Semlja eine Tiefe von 480 F., wo nicht allein der Boden, sondern auch die auf dem Grunde liegenden Muscheln deutlich zu erkennen waren. Die Temperatur des Meerwassers an der Oberfläche hängt mit der Temperatur der Luft zusammen, nur ist die Veränderlichkeit derselben beim Wasser nicht so groß als bei der Luft. Es nimmt daher die Temperatur des M. ebenso wie die der Luft vom Pole gegen den Aequator hin zu, obwol locale Verhältnisse auch hier manche Anomalie bewirken. Dagegen verhält es sich mit der Temperatur des M. in größern Tiefen gerade umgekehrt wie mit der Temperatur des Festlandes. Diese nimmt zu, die Wärme des M. dagegen scheint fortwährend geringer zu werden, je tiefer man eingedrungen ist, und sinkt in den ansehnlichsten Tiefen selbst unter den Gefrierpunkt herab.

Das Meerwasser ist in fortdauernder Bewegung, wodurch seine Reinheit erhalten wird. Diese Bewegungen sind theils regelmäßig, theils unregelmäßig. Zu den regelmäßigen gehört, außer der Ebbe und Flut, vor allem das großartige Phänomen der Meeresströmungen, unter denen die erste Stelle ohne Zweifel die sog. Aequatorialströmung oder der Oststrom, von einigen auch «Rotation des M.» genannt, einnimmt. Diese Strömung erscheint im Atlantischen Meer (s. d.), wie in der Südsee (s. d.), in der äquatorialen Zone und hat ihren Grund in den unter den Wendekreisen beständig herrschenden Passat- oder Ostwinden und in der täglich zweimal wechselnden Flut sowie in dem Einflusse, welcher durch den Umschwung der Erde um ihre Achse auf die Wassermasse hervorgebracht wird. Außerdem gibt es noch eine Anzahl besonderer Meeresströme, zu deren wichtigsten der Golfstrom (s. d.) im Atlantischen Ocean und der Kuro-Siwo oder Japanische Strom in der Südsee gehört. Auch gibt es sog. Doppelströmungen des M., die sich kreuzen, d. h. übereinander in direct entgegengesetzter Richtung sich ergießen. So hat man unwiderleglich nachgewiesen, daß unterhalb des sichtbaren, vom Atlantischen M. durch die Meerenge von Gibraltar ins Mittelmeer sich ergießenden Stroms ein anderer, entgegengesetzter durch dieselbe Meerenge vom Mittelmeer in das Atlantische geht, und ähnliche Doppelströmungen kommen im Bosporus bei Konstantinopel, im Bab-el-Mandeb, dem Eingange des Rothen M., und im dän. Sunde vor. Eine andere Art der Bewegung des M., wodurch die Ruhe und das Gleich-

gewicht seiner Oberfläche gestört wird, ist auch die Driftströmung (s. d.) und die mittels der Stürme bewirkte Wellenbewegung. Verliert nämlich die Luft ihr Gleichgewicht, so geräth sie in wellenförmige Bewegung, stößt auf die Wasserfläche und stört dadurch auch auf dieser das Gleichgewicht oder den wagerechten Stand. Dadurch erhebt sich der gestoßene Theil über den nächstliegenden, dieser wird niedergedrückt, und es entsteht eine Erhöhung an der Stelle, die aber vermöge der Schwere des Wassers sogleich wieder niedersinkt, den nächstfolgenden Theil niederdrückt und zum Steigen zwingt. Demnach ist die Wellenbewegung ein abwechselndes Steigen und Fallen zweier Wasserberge, wobei jedoch das Wasser nicht fortfließt. Mit der Stärke der Bewegung in der Luft nimmt auch die Bewegung des Wassers zu; die Wasserberge wachsen und üben einen großen Druck aus, daher die Wellen immer stärker werden; indeß unterdrückt der heftige Stoß des Windes auch häufig die Wellen, sodaß sie erst ihre größte Höhe erreichen, wenn der Sturm sich plötzlich legt. Dieser Zustand, welchen die Seefahrer hohle See nennen, ist schrecklicher und gefahrvoller als der Sturm selbst. Noch gehören zu den Bewegungen des M. die Strudel oder Wirbel, welche entstehen, wenn das Wasser an einem Orte mit heftiger Gewalt in kreisförmiger Bewegung herumgetrieben wird. Der berühmteste dieser Strudel ist der Malström (s. d.). Im Alterthum waren die Scylla und Charybdis gefürchtet. Vgl. Maury, «The physical geography of the sea and its meteorology» (11. Aufl., Neuyork u. Lond. 1864; nach der ersten Auflage deutsch bearbeitet von Böttger, «Die physische Geographie des M.», Lpz. 1856); Schleiden, «Das M.» (Lpz. 1865—66, mit Illustrationen).

Meer oder van der Meer ist der Name vieler niederländ. Künstler, von denen aber nur zwei, Vater und Sohn, beide mit dem Namen Jan, Ausgezeichnetes geleistet haben. Jan van der M., der Vater, wurde zu Harlem um 1628 geboren. Sein Bildungsgang ist völlig unbekannt; man weiß nur, daß er später verschiedene Aemter bekleidete. Er kam dazu durch den Prinzen von Oranien, dem er ein kostbares Bild von D. de Heem, das letzte, was ihm beim Einfalle der Franzosen von seiner Habe geblieben war, schenkte. M. wurde 1674 Rath der Regierung, nachdem er schon seit 1664 die Würde eines Dekans bei der Malergilde bekleidet hatte. 1682 erhielt er ein anderes Amt. Als Regent des Ambachtskinderhuis zu Utrecht, welchem Posten er gleichfalls vorstand, malte er sich und seine Mitregenten lebensgroß in der Berathung, welches Bild sehr bewundert wurde. Wie viel von einer Reise nach Italien und von Landschaften, Marinen und Thierstücken, die ihm zugeschrieben werden, auf Rechnung seines Sohnes kommt, ist nicht genau zu ermitteln. Höchst wahrscheinlich war der Vater nie in Italien und malte nur wenige Seestücke. Er starb zu Harlem 1691. — Jan van der M., der Sohn, wurde anfangs von seinem Vater, dann von N. Berghem unterrichtet. Er schwang sich bald zu einem der vorzüglichsten Meister auf und genoß Ruhm und Ansehen. Doch soll er beides durch ein liederliches Leben stark geschmälert haben, sodaß er noch vor seinem 50. J. (wahrscheinlich 1706) im Elend starb und auf Freundeskosten begraben werden mußte. Er malte Landschaften mit Thierstaffage und Seestücke, und seine Arbeiten zeugen von Naturstudium und glücklichem Compositionstalent. Man hat auch einige höchst vortreffliche, aber sehr selten gewordene Radirungen von ihm, unter denen besonders ein stehendes und ein liegendes Schaf die Bewunderung der Sammler erregen.

Meerane, Fabrikstadt in den Schönburg'schen Receßherrschaften (Kreisdirectionsbezirk Zwickau) des Königreichs Sachsen, an der Gößnitz-Glauchauer Zweigbahn der sächs. Westlichen Staatsbahn gelegen, noch vor wenigen Jahrzehnten ein unbedeutendes Landstädtchen, blühte durch industrielle Entwickelung besonders in neuerer Zeit rasch auf und zählte Ende 1864 bereits 15716 (1858: 11147, 1861: 13626) E. Die hier heimische Industrie producirt fast ausschließlich wollene und halbwollene (theilweise auch mit Seide gemischte) Kleiderstoffe und Tücher und beschäftigte 1863 etwa 15000 Webstühle, von denen gegen 3000 in der Stadt selbst, die andern auswärts (besonders im Erzgebirge und Voigtlande sowie in den bair. und thüring. Grenzbezirken) sich befanden. Daneben arbeiteten noch zwei geschlossene Etablissements, eine mechan. Weberei mit 300 Stühlen und eine Fabrik für Plüschwaaren. Der Umsatz belief sich bei einer Production von jährlich 1—1⅕ Mill. Stück ungefähr auf 13,200000 Thlr., wovon etwa 2,200000 Thlr. auf Weblöhne entfielen. 1864 blieb zwar der Umsatz gegen den des Vorjahres um 3½ Mill. Thlr. zurück, aber 1865 war derselbe dem von 1863 beinahe wieder gleich. Mitte 1866 bestanden in M. überhaupt 100 Fabrikgeschäfte, von denen 44 wahlfähig für die Handelskammer in Chemnitz waren. Der Absatz erfolgt meist über See nach Amerika, seit einiger Zeit theilweise auch nach Japan. Drei der bedeutendsten Industriellen haben bereits eigene Etablissements in Neuyork begründet. Infolge der Handelsverträge mit

Frankreich und England hat sich der Verkehr auch mit diesen Ländern sehr gehoben. Der Kleingewerbsbetrieb ist, mit Ausnahme der Gerberei, nur von localer Bedeutung. 1856 erhielt M. Gasbeleuchtung, 1859 ein städtisches Krankenhaus, 1. Nov. 1862 ein guteingerichtetes Feuerlöschwesen und im Juli 1866 ein ansehnliches Gebäude für Post und Telegraphie. Während der Zählungsperiode 1861—64 hatte die Bevölkerung der Stadt um 17 Proc. zugenommen.

Meerbusen, s. Meer.

Meereicheln, s. Balanen.

Meerenge, s. Kanal und Meer.

Meergötter, göttliche Wesen, welche die Phantasie der Griechen nach den verschiedenen Erscheinungen, die das Meer darbietet, individuell ausbildete, waren insgesammt dem Poseidon (Neptun) untergeordnet. Die wichtigsten sind Okeanos (s. d.), der Beherrscher des äußern Meeres, der Stammvater aller Flüsse, Bäche und Quellen (Okeaniden), und seine Gattin, Tethys (s. d.); ferner Nereus (s. d.), der freundliche Meergreis, und dessen Gattin, die Okeanide Doris, nebst ihren 50 Töchtern, den weissagenden Nereïden, unter welchen Galatea, die Geliebte des Cyklopen Polyphem, und Thetis, die Mutter des Achilles, und besonders Amphitrite (s. d.), des Poseidon Gemahlin, hervorzuheben sind; sodann der Sohn Poseidon's, Triton (s. d.), neben welchem auch eine Mehrzahl gleichgearteter Wesen, Tritonen genannt, erscheint; weiter die einzelnen Meerdämonen Proteus, Glaukos, Leukothea und Melikertes oder Palämon (bei den Römern Portumnus genannt), die Scylla (s. d.), die täuschenden Sirenen (s. d.); endlich die Stromgötter, die männlichen Nachkommen des Okeanos. In der Kunst gehen die Dämonen des Meeres von der erhabenen Gestalt des Poseidon, der Schönheit der Amphitrite und Thetis durch mancherlei Mittelstufen in die phantastisch geformten Ungeheuer der See über. Namentlich bilden einen schönen Contrast die fischgeschwänzten, oft mit Seepflanzen überwachsenen und auf Seemuscheln blasenden Tritonen und die meist auf dem Rücken derselben sitzenden Nereïden, welche als leichtbekleidete oder auch als ganz unbekleidete, anmuthige Mädchengestalten dargestellt werden. Die schönste Entwickelung dieser Darstellungen in der griech. Plastik wird der jüngern Attischen Schule, insbesondere dem Bildhauer Skopas (s. d.) verdankt.

Meerkatze (Cercopithecus) ist der Name einer Affengattung, die sich durch rundlichen Kopf, sehr langen Schwanz, vollständigen Daumen der Hände und das Vorhandensein von Gesäßschwielen und Backentaschen auszeichnet. Die Arten dieser Gattung gehören sämmtlich dem Festlande Afrikas an, und der Name M. mag wol daher entstanden sein, daß diese langgeschwänzten Thiere Afrikas nur über das Meer zu uns gebracht wurden. Sie sind immer unruhig, muthwillig und neugierig und im Alter stets bösartig, wenn sie auch in der Jugend mild und freundlich waren. Eine seit den ältesten Zeiten bekannte und sehr häufig nach Europa gebrachte Art ist die grüne M., der grüne Affe (C. sabaeus), welcher auf den Inseln des Grünen Vorgebirgs, am Senegal und in einem großen Theile des warmen Afrika lebt und das europ. Klima leicht erträgt. Er ist gelbgrünlich, unten weißlich, im Gesichte schwarz, an der Schwanzspitze meist gelblich und wird $1\frac{1}{2}$ F. hoch. Auch der Mona (C. Mona) verträgt das europ. Klima besser als andere Affen und ist daher ebenfalls in Menagerien häufig. Sein Rücken ist kastanienbraun, Oberarme, Oberschenkel und Schwanz außen schwarz, innen weiß, und die unbehaarte Haut der Augenkreise und Wangen ist blauroth. Sein Vaterland soll in den Gebirgen Nordafrikas sein, denn die meisten kommen über Aegypten und die Berberei zu uns. Man kennt noch einige seltenere Arten, welche die Gefangenschaft weniger gut vertragen.

Meerkohl, s. Crambe.

Meerlinse, s. Lemna.

Meermann (Johann, Reichsfreiherr von), als sittlicher Charakter, Gelehrter und Staatsmann gleich ausgezeichnet, geb. im Haag 1. Nov. 1753, aus einem alten, angesehenen Geschlechte, war der einzige Sohn des als Herausgeber des «Thesaurus juris civilis et canonici» und der «Origines typographicae» rühmlich bekannten Gerhard M. (geb. 6. Dec. 1722 zu Delft), der in den deutschen Reichsfreiherrenstand erhoben wurde und bis 1767 als Rathspensionär in Rotterdam wirkte, wo er 1771 starb. Der Sohn erhielt seine erste Bildung im Haag und in Rotterdam. Kaum 10 J. alt, übersetzte er Molière's «Mariage forcé» und ließ diese Arbeit ohne des Vaters Wissen drucken. Er studirte hierauf in Leyden, Leipzig und zu Göttingen, wo er sich Heyne's dauernde Freundschaft erwarb, bereiste England, Italien, Frankreich und den größten Theil Deutschlands und erwarb sich 1774 zu Leyden die jurist. Doctorwürde. 1787 machte er eine neue Reise nach England, Schottland und Irland, Deutschland, Italien und den nordischen Reichen. Unter der franz. Herrschaft wurde er 1811 franz. Senator.

Nach der Restauration kehrte er in sein Vaterland zurück und starb 19. Aug. 1815 als der letzte seines Geschlechts. Neben seinen Reiseberichten und zahlreichen histor. und staatsrechtlichen Schriften erwarb er sich auch ein großes Verdienst bei der Bearbeitung der «Jaarboeken van wetenschappen en kunsten in het koningrijk Holland over de jaren 1806—7» (1809—10). Zuletzt beschäftigte ihn die Herausgabe von Jean Vandenesse's «Histoire des voyages, faits par l'empereur Charles V depuis l'an 1514 jusqu'à sa mort», die er mit Anmerkungen begleitete. Auch übersetzte er Klopstock's «Messias» ins Holländische (4 Bde., Haag 1803—15). Seine Witwe, eine geschätzte Dichterin, beschrieb sein Leben. M.'s auserlesene Bibliothek, deren Katalog eine literarische Merkwürdigkeit ist, wurde 1824 im Haag versteigert.

Meernesseln oder Seeanemonen, s. Aktinien.

Meerrettich, s. Cochlearia.

Meerschaum, Kilkeffi oder Kil ist der Name eines weichen und leichten, matten und undurchsichtigen erdigen Minerals aus der Familie des Specksteins. Seine Farbe ist weiß ins Gelbliche, Röthliche und Grauliche, sein Gewicht kaum schwerer als Wasser, der Strich weiß und etwas glänzend und sein Bruch eben, ins Erdige, selten flach muschelig. Der M. färbt nicht ab, klebt stark an der feuchten Lippe an, zerknistert im Wasser, ohne durchscheinend zu werden, und besteht aus Talkerde, Kieselerde und Wasser. Er findet sich auf Lagern in derben, selten knolligen Massen besonders im Orient, in Natolien, Livadien und Negroponte, aber auch in der Krim, in Spanien und Mähren. Er bricht in dichten, zähen, an der Luft härter werdenden, doch immer noch schneidbaren Massen und wird vorzüglich zu Tabackspfeifenköpfen (Meerschaumköpfen) und Cigarrenspitzen verwendet, welche gedrechselt oder geschnitzt, gebohrt, dann im Backofen getrocknet, hierauf in Milch gesotten und mit Schachtelhalm geglättet, zuletzt in Wachs oder Oel gesotten werden. Die noch roh und plump aus der Türkei zu uns kommenden Köpfe werden bei uns (z. B. in Wien, Ruhla und Lemgo) zierlicher nachgeschnitten. Eine schlechtere Art (unechte Meerschaumköpfe, Masseköpfe) macht man aus den Meerschaumabfällen; Verfälschungen, welche aus Gips und Eierschalen bereitet werden, sind leicht zu erkennen.

Meerschweinchen (Cavia) ist der Name einer zu den Nagethieren gehörenden Gattung von Säugethieren, die sich durch dreizehige, mit hufartigen Nägeln versehene Hinterfüße ohne Schwimmhäute, wurzellose, mit zwei bis drei Lamellen besetzte Backenzähne und den Mangel des Schwanzes von den verwandten Thieren unterscheidet. Zu ihr gehört das gemeine M. (C. Cobaya), welches bei uns häufig als ein munteres und geselliges Hausthier gehalten wird. Es ist 8—9 Zoll lang, unregelmäßig weiß, schwarz und rothgelb und frißt allerlei Pflanzen, wobei es auf den Hinterbeinen sitzt. Seinen Namen erhielt es davon, daß es aus Südamerika, wo es aber jetzt ebenfalls nicht mehr wild gefunden wird, über das Meer zu uns kam und eine Art Grunzen hören läßt. Merkwürdig ist es durch seine große Fruchtbarkeit, denn es wirft jährlich dreimal vier bis sechs Junge, die schon nach sechs Monaten wieder fortpflanzungsfähig sind. Mehrere Naturforscher haben unser gemeines M. von der Aperea (C. aperea) abgeleitet, weil sie das einzige in Südamerika wild vorkommende Nagethier ist, welches noch die meiste Aehnlichkeit mit unsern M. hat; allein es bestehen doch zwischen beiden Unterschiede, welche zu wichtig sind, als daß sie für die Folge der Cultur angesehen werden könnten. Die Aperea ist um Buenos-Ayres und sonst noch am Ufer des Plataſtroms häufig; aber ihr Fleisch wird nur von Indianern gegessen, und ihr oben brauner, am Bauche gelblichgrauer Pelz ist werthlos.

Meerut (nach engl. Schreibart), richtiger Mirat, im Mittelalter unter dem Namen Mirtha vorkommend, die Hauptstadt eines Districts der Nordwestprovinzen des Angloindischen Reichs, 8 M. im NO. von Delhi, zwischen dem Ganges und der Dschamna, an einem Arme des Kalinaddi gelegen, wird von einer weiten, aber verfallenen Mauer umgeben und ist schlecht gebaut, mit engen, schmuzigen Gassen und noch wenigen ansehnlichen Moscheen und Pagoden, den Zeugen einer frühern Glanzperiode. Das schönste Gebäude ist die engl. Kirche, eine der größten in Indien. M. zählt etwa 30000 E. und hat Wichtigkeit als eine der größern Militärstationen für das brit. Indien, nach welcher in neuester Zeit das Hauptquartier für die Artillerie der Präsidentschaft verlegt worden ist. In der Geschichte wird M. zuerst 1018 genannt, wo es als die reiche Hauptstadt eines bedeutenden Reiches der Hindu vom Sultan Mahmud von Ghasna gebrandschatzt wurde. 1399 zerstörte es Timur völlig. Auch von Nadir-Schah 1738 und später von den Maharatten wurde es arg mitgenommen. Am 8. Nov. 1804 besetzten es die Briten unter Lake, die es später zu einer Hauptstation der engl. Truppen erkoren. Die Schreckensscenen des Aufstandes der Sipahis begannen hier 10. Mai 1857. Der District M. zählt auf 109,64 Q.-M. 1,135072 E., darunter 885234 Hindu. Die Provinz M.,

welche in die Districte M., Saharanpur, Mozaffarnagger, Bulandscheher und Alligarh zerfällt, hat auf 475 Q.-M. 4,522165 E., darunter 3,578419 Hindu und 943746 Mohammedaner.

Meerzwiebel (Urginea Steinhl.) heißt eine Gattung von Zwiebelgewächsen aus der 6. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und der Familie der Liliaceen, welche sich von der ihr zunächst verwandten Gattung Scilla durch eine vielsamige Kapsel und durch scheibenförmige, geflügelte Samen, von Ornithogalum durch die dem Grunde der Perigonblätter eingefügten Staubgefäße unterscheidet. Die abstehende Blütenhülle hat keinen Honigbehälter. An den sandigen Küsten des Mittelländischen und Atlantischen Meeres und auch im Innern der Mediterranländer wächst die gemeine oder echte M. oder Squille (U. Scilla St., Scilla maritima L.), deren 2—4 F. hoher, stielrunder Schaft mit seiner reichen Traube weißlicher Blüten im Herbst sich vor den Blättern entwickelt. Letztere werden bis 1 F. lang und bis 3 Zoll breit. Die Zwiebel ist schuppig, sehr groß, bis zur Größe eines Kinderkopfes anwachsend und bis zu 4 Pfd. schwer; ihre bitter und scharf schmeckenden Schuppen sind getrocknet als ein die Secretionen, besonders der Nieren, beförderndes Heilmittel gebräuchlich. Auch bereitet man aus ihnen einen Meerzwiebelessig, Meerzwiebelwein und Meerzwiebelsauerhonig. In größerer Gabe und im frischen Zustande wirkt die M. wie die scharfen Gifte. Man zieht die M. bei uns häufig in Blumentöpfen im Zimmer. Sie blüht hier sehr selten. Der eigentliche wirksame Stoff der M. ist ein giftiger, harzartiger Stoff, das Scillitin.

Meeting heißt in England und Nordamerika eine entweder amtlich oder durch Privatpersonen zusammenberufene Versammlung. In keinem Lande der Welt ist dem Volke eine so unumschränkte Freiheit der Bewegung eingeräumt als in Großbritannien und der stammverwandten amerk. Union. Bei den M. dürfen daher, wie bei O'Connell's Monsterversammlungen und den Sitzungen der Anti-Cornlaw-League, Hunderttausende von Menschen zusammenkommen, unter der einzigen Bedingung, daß sie ihr Programm nicht überschreiten und daß keine richterliche Behörde die öffentliche Ordnung für gefährdet erklärt. Können ihnen jedoch gesetzwidrige Zwecke nachgewiesen werden, oder fallen Tumulte vor, welche den sog. «Königsfrieden» stören, so ist die Obrigkeit befugt, sie zu verbieten und nöthigenfalls polizeilich aufzulösen. Ein solches Einschreiten findet allerdings nur in besonders unruhigen Zeiten, wie bei den Chartistenaufläufen von 1839 und 1848, statt. — M. nennen auch die Dissenters, namentlich die Presbyterianer, ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte, wovon ihre Kirchen oder Bethäuser den Namen Meeting-houses erhalten haben.

Megalopŏlis, eine im Alterthum blühende und bedeutende Stadt in Arkadien, mit dem größten Theater Griechenlands, wurde bald nach der Schlacht bei Leuktra, 371 v. Chr., auf Anrathen des Epaminondas (s. d.) zum Schutze gegen die um sich greifenden Spartaner gegründet, von Kleomenes III. aber 222 v. Chr. erobert und großentheils zerstört. Daselbst wurden der große und edle Feldherr Philopömen (s. d.) und der Geschichtschreiber Polybius (s. d.) geboren. Eine Beschreibung der Gegend und der Ueberreste der Stadt, die sich beim heutigen Orte Sinánu finden, ist in der «Expédition scientifique de Morée» (Bd. 1, Par. 1831) enthalten.

Megăra, die Hauptstadt der Landschaft Megaris (s. d.), in einer ziemlich fruchtbaren Ebene, ½ St. vom Meere entfernt gelegen, war im Alterthum eine starkbevölkerte, wohlbefestigte Stadt mit zwei Akropolen (die eine die des Kar, die andere die des Alkathoos nach ihren mythischen Gründern genannt), zahlreichen Tempeln (unter denen der des Olympischen Zeus, das Olympieion, hervorzuheben ist), einem schönen, von dem Tyrannen Theagenes erbauten Brunnenhause und andern stattlichen öffentlichen Bauwerken. Durch zwei lange Parallelmauern war es (wenigstens zeitweise) mit seinem Nisäa genannten Hafenplatze verbunden. Obschon seit den spätern Jahrhunderten des Alterthums vielfach verheert, steht es noch jetzt auf seiner alten Stelle, freilich nur als ein armseliges Städtchen mit zum Theil verfallenen Häusern und nur etwa 3000 E.

Megära oder Megaira (Furie), s. Eumeniden.

Megăris, eine kleine Landschaft des mittlern Griechenland, die im N. durch einen Theil der Bergkette des Kithairon von Böotien, im O. durch die südl. Ausläufer desselben Gebirgs von Attika getrennt, im W. von den Gewässern des innern Korinthischen oder Alkyonischen Meerbusens, im S. von denen des Saronischen Meerbusens bespült, im SW. durch den korinthischen Isthmus wie durch eine breite Brücke mit dem Peloponnes verknüpft wird. Die dem Isthmus zunächst gelegene Strecke wurde aber frühzeitig durch die Korinther von M. losgerissen und unter dem Namen der Peräa dem korinth. Gebiete einverleibt. Die Landschaft wird in der Richtung von Westen nach Osten von einem von den Alten Geraneia (jetzt Makryplagi und Paläovuno) genannten Gebirge durchzogen, das an einigen Stellen gegen Süden schroff nach

dem Saronischen Meerbusen abfällt und so einen gefährlichen Klippenpaß (von den Alten die Skironischen Felsen, jetzt Kaki-Skala, d. i. die böse Stiege, genannt) bildet, der aber im spätern Alterthum als fahrbare Straße hergestellt worden war. Das Gebirge liefert einen zu Bauten brauchbaren Muschelkalk, der Boden der Ebenen Thon, aus welchem im Alterthum Thongefäße fabricirt und ausgeführt wurden. Außer der Hauptstadt Megara (s. d.) waren die wichtigern Ortschaften die Hafenstädte Pagä und Aegosthenä an der Nordwestküste und der Flecken Tripodiskos im Innern der Landschaft. Die Bevölkerung war ursprünglich ionisch, wurde aber infolge der dorischen Einwanderung, welche den größten Theil des Grundbesitzes in die Hände der dorischen Eroberer brachte, in Sprache und Sitten dorisirt. Bei den übrigen Griechen, insbesondere bei ihren Nachbarn, den Athenern, standen die alten Megarer nicht eben in gutem Rufe, sondern waren als rohe und plumpe Gesellen, auch als hinterlistig und betrügerisch verschrien; doch waren sie allgemein als tüchtige Seeleute und fleißige Ackerbauer anerkannt. Im jetzigen Königreich Hellas bildet M. eine Eparchie (Bezirk) der Nomarchie (des Kreises) Attika-Böotien mit Megara als dem Sitz des Eparchos. Vgl. Reinganum, «Das alte M.» (Berl. 1825); Bursian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 1, Lpz. 1862).

Megarische Schule heißt die von dem zu Megara (s. d.) geborenen Philosophen Euklides (s. d.) um 400 v. Chr. gestiftete Schule. Die vorzüglichsten Anhänger derselben, Megariker genannt, waren Eubulides, Diodorus Kronos, Philo und Stilpo aus Megara. Namentlich den beiden Erstern schreibt man die Erfindung verschiedner Trug- und Fangschlüsse zu, über deren Zusammenhang mit dem Ganzen ihrer Lehre kein ganz sicheres Urtheil möglich ist, während Stilpo mehr die ethische Seite ihrer Lehre ausbildete.

Megatherium, eine ausgestorbene Thiergattung. Das größte und schönste Skelet derselben wurde 1789 in dem Schlamme der Pampas von Buenos-Ayres gefunden und ist noch jetzt in dem Museum von Madrid aufbewahrt. Es erreichte eine Länge von 14 F. und eine Höhe von 8 F. und bildet mit einigen verwandten Gattungen eine besondere Familie riesiger Plumpthiere, die den Faulthieren verwandt sind.

Mehadia, Marktflecken in der banater Militärgrenze der österr. Monarchie, und zwar im Gebiete des Romanen-Banater Regiments, 3 M. nördlich von Alt-Orsowa an der Donau, am Bache Bella-Reka, mit (1857) 1770 E., zwei Kirchen, einem Postamte und vielen röm. Alterthümern, ist besonders merkwürdig durch die berühmten warmen Schwefelbäder, Mehadiabäder genannt, welche 1 M. ostwärts in einem engen Thale des Flusses Cserna in höchst romantischer Umgebung liegen und seit den Römerzeiten auch Herculesbäder heißen. Unter ihnen hat das Ludwigsbad 37—40° Wärme. Bemerkenswerth sind daselbst auch die neue kath. Kirche, die eiserne Hängebrücke über die Cserna mit Cylinderbogen, die erste Brücke dieser Art im österr. Kaiserstaate, die Ueberreste einer Römerstraße und einer türk. Wasserleitung beim Dorfe Toplecz. Es führte hier, bei dem Orte Media der Alten, von der Donau durch das Csernathal eine Hauptstraße nach Dacien, wie gegenwärtig noch aus der Türkei nach Ungarn. Die jetzt zerfallene Festung wurde in den frühern Türkenkriegen häufig bestürmt, namentlich von den Türken 1716, 1738 und 1789 erobert und geschleift. Der blutige Sieg der Oesterreicher unter Königsegg 4. Juli 1738 war 1½ M. nördlich von M. bei dem Dorfe Kornia; bei M. selbst aber fanden vom 17. bis 28. Aug. 1789 die siegreichen Gefechte unter Haddik statt.

Mehemed-Ali, Vicekönig von Aegypten, geb. 1769 zu Kavala, einer kleinen Stadt in Macedonien, verlor zeitig seinen Vater, der Aga der Straßenwächter war, und wurde dann vom türk. Befehlshaber von Kavala ins Haus aufgenommen. Die Erziehung, die er hier erhielt, war elend genug, denn erst später als Pascha lernte er lesen und schreiben. Auch ein in Kavala ansässiger franz. Handelsmann nahm sich seiner an und legte so den Grund zu M.'s Vorliebe für die Franzosen. Schon im 14. Lebensjahre gab er einen Beweis seiner Energie, indem er in Kavala einen Aufstand durch entschiedenes Eingreifen stillte. Eine Anstellung im Militär war die Belohnung dafür, und 1787 verhalf ihm sein türk. Beschützer zu einer vortheilhaften Heirath. Eine Zeit lang gab sich nun M. mit Handel in Taback ab. Die franz. Expedition nach Aegypten machte jedoch dieser Beschäftigung ein Ende, indem er 1800 an der Spitze des Truppencontingents seiner Vaterstadt dahin gesendet wurde. Die Tapferkeit, die er hier im Gefecht von Rahmanieh entwickelte, verhalf ihm zu einer höhern Befehlshaberstelle, und stufenweise stieg er nun bis zum Befehlshaber des Albanesencorps in Aegypten. In dem Streite, der sich nach der Vertreibung der Franzosen aus Aegypten zwischen den Mamluken und den türk. Herrschern erhob, begründete er, mit seinen Albanesen eine eigene, ziemlich zweideutige Stellung einnehmend, immer mehr seinen militärischen Ruf, legte aber dabei den Grund zur tödlichen Feind-

schaft zwischen ihm und Khosrew-Pascha, dem damaligen Pascha von Aegypten, indem er ihn entsetzen half. Durch seine Klugheit, Mäßigung und Mannszucht machte er sich inzwischen bei den durch Türken und Mamluken gleich hart bedrängten Eingeborenen so beliebt, daß diese ihn 1804 zum Pascha ausrufen ließen. Zwar nahm M. diesen Titel nicht an, sondern ließ ihn dem neuernannten Pascha Khurschid. Als aber die Erpressungen desselben das Land aufbrachten, erklärte er sich offen gegen ihn und brachte es mit Hülfe des franz. Consuls Drovetti dahin, daß er von der Pforte 1806 als Pascha von Aegypten bestätigt und zum Pascha von drei Roßschweifen ernannt wurde. Vor allem hatte er es nun ebenfalls mit den Mamluken zu thun, die ihre alten Ansprüche auf die Herrschaft des Landes nicht aufgeben wollten und von den Engländern unterstützt wurden. Letztere hatten sich 1807 Alexandrias bemächtigt, aber M. schlug sie mehrmals, zwang sie, sich wieder einzuschiffen, und nöthigte einen Mamlukenbei nach dem andern zur Unterwerfung. Kaum hatte er diesen Feind bezwungen, als unter seinen eigenen Leuten, den Albanesen und Dehlis (kurdische Reiter), Aufruhr ausbrach, den er nur durch Geldaustheilung zu stillen vermochte. Da Finanznoth die Ursache hiervon war, so suchte M. seine Finanzen auf einen bessern Fuß zu bringen. Er that dies durch Vertreibung vieler Grundbesitzer aus ihrem Eigenthum und die Einziehung der Güter aller frommer Stiftungen. Als die Mamluken wieder ihr Treiben begannen, entbrannte zwischen diesen und M. ein Kampf, der durch Gewaltthat wie Ränke aller Art geführt wurde und mit einer furchtbaren Katastrophe endete. M. lud die Mamlukenbeis zu einem großen Feste zu Ehren seines Sohnes Tussun auf der Citadelle von Kairo ein und ließ sie, nachdem sie bewirthet worden, beim Fortgehen in einem engen Gange durch seine Albanesen niederschießen, die Gefangenen aber auf der Stelle enthaupten. Gegen 470 Mamluken, darunter die angesehensten Beis, kamen also um, und über 1000 wurden überhaupt ermordet. Der Rest warf sich nach Oberägypten, wurde aber 1812 auch hier geschlagen und vertrieben. Sie flüchteten nach Nubien; allein die Expedition, welche M. 1820 dahin sendete, zerstreute sie vollends.

M. ergriff nun mit starker Hand die Zügel, und Aegypten erhielt endlich eine geordnetere Regierung und innere Ruhe. Doch bald schien die wachsende Macht M.'s der Pforte gefährlich, und um sie zu schwächen, trug man dem Pascha die Bekämpfung der in Arabien um sich greifenden Wahabiten (s. d.) auf. Der erste Versuch unter Tussun-Pascha, M.'s zweitem Sohne, 1811, mislang; desto glücklicher war M.'s ältester Sohn, Ibrahim-Pascha (s. d.), der die Wahabiten 1816—18 mit Glück bekämpfte und ihre Macht brach. So dehnte M. seine Herrschaft auch über einen großen Theil Arabiens aus, gleichwie er durch die Expedition gegen die Mamluken nach Nubien dieses ganze Land und selbst Kordofan sich unterwarf. Er bekam dadurch den Handel mit schwarzen Sklaven in seine Gewalt, den er auf empörende Art betrieb. Durch die Kriege waren inzwischen die albanes. Soldtruppen zusammengeschmolzen, und M. begann dafür die Bildung eines eigenen ägypt. Heeres aus Fellahs in europ. Weise. Ebenso richtete er das Seewesen ein und baute Festungen, Werfte, Zeughäuser u. s. w. Um die Mittel dafür zu gewinnen, suchte er die materielle Cultur des Landes zu heben. Er erschien so als Regenerator des Landes, aber im Grunde war es ihm stets nur um die Herstellung eines Aussaugungssystems zu thun, bei dem das Wohl des Volks nicht in Frage kam. Ueberdies sammelten sich eine Menge namentlich franz. Abenteurer und Projectmacher um den Pascha, die das Land offenbar ruinirten. Die erste Unternehmung, die M. mit seiner Land- und Seemacht begann, war der Zug nach Griechenland (s. d.), mit dessen Unterwerfung ihn Sultan Mahmud beauftragte. Die Zerstörung der ägypt. Flotte bei Navarin trieb ihn zu neuen Anstrengungen und damit zu noch größern Erpressungen. Der Zweck dieser in kurzer Zeit mit unsaglichem Aufwand wiederhergestellten Kriegsmacht war die Eroberung Syriens. Schon lange hatte M. auf dieses Bollwerk Aegyptens sein Auge geworfen, und deshalb verlangte er für seinen Sohn Ibrahim-Pascha das Paschalik von Damaskus. Als er dieses nicht erhielt, benutzte er die Händel mit dem Pascha von St.-Jean d'Acre und eroberte vom Ende Oct. 1831 an im Laufe eines Jahres durch seinen Sohn Ibrahim-Pascha ganz Syrien trotz der gegen diesen und ihn ausgesprochenen Aechtung. Nach dem Siege bei Konieh in Kleinasien 20. Dec. 1832 hätte er der Herrschaft des Sultans ein Ende machen können, wenn nicht die Landung der Russen im Bosporus dem Vordringen Ibrahim's ein Ziel gesetzt. (S. **Osmanisches Reich**.) Unter dem Andringen der europ. Großmächte willigte er in den Frieden, der 4. Mai 1833 in Konieh zu Stande kam, und durch welchen er außer seinen zeitherigen Besitzungen die Statthalterschaft von ganz Syrien und den Bezirk von Adana als Pachtung für seinen Sohn Ibrahim erhielt, nachdem er schon früher nach dem griech. Zuge das Paschalik von Kreta erhalten hatte. Doch

M. war hiermit nicht befriedigt; er erstrebte vor allem die Unabhängigkeit und Erblichkeit seiner Dynastie. Ebenso ward von seiten des Sultans Mahmud II. (s. d.) der Friede nur als Waffenstillstand betrachtet. M. hatte jetzt viel mit der Beruhigung Syriens zu thun, ebenso mit einem Aufstande der Städte des Hedschas in Arabien, welche unterworfen wurden. Als er seine Herrschaft bis über die arab. Provinz Jemen ausdehnte, erregte er dadurch den Argwohn der Engländer. Noch andere Umstände kamen hinzu, um die Lage der Dinge noch mehr zu verwickeln. So bezahlte M. seinen jährlichen Tribut von 16 Mill. türk. Piastern an die Pforte nur höchst unordentlich. Auch leistete er ihren Befehlen und Reclamationen, trotz aller äußern Ehrfurcht, keine Folge. Sultan Mahmud erklärte endlich 1839, kurz vor seinem Tode, M. offen den Krieg, der aber für die Pforte unglücklich mit der Schlacht von Nisib (24. Juni) endigte. Der Verrath des Kapudan-Pascha, welcher mit der türk. Flotte 5. Juli zu M. überging, schien den Triumph M.'s zu vollenden. Er verlangte jetzt die erbliche Herrschaft über Aegypten sammt den Dependenzen, über Syrien mit Adana und über Kreta sowie die Absetzung seines Todfeindes Khosrew-Pascha, den der junge Sultan Abdul-Medschid zum Großvezier ernannt hatte. Zwar suchte Frankreich als Verbündeter des Paschas den Streit beizulegen, aber bereits war der Vertrag vom 15. Juli 1840 zwischen Oesterreich, Preußen, England und Rußland zu London abgeschlossen worden, der den Schutz der Pforte gegen ihren Vasallen bezweckte und zu den Ereignissen des J. 1840 in Syrien (s. d.) führte. Als M. sich sogar in Alexandria mit einer Blokade durch die engl.-österr. Flotte bedroht sah, schloß er 27. Nov. 1840 den vorläufigen Vertrag mit dem engl. Commodore Napier ab, in welchem er sich anheischig machte, Syrien zu räumen und die osman. Flotte wieder herauszugeben, wenn man ihm Aegypten lassen wolle. Hierauf erfolgte 12. Jan. 1841 der großherrl. Hatti-Scherif, durch welchen er, als Vasall der Pforte, mit der erblichen Statthalterschaft über Aegypten beliehen wurde. Da der Hatti-Scherif jedoch eine Menge Beschränkungen für M. enthielt, so kam unter Vermittelung der vier Mächte der Investitur-Ferman vom 1. Juni 1841 zu Stande, durch den M. in dem erblichen Besitze Aegyptens und Nubiens bestätigt, zugleich aber auch verpflichtet wurde, der Pforte einen jährlichen Tribut zu bezahlen, sich den allgemeinen Gesetzen des Osmanischen Reichs zu unterwerfen, ohne Erlaubniß des Sultans seine Streitkräfte nicht zu vermehren, und alle obern Offiziere, vom Oberst an, durch diesen bestätigen zu lassen. So hatte denn M. als Ergebniß seiner Bestrebungen nur die Erblichkeit seiner Dynastie errungen, und er erklärte nun, künftig den innern Angelegenheiten seines durch die Anstrengungen zerrütteten Landes leben zu wollen. Indessen verfiel er, von dem polit. Schlage und dem Alter gebeugt, allmählich in eine Geisteszerrüttung, die ihn unfähig machte. 1844 faßte er, von einer Art Verzweiflung getrieben, plötzlich den Entschluß, abzudanken und nach Mekka zu reisen, was jedoch seine Familie zu verhindern suchte. Dieser Zustand veranlaßte endlich im Juli 1848 die Pforte, M.'s ältesten Sohn, Ibrahim-Pascha (s. d.), als Nachfolger zu bestätigen und mit der Regierung förmlich zu belehnen. Ibrahim starb aber schon 9. Nov. 1848, und die Pforte erklärte nun im Jan. 1849 Abbas-Pascha (s. d.), einen Enkel M.'s, zum rechtmäßigen Nachfolger. M. selbst aber, zuletzt gänzlich in Stumpfsinn verfallen, starb 2. Aug. 1849. (S. Aegypten.) Vgl. Mouriez, «Histoire de M., vice-roi d'Égypte» (3 Bde., Par. 1855—58).

Mehl nennt man im engern Sinne den zu Pulver zermalmten und von den Bestandtheilen der Samenhüllen (Kleien) durch das Beuteln (ein Durchsieben durch Gewebe von verschiedener Feinheit der Maschen) getrennten sowie auch durch denselben Proceß in Sorten verschiedener Feinheit getrennten Inhalt (Mehl- oder Eiweißkörper) der Getreidekörner und Samen der Hülsenfrüchte. Es gibt daher so viele Arten M., als es Arten solcher Körner gibt. Die mechan. Anstalten zur Gewinnung des M. nennt man Mühlen (s. d.), und die Qualität des M. hängt nicht blos von der Beschaffenheit des Getreides, sondern auch von der Einrichtung der Mühlen ab. Da das M. ein kleineres Volumen hat als das Getreide, aus dem es erzeugt wurde, und doch für die technische Verwendung zu Gebäcken und Speisen das Getreide stets erst gemahlen werden muß, so vermahlt man Getreide häufig in großen Quantitäten zur Versendung. Soll sich das M. zu langer Aufbewahrung, die stets an trockenen, nicht zu warmen und von Ungeziefer freien Orten geschehen muß, besonders aber zu überseeischem Transport eignen, so muß es auf Mühlen gemahlen sein, welche das Getreide trocken mahlen, ohne es doch durch die Reibung sehr zu erhitzen. Nordamerika, Nordrußland, die Küstenstädte Englands und Frankreichs und seit der neuern Zeit auch viele Orte Deutschlands liefern vorzügliches M. für die Versendung. Das M. besteht außer dem Stärkemehl (s. d.) und dem Kleber (s. d.) aus Krümelzucker, Dextrin, Salzen der Alkalien und alkalischen Erden, Wasser, Hülsen oder Kleie. Das Weizen-

mehl enthält nach Boussingault 71,5 Proc. Stärkemehl und 21—22 Proc. Kleber. Alle andern aus Getreidekörnern bereiteten Mehlsorten enthalten weniger Kleber, weshalb Weizenmehlbrot das nahrhafteste ist. Werden jedoch die gemahlenen Hülsen (die Kleie) mit unter das M. gemischt, was bei dem aus Roggenmehl gebackenen sog. Schwarzbrot der Fall ist, so ist ein solches Brot noch ungleich nahrhafter und auch wohlschmeckender als Brot aus reinem Weizenmehl. Das feinste M. ist von mattweißer Farbe, fühlt sich weich und fettig an, enthält im lufttrockenen Zustande 12—18 Proc. Wasser und gibt, mit der Hälfte seines Gewichts Wasser zusammengeknetet, einen sehr elastischen, gleichmäßigen Teig. Trockenes M. läßt sich an einem trockenen Orte lange Zeit unverändert aufbewahren; feuchtes M. oder auch trockenes, an einem feuchten Orte aufbewahrt, erwärmt sich, bildet Klümpchen und wird übelriechend und sauer. Unter dem Einflusse von Feuchtigkeit entwickeln sich endlich Pilze, deren Sporen sogar die Verderbniß auf das Brot übertragen können. Infolge seiner Bereitung ist das M. stets durch abgeriebenen Steinstaub verunreinigt. Das Getreidemehl erfährt mannichfaltige Verfälschungen. Am häufigsten findet eine Verfälschung theuerer Mehlsorten mit geringern oder mit Kartoffelstärke statt, seltener mit mineralischen Stoffen. Vgl. Bibra, «Die Getreidearten und das Brot» (Nürnb. 1860).

Mehldorn, Mehlfäßchen, s. Crataegus.

Mehlthau nennt man weiße oder grauweiße, schimmel-, woll- oder mehlartige Ueberzüge auf Theilen lebender Pflanzen (Blättern, Stengeln, Früchten), unter deren Einwirkung die befallenen Pflanzen mehr oder weniger leiden und verkrüppeln, oft ganz und gar, bisweilen überaus rasch, eingehen. Früher glaubten die Leute, der M. sei eine vom Himmel gefallene «Lohe», oder er entstehe infolge nasser oder wechselnder Witterung, übermäßiger Düngung u. s. w. Die neuere Naturforschung hat jedoch durch zahlreiche gründliche Untersuchungen mit dem Mikroskop festgestellt, daß der M. theils animalischen, theils vegetabilischen Ursprungs ist. Er rührt nämlich entweder von den abgestreiften, mit feiner weißer Wolle bedeckten Häuten von Blatt- und Schildläusen her, welche durch die von diesen Insekten abgesonderte kleberige, süße Flüssigkeit (sog. Honigthau, s. d.) an die Pflanzentheile, welche von solchen Läusen bedeckt sind oder waren, angeklebt werden, oder er besteht aus den Mycelien schmarotzender Pilze. Letztere Art von M. ist viel häufiger und ungleich verderblicher als erstere. Die in Rede stehenden Pilze gehören der Mehrzahl nach zu der Schimmelgattung Erysiphe L. Ihr strahlenförmig ausgebreitetes Mycelium besteht aus verzweigten, gegliederten, farblosen (in Menge weiß erscheinenden) Fäden, welche hier und da mit besondern Warzen versehen sind, mittels deren sie sich an die Oberfläche ihrer Nährpflanze fest anheften, deren Oberhaut sammt dem darunterliegenden Zellgewebe stark zusammenziehen (weshalb Blätter und andere flächenförmige Pflanzentheile unter solchem Schimmelüberzug zusammenschrumpfen und verkrüppeln) und die Säfte der befallenen Pflanze aussaugen. Aus diesem Mycelium entwickeln sich verschiedenartige Fortpflanzungsorgane, welche theils zur raschen Verbreitung des Pilzes während des Sommers bestimmt sind, theils den Pilz von einem Jahr zum andern erhalten. Letztere, kapselartige Früchte (Perithecien), enthalten in ihrem Innern mehrere Schläuche mit ovalen oder rundlichen Sporen, welche durch Aufspringen der Schläuche und der ganzen Frucht entleert werden, überwintern und im nächsten Frühling keimen. Weil die Perithecien schwärzlich sind, so erscheint nach ihrer Entwickelung das weißliche Schimmelgewebe mit dunkeln Knötchen bestreut. Sowol diese Sporen als die Sommersporen vermögen nur auf lebenden, gesunden, vollsaftigen Pflanzen der Art, auf welche der Pilz hinsichtlich seiner Ernährung von der Natur angewiesen ist, zu keimen und ein Mycelium zu entwickeln. Die Mehlthauschimmel machen folglich die Pflanzen krank und sind daher echte Schmarotzer. Es gibt viele Arten von Erysiphe. Die verbreitetste, E. communis, befällt außer einer Menge wildwachsender Pflanzen namentlich die Hülsenfrüchte (insbesondere die Erbsen, die sie oft schnell vernichtet), Gurken, Kürbisse, den Flachs und das Getreide. E. macularis richtet in Hopfenpflanzungen oft entsetzlichen Schaden an. Ein andere Art bringt die berüchtigte Traubenkrankheit hervor. Andere Mehlthauformen werden durch Arten der Schimmelgattung Peronospora (s. Kartoffel) und Oidium hervorgebracht. Bei diesen wuchert das Mycelium im Innern der befallenen Pflanze und brechen nur die Sporen erzeugenden Organe durch die Oberhaut hervor, auf welcher sie weißliche Anflüge bilden. Begünstigt wird die Entwickelung aller dieser Schmarotzerpilze durch abwechselnde warme und kalte und namentlich feuchtwarme Witterung.

Mehlwurm nennt man die zollange, gelbe, harte und platte, fast drahtähnliche Larve des Mehlkäfers (Tenebrio molitor), die in Mehl und Kleie lebt und als gesuchtes Futter für insektenfressende Vögel (z. B. für Nachtigallen) von Vogelliebhabern leicht gezüchtet wird. Der Käfer ist ½ Zoll lang, schmal und schwarz und findet sich in Mehlmagazinen, Mühlen und Bäckereien.

Méhul (Henri Etienne), bedeutender franz. Tonsetzer, geb. 24. Juni 1763 in der kleinen Festung Givet in den Ardennen, wo sein Vater anfänglich Koch in einer Regimentskaserne war, machte unter Leitung eines alten blinden Organisten frühzeitig solche Fortschritte in der Musik, daß er schon als Knabe von 11 J. die Organistenstelle an der Franciscanerkirche in Givet versehen konnte. Ein Jahr später kam er als Alumnus in die Abtei Lavaldieu unweit Givet, wo der Pater Hanser, ein tüchtiger deutscher Contrapunktist, sein Lehrer wurde. Die Aeltern hofften ihren Sohn als Mönch zu sehen, aber der Oberst eines in Charlemont garnisonirenden Regiments ahnte die wahre Bestimmung des 16jährigen Jünglings und nahm ihn mit nach Paris, wo ihn Joh. Friedr. Edelmann zunächst im Klavierspielen unterrichtete. Sodann erregte er das Interesse Gluck's, der sich seiner annahm und ihn sogar einige Opern arbeiten ließ. Allein erst im Alter von 20 J. reichte M. eine Oper «Cora et Alonzo» bei der Großen Oper ein, die zwar angenommen, aber vorerst nicht aufgeführt wurde. Der junge Künstler wandte sich daher inzwischen mit einer neuen Oper, «Euphrosine et Conradin», an die Opéra-Comique, die diese im Winter 1790—91 mit glänzendem Erfolge zur Aufführung brachte. Auch die Große Oper brachte nun «Cora et Alonzo» auf die Bühne, doch ohne Beifall. Desto mehr aber gefiel die 1792 aufgeführte «Stratonice», der bis ins J. 1797 «Horatius Coclès», «Le jeune sage et le vieux fou», «Doria», «Phrosine et Mélidor», «La caverne», «Adrien», «La chasse du jeune Henri» folgten. Alle diese Erzeugnisse fanden trotz vieler Schönheiten keinen nachhaltigen Beifall, mit Ausnahme der «Chasse», deren Ouverture noch immer gern gespielt und gehört wird. Inzwischen hatte M. auch seine Kunst der Politik zugewandt und war der Componist der Revolution geworden. So componirte er die gewaltige Melodie des «Chant du départ» (von Chénier), den «Chant de victoire», den «Chant de retour», den «Chanson de Roland» sowie zahlreiche andere Stücke zu den republikanischen Festen. Nach Gründung des Conservatoriums erhielt er an demselben das Amt eines Inspectors, dann auch das eines Professors, sodaß ihm wenig Zeit zu Arbeiten für das Theater blieb. Erst 1799 trat er wieder mit einer Oper, «Ariodant», hervor, die indeß nur den Beifall der Kenner errang. Ihr folgten «Bion» und «Epicure» (letztere in Gemeinschaft mit Cherubini), doch ohne Wirkung zu machen; dann eine ital. Oper, «L'Irato», welche gefiel, ebenso wie «Une folie» (in Deutschland unter dem Titel «Je toller, je besser» bekannt und beliebt) und «Le trésor supposé» (in Deutschland als «Schatzgräber» gegeben). Kein Glück machten «Joanna», «L'heureux malgré lui», «Héléna» und «Gabrielle d'Estrées», wogegen «Uthal» und «Les aveugles de Tolède» wieder sehr gefielen. 1807 brachte M. eine seiner bedeutendsten Schöpfungen, die Oper «Joseph», zur Aufführung, die in Paris erst allmählich zu größerer Anerkennung gelangte, desto mehr aber sogleich in den franz. Provinzen und in Deutschland gefiel. Seit diesem Werke zeigte M. eine verminderte Thätigkeit als Componist, theils aus Kränklichkeit, theils weil er sich in der Gunst des Publikums durch Spontini und Nicolo Isouard überflügelt sah. Dieser Zeit gehören an die Opern «Les amazones», «Valentine de Milan» (erst 1622 durch seinen Neffen Daussoigne fertig gemacht und zur Aufführung gebracht), «Le prince troubadour» und «La journée aux aventures». Außerdem schrieb er noch einige Ballets und Sinfonien sowie einzelne Nummern zu gemeinschaftlich mit andern componirten Gelegenheitsopern. Er starb 18. Oct. 1817 an einer Brustkrankheit. Als dramatischer Componist nimmt M. einen hohen Rang ein. Er versteht in ausgezeichneter Weise den Wortausdruck mit dem musikalischen zu vereinen und den Charakter einer Situation in Tönen abzuschildern. Dabei vermag er nicht weniger im Anmuthigen und Feinen als im Leidenschaftlichen und Erschütternden.

Meibom (Heinr.), der Aeltere, geb. 4. Dec. 1555 zu Lemgo, gest. 20. Sept. 1625 als Professor der Poesie und Geschichte zu Helmstedt, machte sich durch mehrere Schriften um die deutsche Geschichte verdient. — Sein Sohn, Johann Heinrich M., ein gelehrter Arzt, geb. 27. Aug. 1590 in Helmstedt, gest. als Leibarzt des Erzbischofs zu Bremen in Lübeck 16. Mai 1655, gab außer mehrern medic. Schriften eine «Vita Maecenatis» (Leyd. 1653) heraus. — Größere Berühmtheit als beide erlangte des letztern Sohn, Heinrich M., geb. in Lübeck 29. Juni 1638. Er studirte in Helmstedt und auf einigen holländ. Universitäten, durchreiste Deutschland, England, Frankreich und Italien, wurde 1661 in Helmstedt Professor der Medicin, 1678 der Geschichte und Dichtkunst und starb daselbst 26. März 1700. In der Anatomie erhält sich sein Andenken durch die nach ihm genannten Meibom'schen Drüsen, Schleimdrüsen der Augenlider, welche die sog. Augenbutter absondern; ferner durch seine vortrefflichen Untersuchungen der Mutterschlagadern, der Klappen der Gefäße in Betreff des Kreislaufs und des Thränengangs und durch die Entdeckung des blinden Lochs in der Zunge (Meibom'sches Loch) und der benachbarten Warzen.

Geschätzter noch als seine medic. Schriften sind die historischen, welche meist Deutschland betreffen, namentlich seine Ausgabe der «Rerum Germanicarum scriptores» (3 Bde., Helmst. 1688). — Markus M., ein Verwandter des vorigen, geb. 1630 in Tönningen, beschäftigte sich als Philolog hauptsächlich mit der Musik der Alten und gab namentlich die «Antiquae musicae scriptores septem Graeci et Latini» (2 Bde., Amsterd. 1652) sowie den Vitruv und Diogenes von Laërte heraus. Die Königin Christine von Schweden berief ihn an ihren Hof und schenkte seinen Beschreibungen der alten Musik so vielen Beifall, daß sie danach Instrumente fertigen ließ und M. bewog, in dem damit veranstalteten Concert eine griech. Arie zu singen, wozu der Professor Naudäus einen griech. Tanz tanzen sollte. Doch kaum hatte M. zu singen begonnen, als die ganze Versammlung in ein helles Gelächter ausbrach. M. sprang auf und gab Bourdelot, dem Liebling der Königin, den er für den Anstifter hielt, eine Ohrfeige. Alsbald verließ er Stockholm und ging nach Kopenhagen, wo er zum königl. Rath und Professor zu Soröe ernannt wurde. Später kam er als Präsident des Zollamts nach Helsingör. Seine Lebhaftigkeit verwickelte ihn jedoch in so viele Zwiste, daß er auch diese Stelle niederlegte und sich nach Amsterdam als Professor der Geschichte an der dortigen Schule begab. Hier verunreinigte er sich mit dem Bürgermeister und wurde entlassen. Er reiste nun nach Frankreich und England, kehrte indeß wieder nach Amsterdam zurück, wo er 1711 starb.

Meier (Ernst Heinr.), verdienter Exeget und Sprachforscher, geb. 17. Mai 1813 zu Rusbendt im Fürstenthum Schaumburg-Lippe, besuchte 1827—34 das Gymnasium zu Bückeburg und bezog dann die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Im Herbst 1836 ging er nach Göttingen, wo er durch Ewald dem Studium der orient. Sprachen zugeführt wurde. Als letzterer nach seiner Amtsentsetzung nach Tübingen übersiedelte, folgte ihm M. Ostern 1838 dorthin und beschäftigte sich nun noch einige Jahre hindurch mit der Erlernung des Arabischen, Syrischen, Aethiopischen, Sanskrit und Persischen. Im Herbst 1841 habilitirte er sich an der tübinger Universität, an der er jedoch erst im Febr. 1848 eine Professur für semit. Sprache und Literatur erhielt. Er starb zu Tübingen 2. März 1866. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete M. vorzugsweise durch exegetisch-kritische Arbeiten über das Alte Testament sowie durch seine sprachlichen Forschungen über die semit. Sprachen. Seine erste Schrift war eine Uebersetzung und Erklärung des Propheten Joel (Tüb. 1840). Einige Zeit darauf folgten das «Hebräische Wurzelwörterbuch» (Manh. 1845) und die Untersuchung «Ueber die Bildung und Bedeutung des Plural in den semit. und indogerman. Sprachen» (Manh. 1846). Diesen schlossen sich weiter an «Die ursprüngliche Form des Dekalogs» (Manh. 1846), der Commentar zum Jesaia (Bd. 1, Pforzh. 1850), die Uebersetzungen der poetischen Bücher (2 Thle., Tüb. 1851—54) und der prophetischen Schriften (Tüb. 1863) des Alten Testaments, die Bearbeitung des Hohenlieds (Tüb. 1854), die Erklärung und Uebersetzung des Liedes der Deborah (Tüb. 1858), endlich die Untersuchung über «Die Form der hebr. Poesie» (Tüb. 1853) und die «Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Hebräer» (Lpz. 1856). Letzteres ist eins seiner Hauptwerke, in welchem er den Versuch macht, die sog. «Einleitung in das Alte Testament» zu einer alttestamentlichen Literaturgeschichte umzugestalten. Später wandte M. den Sprachdenkmälern der Phönizier besondere Aufmerksamkeit zu und besuchte zu diesem Behufe 1862 die Museen zu London, Paris und Leyden. Die reichen Ergebnisse dieser Studien legte er indeß nur zu einem kleinen Theile in der «Erklärung phöniz. Sprachdenkmale» (Tüb. 1860) und einer Abhandlung über die nabatäischen Inschriften in der «Zeitschrift der Deutschen morgenländ. Gesellschaft» (Jahrg. 1863) nieder. Von den «Classischen Dichtungen der Inder» (3 Bde., Stuttg. 1847—54) lieferte er vielfach gelungene Uebertragungen von «Nal und Damajanti», «Sakuntala» und indischen Liedern. Ein besonderes Verdienst erwarb sich M. noch um die Kunde des deutschen Volksthums durch die Sammlungen: «Deutsche Kinderreime, Sprüche, Räthsel und Spiele aus Schwaben» (Tüb. 1851), «Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben» (2 Thle., Stuttg. 1852), «Deutsche Märchen aus Schwaben» (Stuttg. 1852; 3. Aufl., Stuttg. 1864) und «Schwäbische Volkslieder» (Stuttg. 1854). Eine Sammlung eigener Gedichte gab M. unter dem Pseudonym Ernst Minneburg (Tüb. 1852) heraus. Noch kurz vor seinem Tode veröffentlichte er eine Biographie der Prinzessin Karoline zu Schaumburg-Lippe (Gotha 1865), die ihm die Mittel zu seinen Studien gewährt hatte.

Meier (Moritz Herm. Eduard), Philolog und Alterthumsforscher, geb. 1. Jan. 1796 zu Glogau, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung erst auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dann auf dem zum Grauen Kloster in Berlin und widmete sich seit 1813 anfänglich zu Breslau unter Heindorf, seit 1814 zu Berlin philol. Studien. Nachdem er sich 1819 auf der Univer-

sität zu Halle habilitirt, erhielt er 1820 eine außerord. Professur zu Greifswald. 1825 kehrte er jedoch als ord. Professor der Philologie und Director des philol. Seminars wieder nach Halle zurück. Hier erhielt er nach Schütz' Tode auch die Professur der Beredsamkeit, die er infolge einer Differenz mit dem Ministerium freiwillig niederlegte, jedoch 1848 wieder übernahm. Er starb zu Halle 5. Dec. 1855. Unter M.'s Schriften, in denen er das griech. Alterthum, vorzugsweise aber die Staats- und Rechtsverfassung zu erläutern suchte, sind besonders hervorzuheben: «Der attische Proceß» (Halle 1824), den er in Verbindung mit Schömann bearbeitete; die Ausgabe von Demosthenes' «Oratio in Midiam» (Halle 1832); ferner «Historia juris Attici de bonis damnatorum et fiscalium debitorum» (Berl. 1819); «De gentilitate Attica» (Halle 1835); «Die Privatschiedsrichter und die öffentlichen Diäteten Athens» (Halle 1846); «De proxenia, sive de publico Graecorum hospitio» (Halle 1843); «De vita Lycurgi et de Lycurgi orationum reliquiis» (Halle 1847); «De Andocidis oratione contra Alcibiadem» (6 Abth., Halle 1836); «De Crantoris Solensis libro deperdito» (Halle 1840); «Fragmentum lexici rhetorici» (Halle 1844); «Commentatio epigraphica» (2 Abth., Halle 1852—54) u. s. w. Eine Sammlung seiner akademischen Gelegenheitsschriften wurde von Eckstein und Haase (Bd. 1, Lpz. 1861) begonnen. 1828 übernahm M. die Mitredaction der «Allgemeinen Literaturzeitung», die ihm mehrere gediegene Aufsätze, besonders über griech. Komiker, Redner, Staats- und Privatalterthümer der Griechen sowie über griech. Inschriften zu danken hat. Auch redigirte er seit 1830 erst in Gemeinschaft mit Kämtz, dann seit 1842 allein die dritte und seit 1852 auch die erste Section der Ersch- und Gruber'schen «Allgemeinen Encyklopädie», welche ihm eine Reihe bedeutender Monographien verdankt.

Meierotto (Joh. Heinr. Ludw.), ein vielseitig gebildeter Schulmann und Pädagog in der letzten Hälfte des 18. Jahrh., geb. 22. Aug. 1742 zu Stargard, wurde, nachdem er zu Frankfurt a. d. O. seine Studien vollendet hatte, 1771 zum Professor an dem Joachimsthalschen Gymnasium, darauf zum Ephorus desselben und Oberschulrath ernannt und starb 24. Sept. 1800. Er war es namentlich, der neben den sprachlichen auch den sachlichen Kenntnissen im höhern Unterrichtswesen eine würdige Stelle anwies und durch das lebendige Wort ebenso sehr wie durch seine Schriften den tödtenden Mechanismus in der Schule zu bekämpfen suchte. Unter letztern sind zu erwähnen: die «Lat. Grammatik in Beispielen aus den classischen Schriftstellern» (2 Bde., Berl. 1785); die treffliche Schrift: «Ueber Sitten und Lebensart der Römer» (2 Bde., Berl. 1776; 3. Aufl., von Buttmann vermehrt, 1814); ferner die «Abschnitte aus deutschen und verdeutschten Schriftstellern zu einer Anleitung der Wohlredenheit» (Berl. 1794); «Ciceronis vita ex ipsius scriptis excerpta» (Berl. 1783). Ueber die Erdrevolutionen stellte M. geistreiche Vermuthungen auf in den «Gedanken über die Entstehung der baltischen Länder» (Berl. 1790). Auch sein in mehrere neuere Sprachen übersetztes «Exempelbuch für Seefahrer und Strandbewohner» (Berl. 1790) fand vielen Beifall.

Meile (im Althochdeutschen milla, mîla; mittelhochdeutsch mîle) heißt das gewöhnliche Längen- oder Wegemaß für weitere Entfernungen, dessen Umfang jedoch sehr verschieden sein kann. Der Name stammt (wie auch das franz. mille, das engl. mile, das span. milla, das portug. milha und das ital. miglio) aus dem lat. Worte Millia (Mehrzahl von mille, tausend). Die alten Römer gaben die Entfernungen nach Millia passuum (d. i. nach Tausenden von Schritten) an, und eine solche altrömische M. (milliarium) maß 1000 geometr. Schritte zu je 5 röm. F. Dieselbe entsprach somit 1472½ franz. Meter. Nach dem Zerfalle des weström. Reichs wurde das röm. Meilenmaß, wenn auch mit mancherlei Verschiedenheiten, von den Völkern des Abendlandes festgehalten, doch kam neben demselben schon früh im Mittelalter noch ein anderes, größeres auf, welches aus der altgall. Leuca oder Leuga hervorging, wie auch die heutigen Namensformen derselben, Legua (span. und provenzal.), Legoa (portug.), Lega (ital.), Lieue (franz.) und League (engl.), noch bekunden. Im allgemeinen wurde in den Staaten, die sich (wie in England, früher in Frankreich und bisher in Spanien und Portugal) beider Kategorien von Meilenmaßen bedienten, die Legua oder Lieue zu 3 M. gerechnet. Außerdem bestanden und bestehen zum Theil noch vielfach neben den gesetzmäßigen Meilenmaßen solche für besondere Zwecke, wie Postmeilen, Polizeimeilen, Seemeilen. In Deutschland rechnet man im allgemeinen nach deutschen oder geographischen M. (zum Unterschiede von der engl. geographischen M. auch genauer deutsche geographische M. genannt), deren 15 auf einen Grad des Aequators gehen. Nach den sorgfältigsten neuern Messungen und Berechnungen wird die Länge derselben von den Geographen zu 7420,438 franz. Meter (legalen Maßes) oder 7,420438 Kilometer angenommen. Als geogr. Flächenmaß gilt fast durchgängig die deutsche

geogr. Quadrat-M., welche 55,0629 Quadrat-Kilometer entspricht. Von den Meilenmaßen, die in einzelnen deutschen Staaten gesetzliche Gültigkeit haben, verdienen besonderer Erwähnung: die preußische M., die 2000 Ruthen oder 24000 F. begreift und 7,532484 Kilometer entspricht; die österreichische Postmeile, aus 24000 wiener F. oder 4000 wiener Klafter bestehend und 7,5859 Kilometer entsprechend (also 14,67275 österreichische M. = 1 Aequatorgrad); die bisherige hannoverische M. von 1587,5 hannov. Ruthen oder 7,419 Kilometer; die sächsische Postmeile, seit 1858 auf 7500 franz. Meter oder 7,5 Kilometer gesetzlich festgestellt; die würtembergische M. zu 26000 würtemb. F. oder 7,448748 Kilometer; die badische M. (zu 2 Wegestunden) in der Ausdehnung von 8,9 Kilometer. In Baiern ist die deutsche geographische M. das gesetzliche Wegemaß. Einige deutsche Geographen rechnen auch, nach Vorgang der Engländer, nach geographischen M., von denen 60 auf einen Grad des Aequators gehen. In Frankreich rechnete man vor Einführung des metrischen Maßsystems nach Lieues. Man unterschied jedoch: 1) die Lieue oder Wegstunde zu 25 auf einen Grad des Aequators und somit gleich 4452,263 Meter (3/5 deutsche M.); 2) die Lieue marine zu 20 auf einen Aequatorgrad oder zu 5565,329 Meter (3/4 deutsche M.); 3) die alte Post-Lieue zu 2000 Toisen oder 3898,073 Meter (also 28,5543 auf einen Aequatorgrad). Zwei dieser letztern Lieues machten eine «Post». Daneben bestand 4) noch die Seemeile (mille marin), wie anderwärts zu 60 auf den Aequatorgrad oder zu 1855,110 Meter (1/4 deutsche M.). Als geogr. Flächenmaß bediente man sich der zuerstgenannten Quadrat-Lieue zu 19,823 Quadrat-Kilometer oder 0,36 deutsche Quadrat-M. und der quadrirten Lieue marine zu 30,973 Quadrat-Kilometer oder 0,5625 deutsche Quadrat-M. Als Wegemaß ist jetzt in Frankreich nur das Kilometer (s. d.) gebräuchlich. In England gilt als geogr. Längenmaß die englische M. (die Statute-mile), welche 1760 Yards oder 5280 engl. F. mißt und somit 1609,315 Meter entspricht. 69,16395 Statute-miles gehen demnach auf den Aequatorgrad. Bisweilen kommt auch die London-mile oder gewöhnliche englische M. zu 5000 F. oder 1523,9725 Meter (somit 73,037 auf den Aequatorgrad) zur Anwendung. Die engl. Seemeile (sea-mile) zu 1855,10 Meter oder 1/4 deutsche M. wird auch geographische M. (geographical mile) genannt. Je drei Einheiten dieser drei verschiedenen M. bilden eine League. Da 20 engl. Sea-leagues auf einen Aequatorgrad gehen, so entspricht eine engl. Sea-league genau einer franz. Lieue marine. Als geogr. Flächenmaß ist in England einzig und allein die Square-mile, die Quadrirung der Statute-mile, in Gebrauch. Dieselbe begreift 3,097600 Quadrat-Yards oder 640 Acres und entspricht somit 258,989 Hektaren (2,5898 Quadrat-Kilometer) oder 0,047 deutschen Quadrat-M. Eine deutsche Quadrat-M. umfaßt demnach 21,26067 engl. Quadrat-M. Die nordamerikanische M. sollte ursprünglich, wie alle Längenmaße, identisch mit der engl. Statute-mile sein, mißt aber in Wirklichkeit (wie auch gesetzlich angenommen) 1609,4083 Meter. In den Niederlanden, Belgien, Schweiz, Spanien, Portugal, Italien und Griechenland gilt gegenwärtig als größeres geogr. Längen- und Flächenmaß durchaus der Kilometer. In den Niederlanden wurde für denselben jedoch der Name Mijl (zu 100 Roeden) beibehalten. In der Schweiz rechnet man vielfach noch nach Wegstunden (lieue itinéraire) zu 16000 F. oder 4800 Meter. Unter den sehr zahlreichen frühern Meilenmaßen (leguas) Spaniens sind die castilischen, die sich auch nach dem span. Amerika verbreitet haben, die wichtigsten. Man unterschied Legua regular antigua zu 20000 Piés oder 5572,7 Meter (19,9735 auf den Aequatorgrad); Legua nueva zu 24000 Piés oder 6687,240 Meter (16,4446 auf den Aequatorgrad); Legua maritima oder Legua legal zu 5565,329 Meter (20 auf den Aequatorgrad). Der dritte Theil der letztern war die Milla maritima oder span. Seemeile. Als geogr. Flächenmaß bediente man sich gewöhnlich der quadrirten Legua legal (30,97259 Quadrat-Kilometer oder 0,5625 deutsche Quadrat-M.). Unter den zahlreichen ältern ital. Meilenmaßen sind zu erwähnen das Miglio von Venedig zu 1000 Schritt (passi) oder 1738,675 Meter (64,02 auf den Aequatorgrad), das Miglio lombardo zu 3000 Braccii oder 1784,808 Meter (62,3632 auf den Aequatorgrad), die piemontesische Miglio von 800 Trabucchi oder 2466,0768 Meter (45,135 auf den Aequatorgrad), das toscan. Miglio von 1653,6748 Meter (67,31 auf den Grad), das röm. Miglio zu 1000 Passi (à 5 Piedi) oder 1487,934 Meter (74,8061 auf einen Grad), das neapolit. Miglio zu 1000 Schritt oder 1855,110 Meter (somit 60 auf den Grad) u. s. w. In Griechenland heißt das Kilometer Stadion; 10 Stadien bilden den Myriameter oder die griechische M. Das Wegemaß in Rußland ist das Werst (s. d.). Die schwedische M. (Mil), zu 10,414 auf den Aequatorgrad) begreift 6000 Fammar (Faden) oder 36000 Fuß (Fot) und mißt somit 10688,436 Meter. Die norwegische M. (ebenso eingetheilt wie die schwedische) mißt 11295,48 Meter,

sodaß 9,834 auf den Aequatorgrad gehen. Die dänische M. (Miil) endlich, 2400 dän. Ruthen oder 24000 F. enthaltend, mißt 7532,434 Meter. Die Seemeile aller europ. Völker ist, wie bereits erwähnt, die nämliche, d. i. ¼ deutsche M. oder 1855,110 Meter (somit 14,7769 auf den Aequatorgrad). Vgl. Behm, «Geogr. Jahrbuch» (Bd. 1, Gotha 1866).

Meineid (abgeleitet vom altdeutschen mein, Falschheit, Verbrechen) heißt die eidliche Versicherung einer dem Schwörenden als unwahr bekannten Thatsache, also ein falscher assertorischer Eid (s. d.), wogegen Verletzung des promissorischen Eides Eidbruch ist. Das ältere gemeine Recht in Deutschland strafte den sog. gelehrten, d. h. mit allen Feierlichkeiten geschworenen M. mit Infamie und Abhauung der beiden vordersten Finger der rechten Hand. Die spätere Praxis nahm dafür Freiheitsstrafen, welche durch die neuern Gesetzgebungen in verschiedenen Abstufungen festgesetzt wurden, je nachdem es sich um falschen Eid in Civilsachen oder um falsches Zeugniß und dessen Einfluß auf Bestrafung Unschuldiger in Criminalsachen handelt. Im letztern Falle ist gemeinrechtlich wider den Verleumder nach dem Gesetze der Wiedervergeltung zu verfahren, was auch neuere Gesetzgebungen so streng beibehalten, daß sie selbst bis zur Todesstrafe hinaufgehen, wenn ein Unschuldiger auf wissentlich falsches Zeugniß hin mit dem Tode bestraft wurde. Daneben ist auch zumeist der leichtsinnige oder culpose falsche Eid, d. h. die unüberlegte eidliche Versicherung einer unwahren Thatsache, mit Strafe bedroht.

Meineke (Joh. Albert Friedr. Aug.), ausgezeichneter deutscher Philolog und Kritiker, geb. 8. Dec. 1790 zu Soest, erhielt seine Gymnasialbildung seit 1805 zu Schulpforta und studirte dann zu Leipzig, wo er namentlich durch Hermann für die classischen Studien begeistert wurde. Michaelis 1811 folgte er einem Rufe an das damalige Conradinum zu Jenkau, von wo er Ostern 1814 als Lehrer an das Athenäum nach Danzig ging, dessen oberste Leitung er im Herbst 1817 übernahm. 1826 siedelte er als Director des Joachimsthalschen Gymnasiums nach Berlin über, wo er seitdem ununterbrochen gewirkt und sich den Ruf eines trefflichen Schulmanns erworben hat. Als Kritiker leistete M. besonders für die alten, meist nur noch in Bruchstücken vorhandenen Komiker und die alexandrinischen Dichter sowie für die griech. Anthologie sehr Bedeutendes. Von seinen Arbeiten dieser Art sind besonders hervorzuheben: «Curae criticae in comicorum fragmenta ab Athenaeo servata» (Berl. 1815); «Commentationes miscellaneae» (Danz. 1822); «Quaestiones scenicae» (3 Abth., Berl. 1826—30); «Philologicae exercitationes in Athenaeum» (2 Hefte, Berl. 1843—46); die Schrift «De Euphorionis Chalcidensis vita et scriptis» (Danz. 1823); die treffliche Ausgabe von «Menandri et Philemonis reliquiae» (Berl. 1823); vor allem aber die Bearbeitung der «Fragmenta poetarum comicorum Graecorum» (5 Bde., Berl. 1839—43; kleinere Ausg., 2 Bde., Berl. 1847), die einen reichen Schatz des gediegensten Wissens enthalten, und die «Analecta Alexandrina» (Berl. 1843), in denen die Fragmente der Dichter Euphorion, Rhianus und Alexander Aetolus gesammelt und erläutert sind. Hieran schließen sich «Delectus Anthologiae graecae» (Berl. 1842) und «Choliambica poesis» (Berl. 1845). Um den Text der alten Geographen erwarb er sich durch die Ausgaben des Stephanus Byzantius (Berl. 1849) und des Scymnus von Chios (Berl. 1846) sowie durch die Textrecension des Strabo (3 Bde., Lpz. 1852—53; nebst «Vindiciae Strabonianae», Berl. 1852) ebenfalls große Verdienste. Von M.'s übrigen Arbeiten sind noch hervorzuheben: die Textrecensionen der Bukoliker Theokrit, Bion und Moschus (Berl. 1836; 3. Aufl. 1856), der «Epistolae» des Alciphron (Lpz. 1853), des Horaz (Berl. 1834; 2. Aufl. 1854), des Stobäus (2 Bde., Lpz. 1855—64), des Athenäus (3 Bde., Lpz. 1859), des Aristophanes (2 Bde., Lpz. 1860; dazu «Vindiciae Aristophaneae», Lpz. 1864), desgleichen die Ausgaben des Dichters Kallimachus (Berl. 1863) und des «Oedipus Coloneus» von Sophokles (Berl. 1863).

Meiners (Christoph), ein um die Geschichte der Philosophie sowie als Historiker und Antiquar verdienter Schriftsteller, geb. 31. Juli 1747 bei Otterndorf im Lande Hadeln, brachte fast sein ganzes Leben in Göttingen zu, wo er studirte, 1772 außerord., 1775 ord. Professor der Philosophie wurde und 1. Mai 1810 starb. Seiner nicht vollendeten «Revision der Philosophie» (Gött. und Gotha 1772) ließ er eine lange Reihe Schriften folgen, von denen folgende noch jetzt von Interesse sind: «Versuch über die Religionsgeschichte der ältesten Völker, besonders der Aegypter» (Gött. 1775); «Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom» (2 Bde., Lemgo 1781—82), verbunden mit der «Geschichte des Verfalls der Sitten und der Staatsverfassung der Römer» (Lpz. 1782) und der «Geschichte des Verfalls der Sitten, der Wissenschaften und der Sprache der Römer» (Wien und Lpz. 1791); «Allgemeine kritische Geschichte aller Religionen» (2 Bde., Hannov. 1806—7); «Geschichte der

Ethik» (2 Bde., Hannov. 1800—1); «Geschichte der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen» (4 Bde., Gött. 1802—5); «Geschichte des weibl. Geschlechts» (4 Bde., Hannov. 1798—1800); «Lebensbeschreibungen von Männern aus der Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften» (3 Bde., Zür. 1795—97); «Ueber die Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten» (2 Bde., Gött. 1801—2); «Vergleichung der Sitten des Mittelalters mit denen des 18. Jahrh.» (3 Bde., Hannov. 1793—94).

Meinhold (Joh. Wilhelm), bekannt als Theolog, Dichter und Publicist, war 27. Febr. 1797 zu Netzelkow auf der Insel Usedom geboren. Durch seinen Vater in eigenthümlicher Weise vorgebildet, bezog er, kaum 17 J. alt, die Universität Greifswalde. Durch dichterische Begabung wurde er dem Idyllendichter Kosegarten und dem Oberpräsidenten Sack bekannt und verdankte ihrem Wohlwollen eine rasche Beförderung. Nachdem er Rector in Usedom gewesen und mehrere Pfarrstellen in Pommern innegehabt, erhielt er 1844 die Pfarre zu Rehwinkel bei Stargard; aber theils die Revolution von 1848, der er als starrer Royalist entgegentrat, theils eine steigende Hinneigung zum Katholicismus ließen ihn 1850 sein Amt niederlegen. Seitdem lebte er bis zu seinem Tode, der 30. Nov. 1851 erfolgte, in Charlottenburg. Mehrere frühere Arbeiten, z. B. «Vermischte Gedichte» (Greifsw. 1824; 2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1835), das Epos «Otto, Bischof von Bamberg», «Reisebilder von Usedom» (Stralf. 1830), wurden wenig bekannt. Indem sich aber M. als Theolog mehr und mehr strenger Orthodoxie zuneigte, gerieth er auf die Idee, die Angriffe gegen die geschichtliche Echtheit der biblischen Erzählungen dadurch außer Ansehen zu bringen und überhaupt die histor. Kritik gleichsam an den Pranger zu stellen und zu vernichten, daß er einen selbsterfundenen Roman, als echten Ueberlieferungen entnommen, herausgab. So entstand sein Hauptwerk «Die Bernsteinhexe» (Berl. 1843), das in der That großes Aufsehen machte, viele Leser rücksichtlich seines Fundaments wirklich täuschte, aber wegen mancher Uebertreibung doch keinen höhern Werth beanspruchen konnte. In weit höherm Grade galt dies noch von dem spätern Seitenstück «Sidonia von Bork, die Klosterhexe», in welchem das Gemachte und Tendenziöse arg vorherrscht. Seine «Gesammelten Schriften» (8 Bde., Lpz. 1846—52) umfassen außer jenen Romanen und seinen Gedichten die vaterländischen Schauspiele «Der alte deutsche Degenknopf» und «Wallenstein und Stralsund» sowie eine Ausgabe des «Vaticinium Lehninense» mit Einleitung und Erklärung, welche sich in den wunderlichsten Einfällen ergeht. M.'s ursprüngliche Natur und Kraft verlor sich je länger desto mehr in excentrischer Einseitigkeit.

Meinicke (Karl Eduard), einer der vorzüglichsten deutschen Geographen, geb. 31. Aug. 1803 in Brandenburg an der Havel, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium zu Potsdam und der Universität zu Berlin. 1825 als zweiter Collaborator am Gymnasium zu Prenzlau angestellt, ward er 1838 zum Professor ernannt und ihm 1846 provisorisch, 1852 definitiv die Direction der Lehranstalt übertragen. M.'s literarische Arbeiten zeichnen sich durch echte Wissenschaftlichkeit, allseitige Benutzung der Quellen und sorgfältige Kritik derselben aus. Namentlich hat er seine Aufmerksamkeit Oceanien gewidmet. Dahin gehört vor allem sein vortreffliches Werk über «Das Festland Australien» (2 Bde., Prenzlau 1837); ferner die ethnographische Arbeit «Die Südseevölker und das Christenthum» (Prenzl. 1844); mehrere kleinere Schriften, wie «Bemerkungen über die Geographie der Insel Sumatra» (Prenzl. 1833), «Beiträge zur Ethnographie Asiens» (Prenzl. 1837), «Ueber den Gebirgsbau der Insel Java» (Prenzl. 1844), «Der Vulkan Smeru in Ostjava» (Prenzl. 1851); «Die Insel Pitcairn» (Prenzl. 1858). Eine sehr schätzbare Arbeit ist auch M.'s «Versuch einer Geschichte der europ. Colonien in Westindien» (Weim. 1831). Sein «Lehrbuch der Geographie» (Prenzl. 1839; 2. Aufl. 1845), welchem ein für die untern Gymnasialklassen berechneter «Leitfaden» (Prenzl. 1845; 3. Aufl. 1860) folgte, hat die vielseitigste Anerkennung gefunden. Für die von Wappäus besorgte 7. Auflage des Stein'schen «Handbuch der Geographie» hat er den Abschnitt über Australien (Lpz. 1854) bearbeitet.

Meiningen (Herzogthum), s. Sachsen-Meiningen.

Meiningen, die Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Sachsen-Meiningen und der Sitz der Landescollegien, liegt in einem engen Thale an der Werra und der Werrabahn, ist freundlich gebaut und hat (1864) 7388 E. Von ältern Bauwerken sind die Stadtkirche (seit 1003 erbaut) und das Rathhaus hervorzuheben. In dem Schlosse, das von Herzog Bernhard 1681 angelegt und dessen Gemahlin zu Ehren Elisabethenburg genannt wurde, befinden sich die Bibliothek mit 30000 Bänden, verschiedene Kunstsammlungen und in einem besondern Locale das den Regierungen von Preußen, Sachsen-Weimar und Sachsen-Meiningen gemeinschaftliche

hennebergische Gesammtarchiv. Auch hat der henneberger alterthumsforschende Verein zu M. seinen Sitz. Der Englische Garten des Herzogs ist einer der schönsten in Deutschland. Die Hofhaltung bildet den Hauptnahrungszweig der Bewohner. Die früher blühende Tuch-, Barchent- und Leinwandweberei ist in Verfall gerathen. Seit 1856 besteht zu M. die Mitteldeutsche Creditbank. Uebrigens hat die Stadt ein Gymnasium (Bernhardinum), eine Realschule und ein neues Theater. Eine Hauptzierde der Umgebung M.s ist die 1 St. entfernte Burg Landsberg, 1840 neu erbaut. Etwa $2^1/_2$ St. südlich der Stadt liegt das Pfarrdorf Bauerbach, mit 400 E., bekannt durch Schiller's Aufenthalt 1782—83. Vgl. «M. und seine Umgebungen» (Meiningen 1842).

Meiōsis oder Miōsis (griech.), eigentlich Verminderung, heißt eine rhetorische Figur, nach welcher man sich in der Rede eines scheinbar verringernden Ausdrucks bedient, um denselben dadurch gerade hervorzuheben.

Meise (Parus) heißt eine zu den Singvögeln gehörende Vögelgattung, bei denen das Gefieder locker, weich, der Schnabel von der Wurzel an allmählich verdünnt, gerade und ohne Kerbe ist, die runden Nasenlöcher mit mehrern buschig getheilten Federn bedeckt und die Flügel kurz sind. Es sind im ganzen kleine, lebhafte, listige, unruhige und muthige Vögel, welche sehr geschickt in jeder Stellung auf- und abklettern, sich von Insekten, Samen und Früchten nähren und sehr fruchtbar sind. Zu den gemeinsten deutschen Vögeln gehört die Kohl- oder Speckmeise (P. major), welche als Zugvogel im April bei uns ankommt und uns gegen Ende des Sept. wieder verläßt; doch bleiben einzelne Pärchen auch über Winter bei uns. Sie ist $5^1/_2$—6 Zoll lang, oben olivengrün, am gelben Bauche mit einem schwarzen Längsstreifen gezeichnet, am Kopfe schwarz und an den Wangen weiß. Zur Zeit ihres Wegzugs, wenn sie sich zu Scharen vereinigt hat, wird sie nebst der Blaumeise im großen zu vielen Tausenden besonders in Kloben und auf Leimruthen gefangen. Auch die Blaumeise (P. caeruleus) ist sehr gemein in Deutschland, der Kohlmeise ähnlich, aber etwas kleiner, am Bauche ganz gelb, an Stirn und Wangen weiß und am Körper grünblau. Die Beutelmeise (P. pendulinus), die im östl. Europa und Nordasien lebt, ist durch den Kunstbau ihres beutelförmigen Nestes berühmt, welches sie aus Fasern der im Wasser verfaulten Pflanzen und feinen Grashalmen erbaut, die mit der Samenwolle von Weiden, Pappeln, Disteln und Rohrkolben zu einem festen Filze verwebt werden. Mit dem obern Ende, in dessen Nähe sich der Eingang befindet, ist es an einem Rohrstengel oder dünnen Weidenzweige frei aufgehängt, und seine Länge beträgt 7—8 Zoll, seine Breite 4—5 Zoll. Die Bartmeise (P. biarmicus), welche besonders in Holland gemein, aber auch in Deutschland stellenweise häufig ist, zeichnet sich durch den schwarzen, am Mundwinkel beginnenden und etwas an den Hals hinabreichenden Zwickelbart des Männchens aus. Die Schwanzmeise oder Teufelsbolzen (P. caudatus), deren Schwanz länger als der Körper ist, übertrifft in der Kunst des Nesterbaues fast noch die Beutelmeise. Die dichte Wandung des eiförmigen, überall geschlossenen und nur am obern Ende mit einer Seitenöffnung versehenen Beutels besteht aus sorgfältig durcheinandergefilztem Moose, Wolle und Insektengespinst und ist äußerlich mit Baumflechten überzogen, die durch eingearbeitete Fäden von Spinnen und Raupen in ihrer Lage erhalten werden. Im Innern sind Wolle, Haare und ähnliche weiche Stoffe zu einem Lager aufgehäuft. Diese Meisenart ist übrigens in Deutschlands Wäldern gemein, kommt aber im Winter auch in die Dörfer und bis in die Nähe großer Städte. Die Haubenmeise (P. cristatus), welche Nadelwälder bewohnt und im Winter nicht fortzieht, ist durch eine zugespitzte Federhaube aus schwarzen, weißgerandeten Federn ausgezeichnet. Da die M. große Mengen von Insekten vertilgt, so sollte sie geschont und nicht, wie es geschieht, massenweise vertilgt werden, zumal da sie dem Menschen keinen Schaden zufügt.

Meisenheim, Hauptstadt der bis Frühjahr 1866 zu Hessen-Homburg gehörigen Herrschaft M., am Glan, war bisher Sitz eines Justiz- und eines Verwaltungsoberamts und anderer Behörden und zählt (1864) 1882 E. Die Stadt hat ein Schloß und drei Kirchen (zwei evangelische und eine katholische), von denen die eine im goth. Stil sich durch einen schönen Thurm auszeichnet. Die Bewohner treiben nicht unbedeutenden Handel mit Getreide, Klee- und Oelsaat. — Die Herrschaft M., zwischen der Rheinpfalz, den preuß. Kreisen Kreuznach und St.-Wendel und dem oldenb. Fürstenthum Birkenfeld gelegen, hat ein Areal von 3,48 Q.-M. und zählt (1864) 13752 E., die sich auf eine Stadt, einen Marktflecken (Merxheim) und 23 Landgemeinden vertheilen. Nach dem Tode des letzten Landgrafen von Hessen-Homburg, Ferdinand Heinrich Friedrich (gest. 24. März 1866), fiel die Herrschaft nebst dem eigentlichen Homburg an den Großherzog von Hessen-Darmstadt, der jedoch im Frieden vom 3. Sept. desselben

Jahres die gesammte Landgrafschaft an Preußen überlassen mußte. Unweit des Pfarrdorfs Staudernheim, an der Nahe, mit 980 E., erhebt sich der von Fremden vielbesuchte Disibodenberg, mit den Trümmern des ehemaligen großen und berühmten Klosters dieses Namens, schönen Parkanlagen und herrlicher Aussicht über das Nahethal.

Meißen, Stadt im Königreich Sachsen, liegt zwischen dem Flüßchen Meiße, von dem es den Namen hat, und dem Triebischbache, auf und zwischen Hügeln, am linken Ufer der Elbe, über die hier eine Brücke führt, in höchst anmuthiger Gegend, ist Sitz einer Amtshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts und eines Gerichtsamts, und zählte 3. Dec. 1864 bereits 10363 E. (1858: 9532, 1861: 9886). Das berühmteste Bauwerk ist die Domkirche, ein Meisterstück altdeutscher Baukunst, reich an herrlichen Verzierungen und Denkmalen aus sehr früher Zeit, mit dem sog. höckerigen Thurme, der in eine 60 F. hohe Spitzsäule von durchbrochener Arbeit ausläuft. Ihr erster Erbauer soll Kaiser Otto I. gewesen sein. Zu Anfange des 13. Jahrh. brannte sie gänzlich ab. Bischof Wittigo I., 1266—93, begann sie von Grund aus neu zu bauen; doch kam er damit nur bis zum Haupteingange der Südseite. Wittigo II., 1312—42, setzte das Werk bis auf die beiden westl. Thürme fort, die zu Anfange des 14. Jahrh. vollendet wurden, aber schon 1413 abbrannten, seit 1479 wieder aufgeführt wurden, aber 1547, vom Blitze entzündet, vollständig ausbrannten und zusammenstürzten. Den westl. Haupteingang des Doms verdeckt die Fürstenkapelle, die der Kurfürst Friedrich der Streitbare 1425 als Erbbegräbniß seines Stammes erbaute, und die unter anderm das eherne Grabmal ihres Stifters enthält. Vgl. Ursinus, «Geschichte der Domkirche zu M. und ihrer Grabmäler» (Dresd. 1782); Ebert, «Der Dom zu M.» (herausg. von Klemm, Meiß. 1835); Schwechten, «Der Dom zu M. bildlich dargestellt» (Berl. 1826). Das an die Domkirche grenzende Schloß wurde seit 1471 durch den Kurfürsten Ernst und den Herzog Albert ganz neu gebaut, unter Kurfürst Johann Georg II. um die Mitte des 17. Jahrh. restaurirt und Albrechtsburg genannt. Seit 1710 wurde es der Porzellanmanufactur eingeräumt; nachdem diese aber 1863 in ein neues, im Triebischthale errichtetes Gebäude verlegt worden ist, wird es jetzt von allen verunstaltenden Ein- und Anbauen wieder befreit und in seiner alten architektonischen Schönheit hergestellt. Vgl. Puttrich, «Das Schloß und der Dom zu M.» (Lpz. 1845). Nächstdem sind zu erwähnen die Stadt- oder Marienkirche, die schon zu Anfange des 13. Jahrh. vorkommt, und die Kirche des ehemaligen St.-Afraklosters aus dem Anfange des 14. Jahrh. Vgl. Oertel, «Das Münster der Augustiner Chorherren zu St.-Afra in M.» (Lpz. 1843). Das Domkapitel besteht aus acht Capitularen (unter welchen zwei Professoren der Theologie an der Universität Leipzig), an der Spitze ein Dompropst und Domdechant; die geschäftliche Vertretung liegt in den Händen des Stiftssyndikus. Die Fürstenschule zu St.-Afra entstand aus der 1205 bei dem gleichnamigen Kloster gestifteten Sing- und Klosterschule 1543 nach der Aufhebung derselben durch den Kurfürsten Moritz. Sie liegt auf einem Hügel, den eine im 13. Jahrh. erbaute Brücke mit dem Schloßberge verbindet. Den Unterricht besorgen zehn ordentliche Lehrer und einige Hülfslehrer, und die Zahl der Alumnen ist 130; außerdem finden auch Extraneer bei einzelnen Professoren Aufnahme. Die Schule hat bedeutend zur Förderung namentlich der classischen Bildung beigetragen und steht in dieser Beziehung sowie überhaupt in wissenschaftlicher Hinsicht fortwährend in bestem Rufe. Zu ihren Zöglingen gehörten Lessing, Gellert und Rabener. Ihr erster Rector war Georg Fabricius (s. d.). Nächstdem hat M. eine Stadtschule, für welche an der Stelle des ehemaligen Franciscanerklosters, in dessen Räumen sie sich seit ihrer Stiftung 1540 befand, 1855—57 ein neues stattliches Schulgebäude errichtet wurde. Die Porzellanfabrik wurde als die erste in Europa von Böttger (s. d.) 1710 begründet und beschäftigt gegenwärtig gegen 400 Arbeiter. Was die fernerweite Industrie der Stadt anlangt, so besteht dieselbe in ansehnlichem Wein- und Obstbau, Bierbrauerei, Zuckersiederei, Schiffahrt u. s. w.; besonders zu erwähnen ist die Stockfabrik und Elfenbeinschnitzerei von Hentschel und Wittich. Von der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, die 1 St. nordöstlich an der Stadt vorüberführt, zweigt sich seit 1860 in Coswig eine Bahn nach M. ab, welche einen Theil der seit 1865 in Bau begriffenen Leipzig-Dresdener Secundärbahn bilden wird. Außerdem ist M. durch eine regelmäßige Dampfschiffahrt mit Riesa und Dresden verbunden. Die Umgegend M.s bietet große landschaftliche Reize, namentlich Schloß Siebeneichen mit seinem Park.

M. ist eine der ältesten Städte Sachsens. Sie wurde von König Heinrich I. zwischen 922 und 933 als Schutzwehr seiner deutschen Ansiedelungen in hiesiger Gegend gegen die unterjochten Slawen angelegt; doch von den alten Befestigungen sind nur noch wenige Spuren vorhanden.

Zu ihrem schnellen Aufblühen, obschon sie wiederholt feindliche Anfälle zu erdulden hatte, trug am wesentlichsten bei, daß sie von ihrer Begründung an nicht nur der Sitz der Markgrafen von M. war, bis diese im 13. Jahrh. ihre Residenz in Dresden nahmen, sondern auch der Burggrafen und der Bischöfe bis zur Zeit der Reformation. Indeß hatte sie bei den Fehden der Markgrafen und Bischöfe auch wieder manches zu leiden. Durch die Hussiten erlitt sie große Bedrängniß. Die Reformation wurde 1539 eingeführt. Wie schon 1547, so wurde die Stadt auch im Dreißigjährigen Kriege 1632 von den Kaiserlichen genommen, 1637 aber von den Schweden, die sie nicht nur ausplünderten, sondern auch zum Theil niederbrannten. Auch während des Schlesischen und Siebenjährigen Kriegs hatte die Stadt mehrfach zu leiden. Die Elbbrücke wurde in Kriegszeiten öfters ganz oder theilweise zerstört. Am 13. März 1813 ließ der franz. General Davoust die beiden Hauptjoche abbrennen, und 15. Juni 1866 wurden dieselben bei dem Rückzuge des sächs. Heeres durch Sprengung abermals vernichtet. Vgl. Reinhard, «Die Stadt M., ihre Geschichte, Merkwürdigkeiten u. s. w.» (Meiß. 1829); «Die Stadt M. und ihre Umgegend» (Meiß. 1855); «Histor. Bilder von M.» (Meiß. 1862).

Das Markgrafthum M. wurde 928 vom König Heinrich I. begründet, und es gehörten dazu, außer der Stadt M., namentlich die Städte Lommatzsch, Nossen, Leisnig, Mügeln, Colditz, Dresden, Bautzen und Kamenz. Der Markgraf hatte die Grenzen der neuerworbenen Eroberungen der Deutschen zu schützen gegen die slaw. Nachbarn. Als der erste Markgraf wird Wiggert oder Wigbert um 968 genannt; ihm folgte 985 Ekkard I. Des letztern Nachfolger gehörten verschiedenen berühmten Dynastengeschlechtern an, bis nach Egbert's II. Ermordung 1090 die Markgrafschaft an das Haus Wettin kam, in welchem sie seit 1127 mit Konrad d. Gr. (s. d.) erblich wurde. (S. Sachsen.) Das Bisthum M. verdankt seine Begründung dem Kaiser Otto I. 965 und war, wie die gleichzeitig gestifteten Bisthümer zu Merseburg und Zeitz, in geistlichen Dingen dem Erzbisthum Magdeburg unterworfen. Der erste Bischof war des Kaisers Hofkapellan Burkhard. Sein Nachfolger Volkold brachte bereits die Stadt Wurzen und andere Orte an das Stift, und mehr und mehr sich erweiternd, reichte damals der bischöfl. Sprengel bis an die böhm. Grenze und in die Nähe von Berlin. Unter allen Bischöfen wurde Benno (s. d.) der berühmteste. Nach Einführung der Reformation in der Stadt nahm infolge Vertrags 1559 auch das Stift die prot. Kirchenverfassung an; der Bischof aber wählte Wurzen (s. d.) zu seiner Residenz. Endlich trat 1587 der Bischof Johann von Haugwitz selbst zur prot. Kirche über und legte sein bischöfl. Amt nieder, worauf zunächst ein Vertrag zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und dem Domkapitel dahin zu Stande kam, daß der Administrator desselben stets aus dem Kurhause Sachsen gewählt werden solle. Kurfürst Johann Georg II. erlangte 1663 durch einen anderweiten Vertrag für das Kurhaus Sachsen das Recht fortwährender Administration des Domkapitels, das nun völlig dem kursächs. Lande einverleibt wurde. Das Burggrafthum M. gehört zu den wenigen Burggrafenthümern, deren Inhaber von der niedern Stufe eines Befehlshabers der kaiserl. Truppen sich zu höherer Macht, Ansehen und Erblichkeit erhoben und die Zeit des allgemeinen Verfalls der burggräfl. Würde im 12. Jahrh. überlebten. Der erste, 1011 vom Kaiser eingesetzte Burggraf war Graf Friedrich von Eilenburg, aus dem Hause Wettin. Die Besitzungen der Burggrafen umfaßten nach und nach die Schlösser Frauenstein, Hartenstein, Rochsburg und eine Menge anderer weitzerstreuter Besitzungen. Der Burggraf Wiprecht von Groitzsch verlegte 1117 seine Residenz nach Leisnig; seine spätern Nachfolger residirten anfangs in Frauenstein, später in Hartenstein. Zuletzt waren die Grafen Reuß zu Plauen seit 1426 mit der burggräfl. Würde in M. belehnt, die sie aber für den Fall des Erlöschens dieser Linie 1546 an das Kurhaus Sachsen zu überlassen versprachen, was 1572 der Fall war, worauf die Burggrafenwürde aufgehoben wurde. Vgl. Märcker, «Das Burggrafthum M.» (Lpz. 1842).

Meißner (Aug. Gottlieb), deutscher Schriftsteller, geb. zu Bautzen 3. Nov. 1753, studirte von 1773—76 zu Leipzig und Wittenberg die Rechte und schönen Wissenschaften. Nachmals wurde er Kanzlist beim Geh. Concil, später Geh. Archivsregistrator zu Dresden und gewann ganz besonders die Gunst des damaligen Ministers von Wurmb. Eine Reise durch einen Theil der österr. und deutschen Staaten verschaffte ihm 1785 den Ruf als Professor der Aesthetik und classischen Literatur nach Prag. 1805 folgte er dem Rufe als nassau-oranischer Consistorialrath und Director der hohen Lehranstalten nach Fulda, wo er 18. Febr. 1807 starb. Die Bekanntschaft mit Engel veranlaßte M., sich zuerst in Lustspielen und Operetten nach dem Französischen für die Seiler'sche Schauspielergesellschaft zu versuchen. Unter seinen selbständigen Arbeiten für die Bühne ist «Johann von Schwaben» (Lpz. 1780) die vorzüglichste. Mit Canzler

war er 1783—85 Herausgeber der Quartalschrift «Für ältere Literatur und neuere Lektüre», und 1793—95 gab er die Monatsschrift «Apollo» heraus. Seine bekannteste Arbeit sind die «Skizzen» (14 Sammlungen, Lpz. 1778—96) mit prosaischen Aufsätzen verschiedenen Inhalts, Anekdoten, Erzählungen, Fabeln u. s. w.; seine histor. Romane, wie «Alcibiades» (4 Bde., Lpz. 1781—88), «Bianca Capello» (2 Bde., Lpz. 1785 u. öfter) und «Epaminondas» (2 Bde., Prag 1798—1801) geben wegen vielfacher moderner Beimischungen kein treues Bild der geschilderten Zeiten. Auch schrieb er das «Leben des Julius Cäsar» (2 Bde., Berl. 1799—1800; fortgesetzt und vollendet von Haken, 2 Bde., Frankf. 1811—12) und «Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumann's» (2 Bde., Prag 1803—8). Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte Kuffner (36 Bde., Wien 1811—12). M.'s Schriften empfehlen sich durch eine blühende Einbildungskraft, leichte Sprache, Anmuth und Witz und eine glänzende Manier mit einem feinen Anstriche von Galanterie. Andererseits kann man denselben gezierten Ausdruck, spielenden Witz und leere Declamation zum Vorwurfe machen.

Meißner (Alfred), namhafter deutscher Dichter, Enkel des vorigen, geb. 15. Oct. 1822 zu Teplitz, besuchte das Piaristencollegium zu Schlackenwerth und widmete sich dann medic. Studien zu Prag, wo er sich auch 1846 die medic. Doctorwürde erwarb. Der Umstand, daß eine von ihm inzwischen vollendete Dichtung, «Ziska», in Oesterreich nicht im Druck erscheinen konnte, führte ihn jedoch nach Dresden, von wo er nach Veröffentlichung des Gedichts in die Heimat zurückgebracht werden sollte, um zur Verantwortung gezogen zu werden. M. ging indeß nach Paris, wo er das J. 1847 fast ganz verlebte. 1848 kehrte er zwar nach Böhmen zurück, verließ aber infolge der Spaltungen zwischen Czechen und Deutschen nach einiger Zeit die Heimat wieder, um sich erst nach Frankfurt und dann im Winter 1849 abermals nach Paris zu begeben. Hier schrieb er seine «Revolutionäre Studien aus Paris» (2 Bde., Frankf. 1849). Seit 1850 nahm er seinen Wohnsitz wiederum in Prag. Zu jener Zeit war M. nebst Moritz Hartmann (s. d.) der namhafteste Vertreter der böhm. Freiheitspoesie. Seinen Ruf begründete er mit dem erwähnten Epos «Ziska» (Lpz. 1846; 8. Aufl. 1863), welches einen großen Reichthum an lebendigen Schilderungen, glühenden Bildern und schwungvollem Pathos zeigt, aber einer tiefern Charakteristik der epischen Gestalten entbehrt. Seine Verse sind melodisch und getragen, und auch in seinen «Gedichten» (Lpz. 1845; 4. Aufl. 1851) ist oft die Form von hinreißendem Zauber und mit Meisterschaft gehandhabt. Uebrigens bekundete sich in diesen «Gedichten» am deutlichsten seine Zerfallenheit mit manchen Satzungen der Gesellschaft, seine Hingabe an die melancholischen Eindrücke der düstern Natur. In dem «Sohn des Atta Troll» (Lpz. 1850), einer sich an ihr Heine'sches Vorbild anlehnenden Dichtung, tritt auch M.'s Talent für Humor und Ironie hervor. Als Dramatiker versuchte er sich in den Tragödien «Das Weib des Urias» (Lpz. 1851), «Reginald Armstrong, oder die Welt des Geldes» (Lpz. 1853) und «Der Prätendent von York» (Lpz. 1854), die sich jedoch, trotz mancher Vorzüge, nicht auf der Bühne zu behaupten vermochten. Mit weit günstigerm Erfolge hat sich M. in neuerer Zeit dem Gebiete des Romans zugewandt. Dem Romane «Zwischen Fürst und Volk» (3 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1861), dessen polit. Hintergrund das J. 1848 bildet, folgten «Die Sansara» (4 Bde., 3. Aufl., Lpz. 1860), «Neuer Adel» (3 Bde., Lpz. 1861), die Jesuitengeschichte «Zur Ehre Gottes» (2 Bde., Lpz. 1861), endlich die umfangreiche Romandichtung «Schwarzgelb» (8 Bde., Berl. 1864; Volksausgabe in Einem Bande, 1866), in welcher er ein figurenreiches und für die Kenntniß der innern Zustände Oesterreichs werthvolles Bild der Reactionsperiode von 1850—54 entwarf. Von seinen übrigen Schriften sind, außer den «Erinnerungen an Heinrich Heine» (Hamb. 1854), noch zu nennen: «Charaktermasken» (3 Bde., Lpz. 1861—63), «Novellen» (2 Bde., Lpz. 1864) und «Lemberger und Sohn» (Berl. 1865).

Meissonier (Jean Louis Ernest), franz. Genremaler, geb. um 1813 zu Lyon, kam jung nach Paris und trat bei Léon Cogniet als Lehrling ein. Natürliche Neigung und Geschicklichkeit führten ihn zum histor. Genrefach. Seine kleinen Gemälde bezogen sich insgemein auf Vorgänge aus dem franz. Volksleben des vorigen Jahrhunderts, die nicht, wie gewöhnlich, in freier, üppiger Weise behandelt, sondern gemüthlich aufgefaßt und sehr sauber ausgeführt waren. M. machte viel Glück mit seinen «Kunststückchen», und die franz. Kritiker stellten ihn in gleichen Rang mit Dou, Mieris, Netscher und andern altholländ. Feinmalern, wozu ihm indessen gar manches fehlt. Zwar hat er ihre Geduld und fleißige Technik, aber nicht ihre Vollendung und Harmonie in Färbung und Helldunkel. Feines Gefühl, Geist und Leben sind übrigens an seinen Stücken zu rühmen, und seine Zeichnung ist sicher und bestimmt. Jedes seiner Bildchen wird in öffentlichen Versteigerungen von den Liebhabern zu ungeheuerm Preise bezahlt. Die Bewunderung des Publi-

tums und der Bildersammler bannte M. in eine Art Zauberkreis, weil jedes von ihm vorgebrachte Thema: Raucher, Biertrinker, Musikdilettanten, Bücherleser, Zeichner, Schachspieler, Kunstliebhaber, Künstler im Atelier, solchen Anklang fand, daß er zahlreiche Varianten davon verfertigen mußte, um der Nachfrage zu entsprechen. Mit gründlichem Detailstudium und feinem histor. Sinne ist er auf die sittsame, ehrbare und gutbürgerliche Seite des 18. Jahrh. eingegangen, hält sich aber nicht ausschließlich in dieser Zeit und erlaubt sich bisweilen Rückgänge auf frühere Epochen. Da seine Schilderungen von Scenen ruhiger und feiner Häuslichkeit vorzüglich beliebt sind, so kommt er selten aus schönen Wohnzimmern und guter Gesellschaft heraus, scheut sich jedoch nicht, manchmal aus niedern Lebensverhältnissen bewegtere, sogar stürmische Auftritte im Innern der Häuser oder auch im Freien vorzuführen. Belege davon sind seine Kugelspieler (1847), die Bravi (1852), die Rauferei (1855) und verschiedene Halte vor Wirthshäusern. Seitdem er 1861 von der Akademie als Mitglied aufgenommen worden, bewegt er sich auch, obschon nicht mit gleichem Erfolg, in Gegenständen einer höhern Richtung. In solchen größern Bildern, so Napoleon I. auf dem Rückzuge aus Rußland und Napoleon III. in der Schlacht bei Solferino, tritt mehr oder minder eine gewisse Kälte des Gefühls hervor, und nur die sorgsame Ausführung in den Nebendingen läßt die bessere Eigenthümlichkeit des Meisters erkennen. Endlich hat man von M. auch einige lithographirte und radirte Blätter, die nicht viel Bedeutung haben, aber, wie alle Erzeugnisse seiner Hand, übermäßig geschätzt werden. Seine Hauptbilder sind durch Kupferstiche und Photographien der allgemeinen Anschauung zugänglich gemacht.

Meister (in der Kunst). Dieses heutzutage aus der Umgangssprache der Künstler verschwundene Wort wird in der Schriftsprache der Kunstgeschichte noch festgehalten und außerdem in derselben mit einem näher bezeichnenden Zusatze gebraucht, um Künstler zu benennen, über deren Namen man im Unklaren. So verbindet man mit der Bezeichnung: der «M. des kölner Dombildes» die Vorstellung des bedeutendsten kölner Malers zu Anfange des 15. Jahrh. Derselbe hieß Meister Stephan und wurde erst neuerdings durch Merlo als Steffen Lothener festgestellt. Namentlich benennt man Formenschneider und Kupferstecher mit dem Meisternamen und dem hinzugefügten Monogramm. So ist der «M. von 1423» ein anonymer Formschneider von großer Bedeutung. Man hat von ihm einen berühmten Holzschnitt, der den heil. Christoph mit dem Jesuskinde darstellt. Derselbe wurde 1769 im Kloster Buxheim entdeckt und befindet sich seit 1823 in England. Ein sehr interessanter und angesehener unbekannter M. ist der «M. E. S. von 1466», ein wahrscheinlich niederrhein. Goldschmied, von dem man über 100 Blätter kennt. Er zeichnet sich bei allen Mängeln seiner Zeitperiode durch außerordentliche Schärfe der Zeichnung und Genauigkeit des Stichs sowie durch Reichthum der Phantasie und sprudelnden Humor aus. Zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehört ein großes, aus Figuren zusammengesetztes Alphabet, in welchem er die Verdorbenheit des Mönchsstandes geiselt. Uebrigens sind seine Stiche sehr selten. Der «M. mit den Bandrollen», von Duchesne Maître aux banderolles getauft, weil seine Blätter fast alle mit Bandrollen versehen sind, auf denen lat. Sprüche mit goth. Buchstaben stehen, ging der ältesten ital. Periode (1452) voraus. Andere unbekannte M. von größerm oder geringerm Werthe sind: der M. mit der Heuschrecke, der mit dem Anker, der mit dem Krebs, der mit dem Zirkel, der M. mit dem Weberschiffe, der mit der Weintraube, mit dem Leuchter u. a. Die Blätter des «M. mit dem Würfel» werden von einigen dem berühmten Kupferstecher Beatrizet zugeschrieben, der um die Mitte des 16. Jahrh. blühte. Seine höchst trefflichen Werke sind fast sämmtlich nach Rafael'schen Gemälden ausgeführt, und er kommt darin dem Marc Anton sehr nahe.

Meistersänger, richtiger Meistersinger, heißen die Dichter bürgerlichen Standes, welche seit dem Anfange des 14. Jahrh. die im 12. und 13. Jahrh. von den höfischen Dichtern oder den Minnesängern (s. d.) begründete und ausgebildete lyrische Kunstdichtung in einer durch ihre Standesverhältnisse und durch die Zeitrichtung bedingten Weise fortsetzten. Ihren Ursprung führt die freilich sagenhaft ausgeschmückte Ueberlieferung der Singschulen auf Heinrich von Meißen, den Frauenlob (s. d.), zurück, und es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß sich zuerst um diesen in Mainz ein Verein von Bürgern zur Pflege der lyrischen Dichtkunst gesammelt habe, welchem nicht lange darauf zahlreiche andere Vereine zu gleichem Zwecke an vielen oberdeutschen Orten und besonders in den Reichsstädten folgten. Eine solche größtentheils aus Handwerkern bestehende geschlossene Verbindung mußte sich nothwendig zunftmäßig gestalten und also auch der Kunst einen handwerksmäßigen Charakter, einen schulmäßigen Betrieb und ihren Pflegern eine zunftmäßige Rangordnung geben. Das rein Aeußerliche, die feste Beobachtung der Regeln, deren Inbegriff die Tabulatur hieß, ward jetzt zur Hauptsache, und den Namen «Meister»,

der also fortan eine bestimmte Stellung und Würde innerhalb der Schule bezeichnete, erhielt, wer einen neuen Ton erfand und nach dem Urtheile der «Merker» fehlerfrei vortrug. Um durch Neuheit den Anspruch des Meisterrechts zu erwerben, ging man in der Form des Liedes in Beziehung auf Zahl und Stellung der Verse und Reime (doch ohne Beachtung der Betonung und Quantität, die Silben blos zählend) weit über die Verkünstelung der letzten Minnesänger bis zum Ungeheuerlichen hinaus, während die Form des Instrumentalbegleitung fordernden Leiches und des ungesungenen Spruchs fast ganz vernachlässigt wurde, weil Gesang ohne Begleitung die beinahe allein übliche Vortragsweise war. Den Inhalt anlangend beharrte man auch hierin, die Richtung der letzten Minnesänger fortsetzend, im ganzen mit ehrbarer und tüchtiger, aber nüchterner Gesinnung bei der Lehrhaftigkeit und griff nur selten und gewöhnlich ohne Glück darüber hinaus. Dünkel und Geschraubtheit ließen sich aber freilich auf dieser Bildungsstufe natürlich nicht überall vermeiden. Dichterische Begabung zeigte sich sehr selten und gewöhnlich nur bei solchen, die außer dem eigentlichen Meistergesange sich auch auf andern Gebieten versuchten, wie im 14. Jahrh. bei dem Meißner Heinrich von Mügelin, im 15. bei Muscatblut und im 16. bei dem nürnberger Schuhmacher Hans Sachs (s. d.), der aber seinen Ruhm nicht seinen 4275 Bar (Meisterliedern) verdankt. Mit dem 17. Jahrh. begannen die Schulen der Meistersinger einzugehen; die letzte Genossenschaft erhielt sich in Ulm bis 1839, und ihr Inventar kam an den Liederkranz daselbst. Unsere Kenntniß von dem Verfahren in den spätern Singschulen verdanken wir größtentheils dem görlitzer Schuhmacher Puschmann und dem Professor zu Altorf, Joh. Christoph Wagenseil. Jener, ein Schüler von Hans Sachs, schrieb aus eigener unmittelbarer Kunde seinen «Gründlichen Bericht des deutschen Meistergesangs» (Görlitz 1573) und dessen vermehrte Ausgabe unter dem Titel «Gründlicher Bericht der deutschen Reimen oder Rhythmen u. s. w.» (Frankf. a. d. O. 1596), beide großentheils ausgezogen in Büsching's «Sammlung für altdeutsche Literatur». Wagenseil hat ein «Buch von der Meistersinger holdseligen Kunst» aus andern Büchern und mündlichen Nachrichten zusammengetragen (angehängt seiner «Commentatio de civitate Noribergensi», 1697).

Meisterwurz (Imperatoria Ostruthium L.) ist der Name einer zu der Familie der Doldengewächse gehörenden, perennirenden Pflanze, welche an kräuterreichen Orten der Gebirge Mitteleuropas, namentlich häufig in den Alpen, wild wächst und auch oft als Arzneipflanze in Gärten cultivirt wird. Aus ihrem senkrechten, 2—3 Zoll langen und zolldicken, quergeringelten, höckerigen Wurzelstock treibt sie alljährlich gegen 2 F. hohe Stengel, welche mit doppelt dreizählig zertheilten Blättern besetzt sind und an der Spitze der Aeste vielstrahlige Dolden weißer Blüten tragen. Die Blattstiele haben bauchige, stengelumfassende Scheiden, die Dolden keine Haupt-, aber aus borstlichen Blättchen zusammengesetzte Nebenhüllen; die Früchte sind länglich, stark zusammengedrückt, an den Kanten breit geflügelt. Der knollige, außen braune, innen strohgelbe, mit milchigem Saft erfüllte und von gelben Oelbehältern strotzende Wurzelstock ist unter dem Namen Radix Ostruthii officinell und steht bei allen Gebirgsbewohnern, welche die «Meisterwurzel» überall aufsuchen und ausgraben, wegen seiner Heilkräftigkeit in hohem Ansehen. Er wird als reizendes, namentlich auf die Verdauung einwirkendes Mittel in der Menschen- und Thierheilkunde gebraucht. Sein wirksamer Bestandtheil ist das Imperatorin, ein krystallisirbarer Stoff von brennendscharfem, pfefferartigem Geschmack. Außerdem enthält die M. ätherisches Oel, ein scharfes Harz und Stärkemehl.

Mekka, die heiligste Stadt der Mohammedaner, bei den Arabern Om-el-Kora, d. h. Mutter der Städte, die Wiege der mohammed. Tradition und der Geburtsort Mohammed's, der es den Anhängern seiner Lehre zur Pflicht machte, wenigstens einmal in ihrem Leben diese Stadt zu besuchen, wodurch sie, wie der natürliche und historische, so der religiöse Mittelpunkt des weiten Länder- und Völkergebiets des Islam wurde, liegt in der arab. Provinz Hedschas, 54 M. südlich von Medina (s. d.), in einem engen, sandigen, unfruchtbaren und von dürren, kahlen Höhen und öden Sandflächen umgebenen Thale, das sich von N. gegen S. senkt und in dieser Richtung von dem Regenbach Wadi-el-Tarafeyn durchzogen ist. Sie ist nur 1800, mit Einschluß der zerstreuten Häuser 3500 Schritt lang und zerfällt in die obere und die untere Stadt mit 25 Quartieren, außerhalb welcher sich die Vorstädte in engen Thälern hinziehen. Sie hat ziemlich regelmäßige und breite, aber ungepflasterte und daher staubige, zur Zeit der Regengüsse kothige Straßen, und die Häuser, sämmtlich von Stein und großentheils drei Stock hoch und mit zahlreichen Fenstern nach der Straßenseite versehen, verleihen ihr ein europ. Ansehen. Nur ein größerer öffentlicher Platz ist in der ganzen Stadt, und dieser wird ganz von der im Quadrat erbauten Hauptmoschee mit ihren Höfen und Colonnaden eingenommen. Kein anderer Platz, keine Baumpflanzung, keine

andere Hauptmoschee, keine Bazars, keine Khans, keine Thore, keine Erleuchtung, nur vier bis fünf große Häuser des Scherifs und zwei Medressen, keine andern bedeutenden Gebäude, keine schönen Architekturen sind hier zu finden. Alle Wohnhäuser sind zu Miethswohnungen für Pilger eingerichtet, und während des Gedränges der Hadsch sind unzählige Kaufläden und Kaffeehäuser geöffnet, alle Quartiere mit langen Reihen von Boutiquen besetzt. Die Brunnen sind meist brakisch; der berühmte Brunnen Zemzem hat schwerverdauliches Wasser. Das beste Wasser wird 7—8 St. weit von Arafat durch einen Aquäduct herbeigeleitet. Außer einigen Wachtthürmen an den Eingängen der Stadt und einem kleinen Castell deckt dieselbe das an der Ostseite des Thales auf einer Anhöhe gelegene große, von dicken Mauern und Thürmen umgebene Castell, das die Stadt zwar beherrscht, aber von noch größern Höhen dominirt wird. Sonst hatte M. über 100000, jetzt kaum 45000 E. Früher brachten zahlreiche Karavanen aus allen Theilen der mohammedan. Welt reichliche Gaben nach der heil. Stadt; doch haben diese frommen Spenden mit der Verminderung der Pilger fast ganz aufgehört, obschon noch immer jährlich die gewöhnlichen Pilgerkaravanen daselbst ankommen. Auch hat der Handel in M. sehr abgenommen, das sonst durch das Zusammenströmen so vieler Pilger ein Hauptmarkt und Stapelplatz zwischen Arabien und dem übrigen Asien, Afrika und Europa war. Als Hafen M.s kann das benachbarte Dschidda (s. d.) am Rothen Meere gelten. Die Stadt besaß sonst angesehene Schulen und viele fromme Stiftungen und Anstalten, die aber insgesammt sehr im Verfall sind. Von einem Gewerbfleiße der Einwohner, die lediglich von den Pilgern leben, kann fast gar nicht die Rede sein; nur die Fabrikation von Rosenkränzen ist von Bedeutung. Der eigentliche Mittelpunkt der Stadt, um den sich das ganze Leben ihrer Bewohner sowie der ganze Ideenkreis der mohammedan. Völkerwelt dreht, ist die große Hauptmoschee, das Beitullah, d. h. Gotteshaus, oder El-Haram, d. h. die Unverletzbare, welcher sich weder Christen noch Juden nahen dürfen, ein altes Gebäude, das als solches mit seinen 19 Thoren und 7 hohen Minarets weder durch Größe noch durch Schönheit und Construction sich vor andern Tempeln des Orients auszeichnet, durch lauter Reparaturen und Flickwerke aus alten Resten ein modernes Bauwerk ohne Einheit, ohne Stil geworden und nur wegen des Würfelbaues der Kaaba (s. d.) beachtenswerth ist, welche in der Mitte des 250 Schritt langen und 200 Schritt breiten, auf allen Seiten mit vierreihigen Pfeilern und Colonnaden von mehr als 500 Säulen umgebenen Hofraumes steht. M. wird schon von Ptolemäus unter dem Namen Macoraba erwähnt; aber die Geschichte der Stadt beginnt mit Mohammed, zu dessen Zeit sie im Besitz der Koreischiten war, und nach dessen Tode sie nebst ihrem Gebiet das Erbtheil der Nachkommen Mohammed's wurde. Das Haupt derselben regierte unter dem Titel eines Großscherifs und wußte eine Zeit lang den Khalifen das Gegengewicht zu halten. Später nahmen die osman. Sultane den Titel als Beschützer der heil. Städte M. und Medina an und ernannten den Großscherif aus der Mitte der Scherifen, jedoch war ihr Einfluß immer nur sehr beschränkt. 1803 wurde M. von den Wahabiten (s. d.) eingenommen und geplündert. Doch dauerte ihre Herrschaft nur kurze Zeit. Später mußte sie sich dem Pascha von Aegypten, Mehemed-Ali, der den Großscherif nach Kairo als Gefangenen führen ließ, unterwerfen. Doch 1840 benutzten die Scherife die schlimme Lage des Vicekönigs von Aegypten und entzogen sich wieder seiner Herrschaft. Vgl. Burton, «Personal narrative of a pilgrimage of el Medinah and Meccah» (Bd. 3, Lond. 1856); H. von Maltzan, «Meine Wallfahrt nach M.» (2 Bde., Lpz. 1863).

Mekklenburg, s. Mecklenburg.

Mela (Pomponius), ein röm. Geograph, den einige für einen Sohn des Rhetors Seneca, andere für den Enkel des Philosophen Seneca halten, aus Spanien gebürtig, lebte um die Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. und schrieb unter dem Kaiser Claudius ein geogr. Compendium «De situ orbis», kurz, reichhaltig und in körniger, selten gezierter Sprache. Unter den neuern Ausgaben sind die von Tzschucke (7 Bde., Lpz. 1807), Titze (Linz 1804), Weichert (Lpz. 1816) und Parthey (Berl. 1867), unter den deutschen Uebersetzungen die von Dietze (Gieß. 1774) hervorzuheben.

Melampus, der Sohn des Amythaon und der Idomene oder Aglaia oder Rhodope, der Bruder des Bias und Gemahl der Iphianassa oder Iphianeira, war als Seher und Arzt außerordentlich berühmt und angeblicher Gründer des Dionysosdienstes in Griechenland. Ein Paar Schlangen, welche er aufgezogen, sollen sich ihm einst, während er schlief, genähert, seine Ohren geleckt und dadurch bewirkt haben, daß er die Sprache der Thiere verstand und mit ihrer Hülfe weissagen konnte. Als sein Bruder Bias die Pero, die Tochter des Neleus, Königs von Pylos, nur unter der Bedingung zur Gattin bekommen sollte, daß er die Rinderheerde des Iphiklos als Brautgabe bringe, so versuchte M., dieselbe zu rauben, obschon er wußte, daß ihm dieses nicht

gelingen werde. Als Räuber ins Gefängniß geworfen, vernahm er von den Holzwürmern, daß dieses bald einstürzen werde, und bat, daß man ihn herausbringe. Kaum war er heraus, so stürzte es zusammen. Als Iphiklos hierbei die Sehergabe des M. kennen gelernt und auf sein Befragen, wie er zu Nachkommenschaft gelangen könne, eine Antwort erhielt, die sich bewährte, bekam M. die Rinderheerde und gewann so für seinen Bruder die Tochter des Neleus. Hierauf heirathete er die Tochter des Prötos, Königs von Argos, und erhielt mit ihr ein Drittheil des Königreichs. Zu Aegosthena, einem Flecken in Megaris, hatte er ein Heiligthum, wo seine Bildsäule aufgestellt war und ihm ein jährliches Fest gefeiert wurde.

Melancholie nennt man im gewöhnlichen Leben jede niedergedrückte Gemüthsstimmung, wie sie z. B. durch einen traurigen Vorfall herbeigeführt werden kann. In der Medicin bezeichnet dieses Wort eine Seelenkrankheit, die in dem Verharren in einer derartigen trüben Stimmung sich äußert. Der Melancholische lebt allein in dem Gedanken an das ihm widerfahrene Unglück und nimmt keinen Zuspruch und Trost an. Nichts ist vermögend, den traurigen Gedanken aus seiner Seele zu verbannen. Dieser niedergedrückte Zustand, der gleich anfangs jeder freiern Geistesthätigkeit hemmend entgegentritt, übt nach und nach einen lähmenden Einfluß auf den Geist aus, sodaß alle andern Seelenvermögen stumpfer werden, oder er geht in andere Formen von Seelenstörung über. Letzterer Fall ist so häufig, daß manche Aerzte in allen Geisteskrankheiten ein melancholisches Stadium annehmen, welches den übrigen vorausgehe und sich durch übermäßige Empfindlichkeit gegen geistige und gemüthliche Einwirkungen, durch stete schmerzliche Stimmung (Seelenschmerz) äußere. Die Ursachen der M. sind entweder wirkliches Unglück oder eingebildetes, welches als noch bevorstehend erwartet oder als schon geschehen angenommen wird: so z. B. unglückliche Liebe, irrige Vorstellungen von Religion, von Gott, von der Ewigkeit u. s. w. Auch körperliche Zustände, besonders Unordnungen in der Verdauung und dadurch bewirkte fehlerhafte Blutbereitung können M. herbeiführen. Daher auch der griech. Name, welcher eigentlich eine schwarzgallige Blutmischung bedeutet. Der Verlauf der Krankheit ist verschieden; sie kann von selbst verschwinden, oder durch ärztliche Mittel geheilt werden, oft aber verbindet sie sich mit andern Seelenkrankheiten, oder geht in tödliche Körperkrankheiten über, wie Lungensucht, Gehirnwassersucht, Schlagfluß u. s. w. Ebenso verschieden ist die Behandlung; namentlich kann man öfters da, wo Körperbeschaffenheit und vorherrschende Geistesrichtung die Anlage zur M. anzeigen, durch eine zweckmäßige Lebensart der Ausbildung dieser Anlage vorbeugen. Vgl. Pohl, «Die M. nach dem neuesten Standpunkt der Physiologie» (Prag 1852). Was hingegen die M. im gesunden Zustande betrifft, so rechneten die Alten dieselbe zu den vier Temperamenten (s. d.) als eine Anlage zu ernsten und tiefsinnigen Stimmungen, begründet in einer ungewöhnlichen Reizbarkeit der Seele für äußere sowol als innere Eindrücke. Weil man mit einer solchen auch gewöhnlich ein lebhafteres Spiel aller geistigen Thätigkeiten verbunden findet, so hielt Aristoteles die melancholische Gemüthsart für die am höchsten begabte, und behauptete, daß alle Genies von Natur Melancholiker sein müßten.

Melanchthon (Philipp) oder Melanthon, wie er selbst sich gewöhnlich schrieb, Luther's Mitarbeiter am Reformationswerke, wurde 16. Febr. 1497 zu Bretten in der Pfalz am Rhein, im jetzigen Großherzogthume Baden, geboren und scheint ursprünglich nicht Schwarzerd, wie man gewöhnlich meint, sondern Schwarzert geheißen zu haben. Sein Vater George war Rüstmeister, d. i. Waffenschmied, des Pfalzgrafen und starb 1507; seine Mutter, Barbara, war eine Verwandte des Humanisten Reuchlin. Er besuchte die Schule zu Pforzheim und bezog bereits 1510 die Universität zu Heidelberg, wo er 1512 Baccalaureus der Philosophie und Instructor einiger junger Grafen wurde. Doch noch in demselben Jahre ging er nach Tübingen, widmete sich neben seinen bisherigen Studien besonders der Theologie und hielt 1514, nach erlangter Magisterwürde, Vorlesungen über Aristotelische Philosophie und über die Classiker. Die Gründlichkeit seiner Kenntnisse, die er um diese Zeit durch die Herausgabe einer griech. Grammatik bewies, und sein geistvoller Vortrag als akademischer Lehrer erwarben ihm bald allgemeine Achtung und selbst die Bewunderung eines Erasmus. Auf Reuchlin's Empfehlung 1518 als Professor der griech. Sprache und Literatur nach Wittenberg berufen, entschied er sich bald für die Sache der wiedererweckten evang. Wahrheit, und sein durch classische Bildung gereiftes Urtheil, sein Scharfsinn als Dialektiker und Exeget, die ungemeine Klarheit, mit der er alles behandelte, seine Besonnenheit und Mäßigung auch gegen Feinde haben unstreitig ebenso viel zum Fortgang und Gelingen der Reformation gewirkt, als Luther's Thatkraft und Unternehmungsgeist im Anregen, Treiben und Verfechten dieses Werkes leisteten. Schon 1519 in dem Schriftenwechsel, der infolge der Leipziger Disputation entstand, war er für die Sache Luther's aufgetreten; zwei Jahre später

schrieb er seine «Loci communes rerum theologicarum» (Wittenb. 1521; neuerdings häufig wieder aufgelegt), ein Werk, das zu einer wissenschaftlichen Darstellung der christl. Glaubenslehre die Bahn brach und das Vorbild aller prot. Bearbeitungen der Dogmatik wurde. Vgl. Strobel's «Versuch einer Literaturgeschichte von M.'s Loci theologici» (Altd. und Nürnb. 1776). Unmittelbar in die Kirchenverfassung Sachsens griffen seine 1527 auf Befehl des Kurfürsten Johann des Beständigen abgefaßten Visitationsartikel ein, in denen er den Visitatoren der sächs. Kirchen eine Instruction über die dem Volke vorzutragende Lehre und das Wichtigste aus der Kirchen- und Schulordnung an die Hand gab. So sanft er übrigens in dieser Schrift manchen streitigen Punkt berührte, so entschlossen drang er doch 1529 auf die Protestation zu Speier, und bewundernswürdig ist die Sicherheit der religiösen Ueberzeugung, die er neben einer jeder Rücksicht Genüge leistenden Klugheit 1530 bei der Abfassung der Augsburgischen Confession (s. d.) bewies. Dieses Meisterwerk und die bald darauf entworfene gelehrte «Apologie der Augsburgischen Confession» trugen seinen Ruhm durch ganz Europa und bewirkten, daß er 1535 von König Franz I. zur Beilegung der Religionsunruhen nach Frankreich berufen wurde und bald darauf auch eine Einladung nach England erhielt. Er folgte indeß aus polit. Gründen keiner von beiden Einladungen; dagegen fanden sich andere Veranlassungen für ihn, theils zu seiner Erholung, theils in Angelegenheiten seiner Glaubenspartei Reisen zu machen. Auf einer derselben, die er 1540 nach Hagenau unternahm, wurde er zu Weimar tödlich krank, und Luther, der ihm nacheilte, meinte ihn nur durch sein Gebet gerettet zu haben. Da das beabsichtigte Religionsgespräch in Hagenau nicht zu Stande kam, ging er 1541 nach Worms und bald nachher nach Regensburg, um bei den daselbst angestellten Vergleichungsverhandlungen mit den Katholiken die Sache der Protestanten zu führen. Leider aber konnte er den von ihm ersehnten Frieden nicht herbeiführen und mußte von seiner eignen Partei bittere Vorwürfe über die von ihm bewiesene Nachgiebigkeit hören. Ebenso ging es ihm, da er, vom Kurfürsten Hermann von Köln 1543 nach Bonn berufen, dessen Reformationsplan mit schonender Rücksicht auf die kath. Behörden einzuleiten suchte. Indeß hat weder Luther noch sonst einer seiner Freunde an der Reinheit seiner Absichten und an seiner Treue gegen das Evangelium je gezweifelt. Wie viel M. auch bisweilen von Luther's Heftigkeit leiden mußte, die Freundschaft dieser beiden großdenkenden Männer hielt ununterbrochen bis zu Luther's Tode aus, den M. kindlich betrauerte und durch ein biographisches Denkmal noch im Grabe ehrte.

Ein großer Theil des Vertrauens, das Luther genossen, fiel nun M. zu. Deutschland nannte ihn schon vorher seinen Lehrer, und Wittenberg ehrte in ihm den Wiederhersteller der Universität nach dem Schmalkadischen Kriege, in welchem er bald hierhin, bald dorthin hatte flüchten müssen. Auch der Kurfürst Moritz zeichnete ihn aus und that in Religionssachen nichts ohne seinen Rath. Desto schwereres Leid mußte er nach Luther's Tode von den Theologen erfahren. Schon auf dem Reichstage zu Augsburg, mehr noch bei den spätern Verhandlungen mit den Katholiken war M. bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit gegangen. Nach dem unglücklichen Ausgange des Schmalkaldischen Krieges hatte er, wenn auch unter schwerer Gewissensangst, in das Leipziger Interim eingewilligt, welches den größten Theil der kath. Ceremonien wiederherstellte. Infolge dessen brach die ärgerliche Fehde über die Adiaphora (s. d.) aus, in welcher die luth. Eiferer ihn als halben Verräther darstellten. Noch heftigere Kämpfe entbrannten, als er in der Abendmahlslehre der Calvinischen Auffassung sich näherte, das neue luth. Ubiquitätsdogma in scharfen Worten zurückwies und gegenüber der Theorie von der absoluten Verderbniß des natürlichen Menschen eine Mitwirkung der menschlichen Freiheit bei der Bekehrung (s. Synergismus) und die Nothwendigkeit guter Werke behauptete. Seine noch bei Luther's Lebzeiten vorgenommenen, lange Jahre hindurch von niemand beanstandeten Veränderungen an dem Texte der Augsburgischen Confession wurden von den Gegnern als ebenso viel Beweise für seinen Abfall von der reinen luth. Lehre gebraucht und von allen Seiten zogen die strengen Lutheraner seine Orthodoxie in Zweifel. Richtig ist, daß der M.'sche Lehrbegriff allmählich in etwas anderer Richtung als der Luther'sche sich ausgebildet hat, aber dieser letztere selbst hat sich erst nach Luther's Tode zu jener dogmatischen Schroffheit entwickelt, die man dem M. als Maßstab evang. Rechtgläubigkeit vorhielt. Alle diese Händel häuften eine so große Menge Kränkungen über den durch vielfache Arbeiten geschwächten, ohnehin empfindlichen Mann, daß er in seinen letzten Jahren wenig froh werden konnte. Zwar hatte er nicht Ursache zu bedauern, daß der Krieg des Kurfürsten Moritz gegen den Kaiser seine Theilnahme am Concilium zu Trient, wohin er im Jan. 1552 schon bis Augsburg gereist war, vereitelte, auch wurde seine Rechtgläubigkeit auf dem Theologenconvente zu Naumburg 1554 anerkannt; doch mußte er die bleibende Gegenwirkung seiner Feinde in der

Fruchtlosigkeit des letzten Versuchs erkennen, den er 1557 auf dem Convent zu Worms im Namen seiner Partei zum Vergleich mit den Katholiken machte. Die Einigkeit der Kirche war daher M.'s letzter Wunsch, als er 19. April 1560 zu Wittenberg starb. Ihn überlebten von seiner Familie ein Sohn, der nur die Gutmüthigkeit, aber nichts von dem Geiste seines Vaters geerbt hatte, und eine in Wittenberg verheirathete Tochter. Seine ihm am meisten ähnliche erstgeborene Tochter Anna starb schon 1547, seine Gattin 1557. Das schwache, ängstliche Gemüth der letztern hatte seine häusliche Zufriedenheit oft getrübt, und doch war er nirgends lieber als unter den Seinigen. Bescheidenheit und Demuth verrieth schon seine körperliche Erscheinung. Niemand, der ihn zum ersten mal sah, hätte in der kleinen Gestalt den großen Reformator gesucht; doch die hochgewölbte, freie Stirn und die hellen, schönen Augen kündigten bald den lebhaften Geist an, den diese Hülle umschloß, und erheiterten, wenn er sprach, sein ganzes Angesicht. So hat ihn Lukas Cranach in seinen Gemälden aufgefaßt. Heiter in der Unterhaltung, wohlthätig in einem Grade, daß er zuweilen selbst in Verlegenheit kam, offen, arglos und mild gegen jedermann, erwarb er sich die Liebe aller, insbesondere auch die seiner Zuhörer. Aus allen Gegenden Europas strömten Studirende nach Wittenberg, um ihn zu hören, und der wissenschaftliche Geist, den er hier verbreitete, wirkte noch lange nach seinem Tode wohlthätig fort, sowie überhaupt seine Verdienste um die Erziehung unvergeßlich sind. Auch hat er besonders durch seine häufig aufgelegten und wohlgeschriebenen lat. Lehrbücher über Rhetorik und Philosophie, z. B. «De dialectica»; «De anima»; «Epitome philosophiae moralis» u. s. w., die wissenschaftliche Bildung der Deutschen gefördert und den Ehrentitel Praeceptor Germaniae mit Recht verdient. Sein Leben beschrieb sein Freund Joach. Camerarius; ein «Verzeichniß der Schriften M.'s» lieferte Rotermund (Brem. 1814). Seine «Opera» (5 Bde., Bas. 1541) enthalten seine sämmtlichen theol., philos. und philol. Schriften, mit Ausnahme seiner Reden; nicht einmal die theologischen vollständig enthält die von seinem Schwiegersohne Peucer besorgte Ausgabe seiner «Opera» (4 Bde., Wittenb. 1562—64). Die neueste und vollständige Ausgabe der Schriften M.'s haben Bretschneider und Bindseil in dem «Corpus reformatorum» besorgt (28 Bde., Braunschw. u. Halle 1834—60). Vgl. Galle, «Versuch einer Charakteristik M.'s als Theologen» (Halle 1840); Matthes, «Philipp M., sein Leben und Wirken aus den Quellen dargestellt» (Altenb. 1841); Schmidt, «Philipp M. Leben und ausgewählte Schriften» (Elberf. 1861).

Melanesier ist bei neuern Ethnographen der gemeinschaftliche Name, unter welchem die dunkelfarbigen Bewohner der austral. Inselwelt im Unterschiede von den Australnegern (s. d.) oder den Bewohnern des austral. Festlandes zusammengefaßt werden. Dahin gehören die Bewohner von Neucaledonien, den Neuen Hebriden, dem Sta.-Cruz-Archipel, den Salomonsinseln, der Louisiade, von Neubritannien, Neuirland und Neuguinea, überhaupt von der westl. Gruppe der oceanischen Inselwelt, welche ebendeshalb von neuern Geographen mit dem Namen Melanesien von Polynesien und Mikronesien unterschieden wird. Schwarze Stämme finden sich jedoch auch im Indischen Archipel, im Innern von Celebes (die Jurajas), von Borneo, Sumatra, einigen Molukken, wo sie gewöhnlich Haraforas (s. d.) oder Alfuren genannt werden, ferner im Innern der Philippinen, besonders auf Luzon und Mindanao, wo sie Ajeta, Ita oder Igolotes, bei den Spaniern gewöhnlich Negritos, auch Negrillos heißen. Ferner gehören hierher auch die dunkelfarbigen, uncivilisirten Bewohner des Innern der Halbinsel Malakka (Samang und Bila) sowie die Bevölkerung der Andamanen (die Puny). Die Papua (s. d.) auf Neuguinea zeigen bereits Vermischung mit den Malaien. Wie im Ostindischen Archipel die dunkelfarbigen Alfuren den Gegensatz zu den hellern malaiischen Völkern bilden, so auf den Inseln Melanesiens die Negritos zu den lichtern Polynesiern, welche ein Zweig des großen Malaiischen oder Oceanischen Völker- und Sprachstammes sind. Auch die Bewohner der Fidschiinseln sind M., doch durch polynesische Einflüsse modificirt. Auf einigen Inseln, wie z. B. Tanna, berühren sich beide Völkerstämme. Die eigentlichen M. sind im allgemeinen röthlich-schwarz und haben wollige, büschelförmig stehende Haare; manche tragen eine gewaltige Haarmasse auf dem Haupte. Ihre Lippen sind weniger dick und weniger plattgedrückt als die der Neger, ihr Gesicht flacher und länger als das der letztern. Die Stirn ist niedergedrückt, die Augen klein und schwarz, die Backenknochen springen vor, mehr noch die Kinnbacken. Der Scheitel erhöht sich nicht nach hinten, wie bei den afrik. Negern. Sie gehen fast nackt, tätowiren die Schultern und reiben den Kopf mit Ocher ein. Doch zeigen sich in Bezug auf Sitte und Begabung mannichfache Unterschiede zwischen den Bewohnern der einzelnen Archipele und Inseln. Den schönsten und begabtesten Schlag der M. bilden jetzt die Bewohner der Fidschiinseln. Viel Abweichendes sollen die Salomonsinsulaner besitzen. Die ausgestorbene Urbevölkerung von Vandiemensland war wahr-

scheinlich ebenfalls melanesischen Stammes, obgleich sie vieles mit den eigentlichen Australnegern gemeinsam hatte. Gegenwärtig erscheinen die M. als Trümmer einer oceanischen Völkerrasse, die einst über die ganze Inselwelt im Südosten Asiens verbreitet war, aber im Laufe der Zeit durch höherstehende, civilisirtere Völker vorzugsweise malaiischen (oceanischen) Stammes unterworfen oder vernichtet wurden. Die Untersuchungen von der Gabelentz' haben ergeben, daß alle melanesischen Sprachen, sowol der eigentlichen M. als der auf den südostasiat. Inseln, trotz aller Verschiedenheit im einzelnen, doch einen gemeinsamen Charakter tragen und zusammen eine Familie bilden. Ob die M. nur als ein in der Cultur zurückgebliebener Zweig des großen malaiisch-polynesischen Völker- und Sprachstammes zu betrachten, läßt sich noch nicht mit Sicherheit bestimmen. Vgl. von der Gabelentz, «Die melanesischen Sprachen» (Lpz. 1862).

Melanippe, die Tochter des Cheiron, floh, von Aeolos geschwängert, in das Gebirge des Pelion. Hier bat sie die Götter, um in ihrem Zustande vom Cheiron, der sie suchte, nicht erkannt zu werden, um Verwandlung in ein Pferd. Artemis erhörte ihre Bitte und versetzte sie in dieser Gestalt unter die Gestirne. — Eine andere M., Tochter Aeolos' II. oder Desmontes', gebar vom Poseidon zwei Söhne, den Böotos und Aeolos III. Deshalb blendete sie Desmontes und sperrte sie in einen Thurm, die Kinder aber ließ er aussetzen. Doch eine Kuh säugte sie, und Hirten zogen sie auf. Theano, in Gefahr, als unfruchtbar von ihrem Gemahl Metapontos, König von Ikarien, verstoßen zu werden, schob sie als die ihrigen unter. Später aber gebar Theano selbst zwei Söhne und stellte diese an, jene zu ermorden. Allein die Söhne des Poseidon siegten, und Theano entleibte sich selbst. Hierauf gab sich ihnen Poseidon als Vater zu erkennen und theilte ihnen das Schicksal ihrer Mutter mit. Nun tödteten sie den Desmontes, befreiten ihre Mutter, der Poseidon das Gesicht wieder gab, und brachten sie zum Metapontos, der sich mit ihr vermählte.

Melas (Baron von), österr. Feldmarschall, geb. 1730 in Mähren, begann seine militärische Laufbahn sehr früh und war im Siebenjährigen Kriege Adjutant des Feldmarschalls Daun. Er wurde 1793 Generalmajor und stand 1794 als Feldmarschallieutenant an der Sambre, 1795 am Rhein und 1796 in Italien. Als Oberbefehlshaber der österr. Armee in Italien 1799 operirte er verbunden mit Suworow und siegte bei Cassano, an der Trebia, bei Novi und Genola. Als er 1800 während der Einschließung von Genua bis an den Var gedrungen, wurde seine Verbindung mit Oesterreich durch Bonaparte's unerwartetes Uebersteigen der Alpen unterbrochen. Er verlor 14. Juni die schon gewonnene Schlacht bei Marengo (s. d.) und mußte infolge einer deshalb abgeschlossenen Convention sich bis hinter den Mincio zurückziehen, nachdem er die von den Oesterreichern in der Lombardei besetzten Festungen an den Sieger übergeben. Bald nachher wurde er commandirender General in Böhmen, später auch Präsident des Hofkriegsraths, starb aber bereits 31. Mai 1806 zu Elbe-Teinitz in Böhmen.

Melasse, s. Zucker.

Melbourne (William Lamb, Viscount), brit. Staatsmann und Minister, geb. 15. März 1779, war der älteste Sohn des Sir Peniston Lamb, der 1770 zum irischen Lord Melbourne, 1781 zum Viscount und 1815 zum Peer von Großbritannien erhoben ward. Der junge Lamb erhielt seine Bildung zu Eton und Oxford und widmete sich dann dem Rechtsstudium. Als er 1805 ins Unterhaus trat, hielt er sich zu den gemäßigten Whigs, ohne sich jedoch besonders auszuzeichnen. In der großen Welt errang er dagegen durch Geist und Liebenswürdigkeit glänzende Erfolge, zeigte auch literarisches Talent und schrieb das Lustspiel «The fashionable friends». Später schloß er sich Canning an, unter dem er 1827 auf kurze Zeit Obersecretär für Irland war, worauf er nach dem Tode seines Vaters 22. Juli 1828 die Peerswürde erbte. Bei der Bildung des Ministeriums Grey 1830 übertrug man ihm als Staatssecretär die Verwaltung des Innern. Auf diesem unter damaligen Umständen schwierigen Posten bewies er Umsicht und Versöhnlichkeit; als daher Grey im Juli 1834 seine Entlassung nahm, wurde M. als erster Lord des Schatzes an die Spitze der Regierung berufen, die sich jedoch schon 14. Nov. 1834 auflöste. Peel und Wellington übernahmen nun mit ihrer Partei das Staatsruder, sahen sich aber durch die Majorität im Unterhause genöthigt, ihre Aemter im April 1835 niederzulegen. M. erhielt jetzt zum zweiten mal den Auftrag, ein Whigministerium zu bilden, welches sich sechs Jahre lang, wiewol unter großen Schwankungen, behauptete. Unterdessen war er 1836 wegen eines angeblichen Verhältnisses mit Mrs. Norton in einen Proceß verwickelt, der zwar mit seiner Freisprechung endete, aber ihm in der öffentlichen Meinung nicht wenig Schaden zufügte. Zum Theil entschädigte ihn das freundliche Verhältniß, in dem er seit der Thronbesteigung der Königin Victoria zu dem Hofe stand. Doch verlor seine Verwaltung, die sich

bald nur auf eine Fraction der Whigs stützte, immer mehr das Vertrauen der Parteien. So mußte er denn nach langem Sträuben 28. Aug. 1841 dem Ministerium Peel das Feld räumen. Als die Whigs 1846 wieder ans Ruder kamen, lehnte M. seines vorgerückten Alters halber jede Betheiligung an der Regierung ab. Er starb 24. Nov. 1848. Seine Gemahlin, die durch ihre Verbindung mit Lord Byron sowie durch ihre Romane bekannte Lady Caroline Lamb, Tochter des Grafen von Beßborough, war ihm schon 25. Jan. 1828 vorangegangen. — Sein Bruder, Frederick James Lamb, geb. 17. April 1782, war als Diplomat ausgezeichnet und fungirte nacheinander als Gesandter in Frankfurt, Lissabon, Madrid und Wien. Im April 1839 ward er zum Lord Beauvale erhoben, folgte dann seinem Bruder als dritter Viscount Melbourne und starb 29. Jan. 1853. Er war seit dem 25. Febr. 1841 mit Adele, Tochter des preuß. Ministers Grafen Joachim Karl Ludwig Mortimer von Maltzahn vermählt. Da jedoch diese Ehe kinderlos blieb, so erlosch mit ihm der Titel, die bedeutenden Güter des Hauses aber gingen auf seine Schwester, Emily Mary, Witwe des Grafen Cowper und Gemahlin Lord Palmerston's, geb. 21. April 1787, über. — Ein dritter Bruder, George Lamb, geb. 11. Juli 1784, Unterstaatssecretär im Ministerium des Innern, starb bereits 2. Jan. 1834.

Melbourne, die Hauptstadt und der Haupthandelsplatz der brit. Colonie Victoria im südl. Australien, jetzt die größte und volkreichste Stadt dieses Erdtheils, liegt 125 M. im SSW. von Sidney, an beiden Ufern des nur für kleinere Schiffe fahrbaren Yarra-Yarra, ½ M. von dessen Mündung in die Hobsonsbai. Letztere ist der von den großen Seeschiffen zum Löschen benutzte Hintergrund des Port-Philipp, eines Meerbusens, der von S. gegen N. 8 M. in das Land einschneidet und eine Breite von 9 M., dagegen aber einen schmalen und gefahrvollen Eingang hat. Westlich von der Hobsonsbai liegt die Vorstadt Williamstown, der Seehafen M.s, seit 1854 durch Eisenbahn und Telegraph mit der Stadt verbunden. An dem Molo, der 2045 F. weit in die Bai reicht, können die größten Schiffe anlegen. Wo jetzt das große, reiche M. steht, ließen sich vor 30 J. die ersten Ansiedler aus Tasmania nieder, Weideland für ihre Heerden suchend. 1837 wurde die kleine Niederlassung officiell als Stadt anerkannt und nach dem Premierminister Lord Melbourne benannt, welcher der Colonie, d. h. der Stadt mit ihren nächsten Umgebungen, den Namen Port-Philipp gab. M. wuchs anfangs langsam und hatte 1851, kurz vor der Entdeckung der Goldfelder im Hinterlande, nicht über 15000 E. Dann aber nahm sie durch den Verkehr mit den Minen und die massenhafte Einwanderung einen beispiellosen Aufschwung; bereits 1854 belief sich die Bevölkerung mit Einschluß der Vorstädte auf 71188, 1857 auf 89023, 1861 auf 123000 und 1865 auf mehr denn 140000 E. Seit 1847 ist M. der Sitz eines Bischofs, seit 1852 der legislativen Assembly der 1851 organisirten Colonie Victoria. Der älteste Stadttheil hat zwar noch ein übles Ansehen, aber die neuen Theile zeigen, nachdem die provisorischen Baracken der Goldsucher verschwunden, solide, theilweise sehr schöne Steinhäuser und gerade, breite, sich rechtwinkelig schneidende Straßen, die in der Mitte macadamisirt, an den Seiten mit Trottoirs versehen und mit Gas erleuchtet sind. Bedeutende öffentliche Gebäude, prächtige Privathäuser, ungeheuere Waarenspeicher, große Squares, herrliche Parks, der außerordentliche Verkehr in Stadt und Hafen sowie mit der schönen Umgebung, die mit volkreichen, durch Eisenbahnen verbundenen Ortschaften bedeckt ist, verleihen M. einen durchaus großstädtischen Charakter. Das Trinkwasser erhält die Stadt durch die mit einem Kostenaufwand von 820000 Pfd. St. hergestellten, 1857 eröffneten Yan-Yean-Water-Works, eine großartige Leitung aus einem künstlich abgedämmten See, der 4⅛ M. von der Stadt entfernt liegt. Unter den öffentlichen Gebäuden sind zu nennen das Parlamentshaus, das Gouvernementspalais, das Stadthaus, das 1859 eröffnete Postamt, ein prachtvoller Bau im ital. Stil, der Bazar (Queen's Arcade), die Markthalle, das Ausstellungsgebäude, der Gerichtshof, das Universitäts- und das Bibliotheksgebäude. Fast alle Confessionen haben ihre Kirchen, die zahlreichsten die Episkopalen, Wesleyaner, Presbyterianer und Katholiken. Außerdem besitzt M. drei Theater, einen Circus, Gefängnisse, ein Großes Krankenhaus, Hospitäler und Waisenhäuser, eine Gebäranstalt, Zufluchtsstätten für Arme, ein Irrenhaus sowie mehrere andere wohlthätige Anstalten und Gesellschaften. Die 15. April 1855 eröffnete Universität ist in Bezug auf Verleihung von Diplomen den engl. Universitäten gleichgestellt. Mit ihr verbunden ist das Nationalmuseum für Naturgeschichte, Fabrikwesen und Bergbau. Auch hat M. ein Statistisches Bureau, einen Botanischen Garten, ein meteorolog. Observatorium, eine Sternwarte (37° 49′ 53″ südl. Br. und 162° 38′ 33″ östl. L. von Ferro), eine 1856 eröffnete Bibliothek (1861: 29120 Bände), verbunden mit einem 1861 eröffneten Kunstmuseum. Ferner bestehen Collegien und Gymnasien sowie zahlreiche National- und Privatschulen, Sonntagsschulen jeder Confession, Abendschulen für die Bildung

Erwachsener, ein Handwerkerinstitut, die königliche und andere wissenschaftliche und literarische Gesellschaften. Die Zahl der in M. erscheinenden Zeitungen, darunter auch deutsche, und periodischen Schriften belief sich bereits 1861 auf 50. Unter den industriellen Etablissements sind besonders die Dampf- und Wassermühlen für Getreide, die Talgsiedereien, die Werfte, die Gießereien hervorzuheben. Als große Handelsstadt hat M. auch eine Handelskammer, eine Börse, mehrere Banken, verschiedene Creditanstalten, Actien-, Assecuranz-, Eisenbahn- und Schiffahrtsgesellschaften. Die 1854 zwischen M. und Williamstown eröffnete Telegraphenlinie war die erste auf der südl. Hemisphäre. Gleichzeitig begann der Bau von Eisenbahnen, die theils in die Umgebungen, theils in die Golddistricte im Innern führen. Segel- und Dampfschiffahrtsverkehr findet nach allen austral. Colonien statt, außerdem nach Batavia, über Point-de-Galle (Ceylon) nach Aden und Suez, nach San-Francisco in Californien, nach Callao in Peru, um das Cap Hoorn und um das Cap der Guten Hoffnung nach Europa. Die Hauptausfuhrartikel sind Gold, Wolle, Häute und andere Rohproducte. Andererseits ist M. der Hauptstapelplatz des Südens namentlich für Manufacte, mit denen es jetzt die übrigen austral. Colonien größtentheils versieht. In allen Erwerbszweigen zeigt sich im ganzen ein sicheres Fortschreiten.

Melchisedek, d. h. König der Gerechtigkeit, erscheint 1 Mos. 14 als Priesterkönig von Salem (Jerusalem), dem Abraham gezinst habe. Nach Geiger's Vermuthung würde der Abschnitt über M. erst aus der nachexilischen Zeit stammen und auf eine ideale Schilderung des zadokitischen Priestergeschlechts abzwecken, welches zur Zeit des zweiten Tempels die Juden theokratisch regierte. Im Hebräerbriefe wird vermöge allegorischer Auslegung der alttestamentlichen Stelle M. als Typus auf Christum, den wahren Hohenpriester, betrachtet. Hierax, ein Anhänger des Origenes im 3. Jahrh., deutete den M. allegorisch vom Heiligen Geiste. — Melchisedekiten ist der Name einer gnostischen Sekte des 3. Jahrh., welche M. für ein himmlisches Wesen hielten, welches in ihrem System die Stelle des Erlösers einnahm, während ihnen Christus ein bloßer Mensch war. Ein gewisser Theodotos, der Wechsler genannt, scheint diese Lehre benutzt zu haben, um die ältere unitarische Lehre Theodot's von Byzanz weiter zu bilden.

Melchthal (Arnold vom), einer der Gründer der schweiz. Freiheit, hieß eigentlich von der Halden; M. nannte er sich nach seinem Wohnorte im Canton Unterwalden. Als der österr. Landvogt von Landenberg dem Vater Arnold's, Heinrich, einem reichen Landmann, um geringer Ursache willen ein Paar Ochsen vom Pfluge wegnehmen ließ und der Knecht des Zwingherrn dabei äußerte: «Die Bauern mögen den Pflug selbst ziehen, wenn sie Brot haben wollen», konnte der Sohn sich nicht halten und schlug den Knecht. Um der Rache des Landvogts zu entgehen, flüchtete er; doch dieser ließ dem Vater die Augen ausstechen. Sofort verband sich nun M. mit seinen Freunden Walther Fürst und Werner Stauffacher, und alle drei, nebst 30 Männern, die sie mitgebracht, beschworen in der Nacht auf die Mittwoch vor Martini des J. 1307 auf dem Rütli am Waldstättersee den Bund zur Rettung des Vaterlandes. Jeder verpflichtete sich, in seinem Canton die Sache des Volks zu vertheidigen und dasselbe mit Beirath der Gemeinden um jeden Preis in den Genuß seiner Freiheit zu setzen. Dabei aber wurde ausdrücklich verabredet, den Grafen von Habsburg in seinen Gütern und Rechten nicht zu schädigen, sich nicht vom Deutschen Reiche zu trennen und den Aebten und Edeln nicht zu verweigern, was ihnen gebühre. Auch sollte so viel als möglich vermieden werden, das Blut der Landvögte zu vergießen, da die Verbündeten nur das Verlangen hegten, sich selbst und ihren Nachkommen die von den Altvordern ererbte Freiheit zu sichern. Der Tag der Freiheit erschien mit dem 1. Jan. 1308. Der Schweizerchronist Tschudi ist die Quelle der Erzählung.

Melde, s. Atriplex und Chenopodium.

Meleager, der Sohn des Oeneus, Königs von Kalydon, und der Althäa und Gemahl der Kleopatra, nahm in seiner ersten Jugend am Argonautenzuge theil und war vorzüglich als Jäger berühmt. Seine merkwürdigste That ist die Erlegung des Kalydonischen Ebers, welche er unter Beihülfe einiger andern Helden und der Atalanta (s. d.) vollbrachte. Oeneus nämlich hatte einstmals der Artemis Opfer darzubringen vergessen, während die übrigen Götter sämmtlich deren in reichlichem Maße erhalten hatten. Hierüber erzürnt, sendete die Göttin einen gewaltigen Eber in die kalydonischen Gefilde, der alles verwüstete. M. erlegte ihn. Nun erregte die Artemis Streit über den Kopf und die Haut des Ebers zwischen den Aetolern, den Inhabern von Kalydon, und den Kureten. Solange M. mit gegen die Kureten auszog, war der Sieg stets auf seiten der Aetoler; als er aber dieses infolge der Verwünschungen seiner Mutter unterließ, deren Bruder er im Kampfe erschlagen, wurde Kalydon von den Kureten hart bedrängt. Umsonst baten ihn lange Zeit die Aeltesten der Stadt und die Seinigen, wieder am Kampfe theil-

zunehmen. Endlich ließ er sich von seiner Gattin bewegen und vertrieb die Kureten. Weiter erfährt man aus Homer nichts. Spätere bildeten diese Sage mannichfach aus. Nach einem Orakel war dem M. von dem Schicksale so lange zu leben verstattet, als ein während seiner Geburt auf dem Herde liegendes Scheit von dem Feuer nicht verzehrt würde. Als Althäa dieses gehört, nahm sie das brennende Scheit vom Herde, löschte es aus und verbarg es in einer Kiste. Nachdem er aber ihren Bruder getödtet, warf sie jenes in die Flamme, und M. starb. Althäa und Kleopatra erhängten sich. Von den Künstlern wird M. dargestellt als ein schlanker, kräftiger Jüngling mit breiter Brust, gelocktem Haare und einer zurückgeschlagenen und nach Art der Jäger und Aetoler um den linken Arm gewickelten Chlamys; sein Attribut ist der Eberkopf, auf den er sich stützt.

Meleager, ein griech. Epigrammendichter aus Gadara in Palästina oder Syrien, lebte um 60 v. Chr. noch unter den letzten Ptolemäern und machte sich dadurch namentlich verdient, daß er aus den epigrammatischen und ähnlichen Dichtungen der frühern und spätern Zeit unter dem Titel «Stephanos» (d. i. Kranz) eine reichhaltige Sammlung veranstaltete, welche die Erzeugnisse von 46 zum Theil berühmten Dichtern umfaßte, aber untergegangen ist. Seine eigenen Poesien, von denen wir noch eine ziemliche Zahl besitzen, sind von Manso (Jena 1798) und am vollständigsten von Gräfe (Lpz. 1811) gesammelt und herausgegeben worden.

Melendez Valdes (Don Juan), einer der ausgezeichnetsten neuern Dichter Spaniens, geb. 11. März 1754 in dem Flecken Ribera del Fresno im Bisthum Badajoz, machte seine philos. Studien in Madrid und studirte nachher mit Unterstützung des Bischofs von Segovia zu Salamanca die Rechte. Hier hielt sich damals der Dichter Cadalso (s. d.) auf, und bald war M. der Ausgezeichnetste in dem um jenen versammelten Kreise gleichgesinnter junger Leute. Von ihm datirt das Wiedererwachen des Nationalbewußtseins, das Abwerfen der franz. Fesseln und die Rückkehr zu den heimischen classischen Mustern. Er besang in dieser seiner Jugendperiode die Freuden des Studenten- und Landlebens mit reizender Anmuth und einfacher Natürlichkeit in den alten Nationalformen. Selbst die Akademie krönte 1780 seine berühmte Ekloge «Batilo». Im folgenden Jahre lernte er in Madrid Jovellanos persönlich kennen, durch dessen Einfluß er Professor an der Universität zu Salamanca wurde. 1789 erhielt er eine Anstellung bei der Audiencia in Saragossa, 1791 in der Justizkanzlei zu Valladolid und 1797 als Fiscal beim Obercriminalgerichtshofe zu Madrid, wo er nun auch Gelegenheit fand, sich als öffentlicher Redner im glänzendsten Lichte zu zeigen. Er hatte Hoffnung, zumal unter dem Einflusse des Justizministers Jovellanos, zu den höchsten richterlichen Würden emporzusteigen; doch schon im folgenden Jahre sah er sich in den durch den Friedensfürsten herbeigeführten Sturz des Jovellanos verwickelt und wurde zunächst nach Medina del Campo und 1800 nach Zamora verwiesen. Erst 1802 gelang es seinen Freunden, ihm die Rückkehr auszuwirken, worauf er Salamanca zu seinem Aufenthalte wählte. Nach dem Sturze des Friedensfürsten kehrte er nach Madrid zurück, aber nicht in die Studirstube, wie er sich gewünscht hatte, sondern sehr verwickelt in das Treiben der Parteien. Daß er sich durch Murat bewegen ließ, eine Reise nach Asturien zu machen, um die Gemüther zu beruhigen, brachte ihn in Oviedo dem Tode so nahe, daß er von dem gegen ihn als Vaterlandsverräther empörten Volke bereits hinausgeführt wurde, um erschossen zu werden. Fast durch ein Wunder gerettet, kehrte er nach Madrid zurück, wo er, anstatt der Patriotenpartei sich anzuschließen, durch Napoleon's persönliche Aufforderung geschmeichelt, sich bewegen ließ, Fiscal, Staatsrath und Präsident der Junta des öffentlichen Unterrichts zu werden. Die Folge davon war, daß er bei dem Siege der nationalen Sache mit den Franzosen flüchten mußte und als Vaterlandsverräther proscribirt wurde. In Frankreich kaum vor Mangel geschützt, starb er zu Montpellier 24. Mai 1817. Seine gesammelten Gedichte, die 1785 zuerst in einem Bande erschienen, dann in der zweiten Auflage drei Bände füllen (Valladolid 1797), von denen aber die neu hinzugekommenen sich durchaus nicht mehr mit jenen seiner ersten Dichterperiode vergleichen lassen, erschienen nach seinem Tode in der von ihm selbst vorbereiteten dritten Auflage (4 Bde., Madr. 1820; wieder abgedruckt, Par. 1832; neuere Aufl., Barcel. 1838). Neben den Gedichten sind von M. noch die «Discursos forenses» (Madr. 1820) zu erwähnen. Aber nicht allein durch seine eigenen Werke, sondern auch durch seinen noch dauernden Einfluß auf die Entwickelung der span. Poesie sowie durch seine zahlreichen Schüler und Nachahmer hat er sich den Namen eines Restaurador del Parnaso erworben.

Meli (Giovanni), der berühmteste sicil. Dichter, geb. 4. März 1740 zu Palermo, wurde in den dortigen Jesuitenschulen erzogen und studirte Medicin, Botanik und Chemie, welche letztere er auch an der Universität zu Palermo öffentlich lehrte. Das Studium der ital. Classiker,

besonders des Ariost, regte ihn früh zu eigenen dichterischen Versuchen an, zuerst in toscan. Sprache, die er bald und für immer mit der sicil. Mundart vertauschte, ermuntert durch den Beifall der literarischen Akademie im Hause seines Gönners, des Prinzen Antonio Lucchesi Palli von Campofranco. Bald hatte er seine Vorgänger, Antonio Veneziano von Monreale (gest. 1593), Pier Fulloni (gest. 1670) und Simon Marchese Rao y Requesenz (gest. 1659), weit überflügelt und sich eine unumschränkte Popularität gewonnen. Man hat ihn treffend den sicil. Burns genannt. Aber die schönsten seiner Lieder sind zugleich von einer griech. Anmuth und Heiterkeit beseelt, die den Volksdialekt zum Ausdruck der lieblichsten anakreontischen und theokritischen Stimmungen adelt, eine unvergleichliche Vereinigung echter Naturlaute und künstlerischer Durchbildung. Weniger glücklich als in seinen Oden, Canzonen, Sonetten und bukolischen Gedichten war er in den epischen Dichtungen «La fata galante», «L'origine del mondo» und dem heroisch-komischen «Don Chisciotte», der, halb Bearbeitung halb Fortsetzung des span. Originals, für die Mängel der Composition nur durch einzelne glänzende komische Einfälle entschädigt. Unter den zahlreichen Ausgaben seiner Werke zeichnet sich die von Palermo 1847 auch durch ein brauchbares Glossar der Mundart aus. Uebersetzungen, zunächst ins Toscanische, erschienen schon früh. Eine Auswahl seiner Lieder ist von Gregorovius trefflich verdeutscht worden (Lpz. 1856). M. starb 20. Dec. 1815 zu Palermo. Eine Sammlung seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten erschien unter dem Titel «Varii opuscoli» (Palermo 1837).

Melibocus, bei Ptolemäus Melibokon Oros, bezeichnet bei den Alten ein Gebirge im nördl. Theile Germaniens, vermuthlich den Harz oder den Thüringerwald. Seltsamerweise ist dieser Name (mit veränderter Quantität der vorletzten Silbe) auf einen der besuchtesten Gipfel des Odenwaldes im Großherzogthum Hessen übertragen worden. Dieser Melibŏcus oder Malchen erhebt sich da, wo der Nordwestrand des Odenwaldes am weitesten in die Ebene tritt, östlich von Zwingenberg an der Bergstraße und der Eisenbahn, zu 1600 F. Es ist eine imposante Granitmasse mit einem 1777 erbauten, 80 F. hohen Aussichtsthurm auf dem Gipfel, der nicht beschwerlich zu ersteigen und auch zu Wagen erreichbar ist. Die Aussicht umfaßt das Rheinthal von Speier bis unterhalb Mainz, bis zu den Vogesen und dem Donnersberg, den Main bis zum Taunus und Vogelsberg. Oestlich vom M., durch ein tiefes Thal von ihm getrennt, breitet sich auf einem Raume von 500 Schritt Länge und 200 Schritt Breite, von Hochwald umgeben, das sog. Felsenmeer aus, eine Anhäufung von gewaltigen, wild durcheinandergeworfenen, kahlen, abgerundeten Syenitblöcken, die man in alter Zeit zu architektonischen Zwecken verwendet hat. Noch liegt hier aus der Römerzeit die eine Hälfte der Riesensäule, deren andere Hälfte man in den altröm. Bauwerken Triers wiedergefunden zu haben glaubte. Sie ist 32 F. lang, hat unten $4^1/_2$, oben $3^1/_2$ F. im Durchmesser und ist ohne Zweifel an Ort und Stelle ausgehauen. Der Plan, sie als Denksäule auf das Schlachtfeld von Leipzig zu bringen, ist an der Schwierigkeit der Fortschaffung gescheitert. Der benachbarte, bei Balkhausen gelegene Felsberg, 1591 F. hoch und oben mit einem Forsthause versehen, gewährt ostwärts über einen großen Theil des Odenwaldes bis zum Spessart und bis nach Aschaffenburg eine noch weit freiere Aussicht als der M.

Melilōtus, Honigklee, auch Steinklee, Melilote und Melote, ist der Name einer zur Familie der Schmetterlingsblütler, Abtheilung der Kleegewächse (Loteen), gehörenden Pflanzengattung, welche sich von der eigentlichen Kleegattung durch blattwinkelständige, gestielte Blütentrauben, Aehren oder Köpfchen, durch die nicht verwachsenen Blumenblätter, die nach dem Verblühen abfallen, und durch die deshalb nackte, übrigens eigenthümlich gestaltete Hülse unterscheidet. Alle Arten dieser Gattung haben dreifingerige Blätter und besitzen einen eigenthümlichen, starken, süßlichen Geruch (Melotengeruch). Von der in Ungarn heimischen großwurzeligen Melote (M. macrorrhiza) und der überall in Deutschland auf Schutt, an Wegen, Hecken vorkommenden gebräuchlichen Melote (M. officinalis L.), welche beide verlängerte Trauben mit gelben Blüten tragen, sind die obern blühenden Theile in der Heilkunde unter dem Namen Summitates oder Flores Meliloti als krampfstillendes Mittel, jetzt aber nur äußerlich zu zertheilenden Umschlägen gebräuchlich. Auch wird aus ihnen das bekannte Melotenpflaster bereitet. Die bei uns ebenfalls einheimische, oft mit dem gelben Honigklee zusammen vorkommende weiße Melote (M. alba), welche bisweilen mannshoch wird und weiße Blumen trägt, ist minder kräftig und als Heilmittel weniger wirksam. Man hatte diese Pflanzen, besonders die zweite und dritte, unter dem Namen Riesenklee für die Landwirthschaft empfohlen; allein als Futterkraut taugen sie nicht, da die Milch des Melkviehes den widrigen Geruch und Geschmack der Melote annimmt und ungenießbar wird. Selbst der im Gehöfte aufgehäufte Mist der

damit gefütterten Thiere verbreitet einen unausstehlichen Melotengestank. Die Melote bietet aber ein sehr gutes Pferdefutter und wird zu diesem Behufe in England angebaut. Zur Abwehr gegen Insekten werden die Pflanzen auch in Pelzwerk und wollene Kleider gelegt; deshalb nennt man sie auch Mottenkraut. Die blaue Melote oder Schabziegerklee (M. caerulea), welche in Nordafrika einheimisch ist, aber in mehrern Gegenden Europas, z. B. in der Schweiz, Tirol u. s. w., häufig angebaut wird, trägt kurze kopfförmige Trauben mit hellblauen Blumen. Diese Pflanze, die den Melotengeruch im höchsten Grade besitzt, wird in der Schweiz (z. B. zu Mollis im Canton Glarus) zur Bereitung des Schabziegers oder grünen Kräuterkäses verwendet. Der Geruch der frischen Pflanze ist je nach der Witterung bald stärker, bald schwächer, und daher behauptete man früher sogar, daß sie den Geruch siebenmal des Tages verliere und wieder bekomme, woher sie den Namen Siebengeruch oder Siebenzeit erhielt. Uebrigens riecht die Melote im getrockneten Zustande noch stärker als im frischen. Früher war sie auch als schmerzstillendes, zertheilendes, harn- und schweißtreibendes, auswurfbeförderndes und wundheilendes Heilmittel vielfach im Gebrauche. Der Träger des starken Aroms der Meloten ist das auch im Ruchgras und im Waldmeister vorkommende Cumarin (s. d.).

Melioration nennt man die Verbesserung eines Grundstücks oder einer ganzen Wirthschaft. Das Gegentheil heißt Deterioration. Um sich bei der M. vor Misgriffen zu schützen, hat man vorher den zur Ausführung nöthigen Aufwand zu berechnen und sich durch Versuche im kleinen von dem wahren Nutzen der M. zu überzeugen. Erweist sich dabei die Verbesserung als nutzbringend, so ist die Ausgabe dafür zu machen, selbst wenn die nöthigen Fonds dazu geliehen werden müßten, weil durch solche Verbesserungen ein bleibender Gewinn, nämlich eine hohe Verzinsung des aufgewandten Kapitals erzielt wird. — Rechtlich kommen die Meliorationen vorzüglich zur Sprache, wenn jemand ein Grundstück, Landgut, Haus oder Lehn wieder herausgeben muß, welches er als vermeintlicher Eigenthümer, als Nutznießer, Vasall, Pachter u. s. w. bisher innehatte. Dabei werden nothwendige, nützliche und zum bloßen Vergnügen gereichende (impensae necessariae, utiles und voluptuariae) unterschieden. Die nothwendigen, zur Erhaltung der Sache gereichenden M. müssen einem jeden vergütet werden, wenn er auch wußte, daß er kein Recht an der Sache hatte (possessor malae fidei); auch die nützlichen müssen wenigstens dem, welcher die Sache in redlichem Glauben besaß (possessor bonae fidei) in der Regel ersetzt werden. Zum Vergnügen gemachte M. kann blos der redliche Besitzer bei der Wiederherausgabe der Sache trennen, wiewol nur, soweit dieses ohne Schaden der Substanz möglich ist.

Melisse (Melissa L.) ist eine Pflanzengattung aus der 14. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und aus der Familie der Lippenblütler und durch einen zweilippigen Kelch mit flacher Oberlippe, deren Seitenzähne in einen Kiel gefaltet sind, und durch die bogig zusammenneigenden Staubgefäße unterschieden. Hierher gehört die gebräuchliche M., auch Garten- oder Citronenmelisse (M. officinalis L.) genannt, ein im südlichern Europa einheimisches, aufrechtes, ausdauerndes Kraut, mit grasgrünen, eirunden Blättern, blattwinkelständigen, einseitswendigen Halbwirteln der Blüten und weißen Blumen. Die ganze Pflanze besitzt einen angenehmen citronenartigen Geruch und wird deshalb auch bei uns häufig in Gärten gezogen. Das Kraut ist in der Heilkunde als gelind schweißtreibendes und nervenstärkendes Heilmittel bei Blähsucht, Kolik, Magenkrampf, Magenkatarrh u. s. w. gebräuchlich; oft wird aber dafür eine melissenähnlich riechende Varietät der auch in Deutschland, besonders in Kalkgegenden auf Schutt vorkommenden gemeinen Katzenminze (Nepeta cataria L.) fälschlicherweise genommen. Die sog. türkische M., welche frisch melissenartig, aber minder angenehm riecht und bei uns öfters zum Würzen mancher Speisen verwendet wird, gehört einer ganz andern Pflanzengattung an und führt den systematischen Namen türkischer Drachenkopf (Dracocephalum Moldavica L.). Dieselbe ist durch die in lange Borsten endigenden Sägezähne der Deckblätter der blauen oder weißen, mit starkaufgeblasenem Schlunde versehenen Blumen leicht zu unterscheiden.

Melissus, aus Samos, ein griech. Philosoph, vielleicht derselbe, der als Staatsmann und Feldherr erwähnt wird, blühte um 440 v. Chr. und war ein Anhänger der eleatischen Philosophie. Von Parmenides wich er hauptsächlich dadurch ab, daß er das Sein für unbegrenzt und unendlich erklärte und daraus erst die Einheit dessen, was ist, ableitete. Uebrigens suchte er den Grundgedanken der eleatischen Philosophie vornehmlich auf indirecte Weise zu vertheidigen, indem er nachwies, daß die Erscheinungswelt mit ihren Veränderungen dem Begriffe des Seins nicht entspreche und man daher zu der entgegengesetzten Annahme eines einigen und unveränderlichen Seins genöthigt sei.

Melk oder Mölk, ein Marktflecken und Hauport des gleichnamigen Bezirks im Kreise Ober-Wienerwald des Erzherzogthums Oesterreich unter der Ens, an der Mündung der Bielach in die Donau und an der Westbahn, zählt (1857) 2897 E. und hat eine Pfarrkirche, die 1481 erbaut und durch alte Steinarbeiten und Bilder ausgezeichnet ist. Besonders berühmt ist der Ort wegen der durch ihren Reichthum, ihre reizende Lage und Bauart berühmten Benedictinerabtei M. Dieselbe liegt über dem Orte auf dem 180 F. hohen felsigen Klosterberge. Die Klostergebäude sind 1719—36 im schönsten ital. Stile aufgebaut, aber nicht vollendet und gewähren mit ihren Thürmen und Kuppeln einen imposanten Anblick. Die Stiftskirche St.-Peter und Paul, eine der schönsten in Oesterreich, hat in der Mitte eine sehr hohe, schöne Kuppel, rund herum mit Fenstern erleuchtet, Decken- und Frescogemälde, eine Orgel mit 42 Registern, die Gruft der Babenberger und das Grab des heil. Koloman. Im Stifte, welches von bedeutendem Umfange, befindet sich eine theol. Lehranstalt, ein öffentliches Obergymnasium, ein Convict, eine Musikschule für Chorknaben, eine bedeutende Bibliothek von 25000 Bänden und mehr als 1500 alten Handschriften und Urkunden, eine Hauskapelle mit schönen altdeutschen Gemälden, ein Naturaliencabinet, eine Münzsammlung, ein Botanischer Garten. In dem Kirchenschatze befindet sich unter anderm das sog. Melkerkreuz, ein Kelch aus Donauwaschgold. Das Wasser wird durch eine Kunstmaschine aus halbstündiger Entfernung herbeigetrieben. Ursprünglich stand hier ein von den Römern erbautes Castell, Namare, welches den Avaren mit Erfolg widerstand. Das Kloster kommt urkundlich schon 861 vor. Später wurde der Ort einer der festesten Plätze der Magyaren, bis ihnen Markgraf Leopold I. 984 denselben abnahm und zu seiner Residenz wählte. Das Kloster wurde 1089 aufgehoben und von Leopold II. als Abtei mit Benedictinern aus Subiaco besetzt. Leopold IV. vermehrte die Güter dieses Klosters, welches zugleich unmittelbar unter die Gerichtsbarkeit des Papstes kam. Als später Unordnung eingerissen war, sendete Papst Martin V. 1420 abermals Benedictiner aus Subiaco zur Reformirung der Mönche dahin. Eine große Anzahl deutscher Klöster schloß sich an diese Reform unter dem Namen der Congregation von M. an; auch wurde dieselbe 1623 unter den rein österr. Klöstern noch inniger befestigt. Am Hauptthore des Klosters stehen noch mächtige runde Bastionen, Ueberreste der ehemaligen Befestigungswerke, welche das Stift in frühern Jahrhunderten mehrmals gegen feindliche Angriffe geschützt haben. 1612 hielt dasselbe sogar eine Belagerung aus, und noch im Juli 1685 wurde es vom Abte Müller gegen die Türken vertheidigt. Vgl. Keiblinger, «Geschichte des Benedictinerstifts M.» (Wien 1851).

Mellin (Gustaf Henrik), einer der namhaftesten schwed. Schriftsteller, geb. 23. April 1803 zu Revolax in Finland, kam nach dem Tode seiner Aeltern 1816 nach Schweden in das Haus des Dichters Franzén, der sich seiner väterlich annahm, und studirte seit 1821 Theologie zu Upsala. Nachdem er 1829 die Priesterweihe erhalten, lebte er in Stockholm, bis er 1851 als Pastor nach Norra Wram in Schonen berufen wurde. Schon seine ersten novellistischen Versuche, namentlich «Blomman på Kinnekulle» (3. Aufl., Stockh. 1831), «Anna Reibnitz» (2. Aufl., Stockh. 1833) und «Sivard Kruses Bröllop» (2. Aufl., Stockh. 1832), fanden den allgemeinsten Beifall und stellten ihn zugleich in die Reihe der besten Prosaisten Schwedens. Die Stoffe zu seinen Romanen sind meist der vaterländischen Geschichte entlehnt. Dahin gehören: «Johannes Fjällman» (2 Bde., Stockh. 1831—33); «Flickorna i Askersund» (Stockh. 1832); «Gustaf Brahe» (Stockh. 1832); «Helena Wrede» (Stockh. 1834); «Pawo Nissinen» (2. Aufl., Stockh. 1838); «Jacob Casimir de la Gardie» (Stockh. 1849) und mehreres andere, was M. selbst in den «Svenska historiska Noveller» (4 Bde., Stockh. 1846) zusammenstellte. Sonst sind von seinen außerordentlich zahlreichen novellistischen Arbeiten, die zum Theil auch in dem 1831—45 von ihm herausgegebenen Taschenbuche «Winterblommor» erschienen, noch zu erwähnen: «Den gamla Grefvinnan» und «Den unga Grefvinnan»; ferner «Kolarflickan»; «Öjungfrun»; «Naema»; «Prinsessan af Angola»; «Fröknarna»; «Kolmårds Boerna»; «Fremdlingen bland Sina»; «Ulla Fersen»; «Fremdlingen på Als»; «Tåget öfwer Store Belt» u. s. w. Eine Gesammtausgabe seiner novellistischen Schriften erscheint seit 1866. Nicht minder productiv war M. auf dem Gebiete der Geschichtschreibung. So veröffentlichte er unter anderm: «Krigen och Statshvälfningerna i våra Dagar» (Stockh. 1849); «Trettioåriga kriget» (Norrköping 1847—49); «Oscar I:s historia» (Stockh. 1844); «Den skandinaviska Nordens Historia» (2 Bde., Stockh. 1850—53); ferner die biographischen Werke «Sveriges store män» und «Sveriges märkvärdigaste Fruntimmer» u. s. w. Diese und ähnliche Arbeiten sind zwar ohne wissenschaftliche Bedeutung und nur für das größere lesende Publikum berechnet, zeichnen sich aber durch eine gewandte und gute Sprache

vor andern Erscheinungen dieser Art vortheilhaft aus und haben in Schweden allgemeine Beliebtheit gefunden. Seine «Fäderlandets Historia» (4. Aufl., Stockh. 1852) gehört zu den verbreitetsten Büchern über schwed. Geschichte. Auch hat man von ihm einen brauchbaren Abriß der schwed. Literaturgeschichte (Stockh. 1834). Sonst verfaßte M. auch den Text zu dem Bilderwerke «Sverige framställdt i Teckningar» (1836—40). Seine Schriften über Stockholm sowie seine Reisehandbücher durch Schweden sind empfehlenswerth. In mehrern seiner Schriften bekundet M. eine feindselige Gesinnung gegen Rußland, wie namentlich in der poesiereichen Fiction «Sveriges sista strid» (Stockh. 1840). Kleinere Dichtungen verschiedener Art bilden den Inhalt der «Samlade Dikter» (Stockh. 1852). Die meisten Romane und Novellen M.'s sind auch in das Deutsche übersetzt worden.

Melnik, Stadt und Hauptort des gleichnamigen Bezirks im vormaligen Prager Kreise des Königreichs Böhmen, am rechten Ufer der Elbe, welche hier durch die gegenüber einmündende Moldau vollständig schiffbar wird, ist Sitz eines Bezirksamts und hat (1857) 3252 E. Der Ort besitzt eine sehenswerthe alte Dekanatskirche, ein altes Schloß mit der Kapelle der heil. Ludmille, ein sehr altes Rathhaus, einen 114 Ellen tiefen Stadtbrunnen. Bekannt ist der dortige Weinbau, welchen Kaiser Karl IV. durch Anlegung von Burgunderreben gründete.

Melo (Don Francisco Manuel de), eigentlich Mello, classischer Geschichtschreiber in span. Sprache, geb. 23. Nov. 1611 zu Lissabon aus einer altadelichen Familie, war für den gelehrten Stand bestimmt, trat aber im 17. J., nachdem er seinen Vater verloren, in Militärdienste. Als 1640 Portugal von Spanien sich trennte, wurde er als Anhänger des auf den Thron seines Vaterlandes erhobenen Hauses Braganza dem span. Hofe verdächtig und eingezogen. Nachdem er sich gerechtfertigt, verließ er auf immer die span. Dienste und begab sich nach Lissabon, um sich ganz dem Vaterlande zu weihen. Wie schon früher Spanien, diente er auch diesem in diplomatischen Verhandlungen, vorzüglich mit England und Holland, sowie durch seine militärischen Kenntnisse. Seine Feinde klagten ihn indeß fälschlich des Meuchelmordes gegen Francisco Cardoso an, und M. sah sich eingekerkert, seiner Güter verlustig erklärt und trotz seiner Rechtfertigung auf immer nach Brasilien verbannt. Doch erwirkten Ludwig XIII. und der Cardinal Mazarin 1648 seine Zurückberufung. Von nun an beschäftigte er sich fast ausschließend mit der Vollendung und Herausgabe seiner zahlreichen Werke, von denen gegen 100 Bände histor., polit., moralischen und poetischen Inhalts in Lissabon, Madrid, Rom, London, Lyon u. s. w. im Druck erschienen. M. starb zu Lissabon 13. Oct. 1666. Als seine berühmteste Arbeit ist zu betrachten die «Historia de los movimientos, separación y guerra de Cataluña en tiempo de Felipe IV.», welche er zuerst zu Lissabon 1645 herausgab, und von der mehrere Auflagen erschienen, die beste von Vicente Ferrer (2 Bde., Par. 1826—32), wieder abgedruckt in Ochoa's «Tesoro de hisdoriadores españoles» (Par. 1840) und in Tio's «Tesoro de los autores illustres» (Barcel. 1841). Diese Geschichte, die er als Augenzeuge und im Geiste der Alten schrieb, gilt auch von seiten des Stils als classisches Muster. Noch verdienen M.'s Gedichte, besonders die satirischen und komischen, erwähnt zu werden, die im Geschmacke Quevedo's, seines vertrauten Freundes, geschrieben sind («Las tres Musas de Melodino», Lissab. 1649 und Lyon 1665).

Melocactus, Melonencactus, nannte Fürst zu Salm-Dyck diejenigen Cacteen (s. d.), deren Körper kugelrund und mit erhabenen Längsrippen versehen ist, auf denen sternförmig gruppirte, oft sehr starke Stacheln stehen. An der Spitze tragen dieselben einen walzigen, zottigen Aufsatz, welcher die meist kleinen, aber lebhaft gefärbten Blüten entwickelt. Der gemeine Melonencactus (M. communis L.), welcher größer als ein Menschenkopf wird, wächst in sonnigen, felsigen, sandigen, wüsten Plätzen des tropischen Südamerika häufig. Man hat ihn die «Quelle der Wüste» genannt, weil er im Innern stets voll erfrischenden, wässerigen Saftes ist und daher in jenen wasser- und regenarmen Gebieten Menschen und namentlich Last- und Reitthieren, welche die stachelige Kugel mit einem Hufschlage öffnen, wobei sie sich freilich oft gefährlich am Hufe verletzen, eine Erfrischung bei quälendem Durste bietet.

Melodie heißt im allgemeinen die geregelte Tonfolge im Gegensatz zur Harmonie oder gleichzeitigen Tonverbindung (dem Zusammenklang), im besondern eine Tonreihe, welche sich durch den Wechsel der Verhältnisse nach Höhe und Tiefe sowie nach dem Zeitwerth dem Ohre als ein abgerundetes Ganzes oder als Glied eines Ganzen von bestimmtem Gepräge oder Gefühlsausdruck darstellt. Dann heißt auch oft die vorherrschende oder Hauptstimme eines Stücks M. Endlich wird auch im gewöhnlichen Sprachgebrauche das Wort M. für das angenehm Singbare (Cantabile) innerhalb eines Tonstücks gebraucht. Obwol in gewisser Beziehung ein

rein melodisches Element (das Höheverhältniß oder der Intervallwechsel) dem rhythmischen (Zeitverhältnisse) gegenübergesetzt werden kann, so ist doch eine klare rhythmische Gestaltung wesentliche Lebensbedingung aller M. Auch beim Choral erscheint der Rhythmus zwar auf die einfachsten Grundlagen, meist auf das Verhältniß von 1 : 2 zurückgeführt, aber unentbehrlich, und die schnellern Durchgangsnoten, die Verlängerung der vorletzten Noten bei gewissen Strophenschlüssen und selbst das scheinbar Unregelmäßige der Ruhepunkte in diesen Strophenschlüssen beweisen die Unabweisbarkeit einer Gliederung und Abwägung nach bestimmten Gesetzen. Die Lehre von der regelrechten Gestaltung der M. heißt Melodik. Wenn die Rhythmik, Harmonik und Formenlehre einen schon vorhandenen Stoff zur Grundlage haben, also mehr materieller und positiver Natur sind, so kann die Melodik nur die äußere Ausbildung der M. und die Vermeidung von Fehlern lehren, also nur formell und negativ verfahren. Sie kann aber das eigentliche Erfinden einer M. so wenig wie die Logik das Denken selbst lehren. Dasselbe ist vielmehr einzig Ergebniß einer glücklichen Naturgabe und kann nicht gelehrt, sondern nur geregelt werden.

Melodrama, im allgemeinen jedes mit Musik verbundene Schauspiel, im besondern eine Gattung des Dramas, in welcher die Declamation von Instrumentalmusik begleitet wird. Die Musik hat hierbei den Zweck, den Ausdruck der einer Dichtung zu Grunde liegenden Empfindungen zu verstärken und zu ergänzen. Selbständig entwickelte Formen, wie in der Oper, besitzt hier also die Musik nicht, sondern sie bleibt in allen ihren Bewegungen durch die Declamation bedingt, an diese durchaus sich anschließend, indem sie entweder in größern oder geringern Massen zwischen die Sätze und Perioden der Rede eintritt, oder mit der Rede zugleich und neben derselben hergeht. Demnach besteht diese Musik immer nur in abgerissenen, oft kurzen, mitunter nur einige Accorde enthaltenden Sätzen, von denen jeder für sich anhebt und aufhört, ohne mit den andern zusammenzuhängen. Monodrama nennt man das M., wenn nur eine Person, Duodrama, wenn zwei Personen in ihm thätig sind. In Deutschland bearbeitete zuerst (1775) der Dichter und Schauspieler Joh. Chr. Brandes (s. d.) die Gerstenberg'sche Cantate «Ariadne» und nachher Fr. Wilh. Gotter (s. d.) die «Medea» für melodramatische Darstellung, und Benda lieferte zu beiden Stücken die Musik. Dieselben fanden ihrerzeit großen Beifall und riefen viele Nachahmungen hervor, z. B. Reichardt's «Ino» und «Kephalus und Procris», Neefe's «Sophonisbe» und Abt Vogler's «Lampedo». Doch war der Erfolg der ganzen Gattung nur vorübergehend, da namentlich eine Person außer Stande ist, eine wirkliche dramatische Situation durchzuführen. Um diesen Mangel zu umgehen, suchte man dem M. eine durchaus lyrische Haltung zu geben, wodurch freilich der Widerspruch hervortrat, daß man stets Empfindungen und Gefühle vor sich hat, ohne daß die Handlungen, durch welche sie erzeugt werden, zur anschaulichen Kenntniß gelangen. Besser verhält es sich zwar mit dem Duodrama, wo bei zwei handelnden Personen die Möglichkeit noch eher gegeben ist, eine dramatische Handlung zu beginnen, zu verwickeln und zu vollenden. Aber auch dazu wird ein ausgezeichnetes Talent erfordert, indem die äußern Hülfsmittel immer noch sehr beschränkt sind. Hierzu kommt noch eine andere Schwierigkeit. Man glaubte dem M. einen ernsten Charakter verleihen zu müssen, um den Componisten hinlängliche Veranlassung zur Schilderung der Gefühle und Leidenschaften zu bieten. Weil aber die Handlung, bei dem Mangel an äußerer Bewegung, nothwendig sehr beengt bleibt, so ist auch damit nicht viel gewonnen. Bezüglich der Verbindung zwischen Poesie und Musik im M., so soll dieselbe den Ausdruck des Sprechenden verstärken; dann aber würde zweckmäßig die Rede selbst in Gesang übergehen. Nur ein Fall möchte denkbar sein, in welchem Musik mit gesprochener Rede sich verbinden kann, nämlich der, wo die Instrumentalmusik die Eindrücke der Natur und Umgebung auf den Sprechenden und Handelnden darstellt. Allein die Musik hat in der Schilderung der Naturgegenstände ein sehr beschränktes Gebiet und da der Mensch an sich über den Naturerscheinungen steht, so würde das Melodramatische nur da vollkommen gerechtfertigt sein, wo die Natur als ein Uebermächtiges, zauberisch Ueberwältigendes erscheint, oder Geistererscheinungen in die poetische Wirklichkeit treten, wie dies z. B. in der Scene der Wolfsschlucht im «Freischütz» der Fall ist. Endlich wird auch durch das Abwechseln zwischen Instrumentalmusik und Declamation die Ausbildung beider und ein befriedigender Totaleindruck fortwährend verhindert. Der Melodramendichter glaubt meist dem Componisten nicht genug Gelegenheit zur Entwickelung seiner Kunst zu geben, wenn er nicht fleißig die Empfindungen sich untereinander selbst bestreiten läßt. Dadurch entsteht ein solcher Mangel an Einheit in der musikalischen Darstellung, daß fast jede musikalische Periode, welche die Declamation unterbricht, einen verschiedenen Charakter zur Erscheinung bringt. Hieraus geht hervor, daß das M. eine Gattung dramatischer Erzeugnisse ist, die immer nur eine untergeordnete Wir-

kung hervorbringen kann, und die episodisch eingeflochtenen melodramatischen Partien in größern dramatischen Werken, wie z. B. in Goethe's «Egmont», erscheinen leicht als störend und fremdartig. Die spätern, von den Volkstheatern in Paris ausgegangenen M., z. B. «Die Waise und der Mörder», «Der Galerensklave» u. s. w., sind rohe Schauspiele, in welchen nur zuweilen das Melodramatische eingemischt ist, um den Effect zu steigern. Das Wesen des eigentlichen M. ist aber auch auf nichtdramatische Dichtungen übergetragen worden, indem z. B. Schiller's «Taucher» mit der begleitenden Composition Romberg's und Hebbel's «Heideknabe» mit Schumann's Musik declamirt werden. In ähnlicher Weise ist die Symphonie «Die Wüste» von Félicien David behandelt, und hier hat jede der beiden betheiligten Künste größere Selbständigkeit bewahrt.

Melone (Cucumis Melo L.), nach der griech. Insel Melos benannt, ist eine zur Gattung Gurke gehörende einjährige, kürbisartige Feld- und Gartenfrucht von einem eigenthümlichen angenehmen Geruche und gewürzhaft-süßen Geschmack. Ursprünglich ist sie im mittlern und südl. Asien einheimisch, wird aber jetzt in allen Welttheilen cultivirt und kommt in recht heißen und trockenen Sommern auch in Deutschland im Freien zur Reife. Gewöhnlich wird sie bei uns in Mistbeeten gezogen. Zur Vermehrung wählt man die schönsten und schwersten Samen aus, welche wenigstens vier Jahre alt sein müssen. Die M. ist sehr empfindlich gegen Kälte, Nebel, Regen, Stockluft; ihre Cultur erfordert daher große Sorgfalt. Sie unterscheidet sich durch die abgerundeten Lappen der Blätter; ihre Blüten sind übrigens ebenfalls einhäusig und gelb. Man hat eine große Menge Varietäten der Früchte, hauptsächlich aber unterscheidet man Kantalupen mit warzigen Früchten, welche zwar dicke Schalen haben, deren Fleisch aber für das feinste gehalten wird; ferner Netzmelonen, deren Früchte eine netzartig zerrissene Schale haben und früher reifen als jene; endlich geriefte M., deren Früchte außen zwölf senkrechte Furchen zeigen, zwischen denen das Fleisch sich erhebt. Auch gibt es ganz platte Früchte; die Farbe der Früchte ändert in Grün, Gelb und Weiß ab. Das schmackhafte Fleisch der Frucht ist in allen Welttheilen sehr beliebt und wird besonders in wärmern Gegenden wegen seiner erfrischenden und kühlenden Eigenschaften allgemein gegessen. Man genießt es für sich oder mit Zucker oder am zweckmäßigsten mit etwas Pfeffer oder Ingwer. Ein übermäßiger Genuß bewirkt jedoch leicht Magendrücken, Kolik und Durchfall. Die ölreichen Samen können wie die Gurkensamen benutzt werden. Die Wassermelone (Cucumis Citrullus Sc.), welche von andern zur Kürbisgattung gerechnet wird, ein sehr saftiges Fleisch und übrigens gleiche Eigenschaften wie die vorige besitzt, unterscheidet sich durch die buchtig-fiederspaltigen Lappen der tiefgetheilten, fast seegrünen Blätter und kleinere grünlichweiße Blüten. Sie ist ursprünglich gleichfalls im südl. Asien einheimisch, wird jetzt aber überall, wo nur das entsprechende Klima sich findet, in Menge cultivirt. Die Früchte sind kugelig, glatt, sehr groß und enthalten unter der schwarzgrünen Schale ein rothes oder auch blässeres, bisweilen gelbes Fleisch und meistens schwarze Samen. In den im Sommer regenlosen oder doch ziemlich trockenen Ländern, z. B. in Persien, Südrußland, Ungarn, Südeuropa, Südafrika, Chile und Neuholland, wo sie sehr gut gedeiht, wird sie von allen Volksklassen in Menge genossen und als kühlende durstlöschende Frucht sehr geschätzt. In Deutschland gedeiht sie jedoch nicht recht und kommt nicht zu ihrer Vollkommenheit.

Melos, jetzt Milo, die südwestlichste der Cykladischen Inseln im Königreiche Griechenland, zählt auf $1^1/_5$ Q.-M. gegen 4000 E., die sich theils zur griech., theils zur kath. Kirche bekennen. Sie hat eine tief gegen Süden eindringende Bucht, die den geräumigsten Hafen im ganzen Archipel bildet, in Gestalt eines Hufeisens oder Haifischrachens. Der höchste Punkt der Insel, der 2408 F. hohe St.-Eliasberg, besteht aus Kalkstein und Glimmerschiefer. Der übrigens vulkanische Boden ist reich an mineralischen heißen Quellen und andern vulkanischen Producten, wirkt äußerst günstig auf die Vegetation und gibt besonders den nach der Insel benannten Melonen (den besten des Archipels) einen vorzüglichen Geschmack, ist aber nachtheilig für die Gesundheit der Menschen. Sonst kommt die Insel, der es auch an gutem Wasser fehlt, hinsichtlich ihres Klimas und ihrer Producte mit den übrigen Cykladen überein. Ausgeführt werden Alaun, vortrefflicher Schwefel, Seesalz, Wolle, Ziegenkäse, Weizen, Melonen und Wein, der aber schlecht ist. An der Südostküste befinden sich heiße Schwefelquellen, und M.s natürliche Schwitzbäder gleichen den Stuffi de Nerone bei Pozzuoli. Die frühere Hauptstadt Milo oder Neu-Milo, an der Südostküste der großen Hafenbucht, liegt seit der Verödung durch die letzte Pest in Ruinen, indem die Einwohner sich in Kastro niederließen, dem jetzigen Hauptorte, der an der Nordküste auf hoher Bergspitze terrassenartig, malerisch und gesund liegt, eine alte Burg, steinerne Häuser und freundliche Gärten hat und ebenfalls Neu-Milo genannt wird. Nur $^1/_2$ St. südöstlich davon liegen die Ruinen der antiken Hauptstadt M. Von den Alterthümern sind die Gräber

und unterirdischen Gemächer die wichtigsten, die einen ganzen Berg einnehmen und zum Theil bis 15 Steinsärge enthalten. Auch die Ueberreste eines Amphitheaters finden sich in der Nähe, und nicht weit davon fand 1820 ein Landmann die berühmte, nach der Insel benannte und jetzt im Louvre zu Paris befindliche Venusstatue nebst drei Hermen. M. hatte im Alterthum dorische Bewohner, welche fest an den Spartanern und ihrer oligarchischen Verfassung hielten und, während alle andern Inseln des Archipels sich den Persern unterwarfen, ihre Schiffe zu der griech. Flotte gegen dieselben bei Salamis schickten. Als aber im Anfange des Peloponnesischen Kriegs die Melier neutral bleiben wollten, wurden sie von den Athenern bezwungen und auf das grausamste behandelt, indem Männer und Knaben getödtet, die übrige Bevölkerung als Sklaven verkauft wurde und die Insel atheniſche Colonisten erhielt. Wein, Oel und vorzüglich reiner Schwefel waren ihre Hauptproducte. Von 1204—1537, wo sie von den Türken unter Khair-ed-din Barbarossa unterworfen wurde, gehörte sie zu dem venet. Herzogthum des Archipelagus. Am 20. Aug. 1661 erfochten bei ihr die Venetianer einen Seesieg über die Türken.

Melote, s. Melilotus.

Melpomĕne, eigentlich die Singende, heißt eine der neun Musen (s. d.), welche besonders als Vorsteherin des Trauerspiels angesehen wird.

Melun (lat. Melodunum), die Hauptstadt des franz. Depart. Seine-Marne, 6 M. im OSO. von Paris, an der Lyoner Eisenbahn und der schiffbaren Seine gelegen, durch welche die Stadt in drei Theile geschieden wird, ist nicht gut gebaut und wurde erst in neuerer Zeit verschönert. Außer zwei alten Kirchen und dem 1848 vollendeten Stadthause mit dem 1860 errichteten Standbilde Amyot's besitzt die Stadt keine bemerkenswerthen Gebäude. Von dem 1740 wegen Baufälligkeit niedergerissenen, einst berühmten Schlosse ist nur noch wenig zu sehen. M. ist der Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs und zweier Friedensgerichte sowie einer Kammer für Landwirthschaft, hat ein Communalcollége, ein Lehrerseminar, eine Handwerkerschule, eine Ackerbau- und eine Gartenbaugesellschaft, ein großes Centralgefängniß für 1150 Sträflinge und zählt 11170 E., die bedeutenden Gewerbfleiß entwickeln. Es bestehen Baumwollspinnereien, Fabriken für Calicots, gedruckte Zeuge, Wollstoffe, Knöpfe, Seiden- und Filzhüte, für Steinmörtel zu Statuen, für hydraulischen Kalk, Ziegel, Rübenzucker, Leder und Ackergeräthe. Ebenso unterhält der Ort bedeutenden Handel mit Holz, Kohlen, Korn und Mehl, mit Geflügel, Schlachtvieh und Käsen aus der Brie. M. ist das gallisch-röm. Melodunum, von welchem 1864 die Reste eines Mercurtempels aufgefunden wurden. In den Kriegen der Merovinger hatte es viel zu leiden. 866 eroberten und verheerten es die Normannen; im 9. Jahrh. wurde das feste Schloß sechsmal erobert. Unter den Capetingern war M. gewöhnliche Königsresidenz. Hier starb Robert 1031, Philipp I. 1108. Philipp II. August hielt in M., seiner Geburtsstadt, mehrere Reichstage. Ludwig VIII. und Ludwig IX. oder Heilige hatten hier ihr Hoflager. König Philipp VI., aus dem Hause Valois, gab die Stadt an seine Gemahlin Blanca von Navarra, durch welche sie 1358 an deren Bruder Karl den Bösen kam. Der Dauphin und Duguesclin entrissen sie 1364 dem tapfern Vertheidiger Mareuil. Unter Karl VI. wurde M. von den Armagnacs besetzt und diente öfters diesem Könige, seiner Gemahlin Isabeau und dem Herzoge von Orleans zum Asyl. Während der Belagerung durch Heinrich V. von England, 1420, unterzeichnete Karl VI. im Lager den Vermählungsvertrag seiner Tochter mit jenem Könige. Erst 1435 wurde die Stadt von den Engländern befreit und vom Dauphin für ihre tapfere Vertheidigung unter dem Sire de Barbazan mit Privilegien belohnt. 1589 nahmen sie die Liguisten, 1590 Heinrich IV. Durch die Unruhen der Fronde wurde M. hart mitgenommen und fast verödet. 1652 fanden hier Ludwig XIV. und der Cardinal Mazarin eine Zufluchtsstätte. 1709 ward die Vicegrafschaft M. in ein Pairie-Herzogthum für Villars verwandelt. Bis zur Revolution galt M. als Hauptort der Landschaft Gâtinais-Français in Isle-de-France, und 1814 war es der Schauplatz verschiedener militärischer Operationen vor der Schlacht bei Montereau.

Melusine, eine Meerfee, die ursprünglich dem celt. Volksglauben angehört. Die Sage machte sie zur Gattin des Raimondin, eines Sohnes des Grafen von Forêt, und zur Stammmutter des Geschlechts Lusignan (s. d.). Mit Schönheit reich begabt, mußte sie, wie die Sage erzählt, an gewissen Tagen zur Hälfte Fischgestalt annehmen. So überraschte sie einst ihr Gemahl; da stieß sie einen lauten Schrei aus und verschwand. So oft aber dem Königreiche oder ihren Nachkommen, den Grafen von Lusignan, ein großes Unglück bevorstand, wollte man sie drei Tage vorher auf dem Thurme des Schlosses von Lusignan in Poitou, das von ihrem Gemahl erbaut und ihr zu Ehren benannt worden sei (Lusinecm, Anagramm von Melusine), in Trauer gesehen und ein schmerzliches Wehgeschrei ausstoßen gehört haben. Als der Thurm

1574 abgebrochen wurde, verschwand sie auf immer. Aus den Sagen von ihr, wie sie im Hause Lusignan einheimisch waren, bildete Jean d'Arras gegen 1390 ein Gedicht, das später in prosaischer Auflösung zum Volksbuch wurde. Zum deutschen Volksbuch wurde dasselbe durch Thüring von Ringoltingen aus Bern, der es 1456 übersetzte (gedruckt zuerst in Augsb. 1474); auch wurde es in das von Feierabend (Frankf. 1587) herausgegebene «Buch der Liebe» aufgenommen. Vgl. Graesse, «Sagenkreise des Mittelalters» (Dresd. 1842). Von allen aus Frankreich stammenden und in Deutschland eingebürgerten Volksbüchern war das von der schönen M., wie die große Zahl von Handschriften und alten Drucken beweist, eins der beliebtesten, und noch in neuester Zeit hat der echt poetische Sagenstoff seine Anziehungskraft auf Dichter und Künstler nicht verloren und ist vielfach lyrisch-episch und dramatisch behandelt worden.

Melville (Henry Dundas, Viscount), brit. Staatsmann, geb. 28. April 1742 zu Edinburgh, wo sein Vater Präsident des obersten Gerichtshofs war, widmete sich mit Erfolg dem Rechtsstudium und erlangte seit 1763 als Sachwalter eine bedeutende Praxis. Die Regierung ernannte ihn 1775 zum Generalanwalt von Schottland; bald darauf aber wählte ihn seine Vaterstadt ins Unterhaus. Dundas eröffnete seine polit. Laufbahn in den Reihen der Opposition. Weil er sich durch Kenntnisse und klare Beredsamkeit auszeichnete, suchte ihn jedoch das Ministerium North zu gewinnen, dessen unselige Politik rücksichtlich der Colonien er fortan mit großer Geschicklichkeit gegen Männer wie Fox, Burke und Sheridan vertheidigte. Nach North's Rücktritt berief ihn der Hof 1782 in den Geheimrath, und einige Zeit darauf, unter der Verwaltung Shelburne's, wurde er Schatzmeister der Marine. Als Fox ins Ministerium trat, mußte er letztere Stelle aufgeben; dafür rächte er sich, indem er aufs heftigste gegen dessen Indiabill das Wort ergriff. Unter der Verwaltung William Pitt's, den er unwandelbar und in allen Fällen unterstützte, erhielt er das Schatzmeisteramt zurück und zugleich die Controle der indischen Angelegenheiten. Besonders machte er sich den Hof dadurch verbindlich, daß er beim Ausbruche der Geisteskrankheit Georg's III. (s. d.) die Erhebung des Prinzen von Wales zum Regenten zu verhindern wußte. Er wurde dafür 1791 zum Staatssecretär für das Innere ernannt, welches Amt er 1794 mit dem Staatssecretariat des Kriegs vertauschte. In dieser Stellung theilte er die feindlichen Gesinnungen seines Chefs gegen das revolutionäre Frankreich und legte auch zugleich mit Pitt 1801 sein Ministerium nieder, als die Unterzeichnung des Friedens von Amiens bevorstand, worauf er 1802 zum Baron Dunira und Viscount M. erhoben wurde. Mit dem Wiederbeginn des Kriegs trat er 1803 von neuem als erster Lord der Admiralität in die Verwaltung. Schon längst beschuldigte man ihn der Bevorzugung seines Geburtslandes und der Bestechung bei den Parlamentswahlen. Jetzt klagte ihn das Unterhaus der Verwendung öffentlicher Gelder zu fremden Zwecken an, sodaß er seine Aemter niederlegen mußte. Trotz der Bemühungen des Hofs eröffnete das Oberhaus seinen Proceß im April 1806; schon 12. Juni erfolgte jedoch die Freisprechung. M. beschränkte sich hinfort auf die Wirksamkeit im Oberhause und starb 29. Mai 1811. — Robert Saunders-Dundas, Viscount M., des vorigen einziger Sohn, geb. 14. März 1771, studirte auf der Hochschule zu Edinburgh, wo er ein Freundschaftsbündniß mit Walter Scott schloß, und trat 1802 für die Grafschaft Edinburgh ins Unterhaus. Unter dem Ministerium Portland ward er 1807 Präsident des Indischen Amts, in welcher Eigenschaft er sich als guter Redner und tüchtiger Geschäftsmann zeigte. 1809 löste er Sir Arthur Wellesley (Wellington) als Obersecretär für Irland ab, ward aber schon 1810 von neuem ins Indische Amt berufen. Der Tod seines Vaters öffnete ihm die Pforten des Oberhauses, worauf er 1812 unter dem Ministerium Liverpool die Stelle eines ersten Lords der Admiralität erhielt, welche er im ganzen rühmlich bis 1827 bekleidete. Als jedoch Canning an die Spitze der Verwaltung trat, legte M. seine Aemter nieder und gesellte sich zur toryistischen Oppositionspartei. Im Jan. 1828 betraute ihn Wellington abermals mit der Leitung des Seewesens, bis der Eintritt des Whigministeriums im Nov. 1830 seiner polit. Thätigkeit ein Ziel setzte. In seinem Vaterlande Schottland genoß er indessen bis zu seinem Tode als Großsiegelbewahrer und Kanzler der Universität St.-Andrews einen bedeutenden Einfluß. M. starb auf Melville-Castle 10. Juni 1851. Er hinterließ mehrere Kinder, wovon der älteste Sohn, Sir Henry Dundas, geb. 25. Febr. 1801, ein tapferer Krieger, der sich in den indischen Feldzügen ausgezeichnet hat und 1860 zum Generallieutenant aufrückte, als dritter Viscount M. folgte.

Melville (Herman), amerik. Schriftsteller, ist der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in Neuyork, wo er 1. Aug. 1819 geboren wurde. Schon in seinem 18. J. machte er, von einer unwiderstehlichen Vorliebe für das Seewesen getrieben, als gemeiner Matrose eine Reise nach

Liverpool, besuchte London und kehrte dann nach seiner Heimat zurück. Kurz darauf schiffte er sich abermals am Bord eines nach dem Stillen Meere bestimmten Walfischfahrers ein, der nach einer 18monatlichen Fahrt im Sommer 1842 bei Nukahiwa anlegte. Das tyrannische Betragen des Kapitäns veranlaßte ihn hier, das Schiff heimlich zu verlassen. Von einem andern Matrosen begleitet, suchte er ein benachbartes Thal zu erreichen, das von freundlich gesinnten Eingeborenen bewohnt war, verirrte sich aber und fand sich nach einer dreitägigen Wanderung in dem einem kriegerischen Stamme gehörigen District Typee. Hier wurde M. von den Wilden vier Monate lang in einer erträglichen Gefangenschaft gehalten. Er hatte bereits die Hoffnung aufgegeben, sein Vaterland wiederzusehen, als er von der Mannschaft eines engl. Handelsschiffs befreit ward. Er begab sich jetzt nach Tahiti und den Sandwichinseln, wo ihn eine amerik. Kriegsfregatte aufnahm und im Oct. 1844 nach Boston zurückbrachte. Die Beschreibung dieser abenteuerlichen Fahrten, die er unter dem Titel «Typee, or a peep at Polynesian life» (Lond. 1846; deutsch von Garrigue, 2 Bde., Lpz. 1847) herausgab, erregte, nebst der Fortsetzung «Omoo, or adventures in the South Seas» (Lond. 1847; deutsch von Gerstäcker, 2 Bde., Lpz. 1847), durch ihren pittoresken Stil und ihre romantischen Darstellungen eines fremdartigen Gesellschaftszustandes allgemeines Interesse und erwarb dem Verfasser schnell Berühmtheit. In seinem «Mardi, or a voyage thither» (Lond. 1849) behandelte er dasselbe Thema, während er in «Redburn» (Lond. 1849) seinen ersten Ausflug zur See und in «White-jacket, or the world in a man-of-war» (Lond. 1850) das Leben und Treiben auf einem Kriegsschiffe schilderte. Nachdem sich M. 1847 mit der Tochter des Oberrichters Shaw in Boston vermählt hatte, hielt er sich bis 1850 in Neuyork auf und ließ sich dann auf einem Landgute bei Pittsfield im Staate Massachusetts nieder, wo er einen neuen Seeroman, «Moby Dick, or the whale» (Neuyork 1851), schrieb. Weniger Glück als seine frühern Werke machte «Pierre, or the ambiguities» (Neuyork 1852), ein Phantasiegemälde in der Manier E. T. A. Hoffmann's, und auch durch den Roman «Israel Potter» (Neuyork 1854) vermochte er den Beifall des Publikums nicht ganz wiederzugewinnen. Seitdem hat sich M. hauptsächlich als Mitarbeiter an amerik. Zeitschriften und Magazinen beschäftigt.

Membran, vom lat. membrana, die Haut (s. d.), welche die Glieder überzieht, dann eine Handschrift auf Pergament.

Memel (Fluß), s. Niemen.

Memel, Kreisstadt und Seehafen im Regierungsbezirk Königsberg der preuß. Provinz Preußen, zugleich die nördlichste Stadt in Preußen, liegt unweit der russ. Grenze an dem Eingange des Kurischen Haffs und an der Mündung der Dange in dasselbe, ist Sitz eines Landrathsamts und eines Kreisgerichts sowie einer Hafenpolizeibehörde und zählt (1864) 17735 E. Der Hafen ist gut und sicher und hat bei der Einfahrt 13—15 F. Tiefe. Vor demselben steht auf einem Hügel ein Leuchtthurm von 73 F. Höhe. Gegenüber, auf der äußersten Nordspitze der Kurischen Nehrung, wurde 1866 ein Fort erbaut. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule und eine Navigationsschule. Von Bedeutung sind die Fabriken für Bernsteinwaaren, Seife und Branntwein. Vortreffliche Arbeiten liefern die Eisengießereien und die Kettenschmiedewerkstätte. Auch der Schiffbau ist nicht ohne Wichtigkeit. Die hauptsächlichste Erwerbsquelle der Bevölkerung bildet jedoch der Handel mit Holz und Getreide sowie mit Lumpen, Flachs, Hanf und Sämereien. Das Holz kommt auf dem Memelflusse aus Rußland, und mit seiner Zurichtung sind bei M. etwa 60 Sägemühlen beschäftigt. Das Getreide und die übrigen Agriculturproducte Litauens werden zum großen Theil über M. ausgeführt. Die Stadt besaß 1862 an 86 Schiffe von 19029 Last und 5 Dampfer von 340 Pferdekraft. 876 Schiffe von 107849 Last liefen ein und 872 mit 110021 Last aus. Der Gesammtwerth der Einfuhr (Zucker, Heringe, Salz, Eisen u. s. w.) betrug über 1½ Mill. Thlr., der der Ausfuhr hingegen 6,116646 Thlr. Der Seeverkehr M.s würde noch viel bedeutender sein, wenn der Hafen durch Eisenbahnen mit dem Hinterlande verbunden wäre. Die Stadt wurde 1253 unter den Mauern der Ordensburg Memelburg gegründet und sollte anfangs den Namen Neu-Dortmund und das Dortmundische Stadtrecht erhalten, wurde aber Memelburg genannt und bekam 1254 Lübecker Recht. Da die Stadt auf dem Gebiete des Bischofs von Kurland erbaut war, gehörte ein Drittel derselben diesem, zwei Drittel besaß der livländ. Orden. Letzterer übertrug seinen Antheil 1326 dem preuß. Orden, der 1324 die ganze Stadt erhielt und sie 1404 aufs neue befestigte. Sie hatte in den Kriegen mit den Litauern und Polen im 13. bis 15. Jahrh. viel zu leiden, war im 17. Jahrh. eine Zeit lang in den Händen der Schweden, wurde 1757 von den Russen besetzt und war 1806, nach der Schlacht bei

Jena, der Aufenthalt Friedrich Wilhelm's III. Am 28. Jan. 1807 wurde daselbst ein Tractat zwischen England und Preußen entworfen in Betreff der Entsagung des letztern auf Hannover und der Herstellung der gegenseitigen Handelsbeziehungen. Am 27. Dec. 1812 wurde M. von den Russen besetzt infolge der Capitulation zwischen Trabenfeld und Paulucci. Der **Kreis** M., die nördlichste Spitze der Provinz Preußen sowie überhaupt des ganzen preuß. Staats, umfaßt ein Areal von 19,18 Q.-M. und zählt 53505 E. Zu demselben gehören die Fischerdörfer Nimmersatt mit 218 E., der nördlichste Ort in ganz Preußen, und Bitte mit 3221 E., die bedeutenden Stintfang treiben.

Memleben, ein Dorf in Thüringen, an der Unstrut, im Kreise Eckartsberga des Regierungsbezirks Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, mit 580 E., ist für die Geschichte der Baukunst noch gegenwärtig von hohem Interesse wegen der Ruine des daselbst im 10. Jahrh. angeblich von Mathilde, der Gemahlin König Heinrich's I., gestifteten Benedictinerklosters. Dasselbe wurde von Kaiser Otto II. und seiner Gemahlin Theophania in eine Abtei verwandelt und sehr reich ausgestattet; sie stand unter des Kaisers unmittelbarem Schutze, bis er sie wegen der Zügellosigkeit der Mönche an das Stift Hersfeld überließ. Die Klosterkirche war eins der ausgezeichnetsten Bauwerke aus der Uebergangsperiode des byzant. in den goth. Baustil; noch sind von ihr bedeutende Ruinen erhalten, auf denen sich auch Wandmalereien befinden; die herrliche Krypta wurde in neuerer Zeit durch die Fürsorge der preuß. Regierung theilweise restaurirt, welche letztere auch sonst dem weitern Verfalle des Ganzen möglichst zu begegnen gesucht hat. M. war der Lieblingsaufenthaltsort der deutschen Kaiser aus dem sächs. Hause. Heinrich I. und Otto I. starben daselbst. Vgl. Wilhelm, «Geschichte des Klosters M.» (Naumb. 1827); Puttrich, «Die Kirchen zu M., Schraplau und Treben» (Lpz. 1837).

Memling (Hans), bisher fälschlich auch **Hemling**, einer der vorzüglichsten Maler der altflandr. Schule, war an Erfindungsgabe wol der ausgezeichnetste unter allen Nachfolgern der Gebrüder van Eyck. Daß seine Familie aus Konstanz hergestammt, beruht auf Vermuthung. Wahrscheinlich war er Schüler Rogier's von Brügge, der zwischen Joh. van Eyck und M. so ziemlich die Mittelstufe einnimmt. Er soll 1477 in der Schlacht bei Nancy unter Karl dem Kühnen von Burgund mitgefochten haben und von hier verwundet nach Brügge gebracht worden sein, wo er wahrscheinlich seinen bleibenden Aufenthalt nahm. In seinen letzten Lebensjahren scheint er nach Spanien gegangen zu sein, wenigstens haben mehrere Gemälde in der Kartause von Miraflores und im Dom zu Palencia aus den J. 1496—1509 große Aehnlichkeit mit M.'s Arbeiten. Sein Todesjahr ist unbekannt. Das Eigenthümliche seines Talents besteht in der Gabe, jede Geschichte deutlich und anmuthig durch Figuren zu erzählen, und in der zartesten und vollendetsten Technik, die mit gewandter und edler, wenn auch noch magerer Zeichnung die größte Kraft und Naturwahrheit des Colorits verbindet. Die Figuren seiner Oelgemälde sind meist klein und miniaturartig. Hauptarbeiten von ihm sind das berühmte Altarwerk der Marienkirche zu Danzig, welches auf drei Tafeln das Jüngste Gericht, die Hölle und die Himmelfahrt vorführt; ferner der Johannisaltar im Kloster der Ursulinerinnen in Brügge, die Passion in der Greveradenkapelle des Doms zu Lübeck, der Reliquienkasten der heil. Ursula mit vielen Scenen aus der Geschichte dieser Märtyrerin im genannten Kloster zu Brügge; die sieben Freuden der Maria in der Pinakothek zu München u. a. Unter seinen Miniaturen sind besonders die in einem Breviarium auf der St.-Markusbibliothek zu Venedig merkwürdig.

Memmingen, Stadt im Kreise Schwaben und Neuburg des Königreichs Baiern, liegt 1 St. östlich der Iller an der Aach, in einer fruchtbaren Ebene an der untern Grenze des Algäu, ist Sitz eines Bezirksamts, eines Bezirks-, Stadt- und Landgerichts sowie eines Handelsgerichts und zählt 6973 meist evangelische E. (1864, gegen 6380 im J. 1858 und 6600 im J. 1861). Die Stadt hat breite Straßen und ansehnliche Gebäude, von denen das 1526 erbaute Rathhaus die erste Stelle einnimmt. Unter den Kirchen (zwei protestant. und eine kathol.) ist die schöne alte Martinskirche hervorzuheben. Auf dem Hallplatz erhebt sich seit Sept. 1862 das Standbild des augsburger Senators und Chronisten Burkhard Zingg (gest. 1470), in Stein ausgeführt und errichtet von dem Bildhauer Joh. Leeb. Die gewerbliche Industrie M.s ist von Bedeutung, besonders in den Gewerben der Tuchmacher, Gerber, Glockengießer u. s. w. Außer Kunstmühlen bestehen in der Stadt auch Stärkefabriken, Flachs- und Wollspinnereien, eine Eisengießerei und eine Schießpulverfabrik. Auch wird starker Hopfenbau betrieben. Die wichtigsten Gegenstände des Handelsbetriebes sind Hopfen, Schafwolle, Leder und Getreide. Durch die Illerthal-Eisenbahn, welche M. einerseits mit Ulm, andererseits mit Kempten verbindet und 1861—62 von der Stadtgemeinde selbst mit einem Kostenaufwande von 3½ Mill. Fl. erbaut

wurde, sind Handel und Verkehr sehr gefördert worden. Die Stadt ist übrigens im Besitz eines bedeutenden Stiftungsvermögens. Zu den Welf'schen Besitzungen gehörig, wurde M. 1132 von den Hohenstaufen zerstört, aber unter Welf VI. (gest. 1191) wieder aufgebaut. 1286 erhielt die Stadt von Kaiser Rudolf von Habsburg die Rechte einer Freien Reichsstadt. Auf dem Reichstage zu Speier 1529 war sie durch einen eigenen Gesandten vertreten und schloß sich den protestirenden Fürsten und Städten an. Zu ihrem Gebiete gehörten 17 Ortschaften der nächsten Umgegend. Im Dreißigjährigen Kriege wurde M. abwechselnd von den Schweden und den kaiserl. Truppen besetzt, und im Mai 1630 erhielt daselbst Wallenstein das Decret des Kaisers Ferdinand II., welches ihn des Commandos der kaiserl. Armee enthob. M. behauptete sich durch alle Stürme der Zeit als Freie Reichsstadt, bis es 1802 der Krone Baiern zufiel. Vgl. Rohling, «Die Reichsstadt M. in der Zeit der evang. Volksbewegung» (Münch. 1864).

Memnon, der schöne Sohn der Eos bei Homer, wird in der nachhomerischen Sage als ein Aethiopierfürst und Sohn des Tithonos genannt, der seinem Oheim Priamos zu Hülfe eilt und, nachdem er den Antilochos erlegt, von Achilles getödtet wird. Sein Grab wurde nach Strabo nahe bei der Mündung des Aisepos gezeigt. Aus der Asche seines Scheiterhaufens läßt Zeus eine Schar Vögel sich erheben, die über dem Todtenhügel sich bekämpfen und diesen Kampf jährlich erneuern. Daher wurden diese Vögel Memnones oder Memnoides genannt. Große Bauwerke wurden sowol in Asien als in Aegypten dem M. zugeschrieben und Memnonia genannt. Aus Aethiopien sollte er erst nach Aegypten, dann nach Susa, von dort nach Troja gezogen sein (nach Pausanias). Susa war nach der Sage von Tithonos, dem Vater des M., gegründet und die Burg daselbst, Memnoneion genannt, von M. selbst. In Aegypten wurde der ganze westl. Theil von Theben von den Griechen Memnoneia genannt, wahrscheinlich durch ein Misverständniß des ägypt. mennu, welches monumenta bedeutet und die Reihe stattlicher Grabtempel bezeichnete, die hier am Fuße der Libyschen Berge sich hinzogen. Auch in Abydos wurden die großen Tempelanlagen Memnoneion genannt, und «wenn» (fährt Strabo fort) «M., wie man behauptet, bei den Aegyptern Ismandes heißt, so wäre auch das Labyrinth ein Memnoneion». In Theben ging die griech. Sage noch weiter und fand inmitten der Memnonien auch eine Statue des M., des Gründers jener Gebäude. Vor einem Tempel des Königs Amenophis III., der um 1500 v. Chr. gegen Ende der 18. Dynastie regierte, waren zwei mächtige monolithe sitzende Kolosse dieses Pharaonen errichtet (Memnonssäulen) und weit vom Wüstenrande nach dem Flusse zu vorgeschoben. Der Stein, aus dem die Statuen bestehen, ist ein Kieselconglomerat von überaus harter und spröder Natur. Diese bewirkte, daß von jeher täglich, besonders während des plötzlichen Temperaturwechsels bei aufgehender Sonne, kleinere und größere Stücke des Steins zersprangen, daher die Oberflächen beider Statuen auch jetzt durch unzählige flachere und tiefere Sprünge zerspalten sind. Es scheint, daß die nördliche der beiden Statuen auf diese Weise einen Sprung durch den ganzen Körper erhalten hatte, sodaß bei einem Erdbeben 27 v. Chr. der ganze Obertheil dieses Kolosses herabgeworfen werden konnte. Seit dieser Zeit wurden häufig bei Sonnenaufgang zitternde Töne aus der Statue vernommen, welche dem Springen einer Saite verglichen werden, und welche von dem Platzen der kleinen Steinstückchen, vornehmlich an der nun bloßgelegten Oberseite, herrührten, wobei durch die zufällige Stellung der verstümmelten Statue eine größere Resonanz mitgewirkt zu haben scheint. Wenigstens wird erst von der genannten Zeit an die eigenthümliche Erscheinung jenes Tons von den Schriftstellern und in den Inschriften des Kolosses selbst erwähnt, welcher von den phantasiereichen Griechen mit der Stimme des jungen, früh entrafften M., der seine Mutter Eos allmorgentlich begrüßte, verglichen wurde. Die Wahrnehmung der springenden und klingenden Steine in der Wüste und auf großen Ruinenfeldern ist indeß in Aegypten nichts Seltenes; ganz besonders aber neigt jenes spröde Kieselconglomerat dazu. Dabei ist es auffallend, wie noch immer mehrere von den abgespaltenen und nur lose hängenden Stücken metallhell klingen, wenn man darauf schlägt, während andere daneben dumpf und tonlos bleiben. Die Inschriften des Kolosses beginnen unter Nero und reichen bis zur Zeit des Septimius Severus. Von dem letztern rührt wahrscheinlich die Restauration des Kolosses her, welche, ohne Zweifel ganz gegen die Erwartung des abergläubischen Kaisers, die hellen Töne so dämpfte, daß sie seitdem, den Inschriften nach zu urtheilen, nicht mehr gehört wurden. Der ägypt. Name des dargestellten Königs Amenophis war übrigens nicht ganz verschollen, da er in den Inschriften erwähnt wird. Jetzt ragen noch immer die beiden Kolosse einsam aus der weiten Saat- oder Wasserfläche hoch empor, obgleich sie bereits 8 F. hoch von dem jährlich steigenden Thalboden bedeckt werden. Die Höhe der nördl. Statue, vom Kopfe bis zum Fuße gerechnet, beträgt ohne den hohen Kopfschmuck, den sie einst trug, 45½ F. Dazu

kommt die als besonderer Block davon getrennte Basis von 13 F. 7 Zoll, wovon gegen 3 F. durch eine herumgelegte Stufe verdeckt werden. Demnach erhoben sich ursprünglich diese Statuen nahe an 60, mit dem Kopfschmuck vielleicht an 70 F. hoch über den Tempelboden. Die Araber nennen jetzt die beiden Bilder die Sanamât, d. h. die Idole (nicht Salamât) und einzeln Schama und Tama. Vgl. Letronne, «La statue de M., considérée dans ses rapports avec l'Égypte et la Grèce» (Par. 1833); Lepsius, «Briefe aus Aegypten» (Berl. 1852).

Memoiren oder Denkwürdigkeiten stehen zur eigentlichen Geschichtschreibung in einem ähnlichen Verhältnisse wie die Chroniken, nur daß diese letztern die Thatsachen einfach und oft mit einer gewissen Dürftigkeit hinstellen, während das Wesen jener in einer Entwickelung des Details und in einer durch die Subjectivität des Darstellers bedingten Darlegung der geheimen Motive besteht. Der Memoirenschreiber umfaßt gewöhnlich nur die Erscheinungen, an denen er selbst theilgenommen hat, oder deren Zeitgenosse er wenigstens gewesen ist. Er führt uns in die verborgenen Machinationen der handelnden Personen und zeigt uns das Treiben hinter den Coulissen. So müssen die Productionen dieses Genre, die seit dem Mittelalter eine höchst ergiebige Fundgrube für den Geschichtsforscher bilden, ihrer ganzen Anlage nach insgesammt ein mehr oder weniger individuelles Gepräge an sich tragen. Das classische Alterthum hat nur zwei Schriftsteller aufzuweisen, welche als Muster dieser Gattung genannt werden können; dies sind Xenophon und Cäsar. Unter allen modernen Völkern sind die Engländer und besonders die Franzosen bei weitem am reichsten an histor. Denkwürdigkeiten. In England gewinnen dieselben besonders seit der glorreichen Regierung der Königin Elisabeth an Bedeutung, welche sich noch steigert in den M. aus der Zeit der innern Kämpfe des 17. Jahrh. Die bedeutendsten dieser Erscheinungen sind zusammengestellt in Guizot's «Collection des mémoires relatifs à la révolution d'Angleterre» (33 Bde., Par. 1823). Von da an reicht eine ununterbrochene Reihe von Denkwürdigkeiten bis zur Gegenwart herab, unter denen zwar manches Oberflächliche, aber auch die Aufzeichnungen der bedeutendsten Staatsmänner, wie Walpole's, sich befinden. Steter Hinblick auf das Staatsleben und lebendiger Patriotismus zeichnet die meisten englischen M. aus. Eine noch bedeutendere Rolle spielen die M. in Frankreich. Wenn überhaupt schon die histor. Literatur eine der glänzendsten Seiten der franz. Literatur bildet, so muß man gestehen, daß der Geist der Franzosen für diese leichtere Art der Geschichtschreibung, wo es besonders auf Schärfe der Beobachtung ankommt, ganz vorzüglich geschaffen ist. Hier sind besonders in derjenigen Gattung der M., deren wesentlicher Inhalt die histor.-psychol. Analyse von Hofintriguen und Cabalen ist, unübertreffliche Meisterwerke vorhanden. Viele freilich bestehen auch blos in loser Aneinanderreihung pikanter Anekdoten. Die ersten Erzeugnisse dieses Genre finden sich im 13. Jahrh., zu einer Zeit, wo man allmählich anfing, sich zur Abfassung der anspruchslosen Chroniken der Vulgärsprache zu bedienen. Geoffroy de Villehardouin steht mit seinem naiven Geschichtswerke über das lat. Kaiserthum auf der Grenze der beiden Gattungen, während Joinville's Geschichtserzählung von Ludwig IX. mit Recht lange Zeit als das Muster der historischen M. betrachtet worden ist. Froissart, der franz. Herodot, hat seinem Geschichtswerke mehr den Charakter der Chronik gegeben, obwol seine lebensfrische Darstellung nicht selten memoirenartig auseinanderfällt. Ihm schließt sich Philippe de Comines als dritter Stern erster Größe an. Seine Erinnerungen aus der Zeit Ludwig's XI. sind mit Recht zu den Meisterwerken der praktischen Politik zu zählen. Von ganz vorzüglicher Wichtigkeit sind die Werke dieser Art aus dem 16. Jahrh., weil man aus ihnen die religiösen Spaltungen sowie die endlosen polit. Conflicte dieser Zeit in viel lebendigern Zügen kennen lernt als aus den Schilderungen der officiellen Geschichte. Vor allen zeichnen sich hier aus Blaise de Montuc, Gaspard de Saulx-Tavannes (1530—73), Margarethe von Valois, Heinrich's IV. erste Gemahlin, und das später fallende, gleichfalls lateinisch geschriebene Geschichtswerk von de Thou, welches den Zeitraum von 1544—1607 behandelt. Brantôme's Denkwürdigkeiten sind mit einer Frivolität abgefaßt, welche oft ans Obscöne streift, während die «Économies royales» von Sully, eines der wichtigsten Quellenwerke für die Geschichte Heinrich's IV., ein schönes Bild vom reinen Charakter ihres Verfassers gewähren. Seit der Regierungszeit Ludwig's XIII. und Ludwig's XIV. arten die französischen M. mehr und mehr zur Chronique scandaleuse des Hoflebens aus und tragen auch oft eine merkliche Parteifarbe. Eine durchaus verschiedene Richtung haben die «Confessions» von Rousseau (s. d.). Mit dem Beginn der Revolution schwoll die Memoirenliteratur in ungeheuerm Maße; aber vieles von dem, was man unter berühmten Namen in Umlauf setzte, kann keinen Anspruch auf Authenticität machen. Ueberhaupt ward besonders in neuerer Zeit die Memoirenfabrikation auf großartigen Fuß gesetzt.

Einer der bedeutendsten Unternehmer in dieser Beziehung war Soulavie, dessen Sammlungen jetzt durch die «Collection des mémoires relatifs à l'histoire de la révolution française» (30 Bde., Par. 1822—28) und einige ähnliche Publicationen verdrängt worden sind. Aus der Napoleon'schen Zeit haben fast alle bedeutendern Generale, aber auch viele unbedeutende Personen, die mit dem großen Kaiser in Berührung kamen, ihre Beobachtungen und Erlebnisse der Nachwelt überliefert; doch nur wenige unter diesen Schriften besitzen geschichtlichen Werth. Unter den neuern Erscheinungen auf dem Gebiete der franz. Memoirenliteratur haben eigentlich nur die des Marschalls Marmont und Guizot's eine höhere Bedeutung. In Deutschland ist die Zahl der M. von wirklich histor. Werthe noch sehr gering, da hier lange Zeit der Sinn und der Muth für Oeffentlichkeit fehlte. Zwar nahm man zu den Zeiten der Reformation einen kräftigen Anlauf, und einige lat. Folianten jener Tage können sich, wenn auch nicht in Bezug auf Reiz und Anmuth der Form, doch wenigstens ihrem wissenschaftlichen Gehalte nach mit ähnlichen Erscheinungen des Auslandes messen. Allein alsbald wurden diese ersten Triebe durch die immer mehr überhandnehmende Schwerfälligkeit und Geheimthuerei, welche in den damaligen Verhältnissen begründet waren, wieder niedergedrückt. Nur in dem Gebiete der literarischen Denkwürdigkeiten besitzen wir an Goethe's «Wahrheit und Dichtung» und einigen ähnlichen Werken Productionen, deren Werth auch spätere Zeiten nicht antasten werden. Was die Beleuchtung polit. Ereignisse anbetrifft, so haben wir von ältern Erscheinungen dieser Art außer Dohm's «Denkwürdigkeiten» wenig von nachhaltiger Wirkung aufzuweisen. Unter den Männern, welche sich mit Talent und würdigem Ernste der Pflege dieses Zweiges zugewendet haben, verdienen, außer einigen preuß. Generalen, von Gagern, Arndt, Ritter von Lang und Hormayr, vor allen aber Varnhagen von Ense genannt zu werden. — Mit dem Namen eines Memoire bezeichnet man neuerdings auch häufig Staatsschriften, welche von einzelnen in amtlicher oder außeramtlicher Eigenschaft betheiligten Personen oder Corporationen über schwebende Fragen ausgearbeitet und nach Umständen veröffentlicht werden.

Memphis (ägypt. Mennuphi, Memphi) war die älteste Hauptstadt von Unterägypten, deren Ruinen jetzt bei dem Dorfe Metrahinneh, mehrere Stunden südlich von Kairo, auf dem westl. Nilufer zu sehen sind. Die Stadt wurde nach Manethôs und Herodot bereits von dem ersten geschichtlichen Könige Aegyptens, Menes, gegründet und zu seiner Residenz erhoben. Seit dieser Zeit blieb sie die erste Stadt des Reichs, bis gegen Ende des alten Reichs in der 12. Dynastie sich Theben ihr zur Seite stellte, welches in der ersten Hälfte des neuen Reichs während der großen thebanischen Dynastien M. an Macht und Pracht sogar überstrahlte, bis der Königssitz seit der 21. Dynastie wieder nach M. zurückkehrte und hier bis zur macedon. Eroberung blieb, seit welcher er nach Alexandrien verlegt wurde. Die größten Pharaonen, auch die der thebanischen Dynastien, wetteiferten, den Glanz von M. durch prächtige Bauwerke zu erhöhen, namentlich durch stattliche Erweiterungen des Haupttempels, der bereits von Menes selbst gegründet und dem Phtha oder Hephästos geweiht war. Nach diesem Localgotte der Stadt wurde diese auch hieroglyphisch mit dem heil. Namen «Stadt des Phtha» genannt. Jetzt sind nur noch unförmliche Schutthügel auf der Stelle des alten M. zu sehen und kaum noch der Umfang des Phthatempels und der Königsburg zu erkennen. Auch die an verschiedenen Punkten durch Mariette auf Kosten der ägypt. Regierung angestellten Ausgrabungen waren nicht umfangreich genug, um erhebliche neue Resultate zu gewähren. Die glänzendsten und großartigsten Zeugen der uralten Pracht und Bedeutung von M. sind aber die Pyramiden, die neuerdings aufgefundenen Apisgräber und unzählige Privatgräber, die sich am Saume der Libyschen Wüste von Abu-Roasch, Kairo gegenüber, bis zum Fayûm hinaufziehen. Pläne der Ruinen von M. und den zugehörigen Nekropolen befinden sich in Lepsius' «Denkmälern aus Aegypten» (Abth. 1, Bl. 9—50).

Memphis, blühende Stadt in Shelby-County im amerik. Freistaate Tennessee, liegt etwa 420 M. südlich von St.-Louis auf einem etwa 60 F. hohen Felsen am linken Ufer des Mississippi, gerade unterhalb der Mündung des Wolf-River in diesen Fluß, und bildet einen der Hauptstapelplätze des Mississippithales. Der Ort ist der westl. Ausgangspunkt der Memphis- und Charleston-Eisenbahn und durch die Memphis- und Ohio-Bahn direct mit Louisville verbunden; zugleich ist der Strom hier so tief, daß die größten Schiffe bis zur Stadt fahren können. Die Einwohnerzahl von M. belief sich 1850 auf nur 8639, während sie 1860 schon 22632 E. zählte und 1866 auf mehr als 30000 geschätzt wurde. Die Stadt hat 11 Kirchen, 23 öffentliche Schulen und 4 Banken, dabei 1 tägliche und 3 wöchentliche Zeitungen. Infolge des Bürgerkriegs ist der Verkehr von M. noch gestiegen. Es verschifft jährlich etwa 25000 Ballen Baumwolle.

Mena (Juan de), der span. Ennius genannt, wurde 1411 zu Cordova geboren. Mit 23 J.

begab er sich auf die Universität Salamanca und später nach Rom, um sich insbesondere mit der altclassischen Literatur noch vertrauter zu machen. Hier lernte er auch Dante und Petrarca kennen. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland fand er an dem kunstliebenden Hofe Johann's II. von Castilien bald Gelegenheit, seine Kenntnisse und Talente geltend zu machen und den sog. classischen Geschmack einzuführen. Ihn unterstützte hierbei der König und der Marques de Santillana (s. d.), die beide selbst Dichter waren. Ersterer ernannte ihn zu seinem lat. Secretär und Historiographen, und seine Vaterstadt nahm ihn unter die Zahl der Vierundzwanzig (der Stadtregenten) auf. Er starb 1456 und wurde zu Torrelaguna begraben. Bis zu M.'s Zeiten trat die Dichtkunst auch in Spanien vorzugsweise als Volks- und Hofpoesie auf; M. machte die ersten größern Versuche, nach lat. und ital. Mustern castilianische Gedichte zu verfassen, und schrieb das allegorisch-didaktische Gedicht «El laberinto», das in formeller Hinsicht zu offenbar eine Nachahmung Dante's und Petrarca's, zu sehr mit Gelehrsamkeit überladen ist, um auf einen bedeutenden poetischen Werth Anspruch machen zu können; doch gibt M. in den Partien, welche die Geschichte seines Vaterlandes und seiner Zeit behandeln, Proben von wirklichem Talent. Neben der ältesten Ausgabe dieses Gedichts (Sevilla 1496) und der mit einem Commentar von Hernan Nuñez (Sevilla 1499) ist von den folgenden Ausgaben nur die mit dem Commentar des Francesco Sanchez (Salamanca 1582) zu erwähnen. Außerdem schrieb M. ein Gedicht zur Feier der Dichterkrönung des Marques de Santillana (1492), ein allegorisch-ascetisches Gedicht «Contra los siete pecados mortales» (Salam. 1500), das er aber unvollendet ließ, und mehrere kleinere Minnelieder, Räthselspiele und anderes im höfischen Tone, die im «Cancionero general» stehen. Seine sämmtlichen poetischen Werke erschienen oft zusammengedruckt (Sevilla 1528; Antw. 1552; Madr. 1804 und 1840). M. ist als epochemachend in der Geschichte der span. Poesie und als Vorläufer von Boscan und Garcilaso anzusehen.

Menächmus, ein berühmter griech. Bildner oder Toreut aus Naupaktos, um 480 v. Chr., erwarb sich besonders durch Verfertigung von Götterbildern, die mit Gold oder Elfenbein überzogen oder ausgelegt waren, großen Ruhm und legte die Regeln seiner Kunst in einem leider verloren gegangenen Werke nieder.

Menaikanal, engl. Menai-Strait oder Strait of Menai, eine 4 M. lange, nur 1200 F. breite flußartige Meerenge, die, von der Caernarvonbai im SW. zur Conwaybai im NO. führend, die Insel Anglesey (s. d.) von der Nordwestküste des engl. Fürstenthums Wales und zwar von der Grafschaft Caernarvon trennt, welche Trennung jedoch durch die vom Ingenieur Telford 1819 begonnene und 1826 mit einem Kostenaufwande von 220000 Pfd. St. vollendete Menaibrücke beseitigt ist. Sie ist eine Kettenbrücke und führt über den engsten Theil der hier nur 580 F. breiten Meerenge die große Verkehrsstraße aus England bis Holyhead auf Anglesey fort, von wo längst schon die Dampfschiffahrt und seit dem 3. Juni 1852 ein unterseeischer Telegraph die Verbindung mit Irland herstellt. Sie galt noch in jüngster Zeit für ein Wunderwerk der Baukunst, ist aber durch die in der Entfernung von 1 engl. M. errichtete und im Mai 1850 dem Eisenbahnverkehr geöffnete Britanniabrücke (s. d.) noch bei weitem übertroffen worden. Die Verhältnisse der Menaibrücke erscheinen allerdings kolossal. Sie wird von 16 Ketten getragen, deren jede 1714 engl. F. lang und auf beiden Seiten in Felsen befestigt ist, gestützt von zwei daselbst nahe der Küste im Wasser stehenden Pfeilern, die an sich 156 und bis zum Brückenwege 103 F. höher sind als der höchste Flutstand. Die Tragketten ruhen auf zwei Rollen, über welche sie, wenn von der Kälte zusammengezogen oder von der Hitze ausgedehnt, zu der erforderlichen Verlängerung oder Verkürzung hin- und hergleiten. Die an 796 eisernen, von den Ketten gehaltenen Stangen hängende Bahn hat 1000 F. Länge, 28 F. Breite und angegebenermaßen hinreichende Höhe, die Schiffahrt nicht zu behindern. Aus der Ferne schwächen die Berge von Wales, die weite Fläche der Insel und die lange Menai-Enge auf der einen, das Meer auf der andern Seite den Eindruck des Baues; aber in der Nähe oder beim Hinüber-, noch mehr beim Darunterweggehen zeigt er seine volle Größe.

Menander, der vorzüglichste unter den griech. Dichtern der sog. neuen Komödie, geb. zu Athen 342 v. Chr., soll sich aus Verdruß über den größern Beifall, den einst sein Nebenbuhler Philemon erntete, ersäuft haben. Er verfaßte über hundert Lustspiele, deren Trefflichkeit ihm Ansehen und Ruhm bei den Griechen erwarb. Zwar sind wir nur noch im Besitz von einzelnen Bruchstücken, die am besten nebst denen des Philemon von Meineke (Berl. 1823) und in neuer Ueberarbeitung von demselben in den «Fragmenta comicorum Graecorum» (Bd. 1 und 2, Berl. 1839) zusammengestellt und erläutert worden sind; doch können uns, da die röm. Komödie eine Nachahmung jener griechischen ist, die offenbaren Nachbildungen bei Terentius (s. d.) einen

Maßstab zur Beurtheilung der außerordentlichen Feinheit des Menandrischen Lustspiels geben. Vgl. über M. und seine Werke die Schriften von Benoit (Par. 1854), Guizot (Par. 1855) und Stievenart (Dijon 1854). — Nicht zu verwechseln mit diesem ist ein ebenfalls bekannter griech. Rhetor M., aus Laodicea, welcher im 2. und 3. Jahrh. n. Chr. lebte und außer andern rhetorischen Erläuterungsschriften, die wir nur noch aus Titeln und Fragmenten kennen, eine Abhandlung «De encomiis» oder «De genere demonstrativo» schrieb, besonders herausgegeben von Heeren (Gött. 1785), dann von Walz in den «Rhetores Graeci» (Bd. 9, Stuttg. 1836).

Mencius, s. Meng-tse.

Mencke ist der Name einer sehr verdienten deutschen Gelehrtenfamilie. Otto M., geb. 22. März 1644 zu Oldenburg, wo sein Vater Kaufmann und Bürgermeister war, gest. als Professor der Moral zu Leipzig 29. Jan. 1707, wurde durch die Herausgabe der «Acta eruditorum» (s. d.), seit 1682, der Begründer der ersten in Deutschland erscheinenden gelehrten Zeitschrift. — Sein Sohn, Johann Burkhard M., geb. 27. März 1675 zu Leipzig, studirte daselbst Theologie, wurde 1699 Professor der Geschichte, wendete sich aber bald nachher dem Studium der Rechte zu und promovirte in Halle als Doctor. 1708 ernannte ihn der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, Friedrich August, zu seinem Historiographen und später zum Hofrath. Er starb in Leipzig 1. April 1732. M. war ein sehr vielseitig und gründlich gebildeter Gelehrter. Das bleibendste Verdienst erwarb er sich durch die Herausgabe der «Scriptores rerum Germanicarum, praecipue Saxonicarum» (3 Bde., Lpz. 1728—30). Das größte Aufsehen in seiner Zeit machte er durch seine satirischen «Orationes duae de charlataneria eruditorum» (Lpz. 1715 u. öfter), die sowol ins Deutsche wie in mehrere andere fremde Sprachen übersetzt wurden. Nach seines Vaters Tode setzte er die «Acta eruditorum» fort; auch begründete er 1715 die «Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen». Zugleich war er unter dem Namen Philander von der Linde ein beliebter Dichter und Vorsteher der Deutschübenden poetischen Gesellschaft in Leipzig. Seine Gedichte erschienen in vier Theilen (Lpz. 1705); seine kleinen und akademischen Schriften, meist histor. und literarischen Inhalts, wurden nach seinem Tode von seinem Sohne gesammelt in den «Orationes academicae» (Lpz. 1734), «Dissertationes literariae» (Lpz. 1734) und «Dissertationum academicarum decas» (Lpz. 1734). Vgl. Treitschke, «B. Mencke, Professor der Geschichte zu Leipzig» (Lpz. 1842). — Sein Sohn, Friedrich Otto M., geb. 3. Aug. 1708 zu Leipzig, gest. daselbst als Professor der Rechte, Hofrath und Rathsherr 14. März 1754, setzte als gelehrter Literator die von seinem Großvater und Vater begründeten gelehrten Zeitschriften fort und schrieb unter anderm eine «Historia vitae Angeli Politiani» (Lpz. 1736). — Ein Vetter des erwähnten Otto M., Lüder M., geb. zu Oldenburg 14. Dec. 1658, gest. als Professor der Rechte und Ordinarius der Juristenfacultät zu Leipzig 29. Juni 1726, schrieb mehrere gelehrte jurist. Werke.

Mendelssohn (Moses), ausgezeichneter philos. Schriftsteller, wurde 6. Sept. 1729 zu Dessau geboren. Sein Vater Mendel, ein armer Elementarschullehrer, brachte den dreijährigen Knaben zu dem gelehrten Rabbi Fränkel, der ihn im Hebräischen und im Talmud unterrichtete. Daneben studirte Moses so eifrig in der Bibel, daß er das Alte Testament vollkommen auswendig wußte. Fränkel wies ihn auf die Philosophie des Maimonides, dessen «Wegweiser für Verirrte» den ersten Keim philos. Denkens in ihm weckte. Frühzeitige geistige Anstrengung zog dem Knaben ein Nervenleiden zu, als dessen Folgen Rückgratskrümmung und Kränklichkeit zurückblieben. Da Fränkel als Oberrabiner nach Berlin berufen ward, wanderte ihm Moses 1743 nach und lebte daselbst mehrere Jahre in äußerster Dürftigkeit. Gleiches Schicksal führte ihn mit Israel Moses, einem armen Schulmeister aus Galizien, zusammen, der ihn aus einer hebr. Uebersetzung des Euklides in der Mathematik unterrichtete. Ein jüd. Arzt Kisch gab ihm im Lateinischen, Dr. Gomperz im Englischen und Französischen Unterricht, und letzterer vermittelte auch seine Bekanntschaft mit Beauzobre. So lebte M. der Wissenschaft ohne irgendeine andere Aufmunterung als die, welche er aus sich selbst schöpfte, und ohne bestimmten Lebensunterhalt bis 1750, wo ein reicher jüd. Seidenfabrikant, Bernhard, ihn als Lehrer seiner Kinder ins Haus nahm. 1754 ward er Bernhard's Buchhalter. Durch Dr. Gomperz als guter Schachspieler an Lessing empfohlen, schloß er ein inniges Freundschaftsverhältniß mit dem großen Kritiker, und die Freunde gaben 1755 gemeinsam die anonyme Schrift: «Pope ein Metaphysiker» heraus. In demselben Jahr erschien die erste Auflage von M.'s Briefen «Ueber die Empfindungen», die sich durch Reinheit und Natürlichkeit der Darstellung auszeichnen. 1756 folgte die Uebersetzung von Rousseau's Abhandlung über die Ungleichheit unter den Menschen. M. trat auch mit Abbt und Nicolai in enge Verbindung und nahm thätigen Antheil an der «Bibliothek der schönen Wissenschaften»

sowie an den «Briefen, die neueste Literatur betreffend». Von der berliner Akademie erhielt er 1763 den auf die Beantwortung der Frage «Ueber die Evidenz der metaphysischen Wissenschaften» gesetzten Preis. 1767 gab er den «Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele» heraus. Klarheit der Darstellung und Eleganz des Stils erwarben diesem Meisterwerk europ. Ruf. 1771 beschloß die berliner Akademie M. als ordentliches Mitglied aufzunehmen; doch Friedrich II. strich, ohne einen Grund anzugeben, den Namen aus der Candidatenliste. «Nur dann würde es mich schmerzen», bemerkte hierüber M., «wenn die Akademie mich nicht hätte aufnehmen wollen.» M. war ein viel zu edler Charakter, als daß er sich hätte durch äußere Vortheile zum Religionswechsel bestimmen lassen. Auch Lavater's gutgemeinte, aber taktlose Aufforderung, sich zum Christenthum zu bekennen, wußte er mit überlegener Feinheit zurückzuweisen. Die deutsche Literatur verdankt indeß der Begegnung zwischen Lavater und M. eine ihrer größten Zierden, indem Lessing in dem Helden seines «Nathan» dem jüd. Freunde ein unvergängliches Ehrendenkmal setzte. Lessing charakterisirte in der Gestalt Nathan's jene unverwüstliche Milde, jene überlegene Ruhe und Klarheit, an der Uebereilung und Unverstand sich brechen müssen, jene Sicherheit des Urtheils und den belehrenden, ja bisweilen ängstlich umständlichen Ton, die seinem Freunde eigen waren. Die Ideen, die M. in seinem «Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum» (1783) niederlegte, wurden vielfach schief verstanden, weil sie tiefeingewurzelte Vorurtheile seiner Stammesgenossen angriffen. M. erkannte in den Urkunden des Alten Testaments die Grundsätze einer natürlichen Religion und beugte sich vor dessen histor. Größe; er hing dem Ceremonialgesetz seiner Stammesgenossen an, aber ohne eine andere Religion zu verachten. In den «Morgenstunden» (1785) gab er die Grundzüge seines philos. Systems, besonders die Lehre vom Dasein Gottes. Die Behauptung F. H. Jacoby's, Lessing sei Spinozist gewesen, erfüllte ihn mit Bestürzung. Er glaubte das Ansehen seines dahingeschiedenen Freundes gefährdet, und ohne Rücksicht auf seine erschöpften Kräfte beeilte er sich, den ersten Eindruck der Jacoby'schen Beschuldigung durch die Schrift «Moses M. an die Freunde Lessing's» zu vertilgen. Bei dieser heftigen Gemüthsbewegung genügte eine Erkältung, um seinem Leben 4. Jan. 1786 ein Ende zu machen. Deutschland hat M. um so williger den gebührenden Ruhm zuerkannt, je größere Hindernisse er zu überwinden hatte. Die deutsche Sprache verdankt ihm einen Theil ihrer Bildung und Würde, und die philos. Untersuchungen erhielten durch ihn ein gefälliges Gewand. Im philos. Dialog machte er unter den Deutschen den ersten gelungenen Versuch einer Nachbildung von Plato und Xenophon. Er übte auch einen außerordentlichen Einfluß auf die Culturentwickelung seiner jüd. Glaubensgenossen. Wohl durften diese von ihm rühmen: «Von Moses bis Moses war keiner dem Moses gleich». Von seinen Schriften sind noch anzuführen die «Abhandlung über die Wahrscheinlichkeit» (1755), «Ueber die Rettung der Juden» (Berl. 1782) und die Uebersetzung des Pentateuch und der Psalmen. Die vollständigste Ausgabe seiner «Gesammelten Schriften» besorgte sein Enkel G. B. Mendelssohn (7 Bde., Lpz. 1843—45). Kayserling veröffentlichte (Berl. 1862) eine treffliche Biographie.

Joseph M., ältester Sohn des vorigen, geb. 11. Aug. 1770, gest. 24. Nov. 1848, gleich ausgezeichnet als Mensch, Bürger und Kaufmann, machte sich literarisch bekannt durch die beiden Schriften «Bericht über Rossetti's Ideen zu einer neuen Erläuterung des Dante» (Berl. 1840) und «Ueber Zettelbanken» (Berl. 1846). Mit seinem Bruder Abraham M. gründete er 1805 zu Berlin das Bankierhaus «M. und Comp.», eins der angesehensten in Deutschland, das gegenwärtig von Joseph's Sohn, Alexander, Alexander's Sohn, Franz M., und Abraham's Sohn, Paul M.-Bartholdy, fortgeführt wird. — **Abraham M.**, Moses' zweiter Sohn, geb. 10. Dec. 1776, ein hochgebildeter und geachteter Mann, starb als Stadtrath zu Berlin 19. Nov. 1835. Er ist der Vater Felix M.-Bartholdy's (s. d.). — **Georg Benjamin M.**, Sohn Joseph's, geb. 1794 zu Berlin, begann 1811 an der Universität seiner Vaterstadt seine Studien unter Ritter. Er wohnte den Feldzügen von 1813—15 bei, habilitirte sich später an der Universität Bonn für Geographie und Statistik und rückte dort zum ord. Professor auf. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Observationes geologico-geographicae de naturalibus soli in Germania formis» (Kiel 1828), «Das german. Europa» (Berl. 1836), eine treffliche Arbeit, und «Die ständischen Institutionen im monarchischen Staat» (Bonn 1846). — Der dritte Sohn Moses M.'s, **Nathan M.**, geb. 8. Dec. 1782 in Berlin, widmete sich der Mechanik in England und Frankreich. Auf Verwendung A. von Humboldt's ließ König Friedrich Wilhelm III. eine engl. Theilungsmaschine zu seinem Gebrauch anschaffen. Er stand von 1808—13 einer mechan. Werkstätte in Berlin vor und wirkte später, bis 1828, als Industrieller in Schlesien. Hierauf übernahm er eine Anstellung als Steuereinnehmer in Glatz und Liegnitz,

bis er 1835 als Revisor der Haupt-Stempel- und Formular-Magazinverwaltung nach Berlin übersiedelte. Hier starb er 8. Jan. 1852. — Von Moses' Töchtern war die älteste, Henriette, ihrem Vater geistig und körperlich die ähnlichste. Sie blieb unverheirathet, lebte in Paris als Erzieherin und vertrat Mutterstelle an der einzigen Tochter des Generals Sebastiani, der nachmaligen unglücklichen Herzogin von Praslin (s. d.). Die zweite Tochter, Dorothea, bekannt als Romanschriftstellerin, war in erster Ehe mit dem Kaufmann Simon Veit (gest. im Nov. 1819), nach deren Auflösung in zweiter Ehe mit Friedrich von Schlegel (s. d.) vermählt und glänzte als geistvolle Dame in der berliner Gesellschaft Sie ist die Mutter des berühmten Malers Philipp Veit (s. d.).

Mendelssohn-Bartholdy (Felix), einer der ausgezeichnetsten Tonsetzer dieses Jahrhunderts, wurde 3. Febr. 1809 zu Hamburg geboren. Sein Vater, ein Sohn des Philosophen Moses Mendelssohn, war ein kenntnißreicher und welterfahrener Bankier, die Mutter, eine geb. Salomon, ebenfalls eine Frau von ausgezeichneter Bildung, welche die Tonkunst liebte und übte. Im dritten Lebensjahre kam der Knabe mit seiner Familie nach Berlin, wo das Mendelssohn'sche Haus bald ein Sammelpunkt wissenschaftlicher und künstlerischer Celebritäten wurde. Die Neigung des Knaben zu Musik entwickelte sich frühzeitig. Nachdem ihm die Mutter den ersten Klavierunterricht ertheilt, erhielt er durch Lud. Berger seine Weiterbildung. Außerdem gab ihm 1817, während er sich mit seinem Vater in Paris befand, eine Madame Bigot Unterweisung, und 1824 sah er sich durch die Rathschläge Moscheles' (der damals in Berlin concertirte) gefördert. Seine Fertigkeit erregte schon in seinem neunten Jahre Erstaunen. Ebenso machte er in seinen Compositionsstudien unter Zelter's Leitung ungemeine Fortschritte. Ungeachtet der Anerkennung, die das Talent allseitig fand, zögerte indeß der vorsichtige Vater, ihn die Künstlerlaufbahn einschlagen zu lassen, bis 1825 Cherubini's Ausspruch jeden Zweifel an der Befähigung des Sohnes beseitigte. M. widmete sich nun mit verdoppeltem Eifer der Musik, vernachlässigte aber auch nicht seine humanistische Bildung. Er veröffentlichte 1826 eine Uebersetzung der «Andria» des Terenz und bezog 1827 die Universität zu Berlin, an welcher er zwei Jahre hindurch namentlich histor. und geogr. Studien oblag. Inzwischen war auch seine schon frühzeitig begonnene Productivität als Componist zur Reife gelangt. Seit 1821—25 entstanden mehrere Klavierquartette, die Oper «Die Hochzeit des Gamacho» (1827 in Berlin aufgeführt) und ein Streichoctett. Aus den J. 1826—28 stammen schon die Ouverture zum «Sommernachtstraum» und «Meeresstille und glückliche Fahrt», welche Werke seinen spätern Ruhm mit begründet haben. 1829 unternahm M. seine erste Kunstreise nach London. Vorher jedoch brachte er in der Singakademie zu Berlin die Matthäus-Passion von Bach zur Aufführung, womit er dieses gewaltige Werk, nachdem es beinahe 100 J. in Vergessenheit gelegen, wieder zu neuem Leben erweckte, und außerdem gab er mit dieser Aufführung die erste größere Probe von seiner später so viel gerühmten Dirigentenfähigkeit. In London gewann er sowol durch sein Spiel wie durch seine Compositionen großen Beifall. Nachdem er auch Schottland und Wales besucht, kehrte er nach Berlin zurück. Im Mai 1830 ging er nach Italien, seinen Weg über Weimar nehmend, wo ihn Goethe mit gewohnter Freundlichkeit empfing, sodann über München, Salzburg, Wien u. s. w. Von Italien aus durchwanderte M. im Sommer 1831 die Schweiz, hielt sich hierauf längere Zeit in München auf und reiste Ende 1831 nach Paris, wo er mehrere Monate verweilte und durch seine Leistungen die Kunstfreunde für sich gewann. Nachdem er von Paris aus zur Saison nochmals London besucht und hier seinen bereits begründeten Ruf noch befestigt hatte, kehrte er Ende Juni 1832 nach Berlin zurück. Die Eindrücke dieser zwei Reisejahre legte er in seinen liebenswürdigen «Reisebriefen» (Lpz. 1861; 6. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1865) nieder, und auch bezüglich seiner musikalischen Producte brachten diese Jahre nicht geringe Früchte. Außer vielen Kirchenstücken gehören dieser Zeit eine Reihe kleinerer Sachen an, wie die Hebriden-Ouverture, die ersten Lieder ohne Worte, die «Walpurgisnacht» (später umgearbeitet), das G-moll-Concert, das H-moll-Capriccio, zum großen Theil die Symphonien in A-dur und A-moll, vor allem aber die Ouverture zum Märchen von der schönen Melusine. M. bewarb sich nach seiner Rückkehr in Berlin um die durch Zelter's Tod erledigte Stelle eines Directors der Singakademie, erhielt diese jedoch nicht. 1833 unternahm er seine dritte Reise nach England und trat sodann im Herbst dieses Jahres das Amt als städtischer Musikdirector in Düsseldorf an, wo er neben Immermann bis in den Sommer 1835 wirkte. Nachdem er das Musikfest in Köln dirigirt, folgte er dem inzwischen an ihn ergangenen Rufe als Musikdirector der Gewandhaus-Concerte in Leipzig.

Mit der Uebersiedlung nach Leipzig begann M.'s reichste und vielseitigste Thätigkeit, die

ihn als Künstler auf seinen Höhepunkt brachte. Am 4. Oct. 1835 dirigirte er zum ersten mal das Gewandhaus-Concert. Durch die Auswahl, die er unter den besten Meisterwerken zu treffen wußte, durch die ebenso schwungvolle wie feinfühlige Art des Einstudirens und Vorführens derselben, namentlich der Orchestersachen, durch seine eigenen Compositionen sowie durch sein öfteres geistvolles Spiel in Concerten und Privatcirkeln, erhob sich zugleich mit seinem Auftreten in Leipzig ein höheres Musikleben. Außerdem gewann das Orchester durch seine Vermittelung den trefflichen Violinvirtuosen Ferd. David (s. d.) als Concertmeister, der seit 1836 ihm in seiner Kunstthätigkeit als verständnißvoller Mitarbeiter zur Seite stand. Der erste Abschnitt von M.'s Wirken in Leipzig reicht von 1835—41. In diesen Jahren dirigirte er fast ununterbrochen die Gewandhaus-Concerte. Auch vollendete er sein großartiges Oratorium «Paulus», dessen Anfänge er mit nach Leipzig brachte, und das 1836 beim Musikfeste in Düsseldorf zuerst aufgeführt wurde. Ferner gehören jener Zeit an das Klavierconcert in D-moll, der 42., 95. und 114. Psalm, die Ouverture zu «Ruy Blas», das Klaviertrio in D-moll, die Symphonie-Cantate «Lobgesang» (zur 400jährigen Jubiläumsfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst componirt) u. s. w. Die Universität Leipzig ehrte 1836 seine Verdienste um die Kunst durch Verleihung der philos. Doctorwürde, und 1841 verlieh ihm der König von Sachsen den Titel eines Kapellmeisters. Bereits 1837 hatte sich M. mit Cäcilie Jeanrenaud, der hinterlassenen Tochter eines reform. Predigers in Frankfurt a. M., vermählt. Auch mehrfache Reisen zur Direction von Musikfesten und der Aufführung seiner Werke fehlten damals nicht, und unter anderm war er zweimal wieder in England. 1841 berief ihn der König von Preußen nach Berlin, wo er die Musik zu Sophokles' «Antigone» vollendete. Da er indeß in der preuß. Hauptstadt den gehofften Wirkungskreis nicht fand, kehrte er Anfang 1842 wieder nach Leipzig zurück. Hier dirigirte er aufs neue die Gewandhaus-Concerte, schuf 1843 seine wundervolle Musik zum «Sommernachtstraum» und rief das Conservatorium der Musik ins Leben. Im Winter 1843 wandte er sich wieder nach Berlin, wo er nun mit dem Titel eines königl. General-Musikdirectors einen bestimmten Wirkungskreis als Leiter der Kirchenmusiken im Dom, der Symphonie-Soiréen der königl. Kapelle u. s. w. erhielt. Ungeachtet aller Auszeichnung von seiten des Königs fühlte er sich jedoch in Berlin nicht heimisch, und nahm zu Ende des J. 1844 seinen Abschied, der ihm unter Belassung seines Titels und eines ansehnlichen Theils seines Gehalts auch gewährt wurde. In demselben Jahre hatte er abermals England besucht, auch Lieder für gemischten Chor und sein prächtiges Violinconcert componirt. M. begab sich, nachdem er das Verhältniß in Berlin gelöst, zunächst nach Frankfurt a. M., aber im Aug. 1845 befand er sich wieder in Leipzig, wo er die Musik zu Sophokles' «Oedipus in Kolonos» und die Neubearbeitung der schon früher (1843) componirten Musik zu Racine's «Athalia» vollendete. Außerdem entstand damals sein schönes Klaviertrio in C-moll. 1846 dirigirte er das Musikfest zu Aachen, zum Theil auch das deutsch-vläm. Sängerfest in Köln. Sodann ging er nach Birmingham, wo sein Oratorium «Elias» 25. Aug. zum ersten mal aufgeführt wurde und den größten Enthusiasmus erregte. Nachdem er sich im Winter 1846—47 wieder an der Direction der Gewandhaus-Concerte zu Leipzig betheiligt und einen Besuch in England gemacht, verlebte er den Sommer 1847 theils in Baden-Baden, theils in der Schweiz und kehrte im Sept. nach Leipzig zurück. Hier erkrankte er zu Anfang Oct. plötzlich, erholte sich jedoch einigermaßen wieder, bis 28. Oct. ein heftiger Rückfall eintrat. Es war nicht mehr zu bezweifeln, daß ihn ein Schlaganfall betroffen, der sich 3. Nov. wiederholte und ihm das Bewußtsein raubte. Er starb darauf am folgenden Tage, 4. Nov. 1847. Die Ueberreste des Verewigten wurden nach Berlin gebracht und hier auf das feierlichste beigesetzt. M. besaß in eigenthümlicher Weise das bewußte Streben nach dem Höchsten in der Kunst, verbunden mit ausgezeichneter, sowol musikalischer wie allgemeiner Bildung. Früh schon versuchte er sich in den edelsten und schwierigsten Formen und Gattungen, und mit Energie arbeitete er auf Erreichung eines hohen Ideals hin. Dabei zeichnete er sich stets aus durch feinsten Geschmack und klares Erkennen der Aufgaben, welche der Künstler der Gegenwart zu lösen hat. Die Kritik hat M. nur im Liede den Meistern ersten Ranges beigezählt, wo er vollendete Eurhythmie mit Naturkraft und Unmittelbarkeit des Schaffens verband; alles aber, was die edelste und reinste Bildung zu gewähren vermag und der Künstler durch eigene Thätigkeit erlangen kann, war in ihm verwirklicht. Was die in seinen Werken ausgeprägte Weltanschauung betrifft, so haben ihn die glücklichen Verhältnisse, in denen er lebte, fern gehalten von den Abgründen des Schmerzes und dem Kampfe des Tages. Heiterkeit, Lächeln des Glücks, Versöhnung sind daher die Grundzüge seines Wesens. Nur seine letzten Compositionen, beson-

ders das 1847 nach dem Tode seiner Schwester Fanny componirte herrliche Quartett in F-moll, athmen tiefen Seelenschmerz. Von seinen zahlreichen Compositionen für Gesang sind die meisten allgemein beliebt geworden, vor allem «Wer hat dich du schöner Wald». Eine Oper «Lorlei» und ein Oratorium «Christus» blieben unvollendet. Unter den ungedruckten Werken sind das Sextett (1824), die große Ouverture in C-dur (1825) und die Reformationssymphonie (1830) hervorzuheben. Vgl. Reißmann, «Felix M., sein Leben und seine Werke» (Berl. 1866). — Der älteste Sohn M.'s, Karl M.-Bartholdy, geb. 7. Febr. 1838 zu Leipzig, erwarb sich die jurist. und philos. Doctorwürde, unternahm 1863 zwei Reisen nach Griechenland und habilitirte sich 1864 als Privatdocent für Geschichte in Heidelberg. Literarisch hat er sich durch das biographische Werk «Graf Johann Kapodistrias» (Berl. 1864) und eine Reihe von Aufsätzen über die Geschichte und nationalen Verhältnisse des neuern Griechenland vortheilhaft bekannt gemacht. Der jüngere Sohn, Paul M.-Bartholdy, geb. 18. Jan. 1841 zu Leipzig, hat sich der Chemie zugewandt.

Mendicanten, s. Bettelmönche.

Mendizabal (Don Juan Alvarez y), span. Finanzmann, geb. um 1790 in Cadiz als Sohn eines jüd. Handelsmannes, entwickelte frühzeitig viel Talent für Handelsgeschäfte und erhielt 1808, nach der Invasion der Franzosen, bei der Proviantverwaltung eine Anstellung. Nach dem Kriege kam er auf das Contor des reichen Bankiers Don Vincente Beltran de Lis in Madrid. In Cadiz 1819 durch Gilano und Isturiz in die Verschwörung eingeweiht, welche die Wiederherstellung der Constitution von 1812 bezweckte, machte er sich bei der revolutionären Armee durch Herbeischaffung der nöthigen Gelder verdient. Nach Wiederherstellung der Constitution half er Canga-Arguelles bei Ausführung von dessen Finanzplanen. Als die constitutionelle Sache unterlag, flüchtete M. nach England, wo ihn engl. Kapitalisten, die durch seine Vermittelung der constitutionellen Regierung in Spanien die letzten Summen vorgeschossen, in Schuldenarrest brachten. Nach seiner Freilassung begann M. in London einen Detailhandel, der bald sehr einträglich wurde. 1827 sah er sich bereits im Stande, für Dom Pedro eine Anleihe zu bewirken, und 1833 schloß er mehrere Lieferungsgeschäfte für die Truppen der span. Königin ab. Als ein sehr fähiger Mann in Madrid empfohlen, ernannte ihn endlich der Graf Toreño 13. Juni 1835 zum Finanzminister. M. nahm diese Stelle an, blieb aber noch einige Zeit im Interesse der span. Regierung in England und schloß Anfang Aug. 1835 in London mit dem Hause Ricardo eine Anleihe ab. Er reiste hierauf durch Frankreich nach Spanien und sah sich mit Jubel empfangen. Toreño mußte ihm nun im Ministerium weichen, und im Sept. 1835 ward er sogar interimistischer Conseilpräsident. M. berief die Cortes, um das Estatuto real zu revidiren, und verpflichtete sich prahlerisch, den Bürgerkrieg binnen sechs Monaten zu Ende zu bringen. Die Cortes bewilligten die Aushebung von 100000 Mann und ermächtigten den Minister, alle möglichen Hülfsmittel herbeizuziehen. Nun verfügte M. die Aufhebung der Mönchsklöster, veräußerte leichtfertig die Staatspapiere, brachte aber durch sein Walten die Finanzzustände nur noch mehr herab und löste 27. Jan. 1836 die Cortes auf. In den neuen Cortes wurde er hierauf auf das heftigste angegriffen, sodaß er 15. Mai 1836 seine Entlassung nehmen mußte. Bis zur Insurrection von La Granja hielt sich M. in Zurückgezogenheit. Erst als Calatrava keinen Finanzminister fand, übertrug man ihm 11. Sept. 1836 abermals das Finanzministerium, aber sein neues Auftreten setzte ihn nur noch tiefer in der öffentlichen Meinung herab. Mit dem Ministerium Calatrava mußte M. das Finanzministerium 10. Aug. 1837 wieder abgeben. Als Deputirter der Provinz Madrid machte er nun in den Cortes der Regierung heftige Opposition. Unter dem Regenten Espartero übernahm er 1841 nochmals das Finanzministerium, sah sich aber nach dessen Sturze genöthigt, ins Ausland zu flüchten. 1848 kehrte er aus Frankreich nach Spanien zurück, wo er sich als eins der liberalen Parteihäupter wieder Einfluß zu verschaffen wußte. Er starb 3. Nov. 1853 zu Madrid.

Mendōza, einer der westl. Staaten der Argentinischen Conföderation in Südamerika, im N. von San-Juan, im O. von San-Luis, im S. von dem Indianergebiet, im W. von der Republik Chile begrenzt, zählt (Census von 1864) auf 1444 Q.-M. 57476 E. (gegen 47478 im J. 1857) und zerfällt in 15 Departements. Der westl. Theil des Landes gehört den Abhängen, Thälern und Ausläufern der Cordilleren an, über welche hohe, beschwerliche Päffe nach Chile führen. Der besuchteste derselben ist der auch durch den Uebergang des Revolutionsheeres unter St.-Martin 1817 denkwürdig gewordene, 12000 F. hohe Cumbre-Paß (Paso de la Cumbre), zu welchem man aus der Sierra de M. oder dem Erzgebirge von Uspallata emporsteigt. Es ist dies ein Grauwackengebirge mit Porphyrdurchbrüchen und einer großartigen vul-

kanischen Eruption in der Mitte, deren Abfluß nach Westen erfolgte. Man gewinnt in diesem Gebiete Kupfer, Silber, jetzt auch Gold, wie im Süden der Stadt M. Asphalt, Steinkohle und Marmor. Der größte Theil des Landes ist Ebene, deren sandigen Boden Mimosen bedecken, der aber bei hinreichender Bewässerung reiche Ernten von Weizen, Mais und andern Feldfrüchten liefert. Der Rio de M. entspringt in der Cumbre-Cordillere, geht über Uspallata und verläuft sich an der Nordgrenze in die Laguna-Guanacache. Mit letzterer hängen die Laguna-Silverio im NO. und die Laguna-Bevedere-Grande im SO. durch den Desaguadero (Entwässerer) zusammen, von dem der gleichnamige, aus der Cordillere kommende Steppenfluß an der Südgrenze zu unterscheiden ist. Auf die künstliche Bewässerung wird bei dem trockenen Klima viel Mühe verwandt, und auch Wassermühlen sind in Menge vorhanden. M. ist der am besten cultivirte Staat von Argentina (namentlich am San-Juan) und wird die Kornkammer der Conföderation genannt. Neben dem Getreide gedeihen alle Fruchtbäume Europas, namentlich aber auch Wein, der ein ausgezeichnetes Gewächs liefert. Zugleich ist die Viehzucht von Bedeutung. 1864 zählte man 150961 Rinder, 50000 Stück Mastvieh, 77054 Pferde, 7188 Maulthiere, 15000 Esel, 227753 Schafe, 66819 Ziegen und 124089 Stück zahmen Geflügels. Die Industrie ist nicht ganz unentwickelt und der Handel bei der Lage zwischen Chile und Cordova von einiger Bedeutung. Das Land hat verschiedene berühmte Mineralbäder. Die merkwürdigsten sind die sog. Incabäder (Baños de Inca). Diese befinden sich unter dem mit Tropfsteingebilden besäeten Bogen einer natürlichen Steinbrücke, welche der Rio de M. durch Aushöhlung der Kalksteinfelsen nicht weit von seinen eigentlichen Quellen gebrochen hat. Die Hauptquelle kocht ununterbrochen in kegelförmigen Auswürfen empor. Das Wasser, von 36° R. Wärme, hat einen schwefelartigen Geruch und empfiehlt sich namentlich gegen Hautkrankheiten. — Die Hauptstadt M., in 2340 F. Seehöhe gesund gelegen, durch Kanäle bewässert, die von einem Nebenfluß des $1\frac{3}{4}$ M. entfernten Rio de M. abgeleitet sind, und von gutangebauten, auch einen dem Malaga ähnlichen Wein producirenden Fluren umgeben, war, ehe sie durch das furchtbare Erdbeben vom 20. März 1861 in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde, im anhaltenden Fortschritt begriffen. Der regelmäßig gebaute Ort zählte ungefähr 1200 Häuser und hatte ohne die Vorstädte etwa 10000 E. Es bestanden fünf Kirchen, ein Collegium, eine Ackerbau- und vier andere Schulen, eine öffentliche Bibliothek, ein Theater, zwei Hospitäler und über 100 Kaufläden. Das Stadtgebiet, in welchem sich die Gewalt des Erdbebens concentrirte, umfaßte ein Areal von 64 Quadrat-Leguas. Auf demselben reihten sich Weinpflanzungen, Obstgärten und künstlich bewässerte Wiesen dicht aneinander sowie zahlreiche Ortschaften, darunter die Städtchen Lujan und San-Vicente, mit 4—5000 E., und eine Menge von Villas und Aldeas. Im ganzen ward die Bevölkerung dieses Gebiets auf 25—30000 E. geschätzt. Nach der niedrigsten Angabe haben von der Bevölkerung der Stadt über zwei Drittel unter den Trümmern ihr Grab gefunden, und mit Einschluß der Vorstädte und der Umgegend beläuft sich die Zahl der Erschlagenen wol auf 9000. — Nach dem Census von 1864 zählten die Depart. Sur de Ciudad (Süd-Mendoza) 3032, Norte de Ciudad (Nord-Mendoza) 1425, Lujan 3698, San-Vicente 3911 und San-Carlos 4087 E.

Mendōza (Don Diego Hurtado de), ein span. Classiker, zugleich berühmt als Staatsmann und Feldherr unter Karl V., geb. zu Granada um 1503, hatte kaum die Universität zu Salamanca verlassen, als ihn Karl V. als Gesandten nach Venedig schickte. Später ging er als kaiserl. Bevollmächtigter auf die Tridentinische Kirchenversammlung und 1547 als Botschafter an den päpstl. Hof. Als Generalkapitän und Statthalter von Siena unterwarf er diese Republik und gab sie Cosimo I. Medici unter span. Oberhoheit zu Lehn. Verhaßt bei allen, die noch Sinn für Volksrecht und Freiheit hatten, verabscheut vom Papste Paul III., den er in Rom selbst zu demüthigen den Auftrag hatte, herrschte er nur durch Todesstrafen, und obgleich unaufhörlich von den Dolchen der Mörder bedroht, die er sowol durch Gewaltmisbrauch als durch seine Liebesabenteuer in Rom gegen sich aufgereizt hatte, behauptete er sich dennoch bis 1554, wo Karl V., ermüdet von den wiederholten Klagen seiner ital. Unterthanen, ihn zurückberief. Mitten unter den Entwürfen einer tyrannischen Gewalt war indeß M. in Italien mit literarischen Nachforschungen, besonders mit dem Sammeln griech. Manuscripte und Alterthümer eifrig beschäftigt. Er sendete Gelehrte auf den Berg Athos, um in dem dortigen Kloster alte Handschriften aufzusuchen; auch benutzte er zu diesem Zwecke das Ansehen, in welchem er am Hofe Soliman's stand. Nach Karl's V. Abdankung lebte er an Philipp's II. Hofe, bis ein Streit wegen eines Liebeshandels mit einem Nebenbuhler ihn 1568 ins Gefängniß brachte, worauf er

nach Granada verwiesen wurde, wo er Gelegenheit fand, den Gang des Aufstandes der Mauren genau zu beobachten. Er starb zu Valladolid 1575. Seine Bibliothek ist jetzt eine der Zierden des Escurial. In seinen poetischen Episteln gab M. seinem Vaterlande das erste gute Muster für dieses Fach. Seinen Sonetten fehlen bei edelm Ausdruck Anmuth und Wohllaut, und seine Canzonen sind oft dunkel und gesucht. Seinen Satiren wurde von der Inquisition der Druck versagt. Als Prosaiker machte er Epoche durch seinen komischen Roman «Vida de Lazarillo de Tormes» (Burgos 1554; beste Ausgabe, Par. 1627; Tarragona 1536; fortgesetzt von de Luna, Par. 1620; deutsch von Keil, Gotha 1810), den er als Student schrieb, und sein ausgezeichnetes Geschichtswerk «Guerra de Granada etc.», welches erst 1610 in Druck kommen durfte, unverstümmelt aber zuerst zu Valencia (1776) erschien. Seine poetischen Werke erschienen nur einmal zusammengedruckt (Madr. 1610). — Sein Bruder, Don Antonio Hurtado de M., war Vicekönig von Neuspanien und ließ das naturhistor. Werk «De las cosas naturales y maravillosas de nueva España» erscheinen. — Ein anderer Don Antonio de M., geb. 1590, gest. 1644, war Geh. Secretär Philipp's IV. und Rath der Inquisition. Man hat von ihm mehrere Komödien und einen Band lyrischer Gedichte (Lissab. 1696; 2. verb. Aufl., Madr. 1728).

Mendoza (Iñigo Lopez de), s. Santillana.

Menedēmus, aus Eretria auf Euböa, ein griech. Philosoph, der ungefähr um das J. 300 v. Chr. lebte, ist der Stifter der sog. Eretrischen Schule, die nur ein unbedeutender Nebenzweig der Megarischen Schule (s. d.) war. Das wenige, was die Alten von M. sagen, zeigt nur sein Anschließen an die Megariker.

Menelāos, mythischer König von Lacedämon, Sohn des Atreus, jüngerer Bruder des Agamemnon (s. d.), Gemahl der Helena (s. d.) und als solcher eine Hauptperson in dem Sagenkreise vom Zuge der Griechen gegen Troja, wobei er 60 Schiffe führt und sich persönlich eifrig am Kampfe betheiligt; auch gehört er zu den Helden, die im Bauche des hölzernen Rosses eingeschlossen in die Burg von Troja eindringen. Nach Trojas Fall segelt er sogleich mit Helena ab, wird aber in der Nähe des Cap Malea von einem Sturm überfallen, der seine Flotte zerstreut, worauf er 8 J. lang an den Küsten von Kypros, Phönizien, Aethiopien, Aegypten und Libyen umherirrt. Auf der Insel Pharos endlich, wo er 20 Tage verweilt, gibt ihm Eidothea den Rath, ihren Vater Proteus durch List zu fangen und dann zu zwingen, das zu verkünden, was er thun müsse, um glücklich nach Hause zurückzukehren. Dies geschieht und M. kommt glücklich mit Helena in seiner Heimat wieder an, gerade an dem Tage, an welchem Orestes die Klytämnestra und den Aegisthos bestattet. Von nun an lebt er in Glück und Reichthum in Sparta, wo ihn Telemachos besucht, um nach dem Schicksal des Odysseus zu forschen, während er gerade seine Tochter Hermione (s. d.) an Neoptolemos und seinen Sohn Megapenthes an die Tochter des Alektor vermählt. Als des Zeus Eidam wird er endlich auf die Inseln der Seligen versetzt. Zu Therapne bei Sparta zeigte man sein und der Helena Grab; auch hatte er hier einen Tempel, in welchem er göttlicher Ehren genoß.

Menelāus, ein griech. Mathematiker aus Alexandria, lebte zu den Zeiten Trajan's und schrieb drei Bücher «Sphaerica», die sich aber nur noch in einer lat. Uebersetzung, herausgegeben von Maurolycus (Messina 1558) und Halley und Costard (Oxf. 1758), erhalten haben.

Menenius Agrippa hieß der Gesandte, welchen die röm. Patricier bei der ersten Secession der Plebejer auf den Heiligen Berg, 496 v. Chr., an diese abschickten, und der sie durch die Erzählung von den Gliedern, welche dem Magen den Dienst verweigern, zur Eingehung eines Vergleichs überredete, der die Einsetzung der Volkstribunen zur Folge hatte.

Menestrels, s. Troubadour.

Mengs (Ant. Rafael), einer der ausgezeichnetsten Künstler und Kunstschriftsteller des 18. Jahrh., geb. zu Aussig in Böhmen 12. März 1728, wurde von Jugend auf von seinem Vater, Israel M., einem mittelmäßigen Künstler, der, ein geborener Däne, Hofmaler in Dresden war, höchst tyrannisch behandelt. Zum Künstler bestimmt und vom Vater in die ersten Regeln der Kunst eingeweiht, mußte er demselben 1741 nach Rom folgen, wo er unterdessen fortwährend unter sehr strenger Leitung von den Meisterwerken der alten Sculptur zu den genialen Arbeiten des Michel Angelo und Rafael überging. 1744 kehrte er mit seinem Vater nach Dresden zurück und wurde vom König August III. zum Hofmaler ernannt; doch erhielt er zugleich die Erlaubniß, wieder nach Rom zurückkehren zu dürfen, wohin ihn der Vater ebenfalls begleitete. Seit 1748 trat er nun mit eigenen größern Compositionen auf, die ungetheilten Beifall erhielten. Besonders trefflich gelang ihm eine Heilige Familie, die er dort aufstellte und die noch insbesondere deshalb merkwürdig wurde, weil er sich in das schöne Bauermädchen, wel-

ches im Beisein der Mutter ihm zum Modell diente, verliebte, zur kath. Kirche übertrat und sie heirathete. Nachdem er 1749 abermals nach Dresden zurückgekehrt, ernannte ihn der König zum ersten Hofmaler, und als 1751 die kath. Kirche eingeweiht werden sollte, erhielt er den Auftrag zur Fertigung des Gemäldes für den Hochaltar und zugleich die Erlaubniß, dasselbe in Rom arbeiten zu dürfen. Hier übernahm er 1754 die Direction der neuerrichteten Malerakademie auf dem Capitol. 1757 malte er für die Cölestinermönche die Decke in San-Eusebio, später für den Cardinal Albani in dessen Villa ein Deckengemälde und dann verschiedene Oelgemälde, z. B. eine Kleopatra, eine Heilige Familie und eine Magdalene. Ein junger Engländer, Webb, dem er seine Ideen über die Kunst mittheilte, gab diese in den «Untersuchungen über die Schönheit» (Zür. 1771) für die seinigen aus und machte sich mittels dieses Plagiats berühmt. 1761 folgte M. einem Rufe König Karl's III. nach Spanien, wo er seine Himmelfahrt Christi für den Hochaltar in Dresden vollendete und unter anderm eine Götterversammlung und eine Kreuzabnahme malte. Intriguen seiner Gegner veranlaßten ihn, sich 1770 Urlaub zu erbitten, um nach Italien zu gehen, wo er in der vaticanischen Bibliothek ein großes allegorisches Deckengemälde ausführte. Erst nach drei Jahren kehrte er nach Madrid zurück und arbeitete den Plafond im Speisesaale des Königs, darstellend die Vergötterung Trajan's und den Tempel des Ruhms, der sein Hauptwerk wurde. Schon 1776 begab er sich indeß wieder nach Rom, wo er 29. Juni 1779 starb. Von seinen 20 Kindern überlebten ihn 7. Sein Wohlthätigkeitssinn, die Unterstützung junger Künstler, die sorgfältigste Erziehung seiner Kinder, seine Liebe für die Kunst, die ihn bewog, Handzeichnungen berühmter Meister, Vasen, Gipsabgüsse, von denen er eine Sammlung der königl. Akademie in Madrid schenkte, eine andere in Dresden sich befindet, Kupferstiche u. s. w. oft für hohe Summen zu erkaufen, ferner seine immerwährenden Reisen, endlich auch seine vornehme Lebensart hatten, als er starb, die großen Summen, die er verdiente, aufgezehrt; doch seiner Familie nahmen sich seine Freunde und Verehrer an. Seine Composition und Gruppirung ist einfach, edel und studirt, vielleicht auch zuweilen gesucht, seine Zeichnung immer richtig und gewählt. Sein großes Vorbild, Rafael und die Antike, bewahrte ihn vor aller Manier, und seine Bilder sind Werke des vollendeten Geschmacks. Gleichwol lassen sie den Beschauer kalt, weil sie eine gewisse Absichtlichkeit und Mangel an eigener Inspiration verrathen. Das Colorit, worin Tizian sein Muster war, ist kräftig und schön; überhaupt sind seine meisten Werke mit großer Sorgfalt und Liebe vollendet. Im Unterricht war er streng, machte aber seine Schüler mehr auf die begangenen Fehler aufmerksam, als daß er sie auf die noch fehlenden Schönheiten hinwies. In Deutschland sind besonders seine drei Altarblätter in der kath. Kirche zu Dresden bekannt. Höchst belehrend sind auch seine Schriften, die italienisch von Azara (2 Bde., Parma 1780) und deutsch von Prange (3 Bde., Halle 1786) herausgegeben wurden, und bei deren Ausarbeitung ihn sein Freund Winckelmann sehr unterstützte.

Meng-tse (d. i. Lehrer Meng) oder Mencius, wie die Jesuiten den Namen latinisirt haben, früher Meng-ko geheißen, ein chines. Weiser, ward in den ersten Jahren des 4. Jahrh. v. Chr. in dem heutigen Kreise Schan-tong geboren und starb gegen 314, im 84. J. seines Alters. Kong-tse oder, ebenfalls latinisirt, Confucius (s. d.) und M. werden von den Völkern des chines. Culturſystems als ihre ersten Lehrer und Weisen verehrt. Sie erhielten viele Ehrennamen, worunter Sching, was mit «heilig» oder «vollkommen» übersetzt werden kann, der gewöhnlichste. M. erhielt von seiner Mutter, weil der Vater früh gestorben war, eine sehr sorgfältige Erziehung; «die Mutter des Meng» ist ein chines. Sprichwort zur Bezeichnung einer trefflichen Erzieherin. Um diese Zeit zerfiel China in eine Menge erbliche Lehnsstaaten, welche kaum die Oberherrlichkeit des Kaisers der Tscheu anerkannten. M. besuchte mehrere Höfe, um seinen Lehren der Tugend und Gerechtigkeit Eingang zu verschaffen; aber vergebens. Die hierüber gepflogenen Gespräche mit den Fürsten und ihren Ministern, mit seinen Jüngern und Bekannten wurden von den zahlreichen Bewunderern des Meisters aufgezeichnet. Sie bilden das «Buch des M.», das vierte der sog. «Vier Bücher», die Grundwerke zur Erziehung und Heranbildung der chines. Jugend enthaltend. Das Buch des M. ist umfangreicher als die drei übrigen zusammen. Man hat hiervon mehrere Uebersetzungen, die aber sämmtlich weit hinter der Energie und Kürze, hinter der Frische und Lebendigkeit des Originals zurückbleiben. So die lateinischen des P. Noel (Prag 1711) und Stan. Julien (mit Text, 2 Bde., Par. 1824), die englische von Collie (in «Chinese classical works», Malakka 1828) und die französische von Pauthier («Les quatre livres de philosophie morale et politique», Par. 1851).

Meningitis, s. Genickkrampf.

Menippus, einer der berüchtigtsten Cyniker und Schüler des Diogenes, aus Gadara in

Syrien gebürtig, hatte sich durch schändlichen Wucher ein bedeutendes Vermögen erworben, büßte dasselbe aber wieder ein und soll sich aus Gram über diesen Verlust erdrosselt haben. Mit beißendem Spotte verfolgte er die Verkehrtheiten der Menschen und namentlich der Philosophen, daher der Römer Varro (s. d.) unter dem Namen Satira Menippea eine besondere Art von Satiren verfaßte, die sich in einzelnen Bruchstücken noch erhalten haben. Ueber das Leben des M. und das Wesen der nach ihm benannten Menippeischen Satire handelt Oehler in «Marci Terentii Varronis saturarum Menippearum reliquiae» (Quedlinb. 1844).

Mennige nennt man das feurig gelblichrothe Oxyd des Bleies, welches entsteht, wenn man gelbes Bleioxyd oder Bleiweiß längere Zeit bei einer nicht bis zum Schmelzen steigenden Temperatur an der Luft erhitzt. Die M. findet als Malerfarbe und zur Fabrikation einer Bleiglasur und des Bleiglases Anwendung; auch bedient man sich ihrer zur Bereitung eines Kittes und Pflasters. Sie wird mit Ziegelmehl nicht selten verfälscht, dient ihrerseits wieder als Verfälschungsmittel des Zinnobers und unterliegt in der Anwendung denselben Vorsichtsmaßregeln wie andere Bleiverbindungen, deren giftige Eigenschaften sie theilt.

Menno oder Meno (Simons), Stifter der Mennoniten oder Taufgesinnten (s. d.), geb. zu Witmarsum in Friesland 1496, trat 1524 in den geistlichen Stand und bekleidete einige Jahre die Stelle eines Priesters, anfangs in dem benachbarten Dorfe Pinjum, nachher in seinem Geburtsorte selbst. Das Studium des Neuen Testaments regte schon seit 1530 mancherlei Zweifel an der Wahrheit der Kirchenlehre in ihm an, und da ihn auch das Formelwesen der Kirche nicht befriedigte, sagte er sich 1536 gänzlich von derselben los. Von der Schriftmäßigkeit der Taufe der Erwachsenen überzeugt, schloß er sich an die Taufgesinnten an, die damals in den Niederlanden unter dem Namen der Wiedertäufer sich als eine eigene Religionspartei constituirten, wurde zu Leeuwarden getauft und als Lehrer und Bischof in Gröningen angestellt. Von jetzt an war es sein Hauptstreben, die Wiedertäufer in Deutschland und in den Niederlanden zu einer Verfassung zu bringen, durch die sie sich der weltlichen Obrigkeit empfehlen, Duldung und Ruhe erwerben könnten. Zu diesem Zwecke durchwanderte er verschiedene Theile von Holland und Norddeutschland, ja er kam selbst bis nach Livland und Gottland; doch blieb Friesland sein eigentlicher Aufenthalt. Er sah sich manchen Verfolgungen ausgesetzt, sodaß er sogar nach Wismar flüchten mußte, wo er das «Colloquium Wismariense» hielt, welches Johann Wigand in seinem Werke «De anabaptismo» (Lpz. 1582) aufbewahrt hat. Zuletzt ließ er sich in der Herrschaft Fresenburg bei Oldeslohe im Holsteinischen nieder, wo er nicht nur Freiheit und Schutz fand, sondern auch die Vergünstigung erhielt, eine Druckerei zur Verbreitung seiner Schriften zu errichten. Nachdem er noch eine Reise nach Köln unternommen hatte, wo er vergebens sich bemühte, die Streitigkeiten mit den hochdeutschen Taufgesinnten über den kirchlichen Bann beizulegen, starb er 13. Jan. 1561 in Oldeslohe. Sein freimüthiges Auftreten für die Wahrheit bekundete einen unabhängigen Geist; sein Wirken athmete einen regen Eifer für ein geläutertes praktisches Christenthum. In den mancherlei Spaltungen seiner Anhänger, vorzüglich über den kirchlichen Bann, neigte er sich stets zur Milde, Duldsamkeit und Verträglichkeit hin. Sein Lehrbegriff, den er besonders in dem «Fundamentbuch von dem rechten christl. Glauben» (1539) darstellte, unterschied sich von dem der reform. Kirche fast nur in der Lehre über die Menschwerdung Jesu, die ohne körperliche Mitwirkung der Maria erfolgt sei, in der Lehre von der Verwerfung der Kindertaufe, in der Lehre von der Kirche, die nur aus Heiligen bestehe, weshalb er auch meinte, daß die Obrigkeiten nur für Unheilige eingesetzt seien, daß man keinen Krieg und keinen Proceß führen, keinen Eid ablegen und keine Ehescheidung gestatten dürfe. Die Fußwaschung behielt er als eine heilige Handlung bei; die strenge kirchliche Disciplin und Sittenlehre, die er aufstellte, beruhte auf der buchstäblichen Erklärung der Bergpredigt. Die zahlreichen Schriften M.'s wurden später von seinen Anhängern gesammelt (Amsterd. 1600 und 1646; am vollständigsten Amsterd. 1681). Ihr Inhalt ist meist polemisch und ascetisch, zeichnet sich aber durch eindringliche Kraft und Wärme der Rede aus. Vgl. die biographischen Schriften von Cramer (Amsterd. 1837) und Hardes (Königsb. 1846).

Mennoniten, s. Taufgesinnte.

Menou (Jacques François, Baron de), franz. General, geb. 1750 zu Boussay in Touraine, trat sehr jung in die Armee. Beim Ausbruche der Revolution war er bereits Maréchal-de-Camp. Vom Adel seiner Provinz zum Abgeordneten der Generalstaaten erwählt, vereinigte er sich ohne Zögern mit dem Dritten Stande, war dann als Mitglied des Kriegscomité thätig und half zur Erhaltung des Throns den Club der Feuillants (s. d.) stiften. 1793 kämpfte er in der Vendée, wurde von Larochejacquelin entscheidend geschlagen und mußte sich auf Robes-

pierre's Anklage vor dem Convent vertheidigen, wobei ihm Barère das Leben rettete. Bei der Erhebung der Vorstadt St.-Antoine 2. Prairial (Mai 1795) gegen den Convent bezwang er die Empörer an der Spitze der Linientruppen, weigerte sich aber 13. Vendémiaire (Oct. 1795), die Nationalgarde anzugreifen. Während ihm der junge Bonaparte im Commando folgte, wurde er verhaftet, aber auf dessen Verwenden vom Kriegsgerichte freigesprochen. Seitdem lebte M. zurückgezogen, bis ihn Bonaparte bei der Expedition nach Aegypten als Divisionsgeneral anstellte. Hier heirathete er eine Aegypterin und trat selbst zum Islam über und nahm den Namen Abdallah Jakob Menou an. Nach Bonaparte's Abreise und Kleber's Ermordung übernahm er als der älteste General den Oberbefehl, dem er jedoch nicht gewachsen war. Er wurde von den gelandeten Engländern 1801 nach Alexandria zurückgeworfen und mußte capituliren. Als er 8. Mai 1802 zu Paris anlangte, vertheidigte ihn der Erste Consul gegen die Ankläger; er wurde freigesprochen und später Gouverneur von Piemont, wo er sich allgemeine Achtung erwarb. Später zum Gouverneur von Venedig ernannt, starb er daselbst 13. Aug. 1810.

Mensch (naturgeschichtlich). Seiner körperlichen Organisation nach gehört der M. ohne Zweifel in die Klasse der Säugethiere und zwar zu dem Typus, welcher auf niederer Stufe durch die Affen repräsentirt ist. Mit den Affen hat er die Gesammtanlage der Organisation im ganzen wie in den einzelnen Theilen des Körpers gemein; er unterscheidet sich von denselben aber durch höhere Ausbildung einzelner Organe, namentlich des Gehirns und der Extremitäten und durch die daraus hervorgehende Fähigkeit der Vervollkommnung und stufenweisen Ausbildung. Die wesentlichen Unterschiede in der Organisation zwischen M. und Affen beziehen sich einerseits auf die vorwiegende Ausbildung des Gehirnschädels (entsprechend der Größe und Entwickelung der Hemisphären des großen Gehirns) über den Gesichtsschädel und namentlich die Kiefer, und andererseits auf die Trennung der Functionen der Extremitäten, indem die vordern, die Arme, nur zum Greifen und Fassen, die hintern, die Beine, nur zur Ortsbewegung und zur Stützung des Körpers bestimmt sind. Einem allgemeinen Gesetze der Thierwelt zufolge liegt in der Theilung der Arbeit ein Princip der höhern Vervollkommnung, und es steht deshalb der Affe, bei welchem alle vier Extremitäten in Hände endigen und gleichmäßig sowol zum Greifen als zur Ortsbewegung benutzt werden, tiefer als der M., obgleich Hände mit entgegenstellbarem Daumen an und für sich weiter entwickelte Organe sind als Füße mit Daumen, welche mit den vordern Zehen in derselben Ebene liegen. In zoolog. Hinsicht, wo es sich um Auffindung von unterscheidenden Charakteren handelt, ist deshalb die Bildung der Füße für den M. charakteristisch und auszeichnendes Merkmal gegenüber den Affen. Von dieser Ausbildung der Füße hängt denn auch die aufrechte Stellung ab, mit der eine Menge anderer Charaktere nothwendig verbunden sind. Der menschliche Fuß unterscheidet sich durch die Größe und Dicke der ersten Zehe, die Kürze der übrigen Zehen, die feste Verbindung der Knochen des Mittelfußes und der Fußwurzel, welche ein elastisches Gewölbe bilden, durch die Größe und Ausbildung des Fersenbeins, welches den hintern Stützpunkt des Fußgewölbes abgibt. Mit dieser Bestimmung des Beins als Stütz- und Bewegungsorgan hängt auch zusammen die Größe und Festigkeit des Schienbeins und namentlich des Schenkelbeins, welches beim M. allein den längsten Knochen des Skelets bildet, während bei den Affen das Oberarmbein den Schenkel an Länge übertrifft oder ihm wenigstens gleichkommt; ferner die Breite und Ausdehnung des Beckens, besonders der Darmbeine, die großentheils das Gewicht der Eingeweide bei der aufrechten Stellung zu tragen haben; die doppelt S-förmige Krümmung der Wirbelsäule sowie in den weichen Theilen namentlich die Concentration der Muskeln des Unterschenkels zu einer Wade, des Oberschenkels und des Gesäßes zu abgerundeten Massen. Die Unterschiede, welche sich in dem Baue der Arme und Hände gewahren lassen, sind weit geringer. Doch ist bei dem Affen der Daumen weniger ausgebildet und namentlich die Maus des Daumens weniger vorstehend, sowie der Oberarm bei dem M. im Verhältniß zu den übrigen Theilen, Vorderarm und Hand, länger ist. Endlich beruht in der aufrechten Stellung und der darin begründeten Balancirung des Kopfs auf der Wirbelsäule die geringere Ausbildung der Dornen der Halswirbel und des Nackenbandes, welches sich einerseits an diese Dornen, andererseits an das Hinterhaupt festsetzt.

Der Kopf des M. unterscheidet sich wesentlich durch die übermäßige Ausbildung des Gehirnschädels und des Gehirns im Verhältniß zum Gesichte. Zwar hat der M., wie man behauptet hat, weder das absolut größte Gehirn in der Thierwelt (Elefant, Walfisch übertreffen ihn in dieser Hinsicht) noch auch das größte Gehirn im Verhältniß zum Körper (einige kleine Affen und Singvögel übertreffen ihn), aber jedenfalls sind die Hemisphären des großen Gehirns im Verhältniß zu den übrigen Hirntheilen bei dem M. weit größer und namentlich auch in ihren

einzelnen Theilen, besonders den Windungen, welche sich auf der Oberfläche des Großhirns zeigen, weit ausgebildeter. In neuerer Zeit hatte sich, hauptsächlich in England, ein erbitterter Streit über die Frage entsponnen, ob der M. besondere Hirntheile besitze, die andern Thieren und namentlich auch den menschenähnlichen Affen nicht zukämen. Dieser Streit ist jetzt durch genaue Erörterung der Thatsachen dahin entschieden, daß nur quantitive, aber keine qualitive Unterschiede existiren; daß die Affen alle Hirntheile besitzen, welche der M. auch hat; daß bei ihnen die Hemisphären nach hinten ebenso das kleine Gehirn überdecken wie beim M.; daß ihre Windungen genau nach demselben Plane angelegt sind; daß sich der M. aber unterscheidet durch die größere Complication der Windungen, durch die Ausbildung der auf dem Augendache ruhenden untern Vorderhirnwindung, und durch die größere Masse, Höhe und Breite des Großhirns, das überhaupt als Sitz der Intelligenz zu bezeichnen ist. Dieser Ausbildung des Gehirns entsprechend, ist die knöcherne Kapsel desselben, der Schädel, über das Gesicht herübergewölbt und namentlich über die Augen herübergeschoben, sodaß eine wirkliche, mehr oder minder senkrecht stehende Stirn gebildet ist, welche den Thieren entweder ganz fehlt oder nur eine starkgeneigte Fläche darstellt. Die Schädelkapsel ist dabei rundlich, harmonisch gewölbt und keine vorspringenden Leisten zur Anheftung der Muskeln an ihr ausgebildet. Hiermit in Uebereinstimmung ist das Gesicht und ganz besonders die Kiefer weit weniger entwickelt, nicht schnauzenförmig vorstehend, die Nase dagegen vorstehend und auch ein vorspringendes Kinn gebildet, während bei allen Affen der Unterkiefer von den Schneidezähnen an zurückweicht, ohne eine vordere oder untere Ecke zu bilden. Hinsichtlich der Zahl und Bildung der Zähne stimmt der M. mit den Affen der alten Welt überein, indem er im ganzen 32 Zähne besitzt, nämlich oben und unten je vier Schneidezähne, zwei Eckzähne, vier Lückenzähne und sechs Backzähne, welche letztern nicht gewechselt werden. Von allen Affen aber unterscheidet er sich dadurch, daß die Kronen seiner Eckzähne nicht über die der andern Zähne hervorragen und also auch keine Lücken in der Zahnreihe sich finden, in welche diese vorspringenden Eckzähne eingreifen. Nur ein fossiler Dickhäuter (Anoplotherium) hat eine solche lückenlose Zahnreihe mit dem M. gemein.

Ueber die Art und Weise, wie die angeführten unterscheidenden Charaktere für die zoolog. Klassifikation zu verwerthen seien, sind die Meinungen sehr getheilt gewesen. Während Linné und manche seiner Nachfolger dieselben für nicht bedeutend genug hielten, um den M. als Ordnung oder selbst Gattung von den Affen zu trennen, glaubten andere, freilich zum Theil auch auf moralische Eigenschaften gestützt, dieselben so hoch anschlagen zu müssen, um ein eigenes Reich, das Menschenreich, äquivalent mit dem Thier- oder Pflanzenreich, darauf zu gründen. Jetzt sind die meisten Naturforscher darüber einig, daß die Charaktere, zur Gründung einer Ordnung, gleichwerthig mit denjenigen der Affen oder Fleischfresser zu verwenden seien, und daß dieser Ordnung der Zweihänder (Bimana) die kurze Diagnose zu geben sei: zwei Hände, zwei Gangfüße, keine Zahnlücke, vorspringendes Kinn.

Ueber das Verhältniß der Ordnung und Gattung M. zu den Affen besteht noch immer heftiger Streit. Eine enge Verwandtschaft im Typus der Organisation läßt sich nicht leugnen, ebenso wenig, daß der Grundplan der Bildung derselbe sei und mancherlei Uebergänge existiren, welche einerseits durch die menschenähnlichen Affen Schimpanse, Orang und Gorilla, andererseits durch die thierähnlichen Menschenrassen, wie Neger und Australier, dargestellt sind, und daß eben die Menschencharaktere nur quantitativer Art sind, indem der Gorilla durch die Bildung seiner Hände und Füße, der Orang durch die Organisation seines Gehirns, der Schimpanse durch Zähne und Schädel dem M. nahe kommen. Diejenigen Naturforscher, welche eine allmähliche Umwandlung der Typen annehmen und mit Darwin die Entwickelung der organischen Welt als eine Ausbildung und stete Vervollkommnung ursprünglicher einfacher Typen auffassen, sehen in dem M. die Vollendung des in den Affen begonnenen Typus. Diejenigen Forscher dagegen, welche die Arten als feststehende, durch besondere Schöpfungsacte ins Leben gerufene Typen betrachten, sehen um so mehr in dem M. eine durch besondern Schöpfungsact entstandene Lebensform. Derselbe Unterschied zeigt sich auch in der Auffassung der Verschiedenheiten zwischen den M., welche die Erde bewohnen. Während die einen dieselben für ebenso groß halten als diejenigen, welche bei Thieren zur Aufstellung verschiedener Arten berechtigen, und also behaupten, daß die Menschengattung aus mehrern Arten (Species) bestehen, behaupten die andern, diese Charaktere berechtigen nur zur Aufstellung von Varietäten oder Klassen, die durch allmähliche Umwandlung der Abkömmlinge eines Aelternpaares entstanden seien. Man hat nach dieser Verschiedenheit der Ansichten Polygenisten und Monogenisten unter den Forschern unterschieden, welche sich mit Anthropologie beschäftigen.

Blumenbach war in seiner Abhandlung «De generis humani varietate nativa» (1775) zuerst auf eine Klassifikation der verschiedenen Menschenrassen eingegangen, die jetzt noch den meisten Eintheilungen zu Grunde gelegt wird. Diese Klassifikation beruhte wesentlich auf der Hautfarbe und unterschied fünf Hauptrassen: 1) die Kaukasische Rasse, welcher fast alle Europäer, die Anwohner des Mittelmeeres und des asiat. Hochlandes angehören, mit weißer Hautfarbe, ovalem Gesicht, starkem Bart, schlichtem Haar, und die nach Blumenbach die Stammrasse sein sollte; 2) die Mongolische Rasse, mit gelblicher Hautfarbe, breitem Gesicht, vorstehenden Backenknochen, wenig Bart, nach außen und oben geschlitzten Augen (Nordasiaten, Kalmücken, Finnen, Ungarn, Chinesen, Japanesen umfassend); 3) die Malaiische Rasse, von brauner Farbe, schlichtem Haar (Malaien, Polynesier); 4) die Amerikanische Rasse, mit kupferrother Haut, schlichtem Haar, Adlernase, vorstehenden Backenknochen (sämmtliche Amerikaner); 5) die Aethiopische Rasse, von schwarzer Haut, krausem Haar (Neger, Hottentotten, Australneger). Während Cuvier einerseits diese Rassen auf drei reducirte, indem er Malaien und Amerikaner als Mischrassen ansah, erhöhten andere Forscher, wie Bory de St.-Vincent und Desmoulins, die Zahl auf 13 und mehr. Ein neues wissenschaftliches Princip brachte erst A. Retzius in Stockholm in die Frage, indem er einerseits die Form des Schädels, und zwar diese ganz besonders, andererseits die Ausbildung der Kiefer und Zähne in Betracht zog. Hinsichtlich der Schädelform fand Retzius, daß der Längendurchmesser constante Verhältnisse zum Querdurchmesser bei den verschiedenen Völkerschaften zeige, weshalb er Langköpfe oder Dolichocephalen und Kurzköpfe oder Brachycephalen unterschied. Vielfache Messungen, besonders von Welcker, Pruner-Bei, Broca, His und Rütimeyer, Ecker u. a. unternommen, zeigten später, daß mannichfache Modificationen dieses einfachen Verhältnisses vorhanden und namentlich auch eine Mittelgruppe, Mittelköpfe (Orthocephalen oder Mesocephalen), zu unterscheiden sei. Hinsichtlich der Ausbildung der Kiefer wurde besonders die Stellung der Vorderzähne in Betracht gezogen, indem bei vorwiegender Ausbildung des Thierischen die Kiefer sich nach vorn vorstrecken und die Schneidezähne eine schief nach vorn geneigte Stellung einnehmen, während bei höherer Ausbildung des menschlichen Typus die Schneidezähne senkrecht aufeinanderstehen. Man unterschied dieser Bildung nach Schiefzähner (Prognathen), wozu alle Neger, Australneger, viele eingeborene Stämme Amerikas und einige Asiens gehören, und Geradzähner (Orthognathen), denen sämmtliche Culturvölker zuzurechnen sind.

Die Forschungen über Naturgeschichte des M. haben besonders in der neuesten Zeit bedeutenden Aufschwung genommen durch die Einführung exacter Messungsmethoden, bei welchen namentlich der Schädel in allen seinen Theilen (Craniometrie) sowie seinem Innenraum nach in Betrachtung gezogen wird. Wesentlich sind diese Forschungen gefördert worden durch Stiftung anthropologischer Gesellschaften, welche Zeitschriften herausgeben, wie die Gesellschaften von London und Paris und eine deutsche Gesellschaft ohne Sitz, deren Journal seit 1866 erscheint. Außer der rein naturgeschichtlichen Seite, dem Studium des M. und der Menschenrassen an und für sich sowie des Verhältnisses des M. zur übrigen Thierwelt, haben diese Gesellschaften auch namentlich die Urgeschichte des Menschengeschlechts in den Kreis ihrer Forschungen gezogen und diese ebenfalls aus dem Nebel mythischer Traditionen und Sagen auf die Basis exacter Thatsachen zu stellen gesucht. Auch hierüber hat erbitterter Streit lange hin- und hergewogt, der bis heute noch nicht vollständig ausgetragen ist. Namentlich wurde dieser Streit angeregt durch Boucher de Perthes (s. d.), der im Schwemmlande des Sommethals bei Amiens und Abbeville rohbearbeitete Kieselinstrumente fand, die einer frühesten Periode angehören mußten, in welcher der europäische M. die Metalle noch nicht kannte. Die Forschungen im Schwemmlande, in den Höhlen, in vorgeschichtlichen Anhäufungen von Resten der Mahlzeiten, in Begräbnißstätten, in Wohnstätten, die auf Pfählen errichtet waren (Pfahlbauten), wurden und werden noch jetzt mit großem Eifer in allen Ländern fortgesetzt und haben zu bemerkenswerthen Resultaten geführt, die man im allgemeinen in folgender Weise resumiren kann. Der M. lebte in Europa unzweifelhaft mit ausgestorbenen Thierarten, namentlich dem Höhlenbären, dem Mammuth, dem Nashorn mit knöcherner Scheidewand, zusammen, und zwar in einem Civilisationszustande, welcher demjenigen der Wilden Australiens bei der Entdeckung zu vergleichen ist. Den wenigen Schädeln aus dieser Periode zufolge, die wir besitzen, war es zugleich eine niedere und wahrscheinlich schiefzähnige Rasse, welche damals Europa bewohnte. Die Civilisation entwickelte sich, indem der europäische M. zuerst die Schneiden seiner Kieselinstrumente feiner zu bearbeiten, dann zu schleifen lernte; indem er die Bearbeitung des Horns und der Knochen vervollkommnete und endlich die Metalle, zuerst die Bronze, dann das Eisen kennen und benutzen lernte. Mit

dieser industriellen Ausbildung ging der M. vom Zustande eines Jägervolks zu dem eines Hirtenvolks über, indem er zuerst den Hund, später auch andere Thiere, Schwein, Rind, Schaf u. s. w., zu Hausthieren heranzog und züchtete, und endlich mit Gründung fester Wohnsitze sich dem Ackerbau, der Viehzucht, der Industrie und selbst der Kunst widmete. Nach der Zusammenstellung dieser verschiedenen Zustände hat man, freilich ineinanderlaufende Perioden der Urgeschichte unterschieden, und zwar Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit. Die Steinzeit, in welcher der M. noch keine Metalle kennt, theilt sich in drei Epochen: älteste Steinzeit, Epoche des Mammuth und des Höhlenbären, roheste Steininstrumente; mittlere Steinzeit, Epoche des Renthiers und des Auerochsen in Mitteleuropa und Südfrankreich, Kunstentwickelung im letztern Lande, kunstvoll bearbeitete Instrumente aus Knochen und Horn; jüngere Steinzeit, Ackerbau, Hausthiere, geschliffene Steininstrumente, Industrie (Weberei). Die Bronzezeit, in welcher der Gebrauch der Bronze, wesentlich zu gegossenen Instrumenten, allmählich die Steininstrumente verdrängt und Handelsverbindungen stattfinden; die Eisenzeit, wo das Eisen nach und nach die Bronze verdrängt, der Uebergang in die histor. Zeit. Die Literatur auf diesem Gebiete ist bereits äußerst reichhaltig. Außer der angeführten Schrift Blumenbach's sind an ältern Werken hervorzuheben: Prichard, «Researches into the physical history of mankind» (3. Aufl., 5 Bde., Lond. 1836—47; deutsch von Wagner und Will, 4 Bde., Lpz. 1840—48); Nott und Gliddon, «Types of mankind» (Philadelphia 1854). Unter den neuern verdienen vor allen Erwähnung die periodischen Schriften: «Bulletins» und «Mémoires» der Anthropologischen Gesellschaft zu Paris (seit 1860); «The anthropological review» der Gesellschaft zu London (seit 1863); «Archiv für Anthropologie» von C. E. von Baer, Desor, Ecker, His, Lindenschmit, Lucä, Rütimeyer, Schaaffhausen, Vogt und Welker (seit 1866); «Matériaux pour l'histoire positive et philosophique de l'homme» von G. de Mortillet (Paris, seit 1864). Ferner die Werke: Waitz, «Anthropologie der Naturvölker» (Bd. 1—5, Lpz. 1854—66), und Diefenbach, «Vorschule der Völkerkunde» (Frankf. 1864), sowie für vorhistor. Zeiten außer den Werken von Keller und Desor über die Pfahlbauten (s. d.): Lyell, «Antiquity of man» (2. Aufl., Lond. 1865); Lubbock, «Pre-historic times» (Lond. 1865); Lartet und Christy, «Reliquiae aquitanicae» (Lond. 1866). Sämmtliche Fragen resumirt das Werk von K. Vogt: «Vorlesungen über den M., seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde» (2 Bde., Gieß. 1863—65), das auch ins Französische, Englische und Russische übersetzt wurde.

Mensch (anthropologisch). In geistiger Beziehung steht der M. im Mittelpunkte des Weltalls als das Verbindungsglied von Naturwelt und Geistwelt, indem in ihm der Proceß der Organisationen sich schließt und damit der Proceß der freien Handlungen beginnt. Denn während das Thier vermöge seines Instincts (s. d.) eingeschlossen steht in einem engen, ihm vorgeschriebenen Vorstellungskreise, kann der M. durch Ueberlegung und Nachdenken den anfänglichen Kreis seiner Vorstellungen nach Belieben erweitern und dadurch die mit ihm verbundenen und von ihm abhängigen Gefühle und Triebe überschreiten und abändern. Hierdurch wird das Leben dem blos natürlichen Organismus seiner Triebe enthoben und in einen durch die Thätigkeit des Verstandes und seiner Begriffe künstlich modificirten Trieborganismus hinaufgehoben, welcher eben darum, weil er ein künstlich abgeänderter ist, zeitlebens sowol durch äußere Eindrücke als durch Nachdenken modificirbar bleibt. Durch das Denken verwandeln sich die Vorstellungen in Begriffe (s. d.). Das äußerliche Zeichen vom Beginn dieser Thätigkeit beim M. und ihrer fortschreitenden Entwickelung ist die Sprache (s. d.), welche in der Kindheit der Völker arm und unbestimmt ist, aber mit der fortschreitenden Entwickelung an Reichthum und Präcision gewinnt. Die Uebersicht und Eintheilung der verschiedenen Sprachstämme des Menschengeschlechts stellt der Gliederung der Menschheit in die ursprünglichen, durch physiol. Unterschiede des Körperbaues geschiedenen Völkerrassen eine ebenso wichtige und historisch bedeutsame Gliederung in ursprüngliche, durch psychol. Unterschiede der Auffassungs-, Anschauungs- und Ausdrucksweise geschiedene Sprachfamilien an die Seite. (S. Sprachenkunde.) Die Untersuchungen über den ganzen Organismus der geistigen und psychischen Thätigkeiten und Triebe, sowol an sich selbst als in ihrer Wechselwirkung mit den leiblichen Functionen, bilden den Gegenstand der Anthropologie (s. d.). In der Thätigkeit der Ueberlegung oder Vernunft tritt der M. seinen natürlichen oder animalischen Trieben als ein zweites höheres Ich gegenüber, indem die überlegende Thätigkeit beim moralischen Handeln darin besteht, daß durch äußere Empfindungen, verbunden mit innern Vorstellungsspielen, die unmittelbare Wirksamkeit der Triebe aufgehalten, zurückgedrängt, gehemmt oder in Frage gestellt wird, und der M. sich nun nicht mehr als den Trieb, sondern als diese Fragethätigkeit, von welcher der Trieb abhängig wird, empfindet. Der Trieb

oder Wille wirkt nun nicht mehr blindlings, sondern wird insofern frei, als er aus der Welt der Begriffe Motive empfängt, welche ihm im Naturzustande unbekannt waren. Daher denn freies Handeln und Handeln aus Ueberlegung synonyme Begriffe sind. Hieraus nun entspringt die Bedeutung des Wortes M. im höhern oder geistigen Sinn, wo man nicht mehr die Basis der organischen Triebe darunter versteht, sondern die Thätigkeit des Denkens oder der Vernunft, insofern ihr die Anschauungen, Erinnerungen und Triebe als Mittel ihrer Ausführung dienen. Der M. als Geist ist eine mit Naturtrieben und einem Vorstellungsmechanismus zu ihrer Bethätigung ausgerüstete Denkthätigkeit oder Vernunft. Die reine oder innere Bethätigung derselben ist das Erkennen, dessen Erzeugniß in Beziehung auf den erkannten Gegenstand die Wahrheit, aber in Beziehung auf die erkennende Thätigkeit oder das Subject (das Ich) das Fürwahrhalten oder die Ueberzeugung heißt. Die Ueberzeugung von dem, was das der Vernunft Angemessene und folglich wahrhaft Menschliche im Handeln ist, heißt das Gewissen (s. d.). Im Gewissen kommt der M. zum tiefsten Bewußtsein seiner geistigen Natur und des echt Menschlichen oder Guten. Denn die Bethätigung des diesem Bewußtsein Angemessenen heißt das Gute oder die moralische Bestimmung des M. Der M. als Geist oder als eine die Triebe als Mittel beherrschende Vernunft ist der gute M., und sofern in jedem das Princip des Geistes thätig ist, wenn es sich auch noch nicht das richtige Verhältniß zu den Trieben gegeben hat, trägt ein jeder den von ihm selbst entwickelbaren Keim des Guten in sich. (S. Ethik.) Er ist die Anlage zur höchsten Selbständigkeit durch Handeln nach fester Ueberzeugung. Soll aber das Gute oder die praktische Vernunft ihm nicht selbst nur als ein vergängliches Phänomen erscheinen, vielmehr eine unerschütterliche und alles beherrschende Macht in ihm gewinnen, so ist dies schlechthin unmöglich ohne die Zuversicht auf eine höhere Vernunftthätigkeit, aus welcher die Menschenvernunft stammt, mit deren Mitteln sie arbeitet, und aus deren Fülle sie stets erneubare Kräfte zur fortschreitenden Vervollkommnung ihrer selbst schöpfen kann. Daher steht das Streben nach moralischer Vervollkommnung im engen Zusammenhange mit den religiösen Ueberzeugungen vom Dasein einer nach moralischen Gesetzen wirkenden hülfreichen Gottheit und einer die Aussicht auf höhere Vollkommenheitsgrade der Seelenentwickelung eröffnenden Unsterblichkeit unserer geistigen Kräfte und Anlagen. Und daher sind die religiösen Vorstellungen eines Volks der getreue Spiegel seines Strebens nach geistigen Vollkommenheitsidealen, sodaß in dem Maße, als dieses Streben wächst, mit ihm sich alle jene Vorstellungen ebenso wol verstärken als reinigen, welche unsern Blick auf die geistige Sphäre des menschlichen Wesens lenken, die uns von Natur darum minder hell und anschaulich ist als die körperliche, weil der Einblick in die Totalität der Körper- oder Weltsphäre uns verstattet, der Einblick in die Totalität der Geistsphäre aber versagt ist.

In socialer Beziehung ist die Menschheit eine Gesellschaft freier und folglich zur Humanität oder geistigen Vollkommenheit bestimmter Wesen, welche die infolge ihrer moralischen Anlage eintretenden Bündnisse und socialen Vereinigungen von engerer oder weiterer Natur untereinander schließen. Die Geschlechtsverhältnisse vergeistigen sich zur Familie (s. d.), das System der Bedürfnisse und ihres Austausches zum Staat (s. d.), während das Bedürfniß nach unmittelbarer Vervollkommnung der moralischen und intellectuellen Anlagen das Zusammentreten zu Religions-, Bildungs- und Erziehungsanstalten veranlaßt, welche, obwol sie dem Staate im engen Sinn als Rechtstaate nicht mit angehören, doch dem Staate im weitern Sinne als moralischem Bildungsstaate mit zugerechnet werden müssen, und zwar als dessen edelste Theile und gleichsam als sein Haupt. Denn nur in der Gesellschaft vernünftiger Wesen ist dem M. die Ausbildung zur Humanität möglich, und man darf insofern alle Rechts- und socialen Verhältnisse als Bildungsanstalten der Menschheit im großen und ganzen ansehen. Doch unterscheidet man dabei unter den socialen Verhältnissen solche, welche die Erlaubniß zu zwingen mit sich führen, als die rechtlichen Verhältnisse von denen, bei welchen dieses nicht der Fall ist, als den socialen im engern Sinn. Das sociale Leben der M. in seinem Fortschreiten bildet die Geschichte der Menschheit. Man hat die Gesetze dieses Fortschreitens unter dem Namen einer Philosophie dieser Geschichte sich zu verdeutlichen gesucht. Den ersten anerkennungswerthen Versuch hierzu hat Herder gemacht in seinen «Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit», nachdem Lessing durch seinen Gedanken einer Erziehung des Menschengeschlechts den Gegenstand angeregt, und auch der Neapolitaner Giambattista Vico durch seine «Principien einer neuen Wissenschaft über die allgemeine Natur der Völker» (1744, deutsch von W. E. Weber, Lpz. 1822) demselben vorgearbeitet hatte. Durchgreifende Gesichtspunkte in dieser Sache festzustellen, ist aber zuerst Hegel (s. d.) gelungen. Das Sittliche im Entwickelungsproceß der Menschheit besteht diesem zufolge darin, daß sich die moralischen Personen aus der Unfreiheit zur

Freiheit entwickeln. Die Idee der orient. Despotien ist, daß um der Herstellung der Freiheit eines einzelnen willen das ganze Volk als ein Organismus dienender Glieder unterworfen wird; die Idee der antiken Freistaaten, daß sich die Freiheit vieler in der Gleichberechtigung der Staatsbürger und in ihrem Gegensatz gegen Schützlinge und Sklaven entwickelt; die Idee der christl. Staaten die Forderung, daß die Freiheit der moralischen Selbstbestimmung in jedermann anerkannt werde. Daher herrscht bei den Völkern des Orients, als Chinesen, Indiern, Persern, Aegyptern und Hebräern, das Sittliche mehr nur als äußeres Lebensgesetz in Familie und Staat, sodaß das absolut Innerliche, Gesinnung, Gewissen, formelle Freiheit noch nicht zur Entfaltung kommt, der Unterschied zwischen sittlichem und rechtlichem Bewußtsein schlummert, daher auch Religion und Staat Eins sind. Die Selbstbefreiung des individuellen Subjects beginnt in Griechenland unter der Form der Genialität, während in Rom zuerst die Nüchternheit des abstracten Rechtsbewußtseins aufgeht und sich alles unterwirft. Hierzu tritt das Christenthum als das Princip einer Verneinung des Natürlichen als des Unfreien und Setzung der reinen ethischen Freiheit und Unabhängigkeit als des reinen Herzens. Die german. Völker wurden dem neuen Princip zum Organ. Ihre Bestimmung ist daher Realisirung der Freiheit als ethischer Selbstbestimmung. Dies erforderte den allermühsamsten und schwierigsten Proceß. Zuletzt schloß sich in der Philosophie der idealistische Standpunkt des Christenthums völlig auf, indem das Denken als Element des freien Geistes zum Panier der Völker erhoben wurde. Der reine Wille als Inhalt der Vernunft wurde als die Grundlage alles Menschlichen, ja alles Daseins überhaupt anerkannt. So ist die Weltgeschichte nach Hegel die Entwickelung des Begriffs der Freiheit im Elemente des Allgemeinen, d. h. des ethischen Gemeinwesens oder der Menschheit. Nimmt man hingegen die Geschichte der Menschheit im weitern, nämlich im anthropologischen oder ethnogr. Sinn (s. Ethnographie), so entsteht der Begriff einer allgemeinen Culturgeschichte, welche nach geistiger Seite die Geschichte der Sprachen, Künste und Wissenschaften, nach der leiblichen die Geschichte der Völker nach Abstammung und Lebensart befaßt. Insofern das Gebiet der Culturgeschichte drittens auch das ganze sociale Leben in sich faßt, so begreift es der Idee nach auch die Staatengeschichte oder Geschichte vom polit. Standpunkte genommen mit in sich. Doch pflegt die Willkür des Sprachgebrauchs dieses Gebiet davon zu trennen und zwischen polit. Geschichte und Culturgeschichte einen Gegensatz zu machen. Dieser hebt sich zwar von der einen Seite immer mehr auf, indem die neuern Geschichtschreiber es sich zum Zweck setzen, die polit. Geschichte mit dem Inhalte der allgemeinen Culturgeschichte zu erfüllen und zu befruchten. Anderntheils wachsen aber auch aus dem unermeßlichen Gebiete der Culturgeschichte immer mehr Zweige zur eigenen Selbständigkeit empor, wie die Geschichte der Philosophie, die Rechtsgeschichte, die Kirchengeschichte, Dogmengeschichte und allgemeine Religionsgeschichte, die Geschichte der inductiven Wissenschaften, der technischen Erfindungen, der Sprachen u. s. w. Je mehr sich der Blick des Menschengeistes in allen Zweigen seiner Culturgeschichte erweitert, desto mehr wird ihm darin sein eigenes Wesen klar, welches in ihnen zur ausgebreiteten Entfaltung gelangt, und daher aus ihnen am deutlichsten erkannt werden kann.

Menschenrassen, s. Mensch (naturgeschichtlich).

Menschenraub (plagium) kann in der eigentlichen, dem röm. Rechte zu Grunde liegenden Bedeutung nur da vorkommen, wo es Sklaverei gibt, indem dieses Verbrechen darin besteht, einen freien Menschen widerrechtlich zum Sklaven zu machen, was nach der **lex Fabia** und einigen spätern kaiserl. Constitutionen mit Capitalstrafe oder selbst dem Tode bedroht war. Diejenigen analogen Verbrechen, welche man gegenwärtig unter M. begreift, sind eigentlich Abarten des Verbrechens der Gewalt (crimen vis). Hauptsächlich rechnet man hierher diejenige widerrechtliche Handlung, wodurch jemand mit Beraubung seiner Freiheit in den Zustand einer dauernden Abhängigkeit von fremder Herrengewalt versetzt oder in entfernte Weltgegenden geschleppt wird, also das Versetzen in die Leibeigenschaft, in fremden Kriegs- oder Schiffsdienst, die sog. Seelenverkäuferei u. dgl.; ferner den Kinderdiebstahl und Verkauf von Kindern an Seiltänzer, Bettler u. s. w., wiewol hier zum Theil noch Verletzung der Familienrechte hinzutritt. Die Strafe ist Freiheitsstrafe in verschiedenen Abstufungen.

Menschenrechte sind überhaupt die ewigen, unveräußerlichen Rechte, die dem Menschen in Gemeinschaft mit andern eine freie, sich selbst bestimmende Persönlichkeit sichern, ohne welche niemand seiner vernünftig-sittlichen Bestimmung nachleben kann. Es bedurfte einer Arbeit von Jahrtausenden, ehe die Völker und Staaten auf die Höhe der Sittlichkeit und Civilisation gelangten, daß dem einzelnen die allgemeinen Rechte und Güter auch nur in der Theorie zugestanden wurden. Ein Sklave, ein Leibeigener, ein Höriger, selbst ein Bürger, der seiner nichtadelichen

Geburt wegen auf gewisse Rechte verzichten muß, kann nicht persönlich frei genannt werden. Die franz. Aufklärungsphilosophie des 18. Jahrh. erwarb sich das Verdienst, die Freiheit der Person als rechtsphilos. Princip aufzustellen. Mitten in dem Zerwürfnisse der Zeitbildung mit dem Feudalstaate und dem Hofdespotismus bildete das franz. Volk diese Grundidee zur Weltanschauung aus und knüpfte daran eine Reihe praktischer Forderungen, die ihre positive Anwendung zunächst in Nordamerika erhielten, wo der Congreß der Vereinigten Staaten 1776 die M. als die leitenden Grundsätze des Staatsrechts anerkannte. Lafayette soll nach diesem Vorgange der franz. Nationalversammlung zuerst den Vorschlag gemacht haben, der zu entwerfenden Constitution die Grundsätze der freien Persönlichkeit voranzustellen. Nach längerer Verhandlung, wobei sich besonders Sieyès, Mirabeau, Condorcet und Pétion betheiligten, wurde im Aug. 1789 die berühmte Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers (Déclaration des droits de l'homme et du citoyen) zum Decret erhoben und hierauf der Constitution vom 3. Sept. 1791 einverleibt. Als der Nationalconvent nach Proclamation der Republik die Verfassung änderte, brachte Robespierre eine neue, sehr demagogische Erklärung der Rechte zu Stande, die als das Seitenstück zur Verfassungsurkunde vom 24. Juni 1793 das Misfallen aller Gemäßigten erregte. Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft fügte darum der Convent der Constitutions-Acte vom 5. Fructidor des J. III (22. Aug. 1795) eine gereinigte und geordnetere Erklärung der M. bei. Die Cardinalrechte, die hiernach dem Menschen im Staate und in der Gesellschaft zukommen, sind das Recht der Freiheit, Gleichheit, Sicherheit und des Eigenthums. Die Freiheit gibt dem Menschen das Recht zu allen Handlungen, welche die Rechte anderer nicht verletzen. Die Gleichheit besteht darin, daß jeder vor dem Gesetze gleichen Schutz und gleiche Strafe zu erwarten hat, daß alle Vorrechte der Geburt und alle erblichen Privilegien aufhören. Die Sicherheit beruht in der Vereinigung aller zur Aufrechterhaltung der Rechte des einzelnen. Dem Eigenthumsrechte nach kann jeder über sein Vermögen und die Früchte seines Fleißes frei disponiren. Das Gesetz gründet sich auf den Willen aller, der von der Majorität der Bürger oder deren Vertreter ausgesprochen wird. Was im Gesetz nicht verboten ist, kann auch nicht gehindert werden. Niemand kann anders vor Gericht gezogen, angeklagt, verhaftet und beunruhigt werden, als in den gesetzlich bestimmten Fällen und Formen. Das Gesetz darf nur Strafen feststellen, die nothwendig und dem Vergehen angemessen sind. Kein Gesetz hat eine rückwirkende Kraft. Jeder Mensch besitzt das Recht, seine Zeit und seine Fähigkeiten zu verdingen; allein er kann sich nicht verkaufen noch verkauft werden, denn seine Persönlichkeit ist ein unveräußerliches Eigenthum. Die Abgaben, welche im allgemeinen Interesse zu erheben sind, müssen auf alle Bürger, doch mit Berücksichtigung ihrer Erwerbs- und Vermögensverhältnisse, vertheilt werden. Die Souveränetät beruht wesentlich in der Gesammtheit der Bürger; kein Individuum und keine Vereinigung einzelner kann die Souveränetät in Anspruch nehmen. Nur der, welchem eine Autorität oder ein öffentliches Amt gesetzlich übertragen ist, darf dasselbe ausüben. Jeder Bürger hat das Recht, bei der Gesetzgebung, den Wahlen der Volksvertreter und öffentlicher Beamter mittelbar oder unmittelbar theilzunehmen. Die öffentlichen Aemter können nie das Eigenthum derer werden, welche sie verwalten. Das Bestehen der öffentlichen Ordnung macht die gesetzliche Trennung und Beschränkung der Gewalten sowie die Verantwortlichkeit der Beamten nothwendig. Der Erklärung der Rechte war auch eine Erklärung der Pflichten beigegeben, die folgende Punkte enthielt. Thue nur das, von dem du wünschest, daß dir es auch andere thun. Jeder Bürger hat die Pflicht, den Staat zu vertheidigen, der Gesellschaft zu dienen und sich den Gesetzen und deren Vollstreckern zu unterwerfen. Niemand ist ein guter Bürger, der nicht zugleich ein guter Sohn, Vater, Bruder, Freund und Gatte ist. Nur wer offen und gewissenhaft die Gesetze beobachtet, darf auf den Namen eines rechtschaffenen Menschen Anspruch machen. Wer die Gesetze offen verletzt, hat der Gesellschaft den Krieg erklärt; wer dieselben heimlich umgeht, muß die Achtung und das Wohlwollen seiner Mitbürger verlieren. Die ganze Oekonomie der Gesellschaft hängt wesentlich von der Achtung vor dem Eigenthum ab. Wenn das Vaterland die Bürger zur Vertheidigung der Freiheit, der Gleichheit und des Eigenthums ruft, hat jeder die heilige Pflicht, dem Rufe zu folgen. Die Erklärung der Rechte von 1789 fügte noch ausdrücklich die Freiheit des Gewissens, des Cultus, der Meinungsäußerung und der Presse, die von 1793 außerdem das Recht des Bürgers auf Unterricht, auf Unterstützung und, im Falle einer Gesetzübertretung von seiten der polit. Autorität, das Insurrectionsrecht hinzu. Die Verfassung, welche den Ereignissen vom 18. Brumaire folgte, sowie die Institutionen des Kaiserreichs schwiegen von den allgemeinen Rechten und Pflichten. Dagegen erkannte die von Ludwig XVIII. 4. Juni 1814 verliehene Charte die allgemeinen M. als die

Principien des öffentlichen Rechts wieder an. Dem Beispiele Frankreichs folgten die südamerik. Staaten, indem sie ihren Verfassungen allgemeine und leitende Rechtsgrundsätze voranstellten. Auch den sog. Grundrechten (s. d.), welche von der Deutschen Nationalversammlung aufgestellt, in den meisten deutschen Staaten promulgirt und zum Theil in die neuen Verfassungen des J. 1848 aufgenommen, später aber mit dieser Gesetzgebung wieder aufgehoben wurden, lag dieselbe Idee zum Grunde. Der Parteigeist und die klügelnde Sophistik hat die Aufstellung der M. zum Behufe polit. Gesetzgebung auf das heftigste angefeindet und herabgesetzt; dennoch gründen sich diese Versuche auf das Bedürfniß des civilisirten und selbstbewußten Menschen, seine innern Ueberzeugungen und geistigen Errungenschaften in die Wirklichkeit zu versetzen. Fast in allen Ländern haben auch polit. Clubs, Vereine sowie theoretische Politiker in ihren Verfassungsentwürfen ähnliche Erklärungen der M. aufgestellt, freilich je nach den verschiedenen polit. Standpunkten und der Bildung in sehr verschiedener, oft gerade die M. verletzender Weise (z. B. die Communisten, Socialdemokraten u. s. w.).

Menschikow (Alex. Danilowitsch), russ. Staatsminister und Feldmarschall, nach der gewöhnlichen Annahme der Sohn eines Kleinbürgers in Moskau, wo er 17. (27.) Nov. 1672 geboren wurde. Als Bäckerlehrling gefiel er durch seine aufgeweckte Miene dem General Lefort, der ihn Peter d. Gr. vorstellte. Zum Deuschtschik des Zaren ernannt, gelang es ihm, eine Verschwörung der Strelitzen zu entdecken, wodurch er sich die Bahn zu den höchsten Ehrenstellen öffnete. Als Sergeant im Garderegiment Preobrashensk machte er 1696 den Feldzug gegen Asow mit, begleitete den Zaren auf seiner Reise nach Holland und England und gewann sich das Vertrauen desselben in so hohem Grade, daß ihm der Monarch nach dem Tode Lefort's die Stelle dieses Günstlings einräumte und fortan nichts ohne seinen Rath unternahm. M. war aber auch unbestreitbar eins der größten Genies seiner Zeit, gleich groß als Feldherr und Diplomat wie als Bildner des Volks und als Förderer der Künste und Wissenschaften, des Handels, Bergbaus, der Schiffahrt und aller Gewerbe überhaupt. Er war es, der 30. Oct. 1706 die Schweden bei Kalisch schlug, nicht wenig zu den Siegen von Ljesnoi und Poltawa beitrug und nach dieser letztern Schlacht den größten Theil der schwed. Armee unter Löwenhaupt zur Capitulation zwang. An der Spitze der russ. Armee rückte er in Pommern und Holstein ein und eroberte 1713 Stettin, welches er jedoch gegen den Willen des Zaren an Preußen überließ. Dieses und M.'s Eigennutz und Habsucht, die ihn mehrfach zu Veruntreuungen führten, brachten Peter d. Gr. so gegen ihn auf, daß er ihn vor ein Kriegsgericht stellte, welches ihn durch Stimmenmehrheit zum Tode verurtheilte. Der Kaiser begnadigte ihn zwar, ließ ihn in allen seinen Würden und sogar in dem Amte eines Generalgouverneurs von St.-Petersburg; doch mußte M. eine bedeutende Geldbuße zahlen und gewann unter Peter seinen frühern Einfluß nicht wieder. Eine desto gewaltigere Rolle spielte er während der Herrschaft Katharina's I., welche 1725 hauptsächlich durch seine Entschlossenheit auf den Thron gehoben wurde und sich in allem seinem Willen fügte. Doch ging sein Plan, sich zum Herzog von Kurland ernennen zu lassen, nicht in Erfüllung. Nach dem Tode Katharina's stellte er sich eigenmächtig an die Spitze der Regierung, übte im Namen des minderjährigen Peter II. die unumschränkteste Gewalt aus und stand bereits auf dem Punkte, durch Vermählung seiner Tochter Maria Schwiegervater des Kaisers zu werden, als er plötzlich von den Dolgorukij gestürzt und nach Sibirien verbannt wurde, während sein Vermögen, das außer ansehnlichen Gütern mit mehr denn 100000 Seelen aus 3 Mill. Rubeln an Juwelen, Kostbarkeiten und baarem Gelde bestand, der Krone verfiel. Im Sept. 1727 reiste der Mann, den Kaiser Leopold I. 1706 zum deutschen Reichsfürsten erhoben, dem Peter d. Gr. 1707 die Würde eines russ. Fürsten und auf dem Schlachtfelde von Poltawa den Feldmarschallstab verliehen, der die höchsten Ehren, wie keiner vor ihm, bekleidet hatte, mit seiner Gemahlin, seinem Sohne und seinen beiden Töchtern nach Beresow ab. Er ertrug anfangs sein Unglück mit stoischer Resignation, nach dem Tode seiner Gattin und seiner ältesten Tochter aber versank er in tiefe Schwermuth und beschloß sein kummervolles Leben 22. Oct. (2. Nov.) 1729. — Seine beiden noch übrigen Kinder wurden ein Jahr nachher von der Kaiserin Anna aus der Verbannung zurückberufen. Die Tochter Alexandra, deren Hand der Vater dem Erbprinzen von Anhalt-Dessau bestimmt hatte, heirathete den General Grafen Gustav Biron, Bruder des Herzogs von Kurland, und starb zu St.-Petersburg 13. (24.) Oct. 1736. Der Sohn, Fürst Alexander Alexandrowitsch M., geb. 1713, wurde Gardeoffizier, zeichnete sich in den türk. und schwed. Kriegen aus und starb als General-en-Chef 27. Nov. (8. Dec.) 1764. — Fürst Alexander Sergejewitsch M., Enkel des letztgenannten, russ. Admiral, Seeminister und Generaladjutant des Kaisers Nikolaus,

geb. 1789, trat 1806 in Dienst und war eine Zeit lang Attaché bei der Gesandtschaft in Wien. In der Folge machte er als Flügeladjutant des Kaisers Alexander die Feldzüge von 1812—15 mit, stieg bis zum Generalmajor und Commandant des kaiserl. Hauptquartiers, nahm aber 1823 mit Kapodistrias, Stroganow u. a. seine Entlassung, weil die von ihnen gewünschte Intervention zu Gunsten Griechenlands nicht stattfand. Nach der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus ward M. mit einer außerordentlichen Mission nach Persien abgeschickt, fand jedoch den Schah auf das Gerücht von einer in Rußland ausgebrochenen Revolution zum Kriege entschlossen und nahm auf seiner Rückkehr an den ersten Ereignissen desselben theil. Im türk. Feldzuge von 1828 erhielt er das Commando der Expedition nach Anapa, welche Festung sich ihm nach kurzer Belagerung ergab. Alsdann mit der Belagerung von Varna beauftragt, wurde er bei einem Ausfall der Garnison schwer verwundet und mußte den Kriegsschauplatz verlassen. Nach seiner Wiederherstellung trat er, einer schon früher erhaltenen Bestimmung zufolge, als Viceadmiral und Chef des Marine-Generalstabs an die Spitze des russ. Seewesens. Seit 1831 auch Generalgouverneur von Finland, wurde M. 1834 zum Admiral befördert und übernahm 1836 nach dem Rücktritt des Admirals Moller die unmittelbare Leitung des Marineministeriums. Im März 1853 erschien er mit glänzender Suite als außerordentlicher Botschafter in Konstantinopel, um die wegen der heiligen Stätten entstandenen Differenzen zu schlichten und zugleich die Pforte zur Anerkennung des russ. Protectorats über die griech.-kath. Bevölkerung zu zwingen. Da jedoch der Sultan letzteres entschieden ablehnte, brach M. die Unterhandlungen ab und schiffte sich 21. Mai wieder nach Odessa ein. Durch diese verhängnißvolle Mission wurde der Orientalische Krieg eingeleitet, mit dem eine Reihe von Umwälzungen begann, die bis in die gegenwärtige Zeit fortdauern, und nach dessen Ausbruch M. zum Oberbefehlshaber der russ. Land- und Seemacht in der Krim ernannt wurde. Die Ausschiffung der anglo-franz. Armee vermochte er nicht zu hindern, und 20. Sept. 1854 wurde er an der Alma geschlagen. Ein Versuch, das von den Alliirten belagerte Sewastopol zu entsetzen, ward durch die Schlacht von Inkerman, 5. Nov. 1854, vereitelt. Doch vertheidigte er Sewastopol mit Erfolg mehrere Monate hindurch, bis er im März 1855, angeblich Krankheits halber, vom Obercommando zurücktrat. Als Belohnung seiner Dienste wurde ihm das Hotel des Marineministeriums in Petersburg als Eigenthum überlassen. Kurz vor dem Frieden von 1856 erhielt er den Oberbefehl in Kronstadt, auf welches man damals einen Angriff der alliirten Flotte erwartete. Seitdem hat er nur an den Verhandlungen des moskauer Comité zur Aufhebung der Leibeigenschaft und der dortigen Adelsversammlung thätigen Antheil genommen. Sein einziger Sohn, Fürst Wladimir M., ist seit 1857 Generallieutenant und Generaladjutant des Kaisers.

Mensdorff-Pouilly (Alexander, Graf von), österr. Feldmarschallieutenant und Staatsmann, geb. 4. Aug. 1813 als der zweite Sohn des Generals Grafen Emanuel M. (gest. 1852) aus dessen Ehe mit der Herzogin Sophie von Sachsen-Koburg-Saalfeld, trat 1829 als Cadet und Fähnrich bei einem österr. Infanterieregimente ein, ging aber dann als Lieutenant zur Cavalerie über. 1848 begleitete er als Major den damaligen Erzherzog Franz Joseph nach Italien und wurde nach dessen Thronbesteigung (2. Dec. 1848) zum Flügeladjutanten des Kaisers ernannt. Er wohnte hierauf dem Kriege in Ungarn bei und zeichnete sich namentlich im Feldzuge von 1849 als Oberst eines leichten Cavalerieregiments sehr vortheilhaft aus. Ende 1850 wurde Graf M., nachdem er zum Generalmajor avancirt, als Bundescommissar nach Holstein gesandt, dessen Verwaltung er in Gemeinschaft mit dem preuß. und dem holstein. Commissar bis zur Uebergabe des Landes (2. Febr. 1852) an die Dänen führte. Im April 1852 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Gesandten am russ. Hofe, welcher Stellung er im Nov. 1853 auf eigenes Ansuchen wieder enthoben ward. 1859 zum Feldmarschallieutenant befördert, machte er als Cavaleriedivisionär bei der zweiten Armee, erst unter Gyulay, dann unter Schlik, den Feldzug in Italien mit und nahm an den Schlachten von Magenta und Solferino einen rühmlichen Antheil. 1860 ging Graf M. in außerordentlicher Mission zur Krönung Karl's XV. nach Stockholm, im Herbste desselben Jahres zur Begrüßung der Königin Victoria nach Koburg. Im Oct. erfolgte seine Ernennung zum commandirenden General im Temeser Banat und der Serbischen Wojwodschaft sowie zugleich zum kaiserl. Commissar für dieses Kronland. Bereits 9. März 1861 sah er sich jedoch zum Statthalter in Galizien und zum commandirenden General in diesem Lande sowie in der Bukowina ernannt. Infolge des Rücktritts des Grafen Rechberg wurde Graf M. 27. Oct. 1864 zum Minister des kaiserl. Hauses und des Aeußern berufen. Mehr Militär als Staatsmann, leitete er in dieser schwierigen Stellung die auswärtige Politik, welche den Kaiserstaat zu den verhängnißvollen Ereignissen des J. 1866 führte.

Nach Wiederherstellung des Friedens suchte er seinen Abschied nach, den er 30. Oct. 1866 erhielt. Graf M. ist k. k. Kämmerer und Geheimrath, Inhaber der hohen österr. Orden sowie auch Inhaber des 9. Ulanenregiments. Seit 1857 ist er mit Alexandrine, Gräfin von Dietrichstein, der Erbherrin der vormals Dietrichstein'schen Herrschaft Nikolsburg, vermählt.

Menstruation oder Monatliche Reinigung (menses), auch die Regeln oder Katamenien, nennt man jene den Frauen und auch einigen weiblichen Säugethieren eigenthümliche Blutausscheidung durch die Gebärmutterschleimhaut, welche mit der Geschlechtsreife eintritt und bis zu Ende der zeugungsfähigen Jahre periodisch wiederkehrt. Sie begleitet die Lösung und den Austritt eines reifen Eichens aus dem Eierstocke in die Muttertrompete. Ihr erstes Erscheinen, das häufig mit mannichfachen Beschwerden verbunden, naturgemäß aber ohne alle krankhaften Zufälle stattfindet, fällt in das 13. bis 20. Lebensjahr. Der Blutabgang dauert mehr oder weniger stark drei bis vier, oft aber auch acht Tage, hört dann von selbst auf und kehrt hierauf alle vier Wochen, oft mit dem Tage, regelmäßig zurück. Doch gibt es auch Frauen, welche alle drei Wochen, ja alle 14 Tage menstruiren. Die Menge des in der genannten Zeit tropfenweise ausfließenden Blutes, welches die Eigenthümlichkeit hat, nicht wie das andere Blut zu gerinnen, richtet sich hauptsächlich nach der körperlichen Beschaffenheit, der Lebensweise u. s. w. Städterinnen, zumal wenn sie eine verweichlichende Erziehung erhalten haben und ein sehr müßiges Leben führen, verlieren in der Regel durch die M. mehr Blut als Mädchen und Frauen auf dem Lande, und sind außerdem einer Menge Beschwerden ausgesetzt, welche letztere nicht kennen. Insbesondere gesellen sich bei ihnen gern Schleimausfluß, Schmerzen, Krämpfe, Mattigkeitsgefühl u. s. w. hinzu. Bei eintretender Schwangerschaft verschwindet die M. entweder sogleich und völlig, was der gewöhnlichere Fall ist, oder sie kehrt während der ersten Monate nach stattgefundener Empfängniß noch einigemal, aber schwächer, zurück, hört dann ganz auf und stellt sich oft nicht eher wieder ein als nach Beendigung des Säugens. Abgesehen von solchen Unterbrechungen, die auch infolge von Krankheiten eintreten können, währt der monatliche Blutabgang so lange fort, als die Zeugungsfähigkeit des Weibes dauert, und verschwindet naturgemäß erst mit dieser für immer. Dies geschieht am gewöhnlichsten zwischen dem 40. und 50. Lebensjahre (Involutionsperiode). Die M. bietet eine Menge Abweichungen dar, welche einestheils Folgen gestörter Gesundheit sind, anderntheils mehr oder weniger auf das übrige Befinden des Weibes einwirken und so Quelle sehr verschiedenartiger Krankheiten werden können.

Mensuralgesang, s. Figuralmusik.

Mentha, Minze, ist der Name einer zur Familie der Lippenblütler gehörenden Pflanzengattung mit kleiner, trichterförmiger, vierspaltiger, meist röthlicher Blume und vier oberwärts auseinander tretenden Staubgefäßen. Es sind vielgestaltige, meist behaarte Kräuter mit kriechender Wurzel, gegenständigen, meist gesägten Blättern und bald entfernt stehenden, bald zu Aehren oder Köpfen zusammengedrängten Blütenquirlen. Sie enthalten sämmtlich ein aromatisch riechendes ätherisches Oel, wodurch sie mehr oder minder heilkräftig werden. Vorzüglich sind die Pfefferminze (s. d.) und eine Varietät der Wasserminze, die sog. Krauseminze (s. d.), sowie der Polei (s. d.) als flüchtig reizendes Heilmittel besonders bei Affectionen der Unterleibsorgane gebräuchlich. Auch die Waldminze (M. sylvestris) ist sammt ihren vielen Varietäten sehr gewürzhaft und war früher gleichfalls officinell. Auf feuchten Aeckern und anderwärts wächst die Ackerminze oder Pferdeminze (M. arvensis) sehr gemein, und in Gräben und an Teichen sind die gebaute Minze (M. sativa) und die Wasserminze (M. aquatica) äußerst häufig. Alle diese besitzen gleichfalls den aromatischen eigenthümlichen Minzgeruch und können ebenso wie erstere benutzt werden.

Menton, ital. Mentone, ein Seestädtchen im franz. Depart. der See-Alpen, an der ital. Grenze, 2³/₄ M. im NO. von Nizza und 1¹/₄ M. jenseit Monaco, erhebt sich amphitheatralisch an einer reizenden, von Citronen- und Orangenanlagen beschatteten Bucht, welche durch eine mächtige Felswand der See-Alpen vor rauhen Winden geschützt ist. Der Ort hat in seinem obern alten Theile enge Gassen, hohe Häuser, düstere Arcaden und alte Festungsmauern, während der neue Stadttheil längs des Seeufers aus einer schönen Straße besteht. Von dem 1502 erbauten festen Schlosse sind nur wenige Reste auf dem Kirchhofe übrig, und der später aus dessen Steinen von Honoratus II. erbaute Palast dient jetzt zum Schulgebäude. Außer den zwei kath. Kirchen hat die Stadt auch einen prot. Tempel, ferner ein Stadthaus, ein Communalcollége, eine Bibliothek, einen Cerclo mit Concert- und Ballsaal, einem kleinen Theater und Lesezimmern, mehrere Hotels und Pensionate sowie als Promenade eine neuerdings am Meere angelegte Allee von Palmbäumen und exotischen Pflanzen. Die Stadt zählt (1861) 4904 E., die

sich mit Fertigung von Essenzen, Nudeln und feinen Tischlerwaaren sowie mit Schiffbau und Schiffahrt beschäftigen. Ungeachtet kein eigentlicher Hafen vorhanden, wird doch ein lebhafter Handel getrieben, der Citronen, Orangen, Feigen, Blüten zu Parfumerien, Cerealien, Fische zur Ausfuhr bringt. 1861 waren 580 Seeschiffe zu 12927 Tonnen ein- und ausgelaufen und außerdem im Küstenhandel 700 Fahrzeuge zu 11391 Tonnen. Wegen des sehr milden und beständigen Klimas wird die Stadt vielfach von Brustleidenden aus dem Norden aufgesucht. Längs der Bucht sind auf beiden Seiten Logirhäuser und Villen, ein Curhaus, Brücken u. s. w. angelegt. Eine Eisenbahn nach Nizza und Genua war 1866 im Bau begriffen. M. gehörte seit 1346 zum Fürstenthum Monaco (s. d.), stand seit 1849 nebst der 3/4 M. im SW. gelegenen Gemeinde Roccabruna oder Roquebrune (mit 844 E.) unter sardin. Verwaltung und wurde nebst Roccabruna vom Fürsten von Monaco im Vertrag vom 2. Febr. 1861 gegen eine Entschädigung von 4 Mill. Frs. an Frankreich abgetreten.

Mentor, der Sohn des Alkimos, war der vertraute Freund des Odysseus, der ihm bei seiner Abreise nach Troja die Sorge für sein Hauswesen anvertraute, und der Lehrer des Telemachos, den er zur Tugend und Weisheit anleitete. Sein Name wurde später zum Appellativum, welches einen Lehrer und Führer von Jünglingen bezeichnet.

Menuet, eine ältere Tanz- und Tanzmelodien-Gattung, ursprünglich aus Frankreich stammend, und zwar aus der Provinz Poitou, von wo sie etwa um 1653 an den Hof Ludwig's XIV. kam. Durch edeln, anmuthig würdevollen Anstand ausgezeichnet, wurde die M. der Tanz der vornehmen Welt. Ihren Namen soll sie, der üblichen Annahme nach, von den graziösen kleinen (menu) Schritten erhalten haben, mit denen sie ausgeführt wurde. Die M. bildete in der Zeit des Reifrocks und der gezierten Steifheit einen Hauptbestandtheil der Tanzunterhaltungen, wird aber jetzt selten mehr getanzt. Als Melodie steht sie stets im Dreivierteltakt und wird in zwei Reprisen von je acht (oder sechzehn) Takten formirt. Der musikalischen Mannichfaltigkeit wegen wird nach dem Schlusse der zweiten Reprise noch ein zweiter Satz eingeführt, der ebenfalls wieder aus zwei Repetitionen besteht, rhythmisch dem ersten ganz ähnlich eingerichtet ist, aber an Charakter zu diesem in einigem Contrast steht. Gewöhnlich wird dieser zweite Theil in einer der Haupttonart näher verwandten Nebentonart gesetzt. Weil man ehedem den ersten Menuetsatz gemeinhin nur zweistimmig behandelte (erste und zweite Violine unisono und Baß), so bediente man sich dann, um größere Mannichfaltigkeit zu erzielen, für den zweiten Satz (auch Menuetto secondo genannt) der Dreistimmigkeit, und daher hat dieser Theil der M. (und auch anderer neuerer Tänze) den Namen Trio bekommen und bis heutigen Tags behalten. Die Bewegung der Menuetmelodie ist eine sehr mäßig geschwinde, und ihrem musikalischen Charakter soll reizender Anstand und edle Einfachheit innewohnen. Außer dem Tanzen diente die M. vordem auch zum Singen und wurde überdies in die Suite und Partita aufgenommen. Später kam sie in die Sinfonie, Sonate und ins Streichquartett, mit mehr oder minderer Wahrung ihres ursprünglich vornehmen Charakters und auch sonst wol umgebildet und modificirt. In neuerer Zeit nimmt in den angeführten Formen zumeist das Scherzo (s. d.) die Stelle der M. ein.

Menyanthes, Name einer zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Gentianeen gehörigen Pflanzengattung, von welcher nach der gegenwärtigen Systematik nur eine einzige Art (alle andern früher aufgestellten Arten werden jetzt zur Gattung Limnanthemum gerechnet) vorkommt, nämlich der bekannte, durch Europa, Nordasien und Nordamerika verbreitete Fieber- oder Bitterklee (M. trifoliata L.). Von den übrigen Gentianeengattungen unterscheidet sich M. insbesondere durch die weiße, am Rande der Zipfel gefranste Blumenkrone und dadurch, daß die Klappen der einjährigen Kapsel die Samenträger auf ihrer Mitte tragen. (S. Bitterklee.)

Menzel (Adolf Friedrich Erdmann), ein genialer und origineller Künstler, wurde 8. Dec. 1815 in Breslau geboren. Sein Vater, Vorsteher einer Töchterschule, beschäftigte sich nebenbei aus Liebhaberei mit der Lithographie, die er später zu seinem Berufe machte. Dennoch bestimmte er den Sohn für die Wissenschaften und duldete dessen künstlerische Versuche nur als Nebenbeschäftigung. Als indeß der Vater das Kunsttalent des 15jährigen Jünglings erkannte, siedelte er deshalb nach Berlin über und gründete dort eine lithographische Anstalt. Zugleich sollte der Sohn dem Lehrgange der Akademie folgen, aber dies war dem ungebundenen, obwol gegen sich selbst strengen Charakter des jungen Mannes zuwider, der vielmehr Autodidakt blieb und auf eigene Hand weiter studirte. Auch half er seinem Vater in der Anstalt und überraschte plötzlich (1833) sowol den alten Schadow, damals Akademiedirector, als auch das Kunstpublikum mit

einer Reihe von lithographischen Blättern unter dem Titel «Künstlers Erdenwallen». Die tüchtige Composition und das praktische Geschick erwarben ihm Ansehen bei den Kunstgenossen, und dies gab ihm Muth, seinen eigenthümlichen Bildungsweg mit noch größerer Entschiedenheit zu verfolgen. So erklärt sich auch seine durchaus naturalistische Richtung. 1836 erschien von M. lithographirt ein Cyklus von 12 Blättern aus der brandenburgisch-preuß. Geschichte. Eine Menge anderer Sachen, darunter eine satirische Darstellung der fünf Sinne, arbeitete er für Kunsthändler. Mehrmals hatte er inzwischen Anlauf genommen, auch das Oelmalen zu erlernen, aber seine autodidaktische Weise machte ihm dies sehr schwer. Erst das dritte Bild (1837), eine Rechtsgelehrten-Consultation, fand entschiedene Anerkennung. Diesem folgten bald mehrere Genrestücke, darunter: der Gerichtstag, ein Spazierritt Friedrich's d. Gr., die Störung. Durch die mit Kugler unternommene «Geschichte Friedrich's d. Gr.» wurde M. tiefer in das Studium der Zeitgeschichte dieses Königs hineingeführt. Bekannt sind die geistreichen Illustrationen, 400 an der Zahl, mit denen er jenes Volksbuch (1839—42) schmückte. Seine geniale Manier zu zeichnen eröffnete dem Holzschneider Unzelmann einen glänzenden Wirkungskreis. Friedrich d. Gr. und dessen Zeit blieb nun der Hauptstoff für M.'s künstlerische Thätigkeit. Außer seiner Theilnahme an der illustrativen Ausstattung der Werke dieses Königs, welche 1846—57 erschienen, den Compositionen zu dem Prachtwerke «Friedrich's d. Gr. Armee in ihrer Uniformirung» (3 Bde., Berl. 1842—57), in farbiger Lithographie, den Zeichnungen zu den «Soldaten Friedrich's d. Gr.» (1846—49), Text von Lange, Holzschnitt von E. Kretzschmar, endlich «Aus König Friedrich's Zeit», 12 größere Holzschnitt-Bildnisse seiner Kriegshelden in halber Figur (1850—55), geschnitten von E. Kretzschmar, wandte sich M. auch der Darstellung jener Zeit in Form von größern histor. Oelgemälden zu. Zuerst trat er auf der Ausstellung von 1850 mit dem Bilde «Friedrich d. Gr. mit seinen Freunden an der Tafel zu Sanssouci» hervor (gestochen von Werner, später von Habelmann). Ein anderes, das Concert in Sanssouci, erschien auf der Ausstellung von 1852. Dann folgte in größerer Dimension der Ueberfall bei Hochkirch, welches Bild in die königl. Gemäldegalerie überging. Daran schließen sich Friedrich d. Gr. auf der Reise (1854, in der Galerie Ravené), Friedrich d. Gr. bei der Huldigung zu Breslau (1855), für den schles. Kunstverein, Die erste Begegnung Friedrich's d. Gr. mit Joseph II. in Neisse (1857), jetzt im Besitz des Großherzogs von Weimar. Der eigenthümlichen Technik wegen sind M.'s «Versuche auf Stein mit Pinsel und Schabeisen» (Berl. 1851) zu erwähnen. In derselben Technik vervielfältigte er sein für die Weihnachts-Ausstellungen der berliner Künstler gefertigtes Transparentbild: Christus als Knabe im Tempel lehrend, welche Darstellung gleich einer andern, die den Heiland bei Austreibung der Wechsler aus dem Tempel zeigt, durch die durchaus realistische Auffassung ungemeines Aufsehen erregte. An monumentalen Arbeiten von seiner Hand sind die al fresco gemalten überlebensgroßen Figuren der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen und Ludger von Braunschweig im Remter des Schlosses zu Marienburg (1855) sowie das in Oel gemalte Zusammentreffen Blücher's und Wellington's nach der Schlacht bei Waterloo in der Gedenkhalle des kronprinzlichen Palastes in Berlin zu nennen. Vielfach wurde daneben der Meister vom Hofe und dem Magistrat der Stadt Berlin für illustrative Gedenkwerke in Anspruch genommen, welche er in Aquarell ausführte. Ein größeres Oelbild (1861—65) stellt die im königl. Auftrage gemalte Krönung König Wilhelm's I. in der Schloßkirche zu Königsberg dar, ein Werk, in welchem er verstanden hat, die mit zahlreichen Bildnissen Lebender erfüllte Darstellung einer Staatsaction zu einem wahrhaften Geschichtsbilde zu machen. Dieselbe Akademie, welche er in seiner Jugend so consequent gemieden, zählt ihn seit 1853 zu ihrem Mitgliede.

Menzel (Friedr. Wilh.), Geh. Secretär und Kanzlist in dem königl. kurfürstl. Cabinet zu Dresden, geb. um 1726, bekannt durch seinen Verrath diplomatischer Verhandlung, wodurch er zum beschleunigten Ausbruche des Siebenjährigen Kriegs beitrug. König Friedrich II. von Preußen hatte Grund, zu vermuthen, daß zwischen den Höfen von Petersburg, Wien und Dresden Unterhandlungen gegen ihn gepflogen würden, und gab deshalb seinem Gesandten am sächs. Hofe den Auftrag, ihm darüber Licht zu verschaffen. Ein Zufall machte den Gesandten mit M. bekannt, den Sucht zu glänzen und Hang zu einem verschwenderischen Leben in Verlegenheiten gestürzt und sogar eine Kasse anzugreifen verführt hatten. Durch verrätherische Dienstleistung hoffte sich der Unglückliche zu retten und lieferte für große Summen dem preuß. Gesandten Abschriften von der geheimen Correspondenz, welche zwischen Sachsen, Rußland und Oesterreich in Bezug auf Preußen geführt wurde. Während einer Reise im Gefolge seines Königs nach Warschau kam man endlich seinem Vergehen auf die Spur. Er suchte sich durch die Flucht zu

retten, kam aber nur bis Prag, wo er auf Requisition des sächs. Hofs festgenommen und nach Brünn, nach Abschluß des Hubertusburger Friedens aber nach dem Königstein gebracht wurde. Hier lebte er 33 J. lang, namentlich die erste Zeit, in sehr strenger Haft. Er starb im Mai 1796.

Menzel (Karl Adolf), deutscher Geschichtschreiber, geb. 7. Dec. 1784 zu Grünberg in Niederschlesien, besuchte das Elisabethanum zu Breslau und studirte hierauf auf der Universität Halle Philosophie, Philologie und besonders Geschichte. Nachdem er seit 1804 als Privatlehrer in Schlesien gewirkt, wurde er 1809 außerord. Professor und zweiter College am Elisabethanum zu Breslau, bald nachher erster College und 1814 Prorector und zweiter Professor, auch Bibliothekar der Rhediger'schen Bibliothek, welches Amt er auch beibehielt, als 1824 seine Ernennung zum Consistorial- und Schulrath erfolgte. Zwar hörte 1825 seine Thätigkeit beim Consistorium wieder auf, dagegen erhielt er, neben der Aufsicht über die zum Ressort des Provinzial-Schulcollegiums gehörigen evang. Gymnasien und Seminare, noch die über das Bürger- und Elementarschulwesen der Hälfte des Regierungsdepartements. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten aus früherer Zeit sind zu erwähnen: «Topogr. Chronik von Breslau» (2 Bde., Bresl. 1805—7); «Geschichte Schlesiens» (3 Bde., Bresl. 1807—10); «Die Geschichte der Deutschen» (8 Bde., Bresl. 1815—23), die erste lebendig und in patriotischem Geiste geschriebene, übrigens auch auf gutes Quellenstudium gestützte deutsche Geschichte; «Geschichte unserer Zeit seit dem Tode Friedrich's II.» (2 Bde., Berl. 1824—25). Außerdem setzte er auch Becker's (s. d.) «Weltgeschichte» fort. Das bedeutendste seiner Werke war die «Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte» (10 Bde., Bresl. 1826—43; 2. Aufl., 6 Bde., 1854—56), das aus gründlichen Quellenstudien hervorging und tief in das Innere der kirchlich-polit. Zustände des deutschen Volkslebens namentlich im 16. und 17. Jahrh. eindringt. Ueberdies veröffentlichte er noch «Histor. Lehrstücke für Religions- und Staatsthumskunde» (Bresl. 1851) und «Staats- und Religionsgeschichte der Königreiche Israel und Juda» (Bresl. 1853). M. zog sich im April 1855 aus seinen Aemtern zurück, in denen er sich vielfache Verdienste um das schles. Gymnasialwesen erworben, und starb 19. Aug. 1855 zu Breslau an der Cholera.

Menzel (Wolfgang), deutscher Kritiker, Geschichtschreiber und Dichter, geb. 21. Juni 1798 zu Waldenburg in Schlesien, kam 1814 auf das Elisabethanum nach Breslau, verließ dasselbe aber bald wieder, um 1815 an dem Feldzuge gegen Napoleon theilzunehmen. Nach der Rückkehr ging er, ein leidenschaftlicher Turner, als das Turnen untersagt wurde, zu Jahn nach Berlin. 1818 bezog er die Universität zu Jena, wo er Philosophie und Geschichte studirte, und als nach Kotzebue's Ermordung allen Studirenden aus Preußen untersagt ward, fremde Universitäten zu beziehen, wendete er sich nach Bonn. 1820 wandte er sich nach der Schweiz und wurde in Aarau erster Lehrer an der Stadtschule, legte aber zwei Jahre später seine Stelle nieder und privatisirte daselbst. 1824 ging M. nach Heidelberg, um die Bibliothek zu benutzen, im nächsten Jahre nach Stuttgart, wo er mit Cotta in Verbindung trat. Als Deputirter des Oberamts Bahlingen 1830 in die würtemb. Ständeversammlung gewählt, schloß er sich an Schott, Uhland und Pfizer, mit denen er sich auch, nachdem er den Landtagen von 1833, 1836 und 1838 beigewohnt, von der polit. Thätigkeit zurückzog. Doch nahm er diese später noch einmal auf, indem er 1848 und 1849 Mitglied der würtemb. Kammer war. In der literarischen Welt machte sich M. zuerst bekannt durch die «Streckverse» (Heidelb. 1823), welche eine Fülle von originellen Lebens- und Kunstansichten, von Poesie und Witz enthalten, und durch die mit Troxler, List, L. A. Follen und Mönnich begründeten «Europ. Blätter» (Zür. 1824—25), in denen er zuerst den Kampf gegen die hohle Form in der Poesie und gegen gepriesene Nullitäten der deutschen Literatur eröffnete, zugleich aber durch seine nüchterne Polemik gegen die Goethe'sche Schule sich zu den Verehrern Goethe's in ein feindliches Verhältniß setzte. Hierauf erschien seine «Geschichte der Deutschen» (3 Bde., Zür. 1824—25; 2. Aufl. in Einem Bande, Stuttg. 1834; 5. Aufl. 1856), bestimmt für das größere Publikum und die Schulen. Bei Gelegenheit der Streitigkeiten zwischen Voß und Creuzer schrieb er die kleine Schrift «Voß und die Symbolik» (Stuttg. 1825), durch welche er sich den Haß Voß' und dessen Anhänger zuzog. Durch den polemischen Theil seines Werks «Die deutsche Literatur» (2 Bde., Stuttg. 1828; 2. Aufl., 4 Bde., 1836) rief er von vielen Seiten heftige Angriffe hervor. Inzwischen blieb er beharrlich auf seiner Bahn und verschaffte sich durch die planmäßige Umgestaltung des «Literaturblattes», das er seit 1825, anfangs ohne sich zu nennen, redigirte, ein Organ für seine Ansichten und literarischen Kämpfe. Nach der Julirevolution trat er immer heftiger dem franz. Einflusse und der denselben unterstützenden Literatur entgegen, sodaß Börne endlich die Schrift «M. der Franzosenfresser» (Par. 1837)

wider ihn veröffentlichte. Als Dichter ist M. hauptsächlich durch die beiden geist- und phantasiereichen, auch in der Form meisterhaften Märchen «Rübezahl» (Stuttg. 1829) und «Narcissus» (Stuttg. 1830) bekannt. Später gab er in dem Romane «Furore» (3 Bde., Lpz. 1851) ein lebendiges Gemälde der Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs. In seiner «Reise nach Oesterreich» (Stuttg. 1831) und «Die Reise nach Italien im Frühjahre 1835» (Stuttg. 1835) lieferte er treffende Bemerkungen zur Charakterschilderung der Bewohner dieser Länder. Andere Schriften von ihm sind: «Geist der Geschichte» (Stuttg. 1835), «Europa im J. 1840» (Stuttg. 1839), «Taschenbuch der neuesten Geschichte» (5 Bde., Stuttg. 1829—33); ferner «Mytholog. Forschungen und Sammlungen» (Bd. 1, Stuttg. 1842), «Die Gesänge der Völker» (Lpz. 1851) und «Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit» (3 Bde., Stuttg. 1858—59). Hieran reihen sich noch die histor. Arbeiten «Geschichte Europas von 1789—1815» (2 Bde., Stuttg. 1853; 2. Aufl. 1865), «Geschichte der letzten 40 Jahre» (2 Bde., 3. Aufl., Stuttg. 1865), «Die letzten 120 Jahre der Weltgeschichte (1740—1860)» (6 Bde., Stuttg. 1860) und «Allgemeine Weltgeschichte» (12 Bde., Stuttg. 1862 fg.). Nachdem sein Literaturblatt 1848 eingegangen, erneuerte er dasselbe 1852 als ein Organ der entschiedenen kirchlichen Partei und zugleich eines entschiedenen deutschen Patriotismus. Im kirchlichen Sinne schrieb M. die «Christl. Symbolik» (Regensb. 1854) und «Die Naturkunde im christl. Geiste aufgefaßt» (3 Bde., Stuttg. 1856—57). Ueber die deutsche Frage sprach er sich neuerdings in der kleinen Schrift «Preußen und Oesterreich im J. 1866» (Stuttg. 1866) aus. M. hat nie ein öffentliches Amt bekleidet, überhaupt stets seine Unabhängigkeit bewahrt.

Mephistopheles ist eine Benennung des Teufels oder, besser ausgedrückt, der im Weltlaufe auftretenden bösen und verneinenden Principien, welche besonders durch Goethe's «Faust» in Umlauf gekommen. Die alten Formen dieses Namens sind schwankend. Die Volksbücher und Puppenspiele haben theils schon die jetzt übliche Form M., theils Mephistophiles, theils Mephistophilis. Shakspeare hat in den «Lustigen Weibern von Windsor» Mephistophilus, Marlowe in seinem «Faust» Mephistophilis. Ebenso schwankend ist daher auch die etymolog. Ableitung. Die Form Mephistophiles oder Mephostophilis weist auf μηφωστοφιλης: der das Licht nicht Liebende; die Form Mephistophiles weist auf eine Zusammensetzung des lat. mephitis und des griech. φιλος: der die höllischen mephitischen Gerüche Liebende. Die wahrscheinlichste Ableitung aber geht auf das Hebräische zurück, wie ja auch Beelzebub (Baal-Sebub) und fast alle Teufelsnamen in den Zauberbüchern des 16. Jahrh. aus dem Hebräischen entlehnt sind. Nach dieser ist das Wort eine Verbindung der beiden Participien mephir (d. h. Zerstreuer, Verderber) von pûr, und tophel (Lügner) von taphal, sodaß Goethe in dem berühmten Verse: «Wenn man Euch Fliegengeist, Verderber, Lügner heißt», in der That, wahrscheinlich ohne es zu wissen, eine richtige Uebersetzung gegeben hat. Goethe's M. hat mit dem Teufel der alten Volkssagen wenig oder gar nichts gemein. Besonders im ursprünglichen Faustfragment ist M. eine durch und durch individuelle Gestalt, ein lebendiger Mensch mit Fleisch und Blut, der nur so viel von den Zügen des mittelalterlichen volksthümlichen Teufels beibehalten hat, als sich mit echt dichterischer menschenmöglicher Individualität verträgt, ein lebensfroher, immer nur auf die derbe Wirklichkeit gerichteter Gesell, der die himmelstürmende Ueberschwenglichkeit Faust's ironisirt und den kühnen idealen Träumer durch seinen geistreichen, oft grausamen Spott aus der grauen Theorie zu des Lebens goldenem Baum, aus der dürren Heide der Speculation zur schönen grünen Weide führen will. Insofern hat man mit Recht gesagt, daß M. eigentlich der Doppelgänger Faust's sei, und daß erst M. und Faust zusammen den vollen und ganzen Menschen bilden, in dessen Brust zwei Seelen wohnen, deren eine in derber Liebeslust sich an die Welt mit klammernden Organen hält, während die andere gewaltsam sich vom Dust zu den Gefilden hoher Ahnen hebt. Dies sind diejenigen Züge des Goethe'schen M., welche sich so unwiderstehlich in jedes Menschen Phantasie eingraben und denselben zu einer der wunderbarsten Gestalten aller humoristischen Dichtung machen. Erst in der spätern Fortführung und Ueberarbeitung des ersten Jugendentwurfs ist die keck humoristische Gestalt des M. metaphysisch vertieft worden; erst hier erscheint er als «ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft», als «der Geist, der stets verneint», eine Wendung, die zwar die Gedankentiefe des Gedichts unendlich erhöht hat, die Einheitlichkeit der Charakterzeichnung aber unleugbar beeinträchtigt. Im zweiten Theile des «Faust» wird M. nicht selten zur allegorischen Puppe. Aus diesen verschiedenen Bestandtheilen erklärt es sich, warum M. für den darstellenden Künstler eine so schwierige Rolle ist. Sicher ist es falsch, wenn man, wie Seydelmann, nur den mittelalterlichen Pferdefuß ins Auge faßt; ebenso einseitig aber ist es, wenn man nur den galanten blasirten Cavalier des

18. Jahrh. hervorkehrt. Sehr beachtenswerthe dramaturgische Andeutungen hat Julius Mosen in seiner Schrift über Goethe's «Faust» (Oldenb. 1845) gegeben.

Mephitisch heißt jede Luftart, in welcher kein Licht und Feuer brennt, und die von Menschen und Thieren nicht geathmet werden kann, ohne tödlich zu wirken. Die Benennung kommt von dem lat. mephitis, d. h. Schwefelgeruch, her, unter welchem Namen zu Rom auch eine Göttin als die Schützerin wider schädliche Ausdünstungen verehrt wurde.

Meran, Stadt und Hauptort des gleichnamigen Bezirks im vormaligen Brixener Kreise der österr. Grafschaft Tirol, etwa 1200 F. über dem Meere am Fuße des Küchelbergs und an der Mündung des Passeyerthals in das Etschthal gelegen und von einer herrlichen Natur umgeben, ist der Sitz des Bezirksamts, eines Steuer-, eines Forst- und eines Postamts und zählt (1857) 3083 E. Die Stadt besitzt ein Obergymnasium, ein Benedictiner- und ein Kapuzinerkloster, ein Englisches Fräuleinstift und ein Institut der Barmherzigen Schwestern. Die Bauart des Orts hat nichts Ausgezeichnetes, und nur in der Vorstadt Steinach sind einige bessere, von Gärten umgebene Häuser. Die Arcaden der Laubengasse verleihen ihm indeß ein ital. Ansehen. Die Pfarrkirche mit dem höchsten Thurme Tirols und die Spitalkirche sind durch ihr Alter merkwürdig. Das dem Fürsten von Thurn und Taxis für die Abtretung der Posten überkommene Kelleramt, ein ehemaliges Residenzschloß, hat einige histor. Merkwürdigkeiten, namentlich die Kapelle, in welcher Margarethe Maultasche mit Ludwig dem Brandenburger getraut wurde. In neuester Zeit erlangte M. als Sommeraufenthalt für Brustleidende bedeutenden Ruf. Auch zur Molken- und besonders zur Traubencur kommen viele Gäste (1864: 1604) hierher, welchen überdies die Umgegend Naturgenüsse darbietet. Es wird um M. vortreffliches Obst gezogen, darunter die berühmten Pearmainäpfel. Außerdem wächst daselbst ein guter Wein, der rothe oder Küchelberger Landwein und der Hochhütter, welcher der beste ist. M. war im Mittelalter der Sitz der mächtigen Grafen von Andechs, deren Besitzungen, an der Etsch und am Inn in Tirol gelegen, durch Kaiser Friedrich I. (1180) zum deutschen Herzogthum M. erhoben wurden. Die Herzoge von M. erweiterten bald die Grenzen desselben, starben jedoch schon 1248 aus, worauf ihre Besitzungen zumeist an den Grafen Albert I. von Tirol kamen. Die Stadt und noch mehr das benachbarte Dorf Mays sind im 10. Jahrh. auf der Stelle des altröm. Majae erbaut, welches um das J. 800 durch den Einsturz des Naiferbergs verschüttet wurde, daher man in diesem tirolischen Herculanum häufig Alterthümer hervorzieht. Auch jetzt noch sind Erdfälle in dieser Gegend nicht selten, und noch 7. Juli 1850 wurden die der Stadt benachbarten Orte Algund und Gratsch durch einen Wolkenbruch und Erdsturz verschüttet. Unter den zahlreichen alterthümlichen Burgen und Ruinen, welche in der Umgebung auf die Rebenhügel herabschauen, ist besonders das über dem gleichnamigen Dorfe gelegene Bergschloß Tirol, das Teriöli oder Castra Teriola der Römer und das Stammhaus der alten Grafen von Tirol, bemerkenswerth. Es kommt aber unter dem Namen Tirol urkundlich erst 1140 vor. Gegenwärtig ist es im Besitz des Kaisers von Oesterreich, der es im wohnlichen Zustande für den Schloßhauptmann erhalten läßt. Vgl. Stampfer, «Chronik von M.» (Meran 1865).

Mercadante (Saverio), ein fruchtbarer ital. Operncomponist, geb. 1797 zu Altamura im Neapolitanischen, gelangte im Alter von 12 J. auf die Musikschule San-Sebastiano zu Neapel, wo er sich anfangs vorwiegend aufs Instrumentenspiel legte, dann aber bei Zingarelli die Composition studirte. Nachdem er mancherlei für Violine und Flöte veröffentlicht, machte er 1818 mit einer für das Theater Del Fondo in Neapel componirten Cantate den ersten dramatisch-musikalischen Versuch, der glücklich ausfiel und ihm für das J. 1819 die Aufträge zu den Opern «L'apoteosi d'Ercole» (für das San-Carlo-Theater) und «Violenza e Costanza» (für das Teatro-Nuovo einbrachte). Diesen Werken folgten bis ins J. 1824 für verschiedene ital. Bühnen mehr als zehn andere Opern, von denen hauptsächlich «Elisa e Claudio» (1821), für Mailand, als eine seiner besten Productionen zu nennen ist. Er brachte dieselbe 1824 auch in Wien zur Aufführung und componirte daselbst rasch noch «Doralice», «Le nozze di Telemacco ed Antiope» und «Il Podestà di Burgos», welche Opern jedoch keinen Erfolg gewannen. Mehr Glück machte er 1826 mit «Nitocri» und besonders mit «Donna Caritea». Seit 1827 war M. meist in Madrid, wo er für die ital. Oper als Compositeur und Musikdirector engagirt war und unter andern «La rapressaglia» und «La testa di bronzo» mit Erfolg aufführte. Nachdem er 1831 nach Neapel zurückgekehrt, lieferte er daselbst «Zaïra» und das Jahr darauf für Venedig «I Normanni in Parigi», beides erfolgreiche Werke. 1833 wurde M. Generali's Nachfolger als Kapellmeister an der Kathedrale von Novara. Diese Stelle bekleidete er bis gegen 1840, während welcher Zeit er neben allerlei Kirchensachen auch noch verschiedene Opern

schrieb, darunter «Il giuramento» und «I due illustri rivali», überhaupt seine besten Leistungen. Als Director des Conservatoriums nach Neapel berufen, schrieb er dort noch viele Opern, die aber sämmtlich spurlos vorübergingen. 1862 erblindete M. gänzlich. Die Zahl seiner Opern beläuft sich auf mehr als 50. Er bekundet in diesen Werken im ganzen viel natürliche und gesunde Melodik, große kunsttechnische Gewandtheit und oft bedeutende musikalisch-dramatische Lebendigkeit. Doch lieferte er auch Schablonenhaftes, Leichthingeworfenes und Triviales. Ein eigenthümliches Gepräge hat M.'s Talent nicht, sodaß er in dieser Beziehung seinen Zeitgenossen Rossini, Bellini und selbst Donizetti nachsteht.

Mercantilsystem nennt man dasjenige nationalökonomische System, welches sich auf die Theorie stützt, daß der Reichthum eines Volks allein oder doch vorzugsweise auf der Masse des baaren Geldes, der edeln Metalle beruht, welche es besitzt. Dieses System entwickelte sich vorzüglich seit Colbert, obgleich der Grundgedanke davon schon viel früher und sogar bei den Römern hervortrat, und damals sowie im Mittelalter wiederholt Verbote der Ausfuhr von Gold und von silbernen Geräthen veranlaßt hatte. Nach dem M. war es die wichtigste staatswirthschaftliche Aufgabe der Verwaltung, die Vorräthe der edeln Metalle möglichst zu vermehren. Man hielt deshalb den Bergbau hoch und förderte denselben in jeder Weise, auch wenn der Ertrag die Kosten nicht deckte, da das Geld, welches diese Kosten verschlangen, doch im Lande blieb. Ebenso erschienen Colonien als wichtig, wenn man aus ihnen Silber und Gold in größerer Menge erhalten konnte. Eine weit niedrigere Stellung als der Bergbau nahm im System der Ackerbau ein, dessen Erzeugnisse meist im Lande bleiben und selten in der Fremde gegen Silber eingetauscht werden. Nur insofern hatte der Ackerbau wesentlichere Bedeutung, als er eine industrielle Bevölkerung, deren Producte im Auslande verkauft werden konnten, zu ernähren vermochte, also indirect zur Vermehrung der edeln Metalle beitrug. Eine sehr wichtige Stellung hatte natürlich im M. die Industrie, welche in dem Maße entwickelt werden sollte, daß sie nicht nur alles lieferte, was das Land selbst nöthig hatte, sondern zugleich auch eine große Ausfuhr ermöglichte. Man wollte vom Auslande an Producten aller Art nur wenig entnehmen, diesem aber viel liefern und so von ihm im Wege des Handels edle Metalle erlangen. Die Rücksicht auf die hohe Bedeutung des Handels verlieh dem Systeme seinen Namen, und Handelsbilanz der einzelnen Länder nannte man das Verhältniß, in welchem Ein- und Ausfuhr zueinander standen. War die Einfuhr von Waaren größer als die Ausfuhr, so war die Bilanz eine ungünstige, denn nach der Lehre des Systems mußte man den Ueberschuß (das sog. Saldo) mit Geld aufwiegen, also das Land ärmer werden. Dagegen erschien im umgekehrten Falle das Verhältniß ein günstiges, da die größere Ausfuhr Silber und Gold ins Ausland brachte. Die Consequenzen des Systems waren sehr wichtige. Vor allem galt es, die Industrie zu heben. Dies wollte man erreichen, indem man den Arbeitslohn herabzudrücken, die Preise der Lebensmittel und überhaupt der Producte des Ackerbaues und der Viehzucht auf niedrigem Stande zu erhalten suchte. Man behinderte demnach die Ausfuhr des Getreides und der Rohstoffe, förderte deren Einfuhr, zog geschickte Arbeiter herein, unterstützte industrielle Unternehmungen, verbesserte die Transportanstalten, gründete den Handel fördernde Colonien, rief Handelsgesellschaften hervor und privilegirte dieselben, verbot die Einfuhr von Fabrikaten oder schränkte dieselbe durch Zölle ein, während man die Ausfuhr durch Rückzölle und Ausfuhrprämien zu vermehren strebte, u. s. w. Handelsverträge sollten nach dem M. mit andern Staaten zwar abgeschlossen werden, aber derart, daß eine günstige Handelsbilanz erzielt würde, die Einfuhr ausländischer Fabrikate mithin möglichst behindert bliebe, während Schranken, welche die Ausfuhr nach andern Ländern dort vorfände, zu beseitigen wären. Diese Verträge sollten also nur dem einen Theil Nutzen gewähren, den andern dagegen übervortheilen. Die Staatsabgaben sollten, wenn irgendmöglich, nur von dem Gewinne der Unterthanen entnommen werden. Doch rieth man an, die Kapitalisten und die Gewerbtreibenden nicht zu stark anzuspannen, die erstern nicht, damit sie nicht ihre Kapitalien im Auslande anlegten, die letztern nicht, damit ihr Gewerbebetrieb dadurch nicht etwa litte. Sonst gelten dem Systeme nach hohe Steuern nicht als Uebel. Das Geld muß überhaupt circuliren, und wenn reiche Leute ihr Geld ausgeben, sei es auch infolge von Luxus, so gewähren sie doch auch dadurch Nutzen, indem sie Arbeiter beschäftigen. Das M., welches die Italiener, weil sie es mit Unrecht als von dem franz. Minister Colbert (s. d.) herrührend betrachteten, Colbertismus nannten, blühte hauptsächlich vom 16. bis zur Mitte des 18. Jahrh. und prägte sich während dieser Zeit in den Gesetzgebungen und Verwaltungsgrundsätzen aller Länder mehr oder weniger deutlich aus; Schriftsteller, welche es vertraten, sind Bodie, Klock, Melon, Stewart, Genovesi, Büsch u. a. Indeß war seine Geltung keineswegs eine ganz allgemeine, und

hier und da zeigten sich schon frühzeitig richtigere volkswirthschaftliche Anschauungen, welche endlich um die Mitte des 18. Jahrh. das Ansehen des Systems erschütterten, wenngleich man die Wichtigkeit des Metallreichthums nicht verkannte. Wissenschaftlich überwunden wurde es durch die Physiokraten (s. d.) und Adam Smith, von denen die erstern dem Ackerbau, der letztere namentlich der Arbeit die richtige Geltung in der Volkswirthschaftslehre verschafften.

Mercator (Gerhard), verdienter Geograph, geb. 5. März 1512 zu Rupelmonde in Flandern, widmete sich erst in Herzogenbusch, dann in Löwen eifrig philos. und mathem. Studien, erlernte aber daneben auch bei Gemma Frison die Kunst des Kupferstichs. Durch Granvella, für den er einen schönen Globus gefertigt, 1541 dem Kaiser Karl V. empfohlen, arbeitete er in dessen Auftrage eine Erdkugel und eine Himmelskugel, welche nach dem Urtheile der Zeitgenossen alles übertrafen, was in diesem Fach bis dahin geleistet worden war. Um 1559 wandte sich M. von Löwen nach Duisburg, wo er zuletzt den Titel eines Kosmographen des Herzogs von Jülich führte und 2. Dec. 1594 starb. M. hat sich durch seine geogr., insbesondere aber kartogr. Leistungen in der Geschichte der Erdkunde einen bleibenden Namen erworben. Er (nicht Delisle) lehrte zuerst, wie wahrheitsgetreu Erdflächen der gemäßigten Zone auf die Ebene sich übertragen lassen, wenn man sie wie die Flächen eines Kegels behandelt, den man sich unter zwei Polhöhen durch die Kugel gestoßen denkt, sodaß die Mittagskreise als gerade Linien, die Breitenkreise als Curven erscheinen. Noch scharfsinniger ist die von ihm erfundene und nach ihm benannte Projection (s. d.). Letztere kam zuerst auf der Weltkarte von 1569 zur Anwendung und ist seit der Mitte des 17. Jahrh. für Seekarten ausschließlich in Gebrauch. M.'s Hauptwerke sind die «Tabulae geographicae ad mentem Ptolemaei restitutae» (Köln 1578 und 1584) und vor allem der «Atlas, sive geographicae meditationes de fabrica mundi et fabricati figura» (Duisb. 1595). Die Platten zu letzterer Kartensammlung, aus welcher schon vorher mehrere Blättern einzeln (wie Europa 1572, Frankreich 1585) erschienen waren, kamen nach M.'s Tode in den Besitz des Kupferstechers Jodocus Hondius (geb. 1543 zu Wackene in Flandern, gest. 16. Febr. 1611) in Amsterdam, der sie wiederum auf seinen Sohn Hendrik Hondius (auch als geschickter Kupferstecher bekannt) vererbte. Beide haben das Werk M.'s in den vielen von ihnen veranstalteten Auflagen kaum verbessert, sondern nur erweitert. In seiner letzten Lebenszeit beschäftigte sich M. auch mit theol. Studien und veröffentlichte mehrere Schriften über die Bibel, die aber auf den Index gesetzt wurden.

Mercier (Louis Sebastien), geistvoller franz. Schriftsteller, geb. zu Paris 7. Juni 1740, war vor der Revolution Advocat in Rheims und beim pariser Parlament. Als Schriftsteller trat er zuerst mit einigen Heroiden auf, die aber so wenig Erfolg hatten, daß er sich ausschließend der Prosa zuwendete. Mehrere seiner Dramen, z. B. «Le déserteur», «L'habitant de la Guadeloupe», «L'indigent», welche unter dem Titel «Théâtre» (4 Bde., Amsterd. 1778—84) gesammelt erschienen, wurden eine Zeit lang mit Beifall aufgeführt. Bei Ausbruch der Revolution wandte M. sich dieser zu und wurde in den Convent gewählt, wo er gegen den Tod Ludwig's XVI. stimmte. Später trat er in den Rath der Fünfhundert, in welchem er den Republikanismus vertrat. Nachdem er eine Zeit lang die Stelle eines Lotterieeinnehmers bekleidet, wurde er Professor der Geschichte an der Centralschule und Mitglied des Nationalinstituts. Er starb zu Paris 25. April 1814. Seine eigentliche literarische Bedeutung erlangte er durch seine frischen, kräftigen und geistreichen Skizzen, in denen sich das Volksleben in allen Richtungen abspiegelt. Den ersten Versuch dieser Art machte er mit dem «L'an 2440» (Par. 1771), worin er einen Pariser nach einem 700jährigen Schlafe erwachen und das veränderte Paris mit dem ehemaligen vergleichen läßt. Größeres Interesse gewährte das «Tableau de Paris» (12 Bde., Amsterd. 1782—88), welches das Muster zahlloser Schilderungen des pariser Volkslebens geworden ist. Die Fortsetzung «Le nouveau Paris» (5 Bde., Par. 1797), worin er die Sitten der Pariser während der Revolutionszeit schildert, steht ungeachtet schöner Einzelheiten an Gehalt tiefer. Mit Interesse werden noch jetzt sein «Bonnet de nuit» (4 Bde., Amsterd. 1778—84) und «Bonnet de matin» (2 Bde., Par. 1786) gelesen. Als Kritiker war M. sehr absprechend, wie unter anderm der «Essai sur l'art dramatique» und die «Satire contre Racine et Boileau» (1808) beweisen. Er sah sich deshalb auch in vielfache literarische Fehden verwickelt. Namentlich machte man ihm seine stilistischen Freiheiten und sein Abweichen vom sanctionirten Sprachgebrauche zum Vorwurf. Dagegen suchte er die Berechtigung seiner Neuerungen durch die «Néologie, ou vocabulaire de mots nouveaux à renouveler, ou pris dans des acceptions nouvelles» (2 Bde., Par. 1801) darzuthun. Man kann M. als einen Vorläufer der stilistischen Emancipation von den Fesseln der akademischen Bestimmungen ansehen.

Merck (Joh. Heinr.), Goethe's Jugendfreund, war in Darmstadt 11. April 1741 geboren. Nach vollendeten Universitätsstudien begleitete er einen Herrn von Bibra auf Reisen, heirathete in Genf eine Französin und wurde 1767 in seiner Vaterstadt als Secretär der Geheimkanzlei, später als Kriegskassirer und Kriegsrath angestellt. M.'s eigene literarische Thätigkeit war von geringem Umfange, darunter Uebersetzungen von Hutcheson's «Untersuchung unserer Begriffe von Schönheit und Tugend», Addison's Trauerspiel «Cato» und Shaw's «Reise in der Levante»; ungleich wichtiger und anregender war seine Theilnahme an den «Frankfurter gelehrten Anzeigen», am «Deutschen Mercur» und andern Zeitschriften und Sammelwerken. Seine hauptsächlichste Bedeutung aber liegt in seiner persönlichen Wirksamkeit. In Darmstadt, Gießen, Frankfurt und Umgegend lebte ein engverbundener Kreis geistig bedeutender Männer, und M. bildete durch vielseitige Bildung, welche nächst der gesammten modernen Literatur und Kunst namentlich auch die Naturwissenschaften umfaßte, durch seine geistige Regsamkeit und rücksichtslos offene Kritik den belebenden Mittelpunkt desselben. Groß war sein Einfluß auf Herder's Entwickelung, noch größer auf Goethe, den er eigentlich in die dichterische Productivität hineinriß. Durch letztern trat M. mit dem ganzen weimar. Musenhofe in die engste Verbindung. Bald nach 1770 begleitete M. die Landgräfin von Hessen-Darmstadt auf einer längern Reise nach Petersburg; 1790 wurde er in Geschäften seines Landesherrn nach Paris gesendet. Unter seinen zahlreichen, aber fast durchaus fragmentarischen Schriften befindet sich auch ein «Lesebuch für die ersten Anfänger». Seine letzten Lebensjahre waren durch häusliches Misgeschick, Fehlschlagen industrieller Unternehmungen und ökonomische Verluste getrübt. Es gewann darum die scharf zersetzende Richtung seines Geistes mehr und mehr die Oberhand, die sich zuletzt gegen ihn selbst wendete, sodaß er sich 27. Juni 1791 erschoß. Vgl. «Briefe an M. von Goethe, Herder, Wieland u. a.» (herausg. von Wagner, Darmst. 1835); «Briefe an und von M.» (herausg. von demselben, Darmst. 1838); «Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und M.» (herausg. von demselben, Lpz. 1847); «M.'s ausgewählte Schriften» (herausg. von Stahr, Oldenb. 1840).

Mercur, lat. Mercurius, der röm. Gott des Handels und Verkehrs, entspricht im wesentlichen dem griech. Hermes. Dieser ist der Sage nach ein Sohn des Zeus und der Maja, der Tochter des Atlas. Geboren in einer Höhle des Berges Kyllene in Arkadien, schlüpfte er in den ersten Stunden nach seiner Geburt aus der Wiege, ging nach Pierien und stahl dem Apollo Rinder, die er nach Pylos trieb. Um sich hierbei nicht auf die Spur kommen zu lassen, zwang er die Rinder rückwärts zu gehen, indem er auch selbst so ging, und band ihnen Baumzweige an die Schwänze, um die Fußstapfen zu verwischen. Hierauf begab er sich schnell an seinen Geburtsort zurück, fand daselbst eine Schildkröte, tödtete dieselbe, spannte Saiten über die Schale und erfand so die Lyra (s. d.). Apollo aber entdeckte durch seine Wahrsagergabe den Dieb seiner Rinder, und als dieser leugnete, brachte er ihn vor Zeus. Endlich führte M. den Apollo nach Pylos, wo er die Rinder verborgen hatte; doch überließ sie ihm Apollo gegen Abtretung der Lyra. Nun weidete M. die Rinder und erfand die Syrinx (s. d.), die er ebenfalls an Apollo abtrat, der ihm dafür einen goldenen Stab (den Heroldstab, griech. kerykeion, lat. caduceus) gab. Später lehrte ihn Apollo die Kunst der Weissagung aus Losen; Zeus aber machte ihn zum Götterherold, in welcher Eigenschaft er bereits bei Homer erscheint. Ursprünglich gehörte Hermes, als ein pelasgischer Naturgott, in den Kreis der chthonischen Gottheiten, welche aus der Tiefe Früchte und Segen spenden, und als solchen setzte ihn das alte Griechenland auf alle Straßen und Wege in der Form eines mit einem bärtigen Kopfe und einem Phallus versehenen Pfahls. Spuren dieses seines ursprünglichen Wesens finden sich auch noch bei Homer. Allmählich aber wurde dieser Segensgott zu einem ökonomischen und mercantilischen Gotte des Gewinns und Verkehrs und zum Gotte der gewandten Rede; als solchen verehrten ihn besonders die in der Vorwelt den Verkehr vermittelnden Herolde. In der Gestalt derselben erscheint der Gott in der ältern Poesie, und auch die ältern Kunstwerke zeigen ihn in dieser Eigenschaft als einen kräftigen Mann mit spitzem Bart, langen Haarflechten, in einer zurückgeschlagenen Chlamys, mit einem Reisehute, Fußflügeln und dem Heroldstabe in der Hand, noch nicht als einen schlanken, gymnastisch ausgebildeten Jüngling. Diese höhere Ausbildung des Hermesideals, die besonders durch die jüngere attische Bildnerschule vollendet wurde, ging von den Gymnasien aus, in denen er seit alten Zeiten als Spender leiblichen Wohlergehens in phallischen Pfeilerbüsten verehrt wurde. Als Bekleidung hat er auch jetzt die Chlamys, welche gewöhnlich sehr zusammengezogen ist, und nicht selten den meist mit Flügeln versehenen Hut als Bedeckung des Kopfes, dessen Haar kurz abgeschnitten und wenig gelockt ist. Die Züge

des Gesichts zeigen einen ruhigen und feinen Verstand und ein freundliches Wohlwollen an. Verehrt wurde Hermes schon früh durch ganz Griechenland; der älteste Sitz seiner Verehrung war aber Arkadien, wo er hauptsächlich Hirtengott war. Seine Feste hießen Hermäa. Auch in Rom erhielt nach der Vertreibung der Tarquinier M. allmählich mehrere Tempel; sein Hauptfest fiel auf den 15. Mai, an welchem ihm vorzüglich die Kaufleute opferten, damit er ihnen im Handel Glück bringen möchte. Der german. und gallische M., welche von Cäsar und Tacitus und auf Inschriften (mit verschiedenen Beinamen) erwähnt werden, sind einheimische Gottheiten jener Völker, welche nur wegen irgendeiner Aehnlichkeit mit dem M. von den Römern so genannt wurden. Unter den Kunstwerken tritt eine Klasse besonders hervor, in der das Hermesideal am höchsten ausgebildet ist. Der Gott erscheint hier als Vorsteher gymnischer Uebungen in reifer Jünglingsgestalt voll gediegener Kraft, in fester, ruhiger Stellung und mit der Chlamys, welche zurückgeworfen und um den linken Arm gewickelt ist. Hieran schließen sich ähnliche Statuen, bei denen indeß der erhobene rechte Arm zeigt, daß er hier als Hermes Logios, als Gott der Redegewandtheit, zu fassen ist. Als Bote des Zeus findet er sich abgebildet halb sitzend und halb schon wieder aufspringend, um davonzueilen, aber auch in ruhender Stellung, wobei er den Arm auf einen Pfeiler stützt. Ein Hauptattribut des Gottes war in der spätern Zeit der Beutel. Auch als Opferanrichter, Beschützer des Viehs, besonders der Schafheerden, Erfinder der Leier, dem als solchem die Schildkröte heilig ist, als Seelenführer und Wiederbeleber der Todten sieht man ihn namentlich in untergeordneten Kunstwerken.

Mercur (☿). Dieser Planet steht unter den bisjetzt bekannten der Sonne am nächsten; seine mittlere Entfernung beträgt nur 8 Mill. M. Da seine Bahn eine große Excentricität hat (0,2056), so ist die Entfernung von der Sonne sehr veränderlich: in der Sonnennähe steht er nur 6¼ Mill. M., in der Sonnenferne aber nahe 10 Mill. M. von der Sonne ab. Die Entfernung des Planeten von der Erde ist sehr wechselnd: zur Zeit der untern Conjunction nähert er sich derselben bis auf 11 Mill. M., entfernt sich aber bei seiner obern Conjunction bis auf 31 Mill. M. Die Neigung der Bahn gegen die Ebene der Erdbahn ist 7°, die Länge des aufsteigenden Knotens in der Ekliptik 46° 33′. Da die scheinbare Entfernung des M. von der Sonne zur Zeit der größten oder westl. Abweichung nur 29° betragen kann, so entzieht sich dieser Planet gar leicht dem Anblicke der Menschen, sodaß es in unsern Breiten nur wenige gibt, die diesen Stern mit bloßem Auge gesehen haben. Mit dem Fernrohr betrachtet, zeigt der M., wie alle Planeten, deren Bahnen von der der Erde umschlossen werden, Phasen. Die Geschwindigkeit der Bewegung in der Bahn beträgt 6,6 M. in jeder Secunde, während die Erde in gleicher Zeit nur 4,1 M. in ihrer Bahn fortrückt; täglich bewegt sich der M. 572000 M. Die ganze Bahn durchläuft M. in Bezug auf die Fixsterne oder siderisch in 87,969 Tagen, in Bezug auf die Nachtgleichen in 87,968 Tagen; die synodische Umlaufszeit endlich beträgt 115,870 Tage. Der scheinbare Durchmesser, der im Mittel 7″ beträgt, schwankt zwischen 4,5″ und 12,9″, je nachdem der Planet sich in der kleinsten oder größten Entfernung befindet. Der wahre Durchmesser ist nur 670 M., also nur dem dritten Theile des Erdhalbmessers gleich. Die Masse, von Encke bei der Berechnung des Encke'schen Kometen bestimmt, ist ungefähr 0,08 der Erdmasse. Die Rotation des M. um seine Achse beträgt nach wahrgenommenen Flecken auf der Oberfläche 24 Stunden, die Neigung der Rotationsachse gegen die Bahnebene 20°. Zuweilen geschieht es, daß M. zur Zeit seiner untern Conjunction vor der Sonnenscheibe erscheint und vor derselben vorübergeht; solche Erscheinungen sind unter dem Namen «Mercurdurchgänge» bekannt. Im allgemeinen sind diese Erscheinungen im Wesen eins mit den Sonnenfinsternissen, nur daß M. wegen seiner Kleinheit als ein kleines schwarzes Pünktchen auf der Sonnenscheibe erscheint, von einer Schwächung des Sonnenlichts also keine Rede sein kann. Die in diesem Jahrhundert noch zu erwartenden Durchgänge werden statthaben: 1868, 5. Nov., 4 Uhr 35 Min. morgens; 1878, 6. Mai, 6 Uhr 48 Min. abends; 1881, 8. Nov., 12 Uhr 47 Min. mittags; 1891, 10. Mai, 12 Uhr 54 Min. mittags; 1894, 6. Nov., 6 Uhr 36 Min. abends. In jedem Jahrhundert ereignen sich etwa 13 solcher Durchgänge. Ihre mittlere Dauer beträgt 5 St., wenn der M. nahe bei der Sonnenmitte vorübergeht; außerdem weniger.

Mercur, s. Quecksilber.

Mercurj (Paolo), ital. Kupferstecher, geb. 1804 in Rom, war Mitarbeiter an dem von Camille Bonnard herausgegebenen mittelalterlichen Trachtenbuch «Costumes des 13me, 14me et 15me siècles» (2 Bde., Par. 1828—33, mit 200 Kupfertafeln; 3. Aufl. 1863), welchem hauptsächlich die Feinheit und Genauigkeit der größtentheils von M. gezeichneten und gestochenen Costüme den verdienten Beifall verschaffte. 1830 ging er nach Paris und trat in der vor-

tigen Kunstausstellung 1831 zugleich als Maler und als Kupferstecher auf. Seine Bilder blieben unbemerkt, aber desto größeres Aufsehen erregte die von ihm nach L. Robert gestochene Platte: die Schnitter der röm. Campagna. Man findet in der That keinen Kupferstich neuerer Zeit, in welchem Geist und Farbe eines Gemäldes mit so außerordentlicher Zartheit der Behandlung nachgebildet wäre. Es ist eine Kühnheit und Sicherheit der Zeichnung, eine Sorgfalt in Andeutung der Schatten, dabei eine so ungemeine Leichtigkeit in allen Theilen bemerklich, daß man ebenso sehr die Treue gegen das Original als die Selbständigkeit des Kupferstechers bewundern muß. Zwei kleinere Blätter, die heil. Amalia (1837) nach P. Delaroche, und die Maintenon (1847) nach einem Email von Petitot, Titelkupfer für die «Histoire de Madame de Maintenon» vom Herzog von Noailles (2 Bde., Par. 1850), sind in derselben eigenthümlich zarten Manier gearbeitet, wobei sich Grabstichel und Radirnadel so verbinden, daß das Ganze, einer sanftgetuschten Zeichnung gleichend, den Beschauer oft in Zweifel setzt, wie es gefertigt ist. Hierzu kam 1858 ein größeres Blatt, Jane Grey nach P. Delaroche, ausgezeichnet durch schöne technische Vollendung und vortreffliche Wirkung. 1847 kehrte M. nach Rom zurück, wo er seitdem Lehrer der Kupferstechkunst an der Accademia San-Luca und Director der päpstl. Kupferdruckerei ist.

Mercy (Franz, Freiherr von), General im Dreißigjährigen Kriege, aus einem alten lothring. Geschlechte, wurde zu Longwy geboren. Noch sehr jung nahm er in der kaiserl. Armee Dienste; 1631 war er unter Piccolomini Oberstwachtmeister und 1633 Befehlshaber eines Regiments. 1635 trat er als Generalwachtmeister in bair. Dienste. Er eilte dem Herzoge von Lothringen in der Belagerung von Kolmar zu Hülfe und wohnte dann der Entsetzung von Dôle bei, wurde aber 1637 mit dem Herzoge von Lothringen wiederholt geschlagen. Nachdem er 1638 zum Feldzeugmeister aufgestiegen, focht er 1640 in der Unterpfalz und widersetzte sich dem schwed. General Banér bei Regensburg. Den General Schlangen nahm er bei Waldneuburg mit vier Regimentern gefangen. Im Feldzuge von 1643 überfiel und schlug er den franz. General Ranzau bei Duttlingen, wofür ihn der Kurfürst von Baiern zum Generallieutenant, der Kaiser zum Feldmarschall erhob. 1645 besiegte er 5. Mai Turenne bei Mergentheim, wurde aber 3. Aug. von Enghien bei Allersheim geschlagen, wobei er seinen Tod fand. Sein Bruder, Kaspar von M., ebenfalls ein ausgezeichneter Krieger und bair. Generalwachtmeister, fiel bei Freiburg. — Claudius Florimund, Graf von M., Enkel des letztgenannten, geb. in Lothringen 1666, zeichnete sich in kaiserl. Diensten zuerst im Kriege gegen die Türken aus. Als Oberstlieutenant kämpfte er 1701 in Italien, wo er bei Borgoforte mit 300 Reitern eine Batterie wegnahm und ein ganzes Cavalerieregiment in die Flucht schlug. Im Feldzuge von 1702 befehligte er die kaiserl. Reiterei vor Cremona, wurde aber gefangen. In den nächsten Jahren zeichnete er sich am Rhein aus. Gegen Ende des Kriegs zum Feldmarschall ernannt, befehligte er hierauf 1716 unter dem Prinzen Eugen gegen die Türken und betheiligte sich an den Siegen von Peterwardein und Belgrad. 1719 führte er das Commando der kaiserl. Armee in Sicilien. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1720 das Gouvernement von Temesvar und machte sich um die Cultur des Banats sehr verdient. Im Kriege von 1733 übernahm er den Oberbefehl in Italien, 1734 besetzte er Parma; gegen den Rath seiner Generale unternahm er 29. Juni den Angriff auf das feste Schloß Croisetta, wobei ihn eine Kugel durchbohrte. Man bestattete seine Leiche zu Reggio. Da er keine Kinder hinterließ, erbte das Lehn M. mit dem Grafentitel einer seiner Verwandten, Anton von Argenteau, der gleichfalls in kaiserl. Dienste trat, sich in Ungarn, Baiern, besonders in den Niederlanden auszeichnete und 1767 als Generalgouverneur in Essek starb.

Mergel nennt man ein natürlich vorkommendes Gemenge von Thon und kohlensaurem Kalk, welches mitunter auch Sand und andere zufällige Beimengungen enthält. Nach den verschiedenen Mengungsverhältnissen wird der M. in Thon-, Kalk- und Sandmergel eingetheilt. Nach der Formation, zu welcher die Mergellager gehören, unterscheidet man Kreidemergel, Liasmergel, Keupermergel u. s. w. Im allgemeinen zeichnen sich die Mergelbodenarten durch eine große natürliche Fruchtbarkeit aus, weil sie bei jeder Witterung ein angemessenes Feuchtigkeits- und Wärmeverhältniß zu bewahren vermögen. An der Luft liegend, zerfällt der M. leicht. Derselbe wird mit günstigem Erfolg als Dünger und als mechan. Verbesserungsmittel des Bodens angewendet. Er wirkt theils durch seinen Kalk-, theils durch seinen Thongehalt und gibt deshalb den zu lockern Bodenarten größern Zusammenhang und den zu bündigen größere Lockerheit. Außerdem wirkt er mittels des Kalkgehalts auflösend auf die organischen Stoffe und tilgt die schädlichen Säuren im Boden. Endlich ist der M. auch durch

einen geringen Alkaligehalt wirksam. Daher wirkt er auch um so besser, je düngkräftiger der Boden ist oder je mehr unzersetzten Humus derselbe enthält. Außer als Düngemittel benutzt man den M. zur Fabrikation von Cement sowie zur Construction von Treibherden.

Mergentheim, früher auch Mergenthal, ursprünglich Marienthal genannt, Stadt und Hauptort eines Oberamts (7,8 Q.-M. mit 28000 E.) im würtemb. Jaxtkreise, an der Einmündung des Wachbachs in die Tauber, im weinreichen Taubergrunde gelegen und zu den freundlichsten und angenehmsten Landstädten Würtembergs gehörend, hat eine Latein- und Realschule, ein sehr schön eingerichtetes Archiv, einige Kirchen aus dem 13. Jahrh., eine Synagoge, ein reichdotirtes Pfründenhospital vom J. 1340, zwei Krankenanstalten, zwei aufgehobene Klöster, zwei Armenhäuser und ein großartiges, schönes Schloß, welches seit 1857 dem Herzog Max von Würtemberg gehört und die höchst interessanten naturhistor. Sammlungen des verstorbenen Herzogs Paul von Würtemberg bewahrt. M. zählt (1864) 3030 meist kath. Einwohner, welche neben Landwirthschaft und vortrefflichem Weinbau verschiedenartige Gewerbe betreiben, namentlich Gerberei, Bierbrauerei, Fabrikation von musikalischen Instrumenten (auch Orgeln), Messerschmiede- und Drechslerarbeiten. Die nahegelegene Brunnen- und Badeanstalt Karlsbad (Bittersalzquelle) ist seit 1853 größtentheils neu erbaut und besteht aus fünf großen Gebäuden mit mehr als 100 freundlich eingerichteten Zimmern, mehrern Sälen u. s. w. Die Zahl der Curgäste ist seitdem von 100 auf 700 gestiegen. M. mit seinen Umgebungen (10 Q.-M. mit 32000 E.) war sonst die bedeutendste der elf Balleien des Deutschen Ordens und 1527—1809 der Sitz der Hochmeister. Am 25. Dec. 1631 wurde der Ort nebst Gebiet von den Schweden besetzt. General Horn behielt die Stadt für sich und führte die evang. Lehre ein, aber nach der Schlacht bei Nördlingen (1634) fielen sämmtliche Güter wieder an den Deutschen Orden, der nun aufs neue den kath. Ritus einführte. In der Nähe von M. wurden 5. Mai 1645 die Franzosen unter Turenne von den Kaiserlichen unter Mercy geschlagen. Im Kriege gegen Oesterreich 1809 wurden M. und der Rest des Deutschmeisterthums von Würtemberg besetzt, und der Wiener Friede bestätigte diesen Besitz.

Merian ist der Name einer berühmten Künstlerfamilie. — Matthäus M. der Aeltere, geb. zu Basel 1593, lernte bei Dietr. Meyer in Zürich und bei Theod. de Bry zu Oppenheim, der nachmals sein Schwiegervater wurde, und lebte längere Zeit in Paris. Später ließ er sich in Frankfurt a. M. nieder, wo er einen starken Kunsthandel trieb, und starb zu Schwalbach 19. Juni 1650. Er arbeitete sehr sauber und fleißig mit der Radirnadel. Am berühmtesten wurde er durch seine Abbildungen der wichtigsten Städte Europas, besonders Deutschlands, die er mit Beschreibung unter dem Titel «Topographien» erscheinen ließ, und die auch nach seinem Tode fortgesetzt wurden (30 Bde., Frankf. 1640—88; nebst Register, 1726). Die von ihm nach der Natur gezeichneten Städteansichten, namentlich die perspectivischen, sind in der That meisterhaft, ebenso seine frühesten Landschaften; da aber seine Unternehmungen allmählich eine ungeheure Ausdehnung gewannen, so wurde das meiste von Gehülfen zum Theil nachlässig und schlecht ausgeführt. Nichtsdestoweniger ist seine Topographie ein historisch wichtiges Werk und noch gegenwärtig geschätzt. Unbedeutender sind die unzähligen Geschichten, Schlachten, Ceremonien u. s. w., womit er eine Anzahl von Büchern illustrirte, so z. B. die Bibel, das «Theatrum Europaeum», Gottfried's «Chronik» u. s. w.; Stich und Composition ist dabei insgemein etwas fabrikmäßig und nur dasjenige antiquarisch wichtig, was sich auf die Zeitgeschichte, nämlich auf den Dreißigjährigen Krieg, bezieht. Sein Sohn, Matthäus M. der Jüngere, geb. zu Basel 1621, ein guter Porträtmaler, war ein Schüler von Joach. von Sandrard und Ant. van Dyck, hielt sich um 1644 in Rom auf und bereiste nachher England, die Niederlande und Frankreich. Er starb 1687 zu Frankfurt. Ein zweiter Sohn, Kaspar M., übte die Aetzkunst, jedoch nicht mit der Geschicklichkeit des Vaters. — Des jüngern Matth. M. Sohn, Johann Matthäus M., war ebenfalls ein geschickter Bildnißmaler und starb zu Frankfurt 1716. — Des ältern Matth. M. Tochter, Maria Sibylla M., verehelichte Graff, geb. zu Frankfurt a. M. 6. April 1647, gest. zu Amsterdam 13. Jan. 1717, machte sich gleichfalls als Künstlerin berühmt. Sie lernte bei ihrem Stiefvater Jak. Morrels oder Marrel und bei Abr. Mignon und erlangte einen großen Ruf durch die ausgezeichnete Weise, mit welcher sie Blumen, Schmetterlinge, Raupen, Mücken und Insekten aller Art in Wasserfarben, meist auf Pergament, malte. Aus Liebe für dieses Fach ging sie von Holland aus, wohin sie sich aus Religionseifer begeben, nach Surinam, um die Verwandlungen der dort einheimischen Insekten zu beobachten. Sie verweilte daselbst zwei Jahre und zeichnete eine Menge Gewürme, Pflanzen und Früchte auf Pergament. Unter der großen Zahl ihrer hinterlassenen Werke, zu denen sie

die Kupfer selbst gestochen hat, sind besonders zu nennen: «Der Raupen wunderbare Verwandlung und sonderbare Blumennahrung» (2 Bde., Nürnb. 1679—83) und «Metamorphosis insectorum Surinamensium» (Amsterd. 1705).

Merida, eine Stadt (Ciudad) von (1857) 5505 E. in der span. Provinz Badajoz (Estremadura), 8 M. östlich von Badajoz und mit diesem durch eine Eisenbahn verbunden, welche ostwärts nach Manzanares verlängert und durch eine zweite, südwärts auf Sevilla führende Bahn ergänzt wird, liegt auf einem Hügel in einer schönen, fruchtbaren Gegend am rechten Ufer des Guadiana, welchen Fluß die estremadurische Hauptstraße auf einer prächtigen, 2550 F. langen Römerbrücke von 50 Bogen überschreitet. Die Stadt, welche außer den stolzen Trümmern einer großen Vergangenheit nichts Bemerkenswerthes darbietet, ist die durch Augustus gegründete Emerita Augusta, der hier Emeriti der fünften und zehnten Legion ansiedelte. Der Ort war Sitz des Obergerichtshofs und des Proprätors der Provinz Lusitania sowie später des westgoth. Erzbischofs der Diöcese Lusitania. Derselbe wurde in den goth.-suevischen Kriegen des 5. und 6. Jahrh. öfters erobert, 713 von Arabern nach langer Belagerung eingenommen und unter dem Namen Marida oder Borg Aschuhuda bis zur Eroberung durch Alfons IX. 1230 behauptet. In der röm. Kaiserzeit soll M. einen Umfang von 6 Leguas gehabt haben, und in der That finden sich innerhalb dieses Rayons zahlreiche röm. Reste. Aus den Trümmern der von den Arabern zerstörten Stadt wurde das jetzige M. erbaut, in dessen Mauern und alten Häusern sich ebenfalls Bruchstücke von röm. Säulen, Inschriften u. s. w. eingemauert finden. Auch stammen noch einzelne Theile des Castells aus der Römerzeit her, und außerdem sind Reste eines Theaters, des Amphitheaters, einer Naumachie, eines großen Aquäducts und mehrerer Triumphbogen, darunter der große Trajanusbogen, mitten in der Stadt vorhanden. Die kostbarste Antiquität aber ist die noch wohlerhaltene Römerbrücke. — M. heißt ferner eine Provinz der südamerik. Republik Venezuela, zwischen Truxillo, Maracaibo, Apure, Varinas und Neugranada. Dieselbe zählt auf 510 Q.-M. 84843 E. (1854), die alle Nahrungsmittel der heißen und der gemäßigten Zonen und zur Ausfuhr Kaffee, Baumwolle und Zucker produciren. Die Hauptstadt M., früher Santiago de los Caballeros de M., 1558 von Juan Rodriguez Suarez gegründet, liegt auf einer überaus fruchtbaren Bergebene, in der Nähe des ungestümen Rio-Chama und im Angesichte der imposanten Sierra-Nevada. Durch das Erdbeben von 1812 fast gänzlich zerstört, blieb die Stadt eine Zeit lang in Ruinen, wurde jedoch später wieder aufgebaut. Sie zählt etwa 6000 E., die sehr gewerbthätig und meist wohlhabend sind. M. ist Sitz eines Bischofs, hat ein geistliches Seminar, ein Collegium (früher Universität), verschiedene Schulen und ein Kloster, dessen Nonnen schöne Handarbeiten verfertigen. Außer einer vortrefflichen Sorte Kaffee, die hier gebaut wird, bringt die Stadt ziemlich viele Baumwoll- und Wollstoffe, besonders schöngefärbte Teppiche in den Handel, der sich ziemlich lebhaft gestaltet hat, da der Ort an der Straße von Bogotá über Pampelona nach der Küste liegt. — Endlich heißt M. die Hauptstadt von Yucatan in Mexico. Dieselbe liegt etwa 5 M. vom Meere entfernt in einer trockenen Ebene und wurde 1542 von Francisco de Montijo an Stelle der indian. Stadt Tihu gegründet. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat als Bischofssitz eine 1598 vollendete prachtvolle Kathedrale sowie dreizehn andere, zum Theil hübsche Kirchen und Kapellen, einen bischöfl. Palast, ein Hospital, ein Regierungsgebäude, ein verfallenes Franciscanerkloster auf einer befestigten Anhöhe und ein Nonnenkloster. Auf dem Marktplatze stehen ein durch reiche Sculptur ausgezeichnetes Gebäude und verschiedene andere ansehnliche Bauwerke. M. hat etwa 25000 E., welche für sehr gesellig und liebenswürdig gelten. Die Frauen von M. werden für die schönsten in ganz Mexico gehalten. Fabrikmäßige Industrie betreibt die Stadt gar nicht, dagegen hat sie eine, jetzt freilich sehr heruntergekommene Universität, ein Collegium, eine gelehrte Gesellschaft, zwei Buchdruckereien und vier verschiedene Zeitschriften. Ihr Hafen Sisal (Sta.-Maria de Sisal) bei dem gleichnamigen Dorfe ist ein auch dem auswärtigen Handel geöffneter Seeplatz, hat aber nur eine offene Rhede. Zur Ausfuhr kommen außer den Landesproducten namentlich auch Taue, Kaffeesäcke und andere Fabrikate aus dem Sisalhanf, der von dem Exportplatze seinen Namen hat.

Meridian oder Mittagskreis heißt der Kreis der Himmelskugel, welchen man durch die beiden Pole und durch das Zenith, also auch durch das Nadir eines Orts der Erde zieht. Er durchschneidet demnach senkrecht den Aequator und den Horizont. Es ist für einen Ort und gleichzeitig für alle diejenigen Orte der Erde, welche unter demselben M. liegen, Mittag, wenn der Mittelpunkt der Sonne in denselben tritt. Alle Orte, welche einerlei M. haben, haben auch einerlei Länge (s. d.), und derjenige M., von welchem man die übrigen zu zählen anfängt, heißt der

erste M. Jeder M. wird, wie überhaupt jeder Kreis, in 360 Grade getheilt, und diese dienen zur Bestimmung der geogr. Breite (s. d.). Der M. hat ferner die Eigenschaft, daß die Gestirne, sobald sie in ihn treten, nicht nur ihren halben Tagbogen zurückgelegt, sondern zugleich ihre größte Höhe erreicht haben. Dieses zu benutzen, stellen die Astronomen Meridiankreise auf, künstliche Kreise, deren Flächen genau in die Fläche des M. ihrer Sternwarte fallen. Mit diesem Kreise ist ein Fernrohr verbunden, das sich in der Richtung des Kreises auf- und abbewegen läßt und zur genauen Beobachtung des Augenblicks dient, in welchem ein Gestirn den M. passirt, weshalb es Mittagsrohr oder Passageninstrument genannt wird. Als Erfinder desselben kann der dän. Astronom Römer betrachtet werden.

Meridianmessung, s. Gradmessung.

Mérimée (Prosper), franz. Schriftsteller, geb. 28. Sept. 1803 zu Paris, ließ sich nach beendigten jurist. Studien als Advocat aufnehmen, führte aber keine Processe, sondern trat in den Staatsdienst und beschäftigte sich besonders mit Alterthümern und Belletristik. 1834 zum Aufseher der histor. Denkmäler in Frankreich ernannt, machte er amtlich mehrere archäol. Reisen, über welche er Bericht erstattete in den interessanten Schriften: «Voyage dans le midi de la France» (1835), «Voyage dans l'ouest de la France» (1836), «Voyage en Auvergne et dans le Limousin» (1838) und «Notice sur les peintures de l'église de St.-Savin» (1845, in Fol., mit 42 Buntdruckplatten). 1844 wurde er an Nodier's Stelle Mitglied der Académie-Française, und 1853 berief ihn ein kaiserl. Decret in den Senat. Schriftsteller von großem und vielseitigem Talent, versuchte sich M. nicht ohne erheblichen Erfolg in der Kunstarchäologie und Geschichtschreibung, mit vorzüglichem Glück aber in der Novellistik. Schon bei seinem ersten Auftreten erwarb er sich Berühmtheit durch zwei Werke, die er ohne seinen Namen veröffentlichte: «Théâtre de Clara Gazul» (1825), Komödien in der Art der span. Intermezzos, und «Guzla» (1827), eine Sammlung illyrischer Volkslieder, angeblich von H. Maglanowich. Beide Schriften, als bloße Uebersetzungen geboten und von Goethe, der um das Geheimniß wußte, sehr gerühmt, wirkten fördernd für das Durchdringen der romantischen Richtung in der franz. Literatur. Außerdem veröffentlichte M. als Ungenannter «La Jacquerie» (1828), histor. Sitten- und Charakterskizzen aus der Feudalzeit, und «La chronique du règne de Charles IX» (1829), eine Art histor. Roman. Bald darauf ließ er unter seinem Namen eine Folge hübscher Novellen erscheinen, die 1831—50 in der «Revue de Paris» und in der «Revue des Deux Mondes» ins Publikum gelangten und nachher gesammelt als «Mosaïque» (1833), «Contes et nouvelles» (1846) und «Nouvelles» (1852) herauskamen. Diese kleinen Erzählungen haben insgesammt, bei sorgsamer, gemessener, etwas kalter und sogar stolzer Formenvollendung, dramatisches Leben und Interesse. Vor allen ausgezeichnet sind «Colomba», «Carmen» und «La dame de pique». Unter M.'s histor. Arbeiten verdienen besondere Erwähnung die «Histoire de Don Pèdre I^er^ roi de Castille» (1843) und «Les faux Démétrius» (1854), eine Episode aus der russ. Geschichte.

Merino, ein geköpertes, in verschiedenen Farben gefärbtes, oft auch bedrucktes Wollenzeug. Bei guter Waare sind Kette und Einschlag von Kammwollgarn, geringe Sorten haben baumwollene Kette. Die sächs. Industrie concurrirt in diesem Artikel auf sehr rühmliche Weise mit England und Frankreich. Ein dem M. sehr ähnlicher Stoff ist der Tibet; beide sind nur durch die Appretur voneinander verschieden.

Merino (Don Geronimo), bekannt unter dem Namen des Pfarrers M., ein berüchtigter span. Parteigänger, geb. um 1770 in Villaobiado, einem Dorfe Altcastiliens, bereitete sich in dem Collegium zu Lerma für den geistlichen Stand vor, wurde aber nach vier Jahren von den Aeltern zurückberufen, um ihnen bei der Bewirthschaftung ihres Gütchens behülflich zu sein. Dessenungeachtet erhielt er nachher die Pfarrstelle in seinem Geburtsorte. Beim Ausbruche des Kampfes gegen die Franzosen erschien er im Mai 1808 als einer der ersten der unter dem Namen Guerrilleros so berühmt gewordenen Parteigänger. Durch die Grausamkeiten, die er an den Gefangenen beging, wurde sein Name ein Schreckbild; doch suchte er sich nie zu bereichern. Unterstützt durch eine feste Gesundheit, setzte sich M. den größten Beschwerden aus. Er besaß persönliche Tapferkeit, verbunden mit Schlauheit, sodaß der Feind niemals seiner habhaft werden konnte. Allmählich entwickelte sich die Grausamkeit seines Charakters auf eine furchtbare Weise. Im Mai 1811 nahmen die Franzosen vier Mitglieder der Provinzialjunta von Burgos gefangen und ließen dieselben erschießen. Um sie zu rächen, ließ M. 110 franz. Gefangene niedermachen. Nach Beendigung des Kriegs zog sich M. in seine Heimat zurück, gefürchtet selbst von seiner eigenen Familie. Nach der Wiederherstellung der Constitution 1820 erklärte er sich sogleich als Feind derselben und kehrte zu dem Handwerke der Guerrillero zurück. Vertheidigung des abso-

luten Königs und des Altars, Ausrottung der Liberalen wurden der Deckmantel, unter welchem er die unerhörtesten Grausamkeiten beging. Nach der Wiederherstellung der unumschränkten Gewalt belohnte der König die Dienste M.'s, indem er ihn zum Brigadier ernannte. Abermals zog sich M. in seine Heimat zurück, und lange Zeit vernahm man nichts von ihm, bis er 1833 in Madrid erschien, um der Königin Maria Christina seinen Beistand zuzusichern. Gleichzeitig aber arbeitete er bereits am Aufstande zu Gunsten des Don Carlos. In Burgos, wo er sich gewöhnlich aufhielt, hatte sich eine geheime Junta gebildet, welche Don Carlos als König ausrufen wollte. Mit den einzelnen Mitgliedern der Junta nicht im besten Vernehmen, verzögerte indessen M. den Aufstand, bis er für seine eigene Person zu fürchten begann. Am 14. Oct. 1833 entwich er heimlich von Burgos und fast das ganze Bataillon der königl. Freiwilligen folgte ihm. Er ging zunächst nach San-Pedro de Cardeña, dann nach Sepulveda, versetzte die Gegend zwischen Burgos und Aranda in Aufruhr und stand im Nov. an der Spitze von 20000 Freiwilligen. Als diese aber durch den General Quesada in Altcastilien gezwungen wurden, die Waffen niederzulegen, flüchtete sich M. in die Wälder von Soria. Sehr bald nun begann er den kleinen Krieg, den er mit mehr oder weniger Erfolg fortführte, bis er 1838 eine so entscheidende Niederlage erlitt, daß er eine Zuflucht in den Nordprovinzen suchen mußte und nicht wieder auf dem Kriegsschauplatze zum Vorschein kam. Mit dem Prätendenten flüchtete er sodann nach Frankreich, wo er im Innern des Landes einen Aufenthaltsort angewiesen erhielt. Hier starb er, ohne sein Vaterland wiedergesehen zu haben, 1847.

Merinos heißt eine Gruppe von feinwolligen Schafrassen, welche seit unvordenklichen Zeiten in Spanien einheimisch gewesen, nach andern von den Mauren eingeführt worden sind. Der Name stammt entweder von merino = dicht, auch kraus, oder transmarina, übers Meer gekommen. Die M. wurden schon im 15. Jahrh. in England, 1723 in Schweden, 1765 und 1779 in Sachsen eingeführt. In letzterm Lande entwickelte sich ihre Zucht zu solcher Höhe, daß unter dem Namen Electoral (kurfürstlich) der Inbegriff der feinsten Wolle verstanden wird. In Spanien scheidet man die Merinoheerden oder Cavagnen in: Estantes, bleibende, welche ihre Weidegründe nicht verlassen, und Transhumantes, wandernde; nach der Wolle in: 1) Negretti, fein; 2) Segovianer und Leoner, mittel; 3) Sorianer, grob. Die span. Merinozucht ist so zurückgegangen, daß sie neuerdings mehrmals Zuchtthiere aus Sachsen und Schlesien zur Blutauffrischung beziehen mußte. In Deutschland unterscheidet man gegenwärtig zwei große Gruppen der M.: sanftwollige, Electoral (auch Escurial), und kraftwollige, Negretti (auch Infantado). Zu der letztern gehört auch die franz. Merinorasse (Rambouillet), welche neuerdings ihres kräftigen Körperbaues halber viele Freunde gefunden hat. Abkömmlinge der M. aus Kreuzungen sind das kurzwollige Southdown-Fleischschaf, vorzüglich zur Schnellmästung geeignet, in England, und das Paduaner Schaf in der Lombardei. Neue Varietäten sind die seidenwollige Merino-Mauchamp-Rasse (Merino soyeux) und die aus einer Kreuzung derselben mit Rambouillets gebildete Gevrolles-Rasse in Frankreich; beide liefern Kammwollen. Vgl. A. von Weckherlin, «Schafzucht» (4. Aufl., Stuttg. 1865); Rhode, «Das franz. Merinoschaf» (Berl. 1864).

Merioneth, eine Grafschaft im engl. Fürstenthum Wales, zählt auf 28,3 Q.-M. 38963 E. und hat einen wildromantischen Charakter, indem sie fast ganz von steilen Bergen und herrlichen Thälern erfüllt ist. Unter jenen ist der 2772 F. hohe Arran-Wowdwy der höchste, der 2733 F. hohe, fast unersteigliche Cader-Idris der berühmteste. Gegen Westen fließen der Avon oder Maw, der Dysinwy und Dovey, gegen Osten die Dee durch das Pimble-Meer oder den Bala-Pool, einen der größten unter den Walliserseen, mit hellem Wasser und großem Fischreichthum. Der silurische und cambrische Schiefer, von Porphyr und andern Trappfelsen durchbrochen, herrscht vor. Der Bergbau fördert Blei, Silber, wenig Kupfer und seit einiger Zeit auch Gold zu Tage, indem eine Gesellschaft in den Cloganbergen eine Grube eröffnete, welche 1. Jan. 1861 bis 2. Aug. 1862 aus 940 Tonnen Erz 7041 Unzen Gold lieferte. Der Boden des Landes ist wenig fruchtbar, der Ackerbau daher nicht von Belang; wichtiger ist die Viehzucht. Die Industrie besteht in Strumpf- und Handschuhstrickerei, Wollweberei, besonders aber in Flanellweberei. Die Grafschaft schickt ein Mitglied in das Parlament. Ihr Hauptort ist Dolgelly, eine ärmliche Marktstadt am Wnion in einer der erhabensten Landschaften, mit 2217 E., den Grafschaftsgebäuden und Manufacturen für Flanell, grobes Tuch und Bockleder. Nördlich von ihr sind die Gold-, Silber- und Kupfergruben von Clogan und St.-Davids. Außerdem sind bemerkenswerth: Barmouth, Marktstadt an der Mündung des Maw oder Mowddach, wegen seiner längs und auf einem steilen Felsen gebauten Häuser auch Klein-Gibraltar genannt, mit 1600 E., einem schwer zugänglichen Hafen und einem besuchten Seebade, umgeben von alten

Denksteinen, Cromlechs und Druidenkreisen, in einer mancherlei Ausbeute auch für Naturforscher gewährenden Gegend; Towyn, eine Marktstadt zwischen den Aestuarien des Dovy und Disynwy, mit 2859 E., einer Mineralquelle, Seebädern und Pferderennen; Bala, eine Marktstadt am Nordende des Balasees, mit einer Lateinschule, einem Seminar der Independenten und Methodisten und 2383 E., die Handel mit Flanell und Strümpfen treiben. Bei den Jahresversammlungen der calvinistischen Geistlichen kommen hier manchmal 20000 Menschen zusammen.

Merle (Jean Toussaint), franz. Journalist und dramatischer Dichter, geb. zu Montpellier 16. Juni 1785, machte seine Studien in der Centralschule des Depart. Hérault und kam 1803 nach Paris, wo er in den Bureaux des Ministeriums des Innern angestellt wurde. Der Conscription verfallen, trat er unter die kaiserl. Jäger, erhielt aber bald seinen Abschied und ging 1808, bei einem franz. Armeecorps angestellt, nach Spanien. Bei seiner Rückkehr nach Paris widmete er sich vorzugsweise der dramatischen Literatur, die mit seinen Neigungen und Anlagen übereinstimmte. Noch in demselben Jahre trat er als dramatischer Dichter am Vaudeville-Theater auf mit «Le retour au comptoir» und verfaßte nachher «Le petit almanach des grands hommes», ein so beißend witziges Stück, daß die kaiserl. Regierung es verbieten ließ. Später arbeitete er für das Théâtre-des-Variétés, wo er als der geistreichste Vaudevillist mit seinen Stücken viel Glück machte. Am bekanntesten sind: «Le ci-devant jeune homme», eine treffliche Posse, «La jeunesse de Henri IV», «Le savetier et le financier», «Le bourguemestre de Saardam» und «La maison du rempart», welches nachher zu einer komischen Oper verarbeitet wurde, wozu Caraffa die Musik machte. Auch die «Cadet roussel» und die «Jocrisses», kleine Schwänke, die viel Beifall fanden, stammen mit von ihm her. Daneben schrieb er auch Journalartikel. In den J. 1808 und 1809 arbeitete er für den «Mercure», und von ihm ist das Beste in den Feuilletons des «Ermite de la chaussée d'Antin», die zur Zeit des Kaiserreichs unter Jouy's Namen in der «Gazette de France» erschienen und die Blüte dieses Blattes begründeten. Zu Anfang der Restauration gehörte M. zur liberalen Opposition und schrieb für den «Nain jaune» und «Pandore». Später bekehrte er sich zum Royalismus und war Theaterdirector an der Gaîté und an der Porte-St.-Martin. Hier machte er die Bekanntschaft der berühmten Schauspielerin Marie Dorval, die er heirathete. 1830 begleitete er als Secretär den Grafen von Bourmont auf dem Zuge nach Algier. Nach der Julirevolution wurde er Mitarbeiter an der «Quotidienne», wo er fast 20 J. lang die Theaterkritiken schrieb und später unter dem Namen «Le causeur» ein Wochenfeuilleton erscheinen ließ, das sich durch seinen Witz und liebenswürdige Laune bemerklich machte. Auch arbeitete er für die «Mode» und polemisirte kräftig, aber immer anständig gegen die Julidynastie. M. starb zu Paris 27. Febr. 1852. In allen seinen Arbeiten ist eine Fülle von Talent und Geist ausgegossen.

Merle d'Aubigné (Joh. Heinr.), ausgezeichneter Kirchenhistoriker, geb. 16. Aug. 1794 zu Genf, stammt aus einer franz. Refugiéfamilie, welche nach Aufhebung des Edicts von Nantes nach Genf übersiedelte. Die erste wissenschaftliche Bildung empfing M. in seiner Vaterstadt, worauf er seine theol. Studien zur Zeit des deutschen Reformationsfestes auf der berliner Hochschule vollendete. Jene Feier erweckte in ihm zuerst den Entschluß, einst eine Reformationsgeschichte zu schreiben. Seine Wirksamkeit als Prediger begann er 1818 an der franz. Kirche zu Hamburg, von wo er sich auf den Ruf des Königs Wilhelm I. 1823 nach Brüssel wendete, um hier die Predigerstelle an der dem franz.-prot. Cultus eröffneten Hofkapelle zu übernehmen. Die Losreißung Belgiens von Holland veranlaßte ihn zur Rückkehr nach Genf, wo er eine Professur der histor. Theologie an der dortigen, 1831 durch Privatkräfte errichteten theol. Lehranstalt übernahm. In dieser Stellung, wie auch als Präsident der Schuldirection wirkt er seitdem mit unermüdeter Thätigkeit. Von seinen Predigten ist mehreres im Druck erschienen; seine bedeutendsten literarischen Leistungen aber gehören dem Gebiet der Kirchengeschichte an. Vor allem verdient hervorgehoben zu werden seine «Histoire de la réformation du 16me siècle» (5 Bde., Par. und Genf 1835—53; 2. Aufl. 1861—62), ein Werk, das bereits in das Deutsche (von Runkel, 2. Aufl., Stuttg. 1861 fg.) und Englische übersetzt und in Großbritannien und Nordamerika in 300000 Exemplaren verbreitet ist. Auch gibt es einen engl. Auszug des Buchs. Eine Fortsetzung ist seine «Histoire de la réformation en Europe au temps de Calvin» (Bd. 1—3, Par. 1863—65; deutsch, Stuttg. 1863 fg.). Noch sind von seinen Schriften zu erwähnen: «La république d'Angleterre aux jours de Cromwell» (Par. und Genf 1849), worin er Cromwell für einen Heros des Protestantismus ansieht, und «Trois siècles de luttes en Écosse» (deutsch von Fiebig, Lpz. 1850). Sein Stil ist überaus anschaulich und lebendig, von wärmster Begeisterung getragen, aber etwas breit. Seiner Richtung nach

gehört M. dem streng bibelgläubigen Calvinismus an, dessen schroffer Gegensatz einerseits zum Katholicismus, andererseits zur freien prot. Wissenschaft auch von ihm getheilt wird.

Merlin, der Zauberer, ist eine der bedeutendsten Gestalten in den altbrit. Sagen, die, wie es scheint, durch die Verschmelzung zweier Personen entstand. Die eine ist der Barde Merddhin, der unter Artus gegen die Sachsen stritt und nach dem Verluste der Schlacht beim Walde Celidon in wahnsinnigem Schmerze in diesen floh. Ihm wird ein Gedicht «Afallenau», das jene Kämpfe schildert, zugeschrieben, welches in «The Myvyrian archaiology of Wales» (Bd. 1, Lond. 1801) mit den Liedern anderer Barden gedruckt ist, deren Echtheit Turner in den «Vindications of the genuineness of the ancient British poems of Aneurin, Taliesin, Llywarch-Hen and Merddhin» (Lond. 1803) vertheidigt hat. Die andere Person, nach der Sage um ein Jahrhundert früher zu setzen, ist der wunderbare Knabe M. mit dem Beinamen Ambrosius, von dem Nennius in seinem wahrscheinlich um 620 verfaßten «Elogium Britanniae» erzählt, daß er vor den König Vortigern gebracht wurde, als das Kind ohne Vater, welches seine Zauberer ihn suchen heißen, damit auf dem mit seinem Blute besprengten Boden der vergeblich versuchte Bau einer Burg gelänge. Er entdeckte ihm, was die Zauberer nicht vermochten, die Geheimnisse, die an jener Stelle der Boden barg, und als deren letztes bei der Nachgrabung sich ein rother und ein weißer Drache zeigten, von denen dieser, nachdem er fast unterlegen, den andern doch zuletzt im Kampfe vertrieb, was der Knabe auf den nach langer Unterdrückung doch endlich erfolgenden Sieg der Briten über die Sachsen deutete. Während aber bei Nennius der Knabe als seinen Vater, den selbst seine Mutter nicht kannte, einen röm. Consul angibt, ist bei Gottfried von Monmouth (1130—50) in seiner brit. Chronik und in seiner poetischen «Vita Merlini» M. aus der Vermischung eines Dämon mit einem irdischen Weibe entstanden, und der M. der franz., dem bretonisch-normand. Sagenkreise angehörigen Romane aus dem Ende des 12. und Anfange des 13. Jahrh. wird von einem Teufel mit einer Jungfrau erzeugt, um durch seine Hülfe das wieder zu gewinnen, was der Erlöser der Hölle entrissen. Nachdem Vortigern durch die rechtmäßigen Thronerben Pendragon und Uter gestürzt ist und letzterer unter dem Namen Uterpendragon allein herrscht, verhilft ihm M. zum heimlichen Umgange mit der schönen Iguerne, aus dem Artus entsproß. In spätern Bearbeitungen sind die Sagen vom Gral (s. d.), von Joseph von Arimathia und der Tafelrunde (s. d.) hereingezogen, und obwol M. den Artus begleitet und ihm durch seine Zauberei meist zum Siege verhilft, so scheint doch hier die Gestalt des alten Barden verwischt. Endlich wird M. von der schönen Viviane, für die er in Liebe entbrennt, und die ihm seine Kunst ablernt, im Bretagnischen Walde von Breceliand in einen Hagedornbusch gebannt, aus dem nur seine Stimme noch erklingt. Die nationale Erinnerung an M. erhielt sich durch geheimnißvolle Dichtungen, die schon Gottfried als «Prophetiae Merlini» seiner Chronik beifügte, und in denen man noch lange nachher Voraussagungen über die Geschichte Englands finden wollte. Der franz. Roman von M. wurde zuerst 1498 in drei Foliobänden in Paris gedruckt. Vgl. F. von Schlegel, «Geschichte des Zauberers M.» (Lpz. 1804); San-Marte, «Die Arthursage» (Quedlinb. und Lpz. 1842); Villemarqué, «Contes populaires des anciens Bretons» (2 Bde., Par. 1842); Grässe, «Sagenkreise des Mittelalters» (Dresd. 1842).

Merlin de Douai (Philippe Antoine, Graf), Director der franz. Republik und Rechtsgelehrter, wurde von wohlhabenden Landleuten 30. Oct. 1754 zu Arleux in der Nähe von Douai geboren und erhielt seine Bildung im Collége zu Douai. Nach vollendeten Studien ließ er sich am Parlament von Flandern (Douai) nieder und erwarb sich bald eine große Praxis. In dieser Zeit gründete er seinen wissenschaftlichen Ruf als Mitarbeiter an dem «Répertoire universel de jurisprudence» (64 Bde., 1775—86) sowie in den berühmten Processen Beaumarchais' und des Präsidenten Dupaty. Während der Revolution wurde er als Deputirter in die Nationalversammlung gesendet. Wiewol seine Thätigkeit durch den Umstand gelähmt war, daß er durchaus nicht aus dem Stegreif sprechen konnte, erlangte er bald entscheidenden Einfluß in den legislativen Arbeiten. Unter anderm erstattete er 3. Febr. 1790 den berühmten Bericht, in welchem er nachwies, daß die Reform mit der einfachen Aufhebung des Feudalwesens noch nicht vollendet sei. Das Directorium stellte ihm die Aufgabe, aus den unzusammenhängenden Gesetzen und Decreten den neuen Strafcodex vom 3. Brumaire des J. IV zu redigiren, durch welche Arbeit er sich das größte Verdienst erwarb. Er wurde hierauf Justizminister und ersetzte nach der Revolution vom 18. Fructidor Barthélemy im Directorium. Diese Stellung war jedoch weder seinem Charakter noch seinen Erfahrungen angemessen; er unterstützte die streng republikanische Partei und mußte zufolge der Krisis vom 30. Prairial (18. Juni 1799) austreten. Nach der Revolution vom 18. Brumaire gab man ihm das Amt des Generalprocureur beim Cassations-

hofe. In dieser Eigenschaft erwarb er sich bei der Lückenhaftigkeit der Gesetzgebung außerordentliche Verdienste, indem ihm die umfassendste Gesetzkenntniß aller Länder und Zeiten und eine scharfe Logik zu Gebote standen. Napoleon, der ihn nicht liebte, ernannte ihn zwar zum Staatsrathe, hütete sich aber, den alten Republikaner bei der Auffassung seiner Gesetzbücher zu verwenden. Mit der Restauration verlor M. seine Aemter und mußte, weil er dieselben während der Hundert Tage wieder angetreten, 1815 nach Belgien entfliehen. Auch hier von der franz. Regierung verfolgt, schiffte er sich mit seinem Sohne nach Amerika ein, erlitt jedoch noch an der europ. Küste Schiffbruch und rettete sich ans Land. Hierauf erlaubte man ihm, zu Harlem zu wohnen, wo er sich ganz jurist. Arbeiten widmete. Erst 1832 kehrte er in sein Vaterland zurück. Er starb zu Paris 26. Dec. 1838. Von seinen gelehrten Werken erwähnen wir noch den «Recueil des questions de droit, qui se présentent le plus fréquemment dans les tribunaux» (8 Bde., Par. 1804—10 u. öfter).

Merlin de Thionville (Ant. Christophe), ein Charakter der Französischen Revolution, wurde 13. Sept. 1762 zu Thionville geboren, wo er beim Ausbruche der Revolution das Amt eines Huissier versah. Er wendete sich mit Enthusiasmus der polit. Bewegung zu, trat 1791 als Abgeordneter des Mosel-Departements in die Nationalversammlung und gesellte sich den Gegnern des Hofs bei. Im Verein mit Chabot und Bazire verfolgte er besonders die Priester, welche den constitutionellen Eid verweigerten, und schlug deren Deportation in Masse vor. Bei den Unruhen vom 20. Juni 1792 erhielt er als Deputirter den Auftrag, die Volksmasse aus den Tuilerien zu entfernen. Der Anblick der Königsfamilie rührte ihn so, daß er Thränen vergoß. Während des Aufstandes vom 10. Aug. erschien er vollständig bewaffnet im Schlosse zum Schutze des Königs. Sein Anblick hauptsächlich soll den Procureur Roederer veranlaßt haben, Ludwig XVI. zur Flucht in die Nationalversammlung zu drängen. Von der Hauptstadt in den Convent gewählt, nahm er seinen Sitz unter den eifrigsten Mitgliedern des Bergs. Da er sich bei der Abstimmung im Processe des Königs auf einer Sendung in Mainz befand, stimmte er schriftlich für den Tod. Bei der Belagerung von Mainz durch die Preußen entwickelte M. mit seinem Collegen Rewbell eine wüthende Tapferkeit. Als die Offiziere der Besatzung nach der Capitulation angeklagt wurden, übernahm er deren Vertheidigung und setzte ein Decret durch, in welchem die Hingebung jener Besatzung Anerkennung erhielt. Der Reichthum, den er seit seiner Rückkehr von Mainz blicken ließ, zog ihm die Anklage zu, daß er dort die kurfürstl. Schätze geplündert habe. Doch wurde er freigesprochen und ging hierauf als Volksrepräsentant in die Vendée, wo die vom Convent verfolgten Generale Canclaux und Westermann an ihm einen warmen Vertheidiger fanden. Noch vor dem Sturze Robespierre's neigte er sich gemäßigtern Gesinnungen zu, und 9. Thermidor unterstützte er die Angriffe gegen dessen Partei. Als einer der zehn Conventscommissarien stellte er sich an die Spitze der bewaffneten Macht und trug sehr viel zur Vervollständigung des Siegs bei. Die Anerkennung, welche er dafür im Convente erntete, machte ihn bald zu einem entschiedenen Thermidoristen und Beförderer der polit. Reaction. Wie er früher die Royalisten verfolgt, so verfolgte er jetzt die Jakobiner. Ende 1794 erhielt er eine Sendung zur Rheinarmee, wo er vielen gefangenen Emigranten das Leben rettete. Bei Einführung der Constitution vom J. III trat er in den Rath der Fünfhundert. Auch hier arbeitete er der republikanischen Reaction vom 18. Fructidor entgegen. 1798 ging er als Commissar der Regierung zur Armee nach Italien; nach seiner Rückkehr aber wurde er zu Paris bei der Postverwaltung angestellt. Weil er gegen das Consulat auf Lebenszeit stimmte, verlor er diese Stelle und zog sich nun auf ein kleines Landgut zurück. Als die Verbündeten zum zweiten male Frankreich überzogen, wirkte er sich ein Patent als Oberst aus und errichtete ein Freicorps, das jedoch nicht zum Kampfe gelangte. Er starb zu Paris 14. Sept. 1833.

Merode (Grafen von), eine der ältesten und reichsten belg. Adelsfamilien, die besonders in der Revolution von 1830 auf seiten der hierarchisch-revolutionären Partei eine große Rolle spielte. Das jetzige Haupt derselben ist Karl Anton Ghislain (geb. 1. Aug. 1824), der als solches die Titel Graf von M., Marquis von Westerloo, Fürst von Rubempré und Grimberghe und Grand von Spanien erster Klasse führt. Seit 1849 ist er mit einer Prinzessin von Aremberg vermählt und seit 1850 Mitglied der belg. Repräsentantenkammer. Sein Vater war Heinrich Maria Ghislain, Mitglied des belg. Senats, geb. 15. Aug. 1782, gest. 23. Sept. 1847. — Philipp Felix Balthasar Otto Ghislain, Graf von M., Bruder des letztgenannten und als belg. Staatsmann bekannt, wurde 13. April 1791 geboren. Er nahm am brüsseler Septemberaufstande den thätigsten Antheil und machte dabei vorzüglich seinen Einfluß

auf die Geistlichkeit und die mittlern und untern Volksklassen geltend. Als Mitglied der Provisorischen Regierung stellte er sich, den kath.-hierarchischen Interessen ergeben, der republikanischen Partei entgegen und betrieb besonders die Gründung einer constitutionellen Monarchie. In diesem Sinne wirkte er für die Annahme des Systems friedlicher Unterhandlungen sowie später für die Wahl des Königs Leopold, als dessen Anhänger er sich fortwährend zeigte. An der Regierung des Landes nahm M. nur vom 15. März bis 20. Mai 1832 als interimistischer Kriegsminister theil, nachdem er schon 12. Nov. 1831 zum Staatsminister ohne Portefeuille ernannt worden war. Seit dieser Zeit beschäftigten ihn die öffentlichen Angelegenheiten blos als Mitglied der Deputirtenkammer, der er seit ihrem Zusammentritt angehörte, und in der er sich stets als entschiedenen Anhänger der kath. Partei bewies. Bei den Verhandlungen über den definitiven Friedensvertrag mit den Mächten der Londoner Conferenz und mit Holland, 1838, stimmte er für die Nichtannahme der vorgeschlagenen Bedingungen und brachte deshalb die thörichtsten kriegerischen Maßregeln in Vorschlag. Da jedoch eine Sendung, mit der man ihn Anfang 1839 an den König Ludwig Philipp nach Paris beauftragte, ihn von der Unausführbarkeit seiner Vorschläge überzeugte, gab er seine Stellung als Staatsminister ohne Portefeuille auf. Er starb 7. Febr. 1857. Vgl. «Souvenirs du comte de M.-Westerloo» (2 Bde., Brüss. 1864). — Ludwig Friedrich Ghislain, Graf von M., Bruder des vorigen, geb. 9. Juni 1792, nahm 1830 theil am Revolutionskampfe und starb 4. Nov. jenes Jahres an einer in Berchem vor Antwerpen erhaltenen Wunde. Ein schönes ihm zu Ehren errichtetes Denkmal (von W. Geefs) ziert die St.-Gudulakirche in Brüssel. — Friedrich Xaver Ghislain, Graf von M., jüngerer Sohn des Grafen Felix, geb. 26. März 1820, machte seine Studien auf der brüsseler Militärschule und diente eine Zeit lang als Lieutenant im belg. Grenadierregiment. Ende 1847 trat er in den geistlichen Stand und wurde einige Jahre darauf geheimer Kämmerer des Papstes und Mundschenk. Im Mai des verhängnißvollen J. 1860 übernahm er interimistisch das Kriegsministerium und unterstützte aufs eifrigste die weltlichen Interessen des röm. Stuhls. Mit dem Falle seiner Partei, infolge der Convention vom 15. Sept. 1864, erhielt er einen dreimonatlichen Urlaub und nahm dann seine Entlassung 14. Oct. 1865. — Unter den directen Ahnherren der Grafen von M. verdient noch Erwähnung der 1732 verstorbene kaiserl. Feldmarschall Johann Philipp Eugen, Graf von M., Marquis von Westerloo, dessen Memoiren von dem obengenannten Grafen Heinrich (2 Bde., Brüss. 1840) veröffentlicht wurden.

Meroë, die Hauptstadt des äthiop. Reichs, welche Herodot die Mutterstadt aller Aethiopier nennt. Nach Strabo war M. eine Stadt und zugleich die Insel, d. h. die von zwei Flüssen umgebene Landschaft, in welcher die Stadt lag. Nach der Strabonischen Beschreibung wird jetzt allgemein angenommen, daß M. in der Nähe des heutigen Begerauieh, nördlich von Schendi, lag, zwischen dem Nil und dem Atbara, dem alten Astaboras, wo noch jetzt die ausgedehnten Ruinen einer bedeutenden Stadt und zwei Gruppen von Pyramiden zu sehen sind. Dies ist auch ohne Zweifel richtig für die Zeit des Strabo. Zur Zeit des Herodot war aber die Hauptstadt des Reichs noch nicht so weit nach Süden verlegt, sondern diese war seit den Zeiten des äthiop., über Aegypten regierenden Königs Tahraka (des Tirhaka der Bibel) bei dem heutigen Berge Barkal gelegen, wo noch jetzt ein Dorf Méraui heißt, das möglicherweise den alten Namen fortgeführt hat, während zu Strabo's Zeit in der Nähe von Barkal auch die Stadt Napata lag. Die äthiop. Tempel und Inschriften gehen hier bis zu Tahraka in das 7. Jahrh. v. Chr. zurück, und ägypt. Bauwerke finden sich selbst noch aus der Zeit des Ramses-Sesostris, welcher zuerst Aethiopien bis hierher eroberte. Auch hier sind noch zwei Pyramidengruppen, die eine beim Berge Barkal, die andere auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses bei dem Dorfe Nuri sichtbar. Etwa um Christi Geburt erscheint der Mittelpunkt des Reichs auf der Insel des Astaboras, welche außer der Residenz auch noch andere Tempelstätten enthielt, deren Ruinen noch jetzt näher bei Schendi und tiefer im östl. Lande unter den Namen von Naga und E'Sofra bekannt sind. In M. waren früher die Priester, wie berichtet wird, der mächtigste Stand, aus dem selbst die Könige gewählt wurden. Diese mußten sogar, wenn es die Priester befahlen, sich selbst den Tod geben, eine Sitte, welche erst vom Könige Ergamenes zu den Zeiten des Ptolemäus Philadelphus abgeschafft worden sein soll. Daß der meroitische Staat oft auch von Königinnen regiert wurde, berichten die Alten und bezeugen noch die Denkmäler, welche, soviel sich davon in den Ruinen des nördl. alten und des südl. jüngern M. erhalten hat, zum ersten mal vollständig in Lepsius' «Denkmäler aus Aegypten und Nubien» zur Darstellung gekommen sind.

Merŏpe, die Tochter des Kypselos und Gemahlin des Kresphontes, Königs von Messenien, wurde durch Polyphontes, der sich der Herrschaft bemächtigte, ihrer Kinder beraubt. Nur ihren

jüngsten Sohn Aepytos hatte sie bei einem Gastfreunde in Aetolien verborgen; seiner habhaft zu werden, war schließlich ein Hauptbestreben des Polyphontes. Er setzte Preise für den Tod desselben aus, welche Aepytos, als er glücklich das Jünglingsalter erreicht hatte, selbst zu erwerben beschloß, indem er sich zugleich mit der Absicht, die Seinen zu rächen, bei Polyphontes als den Mörder des Aepytos darstellte. Als die Mutter, welche besorgt wegen dieses Wagnisses Boten entsendet hatte, um über den Ausgang schnelle Mittheilung zu erhalten, die Nachricht erhielt, daß ihr Sohn verschwunden sei, entschloß sie sich, in der Ueberzeugung, daß er von Polyphontes ermordet sei, diesen im Schlafe zu ermorden. Schon war M. im Begriffe, ihren Entschluß auszuführen, als sie ihren Sohn wiederfand, mit dem sie sich nun zu des Polyphontes Untergang verband. Zum Schein bot sie dem Polyphontes Versöhnung an und versprach ihm, seine Liebe zu erwidern. Sogleich ordnete Polyphontes Dankopfer an, doch am Altare ermordete ihn Aepytos, der hierdurch die väterliche Herrschaft wiedererwarb. Euripides hatte diese Mythe zum Trauerspiel «Kresphontes» benutzt; unter den Neuern haben sie Voltaire, Maffei u. a. bearbeitet.

Merovinger oder Merowinger nennt man das Geschlecht der fränk. Könige, die das Frankenreich in Gallien begründeten, einen Theil der deutschen Stämme damit vereinigten und den Grund zu der spätern Gestaltung deutschen und franz. Gebiets gelegt haben. Merwig oder Meroväus wird als einer der Könige genannt, der um die Mitte des 5. Jahrh. regiert und dem Geschlecht den Namen gegeben habe; sein Sohn war Childerich, der mit seiner Gemahlin Basina, einer thüring. Fürstin, den Chlodwig zeugte. Chlodwig (gest. 511) sicherte sich mit List und Grausamkeit die Alleinherrschaft über die fränk. Stämme, vernichtete den Rest röm. Herrschaft in Gallien (486), bezwang die Alemannen, erlangte in Gallien das Uebergewicht über die Burgunder und Westgothen, nahm das orthodoxe Christenthum an und trat zuerst in das folgenreiche Verhältniß zur röm. Kirche, aus dem später die Herstellung eines german.-röm. Kaiserthums erwuchs. Er theilte das Reich unter seine Söhne Theodorich (gest. 534), der den östl. Theil (Austrasien), Chlodomer (gest. 524), der die südl. Striche mit Orleans, Childebert (gest. 558), der den mittlern Theil mit Paris, und Chlotar (gest. 561), der den nordöstl. Theil bis zur austrasischen Grenze mit der Hauptstadt Soissons erhielt. Theodorich's Stamm starb bereits mit seinem Enkel Theodebald (gest. 553), dem Sohne Theodebert's (gest. 547), aus. Die Nachkommenschaft Chlodomer's ward auf grauenvolle Weise von den Oheimen Childebert und Chlotar ermordet, sodaß, da Childebert ohne männliche Erben starb, Chlotar (558) das ganze Frankenreich wieder vereinigte und von ihm die Reihe der folgenden Könige abstammt. Nach seinem Tode wurde das Reich abermals getheilt. Sein Sohn Charibert (gest. 567) erhielt den Antheil mit Paris, Guntram (gest. 593) regierte zu Orleans und in dem seitdem eroberten Burgund, Siegbert (gest. 576) in Austrasien, Chilperich (gest. 584) in Soissons. Der Haß zweier Frauen, der Brunehilde, einer westgoth. Königstochter, die Siegbert's Gemahlin war, und der Fredegunde, die Chilperich's Beischläferin war und nach dem Tode der westgoth. Galeswintha, der Schwester Brunehilde's, seine Gemahlin wurde, war Ursache, daß in dem ohnehin schon wilden und zügellosen Geschlecht Verbrechen auf Verbrechen sich häuften und die blutige Zwietracht durch Generationen hindurch das Haus zerriß. Siegbert ward während eines Kriegs mit seinem Bruder Chilperich von gedungenen Mördern der Fredegunde getödtet. Brunehilde, in Chilperich's Gewalt gerathen, verführte dessen Sohn Merwig, entzweite ihn mit dem Vater und floh dann zu ihrem Sohne Childebert nach Austrasien, der bei des Vaters Siegbert Tode erst fünf Jahre alt gewesen war. Childebert erlangte dann auch durch Gunst seines Oheims Guntram, der von den Greueln der Brüder unbefleckt blieb, dessen Reich, und als er starb (596), fiel der austrasische Antheil an seinen ältern Sohn Theodebert (gest. 612) und der burgundische an Theodorich (gest. 613). Ueber die beiden Enkel suchte nun Brunehilde die Herrschaft zu führen und ward der böse Geist des ganzen Hauses. In Austrasien wie in Burgund vom allgemeinen Hasse getroffen, suchte sie vergebens einen der unehelichen Söhne Theodorich's zur Herrschaft zu bringen. Ein Aufstand der Großen führte sie dagegen in die Gewalt Chlotar's II. (geb. 584), des Sohnes von Chilperich und Fredegunde, der blutige Rache an der Feindin seines Hauses nahm und das ganze fränk. Reich wieder in einer Hand vereinigte. Das Geschlecht war aber durch solche Greuel verwildert und durch furchtbare Ausschweifungen geschwächt, und bereits erhob sich aus den Reihen der Aristokratie eine neue Macht, die der Majores domus (s. d.), welche allmählich das meroving. Königthum verschlang. Nach Chlotar's II. Tode (628) theilten Dagobert (gest. 638) und Charibert (gest. 631), dem Chilperich folgte, das väterliche Reich. Es standen aber bereits

die Ahnherren der künftigen Könige (s. Karolinger), Pipin von Landen und Bischof Arnulf von Metz, dem König Dagobert als Majores domus zur Seite. Zwar war es noch zu früh, als Pipin's Sohn Grimoald (656) versuchte, den jungen König Dagobert II. zu beseitigen und seinen eigenen Sohn zum Frankenkönig zu machen; aber der geistige und physische Verfall des Hauses nahm mit reißender Schnelligkeit zu. Der folgende Kampf entspann sich schon nicht mehr zwischen den Königen, sondern zwischen deren Majores domus und den verschiedenen Parteien, die hinter diesen standen. Aus diesen Kämpfen, in welchen Dagobert's Nachkommen Chlodwig II. (gest. 656), Chlotar III. (gest. 670), Childerich II. (gest. 673) die träge Rolle von Schattenkönigen spielen («rois fainéants» bei den franz. Geschichtschreibern), erhebt sich nach dem Siege bei Testri (687) der Karolinger Pipin von Heristall als alleiniger Major domus und vererbt diese Würde, die thatsächlich das Königthum erfaßt, auf seine Nachkommen Karl Martell und Pipin den Jüngern. Die Könige selbst, zum Theil unmündig, zum Theil schwach und entnervt, treten völlig in den Hintergrund. Als auf Dagobert III. (gest. 713) dessen Sohn Theodorich IV. gefolgt und 737 gestorben war, blieb der Thron vier Jahre lang unbesetzt, bis die Söhne Karl Martell's einen geistesschwachen Sohn Chilperich's II. aus dem Kloster holten und als Childerich III. auf den Thron setzten (742). Dieser war es denn, der (752) von Pipin im Einverständniß mit Papst Zacharias entfernt und, nachdem man ihm die langen Haare, das Symbol der königl. Abkunft, abgeschnitten, in ein Kloster gesteckt ward. Damit ging das Haus der M. zu Ende. Für die frühere Zeit der M. ist Gregor von Tours die wichtigste Quelle. Vgl. auch A. Thierry, «Récits mérovingiens» (Par. 1839 u. öfter); Löbell, «Gregor von Tours» (Lpz. 1839); Montenon, «La Dynastie mérovingienne» (Par. 1863).

Mersch (Jean André van der), Anführer der brabant. Patrioten 1789, geb. zu Meenen oder Menin in Westflandern 10. Febr. 1734, stand zuerst in franz., dann in österr. Diensten, die er als Oberstlieutenant verließ, um sich in seine Vaterstadt zurückzuziehen. Hier lebte er ruhig, bis die mit Kaiser Joseph's Verwaltung misvergnügten Belgier 1789 sich in Breda sammelten. M. schloß sich sogleich den sog. Patrioten an und übernahm das Commando eines Haufens, mit dem er nach Brabant vorrückte und die Oesterreicher bei Hoogstraaten unweit Antwerpen besiegte. Von noch größerer Wichtigkeit war das Treffen in und um Turnhout, wo den Patrioten die Artillerie und Bagage der Oesterreicher unter General Schröder in die Hände fielen. Nachdem M. auch Gent und Brüssel genommen, wurde er zum General-en-Chef der sämmtlichen belg. Truppen ernannt. Doch als van der Noot und van Eupen Einfluß erlangten und man anfing, die öffentlichen Gelder zu vergeuden, hatten die Vorstellungen, welche M. bei der Regierung dagegen machte, sehr bald die Folge, daß man ihn verdächtigte. Um ihn im Commando wenigstens zu beschränken, stellte man zunächst den General Schönfeld an die Spitze eines zweiten Corps, und als man es wagen zu können sich getraute, wurde M. verhaftet, vor Gericht gestellt und in die Citadelle von Antwerpen gebracht, wo man ihn festhielt, bis die Oesterreicher das Land wieder besetzten. Er starb 14. Sept. 1792 auf seinem Gute bei Meenen. Sein Leben hat neuerdings van den Bussche (Menin 1866) beschrieben.

Merseburg, die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Sachsen sowie eines Kreises, liegt an der Saale, über die hier eine steinerne Brücke führt, sowie an der Thüringischen Eisenbahn, und zählt mit den beiden Vorstädten Altenburg und Neumarkt 12840 E. (1864). Die Stadt hat ein alterthümliches Ansehen und ist schlecht und unregelmäßig gebaut. Ein herrliches Denkmal mittelalterlicher Baukunst ist die Domkirche mit vier schönen Thürmen und einer der größten Orgeln Deutschlands. In derselben befindet sich neben andern Merkwürdigkeiten das metallene Grabmal Rudolf's von Schwaben; auch bewahrt man daselbst gedörrt dessen rechte Hand, die ihm 1080 in dem Treffen gegen Heinrich IV. abgehauen wurde. Vgl. Puttrich, «Denkmale der Baukunst des Mittelalters in der preuß. Provinz Sachsen» (Heft 1 und 2, Lpz. 1836). Ein zweites interessantes Gebäude ist das ehemalige Residenzschloß, welches mit der Domkirche einen ansehnlichen viereckigen Hofraum umschließt. Dasselbe dient gegenwärtig zum Regierungsgebäude und enthält in seinem Garten ein Denkmal des Feldmarschalls Grafen Kleist von Nollendorf und ein altes heidnisches Grabdenkmal, das 1750 bei Göhlitzsch ausgegraben wurde. Nächstdem sind von öffentlichen Gebäuden zu erwähnen: das Ständehaus, das Kapitelhaus und die Kirche St.-Thomä auf dem Neumarkte. M. ist Versammlungsort der Provinzialstände der preuß. Provinz Sachsen sowie Sitz einer Regierung und eines evang. Domkapitels. Sonst bestehen daselbst ein Domgymnasium, mehrere wohlthätige Anstalten, eine große Obstbaumschule und Fabriken in Pappwaaren und bunten Papieren; ferner Leimsiedereien, Färbereien, Essigsiedereien und Webereien. Weit und breit wurde sonst das

Merseburger Bier versendet. M. ist eine der ältesten und berühmtesten Städte Deutschlands; doch sind von ihrem frühern Glanze nur noch geringe Spuren vorhanden. Sie war seit dem 9. Jahrh. der Hauptort der gleichnamigen Grafschaft und dann die Lieblingsresidenz König Heinrich's I. und dessen Sohnes, Otto's I. Jener umgab sie 922 mit steinerner Mauer und erbaute 930 eine massive Kirche; dieser erhob sie zur kaiserl. Pfalz und begründete daselbst ein Bisthum. Zahlreiche Reichsversammlungen wurden unter letzterm und seinen Nachfolgern in M. gehalten. Durch größere Brände öfters (1323, 1387, 1444, 1479 und 1662) heimgesucht, hatte sie auch im Bauernkriege 1525, namentlich aber im Dreißigjährigen Kriege viel zu leiden, wo sie von den Kaiserlichen wie von den Schweden gebrandschatzt und geplündert ward. Von 1656—1738 war sie wieder Residenz der herzogl. Linie von Sachsen-Merseburg. Am 29. April 1813 wurde sie nach hartem Kampfe von den Franzosen, 18. Sept. aber von Thielmann wieder genommen, der hier eine Anzahl Franzosen zu Gefangenen machte und dann wieder abzog.

Die Grafschaft M., welche schon im 9. Jahrh. vorkommt, lag, nach Dithmar's Angabe, zwischen der Wipper, Saale, Salza und dem bei Schraplau fließenden Weitschkerbache. Unter die berühmtesten Grafen von M. zählt Erwin, zu Anfange des 10. Jahrh., dessen Tochter die Gemahlin König Heinrich's I. wurde. Der letzte Graf war Esiko, der 1007 zu Leipzig starb. Das **Bisthum** M. wurde 968 vom Kaiser Otto I. gestiftet und dem Erzbisthum Magdeburg untergeordnet, vom Bischof Giseler, nachdem derselbe Erzbischof von Magdeburg geworden, 982 wieder aufgehoben und in eine Abtei verwandelt, durch Kaiser Heinrich II. aber 1004 wiederhergestellt. Der erste Bischof war Boso, der sich um die Bekehrung der Slawen in seinem Sprengel große Verdienste erwarb. Am wichtigsten aber wurde Bischof Dietmar (s. d.). Nächstdem sind als Erbauer und Verschönerer des jetzigen Schlosses und der Kirche zu erwähnen: die Bischöfe Thilo von Trotha (gest. 1514), Adolf von Anhalt (gest. 1526), Vincentius von Schleinitz (gest. 1535) und Sigismund von Lindenau (gest. 1544). Von Thilo von Trotha rührt angeblich die Stiftung her, wonach im Schloßhofe fortwährend ein lebender Rabe gehalten und sorgsam gepflegt wird. Es knüpft sich hieran die Sage, daß der Bischof Trotha seinen Kammerdiener auf den Verdacht hin, einen Ring ihm entwendet zu haben, hinrichten ließ, der Ring aber nachher im Neste eines Raben wiedergefunden wurde. Unter dem Bischof Sigismund von Lindenau fand 1543 die Reformation in M. Eingang. Nach dessen Tode wählte 1544 das Kapitel den Prinzen August von Sachsen, einen jüngern Bruder des Herzogs Moritz, zum Administrator des Stifts, der zwar nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 noch einmal einem kath. Bischof, Michael Helding, genannt Sidonius, weichen mußte; nach des letztern Tode aber kam die Administration des Stifts wieder an Kursachsen, dem sie im Westfälischen Frieden mit Einwilligung des Kapitels auf ewige Zeiten zugesprochen wurde. Zufolge des Testaments des Kurfürsten Johann Georg I. wurde dessen dritter Sohn, Christian, 1656 der Stifter der herzogl. Linie Sachsen-Merseburg, die aber 1738 wieder erlosch. Schon 1731 hatte das Domkapitel mit Kursachsen den Vergleich abgeschlossen, künftig stets den Kurfürsten von Sachsen selbst als Administrator zu postuliren, und dieser dagegen versprochen, das Kapitel im Besitze seiner Rechte zu belassen. So blieb es, bis durch den Congreß zu Wien 1815 das Stift, welches unter der Verwaltung einer besondern Stiftsregierung stand und die Aemter Merseburg, Schkeuditz, Lützen und Lauchstädt umfaßte, zum größten Theil an Preußen kam. Das Domkapitel besteht noch gegenwärtig, ist jedoch nicht mehr vollzählig. Die Gegend von M. ist historisch merkwürdig durch die Schlacht bei Mölsen, 15. Oct. 1080, wo Heinrich IV. seines Gegners, Rudolf's von Schwaben, sich entledigte, und durch die große Hunnenschlacht bei Keuschberg (s. d.) 933, die auch oft die Schlacht bei M. genannt wird. Im **Kreise** M., der auf 10,62 Q.-M. 63070 E. zählt, liegen noch die Städte Lützen (s. d.), Schkeuditz, an der Elster, mit 3835 E., Lauchstädt (s. d.) und Schaafstädt, mit 2406 E., ferner die Salinen Dürrenberg (mit 220 E.) und Kötzschau, mit 536 E., sowie die historisch merkwürdigen Dörfer Roßbach, mit 430 E. (Schlacht 5. Nov. 1757), Großgörschen, mit 466 E. (Schlacht 2. Mai 1813), und Altranstädt, mit 494 E. (Friedensschluß von 1706). Der **Regierungsbezirk** M. besteht in der Hauptsache aus den 1815 vom Königreich Sachsen abgetrennten Landstrichen (Kurkreis, Theile des Meißener, Leipziger und Thüringer Kreises, die Hochstifter Merseburg und Naumburg-Zeitz) nebst dem Mansfeldischen und dem Saalkreise, zählt auf 188,76 Q.-M. 858399 E. und zerfällt in die 17 Kreise: M., Delitzsch, Bitterfeld, Wittenberg, Schweinitz, Torgau, Liebenwerda, Naumburg, Zeitz, Weißenfels, Eckartsberga, Querfurt, Sangerhausen, Mansfeld-See, Mansfeld-Gebirg, Stadt Halle und Saalkreis. Vgl. Schmekel, «Histor.-topogr. Beschreibung des Hochstifts M.» (Halle 1858); Schadeberg, «Skizzen über den Culturzustand des Regierungsbezirks M.» (Halle 1857—58).

Mersljakow (Alexei Fedorowitsch), russ. Dichter und Kritiker, geb. 1778 zu Dalmatow im Permschen Gouvernement, kam in seinem 11. J. in die Hauptvolksschule zu Perm, an deren Director Panajew er wegen seiner ersten dichterischen Versuche einen aufmerksamen Beschützer fand, und studirte von 1793—98 an der Universität zu Moskau. Nachdem er bereits den Lehrstuhl der Redekunst und Poesie an der Universität erhalten, folgte er 1805 der Einladung Murawjew's nach Petersburg und fand in dessen Hause, dem Sammelplatz der bedeutendsten Literaten, die schmeichelhafteste Aufnahme. Nach Moskau zurückgekehrt, erhielt er das Doctordiplom und die Stelle eines Professor-Adjunct an der dortigen Universität. 1807 ward er zum außerord. und 1808 zum ord. Professor ernannt, was er bis 1830, seinem Todesjahre, blieb. Außer den Vorlesungen an der Universität hielt M. 1812 und 1816 auch öffentliche Vorträge über russ. Literatur. Unter seinen literarischen Arbeiten sind außer Uebersetzungen, wie der von den Idyllen der Madame Deshoulières (1807), der Eklogen Virgil's (1807), von Tasso's «Befreitem Jerusalem» (2 Thle., Mosk. 1828) und den «Nachahmungen und Uebersetzungen aus griech. und lat. Dichtern» (Mosk. 1825) noch besonders die «Rede über den Geist der alten Poesie und deren Einfluß auf die Bildung der Völker» und der «Kurze Abriß der Theorie der schönen Literatur» (2 Bde., Mosk. 1821—22) hervorzuheben. Unter seinen eigenen poetischen Erzeugnissen nehmen die «Russ. Lieder» durch ihre Einfachheit, ihren ungekünstelten Ton und das in ihnen ausgedrückte Gefühl die erste Stelle ein.

Merthyr-Tydvil oder Merthyr-Tydfil, Marktstadt und Borough in der engl. Grafschaft Glamorgan, die volkreichste Stadt in ganz Wales und Hauptort des Eisen- und Steinkohlenbezirks von Südwales, im obern Thale des Taff gelegen, durch Kanal und Eisenbahn mit der 4½ M. gegen SSO. entfernten Hauptstadt Cardiff verbunden, zählt 49794, als Parlamentsborough 83875 E. Der Ort ist eigentlich nur ein Complex von Eisenwerken und Arbeiterwohnungen in engen, schmuzigen Gassen, mit Hohöfen, Hammer- und Walzwerken, Dampfmaschinen, Docks, Magazinen, Eisenbahnen. Ueberall herrscht das regste Leben, aber auch Dampf und Rauch, zur Nachtzeit Feuer- und Flammensprühen. Vor 100 J. noch ein unbedeutendes Dorf, hat M. durch seinen Reichthum an Steinkohlen, Eisenerz und Kalk einen ungeheuern Aufschwung genommen. Das thonige Eisenerz liefert hier 35 Proc. Metall. In der nächsten Umgebung producirt man jährlich 150000 Tons Eisen, wovon viel in Stangen verwandelt wird, ehe man es in Cardiff einschifft. Die Eisenwerke gehören zu den großartigsten Großbritanniens und beschäftigen in M. selbst, in dem ⅔ M. östlich gelegenen Dorfe Dowlais, dessen zahlreiche Hohöfen täglich 1000 Tons Kohlen verbrauchen, sowie bei Cyfarthfa und Hirwain, den Pen-y-darran- und Plymouth-Werken eine sehr bedeutende Menge Arbeiter. Aber die Geschäfte sind sehr schwankend, und oft kommen durch das Feiern von zwei oder drei Hohöfen viele Menschen außer Arbeit. Indessen zeigt sich die Lage der Arbeiter in wesentlicher Besserung begriffen, und auch die früher vernachlässigte Volksbildung schreitet fort. Die Stadt hat bereits ein Theater und eine Philosophische Gesellschaft.

Méry (Joseph), franz. Dichter und Romanschriftsteller, geb. 21. Jan. 1798 in dem Landstädtchen Les Aigalades im Depart. Rhônemündungen, erhielt seine erste Erziehung und Bildung in Marseille und ging 1824 nach Paris, wo er mit seinem Landsmann und Geistesverwandten Barthélemy (s. d.) eine innige Verbindung schloß. Beide gaben das in der franz. Literatur öfters vorkommende Beispiel zweier gemeinschaftlich arbeitender Dichter. In gleichem Grade ausgerüstet mit leichtem, spielendem und dabei scharf treffendem Witz, fruchtbarer Phantasie, erstaunlicher Improvisations- und Versificationsgabe, schrieben sie in rascher Aufeinanderfolge polit. Satiren, bei welchen ihr gegenseitiger Antheil nicht herauszuerkennen ist, und deren geharnischte, sarkastische Polemik im Geist der liberalen Journale ihnen den entschiedenen Beifall der gesammten Opposition gewann. Nach der Julirevolution von 1830 lieferte M. in der «Némésis» noch Beiträge zu den schweren oder leichten Pfeilen des satirischen Witzes, die, vermöge ihrer glatten und gerundeten metrischen Fassung, lange an berühmten Namen haften blieben, verzichtete aber, als dieses Wochenblatt in Versen 1832 einging, auf jede weitere Bethätigung an der Tagespolitik. Er begab sich nach Italien, wo er mancherlei Stoff sammelte, den er bei seiner Zurückkehr in Romanen und Novellen verarbeitete, wie in «Scènes de la vie italienne» (2 Bde., Par. 1837), in «La Juive au Vatican» u. s. w. Infolge einer Reise nach England veröffentlichte er die «Nuits de Londres» (Par. 1840). Sodann, ohne Indien und Amerika gesehen zu haben, schilderte er diese Länder in drei Romanen, «Héva», «La guerre de Nizam», «La Floride», beschrieb auch das unbekannte China in «Anglais et Chinois». Außer Romanen, Novellen und Reisebildern hat man von ihm noch verschiedene Bühnenstücke,

Operntexte, eine Menge Journalartikel und eine ganze Reihenfolge von Gelegenheitsgedichten, welche durch die polit. Ereignisse veranlaßt, auf dem Theater abgelesen oder als Cantaten in Musik gesetzt wurden. Alle möglichen Formen der franz. Poesie und Prosa behandelte M. mit ungemeiner Leichtigkeit. An seinen Versen rühmt man besonders die Bestimmtheit des Rhythmus und die außerordentliche Fülle des Reims. Sein Stil hat einen Glanz und eine Farbenglut, wie sie der südl. Lebhaftigkeit seiner Phantasie sehr entspricht, und man kann nur bedauern, daß er sein Feuer nicht zusammengehalten. M. starb in Paris 17. Juni 1866.

Meschhed (d. h. Grabmal), Hauptstadt der pers. Provinz Khorasân, Gouvernementssitz eines Mirza oder königl. Prinzen, 45 M. nordwestlich von Herât, 2750 F. über dem Meere am Flusse Tedschend in einer getreide-, obst- und weinreichen Gegend gelegen, ist der gefeiertste und besuchteste Wallfahrtsort (Durgah) des Reichs, das Mekka der Schiiten, wegen des hier befindlichen Grabes des Imam Risa aus dem Hause Ali's. Zugleich hat die Stadt eine wichtige Hochschule und ist einer der bedeutendsten Fabrikorte sowie als Knotenpunkt verschiedener Karavanenstraßen ein sehr belebter Handelsplatz Persiens, der etwa 100000 E. zählt. Der durch einen Erdwall und einen trockenen Graben bezeichnete Umfang der Stadt beträgt fast 1½ M., umschließt aber viele Trümmer, Gärten, Felder und Gottesäcker, welche wol die Hälfte des Raumes einnehmen. An der Nordostseite liegt die Festung, ein längliches Viereck mit großen Thürmen an den Ecken und kleinen an den Seiten, mit Arsenal und Pulverfabrik. Der alte Residenzpalast liegt in Ruinen, der neue ist ein unansehnliches Gebäude. Die ganze Stadt wird durch die Chiabane, eine breite, von O. gegen W. laufende, mit Platanen besetzte und von einem Kanal durchflossene Straße halbirt, die zahlreiche Läden und Karavanserais hat und äußerst belebt ist. Durch die sich quer erstreckende Hauptmoschee wird die Straße in zwei gleichlange Theile getheilt. Diese Moschee ist ein großartiges Bauwerk, dessen Gesammtmasse, Sahn genannt, ein Oblongum von 480 F. Länge bildet, mit einem schönen, von Hallen umschlossenen Vorhof, zwei herrlichen Minarets, einer hohen vergoldeten Kuppel, einem Wasserbassin u. s. w. In dem eigentlichen Grabgebäude, dem schönsten Persiens, befindet sich das mit Arabesken geschmückte Marmorgrab des Imam, von einem silbernen, oben mit Gold verzierten Gitter umschlossen. Diesem gegenüber liegt angeblich das Grab des hier als Sunniten verachteten Khalifen Hârun-al-Raschid. An beiden Seiten des Prachtbaues ziehen sich Säulengänge entlang, und in der Nachbarschaft umher befinden sich, außer öffentlichen Bädern, 16 zum Theil reichdotirte und mit Bibliotheken versehene Gelehrtenschulen (Medressen), deren habsüchtige Korandoctoren (Mullahs) nebst den zelotischen Sektirern und Pilgern die Stadt zum Tummelplatz frömmelnder Heuchelei und Gaunerei machen. Der Gewerbfleiß M.s und seiner Umgegend liefert ausgezeichnete Teppiche, Shawls nach Kaschmirmustern (Meschhedi), Filz, Seidenstoffe, schön gedruckte Baumwollzeuge, gerühmte Stahlklingen, Gold- und Edelsteinarbeiten, Tropfsteingefäße und mancherlei andere Artikel. In commerzieller Beziehung hat M. für das nordöstl. Persien dieselbe Wichtigkeit wie Täbris für das nordwestliche. Es zieht die Producte Turans an, die es verarbeitet, und ist der Markt für europ. Waaren, welche von Westen her nach Turkomanien, Khiwa, Bokhara, nach Herât und Afghanistan gehen. Besonders Gegenstand des Handels sind raffinirter Zucker von Jasd her, Seiden- und Baumwollzeuge, Glas, Porzellan, Steingut (über Teheran aus Europa bezogen), Kaschmirshawls, schwarze Schaffelle aus Bokhara, **Asa foetida**, die hier reichlich gebaut wird, Barek (aus Kamelhaar bereitete Zeuge), Pelzwerk, Kamele, Pferde u. s. w. Ursprünglich ein zum District Tûs gehöriges Dorf, erwarb M. seinen ruhmvollen Namen erst, als im 16. Jahrh. unter den Safiden das Grab des schiitischen Imam Risa oder Ali Ben-Mosa al-Redhas, der als Schutzpatron Persiens angesehen wird, aus der von Dschingis-Khan zerstörten ältern Hauptstadt Tûs oder Thûs (3½ M. im N.) hierher verlegt und durch Prachtbauten ausgezeichnet wurde. Noch zu Nadir-Schah's Zeit war die Stadt ein Ort der Pracht und des Glanzes, die aber längst entschwunden sind infolge der Plünderungen und Verheerungen durch die raubsüchtigen Horden Khorasâns, die Usbeken und Turkomanen Turans, die Afghanen u. s. w.

Meschhed-Ali (d. i. Grabmal Ali's), Stadt im türk. Ejalet Bagdad, liegt 7 M. südwestlich von Hillah und den Ruinen von Babylon an einem Zufluß des Euphrat und am Rande der Wüste, zählt 2—3000 E. und ist berühmt als Wallfahrtsort der Schiiten oder Anhänger des Khalifen Ali, dem auch hier im Felde Nedschif eine Grabmoschee errichtet wurde. Dieselbe ist groß, im Innern prachtvoll und war einst sehr reich an Kostbarkeiten, die man aber nach Imam-Musa bei Bagdad gebracht hat, um sie vor den Wahabiten zu retten, welche 1804 die Stadt belagerten, aber von den Türken zurückgeschlagen wurden. — Ebenfalls eine der heiligsten

Stätten der Schiiten ist der Ort Meschhed-Hossein, 5 M. nordwestlich von Hillah in der Wüste gelegen. Derselbe hieß früher Kerbela, erhielt aber seinen jetzigen Namen als Grabstätte des Hossein, des ältesten Sohnes Ali's, der hier 9. Oct. 680 im Kampfe gegen die Omajjaden fiel. Die Grabmoschee besaß früher ebenfalls große Reichthümer, die jedoch 20. April 1801 bei der Plünderung durch die Wahabiten verloren gingen. Nach beiden heiligen Orten werden jährlich Tausende von Leichen, zum Theil durch eigene Karavanen, namentlich aus Persien zur Bestattung gebracht.

Mesembryănthĕmum, d. h. Mittagsblume, nannte Linné eine zur Familie der Ficoideen gehörende Pflanzengattung seiner 12. Klasse, weil die Blüten sich gewöhnlich in den Vormittags- oder Mittagsstunden öffnen und überhaupt nur bei Sonnenschein geöffnet sind. Die überaus zahlreichen Arten, Kräuter und Kleinsträucher, wachsen fast alle am Vorgebirge der guten Hoffnung, wenige sind in Nordafrika, Südamerika und Neuholland zu Hause. Alle besitzen fleischigsaftige Blätter von sehr verschiedenen Formen und einzeln, selten in Trugdolden stehende Blüten mit unterständigem, fünf- oder achttheiligem Kelche und vielen Reihen langer, schmaler Blumenblätter, ein Umstand, der diesen meist schönblühenden Pflanzen den Namen Zaserblumen zugezogen hat. Aus den zahlreichen, um einen Mittelpunkt wirtelig gestellten Karpellen entwickelt sich eine erst fleischige, dann holzige, äußerlich gerippte Kapsel mit vielen Samen. In unsern Gewächshäusern und als Zimmerzierpflanzen werden viele Arten dieser Gattung häufig cultivirt, weil sie ganz prachtvolle, in den brennendsten Farben prangende Blumen entwickeln, welche gegen die meist blaugrünen Blätter angenehm contrastiren. Sie verlangen zu ihrem Gedeihen einen mit Steinchen und Lehm gemengten Humusboden, Schutz gegen Regen im Sommer, wo man sie am besten ins Freie stellt, und sehr spärliche Bewässerung im Winter. Eine besonders merkwürdige Art, welche in Südeuropa verwildert vorkommt (z. B. um Cadiz auf allen Mauern in Menge wächst) ist das sog. Eiskraut (M. crystallinum L.). Bei dieser Pflanze sind nämlich die breiten, dicken Blätter wie auch der Stengel mit glänzenden, weißen Papillen belegt, weshalb diese Theile wie mit Eiskrystallen bedeckt aussehen. Die Blätter dieser niederliegenden, gelbblühenden Pflanze können wie Spinat gegessen werden, weshalb sie auch bisweilen angebaut wird.

Mesmer (Franz, nach andern Friedr. Anton), der Begründer der Lehre vom sog. Thierischen Magnetismus oder des Mesmerismus, geb. 23. Mai 1733 zu Itznang am untern Bodensee (nach andern 1734 zu Meersburg in Schwaben oder in einem kleinen schweiz. Orte am Bodensee), besuchte die Schulen zu Dillingen und zu Ingolstadt und begab sich dann nach Wien, wo er studirte und 1766 die medic. Doctorwürde erlangte. Seit 1772 begann er mit dem Pater Hell die Heilkräfte des Mineralmagnets zu untersuchen und kam dadurch auf den Gedanken an eine der des Magnets ähnliche Kraft, welche diesen gänzlich entbehrlich mache. Er nannte sie thierischen Magnetismus und veröffentlichte, nachdem er sie medicinisch angewendet, die neue Entdeckung in seinem «Sendschreiben an einen auswärtigen Arzt über die Magnetcur» (Wien 1775). M. wurde vom Kurfürsten von Baiern als Mitglied der Akademie nach München gerufen, kehrte aber nachher nach Wien zurück und legte daselbst ein Hospital zur weitern Verbreitung und Vervollkommnung seiner Entdeckungen an. Endlich ging er 1778 nach Paris und gewann hier nicht nur unter den Laien, sondern auch unter den Aerzten Anhänger und ein solches Ansehen, daß er das Anerbieten der Regierung, ihm für sein Geheimniß 20000 Livres jährliche Rente zu bewilligen, nicht annahm, wol aber gegen eine Subscription, die sein Anhänger Bergasse veranstaltete, und die ihm über 340000 Livres einbrachte, den Subscribenten seine Heilmethode mitzutheilen versprach, was jedoch niemals geschehen ist. Das Aufsehen, welches diese Begebenheit machte, und das Geheimnißvolle des magnetischen Verfahrens veranlaßten die Regierung, eine Untersuchung desselben zu veranstalten, wobei sich beide niedergesetzte Commissionen, denen die vorzüglichsten Aerzte und Naturforscher Frankreichs beigegeben waren, nicht zu Gunsten M.'s aussprachen. Auf diese Weise verlor er auch in Paris sein Ansehen, ging nun nach England und von da nach einiger Zeit nach Deutschland zurück, wo er in ziemlicher Vergessenheit 5. März 1815 zu Meersburg starb.

Mesonero y Romanos (Ramon de), ein geistreicher span. Sittenschilderer, geb. 13. Juli 1803 zu Madrid, sah sich durch den Tod seines Vaters 1820 genöthigt, dessen Handelsgeschäft zu übernehmen. Dabei widmete er seine Mußestunden dem Studium der Geschichte seiner Vaterstadt und veröffentlichte als Ergebniß den «Manual de Madrid» (Madr. 1831 u. öfter), eine nicht nur in histor., topogr. und statist. Beziehung tüchtige Arbeit, sondern auch ausgezeichnet durch die beigegebenen geistreichen und lebendigen Sittenschilderungen. Außerdem erschien von ihm eine Reihe von Sittengemälden und Genrebildern in Zeitschriften unter dem Namen «El

curioso parlante», die durch Lebendigkeit, Treue, Witz und Anmuth des Stils die Aufmerksamkeit auf sich zogen und von ihm gesammelt erst als ««Panorama Matritense» (2 Bde., Madr. 1835), dann neu vermehrt unter dem Titel «Escenas Matritenses» (3. Aufl., 4 Bde., Madr. 1842) herausgegeben wurden. Von 1836—42 redigirte M. die Zeitschrift «Semanario pintoresco español», deren Eigenthümer er auch war. In neuerer Zeit gab er in der von Aribau veranstalteten «Biblioteca de autores españoles» die dramatischen Dichter heraus, die zur Zeit Lope's de Vega blühten (2 Bde., Madr. 1857—58). Seit 1838 hat er sich von den Geschäften zurückgezogen, benutzt aber seine unabhängige Stellung, um an allen das Gemeindewohl fördernden Anstalten den regsten Antheil zu nehmen. Er ist Mitglied der span. Akademie, Vicepräsident des «Ateneo» und seit 1845 an der Nationalbibliothek angestellt. M. gilt als eigentlicher Chronist der Stadt Madrid, wird sehr geachtet als Essayist, hat aber als Dichter nur geringe Bedeutung.

Mesopotamien (griech., d. i. Zwischenstromland) hieß bei den spätern Griechen das Land, welches in einer Längenerstreckung von 150 M. (von Telek im N. bis Kornah im S.) zwischen den Strömen Euphrat und Tigris sich ausbreitet und im N. vom armen. Berglande begrenzt wird. Das hebr. Sinear (Sennaar) scheint denselben Begriff auszudrücken; in der Bibel heißt das Land Aram-Naharaim (d. i. Zweistrom-Syrien), bei den Arabern El-Dschesireh (d. i. Insel). Da Ströme keine Länder- und Völkergrenzen bilden, so ist auch M. stets nur ein geogr., nie ein ethnogr. oder polit. Name gewesen. Nur im 2., 3. und 4. Jahrh. n. Chr. war M. zuerst unter Trajan (114—17), zuletzt unter Julian (363) der Name einer röm. Provinz. Der nördl. Theil M.s hatte im Alterthum keinen andern Namen, er begriff die Landschaften Osroëna und Mygdonien; der südliche dagegen wurde Babylonien und Chaldäa (s. d.) genannt. Seit 538 v. Chr. haben nie einheimische Fürsten über M. geherrscht; seit dieser Zeit war es nacheinander persisch, macedonisch, syrisch, parthisch, römisch und wiederum persisch bis zur Khalifenzeit. Nach dem Sturze der Khalifen 1258 ein Raub der Mongolen, kam es abermals an Persien, wurde aber 1648 vollständig der Türkei unterthan. M. bildet jetzt die Ejalets Diarbekr, Mossul, Rakka, Bagdad und Bassora; der südl. Theil, das eigentliche Irak-Arabi, steht unter dem Muschir des Irak. Nur der nördlichste Theil von M. ist gebirgig; das übrige ist eine nach Süden sich abdachende Ebene, deren Niveau sich bei ihrem nördl. Auslaufe auf 1500 F. erhebt. Der Charakter ist im Norden zum Theil der einer steinigen Wüstenei, die in der nassen Jahreszeit einer grünenden Steppe gleicht; im Süden morastig. Solange Kunst die reiche Wassermenge des Südens regelt, ist das Land einer hohen Cultur fähig. Unter pers. Herrschaft war das südliche M. das reichste Land des Reichs, und es blieb bis zu dem Ende der Khalifenzeit durch ein künstliches Bewässerungssystem auf einem hohen Grade der Cultur. Arab. Schriftsteller vergleichen die Strecke zwischen Bagdad und Babylon mit einem Garten; heute ist sie eine Wüstenei, den Saum, der die beiden Ströme begrenzt, ausgenommen. Das Innere wird von arab. Beduinen bewohnt, im Norden hausen die Tai und die Schammar, im Süden die Montefiks, und zuweilen dehnen die Anezeh ihre Raubzüge bis hierhin aus. Das Klima ist im Norden ziemlich gemäßigt, im Süden herrscht während acht Monaten ein eherner Himmel und eine tropische Hitze. Die Hauptproducte des Landes sind dieselben, die Vorderasien hervorbringt; die Hauptvegetation des Südens bildet die Dattelpalme, im Norden gibt es meilenweit baumlose Strecken. Die Einwohner des Nordens sind Turkomanen, Syrer, Jezidis, Kurden; die Hauptsprache ist türkisch; von Merdin ab ist die Sprache fast überall arabisch. Nur wenige Flüsse geben den Nomadenvölkern des Nordens Wasser; die bedeutendsten sind der Balikh (Belias), der sich unterhalb Rakka (Nicephorium), und der Chabur (Aborras, Chaboras), der sich bei Circesium in den Euphrat ergießt. Der Süden war durch Kanäle bewässert. Die bedeutendsten Städte sind im Norden Diarbekr oder Amid (Amid der Assyrer, Amida der Römer), Orfa oder Edessa (s. d.), Merdin, Nisibin (Nisibis der Alten), einst die Metropole des christlichen M., jetzt kaum noch ein elendes Dorf, Harran (Karrhä der Alten), Sitz einer religiösen Sekte, der Harranier, Djezirath-ibn-Omar (Bezabde), Mossul (dem alten Ninive gegenüber). Außerdem nennen uns die Alten Hatra (El-Hader, große Ruinen), Circesium (Karkemis der Bibel und der Assyrer, jetzt Karkesia) u. s. w. Von den Städten Südmesopotamiens (s. Chaldäa und Babylonien) war Babylon die bedeutendste.

Messāla Corvinus (Marcus Valerius), ein von seinen Zeitgenossen hochgeschätzter röm. Redner und Geschichtschreiber, der Gönner und Freund des Tibullus (s. d.), geb. um 70 v. Chr., erhielt seine Bildung zu Athen. Nach seiner Rückkehr schloß er sich mit jugendlicher Kraft und Begeisterung der republikanischen Partei an und nahm selbst an dem Kampfe gegen Octavianus bei Philippi theil, trat aber später zuerst zu Antonius und dann zu Octavianus über. 30 v. Chr.

zum Consul erwählt, erkämpfte er sich ein Jahr nachher einen Triumph in Gallien und übernahm bald darauf die Leitung der Angelegenheiten in Asien. Zuletzt lebte er, zurückgezogen von öffentlichen Geschäften, allein den Wissenschaften. Er starb um 3 n. Chr. Von seinen Reden, die sich durch eine würdevolle und imponirende Sprache auszeichneten, haben sich wenige Bruchstücke erhalten, welche Meyer in «Oratorum Romanorum fragmenta» (2. Aufl., Zür. 1842) zusammengestellt hat; seine histor. Schriften, wie die «Ueber den Bürgerkrieg» und die «De Romanorum familiis», kennen wir nur dem Namen nach; das früher ihm beigelegte Buch «De progenie Augusti», welches von Egger in «Latini sermonis vetustioris reliquiae» (Par. 1843) herausgegeben wurde, ist offenbar ein Machwerk des Mittelalters. Vgl. Egger, «Examen critique des historiens anciens de la vie et du règne d'Auguste» (Par. 1844).

Messalina (Valeria), eine Frau aus dem Hause des berühmten röm. Redners und Staatsmannes Messala Corvinus, durch ihre Großmutter Marcella des Kaisers Augustus Nichte, auch der Cäsarenfamilie verwandt, war die Tochter des Marcus Valerius Messala Barbatus und der Domitia Lepida, Großtochter des Triumvir M. Antonius. Noch nicht 16 J. alt, wurde sie um das J. 38 n. Chr. die dritte Gemahlin des Prinzen Claudius, der 41 n. Chr. den röm. Kaiserthron bestieg. In der Geschichte machte sich die Kaiserin M. verrufen wegen ihrer unerhörten Zuchtlosigkeit und Frechheit. Ihrer zügellosen Leidenschaft und einer unersättlichen Habgier, zugleich auch einer zügellosen Eifersucht gegen andere Frauen und ihrer unerbittlichen Rachgier, wenn sie bei den durch ihre ehebrecherischen Anträge beschimpften Männern Widerstand fand, oder wenn sie Verrath fürchtete, opferte sie, unter schlauer Benutzung der oft an Stumpfsinn streifenden Schwäche ihres kaiserl. Gemahls, das Leben vieler Menschen, wie des Appius Silanus, des zweiten Gatten ihrer Mutter, der ihre schnöden Anträge abgewiesen hatte, und des edeln Valerius Asiaticus, welcher aus dem Wege geräumt wurde, damit sie selbst die Gärten des Lucullus, die er besaß, sich aneignen konnte. M., die sogar in einem öffentlichen Hause wie eine gemeine Hetäre ihre Reize feilgeboten haben soll, ging zuletzt in ihrer wüsten Schamlosigkeit so weit, daß sie während einer momentanen Entfernung des Kaisers von Rom sich in aller Form mit ihrem ersten Geliebten, dem schönen und vornehmen Gajus Silius, öffentlich vermählte. Da griff aber der mächtige Cabinetsminister des Kaisers, der Freigelassene Narcissus, der sich neuerdings mit M. verfeindet hatte, und der wohl erkannte, daß nach solchem Frevel Silius und M. nothwendig zum Sturz des Claudius vorschreiten müßten, rasch und energisch ein. Derselbe wußte der M. jeden Zutritt zum Kaiser abzuschneiden und ließ die Frevlerin, die damals erst 24 J. alt war, ohne Zaudern (im Spätherbst des J. 48) aus dem Wege räumen. Wie andere verrufene Gestalten der röm. Kaiserzeit hat auch M. neuerdings ihre Vertheidiger gefunden. Abgesehen von flüchtigen Versuchen galanter Franzosen, die schöne kaiserl. Sünderin von der Last ihrer Schuld einigermaßen zu befreien, hat Stahr in dem Werke «Agrippina, die Mutter Nero's» (Berl. 1867) die Ansicht aufgestellt, daß die abscheulichen Dinge, welche die alten Historiker von M. erzählen, größtentheils auf die Erzählungen ihrer Gegner nach ihrem Tode, namentlich auf die Ausstreuungen ihrer unerbittlichen Feindin, der letzten Gemahlin des Claudius, der schrecklichen Agrippina, zurückzuführen seien. M. sei schwerlich schlechter gewesen als die Mehrzahl der verdorbenen Römerinnen der höhern Gesellschaft jener Zeit. Es ist dieses vielleicht nicht ganz unwahrscheinlich. Dagegen ist der Versuch, auch bei jener frivolen Vermählung mit Silius die M. von aller schwerern Schuld loszumachen und ihren Untergang ebenfalls der Agrippina und ihren Intriguen aufzubürden, durchaus nicht gelungen. — Statilia M., die Ururenkelin des unter Augustus mächtigen Taurus Statilius, die Tochter des unter Claudius durch die Habgier der Agrippina gestürzten Consularen T. Statilius Taurus, war unter Nero mit dem mächtigen Ursinus Atticus vermählt. Nero, der schon sonst mit ihr gebuhlt hatte, heirathete sie im J. 65, nachdem er ihren Gatten hatte tödten lassen, und nachdem seine zweite Gemahlin Poppia Sabina gestorben war.

Messe (lat. missa). In der alten lat. Kirche zerfiel der öffentliche Gottesdienst in zwei Theile, den Predigtgottesdienst oder die M. der Katechumenen und die Communionfeier, an der jene nicht theilnehmen durften, oder die M. der Gläubigen oder Getauften. Der Name M. stammt daher, daß der Schluß beider Theile des Gottesdienstes den Anwesenden mit den Worten angekündigt wurde: «Ite, missa est» (nämlich concio), d. h.: «Gehet, die Versammlung ist entlassen.» Dieses Wort missa trug man nun auf die Theile des Gottesdienstes selbst über und nannte sie M. Späterhin erhielt der Ausdruck in der röm.-kath. Kirche die Bedeutung, daß man darunter das bei der Haltung des Abendmahls gebräuchliche officium, d. h. Gebet vor dem Altar (daher der Ausdruck «M. lesen»), und vor allem das sog. Meßopfer, d. h. die priester-

liche Handlung versteht, durch welche Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi verwandelt und so als ein Versöhnungsopfer für die Lebendigen und Todten Gott geopfert werden sollen. Papst Gregor d. Gr. bildete die Meßgebräuche aus, und bereits im 8. Jahrh. kamen die Privatmessen auf, bei denen der Priester allein das Abendmahl feierte. Da die M. zugleich eine sinnbildliche Wiederholung des Opfertodes Jesu sein sollte, so mußten die Handlungen des Priesters auf die besondern Umstände der Passion hindeuten. Die Feierlichkeit der M., wie sie in der röm.-kath. Kirche stattfindet, wird in drei Theile getheilt: 1) das Offertorium (s. d.); 2) die Wandlung oder die Einsegnung der Hostie und des Weins, welche der Geistliche genießen soll; 3) die Sumtion oder der Genuß des geweihten Brots und Weins. Ist Musik mit der M. verbunden, so wird sie gewöhnlich Hochamt genannt. Nach den Graden der Feierlichkeit und der Zahl der dabei ministrirenden Personen wird sie eingetheilt in hohe oder große und niedrige M., zu welcher auch die stille, wo die Gebete still gelesen werden, und die Handmessen, welche täglich gelesen werden, und wofür der Priester das Geld auf die Hand empfängt, gehören. Die hohe M. wird von den Chorsängern gesungen und unter dem Beistande eines Diakons und Subdiakons gehalten. Sie wird feierlicher dadurch, daß der Bischof sie hält; die feierlichste M. aber ist die päpstliche. Auch sind die M. nach den Festen verschieden, an welchen sie gehalten werden, z. B. die M. der Heiligen, sowie nach den Veranlassungen und Gelegenheiten, bei welchen sie stattfinden, z. B. die Heiligegeistmesse bei einer feierlichen Wahl oder Versammlung der Geistlichen. Eine besondere Art sind die Seelenmessen und Todtenmessen für die Errettung der Seelen der Gestorbenen aus dem Fegfeuer und die Linderung ihrer Qualen. Sie werden theils von den Sterbenden, theils von ihren Verwandten bestellt und gaben früher eine Hauptveranlassung zu Vermächtnissen an Kirchen und Geistliche. Die Todtenmesse (missa pro defunctis) hat ihre besondern Feierlichkeiten. Die sog. trockene M. wird auf der See gelesen, weil man bei derselben den Kelch wegläßt, damit nicht durch die Bewegung des Schiffs etwas von dem consecrirten Weine verschüttet werde. Die griech. Kirche weicht in der Abendmahlsliturgie mehrfach von der römischen ab; bei den Protestanten kam mit der Verwerfung des Meßopfers und der Verwandlungslehre auch der Name M. frühzeitig ab. Reste der alten Meßliturgie haben sich hier und da in der luth. Kirche erhalten.

Die Musik während des Hochamts in der kath. Kirche, gewöhnlich ebenfalls M. oder Misse benannt, besteht nach den Anfangsworten des zu singenden Textes 1) aus dem Kyrie eleison oder Christe eleison; 2) aus dem Gloria in excelsis Deo, wozu noch das Laudamus te etc., Gratias agimus tibi etc., Domine Deus rex coelestis etc., Qui tollis peccata etc. und Cum sancto spiritu etc. kommen; ferner 3) aus dem Credo oder apostolischen Glaubensbekenntniß; 4) dem Sanctus und Hosianna; 5) dem Benedictus und 6) dem Agnus Dei. Da die M. einen wesentlichen Theil des kath. Gottesdienstes bildet, so haben von jeher die größten Tonkünstler ihre Kraft an der Composition dieser zum Theil hochpoetischen Werke versucht, weshalb wir hier die bedeutendsten Werke der Kirchenmusik zu suchen haben. Das Herrlichste in der M. haben Italien und Deutschland geleistet. Palestrina's «Missa papae Marcelli» erlangte einen Weltruf, und Seb. Bach's «Hohe M.» aus H-moll ist als ein unsterbliches und als das größte Werk dieses Meisters zu bezeichnen. Aus neuerer Zeit sind als Componisten von M. zu nennen Jos. und Mich. Haydn, Mozart, Beethoven, Cherubini, Naumann, Seyfried, Eybler, Liszt u. a. — Meßbücher oder Missalen (s. d.) heißen die Bücher, welche die Gesänge und Feierlichkeiten beim Gottesdienst der kath. Kirche enthalten. — Meßgewand nennt man die Kleidung des kath. Priesters beim Messelesen. Dasselbe hat je nach der Zeit fünferlei Farben. Es ist weiß vom Christabend bis mit Octava Epiphaniae, wie auch in den M. de Spiritu Sancto, de Maria Virgine, de confessoribus, de Virginibus und in Paschate, roth vom Pfingstheiligabend bis auf den folgenden Sonnabend, wie auch in den Festtagen der Apostel und Märtyrer, grün von der Octava Epiphaniae bis zu Septuagesimae, violett vom ersten Advent bis zum Christabend, auch in der Fastenzeit, und schwarz am Charfreitage und bei den Seelenmessen. Für die übrigen Zeiten des Jahres unterliegt die Farbe besondern Bestimmungen.

Messen oder Handelsmessen nennt man die großartigen und längere Zeit andauernden Jahrmärkte, die sich von den gewöhnlichen Jahrmärkten dadurch unterscheiden, daß sie nicht für die nächste Umgebung der Orte, an welchen sie abgehalten werden, sondern für weite Kreise und vorzugsweise für den Großhandel berechnet sind, die Geschäfte also einen weit größern Umfang haben und die Meßbesucher, Verkäufer wie Käufer, zum Theil aus fernen Ländern herbeikommen. Die M. entstanden aus den alten Kirchenmessen, mit denen ein Ablaß verbunden war, und welche, weil sie zu bestimmten Zeiten eine große Menschenmenge versammelten, Gelegenheit zu Verkaufs-

und Kaufsgeschäften gaben. Anfangs war hierbei gewiß nur ein Kleinhandel vorhanden; später aber fanden sich an den günstig gelegenen Orten auch Großhändler ein. Endlich wurden die M. zu förmlichen Zusammenkünften von Producenten und Händlern, auf welchen nicht nur die vorhandenen Waaren verkauft und gekauft, sondern auch Bestellungen gemacht und die ältern Geschäfte abgewickelt wurden. So gelangten die M. zu großer Bedeutung, indem man durch sie selbst sehr entlegene Länder miteinander in Verbindung brachte und Handelsgeschäfte einleitete und vermittelte, welche in anderer Weise nicht durchführbar gewesen wären. Auf die M. brachte der Producent seine Fabrikate. Hier konnte er den möglichst hohen Preis erzielen, denn er fand zahlreiche Käufer. Mochte sich nun die Waare durch Billigkeit, gute Qualität, neue Formen auszeichnen, er konnte ihre Vorzüge zur Geltung bringen und sich Kundschaft und Bestellungen erwerben. Er ermittelte ferner leicht, was man verlangte, wie er zu arbeiten hatte, welche Concurrenz zu besiegen war. Aehnliche Vortheile bot die Messe dem Händler, welcher Waaren, behufs des Wiederverkaufs im kleinen, im großen aufzukaufen pflegte. Der Käufer aber fand nicht nur alles, was er brauchte, selbst in den größten Quantitäten, er hatte auch die beste und reichste Auswahl und konnte da abschließen, wo der billigste Preis gefordert ward. Noch günstiger stellte sich für ihn die Sache, wenn er zugleich Verkäufer war, wenn er Waaren eines Landes gegen Waaren eines andern auszutauschen beabsichtigte. Dazu kam, daß die Regierungen, um die M. zu heben, dieselben durch die sog. Meßfreiheiten zu fördern suchten, welche in Befreiung von Zöllen und Abgaben, in freiem Geleit für die Reisenden und Waarentransporte, in beschleunigtem Verfahren bei Rechtsstreitigkeiten u. s. w. bestanden. Ebenso traf man Veranstaltung, daß die Zahlungen, welche bei den sehr verschiedenen Münz- und Gewichtssystemen manche Schwierigkeiten hatten, sich auf den M. verhältnißmäßig leicht machten. Mit Recht darf man aussprechen, daß Industrie und Handel den M. unendlich viel verdanken, und daß die M., indem sie beide hoben und die Völker in Beziehung setzten, die Entwickelung der Cultur wesentlich gefördert und beschleunigt haben. In neuerer Zeit verloren indeß die M. an Bedeutung, und einzelne derselben, wie z. B. die alte Messe von Zurzach in der Schweiz, welche schon in der Römerzeit bestanden haben mag, sind sogar ganz eingegangen. Die Ursachen dieses Absterbens einer einst blühenden Einrichtung liegen in den veränderten Handels- und Verkehrsverhältnissen. Unsere Communicationsmittel sind andere und bessere geworden; Reisende und Waaren gelangen leichter, in kürzerer Zeit und in weniger kostspieliger Weise von einem Orte zum andern. Die Posten haben sich außerordentlich verbessert, die staatlichen Zustände sind gesichert, und wir bedürfen daher weder des Geleites noch der Vereinigung der Reisenden zu gegenseitigem Schutz. Handelsreisende durchziehen das Land mit Mustern und Proben, und in den größern Städten vermitteln Commissionäre und Agenten den Verkauf. In den fernsten Ländern bestehen europ. Handelshäuser, welche die dort heimischen Producte nach Europa befördern und aus unserm Erdtheil die Waaren entnehmen, welche in dem Lande ihrer Niederlassung gekauft werden. Nur wo es noch an ausreichenden und guten Communicationsmitteln fehlt, wie z. B. in Rußland und Asien, stehen die M. noch in voller Blüte, während sie in Europa mehr und mehr zu größern Jahrmärkten sich gestalten, bei denen der Detailverkauf das Uebergewicht erlangt. Damit mag indeß zugestanden sein, daß die M. noch immer lange fortbestehen und Nutzen gewähren können. Schon die Gewohnheit wird sie jedenfalls noch einige Zeit aufrecht erhalten. Außerdem ist es nicht gering anzuschlagen, daß sie Fabrikanten und Händlern die Gelegenheit geben, sich persönlich kennen zu lernen, ihre ältern Geschäfte abzuwickeln und neue Anknüpfungen zu machen, neue Producte der Industrie, welche sie interessiren, kennen zu lernen, die neuesten Formen und Moden zu sehen u. s. w. Dazu kommt, daß einzelne M. noch immer von Käufern aus fernen Ländern, z. B. aus dem Orient, besucht zu werden pflegen. Was die Gegenstände betrifft, welche zu den M. geführt werden, so sind in der Regel die meisten Naturerzeugnisse und überhaupt alle Waaren, welche entweder nicht weit verführt werden oder in Art und Gestalt wenig wechseln, ausgeschlossen; Ausnahmen davon gibt es nur in Rußland und Asien. Es überwiegen Kleiderstoffe, Leder, Bekleidungsgegenstände aller Art, Metallwaaren, Felle, Rauchwaaren, Modeartikel u. s. w. Für gewisse Gegenstände gibt es eigene M., so für Tuch, Leder. Auch die Wollmärkte kann man als M. betrachten, während Hopfenmärkte, Oelmärkte, Saatmärkte mehr in die Kategorie der Jahrmärkte fallen. Für jede Messe besteht eine Meßordnung und auch eine Art von Meßrecht, insofern bestimmte locale Festsetzungen rechtlicher Art für den Handelsverkehr zwischen den Meßbesuchern gelten. Die Zeiten der M., welche gewöhnlich auf kirchliche Feste fallen, sind fest bestimmt und dürfen nicht verändert werden. Doch stellen sich Käufer und Verkäufer gewöhnlich schon früher ein und beginnen die Geschäfte schon vor der

eigentlichen Meßwoche. Die letzten Tage der Messe sind die Zahltage, an welchen die Abrechnungen stattfinden. Die wichtigsten deutschen M. sind die zu Leipzig und Frankfurt a. d. O. Diesen schließen sich Braunschweig und Frankfurt a. M. an. Weniger besucht werden alle übrigen in Nord- und Süddeutschland, von denen manche übrigens nur als Jahrmärkte gelten können. Außer Deutschland bestehen M. in Frankreich zu Lyon und Beaucaire, in Italien zu Sinigaglia und Bergamo, in Ungarn zu Pesth, in Rußland zu Nischnij-Nowgorod, in der Türkei zu Usundschowa. Außer Europa gibt es wichtige M. zu Tanta in Aegypten, zu Mekka, zu Hurdwar (Ostindien) und zu Irbit und Kiachta in Sibirien.

Messenien, die südwestlichste Landschaft des Peloponnes, wird im O. durch die mächtige Gebirgskette des Taygeton von Lakonien, im N. durch die Phigalischen Gebirge und die tiefeingeschnittene Schlucht, in welcher die Neda fließt, von Arkadien und Elis getrennt, im W. und im S. vom Jonischen Meere bespült, das von S. her tief in das Land eindringt und so den Messenischen Meerbusen (jetzt gewöhnlich Golf von Koron genannt) bildet. In der Mitte der Landschaft erhebt sich steil der Berg Ithome (jetzt Buskano), seit den ältesten Zeiten der religiöse und polit. Mittelpunkt des Landes, an den sich gegen W. ein breites Bergland anschließt, Aegaleos genannt (jetzt Kontobunia), das terrassenförmig nach der Küste abfällt. Ein ähnliches Gebirge, von den Alten Mathia oder Emathia, jetzt Lykodimo genannt, tritt südlich davon ins Meer vor und bildet so eine besondere Halbinsel, die gegen S. im Cap Akritas (jetzt Gallo) endet; vor demselben liegt die kleine Insel Theganusa (jetzt Venetiko), westlich von dieser zwei größere, die Oinussä der Alten, jetzt Cabrera und Sapienza genannt. Auch vor der Westküste liegen zwei kleine Inseln: Sphakteria, welche wie eine natürliche Barre den Eingang des Hafens von Pylos (jetzt Navarin) schützt, und weiter gegen Norden Prote (jetzt Protane). Im Innern der Landschaft zieht sich zwischen den westl. Abhängen des Taygeton und den den westl. Theil des Landes einnehmenden Gebirgen vom südl. Fuße der Grenzgebirge Arkadiens bis zum Nordrande des Messenischen Meerbusens eine vom Pamisos und seinen Nebenflüssen bewässerte, äußerst fruchtbare Ebene hin, deren nördl. Theil, bis zum östl. Fuße des Ithome, nach einer alten Ortschaft die Ebene von Stenyklaros, der südl. Makaria («die gesegnete») genannt wurde. Getreide, Wein und Südfrüchte sind die Hauptproducte der Ebene wie überhaupt der ganzen Landschaft. Diese wurde in den ältesten Zeiten von lelegischen und äolischen Stämmen bewohnt und bildete wenigstens zum größten Theile ein Reich mit der Hauptstadt Pylos, als dessen Herrscher in der Homerischen Dichtung Nestor (s. d.) erscheint. Infolge des Eindringens der Dorier in den Peloponnes wurde M. ein selbständiges dorisches Königreich; aber die dorischen Eroberer verloren allmählich unter dem Einflusse der milden, ja üppigen Natur des Landes ihren kriegerischen Charakter und wurden zu friedlichen Ackerbauern, die sich eng an ihre nördl. Nachbarn, die Bewohner des südl. Arkadien, anschlossen, während sie mit ihren östl. Nachbarn, den Spartanern, öftere Grenzstreitigkeiten und ähnliche Zwistigkeiten hatten. Diese gaben Veranlassung zu den sog. Messenischen Kriegen, einer der interessantesten aber auch dunkelsten Partien der ältern griech. Geschichte, die noch vielfach in das Gewand der Sage gehüllt, auch bereits im Alterthum Gegenstand dichterischer Behandlung und Ausschmückung geworden sind. Der erste derselben, ungefähr in die J. 735—716 v. Chr. gehörig, endete mit der Uebergabe der Bergfestung Ithome, in welche die Messenier nach zwei unentschiedenen Schlachten sich zurückgezogen und sich 15 J. lang vertheidigt hatten, an die Spartaner, welche infolge dessen die ganze Landschaft in Besitz nahmen und die Bevölkerung zu hörigen Bauern (Heloten) herabdrückten. Diese harte Behandlung veranlaßte nun 645 v. Chr. den zweiten Krieg, dessen Hauptheld auf seiten der Messenier Aristomenes, auf seiten der Spartaner der Dichter Tyrtäus (s. d.) ist. Der Kampf bewegte sich hauptsächlich um die hart an der Grenze Arkadiens gelegene Bergfestung Eira, in welche sich die Messenier bald nach dem Beginn des Krieges geworfen hatten, und endete nach 18 J. mit der Eroberung derselben durch die Spartaner. Von den Messeniern wanderte jetzt ein Theil nach Sicilien aus, während die Zurückgebliebenen wieder zu Heloten gemacht wurden. So war M. aus der Reihe der selbständigen griech. Staaten gestrichen und blieb, da auch ein späterer Versuch der eingeborenen Bevölkerung, ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen (der sog. dritte Messenische Krieg, 464—455 v. Chr., der wieder um den Besitz von Ithome geführt wurde und die Auswanderung einer großen Anzahl der Besiegten nach dem damals den Athenern gehörigen Naupaktos im westl. Lokris zur Folge hatte), unglücklich ausfiel, ein Annex Spartas bis zur Demüthigung dieses Staats durch die Thebaner unter der Führung des Epaminondas (s. d.). Dieser stellte im J. 370 M. als selbständigen Staat mit republikanischer Verfassung her und gab ihm durch die Gründung der Stadt Messene am Fuße des Ithome einen neuen Mittelpunkt und festern

Halt. Doch gelangte die neue Schöpfung zu keiner selbständigen polit. Bedeutung und spielte namentlich in den letzten Kämpfen vor dem Untergang der griech. Selbständigkeit, in den Kriegen des Achäischen Bundes und Macedoniens, eine nicht gerade ehrenvolle Rolle. Heutzutage ist M. eine Nomarchie (Kreis) des Königreichs Griechenland mit einem Umfange von 62½ Q.-M. und einer Bevölkerung von 117181 Seelen (nach der Zählung von 1861), die theils von Getreide-, Wein-, (resp. Korinthen-) und Obstbau, theils von Schiffahrt lebt und in Zeiten innerer Unruhen öfters von räuberischen Uebergriffen ihrer östl. Nachbarn, der Manioten, zu leiden hat. Der Hauptort der Landschaft ist jetzt das an der Stelle des alten Pharä, an der Mündung des von den westl. Abhängen des Taygeton herabkommenden Flüßchens Nedon in den Golf von Koron, gelegene Städtchen Kalamata (s. d.).

Messias, ein hebr. Wort, dem griech. Christus (s. d.) entsprechend, heißt der Gesalbte und wird im Alten Testamente häufig als Bezeichnung von Königen gebraucht. In der Zeit des Verfalls des jüd. Staats erwartete das Volk die Erscheinung eines Königs aus David's Geschlecht, welcher die alte Herrlichkeit Israels, als deren Ideal die David'sche Regierung galt, zurückführen werde. Die Propheten gaben dieser national-polit. Hoffnung eine religiös-sittliche Färbung, indem sie die auch von ihnen immer aufs neue verkündigte Herrschaft jenes «Gesalbten» zugleich als eine Zeit der vollendeten Theokratie, der vollkommenen Frömmigkeit des Gottesvolks und der allgemeinen Verehrung des allein wahren Gottes auf Erden schilderten. Es lag im Wesen der alttestamentlichen Gesetzesreligion begründet, daß sie die Verwirklichung des Ideals religiös-sittlicher Vollkommenheit, welches das Gesetz aufstellte, nothwendig immer wieder in die Zukunft verlegen mußte, aber die Form, in welche diese Zukunftserwartung für die Vorstellung sich einkleidete, ist zu verschiedenen Zeiten eine sehr verschiedene gewesen. Der Erwartung eines persönlichen M. aus David's Geschlecht trat bereits in der Zeit des Exils die Vorstellung von dem «Knechte Gottes» zur Seite, unter welchem man den bundestreuen Theil des Volks verstand, der nach vielen Leiden endlich des verheißenen Glückes theilhaftig werden sollte. Zur Zeit des zweiten Tempels, als das David'sche Haus zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken war, trat die Hoffnung auf den gesalbten «Sohn David's» immer mehr zurück, wogegen die Erwartung der dem jüd. Volke zum Lohne seiner Frömmigkeit bevorstehenden Weltherrschaft immer lebendiger wurde. Im ersten Jahrhundert v. Chr. gehörte die Idee eines persönlichen M. in der jüd. Schultheologie zu den beinahe abgestorbenen Vorstellungen des Alten Testaments und wurde nur durch die sabbatliche Vorlesung von Gesetz und Propheten im Volke einigermaßen lebendig erhalten. Erst Jesus (s. d.) hat die messianische Hoffnung neu belebt, indem er sie auf seine Person bezog, aber freilich zugleich unendlich vertieft und vergeistigt. Die erste Messiasgemeinde hielt sich freilich ebenso sehr an die Schale als an den Kern der Ideen vom Messias und Messiasreich. Aber gezwungen, ihren Glauben an den Gekreuzigten und Auferstandenen aus dem Alten Testamente zu rechtfertigen, setzte sie mit Hülfe der in den jüd. Schulen längst üblichen allegorischen Auslegungsweise aus zahlreichen Stellen des Alten Testaments das Bild Jesu zusammen. Diese Stellen, in denen man Weissagungen des göttlichen Geistes auf die Person und Schicksale Jesu erblickte, galten nun als Hauptbeweisstellen für die Messianität Jesu oder als **Messianische Weissagungen**, und bis auf die neuere Zeit herab bildete die Auslegung und Anwendung derselben einen Hauptbestandtheil der sog. apologetischen Theologie. Die Einsicht in die Unhaltbarkeit des alten Inspirationsdogmas und die Fortschritte der biblischen Philologie und histor. Kritik mußte jedoch diesem Beweis des Glaubens seinen Boden entziehen. In dem streng dogmatischen Sinne, in welchem die messianischen Weissagungen allein einen Werth für die kirchliche Vorstellung besitzen, als eigentliche und ausdrückliche Vorausverkündigungen Gottes von Jesus Christus, kann heutzutage von dem ganzen Begriff überhaupt keine Rede mehr sein. Statt der Weissagungen des göttlichen Geistes von Jesus, dem Weltheiland, findet die Kritik nur menschliche Erwartungen des jüd. Volks von seiner künftigen Herrlichkeit, welche je nach den Zeitumständen sich verschieden gestaltet haben. Die Frage nach der «Erfüllung» jener messianischen Weissagungen, welche die ältere Theologie besonders angelegentlich beschäftigte, wird natürlich, sobald die ganze Vorstellung überhaupt hinfällig, eine müßige, und nur gegenüber den Versuchen der modernen Orthodoxie, diese Erfüllung im einzelnen nachzuweisen, ist für die Kritik ein näheres Eingehen auf dieselbe geboten. Im idealen Sinne kann man freilich die gesammte geistige Entwickelung Israels als eine Weissagung auf Christus, d. h. als eine erst in der Erscheinung Jesu sich vollendende, also fortwährend auf dieselbe hinausweisende Geschichte betrachten, es leuchtet aber ein, daß mit diesem völlig andern Begriffe der Orthodoxie nicht gedient ist.

Messina, eine sehr alte Stadt auf Sicilien, dem Range nach die vierte Handelsstadt des Königreichs Italien, Hauptort der gleichnamigen Provinz (83 Q.-M. mit 395139 E.), Sitz eines Erzbischofs, des Präfecten, eines Appellhofs und eines Tribunals erster Instanz, hat, von einem Gürtel zerrissener Felsengipfel umgeben, eine reizende Lage an der Straße von M. oder Faro di M. (Fretum Siculum bei den Alten), einen durch eine sichelförmig vorspringende Landzunge gebildeten vortrefflichen Hafen, der 1000 Schiffe aufnehmen kann, mit zwei Leuchtthürmen, und wird durch eine starke Citadelle und sechs Forts vertheidigt. Der Corso theilt die Stadt in die See- und Hügelstadt; längs des Meerufers führt die 1 M. lange Straße Marina. M. hat mehrere schöne Plätze, mit Lava gepflasterte Straßen, einen alterthümlichen Dom, viele andere, auch griech. Kirchen und Paläste, unter welchen letztern sich besonders der königliche auszeichnet. Hier bestehen eine 1838 gestiftete Universität mit fünf Facultäten (für Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Mathematik und Naturwissenschaften, Literatur und Philosophie), ein technisches Institut, ein Lyceum, ein Gymnasium, ein Kunstcollegium, eine Akademie für Wissenschaften und Künste (Accademia Peloritana), eine Handels- und Gewerbekammer, ein großes Hospital u. s. w. Von dem Kloster San-Gregorio hat man die schönste Aussicht auf die Meerenge und die Küste von Calabrien. Die Zahl der Einwohner betrug 31. Dec. 1861: 62024 und im ganzen Gemeindegebiete 103324. Die Industrie, namentlich die Seidenweberei, ist noch immer sehr bedeutend. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Seidenstoffen, Oliven, Südfrüchten und Korallen. 1862 liefen in M. 4243 Schiffe mit 588200 Tonnen ein und 4390 Schiffe mit 651018 Tonnen aus. M. hieß im frühesten Alterthum Zankle (d. i. Sichel), war ursprünglich eine siculische Stadt, wurde aber griechisch, als Anaxilos von Rhegium, ein geborener Messenier, sie eroberte und mit den nach dem zweiten Messenischen Kriege 668 v. Chr. auswandernden Messeniern bevölkerte, wodurch sie unter dem Namen Messana in die Reihe der dorischen Städte eintrat. Sie wurde nun eine bedeutende Handelsstadt mit ansehnlichem Gebiete, aber 396 von den Karthagern erobert und zerstört. Dionys von Syrakus baute sie sogleich wieder auf. Er und sein Sohn blieben Gebieter derselben; später ward es Agathokles, seit 282 dessen Söldner, die Mamertiner, dann die Römer seit dem zweiten Punischen Kriege, der hier 264 ausbrach. Im Mittelalter kam die Stadt 1060 in die Gewalt der Sarazenen, der Normannen, dann der Hohenstaufen, 1266 in die Karl's von Anjou, 1282 Peter's von Aragonien durch die Sicilische Vesper. Im 15. Jahrh. war sie als Sitz der Wissenschaften berühmt, daher sich hier auch der gelehrte Konstantin Laskaris niederließ, der ihr seine wichtige Büchersammlung vermachte. Im 16. Jahrh. stiftete daselbst Polidoro da Caravaggio, ein Schüler Rafael's, eine blühende Malerschule; von ihm finden sich in dem Dome und mehrern andern Kirchen werthvolle Gemälde. Innere Factionen verleiteten die Stadt, sich 1673 Ludwig XIV. von Frankreich zu unterwerfen. Bei der Bekämpfung der Franzosen fiel der niederländ. Seeheld Ruiter 1676 in der Schlacht bei M. Karl II. von Spanien bestrafte die Stadt für ihren Abfall, indem er ihr alle Privilegien nahm. Seitdem gerieth M. immer mehr in Verfall. Theils verödete es 1743 eine furchtbare Pest, theils das furchtbare Erdbeben von 1783, welches die halbe Stadt einstürzte; 1823 wurde es durch eine Ueberschwemmung furchtbar verwüstet. Auch in der neuesten Zeit litt die Stadt durch die Revolutionskämpfe. Schon in den Unruhen 1. und 2. Sept. 1847 kam es zum Straßenkampfe zwischen Volk und Militär. Neue Aufstände und blutige Kämpfe erfolgten 1848, wo die Stadt mehrmals vom Castell Terranuova aus bombardirt wurde; so vom 29. Jan. bis zum 20. Febr. und vom 26. Febr. bis zum 10. März. Im Oct. ward M. von den neapolit. Truppen besetzt und wegen neuer revolutionärer Symptome 28. März 1849 in Belagerungszustand erklärt. Am 28. Juli 1860 wurde die Stadt von den Freischaren Garibaldi's besetzt und mit der auf die Citadelle beschränkten neapolit. Besatzung ein Waffenstillstand geschlossen. Erst 13. März 1861 erfolgte die Uebergabe der Citadelle an den ital. General Cialdini. (S. Sicilien.)

Messing ist eine Legirung aus Kupfer und Zink, welche gegenwärtig meist direct durch Vereinigung beider Metalle gemacht wird, früher aber durch Zusammenschmelzen aus Kupfer und Galmei (kieselsaurem oder kohlensaurem Zinkoxyd) erzeugt wurde. Das M. enthält gewöhnlich ungefähr 70 Theile Kupfer und 30 Theile Zink, doch wird das Verhältniß für die verschiedene Anwendung vielfach geändert. Das M. ist hochgelb und desto heller, je mehr Zink es enthält; es nimmt eine schöne Politur an und ist hart, wird aber durch wiederholtes Glühen und Hämmern sehr dehnbar und elastisch. Seine Verwendung ist vielfach, und es gibt fast keinen Zweig der Technik und des Haushalts, in welchem es nicht unter irgendeiner seiner Gestalten erschiene. Seine Erzeugung geschieht auf den Messinghütten. Das geschmolzene Metall

wird zu Platten von $^1/_4$—$^1/_2$ Zoll Dicke gegossen, welche man nachher zu Blech aushämmert oder walzt, oder zu Kesseln u. s. w. schlägt. Messingdraht wird aus Streifen gezogen, welche man von gewalzten Platten schneidet. Zu Leonischem Draht wird das Kupfer nur cämentirt, d. h. den Zinkdämpfen ausgesetzt, ohne zu schmelzen. Die verschiedenen Arten des in den Handel kommenden M. sind das Rollenblech, die dünnste Art, das Klempnerblech, das Schlosserblech, zu Beschlägen, das Trommelblech, und das Tafelblech in schwarzen dicken Tafeln von $^1/_{10}$—$^1/_2$ Zoll Dicke. Flittergold (Knitter- oder Rauschgold) ist das dünnste Messingblech. Hämmerbares oder schmiedbares M. (yellow metal) hat die Eigenschaft, sich im glühenden Zustande hämmern zu lassen, eine Eigenschaft, die dem gewöhnlichen M. abgeht; es besteht aus 60 Theilen Kupfer und 40 Theilen Zink. Die Messingbereitung ist ein allgemein verbreiteter Industriezweig, der theils nach größerm Maßstabe in den schon erwähnten Messinghütten, theils von den Gelbgießern zur Selbstverwendung auf Gußwaare betrieben wird.

Messis oder Metsys (Quentin), genannt der Hufschmied von Antwerpen, einer der größten Maler der niederländ. Schule, geb. zu Antwerpen um 1460, trieb bis in sein 20. J. daselbst das Schmiedehandwerk und verfertigte, wie man glaubt, die eleganten eisernen Zierathen, welche dem Ziehbrunnen vor dem dasigen Dome zur Bedachung dienen. Zur zeichnenden Kunst trieb ihn zuerst die Noth, indem er während einer Krankheit mit Fertigung von Holzschnitten für Kinder sich zu beschäftigen anfing, dann die Liebe zu einem Mädchen, welches einen Maler zum Manne zu haben wünschte, und hierauf bezieht sich die Inschrift unter seinem Bildniß in Basrelief an der Façade des Doms: «Connubialis amor de Mulcibre fecit Apellem». Daß er ohne Anleitung eines Meisters die Malerei gelernt, mag im wesentlichen wahr sein; wenigstens ist er von seinen Vorgängern völlig unabhängig. Er hat nicht nur zuerst unter allen nordischen Künstlern eine bis ins einzelnste gehende Darstellung der Menschengestalt in Lebensgröße gewagt, sondern auch den geistigen Ausdruck des Individuums und des Moments, die ganze Scala der Leidenschaft zuerst vollständig dargestellt. Sein Colorit ist nicht tief, aber von einem sanften Lichte durchdrungen, die ganze Behandlung frei und scharf; seine wahre Größe beruht in den ergreifenden, oft mächtigen Charakteren. Sein wichtigstes Werk ist die berühmte Grablegung mit ihren beiden Seitenbildern (dem Marterthum des Evangelisten Johannes und der Herodias mit dem Haupte Johannis des Täufers), gegenwärtig im Museum zu Antwerpen; auch das Leben der heil. Anna, in der St.-Annakapelle der Peterskirche zu Löwen, ist von hoher Vortrefflichkeit. Echte Bilder von M. sind nicht häufig. Er starb in seiner Vaterstadt um 1530. Die vielfach wiederholten lebensgroßen Genrebilder, zwei Wucherer, ein streitendes Ehepaar u. dgl., von welchen erstern sich das beste Exemplar in Windsor befindet, werden neuerlich seinem Sohne Johan M. zugeschrieben, der indeß dem Vater nachstand.

Meßkatalog hieß das halbjährlich zu Ostern und Michaelis ausgegebene Verzeichniß der erschienenen Bücher, Kunstsachen, Landkarten u. s. w., welchem in einer eigenen Abtheilung auch ein Verzeichniß der in der nächsten Folgezeit erscheinenden Bücher beigegeben war. Zu seiner spätern Gestalt gelangte das Buch erst im Laufe der Jahrhunderte. Früher besorgten die Buchdrucker den Vertrieb ihrer Bücher selbst und machten ihren Verlag durch Kataloge bekannt, von welchen der älteste bisjetzt entdeckte der des augsburger Druckers Joh. Bämler um 1473 ist. Als der Buchhandel in der Folge sich von der Buchdruckerkunst trennte und die Büchermessen zu Frankfurt a. M. der Hauptsitz desselben wurden, kam Georg Willer, ein augsburger Buchhändler, 1564 zuerst auf den Gedanken, jede Messe einen Meßkatalog, d. h. ein Verzeichniß aller neuen Bücher, worin das Format und der Verleger angezeigt wurden, drucken zu lassen. Auch seine Söhne, Elias und Georg Willer, druckten solche Kataloge noch bis 1610. Sehr bald fanden andere Buchhändler, sowol zu Frankfurt als zu Leipzig, z. B. Pet. Port, J. G. Portenbach, Thom. Luz u. a., sich bewogen, neben jenem von Willer ebenfalls dergleichen Verzeichnisse zu liefern. Ein Verzeichniß sämmtlicher in den Katalogen von 1564—92 aufgeführten Bücher besorgte Nik. Bassäus (3 Bde., Frankf. 1592) und ein ähnliches über die Zeit von 1593—1600 erschien zu Leipzig (1600). Von 1600—16 erschien der M., obgleich der frankfurter noch bis 1616 unter kaiserl. Privilegium herauskam, mit sächs. Privilegium bei Albr. Lamberg zu Leipzig; hierauf kam er in den Verlag des dasigen Buchhändlers Henning Große, dann an dessen Nachkommen und endlich an die Weidmann'sche Buchhandlung, die ihn bis 1850 fortsetzte. Die frühere systematische Einrichtung desselben wurde später mit der alphabetischen vertauscht und statt des Quartformats seit 1795 Octav gewählt. In Hinsicht der bessern Einrichtung desselben war zwar schon seit langer Zeit vieles erinnert worden, namentlich schon 1797 von Fr. Roch im «Allgemeinen literarischen Anzeiger», allein es war bis auf die neueste Zeit

herab nur wenig geschehen. Erst seit Ostern 1851, wo der Katalog in den Verlag von Georg Wigand in Leipzig überging, strebte man nach größerer Vollständigkeit und bibliogr. Genauigkeit. 1852 übernahmen Avenarius und Mendelssohn in Leipzig den Verlag des M. und ließen ihn seit Ostern 1853 in einer gänzlich neuen, erweiterten und verbesserten Gestalt als «Bibliogr. Jahrbuch für den deutschen Buch-, Kunst- und Landkartenhandel», ausgestattet mit mannichfachen Repertorien, Notizen und Nachweisungen erscheinen. Nach der Trennung dieser Firmen setzte E. Avenarius das Unternehmen allein fort, bis er es 1860 abschloß. Vgl. Schwetschke, «Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis. Die Meßjahrbücher des deutschen Buchhandels von dem Erscheinen des ersten M. 1564 bis zu der Gründung des ersten Buchhändlervereins 1765» (Halle 1850).

Meßkunst, s. Feldmeßkunst.

Meßtisch oder Mensel heißt das sehr einfache, für den Feldmesser unentbehrliche Instrument, welches der Professor Joh. Prätorius zu Altdorf (gest. 1616) erfunden haben soll, von welchem es lateinisch mensula Prätoriana genannt wurde. Dasselbe besteht aus einem kleinen, mit drei beweglichen Füßen versehenen Tischchen, dessen quadratförmige Platte, die zugleich als Zeichenbret dient und deshalb mit Papier überzogen wird, mittels dreier Schrauben horizontal gestellt werden kann. Um von dem Nutzen und Gebrauch desselben eine Idee zu geben, nehmen wir an, es sei ein Feld, das die Form eines Dreiecks hat, zu vermessen. Dieses zu bewerkstelligen, muß der Geometer zuerst in die Ecken des Feldes Pfähle oder Stangen einschlagen, die ihm als Signalzeichen dienen. Den M. stellt er horizontal ungefähr in der Mitte des Feldes, steckt in das Reiß- oder Zeichenbret eine Nadel ein und bezeichnet überdies den Punkt auf dem Felde, über welchem diese Nadel steht. Ist dieses geschehen, so legt er an die Nadel sein Diopterlineal (s. d.) an und visirt damit auf eines der Signalzeichen an den Ecken des Feldes. Hierauf zieht er an der der Nadel zugekehrten Seite des Diopterlineals eine Linie, läßt die Entfernung des genannten Zeichens von dem Punkte, über welchem die Nadel sich befindet, mit der Kette messen und trägt sie mit Hülfe eines Zirkels, nach einem verjüngten Maßstabe, auf die Linie auf. Ebenso verfährt er mit den andern Ecken des Feldes und verbindet dann, wenn sie alle aufgetragen sind, die verzeichneten Endpunkte durch gerade Linien, wodurch er eine Zeichnung erhält, die dem Felde vollkommen ähnlich und zu jeder Berechnung desselben geschickt ist.

Mestizen, s. Farbige.

Mészáros (Lazar), ungar. Revolutionsgeneral und Kriegsminister, wurde 20. Febr. 1796 zu Boja in Ungarn von einer altadelichen Familie geboren. Schon frühzeitig verwaist, übernahm ein Bruder seiner Mutter die Erziehung des Knaben, den er anfangs dem geistlichen und, als M. hierfür keine Neigung zeigte, dem jurist. Stande bestimmte. Durch Privatunterricht vorbereitet, hatte M. bereits in Pesth seine Studien begonnen, als ihn der Aufruf Franz' I. 1813 ins Militärleben überführte. M. wohnte den Feldzügen von 1814 und 1815 als Lieutenant der ungar. Freiwilligen bei und ward nach dem Frieden zum Oberlieutenant in der Armee befördert. Ohne Protection schwang er sich durch eigenes Verdienst langsam empor und ward 1826 zum zweiten, 1834 zum ersten Rittmeister, 1837 zum Major und 1844 zum Obersten des fünften Husarenregiments ernannt. In dieser Stellung kam er in unmittelbare Berührung mit dem Inhaber des Regiments, Feldmarschall Grafen Radetzky, der in M. den wackern Haudegen und gebildeten Militär achtete. Die Muße des Friedens zu Studien benutzend, machte sich M. durch mehrere fachwissenschaftliche, in ungar. Sprache abgefaßte Schriften auch in weitern Kreisen bekannt und wurde 1844 von der ungar. Akademie zum Ehrenmitgliede ernannt. Als infolge der Märzereignisse von 1848 Graf L. Batthyányi ein ungar. Ministerium bildete, übertrug er M., der bei der Armee in Italien stand, das Kriegsportefeuille. Dieser wollte jedoch seine Stellung nicht verlassen, hielt sich auch in seiner Bescheidenheit nicht für hinlänglich geeignet, einen so hohen Posten zu versehen. Erst auf ein königl. Handschreiben vom 7. Mai nahm er das Portefeuille an, langte Ende Mai in Ungarn an und gab sich nun mit Eifer seinem Amte hin, obschon er lange einen harten Kampf zwischen seinen österr. Gesinnungen und der neuen, bald sehr kritischen Stellung zu bestehen hatte. Namentlich widersetzte er sich der nationalen, von der österreichischen gesonderten Organisation der ungar. Armee. Als jedoch der offene Kampf zwischen Oesterreich und Ungarn ausbrach, erklärte er sich entschieden für die nationale Sache und vollzog rasch und geschickt die Organisation der ungar. Armee. Minder glücklich war M. als Anführer. Nach der Unabhängigkeitserklärung vom 14. April 1849 trat er freiwillig von seinem Posten zurück und wurde zum Feldmarschallieutenant ernannt. Als Anfang Juli

1849 Görgei das Obercommando abgenommen werden sollte, ward M. mit demselben betraut, konnte es jedoch bei den damaligen Zerwürfnissen im Schose der Regierung nicht recht behaupten. In seiner Eigenschaft als General und mit Dembinski die Perczel-Wysocki'sche Theißarmee befehligend, folgte er der Regierung auf ihrem Rückzuge bis Temesvar und betheiligte sich an den Schlachten von Szöreg und Temesvar. Nach der Waffenstreckung von Vilagos wandte er sich mit Dembinski in die Türkei, wo er die Wechselfälle der gesammten ungar. Emigration theilte. Im Sommer 1851 von der Internirung befreit, bald darauf von den österr. Kriegsgerichten in effigie gehängt, ging M. erst nach England, dann nach Frankreich. Nach dem franz. Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 zog er sich auf die Insel Jersey zurück, wo er im Sommer 1853 sich zur Auswanderung nach Amerika anschickte. Im Oct. 1858 kehrte er nach England zurück, und hier starb er schon 16. Nov. 1858 zu Eywood in Herefordshire. Eine Biographie M.' mit Briefen erschien 1866 zu Pesth.

Metabasis, s. Apostrophe.

Metaböle (griech.), eigentlich das Umsetzen oder die Veränderung, nennt man in der Grammatik die Versetzung von Buchstaben, wie sie in einigen Wörtern des Wohlklangs, bisweilen auch des Versmaßes wegen vorgenommen wird, in der Rhetorik aber das Zusammenstellen von Gegensätzen in umgekehrter Ordnung.

Metalle nennt man alle diejenigen einfachen Körper oder Elemente, die sich von den Nichtmetallen oder Metalloïden (s. d.) hauptsächlich durch folgende Eigenschaften unterscheiden: Sie sind undurchsichtig (eine Ausnahme macht das Gold, das in äußerst dünnen Blättchen mit grüner Farbe durchscheinend ist); sie besitzen einen eigenthümlichen Glanz, Metallglanz, der auf den Krystallflächen und im polirten Zustande wahrzunehmen ist; sie besitzen in höherm Grade das Vermögen, Wärme und Elektricität zu leiten; sie sind zum Theil geschmeidig; sie haben meistens ein hohes specifisches Gewicht. Durch letztere Eigenschaft sind namentlich die sog. schweren M. charakterisirt, nicht die M. der Erden und der Alkalien, von denen z. B. Kalium specifisch leichter als Wasser ist. Alle M. sind bei gewöhnlicher Temperatur fest, mit Ausnahme des Quecksilbers und verbinden sich ohne Ausnahme mit Sauerstoff zu Oxyden, die zum größten Theil basische Eigenschaften besitzen, sowie mit Chlor, Brom, Jod und Schwefel. Man unterscheidet leichte M. und schwere M. Zu den leichten M. gehören alle M. von einem specifischen Gewicht nicht über 5,0, die sich mit Sauerstoff sehr lebhaft zu Oxyden verbinden, und die sämmtlich basisch und durch Wasserstoffgas nicht reducirbar sind, nämlich: a) die M. der Alkalien, leichter als Wasser, dasselbe unter Feuererscheinung zersetzend und mit Sauerstoff die bekannten in Wasser löslichen Alkalien gebend (Kalium, Natrium und Lithium); b) die M. der alkalischen Erden, schwerer als Wasser und Schwefelsäure, das Wasser rasch zersetzend, die Oxyde ebenfalls mit alkalischer Reaction in Wasser löslich, aber weit schwerer als die vorigen (Baryum, Strontium und Calcium); c) die M. der Erden, schwerer als Wasser, dasselbe bei gewöhnlicher Temperatur nur langsam zersetzend, die Oxyde starke Basen, aber in Wasser unlöslich (Aluminium, Zirkonium, Beryllium oder Glycium, Magnesium, Cerium, Yttrium und die noch wenig bekannten Thorium, Lanthan, Erbium, Terbium und Didym). Die schweren M., die eigentlichen M. der ältern Chemiker, von einem specifischen Gewicht über 5,0 und sämmtlich mit deutlichem Metallglanz, die die Elektricität unzweifelhaft leiten, und deren Oxyde, mit Ausnahme des Mangans, durch Wasserstoffgas reducirbar sind, sind: a) strengflüssige, welche Wasser im Rothglühen für sich, mit Säuren bei gewöhnlicher Temperatur (mit Ausnahme der drei letzten) zersetzen, an der Luft sich ganz von selbst allmählich oxydiren und mit Sauerstoff eine ganze Reihe von Verbindungen geben, deren höchste sauere Eigenschaften haben, während die niedrigern kräftige Basen sind (Mangan, Eisen, Kobalt, Nickel, Chrom, Uran, Molybdän, Vanadium und Wolfram); b) leichter schmelzbare, die Wasser im Glühen, aber nicht durch Säuren zersetzen, zwei basische Oxyde bilden, deren höheres sich auch als Säure verhält (Zinn und Kupfer); c) leicht schmelzbare, zum Theil flüchtige, die Wasser zersetzen und nur ein basisches Oxyd bilden (Wismut, Blei, Zink und Cadmium); d) sog. edle M., welche Wasser bei keiner Temperatur zersetzen, sich an der Luft nicht von selbst oxydiren, und deren Oxyde schon durch bloße Erhitzung zersetzbar sind (Quecksilber, Silber, Gold, Platin, Palladium, Rhodium, Osmium, Ruthenium und Iridium). Endlich gibt es noch einige, deren Stellung zweifelhaft ist, so das Niobium, Pelopium, Titan, Tellur und Tantal. Manche Chemiker rechnen Selen, Arsenik und Silicium zu den M.

An den eigentlichen M. sind technisch bemerkenswerthe Eigenschaften: a) die Fähigkeit, eine hohe Politur anzunehmen, welche aber nur bei den edeln M. an der Luft beständig ist; b) die Schmelzbarkeit, wovon die Möglichkeit abhängt, M. durch den Guß zu formen, in welcher Be-

ziehung die M. so folgen: Zinn, Wismut, Blei, Zink, Kupfer, Silber, Gold, Eisen und Platin; c) die Schweißbarkeit, d. h. die Eigenschaft, sich in Weißglühhitze so zu erweichen, daß man getrennte Theile unmittelbar vereinigen kann, welche nur dem Eisen, Platin und Palladium, in gewisser Beziehung auch dem Blei, Kalium und Natrium zukommt. Destillirbar sind das Quecksilber, Zink, Cadmium, Kalium und Natrium. Die Farbe der M. ist sehr verschieden, und die Eigenschaft derselben, Legirungen zu geben, d. h. sich untereinander in verschiedenen Verhältnissen zusammenschmelzen zu lassen (s. Legiren), gestattet eine große Mannichfaltigkeit, wie die verschiedenen Farben des mit Kupfer und Silber legirten verarbeiteten Goldes, das Messing und die andern Legirungen aus Kupfer und Zink (Tomback, Semilor, Chrysochalk u. s. w.), die Bronzen (aus Kupfer, Zinn und Zink) und das Argentan oder Neusilber (Kupfer, Zink und Nickel) beweisen. Manche M. nehmen beim Erkalten eine krystallinische Structur an, wovon z. B. das Metallmoor der verzinnten Blechwaaren abhängt. Hart sind die M., mit Ausnahme der kohlehaltigen Verbindungen des Eisens (des Stahls), nicht in sehr hohem Grade; damit hängt zum Theil ihre Elasticität und Biegsamkeit zusammen sowie die Fähigkeit, zu klingen. Auch hierin lassen sich durch Legirungen besonders technisch anwendbare Zwischenstufen erzeugen. Die meisten technisch nicht anwendbaren M. sind spröde; hämmerbar sind Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Platin, Blei, Zink und Eisen, letzteres besonders in der Hitze, was jedoch nach dem Grade der Reinheit manche Abänderung erleidet. Zu Drähten und Blechen dehnbar sind dieselben M., doch in etwas anderer Ordnung, nämlich Gold, Silber, Platin, Eisen, Kupfer, Zink, Zinn und Blei. Indem die M. sich mit Sauerstoff verbinden, entstehen die Metalloxyde, die mit Ausnahme einer gewissen Anzahl, wie z. B. der Chromsäure, Mangansäure, Uebermangansäure, sich als Basen oder indifferent, wie die Suboxyde und Superoxyde, verhalten. (S. Oxyd.) Durch die Verbindungen der Metalloxyde mit Säuren entstehen die Metallsalze, obgleich man im engern Sinne nur die Verbindungen der Oxyde der sog. schweren M. mit Säuren, namentlich die im Wasser löslichen, deren Lösungen wie die des Kupfervitriols u. s. w. metallischen Geschmack besitzen, darunter versteht.

Métalliques oder Rescriptions métalliques, d. i. Scheine für klingende Münze, wurden in Frankreich die von dem Directorium 1797 ausgegebenen, die Mandate ersetzenden Staatspapiere genannt. Als Oesterreich nach den Napoleonischen Kriegen an die Regelung seiner Finanzverhältnisse ging, erhielten diesen Namen auch die österr. Staatsobligationen, welche auf Conventionsmünze ausgestellt und darin verzinst wurden, im Gegensatze der in Papiergeld verzinsten und realisirten, und ebenso die russ. Staatspapiere, welche auf Silberrubel lauten und in Silbermünze verzinst werden, im Gegensatze der Papiere, die auf Banco-Assignationen gestellt sind und in solchen verzinst werden. Die österr. Regierung hat jedoch den Namen M. für ihre spätern Papieremissionen nicht beibehalten.

Metallochromie oder galvanische Metallfärbung nennt man ein von Becquerel begründetes Verfahren, durch Ueberziehen von Metallgegenständen mit gewissen Oxyden auf galvanischem Wege verschiedene Farben hervorzubringen. Dieses Verfahren wird in der Technik zur Verzierung von Gegenständen aus Kupfer, Tomback und Messing, welche vorher eine dünne galvanische Vergoldung empfangen haben, angewendet. Die Bleiglätte (Bleioxyd) wird besonders in der M. benutzt, indem man in eine gesättigte Lösung der Bleiglätte in Aetzkalilauge den zu färbenden Metallgegenstand bringt, welcher mit der Anode einer galvanischen Batterie in Verbindung steht, während ihr gegenüber eine Platinplatte als Kathode dient. Es lagert sich auf dem Metallgegenstande Bleisuperoxyd ab, dessen Farbe sich mit der Dicke der Schicht ändert. Die auf diese Weise erzeugten Farben gehören in die bekannte Kategorie der Farben dünner Schichten. Die Hauptfarbe ist Grün oder Purpurroth, welche in Nebenfarben (Hellroth, Blau, Violett, Gelb) übergeht.

Metalloïde nannte man sonst die Metalle der Alkalien und Erden. Berzelius brauchte zuerst den Namen für alle nichtmetallischen Elemente. Soweit unsere Erfahrungen reichen, gibt es 14 M. oder Nichtmetalle. Diese sind: Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Bor, Kohlenstoff, Silicium, Schwefel, Selen, Phosphor, Fluor, Chlor, Brom, Jod, Arsenik. Einige rechnen Arsenik und Selen zu den Metallen, andere Tellur und Antimon zu den M.

Metallurgie ist im weitern Sinne die Lehre von den Processen, durch welche die Metalle und gewisse Verbindungen derselben aus ihren Erzen dargestellt werden. Die M. im engern Sinne umfaßt nur diejenigen dieser Processe, deren Ausführung im großen (in Hüttenwerken) vor sich geht. Die metallurgischen Processe, welche fast alle auf chem. Principien beruhen,

erfordern zunächst zur Ausführung gewisse Apparate, und da die meisten dieser Processe auf heißem und trockenem Wege ausgeführt werden, so sind Brennmaterialien ein zweites Haupterforderniß. Bei der Anwendung der letztern kommt es darauf an, daß der größtmögliche Nutzeffect derselben erreicht werde.

Metamorphische Gesteine pflegt man alle diejenigen Felsarten zu nennen, von denen sich nachweisen oder wenigstens als sehr wahrscheinlich vermuthen läßt, daß sie bei ihrer ersten Entstehung eine ganz andere Zusammensetzung besaßen, als sie gegenwärtig zeigen. Es gilt das ganz besonders für gewisse krystallinische Schiefer, wie Gneis und Glimmerschiefer, von denen man vermuthet, daß sie durch plutonische Einwirkungen aus verschiedenen Thonschieferarten entstanden sind. Im Thonschiefer erkennt man keine bestimmten Mineralien als Gemengtheile und keine krystallinische Textur; im Glimmerschiefer erkennt man dagegen Glimmer und Quarz, im Gneis dazu auch noch Feldspat, und diese Mineralien sind krystallinisch miteinander verwachsen. Sind daher, wie es höchst wahrscheinlich ist, diese Gesteine aus etwas ungleichen Thonschieferarten entstanden, so muß durch irgendeinen Vorgang die Aggregation aller Theile wesentlich verändert, metamorphosirt worden sein. Aber auch wenn die mineralische Zusammensetzung wesentlich dieselbe geblieben ist und nur die Textur sich auffallend verändert hat, pflegt man oft den Ausdruck «metamorphisch» anzuwenden, so z. B. auf krystallinisch körnigen Kalkstein, von dem man voraussetzt, daß er aus dichtem entstanden sei. Es ist indessen hierzu zu bemerken, daß überhaupt die meisten ältern Gesteine nicht ganz in dem Zustande geblieben sind, in welchem sie ursprünglich gebildet wurden; so dürften z. B. zu keiner Zeit Thonschiefer, fester Sandstein oder Steinkohle in dem Zustande abgelagert worden sein, für welchen man diese Benennungen anwendet, sondern vielmehr als Thonschlamm, Sand und Pflanzensubstanz; streng genommen könnte man daher auch diese Gesteine als umgewandelte oder metamorphische bezeichnen; es ist indessen üblich, den letztern Ausdruck nur dann anzuwenden, wenn die eingetretene Umwandlung eine so auffällige ist, daß man den ursprünglichen Zustand kaum noch erkennen kann. Ueber die Ursache und den Vorgang der Umwandlung bestehen unter den Geologen allerdings noch sehr verschiedene Ansichten.

Metamorphose (griech.) heißt eigentlich jede Verwandlung in eine andere Gestalt oder eine Umgestaltung. Doch bezeichnet man mit dem Worte vorzugsweise in der Mythologie der Alten die zahlreichen Sagen und Fabeln über die Verwandlungen von Menschen in Thiere, Steine, Bäume, selbst in Feuer oder Wasser u. s. w., deren Ursprung und Deutung sich meist nicht mehr sicher nachweisen läßt. Viele derselben mögen in der frühesten Beobachtung der Erscheinungen und Veränderungen der Natur, andere in den symbolischen und allegorischen Darstellungen auf Kunstwerken oder in der Bildersprache der Dichter, die man eigentlich auslegte, die meisten aber wol in dem Aberglauben und dem Streben, eine einfache Begebenheit ins Uebernatürliche und Abenteuerliche zu ziehen, ihren Grund haben, während in der spätern Zeit mehrere solcher Erzählungen zum Zwecke moralischer Belehrung erfunden wurden. Die kühne und lebhafte Einbildung der Morgenländer hat eine lange Reihe von Dichtungen dieser Art geschaffen. Diesen zunächst stehen die Griechen und Römer, von denen derartige Erzählungen in gebundener und ungebundener Sprache mit Vorliebe zusammengestellt und bearbeitet wurden. Unter den Griechen geschah dies besonders von den Dichtern, Sophisten, Rhetoren und Grammatikern des alexandrinischen Zeitalters, namentlich von Kallisthenes, Antigonus, Nikander, Parthenius u. a., aus deren Werken Antoninus Liberalis (s. d.) in seinen «Metamorphoses» noch Bruchstücke erhalten hat; unter den Römern vor allen von Ovidius (s. d.) in dem unter dem Titel «Metamorphosen» bekannten Gedichte. Ebenso gewähren in der deutschen Literatur die Feen-, Zauber- und Volksmärchen eine reiche Ausbeute, und welche Anmuth und Gefälligkeit diesen Verwandlungen sich geben läßt, hat in späterer Zeit Wieland und noch mehr Herder in den «Paramythien» bewiesen.

Metamorphose wird in der Botanik die Veränderung genannt, welche ein und dasselbe Organ auf den verschiedenen Lebensstufen der Pflanze erleidet, wie das Blattorgan, welches zuerst als Samenblatt auftritt, dann als Laubblatt erscheint und immer weiter hinauf am Pflanzenstengel in Deckblatt, Kelchblatt, Blumenblatt, Staubblatt und Fruchtblatt umgewandelt wird. Ist dabei das Organ auf eine höhere, spätere Stufe der Ausbildung gehoben worden, so bezeichnet man dies als die fortschreitende Metamorphose, z. B. die Erhebung des Laubblattes zum Kelchblatte, des Blumenblattes zum Staubblatte u. s. w. Tritt aber das schon höher entwickelte Organ auf eine tiefere, frühere Ausbildungsstufe zurück, z. B. wenn Kelchblätter wieder zu Laubblättern werden, wie zuweilen bei den Rosen, oder die Blumenblätter zu Kelch-

blättern, wie bei dem sog. Vergrünen der Blüten, oder die Staubblätter zu Blumenblättern, wie in gefüllten Blüten, so wird dies die rückschreitende Metamorphose genannt. Goethe war der erste, welcher in seiner Schrift «Ueber die M. der Pflanze» (Gotha 1790) die Lehre von der Pflanzenmetamorphose aufstellte. Vgl. Wigand, «Kritik und Geschichte der Lehre von der M. der Pflanze» (Lpz. 1846). — In der Zoologie nennt man M. das Durchlaufen verschiedener Lebensperioden, vom Ei bis zum reifen Zustande, innerhalb welcher das Thier durch das Vorhandensein provisorischer Organe oder die Abwesenheit wesentlicher, im reifen Zustande vorhandener Organe eine abweichende Gestalt besitzt und sich als Larve (s. d.) documentirt. Die M. ist am längsten bei den Insekten und den Amphibien (Fröschen und Kröten) bekannt, kommt aber auch in den meisten übrigen Thierklassen, mit Ausnahme der höhern Wirbelthiere, vor. Eine besondere Art der M. ist der Generationswechsel (s. d.).

Metapher oder Metaphöra (griech.) heißt in der Rhetorik die Vertauschung des eigentlichen oder gewöhnlichen Ausdrucks mit einem bildlichen oder übertragenen, ohne daß dadurch die grammatische Stellung und Geltung verändert wird. Sie gehört zu den gangbarsten Tropen und dient, da sie die abstracte Vorstellung durch ein versinnlichendes Bild bezeichnet, namentlich zur Veranschaulichung und Belebung des Gedankens und der Rede überhaupt. In diesem Sinne gebraucht man «Hafen» statt «Zuflucht», «Wunde» statt «Kränkung» oder «Verlust», «kalt» für «gefühllos». Mehrere schöne M. enthält der Anfang der Elegie Matthisson's: «Schweigend in der Abenddämm'rung Schleier ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt.» Obgleich aber die M. einen weit freiern Gebrauch zuläßt als die Allegorie (s. d.) und das Gleichniß (s. d.), so hat man dennoch einen zu schnellen Uebergang aus dem uneigentlichen Ausdruck in den eigentlichen ebenso sehr zu vermeiden als die Vermengung zweier M. unter sich, wie in folgenden Beispielen: «Diese Säule des Staats ist ihrem Tode nahe», und: «Du hast jeden Keim des Stolzes in mir ausgelöscht.» Ueberhaupt muß die M., wenn sie zur Verschönerung des Ausdrucks dienen soll, stets dem Wesen, der Würde und Bedeutung des Gegenstandes entsprechen und daher weder unanständig und gemein, noch dunkel und zu weit hergeholt oder gelehrt sein, wie letzteres bei Jean Paul häufig der Fall ist. Auffallende M. pflegt man dann wenigstens durch einen mildernden Zusatz, wie «sozusagen» oder «gleichsam», einzuleiten.

Metaphräse oder Metaphrasis (griech.) nennt man die Umschreibung oder wortgetreue Uebersetzung einer Schrift in eine andere Sprache, wie wir unter diesem Titel aus späterer Zeit griech. Uebersetzungen lat. Schriftsteller, z. B. des Eutrop von einem gewissen Päanius und des Julius Cäsar von Planudes, besitzen. Besonders aber bezeichnet man damit die Uebertragung eines Gedichts in die Prosa, dergleichen in späterer Zeit von den Fabeln des Aesop und Phädrus mehrere geliefert worden sind. (S. Paraphrase.)

Metaphysik kann als die Wissenschaft von den Realprincipien der Erscheinungen bezeichnet werden. Der Name soll zufällig entstanden sein, indem der Theil der Schriften des Aristoteles, der die Untersuchungen über die höchsten theoretischen Begriffe enthält, als «der auf die physischen Bücher folgende» (μετὰ τὰ φυσικά) bezeichnet wurde. Bei den Alten ist dieser Name nicht gewöhnlich gewesen; bei ihnen bezeichnet der Ausdruck Physik das, was die Neuern M. oder theoretische Speculation nennen. Weil es die M. mit Begriffen zu thun hat, die gleichsam das Knochengerüste aller theoretischen Erkenntniß bilden und von allen übrigen theoretischen Wissenschaften vorausgesetzt werden, mit den Begriffen des Seins und des Werdens, der Kraft und des Stoffs, des Raums und der Zeit u. s. w., sind die metaphysischen Untersuchungen von jeher das Gebiet gewesen, auf welchem sich die Gegensätze der philos. Systeme vorzugsweise begegnen mußten, und die Geschichte der M. ist daher die Geschichte der theoretischen Speculation selbst. Schon in den Zeiten vor Sokrates hatten sich die verschiedenen Grundansichten über die Realgründe der Erscheinungswelt beinahe vollständig geltend gemacht, und die Fragen, ob das Reale, was den Erscheinungen zu Grunde liege, eines oder vieles, ob es als körperlich oder als unkörperlich zu denken sei; ob dem, was ist, die Veränderung an sich selbst zukomme, oder ob alle Veränderung nur ein äußerer, das Seiende selbst nicht berührender Schein, ob die vorliegende Naturordnung ein Product des Zufalls oder der Nothwendigkeit oder das Werk einer vernünftigen Intelligenz sei: diese und ähnliche Fragen hatten die Denker ebenso beschäftigt wie voneinander getrennt. Die Platonische und Aristotelische Philosophie sind als die umfassendsten und großartigsten Vermittelungsversuche dieser speculativen Gegensätze zu betrachten, und namentlich die Art, wie Aristoteles die Grundbegriffe der M. bestimmt hatte, ist lange Jahrhunderte hindurch maßgebend gewesen und läßt sich das ganze Mittelalter hindurch bis herab auf Leibniz und Wolf verfolgen. Im Laufe der Zeit wurden die metaphysischen Fragen

theils durch die Rücksicht auf religiöse Voraussetzungen und die Glaubenslehren des Christenthums, theils durch die Erweiterung der empirischen Naturkenntniß immer verwickelter; die einfachen und ursprünglichen Probleme, welche die alten Denker beschäftigt hatten, traten in den Hintergrund, und man überzeugte sich immer mehr, daß eine gründliche Beantwortung der auf die Natur des Daseienden überhaupt bezüglichen Fragen nur gewonnen wird durch eine Erforschung des Wesens und der Einrichtung unsers Erkenntnißprocesses. Kant, welcher diesen vorzüglich durch Locke und Hume vorbereiteten Weg mit der größten Entschiedenheit und dem vollsten Bewußtsein desselben einschlug, nannte seine auf ihm gefundene Philosophie die kritische oder den Kriticismus im Gegensatz vom Dogmatismus als dem ältern Verfahren, alle speculativen Behauptungen aus gewissen ersten, von vornherein als gültig angenommenen Lehrsätzen nach sog. mathematischer Methode abzuleiten, wie z. B. Spinoza und Wolf gethan hatten. Der Kant'sche Kriticismus führt weder die Erkenntniß allein auf die Erfahrung oder Beobachtung durch die Sinne zurück, wie der Sensualismus, noch auch nimmt er angeborene Ideen als unmittelbare Erkenntnisse des wahrhaft Seienden an, sondern er weist nach, daß die Erfahrungserkenntniß ein Erzeugniß des Verstandes als einer spontanen und combinirenden Thätigkeit ist, welche in den sinnlichen Empfindungen einerseits, den apriorischen Anschauungen (Raum und Zeit) andererseits den Stoff zu ihren Gebilden theils von außen, theils von innen her geliefert bekommt. Die M. ist seit Kant ihrem geläuterten Charakter, Kriticismus zu sein, im ganzen treu geblieben; dies hat jedoch nicht gehindert, daß sich die Gegensätze von Idealismus (s. d.), Realismus (s. d.) und Dualismus in ihr aufs neue, jedoch von höhern Standpunkten des methodischen Denkens aus, wiederholt haben. Ehemals pflegte man zur M. außer ihrem eigentlichen Inhalte, welcher als Ontologie bezeichnet wurde, auch noch die Kosmologie, die rationale Psychologie und die natürliche Theologie zu zählen. Heutzutage betrachtet man die letztern unter dem Namen der Naturphilosophie, der speculativen Psychologie und der Religionsphilosophie als gesonderte Wissenschaften.

Metastasio (Pietro Antonio Domenico Bonaventura), ein classischer ital. Dichter, der Schöpfer des neuern ital. Singspiels, geb. zu Assisi 13. Jan. 1698, hieß eigentlich Trapassi und war der Sohn eines gemeinen Soldaten. Seine Liebe für die Poesie entwickelte sich früh, besonders durch das Lesen des Tasso. Schon als Knabe verrieth er sein poetisches Talent durch Reimen und Improvisiren; doch mußte er letzteres seines angegriffenen Nervensystems wegen bald aufgeben. Zufällig lernte ihn der berühmte Rechtsgelehrte Gravina kennen, der nun, nachdem er ihm den Namen M. beigelegt hatte, nicht nur für seine sorgfältige Erziehung und Bildung sorgte, sondern ihn auch bei seinem Tode 1717 zum Erben seines ganzen Vermögens einsetzte. So konnte sich M. ganz seiner Neigung für die Poesie überlassen. Er betrat die Laufbahn als lyrisch-dramatischer Dichter mit dem Singspiel «Didone abbandonata», das, von Sardi in Musik gesetzt, 1724 in Neapel aufgeführt wurde, und worin er sein Verhältniß zu der damals berühmten Sängerin Maria Romanina, nachherigen Bulgarelli, geschildert haben soll. Schon nach wenigen Jahren hatte er sich einen solchen Ruf erworben, daß ihn 1729 Kaiser Karl VI. nach Wien berief, zu seinem Hofdichter ernannte und ihm einen Jahrgehalt von 4000 Fl. bewilligte. Seitdem fand am kaiserl. Hofe kein Fest statt, das er nicht durch seine Verse verschönerte. Zu dem Glücke, das er in ganz Europa und besonders an den Höfen machte, trug hauptsächlich bei, daß er nicht blos vermöge seines Amts, sondern auch durch seine Manieren Hofdichter war. Er starb 12. April 1782. Am berühmtesten machte er sich durch seine Opern und Cantatendichtungen, die von den Componisten sehr gesucht waren; doch haben sich wenige der von ihm gedichteten Opern auf der Bühne erhalten. Die besten Ausgaben seiner Werke sind die zu Paris (12 Bde., 1780—82) und zu Mantua (20 Bde., 1816—20) erschienenen.

Metathĕsis (griech.) nennt man in der Grammatik die Umstellung von Buchstaben, die man häufig bei Verpflanzungen von Wörtern in eine andere Sprache wahrnimmt, z. B. bei den aus der griech. Sprache in die lateinische übergegangenen Eigennamen «Herakles» und «Hercules», «Karchedon» und «Karthago».

Metellus ist der Name einer Familie des plebejischen Geschlechts der Cäcilier, die zu den angesehensten der röm. Nobilität gehörte, seitdem Lucius Cäcilius M., der im ersten Punischen Kriege zweimal (250 und 247 v. Chr.) Consul war und 243 als Pontifex Maximus das Palladium aus dem Tempel der Vesta bei einem Brande rettete, die Größe seines Hauses begründet hatte. Am bekanntesten sind: Quintus Cäcilius M., Macedonicus benannt, weil er als Prätor 148 v. Chr. den Andriscus besiegte, der sich unter dem Namen Philippus zum König von Macedonien aufgeworfen hatte. Nach seinem Consulat 143 kämpfte er 142

gegen Viriathus (s. d.), und 131 bekleidete er mit Quintus Pompejus die Censur. Von den Alten wurde sein Glück gepriesen, das sich theils in seiner Abkunft, seinen körperlichen und geistigen Kräften, dem Ruhme und den Ehrenstellen, die er erlangt, und in dem Besitz einer tugendhaften und fruchtbaren Gattin, theils darin bewährt habe, daß, als er 115 starb, schon der dritte seiner Söhne Consul war, einer von ihnen, Quintus, der von der Unterwerfung der Balearischen Inseln 123 und 122 den Beinamen Balearicus erhielt, triumphirt hatte, und der vierte sich um das Consulat bewarb. — Quintus Cäcilius M. Numidicus, Neffe des vorigen, wurde 109 v. Chr. Consul und kämpfte siegreich gegen Jugurtha in Numidien, bis ihm 107 der Oberbefehl durch Marius entzogen wurde. 102 bekleidete er die Censur, wurde 100 wegen seiner Weigerung, das Ackergesetz des Volkstribun Saturninus (s. d.) als Senator zu beschwören, verbannt und starb bald, nachdem er 99 aus Asien zurückberufen worden. Er war einer der reinsten und festesten Männer seiner Zeit. Sein Sohn, Quintus Cäcilius M., erhielt wegen des zärtlichen Eifers, den er bei dem Volke für die Rückrufung seines Vaters bittend dargelegt hatte, den Beinamen Pius. Er focht als Prätor 89 und 88 v. Chr. im Bundesgenossenkriege und entfloh nach des Marius Rückkehr 87 nach Afrika. Im J. 83 schloß er sich an Sulla, als dieser nach Italien zurückkehrte, an und siegte für ihn bei Faventia über Papirius Carbo und Norbanus. Mit Sulla, den er in den Proscriptionen zu mäßigen gestrebt hatte, bekleidete er 80 das Consulat; dann erhielt er 79 das jenseitige Spanien zur Provinz und gegen Sertorius (s. d.) den Oberbefehl, den er 76—72 mit Cnejus Pompejus theilte. Er starb 64 als Pontifex Maximus. — Quintus Cäcilius M. Creticus erhielt diesen Beinamen von seinen Kriegen in Kreta, das von ihm, nachdem er 69 v. Chr. mit Hortensius Consul gewesen, 68 und 67 unterworfen und zur Provinz gemacht wurde. Dem Cnejus Pompejus, der ihm den Ruhm dieser Unternehmung hatte entziehen wollen und seinen Triumph bis 62 hinzuhalten wußte, war er verfeindet. — Quintus Cäcilius M. Celer focht 66 v. Chr. unter Pompejus in Asien und besetzte 63 gegen die Catilinarier als Prätor die Pässe, die über den Apennin nach dem cisalpinischen Gallien führen, das er 62 unter dem Titel Proconsul verwaltete. Im J. 60 trat er als Consul gegen die Anmaßungen des Pompejus, 59 gegen Cäsar's Ackergesetz auf und starb, vielleicht durch seine Gattin Clodia vergiftet. Sein jüngerer Bruder, Quintus Cäcilius M. Nepos, hatte unter Pompejus im Seeräuberkrieg und in Asien gefochten. Als Volkstribun trat er 63 v. Chr. gegen Cicero beim Schluß von dessen Consulat und 62 für Pompejus auf. Sein Vorschlag, daß dieser mit dem Heere zur Herstellung der Ruhe nach Rom berufen werde, scheiterte an dem Widerstande des Senats und namentlich des Cato Uticensis (s. d.). Er floh zu Pompejus, kehrte mit ihm zurück und wurde 60 Prätor und 57 Consul. — Quintus Cäcilius M. Pius Scipio, bald Quintus Scipio, bald Scipio M. genannt, der Sohn des Publius Cornelius Scipio Nasica und der Licinia, wurde vom obenerwähnten M. Pius im Testament adoptirt und durch seine Tochter Cornelia 52 v. Chr. Schwiegervater des Pompejus. Im Aug. desselben Jahres von Pompejus zu seinem Collegen im Consulat ernannt, war er für ihn bis Anfang 49 gegen Cäsar im Senat einer der thätigsten. Namentlich betrieb er den Beschluß, durch den dieser für einen Feind des Staats erklärt wurde. Beim Ausbruch des Kriegs ging er nach Syrien, stieß 48 zu Pompejus, unter dem er in der Schlacht bei Pharsalus befehligte, und floh dann nach Afrika zu Juba, wo er, obschon verhaßt wegen seiner Ueppigkeit und Grausamkeit, durch Cato's Vermittelung den Oberbefehl über das Heer der Pompejaner erhielt. Nach dem Verluste der Schlacht bei Thapsus 46 tödtete er sich selbst auf der Flucht nach Spanien, nachdem seine Schiffe durch das Geschwader des Cäsarianers Publius Sittius überwältigt waren.

Metempsychose, s. Seelenwanderung.

Meteore oder Lufterscheinungen heißen im weitern und wissenschaftlichen Sinne alle Erscheinungen, welche meistens vorübergehenden Veränderungen in der Atmosphäre ihren Ursprung verdanken, z. B. Wolken, Nebel, Schnee, Regen, Regenbogen, Morgen- und Abendröthe, Höfe um Sonne und Mond; auch rechnet man Sternschnuppen und Feuerkugeln dazu; im engern Sinne aber blos die seltenern Erscheinungen letzterer Art.

Meteorologie heißt derjenige Theil der Physik, welcher sich mit den Erscheinungen in der Atmosphäre und also besonders auch mit den sog. Meteoren (s. d.) beschäftigt. Da die Erscheinungen in der Atmosphäre die Witterung bestimmen, so wird der Ausdruck M. auch gleichbedeutend mit Witterungskunde genommen. Unstreitig war dieser Theil der Physik derjenige, auf welchen die Menschen zuerst ihren Scharfsinn wendeten, da die hierhergehörigen Erscheinungen viel zu auffallend und einflußreich sind, als daß sie hätten lange unbeachtet bleiben

sollen. Die ältesten Völker schrieben dieselben mächtigen Gottheiten zu. Schon die Griechen und Römer bemühten sich, die M. wissenschaftlich zu betreiben. Aristoteles z. B. machte manche scharfsinnige Bemerkung und wichtige Beobachtung; es fehlte aber an zweckmäßigen Instrumenten und den nöthigen physik. Vorkenntnissen. Eine neue Epoche erblühte der Geschichte dieser Wissenschaft infolge der Erfindung des Barometers (s. d.) und Thermometers (s. d.), welche auch jetzt noch die vorzüglichsten Instrumente der Meteorologen sind. Aber noch verging lange Zeit, bevor ein wissenschaftlicher Anfang der M. möglich war. Es fehlte noch an über die ganze Erde sich erstreckenden guten Beobachtungen in hinreichender Zahl und hauptsächlich an Männern, die Scharfsinn genug besaßen, um sich in der Combination so mannichfacher Erscheinungen mit Glück zu versuchen. Endlich erklärte Franklin die elektrische Natur des Blitzes, Saussure und Deluc erfanden neue Instrumente, verfolgten die wechselnden Erscheinungen in den Alpen, und der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz entschloß sich zur Stiftung einer Meteorologischen Societät in Mannheim. Instrumente wurden von letzterer nach allen Punkten in Deutschland, Frankreich, Rußland und Italien versendet, die Beobachtungen genau verzeichnet und gedruckt, und noch lange werden die «Ephemeriden» dieser Societät Fundgruben für die M. bleiben. Doch alle oder wenigstens die meisten der damals gemachten meteorolog. Forschungen bezogen sich nur auf Europa; von dem Witterungsverhalten der übrigen Erdtheile und namentlich der Aequinoctialgegenden war wenig bekannt. Alex. von Humboldt (s. d.) war der erste, der, innig vertraut mit den Phänomenen Europas, mit kräftigen Zügen das Gemälde der Tropen entwarf. Er zeigte die Verschiedenheit in den Witterungsverhältnissen in niedern und höhern Breiten, auf Inseln und im Innern der Länder, und durch scharfsinnige Combinationen verband er eine Menge paradox scheinender Phänomene zu einem harmonischen Ganzen. Leop. von Buch (s. d.), welcher die Erscheinungen des hohen Nordens, des südl. Europa und der Canarischen Inseln sorgfältig beobachtet hatte, gab eine meisterhafte Uebersicht der wichtigsten Erscheinungen, welche das Barometer zeigt. Er wies nach, daß das Steigen und Fallen des Barometers hauptsächlich von der Temperaturveränderung benachbarter Gegenden verursacht wird, und nur insofern als Witterungsprophet dienen kann als jene Aenderung Störungen in dem bisherigen Zustande der Atmosphäre nach sich zieht. Nur dadurch, daß man meteorolog. Beobachtungen über ganze Länderstrecken anstellte, schien die Möglichkeit gegeben, eine Uebersicht über die Entstehung der Witterungserscheinungen, besonders das Eintreffen von Kälte- und Wärmeperioden, von Winden aus bestimmten Richtungen und von Stürmen zu erhalten, und Alex. von Humboldt war daher bemüht, über die ganze Erde die Errichtung eines Netzes meteorolog. Stationen anzuregen. Es gelang ihm, sowol in Deutschland als in England, Rußland, ja Asien meteorolog. Stationen ins Leben zu rufen, und jetzt gibt es wenige Länder der Erde, in welchen nicht systematische meteorolog. Beobachtungen gemacht werden. So sind z. B. in Preußen 60, in Sachsen 24, in Oesterreich 107, in Würtemberg 24, in der Schweiz 80, in Rußland einige 20, in Amerika über 100 Stationen thätig, und seitdem es durch schnelle Mittheilung mittels der Telegraphie möglich geworden ist, Störungen in bestimmten Gegenden in der Atmosphäre sofort zu erkennen und mit großer Wahrscheinlichkeit Witterungsänderungen und Stürme vorauszusagen, haben besonders die Küstenpunkte meteorolog. Stationen erhalten, wo auch bei zu erwartenden Stürmen Signale für die in der Nähe auf See sich befindenden Schiffe gegeben werden. Aus den nach und nach gesammelten Beobachtungen haben besonders Kämtz, Dove, Maury (für Strömungen) und andere Gelehrte neue Gesetze über Temperatur, Luftdruck, Niederschläge und Winde gefunden. Vorzügliche Lehrbücher über M. veröffentlichten: Kämtz, «Meteorologie» (3 Bde., Lpz. 1832—36); derselbe, «Vorlesungen über M.» (Halle 1846); Kunzek, «Lehrbuch der M.» (Wien 1850); Cornelius, «Meteorologie» (Halle 1863); Schmid, «Lehrbuch der M.» (Lpz. 1860); derselbe, «Grundriß der M.» (Lpz. 1862). Viele Monographien hat besonders Dove (s. d.) in den «Abhandlungen» der berliner Akademie mitgetheilt.

Meteorsteine, auch Mondsteine, Meteorolithen, Aërolithen oder Uranolithen, nennt man steinartige Massen, die meistens beim Zerplatzen von Feuerkugeln auf die Erde geschleudert werden. Die Feuerkugeln, auch Boliden genannt, erscheinen plötzlich in verschiedener Größe, oft mit einem scheinbaren Durchmesser, wie der Vollmond, von mehr als einem halben Grade, und bewegen sich in der Regel mit enormer Geschwindigkeit, die gewöhnlich der der Erde in ihrer Bahn gleichkommt, sie aber auch sehr oft übertrifft. Sie erscheinen öfters in prächtigen Farben, hinterlassen einen lebhaft leuchtenden Schweif, der zuweilen längere Zeit, bis zu einer Minute hin, sichtbar sein kann. Oefters zerplatzen sie nach kurzer Sichtbarkeit mit heftigem Knall

und besonders des Nachts mit lebhafter Lichterscheinung; am Tage hört man meistens nur starken Knall. Das Zerplatzen geschieht gewöhnlich in großer Höhe, und die Stücke, deren Zahl hin und wieder auf mehrere Tausende geht, fallen noch heiß, mit einer dünnen schwarzen Rinde überzogen, mit solcher Gewalt gegen die Erde herab, daß sie oft mehrere Fuß tief eindringen. Die alten Schriftsteller erwähnen dieser Steinfälle oft. Der berühmteste wirkliche Steinfall aus dem Alterthum ist der von Aigos-Potamos in Thrazien 476 v. Chr. Nach Plinius hatte der Stein die Größe eines Wagens und eine Farbe, als ob er angebrannt wäre. Aus Deutschland wird das früheste Phänomen dieser Art aus Sachsen berichtet, wo im J. 823 Menschen und Vieh erschlagen und 35 Dörfer vom Feuer verzehrt sein sollen. Auch meint man, daß der schwarze Stein der Kaaba in Mekka ein Meteorstein sein soll. Von neuern Steinfällen ist der bei Aigle bekannt, wo 1803 gegen 2000 Stück Steine, von 2 Quentchen bis 17½ Pfd. Gewicht, gefallen sind. Steine von Ensisheim und Verona wogen 2—300 Pfd., und ein Steinfall vom 9. Juli 1866 in Ungarn bei Knyahinya brachte einen Stein von 560 Pfd. Gewicht. Auch merkwürdig sind, außer den M., die herabfallenden kleinern oder größern Massen gediegenen Eisens, sog. Meteoreisen. Pallas verschaffte sich auf seinen Reisen in Sibirien 1772 eine Masse, welche 1600 Pfd. wog. Die Bestandtheile aller M. sind in der Hauptsache ziemlich dieselben, vorzüglich Eisen, Nickel, Kobalt, Phosphor, geringe Mengen von Chrom und Manganoxyd, Schwefel, Kalk, Talkerde, Thon, zuweilen auch Natron, Kali, Wasser, Kohle, Salzsäure, Kupfer und Zinn. Das specifische Gewicht ist meist zwischen 6 und 8, jedoch gibt es auch leichtere, sogar von dem specifischen Gewicht 1,3. Ueber den Ursprung der M. hat man mehrere Hypothesen aufgestellt, nach denen sie tellurischer, atmosphärischer, lunarischer oder kosmischer Natur sein sollen. Einige Physiker im vorigen Jahrhundert, namentlich die Gebrüder Deluc, hielten sie für Auswürflinge von Erdvulkanen, was theils wegen ihrer großen Verschiedenheit von vulkanischen Producten, theils wegen der zum Emporschleudern solcher Massen in solche Weiten ungenügenden Wurfkraft der Vulkane unstatthaft ist. Andere Physiker hielten sie für Gebilde, die sich in der Atmosphäre durch unbekannte chem. Processe aus den von der Erde aufgestiegenen mineralischen Dämpfen erzeugen. Dagegen spricht aber namentlich die große Höhe, in der man die Feuerkugeln erblickt und den Ursprung der M. suchen muß, und besonders die große Geschwindigkeit, mit welcher sie sich bewegen. Olbers sprach 1795 die Idee aus, daß Auswürflinge von Mondvulkanen auf die Erde gelangen könnten, und wies die Möglichkeit nach. Ihm stimmte Laplace 1802 bei, und mehrere andere Geometer, wie Plana, Drobisch, zeigten gleichfalls durch Rechnung die Möglichkeit jenes Ereignisses. Die Rechnung wies nach, daß eine vom Monde mit einer anfänglichen Geschwindigkeit von 8000 F. in der Secunde nach der Erde zu geschleuderte Masse nicht wieder zum Monde zurückkehren, sondern infolge der starken Anziehung der Erde möglicherweise in einem Zeitraume von 60—70 St. auf letztere gelangen könne und mit einer Geschwindigkeit von etwa 1½ M. in der Secunde ankommen werde. Unter andern nahm Berzelius den lunarischen Ursprung deshalb an, weil die M. metallisches Eisen enthalten, das sich als solches an einem Orte nicht halten könne, wo Wasser sei, welches man dem Monde absprechen will. Die lunarische Hypothese ist aber schwer haltbar, weil das höchst seltene Zusammentreffen günstiger Bedingungen, den vom Monde aus geworfenen Körper so in die Nähe der Erde zu bringen, daß er von ihr herabgezogen werde, mit der Häufigkeit der Meteorsteinfälle nicht vereinbar ist. Chladni (zuerst 1819), später viele andere, besonders Alex. von Humboldt, nahmen an, daß die M. kosmischen Ursprungs und aus dem großen Weltraume kämen. Es seien Massen, die sich, entweder als Bruchstücke eines größern Weltkörpers oder als selbständige kleine planetarische Körper, im Weltraume bewegen und auf die Erde fallen, wenn sie der Erde zu nahe kommen und von dieser angezogen werden. Größere Sammlungen von M. befinden sich unter anderm in Wien und Berlin. Vgl. Chladni, «Ueber Feuermeteore» (Wien 1819); Rose, «Beschreibung und Eintheilung der Meteoriten» (Berl. 1864); Buchner, «Die Feuermeteore» (Gießen 1859), und die Monographien von Haidinger in den Berichten der wiener Akademie.

Meter, in franz. Form Mètre (vom griech. metron, Maß), heißt das Grundmaß des neuen franz. oder decimalen Maßsystems, welches ebendeshalb gewöhnlich auch Metrisches System genannt wird. Der M. ist der zehnmillionste Theil des Viertels eines Erdmeridians ($^1/_{10000000}$ des Erdquadranten), und zwar des Quadranten zwischen dem Aequator und dem Nordpol. Da nun die zu diesem Behufe auf Veranlassung der republikanischen Regierung ausgeführten Gradmessungen, bei Annahme einer Abplattung der Erde von $^1/_{334}$, für den Erdquadranten einen Werth von 5,130840 Toisen ergaben, so wurde 1799 die neue Maßeinheit

(der zehnmillionste Theil dieses Werthes) gesetzlich (als «Mètre vrai et définitif») zu 443,296 alten pariser Linien festgestellt. Diese Größe ist dem M. als Maßeinheit auch unabänderlich verblieben, obgleich nach neuern Messungen und Berechnungen (namentlich Bessel's im J. 1837) sich die wahre Größe des Meridianquadranten, bei Annahme einer Abplattung von nur $1/_{299}$, auf 10,000565 M. erhöht. Der gesetzliche französische M., der in Frankreich selbst im Handel und Wandel als Fuß- und Ellenmaß fast allgemein gebräuchlich geworden ist, entspricht 3,1862 preuß., 3,16345 wiener, 3,5398 sächs., 3,426 bair., 3,490 würtemb., 3,281 russ. und engl. Fuß. In Baden und der Schweiz theilt sich der M. in 3, in Hessen-Darmstadt in 4 F.; in den Niederlanden gilt derselbe als Elle. Die höhern und niedern Einheiten des gesammten metrischen Systems werden nach dem Decimalsystem gebildet, und zwar in der Weise, daß man sich für die Vielfachen griechischer, für die Theile lat. Benennungen bedient. So theilt sich zunächst der M. in 10 Decimeter zu 10 Centimeter à 10 Millimeter, während 10 M. einen Dekameter, 10 Dekameter (oder 100 M.) einen Hektometer, 10 Hektometer oder 1000 M. einen Kilometer, endlich 10 Kilometer oder 10000 M. einen Myriameter bilden. Der Dekameter dient als Meßkette, der Hektometer als Maß für Fußwege und Ortsstraßen, der Kilometer (s. d.) und Myriameter als Meilenmaß für größere Entfernungen. Der Normal-Etalon des M. ist ein von Lenoir gefertigter Stab von Platin, welcher seine rechte Länge beim Gefrierpunkte des Wassers (0° R. oder C.) hat. Der Quadratmeter bildet die Grundlage des Flächenmaßes. Das gewöhnliche ökonomische Flächenmaß ist der Are (s. d.) von 100 Quadratmeter; zu geogr. Arealbestimmungen dienen der Hektare zu 100 Aren oder 10000 Quadratmeter und der Quadratkilometer (kilomètre carré) zu 100 Hektaren oder 1 Mill. Quadratmeter. Auf den Kubikmeter gehen die Hohl- und Körpermaße zurück. Als Einheit der erstern gilt der Liter (s. d.) oder $1/_{1000}$ des Kubikmeter, als die des letztern der Stère (s. d.) in der Größe eines Kubikmeters. Auch das Gewicht des metrischen Systems ist aus dem M. abgeleitet, indem das Kilogramm (s. d.) der Schwere eines Liters oder $1/_{1000}$ Kubikmeters destillirten Wassers bei dessen größter Dichtigkeit (4° C. oder $+3^1/_5$° R.), im luftleeren Raume gewogen, entspricht. (S. Gramme, sowie Maß und Gewicht.)

Meth oder Meht, ein weinartiges, hauptsächlich in Polen, Westpreußen und Rußland beliebtes Getränk, wird aus Honig und Wasser durch Kochen und Gärung gewonnen. Auch gibt man dem M. durch Zusatz von Obst, z. B. von Johannisbeeren, Kirschen, Himbeeren u. s. w., durch Gewürz und Kräuter ein größeres Arom. Jung hat der M. einen starken Geschmack nach Honig, der sich aber im Alter vermindert. Häufig wird der M. mit Most von Aepfeln oder mit Wein, Bier, auch wol mit Essig versetzt und dann Wein-, Biermeth u. s. w. genannt.

Methfessel (Albert), Hofkapellmeister zu Braunschweig, wurde 6. Oct. 1785 in Stadt-Ilm im Fürstenthume Schwarzburg-Rudolstadt geboren, wo sein Vater Cantor und Musikdirector war. Sein älterer Bruder, Friedrich M., geb. 1771, der sich ebenfalls als Sänger und Componist einen Namen erwarb, starb bereits 1807. Schon in früher Jugend zeigte sich bei Albert M. die entschiedene Begabung für Musik, sodaß er im zehnten Jahre bei dem öffentlichen Gottesdienste die Orgel spielen konnte und mehrere kleine Klaviersachen und Chorlieder componirte. Von 1800—7 besuchte er das Gymnasium zu Rudolstadt, wo er sich eine gründliche Schulbildung erwarb, zugleich aber für seine musikalische Ausbildung eifrig bemüht war. Schon als Gymnasiast gab er seine erste Liedersammlung heraus. 1807 ging er nach Leipzig, um sich den theol. Studien zu widmen; bald aber zog ihn seine vorherrschende Neigung fast ausschließlich zur Musik. Damals erregte er vorzüglich durch seine ansprechende Tenorstimme und namentlich durch seine Lieder zur Guitarre Aufmerksamkeit. Besonders interessirten sich Rochlitz und Schicht für ihn und veranlaßten auch seine Mitwirkung in den Gewandhausconcerten, während Schicht seine harmonischen Studien beförderte. M. gab hier eine Reihe von Compositionen für Gesang, Klavier, unter anderm auch ein «Guitarren-Journal» heraus. 1809 ging er mit Unterstützung des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt nach Dresden, um sich ganz der Tonkunst und vorzugsweise dem Studium des Gesangs zu widmen. Sodann ward er 1811 als Kammersänger und Musiklehrer der regierenden Fürstin in Rudolstadt angestellt, wo er im Verein mit dem genialen Max Eberwein belebend für die musikalischen Zustände wirkte. Auf einer Rheinreise begegnete ihm der berühmte Musikdirector Schwenke, bekannt durch seine Polemik gegen die Catalani, und veranlaßte ihn, sich in Hamburg niederzulassen. Hier wurde er (1822) einer der gesuchtesten Gesang- und Musiklehrer und entwickelte überhaupt eine ungemein rege und wirksame Thätigkeit. Er leitete mehrere Musikvereine und erwarb sich (1823) besonders durch Begründung und Leitung der ersten, noch jetzt bestehenden hamburgischen Liedertafel

ein bedeutendes Verdienst. Dabei componirte er zahlreiche Lieder, Chöre und Klaviersachen, eine große Kirchencantate (zur Jubelfeier des Pastor Behrmann) sowie mehrere größere Werke für Männerchor im Auftrage des Hanseatischen Vereins. 1832 wurde er als Hofkapellmeister nach Braunschweig berufen; nach einer 10jährigen Amtsführung sah er sich indeß wegen Gehörleiden veranlaßt, seine Stelle niederzulegen. Seine zahlreichen Lieder (mehrere von ihm selbst gedichtet) sind weit verbreitet und viele davon recht eigentlich Volkslieder geworden. Vorzüglich durch sein allbekanntes, vortreffliches und weitverbreitetes «Commersbuch», das viele Auflagen erlebte, hat M.'s Name große Popularität erhalten. Von seinen übrigen Compositionen, Orchesterwerken, Sonaten, Operneinlagen u. s. w. ist besonders noch ein Cyklus von Kirchencantaten für Männerchor, mit Orgel- und Instrumentalbegleitung, zu erwähnen. Als Meister des Fortepiano gilt M. vorzugsweise in der Begleitung des Gesangs und in seinen Improvisationen. Auch als Schriftsteller und Mitarbeiter an Journalen leistete M. Ausgezeichnetes, wobei ihm seine gründliche wissenschaftliche Bildung und ein geistreicher Stil zu statten kamen. M. lebt, fast gänzlich erblindet, in Braunschweig.

Methode bezeichnet im allgemeinen die Regelmäßigkeit eines Verfahrens, welches angewendet wird, um einen bestimmten Zweck zu erreichen. Entgegengesetzt ist dem methodischen Verfahren das planlose und blos von subjectiven Einfällen und Launen abhängige. Eine besondere Wichtigkeit hat der Begriff der M. theils für die Zwecke der Erziehung, theils zur Bestimmung des wissenschaftlichen Verfahrens. In der erstern Beziehung unterscheidet man nach der Form des Vortrags die akroamatische Methode, d. h. die Lehrart, wo der Lehrer ununterbrochen allein spricht und dem Lernenden die Auffassung des Gesprochenen überläßt, von der erotematischen oder dialogischen Methode, d. h. der abfragenden, welche auf einem gegenseitigen Gedankenaustausch des Lehrenden und Lernenden beruht, daher die Selbstthätigkeit des letztern unmittelbar in Anspruch nimmt und dem Lehrer ebenso Gelegenheit gibt, die Art, wie der Lehrstoff aufgefaßt wird, zu controliren, als auch der eigenen Gedankenentwickelung des Lernenden zu Hülfe zu kommen. Dadurch geht die erotematische M. in die katechetische über, welche man häufig auch die Sokratische nennt, weil Sokrates vorzüglich die Kunst geübt hat, den Lehrstoff im Gespräche mit den Schülern durch geschickt aneinandergereihte Fragen entstehen zu lassen, eine Kunst, die er als geistige Mäeutik (Hebammenkunst) bezeichnete. Ein ähnlicher Unterschied besteht zwischen der M. des gewöhnlichen einseitigen und der des gegenseitigen Unterrichts. (S. Bell-Lancaster'sches Unterrichtssystem.) Jede pädagogische M. muß auf das Ziel hinarbeiten, das, was gelernt werden soll, auf die leichteste, sicherste und natürlichste Weise zum geistigen Eigenthume des Lernenden zu machen. Der Zweck des theoretischen Unterrichts ist theils Aneignung von Kenntnissen, theils Entwickelung der geistigen Fähigkeiten. In dieser Beziehung macht sich der Unterschied zwischen einer blos darstellenden und mittheilenden M. geltend, welche eine Einprägung der Gegenstände im Gedächtniß des Schülers bezweckt, und einer analytischen oder entwickelnden M., welche dem Verstande des Schülers zur eigenen Erzeugung und Entwickelung der Erkenntnisse an der Anschauung der Gegenstände die Anleitung gibt, eine Art des Unterrichts, wie sie besonders von Pestalozzi (s. d.) geübt und empfohlen wurde. Obgleich der analytischen oder entwickelnden M. ihre Vorzüge für Entwickelung des Verstandes nicht abzusprechen sind, so ist doch dabei niemals aus dem Auge zu verlieren, daß bei der Jugend die Verstandesentwickelung erst im Keimen, dagegen die Gedächtnißkraft bereits in voller Stärke besteht, und folglich bei ihr immer noch mehr das Gedächtniß als der Verstand als Hebel gebraucht werden muß, wenn naturgemäße Erfolge erzielt werden sollen. Um aber das Gedächtniß möglichst zu unterstützen, muß man die Hülfen benutzen, welche die anschaulichen und concreten Vorstellungen mehr als die abstracten, die zu lebendigen Gruppen verbundenen mehr als die vereinzelten dem Gedächtnisse bieten. Hierauf gründen sich in Betreff des Sprachunterrichts die Methoden Jacotot's (s. d.) und Hamilton's (s. d.).

Unabhängig von solchen pädagogischen Rücksichten sind die eigentlich wissenschaftlichen M., welche ausschließend durch die Natur der wissenschaftlichen Probleme und den innern Zusammenhang der wissenschaftlichen Erkenntniß bedingt sind. Für solche Wissenschaften, die sich damit begnügen können, aus einer Vielheit beobachteter Fälle allgemeine Gesetze abzuleiten, sind vorzüglich die M. der Induction (s. d.) wichtig; wo es sich um einen innern Zusammenhang der Begriffe handelt, wird sich die M. zu einer speculativen auszubilden suchen. Insofern in diesem letztern Falle das wissenschaftliche Erkennen durch einen Fortschritt von den Gründen (Principien) zu den Folgen oder durch einen Rückgang von den Folgen zu den Gründen erzeugt wird, unterscheidet man progressive und regressive M., die man bisweilen auch als synthetische

und analytische bezeichnet. In nahem Zusammenhange damit steht ein anderer Unterschied des methodischen Verfahrens, indem man entweder ein Ganzes der Erkenntniß schon als gefunden betrachtet und unabhängig von der Art seiner Entstehung darstellt, oder in der Art der Entstehung selbst die Gründe der einzelnen Sätze darlegt. Die letztere M. ist die heuristische oder genetische. Für die methodischen Hülfsmittel, deren jede Wissenschaft je nach der Beschaffenheit der Probleme mannichfaltige bedarf, bietet die Logik mit ihrer Lehre von den Definitionen, Eintheilungen und Beweisen die allgemeinste Grundlage dar.

Methodik oder Methodologie heißt die Anweisung zur methodischen und zweckmäßigen Behandlung irgendeiner Aufgabe, z. B. zur Erlernung oder zum Vortrag einer Wissenschaft, zur Ausführung eines Geschäfts u. s. w. So spricht man von einer Methodologie des akademischen Studiums, der Medicin u. s. w. (S. Hodegetik.) Eine allgemeine wissenschaftliche Methodologie ist eine Aufgabe, die nur durch ein specielles Eingehen in den Geist aller einzelnen Wissenschaften würde gelöst werden können. Den ersten berühmten Versuch einer allgemeinen M. machte im Mittelalter Raymund Lullus in seiner «Großen Kunst» (ars magna Lulli), auf welche später Jordano Bruno (s. d.) ein großes Gewicht legte. Sie war aber mehr eine Anleitung zum Disputiren als zur wissenschaftlichen Forschung. Einflußreicher wurde die M., welche Baco (s. d.) unter dem Titel eines «Novum organon scientiarum» (Lond. 1620) bekannt machte, und worin er mit Bekämpfung des Aristoteles das inductorische Verfahren als das für alle Wissenschaften einzig gültige durchzusetzen strebte. Im schroffen Gegensatze zu diesem Unternehmen entwarfen Spinoza und Chr. Wolf einen Gesammtplan aller Wissenschaften nach mathematischer M., worin sich alle Grundwahrheiten streng nach Definitionen, Axiomen, Theoremen, Corollarien und Scholien gliederten. Als man später die Einseitigkeiten sowol der mathematischen als der inductiven M. erkannte, suchte man ihre Vortheile miteinander zu verbinden auf dem Vereinigungswege einer neuen Untersuchung der höchsten Denkgesetze, wie Lambert in seinem «Neuen Organon» (2 Bde., Lpz. 1764) und seiner «Anlage zur Architektonik» (2 Bde., Riga 1771) bestrebt war. Kant's Vernunftkritik ist insofern ebenfalls eine wissenschaftliche M. zu nennen, als sie der folgenden Speculation die Bahn vorgezeichnet hat bei ihrem Streben, den allgemeinen Gliedbau der Wissenschaften auf dialektischer Grundlage aufzurichten. Am entschiedensten und consequentesten ist dieses Streben bei Hegel (s. d.) zur Erfüllung gelangt. Denn seine dialektische M., welche den Anspruch macht, in der Entwickelung der Gedanken und Begriffe die Entwickelung der Natur der Dinge selbst vor Augen zu legen, entwirft eine vollständige Architektur des Weltbaues, in welcher jede Wissenschaft ihren charakteristischen Platz und ihren eigenthümlichen Zusammenhang mit allen übrigen zugewiesen bekommt nach Maßgabe der besondern Thätigkeiten, Begriffe und Gesetze, welche ihr Gebiet beherrschen und von andern Gebieten, die durch andere Thätigkeiten, Begriffe und Gesetze beherrscht sind, abscheiden.

Methodisten ist der Name einer aus dem Schose der Anglikanischen Kirche (s. d.) hervorgegangenen Religionspartei, welche namentlich in Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika zahlreiche Anhänger hat. Aehnlich wie der Pietismus in Deutschland, wollte der Methodismus ursprünglich keine neue Kirche gründen, sondern nur auf die religiöse Erneuerung der Staatskirche hinwirken. Einige oxforder Studenten, welche sich 1729 zur Pflege einer lebendigen Frömmigkeit durch anhaltendes Schriftstudium, Gebet, Fasten, fleißigen Gebrauch der kirchlichen Gnadenmittel und Werke christl. Barmherzigkeit verbanden, gaben den ersten Anstoß zu der mächtigen religiösen Bewegung, welche in ihrem Verlaufe nicht blos eine neue Kirchenpartei erzeugt, sondern auch auf die bestehenden Kirchen in England und Schottland bildend und befruchtend eingewirkt hat. Den Namen M. empfingen die Genossen jenes Bundes zuerst als Spottnamen in ähnlichem Sinne wie «Pietisten», nahmen ihn aber danach als einen Ehrennamen auf, zur Bezeichnung derer, «die nach der in der Bibel aufgestellten Methode» leben. Die Seele der kleinen Genossenschaft war John Wesley (s. d.), ein Mann von großer geistiger Begabung, der mit einem glühenden Heilsverlangen eine imponirende Willenskraft und ein seltenes Organisationstalent vereinigte. Mit ihm bildeten sein Bruder Charles, Morgan und Kirkman die ersten Genossen des Vereins, zu denen bald nachher noch Benjamin Ingham, James Herwey und George Whitfield (s. d.) hinzutraten. Die ursprüngliche Richtung der ersten M. auf eine gesetzliche, fast mönchische Frömmigkeit machte unter dem Einflusse der Herrnhuter bald einer evangelischern Anschauung Platz. Auf der Ueberfahrt nach Amerika, wohin sich die beiden Wesley mit zwei Genossen 1735 begaben, um den Colonisten Georgiens zu predigen und die Indianer zu bekehren, wurden sie mit herrnhutischen Missionaren bekannt. In Savannah traf John Wesley A. G. Spangenberg (s. d.), unter dessen Einflusse er, der gekommen war, andere zu bekehren,

erkannte, daß er selbst noch nicht bekehrt sei. Es war das Evangelium vom rechtfertigenden Glauben und von der Gotteskindschaft, was ihm erst hier sich in seiner tiefern Bedeutung erschloß. Aus der Indianermission wurde nichts, dagegen nahm John in Savannah eine Predigerstelle an und vereinigte die ernster gesinnten Gemeindeglieder zu kleinen Genossenschaften. Aehnliche Vereine wurden nach der Rückkehr der beiden Wesley in Europa (1738) in herrnhutischer Weise zu Fetterlane gegründet, danach in Gloucester, Oxford und London. Größern Erfolg gewann indeß der Methodismus erst, als George Whitfield sich mit seiner gewaltigen Predigergabe an die Massen wandte. In der Gegend von Bristol, wo Whitfield den Köhlern predigte, begann zuerst die religiöse Bewegung wie ein Sturm die Herzen zu erschüttern. Massenhafte Erweckungen, von gewaltigen physischen Erregungen, Krämpfen, lautem Geschrei und betäubtem Zusammensinken der Ergriffenen begleitet, zogen die Aufmerksamkeit des Volks auf sich, weckten aber auch Haß, Spott und selbst gewaltsame Verfolgungen wider die methodistischen Prediger. Als man ihnen die Kirchen verschloß, predigten sie auf freiem Felde, als man ihnen auch dies verbot, begannen sie eigene Kapellen (Tabernakel) zu bauen. Die erste dieser Kapellen gründete John Wesley am 12. Mai 1739 zu Bristol. Daneben gingen, wo es die Umstände erlaubten, die Feldpredigten fort, oft unter ungeheuerm Zulaufe. Aber gleich in den ersten Jahren wurde der Methodismus durch innere Spaltungen bedroht. Zuerst trennte sich Wesley von den Herrnhutern in Fetterlane, wegen Differenzen über die Unverlierbarkeit des Heilsbesitzes (1740); ein Jahr später sonderte sich Whitfield, der in der Prädestinationslehre calvinisch dachte, von dem arminianisch gesinnten Wesley ab. Der calvin. Zweig der M. fand an der Gräfin Huntingdon, «der Methodistenkönigin», seine geistliche Mutter, der selbst Whitfield als einfacher Kaplan sich unterordnete. Sie gründete, im engsten Zusammenhange mit der engl. Staatskirche und von den bischöfl. Geistlichen unterstützt, zahlreiche Kapellen, und als es an Seelsorgern mangelte, ein eigenes Predigerseminar zu Trevecca in Wales (1768). Dagegen wurde Wesley, wenn auch anfangs wider seinen Willen, immer entschiedener auf die Bahn einer selbständigen Gemeindegründung getrieben. Die Abgeneigtheit der bischöfl. Geistlichen, sein Bekehrungswerk zu unterstützen, nöthigte ihn, seine Zuflucht zu Laienhelfern zu nehmen, einfachen Männern aus dem Volke, welche als Klassenführer oder Vorstände der einzelnen Genossenschaften, Ermahner und Ortsprediger wirkten und nebenher ihr Gewerbe trieben. Die Tüchtigsten von ihnen wurden zu Reisepredigern auserwählt, nachdem sie deutliche Beweise ihrer Bekehrung gegeben und eine längere Zeit als Probeprediger gearbeitet hatten. Zu ihrem Unterhalte wurde eine Hülfskasse gegründet, welche für sie den Betrieb eines Gewerbs neben dem Predigtamte entbehrlich machte. Die Leitung des Ganzen, die Ernennung und Prüfung der Helfer und Reiseprediger behielt Wesley anfangs ausschließlich in seiner Hand. Als die Arbeit wuchs, gesellte er sich die jährliche Conferenz zu, welche zum ersten mal 1744 gehalten wurde. Auch Laienprediger wurden nach Wesley's Gutbefinden hinzugezogen. Diese Conferenz, welche später aus 100 Predigern bestand, wurde nach Wesley's Tode die kirchliche Oberbehörde der M., mit fast uneingeschränkten Befugnissen in Sachen der Lehre, kirchlichen Gesetzgebung, Verwaltung und Disciplin. Um die Aufsicht über die Lebensführung der Gemeindegenossen auf alle einzelnen erstrecken zu können, wurden die größern Vereine oder Gesellschaften (united societies), innerhalb deren wieder die Bandgesellschaften (band societies) gewissermaßen einen engern Kreis wahrhaft Bekehrter oder «Begnadigter» bildeten, in sog. Klassen von 10—20 Personen unter eigenen Klassenführern (class-leaders) getheilt. Eine größere Anzahl von Gesellschaften bildete je einen Bezirk unter einem Assistenten, später Superintendent genannt; außerdem wurden jedem Bezirke auf ein bis zwei Jahre mehrere Reiseprediger zugewiesen. Für die Verwaltung der äußern Angelegenheiten wurden besondere Beamte (stewards), welche monatlich Rechnung legen mußten, zur rechtlichen Vertretung des gemeinsamen Eigenthums eigene Curatoren (trustees), je einer für jede Kapelle, ernannt. Diese strenge hierarchische Gliederung, die an die Organisation des Jesuitenordens erinnert, ermöglicht die genaueste Beaufsichtigung aller einzelnen Gemeindeglieder; sorgfältige Listen, welche über sie geführt wurden, genaue Berichte, welche die Klassenführer allwöchentlich zu erstatten hatten, und eigene Bescheinigungen, welche den Gläubigen über ihren Seelenzustand ausgestellt wurden (society tickets), vervollständigten das System strengster seelsorglicher Ueberwachung. Hierzu kommen noch die täglichen Predigten und Gebetsstunden, die wöchentlichen Klassenversammlungen, die monatlichen Wachnächte, die vierteljährlich mit Wasser und Brot gefeierten Liebesmahle, die außerordentlichen Gebetsversammlungen (prayer meetings) und das seit 1755 eingeführte, später am ersten Sonntage nach Neujahr begangene Fest der Bundeserneuerung (renewal of the covenant). Viermal im Jahre wurde ein Fasttag eingerichtet: am

letzten Freitage in den Monaten Febr., Mai, Aug. und Nov. Die ganze Einrichtung war so die einer selbständigen Kirche geworden, noch ehe Wesley daran dachte, die Gemeinschaft mit der Staatskirche aufzugeben. Aufs sorgfältigste hielt Wesley jeden Conflict mit dem öffentlichen Gottesdienste fern und mahnte die Seinen, die kirchlichen Sakramente zu suchen. Aber nothgedrungen ließ er erst einen Laienprediger durch einen griech. Bischof ordiniren und ordinirte dann selbst, obwol als einfacher Pfarrer nach der Verfassung der bischöfl. Kirche dazu nicht befugt, Prediger und für die Amerikaner sogar einen Superintendenten. Diese Ordination entschied den Bruch. Während sein Bruder Charles aus Schmerz über diese Separation sich ganz von der methodistischen Sache zurückzog, stellte John Wesley 1785 seine Kapellen und Prediger unter den Schutz der für die Dissenters gültigen Toleranzacte, obwol er es mit den Seinen beharrlich ablehnte, zu den Dissenters zu gehören. 1795 wurde auch den von der Conferenz bevollmächtigten Predigern die Verwaltung der Sakramente gestattet, jedoch nicht an denselben Sonntagen wie in der Staatskirche und streng nach anglikanischer Liturgie. Auch in der Lehre waren allmählich Differenzen von der herrschenden Kirche hervorgetreten. Unter dem Einflusse der Herrnhuter hatte Wesley die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben mehr im Luther'schen als im Calvin'schen Sinne gefaßt. Während das streng reform. Dogma die Heilsgewißheit von dem Thaterweise des neuen Lebens abhängig macht, findet der Methodismus sie unmittelbar in dem gegenwärtigen Bewußtsein des persönlichen Begnadigtseins, welches mit dem rechtfertigenden Glauben zusammenfällt. Aber dem Gefühl des Begnadigtseins muß das Bußgefühl zeitlich vorangehen, welches durch alle möglichen Gemüthserschütterungen bis zu dem Punkte gesteigert wird, wo die Gnade endlich «zum Durchbruch kommt». Wesley selbst wußte Zeit und Stunde seiner Bekehrung anzugeben und verlangte dasselbe von andern, zum Zeichen, daß ihre Begnadigung eine wahrhaftige sei. Dem geistlichen Hochmuthe der Erweckten beugte er dann vor durch die Lehre, daß auch die wahrhaft Bekehrten wieder aus der Gnade herausfallen könnten, daher sie unablässig wachen und beten müßten, um beharrlich im Stande der Heiligung zu bleiben und fortzuschreiten. Daneben behauptet der Methodismus freilich die Möglichkeit sündloser Vollkommenheit der Bekehrten schon auf Erden, eine Lehre, welche von Wesley selbst noch vorsichtig eingeschränkt, doch in der Folgezeit der frommen Selbstüberhebung eine gefährliche Thür eröffnete. In allen diesen Stücken weicht der Wesleyanische Methodismus ebenso wie durch seine Verwerfung der Calvinischen Prädestination von der Anglikanischen Kirche ab. Wesley selbst sah sich deshalb genöthigt, die 39 Artikel der Staatskirche auf 25 zu reduciren und nur in dieser modificirten Gestalt zum Glaubensgesetz der M. zu erheben. In der Liturgie schloß er sich so eng als möglich an den anglikanischen Ritus an, doch wurden die Gottesdienste durch neue geistliche Lieder, die Ch. Wesley dichtete, und Uebersetzungen deutscher Kirchenlieder verschönert.

Ein Jahr vor Wesley's Tode (1790) war der Methodismus schon über ganz England verbreitet und hatte auch in Schottland, Irland, Westindien und Britisch-Amerika festen Fuß gefaßt. Besonders in der Grafschaft Cornwallis und andern Bezirken Nordenglands, wo seine Prediger anfangs den härtesten Widerspruch gefunden, hatte er nur um so tiefere Wurzeln geschlagen. Man zählte damals im ganzen brit. Reiche 119 Bezirke mit 313 Predigern und 76968 Mitgliedern. In den Vereinigten Staaten, wo einst die beiden Wesley und namentlich Whitfield persönlich gewirkt, gab es um dieselbe Zeit 97 Bezirke mit 198 Predigern und 43265 Mitgliedern. Nach Wesley's Tode ging die Leitung des Ganzen in die Hände der Conferenz über, in Gewißheit der Erklärungsurkunde (deed of declaration) vom 28. Febr. 1784. Die hierarchische Gliederung des Ganzen, die gemeinsamen Versammlungen, die Seelenpflege der einzelnen und die Formen der gemeinsamen Erbauung blieben, wie sie durch Wesley geordnet waren, und haben sich unverändert bis heute erhalten. Die Stärke des Methodismus beruht vorzugsweise in dem wohlgefügten Mechanismus der geistlichen Administration. Die Conferenz setzt alles in Bewegung und beherrscht das Ganze. Ihre Beschlüsse führt sie durch die Districtscommittees, Bezirksvorstände, Gesellschaften und Klassen unfehlbar durch und wird durch fortlaufende Berichte über alles bis zum Geringsten in Kenntniß erhalten. Mit den untergeordneten Conferenzen in Irland, Frankreich, Canada und Australien steht sie durch jährliche Deputationen in Verbindung. Die einzelnen Zweige der Verwaltung stehen unter der Aufsicht besonderer Committees. Drei bis acht Bezirke bilden immer einen District, an dessen Spitze sämmtliche Prediger als Districtscommittee stehen. Dem Staate gegenüber nimmt die Conferenz die Stellung der Verwaltungsbehörde einer frommen Stiftung mit ausgebreitetem Besitze ein; das Vertrauen der Gemeindeglieder sichert sie sich durch die genauesten Rechenschaftsberichte über die Verwendung der Gelder. Freilich ist die hierarchische Verfassung zugleich die Quelle zahlreicher innerer Spal-

tungen gewesen. Von der Veröffentlichung der Erklärungsurkunde an datiren die innern Kämpfe und Secessionen, deren gemeinsame Tendenz dahin gerichtet ist, die Allmacht der Conferenz, sei es zu Gunsten der Prediger, sei es im Interesse des anfangs ganz ausgeschlossenen Laienelements zu beschränken. Die in dem Plan of pacification (1795) und den Regulationen von Leeds (1797) theils den Predigern, theils den Laien gemachten Zugeständnisse erschienen vielfach als ungenügend. So sonderten sich 1797 die Neue Methodistengesellschaft (the Methodist New Connexion), 1810 die ursprünglichen M. (primitive Methodist Connexion), 1815 die Bibelchristen (oder Bryanites), 1816 die irischen primitiven Wesleyanischen M. ab. Weitere Spaltungen wurden durch die Independenten-Wesleyaner, die Wesleyanischen protestantischen M., die von Dr. Warren 1834 gegründete Wesleyanische M.-Association und besonders durch die Reformbewegung von 1850 veranlaßt, welche 1857 zur Gründung der Vereinigten Methodistischen Freikirche (United Methodist Free-church) führte. Daneben bestehen auch die calvinistischen M. mit mächtigem Einflusse auf die engl. Staatskirche, besonders auf die sog. niederkirchliche Partei, fort. Die Bedeutung des engl. Methodismus besteht vornehmlich in seinem gewaltigen Einflusse auf die religiöse Erweckung der niedern Volksklassen, besonders in den größern Städten. Hier hat derselbe Innere Mission im großartigsten Maßstabe getrieben. Freilich befördert aber seine Gewissenspolizei und sein Gewichtlegen auf äußere Merkmale der Bekehrung bald eine blos äußerliche, bald eine überspannte und schwärmerische Frömmigkeit. Für die theol. Wissenschaft haben die M. wenig oder gar nichts geleistet, obwol noch von Wesley selbst ein Predigerseminar zu Kingswood bei Bristol gegründet worden ist. Desto größere Verdienste haben sie sich um Werke christl. Humanität, Sklavenemancipation, Armen- und Krankenpflege, Sorge für Verwahrloste und Gefallene, Bibel- und Tractatenverbreitung u. s. w. erworben. Der berühmte Wilberforce (s. d.) war Methodist. Noch zu Wesley's Lebzeiten wurde, namentlich durch Dr. Coke, auch die Heidenmission in Angriff genommen, welche besonders unter den Sklaven Westindiens, auf den Südseeinseln und dem austral. Continente erfolgreich wirkt. 1858 zählte man 3903 Kapellen und Predigtplätze in 493 Bezirken mit 1678 Missionaren und besoldeten Missionsgehülfen, 11703 freiwilligen Lehrern, 121479 Mitgliedern und ungefähr ebenso viel Schülern und Probemitgliedern; 1863 wurde die Zahl der Kapellen und Predigtplätze schon auf 4618, der Missionare auf 889, der Lehrer und Gehülfen auf 17000 angegeben.

Eine eigenthümliche Entwickelung hat der Methodismus in Nordamerika genommen. Die erste eigentliche Methodistengemeinde wurde trotz der frühern Wirksamkeit der beiden Wesley und Whitfield's erst 1766 in Neuyork durch einen Laienprediger aus Irland, Philipp Emburg, gegründet und zwei Jahre später die erste Kirche gebaut. Bis zu den Freiheitskriegen wurden die amerikanischen M. durch Reiseprediger, welche Wesley über den Ocean schickte, versorgt. Aber als durch die Revolution das polit. Band mit dem Mutterlande gelöst war, drängte man auch auf selbständige Constituirung der methodistischen Kirche. Wesley ordinirte den Amerikanern den Dr. Coke zum Superintendenten und zwei andere zu Presbytern mit der Vollmacht, die Kirche zu organisiren. Diese ordinirten auf der Versammlung zu Baltimore (1784) einen zweiten Superintendenten, Thomas Albury. Beide Superintendenten, welche bald nachher den bischöfl. Titel annahmen, ordinirten wieder Presbyter und Diakonen. So entstand die bischöfl. Methodistenkirche, welche bald zahlreiche Anhänger gewann und alle andern Denominationen durch rastlose Bekehrungsthätigkeit überflügelte. Besonders sind es die «neuen Maßregeln» (new measures) mit ihren «verlängerten Versammlungen» (protracted meetings) geworden, welche die Aufmerksamkeit des Volks auf die methodistischen Prediger zogen und auf gewaltsame Bekehrungen angelegt sind, von der Art, wie sie in der ersten Zeit des engl. Methodismus vorgekommen waren. Unter freiem Himmel wird ein Raum abgesteckt, eine erhöhte Tribüne für die Prediger errichtet, um welche sich die Gläubigen mit zahlreichen Neugierigen versammeln. Außerhalb des Gebetsraums befinden sich Zelte, in welchen Erfrischungen gereicht werden. Die Predigten dauern tage- oft wochenlang, ein Prediger löst den andern ab und bemüht sich, noch stärkere Eindrücke auf die Gemüther der Hörer hervorzubringen als sein Vorgänger. Mit den Predigten wechseln Gebete und Gesänge nach weltlichen Melodien; dazwischen hört man aus der Mitte der versammelten Gemeinde ächzen und stöhnen. Beim Anbruche der Nacht, wenn die Aufregung den höchsten Grad erreicht hat, mischen sich die Prediger unter die versammelte Menge und fordern die einzelnen mit schreiender Stimme auf, sich bekehren zu lassen, während das Singen und laute Beten der Gemeinde fortdauert. Die Gemüths- und Nervenerregung macht sich dann bei vielen der Hörer in gewaltsamen Zuckungen, Angstrufen und lauten Wehklagen Luft. Die Prediger fordern sie auf, in den Kreis zu treten und sich auf die Angstbank

(mourner's bench) zu werfen, die vor der Tribüne aufgestellt ist. Auf die Knienden oder Liegenden wird nun durch Zuspruch, Ausrufungen, Seufzen und Stöhnen so lange losgearbeitet, bis sie völlig betäubt und halbtodt zusammensinken, Krämpfe bekommen oder in Verzückung gerathen. An solchen Zeichen merkt man, daß der Heilige Geist sie in Arbeit genommen hat. Der Betäubte wird aufgehoben, in ein Zelt getragen, und hier wird das Beten und Singen über ihn fortgesetzt, bis er erwacht. Der Erwachte, dem die gewaltsame Bewegung als ein Werk des Heiligen Geistes vorgestellt wird, findet sich mitten auf seinem Sündenwege durch die Gnade angefaßt und zu Boden geworfen; auf die Angst vor der Hölle, deren Schrecken ihm mit den entsetzlichsten Farben gemalt werden, folgt das Gefühl der Erhörung seines Gebets um Versöhnung: die Gnade ist bei ihm «zum Durchbruch gekommen». Dies sind die methodistischen Revivals, welche 1859 sich auch nach Irland, Schottland und England und einige Zeit nachher sporadisch auch nach Deutschland (besonders dem Wupperthale) verbreiteten. Sie kamen nicht blos unter M., sondern auch bei den Anglikanern, Presbyterianern, Baptisten und Dissenters aller Denominationen vor und wurden von den strenggläubigen Richtungen als eine neue Geistesausgießung begrüßt. Ihre Haupterfolge hatten natürlich diese Revivals unter den niedern Volksklassen und bei der unmündigen oder halberwachsenen Jugend, dagegen nur sporadisch bei religiös erregbaren Mädchen, Frauen und Männern aus den höhern Ständen. Indessen sind solche Massenerweckungen, wie sie beim ersten Auftreten Wesley's und Whitfield's und wieder in den letzten Jahren besonders in Irland vorgekommen sind, immer nur zeitweilig aufgetreten. Schon zu Wesley's Zeit mußte oft die Hälfte der Ergriffenen wieder ausgeschieden werden, weil sie, wenn die religiöse Betäubung vorüber war, in ihr früheres Leben zurückfielen, und ähnlich wird es wol auch mit den Erfolgen der Protracted meetings und den jüngsten europ. Revivals stehen, wenn die Prediger es gleich unterlassen haben, darüber statist. Angaben zu machen. Ungleich erfolgreicher als durch dergleichen plötzliche Bekehrungen haben auch die amerikanischen M. durch ihre geordnete Seelenpflege, ihre regelmäßigen Gebetsstunden und Klassenversammlungen gewirkt. Neuerdings ist auch manches für Errichtung von Collegien und theol. Schulen geschehen; besonders eifrig aber wird auch von den bischöflichen M. das Missionswerk getrieben. Die kirchliche Verfassung ist im wesentlichen noch immer die auf der Conferenz zu Baltimore festgestellte; doch ist nach heftigen Kämpfen auf der Conferenz zu Buffalo 1860 das Princip der Laienvertretung angenommen worden. Der Streit über die Sklaverei hat aber schon 1844 in die bischöfl. Methodistenkirche eine Spaltung gebracht. Seit diesem Jahre zerfällt dieselbe in zwei getrennte Kirchenwesen, die Methodist Episcopal Church North und die Methodist Episcopal Church South, von denen jene die Sklaverei verwirft, diese sie billigt. 1860 zählte die bischöfl. Methodistenkirche des Nordens 974315 Mitglieder, 6877 Reiseprediger, 2540 Pfarrer und 120 Missionare; die des Südens zählte 1859 707505 Mitglieder. Doch ist bei diesen Zahlen nicht zu vergessen, daß keineswegs alle, welche sich zu der methodistischen Kirche halten, sondern nur die «Gläubigen» als Mitglieder gezählt werden. Außerdem bestehen in Amerika noch die Methodist Protestant Church und die Wesleyan Methodist Connexion, welche beide die bischöfl. Verfassung verwerfen, jede mit etwa 20000, die nur aus Negern bestehende African Methodist Episcopal Church mit 35000, die überwiegend aus Deutschen gebildete Evangelical Association mit ungefähr 22000 Mitgliedern, endlich die von Fr. Wilhelm Nast aus Würtemberg gegründete Deutsche bischöfliche Methodistenkirche, welche namentlich in den nördl. Staaten verbreitet ist. Im ganzen beläuft sich die Zahl der amerikanischen M. auf mehr als 2 Mill. Eine besondere Aufmerksamkeit haben die bischöflichen M. Amerikas neuerdings auf die Missionirung der Alten Welt, besonders Deutschlands und der Schweiz gerichtet. 1849 kam der erste bischöfl. Methodistenprediger nach Bremen, wo gegenwärtig die Hauptstation der Partei, die Bücherniederlagen und die Expeditionen ihrer kirchlichen Zeitschriften für Deutschland sich befinden. Von dort aus wurde Hamburg und das Oldenburgische missionirt. In Süddeutschland sind die wichtigsten Stationen Frankfurt a. M., Heilbronn und Ludwigsburg, in der Schweiz namentlich Zürich, wo die Zahl ihrer Anhänger Tausende zählen soll. In Berlin besteht seit 1858 eine Methodistengemeinde, die aber bisher nur geringe Fortschritte gemacht hat. Die Absicht dieser deutschen Missionen ist vorläufig nicht auf Sektenstiftung, sondern, wie früher in England, auf religiöse Erweckungen innerhalb der Landeskirche gerichtet. 1860 zählte man in Deutschland (ohne die Schweiz) 1051 wirkliche Mitglieder, 586 Probemitglieder, 29 Prediger, 6 Kirchen, 215 Lehrer und 2030 Schüler. In der franz. Schweiz, wo sie Momiers (s. d.) heißen, sind sie besonders im Canton Waadt und in Genf verbreitet. Vgl. Southey, «The life of J. Wesley and the rise and progress of Methodism» (2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1820; deutsch von Krummacher,

1828); Watson, «Observations on Southey's life» (4. Aufl., Lond. 1833; deutsch von Eckenstein, Frankf. a. M. 1839); Jackson, «Geschichte von dem Anfang, Fortgang und gegenwärtigen Zustande des Methodismus» (deutsch von Kuntze, Berl. 1840); Taylor, «Wesley and Methodism» (Lond. 1851); Smith, «History of Wesleyan Methodism» (Bd. 1, Lond. 1857); Jakoby, «Handbuch des Methodismus» (Brem. 1853).

Methusalah (fälschlich Methusalem) ist nach der hebr. Stammsage einer der Urväter der Menschheit, der Sohn Henoch's und Vater des Lamech. Merkwürdig ist er nur dadurch, daß ihm die Ueberlieferung das höchste Lebensalter unter allen Vorvätern, nämlich 969 J., zuschreibt, daher noch jetzt das Alter M.'s sprichwörtlich ist. Eine wirklich geschichtliche Persönlichkeit ist M. ebenso wenig wie irgendeiner der in jenen alten Stammlisten vor Abraham Aufgeführten.

Methyl ist ein farb- und geruchloses, mit wenig leuchtender Flamme brennendes Gas, welches aus zwei Mischungsgewichten Kohlenstoff und sechs Mischungsgewichten Wasserstoff zusammengesetzt ist. Das M. ist darum ein interessanter Stoff, weil es mit dem Aethyl, Propyl, Butyl, Amyl u. s. w. eine Gruppe von Kohlenwasserstoff-Verbindungen bildet, die sich so in eine (sog. homologe) Reihe ordnen lassen, daß immer jede folgende Verbindung zwei Mischungsgewichte Kohlenstoff und vier Mischungsgewichte Wasserstoff mehr hat als die vorhergehende. Als die einfachste Verbindung dieser Reihe zeigt sich das M. Die zusammengesetztern Verbindungen der Reihe sind nicht mehr luftförmig, sondern tropfbar-flüssig und bilden, in verschiedenen Verhältnissen gemischt, den wesentlichen Bestandtheil der aus der Erde quellenden, unter dem Namen Steinöl oder Petroleum in den Handel kommenden Kohlenwasserstoffe. Außerdem haben das M. und seine homologen Verbindungen noch Wichtigkeit insofern, daß sie als Bestandtheile der verschiedenen Aether und Alkohole auftreten. (S. Aether und Alkohol.)

Metidschah heißt eine wohlbewässerte und überaus fruchtbare Ebene in Algier (s. d.), die sich südlich von der Hauptstadt Algier 10—12½ M. weit in einer Breite von 2—3 M. ausdehnt.

Metis, die Klugheit, eine Tochter des Okeanos und der Tethys, war die erste Gemahlin des Zeus, welche auf Bitten desselben dem Kronos ein Brechmittel eingab, wonach er seine verschlungenen Kinder wieder von sich geben mußte. Als dem Zeus Gäa und Uranos verkündeten, daß sie zuerst ein Mädchen, dann einen Knaben gebären werde, der einst die Herrschaft erhalten werde, verschlang er sie, als sie noch mit der Athene schwanger war, und gebar dann diese selbst. — M. ist auch Name des neunten der sog. Kleinen Planeten. (S. Asteroiden.)

Metonomasie nennt man die Veränderung eines Namens, besonders durch Uebersetzung desselben in eine fremde Sprache, z. B. Melanchthon statt Schwarzert, Sartorius statt Schneider, Celtes statt Meißel u. s. w. Namentlich herrschte die Sitte, den deutschen Namen ins Lateinische oder Griechische zu übersetzen, unter den Gelehrten des 15. und 16. Jahrh. Viele dieser Uebersetzungen sind zu wirklichen Familiennamen geworden und dauern zum großen Theil bis auf den heutigen Tag fort.

Metonymie (griech.) nennt man in der Rhetorik die Vertauschung des eigentlichen oder allgemeinen Begriffs mit solchen, die nothwendig oder zufällig mit ihm verbunden sind, um dadurch beim Leser und Hörer eine bestimmtere oder anschaulichere Vorstellung zu erwecken. Dahin gehört namentlich die Vertauschung 1) von Ursache und Wirkung, wie «kalt» statt «todt»; 2) von Vorhergehendem und Nachfolgendem, wie bei Herder: «Nimm den Kern des Heeres und zieh' tapfer wider die Kroaten», statt «kämpfe»; 3) des Stoffs und des daraus Gebildeten, wie bei Schiller: «Jenem Gott, den sein Marmor preist», oder «Kränze pflücken», statt «Blumen pflücken»; 4) der Eigenschaft und ihres Subjects oder des Abstractum und Concretum, wie «Tugend» statt «Tugendhafte», «Laster» statt «Lasterhafte»; 5) des Werkzeugs mit dem Gebrauche desselben, wie bei Engel: «Die Zunge und der Griffel machten den Menschen endlich zu dem, was er werden sollte»; 6) des Orts und der Zeit mit den darin enthaltenen Personen und Begebenheiten, «Markt» statt «Menschen», «Griechenland» statt «die Griechen», «Gegenwart» statt «die Zeitgenossen»; 7) des Zeichens mit der Sache selbst, z. B.: «Sie treten unter die Fahnen». (S. Tropen.)

Metopen oder Zwischenfelder nennt man in der Baukunst diejenigen Theile des dorischen Frieses, welche sich zwischen den mit den Triglyphen versehenen Balkenköpfen befinden. Sie bilden den Uebergang der Holzconstruction in die Steinconstruction, indem die letztere noch die Formen der erstern darstellt, welche die spätere Baukunst immer mehr und mehr verwischte. Ueber die Säulen hin ist der Länge nach ein Tragebalken, der Architrav, gelegt, auf welchem die Querbalken, die die Decke bilden, ruhen. Ihre Enden, die Balkenköpfe, sind zum bessern

Wasserabfluß mit kleinen Kanälen, den Triglyphen, versehen, und die Felder zwischen den Balken, die M., sind offen. Diese Verbindung bildet den Fries. Später wurden die M. ebenfalls geschlossen, standen aber immer etwas hinter den Balkenköpfen zurück; nachmals brachte man auch Sculpturen, z. B. am Tempel des Theseus u. s. w., in den M. an. Da dieselben fast quadratisch waren, machte ihre Eintheilung später, als man größere Säulenweiten annahm, Schwierigkeiten; sie erschienen zu lastend, und die ionische, schon weiter ausgebildetere Säulenordnung zeigt nur noch den glatten Fries. Auch sie hat eine Art M., aber an einer andern Stelle, nämlich am Kranzgesims.

Mètre, s. Meter.

Metrik (griech.) ist die Wissenschaft der allgemeinen Gesetze des Rhythmus (s. d.) als Grundlage aller Versmessung, verbunden mit der Darstellung der verschiedenen, von den Dichtern gebrauchten Versmaße, sofern dieselben durch jene allgemeinen Gesetze bedingt sind, obgleich man gewöhnlich nur die Theorie der Verskunst darunter versteht. Die M. erhielt bei den Griechen, die sich schon frühzeitig in Gesang und Tanz an eine feste Wahrnehmung der rhythmischen Ordnung gewöhnten, und deren Dichter zugleich Tonkünstler und Gesetzgeber der Musik waren, durch vielseitigen Reichthum und Wohlklang der Versarten die vollendetste Ausbildung, während die Römer sich einen weit beschränktern und mehr praktischen Kreis derselben schufen, sich auch hierin meist sklavisch an ihre Vorgänger, die Griechen, hielten. Als Wissenschaft wurde die M. von den alten griech. Musikern, Grammatikern, Rhetoren und Scholiasten, namentlich von Aristoxenus, Hephästion u. a. freilich sehr mangelhaft behandelt, ebenso von den lat. Grammatikern, wie von Priscian und Terentianus Maurus, indem man lediglich das praktische Bedürfniß berücksichtigte und mit einer oberflächlichen Silbenzählung oder mit bloßen Schematismen sich begnügte. Die Regeln und Anschauungen der Alten blieben nun maßgebend für das ganze Mittelalter und theilweise selbst auch für die neuere Zeit, bis Rich. Bentley (s. d.) das Wesen der M. in dem rhythmischen Elemente erfaßte und so eine neue Bahn zeigte. Unter seinen Nachfolgern stellten besonders Brunck und Reiz manche gute und scharfsinnige Bemerkungen über die antike Verskunst auf; eine systematische Behandlung wurde dem Gegenstande jedoch erst durch Gottfried Hermann (s. d.) zu theil, der auf dem Wege, welchen ihm die kritische Philosophie vorzeichnete, zunächst nach den Kant'schen Principien aus dem Begriffe des Rhythmus selbst die neue Wissenschaft entwickelte und die vorher ungeordneten Massen unter allgemeine und besondere Gesetze reihte. Fast gleichzeitig entwickelte J. H. Voß, besonders in der «Zeitmessung der deutschen Sprache» (Königsb. 1802; 2. Aufl. 1831), neue Ansichten, die Apel («Metrik», 2 Bde., Lpz. 1814—16), unter steter Polemik gegen Hermann, weiter ausführte. Eine neue Bahn betrat Böckh (s. d.) mit der Schrift «Ueber die Versmaße des Pindar» (Berl. 1819), dessen Grundsätze von Munk (1834) und Freese (1842), neuerdings aber am besten und vollständigsten von Roßbach und Westphal («Metrik der griech. Dramatiker und Lyriker nebst den begleitenden musischen Künsten», 3 Bde., Lpz. 1854—57; «Die Fragmente und die Lehrsätze der griech. Rhythmiker», Lpz. 1861) ausgeführt wurden. Die M. der modernen Völker bietet besondere Schwierigkeiten hauptsächlich insofern dar, als hier die einzelnen Silben nicht ihre unabhängige, auf der eigenen Beschaffenheit beruhende Messung haben, sondern ihr metrischer Werth und deshalb auch ihre Zusammenfügung zu Versen durch ihre Betonung in jedem einzelnen Worte und im Satze bestimmt wird. In allen roman. Sprachen besteht alle metrische Kunst fast nur in der Zählung der für jeden einzelnen Vers nöthigen Silben; es kann demnach in ihnen auch keine reiche rhythmische Mannichfaltigkeit, sondern höchstens eine Abwechselung iambischer und trochäischer Verse von verschiedener Länge stattfinden. Die deutsche Sprache besaß in der alt- und mittelhochdeutschen Periode eine streng geregelte Verskunst, die aber erst durch neuere Forscher, namentlich durch Lachmann («Ueber althochdeutsche Betonung und Verskunst», Berl. 1831—32) wieder entdeckt worden ist. Im 14. und 15. Jahrh. war dieselbe bloßer Silbenzählung gewichen. Erst Martin Opitz legte durch das «Buch der Teutschen Poeterey» (1624) den Grund zu einer neudeutschen M. und bewies die Bildungsfähigkeit der deutschen Sprache für die mannichfaltigsten Rhythmen. Nachdem Klopstock die deutsche M. durch Anwendung der antiken praktisch erweitert hatte, unternahm J. H. Voß in der erwähnten Schrift die wissenschaftliche Behandlung der deutschen M. Von seinen zahlreichen Nachfolgern ist Minckwitz («Lehrbuch der deutschen Verskunst», 5. Aufl., Lpz. 1863) der bekannteste. Alle diese theoretischen Versuche aber leiden an dem Mangel, daß sie die deutsche M. zu unbedingt der griechischen nachbilden, welche vieles im Deutschen Unzulässige gestattet. Dagegen hat die Praxis der deutschen Dichter seit Goethe eine ebenso reiche als eigenthümliche Anwendung einer sprachgemäßen M. ausgebildet. Vgl.

Zarncke, «Ueber den fünffüßigen Jambus, mit besonderer Rücksicht auf seine Behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe» (Lpz. 1866). Von den metrischen Systemen der orient. Culturvölker wurden neuerdings besonders die der Araber (durch Ewald, Freytag und Ahlwardt) und der alten Inder (durch Weber) in Deutschland eingehend erörtert und wissenschaftlich behandelt.

Metropŏlis, eigentlich Mutterstadt, im Gegensatze der Colonialstädte, hieß in Griechenland die Hauptstadt einer Provinz und in Asien überhaupt jede größere Stadt. Daher erhielten auch die Erzbischöfe, welche in großen Städten ihre Sitze hatten, den Titel Metropolit oder Metropolitan, und die erzbischöfl. Haupt- oder Mutterkirche den Namen Metropolitankirche.

Metrum (griech.), eigentlich Maß überhaupt, wird vorzugsweise in der Dichtkunst das Silben- oder Versmaß genannt, welches aus einer rhythmischen Aufeinanderfolge der Silben besteht und die bestimmte Form der Dichtersprache bildet. Ueber das Wesen und den Werth des M., worüber schon Aristoteles seine Ansichten mittheilte, hat namentlich Klopstock in seinen «Grammatischen Gesprächen» und in der Schrift «Ueber Sprache und Dichtkunst» sich verbreitet.

Mette, vom lat. matutina, heißt der Frühgottesdienst, welcher vor Tagesanbruch gehalten wird, besonders der einem großen Feste in der kath. Kirche vorhergehende nächtliche Gottesdienst, z. B. die Christmette. Andere leiten den Ursprung des Worts daher, daß Karl d. Gr. zu Metz die erste fränk. Sängerschule gründete und deshalb der Kirchengesang cantilena Metensis (Mette) genannt wurde. Auch in der prot. Kirche sind noch hier und da dergleichen M. üblich.

Metternich, eine alte Adelsfamilie vom Niederrhein, welche im 16. und 17. Jahrh. drei geistliche Kurfürsten, zwei von Trier und einen von Mainz, in ihrer Stammtafel zählt. Von den verschiedenen Linien, in welche dieselbe zerfiel, blieb nur die jüngere, Metternich-Winneburg, übrig, welche von dem Kurfürsten Lothar M. zu Trier (1599—1623) mit den zwischen der Mosel und dem Hundsrück belegenen Herrschaften Winneburg und Beilstein belehnt wurde. Am 28. Mai 1696 ward Philipp Emmerich M. (gest. 1698) in den Reichsgrafenstand erhoben mit Sitz und Stimme im Westfälischen Reichsgrafencollegium. Als durch den franz. Revolutionskrieg und die Abtretung des linken Rheinufers an die franz. Republik die beiden Stammherrschaften verloren gingen, erhielt die Familie durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 zur Entschädigung die schwäb. Reichsabtei Ochsenhausen, welche aber bei Stiftung des Rheinbundes 1806 unter Würtemberg mediatisirt und endlich 5. März 1825 an die Krone Würtemberg verkauft wurde. Am 30. Juni 1802 ward der Reichsfürstentitel verliehen an Franz Georg Karl M. (geb. 9. März 1746, gest. 11. Aug. 1818), welcher anfangs in kurtrierschen, später in österr. Staatsdiensten stand und unter anderm als kaiserl. Principal-Commissarius beim Rastadter Friedenscongreß 1797—99 fungirte. Sein Sohn, der österr. Staatskanzler Clemens M. (s. d.), erhielt 20. Oct. 1813 die österr. Fürstenwürde für sich und alle seine Nachkommen, außerdem von Neapel den Titel eines Herzogs von Portella (19. Febr. 1816 und 1. Aug. 1818) und von Spanien den Rang eines Granden erster Klasse. Gegenwärtig besitzt die Familie die Herrschaften Plaß und Königswart in Böhmen, die Herrschaft Brczezowitz in Mähren und die Domäne Johannisberg am Rhein im Nassauischen.

Metternich (Clemens Wenzel Nepomuk Lothar, Fürst von M.-Winneburg), österr. Staatskanzler, wurde zu Koblenz 15. Mai 1773 geboren und studirte in Mainz und Strasburg. 1794 verschaffte ihm sein Vater den österr. Gesandtschaftsposten im Haag. Doch bald darauf ward Holland von den Franzosen erobert, und so kehrte er nach Wien zurück, wo er sich mit der Enkelin und Allodialerbin des berühmten Staatsministers Kaunitz (s. d.), Fürstin Marie Eleonore (geb. 1. Oct. 1775, gest. 19. März 1825) 1795 vermählte und dadurch einflußreiche Verbindungen gewann. Auf dem Rastadter Friedenscongresse 1797—99 wirkte er als Gesandter des Westfälischen Reichsgrafencollegiums, und 1801 wurde er österr. Gesandter in Dresden, 1803 in Berlin und endlich 1806—9 in Paris, wo er sich durch gewandte Formen und Fügsamkeit dem Kaiser Napoleon I. zu empfehlen wußte. Als nach der Schlacht bei Wagram Graf Stadion zurücktrat, wurde M. erst provisorisch, dann 8. Oct. 1809 definitiv als k. k. Staats- und Conferenzminister mit der Leitung des Auswärtigen betraut. Am 25. Mai 1821 erfolgte seine Ernennung zum Haus-, Hof- und Staatskanzler und Oct. 1826 auch zum Präsidenten der Ministerialconferenzen für die innern Angelegenheiten, welche Aemter er bis zum 13. März 1848 bekleidete. In solcher Stellung galt er fast 40 J. lang als die Seele der auswärtigen und innern Politik Oesterreichs. Doch war seine Verwaltung nur eine consequente Fortsetzung der hergebrachten habsburgisch-lothring. Hauspolitik, und er selbst erklärte, der Wahrheit gemäß, daß er das Vertrauen des Kaisers Franz I. nur darum habe, weil er «den Weg wandle,

den dieser ihm vorzeichne». Zuerst schloß M. mit Napoleon den Frieden zu Schönbrunn 1809, dann die Vermählung der Erzherzogin Marie Luise und 1812 das Bündniß gegen Rußland. Beim Ausbruche des deutschen Befreiungskriegs 1813 spielte er anfangs die Vermittlerrolle. Da die nationale Erhebung ihm und dem Kaiser Franz I. gleich zuwider war, so hätten sie vielleicht für Napoleon Partei genommen, wenn dieser rechtzeitig die österr. Bundesgenossenschaft durch Gebietsabtretungen hätte erkaufen wollen. Endlich trat Oesterreich der großen Allianz bei, war aber nur ein lauer und zweifelhafter Verbündeter und hätte gern den Thron Napoleon's aufrecht erhalten. Auf dem Wiener Congresse 1814—15 gelang es M., dem fortwährend Gentz (s. d.) zur Seite stand, für Oesterreich einen großen Ländergewinn und eine vorherrschende Stellung sowol in Deutschland wie in Italien zu erlangen. Auch erhielt er selbst von den verbündeten Monarchen damals und später große Auszeichnungen, Dotationen und Geschenke. Während der folgenden Friedensjahre waren M. und Kaiser Franz I. die eigentlichen Begründer des sog. Systems der Erhaltung (Stabilitätssystems) und wußten die zu Paris 26. Sept. 1815 abgeschlossene sog. Heilige Allianz in diesem Sinn umzugestalten und auszubeuten. Durch die von hier aus angeregten Congresse zu Aachen 1818, Karlsbad 1819, die Wiener Ministerialconferenzen 1820, die Congresse zu Troppau und Laibach 1821 und zu Verona 1822 ward jede nationale und liberale Regung in Europa verurtheilt und unterdrückt. Doch wurde die Heilige Allianz der fünf Großmächte bald durch die Sonderinteressen Rußlands im Osten, Englands im Westen und vollends durch die franz. Julirevolution 1830 zerrissen, und erst auf den Congressen zu Münchengrätz 1833 und Teplitz 1835 gelang die Erneuerung dieser Allianz unter den drei Ostmächten. Am schwersten lastete der Druck des Erhaltungssystems auf Deutschland und Italien, wo die österr. Politik um jeden Preis bemüht war, die bestehenden unseligen polit. Zustände und ihre eigene Vorherrschaft aufrecht zu erhalten, und auf jede Bewegung eine harte Reaction folgen ließ. Noch verhängnißvoller wirkte das System in Oesterreich selbst, indem hier, nach M.'s eigenem Geständniß, während dieser ganzen Periode «gar nicht regiert, sondern nur verwaltet» wurde. Die Regierung strebte nur danach, durch Polizei, Censur und geistige Absperrung den Kaiserstaat vor liberalen und revolutionären Anwandlungen zu bewahren und die verschiedenen Nationalitäten durch gegenseitige Eifersucht daniederzuhalten. Unter Kaiser Ferdinand I. (s. d.) dauerte M.'s System unverändert fort. Um so kläglicher war der endliche allgemeine Zusammensturz, welcher infolge der franz. Februarrevolution von 1848 eintrat. Durch einen Aufstand in Wien wurde M. gezwungen, seine Aemter 13. März 1848 niederzulegen und nach England zu entfliehen. Nach dem Eintritt der europ. Reaction kehrte er auf den Continent zurück, zuerst Nov. 1849 nach Brüssel, Juni 1851 nach Johannisberg und Sept. 1851 nach Wien, wo er seitdem bis an seinen Tod 11. Juli 1859 in der Zurückgezogenheit lebte. M. hatte aus seiner ersten Ehe nur zwei Töchter. Am 5. Nov. 1827 vermählte er sich zum zweiten mal mit Marie Antoine, Freiin von Leykam und Gräfin von Beilstein (geb. 15. Aug. 1806, gest. 17. Jan. 1829) und 30. Jan. 1831 zum dritten mal mit der Gräfin Melanie von Zichy-Ferraris (geb. 28. Jan. 1805, gest. 3. März 1854). Aus der zweiten Ehe stammt ein einziger Sohn, Fürst Richard Clemens Lothar Hermann, geb. 7. Jan. 1829, vermählt 30. Juni 1856 mit der einzigen Tochter seiner verstorbenen ältesten Stiefschwester, der Gräfin Pauline von Sándor (geb. 26. Febr. 1836) und Besitzerin der Herrschaft Kojetein in Mähren. Seit 1859 wirkt Fürst Richard als österr. Botschafter in Paris, wo er und seine Gemahlin am Hofe sehr beliebt sind und zu dem vertrautesten Cirkel des Kaisers Napoleon III. und der Kaiserin Eugenie gehören. Infolge dieses Verhältnisses wurde ihr polit. Einfluß vielfach sehr überschätzt. Aus M.'s dritter Ehe stammen eine Tochter und zwei Söhne: Prinz Paul, geb. 14. Oct. 1834, österr. Oberstlieutenant und kaiserl. Flügeladjutant, und Prinz Lothar, geb. 13. Sept. 1837, kaiserl. Kämmerer und Statthaltereisecretär zu Wien.

Metz, eine sehr starke Festung mit Citadelle und mehrern Forts, Kriegsplatz erster Klasse und Hauptstadt des franz. Mosel-Departements, 546 F. über dem Meer am Einfluß der Seille in die hier schiffbare Mosel und an der Ostbahn $42\frac{1}{2}$ M. im ONO. von Paris gelegen, hat im ganzen ein altmodisches Ansehen, doch fehlt es nicht an geraden und gutgepflasterten Straßen, schönen Häusern und öffentlichen Plätzen. Unter den letztern sind bemerkenswerth der Napoleonsplatz und der Platz St.-Croix, der sich ganz auf den Resten röm. Aquäducte, Gewölbe und Mauerwerke erstreckt. Die Esplanade mit fünffacher Baumreihe, seit 16. Aug. 1860 mit dem Standbilde des Marschalls Ney geschmückt, gehört zu den schönsten Promenaden Europas. Sehenswerth sind die Kathedrale St.-Stephan, ein im Anfange des 12. Jahrh. begonnener und 1546 vollendeter kühner Bau mit einem 350 F. hohen, durchsichtig gearbeiteten Thurme mit

einer Glocke (La Mutte) von 26000 Pfd.; ferner die St.-Vincenzkirche, gleichfalls mit schönem Thurm; das Jesuitencollegium (ehemals Abtei), der bischöfl. Palast, die Synagoge und das Stadthaus. Außerdem sind zu nennen das große Arsenal, eins der wichtigsten Frankreichs, das kleine, 1864 vollendete Arsenal des Geniecorps, die Kasernen, das Militärhospital für 1200 Kranke und der Justizpalast (die ehemalige Statthalterei) an der Esplanade. Die seit 1864 angelegte unterirdische Wasserleitung von nahezu 2 M. Länge führt aus ihren beiden Reservoirs der Stadt täglich 10000 Kubikmeter zu. M. ist der Sitz eines Bischofs, der 5. Militärdivision, eines Appellations- und eines Assisenhofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und eines Arbeiterschiedsgerichts, dreier Friedensgerichte, einer Handels- und Ackerbaukammer, eines prot. und eines jüd. Consistoriums. Es befinden sich hier eine kaiserl. Akademie der Literatur, Wissenschaften und Künste, ein Lyceum, ein Jesuitencollége, ein Priesterseminar mit einer Bibliothek von 80000 Bänden, ein Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, eine Industrie-, Maler- und Zeichenschule, die Departementsbauschule, eine Hebammenschule, eine Artillerie-, Ingenieur- und Pionnierschule mit einer Bibliothek von 10000 Bänden, eine Reitschule, ein Conservatorium für Musik, Gesellschaften für medic. und naturhistor. Wissenschaften, für Archäologie, Kunst, Musik, Industrie, Acker- und Gartenbau, eine Stadtbibliothek von 30000 Bänden und 1157 Handschriften, ein Münzcabinet, Museen für Gemälde und für Naturgeschichte, ein Botanischer Garten und ein Theater. M. zählte einst als freie deutsche Reichsstadt 60000 E., im J. 1698 schon nicht mehr als 22000, 1841 bereits 45000 und 1861 wieder 56882 E. Der Gewerbfleiß derselben ist sehr mannichfaltig und lebhaft. Es bestehen Baumwollspinnereien mit Dampfkraft und Wollspinnereien mit hydraulischen Maschinen, zwölf Fabriken für Moltons, Droguet und Decken, Eisen- und Kupferhütten, zahlreiche Gerbereien, Färbereien, Brauereien, Fabriken für Maschinen, Glocken, Instrumente, Oel, Wachs, Beinschwarz u. s. w. Wichtige Industrieartikel sind außerdem grobes Tuch, Leinwand für die Truppen, Posamentierarbeiten, feine Stickereien, welche 800 Arbeiterinnen beschäftigen, Buntpapier, Bilder, Steinpappe, Kautschuk-, Schuhmacher- und Sattlerarbeiten, Handschuhe, Seidenplüsch für Hüte, leichte Velours, Oefen, Kutschen, Amboße, Gartenutensilien u. s. w. Auch befinden sich hier ein Institut für Glasmalerei und fünf Buchdruckereien, darunter eine deutsche und eine hebräische. Ansehnlich ist der Handel mit Bauholz, Getreide, Mehl, Wein, Branntwein, Liqueurs, Bier, eingemachten Früchten, Leder, Eisen, Möbeln, kurzen Waaren u. s. w. M. ist das gall. und röm. Divodurum, Hauptort der mächtigen Mediomatrici, im Mittelalter (lat.) Mettis genannt. Unter der Herrschaft der Franken erlangte es große Wichtigkeit und wurde die Hauptstadt Austrasiens. In der Theilung der karolingischen Länder kam es an das Deutsche Reich, dem es als Freie Reichsstadt unmittelbar unterworfen blieb, bis 1552 die Franzosen sich seiner bemächtigten, die es unter dem Herzog Franz von Guise gegen die denkwürdige Belagerung durch Kaiser Karl V. (Oct. 1552 bis 1. Jan. 1553) behaupteten und erst im Westfälischen Frieden förmlich abgetreten erhielten. Vgl. d'Hannocelles, «Metz ancien» (2 Bde., Metz 1856).

Metze ein Getreidemaß in mehrern deutschen Staaten. In Preußen ist die M. $^1/_{16}$ des Scheffels und = 3,435 Liter, in Sachsen ist gleichfalls die M. $^1/_{16}$ des (dresdner) Scheffels und = 6,499 (oder ziemlich $6^1/_2$) Liter. In Süddeutschland ist der Name Metzen gebräuchlich, ein weit größeres Maß als die in Norddeutschland übliche (gleichfalls verschiedene) M.; der bair. Metzen ist = 37,0596 Liter, und 6 Metzen machen das Schäffel oder Schaff; der österr. Metzen ist = 61,5045 Liter, und 30 Metzen machen den Muth. In Ungarn ist bisher noch vorzüglich der presburger Metzen (zu 75 halben) = 62,5181 Liter = 1,0165 wiener oder österr. Metzen, dann auch hier und da der pesther Metzen von $1^1/_2$ presburger Metzen gebräuchlich.

Metzu oder Metsu (Gabr.), einer der vorzüglichsten niederländ. Genremaler, geb. zu Leyden 1615, lebte meist zu Amsterdam und starb daselbst, von übermäßiger Arbeit erschöpft, 1658. Seine Gemälde gehören meist dem feinern, gemüthlichern Genre an. Seine Auffassung ist ungezwungen und einfach, die Ausführung höchst vollendet, sodaß er mit Terburg und Dow, nach deren Werken er sich bildete, in eine Linie gestellt werden kann. Sein Laboratorium, seine Frau mit Früchten, vor allem die mehrfach vorhandene Kranke mit dem Arzt gehören zu dem Geistreichsten, was das niederländ. Genre geschaffen. Seines langsamen Arbeitens und seines frühen Todes wegen sind verhältnißmäßig nicht viele Werke seiner Hand vorhanden, weshalb dieselben außer allem Preise stehen. Er genoß schon bei Lebzeiten hohe Achtung, und sein Umgang war sehr gesucht. Seine besten Schüler waren J. van Geel und van der Meer.

Meudon, ein westlich in der Nähe von Paris gelegenes Dorf, wo Rabelais eine Zeit lang Pfarrer gewesen sein soll, mit einem unter Ludwig XIV. für den Dauphin (den Großvater

Ludwig's XV.) gebauten Lustschloß, das von einer Anhöhe die ausgedehnteste und herrlichste Aussicht über die von der Seine durchschnittene Thalebene, in welcher Paris liegt, und die mit zahlreichen Ortschaften und prachtvollen Landhäusern bedeckte Hügelkette der Umgegend gewährt. Nachdem unter Ludwig XVI. das Schloß der Königin und dem Dauphin zum Wohnort gedient, wurde es zur Zeit der Revolution, als man sich von dem Gebrauche der Luftballons im Kriege so große Hoffnungen machte, der Sitz eines aëronautischen Instituts. Napoleon I. ließ das Schloß prächtig wiederherstellen und der Kaiserin nebst dem Könige von Rom als Aufenthalt anweisen. Die Restauration vereinigte M. mit den Krondomänen, und das Schloß wurde vom Herzog von Bordeaux und dessen Mutter bewohnt. Neuerdings wurde es die Sommerresidenz des Prinzen Napoleon.

Meulen (Ant. Franz van der), Schlachtenmaler, geb. zu Brüssel 1634 von reichen Aeltern, hatte den Hofmaler Pet. Snayers zum Lehrer. Einige seiner Arbeiten, die nach Frankreich kamen, machten Lebrun auf ihn aufmerksam, worauf er von Colbert an die Gobelinmanufactur berufen wurde. Durch sein Talent als Schlachtenmaler setzte er sich bei Ludwig XIV. in Gunst, der ihn auf seinen Feldzügen in seinem Gefolge hatte und nicht selten selbst die Gegenstände anwies, die er durch den Pinsel verewigt wünschte. So fand M. Gelegenheit, sich immer mehr in seinem Fache zu vervollkommnen, und erhielt bald den Ruf als einer der vorzüglichsten Schlachtenmaler. Auch zeichnete er sich in der Genre- und Landschaftsmalerei aus. Unter die berühmtesten seiner Arbeiten gehören der Einzug Ludwig's XIV. in eine eroberte Stadt, dessen Einzug in Arras und die Belagerung von Mastricht; ferner ein Ritter, welcher, ein Glas in der Hand, mit einem jungen Frauenzimmer spricht, die ihre Guitarre stimmt; ein Jäger, gleichfalls das Glas in der Hand, und eine Federviehhändlerin inmitten ihres Krams. Außerdem hat man von ihm viele trefflich gearbeitete Ansichten der königl. Schlösser in Frankreich und mehrere Arbeiten, die er zum Behuf der Gobelinmanufactur lieferte. Seine große Gewandtheit in der Pferdemalerei bewog seinen Freund Lebrun, ihm die Ausführung der Pferde in dessen Gemälden der Schlachten von Alexander zu übertragen. M. wurde 1673 Mitglied der Akademie und starb 15. Oct. 1690. Unter seinen Schülern ist Jan van Hugtenburgh der berühmteste.

Meursius (Johannes), der Aeltere, eigentlich de Meurs, einer der thätigsten Philologen und Alterthumsforscher, geb. 1579 zu Loosduinen beim Haag, studirte zu Leyden Philologie und bereiste nach Vollendung seiner akademischen Studien einen großen Theil Europas. Bei seiner Rückkehr 1610 erhielt er die Professur der Geschichte und ein Jahr darauf die der griech. Sprache in Leyden. Später nahm er, als in den Generalstaaten die polit. Parteiungen überhand nahmen und auch ihn, den friedliebenden Gelehrten, unangenehm berührten, eine vom Könige von Dänemark ihm angetragene Lehrerstelle an der Akademie Soröe an, die er auch bis an seinen Tod bekleidete. M. starb 20. Sept. 1639. Außer den Ausgaben mehrerer griech. Schriftsteller der spätern Zeit, insbesondere des Lykophron (Leyd. 1597), der «Wundergeschichten» des Antigonus Karystius (Leyd. 1619), des Apollonius Dyskolos (Leyd. 1620) und Phlegon Trallianus (Leyd. 1620), des «Glossarium Graeco-barbarum» (Leyd. 1614) sowie der Schrift «Athenae Batavae» (Leyd. 1625), bearbeitete er namentlich in einer großen Anzahl von Monographien einen fast encyklopädischen Kreis der griech. Alterthümer, die in dem «Thesaurus antiquitatum Graecarum» von Jak. Gronov (13 Bde., Leyd. 1697—1702) und in der von Lami besorgten Gesammtausgabe der Werke des M. (12 Bde., Flor. 1741—63) enthalten sind, freilich aber ganz im Geiste jener Zeit mehr Sammelfleiß und Belesenheit als Kritik und Geschmack verrathen. — Sein Sohn, Johannes M., der Jüngere, geb. 1613 zu Leyden, welcher seinem Vater nach Dänemark gefolgt war, starb schon 1654. Auch er hat die Alterthumswissenschaft durch einige gründliche Abhandlungen bereichert. An den unter seinem Namen erschienenen schmuzigen «Elegantiae linguae Latinae» (beste Ausg., Leyd. 1757), die der Franzose Chorier aus Grenoble verfaßte, hat er nicht den entferntesten Antheil.

Meurthe, ein im ehemaligen Lothringen gelegenes Departement des östl. Frankreich, das seinen Namen von der auf den Vogesen entspringenden, 21½ M. langen, über Luneville gegen Nordwesten fließenden, von Nancy an schiffbaren und 1,8 M. unterhalb dieser Stadt in die Mosel mündenden M. hat. Es wird von den Depart. Mosel, Niederrhein, Vogesen und Maas begrenzt, hat ein Areal von 110,6 Q.-M., zerfällt in die fünf Arrondissements Nancy, Luneville, Château-Salins, Sarrebourg, Toul und zählt (1861) 428643 E. (gegen 450423 im J. 1851) in 29 Cantonen mit 714 Gemeinden. Zur Hauptstadt hat es Nancy (s. d.). Das Departement ist von zahlreichen, aber nur hügelartigen Verzweigungen der Vogesen durchzogen, gehört ganz zum Bassin der Mosel, welche in dem westl. Theile fließt und die M. mit der Vezouze,

dem Sanon und der Mortagne aufnimmt. Außerdem geben die Moselzuflüsse Seille und Saar sowie viele Bäche, mehrere Seen und Teiche eine reichliche Bewässerung. Die Thäler sind von waldbedeckten Anhöhen und von Weinbergen umgeben und nur gegen die waldigen Vogesen hin eng, tiefer eingefurcht und pittoresk. Der Ackerboden, auf einer Unterlage von Kalk und Gips, ist ziemlich fruchtbar, der Landbau, die Hauptbeschäftigung der Einwohner, ziemlich fortgeschritten. Man gewinnt hinlänglich Getreide, besonders Roggen und Hafer, auch Oelgewächse, Hanf, Flachs, Cichorien, viel Kartoffeln, Gemüse, Obst und viel gewöhnlichen Tischwein. Ausgedehnt sind die Waldungen (17 Q.-M.), in denen sich noch viel Wild findet, die Wiesen und Hutungen. Man zieht Pferde, Rindvieh, Schafe und Geflügel; die zahlreichen Flüsse liefern viel Fische und Krebse. Eisen findet sich an vielen Orten, aber nirgends in größerer Masse. Dagegen ist das Departement das reichste an Steinsalz und an Salzquellen, welche hauptsächlich dem Bassin der Seille angehören, und unter welchen die von Dieuze, Château-Salins, Moyenvic die ergiebigsten. Auch werden Bausteine, Marmor und Alabaster gebrochen. Mineralbäder sind die von Mousson bei Pont-à-Mousson und von St.-Thiébault bei Nancy. Die Bevölkerung, meist katholisch und größtentheils deutscher Abstammung, in einigen Gegenden, z. B. von Sarrebourg, Château-Salins, ihre Muttersprache, wiewol schlecht, noch sprechend, ist sehr arbeitsam. Die Industrie, wie die Landwirthschaft ziemlich entwickelt, besteht hauptsächlich in Woll- und Baumwollspinnerei, in Stickereien aller Art, für welche Nancy, in Handschuhfabrikation, für welche Luneville die Mittelpunkte sind, in Gerberei, Färberei, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei, in Fabrikation von Papier, Spielkarten, musikalischen Instrumenten, Ackergeräthen, Seife, Lichtern sowie auch in Glas- und Krystallwaaren. Für letztere hat Baccarat, eine Stadt von 4121 E., etwa 4 M. von Luneville, die bedeutendste Fabrik Frankreichs, die 1200 Arbeiter beschäftigt und jährlich einen Ertrag von 3 Mill. Frs. gibt.

Meusebach (Karl Hartwig Gregor, Freiherr von), einer der ausgezeichnetsten Kenner und Förderer der deutschen Literaturgeschichte, geb. 6. Juni 1781 zu Vockstedt bei Artern, besuchte die Gymnasien zu Roßleben und Magdeburg und studirte dann in Göttingen, das letzte Jahr zu Leipzig die Rechte. Auf Wunsch eines Oheims wandte er sich 1803 nach Dillenburg, wo er eine Anstellung als Kanzleiassessor erhielt. Schon hier beschäftigte sich M. ernstlich mit der deutschen Literatur, namentlich mit den Schriftstellern des 17. Jahrh., und legte zugleich den Grund zu seiner trefflichen Bibliothek. Nach Errichtung des Großherzogthums Berg übernahm er das Amt eines Procurators am Obergerichtshofe zu Dillenburg, in welcher Stellung er sich eine gründliche Kenntniß des franz. Rechts erwarb. Zufolge dessen wurde ihm 1814 die Leitung des Justizwesens zu Trier und bald darauf der Vorsitz bei dem provisorischen Cassationshofe zu Koblenz übertragen. Dort verkehrte er mit einem seltenen, zum Theil durch das Ende des Kriegs zusammengeführten Kreise der ausgezeichnetsten Männer, als Gneisenau, Pfuel, Clausewitz, Max von Schenkendorf, Stein, Johannes Schulze, Goethe, Tieck, Görres, Hebel u. a., und trat zu mehrern derselben in ein näheres Verhältniß. Bei der definitiven Regelung des rhein. Gerichtswesens kam er endlich 1819 als Geh. Ober-Revisionsrath nach Berlin zugleich mit dem rhein. Cassations- und Revisionshofe, dessen Präsident er später wurde. Auch hier wieder im Verkehr mit ausgezeichneten Freunden und Forschern der Wissenschaft, wandte er seine Muße mit Eifer auf die Erforschung der vaterländischen Literatur und auf die damit im engsten Zusammenhange stehende Vermehrung seiner Bibliothek. Mit unermüdlicher Emsigkeit erstreckte er seine Bestrebungen über die gesammte deutsche Literatur von Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf die Gegenwart herab, doch so, daß er den Gebieten, die seiner geistigen Natur am nächsten verwandt waren, dem Volks- und dem geistlichen Liede, den Schriften Luther's und einzelner anderer Verfasser, vor allen aber Fischart's, sowie den nach seiner richtigen Meinung zu sehr verachteten und vergessenen Schriftstellern des 17. Jahrh. einen gewissen Vorrang zugestand. Alle erheblich scheinenden Bücher, welche seine scharfsinnigen, überall bis in die kleinsten Einzelheiten hinabsteigenden Untersuchungen ihn kennen gelehrt hatten, suchte er mit ausharrendem Eifer auch für seine Sammlung zu erwerben. So gedieh seine Bibliothek allmählich zu einer seltenen äußern Vollständigkeit und zu einem so reich und fein gegliederten innern Zusammenhange, wie er schwerlich irgendwo angetroffen werden dürfte. Nachdem die Bibliothek bereits in den Händen ihres Gründers manchem Forscher die wichtigsten Beiträge gewährt, kaufte sie die preuß. Regierung 1849 nebst der ebenfalls sehr reichen Autographensammlung an und verleibte sie der königl. Bibliothek ein. M. selbst hatte sich zwar mehrfache Aufgaben gestellt, doch gelangte keine dieser Arbeiten zur Vollendung. Indeß findet sich in seinem schriftlichen Nachlasse ein reicher Schatz der trefflichsten kritischen, grammatischen, biographischen, bibliographischen

und ästhetischen Untersuchungen und Bemerkungen, unter denen die Erläuterungen zu Fischart's «Geschichtsklitterung» am weitesten gediehen sind. Nachdem sich M. 1842 aus dem Staatsdienste zurückgezogen, lebte er zu Baumgartenbrück bei Potsdam, bis er 22. Aug. 1847 starb. Im Drucke ist nur weniges von ihm erschienen, und auch dieses meist ohne seinen Namen: «Kornblumen von Alban» (Marb. 1804); «Geist aus meinen Schriften durch mich selbst herausgezogen und an das Licht gestellt von Markus Hüpfinsholz» (Frankf. a. M. 1809); «Zur Recension der deutschen Grammatik. Unwiderlegt herausgegeben von Jakob Grimm» (Kass. 1826); «Bericht des Cassationshofs (vom 22. Jan. 1823) an den Justizminister über die Verwerfung des Cassationsgesuchs im Fonk'schen Processe» (in Hitzig's «Annalen der deutschen und ausländischen Criminal-Rechtspflege», Bd. 15) und zwei treffliche Recensionen in der hallischen «Allgemeinen Literatur-Zeitung» über von Halling's Ausgabe von Fischart's «Glückhaftem Schiff» (1829) und von Bettina's «Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde» (1835). Vgl. Zacher, «Die deutschen Sprichwörtersammlungen nebst Beiträgen zur Charakteristik der M.'schen Bibliothek» (Lpz. 1852).

Meusel (Joh. Georg), Kunst- und Literarhistoriker, geb. 1743 zu Eyrichshof bei Bamberg, wo sein Vater Cantor war, erhielt seine akademische Vorbildung in Koburg und studirte 1764—66 zu Göttingen. Hierauf wendete er sich nach Halle, wo er sich habilitirte, wurde 1769 Professor der Geschichte in Erfurt und 1780 in Erlangen, wo er 19. Sept. 1820 starb. Die Menge seiner Schriften ist ein Beweis des Fleißes und der Vielseitigkeit seiner gelehrten Thätigkeit. Sein «Gelehrtes Deutschland» (fortgesetzt von Ersch und von Lindner, 23 Bde., Lemgo 1796—1834), das «Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller» (15 Bde., Lpz. 1802—16) und seine nicht beendigte Bearbeitung von B. G. Struve's «Bibliotheca historica» (Bd. 1—11, Lpz. 1782—1804) sind in Rücksicht des Sammlerfleißes, der Genauigkeit und Vollständigkeit einzig in ihrer Art. Zur Beförderung der Kunstgeschichte trug er dadurch viel bei, daß er zu einer Zeit, wo man in Deutschland kaum einzelne Partien derselben bearbeitet hatte, größere Sammlungen unternahm. Dahin gehören sein «Deutsches Künstlerlexikon» (2 Bde., Lemgo 1778; neue Aufl., 3 Bde., 1808—9); «Miscellaneen artistischen Inhalts» (30 Hefte, Erf. 1779—87); «Museum für Künstler und Kunstliebhaber» (18 Stück, Manh. 1787—92); «Neues Museum u. s. w.» (4 St., Lpz. 1794—95); «Neue Miscellaneen artistischen Inhalts» (14 St., Lpz. 1795—1803); «Archiv für Künstler und Kunstliebhaber» (4 St., Dresd. 1803—8). Um die Statistik endlich, über welche er in Erlangen zuerst Vorlesungen hielt, machte er sich durch die «Anleitung zur Kenntniß der europ. Staatenhistorie» (5. Aufl., Lpz. 1816), die «Literatur der Statistik» (2 Bde., Lpz. 1806—7) und das «Lehrbuch der Statistik» (4. Aufl., Lpz. 1817) verdient, und ebenso um die allgemeine Geschichte durch mehrere Journale und Sammlungen. Weniger glücklich war er mit seiner «Geschichte von Frankreich», die den 36. bis 39. Theil der «Allgemeinen Welthistorie» bildet, und mit dem «Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit» (3 Abth., Lpz. 1799).

Meuterei (vom mittellat. movita, Bewegung) heißt die Verleitung von andern, besonders von Soldaten und Matrosen im Dienste, zu Ungehorsam und Empörung wider die Vorgesetzten. Desgleichen bezeichnet man damit den Aufruhr selbst. Die M. wird im Kriege und auf der See gewöhnlich jedesmal auf der Stelle mit dem Tode bestraft.

Mexicanischer Meerbusen oder Golf von Mexico, derjenige Theil des Atlantischen Ocean, welcher am weitesten westwärts in das Festland der Neuen Welt vordringt, wird als ein großes Binnenmeer im N. von den Vereinigten Staaten Amerikas, im W. und S. von Mexico, im O. aber von den Halbinseln Florida und Yucatan eingeschlossen und steht zwischen beiden in einer Breite von 95 M. dem Ocean offen, und zwar, indem vor diesem Eingange die Insel Cuba liegt, durch zwei Kanäle, nämlich die 25 M. breite Straße von Yucatan, welche gegen Südosten in das Antillen- oder Karaibische Meer führt, und die 30 M. breite Straße von Florida, welche den östl. Ausgang bildet. Die Gestalt des Meerbusens ist durch eine gleichförmige Küstenbildung sehr regelmäßig und nähert sich derjenigen eines Eirundes, dessen größter Durchmesser von Südwesten gegen Nordosten eine Länge von 235 M. hat, während der kleinere, senkrecht auf demselben stehende nur 150 M. zählt. Der südl. Abschnitt des großen Wasserbeckens heißt Bai von Veracruz oder Campechebai, der nordöstlichste Appalacheebai. Im Meerbusen selbst finden sich nur wenige kleine Inseln; doch hat er keine bedeutende Tiefe. Seine seichten Ufer bestehen sämmtlich aus angeschwemmtem Land und bieten nur wenige gute Häfen dar, unter welchen die von Veracruz in Mexico, Neuorleans in Louisiana, Pensacola in Florida, Havana auf Cuba die bedeutendsten sind. Außer den kleinern Flüssen des mexic. Plateau und des nordamerik. Tieflandes, deren Ausgänge fast sämmtlich, besonders im Westen, durch

Barren gesperrt sind, münden blos zwei größere Flüsse in denselben, der Mississippi und der Rio del Norte. Dagegen ist der Golf selbst gleichsam das Quellbassin eines gewaltigen Seestroms, des nach ihm benannten Golfstroms (s. d.).

Mexico oder **Mejico**, bis 1824 die wichtigste span. Colonie in Nordamerika, seitdem ein selbständiger Staatencomplex mit häufig wechselnder Regierungsform, wird im N. von den Vereinigten Staaten, im O. von diesen und dem Mexicanischen Meerbusen, im S. von den Staaten Mittelamerikas und dem Stillen Ocean und im W. von diesem Meere allein begrenzt und hat, auch nachdem, wie früher schon Texas, so 1848 die nördlichsten Gebiete (wie Ober- oder Neucalifornien, Neumexico, die Länder der freien Indianer) und 1854 das Mesillathal (Arizona) den Vereinigten Staaten von Nordamerika einverleibt worden sind, immer noch einen Flächenraum von 36500 Q.-M. Die Bodengestaltung wird von den das Land durchziehenden Cordilleras (s. d.) bestimmt, die hier einen eigenthümlichen Charakter haben, indem sie durchaus als ein Plateau auftreten, dessen südl. Theil ein völliges Tafelland, das von Anahuac (s. d.), bildet, auf dessen Scheitelfläche sich nur eine Reihe isolirter vulkanischer Schneegipfel erhebt, während im nördl. Theile wieder Kettengebirge aufsteigen, welche die Hochflächen von Durango, Sonora u. s. w. bilden. Das Tafelland von Anahuac oder dem eigentlichen M. liegt zwar innerhalb der Wendekreise, doch haben infolge der Höhe dieses Plateau (7000 F.) nur die Küstenterrassen zu beiden Seiten desselben ein tropisches Klima, das von der größten Hitze am Küstensaume durch alle Nuancen des Klimas hindurch bis zum ewigen Schnee auf den Gipfeln der riesigen Vulkane sich abstuft. So unterscheidet man denn hauptsächlich drei klimatische Abstufungen: die heiße, die gemäßigte und die kalte Region. Die nördl. Plateaulandschaften außerhalb der Wendekreise zeigen natürlich ein weniger heißes Klima, je mehr sie nach Norden liegen. Eine Landplage sind die Erdbeben und die Orkane an den Küsten. Sämmtliche Plateaux M.s, besonders die nördlichern, leiden an großer Trockenheit, da die Tropenregen nur im südl. Theile des Landes während der Monate Juni bis September herrschen. Daher kommt es auch, daß M. weder viele noch große Flüsse hat. Die bedeutendsten sind der Rio del Norte, der im Hochlande von Neumexico entspringt, die Nordostgrenze des Landes bildet und in den Mexicanischen Meerbusen mündet, und der Colorado de Occidente, der ebenfalls im Hochlande von Neumexico entspringt, in den Meerbusen von Californien mündet, und dessen Nebenfluß Gila einen Theil der Nordgrenze bildet. Unter den Landseen ist der Chapala der größte, der Tezcuco oder See von M. der berühmteste. Infolge seiner klimatischen und der Bodenbeschaffenheit ist das Land im ganzen nicht überall gleich fruchtbar. Das eigentliche M. oder das Plateau von Anahuac gehört zu den gesegnetsten Gegenden der Erde. Doch finden sich schon hier neben der üppigsten Tropenvegetation dürre, sandige Striche und auf dem Plateau neben den herrlichsten Hochthälern viele wasserlose, öde Gegenden. Noch mehr findet dies in den nördlichern Gegenden statt, wo des eigentlich anbaufähigen Bodens verhältnißmäßig wenig, da der größere Theil von Savannen, die in der heißen Jahreszeit dürr und nur in der nassen mit Graswuchs bedeckt sind, oder von völligen Einöden und kahlen Felsgebirgen eingenommen wird. Die terrassenförmige Gestaltung des Landes verleiht ihm infolge der damit verbundenen klimatischen Abstufungen gleichzeitig die Nahrungspflanzen der Tropenwelt und die Culturgewächse des Nordens. Es gedeihen die Banane, der Brotfruchtbaum, die Kokospalme, die Vanille und der Cacaobaum; aber ebenso Kaffee, Zucker, Baumwolle, Indigo, Mais und Weizen in der größten Ueppigkeit, sowie Gerste und Kartoffeln. Der Landbau ist daher die wichtigste und ergiebigste Nahrungsquelle und wurde, wie schon vorher von den Eingeborenen, so zur Zeit der span. Herrschaft auf den Meiereien (haciendas) der Creolen mit Fleiß und Eifer betrieben. Die unaufhörlichen innern Unruhen haben indeß der Bodencultur Hände und Kapitalien entzogen, die Felder verwüstet, die Dörfer verödet, die künstlichen Bewässerungsanstalten, eine Hauptbedingung des gedeihlichen Anbaues, verdorben und bei der Unsicherheit der Existenz den Feldbau auf das Nöthigste beschränkt.

Der gesammte unter Cultur befindliche Flächenraum beträgt nicht mehr als ein Achtel des culturfähigen Bodens. Der Gesammtwerth aller Ackerbauproducte, 1817 auf 138 Mill. Dollars angeschlagen, wurde 1861, einschließlich des Werths der exportirten Handelsgewächse sowie der Nebenproducte, auf 260 Mill. geschätzt. Der Anbau des Zuckerrohrs ist sehr lohnend. In den Staaten oder Provinzen Mexico, Puebla, Veracruz, Michoacan, Tabasco und Oaxaca werden jährlich gegen 400000 Ctr. Rohrzucker gewonnen. Der in Xalisco gezogene Kaffee kommt an Güte dem besten costaricanischen gleich. Die Indigopflanze, die als Handelsgut am besten aus Colima kommt, wächst in einem großen Theile des Landes wild. In den Tierras calientes liefert Reis reichen Ertrag. Der in Tabasco, Soconusco und Chiapas gezogene Cacao

ist von vorzüglicher Qualität. Trefflicher Hanf wächst in Michoacan wild. Die Baumwolle gedeiht in den heißen Gegenden des Landes fast ohne alle Pflege und pflanzt sich aus Wurzelschößlingen von selbst fort. Ihre Fiber ist so fein und von so langem Stapel, daß sie leicht mit Seide versponnen werden kann. Diese mexic. Baumwolle könnte um so mehr mit der besten Sea-Island concurriren, da die Pflanze viel reichlicher trägt als in den Vereinigten Staaten, und ein Arbeiter leicht 250 Pfd. in einem Tage davon zu pflücken vermag, d. i. sechsmal so viel wie auf den Sea-Islands. Gleichwol werden kaum 25000 Ballen (zu 400 Pfd.) gebaut. Cochenille lieferte der einzige Staat Oaxaca in den zwei Jahren 1854 und 1855 1,432725 Pfd. Der Mais, als Brotfrucht und Viehfutter gebaut, trägt in den heißen Gegenden 250—300fältig und gibt oft zwei Ernten in einem Jahre. Die zwischen dem Mais gebaute schwarze Bohne (frijole) ist Nationalspeise der ärmern Klassen, wie in Europa die Kartoffel. Der Weizen trägt in Puebla, Guanaxuato und Queretaro 60fältige Frucht, nicht minder reichlich die Gerste. Die Viehzucht ist allgemein und erstreckt sich auf alle europ. Hausthiere, leidet aber ebenfalls unter dem polit. Zustande des Landes. Hinsichtlich des Mineralreichthums steht M. noch immer unter allen edle Metalle ausbeutenden Ländern auf erster Linie, obschon es nicht mehr die Massen Gold und Silber wie zur Zeit der span. Herrschaft, die den Bergbau als Hauptquelle ihres Einkommens förderte, liefert und in dieser Beziehung vor Californien und Australien zurücktreten muß. Nach einem officiellen Berichte des Ministeriums für Volkswirthschaft sind in M. von 1521—1856 einschließlich 2534 Mill. Dollars Silber, 96⅞ Mill. Dollars Gold und 5¾ Mill. Dollars Kupfer ausgeprägt worden. In den J. 1855 und 1856 betrug die Goldausprägung ungefähr 1 Mill. Dollars jährlich, die Silberausprägung resp. 16⅔ und 18¼ Mill. Dollars. Der Gesammtbetrag der im Lande circulirenden Münze ward auf 100 Mill. geschätzt. Der declarirte Export edler Metalle 1856 belief sich auf 16,479013 Dollars. Am nachtheiligsten hat die polit. Zerrüttung auf die Gewerbe, die übrigens auch unter der span. Herrschaft daniederlagen, und auf den Handel eingewirkt. Letzterer wird außerdem durch den Mangel an Straßen, an Credit und öffentlicher Sicherheit, an guten Häfen auf der östl. Küste sowie durch die im Mexicanischen Meerbusen herrschenden Winde und Strömungen so benachtheiligt, daß die reichen Naturproducte des Landes, die kostbaren Mahagoni-, Campeche- und andere Hölzer, die Baumwolle und Colonialwaaren, Tabacк, Cacao und Getreide, Vanille, Cochenille u. s. w. aus Mangel an Vertrieb keinen Absatz finden. So kommt es denn, daß die Ausfuhr größtentheils in Gold- und Silbermünzen und Barren, die Einfuhr fast nur aus Gewerbserzeugnissen besteht.

Die wichtigsten Zweige der mexic. Industrie sind die Baumwollmanufactur, welche besonders in Guadalaxara und Puebla heimisch ist, sich auf grobe weiße Kattune (mantas), die landesüblichen Shawls (rebózos), einige Sorten anderer Zeuge, Tischgedecke und Bettdecken beschränkt und so wenig dem Bedarf genügt, daß trotz des hohen Zolles Baumwollfabrikate den Haupteinfuhrartikel bilden; ferner die Wollmanufactur, welche verschiedene Stoffe für Mäntel und Decken, häufig in vorzüglicher Güte, aber zu sehr hohen Preisen liefert; Sattler-, Hutmacher- und Wagnerfabrikate; insbesondere aber Gold- und Silberarbeiten, welche zwar gut, aber etwas plump und schwer sind, während unter den Filigranarbeiten sich Feines und Niedliches findet. Eine unmittelbar vor dem Kriege mit Frankreich aufgenommene Statistik wies 47 Baumwollfabriken mit 3000 Maschinen- und 894 Handwebstühlen und 121354 Spindeln nach, die 130000 Ctr. Baumwolle verarbeiteten; sodann 8 Wollwaarenfabriken, indem der größere Theil der Wollmanufactur als Hausindustrie betrieben wird; 70 Maschinen für Seidenspinnerei, die jährlich ungefähr 40000 Pfd. Rohseide verspannen; 8 Papierfabriken, die den inländischen Bedarf vollständig deckten. In Durango, Mexico, Michoacan und Oaxaca bestehen mehrere Eisengießereien, deren Producte den besten englischen gleichstehen. Den gesammten jährlichen Werth der Industrieerzeugnisse schätzte man auf 90 Mill. Dollars, ungefähr ein Drittel des Werths der Ackerbauerzeugnisse. Handel und Industrie sind durch ein weitgreifendes Prohibitiv- und Monopolsystem wie durch prohibitivähnliche Zölle sehr gedrückt, der Schleichhandel unglaublich ausgedehnt und durch die Bestechlichkeit der Mauth begünstigt, sodaß mindestens ein volles Drittel aller in M. consumirten ausländischen Waaren auf unerlaubtem Wege eingeschwärzt wird. Den jährlichen Betrag der Einfuhr gab 1856 der Handelsminister Lerda de Tejada auf 26, den der Ausfuhr auf 28 Mill. Dollars an; allein aus dem angegebenen Grunde sind diese Ziffern nicht als verlaßlich zu betrachten. Gold und Silber bilden drei Viertel der Ausfuhr, den Rest Cochenille, Vanille, Jalappe, Sassaparille, Häute, Talg, feine Nutzhölzer, Indigo, Campecheholz, Perlen u. s. w. Von jenem declarirten Werthe der Einfuhr kamen 12½ Mill. aus England, 4½ Mill.

aus den Vereinigten Staaten, ebenso viel aus Frankreich, 1,860000 aus Deutschland, 2½ Mill. aus andern Ländern. Häfen am Mexicanischen Meerbusen sind Sisal, Campeche, San-Juan de Tabasco, Veracruz, Tampico, Isla de Carmen und Matamoras, Südseehäfen Acapulco, San-Blas, Mazatlan, Huatulco und Manzanillo, die Hafenorte Guaymas und Altata am Meerbusen von Californien. Die Handelsflotte besteht aus 280 Schiffen mit 45000 Tonnen Last. Den innern Verkehr hemmt besonders der Mangel an guten Verbindungsstraßen. Außer der großen Handelsstraße, welche von Veracruz über Jalapa, Perote und Puebla nach Mexico und von da weiter nach Toluca, und dem Anfang einer zweiten, welche ebenfalls von Veracruz über Orizaba, Cordova und Acalzingo zur Hochebene führt, gibt es in ganz M. keine einzige dieses Namens würdige Kunststraße. Die seit der franz. Invasion in Bau genommene Eisenbahn von Veracruz nach Mexico schreitet nur langsam vorwärts. Auf den Hochebenen, in den flachen Küstengegenden und in einigen ausgedehnten ebenen Thälern können sich zwar Wagen auch ohne Straßen bewegen; allein bei weitem die meisten aller mexic. Wege sind steile, mehr oder minder gefährliche Gebirgspfade, auf welchen der Gebrauch der Achse unmöglich. Alles wird daher auf dem Rücken von Maulthieren fortgeschafft, und diese Art des Transports erhöht natürlich den Preis der Waaren ins Unglaubliche. Die Ströme M.s sind theils nicht, theils nur auf kurze Strecken schiffbar, und der Anlegung von Kanälen stellen sich unübersteigliche Niveauverhältnisse entgegen. Der Plan, eine Eisenbahn über den Isthmus von Tehuantepec zu führen, ist unter den Kriegswirren unausgeführt geblieben. Dampfboote gehen auf dem See von Tezcuco nach Mexico. Elektrische Telegraphen sind von den Franzosen mehrere angelegt worden.

Die Einwohnerzahl M.s beläuft sich nach der 1862 vorgenommenen Zählung, die indessen ebenso wenig wie frühere Anspruch auf volle Genauigkeit macht, auf 8,465000 Seelen, während eine (jedenfalls unsichere) Zählung aus dem J. 1865 nur 8,218080 ergibt. Die Vertheilung der Bevölkerung ist eine sehr ungleiche. Während in der Provinz M. 3525 Seelen auf die Quadratmeile kommen, in Guanaxuato 1244, in Puebla 1230, in Queretaro 987, in Tlascala, Tula und Toluca 864, beträgt die Dichtigkeit in den übrigen Provinzen nur etwa 250 im Maximum (Chiapas) bis zu 38 (Chihuahua) herab. In dem fast ganz unbewohnten Districte Arizona entfallen auf die Quadratmeile 16, in Huejuquilla 10, in Mapimi 4,5 und in Untercalifornien 4,4 Köpfe. Zieht man von der Südspitze Untercaliforniens eine gerade Linie auf dem Breitengrade quer über M., so liegen nördlich von derselben alle Provinzen, deren keine eine Bevölkerungsdichtigkeit von mehr als 118 hat, während der Durchschnitt auf 20000 Q.-M. nur 78 beträgt. Die südlich davon gelegenen Provinzen haben auf 16500 Q.-M. eine Durchschnittsdichtigkeit von 420, also mehr als das Fünffache. Die gesammte Bevölkerung zerfällt ihrer Abstammung und Sprache nach, seitdem alle geborenen Spanier, in M. Chapetones genannt, 1829 aus dem Gebiete der Republik verbannt wurden, in vier Haupttheile: 1) Creolen oder Weiße span. Abkunft, deren Zahl man auf 1 Mill. schätzt, und deren Sprache, die spanische, die allgemein verbreitete und auch der Mehrzahl der ursprünglichen Einwohner bekannt und geläufig ist; 2) Indianer oder Ureinwohner, etwa 4½ Mill., am zahlreichsten die aztekischen Völker auf dem Plateau von Anahuac, wogegen die nichtaztekischen Indianerstämme meist nur schwache, größtentheils herumschweifende Jägerhorden sind; 3) Neger, deren Zahl etwa noch 70000 beträgt und infolge der Aufhebung der Sklaverei täglich mehr abnimmt; 4) die aus der Vermischung der drei vorgenannten Rassen entstandene Bastardbevölkerung, Mestizen, Mulatten, Zambos, Chinos u. s. w. in ihren verschiedenen Abstufungen (Tercerones, Quarterones u. s. w.) und Uebergängen, die auf 2½ Mill. Seelen sich beläuft und seit der Freierklärung aller Rassen in dem Volks- und Staatsleben M.s ein höchst bedeutsames Element bildet. Während die farbigen Rassen an Zahl gewinnen, mindern sich fortwährend die Creolen, theils durch die Bürgerkriege, theils durch ihre häufigen Verbindungen mit Mischlingen, theils infolge des Mangels an Einwanderung aus Europa. Mit Ausnahme von ungefähr 200000 wilden Indianern, die im Gegensatz zu den Indios fideles, den gläubigen, d. i. christl. Indianern, Indios bravos genannt werden und in den nördl. Provinzen herumschweifen, bekennt sich die ganze eigentliche Bevölkerung zur röm.-kath. Kirche. Die wenigen Protestanten, die in den größern Städten des Handels oder der Gewerbe wegen sich angesiedelt, sowie die Abenteurer, die seit der Revolution nach M. eingewandert, sind mehr als Ausländer denn als mexic. Staatsangehörige zu betrachten. Die kath. Kirche, die durch einen Erzbischof und zwölf Bischöfe verwaltet wird, hat sowol zur Zeit der span. Herrschaft als seitdem einen überaus verhängnißvollen Einfluß auf die Entwickelung des Landes geübt. Selbst zum großen Theile roh, ohne Bildung und Sittlichkeit, hat die große Masse der niedern Geistlichkeit die Mehrzahl der Be-

völkerung in einem an Stumpfsinn grenzenden Zustande und so thatsächlich in Sklaverei zu erhalten gewußt. Aller höhern geistigen und sittlichen Bestrebungen bar, hat die Geistlichkeit den schrankenlosen Einfluß, welchen ihr ein in sinnlosen Ceremonien, rohem Bilderdienst, Processionen und Schaustellungen bestehender halbheidnischer Cultus gab, lediglich zur Ansammlung ungeheuerer Schätze verwendet. Alle Bemühungen um eine wirthschaftliche Hebung des Landes wurden durch die Anhäufung des Grundbesitzes in der Todten Hand vereitelt. Vor der Revolution, welche 1861 die antiklerikale Partei ans Staatsruder brachte, schätzte man das der Kirche gehörende Grundbesitzthum auf ein Drittel, ja auf die Hälfte alles im Lande vorhandenen, und gab den Werth desselben auf 250—300 Mill. Dollars, die jährliche Revenue der Kirche von Zehnten, Stolgebühren, Collecten, Messen, Verkauf von Heiligenbildern u. s. w. auf 6—8 Mill. an. Rechnet man hierzu das Einkommen von den großen Latifundien und vom Miethertrage der Häuser (in der Stadt M. allein gehörten vor der Juarez'schen Verwaltung mehr als 2000 Wohnhäuser der Kirche), so konnte das jährliche Gesammteinkommen der Kirche nicht wohl unter 20 Mill. Dollars betragen, d. h. 50 Proc. mehr als die gesammten Revenuen des Staats. Die fast zahllosen Staatsumwälzungen, deren Schauplatz M. seit der Erringung seiner nationalen Unabhängigkeit gewesen, waren zum großen Theile durch Bemühungen, das alles staatliche Leben zermalmende Schwergewicht der Priesterherrschaft abzuschütteln, veranlaßt. Als endlich aus dreijährigem Bürgerkriege zum ersten mal diejenige Partei, welche diese Herrschaft gründlich zu vernichten entschlossen, als Siegerin hervorgegangen, rief der Klerus die Franzosen ins Land und ließ durch sie die republikanische Regierungsform zerstören. Allein auch der von den Franzosen zum Herrscher eingesetzte österr. Erzherzog vermochte sich nicht der Ueberzeugung zu entziehen, daß die Zerstörung der klerikalen Einflüsse die unabweisliche Vorbedingung einer gedeihlichen staatlichen Entwickelung M.s sei. Das Schulwesen lag und liegt noch immer ganz im argen. Nach der 1856 vom Finanzminister aufgestellten Statistik verhielt sich die Zahl der Schüler zur Einwohnerzahl wie 1 : 37. Geistliche Seminare gab es 10 mit 3000 Schülern. Die 1551 in der Stadt M. gestiftete Universität bestand nur noch dem Namen nach. Drei höhere Lehranstalten (Collegien) zählten 560 Studenten, eine Medicinische Schule 206, eine Bergbauschule 228, eine Kunstschule 274, eine Militärschule 97, eine Landwirthschaftliche Lehranstalt 45 und eine Handelsschule 87. An öffentlichen Bibliotheken hatte die Stadt M. zwei mit 21000 und Puebla eine mit 30000 Bänden. Die Zahl aller im Lande erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften, sämmtlich höchst unbedeutend, war nur 44, wovon 11 in der Hauptstadt erschienen.

Das gegenwärtige M. begreift den größten Theil des ehemaligen Vicekönigreichs Neuspanien, das in das eigentliche M. oder Altmexico, den mittlern und südlichen, in Neumexico, den nordöstlichen, und in Californien, den nordwestl. Theil des Landes umfassend, zerfiel. Unter dem Namen der Vereinigten mexicanischen Staaten (Estados unidos mexicanos) bildete M. eine Republik, deren Verfassung (vom 4. Oct. 1824) größtentheils der der Vereinigten Staaten nachgebildet, wie diese eine föderative, demokratische und repräsentative war, aber im Laufe von 35 J. nicht weniger als 22mal umgestaltet wurde, oft so sehr, daß sie sich monarchischen Formen näherte. Die föderative Form wurde zwar bei allen diesen Veränderungen beibehalten, galt jedoch nur unter wenigen Verwaltungen mehr als bloße Form, wenigstens in den mittlern Staaten. In einigen Grenzstaaten, wie Sonora, Guerrero, Untercalifornien, rissen oft einzelne Gewalthaber auf Jahrzehnte eine unbeschränkte Gewalt an sich und regierten ganz unbekümmert um die Revolutionen in der Hauptstadt. Seit 1864 stand der im nördlichen, dünnbevölkerten Theile des Landes noch immer herrschenden republikanischen Regierung eine in der Stadt M. unter dem Schutze des franz. Invasionsheeres residirende kaiserliche gegenüber, die, soweit ihre Macht reichte, ohne alle Verfassung im Sinne des sog. aufgeklärten Absolutismus regierte. Die Finanzen dieses sog. mexicanischen Kaiserreichs befanden sich in der heillosesten Verwirrung. Die möglichen Einnahmen für das J. 1866 wurden auf 14 Mill. Dollars angeschlagen, d. h. kaum zwei Drittel der Summe, die allein zur Verzinsung der Nationalschuld erforderlich wäre, wenn die von dem Kaiser Maximilian anerkannten Forderungen Frankreichs verzinst werden sollten. Einschließlich dieser Forderungen belief sich die Schuld auf ungefähr 350 Mill. Dollars. Alle Ausgaben wurden durch Vor- und Zuschüsse aus dem franz. Staatsschatze gedeckt. Nach der Eintheilung der kaiserl. Regierung zerfällt M. in 50 Provinzen, nach der republikanischen, außer dem kleinen Bundesdistrict M. mit der gleichnamigen Bundeshauptstadt und außer drei Territorien, die keine unabhängige innere Verwaltung haben (Untercalifornien, Colima und Tlascala) in 21 Staaten, nämlich M. mit der Hauptstadt Toluca, Guerrero, Queretaro, Puebla,

Veracruz, Tabasco, Yucatan, Chiapas, Oaxaca, Michoacan oder Valladolid, Xalisco oder Guadalaxara, Tamaulipas, San-Luis Potosi, Guanaxuato, Zacatecas, Durango, Coahuila, Neuleon, Chihuahua, Sonora und Cinaloa. Die wichtigsten Städte sind Mexico, Guadalaxara, Guanaxuato, Morelia oder Valladolid, San-Luis Potosi, Puebla de los Angelos, Queretaro, Oaxaca, Veracruz, Tampico und Acapulco.

Die erste Kunde von M. erhielt Europa durch die span. Seefahrer Solis und Pinzon, welche 1508 Yucatan entdeckten; doch erst 1518 wurde die Ostküste von Anahuac von Grijalva aufgefunden. Das Jahr darauf landete Cortez (s. d.) daselbst und eroberte das ganze Reich der Azteken (s. d.), das nun, seit 1540 unter dem Namen eines Königreichs Neuspanien, unter span. Herrschaft kam und von Vicekönigen regiert wurde, die alle fünf Jahre wechselten. Zwar versuchten die Eingeborenen häufig durch Aufstände das Joch der Spanier abzuschütteln; aber nie gelang es ihnen. Das Mutterland Spanien führte in M., der reichsten und beträchtlichsten seiner Colonien, ein noch strengeres Sequestrationssystem als in seinen übrigen überseeischen Besitzungen. Während 270 J. wurde Neuspanien, gleich dem Schatze des Geizhalses, mit wahrer Eifersucht gehütet und der Zutritt zu demselben allen Fremden untersagt. Der gesammte überseeische Handel des Landes war auf die Häfen von Veracruz und Acapulco beschränkt. Von dem letztern ging alljährlich eine einzige königl. Galeone von 12—1500 Tonnen nach Manila. Dieses Schiff holte daher Spezereien und andere kostbare chines. und ostind. Waaren und führte dagegen Silber, Gold und eine geringe Menge europ. und span.-amerik. Manufactur- und Bodenerzeugnisse nach den Philippinen. Den Handel mit Europa durch den Hafen von Veracruz besorgten bis 1778 eine Anzahl sog. Registerschiffe, welche, von der Regierung dazu privilegirt, einmal alle vier Jahre von Sevilla und Cadix ausliefen. Einige große Handelshäuser der Hauptstadt M. kauften die Ladungen auf dem zu Jalapa gehaltenen Markte und verkauften sie wieder zu vollkommen willkürlichen Preisen an den Detailhändler. 1778 schaffte Spanien diese Registerschiffe ab und gestattete mehrern seiner Häfen eine freie Communication mit M. Die mexic. Creolen durften weder Weinstöcke oder Olivenbäume pflanzen, noch Hanf, Flachs oder Safran bauen. Das Land durfte keine andern Erzeugnisse als die des Mutterlandes verbrauchen. Ungeachtet dieses grausamen Unterdrückungsystems blieb M. dem Mutterlande treu und vegetirte wie die übrigen span. Colonien, bis die Vertreibung der bourbonischen Dynastie aus Spanien auch hier einen Umschwung der Dinge herbeiführte. Schon 1809 hatte sich in M., da die Mexicaner, von dem sie gänzlich beherrschenden Klerus angestiftet, an dem Absolutismus der Bourbonen mit weit größerer Zähigkeit hingen als die Bewohner des Mutterlandes, eine Regierung im Namen Ferdinand's VII. gebildet, die aber gegen die hohe Junta in Spanien sich erklärte, weil sie die Abschaffung der alten Misbräuche und Beschränkungen, wie sie auf den span. Colonien lasteten, verlangte, welche die letztere nicht gewähren wollte. Bereits damals hatten sich zwei Parteien gebildet, die altspanische und die der Creolen, welche letztere, aus reichen und einflußreichen Grundbesitzern bestehend, nach größerer Unabhängigkeit und nach einer Betheiligung der eingeborenen Besitzaristokratie an der bis dahin nur geborenen Spaniern anvertrauten Regierung des Landes strebten. Der Vicekönig Venegas suchte M. im Gehorsam gegen die Regentschaft und die Cortes in Cadiz zu halten, reizte aber durch seine Verfolgungen der Freisinnigen nur um so mehr zur Revolution, die mit dem Aufstande des Pfarrers Hidalgo, eines talentvollen und bei den Indianern beliebten Mannes, im Sept. 1810 begann. Mächtig von den Indianern unterstützt, marschirte Hidalgo mit 80000 Mann vor die Hauptstadt, wurde aber, da er mit seinen undisciplinirten Banden nicht anzugreifen wagte, von den Truppen des Vicekönigs in mehrern Gefechten geschlagen, von den Seinen dann verrathen und den Spaniern ausgeliefert, die ihn 27. Juli 1811 hinrichten ließen. Der Parteigängerkrieg dauerte in den Provinzen zwar fort, aber die Ausschweifungen der Insurgentenbanden waren den aristokratischen Creolen ebenso lästig wie den Spaniern. Die Revolution würde aus Mangel an Unterstützung von seiten der mächtigsten Volksklasse erloschen sein, wenn nicht die Grausamkeiten des neuen Vicekönigs Colleja von neuem den Aufstand angefacht hätten. Zwar suchte der Nachfolger desselben, Admiral Apodaca, durch Güte den Aufruhr zu beschwichtigen, aber schon war es zu spät. Weder die Unterwerfung mehrerer Insurgentenhäuptlinge, noch die Gefangennehmung Nicholas Bravo's, noch die Verjagung Vittoria's, noch die Erschießung des Xaver Mina vermochten den Gang der Revolution aufzuhalten. Immer kräftiger entwickelte sich das Streben nach Unabhängigkeit. Aus den Provinzialmilizen wurden Provinzialjunten, aus diesen Provinzialregierungen und Congresse, und 1820 war das Wort Unabhängigkeit die allgemeine Losung. Die Hauptstütze des Aufstandes um diese Zeit war Guerrero, der sich allein fortwährend aufrecht

gegen die Spanier erhielt. Mit ihm vereinigte sich Iturbide (s. d.), um als Kaiser von M. eine kurze Rolle zu spielen. Doch erst nach des letztern Sturz vollendete der Congreß das Werk der Constitution vom 16. Dec. 1823, welche 4. Oct. 1824 in Wirksamkeit trat. Zum ersten Präsidenten wurde vom Congreß der General Fernandez Vittoria erwählt und der Sklavenhandel vom 13. Jan. 1825 an durch ein Gesetz abgeschafft. Am 29. Dec. 1824 erklärte der Congreß seine Sitzung für geschlossen. Von diesem Tage an erst datirt eigentlich das Bestehen der Republik M., die zuerst von den Vereinigten Staaten und 1. Jan. 1825 von Großbritannien, hierauf von Portugal, Brasilien, den Niederlanden, Schweden, Dänemark, Preußen und Frankreich anerkannt wurde.

Die Geschichte der Republik M. während der ersten zwei Jahrzehnte ihres Bestehens bildet ein trostloses Gewirr von Parteikämpfen und Umwälzungen. Zwei Momente treten aus allen diesen Wirren mehr oder minder deutlich hervor: der instinctmäßige Drang, die nach absolutistischen Regierungsformen strebende Priesterpartei unschädlich zu machen, und das Bestreben der Weißen oder Creolen, die indianische oder Mischlingsbevölkerung von allem thätigen Antheil am Staatsleben fern zu halten. Spanien widerstand lange den Vorstellungen Englands und dem Rathe Frankreichs, die Unabhängigkeit M.s unter vortheilhaften Bedingungen anzuerkennen. Endlich verlor es den letzten Punkt, den es noch im Lande besaß, die Feste San-Juan de Ulloa auf der Rhede von Veracruz, die 19. Nov. 1825 capituliren mußte. Alles schien in Eintracht und Ruhe, als ein encyklisches Schreiben des Papstes Leo, das die Mexicaner ermahnte, sich wieder dem Mutterlande zu unterwerfen, unruhige Bewegungen veranlaßte. Die Partei der aristokratischen Independenten, die Escoceses, wünschte einen Prinzen des Hauses Spanien auf den mexican. Thron. An die Partei der demokratischen Independenten, die Yorkinos, schlossen sich die europ. Spanier und die Centralisten oder Aristokraten an, welche statt der demokratischen Föderation eine aristokratische Centralregierung vorzogen. Die Escoceses gewannen unter dem Vicepräsidenten General Bravo eine Zeit lang die Oberhand; allein im Jan. 1828 siegten die Yorkinos unter dem General Guerrero. Hierauf mußten die einflußreichsten der Altspanier das Gebiet der Republik räumen. Die Wahl des neuen Präsidenten 1. Sept. fiel auf den verdienstvollen Kriegsminister Pedrazza, der bei den Yorkinos für einen Aristokraten galt. Erbittert griffen diese zu den Waffen, und Santa-Anna (s. d.) trat an ihre Spitze. Am 2. Dec. 1828 wurden die Parteien in der Hauptstadt handgemein. Der Sieg blieb indeß 4. Dec. den Yorkinos, und der Pöbel plünderte drei Tage lang die Häuser der Escoceses und Spanier. Pedrazza hatte sich geflüchtet, legte die Präsidentenstelle nieder und begab sich im Febr. 1829 nach Europa. Die Wahl seines Nachfolgers fiel auf Guerrero. Bustamente wurde Vicepräsident, General Santa-Anna Kriegsminister, und die Yorkinos kamen in die Verwaltungsstellen. Der Congreß bestätigte 1. Jan. 1829 Guerrero's Wahl und promulgirte 20. März ein Gesetz, das alle Spanier ohne Ausnahme und für immer verbannte. Gegen 22000 Spanier sollen damals M. verlassen und ihr Vermögen mitgenommen haben. Inzwischen hatte Spanien eine Expedition zur Wiedereroberung M.s in Havana ausgerüstet und dem General Barradas den Oberbefehl übertragen. Die Expeditionstruppen, etwa 34000 Mann, landeten 24. bis 27. Juli bei Punta de Xeres, 4 M. von Tampico, und bemächtigten sich 7. Aug. dieser Stadt, wurden aber von Santa-Anna eingeschlossen, sodaß Barradas sich genöthigt sah, 11. Sept. 1829 zu capituliren und sich wieder nach Havana einzuschiffen. Zwei Monate später brach gegen den Präsidenten Guerrero (Mestize) eine Verschwörung aus, an deren Spitze der Vicepräsident Bustamente stand. Guerrero dankte ab, und 1. Jan. 1830 wählte man Bustamente zum Präsidenten. Zwar versuchte Guerrero im Juli 1830 sich wieder an die Spitze der Republik zu stellen, aber mehrmals geschlagen und zuletzt durch Verrath gefangen, wurde er 17. Febr. 1831 kriegsrechtlich zu Oaxaca erschossen. Bustamente stellte zwar die Ordnung wieder her, beleidigte jedoch die Patrioten durch aristokratisches Regiment und hauptsächlich durch Aufhebung des Decrets, welches die Spanier verbannte. Daher stellte sich im Jan. 1832 Santa-Anna an die Spitze einer Insurrection und proclamirte Pedrazza als rechtmäßigen Präsidenten, für den sich auch die Mehrheit der Staaten erklärte. Nach mehrern Gefechten entschied Santa-Anna's Sieg über Bustamente bei Puebla 1. und 2. Oct. 1832 den Kampf. Bustamente schloß mit Pedrazza und Santa-Anna eine Uebereinkunft, nach welcher Pedrazza bis zum 1. April 1833 Präsident bleiben und für alle Ereignisse seit 1828 eine allgemeine Amnestie eintreten sollte. Am 2. Jan. 1833 rückte Santa-Anna's Heer in die Stadt M., und Pedrazza bezog den Nationalpalast. Im März wurde nun Santa-Anna zum Präsidenten und der Arzt Valentin Gomez Farias zum Vicepräsidenten gewählt. Die liberale Partei schien nach vierjährigem Kampfe Sieger geblieben zu sein. Allein die

Geistlichkeit und die wenigen trotz der Verbannungsdecrete noch zurückgebliebenen Spanier setzten alles in Bewegung, um die durch den Congreß beschlossene Reform des geistlichen und Militärstandes rückgängig zu machen, die besonders in der Einziehung der geistlichen Güter und Beschränkung des Militärbudget bestehen sollte. Santa-Anna erschien dabei in einem zweideutigen Lichte, indem er heimlich die Ansprüche des Klerus und des Militärs begünstigte. Auf Anregung des Generals Bravo und des Bischofs von Puebla entstanden in mehrern Provinzen Anfang 1834 neue aufrührerische Bewegungen; doch wurde Bravo vom General Vittoria geschlagen. Santa-Anna trat im Mai wieder an die Spitze der Regierung, reichte aber 2. Febr. 1835 dem Congresse seine Resignation ein, worauf der General Don Miguel Baragan zu seinem Nachfolger erwählt wurde. Die Umtriebe der Geistlichkeit, welche die Indianer und die niedern Klassen fanatisirte, erzeugten indeß eine neue Militärrevolution, an deren Spitze sich Santa-Anna stellte, der, die Maske abnehmend, plötzlich aus einem Föderalisten entschiedener Centralist geworden war. Er löste vor allem den Congreß auf, rief einen neuen zusammen und erstickte jeden Widerstand in Blut. Nachdem er den Gegenaufstand unterdrückt, erließ er das Edict vom 23. Oct. 1835, welches die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten aufhob und überhaupt die ganze Republik aus einer föderativen zu einer centralistischen machte. Diese Ereignisse beschleunigten den Aufstand und den Abfall von Texas (s. d.), das 2. März 1836 sich für unabhängig erklärte, nachdem Santa-Anna von den Texanern in einem Treffen geschlagen und gefangen worden war. Gegen Ende 1836 erfolgte nach langen Unterhandlungen die Anerkennung der Republik M. auch von seiten Spaniens. Durch die Gefangenschaft Santa-Anna's ging die Präsidentschaft an Bustamente über, der die Politik seines Vorgängers fortsetzte. Um diese Zeit begannen infolge der Beeinträchtigung, welche franz. Bürger in ihren Rechten in M. erfuhren, die Zwistigkeiten mit Frankreich, die am Ende zum Kriege mit diesem Staat führten, der mit der Beschießung und Capitulation des Forts von San-Juan de Ulloa 27. Nov. 1838 und der Einnahme von Veracruz durch die Franzosen 5. Dec. 1838 endigte und zuletzt zum Abschluß eines Friedens 9. März 1839 führte, in welchem M. Genugthuung und eine Entschädigung von 600000 Dollars an Frankreich leisten mußte. Santa-Anna war inzwischen aus der Gefangenschaft zurückgekehrt. Infolge davon begannen gleich nach dem Friedensschlusse von neuem die innern Kämpfe zwischen Centralisten und Föderalisten. Letztere hatten im Kriege mit Frankreich für kurze Zeit die Oberhand erhalten, erlagen aber im Sept. 1841 völlig den Gegenbestrebungen Santa-Anna's, der ganz als Dictator schaltete und nach Bustamente's Abgange die Präsidentenstelle übernahm. Dieser Kampf zwischen beiden Parteien hatte die Ablösung und Unabhängigkeitserklärung von Yucatan, wo die Föderalisten die Oberhand behielten, zur Folge. Von nun an bis 1845 herrschte Santa-Anna mit dem sichtlichen Bestreben, sich förmlich zum Dictator zu machen, und mit einer Anmaßung nach außen, die zu Differenzen mit den Vereinigten Staaten, England und Frankreich führte. Dabei wuchs die innere Zerrüttung immer mehr, sodaß es auch Santa-Anna nicht möglich war, seine Herrschaft zu consolidiren. Seine willkürliche Veränderung der Verfassung im Dec. 1842 sowie die übrigen Gewaltmaßregeln verlieh der Opposition gegen ihn solche Gewalt, daß er Anfang 1845 gestürzt und verbannt wurde.

Schon 1. Nov. 1844 war nämlich in Guadalaxara unter Paredes, 2. Dec. in der Hauptstadt unter Herrera ein Aufstand ausgebrochen, und infolge dessen hatte der Congreß eine neue Regierung mit dem General Herrera als interimistischem Präsidenten eingesetzt. Auf die Nachricht von dieser Umwälzung rückte Santa-Anna, der inzwischen Puebla belagert, gegen die Hauptstadt vor, wurde jedoch von seinem Heere verlassen und 5. Jan. 1845 auf der Flucht ergriffen. Der Congreß klagte ihn des Hochverraths und anderer Verbrechen an und verurtheilte ihn 16. April zur Verbannung und Vermögensconfiscation. Die neue Regierung unter Herrera mußte sich bequemen, Texas als unabhängig anzuerkennen und dessen Einverleibung in die nordamerik. Union zuzusehen. Der Einmarsch von Unionstruppen zum Schutze gegen etwaige Angriffe der Mexicaner und Streitigkeiten über die Grenze zwischen M. und Texas führten schon 16. Juli 1845 zur Kriegserklärung M.s gegen die Vereinigten Staaten. Die Truppen der letztern concentrirten sich am Rio-Nueces, die mexicanischen unter General Ampudia bei Matamoras am Rio-Grande del Norte. Die amerik. Regierung suchte vorderhand den Frieden zu erhalten und schickte als Unterhändler Slidell nach M., der jedoch nach vergeblichen Versuchen 17. Jan. 1846 wieder abreiste. Es war nämlich unterdessen der 16. Sept. 1845 definitiv eingesetzte Präsident Herrera 30. Dec. durch eine neue Umwälzung gestürzt und General Paredes zum Präsidenten erwählt worden, der 2. Jan. 1846 ein kriegerisches Ministerium gebildet und alle Vermittelung mit der Union abgewiesen hatte. Das amerik. Beobachtungscorps unter Taylor

(2300 Mann mit 12 Geschützen) ging, um das streitige Gebiet gegen die Angriffe der Mexicaner zu schützen, 6. März südwärts gegen Punto-Isabel oder San-Isabel, und 22. März traf seine Avantgarde am Rio-Grande del Norte ein, Matamoras gegenüber, wo 11. April Arista den Oberbefehl über die mexic. Truppen übernahm. Am 8. Mai wurde dies etwa 7000 Mann starke mexic. Heer bei Palo alto, im Westen von San-Isabel, dann in einem zweiten Gefechte bei Reseca de la Palma mit Verlust sämmtlichen Geschützes zurückgeworfen und zur Flucht über den Rio-Grande del Norte gezwungen. Bereits 17. Mai hatte Taylor sein Heer am rechten Ufer dieses Stroms vereinigt. Am folgenden Tage verließ Arista mit noch 4000 Mann Matamoras, welche Stadt sich an Taylor ergab. Hiermit trat die erste der in diesem Kriege sich wiederholenden längern Pausen ein.

Bei der Eröffnung des Congresses in M. 6. Juli erklärte Paredes, daß er selbst an die Nordgrenze marschiren werde, wozu es jedoch nicht kam. Schon im Mai hatte sich in Guadalaxara eine Bewegung zu Gunsten Santa-Anna's gezeigt, die sich rasch verbreitete, und der sich auch die meisten Generale anschlossen. Am 4. Aug. brach die Revolution in der Stadt M. selbst aus, wobei Paredes, von allen Truppen verlassen, in seinem eigenen Lager gefangen genommen wurde. General Sales übernahm provisorisch die Regierung und rief den Congreß zu einer neuen Präsidentenwahl zusammen. Am 15. Aug. kam Santa-Anna an und erklärte sich zu Gunsten des Föderalismus, zog aber der Stelle eines Präsidenten die eines Generalissimus der Armee vor, zu welchem er auch 1. Oct. ernannt wurde. Das amerik. Heer hatte sich inzwischen namentlich durch Zuzug deutscher Freiwilliger beträchtlich verstärkt. Außer der Hauptarmee unter Taylor (5600 Mann Infanterie und 1050 Mann Cavalerie mit 19 Geschützen) waren noch drei Operationscolonnen gegen M. organisirt worden: die erste unter General Wool nach Cohahuila und Chihuahua von Neuorleans und San-Antonio de Bejar aus, die zweite unter Oberst Kearney in St.-Louis nach Santa-Fé in Neumexico und nach Californien, die dritte von Neuyork aus nach Californien auf dem Seewege. Am 15. Sept. verließ Taylor Camargo und erschien am 19. vor Monterey, welches Ampudia mit 7000 Mann und einigen tausend Rancheros besetzt hielt. Am 20. Sept. erfolgte der Angriff auf die Stadt, und nach heißem Kampfe kam am 24. eine Capitulation zu Stande, wonach die mexic. Armee freien Abzug mit einer Batterie erhielt. Zugleich ward eine sechswöchentliche Waffenruhe festgesetzt und eine Demarcationslinie längs dem Rio del Tigre gezogen. Im Oct. erhielt indeß Taylor von Washington aus, wo man den Waffenstillstandsvertrag verworfen, den Befehl, den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen. Demgemäß besetzte er Saltillo im Staate Cohahuila, welche Stadt die Mexicaner ohne Schwertstreich verließen. Hierauf trat eine zweite monatelange Pause ein. Inzwischen hatten die Operationen der drei andern Colonnen ihren Fortgang genommen. Die erste unter Wool rückte vom 8. Oct. an über den Rio-Grande del Norte in den Staat Cohahuila, besetzte 1. Nov. dessen Hauptstadt Monclova und vereinigte sich Mitte Dec. zu Saltillo mit Taylor. Die zweite unter Kearney erreichte ebenfalls ohne Kampf 16. Aug. Santa-Fé, die Hauptstadt von Neumexico, worauf Kearney 22. Aug. dies Gebiet der Union einverleibt erklärte. Am 1. Oct. trat derselbe, unterdessen verstärkt, den wegen seiner ungeheuern Beschwerden denkwürdigen Marsch nach Californien an, während der von ihm detachirte Oberst Doniphan südwärts gegen Chihuahua vorrückte, die gleichnamige Hauptstadt dieses Staats ohne Schwertstreich einnahm und nach einem beschwerlichen Marsche von 360 deutschen M. in der Mitte des Mai 1847 in Saltillo eintraf. Zu der dritten Colonne gehörten die Operationen der Südseeflotte unter Commodore Sloat, der California-Expedition von Neuyork und des General Kearney von Santa-Fé aus. Bereits 6. Juli 1846 war durch Proclamation Sloat's vom Hafen Monterey aus die Besitzergreifung von Neucalifornien erfolgt. Der neu eintreffende Commodore Stockton und das inzwischen angelangte Corps Kearney's bestanden im nächsten Jahre schwere Kämpfe, in denen es namentlich auf die Behauptung von Los-Pueblos ankam. Stockton's Sieg 8. und 9. Jan. 1848 bei diesem Orte hatte den Friedensvertrag vom 2. Febr. zur Folge, wodurch Neucalifornien an die Union abgetreten wurde. (S. Californien.) General Taylor in Saltillo, welchem zur Bildung der sog. Veracruzarmee, die geradezu auf die Hauptstadt M. losgehen sollte, der größte Theil seiner Truppen entzogen worden, sah sich erst im Dec. 1846 durch das Eintreffen des Generals Wool wieder kampffähig. Sein Heer bestand wieder aus 4500 Mann Infanterie und 1200 Mann Cavalerie mit 16 Geschützen. Dagegen stand Santa-Anna, der in Potosi die mexic. Truppen concentrirt und Urrea und Miñon mit 5—6000 Rancheros zur Beunruhigung des Feindes mit Erfolg vorgesendet hatte, Mitte Febr. 1847 bei Salado, nur 3 M. südlich von Saltillo, mit 15000 Mann Infanterie, 6000 Mann Cavalerie

und 28 Geschützen. Am 22. und 23. Febr. kam es zur Schlacht bei der nahen Meierei Buena-Vista, in welcher die Amerikaner 700 Mann verloren, die Mexicaner aber nach einem Verluste von angeblich 4000 Mann die Wahlstatt räumten. Während Taylor in Saltillo blieb und sich mit der Organisation des Landes beschäftigte, begann die Veracruzarmee unter dem Oberbefehle des Generals Scott, unterstützt durch eine Flotte von 37 Schiffen mit 395 Kanonen, 18. März die Belagerung der von 5000 Mexicanern besetzten Stadt Veracruz und erzwang durch ein verheerendes Bombardement vom 22. bis 26. März die Uebereinkunft zu Puente de Hornos, wonach Veracruz mit dem Fort San-Juan de Ulloa und den Forts Santiago und Concepcion capitulirten. Mitte April rückte sodann Scott von Veracruz aus mit kaum 10000 Mann Infanterie, 256 Mann Cavalerie und 15 Geschützen nordwestwärts gegen Jalapa vor. Santa-Anna, der sich nach der Schlacht bei Buena-Vista über Potosi zurückgezogen und, um allen polit. Bewegungen zuvorzukommen, nach der Hauptstadt geeilt war, wurde daselbst zum Präsidenten der Republik ernannt. Er sammelte zu den 6000 Mann, die er mitgebracht, noch einige tausend Streiter und ergänzte seine Artillerie. Bei dem verschanzten Dorfe Cerro-Gordo erlitt er jedoch 18. April durch Scott eine neue gänzliche Niederlage, worauf er sich nach Orizaba zurückzog und hier den Guerrillaskrieg organisirte. Um der Friedenspartei entgegenzuwirken, eilte er sodann nach der Hauptstadt, wo er, zum Dictator erwählt, den ernstesten Widerstand vorbereitete und durch Herbeiziehung des Generals Valencia aus Potosi die Streitmacht wieder auf 20000 Mann mit 50 schweren und 30 Feldgeschützen vermehrte. Die Amerikaner hatten 22. April Jalepa und Perote besetzt, am 27. das Hauptquartier nach Puebla verlegt, wo Scott mehrere Monate unthätig auf Verstärkung aus Veracruz warten mußte. Am 9. Aug. rückte er mit etwa 12000 Mann und 30 Geschützen unter täglichen Gefechten auf höchst schwierigen Wegen vor. Am 19. und 20. Aug. kam es zu den Schlachten bei Contreras und Churubusco; in ersterer verlor Santa-Anna 4 Generale und 1500 Mann an Gefangenen, in letzterer büßte er 3000 Mann und 15 Geschütze ein. Doch auch Scott hatte diese Siege mit dem Verluste von 16—1800 Mann erkauft und machte nun Friedensvorschläge, denen sich Santa-Anna nicht mehr abgeneigt zeigte. Sein Feind nämlich, der frühere Präsident Paredes, welcher seiner Haft entkommen und nach längerm Aufenthalte im Auslande wieder zurückgekehrt war, hatte von Orizaba aus eine Guerrillasarmee gebildet und durch seine zahlreichen Anhänger sich auf eine bedrohliche Weise rasch verstärkt. So kam es 23. Aug. zwischen Santa-Anna und Scott zu einem Waffenstillstande, während dessen die Friedensunterhandlungen zu Ende geführt werden sollten. Diese gediehen aber zu keinem Resultate, theils weil auf beiden Seiten die Forderungen zu hoch gestellt wurden, theils weil mehrere Staaten im Vertrauen auf Paredes, der erklärt hatte, er werde den Krieg fortführen, solange noch ein Amerikaner auf mexic. Boden stehe, Ende Aug. ein Sonderbündniß zur Fortsetzung des Kampfes geschlossen hatten und deshalb Santa-Anna die Verhandlungen möglichst hinzuziehen suchte. So verstrich die Frist des Waffenstillst...ds und der Krieg begann von neuem. Am 13. Sept. rückte Scott gegen die Hauptstadt vor, nahm die beiden ihr benachbarten Forts Chapultepec und Königsmühle und begann am 14. die Beschießung. Am 15. wurde Mexico erstürmt und ein noch an demselben Abende ausgebrochener Volksaufstand am 16. unterdrückt. General Quitman wurde Gouverneur der Stadt. Santa-Anna war entflohen, Paredes verschollen, die mexic. Armee völlig zerstoben. Nur der Guerrillaskrieg wurde im Lande fortgeführt. Erst 2. Febr. 1848 kam zu Guadalupe-Hidalgo ein Friedensvertrag zu Stande, welcher von dem mexic. Congreß zu Queretaro unter dem Vorsitze des wieder zum Präsidenten ernannten Herrera 29. Mai 1848 ratificirt wurde. Durch denselben verlor M. die jenseit des Rio-Grande del Norte gelegenen und nun zu Texas geschlagenen Theile der Staaten Tamaulipas, Cohahuila und Chihuahua sowie Neumexico und Neucalifornien, im ganzen etwa 30000 Q.-M. Außerdem sollte den Amerikanern freie Schiffahrt auf dem untern Rio-Colorado und im Californischen Meerbusen, beiden Theilen auf dem Rio-Grande und Gila zustehen. Die Union sollte 15 Mill. Dollars an M. zahlen und die Entschädigungen, welche M. nordamerik. Bürgern laut frühern Uebereinkünften zu zahlen hatte, übernehmen, dagegen M. vor den Indianerstämmen, welche auf den abgetretenen Gebietstheilen wohnen, schützen.

Als im Juli 1848 die amerik. Truppen die Hauptstadt verließen, zog gegen diese und die Friedenspartei, unterstützt von dem Guerrillasführer Pater Jarauta, der Expräsident Paredes heran, welcher ein Manifest gegen die neue Regierung erlassen und sich der Stadt Guanaxuato bemächtigt hatte. Paredes wurde aber 14. Juli in der Schlacht bei Marfil von den Regierungstruppen unter Bustamente geschlagen und sah nach einer zweiten Niederlage seine gegen Herrera

gerichteten Plane völlig vereitelt. Herrera suchte vor allem im Verein mit dem 1. Jan. 1849 eröffneten Congresse einige Ordnung in die gänzlich zerrütteten Finanzen zu bringen. Neue Verlegenheit bereitete indeß der im April wiederholte Aufstand des Generals Paredes, der zwar unterdrückt wurde, doch aber die Unsicherheit der öffentlichen Zustände vermehrte. Außerdem sah sich sogar der Bestand der Föderationsrepublik bedroht durch die angeblich infolge nordamerik. Intriguen erregten Aufstände der wilden Indianer in den nördl. und westl. Grenzstaaten sowie durch einen Vernichtungskampf mit den, wie es hieß, von England zur Empörung aufgestachelten Indianern in Yucatan. Hierzu kam noch die vor Ablauf des Jahres zu treffende Präsidentenwahl. Allein die Gefahren von seiten der nördl. Indianer, infolge deren schon im Juni 1849 die Staaten Altcalifornien, Sonora, Cinaloa, Chihuahua, Cohahuila und Tamaulipas ihre Unabhängigkeit proclamirt, brachten gleichwol keine Zersprengung der Conföderation hervor, und in Yucatan entschied sich der Kampf schließlich zum Vortheil der Weißen. Auch bei der Präsidentenwahl wandte sich der Sieg der föderativen Partei zu, indem mit starker Majorität der General und bisherige Kriegsminister Don Mariano Arista gewählt wurde und 15. Jan. 1851 sein Amt antrat. Die Versuche der neuen Regierung, das Prohibitiv-Zollsystem in ein gemäßigtes Schutzsystem zu verwandeln, scheiterten an dem Widerstande des von den Monopolisten abhängigen Congresses. Es erhob sich deshalb Ende Sept. der Oberst Carbajal gegen die Regierung, um eine Herabsetzung der Zölle zu erzielen, und belagerte nach einigen Gefechten gegen die Regierungstruppen den Hafen von Matamoras am Rio-Grande del Norte. Der dortige Gouverneur Avalos gewann jedoch durch die kühne Maßregel, auf eigene Hand den Zolltarif für Matamoras herabzusetzen, die Einwohner der Stadt für sich, und Carbajal mußte die Belagerung aufheben und nach Texas übertreten, von wo aus sein Unternehmen lebhaft unterstützt worden. Ein inzwischen von der Föderalregierung bei dem Congresse eingebrachter Entwurf auf Zollreform wurde 24. Nov. 1851 in der Deputirtenkammer nur mit einer Stimme Majorität angenommen und blieb, da der Senat durch Schließung der Sitzung die Discussion abschnitt und die Deputirtenkammer diesem Beschlusse beitrat, völlig wirkungslos. Inzwischen hatte sich durch das Verfahren des Generals Avalos der Import fast ausschließlich nach Matamoras gelenkt, sodaß der Ruin aller andern Handelsplätze zu befürchten stand. Das diplomatische Corps selbst wandte sich deshalb mit Beschwerden an die Regierung, und diese desavouirte die Zollreduction Avalos' und schrieb dagegen eine allgemeine Consumtionssteuer von 8 Proc. auf jeden zu Markte gebrachten Gegenstand aus. Die Erbitterung über diese Maßregel, der Widerstand des Congresses gegen die Zollreform, die Neigung der Einzelstaaten zur Unabhängigkeit sowie die Rüstungen Carbajal's führten endlich 1852 eine neue Revolution herbei, durch welche Arista gestürzt und General Cevallos als Präsident an die Spitze gebracht wurde. Inmitten der Anarchie verlangten die Parteiführer die Zurückberufung Santa-Anna's, der in Jamaica auf eine günstige Gelegenheit zur Rückkehr wartete, und im Febr. 1853 erfolgte sogar unter Mitwirkung des Präsidenten Cevallos selbst dessen Berufung zur Präsidentschaft. Santa-Anna landete hierauf in Veracruz und hielt 27. April 1853 seinen Einzug in die Hauptstadt.

Länger als zwei Jahre regierte nun Santa-Anna mit unumschränkter Macht als Dictator. Er legte sich sogar das Prädicat Hoheit bei und strebte offenkundig nach monarchischer Gewalt. 1854 verkaufte er den südl. Theil des heutigen Territoriums Arizona um 10 Mill. Dollars an die Vereinigten Staaten. Die Entrüstung hierüber und über die Identification seiner Verwaltung mit der Priesterpartei bereiteten ihm endlich den Sturz, der im Sommer 1855 durch einen von dem greisen Alvarez (von Guerrero) geleiteten Aufstand erfolgte. Nach seiner Abreise traten nicht weniger als vier Prätendenten auf, die nach vergeblichem Ringen um die Oberherrschaft eine Art Compromiß schlossen, in welchem Alvarez als Präsident und Ignazio Comonfort als dessen Stellvertreter anerkannt wurde. Alvarez trat schon im Dec. 1855 die Regierung ab und zog sich nach dem Süden zurück, worauf Comonfort in legaler Weise zum Präsidenten erhoben wurde. Derselbe regierte eine Zeit lang im besten Einvernehmen mit dem Congresse, der alle Spuren von Santa-Anna's Absolutismus beseitigte und durch energische Maßregeln die Priesterherrschaft zu brechen suchte. Comonfort verlor indeß dem fanatischen Widerstande des Klerus gegenüber den Muth und suchte Ende Dec. 1857 durch einen Staatsstreich einen Compromiß zwischen den Forderungen der Liberalen und des Klerus zu bewirken. Dadurch verdarb er es mit beiden Parteien. Die Liberalen erklärten ihn als Hochverräther seines Amtes für verlustig und erkannten den Präsidenten des Obertribunals Juarez, welcher der Verfassung zufolge Vicepräsident war, als Oberhaupt an. Der Klerus warf schon im Jan. 1858 Comonfort als unbrauchbares Werkzeug beiseite und gab dem General Zuloaga die Regierung. Juarez richtete

seine Verwaltung in Veracruz ein, während Zuloaga in der Hauptstadt residirte und aus diesem Grunde von den europ. Mächten anerkannt wurde. Der Kampf zwischen beiden nahm das ganze J. 1858 in Anspruch. Der auf seiten Zuloaga's stehende General Miramon siegte zwar anfangs im Norden und gewann dadurch bei der Priesterpartei ein so hohes Ansehen, daß er 1859 Zuloaga verdrängen und sich an dessen Statt zum Dictator aufwerfen konnte, auch als solcher die Anerkennung europ. Mächte erlangte. Doch vermochte er Juarez nicht aus Veracruz zu treiben, der im April 1859 von den Vereinigten Staaten als der rechtmäßige Präsident anerkannt wurde und durch General Ortega auch bald im Felde so nachhaltige Erfolge errang, daß er im Jan. 1861 in die Hauptstadt einziehen konnte und seine Regierung bald auch von den europ. Diplomaten anerkannt sah. Juarez traf seine Maßregeln ganz im Geist der neuen Verfassung. Er proclamirte vollständige Religionsfreiheit für die Republik, hob die Mönchsklöster auf und erklärte das Kirchenvermögen für Nationaleigenthum. Der im Juni 1861 zusammengetretene Congreß wählte ihn definitiv zum Präsidenten und bekleidete ihn durch ein besonderes Gesetz 1. Juli 1861 mit der unumschränkten Dictatur.

Um diese Zeit war bereits der Bürgerkrieg in der nordamerik. Union ausgebrochen. Auf den Zerfall der großen Republik des Nordens rechnend, vereinigten sich Spanien, England und Frankreich auf Napoleon's III. Betrieb zur Intervention in M. und beschlossen in dem Londoner Vertrage vom 31. Oct. 1861 ein gemeinschaftliches Vorgehen, um Zahlung und Genugthuung für die Forderungen und Beschwerden ihrer Unterthanen zu erhalten. Gegen Ende 1861 langten die feindlichen Geschwader an der mexic. Küste an. Im Febr. 1862 löste sich jedoch schon das Bündniß, und 9. April trat der völlige Bruch ein. England und Spanien zogen sich zurück, indem sie von M. Abhülfe für ihre Beschwerden erhielten, während sie zugleich Napoleon's eigentliche Absicht erkannten, der die Geldforderungen blos als Vorwand benutzte, um M. zu erobern und «die lat. Rasse zu reorganisiren». So blieben die Franzosen allein übrig, die sich durch den Bruch der Convention von Soledad in den Besitz der gesünder gelegenen Quartiere von Tehuacan gesetzt hatten. Das 7—8000 Mann starke franz. Corps unter General Lorencez eröffnete den Kampf gegen die mexic. Armee, die unter dem Oberbefehle Zaragoza's stand. Am 6. Mai unternahmen die Franzosen einen Sturm auf das befestigte Puebla (s. d.), sahen sich aber genöthigt, den Rückzug nach Orizaba anzutreten. Erst nachdem das franz. Expeditionscorps, mit Einschluß der Flottenmannschaft, auf 45000 Mann verstärkt worden, rückte dasselbe unter General Forey aufs neue vor und begann 24. März 1863 die Belagerung Pueblas. Ortega, der inzwischen an die Spitze des mexic. Heeres getreten, leistete zwar tapfern Widerstand, mußte sich aber 27. Mai ergeben, nachdem bereits 8. Mai ein mexic. Hülfscorps unter Comonfort in der Nähe der Stadt von dem franz. General Bazaine geschlagen worden. Die Franzosen setzten hierauf ihren Marsch auf die Hauptstadt M. fort und hielten hier 10. Juni ihren Einzug, während Juarez 31. Mai die Stadt mit den Trümmern des Heeres verlassen hatte, um den Sitz der Nationalregierung nach San-Luis-Potosi zu verlegen. Eine von Forey berufene sog. Notablen-Versammlung von 215 Personen proclamirte das mexic. Kaiserreich und bot auf Betrieb Napoleon's III. dem österr. Erzherzog Maximilian (s. d.) die Krone an, die dieser auch, nachdem eine angebliche Volkswahl den Beschluß der Notablen-Versammlung sanctionirt, 10. April 1864 annahm. Maximilian reiste mit seiner Gemahlin Charlotte über Rom nach M. ab und landete zu Veracruz 28. Mai 1864. Seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt hielt er 12. Juni. Der Krieg zwischen der republikanischen Regierung und den durch eine belg. und eine österr. Fremdenlegion verstärkten Imperialisten wurde seitdem mit abwechselndem Erfolge geführt und hatte die Verheerung des größten Theils von M. zur Folge. Der Widerstand des Volks und seines Führers Juarez war nachhaltiger und zäher, als Napoleon und Maximilian erwartet hatten. Juarez mußte zwar mehrmals bis an die Grenze des Landes oder in den äußersten Norden fliehen, aber er kam immer wieder und gewann sogar schließlich entschiedene Vortheile über seinen Feind. Es zeigte sich unzweifelhaft, daß Maximilian nicht der Mann für die ihm von Napoleon zugewiesene Rolle war. Schon daß er mittellos ins Land kam, hinderte ihn, sich eine Herrschaft zu begründen. Hätte er über große Mittel disponirt, so würde es ihm möglich gewesen sein, die Mehrzahl der republikanischen Führer zu gewinnen und dem Lande solche dauernde Wohlthaten zu erzeigen, mit denen die Republik den Vergleich nicht aushalten konnte. Die von Maximilian anerkannte Staatsschuld betrug 1866 über 300 Mill. Dollars. Das jährliche Budget belief sich auf 40 Mill., während der Kaiser in Wirklichkeit kaum 10 Mill. für das Jahr zusammenbrachte. Zur Befestigung eines solchen improvisirten

Kaiserreichs hätte es überhaupt eines Charakters bedurft, der mit der Rücksichtslosigkeit und Gewissenlosigkeit eines span. Conquistadors auf sein Ziel losgegangen wäre. Statt dessen schaffte sich der deutsche Prinz zu den vorhandenen Schwierigkeiten noch neue. Er zeigte Herz und Gewissen den Anforderungen des franz. Obergenerals Bazaine gegenüber und hatte diesen bald als lästigen Vormund über sich. Er stieß ferner aus Ehrlichkeit diejenigen, welche vermöge der Solidarität der Interessen seine Freunde sein sollten, die Priesterpartei, von sich. Er nahm endlich die ihm von Napoleon angewiesene Rolle eines constitutionellen Kaisers im Ernst und wollte das gänzlich verwahrloste Volk durch bessern Unterricht, deutsche Einwanderung und Herstellung besserer Verkehrsmittel heben. Es hätte ihm zur Verwirklichung solcher Aufgaben wenigstens ein Menschenalter gegönnt sein müssen. Natürlich stieß der Kaiser überall auf Hindernisse, Widerspruch, offene und versteckte Opposition. Alle seine Schöpfungen trugen den Charakter des im Keime Verkümmerten und bewiesen, daß das Kaiserreich unter solchen Verhältnissen keine Dauer haben konnte. Die Lage Maximilian's gestaltete sich seit Beendigung des Bürgerkriegs in der nordamerik. Union gänzlich hoffnungslos. Die Vereinigten Staaten verweigerten nicht nur entschieden und wiederholt seine Anerkennung, sondern betrachteten nach wie vor Juarez und die Republik als die rechtmäßige Regierung des Landes. Außerdem übte nun das Cabinet von Washington einen so starken Druck auf Napoleon III., daß sich dieser im April 1866 verbindlich machte, alle seine Truppen bis zum Nov. 1867 in drei halbjährigen Abtheilungen aus M. zurückzuziehen. Zwar hielt Napoleon den ersten Abzugstermin (Nov. 1866) nicht inne, aber er konnte nach der Lage der Dinge keineswegs die Absicht hegen, es auf einen Zusammenstoß mit den Vereinigten Staaten ankommen zu lassen. Die Gemahlin des Kaisers verließ schon im Juni 1866 M., um sich bei Napoleon erfolglos für die Rettung der mexic. Krone zu verwenden, während Maximilian selbst im Juli desselben Jahres ein neues Cabinet ernannte, das zum Theil aus franz. Generalen und Beamten zusammengesetzt war. Ende 1866 bestand die kaiserl. Regierung nur noch dem Namen nach. Vgl. A. von Humboldt, «Versuch über den polit. Zustand des Königreichs Neu-Spanien» (5 Bde., Tüb. 1809—13); Richthofen, «Die äußern und innern Zustände der Republik M.» (Berl. 1854); Mühlenpfordt, «Versuch einer getreuen Schilderung der Republik M.» (2 Bde., Hannov. 1844); Orozco y Berra, «Geografia de las lenguas de M.» (Mexico 1864); das «Boletin» der Mexicanischen Gesellschaft für Geographie und Statistik» (Bd. 1—9, Mexico 1851—66). Von neuern deutschen Reisewerken sind anzuführen: die von Heller (Lpz. 1853) und J. W. von Müller (3 Bde., Lpz. 1864—65); ferner für die Geschichte des Landes: Pascual de Gayangos, «Cartas y relaciones de Hernan Cortes» (Par. 1866); Icazbalceta, «Coleccion de documentos para la historia de M.» (Bd. 1 und 2, Mexico 1858—66); «Documentos para la historia de M.» (20 Bde., Mexico 1853—57); Prescott, «History of the conquest of M.» (3 Bde., Bost. 1844; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1845); Zavala, «Ensayo historico de las revoluciones de M.» (2 Bde., Par. 1831); Torrente, «Historia general de la revolucion moderna hispano-americana» (5 Bde., Madr. 1829—30); Mora, «Mejico y sas revoluciones» (8 Bde., Par. 1836); Alaman, «Historia de M.» (5 Bde., Mexico 1849—52); Cuevas, «Porvenir de M. 1821—51» (3 Thle., Mexico 1851—57); Labédollière, «Histoire de la guerre de Mexique» (Par. 1866).

Mexico, die Hauptstadt des amerik. Staats gleiches Namens, der Sitz der Regierung, des Congresses und eines Erzbischofs, die prächtigste Stadt Amerikas, die mit ihrem Gebiet, gleich Washington in den Vereinigten Staaten, einen eigenen District bildet, wurde in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. von den Azteken gegründet und Tenochtitlan genannt, wiewol sie den Europäern nur unter ihrem andern Namen M. (von dem aztekischen Kriegsgotte Mexitli) bekannt geworden ist. Sie liegt 7200 F. hoch an zwei Seen, die gegen 30 St. im Umkreise und schwimmende Gärten (Chinampas) haben, in einem von schneebedeckten Vulkanen umgebenen Thale, wo ein ewiger Frühling herrscht, bildet ein Viereck und hat schnurgerade Straßen, fast durchgehends niedrige Häuser, da sie durch Erdbeben ebenso häufig leidet wie durch Ueberschwemmungen, und keine Thore und keine Wälle. Zwei große Wasserleitungen führen ihr gesundes Wasser zu. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 205000. Es bestehen an Bildungsanstalten eine Universität, eine Akademie der schönen Künste, eine Bergwerksschule, ein Botanischer Garten, einige Theater, darunter das schöne, 1846 erbaute Nationaltheater, und verschiedene andere Institute, freilich gegenwärtig im höchsten Verfall. Unter den vielen Kirchen, die sich sämmtlich durch Ueberladung mit Schmuck aller Art, besonders an edeln Metallen, auszeichnen, ist die große Domkirche zu erwähnen, erbaut auf den Trümmern eines alten Aztekentempels. Unter der span. Regierung war die Stadt der Mittelpunkt eines bedeutenden innern Handels und der Sitz einer

Bildung, durch die sie sich im ganzen span. Amerika auszeichnete. Seit der Unabhängigkeitserklärung ist sie jedoch infolge der innern Kriege in jeder Hinsicht zurückgekommen, und nur Ueberreste des alten Reichthums und der alten Civilisation und Bildung sind noch zu finden. Kaiser Maximilian ließ sich die Verschönerung der Stadt sehr angelegen sein und stellte unter anderm die alten, in Verfall gerathenen schönen Spaziergänge wieder her. — Der Particularstaat M. zählte vor Begründung des Kaiserreichs auf 954 Q.-M. über 1 Mill. E. und zerfiel in acht Districte. Die Hauptstadt war Toluca, ein regelmäßig und hübsch gebauter wohlhabender Ort mit 12000 E.

Meyendorff (Freiherren von), ein in den russ. Ostseeprovinzen ansässiges, ursprünglich aus Sachsen stammendes Adelsgeschlecht. Ihm war der Papst Clemens II., früher Bischof von Bamberg, gest. 1047, entsprossen. Konrad von M. kam um 1200 mit den Schwertrittern nach Livland, wo er sich durch seine Tapferkeit in den Kriegen mit den Eingeborenen auszeichnete und ansehnliche Güter erwarb. Ein Zweig der Familie nannte sich Uexküll, nach der estnischen Uebersetzung des Namens. 1679 erhob Karl XI. von Schweden die Brüder Jakob und Otto Johann nebst deren Neffen Walter Reinhold von M. in den Freiherrnstand. Ein Nachkomme des letztern, Kasimir, Freiherr von M., russ. General der Cavalerie, commandirte 1807 nach dem Tode des Generals Michelson und bis zur Ankunft des Feldmarschalls Prosorowsky die russ. Armee in den Donaufürstenthümern. Er hinterließ vier Söhne, wovon der dritte, Peter, Freiherr von M., geb. 5. Aug. 1796, als Offizier im Generalstabe die Feldzüge von 1812—14 mitmachte und sich nachher der diplomatischen Laufbahn widmete. Er wurde Legationssecretär in Madrid, dann Gesandtschaftsrath in Wien und 1832 Gesandter in Stuttgart. 1839 ward er nach Berlin versetzt, wo er, seit 1840 Geheimrath, während einer Reihe von Jahren und besonders seit den Ereignissen von 1848 sich als fähiger Staatsmann bewährte und zugleich durch seinen persönlichen Charakter Achtung einflößte. Als sich daher die Beziehungen zwischen Preußen und Oesterreich immer mehr trübten, ernannte ihn Kaiser Nikolaus im Aug. 1850 zu seinem Botschafter in Wien, um hier eine Vermittlerrolle zu übernehmen. Er betheiligte sich mit Erfolg an den Unterhandlungen, die der Uebereinkunft von Olmütz vorangingen, bei der er selbst gegenwärtig war. Viel weniger glücklich war er in seinen Unterhandlungen mit Oesterreich am Vorabend des orient. Kriegs. Im Frühjahr 1854 wurde er daher von Wien abberufen, zum kaiserl. Oberhofmeister und Mitglied des Reichsraths erhoben, seitdem aber nicht wieder mit einem diplomatischen Posten betraut. Alexander II., der ihn persönlich hochschätzte, erwählte ihn 1857 zum Chef seines Privatcabinets. Eine Zeit lang stand er auch an der Spitze der großen russ. Eisenbahngesellschaft, von der er jedoch wegen Zwistigkeiten unter den Actionären zurücktrat. Er starb zu Petersburg 19. März 1863. — Sein jüngerer Bruder, Alexander, Freiherr von M., seit 1839 Wirkl. Staatsrath, begleitete 1840 Murchison und Verneuil auf ihrer geognostischen Reise durch den Norden Rußlands, zu der er den ersten Anstoß gab. Als Präsident der Handelskammer in Moskau erwarb er sich durch seine Bemühungen, den Handel und Gewerbfleiß Rußlands zu heben, große Verdienste um sein Vaterland. Im Verein mit Paul Sinowjew fertigte er eine industrielle Karte des russ. Reichs an, welche 1842 zu Petersburg und 1844 zu Berlin in einer deutschen Uebersetzung erschien. Außerdem schrieb er «Opyt prikladnoi Geologii preimuschtschestwenno sjéwernago basseina Jewropeiskoi Rossii» (Mosk. 1849). 1851 wurde er dem Statthalter Fürsten Woronzow zur Leitung des Handels und der industriellen Angelegenheiten Transkaukasiens beigegeben und im März 1853 zum Geheimrath befördert. In der Schrift «Les finances de la Russie» (Par. 1864) suchte er die Ansichten Wolowski's über das russ. Finanzwesen zu widerlegen. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er in Petersburg zu, wo er 25. Jan. 1865 starb. — Georg, Freiherr von M. (gest. 1863), ist durch die von ihm ausgeführte Reise von Orenburg nach Bokhara bekannt, die er in dem Werke «Voyage d'Orembourg à Boukhara fait en 1820» (Par. 1826; deutsch von Scheidler, Jena 1826) beschrieben hat. — Felix, Freiherr von M., russ. Staatsrath und Kammerherr, vermählte sich 1857 mit einer Tochter des Statthalters von Polen, Fürsten Gortschakow, und fungirte erst als Legationssecretär in Berlin, dann in Rom und von 1864 an als Geschäftsträger daselbst. Eine bei der Neujahrscour 1866 zwischen ihm und dem Papste vorgefallene Scene machte in der polit. Welt großes Aufsehen und hatte den Abbruch der diplomatischen Verbindungen Rußlands mit der Römischen Curie zur Folge.

Meyer (Friedrich Joh. Lorenz), deutscher Schriftsteller, bekannt als Freund Klopstock's, geb. zu Hamburg 22. Jan. 1760, studirte in Göttingen und machte seit 1782 Reisen in der Schweiz, Italien und Frankreich. Er war Mitglied der Deputation von Lübeck und Hamburg,

welche 1796 an das franz. Directorium, sowie der, die 1801 an den Ersten Consul gesendet wurde. Außerdem machte er sich ganz besonders verdient um seine Vaterstadt als Mitglied der Patriotischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe. Er starb 21. Oct. 1844. Als Schriftsteller erwarb sich M. einen geachteten Namen hauptsächlich im Fache der Länder- und Völkerkunde und der Kunstgeschichte. Seine «Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg» (6 Hefte, Hamb. 1800—4), die «Darstellungen aus Italien» (Berl. 1792) und die «Fragmente aus Paris» (2 Bde., Hamb. 1798) stehen noch immer in gutem Andenken. Seine «Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs» (2 Bde., Tüb. 1803) enthalten interessante Beiträge zur Geschichte aus Bonaparte's ersten Regentenjahren. Wie in diesen, so hat er sich auch in seinen «Darstellungen aus Norddeutschland» (Hamb. 1816), den «Brieffragmenten vom Taunus, Rhein, Neckar und Main» (Hamb. 1822) und den «Darstellungen aus Rußlands Kaiserstadt und ihrer Umgegend» (Hamb. 1829) als Welt- und Menschenkenner, als geistreichen Beobachter und Darsteller bewährt. — Friedrich Ludwig Wilhelm M., geb. 28. Jan. 1759 zu Harburg, gest. 1. Sept. 1840 auf seinem Gute Groß-Bramstedt in Holstein, erwarb sich besonders durch seine in ihrer Art classische Biographie F. L. Schröder's (2 Bde., Hamb. 1819) einen ehrenwerthen literarischen Ruf. Vgl. «Zur Erinnerung an M., den Biographen Schröder's» (2 Bde., Braunschw. 1847).

Meyer (Joh. Georg) aus Bremen, geb. daselbst 28. Oct. 1813, ein vorzüglicher Genremaler, bildete sich auf der Akademie zu Düsseldorf in den J. 1833—42, in welcher Zeit er bald zur Meisterklasse und zu einer selbständigen Werkstatt vorschritt. Anfänglich war er auf die biblische Historie in großem Format gerichtet, erkannte jedoch bald im Genre sein eigentliches Gebiet und innerhalb dieses als Specialität Kinderwelt und Kinderart. Nachdem er seit 1852 nach Berlin übergesiedelt, schuf er still und ununterbrochen eine Fülle von Bildern dieser Art in größerer und kleinerer Ausdehnung, die unmittelbar in den Privatbesitz übergingen, sodaß M. wenig auf Ausstellungen erscheint. Besonders gehen seine Arbeiten häufig nach England, auch nach Paris und Amerika. Von den vorzüglichsten sind zu nennen: die Witwe, in Abendandacht im Freien begriffen, mit ihren Kindern (gestochen von Sagert), vom Künstler öfters wiederholt; die Ueberschwemmten, Heimkehr des Landwehrmannes (gestochen von Witthöft), das jüngste Brüderchen (gestochen von Martinet), Blindekuhspiel, das erste Gebet (gestochen von Sagert), die reuige Tochter, Großvaters Besuch, der Trotzkopf, die Fischerkinder u. s. w. M.'s Vortragsweise ist sauber, zart, in sorgfältig realistischer Durchführung und im Ausdruck treffend.

Meyer (Joh. Heinr.), ein verdienter Alterthumsforscher und Kenner der Kunst, Goethe's vertrauter Freund, geb. zu Stäfa am Züricherſee 16. März 1759, widmete sich der Malerei und hielt sich 1784—88 zu seiner weitern Ausbildung in Italien auf. Hier schloß er den Freundschaftsbund mit Goethe, dem bald auch Tischbein angehörte, und in Neapel, wo sich damals die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar aufhielt, lernte er Herder und andere Weimaraner kennen. Nach seiner Rückkehr lebte er in der Schweiz, bis ihn Goethe 1792 nach Weimar zog, wo er an der neueingerichteten Zeichenakademie eine Professur erhielt. 1795 reiste er wieder nach Italien, doch der Einmarsch der Franzosen nöthigte ihn 1797 zur Rückkehr nach der Schweiz, wo er mit Goethe zusammentraf, mit dem er damals den Plan zu den «Propyläen» entwarf. Hierauf ging er wieder nach Weimar und vermählte sich hier mit der Tochter des Kanzlers von Koppenfels. Der Umstand, daß ihm in den Kriegsunruhen 1806 seine Mappe, in welcher er seine vorzüglichsten Studien bewahrte, entwendet wurde, gab seinen Studien eine ganz andere Richtung, und er beschäftigte sich nun unausgesetzt mit der Geschichte der alten Kunst. 1807 wurde er Director der Zeichenakademie in Weimar, der er bis zu seinem Tode 14. Oct. 1832 vorstand. In seinem Testamente bestimmte er 33000 Thlr. für eine Armenstiftung in Weimar, die zu seinem und seiner 21. April 1825 verstorbenen Gattin Gedächtniß den Namen Meyer-Amalienstiftung erhielt. Mit Fernow verband er sich zur Herausgabe von Winckelmann's «Werken», die er nach dessen Tode mit Joh. Schulze (8 Bde., Dresd. 1808—17) herausgab. Resultate eigener Forschung enthält seine «Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen» (fortgesetzt von Riemer, 3 Bde., Dresd. 1824—36). Auch ein großer Theil der kritischen Beurtheilungen in den «Propyläen», «Horen» und in Goethe's Journal «Kunst und Alterthum» rührt von ihm her.

Meyer von Knonau (Ludwig), ein Enkel des gleichnamigen, von Klopstock und Wieland hochgeschätzten Fabeldichters, geb. zu Zürich 12. Sept. 1769, widmete sich in Halle, wo er ein eifriger Schüler F. A. Wolf's war, philol. und histor. sowie jurist. Studien. Er bereiste darauf mehrere Länder Europas und erwarb sich nach der Rückkehr in die Heimat mannichfache Ver-

dienste in diplomatischen Geschäften, in richterlichen und administrativen Aemtern sowie im höhern Lehrfache. 1829 in den Staatsrath gewählt, trat er nach der Staatsveränderung von 1830 an die Spitze der züricher Tagsatzungsgesandtschaft, lehnte aber 1832 die ihm zugedachte Bürgermeisterstelle ab. Bei der Berufung von David Friedrich Strauß (s. d.) stimmte er mit der Mehrheit des Erziehungsraths. Nach der Umwälzung vom 6. Sept. 1839 zog er sich von allen öffentlichen Stellen zurück. Er starb 21. Sept. 1841, bis zu seinem Ende den reinsten Republikanismus bewährend. Unter seinen Schriften ist hauptsächlich sein «Handbuch der Geschichte der schweiz. Eidgenossenschaft» (2 Bde., Zür. 1826—29) zu erwähnen, das, insoweit es die spätern Jahrhunderte schweiz. Geschichte erzählt, immer noch als gründlich, unbefangen und geistvoll bezeichnet werden muß. — Sein Sohn, Gerold M. von Knonau, geb. 2. März 1804, setzte auf der Hochschule zu Berlin, wo ihm unter seinen Lehrern der berühmte Geograph Ritter am nächsten stand, seine kameralistischen und histor. Studien fort, nachdem er schon in seinem 19. J. einen sehr verbreiteten «Abriß der Erdbeschreibung und Staatskunde der Schweiz» herausgegeben hatte. Er lernte einen großen Theil Europas auf Reisen kennen und arbeitete nach seiner Rückkehr nach Zürich 1827 mehrere Jahre im Finanzfache, bis 1837 die Leitung des Staatsarchivs, des bedeutendsten der Schweiz, in seine Hände kam. In dieser Stellung leistete er sehr Tüchtiges und gewann dabei Gelegenheit, nicht nur selbst die reichen Schätze, denen er vorstand, mehr als früher geschehen, wissenschaftlich auszubeuten, sondern auch auswärtigen Gelehrten bei ihren Arbeiten reiche Unterstützung zu gewähren. In seinen spätern Jahren beschäftigte sich M. auch mit Numismatik. Daneben widmete er sich fleißig statist. Arbeiten, wie er denn auch 1857 auf dem statist. Congreß zu Wien die Schweiz vertrat. Er starb 1. Nov. 1858 zu Zürich. Unter M.'s schriftstellerischen Leistungen sind besonders hervorzuheben: «Erdkunde der schweiz. Eidgenossenschaft» (2 Bde., 2. Aufl., Zür. 1838—39); die Cantone Schwyz (1835) und Zürich (2. Aufl. 1844) in den «Historisch-statist. Gemälden der Schweiz», für die er den Plan entworfen hatte; die Fortsetzung des von Vögelin begonnenen «Historisch-geogr. Atlasses der Schweiz». Von den Bundesbehörden mit der Redaction für die Herausgabe der amtlichen «Sammlung der ältern eidgenössischen Abschiede» betraut, gab er den achten (letzten) Band der Reihe, die J. 1778—98 umfassend, heraus. In Verbindung mit seinem Freunde Vögelin veröffentlichte er auch zwei Bändchen des «Züricher Taschenbuchs» (1858—59). Unter M.'s numismatischen Arbeiten ist besonders die Abhandlung: «Die schweiz. Münzen von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart» (2. Aufl., Zür. 1851), hervorzuheben.

Meyerbeer (Giacomo), eigentlich Jakob Meyer Beer, berühmter Operncomponist, geb. zu Berlin 5. Sept. 1791 (nach dem Beschneidungsregister; nach M.'s eigener Angabe 1794) als der Sohn des reichen und angesehenen Bankiers Beer, verrieth frühzeitig bedeutende musikalische Anlagen und erhielt durch den Klavierlehrer Lauska den ersten Musikunterricht. Schon in seinem sechsten Jahre machte er durch seine Fertigkeit Aufsehen, und im Alter von neun Jahren wurde er den besten Klavierspielern Berlins beigezählt. Um diese Zeit nahm er Unterricht bei Clementi, der sich damals einige Zeit in Berlin aufhielt. Den ersten Unterricht in der Composition erhielt er bei Zelter. Nach andern jedoch begann er, nachdem er sich schon früh ohne alle Harmoniekenntniß in der Composition versucht, bei Bernh. Anselm Weber seine theoretischen Studien. Im Alter von 15 J. ging er zum Abt Vogler in Darmstadt, bei dem er, im Verein mit K. M. von Weber und Gänsbacher, drei Jahre hindurch seiner Ausbildung eifrig oblag. Gegen Ende seiner Studienzeit veröffentlichte er vierstimmige geistliche Gesänge (Klopstock'sche Gedichte), und es erfolgte auch seine Ernennung zum großherzogl. darmstädtischen Hofcomponisten infolge seiner Cantate «Gott und die Natur». In seinem 18. J. begab sich M. nach München, wo er seine erste Oper, «Jephtha's Tochter», auf die Bühne brachte, die nur das Lob der Kenner erhielt, und als Klavierspieler viel Aufsehen machte. Sodann wandte er sich nach Wien. Auch hier trat er bald den gefeiertsten Klaviervirtuosen an die Seite, während seine komische Oper «Abimelek, oder die beiden Khalifen» sowie das Monodram «Thevelinda» (für die Sängerin Harlaß) keinen Erfolg hatte. Man fand noch zu viel Steifheit und Befangenheit in musikalisch-scholastischem Formelwesen in diesen Leistungen. Auf Salieri's Rath ging M. zu weiterer Ausbildung nach Italien. Er traf gerade in Venedig ein, als hier Rossini durch den «Tankred» alles in Enthusiasmus versetzte. Auch M. konnte sich diesem Zauber nicht entziehen und nahm nun den ital. Meister zum Vorbild bei einer Reihe von Opern, die er für verschiedene Bühnen Italiens zu componiren begann. Diese sind: «Romilda e Costanza» (1818, für Padua); «Semiramide roconosciuta» (1819, für Turin); «Emma di Resburgo» (1820, für Venedig);

«Margherita d'Anjou» (1822, für Mailand); «L'Esule di Granada» (1823, ebenfalls für Mailand); «Il Crociato in Egitto» (1824, für Venedig). Die meisten derselben machten Glück und verbreiteten M.'s Ruf über Italien; einige davon, wie «Il Crociato», drangen sogar über die Alpen. Zur Inscenesetzung letzterer Oper 1826 nach Paris berufen, blieb M. fortan in der franz. Hauptstadt, trat jedoch längere Zeit mit keinem neuen Werke hervor. Erst 1831 erschien unerwartet auf der Bühne der Großen Oper sein «Robert le Diable», ein Werk, das die vollständige Umwandlung seines künstlerischen Schaffens zeigte und großes Aufsehen erregte. M. hatte die Rossini'sche Norm und Form, in denen er sich bis dahin bewegt, abgestreift und war zu selbständiger Manier durchgedrungen. Seine Intentionen und Conceptionen waren charaktervoller und bedeutsamer geworden, und demzufolge mußten auch seine Ausführungen sich reicher und breiter gestalten. Hierzu kam noch eine reiche melodische Erfindung und eine ungemeine Meisterschaft in der Handhabung aller Kunstmittel. «Robert der Teufel» hatte einen beispiellosen Erfolg; M.'s Ruhm verbreitete sich von Paris aus über die ganze gebildete Welt. Sein Ruf wurde noch befestigt durch die nachfolgende Oper «Les Huguenots», welche 1836 zuerst in Paris über die Bühne ging. Dieses Werk ist überhaupt der Höhepunkt von M.'s Schaffen, und in ihm findet sich die Manier des Künstlers vollständig ausgearbeitet und zu noch bedeutsamern Wirkungen verwerthet. Zugleich treten jedoch in demselben die Schattenseiten der Manier mehr zu Tage, die Häufung drastischer Wirkungsmittel, übertriebenes Raffinement in Bezug aufs Detail, auf die Spitze getriebene Charakterisirung, kurz, die Anwendung alles dessen, was nur äußerlich reizt und blendet. Während aber in den beiden genannten Opern jene Mängel aufgewogen werden durch werthvolle und anziehende musikalische Gedanken, zeigen sich in den spätern Productionen M.'s diese Mängel desto greller, je mehr in ihnen die Frische, Fülle und der Werth der specifisch musikalischen Erfindung abnimmt. Es sind dies die Opern «Ein Feldlager in Schlesien» (1844 zur Wiedereröffnung des berliner Opernhauses zuerst aufgeführt, später unter dem Titel «Vielka», ein wenig umgearbeitet, auch in Wien gegeben); «Le Prophète» (1849, zuerst in Paris); «L'Etoile du Nord» (1854, zuerst an der Opéra-Comique in Paris aufgeführt und verschiedene Nummern aus dem «Feldlager» in umgestalteter Form enthaltend); «Le Pardon de Ploërmel» (auch «Dinorah» genannt und 1859 an der pariser Opéra-Comique zuerst gegeben); «L'Africaine» (1865, zuerst in Paris). Hieran schließt sich die Musik zu seines Bruders (Michael Beer) Tragödie «Struensee» (1846 zuerst in Berlin). Von diesen Productionen ist der «Prophet» noch die bedeutendste sowie die verbreitetste. Daß auch in den schwächern Leistungen M.'s der feine Kunstverstand und die musikalisch-dramatische Gestaltungskraft des Künstlers noch manchen Triumph feiert, kann nicht geleugnet werden. Außer den Opern hat M. mancherlei Kirchenstücke und Gelegenheits-Cantaten, einige sog. Fackeltänze zu Festlichkeiten am berliner Hofe, dann viele Lieder und Gesänge componirt, die den dramatischen Leistungen gegenüber nicht in Betracht kommen. Seit der Veröffentlichung von «Robert der Teufel» hatte sich M. einer Fülle von Ehren und Auszeichnungen zu erfreuen. 1832 ernannte ihn der König von Preußen zum Hofkapellmeister, 1842 zum königl. preuß. General-Musikdirector. Die Universität Jena ertheilte ihm 1850 das Ehrendiplom eines Doctors der Musik. Seit vielen Jahren kränkelnd, starb M. 2. Mai 1864 zu Paris, ohne die Aufführung der «Afrikanerin» noch zu erleben. Seine Ueberreste wurden nach Berlin gebracht und dort 9. Mai 1864 feierlich beigesetzt.

Meyerheim (Friedr. Eduard), vorzüglicher deutscher Genremaler, geb. 7. Jan. 1808 in Danzig, erhielt den ersten Kunstunterricht von seinem Vater und versuchte sich zuerst in landschaftlichen Gegenständen und Perspectiven, die er in Oel- und Wasserfarben wiedergab. Durch Unterstützung der Friedensgesellschaft wurde es ihm 1830 möglich, nach Berlin zu gehen, wo er die Akademie besuchte, mehr aber auf eigene Hand im Verein mit Freunden studirte. Seine Verhältnisse zwangen ihn, nebenher aus dem Lithographiren einen Erwerb zu machen, und so erschien von ihm ein Heft mit danziger Ansichten und ein größeres Werk, welches die Denkmäler der Altmark enthält, und das er im Verein mit Kugler und Strack herausgab. Von 1834 an erregten seine Genrebilder die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde, welche sich bald zur Bewunderung steigerte. Eins dieser ersten Bilder ist der blinde Bettler, ein anderes das Scheibenschießen westfäl. Bauern. Die Altenburger im Korn, eine Ernte, hat er später selbst radirt. M. malt vornehmlich Dorfgeschichten. Die einfachsten Zustände des norddeutschen, meist bäuerlichen Volkslebens, heiteres Familiendasein in seiner Arbeit und seiner Ruhe, am Werkeltage und am Feiertage, draußen und im Hause, in seinen kleinen Freuden und Kümmernissen sind seine Stoffe, in denen er einen so großen poetischen Reichthum auszulegen weiß. Nichts ist in diesen

Zuständen idealisirt. M. läßt alles, wie es ist, aber er sieht in den innersten Kern des Volkslebens, wo es schön und gesund, und stellt es mit anmuthsvoller Wahrheit dar. Er bildet seine Aufgaben mit liebevoller Sorgfalt durch, sodaß dem unbedeutendsten Gegenstande darin ein gleicher Fleiß gewidmet erscheint. Sein Farbenvortrag ist voll Milde und Sauberkeit. M.'s Kunstreisen bestehen in Ausflügen in die Gebirgsdörfer. So hat ihm der Harz, später auch Thüringen, eine ganze Folge der anmuthigsten Gegenstände geliefert: ein Milchmädchen, das am Wege niedersitzt und seine Baarschaft zählt (bekannt durch den trefflichen Farbensteindruck von Winckelmann), die Harzerin, die am Gartenzaune nach ihrem Schatz aussieht (gestochen von Teichel), eine Alte, die der Enkelin Strickunterricht ertheilt, die Kätzchen (gestochen von Grundmann), eine Dorfschule u. s. w. Seit 1838 ist M. Mitglied der Akademie der Künste zu Berlin, an der er später auch eine Professur erhielt. — Wilhelm Alexander M., der jüngere Bruder des vorigen und dessen Studiengenosse, trat mit ihm zugleich auf, und zwar mit Arbeiten, die ebenso wol ein entschiedenes Talent als auch einen bestimmten Darstellungskreis bezeichneten. Pferde, Lager- und Schlachtenscenen, Bivuaks u. dgl. sind seine Stoffe, die er, oft mit humoristischen Zügen versetzt, in lebendiger Weise und mit großer Naturtreue und gesundem Tone vorzutragen weiß. Auch als Lithograph hat er ausgezeichnete Sachen geliefert; namentlich ist der russ. Schlitten nach H. Vernet zu dem Besten in seiner Art zu zählen.

Meyern (Wilh. Friedr.), deutscher Romanschriftsteller, geb. 1762 in oder bei Ansbach, erhielt eine eigenthümliche Erziehung bei einem Landgeistlichen, der er außer vielem andern seine innige Liebe zur Natur, aber auch manche später hervortretende Eigenheit verdankte, studirte in Altdorf die Rechte, jedoch so, daß er Mathematik, Geschichte, Sprachen und Naturkunde mit in seinen Kreis zog. Eine gewaltige Reiselust zog ihn dann nach England, wo er vergebens in den Seedienst zu treten suchte. Nachdem er sodann kurze Zeit als österr. Artillerielieutenant gedient, unternahm er mit zwei jungen Adelichen eine Reise durch Italien, Griechenland und Kleinasien; später durchreiste er große Theile von Europa. Auf seinen Wanderungen verband er in seltener Weise das Studium der Natur mit Erkenntniß der Menschen und Staaten. Um 1807 hielt er sich lange mit der österr. Gesandtschaft in Sicilien auf und entwarf hier großartige Colonisationsplane, die aber nicht verwirklicht wurden. 1809 trat er wieder als Hauptmann in die österr. Artillerie, war bei Organisirung der Landesbewaffnung thätig und arbeitete eine große Anzahl der wichtigsten Vorschläge aus, deren Werth aber meist zu spät erkannt wurde. Er wurde 1813 zum Generalstab versetzt und leitete 1815 in Paris die Rückgabe der ital. Kunstwerke. Später hielt er sich bei den österr. Gesandtschaften in Rom und Madrid auf und wurde dann der Militärcommission bei dem Bundestage in Frankfurt a. M. beigegeben. Hier starb er 13. Mai 1829. M. war durch Geist und Kenntnisse in seltenem Grade zum Staatsmann befähigt, aber die Abgeschlossenheit seines edeln Charakters und die Unfähigkeit, auf Aeußerlichkeiten des Lebens einen Werth zu legen, verhinderten ihn, eine entsprechende Lebensstellung einzunehmen. Als Schriftsteller trat er anonym zuerst auf mit dem geistvollen, aber in wunderliche Form gehüllten polit. Roman «Dya-na-Sore, oder die Wanderer» (5 Bde., Wien 1787—91; 3. Aufl. 1840—41), der seinerzeit einen seltenen Beifall fand. Von seinen übrigen zahlreichen Arbeiten scheint vieles verloren gegangen zu sein; das Erhaltene gab Feuchtersleben in «M.'s hinterlassenen kleinen Schriften» (3 Bde., Wien 1842) heraus.

Meyr (Melchior), deutscher Dichter und philos. Schriftsteller, geb. 28. Juni 1810 zu Ehringen bei Nördlingen im Ries, besuchte die Gymnasien zu Ansbach und Augsburg und studirte zu München und Heidelberg. Auf der erstern Universität hörte er die Vorträge Schelling's, die auf seine Bildung den größten Einfluß übten. Aus Neigung wandte er sich literarischer Beschäftigung zu und ließ 1835 seine erste größere Dichtung, «Wilhelm und Rosina», erscheinen, die in Hexametern Land und Leute aus dem Ries schildert. Das J. 1837 verbrachte er zu Erlangen, wo der Verkehr mit Rückert fördernd auf ihn wirkte, und er in der Schrift «Die poetischen Richtungen unserer Zeit» (Erl. 1838) eine Reihe kritischer Aufsätze veröffentlichte. Im Spätjahr 1840 wandte sich M. nach Berlin. Hier verweilte er bis 1852 und lieferte viele Arbeiten in kritische und polit. Blätter. Auch schrieb er das Trauerspiel «Herzog Albrecht» (Stuttg. 1862), das 1852 im königl. Schauspielhaus mit Erfolg gegeben wurde und auf den meisten deutschen Bühnen zur Aufführung gelangte. Seit 1852 wieder in München oder in seiner Heimat lebend, veröffentlichte er die «Erzählungen aus dem Ries» (Berl. 1856) und «Neue Erzählungen aus dem Ries» (Berl. 1860), eine Reihe von ernsten und humoristischen Charakterbildern, die bei sorgfältiger Detailbehandlung doch wie aus Einem Gusse geschaffen sind und von allen seinen Arbeiten den meisten Beifall gefunden haben. In seinen «Gedichten» (Berl. 1857),

meistens von anmuthiger Sinnigkeit, herrscht das gnomische, sittlich lehrhafte Element vor. Von M.'s übrigen poetischen Arbeiten sind, außer der histor. Tragödie «Karl der Kühne» (Stuttg. 1862), die in München und Stuttgart aufgeführt ward, noch die beiden Romane «Vier Deutsche» (3 Bde., Stuttg. 1861) und «Ewige Liebe» (2 Bde., Braunschw. 1864) sowie die «Novellen» (Stuttg. 1863) hervorzuheben, welche, wie überhaupt alle seine Werke, eine religiös-sittliche Grundstimmung durchweht, und die eine vaterländische, freiheitlicher Entwickelung zugewandte Lebensanschauung bekunden. Die Früchte seiner philos. Studien theilte M. in dem Werke «Gott und sein Reich. Philos. Darlegung der freien göttlichen Selbstentwickelung zum allumfassenden Organismus» (Stuttg. 1860) mit, welchem später «Emilie. Drei Gespräche über Wahrheit, Güte und Schönheit» (Stuttg. 1863) sich anschloß. Vielfach wird M. auch als Verfasser der anonym erschienenen «Gespräche mit einem Grobian» (Lpz. 1866; 2. Aufl. 1867) bezeichnet, welche sich in origineller Weise über die wichtigsten Fragen der Gegenwart verbreiten.

Mézeray (François Eudes de), franz. Historiker, geb. 1610 zu Ry bei Falaise in der Normandie, entlehnte den Namen de Mézeray von einem bei Ry gelegenen Dorfe, als er in Paris anfing, von der Schriftstellerei zu leben. Zuerst widmete er sich der Dichtkunst, die er aber auf Anrathen des damals sehr einflußreichen Yvetaux mit dem Studium der Geschichte und Politik vertauschte. Später erhielt er die Stelle eines Richtoffiziers bei der Artillerie, die er während zweier Feldzüge in Flandern mit großem Widerwillen bekleidete, worauf er den Abschied nahm und im Collége St.-Barbe in Paris mit solchem Eifer den Studien oblag, daß er in eine schwere Krankheit verfiel. Der Cardinal Richelieu, welcher auf ihn aufmerksam geworden war, verschaffte ihm, nachdem der erste Theil seiner «Histoire de France» (3 Bde., Par. 1643—51) erschienen war, den Titel eines Historiographen von Frankreich mit einer Pension von 4000 Livres. M. wurde 1648 Mitglied der Akademie und 1675 deren beständiger Secretär, in welcher Eigenschaft er an der Redaction des «Dictionnaire de l'Académie» theilnahm. Der Auszug aus seinem großen Geschichtswerke: «Abrégé chronologique de l'histoire de France» (3 Bde., Par. 1668; beste Ausg., 14 Bde., 1775), ist viel besser als das Hauptwerk. Colbert, der über einige Bemerkungen M.'s in Bezug auf die Entstehung der Abgaben erzürnt war, entzog ihm, da die versprochenen Veränderungen nicht für genügend befunden wurden, seine Pension. Ueberhaupt tragen M.'s Werke das Gepräge eines derben, freisinnigen Charakters. Außer mehrern andern unbedeutenden literarischen Productionen gab er einen «Traité de l'origine des Français» (Amsterd. 1688) heraus. Er starb 10. Juli 1683 zu Paris.

Mézières, franz. Festung zweiten Rangs und Hauptstadt des Depart. Ardennen, auf einer Einbiegung am rechten Ufer der Maas und an der Eisenbahn gelegen, hat auf seiner Ostseite eine Citadelle und ist im allgemeinen schlecht gebaut, ohne weitere merkwürdige Gebäude als die Pfarrkirche, in welcher die Vermählung Karl's IX. 1570 gefeiert wurde. Die Stadt zählt 5605 E. und hat ein Lehrerseminar, eine Ackerbaukammer, eine Fabrik für Marineprojectile sowie Eisenwaarenfabriken, Brauereien, im Rufe stehende Gerbereien und in der Nähe die Pulverfabrik von St.-Ponce. M. galt im Mittelalter für einen der festesten Plätze Frankreichs und beherrscht noch gegenwärtig die Maas. Durch den Ritter Bayard (s. d.) wurde die Stadt aufs tapferste gegen Kaiser Karl V. vertheidigt. Gegenüber liegt, durch eine Brücke von 26 Bogen mit M. verbunden, die freundliche, regelmäßig gebaute Stadt Charleville, mit dem Tribunal erster Instanz für das Departement, einem Handelsgerichte, einer Manufacturenkammer, einem Communal-Collége, einem Lehrerseminar, einer kaiserl. Gewehrfabrik, einem Theater und einer öffentlichen Bibliothek von 23000 Bänden und 400 Manuscripten. Die Stadt zählt 9907 E. und ist der gewerbreichste Ort des Departements. Es bestehen hier Eisen- und Nagelschmieden, die jährlich 4—6 Mill. Kilogrammen Nägel liefern, Fabriken von Luxuswaffen, Pfeifen, Bürsten, Leder, Zucker u. s. w. Der Handel mit diesen Fabrikaten und mit Getreide ist sehr lebhaft. Ihren Namen hat die Stadt von Karl von Gonzaga, Herzog von Nevers und Mantua, der sie 1606 erbauen ließ.

Mezza voce (ital.), abgekürzt m. v., d. h. mit halber Stimme, ist bei dem Gesange die Andeutung eines gedämpften Vortrags.

Mezzofanti (Giuseppe), einer der ausgezeichnetsten Sprachkenner, wurde 17. Sept. 1774 zu Bologna geboren, wo er auch seine Bildung erhielt, im Sept. 1797 zum Priester geweiht wurde und seit 1804 theils als Professor an der Universität, theils auch (seit 1812) als Bibliothekar wirkte. 1831 wurde er in die Bewegungen verwickelt, welche die Besetzung Anconas durch die Franzosen herbeiführten. Er gehörte damals zu der Deputation, die sich nach Rom begab, um bei dem Papste Vorstellungen zu thun. In Rom, wo er seit 1831 seinen bleibenden Aufent-

halt nahm, wurde er zum Monsignore befördert, 1833 zum Secretär des Collegiums der Propaganda, dann auch an Angelo Mai's Stelle zum ersten Custos der Vaticanischen Bibliothek ernannt. Gelehrte, welche die ihm anvertrauten Bücherschätze benutzten, rühmten zwar seine Bescheidenheit und Freundlichkeit, hatten aber häufig Ursache, sich über Mangel an Liberalität zu beklagen. Am 13. Febr. 1838 erfolgte M.'s Erhebung zum Cardinalpriester. Er starb 14. März 1849 zu Neapel. M.'s europ. Ruf gründet sich weniger auf seine literarischen Arbeiten als vielmehr auf sein in Wahrheit eminentes Talent, sich fremde Sprachen anzueignen. Gegen Ende seines Lebens sprach und verstand er 58 Sprachen der verschiedensten Stämme. Ganz besonders wußte er sich im Deutschen mit so vieler Gewandtheit auszudrücken, daß nur ein geübtes Ohr den Ausländer zu erkennen vermochte. Doch besaß er blos eine große Sprachfertigkeit und war keineswegs ein gründlicher Sprachkenner. Vgl. die biographischen Schriften von Malavit (Par. 1853) und Russel (Lond. 1858).

Mezzotinto nennt man in der Malerei die Mittelfarben, d. i. diejenigen, welche aus dem Uebergange zweier Farben ineinander entstehen, und die man auch bisweilen halbe Farben oder gebrochene Farben im Gegensatz zu denen, aus welchen sie gemischt sind, oder überhaupt Tinten nennt. In der Kupferstechkunst ist die Mezzotintomanier gleichbedeutend mit derjenigen, welche Schwarzkunst genannt wird. (S. Kupferstechkunst.)

Miako, Mijako oder Kio, d. h. Residenz, die alte Reichshauptstadt von Japan, die Residenz des Mikado (s. Japan), zugleich die heil. Stadt und der wissenschaftliche Mittelpunkt der Japaner, auf der Insel Nipon, 54 M. im WSW. von Jedo, in einer von Hügeln umgebenen Ebene, an einem mehrarmigen Flusse (Miako, Kamo, Jodogawa) gelegen, hat regelmäßig angelegte, lange und gerade, aber sehr enge Straßen, die voller Leben, viele schöne und großartige Gebäude, namentlich zahlreiche Paläste des Taikun und der Vasallenfürsten. Zur Zeit Kämpfer's (1691) zählte sie 1858 Straßen, 87 Brücken, 137 Paläste, 138979 Häuser, 2127 Sinto- und 3893 Buddhatempel und 529720 E., darunter 52169 Geistliche. Gegenwärtig wird die Einwohnerzahl auf 600000, ja sogar auf nahezu eine Million geschätzt. Die eigentliche Residenz des Mikado mit allen dazugehörigen Gebäuden bildet einen eigenen, durch Wall und Graben geschützten Stadttheil von 13 Straßen. Neben dem Residenzpalast erhebt sich ein hoher, viereckiger Thurm von vielen Stockwerken. Auch der Palast ist befestigt. Unter den Tempeln tritt am meisten der dem Fokosi geweihte Buddhatempel hervor, in ganz Japan berühmt, namentlich durch das kolossale, 83 F. hohe Bild des Daibut oder Groß-Buddha. Ehemals bestand das mit untergeschlagenen Beinen auf einer Lotosblume ruhende Götzenbild aus vergoldetem Erz. Nachdem es aber 1662 durch ein Erdbeben bedeutend gelitten, wurde es 1667 durch ein mit Goldpapier überklebtes Holzgebilde ersetzt. Das Innere des Tempels tragen 96 Säulen aus Cedernholz von 9 F. Durchmesser. In einem benachbarten Gebäude befindet sich eine der größten Glocken der Erde, fast so groß wie die von Moskau, 17 F. 2½ Zoll hoch und angeblich 1,700000 japan. Pfd. schwer. Im Tempel des Kwanvon steht ein Götzenbild mit 36 Händen, umgeben von 6 riesigen Heldenstatuen und angeblich 33333 andern Bildwerken verschiedener Größe. M. ist der Brennpunkt der japan. Gelehrsamkeit, Schriftstellerei und Kunst, die man am Hofe des Mikado pflegt. Hier werden die meisten Bücher gedruckt und die Reichsannalen verfaßt sowie der Reichsalmanach, der eine vollständige Statistik Japans enthält. Die kaiserl. Bibliothek soll 150000 Bände zählen. Auch ist M. der Prägeort aller Münzen und ein Hauptsitz der Industrie wie des Binnenhandels. Man raffinirt hier das Kupfer am besten, fabricirt das beste Porzellan, viel Gold- und Silbergewebe, Seiden-, Lack- und Stahlarbeiten, berühmte Degenklingen, musikalische Instrumente, Spielzeug, Bildschnitzereien u. s. w. Der Handel wird vermittelt durch große Märkte, auf denen ungeheuere Quantitäten Thee, Reis, Seidenstoffe, Porzellan, Lackwaaren u. s. w. umgesetzt werden. In der Nähe der Stadt liegt Nara, die ehemalige Kaiserresidenz, mit vielen Tempeln, welche die buddhistischen Wallfahrer herbeiziehen, und mit einem ausgedehnten Kloster bei dem Tempel Kobosi, welches sich durch seinen Reichthum und seine schönen Gärten auszeichnet. Südlich von M. gegen das Meer hin liegt die große Handels- und Fabrikstadt Osaka oder Ohosaka mit dem Vorhafen Hiogo.

Miasma nennt man denjenigen sich außerhalb des Thierkörpers entwickelnden Stoff, welcher bei seiner Uebertragung auf den Thierkörper eine Krankheit erzeugt. Vom Contagium (s. d.) unterscheidet er sich nur durch seinen Ursprung, insofern dieses aus einem kranken thierischen Organismus stammt. Miasmatische Krankheiten (z. B. Wechselfieber) stecken daher nicht an, während dieses bei den contagiösen der Fall ist. Man unterscheidet auch contagiös-miasmatische Krankheiten (z. B. Masern, auch die Cholera), bei welchen der Krankheitsstoff zwar von dem

Kranken selbst stammt, aber erst eine weitere Entwickelung außerhalb des Organismus (im Boden, s. Grundwasser) erlangen muß, ehe er bei seiner Ueberpflanzung auf einem Gesunden die Krankheit zur Entwickelung bringen kann. In neuerer Zeit hat man alle diese Krankheiten als Infectionskrankheiten zusammengefaßt und sich genöthigt gesehen, den strengen Unterschied zwischen M. und Contagium, den man früher machte, fallen zu lassen. Wiewol die Stoffe, welche man M. und Contagium nennt, noch nicht dargestellt sind, so ist doch die Vermuthung berechtigt, daß sie nichts anderes sind als lebende, organisirte Gärungserreger. Nur diese Annahme erklärt alle dabei beobachteten Erscheinungen, als die stoffliche Grundlage des Krankheitskeimes, seine Vermehrung ins Unendliche, seine Entwickelung unter auch andern Gärungen günstigen Bedingungen (Feuchtigkeit, Wärme, Gegenwart mineralischer und organischer Nährstoffe). Eine besondere Art des M. bildet die Malaria (s. d.), die Sumpfluft, unter deren Einfluß namentlich Wechselfieber und Gelbes Fieber entstehen.

Miaulis (Andreas Vokos), griech. Freiheitskämpfer und Admiral, geb. 1768 oder 1772 auf Negroponte, begann seine Laufbahn als Matrose und erhielt den Beinamen M. von dem türk. Worte Miaul, d. h. Felucke. In seiner Jugend ging er auf das Geschwader des Livadiers Lambros Katzonis, welches lange Zeit die türk. Gewässer beunruhigte, aber endlich um 1790 der Uebermacht unterlag. Während der Französischen Revolution machte er von Odessa aus mit Getreideladungen große Geschäfte in franz. und span. Häfen, indem er die engl. Blokade durchbrach. Später ließ er sich auf Hydra nieder und erlangte hier eine einflußreiche Ste ung. 1821 schloß er sich mit seiner Fregatte Leonidas der Nationalerhebung an, wurde Oberbefehlshaber der griech. Flotte und errang viele glänzende Erfolge. Als 1827 Lord Cochrane zum griech. Oberadmiral ernannt wurde, trat er zurück, aber der Präsident Graf Kapodistrias gab ihm den Oberbefehl über die Flotte wieder. Dessenungeachtet stellte sich M. auf die Seite der Opposition. Er wurde im Jan. 1831 Mitglied der Provisorischen Regierung zu Hydra, bemächtigte sich 30. Juli des Kriegshafens Poros und ließ die dort abgetakelt liegende griech. Flotte 13. Aug. verbrennen, damit sie nicht den Russen in die Hände fiele. 1832 ging er als Mitglied der Huldigungsdeputation nach München. König Otto ernannte ihn 1833 zum Contreadmiral, 1835 zum Viceadmiral und beauftragte ihn mit der Reorganisation der Marine. Doch starb er schon 24. Juni 1835 zu Athen und wurde daselbst neben dem Denkmal des Themistokles begraben, sein Herz aber in silberner Urne auf Hydra beigesetzt. — Ein jüngerer M., Sohn des vorigen, war Präsident des griech. Ministeriums von 1855—62, welches durch seine Misverwaltung nicht wenig dazu beitrug, den endlichen Sturz des Königs Otto herbeizuführen.

Micāli (Giuseppe), ital. Archäolog, geb. 1776 zu Livorno, aus einer dem Handelsstande angehörenden reichen Familie, machte schon früh größere Reisen durch Italien, Frankreich und Deutschland und widmete sich nach der Rückkehr in die Heimat gänzlich den archäol. Studien. Als eine Frucht derselben erschien zunächst sein großes, von Raoul-Rochette ins Französische übersetztes Werk «L'Italia avanti il dominio dei Romani» (4 Bde., Flor. 1810; 2. Aufl. 1831), dem nach langem Zwischenraume die «Storia degli antichi popoli italiani» (3 Bde., Flor. 1832; 2. Ausg. 1835—36; neue Aufl., Flor. 1844), eine völlige Umarbeitung des frühern Werks und die Frucht jahrelanger Arbeiten und Reisen, folgte, und zu dem die Kupfersammlung der «Monumenti antichi» auf 120 Foliotafeln (Flor. 1844) eine höchst schätzbare Beilage bildet. So wenig man veranlaßt sein mag, manche von des Verfassers Ansichten anzunehmen oder überhaupt im allgemeinen sein System hinsichtlich der Abstammung ital. Völkerschaften wie in der Erklärung der Kunstwerke gutzuheißen, so bleibt diesem Werke immer das Verdienst, beim ersten Erscheinen das Studium jenes Zweigs der Alterthumswissenschaften in Italien mächtig angeregt und in der zweiten Bearbeitung eine Menge Monumente vereint zu haben, die man nirgends anderswo zusammengetragen findet. M. starb zu Florenz 28. März 1844.

Micha, einer der zwölf sog. Kleinen Propheten des Alten Testaments, war gebürtig aus der Stadt Moreschet-Gath im Stamme Juda und weissagte 740—720 unter den Königen Ahas und Hiskia. Sein im Kanon vorhandenes Buch enthält drei Strafreden, an Israel und Juda gerichtet, worin er in einer schönen Sprache wider die Abgötterei und Sittenlosigkeit eifert und die später eintretenden Katastrophen androht, aber auch auf eine glücklichere Zukunft hinweist. Eine poetische Uebersetzung des M. gab F. Rückert.

Michael ist der Name eines der drei im Alten Testamente erwähnten Erzengel. Er galt als Schutzengel des jüd. Volks und soll nach der Sage über den Leichnam des Moses, dessen Bestattung ihm übertragen war, mit dem Satan gekämpft haben. Auch die Johanneische Apokalypse stellt ihn als Sieger über den Drachen oder Satan dar. Da er infolge dieser Darstel-

lung bei den Christen als Beschützer der Kirche angesehen wurde, so widmete man ihm, zugleich aber allen übrigen Engeln, im 9. Jahrh. das Fest, das noch gegenwärtig 29. Sept. von der kath. Kirche gefeiert wird.

Michaelis (Joh. Benj.), ein frühverstorbener deutscher Dichter, war 31. Dec. 1746 zu Zittau in ärmlichen Verhältnissen geboren. Ein Lehrer am dortigen Gymnasium regte in ihm zuerst das poetische Talent an, welches sich schon früh in deutschen, dann in lat. Gedichten aussprach. 1764 ging er nach Leipzig, um Medicin zu studiren; doch trotz einiger Unterstützung, die er von Gottsched erhielt, gerieth er bald in die größte Noth, die ihn um so mehr drückte, je weniger Geschmack er an dem erwählten Studium fand. Eine kleine Gedichtsammlung und häufige Gelegenheitsgedichte gewährten nur augenblickliche Hülfe, ebenso wenig Bestand hatte seit 1770 sein Antheil an der Redaction des «Hamburger Correspondenten». Endlich nahmen sich Gleim und G. Jakobi seiner an, und in enger Verbindung mit dem erstern lebte er in Halberstadt bis an seinen Tod, 30. Sept. 1772. Seine Hauptarbeiten sind Fabeln, Lieder und Satiren, darunter die letztern die bedeutendsten; doch tritt überall weder entschiedene Eigenthümlichkeit noch vollständige Durchbildung hervor. Vieles noch Ungedruckte findet sich in Gleim's Nachlasse zu Halberstadt. Gesammelt wurden seine «Poetischen Werke» von Schmidt (2 Bde., Gieß. 1780); seine «Sämmtlichen Werke» erschienen in Wien (4 Bde., 1791).

Michaelis (Joh. Dav.), einer der gelehrtesten und angesehensten Theologen des 18. Jahrh., wurde 27. Febr. 1717 zu Halle geboren, wo sein Vater, Christian Benedict M. (geb. 26. Jan. 1680 zu Ellrich, gest. 22. Febr. 1762), der sich ebenfalls als Theolog und Orientalist einen Namen erwarb, Professor war. Er bildete sich auf der Schule des Waisenhauses und auf der Universität zu Halle und machte dann Reisen in England und Holland. Nach der Rückkehr setzte er seine Studien eifrig fort und verfaßte unter anderm einen wissenschaftlich geordneten Katalog der Universitätsbibliothek zu Halle. 1745 erhielt er den Ruf als Professor der Philosophie nach Göttingen, wo er 1751 mit Haller die Grundgesetze der damals errichteten Societät der Wissenschaften ausarbeitete, deren Secretär und nachheriger Director er eine Zeit lang war, bis er wegen Mishelligkeiten mit einem seiner Collegen aus der Gesellschaft trat. Von 1753—70 versah er die Direction und Mitredaction der «Göttinger gelehrten Anzeigen» sowie auch 1761—63 die Function eines Bibliothekars bei der Universität. Zugleich leitete er von 1761 an ohne Vergütung das Philologische Seminarium. Während des Siebenjährigen Kriegs beschäftigte er sich mit den Vorarbeiten zu einer Entdeckungsreise in Arabien, die nachher von Niebuhr (s. d.) unternommen wurde. In der letzten Zeit seines Lebens sah man ihn fast nur auf dem Katheder oder am Schreibtisch. Er starb 22. Aug. 1791 und hinterließ den Ruhm eines ebenso rechtschaffenen als gelehrten Mannes. Sein Wirken für biblische Grammatik, Geschichte und sachliche Exegese war bedeutend; seine «Einleitung in die göttlichen Schriften des Neuen Bundes» (2 Bde., Gött. 1750; neue Aufl., 1787—88), das «Mosaische Recht» (6 Bde., Frankf. 1770—75; 2. Aufl., 5 Bde., 1776—80) und seine «Moral» (herausg. von Stäudlin, 3 Bde., Gött. 1792—1823) sichern ihm eine bleibende Stelle unter den ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit. Er war Mitglied der Akademien von London und Paris, kaiserl. Rath und hannov. Geheimrath. Vgl. seine «Lebensbeschreibung von ihm selbst abgefaßt» (Rinteln und Lpz. 1793).

Michailowskij-Danilewskij (Alex. Iwanowitsch), russ. Militärhistoriker, geb. 1790, erhielt seinen ersten Unterricht in der Petri-Paulsschule zu Petersburg und setzte diesen in der moskauer Universitätspension fort. Von hier kam er auf die Universität Göttingen, wo Bouterwek, Schlözer, Heeren, Martens und Sartorius seine Lehrer waren. Zu seiner speciellen Beschäftigung hatte er sich die Kameralwissenschaft erwählt und trat nach beendigtem Studium (1812) in die Kanzlei des Finanzministers, wo er sofort den Rang eines Titularraths erhielt, da er schon seit 1801 im Dienste eingeschrieben war. Als Kutusow den Befehl über die petersburger Miliz erhielt, wurde M. sein Adjutant. Er blieb in dieser Stellung auch dann, als Kutusow der Oberbefehl der ganzen Armee anvertraut ward, und nahm an allen berühmten Schlachten theil, wofür er mehrere Auszeichnungen erhielt. 1813 wurde er in des Kaisers Gefolge aufgenommen und trat in demselben Jahre in die Kanzlei des Fürsten Wolkonskij, wo er gleichfalls Gelegenheit hatte, den Kämpfen von 1813 und 1814 beizuwohnen. In den J. 1814 und 1815 war er beim Wiener Congreß zugegen und machte den zweiten Feldzug nach Frankreich mit. Später (1815—18) folgte er dem Kaiser Alexander auf dessen Reisen im Auslande und in Rußland; auch war er 1818 mit ihm beim Congreß zu Aachen. Seit 1823 Generalmajor, commandirte er 1829, während des Türkenkriegs, eine Infanteriebrigade und wurde später dejourirender General bei dem Oberbefehlshaber der Truppen, Grafen Diebitsch-Sabal-

kanskij. 1835 ward er zum Generallieutenant und Präsidenten des Kriegs-Censurcomité und 1839 zum Mitglied des Kriegsraths ernannt. Er starb 21. Sept. 1848 zu Petersburg. Als Schriftsteller war M. sehr fruchtbar. Seine Hauptwerke: «Beschreibung des türk. Kriegs unter der Regierung des Kaisers Alexander von 1806—12» (4 Bde., Petersb. 1843); «Geschichte des Feldzugs von 1812» (Petersb. 1834); «Denkwürdigkeiten über den Feldzug des J. 1813» (deutsch von Goldhammer, Lpz. 1837); «Beschreibung des Feldzugs in Frankreich im J. 1814» (2 Bde., Petersb. 1836) und «Erinnerungen aus den J. 1814—15» (2 Bde., Petersb. 1835; deutsch von Goldhammer, Lpz. 1838), wurden viel gelesen und bewundert und erlebten theilweise mehrere Auflagen. Nach seinem Tode erschien eine vollständige Sammlung derselben (7 Bde., Petersb. 1849—50). Sie sind in einem gefälligen, reinen Stile geschrieben und zeigen überall das Talent des Verfassers, die Geschichte in dramatischer Weise zu behandeln, stehen aber an Wahrheit der Forschung und Präcision der Darstellung vielen andern Werken der Neuzeit über dieselben Ereignisse nach.

Michaud (Josephe François), franz. Historiker und Publicist mit royalistischen Grundsätzen, geb. 19. Juni 1767 zu Albens in Savoyen, erhielt seine Bildung in Bourg-en-Bresse und kam 1791 nach Paris, wo er sich durch eine vielseitige literarische Thätigkeit bald bekannt machte. Sein erstes selbständiges Werk war die «Voyage littéraire fait en 1787 au Mont-Blanc». Durch seine einschneidenden Journalartikel machte er sich den republikanischen Machthabern so unbequem, daß auf Befehl des Conventsmitglieds Bourdon de l'Oise über ihn das Todesurtheil gesprochen wurde. Zwar wirkten seine Freunde die Cassation dieses Urtheils aus; aber nichtsdestoweniger war er auch noch für die Folge wegen seiner polit. Ansichten vielfachen Verfolgungen ausgesetzt. Dessenungeachtet behauptete er sich in Paris in seiner Stellung als Journalist. 1797, wo er Redacteur der royalistischen «Quotidienne» war, wurde er mit mehrern andern Journalisten, wie Fontanes, Bertin, Fiévée, Lacretelle, zur Deportation nach Cayenne verurtheilt. Es gelang ihm, sich nach dem Jura zu flüchten, wo er sein berühmtes descriptives Gedicht «Le printemps d'un proscrit» (Par. 1804; vermehrt 1827) schrieb. Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Paris zurück, wo er sich mit histor. Forschungen und nur nebenbei mit Journalistik beschäftigte. Seine vorzüglichsten Werke sind: «Histoire des progrès et de la chûte de l'empire de Mysore sous le règne d'Hyder-Aly et de Tippoo-Saib» (2 Bde., Par. 1801), die «Histoire des croisades» (3 Bde., Par. 1812—17; 6. Aufl., 6 Bde., Par. 1840; deutsch von Ungewitter und Förster, 6 Bde., Quedlinb. 1827—32) und die mit letzterer in Verbindung stehende «Bibliothèque des croisades» (4 Bde., Par. 1830), welche Auszüge aus den Quellenschriftstellern der Kreuzzüge gibt. 1802 erschien aus M.'s Feder eine «Biographie moderne» (4 Bde.), welche von der Polizei mit Beschlag belegt wurde. Um diese Zeit hatte M. mit seinem Bruder, Louis Gabriel M. (geb. 19. Jan. 1773, gest. 8. März 1858), und Giguet eine Buchdruckerei und ein Verlagsgeschäft angelegt. Zu ihren vorzüglichsten Unternehmungen gehörte die «Biographie universelle» (seit 1811), deren eigentliche Leitung M.'s Bruder übernahm. Er selbst blieb stets ein Anhänger der Bourbons, wenn er auch hin und wieder wol dem Kaiser und dem Könige von Rom in Gedichten huldigte. Dafür ließ er seinem Hasse gegen Napoleon freien Lauf in seiner «Histoire des 15 semaines, ou le dernier règne de Bonaparte» (Par. 1816), ein Pamphlet, welches hintereinander 27 Auflagen erlebte. Er war 1813 Mitglied der Französischen Akademie geworden; 1815 wurde er in die Kammer gewählt. Seiner Stellen als Censor und Vorleser des Königs, welche ihm kurz nach der Rückkehr der Bourbons ertheilt worden waren, ging er wegen seiner Sympathie für eine freiere Regung der Presse verlustig. Während der J. 1820—24 betheiligte er sich vorzüglich an der Redaction der vielgelesenen «Lettres Champenoises». Die «Correspondance d'Orient» (7 Bde., Par. 1830—39), ein Ergebniß seiner Reise nach Afrika und Kleinasien, und die «Collection de mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le XIIme siècle» (20 Bde.) hat er in Verbindung mit seinem jüngern Freunde Poujoulat herausgegeben. Außerdem verdankt man ihm noch die Besorgung vieler bedeutender Werke, z. B. einer neuen Ausgabe des «Abrégé chronologique de l'histoire de France» von Hénault, die Veröffentlichung der ersten Abtheilung der wichtigen «Correspondance littéraire de Grimm» u. s. w. Körperliche Leiden nöthigten ihn, sich nach Passy zurückzuziehen, wo er 30. Sept. 1839 starb.

Michel ist die volksthümliche Abkürzung des Namens Michael, welche in keinem Zusammenhang mit dem altdeutschen Worte «Michel», d. i. stark, groß, steht. Dem «deutschen Michel» hat man als charakteristische Eigenschaften Schwerfälligkeit und gutmüthige Unklugheit beigelegt, um in ihm die Thorheiten und Verkehrtheiten der deutschen Nation in ähnlicher Weise zu per-

sonificiren, wie dies z. B. die Engländer in ihrem John Bull, die Nordamerikaner in ihrem Bruder Jonathan thun.

Michel Angelo, mit seinem vollen Namen Michel Angelo Buonarotti, einer der größten Künstler aller Zeiten, stammte aus dem alten Hause der Grafen von Canossa und wurde 6. März 1475 zu Caprese oder Chiusi geboren. Sein Vater, Podestà in den genannten Orten, gab nur ungern dem übermächtigen Drange des Knaben zur Kunst nach. M. erlernte die Malerei bei Domenico Ghirlandajo, damals dem ausgezeichnetsten Meister von Florenz; doch genügte ihm dies einzelne Kunstfach nicht, auch die Sculptur und die Architektur trieb es ihn, sich zu eigen zu machen. Der Herzog Lorenzo dei Medici, der sich seiner Erziehung mit persönlichem Interesse annahm, glaubte ihn besonders zum Bildhauer berufen und ließ ihn in dieser Kunst durch Bertoldo, einen Schüler des berühmten Donatello, unterweisen. Der Ernst, mit welchem M. seinen künstlerischen Studien nachging, wird am besten durch den Umstand bezeugt, daß er zwölf Jahre mit rastloser Anstrengung dem Studium der Anatomie widmete, wodurch er sich in der That eine für die damalige Zeit unerhörte und für alle Zeit seltene Sicherheit in der Darstellung des menschlichen Körpers erwarb. Seine frühesten Kunstschöpfungen von Bedeutung sind plastische Werke: die zarte Statue eines knieenden Engels am Grabmale des heil. Dominicus zu Bologna, eine Faunslarve, eine Statue des Bacchus, die großartig schöne Gruppe der Mater dolorosa in der Peterskirche zu Rom, die am Palazzo-vecchio in Florenz aufgestellte kolossale nackte Figur eines David. Dann folgte, um 1504, die Zeichnung eines Cartons, die er im Wettstreit mit Leonardo da Vinci und im Auftrage der florentin. Regierung anfertigte. Beide Künstler hatten Scenen der florentin. Geschichte zum Gegenstande der Darstellung gewählt. Ihre Cartons, die für die Förderung der jüngern Kunstwelt von großer Bedeutung waren, sind jedoch untergegangen, und wir kennen M.'s Compositionen nur aus einigen alten Kupferstichen. Die bekannteste Gruppe ist die unter dem Namen der Kletterer (Grimpeurs) von Marc Antonio und Agostino da Venezia gestochene: nackte Krieger, die, beim Baden vom Schlachtruf überrascht, hastig das steile Arnoufer hinaufklettern. Nach dieser Arbeit wurde M. durch Papst Julius II. nach Rom berufen, mit dem Auftrage, ein kolossales Grabmonument zu entwerfen und auszuführen, das Julius sich selbst in der Peterskirche errichten wollte. Das Werk sollte mit einer großen Menge Statuen und Reliefs geschmückt werden; es gerieth aber bald durch verschiedene Umstände ins Stocken. Nachmals neu aufgenommen und auf geringere Maße reducirt, wurde es wieder unterbrochen, bis es endlich in nochmals sehr verringertem Umfange 1545, lange nach des Papstes Tode, in der Kirche San-Pietro in Vincoli in Rom aufgestellt ward. Die Statue des Moses ist der vorzüglichste Schmuck dieses Monuments. Die erste Unterbrechung, welche die Arbeit des Grabmonuments erlitt, wurde durch Papst Julius selbst herbeigeführt, indem dieser, ganz gegen den Willen des Künstlers, darauf bestand, daß derselbe die Decke der Sixtinischen Kapelle im Vatican zu Rom mit Frescomalereien schmücken sollte. Ungern ging M. 1508 an diese Arbeit; aber er vollendete sie in der Frist von 20 Monaten, und zwar ohne alle Beihülfe, und schuf in ihr das gediegenste Meisterwerk seines ganzen Lebens. Die Gegenstände dieser Deckenmalerei bilden die Hauptmomente aus den Geschichten der Genesis, die Gestalten der Propheten und Sibyllen, die irdischen Vorfahren des Erlösers und eine Menge symbolischer und decorativer Figuren. Durch Papst Leo X., aus dem Hause der Medici, der auf Julius II. 1513 folgte, erhielt M. den Auftrag zu den Grabmonumenten für Leo's Bruder, Giuliano dei Medici, und für dessen Neffen Lorenzo, Herzog von Urbino. Aber auch diese Arbeit wurde, hauptsächlich durch die Belagerung von Florenz, unterbrochen, an welcher M. als Leiter der Vertheidigungsanstalten sehr thätigen Antheil nahm. Erst unter Papst Clemens VII., gleichfalls einem Mediceer, der von 1523—27 regierte, kam jene Arbeit zur Vollendung. Die Monumente befinden sich in der Sakristei von San-Lorenzo zu Florenz und enthalten die Statuen der Genannten, unter denen besonders die des Lorenzo als Meisterwerk ersten Rangs betrachtet werden muß, sowie Sarkophage, welche mit den symbolischen Gestalten, der eine der Aurora und des Abends, der andere der Nacht und des Tags, geschmückt sind. Die Architektur der Sakristei von San-Lorenzo und die des Vestibuls der dortigen Bibliothek, die gleichzeitig mit den genannten Sculpturwerken ausgeführt wurden, sind unter M.'s frühern architektonischen Leistungen zu nennen. Später war M. auch in Rom im Fache der Architektur thätig, in welchem Betracht zunächst, als nach seinem Entwurfe ausgeführt, der Klosterhof von Sta.-Maria degli Angeli und die neue Anlage des Capitols zu nennen sind. Schon stand M. im höhern Mannesalter, als ihm Papst Paul III. das zweite große Werk im Fache der Malerei übertrug, das 60 F. hohe Frescogemälde mit der Darstellung des Jüngsten

Gerichts an der Altarwand der Sixtinischen Kapelle. Dieses gewaltige Werk, das er 1534—41 fertigte, führt der Auffassung nach mehr den Tag des Zorns als den ewiger Beseligung vor Augen Christus erscheint durchaus als verurtheilender Richter. Ein ergreifendes Pathos herrscht in den Gruppen, deren Figuren mit meisterhafter Charakteristik durchgeführt sind. Sie waren ursprünglich alle nackt. Paul IV. wollte deshalb das Bild herunterschlagen lassen. Als Auskunftsmittel mußte Daniel da Volterra die auffallendsten Blößen mit Lappen bedecken. Eine vorzügliche Copie des Gemäldes, von M. Venusti unter des Meisters Augen gefertigt, befindet sich im Borboni'schen Museum in Neapel. Gestochen haben es Ghisi, Metz und Longhi. Ungefähr in dieselbe Zeit fallen noch zwei andere, doch kleinere Frescobilder seiner Hand in der Paolinischen Kapelle des Vaticans. Das letzte große Werk seines Lebens, seit 1546, war der Bau der Peterskirche zu Rom. Schon seit geraumer Zeit war hier an der Stelle der alten Basilika des heil. Petrus ein Neubau von großartigen Dimensionen unternommen, doch, bis M. die Leitung desselben erhielt, nur wenig gefördert worden. M. führte den Bau, trotz mannichfacher Hemmnisse, die auch ihm entgegentraten, so weit, daß unmittelbar nach seinem Tode die grandiose Kuppel, welche ihn bekrönt, nach seinem Entwurfe vollendet werden konnte. Nach seinem Plane sollte die Kirche nur aus einem griech. Kreuz mit kurzen Flügeln zu den vier Seiten des Kuppelraums bestehen; später wurde sie durch ein gedehntes Vorderschiff, welches man dem Ganzen noch vorsetzte, und durch eine schlechte Façade entstellt. Am 18. Febr. 1564 starb M., von ganz Rom tief betrauert. Seine Leiche wurde nach Florenz geschafft, wo sich über ihrem Grabe, in der Kirche Sta.-Croce, ein prächtiges Denkmal erhebt. M.'s Werke sind der Ausdruck eines majestätisch-erhabenen Geistes, der, seiner Machtfülle sich bewußt, nur die Gesetze und Gebote seiner gewaltig angelegten Subjectivität anerkennt. Leise zurückgehalten, noch wie in der Knospenhülle, läßt sich dies in jenem zarten Werke seiner Jugend, dem Engel am Grabe des heil. Dominicus, erst ahnen, tritt aber bald immer deutlicher hervor, bis es sich an den Deckengemälden der Sixtina im hellsten, freudigsten Glanze offenbart. In dem Bilde des Jüngsten Gerichts sieht man dagegen den Beherrscher im Reiche der Kunst, der zur Sicherung seiner Macht schon gewaltsame Mittel aufwenden muß, daher der Gesammteindruck dieses Werks, bei allem Aufwande der Meisterschaft, schon ein mehr düsterer ist. Auch in den architektonischen Werken M.'s läßt sich eine solche Richtung erkennen; doch ist ihm das eigentliche Wesen der Architektur fremder, und seine künstlerische Obermacht wird hier schon in hohem Grade zur Willkür. M. war aber nicht blos Maler, Bildhauer und Architekt, sondern auch Dichter. In seinen Versen erkennt man denselben hohen, forschsamen Geist, zugleich aber auch eine innige Hingebung an das Ewige und Göttliche. Seine Gedichte wurden wiederholt herausgegeben, namentlich von seinem Neffen Michel Angelo Buonarotti (Flor. 1623), zuletzt von Gasti (Flor. 1863), und ins Deutsche übersetzt von K. Witte unter dem Namen F. Licio (Bresl. 1823) sowie von Regis (Berl. 1842). Sein Leben beschrieben seine Schüler Vasari in den «Vite de' pittori etc.» und Ascanio Condivi in der «Vita di Michel Angelo» (Rom 1553; Flor. 1746; Pisa 1823). Vgl. auch Harford, «Life of Michel Angelo» (2 Bde., Lond. 1857), und H. Grimm, «Leben Michel Angelo's» (2 Bde., Hannov. 1860; 2. Aufl. 1866).

Michelet (Jules), franz. Geschichtschreiber, geb. 21. Aug. 1798 zu Paris, widmete sich nach beendigten Schulstudien dem öffentlichen Unterrichtsfache und wurde 1830 Chef der histor. Abtheilung im Reichsarchiv und gleichzeitig Guizot's Stellvertreter an der Sorbonne. 1838 erfolgten seine Aufnahme in die Akademie moralischer und polit. Wissenschaften und seine Ernennung zum Professor der Geschichte am Collége de France. Die Reizbarkeit seines Temperaments und die Aufgeregtheit der Gemüther machten aus seinem Katheder allmählich eine Tribüne, wo er, gestützt auf die Sympathien der studirenden Jugend, für die demokratischen Ideen und namentlich gegen die Jesuiten und ultramontanen Bestrebungen des franz. Klerus, eine hitzige Fehde begann, die ihm erbitterte Feinde zuzog. Infolge dessen gab M. mehrere Flugschriften heraus, wie «Des Jésuites» (1843), mit Quinet gemeinschaftlich verfaßt; «Du prêtre, de la femme et de la famille» (1844); «Du peuple» (1846). Unter dem Einflusse der Ereignisse von 1848 erhielten M.'s Geschichtsvorträge eine so stark republikanische Farbe, daß sich die Regierung 1851 veranlaßt sah, seinen Lehrcursus zu schließen. Nach dem 2. Dec. 1851 verlor er wegen Verweigerung des Huldigungseides seine Archivarstelle, und seitdem lebte er theils in der Bretagne, theils in Paris, wo er hauptsächlich die Fortsetzung seines großen Geschichtswerkes besorgte. Nebenbei suchte er sich die unheimliche Stimmung über bittere Lebenserfahrungen mit minder ernsten Arbeiten zu vertreiben, die seinen literarischen Ruf noch steigerten. Dahin gehören: «L'oiseau» (1856), «L'insecte» (1857), «L'amour» (1858),

«La femme» (1859), «La sorcière» (1863), vielgelesene und wiederholt aufgelegte Bücher. Sein histor. Hauptwerk ist die «Histoire de France» (16 Bde., Par. 1833—66), als deren Fortsetzung die «Histoire de la révolution française» (7 Bde., 1847—53) betrachtet werden darf. Außerdem sind noch hervorzuheben: «Précis de l'histoire moderne» (Par. 1833), ein in Frankreich classisch gewordenes Buch, das seitdem mehr als 20 Auflagen erlebte; «Histoire romaine républicaine» (2 Bde., 3. Aufl., 1843); «Introduction à l'histoire universelle» (3. Aufl. 1844). Als Historiker, Pamphletist und vor allem Poet zeigt M. ein ganz eigenthümliches Gepräge, in dem sich franz. Weltverstand und Witz in größter Bestimmtheit und Lebhaftigkeit mit der glänzendsten Phantasie und glühendsten Begeisterung vereinigen. Wie mit einem Zauberstabe berührt er die bestäubte Gelehrsamkeit und dürre Philosophie, und sofort springen Gebilde heraus, die sich ganz lebendig emporschwingen und in heißem Fluge durch alle Contraste hindurchstürmen. Liebenswürdige Grazie, ironische Heftigkeit, ungestüme Blitze eines Feuergeistes, Ausbrüche wüthender Leidenschaftlichkeit, Anflüge eines kränklichen und mystischen Sehnens und Schmachtens, schwärmerische Hinneigung zum orient. Pantheismus, alles das findet sich verschmolzen in einem seltsamen Stil, bald klar und pikant wie der Voltaire'sche, häufiger poetisch und großartig, aber stets beweglich, reizbar, der von der geringsten Gemüthsbewegung erzittert und beim Ausdrücken derselben erhabene Töne anschlägt. Man kann M.'s so reiches und biegsames Talent kritisiren, allein es ist unmöglich, die magische Kraft davon nicht zu erleiden. Welchen Stoff er auch behandeln mag, er reißt sich selbst und zuletzt auch den Leser mit Gewalt hinein, und man muß dem wunderbaren Zauberer folgen, wenn er auch nicht dauernd fesselt.

Michelet (Karl Ludwig), einer der geistvollsten deutschen Philosophen, geb. 4. Dec. 1801 zu Berlin, besuchte das Französische Gymnasium daselbst und bezog 1819 die Universität seiner Vaterstadt, um sich der jurist. Laufbahn zu widmen. Am 5. Oct. 1822 wurde er als Auscultator beim königl. Stadtgericht zu Berlin vereidet, beurlaubte sich aber nach einer praktischen Thätigkeit weniger Monate, um seine philos. und philol. Studien fortzusetzen. Nachdem M. 1824 die philos. Doctorwürde erlangt, ward er 1825 am Französischen Gymnasium angestellt, wo er in den höhern Klassen Unterricht in der Philologie und Philosophie ertheilte. 1826 habilitirte er sich für Philosophie an der berliner Universität und wurde 1829 zum Professor ernannt. Seinen literarischen Ruf begründete M. mit «Das System der philos. Moral» (Berl. 1828) und drei Arbeiten über Aristoteles: außer einer Ausgabe der «Nikomacheischen Ethik» (Bd. 1, Text, Berl. 1829; Bd. 2, lat. Commentar, 1835; 2. Aufl. 1848) noch «Die Ethik des Aristoteles in ihrem Verhältnisse zum Systeme der Moral» (Berl. 1827) und das von der pariser Akademie der moralischen und polit. Wissenschaften 1835 gekrönte Werk «Examen critique du livre d'Aristote, intitulé Métaphysique» (Par. 1836). Mit der ersten der beiden letztgenannten Schriften eröffnete M. einen neuen Abschnitt der Literatur über Aristoteles, indem er hier die von Hegel aufgestellte Ansicht begründete, daß Aristoteles kein bloßer Empiriker, wie seit Locke fast alle Geschichtschreiber der Philosophie behaupteten, sondern auch der größte speculative Philosoph des Alterthums sei. Hieran schlossen sich die beiden geschichtlich-philos. Werke: «Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel» (2 Bde., Berl. 1837—38) und «Entwickelungsgeschichte der neuesten deutschen Philosophie» (Berl. 1843). Von 1832—42 nahm M. an der Herausgabe von Hegel's Werken theil. Inzwischen erschien außer «Schelling und Hegel» (Berl. 1839), einer Streitschrift gegen Schelling, die «Anthropologie und Psychologie» (Berl. 1840) in einer von der Hegel'schen Darstellung in vielen Punkten abweichenden Bearbeitung. Seinen eigenen philos. Standpunkt hat er am bestimmtesten in den «Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele oder die ewige Persönlichkeit des Geistes» (Berl. 1841) und «Die Epiphanie der ewigen Persönlichkeit des Geistes, eine philos. Trilogie» (Thl. 1: «Ueber die Persönlichkeit des Absoluten», Nürnb. 1844; Thl. 2: «Der histor. Christus und das neue Christenthum», Darmst. 1847; Thl. 3: «Die Zukunft der Menschheit und die Unsterblichkeit der Seele, oder die Lehre von den letzten Dingen», Berl. 1852; 2. Aufl. 1863) ausgesprochen. Die Persönlichkeit des Absoluten, die Bedeutung der Person Christi und die Unsterblichkeit der Seele werden darin als verschiedene Seiten einer und derselben Frage aufgefaßt. Besonders in den J. 1848 und 1849, hin und wieder auch schon früher, betheiligte sich M. an der Discussion der öffentlichen Verhältnisse in Zeitschriften sowie einer Reihe Broschüren, in denen die sich neu bildende Gesellschaft in bestimmten Umrissen gezeichnet wird. Außerdem veröffentlichte er die interessanten Abhandlungen «De Sophoclei ingenii principio» (Berl. 1830) und «Ueber die Sixtinische Madonna» (Berl. 1837), und be-

theiligte sich vielfach an wissenschaftlichen Zeitschriften, namentlich an den «Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik». 1845 stiftete M. mit dem Grafen von Cieszkowski eine Philosophische Gesellschaft zu Berlin, deren Abhandlungen und Verhandlungen zum Theil in den von Noack herausgegebenen «Jahrbüchern für speculative Philosophie», die sich später «Jahrbücher für Wissenschaft und Leben» nannten (1846—48), abgedruckt sind. 1852 unternahm er eine Reise nach Italien, die er in dem Werke: «Eine ital. Reise in Briefen» (Berl. 1856; 2. Ausg. 1864) beschrieb. Eine der bedeutendsten Arbeiten M.'s ist «Die Geschichte der Menschheit in ihrem Entwickelungsgange seit dem J. 1775 bis auf die neuesten Zeiten» (2 Bde., Berl. 1859—60), worin er die leitenden Gedanken der Geschichte und den Fortschritt der Menschheit als eines Ganzen zur Anschauung zu bringen suchte. Als Schriftführer der Philosophischen Gesellschaft redigirte er seit 1860 die philos. Zeitschrift: «Der Gedanke, Organ der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin», worin viele Aufsätze von ihm enthalten sind. Neuerdings veröffentlichte M. «Naturrecht, oder Rechtsphilosophie als die praktische Philosophie» (3 Bde., Berl. 1866). In diesem Werke sucht M. der Umgestaltung unserer öffentlichen Zustände durch Aufstellung des Vernunftrechts und des Vernunftstaats die wissenschaftliche Begründung zu geben.

Michelsen (Andreas Ludw. Jakob), ausgezeichneter Germanist, geb. 31. Mai 1801 zu Satrup auf der schlesw. Halbinsel Sundewitt, erhielt seine Gymnasialbildung zu Altona und studirte dann zu Kiel, Göttingen, Berlin und Heidelberg die Rechte. Die von ihm in der Heimat betretene Laufbahn des praktischen Justizbeamten gab er bald wieder auf, um sich zum akademischen Lehrer der Staats- und Rechtswissenschaft auszubilden. Zu diesem Behufe unternahm er eine zweijährige Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Holland und Dänemark. 1824 wurde er zum Doctor der Rechte in Berlin promovirt und hielt sich dann mehrere Jahre in Kopenhagen auf, mit dem Studium der nordischen Geschichte, Sprache und Rechte, mit Sammlungen im geheimen Archive und mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Unter letztern ist besonders die treffliche «Geschichte Nordfrieslands im Mittelalter» (Schlesw. 1828) hervorzuheben, welche 1829 seine Berufung zum Professor der Geschichte nach Kiel veranlaßte. Hier veröffentlichte er unter anderm das vortreffliche «Urkundenbuch zur Geschichte des Landes Dithmarschen» (Altona 1834) sowie die «Sammlung altdithmarscher Rechtsquellen» (Altona 1842); ferner die Schriften: «Ueber die Erbverpachtung größerer und kleinerer Grundstücke» (Rost. 1832); «Die vormalige Landesvertretung in Schleswig-Holstein» (Hamb. 1831); «Die erste holstein. Landestheilung» (Kiel 1838); «Der ehemalige Oberhof zu Lübeck» (Altona 1839) u. s. w. Wegen seiner deutschen Gesinnung in seinen amtlichen Verhältnissen zurückgesetzt, folgte er 1842 einem Rufe an die Universität Jena, wo er als Docent der publicistischen und germanistischen Rechtswissenschaft eine erfolgreiche Thätigkeit entwickelte. Bei der Erhebung der Herzogthümer Schleswig-Holstein stellte er sich der Provisorischen Regierung in Rendsburg zur Verfügung, die ihm alsbald eine Mission nach Berlin übertrug. Nach seiner Rückkehr wurde er von Femern und Nordschleswig in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er seinen Sitz auf dem rechten Centrum nahm. Nach Auflösung der Nationalversammlung kehrte er nach Jena zurück, wo er sich wieder seinen Studien und Vorlesungen widmete und auch als Consulent in staatsrechtlichen Angelegenheiten bekannt machte. In der Zeitschrift der Gesellschaft für die Geschichte Thüringens, an deren Spitze er trat, veröffentlichte er seit 1852 eine Sammlung «Rechtsdenkmale aus Thüringen». Durch Zeitfragen hervorgerufen waren seine frühern Schriften: «Polemische Erörterung über die schlesw.-holstein. Staatssuccession» (Lpz. 1844), «Zweite polemische Erörterung u. s. w.» (Lpz. 1846) und die germanistische Untersuchung «Ueber die Genesis der Jury» (Lpz. 1847). Nachdem M. seine Professur in Jena niedergelegt, wurde er 27. Oct. 1862 zum ersten Vorstand des Germanischen Museums in Nürnberg gewählt, welches Amt er im Jan. 1863 antrat. Beim Wiederausbruch der schlesw.-holstein. Bewegung verließ er jedoch Nürnberg und trat in Beziehungen zu dem Erbprinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, für welchen er zuerst in Gotha und Frankfurt, später in Schleswig-Holstein selbst wirkte. Er schrieb unter anderm «Ueber schlesw.-holstein. Staatserbfolge. Ein Rechtsgutachten» (Gotha 1864). Im Aug. 1864 legte M. sein Amt am Germanischen Museum nieder, um seine Thätigkeit ganz der schlesw.-holstein. Sache widmen zu können. Seitdem nahm er seinen Wohnsitz in Kiel.

Michigan, einer der nördlichsten unter den Vereinigten Staaten von Amerika, besteht aus zwei Halbinseln. Die größere, südliche derselben erstreckt sich von der 44 M. langen Grenzlinie der Staaten Indiana und Ohio 61 M. weit nordwärts zwischen dem Erie-, St.-Clair- und Huronsee, welche durch die Straßen von Detroit und St.-Clair miteinander verbunden sind,

im O., und dem Michigansee im W., bis zu der gegen 9 M. langen Straße von Mackinaw, welche die beiden letztern Seen verbindet. Der Michigansee, 74 M. lang, bis 18 M. breit, bis 750 F. tief, liegt 544 F. über dem Meere, hat 205 M. im Umfange und umfaßt eine Fläche von 1038 Q.-M. Die nördl., kleinere Halbinsel erstreckt sich von dem Montreal und Menomonee, den Grenzflüssen gegen Wisconsin, ostwärts zwischen dem Obern See im N. und dem Michigansee im S. bis zu der 13 M. langen Straße von St.-Mary, welche den Obern mit dem Huronsee verbindet. Beide Halbinseln haben zusammen ein Areal von 2645 Q.-M., wovon 850 auf die nördliche kommen. Diese ist rauh, gebirgig und außerordentlich malerisch, besonders an den Küsten des Obern Sees, zwar in keiner Weise zu Ackerbauniederlassungen geeignet, aber reich an Kohlen und Metallen, besonders unerschöpflich an Kupfererz, das stellenweise sogar gediegen vorkommt. Die südl. Halbinsel hat keine Gebirge, ist zum Theil wellenförmig, steigt bis 300 F. über das Niveau der See auf und wird von einer Menge von Bächen und Flüssen bewässert, unter welchen der Raisin und Huron in den Eriesee, der Rouge in die Straße von Detroit, der Saginaw in die Saginawbai des Huronsees fällt. Das Klima ist im allgemeinen streng, namentlich im N. Die Winter dauern vom Nov. bis Ende März; Herbst und Frühling sind kurz; der Sommer heiß. Viele Gegenden sind Gallen- und Wechselfiebern unterworfen. Zum größern Theile ist M. mit herrlichen Waldungen von Eichen, Eschen, Linden, Ulmen, Zuckerahorn, Pappeln, Fichten u. s. w. bedeckt; theils besteht es aus trockenen und nassen Prairien oder aus Sümpfen, die im ganzen 335 Q.-M. einnehmen. Doch ist des guten Bodens so viel vorhanden, daß man das Land ein sehr fruchtbares nennen kann. Im J. 1860 berechnete man den Werth der bebauten und 6,931442 Acker umfassenden Farmen auf 162,279087 Dollars, den gewonnenen Weizen auf 8,313185 und die Kartoffeln auf 5,264783 Bushel, während sich der Werth von Roggen und Mehl auf 8,663288 Doll. und der Erlös aus dem Holzhandel auf 7,033427 Doll. belief. Das im Bergbau angelegte Kapital wird auf 25 Mill. Doll. geschätzt. Die Ausbeute an rohem Kupfer allein ergab 8614 Tonnen zum Werth von 2,520000 Doll. Der Tonnengehalt der im Staate geeigneten Schiffe beträgt 73281. Die Ausfuhr inländischer Producte erreichte 1860 die Höhe von 3,826992 Doll., während die Einfuhr den Werth von 976179 nicht überstieg. Der Taxwerth des besteuerten Privateigenthums belief sich 1860 auf 163,593005, der wirkliche Werth desselben aber auf 257,168983 Doll. Die Länge der Eisenbahnen betrug 799⅓ engl. M., von denen die bedeutendsten sind: die Detroit- und Milwaukie-Bahn, 188 M. lang; die Michigan-Centralbahn, 220 M. lang; die Michigan-Southern-Bahn, 205 M. lang. Alle drei bilden wichtige Glieder in dem großen Eisenbahnnetz, das den Osten der Union mit dem Westen verbindet. Die Staatsschulden beliefen sich 1860 auf 2,649385 Doll., das Vermögen dagegen auf 1,202686, darunter der Schulfond für 895393 Doll. Die Zahl der Bewohner betrug nach dem Census von 1860 bereits 749113 (gegen 397654 im J. 1850). Für das Schulwesen ist sehr gut gesorgt, da die Bevölkerung hauptsächlich aus Neuengländern, Angehörigen der östl. freien Staaten und Deutschen besteht. Auf der 1837 gegründeten Staatsuniversität zu Ann-Arbor (s. d.) wird der Unterricht unentgeltlich ertheilt, ebenso in den Volksschulen, für deren Errichtung und Ausstattung viel geschehen ist. Ein Schullehrerseminar erhielt der Staat zu Ypsilanti; auch für die Bezirksbibliotheken ist viel gethan. Der Staat, der 1836 in die Union aufgenommen wurde, zerfällt in 62 Bezirke. Die Hauptstadt als Sitz der höchsten Staatsbehörden ist seit 1847 das Städtchen Lansing mit 3074 E.; früher war es Detroit (s. d.), überhaupt die bedeutendste Stadt im Lande. Wichtig durch seine Salzlager ist Saginaw. Im Nov. 1850 gab sich der Staat eine neue Verfassung. Die gesetzgebende Gewalt üben der Senat von 22 auf zwei Jahre, und das Repräsentantenhaus von 66 auf ein Jahr gewählten Mitgliedern. Die executive Gewalt hat ein auf zwei Jahre gewählter Gouverneur, der 1500 Doll. Gehalt bezieht. Zum Congreß sendet M. 2 Senatoren und 6 Repräsentanten.

Michoacan, s. Mechoacan.

Mickiewicz (Adam), einer der vorzüglichsten unter den neuern poln. Dichtern, geb. 1798 in Nowogrodek in Litauen von armen adelichen Aeltern, erhielt seine erste Bildung in seinem Geburtsorte und auf dem Gymnasium zu Minsk. Seit 1815 studirte er auf der Universität in Wilna und erwarb sich bei glänzendem Talent und angestrengtem Fleiße einen seltenen Schatz von Kenntnissen in Geschichte, Literatur und neuern Sprachen, aber auch in den Naturwissenschaften. Sein poetisches Talent weckte die Liebe zu der Schwester eines seiner Freunde in Wilna, die aber, da ungleiche Verhältnisse die Liebenden trennten, einem andern ihre Hand reichte. M.

schilderte seine unglückliche Liebe in dem Gedichte «Dziady» («Die Todtenfeier»), dem er später in einem dritten Theile eine allgemeine, höhere Bestimmung gab. Die erste Sammlung seiner zerstreuten Gedichte, Romanzen, Sonette, Balladen, eine epische Erzählung «Grażyna» nebst den «Dziady» veröffentlichte er 1822 in Wilna, wodurch der Kampf mit den Classikern entschieden wurde. M. war damals Lehrer der lat. und poln. Sprache an dem Gymnasium zu Kowno. Infolge der 1823 über die Universität Wilna verhängten Maßregeln wurde auch er längere Zeit festgehalten und, obschon man keine Beweise einer Verschwörung auffand, in das Innere Rußlands verwiesen. In der Verbannung machte er eine Reise nach der Krim. Am Ufer des Schwarzen Meeres dichtete er die trefflichen Sonette, durch die er sich die Gunst des Militärgouverneurs von Moskau, Fürsten Galyzin, erwarb, der ihn 1826 in sein Gefolge nahm. Unter dem Patronat dieses Gönners wurden auch M.'s Sonette gedruckt (deutsch von Schwab im «Deutschen Musenalmanach», 1833). In Petersburg ließ er 1828 sein episches Gedicht «Konrad Wallenrod» (deutsch von Kannegießer, Lpz. 1834; polnisch, Lpz. 1846; neue Ausg. 1858) erscheinen, das ungemein zur Weckung des Nationalgefühls unter der poln. Jugend wirkte. Das widrige Geschick des Dichters erhöhte die Theilnahme an seinen Gesängen, und endlich gelang es seinen Verehrern, für ihn die Erlaubniß zu einer Reise ins Ausland zu erlangen. M. durchreiste nun 1829 Deutschland, wo er mit Goethe bekannt wurde, und Frankreich, und war in Italien, als 1830 die poln. Revolution ausbrach. Damals wurde seine «Ode an die Jugend» dadurch berühmt, daß die letzten Worte derselben 30. Nov. an das Rathhaus zu Warschau geschrieben und als ein glückliches Vorzeichen von der begeisterten Volksmasse tausendstimmig wiederholt wurden. 1831 lebte er in Dresden, und im Sommer 1832 ging er nach Paris, wo er der hier erschienenen Sammlung seiner Dichtungen (3 Bde., 1828) einen vierten Theil hinzufügte (1832). Das Schicksal seines Vaterlandes veranlaßte ihn zu der Schrift «Księgi narodu polskiego i pielgrzymstwa polskiego» (Par. 1832), welche in einer der biblischen Sprache nachgebildeten Prosa Polens Bestimmung in der Vergangenheit und Zukunft schildert (deutsch unter dem Titel «Die Bücher des poln. Volks und der poln. Pilgerschaft», Par. 1833). Sein episches Gedicht «Pan Tadeusz» (2 Bde., Par. 1834; deutsch von Spazier, Lpz. 1836), ein durchaus nationales Werk, enthält die treueste Darstellung poln. Volkslebens. Nachdem M. 1839 Professor der lat. Literatur in Lausanne geworden, übertrug ihm bald nachher die franz. Regierung den am Collége de France neucreirten Lehrstuhl der slaw. Literatur, und hier hielt M. 1840—43 seine «Vorlesungen über slaw. Literatur und Zustände» (deutsch, 4 Bde., Lpz. 1843—44; neue Ausg. 1849), die freilich mehr auf einer für kath. Interessen eingenommenen Phantasie als auf gründlichem Studium der Quellen beruhten. Die Theilnahme M.'s an dem mystischen Treiben Towianski's (s. d.) veranlaßte endlich die franz. Regierung, erstern auf unbestimmte Zeit von seiner Lehrthätigkeit zu dispensiren. 1848 ging M. nach Italien und Rom und suchte die Idee der poln. Legionen ins Leben zu rufen, kehrte dann aber nach Paris zu seiner Familie zurück. Als eifriger Verehrer Napoleon's I. erhielt er 1851 die Stelle eines Unterbibliothekars an der Bibliothek des Arsenals. 1855 ging er behufs der Bildung einer poln. Legion nach dem Orient, wo er 26. Nov. 1855 zu Konstantinopel starb. Eine Sammlung seiner Werke hatte M. selbst 1838 zu Paris (8 Bde., 2. Aufl. 1845) veranstaltet; eine andere erschien nach seinem Tode (5 Bde., Lpz. 1862). Vgl. «Adam M., eine biographische Skizze» (Lpz. 1857), und Fontille, «Adam M.» (Par. 1862).

Midas ist der Name der meisten ältern phrygischen Könige, von denen besonders M., der Sohn des Gordios und der Kybele, ein Schüler des Orpheus, bekannt ist. Ihm wurde der Sage nach von Dionysos der Wunsch gewährt, alles, was er berühre, in Gold zu verwandeln. Von dieser lästigen Wohlthat konnte er sich nur dadurch befreien, daß er sich auf Befehl des Gottes im Paktolus badete, der seitdem Gold führte. Nach einer andern Sage erkannte er bei einem Wettstreite des Pan und Apollo, der Syrinx und der Kithara, dem Pan den Preis zu, wofür er vom Apollo Eselsohren bekam. Obgleich M. dieselben unter seiner phrygischen Mütze zu verbergen wußte, entdeckte sie doch sein Diener. Diesen drückte das Geheimniß so, daß er es wenigstens in eine Grube hineinflüsterte, über welcher aber bald Schilfrohr emporwuchs, durch dessen Flüstern die Sache verrathen wurde. Alle Fabeln über M. haben ihren Ursprung den satirischen Dramen der Athener zu verdanken.

Middelburg, Hauptstadt der niederländ. Provinz Zeeland, Sitz der Provinzialregierung sowie eines Provinzialgerichts, eines Bezirks- und Cantonalgerichts, mitten auf der Insel Walcheren gelegen, steht durch einen Kanal, der die schwersten Kauffahrteischiffe trägt und bei der Schanze Rammekens an der Südostseite der Insel endet, wo der eigentliche Hafen der Stadt sich

befindet, mit der Westerschelde in Verbindung. Die Stadt ist nett gebaut, hat schöne offene Plätze sowie zahlreiche prächtige Wohnhäuser reicher Familien und zählt (1864) 15951 E. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das prachtvolle, von Karl dem Kühnen von Burgund 1468 erbaute Rathhaus im goth. Stile, mit 25 Steinbildern der alten Grafen von Zeeland im Giebelfelde, die Peterskirche mit den Grabmälern von Cornelius und Jan Evertsen und die Abteikirche mit einem Denkmale des deutschen Königs Wilhelm von Holland und seines Bruders Florenz. Zu erwähnen sind auch das Museum mit vielen kostbaren Alterthümern, einem Planetarium, einer Bibliothek, einem Münzcabinete, desgleichen die Getreidebörse und die Handelscompagnie. Die Stadt besitzt ein Theater, einen Concertsaal, ein Gymnasium, eine Zeichenakademie, eine klinische Schule und eine Industrieschule, eine Gesellschaft für Wissenschaften, zwei naturforschende Gesellschaften, eine Wechselbank und ein freies Handelsentrepôt (das frühere Ostindische Haus). Früher war M. eine bedeutende Hansestadt und trieb ausgedehnten Handel mit Ost- und Westindien sowie mit der Levante. Gegenwärtig ist der transatlantische Verkehr nur unbedeutend und beschränkte sich 1861 auf 57 Schiffe, während von der Landseite 1673 Fahrzeuge anlegten. Der 1817 angelegte, $^3/_4$ M. lange Kanal versandet mehr und mehr.

Middendorff (Alexander Theodor von), Reisender und Naturforscher, Sohn des durch seine pädagogische Wirksamkeit, namentlich als Director des pädagogischen Centralinstituts zu Petersburg rühmlichst bekannten Geheimraths Theodor von M., wurde 18. Aug. 1815 zu Petersburg geboren und erhielt daselbst seine Gymnasialbildung. Nachdem er seinen Universitätscursus zu Dorpat beendigt und daselbst 1837 die medic. Doctorwürde erlangt hatte, ging er nach Deutschland, wo er seine naturwissenschaftlichen Studien besonders zu Berlin fortsetzte. Im Herbst 1839 erhielt M. an der Wladimir-Universität zu Kiew eine Anstellung als Professor-Adjunct für die Zoologie. 1840 unternahm er in Gemeinschaft mit von Baer eine Reise zum Eismeere und kehrte von Kola aus durch das Innere von Lappland zurück. In dem Berichte über dieses Unternehmen, der in Baer's und Helmersen's «Beiträge zur Kenntniß des russ. Reichs» (Bd. 11, Petersb. 1845) abgedruckt ist, behandelte M. vorzugsweise die ornithologische Fauna Lapplands in Vergleich mit derjenigen anderer arktischen Gegenden. Hierauf von der Akademie der Wissenschaften mit der Durchforschung des hohen Nordens von Sibirien beauftragt, unternahm er in den J. 1842—45 eine ebenso beschwerliche als gefahrvolle Reise nach jenen Gegenden, auf der er besonders das Taimyrland untersuchte und bis an die Küsten des ochotskischen Meeres und an den obern Amur gelangte. Die ungemein reichen Ergebnisse derselben legte er in dem umfangreichen Werke: «Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens» (4 Bde., Petersb. 1848 fg.) nieder. In letzterm sind die von M. auf den verschiedenen Gebieten gemachten Beobachtungen und Sammlungen theils von ihm selbst, theils von andern namhaften Gelehrten (wie z. B. die Zoologie von ihm in Gemeinschaft mit Brandt, Erichson, Seb. Fischer, Grube, Ménétriés u. s. w., die Sprache der Jakuten von Böhtlingk) eingehend bearbeitet worden. Eine umfassende allgemeine «Uebersicht der Natur Nord- und Ostsibiriens» in geogr., hydrogr., orogr., geol., pflanzen- und thiergeogr. Beziehung hat M. (im vierten Bande) beigefügt. An den zoolog. Theil des Werks knüpfen mehrere Abhandlungen M.'s in den «Mémoires» und «Bulletins» der Petersburger Akademie und andern Gesellschaftsschriften an. Ein besonderes Verdienst hat sich M. durch seine hippologischen Studien erworben, indem er auf Grundlage genauer Kenntniß der anatom. und physiol. Verhältnisse im Bau des Pferdes eine rationellere praktische Verwendung dieses Hausthiers anzubahnen suchte. Bald nach der Rückkehr von seiner sibir. Reise (Ende 1845) wurde M. zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften erwählt, bei welcher er 1855—57 das Amt eines beständigen Secretärs bekleidete. Inzwischen war er 1856 zum Wirklichen Staatsrath befördert worden. 1859 zum Präsidenten der ökonomischen Gesellschaft erwählt, zog er sich aus Gesundheitsrücksichten auf eines seiner Güter in Livland zurück, wo er als Ehrenmitglied der Akademie seinen wissenschaftlichen Arbeiten lebt.

Middlesex, nach Rutland die kleinste der Grafschaften Englands, aber von allen die reichste und wichtigste, im S. durch die Themse von Surrey geschieden, im W. von Buckingham, im N. von Hertford, im O. von Essex begrenzt, zählte 1851 auf 13,26 Q.-M. 1,886576, dagegen 1861 bereits 2,206485 E. mit Einschluß des zu ihr gehörenden größern Theils der Hauptstadt London (s. d.), auf dessen Areal von 3,08 Q.-M. allein 2,018492 E. entfielen, sodaß zwar die ganze Grafschaft auf 1 Q.-M. 166400, ohne die Hauptstadt aber nur 18466 E. zählte. Der südwestl. Theil von M. besteht aus einer ausgedehnten, fruchtbaren Ebene, der nördliche ist hügelig. Die 440 engl. F. hohe Hügelreihe bei Hampstead schützt London gegen Nordwinde; eine zweite, welche ebenfalls die Höhe von 400 F. nicht überschreitet, erstreckt sich längs der Grenze

von Hertford. Zwischen beiden erhebt sich isolirt der Harrow-Hill. Reichliche Bewässerung geben die Themse und ihre Zuflüsse Colne an der West-, Lea an der Ostgrenze und Brent in der Mitte. Außerdem wird M. von mehrern Kanälen, namentlich dem Grand-Junction durchschnitten. Der größte Theil des Landes ist Wiese oder Weide; weite Strecken sind auch von Baumschulen, Küchen- und Blumengärten eingenommen; London selbst ist von ausgedehnten Obst-, Blumen- und Gemüsegärten umgeben. Das Klima ist feucht und ungemein veränderlich. Im Winter liegen zuweilen mehrere Tage lang dicke Nebel auf der Gegend, und im Frühjahr und Herbst gibt es nicht selten heftige Stürme. Die Bevölkerung findet ihren Unterhalt hauptsächlich in Viehwirthschaft und Gartencultur, und führt ihre Producte der Hauptstadt zu, an welche sie sich übrigens auch in Bezug auf Fabrik- und Manufacturindustrie anschließt. Der Werth des Eigenthums wurde 1861 zu 17,682265 Pfd. St. abgeschätzt, wovon 12,643034 auf Land und Häuser, 58180 auf Kanäle, 4,005052 auf Eisenbahnen, 219185 auf Gasfabriken und 756814 auf anderes Eigenthum entfielen. Ganz M. schickt 14 Abgeordnete in das Parlament, nämlich 2 für die Grafschaft, 4 für die City London, 2 für die City Westminster und je 2 für die Parlamentsboroughs Marylebone, Finsbury und Tower-Hamlets. Die wichtigsten Orte nächst London und dem jetzt demselben einverleibten Chelsea (s. d.) sind Hamptoncourt (s. d.), Kensington (s. d.), Enfield (s. d.); ferner **Chiswick**, ein Dorf an der Themse, 7 Miles von London, mit Brauerei, schönen Gärten, bedeutenden Treibhäusern (namentlich dem Garten des Horticulturvereins), Landhäusern und dem Schloß des Herzogs von Devonshire; sodann **Brentford**, eine Marktstadt von 9521 E., an der Mündung des Brent in die Themse, 9 Miles im WSW. von London, mit mancherlei Industrie, den Wasserwerken der West-London-Society, dem Sion-House, Sitz des Herzogs von Northumberland, und dem Osterley-Park des Grafen Jersey; **Hanwell**, ein Dorf am Brent, 12 Miles von London, mit dem 1841 eröffneten großartigen Irrenhaus, das über 55 Acres Land besitzt, 1000 Betten enthält, eine eigene Bäckerei und Brauerei, Bade- und Waschhaus, Stallungen für Kühe und Pferde, Bibliothek und Bazar zur Ausstellung von Handarbeiten hat und jährlich blos an Gehalten über 5000 Pfd. St. ausgibt; **Colney-Hatch**, ein Dorf 7 Miles von London, ebenfalls mit einem großen Irrenhaus, das 1852 mit einem Aufwande von 300000 Pfd. St. erbaut ist und 1300 Patienten aufnimmt; **Harrow on the Hill**, ein Dorf 12 Miles von London, mit schöner Kirche und einer 1571 gestifteten Schule von 390 Zöglingen höherer Klassen; **Hounslow**, ein Flecken von 5700 E., 12 Miles von London, mit einer Pulvermühle und einer Militärmusikschule. Nahe diesem Orte liegt **Kneller-Hall**, ein Hauptseminar der Anglikanischen Kirche, mit großem, schloßähnlichem Gebäude, Kapelle und Bibliothek, welches 1850 durch das Committee of Council of Education eröffnet wurde. Endlich ist noch zu nennen das in der Nähe gelegene Dorf **Twickenham** an der Themse, mit vielen Landsitzen, Pulver- und Oelmühlen und einem Denkmale des Dichters Pope.

Middleton (Conyers), ein freisinniger engl. Theolog und geistreicher Geschichtschreiber, geb. 27. Dec. 1683 zu Richmond in der Grafschaft York, erhielt seine gelehrte Bildung zu Cambridge, wo er 1717 Professor und erster Universitätsbibliothekar wurde. Sein Eifer verwickelte ihn in ein Netz von literarischen Fehden, namentlich mit Rich. Bentley (s. d.), der ihn wegen seiner Vorliebe zur Musik spottweise den Fiedler nannte, aber dennoch infolge der «Remarks upon the proposal lately published by Rich. Bentley, etc.» (Lond. 1721) sich veranlaßt fand, seine projectirte kritische Ausgabe des Neuen Testaments wieder aufzugeben. Das meiste Aufsehen erregte M.'s noch jetzt geschätztes Werk «History of the life of Cicero» (2 Bde., Lond. 1741; 4 Bde., Bas. 1790; 3 Bde., Lond. 1801; deutsch von Seidel, 4 Bde., Danz. 1791—93). Allein auch diese Schrift, die uns ein lebhaftes, obwol etwas zu vortheilhaftes Bild von Cicero's Charakter und dessen Zeitalter gibt, wurde wegen mancher schiefen Urtheile und histor. Ungenauigkeiten bald nach ihrem Erscheinen von Tunstall, Markland, Warburton u. a. heftig angegriffen. Außerdem sind seine «Antiquitates Middletonianae» (Lond. 1754) und «Miscellaneous works» (4 Bde., Lond. 1752—57), welche Gegenstände aus der Theologie und Alterthumskunde behandeln, noch immer nicht ohne Werth. Er starb zu Cambridge 28. Juli 1760.

Midianiter, ein arab. Volksstamm, hatten angeblich Midian, einen Sohn Abraham's von der Ketura, zum Stammvater und bewohnten der Mehrzahl nach den Landstrich zwischen der Nordseite des Arabischen Meerbusens und dem Glücklichen Arabien bis zu den Ebenen Moabs, während ein Theil derselben in der Arabischen Wüste nomadisirte. Sie trieben Handel, insbesondere nach Aegypten, und belästigten die Israeliten durch wiederholte Einfälle, bis Gideon sie demüthigte. Ihr Nationalgott hieß Baal-Peor.

Mid-Lothian oder Edinburghshire, die mittelste der drei Grafschaften von Lothian (s. d.) in Südschottland, zählt auf 17,26 Q.-M., wovon zwei Drittel culturfähig sind, eine Bevölkerung von 273997 E. (1861) und hat zur Hauptstadt Edinburgh (s. d.). Hinter dem Küstenstriche, in welchem Ebenen, Hügelgelände und herrliche Thäler abwechseln, erhebt sich das Pentlandgebirge, dessen höchster Punkt, der Carnethy-Cairn, 1767 par. F. über das Meer aufsteigt, und welches die Braid-Hills und Blackford-Hills mit Spuren vulkanischen Ursprungs bis in die Nähe der Hauptstadt aussendet. Dicht südöstlich von derselben stehen isolirt zwei kahle, merkwürdig geformte Berge, der Arthur's-Seat von 772 und der Salisbury-Craigs von 510 F. Erhebung. Während die Pentland-Hills unfruchtbar sind und nur dürftige Heide bieten, enthalten die im SO. durch das Thal des Esk und einen großen Torfmoor von ihnen getrennten Moorfoot-Hills, welche im Blackhope-Scars die Höhe von 1735 F. erreichen, recht gutes Weideland. Bewässerung geben der Nord- und Süd-Esk, die aus romantischen Gebirgsthälern hervorbrechen, der Fluß von Leith und der Almond an der Ostgrenze. Unter den Kanälen ist der Unionskanal der wichtigste. Der Kreideboden ist vorherrschend, strichweise sehr fruchtbar und vortrefflich bebaut mit Getreide, Kartoffeln, Flachs, besonders aber mit Gemüse und andern Gartenfrüchten. Ausgedehnte Hutungen unterstützen die Viehzucht und Milchwirthschaft. Kalksteine, Porzellanerde und Brennmaterialien sind reichlich vorhanden, namentlich auch Steinkohlen, deren ergiebigste Lager bei Dalkeith ausgebeutet werden. Das Klima ist ziemlich kühl; die rauhen Ostwinde des Frühlings und die dichten Nebel des Herbstes schaden nicht selten den Feldfrüchten. Die Einwohner ziehen ihren Unterhalt hauptsächlich aus der Versorgung der Hauptstadt, des Mittelpunkts der Fabrik- und Manufacturindustrie, mit den Erzeugnissen der Landwirthschaft, des Bergbaues und der Fischerei. Außer Edinburgh (s. d.) und dessen Hafen Leith (s. d.) sind bemerkenswerthe Orte: der Borough Musselburgh an der Mündung des Esk, 1 M. östlich von Edinburgh, mit 7423 E., welche starken Fischfang, Gemüsebau und Gerbereien, auch Leder-, Segeltuch- und Roßhaarzeugfabriken sowie Brauereien und Brennereien unterhalten, und der Flecken Dalkeith, 1⅓ M. im SO. von Edinburgh, an der Eisenbahn, zwischen der Vereinigung des Nord- und Süd-Esk in hoher Lage hübsch erbaut, mit sechs Kirchen, einem Armenhaus und 5396 E., welche Fabriken für Wollzeuge, Filz-, Biber- und Strohhüte sowie Brauereien und Brennereien unterhalten und wichtigen Kornhandel treiben. Wo sich der Esk in die zwei Thäler des Nord- und Süd-Esk spaltet, liegt der schöne Park des Herzogs von Buccleugh mit Dalkeith-Palace; in derselben wildromantischen Gegend der Landsitz des Lords Melville im goth. Stile, in der Nähe von Steinbrüchen und Kohlengruben. Im Dorfe Roslin, 1¾ M. im S. von Edinburgh, liegen die herrlichen Ruinen der goth. Kirche Roslin-Chapel, die im Kriege von 1688 zum Theil zerstört wurde, mit den herrlichsten Steinverzierungen, und die Reste der Felsenburg Roslin. Auch sind zu erwähnen der Landsitz des Marquis von Lothian, Newbattle-Abbey, in dem höchst romantischen Waldthale des Süd-Esk, an der Stelle der ehemaligen Abtei gleiches Namens, und 2 engl. M. davon Dalhousie-Castle, ein neueres Gebäude im alten Burgenstil.

Midshipmen, d. i. Mittschiffsleute, heißen in der engl. und nordamerik. Marine die Cadetten der Kriegsschiffe, welche nach Erlernung des praktischen Seedienstes und Ablegung einer Prüfung Schiffslieutenants werden. Sie haben ihren Namen davon, daß ihr dienstlicher Aufenthaltsort während ihrer Wache die Mitte des Schiffs ist, von wo aus sie die Befehle des wachehabenden Offiziers nach dem Vordertheil überbringen. Die Zahl der M. auf einem Schiffe richtet sich nach dessen Größe und steigt auf den größten bis zu 15 und 20. In der nordamerik. Marine gibt es außerdem Passed Midshipmen. Dieselben haben ihr Examen zum Offizier gemacht und stehen um einen Rang höher als die einfachen M.

Miene nennt man die individuelle Gestaltung des menschlichen Antlitzes, wie sie sich nicht blos unbewegt, sondern namentlich wie sie sich bewegt zeigt und insofern als Zeichen und Ausdruck innerer Gemüthszustände sich darstellt. Das Mienenspiel ist daher ein Spiegel der Seele, und wenn auch die Physiognomik (s. d.) zu viel behauptete, indem sie aus der Bildung und den feststehenden Zügen des Antlitzes sichere Schlüsse auf Charakter und Gemüthseigenschaften ziehen wollte, so gibt es doch eine Sprache der M., die um so deutlicher ist, je weniger die Civilisation den Menschen dahin gebracht hat, sein Gesicht zu beherrschen oder zu verstellen. Vorzugsweise bezeichnend sind die Veränderungen des Auges, des Mundes und der Stirn, in denen sich Zorn, Schmerz, Liebe, Spott, Nachdenken, Schreck u. s. w. in deutlich erkennbaren Zügen darstellen. Gewöhnlich verknüpft sich mit dem Mienenspiel die Geberde, erkennbar in der Haltung und Stellung des ganzen Körpers, namentlich in den Bewegungen der Arme. Das

Mienen- und Geberdenspiel ist zunächst etwas Unabsichtliches und Unwillkürliches; wird es absichtlich benutzt, so wird es oft ein Hülfsmittel der Verstellung. Als natürliches Symbol innerer Zustände ist es aber auch einer künstlerischen Ausbildung fähig. (S. Mimik.)

Mierevelt (Mich. Janson), ein berühmter Porträtmaler, geb. zu Delft 1568, der Sohn eines Goldschmieds, hatte Anton von Montfort, genannt Blocklandt, zum Lehrer. Seine Arbeiten ließ er sich sehr theuer bezahlen. Er war Mennonit, von liebenswürdigem Charakter und starb zu Delft 1641. Die vorzüglichsten ältern holländ. Stecher haben Blätter nach ihm geliefert. Auch sein Sohn, Pieter M., geb. 1596, gest. 1632, ist als Porträtmaler geschätzt.

Mieris (Frans van), der Aeltere, das Haupt einer berühmten holländ. Künstlerfamilie und einer der ausgezeichnetsten Genremaler, geb. zu Delft 1635, wurde schon früh Schüler Gerard Dow's, dessen Richtung er sich in jeder Beziehung aneignete. Es war dies das feinere gemüthliche Genre, durchgängig in kleinem Maßstabe und mit der höchsten Sorgfalt im einzelnen ausgeführt; Farbe und Helldunkel sind von derselben Wahrheit und Schönheit wie bei Dow selbst, nur ist M. etwas bewußter und absichtlicher als sein Lehrer. Seine Bilder, meist Darstellungen aus dem geselligen und häuslichen Leben der Vornehmern, wurden schon bei Lebzeiten des Künstlers zu sehr hohen Preisen bezahlt, und ihr Werth hat sich im Laufe der Zeit nur erhöht. Das Beste besitzen nächst den holländ. Sammlungen die Galerien in München, Dresden und Florenz. M. schätzte jede Stunde seiner Zeit einen Dukaten, kannte aber nur wenig den Werth des Geldes, verschwendete es mit seinem Freunde, dem berühmten Jan van Steen, in Trinkgelagen und war, wie dieser, stets arm und in Schulden. Dabei war er äußerst gutmüthig. Infolge eines Falls bei dunkler Nacht in der Trunkenheit in eine Grube starb er zu Leyden 1681. Die besten Stiche nach M. hat J. G. Wille geliefert. — Sein Sohn und Schüler, Willem van M., geb. zu Leyden 1662, war weniger erfinderisch als der Vater und malte auch nicht mit solcher Leichtigkeit wie dieser, ersetzte aber diese Mängel durch fleißige, fast ängstliche Vollendung seiner Gemälde. Wie mehrere gleichzeitige holländ. Meister lieferte er auch Darstellungen aus der heil. Geschichte. Er starb, als Mensch und Künstler hochgeachtet, 1747. — Ein zweiter Sohn von Frans van M., Jan van M., geb. zu Leyden 1660, ebenfalls ein ausgezeichneter Künstler, ging nach Florenz, wo er schon 1690 starb. Seine Gemälde bestehen in Bildnissen von bedeutender Größe. — Frans van M., der Jüngere, geb. 1689, ein Sohn von Willem van M., war ein oft glücklicher Nachahmer der Werke seines Vaters und Großvaters. Mehr aber machte er sich bekannt als Historiker durch die «Historie der nederlandsche vorsten» (3 Bde., Haag 1732—35) und das «Groot charterboek der graaven van Holland, van Zeeland en herren van Vriesland» (4 Bde., Lpz. 1753—56), in welchen Werken die Münzen nach seinen Zeichnungen gestochen wurden. Auch redigirte er einige kleine Blätter. Er starb 1763. Seiner unvollendeten Geschichte von Leyden fügte Dan. van Alphen einen zweiten Band hinzu.

Mieroslawski (Ludwig), poln. Emigrant, Schriftsteller und Militär, ward 1814 zu Nemours in Frankreich geboren. Sein Vater, poln. Oberst, war zuletzt Adjutant bei dem franz. General Davoust, seine Mutter eine Französin. Diese Umstände brachten es mit sich, daß die Erziehung des körperlich und geistig höchst vortheilhaft ausgestatteten Sohnes eine halb französische, halb polnische, seine Laufbahn eine militärische geworden. Er befand sich in der Cadettenschule in Kalisch, als der poln. Aufstand von 1830 zum Ausbruch kam. Als 17jähriger Jüngling trat er in die Reihen der Nationalarmee, machte in derselben, zum Offizier befördert, den ganzen Feldzug mit und wanderte nach Beendigung des Kampfes mit tausend andern nach Frankreich aus, wo er seinen stehenden Aufenthalt in Paris nahm. Zu jung, um an den polit. Bestrebungen seiner Landsleute Geschmack zu finden, stürzte er sich anfänglich mit Leib und Seele in das Treiben und die Genüsse des Lebens, ohne dabei seine Ausbildung und die nationalen Bande, die ihn an die Emigration knüpften, ganz außer Acht zu lassen. In dieser Zeit war er Dichter, schrieb einige kleinere und größere Erzählungen polit. Tendenz, von denen «Bitwa Grochowska» (Par. 1835), «Szuja», «Pugaczew», «Zelazna Maryna» (Par. 1836) gedruckt erschienen. Die letztere war eine frivole Dichtung, deren Exemplare er später einkaufte, um sie zu verbrennen. Gleichzeitig schrieb er französisch: Aperçu rapide sur l'histoire universelle» (Par. 1836) und «Histoire de la révolution de Pologne» (3 Bde., Par. 1837). Sein Leben und Streben gewannen eine bestimmtere und ernstere Richtung, als er sich um 1840 der demokratischen Partei der poln. Emigration anschloß und bald darauf in den Centralausschuß derselben gewählt wurde. Seit dieser Zeit arbeitete er mit rastloser Thätigkeit für die Zwecke der poln. Demokratie und widmete sich als designirter künftiger militärischer Chef der Revolution mit dem größten Eifer den politischen und Kriegswissenschaften. Als Frucht dieser Thätigkeit gingen aus seiner Feder

hervor die Fortsetzung von Mochnacki's «Historya powstania narodu polskiego» (Bd. 3, Par. 1845) und «Kurs sztuki wojennéj, czyli Rozbiór krytyczny kampanii 1831» (Par. 1845; deutsch unter dem Titel «Kritische Darstellung des Feldzugs von 1831 mit Anwendung auf Nationalkriege», 2 Bde., Berl. 1847). In der demokratischen Verschwörung von 1846 war M. die leitende Persönlichkeit und bekundete sich auch in diesem Charakter als Gefangener und Angeklagter in dem bekannten Polenprocesse von 1847 in Berlin. Zum Tode verurtheilt, aber zu Gefängniß begnadigt, wurde er in den Märztagen 1848 befreit. Nach kurzem Aufenthalt in Berlin ging er nach Posen, wurde hier Chef der zum Aufstande gereizten bewaffneten Scharen und in einem glücklichen Augenblicke Sieger über preuß. Militär bei Miloslaw. Infolge eines Vergleichs begab er sich nach Paris, wurde von hier durch die demokratische Revolutionspartei als Commandeur nach Sicilien gesendet und im folgenden Jahre als Oberbefehlshaber der revolutionären Armee nach Baden berufen. Nach Unterdrückung des bad. Aufstandes lebte er zurückgezogen in Versailles, seinen militärischen Studien obliegend und durch Privatunterricht sich seinen Unterhalt sichernd. Auch schrieb er hier seine Darstellung des posenschen Aufstandes: «Powstanie poznańckie» (Par. 1853), in welcher er namentlich den dortigen Adel hart angriff. Bei Ausbruch der Insurrection von 1863, die er durch seine geheimen Verbindungen vorbereitet haben soll, eilte er verkleidet durch Deutschland nach der poln. Grenze und übernahm den Befehl über ein Freicorps, wurde jedoch 22. Febr. bei Raziejewo geschlagen. Nachdem er noch gegen die Dictatur von Langiewicz Protest erhoben und überhaupt durch seine Streitigkeiten mit der aristokratischen Partei der Sache seines Vaterlandes nicht wenig geschadet hatte, kehrte er wieder nach Frankreich zurück, wo er fortfuhr, eine lebhafte Polemik gegen Czartoryiski und dessen Anhang zu führen.

Miethvertrag heißt im allgemeinen jeder Vertrag, durch welchen man jemand den Gebrauch einer nicht verzehrbaren Sache oder gewisse Dienste gegen Entrichtung eines gewissen Lohns verspricht, und es schließt der M. im erstern Falle (locatio conductio rerum) auch den Pacht (s. d.) oder dasjenige Verhältniß ein, vermöge dessen jemand Gebrauch und Nutzung eines Landguts oder einer sonstigen Art Wirthschaft für einen bestimmten Zins erhält. Der Abmiether (conductor) ist berechtigt, die ihm übergebene Sache auf die bestimmte Art zu gebrauchen, kann aber auch, wenn keine besondere Uebereinkunft es hindert, deren Gebrauch andern in Aftermiethe (sublocatio) überlassen. Der Vermiether oder Verpachter darf vor beendigter Miethzeit dem Miethmann die Sache nicht entziehen. Der Miethmann ist zur Entrichtung des Miethzinses (merces, locarium) auch dann verpflichtet, wenn er durch persönliche Verhältnisse verhindert worden ist, die Sache zu gebrauchen. Der Lohnvertrag oder M. über Dienste (locatio conductio operarum) heißt Verdingungsvertrag (locatio conductio operis), wenn man sich zur Herstellung eines in sich abgeschlossenen Werkes oder zur Durchführung eines Unternehmens jemand verbindlich macht, dagegen Dienstvertrag, wenn nicht so abgegrenzte, geringe Dienste, z. B. häusliche, auf gewisse Zeit gegen einen Lohn versprochen werden. Dienstleistungen höherer Art, besonders solche, die eine wissenschaftliche Vorbildung erfordern, fallen unter den Gesichtspunkt des Mandats (s. d.).

Mignard (Pierre), franz. Historien- und Bildnißmaler, geb. 1610 zu Troyes, war anfangs für die Medicin bestimmt, ging aber schon frühzeitig zur Malerei über und lernte dieselbe zuerst bei Jean Boucher in Bourges, dann bei Simon Vouet, wo Lesueur und Lebrun seine Mitschüler waren. Wegen seines längern Aufenthalts in Rom erhielt er den Beinamen M. le Romain. Dort und in Venedig malte er viele Porträts. Auch studirte er die großen Italiener, besonders Tizian, so genau, daß er einzelne derselben bis zur Täuschung nachahmte und z. B. selbst seinen frühern Freund und nachherigen Feind Lebrun mit einer in Guido's Geschmack gemalten Magdalena zu täuschen vermochte. 1658 durch Colbert in die Dienste Ludwig's XIV. berufen, wurde er das Haupt der Akademie San-Luca und nach dem Tode Lebrun's an dessen Stelle erster königl. Hofmaler. Er führte eine der größten Frescoarbeiten, welche Frankreich besitzt, aus, nämlich die Kuppel von Val-de-Grace, schmückte den großen Saal zu St.-Cloud mit Vorstellungen aus der Mythologie, malte mehreres in Versailles und lieferte eine große Anzahl Porträts, besonders des Königs und der übrigen Glieder des königl. Hauses. Auch war ihm die Direction der königl. Kunstsammlungen, der Malerakademie und der Manufactur der Gobelins übertragen. Er starb 1695. M. theilt die meisten Mängel seiner Schule, ihre Kälte und ihr conventionelles Wesen; dagegen ist sein Colorit, von seinen venet. Studien her, wärmer und harmonischer, und ebenso sind seine Gestalten, zumal bei Madonnen, weltlich anmuthiger als die seiner franz. Zeitgenossen. Seine Bildnisse sind die besten dieser ältern franz. Schule.

Mignet (François Auguste Alexis), franz. Geschichtschreiber, geb. 8. Mai 1796 zu Aix in der Provence, erhielt seine Schulbildung in Avignon und studirte die Rechte in seiner Vaterstadt, wo Gleichheit der Neigungen zwischen ihm und seinem Studiengenossen Thiers eine innige Freundschaft knüpfte. Beide machten zu gleicher Zeit ihr Advocatenexamen (1818), fühlten sich aber nicht sowol zur Juristenpraxis als zur Literatur hingezogen, welche der Hauptgegenstand ihrer Wünsche und Plane für die Zukunft war. Der Erfolg einer Abhandlung über die franz. Staatszustände zur Zeit Ludwig's IX., welche 1821, mit Beugnot's Arbeit, den von der Akademie der Inschriften für dieses Thema ausgesetzten Preis theilte (gedruckt unter dem Titel: «De la féodalité, des institutions de Saint-Louis et de la législation de ce prince», Par. 1822), bestimmte M. zu dem Entschlusse, sich dem literarischen Berufe zu widmen. Er ging nach Paris, wurde hier Mitarbeiter am «Courrier français» und hielt gleichzeitig am Athénée Vorlesungen über neuere Geschichte, die vielen Beifall fanden. 1824 erschien seine «Histoire de la révolution française» (Par., 2 Bde.), die in Frankreich sehr oft wiederaufgelegt und in alle Sprachen übersetzt wurde (deutsch von Burkhardt, 2 Bde., Lpz. 1842). Dieses Werk enthält keine ausführliche Schilderung der Revolution, sondern nur eine gedrängte Darstellung, in der die Kunst des Zusammenfassens der Thatsachen und die Gruppirung der verschiedenartigsten Elemente um Einen Gedanken dazu dient, den Gang der Französischen Revolution durch seine verschlungenen Wege und in seiner Nothwendigkeit vor Augen zu bringen. Obschon infolge der Julirevolution von 1830 eine den Grundsätzen und Bestrebungen M.'s entsprechende Regierung eintrat, lehnte er doch alle Theilnahme an Staatsgeschäften ab, indem er mit dem Staatsrathtitel nur die Archivarstelle im Ministerium des Auswärtigen annahm, die zu histor. Arbeiten, auf die er sich beschränken wollte, sehr geeignet war. Seit 1832 Mitglied der Akademie der moralischen und polit. Wissenschaften, erhielt er 1836 auch einen Sitz in der Französischen Akademie. 1837 wurde er beständiger Secretär der erstgenannten Abtheilung des Instituts, in welcher Stellung er die herkömmlichen Gedächtnißreden (éloges) zu halten hatte. Dieselben sind Muster ihrer Art, indem es seiner überlegenen Geisteskraft gelang, in die frostig conventionellen Formen wahres literarisches Gefühl, Annehmlichkeit, Natürlichkeit und Wärme hineinzubringen. Die Reden erschienen gesammelt unter dem Titel «Notices et mémoires historiques» (2 Bde., Par. 1843; deutsch von Stolz, Lpz. 1843). Die Revolution von 1848 beraubte M. seiner Stellen im Ministerium und Staatsrath, und seitdem lebte er sehr zurückgezogen mit wenigen vertrauten Freunden. Außer den erwähnten Schriften veröffentlichte er noch: «Antonio Perez et Philippe II» (Par. 1845), «Histoire de Marie Stuart» (2 Bde., Par. 1851; deutsch von Bülau, Lpz. 1852), «Charles-Quint, son abdication, son séjour et sa mort au monastère de Yuste» (Par. 1854; 3. Aufl. 1858). Seit vielen Jahren arbeitete er an einer Geschichte der Reformation, für welche er eine Menge Materialien gesammelt hat. M. ist Schriftsteller von erstem Rang und ebenso ausgezeichnet als Verarbeiter histor. Actenstücke wie durch Bündigkeit und Gedrungenheit der Darstellung. Insbesondere aber versteht er seinem Gegenstande die ganze Substanz abzugewinnen, diesen in die gehörigen Grenzen einzuschließen, den Horizont desselben zu erweitern und das rechte Maß dafür festzustellen. Die scharfe Genauigkeit des Ueberblicks, die weise Anordnung des Ganzen, die Schönheit des Stils, die Folgerungen, die er zu ziehen weiß, geben seinen Darstellungen etwas vollkommen Abgerundetes und Abgeschlossenes.

Mignon (Abraham), einer der berühmtesten Blumen-, Früchte- und Stillebenmaler, geb. um 1640 zu Frankfurt a. M., wo sein Vater Kaufmann war, kam, als dieser 1647 fallirte, in das Haus des Blumenmalers Jak. Moreel von Utrecht und von da zu dem berühmten J. D. van Heem in Utrecht, dessen Stil er sich bald völlig aneignete; doch blieb ihm Heem in der Freiheit und Keckheit der Behandlung überlegen. Aeußerst geschmackvoll in der Wahl der Blumen, wußte er sie auch wohl zu ordnen und mit überaus natürlichen Insekten zu zieren. Seine Fliegen und Schmetterlinge scheinen zu fliegen, der Thau auf seinen Blumen und die dadurch hervorgebrachten Perlen sind der Natur so getreu, daß man versucht wird, sie hinwegzuwischen. Seine Gemälde, die in den meisten Galerien sich vorfinden, stehen wie bei seinen Lebzeiten, so noch gegenwärtig in hohen Preisen. Aus Liebe zu seiner Mutter, die in Wetzlar lebte, verließ er Holland und hielt sich bei ihr bis zu ihrem Tode auf. Er starb daselbst 1679. Neben der berühmten Maria Sibylla Merian (s. d.) waren seine beiden Töchter seine vorzüglichsten Schülerinnen.

Migräne (verstümmelt aus dem griech. hemicrania, d. h. halbseitiges Kopfweh) ist eine besondere Art Kopfschmerz, welche gewöhnlich nur eine Seite des Kopfes einnimmt, heftiger auftritt als der gewöhnliche Kopfschmerz und periodisch wiederkehrt, oft ohne daß eine veranlassende Ur-

sache gefunden werden kann. Sie ist der Hauptsache nach eine Neuralgie (s. d.) der Schädelnerven, besonders der Aeste des fünften Nervenpaares. Der Schmerz selbst ist nach Stärke und Sitz verschieden. Die Anfälle kommen in sehr verschiedenen Zwischenräumen, von einer Woche bis zu mehrern Monaten, beginnen meist mit übler Laune und Verdauungsbeschwerden, oft auch mit einer Fieberanwandlung, dauern acht bis zwölf Stunden und endigen mit einem sanften Schlafe. Die Anlage zur M. ist oft erblich. Das Uebel befällt besonders Erwachsene, aber es kann schon bei Kindern von sieben bis acht Jahren auftreten; es verschwindet meist im Alter. Blutarme, bleichsüchtige, hysterische Personen sind der M. am meisten ausgesetzt, besonders nach Gemüthsbewegungen. Bei der Behandlung sorgt man für Linderung der Schmerzen und Entfernung der veranlassenden Schädlichkeiten. Am besten ist es, den Kranken in einem dunkeln, kühlen Zimmer unter Entfernung aller Sinnes- oder Seelenreize (Geräusche, Gerüche, Besuche, Geschäfte u. s. w.) ganz ruhig im Bett liegen und so den Anfall austoben zu lassen. Manche empfehlen im Anfall starken schwarzen Kaffee oder Thee, das Caffeïn (besonders das citronsauere), das Morphium, das Chinin, das Tief- und Langeinathmen; bisweilen nützen Ableitungen: Senffußbäder, Klystiere, Brausepulver u. s. w. Die Radicalcur kann (wie bei allen Nervenübeln) sehr verschiedene Wege einzuschlagen haben, z. B. Stärkung (durch Stahlmittel, Chinin, Landluft u. s. w.), auflösende Curen (Karlsbader oder Kissinger Wasser) oder Bethätigung der Haut (Dampfbäder, Schwitzen in nassen Decken u. s. w.).

Miguel (Dom Maria Evarist), Usurpator Portugals, geb. zu Lissabon 26. Oct. 1802, der dritte Sohn des Königs Johann VI. von Portugal und der span. Infantin Charlotte Joachime, wuchs in Brasilien als Liebling seiner Mutter ohne alle Zucht und Bildung heran. Nachdem er 1821 mit seiner Familie nach Portugal zurückgekehrt, machte ihn seine Mutter zum Werkzeug ihrer Plane und stellte ihn an die Spitze der absolutistisch-theokratischen Partei. Eifrig von dieser unterstützt, beabsichtigte er, die Constitution umzustürzen und seinen schwachen Vater, wo nicht abzusetzen, wenigstens zu beherrschen. Nachdem 1. März 1824 der treue Diener des letzern, der alte Marquis von Loulé, ermordet worden, ließ M. 30. April als Infant-Generalissimus die Minister verhaften, den Vater aber im Palaste bewachen. Dieser wurde jedoch noch zeitig genug von den Planen seines Sohnes durch den franz. Gesandten Hyde-de-Neuville unterrichtet, und M. sah sich genöthigt, um Gnade zu bitten. Gleich seiner Mutter 12. Mai des Landes verwiesen, ging er über Paris nach Wien, wo er seine frühere ungezügelte Lebensweise fortsetzte. Nach dem Tode des Vaters 1826 sah die Partei der Königin in ihm den legitimen Erben der Krone Portugals, welche sein älterer Bruder Dom Pedro (s. d.) als Kaiser von Brasilien nicht tragen konnte. Letzterer dagegen betrachtete sich als den von dem Vater testamentarisch bezeichneten rechtmäßigen Nachfolger und gab Portugal 26. April 1826 eine Constitution, entsagte aber 2. Mai der Krone zu Gunsten seiner ältesten Tochter, Donna Maria da Gloria (s. d.) und bestimmte derselben seinen Bruder M. zum Gemahl, der bis zu ihrer Volljährigkeit auch Regent sein sollte. M. genehmigte alles, beschwor die Constitution, verlobte sich mit seiner Nichte und wurde 3. Juli 1827 von Dom Pedro zum Regenten ernannt. Im Febr. 1828 langte er in Lissabon an und übernahm die Regentschaft aus den Händen seiner Schwester Isabella. Doch die Partei der Königin hatte alles zur Herstellung der absoluten Gewalt und zur Erhebung des Infanten auf den Thron vorbereitet. Schon 13. März löste daher M. die constitutionellen Cortes auf, berief 3. Mai die alten Cortes und ließ sich von diesen 25. Juni als legitimen König von Portugal proclamiren. Zwar erklärte Dom Pedro seinen Bruder aller Rechte für verlustig und hob dessen Verlobung mit seiner Tochter auf; allein M.'s Waffen siegten, und die Getreuen der Königin Donna Maria mußten sich von Porto aus über London nach Terceira und Rio-Janeiro zurückziehen. Der Usurpator folgte nun ganz der Leitung seiner Partei. Durch ein Schreckenssystem unterdrückte er den Liberalismus mit wilder Lust und Tyrannenlaune. Er mishandelte selbst seine Schwestern, ließ sich durch kein gerichtliches Urtheil bestimmen und beging die grobsinnlichsten Ausschweifungen. Jagd und Stiergefechte, Maitressen, Hunde und Pferde waren seine Unterhaltung. Endlich gelang es Dom Pedro, von Terceira aus 1832 Porto zu erobern, 1833 Lissabon zu besetzen und Donna Maria dahin zurückzuführen. England und Spanien erklärten sich für die letztere, und 26. Mai 1834 mußte M. zu Evora die Capitulation unterzeichnen, nach welcher er allen Ansprüchen auf den Thron von Portugal entsagte und Portugal nie wieder zu betreten versprach. Auf einem engl. Kriegsschiffe schiffte er sich 1. Juni nach Genua ein, wo er nicht unterließ, gegen die von ihm in Evora unterzeichnete Acte zu protestiren. Die Folge davon war, daß er das ihm in Portugal zugesicherte Jahrgeld verlor und sein Privatvermögen mit Beschlag belegt wurde. 1834 ging er nach Rom

wo er, von der röm. Curie als König anerkannt, sich meistentheils aufzuhalten pflegte. Im Sept. 1851 vermählte er sich mit der Prinzessin Adelheid, der Tochter des verstorbenen Erbprinzen Konstantin von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg (geb. 3. April 1831). Seitdem lebte er erst zu Heubach bei Millenberg, dann seit 1856 auf Schloß Bronnbach bei Wertheim in Baden, wo er auch in der Nacht vom 14. zum 15. Nov. 1866 starb.

Miklosich (Franz von), der gelehrteste Slawist der Gegenwart, geb. 20. Nov. 1813 bei Luttenberg im slaw. Theile von Steiermark, erhielt seine Gymnasialbildung erst zu Warasdin in Kroatien, dann zu Marburg in seinem Heimatlande. Nachdem er die sog. Philosophischen Jahrgänge in Gratz zurückgelegt, widmete er sich auf der Universität dieser Stadt vier Jahre hindurch den Rechtswissenschaften. Im Winter 1837 ward ihm, nachdem er zum Doctor der Philosophie promovirt worden, in den beiden philos. Jahrgängen der gratzer Universität der Unterricht in der Philosophie anvertraut. Die damalige Form des höhern Unterrichts sagte ihm jedoch so wenig zu, daß er Advocat zu werden beschloß und in dieser Absicht 1838 nach Wien ging. Er ward daselbst zum Doctor der Rechte promovirt und hatte eben angefangen, in einer Advocatenkanzlei sich mit den Geschäften praktisch bekannt zu machen, als er 1844 die seinen Neigungen mehr zusagende Stellung eines Scriptors an der Hofbibliothek erhielt. 1848 ward M. von seinen Landsleuten zum österr. constituirenden Reichstag gewählt, an dessen Arbeiten er jedoch nur so lange Antheil nahm, als man Erreichbares anstrebte. Sodann wurde er 1849 zum außerord., 1850, infolge eines Rufs ins Ausland, zum ord. Professor der Slawistik an der wiener Hochschule ernannt. Auch wählte ihn 1850 die kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu ihrem wirklichen Mitgliede und 1866 zum Secretär der philos.-histor. Klasse. 1862 wurde M. als lebenslängliches Mitglied in den Reichsrath berufen. Sprachstudien waren M.'s Lieblingsbeschäftigung, und schon früh entwarf er den Plan zu einer vergleichenden Grammatik der slaw. Sprachen. Um die Grundlagen hierfür zu gewinnen, wandte er, durch ein gründliches Studium der mustergültigen Arbeiten von Jakob Grimm und Bopp vorbereitet, sich zunächst der sorgfältigsten Durchforschung der altslowen. oder kirchenslaw. Literaturdenkmäler zu. Als Ergebniß derselben erschienen die «Radices linguae palaeoslowenicae» (Lpz. 1845) und das «Lexicon linguae palaeoslowenicae» (Wien 1850; 2. Aufl. 1865), zwei Werke, mit denen er seine Befähigung zum Sprachforscher glänzend bekundete. Sein eigentliches Hauptwerk bildet jedoch die noch unvollendete «Vergleichende Grammatik der slaw. Sprachen» (Bd. 1, Lautlehre, Wien 1852; Bd. 3, Formenlehre, 1856), welche den Arbeiten von Jakob Grimm, Diez und Zeuß für die german., roman. und celt. Sprachen würdig zur Seite tritt. Außerdem veröffentlichte M. an Texten: «Vita S. Clementis» (griechisch, Wien 1850), «Codex Suprasliensis» (Wien 1851), «Apostolus monasterii Shishatovacensis» (Wien 1853), «S. Johannis homilia in ramos palmarum» (Wien 1854), «Vitae sanctorum» (Wien 1841); ferner die «Monumenta Serbica» (Wien 1858), eine Sammlung der das serb. Volk betreffenden, in serb. Sprache abgefaßten Urkunden, und eine Ausgabe der russ. Chronik des Nestor (Wien 1860). Die von M. begonnene «Slaw. Bibliothek» (Bd. 1 und 2, Wien 1851—58) ist ein Sammelwerk für die Geschichte und Literatur der Slawen. In Verbindung mit J. Müller gibt er die «Acta et diplomata graeca medii aevi» (Bd. 1—3, Wien 1860—64) heraus, eine vollständige Sammlung der in den Bibliotheken und Archiven Europas zerstreuten griech. Urkunden. Von M.'s übrigen Schriften sind noch zu nennen: «Formenlehre der altslowen. Sprache» (Wien 1850; 2. Aufl. 1854), «Lautlehre der altslowen. Sprache» (Wien 1850) und «Chrestomathia palaeoslovenica» (Wien 1854 und 1861); ferner die Untersuchungen über «Die Sprache der Bulgaren in Siebenbürgen» (Wien 1856), «Ueber die Sprache der ältesten russ. Chronisten» (Wien 1855), «Die Bildung der slaw. Personennamen» (Wien 1860), «Die slaw. Elemente im Rumunischen» (Wien 1861) und «Die Bildung der Ortsnamen aus Personennamen im Slawischen» (Wien 1865).

Mikrokosmos, s. Kosmos.

Mikrolog (griech.), d. h. Kleinigkeitskrämer oder Silbenstecher, nennt man vorzugsweise einen solchen Gelehrten, der bei seinen wissenschaftlichen Untersuchungen auf ganz außerwesentliche Dinge einen hohen Werth legt und von diesem beschränkten Standpunkte aus auch die Leistungen anderer beurtheilt. Namentlich war dies ehedem bei der grammatischen und kritischen Erklärung der alten Schriftsteller der Fall, weshalb man die Grammatiker und Kritiker älterer Zeit noch jetzt zum Theil mit diesem Namen belegt. Dieses verkehrte Streben des M., die Mikrologie, hat mit der erforderlichen und lobenswerthen Genauigkeit und Sorgfalt bei Behandlung eines Gegenstandes nichts gemein.

Mikromēter nennt man eine Vorrichtung zur Abmessung sehr kleiner Größen, welche gewöhnlich an Fernröhren und Vergrößerungsgläsern angebracht ist. Erfunden wurde das M. um 1640 von Gascoigne, der zu jenem Zwecke in dem Brennpunkte des Fernrohrs feine Fäden befestigte, während nachher mehrere Physiker dazu sehr voneinander abweichende Vorschläge gemacht haben. Kirch zu Berlin erfand 1679 ein Schraubenmikrometer, bei dem die Fäden, zwischen welche der zu messende Gegenstand gebracht wird, mittels zweier sehr feiner Schrauben einander genähert und wieder entfernt werden können. Ein ähnliches M. mit einer Schraube brauchten schon 1666 die franz. Astronomen Auzout und Picard. Noch gegenwärtig werden Schraubenmikrometer vorzugsweise häufig angewendet, namentlich bei Vergrößerungsgläsern. Das einfachste aller astronomischen M. ist die das Gesichtsfeld begrenzende Blendung selbst, wenn sie genau kreisförmig abgedreht. Bequemer für die Beobachtungen aber ist das Kreismikrometer, bestehend in einem an beiden Seiten genau kreisförmig abgedrehten Ringe, der nur etwas kleiner als die Oeffnung der Blendung des Fernrohrs und an der Blendung entweder mittels Metallplättchen befestigt oder in ein in die Blendung eingespanntes ebenes Glas eingelassen wird. Dasselbe dient zur Bestimmung der Differenz in Rectascension und Declination zweier einander naher Gestirne und läßt sich an jedem Fernrohre anbringen. Auch kann man damit ohne Beleuchtung Beobachtungen anstellen, weshalb es sich ganz besonders zur Beobachtung der so schwach beleuchteten Kometen eignet. Dechales und Zahn empfahlen M. aus Gittern von Linien auf Glas, mit dem Diamant geschnitten, und zwar in solcher Feinheit, daß sie kaum $1/_{200}$ einer Linie breit werden und daß ihre Abstände $1/_{10}$ — $1/_{20}$ einer Linie betragen. Aehnliche M. wie letztere (Glasmikrometer) werden auch gegenwärtig noch in Verbindung mit Mikroskopen zur Messung sehr kleiner linearer Ausdehnungen gebraucht.

Mikroskop heißt jeder optische Apparat, durch welchen sehr kleine Gegenstände dem Auge vergrößert erscheinen. Man unterscheidet einfache und zusammengesetzte M. Das einfache M. besteht aus einer (oder auch mehrern dicht aneinanderliegenden und also nur die Stelle einer einzigen vertretenden) Glaslinse; es wird gewöhnlich mit dem Namen Loupe (s. d.) bezeichnet. Das zusammengesetzte M. (schlechthin M. genannt) besteht dagegen wenigstens aus zwei in einer bestimmten Entfernung voneinander, gewöhnlich in messingenen Röhren befestigten Linsengläsern, von denen das eine, entsprechend wie beim Fernrohr, das Objectiv, das zweite das Ocular heißt; ersteres wird beim Gebrauche dem zu betrachtenden Gegenstande (Objective), letzteres dem Auge zugewendet. Das Objectiv ist bei dem M. eine sehr kleine Convexlinse, deren Flächen sehr stark gekrümmt sind. Wenn einem solchen Linsenglase ein kleiner Gegenstand genähert wird, so erscheint hinter der Linse sein Bild in umgekehrter Lage, das man auf einem Papierschirme oder mit einer auf einer Seite mattgeschliffenen Glastafel auffangen kann, solange die Entfernung des Gegenstandes von der Linse noch größer ist als die Brennweite der letztern (d. h. als die Entfernung, in welcher parallel auf eine Linse fallende Strahlen hinter ihr vereinigt werden). Der Ort, wo das Bild hinter der Linse erscheint, wo also der Papierschirm oder die Glastafel hingestellt werden muß, wenn das Bild deutlich darauf erscheinen soll, hängt von den Krümmungen der Linse und von der Entfernung des Gegenstandes von derselben ab; je näher der Gegenstand der Linse kommt, um so weiter entfernt sich das Bild von ihr, nimmt aber dabei auch gleichzeitig an Größe zu. Soll das Bild deutlich, scharf und rein in seinen Umrissen sein, so muß die Linse durch Zusammensetzung aus zwei Linsen, einer convexen aus gewöhnlichem Glase und einer concaven aus bleihaltigem Flintglase, achromatisch gemacht und durch angemessene Wahl der Krümmungen der Oberflächen auch von der infolge ihrer Kugelgestalt vorhandenen Abweichung der Strahlen befreit sein. Das von einer solchen Objectivlinse erzeugte Bild fängt man in dem M. nicht mit einem Schirme auf, sondern man behandelt es gewissermaßen wieder als einen Gegenstand, indem man hinter dasselbe eine zweite Linse, das Ocular, so stellt, als wollte man das Bild durch sie wie durch eine Loupe betrachten, was bekanntlich geschieht, wenn das durch das Objectiv von dem Gegenstande gebildete Bild sich etwas näher an dem Ocular, als die Brennweite des letztern ist, befindet. Das durch das Objectiv erzeugte vergrößerte Bild erscheint dann durch das Ocular von neuem vergrößert. Bei fast allen guten M. befindet sich zwischen dem Objectiv und Ocular noch eine dritte Linse, Collectivglas genannt. Um hinlängliche Helligkeit für die Vergrößerungen zu erhalten, beleuchtet man die vor dem Objectivglase auf einem kleinen Tischchen befindlichen Gegenstände durch einen kleinen Hohlspiegel oder durch eine Linse, welche das zerstreute Licht des Himmels oder am besten das Licht einer weißen Wolke auf den Gegenstand concentriren. Das Sonnenmikroskop besteht aus einer (oder mehrern nur die Stelle einer einzigen vertretenden) Glaslinse, welche dem Objectiv des eben beschriebenen M.

entspricht. Vor ihr stellt man den Gegenstand nahe in der Entfernung der Brennweite der Linse, aber noch ein wenig außerhalb derselben auf, sodaß auf einem mehrere Fuß hinter der Linse befindlichen weißen Schirm ein vergrößertes Bild entsteht. Zur Beleuchtung des Gegenstandes dienen eine oder mehrere vor dem Gegenstande befindliche Linsen, welche das von einem ebenen Spiegel in horizontaler Richtung zurückgeworfene Sonnenlicht auf den Gegenstand concentriren. Das Lampenmikroskop und das Hydrooxygengas-Mikroskop (s. d.) unterscheiden sich von dem Sonnenmikroskop nur dadurch, daß anstatt des Sonnenlichts bei dem erstern das Licht einer Lampe und bei dem zweiten das Licht des durch ein Knallgasgebläse weißglühend gemachten Kalks angewendet wird. Die Vergrößerung eines M., d. h. die Zahl, welche angibt, wie viel mal das durch ein M. erzeugte Bild größer als der Gegenstand erscheint, wird in wissenschaftlichen Schriften stets so genommen, daß sie angibt, wie viel eine Linie verlängert erscheint (sog. lineare Vergrößerung). In marktschreierischen Anpreisungen findet man dagegen gewöhnlich die Flächenvergrößerung oder gar die kubische Vergrößerung aufgeführt; die erstere erhält man, wenn man die Zahl der linearen Vergrößerung aufs Quadrat, die letztere, wenn man dieselbe auf die dritte Potenz erhebt. Eine hundertfache lineare Vergrößerung ist also gleich einer zehntausendfachen Flächen- und millionenfachen kubischen Vergrößerung.

Milanollo (Teresa), ausgezeichnete Violinspielerin, wurde 28. Aug. 1827 zu Savigliano bei Turin als die Tochter eines unbemittelten Tischlers geboren. Ihre Neigung zum Violinspiel erwachte plötzlich, als sie im Alter von vier Jahren in der Kirche ein Solo auf der Violine hörte. Auf ihr Andringen erhielt sie von einem gewissen Ferrero Violinunterricht, bei dem sie, obschon der Lehrer selbst nicht die beste Methode hatte, reißende Fortschritte machte. Die wunderbar begabte Teresa wurde sodann im Alter von noch nicht sechs Jahren nach Turin gebracht, wo sie unter Leitung der Violinisten Gebbaro und Mora dahin gelangte, daß sie noch vor ihrem siebenten Jahre öffentlich auftreten konnte. Nachdem sie noch in verschiedenen andern piemontesischen Städten gespielt, führte sie der Vater 1836 nach Südfrankreich, wo ihre Fertigkeit, namentlich in Marseille, Staunen erregte. Der Vater beschloß jetzt, kein Opfer zu scheuen, um der Tochter eine vollendete Ausbildung zu verschaffen. Zu diesem Zwecke ging er, mit gewichtigen Empfehlungen versehen, nach Paris und übergab hier sein Wunderkind dem berühmten Lafont, der Teresa sechs Monate lang unterwies und dann mit ihr eine sehr erfolgreiche Kunstreise durch Belgien und Holland machte. Hierauf wandte sich Teresa nach England, wo sie in den bedeutendsten Städten Bewunderung und Gold erntete. 1838 kehrte sie auf den Continent zurück und unternahm nun, im Verein mit ihrer Schwester Maria, Kunstreisen durch einen großen Theil von Europa, auf denen sie überall nicht nur durch ihre virtuose Technik, sondern auch durch ihren sinnigen und seelenvollen Vortrag grenzenlosen Enthusiasmus hervorrief. Später trat sie aus der Oeffentlichkeit zurück, und 1857 vermählte sie sich mit dem franz. Artillerieoffizier Parmentier, mit dem sie in Toulouse lebt. — Maria M., die jüngere Schwester der vorigen, geb. 1831, wurde von Teresa zur Violinspielerin gebildet und erwarb sich seit 1838 neben ihrer Schwester und Lehrerin Beifall, besonders durch die geniale Frische und Keckheit ihres Spiels. Sie starb schon 21. Oct. 1848 zu Paris.

Milben (Acarida), eine Familie der Spinnenthiere bildend, sind kleine, oft mikroskopische Gliederthiere, deren Kopf, Bruststück und Hinterleib verschmolzen sind. Sie haben in der Jugend drei, im reifen Alter vier Fußpaare, und ihr Hinterleib ist ungegliedert. Ihre Ausbildungsstufe ist eine sehr niedrige, da sich bei ihnen, mit Ausnahme der bisweilen auch fehlenden Augen, von Sinnesorganen keine Spur zeigt. Manche nähren sich durch Anbohren der Pflanzen, deren Saft sie saugen, wie die in den Gärten sehr unangenehme sog. Spinnlaus (Gamasus telarius); andere leben als lästige Schmarotzer auf Vögeln, Säugethieren und Insekten oder gar auf andern M., wie die sehr kleine Milbenmilbe (Acarus acarorum); mehrere wohnen in kranken thierischen Körpern, und einige schaden unsern Lebensmitteln. Sie sind in viele Gattungen zertheilt worden, je nach der Beschaffenheit der Füße, der Kiefern oder des Saugrüssels oder dem Vorhandensein oder Fehlen der Augen. Zu ihnen gehört die rothe Erdmilbe (Trombidium holosericeum), welche oft rothe Erdspinne genannt wird und bei uns zwischen Gartenerde und unter Gebüschen häufig ist. Auf Taubenschlägen, Hühnerställen und Vogelkäfigen ist die Vogelmilbe (Dermanyssus avium) sehr häufig, welche den Vögeln Blut aussaugt und deshalb röthlich gefärbt ist. Die Büchermilbe (Cheyletus eruditus) lebt vom Kleister unter Einbänden von Büchern an feuchten Orten. Im hohen, herbstlich dürren Grase hält sich die rothe Grasmilbe (Leptus autumnalis) auf; diese bohrt sich in die Haut ein und erregt peinliches Jucken. Am berüchtigtsten ist jedoch Persiens Giftmilbe oder die persische Saum-

zecke (Argas persicus), die in Reisebeschreibungen als Giftwanze von Miana aufgeführt wird. Sie soll vorzüglich in der Stadt Miana einheimisch sein, den Menschen durch ihren Biß binnen 24 Stunden tödten können und bereits die Bewohner aus mehrern Dörfern Persiens vertrieben haben. Dies sind jedoch starke Uebertreibungen; wahr ist nur, daß ihr Biß bedeutende Schmerzen erregen und auch wol Geschwüre hervorbringen kann. Verwandt mit ihr ist der Holzbock (s. d.). Insbesondere wird aber eine der hierhergehörigen Gattungen ausschließlich mit dem Namen M. (Acarus) belegt, und zu ihr gehört die allgemein bekannte **Käsemilbe** (A. Siro), welche auf trockenem alten Käse lebt. In altem Mehle wohnt die **Mehlmilbe** (A. farinae), ja selbst der weiße Ueberzug auf trockenen Feigen, Pflaumen, Birnen u. s. w. besteht oft nur aus kleinen M. Unter den bei krankhaften Zuständen des Menschen vorkommenden M. sind besonders die **Krätzmilbe** (Sarcoptes scabiei), welche die Krätzkrankheit (s. **Krätze**) erzeugt, und die **Balgmilbe** (Simonia folliculorum) zu erwähnen, welche letztere sich in den sog. Mitessern, dem talgartigen Inhalte der um die Nase gelegenen Hautbälge, findet.

Milch, das Secret der weiblichen Brustdrüse, besteht aus einer Lösung von Käsestoff (Caseïn), Eiweiß (Albumin), Milchzucker und Salzen in Wasser, in welcher in sehr feiner Vertheilung Fett (Milchkügelchen) schwimmt, wodurch ihr die weiße Farbe und die Undurchsichtigkeit ertheilt wird. Nach der Art des Thieres, der Dauer des Säugens und der Nahrung hat jedoch die M. eine sehr verschiedene Beschaffenheit. Die M. der Frauen enthält in 100 Theilen etwa 86 Theile Wasser, 5,3 Theile Käsestoff und Eiweiß, 3,3 Theile Milchzucker, 4,5 Theile Fett und 4,1 Theile Salze. Gute Kuhmilch hat eine fast ganz gleiche Zusammensetzung, und die oft, auch von Aerzten, ausgesprochene Behauptung, der Frauenmilch sei die M. der Eselinnen am ähnlichsten, beruht auf ungenügenden Untersuchungen. Nach längerm Stillen scheint die M. reicher an Fett zu sein als bald nach dem Beginn des Säugens; in noch späterer Zeit nimmt sie aber an festen Theilen ab. Nach der Nahrungsaufnahme enthält die M. mehr feste Bestandtheile als nach dem Fasten. Den vortheilhaftesten Einfluß auf die Milchbildung übt eiweißreiche Nahrung (Fleisch, Eier u. dgl.), insofern nach solcher die M. nicht nur wasserärmer, sondern auch in größerer Menge abgesondert wird, während bei geringerer, selbst sehr fettreicher Kost die M. an Güte und Menge selbst sehr bedeutend abnimmt. Für die Zusammensetzung der M. ist noch von Bedeutung, daß ihre Salze vorzugsweise aus Kali, Kalk und Phosphorsäure bestehen. Die Milchbildung beginnt schon in den letzten Monaten der Schwangerschaft (die Brust läuft aus), was mit dem Wachsthum und der stärkern Füllung der Milchdrüse zusammenhängt. Bald nach dem Gebären ist die Milchabsonderung am stärksten. Dieselbe kann nur so lange anhalten, als gesäugt wird (ein Jahr und länger), versiegt aber oft viel früher. Die Milchkügelchen der in den ersten Tagen nach dem Gebären abgesonderten M. sind zu kleinen Häufchen zusammengeklebt, und diese M. erscheint daher wässeriger; man nennt sie Colostrum. Beim Stehen der M. setzen sich die Milchkügelchen an der Oberfläche der M. ab und bilden so den Rahm, aus welchem die Butter dargestellt wird. Hat die Luft Zutritt zur M., so entwickeln sich Gärungserreger in derselben: der Milchzucker wird in Milchsäure verwandelt; die M. nimmt sauere Reaction an, und das Caseïn (s. d.) und Albumin (s. d.) scheidet sich infolge hiervon klumpig ab, indem es zu gleicher Zeit das Fett in sich einschließt. Ueber dem Käse steht dann eine mehr oder minder klare Flüssigkeit, die Molken (s. d.). Künstlich kann man diese Scheidung der M. in Käse (s. d.) und Molken durch Zusatz irgendeiner andern Säure (Essigsäure, Weinsäure) oder durch Zusatz von Lab (s. d.) herbeiführen; der Lab leitet die sauere Milchgärung ein. Beschränken kann man die Säuerung der M. durch Kochen, welches die Gärungserreger tödtet. Schon sauere M. wird wieder flüssig und verliert ihren sauern Geschmack, ohne indeß ihre Süßigkeit wiederzuerlangen, durch Zusatz von (reinem) kohlensaurem Natron oder Kali, oder von Borax. Die M. ist eins der ausgezeichnetsten Nahrungsmittel, da mit ihr allein Kinder bis in das zweite Jahr (und länger) erhalten werden können und dabei vortrefflich gedeihen. Kein anderes Nahrungsmittel vermag die Muttermilch zu ersetzen. In Fällen, in welchen das Kind nicht gesäugt werden kann und die Kuhmilch schlecht ist, empfiehlt sich die von Liebig in Vorschlag gebrachte künstliche M. als vortreffliches Ersatzmittel. Diese besteht aus einer Abkochung von Mehl und verdünnter Kuhmilch, in welcher durch Zusatz von Malzmehl das Stärkemehl des Mehls in Zucker übergeführt worden ist, und der man durch Zusatz von etwas kohlensaurem Kali die nöthige Menge Kali zugeführt und die richtige chem. (alkalische) Reaction ertheilt hat. Das Surrogat ist so flüssig wie die M. selbst. Verfälscht wird die M. am häufigsten durch Wasser. Ein Wasserzusatz ist weniger sicher durch den Milchmesser oder Galaktometer (s. d.) als durch die Bestimmung des Fettgehalts der M. zu ermitteln.

Milchschorf, Milchborke, einer der gemeinsten Kinderausschläge, ist, wie der Kopfgrind, eine Form des Ekzems (s. d.) und befällt vorzugsweise Wangen und Kinn, auch das äußere Ohr und andere Theile des Gesichts. Zuerst erscheint die kranke Haut roth, dann brechen kleine Bläschen auf derselben hervor, die sich allmählich mit eiterähnlicher gelber Flüssigkeit füllen und schließlich platzen. Die Flüssigkeit trocknet zu einer dicken gelben Kruste ein, unter der die nässende Haut liegt (nässende Flechte). Nicht selten bestehen zugleich Schnupfen, Augenentzündung und Schwellung der Drüsen unter dem Kinn und am Halse, daher die Ansicht, der Ausschlag sei skrofulös. Die Ursachen desselben sind unbekannt. Die Behandlung bietet Schwierigkeiten dar, da der Ausschlag zwar durch äußere Mittel leicht beseitigt werden kann, erfahrene Aerzte aber behaupten, daß nach dem Verschwinden dieses Ausschlags (und des Kopfgrinds) oft schnell Lungenkatarrh, Croup, Hydrocephalus (Wasserkopf) entsteht und umgekehrt z. B. hartnäckige Lungenkatarrhe mit dem Auftreten des Ausschlags verschwinden. Auf diese Erfahrung gründet sich wol auch die weitverbreitete Ansicht, daß der M. ein Zeichen guter Gesundheit sei. Eine innere Behandlung (mit Jodkalium) bietet nur wenig Aussicht auf Erfolg. Man muß sich daher darauf beschränken, die Diät zu regeln, die Krusten reinlich zu halten und sie öfters mit warmem Wasser, Glycerin u. dgl. schonend abzulösen.

Milchstraße heißt von alters her der helle, weißliche Streifen, der sich fast in der Gestalt eines größten Kreises, welcher mit dem Aequator einen Winkel von 63° bildet, um die ganze Himmelskugel erstreckt. Sie schneidet die Ekliptik in der Nähe des Sternbildes der Zwillinge, geht hierauf durch die Sternbilder Fuhrmann, Perseus, Kassiopeia, Cepheus und Schwan, dann, in zwei Arme getheilt (nur etwa zwei Fünftel des ganzen Zugs derselben sind ungetheilt), durch die Sternbilder Fuchs, Adler, Sobieski'scher Schild, Schütze, Poniatowski'scher Stier und Schlangenträger. Bei dem Sternbilde des Kreuzes ist sie dem Südpole am nächsten; dann geht sie durch das Schiff und das Einhorn nach den Füßen der Zwillinge. Ihre Breite ist sehr verschieden und wechselt zwischen $3\frac{1}{2}$ und 22°; in vielen Gegenden erscheint sie dem bewaffneten Auge um 6—7° breiter als dem unbewaffneten. Schon Demokrit soll von der M. die richtige Ansicht gehabt und dieselbe aus dem vereinigten Glanze unzähliger Fixsterne erklärt haben. Dieselbe Behauptung sprach Galilei bald nach Erfindung der Fernröhre mit Bestimmtheit aus; aber erst William Herschel vermochte durch seine vortrefflichen Instrumente die M. wirklich in einzelne Sterne aufzulösen. Kant machte bereits um die Mitte des 18. Jahrh. darauf aufmerksam, daß sie, wenn anders Galilei recht habe, auf eine ungleiche Vertheilung der Sterne schließen lasse. Diese Ansicht wurde durch Herschel's Beobachtungen vollkommen bestätigt, und gegenwärtig sind die meisten Astronomen der Meinung zugethan, daß die M. nichts anderes als eine linsen- oder vielleicht auch ringförmige, an einer Stelle in zwei Theile gespaltene Sternschicht sei, in deren Mitte oder nahe bei derselben unser Sonnensystem sich befinde. So erklärt sich ganz ungezwungen, warum die Sterne immer dünner gesäet zu sein scheinen, je weiter sich unser Auge von der M. entfernt.

Milchwirthschaft, auch Meierei oder Molkerei, nennt man die Verwerthung der Milch der Wiederkäuer, vorzugsweise der Kuh, ferner der Ziege und des Schafs. Im östl. Rußland und in den asiat. Steppen wird auch die Stute als Milchthier benutzt; in Arabien und Nordafrika das Kamel; in Südamerika das Lama und Alpaca; in Nordeuropa das Renthier. Genuß von Eselsmilch gilt als wirksames Heilmittel. In der Landwirthschaft civilisirter Länder erstreckt sich jedoch der Molkereibetrieb nur auf die Producte der Rindviehzucht. Er ist entweder reine M., wenn die Milch ohne weitere Verarbeitung sofort verkauft wird, wie in und in der Nähe der Bevölkerungscentren, jedenfalls die lucrativste Verwerthung; oder gewerbmäßige Molkerei (Holländerei), welche die Milch in Butter oder Käse und Zieger verwandelt, daneben noch aus den Rückständen Milchzucker und Milchessig gewinnt, oder dieselben zu vortheilhafter Schweinemästung benutzt. Bei der reinen M. kommt es auf die Menge, bei der verarbeitenden auf die Güte der Milch am meisten an; danach wird bedingt die Fütterung und Tränke der Milchthiere. Die Kühe werden gewöhnlich zweimal, seltener dreimal täglich gemolken; die Morgenmilch ist die reichlichste, die Abendmilch die gehaltvollste. Aufbewahrt wird die Milch im Milchkeller oder der Molkereikammer, einem Raume, welcher Sommers und Winters die gleiche Temperatur haben soll; sorgfältigste Reinlichkeit desselben sowie der Gefäße ist unerlaßliche Bedingung. Letztere hat man aus Holz, Thon, Steingut, Porzellan, Glas, Zink und emaillirtem Gußeisen. Bei der Verarbeitung der Milch auf Butter (s. d.) wird sie entweder durch die Buttermaschine alsbald verarbeitet, oder, viel häufiger, stehen gelassen und abgerahmt (süßer und saurer Rahm, ebenso Butter). Zur Bereitung von Käse (s. d.) und dessen Nebenproducten wird die Milch sowol mit

als ohne ihren Fettgehalt verwendet. Die M. sind entweder Alpwirthschaften oder Niederungswirthschaften. Jene erstern verwerthen die würzigen Kräuter der Hochgebirgsmatten, so in der Schweiz, Tirol, Salzburg, Steiermark, Kärnten, in den Pyrenäen sowie in Norwegen und Schweden. Letztere siedeln sich da an, wo jährlich überschwemmte Marschgebiete keine andere Ausnutzung des Bodens zulassen als durch Viehweide; Holland, der deutsche Niederrhein, Schleswig-Holstein und die Danziger Niederung sind dergleichen Milcherzeugungsdistricte. Die Benutzung der Schafe für Molkereizwecke findet nur hier und da in besondern Oertlichkeiten statt; so in den piemont. und graubündtner Alpen (die Bergamaskerheerden), im Jura, in Ungarn, in den franz. Landschaften Brie und Perche. Viele berühmte Käsesorten bekommen Schafmilch als Zusatz. Das Gleiche ist der Fall mit der Benutzung der Ziegen; so in den Pyrenäen, am Mont-d'Or, in der Schweiz, im Altenburgischen, in Schlesien u. s. w. Renthierkäse bilden einen Handelsartikel in Skandinavien. Vgl. außer den Werken von Pabst, Schreibers, Morton: Hamm, «M. und Molkereibetrieb» (2. Aufl., Hamm 1863); Dietrichs, «M. in der Nähe großer Städte» (Berl. 1855).

Milchzucker (saccharum lactis) ist ein Bestandtheil der Milch der Säugethiere und wird im großen besonders in der Schweiz durch Verdampfen der vom Fett- und Käsestoff befreiten Kuhmilch, der sog. süßen Molken (s. d.), und durch darauffolgende Krystallisation erhalten, worauf er durch wiederholtes Auflösen in heißem Wasser und Krystallisiren gereinigt wird. Im Handel trifft man ihn gewöhnlich in der Form von Cylindern an. Er ist in Alkohol und Aether gar nicht und in Wasser schwerer als der Rohrzucker löslich; auch ist er härter und enthält mehr Kohlen- und weniger Sauerstoff als dieser. Der M. besitzt einen schwachen, aber angenehm-süßen Geschmack und hat die Eigenschaft, manche Metalle (Kupfer, Silber, Quecksilber) aus ihren Salzlösungen zu reduciren. Man verwendet daher seine Auflösung technisch zur Herstellung von Silberspiegeln, d. h. zum Ueberziehen von Glasplatten mit einer dünnen Silberschicht, an Stelle der weit weniger praktischen Quecksilberfolie. In der Medicin benutzt man ihn als schwaches, die Verdauung beförderndes Mittel, meist jedoch nur, um kleine Gaben stärkerer Mittel, welche man ihm beimischt, in feinvertheiltem Zustande zu geben. Auch wird er zu sog. künstlichen Molkenpulvern verwendet, indem man ihn mit arab. Gummi zusammenreibt und in Wasser auflöst. Der M. wurde zuerst 1619 von Bartoletti erwähnt und vorzüglich durch Testi 1698 bekannt.

Milde Stiftungen nennt man besonders verwaltete Anstalten, welche den Ertrag von überwiesenen Werthen zu Zwecken der Wohlthätigkeit, wie zur Witwen-, Waisen-, Kranken- und Armenpflege, zur Gewährung unentgeltlichen Unterrichts oder einer Beihülfe zu höhern Studien, fortdauernd verwenden. Dergleichen Stiftungen können sowol vom Staate oder von polit. und religiösen Körperschaften als von Privaten unter Bestätigung der zuständigen Behörde gegründet sein. In frühern Zeiten war es die Kirche, welcher man solche Stiftungen entweder als Vermächtnisse für den Todesfall oder als Schenkungen bei Lebzeiten (gewöhnlich auf besondere Veranlassungen, z. B. Rettung aus Lebensgefahr u. s. w.) zur Verwaltung übergab. Auch waren die Zwecke derselben in damaliger Zeit öfter vielmehr kirchliche als wohlthätige, wie z. B. die Gründung eines Klosters, einer Wallfahrtskapelle oder die Veranstaltung einer Anzahl von Seelenmessen für die im Fegfeuer Leidenden. Später traten an die Stelle dieser «frommen Stiftungen», namentlich in den prot. Ländern, die «milden Stiftungen» zur Verbesserung der geistigen und materiellen Zustände jenes Theils der Menschheit, der sich selbst nicht hinreichend helfen kann. Der Name Fromme Stiftungen (piae causae) ist denselben wenigstens im amtlichen Ausdrucke geblieben, desgleichen die privat- und staatsrechtliche Ausnahmestellung, welche man jenen eingeräumt, wie die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand bei gewissen Fällen, die Stellung derselben unter den besondern Schutz des Staats, womit eine Beaufsichtigung ihrer Verwaltung seitens des letztern sowie die Bürgschaft verbunden wird, daß ihr Vermögen niemals zum Staatsvermögen eingezogen oder für andere als stiftungsmäßige Zwecke verwendet werden solle. Doch gestatten in der Regel die Gesetzgebungen für den Fall, wo dieser stiftungsmäßige Zweck nicht mehr zu erreichen steht, die Substituirung von ähnlichen Zwecken, jedoch, wo eine Volksvertretung vorhanden, nur unter Bewilligung dieser und, soweit bei dem Genuß der Stiftung Betheiligte vorhanden, mit Zustimmung derselben. Auf solche Weise sind z. B. in mehrern Ländern die aus kath. Zeit stammenden Domkapitel oder Stifte, deren eigentliche Bestimmung schon mit Einführung des Protestantismus erloschen war, nach Entschädigung der noch vorhandenen Capitularen und Aemter aufgehoben worden.

Milet (griech. Miletos), die mächtigste und reichste unter den ionischen Städten Kleinasiens,

auf einem Vorsprunge der Küste Kariens am Südrande des Latmischen Meerbusens gelegen, war nach der Tradition von Auswanderern aus Attika unter Führung des Pyliers Neleus gegründet. Die herrliche Lage der Stadt, der vier Häfen zu Gebote standen, brachte Handel und Schiffahrt bald zur höchsten Blüte, und den Milesiern gebührt das Verdienst, dem griech. Seehandel ganz neue Bahnen eröffnet zu haben durch die zahlreichen Colonien und Handelsstationen, welche sie an den Gestaden der Propontis (des Marmarameeres), des Pontus Euxeinos (Schwarzen Meeres) und der Maiotis (des Asowschen Meeres), bis zu den Mündungen des Tanais (Don) und des Borysthenes (Dnjepr), ja noch weiter ins Binnenland hinein anlegten. Auch der Handelsverkehr mit Aegypten wurde den Griechen wesentlich durch die Milesier eröffnet. Ferner blühte in M. besonders ein Industriezweig: die Fabrikation feiner Wollzeuge. Den so gewonnenen Reichthum trug die Stadt zur Schau in der Pracht ihrer öffentlichen Gebäude und Heiligthümer, zu denen auch das 6 St. südlich von der Stadt am Vorgebirge Poseidon gelegene Heiligthum des Apollon in Didymoi, in welchem das Geschlecht der Branchiden die erbliche Priesterwürde besaß, gehörte. Wie die übrigen griech. Städte Kleinasiens verlor auch M. seine Unabhängigkeit nach dem Sturze der lydischen Herrschaft durch Kyros; doch that anfangs die milde pers. Herrschaft der Blüte der Stadt kaum irgendwelchen Eintrag. Für immer aber wurde dieselbe gebrochen durch den ionischen Aufstand, dessen Hauptanstifter und Führer die Milesier waren, daher ihre Stadt, als sie nach hartnäckigem Widerstande von den Persern erstürmt worden war, gänzlich zerstört, die Einwohner theils getödtet, theils nach Persien abgeführt wurden (495 v. Chr.). Zwar siedelten sich bald wieder Griechen auf der verödeten Stätte an und stellten die Stadt wieder her, die nun unter ihrem alten Namen bis in die spätesten Zeiten des Alterthums fortbestand; doch blieb ihr nur ein Schatten ihres frühern Glanzes, sodaß die Griechen sprichwörtlich zur Bezeichnung starker Wechselfälle des Glücks sagten: «Vor Zeiten einst waren die Milesier mächtig». Heutzutage steht auf ihrer Stelle ein ärmliches Dörflein, das nach den ausgedehnten Bautrümmern, die es umgeben, Palatia (die Paläste) genannt wird. M. hat auch eine Anzahl bedeutender Gelehrter und Schriftsteller hervorgebracht: so im 6. und im Anfange des 5. Jahrh. v. Chr. die Philosophen Thales, Anaximander und Anaximenes und den Geschichtschreiber Hekatäos; später, im 1. oder 2. Jahrh. v. Chr., den Romanschreiber Aristides, dessen «Milesiaca», Erzählungen lasciven Inhalts, besonders bei den Römern großen Beifall fanden, die danach alle ähnlichen Schriften als Fabulae Milesiae (Milesische Märchen) bezeichneten. (S. Roman.)

Militär (vom lat. miles, militaris, militia) heißt in allgemeinster Bedeutung der Krieger- oder Soldatenstand; auch wird ein einzelnes Mitglied desselben ein M. genannt. Speciell auf einen Staat bezogen ist dessen M. sein Heer (s. d.). In jedem Staate ist das Militärwesen durch eine Wehrverfassung, die einen Theil der Staatsverfassung bildet, geregelt. Darin wird bestimmt: 1) die Wehrpflicht (Militärpflicht) der Staatsangehörigen nach ihrer Dauer und Ableistung, nebst dem Ersatzwesen; 2) die Stärke und Formation des M.; 3) die Militärökonomie oder Militäradministration. Die Wehrpflicht hat man in den europ. Staaten (England für sein stehendes Heer ausgenommen) auf alle Einwohner, mit wenigen, durch das Gesetz bestimmten Ausnahmen, ausgedehnt. Doch ist in vielen Staaten der Loskauf und die Stellvertretung gestattet. (S. Conscription.) Der Ersatz wird durch Aushebung oder durch freiwilligen Eintritt der Dienstpflichtigen bewirkt. Außerdem kann das M. durch andere Freiwillige (s. d.), durch angesiedelte Truppen (s. Militärcolonien) oder durch Anwerbung (s. Fremdenlegionen) verstärkt werden. Die Dienstzeit ist in allen Armeen so weit verkürzt worden, als es die Kriegstüchtigkeit gestattet. Da, wo sie noch 6—15 J. (Rußland) im stehenden Heere beträgt, tritt während derselben eine Beurlaubung im Frieden ein, sodaß die eigentliche Präsenzzeit bei der Fahne, namentlich in den kleinern deutschen Contingenten, kaum $1\frac{1}{2}$—2 J. dauert. Linie, Reserve und Landwehr, wo diese besteht, sind die Abstufungen der Dienstzeit im ganzen; nachher sind die entlassenen Mannschaften meist noch bis zu einem gewissen Alter zum Landsturm (s. d.) verpflichtet. Die Stärke des M. richtet sich nach der nationalen Wehrkraft, den Hülfsquellen und besondern Verhältnissen des Staats. Gewöhnlich beträgt sie zwischen 1—2 Proc. der Bevölkerung, steigt unter Umständen auf 2—3 und kann durch Milizaufgebot bis 7, ja, wo das ganze Volk zu den Waffen greift, für kurze Zeit auf 9—15 Proc. gebracht werden. Die Formation, das Verhältniß der Truppengattungen, ihre Bewaffnung und Eintheilung in Truppenkörper, wird durch die eben geltenden allgemeinen Grundsätze der Kriegführung und deren Fortschritte bedingt, auch durch die besondern Kriegsschauplätze, auf denen das M. der einzelnen Staaten auftreten kann. Ebene Gegenden fordern mehr Cavalerie als Gebirgsland und durchschnittenes Terrain. Im Frieden ist der Heeresstand aus staatswirthschaftlichen Gründen

geringer als im Kriege, für welchen er durch die Mobilmachung (s. d.) in jeder Hinsicht operationsfähig gemacht wird. Die Militärökonomie und Militäradministration umfaßt das Verpflegungs-, Bekleidungs- und Kassenwesen, das Militärmedicinalwesen, die Militärjustiz und Militärseelsorge, das Transportwesen, die Militäretablissements für das Kriegsmaterial, das Invaliden-, Pensions- und Versorgungswesen. Die immer großartigern Kriegsverhältnisse der Neuzeit machen auch an alle diese Zweige erhöhte Anforderungen. Besondere Sorgfalt hat man neuerdings der Militärkrankenpflege im Felde gewidmet, durch bessere Einrichtung der Lazarethe, Entfernung der Verwundeten und Kranken, so weit sie transportabel sind, vom unmittelbaren Kriegsschauplatze, Errichtung von Sanitätstruppen (Krankenträgercompagnien) u. s. w. Zu Genf ist für den edeln Zweck ein internationaler Vertrag geschlossen worden, dem die meisten Staaten beigetreten sind; auch haben sich in den letzten Kriegen der Johanniter- und Malteserorden, viele freiwillige Helfer, Barmherzige Schwestern, selbst Frauen der höchsten Stände diesem Dienste unterzogen. Das M. bildet seinen eigenen Gerichtsstand, den Militärgerichtsstand, der seine höhere und niedere Militärgerichtsbarkeit und seine besondere Militärgesetzgebung hat. (S. Kriegsrecht.) Ein wichtiger Zweig der Militärverfassung ist das Militärerziehungs- und Bildungswesen, das in größern Staaten unter einer Generalinspection mit Beirath einer Ober-Militärstudiencommission steht. Dasselbe hat die Bestimmung, für die Erziehung und den Unterricht der Militärzöglinge, für die Heranbildung von Offizieraspiranten und die höhere wissenschaftliche Ausbildung der Offiziere zu sorgen, überhaupt aber ein wissenschaftliches Streben im Heere zu befördern. Es umfaßt die Militärschulen im allgemeinen, die Militärerziehungs-, die Militärwaisen- und die Cadettenhäuser, die Unteroffizier- und Kriegsschulen, die Artillerie- und Ingenieurschulen, die Generalstabsschulen, Militär- und Kriegsakademien. Das Avancement zum Offizier ist im M. jetzt überall jedem Soldaten ohne Rücksicht auf seine Geburt zugänglich, wenn er sich dazu eignet und im Frieden eine wissenschaftliche Prüfung vor einer Ober-Militärexaminationscommission besteht oder im Kriege sich auszeichnet. Kriegswissenschaftliche Bestrebungen von Militärschriftstellern haben schon frühzeitig eine Militärliteratur hervorgerufen, welche sich immer reicher und gediegener entwickelte. Repertorien derselben sind von Rumpf, Hoyer, Schütte, Scholl, Witzleben u. a., erschienen, desgleichen auch mehrere Militär-Encyklopädien, z. B. von Lühe und Rüstow. Seit dem vorigen Jahrhundert ist auch eine Militärjournalistik entstanden und in allen europ. Staaten von Bedeutung geworden.

Militärcolonien bestanden schon zur Zeit Alexander's d. Gr. von Macedonien und unter den Römern. In neuerer Zeit fanden sie sich in dem Grenzinstitute des österr. Kaiserthums (s. Militärgrenze), in der Indelta in Schweden zu Ende des 17. Jahrh. und seit 1820 in den M. Rußlands. Die Einrichtung der sog. Indelta oder der eingetheilten Truppen in Schweden rührt von Karl IX. her, ihre förmliche Organisation aber, wie sie im wesentlichen noch ist, von Karl XI. 1686, der sie zu dem Zwecke machte, eine größere Kriegsmacht mit geringerm Kostenaufwande bereit zu halten. Sie besteht darin, daß die Grundbesitzer für die Befreiung vom persönlichen Kriegsdienste einen oder mehrere Soldaten stellen, von denen jeder ein Wohnhaus nebst Acker und Viehstand erhält und, wenn er zum Dienst einberufen wird, von der Krone Sold. Die gegenseitigen Verpflichtungen des Soldaten und Grundbesitzers sind gesetzlich oder contractlich festgestellt. Zu den russischen M., welche schon unter Anna und Katharina II. versucht worden, entwarf auf Alexander's I. Befehl Graf Araktschejew (s. d.) den Plan, dem die Idee zu Grunde lag, mittels Ansiedelung ganzer Regimenter unter einer besondern militärisch-bürgerlich-polizeilichen Verwaltung den Stand der Kronbauern mit dem Stande der besoldeten Krieger so zu verschmelzen, daß dadurch verschiedene Zwecke zugleich erreicht würden, nämlich eine Verminderung der Kosten für das stehende Heer, Erleichterung der Rekrutirung, die Bildung einer Reserve für das Heer, die Gründung eines Asyls für die ausgedienten Krieger und deren Familien und eine gleichzeitige Beförderung des Anbaues und der Bevölkerung culturfähiger Landstriche, wo es bisher nur an der Hand eines thätigen Anbauers gefehlt hatte. Araktschejew rieth zu dem Ende, die Soldaten bei den Kronbauern einzuquartieren, militärische Dörfer nach einem bestimmten Plane zu erbauen, jedem Hause eine gewisse Zahl Morgen Landes anzuweisen und ein Gesetzbuch für dieses neue Institut zu entwerfen. Der Soldat sollte durch Feldbau zu seinem Unterhalte beitragen, die ganze männliche Bevölkerung der Colonistendörfer aber in den Waffen geübt und als Reserve zum Felddienst genommen werden. Auf diese Weise bezweckte Araktschejew die ganzen Streitkräfte Rußlands längs der Grenze Polens, der Türkei und Kaukasiens in M. zusammenzudrängen, durch welche, außer den erwähnten Vortheilen, auch der Krieger selbst

in Friedenszeiten im Familienleben am eigenen Herde Anhänglichkeit an das Vaterland gewänne. Sibirien verdankte zu jener Zeit, besonders zwischen 1820—25, einen großen Theil seiner Bevölkerung dem streng ausgeführten System jener M., in die Araktschejew 1825 bereits 400000 männliche Bewohner, darunter 40000 Mann zu Pferde, untergebracht hatte. Diese Idee verlor aber vieles von ihrem beabsichtigten Nutzen durch jene unerbittliche und rücksichtslose Strenge, mit der Araktschejew den vom Kaiser gebilligten Plan durchzuführen bestrebt war. Mehrfache Aufstände waren die Folge. Kaiser Nikolaus gab das System, die ganze Armee zu colonisiren, auf. Araktschejew, der allgemein verhaßt war, erhielt seinen Abschied. Die bereits vorhandenen M. haben im Laufe der Zeit wesentliche Veränderungen erfahren. Nur die Ansiedelungen der Kosacken und die von etwa 2900 Soldatenfamilien am Kaukasus bieten den österr. Grenzeinrichtungen nahe Verwandtes. Sonst wurde 1831 Bauer und Soldat vollständig getrennt, ersterm lag die Erhaltung des letztern ob. Die Colonien im Süden zerfielen in die ukrainischen im Gouvernement Charkow, in die südrussischen im Gouvernement Cherson und in die in den Gouvernements Kiew und Podolien, letztere meist auf sequestrirten Gütern des poln. Adels errichtet. In denselben waren 224 Escadrons mit 21 reitenden Batterien activer Truppen nebst ihren Reserven, Arbeiterbataillonen u. s. w. angesiedelt, außerdem noch 4—5000 Cantonisten. Die Colonien dienten zugleich für einen Krieg im Südosten, also gegen die Türken, als Kornniederlagen. Seit 1857 sind jedoch alle M. als solche in Rußland aufgehoben; die im Norden bei Nowgorod, hauptsächlich für Infanterie bestimmt, schon früher.

Militärgrenze heißt ein Kronland der österr. Monarchie, welches dieselbe von der Türkei scheidet und eine militärische Verfassung besitzt. Dasselbe grenzt im N. an Krain, Kroatien, Slawonien und Ungarn, im O. an Siebenbürgen und die Walachei, im S. an das Fürstenthum Serbien, an Bosnien und Dalmatien, im W. an das Adriatische Meer, und enthält einen Flächenraum von $609^4/_{10}$ Q.-M. mit 1,111014 E. (nach einer Berechnung für Anfang 1864; nach der Zählung vom 31. Oct. 1857 nur 1,064922 E., nämlich 539693 männliche und 525229 weibliche). Im Westen ziehen sich die Julischen Alpen aus Kroatien her bis an den 6500 F. hohen Felsen Klek oder den Ogulinerkopf bei Zengg. Am Klek beginnen die Dinarischen Alpen, die zum Theil den Namen Großes und Kleines Kapellagebirge, Vellebich- oder Morlakisches Gebirge führen, bis über 5000 F. aufsteigen und in die Türkei übergehen. Im Osten senken sich bei Orsova die Karpaten an die Donau ab und senden mehrere Zweige in die banatische Grenze aus, worunter die Alpe Gugu, 7200 F., der Szemenik, 4570, der Szarko, 6930, der Mick, 5730 F. hoch, u. a. Der mittlere Theil ist meistens eben. Auch gibt es herrliche Thäler, z. B. das seiner feenartigen Schönheit wegen berühmte Almaserthal in der banater, das Zermagna-, das Korbawa- und Kaveniczathal in der kroat. Grenze. Die Gewässer sind sehr ungleich vertheilt. Im Westen berührt das Adriatische Meer mit dem Morlakenkanal das Land. Die Flüsse der kroat. Grenze verlieren sich zum Theil unter die Erde, um ihren Abfluß in das Meer zu nehmen, z. B. die Likka, die Gaczka u. a. In den übrigen Theilen ist die Donau (s. d.) der Hauptfluß; sie betritt das Gebiet der M. aus Ungarn her bei Peterwardein, bildet von Semlin an die Grenze gegen die Türkei und verläßt bei Orsova das Land gänzlich. Von ihren Nebenflüssen bespülen das Land die Drau, die Save mit der Kulpa und Unna, die Theiß, Bega, Temes, Nera und Cserna. Nur in der karlstädter Grenze befinden sich einige kleine Gebirgsseen, von denen die acht Plitviczer Seen und der Gaczkaser bei Ottochacz die bedeutendsten sind. Desto größer sind die Moräste und Sümpfe an der Save, Drau, Donau und Theiß. Das Klima ist in den Gebirgsgegenden großentheils rauh, in den Ebenen um Carlovicz, Semlin u. s. w. sehr mild. Ungesund ist die Luft in den morastigen Gegenden, wo sich nicht selten Fieber und andere Krankheiten erzeugen. Die Einwohner, in 12 Städte, 16 Marktflecken und 1755 Dörfer vertheilt, sind größtentheils Slawen, und zwar Kroaten und Serben (gegen 900000), dann Walachen (circa 150000), Deutsche (über 40000), wenige Magyaren, Albanesen u. s. w. Der Religion nach sind die nichtunirten oder orient. Griechen, welche in dem Patriarchen zu Carlovicz ihr geistliches Oberhaupt verehren, die zahlreichsten (über 600000), nächst ihnen die Katholiken (etwa 470000); Protestanten zählt man über 20000, Juden wenig über 400. Die Producte sind sehr mannichfaltig; außerordentlich ist die Fruchtbarkeit und Güte des Bodens in dem banatischen und nicht viel geringer in dem slawonischen Grenzgebiet. Man gewinnt alle Gattungen Getreide, besonders Mais, dann Hülsenfrüchte, Kartoffeln, viel Kohl, Rüben, Kürbisse, Melonen u. s. w.; Futterkräuter wachsen, obgleich man an künstlichen Anbau wenig denkt, in großer Menge. Wichtig ist die Obstcultur, welche namentlich in der slawonischen Grenze viel Pflaumen liefert, woraus der Zwetschkenbranntwein

(Slivovicza) gebrannt wird. Wein wird mit Ausnahme der Hochgebirge fast überall gebaut, am vorzüglichsten in der slawonischen Grenze, in welcher das Weingebirge Fruska-Gora Berühmtheit erlangt hat, und welche ihre carlovic̆zer Rothweine, ihren Schillerwein, den Tropfwermut u. s. w. weit versendet. Außerdem baut man Flachs, Hanf und Taback, sammelt viele färbende Kräuter und Wurzeln, mancherlei wildwachsende Gewürze und Arzneipflanzen, große Quantitäten Schilf und Rohr, welches in holzarmen Gegenden als Brennmaterial verwendet wird. Die ausgedehnten Waldungen, besonders in der karlstädter Grenze, geben viel Beschäftigung. Der gesammte landwirthschaftlich benutzte Boden nimmt (1864) 4,672729 wiener Joch ein, wovon 1,379817 auf Aecker, 49938 auf Weingärten, 839181 auf Wiesen und Gärten, 779737 auf Weiden, 1,624056 auf Waldungen kommen. Aus dem Thierreiche hat man (Oct. 1857) 502547 Stück Hornvieh von gemeinerm Schlage, 207451 Pferde, 879813 Schafe, noch ohne Veredlung, 128682 Ziegen und 576533 Schweine, viel Geflügel, besonders in der slawonischen Grenze zahlreiche Heerden von Truthühnern. Bienenzucht wird in vielen, Seidencultur nur in den wärmern Gegenden getrieben. Jagd und Fischerei sind erheblich. Das Mineralreich liefert mitunter etwas Gold und Silber, dann Kupfer, Blei und Eisen, viele Erden und Steine; auf Kohlen wird nur wenig, auf Salz gar nicht gebaut. Unter den Mineralquellen stehen die berühmten Schwefelbäder von Mehadia (s. d.) obenan; auch das Schwefelbad zu Topusko ist besucht. Die gewerbliche Industrie ist von geringer Erheblichkeit. Am bedeutendsten ist noch die Hausindustrie, und zwar die Verfertigung von leinenen, baumwollenen und wollenen Geweben, ferner die Erzeugung von Leder, Schuhmacherwaaren, Holzwaaren, irdenen Pfeifenköpfen u. s. w. Der Eigenhandel ist von keinem Belange. Desto wichtiger ist der Durchgangshandel, da der meiste Verkehr, welchen die österr. Monarchie mit der Türkei führt, seinen Zug durch die M. nimmt. Der Hauptpunkt dieses Handels ist Semlin. Die Straßen sind meist gut gebaut, namentlich besitzt die banater Grenze einige vortreffliche Kunststraßen. Die zwei Straßenzüge von Babakei bis Orsova längs der Donau und von Orsova über Mehadia durch die Engpässe von Teregova und Szlatina nach Karansebes würden selbst in mehr cultivirten Ländern Aufsehen erregen. Zum Wassertransport eignen sich viele Flüsse. Die Seeküste wird wegen der Unzugänglichkeit der Gebirge wenig für den Handel benutzt; am lebhaftesten ist der Seeverkehr noch zu Zengg und Carlopago. 1864 liefen in den fünf Häfen der M. 2702 Schiffe im Gehalte von 53752 Tonnen ein und 2747 Schiffe von 56584 Tonnen Gehalt aus. Was die geistige Cultur betrifft, so ist für den Volksunterricht durch 891 Elementarschulen gesorgt; aber sie reichen für die ganze Anzahl der schulfähigen Kinder nicht aus. Außerdem bestehen an höhern Instituten 3 Gymnasien, 2 Oberrealschulen und 3 theol. Lehranstalten.

Die eigenthümliche Verfassung des Landes, welche die Bewohner gewissermaßen als colonisirte Soldaten erscheinen läßt, beruht gegenwärtig auf dem neuen Grundgesetze vom 7. Mai 1850. Danach ist die Bestimmung der M. der innere und äußere Waffendienst. Die Grenzer stehen für Militärvergehen und Militärverbrechen unter den Gesetzen des kaiserl. Heeres, in allen übrigen Fällen unter den allgemeinen Gesetzen. Sie sind verpflichtet, dem Kaiser im Frieden und im Kriege, in und außer dem Lande alle Militärdienste zu leisten und zur Unterhaltung der innern Grenzanstalten beizutragen. Hingegen sind alle liegenden Güter der Grenzbewohner vollständiges Eigenthum der Grenzcommunionen, indem das nach dem frühern Grenzgrundgesetz von 1807 bestandene, aus dem grundherrlichen Lehnsverbande abgeleitete Verhältniß, wonach der Grund und Boden Staatseigenthum, aber zu erblichem Nießbrauch unter völliger Abgabenfreiheit an Bauernfamilien gegen die Verpflichtung des Kriegsdienstes verliehen war, aufgehoben worden ist. Der Grundbesitz der Grenzhäuser zerfällt in Stammgut und Ueberland. Ersteres bildet nebst den Wohn- und Wirthschaftsgebäuden die Grenzansässigkeit und ist in der Regel unveräußerlich; letzteres umfaßt alle übrigen Besitzungen der Grenzhäuser, welche nach den bestehenden Vorschriften veräußerlich sind. Die Waldungen sind zwar Staatsgut, aber es wird aus denselben, nach vorläufiger Deckung des Aerarialbedürfnisses für das Land, den Grenzern nach ihren alten Rechten das Bau- und Brennholz zu den häuslichen Bedürfnissen unentgeltlich angewiesen. Die frühern Beschränkungen der Grenzbewohner in Erlernung des Handels, der Gewerbe und Künste sowie in der Pflege der Wissenschaften haben aufgehört. Das patriarchalische Leben des Grenzvolkes als Nationalsitte ist unter den Schutz der Gesetze gestellt. Als Familie eines Hauses oder Grenzcommunion werden alle Personen betrachtet, welche bei demselben conscribirt und nicht Dienstboten sind, sie mögen einander verwandt oder nur in die Communionen aufgenommen sein. Um Ruhe, Ordnung, Eintracht, Religiosität und Sittlichkeit in der Hausfamilie zu erhalten, hat in der Regel der älteste fähige und dienstfreie Mann die

Hausvaterstelle zu führen und das Hausvermögen zu verwalten; ihm steht sein oder ein anderes dazu geeignetes Weib als Hausmutter zur Seite. Die Grenzer, welche sich von ihrem Hause trennen und in ein anderes begeben, oder aus dem pflichtigen Grenzstande treten und dadurch von selbst aufhören, Mitglieder der Hauscommunion zu sein, haben kein Recht auf das unbewegliche Hausvermögen. Aus dieser abgeschlossenen Anzahl der Familien entspringt einerseits die große Wichtigkeit und eigenthümliche Ausbildung des Familienverbandes in der M., andererseits aber die Fruchtbarkeit und Größe der Familien in derselben. Der Staat hat durch diese Einrichtung ein stets bereites Kriegsheer, das in einem ununterbrochenen Cordon gegen die Türkei nicht nur das Land gegen feindliche Angriffe und das Eindringen der Pest beschützt, sondern auch dem Staate im Kriege gegen andere Länder dient und ihm im Frieden wenig kostet. Der Wehrpflicht unterliegen vom 20. J. an alle männlichen Grenzbewohner, welche in der Grenze ein unbewegliches Vermögen besitzen und die Waffen zu tragen im Stande sind. Der Grenzsoldat erhält vom Staate die vollständige Bekleidung, Bewaffnung, Rüstung und Munition; außerdem erhält jeder enrolirte Dienstmann der Feldbataillone einen jährlichen Beitrag, der im Felde und im Garnisonsdienste außerhalb des Grenzgebietes verdoppelt und noch mit einem Zuschusse vermehrt wird. Die unter dem Namen der Militärgrenzcommunitäten bestehenden zwölf Städte haben ihre eigene Gemeindeverfassung auf Grundlage des allgemeinen Gemeindegesetzes mit Beachtung ihrer eigenthümlichen Verhältnisse und stehen als integrirende Theile der M. mit dieser im Verbande; es kommt daselbst die allgemeine österr. Conscriptions- und Rekrutirungsnorm in Anwendung.

Die Verwaltung der M. ist rein militärisch. Das Kronland steht unter dem Kriegsministerium und zerfällt in zwei Militärgrenzgebiete, nämlich das kroatisch-slawonische ($354^4/_{10}$ Q.-M.) und das serbisch-banatische (255 Q.-M.), welchen die Landes-Generalcommanden zu Agram und Temesvar als obere Administrativbehörden vorgesetzt sind. Die beiden Grenzgebiete zerfallen weiter in 14 Regimentsbezirke (das kroat.-slawon. Gebiet in den Likkaner, Ottocaner, Oguliner, Sluiner, Kreuzer, St.-Georger, Broder, Gradiskaner, den ersten und zweiten Banat-Regimentsbezirk, das serb.-banat. Gebiet in den Peterwardeiner, Deutsch-Banater, Romanen-Banater und Serbisch-Banater Regimentsbezirk) nebst einem selbständigen Titeler Bataillonsbezirk (im serb.-banat. Gebiete). Diese sind wieder in Territorial-Compagniebezirke (12 für jeden Regiments- und 6 für den Titeler Bataillonsbezirk) mit den einzelnen Gemeinden untergetheilt; doch sind die Magistrate der 12 sog. Militärcommunitäten unmittelbar den Landes-Generalcommanden untergeordnet. Die gesammte Administration wird in den Regimentsbezirken vom Regimentscommando, in den Compagniebezirken vom Compagniecommandanten besorgt. Die Rechtspflege wird in höchster Instanz vom obersten Militär-Justizsenate in Wien, in zweiter Instanz vom Militär-Appellationsgerichte, ebenfalls in Wien, und in erster Instanz von zwei Landes-Militärgerichten, den Regiments- und Garnisonsgerichten und den Communitätsmagistraten gehandhabt. Die gesammte Stärke der regulären Grenztruppen (14 Infanterieregimenter [à 3—4 Bataillone zu 4—6 Compagnien] und 1 selbständiges Bataillon) beträgt im Frieden 29871, im Kriege 53276 Mann. Zur Zeit besonderer Gefahr oder für den Fall externer Verwendung der regulären Truppen wird die «bewaffnete Population» einberufen, die leicht auf 50000 Mann gebracht werden kann.

Den Grund zur M. legte König Sigismund von Ungarn durch die Errichtung des Zengger Capitanats. Eine weitere Ausbildung jedoch gewann diese Einrichtung erst im 16. Jahrh., Als der König Ludwig II. von Ungarn seinem Schwager, dem Erzherzoge Ferdinand von Oestersich, die festesten Plätze Kroatiens, um sie auf eigene Kosten gegen die Türken zu vertheidigen, Margeben hatte. Ferdinand I. räumte damals flüchtigen Serben, Kroaten und Romanen, welche SerWuth der osman. Würger entgangen waren, die Grenzen von Kroatien zur Niederlassung MagVertheidigung ein. Sie blieben von Abgaben frei, jedoch zu beständigen Kriegsdiensten welche iden, erhielten theils Sold aus österr. Hülfsgeldern, theils dienten sie ohne Sold. Die (über Gung der kroat. Grenze entstand 1580 durch Aufnahme mehrerer Morlakenfamilien, vor-20000, aber durch die Ansiedelung zahlreicher Flüchtlinge aus der Kleinen Walachei, welchen Fruchtbair nachmalige Kaiser Ferdinand II. Unterkunft in 70 verlassenen Schlössern gab. Ein nischen Grm Rudolf's II. verlieh ihnen Religions- und Abgabenfreiheit und machte ihnen die früchte, Kar ihrer Grundstücke und die Vertheidigung der Grenzen gegen die Türken zur Pflicht. man an künmlinge und Angeworbene schlossen sich ihnen in verschiedenen Zeiträumen an, indem namentlich in htigkeit des Grenzinstituts immer mehr einsah und dasselbe daher begünstigte. So h dem Carloviczer Frieden 1699 drei Grenzgeneralate, das karlstädter, waras-

diner und Banalgrenzgeneralat. Das im Süden der karlstädter Grenze 1689 eroberte Land Likka, Korbawia und Zwonigrad wurde 1711 ebenfalls der Militärverwaltung untergeben, wodurch die karlstädter Grenze ihren Schlußstein und einen vermehrten Truppenbestand erhielt. Unter Leopold I., welcher den längs der Save, Theiß und Maros gelegenen Gegenden nach dem Vorbilde der kroat. Grenze eine militärische Verfassung zu geben beschloß, entstand 1702 die slawonische Grenze, welche 1747 eine Verminderung ihres Gebiets durch die Verschmelzung eines beträchtlichen Theils desselben mit Ungarn erfuhr; indessen wurde, zum Ersatz für diese bis auf die vorbehaltenen Bezirke an der Save eingegangene Grenzprovinz, das Grenzwesen im Banate ausgebildet und erhielt hier 1774 seine jetzige Ausdehnung. Zur Sicherung des Cordons in den Grenzplätzen von Slawonien und Syrmien wurde 1747 ein schon früher aufgestelltes Bataillon Tschaikisten in bester Wirksamkeit erhalten und 1763 auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia in den Landstrich zwischen der Donau und Theiß versetzt. Von derselben Kaiserin wurde auch die siebenbürg. Grenze errichtet, und zwar die Szeklergrenze 1764, die walachische 1766. Der Szistower Friede 1791 wirkte auf die banatische, die karlstädter und Banalgrenze, indem er insbesondere der karlstädter Grenze auch Czettin verschaffte und die Grenzlinien im Banat berichtigte. Nach den unglücklichen Ergebnissen des Wiener Friedens 1809 vereinigte der Pariser Friede 1814 die Grenzländer wieder mit der österr. Monarchie. Dieselben bildeten bis 1848 staatsrechtlich zwar einen Theil des ungar. Reichs und des Großfürstenthums Siebenbürgen, waren aber durch eine ihrem Zwecke gemäße eigenthümliche militärische Einrichtung in den ungar. Erbstaaten nach Verfassung und Verwaltung gänzlich von denselben getrennt, in Siebenbürgen aber, wo die Grenzsoldaten ohnehin keine geschlossenen Bezirke bewohnten, sondern im Provinzialgebiete zerstreut lebten, nur militärisch-administrativ, nicht politisch gesondert. In den Wirren von 1848 wurde die M. anfangs unter die Botmäßigkeit des ungar. Ministeriums gestellt, schloß sich aber dann dem Kampfe gegen die ungar. Insurrection mit Standhaftigkeit an und half ihn siegreich beendigen. Zum Lohne für die bewiesene Treue der Grenzer in Italien und Ungarn wurde das Militärgrenzgebiet durch die Reichsverfassung von 1849 zu einem eigenen Kronlande erklärt und erhielt 1850 ihr obenerwähntes neues Grundgesetz mit wichtigen Vortheilen für das Land und seine Bewohner. 1851 wurde die siebenbürgische M. aufgehoben und zur Civilverwaltung gezogen, 1852 ward das bis dahin als Flotillencorps benutzte Tschaikistenbataillon in ein reines Infanteriebataillon verwandelt. Vgl. Hietzinger, «Statistik der M.» (2 Bde., Wien 1817—23); Fras, «Topographie der karlstädter M.» (Agram 1850); Neigebaur, «Die Südslawen und deren Länder» (Lpz. 1851).

Militärmusik, die den Zwecken der Soldaten in Frieden und Krieg dienende Musik, nach ihrer Beschaffenheit in Bezug sowol auf Form und Wesen der Tonstücke wie auf die Veranschaulichung derselben durch die Klangwerkzeuge. Die M. war schon in den frühesten Zeiten gebräuchlich und von allen kriegerischen Völkern gepflegt. Selbst die Wilden haben mindestens Lärminstrumente und Kriegsgesang. Die Veränderungen im Wesen der Taktik und der Tonkunst veränderten nothwendig auch die M. Stets aber diente sie zur Belebung des Muthes, keineswegs allein zur Erleichterung des Marschirens. Der Marsch selbst ist zwar jetzt ein wichtiger Theil der M., aber erst gegen die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs eingeführt worden. Namentlich hob sich die Musik in der neuern Zeit sehr bedeutend infolge der Verbesserungen und der Vermehrung der musikalischen Instrumente. Diejenigen, welche die M. vortragen, führen den aus dem Französischen entlehnten Namen Hautboisten. Die Benennung kommt davon, daß sonst, ehe man die Clarinette (s. d.) kannte, die Hauptstimme eines Musikstücks der Oboe (hautbois) zugetheilt war, auch wol in früherer Zeit die ganze Blasmusik aus verschiedenen Gattungen des letztern Instruments bestand. Bei der M. werden die Hautboisten jetzt gewöhnlich durch die Janitscharenmusik verstärkt, und man hat gegenwärtig bei Regimentern Hautboistencorps von 36—40 Musikern, wo sonst 7—8 hinreichten. Ausgezeichnete Componisten für M. sind F. Ulrich, K. F. Müller, Hinkel, A. Neithardt, Fr. Weller, J. Küffner, J. H. Walch, K. Meyer und der Director der Musikchöre des preuß. Gardecorps, W. Wieprecht in Berlin, der sich außerordentliche Verdienste um das Militärmusikwesen erwarb.

Militärschulen, s. Militär.

Militärstraßen nennt man im engern Sinne die Wege, welche für die Marschrichtung der Truppen besonders ausgewählt und zugerichtet sind, um deren rasches und gutes Fortkommen zu befördern. Da aber oft die gewöhnlichen Wege verdorben oder absichtlich gesperrt sind, oder in einer nicht günstigen Richtung laufen, und größere Heeresmassen sich nicht auf einem Wege allein bewegen können, so werden sehr oft Colonnenwege (s. d.) als M. angelegt. Auch kann

man die Etapenstraßen (s. d.) hierher rechnen. Daß die unwegsamsten Gegenden zur M. gemacht werden können, zeigen die Züge Hannibal's und Napoleon's über die Alpen und die Uebersteigung des Balkan durch Diebitsch. Als M. sind in neuester Zeit besonders wichtig geworden die Eisenbahnen (s. d.), wie ihre Benutzung in den Kriegen von 1859 und 1866 bewiesen hat.

Miliz (vom lat. militia, Kriegsmacht) heißt die Landesbewaffnung im Gegensatz zu den frühern Lehns- und geworbenen oder den jetzigen stehenden Heeren. Im 12. Jahrh. errichteten die franz. Könige, um von ihren Vasallen unabhängig zu werden, eine Gemeindemiliz, die sich aber nicht bewährte. M. kommen später oft vor, wenn auch nicht immer unter diesem Namen. Frankreich erhielt unter Ludwig XIV., Preußen unter Friedrich I. (1701) eine M., welche Friedrich Wilhelm I. jedoch wieder aufhob. Im nordamerik. Befreiungskriege wurden M., in der Französischen Revolution Nationalgarden organisirt. Gegenwärtig hat die Schweiz und die nordamerik. Union ihre ganze Wehrverfassung auf das Milizsystem basirt, welches mit Ausnahme geringer Abtheilungen oder Stämme kein stehendes Heer, sondern für den Krieg eine organisirte Volksbewaffnung als Milizheer aufstellt. Dadurch werden dem Lande bedeutende Kosten und Lasten erspart, auch viele Arbeitskräfte erhalten. Durch Jugendwehr, Schützen- und Wehrvereine läßt sich der militärischen Ausbildung nachhelfen. Es kann durch das Milizsystem im Verhältniß zur Bevölkerung die stärkste Streitmacht aufgestellt werden, in der Schweiz durch die Ueberzähligen und den Landsturm bis zu 7 Proc. Aus diesen Gründen ist neuerdings viel auf eine Aenderung des geltenden Wehrsystems und Abschaffung der stehenden Heere gedrungen worden. Vom militärischen Standpunkte aus muß aber dagegen eingewendet werden, daß einem Milizheer bei Mangel an Uebung und an militärischer Gewöhnung in der Regel Disciplin, Gewandtheit im Felddienste und vorzüglich eine gute Truppenführung fehlen wird. Im Kriege lernt sich dies nach und nach, aber die Kriege werden dadurch auch bedeutend verlängert, wie z. B. der Secessionskrieg in Nordamerika bewiesen hat. Zu einem Offensivkriege mit strategisch combinirten Operationen, um den Krieg mit entscheidenden Schlägen rasch zu beendigen, möchte ein Milizheer kaum fähig sein.

Mill (James), engl. Historiker und Nationalökonom, war der Sohn eines Schuhmachers zu Logie-Pert in der schott. Grafschaft Forfar, wo er 6. April 1775 geboren wurde. Nachdem er die Primärschule seines Geburtsorts und das Gymnasium in Montrose besucht hatte, erhielt er von einem benachbarten Gutsherrn, Sir John Stuart, dem der Fleiß und das Talent M.'s aufgefallen waren, die Mittel, in Edinburgh zu studiren. Er erwählte die Theologie zum Brotstudium, fühlte sich aber besonders durch die Vorlesungen Dugald Stewart's über Metaphysik und Ethik angezogen, und da es ihm nicht gelang, eine Pfarrstelle zu erhalten, so begab er sich zu Anfange dieses Jahrhunderts nach London, um sein Glück als Schriftsteller zu versuchen. Er ward Mitarbeiter an mehrern Journalen, namentlich am «Philanthropist», einer unter Anregung Bentham's gegründeten Zeitschrift, welche sich die Reform der engl. Criminalgesetzgebung und die Verbesserung der Gefängnisse zum Ziele setzte. So ernährte sich M., obwol verheirathet und Familienvater, eine Reihe von Jahren hindurch ganz von seiner Feder, ohne seine Unabhängigkeit aufzuopfern, und fand dabei noch Zeit, die Materialien zu seinem großen Werke über Britisch-Indien zu sammeln und zu verarbeiten. Zugleich wirkte er eifrig für die Einrichtung der Lancasterschulen und war später einer der Gründer der londoner Universität. Als endlich seine «History of British-India» (6 Bde., Lond. 1818—19), die Frucht zwölfjährigen Fleißes, erschien, vereinigten sich alle Stimmen zum Lobe der Gründlichkeit, des philos. Blicks und des Geistes hoher Unparteilichkeit, wodurch sich dieselbe auszeichnet. Es gereicht den Directoren der Ostindischen Compagnie zur Ehre, daß sie den Verfasser, trotzdem daß er die Misbräuche der dortigen Verwaltung schonungslos aufgedeckt hatte, zu einem einträglichen Posten im India-House ernannten und bald darauf zum Chef der indischen Correspondenz beförderten, wodurch er wesentlichen Antheil an der Leitung der Geschäfte erhielt. Sein neuer Wirkungskreis hinderte ihn jedoch nicht, seine literarische Thätigkeit fortzusetzen. Auf seine «Elements of political economy» (Lond. 1821), in welchen er, sich hauptsächlich auf Ricardo stützend, diese Wissenschaft in eine systematische Form zu bringen suchte, folgte die «Analysis of the phenomena of the human mind» (Lond. 1829), die sich durch Kühnheit der Ideen und Schärfe des Raisonnements empfiehlt. Außerdem nahm M. thätigen Antheil an der neuen Ausgabe der «Encyclopaedia Britannica», für die er umfangreiche Artikel über Colonien, Erziehung, Preßfreiheit u. s. w. schrieb, und an der von Bentham gegründeten «Westminster Review», in welcher sein Aufsatz über das Ballot für ein Muster polit. Argumentation gilt. Seine bittern Kritiken verwickelten ihn indeß in einen heftigen Federkrieg mit Macaulay. Seine letzte Schrift

war «Fragment on Mackintosh» (Lond. 1835), eine scharfsinnige Zergliederung der Abhandlung desselben über Moralphilosophie. Er starb nach längerm Leiden 23. Juni 1836.

Mill (John Stuart), engl. Philosoph und Nationalökonom, Sohn des vorigen, geb. in London 1806, wurde unter den Augen seines Vaters erzogen, dem er nachher in seinem Amte bei der Ostindischen Compagnie folgte, gab noch als Jüngling im Auftrage Bentham's dessen «Rationale of juridical evidence» (Lond. 1827) heraus und erhielt 1835 die Redaction der vereinigten «London and Westminster Review», die bis 1840 unter seiner Leitung stand. In den Händen M.'s wurde diese Vierteljahrsschrift die beste Revue ihrer Zeit; seine eigenen sehr zahlreichen Artikel sind mit nicht geringerer Wärme als Tiefe geschrieben. Als denkender Philosoph machte er sich durch das «System of logic, ratiocinative and inductive» (2 Bde., Lond. 1843; 6. Aufl. 1865; deutsch von Schiel, Braunschw. 1849) bekannt, welchem die «Principles of political economy» (2 Bde., Lond. 1848; 5. Aufl. 1863; deutsch von Soetbeer, 2 Bde., Hamb. 1852) folgten, ein Werk, das den Leistungen eines Adam Smith, Say und Ricardo würdig angereiht werden kann. M. berücksichtigt darin besonders die praktischen Bedürfnisse der Gegenwart. Ohne sich aber, wie manche seiner Vorgänger, damit zu begnügen, die socialen Uebel unserer Zeit aufzuzählen und zu beklagen, gibt er sich ebenso Mühe, nach Mitteln und Wegen einer möglichst gründlichen Abhülfe zu forschen. Beachtung verdienen auch seine «Essays on unsettled questions of political economy» (Lond. 1851). In der «Examination of Sir W. Hamilton's philosophy» (Lond. 1865) spricht er sich gegen die metaphysischen Lehren Hamilton's aus, während er ihm in der Bekämpfung der deutschen Transscendentalphilosophie beistimmt. Von seinen polit. Schriften sind zuvörderst die «Thoughts on parliamentary reform» (Lond. 1859) zu erwähnen, in welchen er die Ausdehnung des Wahlrechts auf das weibliche Geschlecht befürwortet, namentlich aber die berühmten Abhandlungen «On representative government» und «On liberty» (neue Aufl., Lond. 1865), die eine Fundgrube von treffenden Bemerkungen über bürgerliche und sociale Freiheit enthalten. Sein Amt bei der Ostindischen Compagnie legte er 1858 nieder, wogegen er bei den Parlamentswahlen im Juli 1865 als Candidat für Westminster auftrat und trotz des Widerstrebens der conservativen Partei gewählt wurde. In dieser neuen Stellung ist es ihm bereits gelungen, die Achtung des Unterhauses und des Landes zu erwerben und sich einen nicht geringen Einfluß auf die Berathungen der Legislatur zu sichern.

Miller (Joh. Mart.), Romanschriftsteller und Liederdichter, geb. zu Ulm 3. Dec. 1750, erhielt durch seinen Vater, welcher daselbst Prediger am Münster und Professor der orient. Sprachen am Gymnasium war, eine gründliche Vorbildung für die Universität. In Göttingen, wo er seit 1770 Theologie studirte, gehörte er zu dem von Boje gegründeten Göttinger Dichterbund (s. d.). Nachdem M. dann kurze Zeit Leipzig besucht, kehrte er 1775 nach Ulm zurück und wurde Vicar am Gymnasium, 1780 Pfarrer zu Jungingen bei Ulm und im folgenden Jahre Professor am Gymnasium zu Ulm, wo er nun fortan in verschiedenen geistlichen Aemtern lebte und als Dekan und geistlicher Rath 21. Juni 1814 starb. Großes Aufsehen machte gleich sein erster Roman «Siegwart, eine Klostergeschichte» (2 Bde., Ulm 1776 u. öfter), der, durch Goethe's «Werther» veranlaßt, fast nur in der Schilderung weicher und schwärmerischer Gefühle besteht. So gelungen diese aber auch ist, so ganz fehlt es dagegen an wahrer Darstellung der Welt und an scharfgezeichneten Charakteren. Uebrigens wurde die «Siegwart'sche Sentimentalität» bald sprichwörtlich. M. selbst schrieb noch Romane in derselben Weise, doch bei weitem größer noch war die Zahl meist unberufener Nachahmer. Die Wirkung dieser Romane war namentlich im Bürgerstande sehr bedeutend und andauernd. M.'s lyrische «Gedichte» (Ulm 1783), darunter mehrere geistliche Lieder, tragen bei großem Wohllaut denselben Charakter der Milde und Weiche wie seine Romane an sich. Seine «Predigten» (3 Bde., Lpz. 1776—84) athmen den Geist und das Gefühl echter Religiosität und Sittlichkeit und zeichnen sich durch einfach-würdige und herzliche Form aus. Vgl. Prutz, «Der Göttinger Dichterbund» (Lpz. 1841).

Milleschauer, s. Donnersberg.

Millevoye (Charles Hubert), franz. Dichter, geb. zu Abbeville 24. Dec. 1782, zeigte schon früh die entschiedensten Anlagen zur Poesie. Er studirte die Rechte, wendete sich aber dann dem Buchhandel zu. Alle seine Mußestunden waren der Poesie gewidmet. Ein leichtes Leben untergrub seine Gesundheit; er starb 26. Aug. 1816. Von seinen Werken sind zu erwähnen seine «Plaisirs d'un poëte» (Par. 1801), sein schönes Lehrgedicht «L'amour maternel», das beschreibende Gedicht «Belzunce, ou la peste de Marseille» und seine durch liebenswürdige Nachlässigkeit ausgezeichneten Elegien, unter denen die «Chute de feuilles» und «Le poëte

mourant» die werthvollsten sind. Seine beiden epischen Gedichte «Charlemagne à Pavie» und «Alfred» sind weder in Hinsicht der Anlage noch der Behandlung irgend bedeutend. Noch geringeres Interesse bieten seine dramatischen Versuche. Eine Sammlung seiner Werke veranstaltete M. selbst (5 Bde., Par. 1814—16); später wurde dieselbe vervollständigt (4 Bde., Par. 1827).

Milliarde, s. Million.

Millin (Aubin Louis), einer der gelehrtesten Archäologen Frankreichs, geb. zu Paris 19. Juli 1759, stammte aus der angesehenen Familie Millin de Grandmaison, machte seine Studien auf dem Collége Duplessis und war ursprünglich dem geistlichen Stande bestimmt. Er erhielt frühzeitig die Erlaubniß, als Volontär bei der königl. Bibliothek einzutreten, und seine erste schriftstellerische Arbeit waren die «Mélanges de littérature étrangère» (6 Bde., Par. 1785—86), Uebersetzungen aus dem Deutschen und Englischen. Ein eifriger Anhänger der republikanischen Grundsätze, schrieb er den «Almanac républicain» für 1793 und mehrere andere republikanische Schriften, die er jedoch nachmals nicht in das Verzeichniß seiner Schriften aufgenommen wissen wollte. Während der Schreckensregierung war er einige Zeit eingekerkert, und unter dem Directorium verlor er durch Reduction der Renten sein Vermögen, sodaß er sich genöthigt sah, eine Stelle im Bureau des öffentlichen Unterrichts anzunehmen. Nachher wurde er Professor an der Centralschule des Seine-Departements, dann Professor der Alterthümer zu Paris, Mitglied der Akademie der Inschriften und nach dem Tode Barthélemy's Conservateur des Antiken- und Medaillencabinets der Nationalbibliothek. Unter der Kaiserregierung machte er zwei archäol. Reisen: die eine 1807 in das südl. Frankreich, die andere 1811 nach Italien. Er starb zu Paris 14. Aug. 1818. Durch das von ihm gegründete «Magasin encyclopédique» (122 Bde., Par. 1792—1816) und die «Annales encyclopédiques» (12 Bde., Par. 1817—18), durch das «Dictionnaire des beaux arts» (3 Bde., Par. 1806) und die «Monuments antiques inédits» (2 Bde., Par. 1802—4) setzte er die Franzosen in Kenntniß von den gründlichen Arbeiten der Deutschen; um die Archäologie aber machte er sich verdient durch seine «Peintures des vases antiques» (Par. 1808—10) und die «Galérie mythologique» (2 Bde., Par. 1811), und um die Kunstgeschichte durch seine «Voyage dans les départements du midi de la France» (5 Bde., Par. 1807—11) und die «Histoire métallique de la révolution française» (Par. 1806), die von James Millingen fortgesetzt wurde. Seine Lehrbücher über Archäologie, Münzkunde, Gemmenkunde und Mythologie gaben, wenn sie auch nichts Neues enthielten, eine gute Uebersicht dieser Zweige der Kunst und Wissenschaft. Interessant ist auch seine «Description des tombeaux de Canosa» (Par. 1816). M.'s letzte Arbeit war «Description d'une mosaïque antique du Musée Pio-Clémentin à Rome» (Par. 1819).

Million nennt man in der Arithmetik die Zahl tausend mal tausend oder 1,000000. Dagegen bezeichnet das Wort Milliarde die Zahl tausend Millionen (1000,000000); es ist jedoch in der franz. Sprache ungleich häufiger als in der deutschen und wird hauptsächlich von Geldsummen gebraucht. Gleichbedeutend mit dem Worte Milliarde ist im Französischen das Wort Billion (un billion), während dasselbe im Deutschen eine Million Millionen bezeichnet.

Milman (Henry Hart), engl. Dichter und Historiker, geb. zu London 10. Febr. 1791, der Sohn eines angesehenen Arztes, Sir Francis M., erhielt seine Bildung zu Eton und dann zu Oxford, wo er 1815 Fellow in Brasenose-College wurde. 1817 trat er in den geistlichen Stand und wurde bald nachher Pfarrer in Reading. Er bekleidete dann 1821—26 das Amt eines Professors der Poesie an der Universität zu Oxford, das stets nur auf fünf Jahre vergeben wird, erhielt später die Pfründe von St.-Margaret in Westminster und ward 1849 Dechant an der St.-Paulskirche in London. Als Dichter trat er zuerst 1817 auf mit dem Trauerspiele «Fazio», das schnell mehrere Auflagen erlebte und dann auch auf dem Drurylane-Theater mit Beifall dargestellt wurde. Hierauf schrieb er 1820 seinen «Fall of Jerusalem» und bald noch mehrere andere, wie «Belshazzar», «The martyr of Antioch» und «Anne Boleyn», die sämmtlich nicht für die Bühne bestimmt sind. Der Plan in ihnen ist einfach und natürlich, die Handlung nicht ohne Interesse und die Sprache schön und geglättet; doch fehlt ihnen die Wärme der Einbildungskraft und die Glut der Leidenschaft. Ferner ließ er ein erzählendes Gedicht «Samor, Lord of the bright city» (1818) erscheinen. In der Folge wandte er sich der Geschichte zu, besorgte eine Ausgabe von Gibbon's «History of the decline and fall of the Roman empire», die er mit kritischen Anmerkungen (1839) versah, und schrieb eine «History of the Jews» (1829) und «History of Christianity, from the birth of Christ to the extinction of paganism», deren Fortsetzung die «History of Christianity, from the fifth century down to the reformation» (3. Aufl., 9 Bde., Lond. 1863—64) bildet. Auch gab er

Bearbeitungen des Horaz (1849), des «Agamemnon» des Aeschylus und der «Bacchä» des Euripides (1865) heraus und war ein fleißiger Mitarbeiter an der «Quarterly Review».

Milo (Insel), s. Melos.

Milo von Kroton, ein durch seine beispiellose Körperstärke berühmter Athlet, lebte nach Herodot um 520 v. Chr. zur Zeit des Darius Hystaspis. Er gab viele Beweise seiner fast übermenschlichen Kraft, von denen das Alterthum, wol mit einiger Uebertreibung, namentlich zwei hervorhebt, indem er einmal einen lebendigen Stier zu Olympia auf den Schultern durch die Rennbahn trug und an demselben Tage auch noch allein verzehrte, ein andermal den Einsturz des Gebäudes, in welchem Pythagoras mit seinen Schülern versammelt war, dadurch verhinderte, daß er die Hauptsäule ergriff und das Ganze so lange zusammenhielt, bis sich alle gerettet hatten. Infolge des allzu großen Vertrauens auf seine Stärke fand er aber auch sein Ende, als er einst beim Spaziergange in einem Walde einen starken Baumstamm, den man mit Keilen zu spalten vergebens versucht hatte, auseinanderreißen wollte, dabei aber die Hände sich einklemmte und so im hülflosen Zustande eine Beute wilder Thiere wurde. Diese Todesart ist später in das Märchen vom undankbaren Zwerge übergegangen.

Milo (Titus Annius), der leibliche Sohn des Cajus Papius Celsus und der Annia und von deren Vater Titus Annius Luscus adoptirt, war in der kleinen lat. Stadt Lanuvium geboren, wo er nachmals die Würde eines Dictators bekleidete. Seine Feindschaft mit Clodius (s. d.), die Rom zum Schauplatz wilder Kämpfe der Fechterbanden machte, die beide unterhielten, begann 57 v. Chr., wo M. als Volkstribun für Pompejus und für Cicero's Zurückberufung auftrat. Nach des Clodius Ermordung 52 verurtheilt, ging M., den Cicero vergebens vertheidigt hatte, ins Exil nach Massilien, und Cäsar vergönnte ihm 49 nicht, wie andern Verbannten, die Rückkehr. Dadurch erbittert, folgte er 48 dem Rufe des Marcus Cälius, der von dem Senate, weil er die Schuldgesetze Cäsar's während dessen Abwesenheit umgestürzt hatte, der Prätur entsetzt worden war. Mit einer Schar, die er in Campanien gebildet, belagerte er ein Castell Cassanum bei Thurii und wurde dabei getödtet, wie bald nachher Cälius selbst vor Thurii.

Miloradowitsch (Michail Andrejewitsch, Graf), russ. General, geb. 1770, stammte aus einer serb. Familie, die sich zu Anfange des 18. Jahrh. in Rußland niedergelassen hatte. Unter Suworow, den er 1799 auf seinen Feldzügen in Italien und der Schweiz begleitete, fand er Gelegenheit, sein militärisches Talent auszubilden. In dem Feldzuge von 1805 zeichnete er sich als Generallieutenant bei Ens, Krems und Austerlitz aus; 1807 focht er bei Obileschti und Giurgewo, 1809 bei Rassewat und wurde 1810 General der Infanterie. Im russ.-franz. Kriege von 1812 nahm er theil an der blutigen Schlacht von Borodino, schlug gemeinschaftlich mit dem General Bennigsen den König von Neapel 18. Oct. 1812 bei Tarutino und brachte als Befehlshaber der Avantgarde den Franzosen auf ihrem Rückzuge die Niederlagen bei Wiäsma, Dorogobusch und Krasnoi bei. Am 8. Febr. 1813 besetzte er Warschau. Während der Schlacht bei Lützen deckte er die linke Flanke der Verbündeten und hatte sodann als Commandant der russ. Arrièregarde die Gefechte bei Rochlitz, Dresden, Bischofswerda und Reichenbach zu bestehen. Hierauf zum Grafen erhoben, erhielt er nach dem Waffenstillstande unter dem Großfürsten Konstantin das Commando der russ.-preuß. Garden und Reserven, mit denen er an den Schlachten bei Kulm und Leipzig wesentlichen Antheil nahm, und die er auch nach Paris führte. Nach dem Frieden wurde er vom Kaiser Alexander, der ihn sehr hoch schätzte, mehrfach ausgezeichnet und 1818 zum Militärgouverneur von Petersburg erhoben. Als solcher fiel er in dem Aufstande vom 26. Dec. 1825 als ein Opfer des Muthes, mit welchem er den Empörern entgegentrat.

Milosch Obrenowitsch, Fürst von Serbien, der Sohn eines Tagelöhners Namens Tescho (Theodor), welcher die Witwe eines Bauern Namens Obren geheirathet hatte, war 1784 im Dorfe Dobrinja (im Uschicaer Kreise des heutigen Fürstenthums Serbien) geboren. Er diente nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters als Knecht bei seinem Halbbruder Milan, einem Sohne seiner Mutter aus erster Ehe, der sich durch Viehhandel Vermögen und Ansehen erworben hatte. Als 1801 die Kämpfe gegen die türk. Herrschaft begannen, schlossen sich Milan, der alsbald in mehrern Bezirken zum Befehlshaber (Wojwoden) erwählt wurde, nebst M. dem damaligen Führer des serb. Aufstandes, Czerny-Georg, an, zu dessen vorzüglichsten Helfern im Kampfe gegen die Türken beide bald gehörten. 1810 erbte M. nach dem Tode Milan's dessen Befehlshaberschaft und Vermögen. Er stand schon als einer der tapfersten und glücklichsten Krieger in großem Ansehen bei dem serb. Volke, als er durch die glänzende Vertheidigung des Fleckens Rawanj 1813 selbst Czerny-Georg verdunkelte. Auch blieb er im Lande, als letzterer verzweifelnd flüchtete. Bei der großen Erhebung des Volks am Palmsonntage 1815 stellte er

sich an die Spitze, und nach langen und wechselvollen Kämpfen gelang ihm endlich die Befreiung Serbiens. In dem Frieden von 1816 ward M. vom Sultan als Wojwod von Serbien mit dem Range eines Veziers anerkannt und darauf 6. Nov. 1817 von den Knesen und der hohen Geistlichkeit zum erblichen Fürsten seines Volks erwählt. Er regierte seitdem nicht ohne Talent, wenn auch sehr despotisch bis 13. Juni 1839, wo er zur Niederlegung der Regierung gezwungen und aus Serbien verbannt wurde. Während M. im Besitze eines unermeßlichen Vermögens im Auslande, namentlich in der Walachei und in Wien lebte, regierte erst sein Sohn Milan M. Obrenowitsch (geb. 12. Oct. 1819), nach dessen baldigem Tode (26. Juni [8. Juli] 1839) sein zweiter Sohn, Fürst Michael (geb. 16. Sept. 1823), bis auch dieser 1842 weichen und dem Fürsten Kara Gjorgjewitsch, dem Sohne des Czerny-Georg, Platz machen mußte. Beim Sturze dieses letztern Fürsten wählte die Skuptschina 23. Dec. 1858 den greisen M. wieder zum Oberhaupte Serbiens. Die Wahl erhielt die Bestätigung des Sultans, wenn auch die Erblichkeit der Fürstenwürde in der Familie Obrenowitsch von der Pforte im Princip noch nicht zugestanden wurde. Fürst M. starb nach längerer Krankheit 26. Sept. 1860, und es folgte ihm in der Regierung wieder sein Sohn Michael, dem die Fürstenwürde durch Berat der Hohen Pforte vom 7. Oct. desselben Jahres bestätigt wurde. (S. Serbien.) Fürst Michael ist zwar seit 1. Aug. 1853 mit Julia, einer Tochter des Grafen Franz Huniady von Kethely (geb. 31. Aug. 1831) vermählt, aber kinderlos geblieben, sodaß das Haus M. dem Erlöschen entgegengeht.

Milreïs, d. i. 1000 Reïs, ist die gewöhnlichste portug. Rechnungsmünze, deren Zahlwerth, da man 9000 Reïs auf die köln. Mark fein zu rechnen pflegt, 1 Thlr. $16^{2}/_{3}$ Sgr. beträgt. Infolge des Gesetzes vom 24. April 1835 ist das M. auch eine Münzeinheit geworden durch Prägung der Corôa oder Krone zu 1000 Reïs, deren 8,656 Stück auf die köln. Mark fein Silber gehen. Der Werth eines solchen geprägten Milreïsstücks (Krone) beträgt demnach 1 Thlr. $18^{3}/_{4}$ Sgr. preuß. Courant. Es gibt auch halbe Kronen zu 500 Reïs. Auch in Brasilien ist das M. als gewöhnliche Rechnungsmünze in Gebrauch. Größere Summen berechnet man nach Conto de Reïs, d. i. 1000 M. oder 1 Mill. Reïs, somit ungefähr 1625 Thlr. preuß. Courant.

Miltiädes, ein ausgezeichneter athenischer Feldherr um 500 v. Chr., erwarb sich namentlich bei dem zweiten feindlichen Einfall, den die Perser unter Anführung des Datis und Artaphernes nach Griechenland machten, einen bleibenden Ruhm, indem er mit einer kleinen Schar tapferer Athener und unterstützt von 1000 Platäensern 29. Sept. 490 v. Chr. in den Ebenen von Marathon (s. d.) über die weit überlegene Macht der Perser den glänzenden Sieg erfocht, der die Griechen für die heldenmüthige Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Freiheit in den bald darauf folgenden Kämpfen begeisterte. Doch ließen ihn der Neid und die Verfolgung seiner Gegner die Ehre dieses Siegs nicht lange genießen. Als M. bald nach jenem Unternehmen auch die zu den Persern abgefallenen Inseln des Aegäischen Meeres bestrafen und wieder unterwerfen wollte und für diesen Zweck eine Flotte von 70 Segeln von den Athenern erhalten hatte, seine Belagerung von Paros aber völlig mislungen war, so ergriff die Gegenpartei diese Gelegenheit, ihn bei seiner Rückkehr zu einer bedeutenden Geldstrafe als Ersatz der Kosten zu verurtheilen, die, da er selbst an den Wunden im Gefängnisse starb, sein ebenso berühmter Sohn Cimon (s. d.) nach des Vaters Tode entrichten mußte. Einen Abriß seines Lebens lieferte Cornelius Nepos.

Milton (John), einer der größten engl. Dichter, wurde in London 9. Dec. 1608 geboren. Durch seinen Vater, einen Notar, der wegen seines Uebertritts zur prot. Kirche von seinen kath. Aeltern enterbt worden und ein ernster, strenger Mann war, erhielt er eine sorgfältige Erziehung. Er besuchte die Universität zu Cambridge, wo er von 1625—32 verweilte. Obgleich für die Kirche bestimmt, konnte er sich doch nicht entschließen, den von den Geistlichen verlangten Religionseid zu leisten, und kehrte daher zu seinem Vater zurück, auf dessen Landgute in Buckinghamshire er nun fünf Jahre verlebte. Schon 1629 hatte er eine «Hymn on the nativity» geschrieben, die große Talente verrieth; um dieselbe Zeit entstanden wahrscheinlich auch seine beschreibenden Gedichte «L'allegro» («Der Fröhliche») und «Il penseroso» («Der Schwermüthige»), die aber erst 1645 in den «Juvenile poems» in Druck erschienen. In des Vaters Hause schrieb er die Masken «Arcades» und «Comus» (gedruckt 1637) und das Gedicht «Lycidas», eine Klage über den Tod eines Freundes. In den J. 1638 und 1639 bereiste er Frankreich, die Schweiz und Italien; er sah Florenz, Rom und Neapel und wurde überall ehrenvoll aufgenommen. Nach seiner Rückkehr begann er sich in die religiösen und polit. Streitfragen jener Zeit einzumischen und erlangte bald ein bedeutendes Ansehen. Er schrieb Abhandlungen über Kirchenverwaltung, über Ehe und Ehescheidung (veranlaßt durch seine 1643 geschlossene unglückliche erste Ehe), über Erziehung (1644) und über Preßfreiheit («Areopagitica», 1644), vertheidigte die Hinrichtung

Karl's I. («The tenure of kings and magistrates», 1649), widerlegte die Karl I. zugeschriebene Schrift «Ikon basilike» in dem «Iconoclastes» und bekämpfte des Salmasius «Defensio regis» in der berühmten «Defensio pro populo Anglicano» (1651), der er 1654 noch eine «Defensio secunda» und 1655 eine «Defensio pro se» folgen ließ. Zur Belohnung ernannte ihn Cromwell 1649 zum Geheimschreiber des Staatsraths für die lat. Ausfertigungen; auch erkannte ihm das Parlament für seine «Defensio» eine Belohnung von 1000 Pfd. St. zu. Obwol seit 1652 unheilbar erblindet, ließ er doch seine Feder nicht ruhen und polemisirte nach Cromwell's Tode gegen die ermuthigten Anhänger des Königthums in den Schriften «Upon the model of a commonwealth» und «Ready and easy way to establish a free commonwealth». Bei der Wiederherstellung des Königthums wurden zwar seine «Defensio» und sein «Iconoclastes» von Henkershand verbrannt, er selbst aber blieb ungekränkt und wendete sich nun wieder der Dichtung zu. Bereits 57 J. alt, vollendete er 1665 sein berühmtes Gedicht «Paradise lost», für welches er erst nach zwei Jahren einen Verleger fand, der ihm 10 Pfd. St. zahlte (erste Ausg., Lond. 1667; deutsch von Bodmer, Zür. 1732; von Bürde, Braunschw. 1793 und Bresl. 1823; von Kottenkamp, 2. Aufl., Pforzh. 1842). Unwahr ist die Angabe, daß dieses Gedicht lange Zeit vernachlässigt worden sei, ehe es sich habe Bahn brechen können, denn bereits in den ersten 11 J. waren über 3000 Abdrücke verkauft. Dasselbe ist mehr dramatisch als episch angelegt und ausgezeichnet durch Schönheit, Kraft und Adel der Sprache und herrliche Schilderungen, unter denen die des Satans und der gefallenen Engel einerseits und die von Adam und Eva andererseits obenan stehen. 1671 ließ M. das «Paradise regained» folgen, das bei großen Schönheiten doch dem «Paradise lost» nachsteht. Seine Tragödie «Samson Agonistes», die zu gleicher Zeit erschien, ist als Trauerspiel verfehlt. Auch einige prosaische Schriften erschienen noch von ihm, die aber nicht von Bedeutung sind. Er starb 8. Nov. 1674. Seine Werke sind wiederholt gesammelt; die dichterischen von Th. Newton (4 Bde., Lond. 1761), Hawkins (4 Bde., Lond. 1824), Todd (neueste Aufl., 4 Bde., Lond. 1842) und Keightley (2 Bde., Lond. 1859 u. 1864); die prosaischen von Fletcher (Lond. 1833) sowie in Bohn's «Standard Library» (5 Bde., Lond. 1852), und die sämmtlichen Werke ebenfalls von Fletcher (Lond. 1834 u. 1838), zuletzt aber, mit einer Biographie, von John Milford (8 Bde., Lond. 1851). Lebensbeschreibungen von ihm lieferten auch Hayley (Lond. 1796), Ivimey (Lond. 1833) und Masson (Bd. 1, Lond. 1865). Eine deutsche Uebersetzung der «Sämmtlichen dichterischen Werke» gab A. Böttger (Lpz. 1846). Die Echtheit von M.'s 1823 in der Handschrift aufgefundenem Werke «De doctrina christiana» (herausg. von Sumner, Lond. 1826; abgedruckt Lpz. 1827) ist vielfach in Zweifel gezogen worden.

Milutinowitsch (Simon), einer der Begründer der modernen serb. Literatur, geb. 3. Oct. (a. St.) 1791 zu Sarajewo in Bosnien, flüchtete 1801 mit seinen Aeltern vor den Türken und der Pest nach Semlin und erhielt hierauf erst zu Szegedin, dann auf dem Gymnasium zu Carlovicz einige Bildung. Von dieser Anstalt wegen eines ausgelassenen Gedichts verwiesen, widmete er sich zu Semlin dem Handelsstande, für den er indeß keine Neigung hatte. 1807 erlangte er zu Belgrad eine Schreiberstelle in der Senatskanzlei bei der eben begründeten serb. Insurrectionsregierung, welche er bis zum Falle Serbiens 1813 behielt. Mit den übrigen Führern der Serben zur Flucht ins Ausland genöthigt, wandte sich M. über Pesth, Wien, Triest nach Dalmatien, wo er sich eine Zeit lang mit Ertheilung von Unterricht beschäftigte. Durch Bosnien kehrte er 1814 nach Serbien zurück und übernahm beim Bischofe in Belgrad die Stelle eines Schreibers. Als im folgenden Jahre der Aufstand von neuem losbrach, wandte er sich wieder den Insurgenten zu und wurde alsbald wieder Schreiber bei dem Nationalsenat. Nach Beendigung der Revolution ging M. nach Widdin, wo er aus Noth Gärtnergehülfe bei einem Türken, bald darauf aber auch Schullehrer der dortigen Christengemeinde wurde. Hier verfaßte er seine erste größere Dichtung, «Die Drei-Schwesterschaft» (Lpz. 1837). Der Theilnahme an einem Aufstande verdächtig, wurde er vom türk. Pascha in den Kerker geworfen, aber nach einigen Monaten wieder entlassen. Seit 1818 wirkte er wiederum im serb. Staatsdienste, bis er sich 1819 zu seinen Aeltern nach Bessarabien wandte, wo er sich im Genuß eines russ. Gnadengehalts einige Jahre literarischer Thätigkeit widmete. Unter anderm verfaßte er hier eine Geschichte des serb. Aufstandes unter Czerny-Georg und die «Serbianka», eine Sammlung trefflicher Heldenlieder. Letztere ließ er 1826 zu Leipzig, wohin er sich 1825 zur Fortsetzung seiner Studien gewandt hatte, im Druck erscheinen. Zu Leipzig wirkte M. auch bei der Herausgabe von Gerhard's «Serb. Nationalliedern» mit. Außerdem verkehrte er viel mit der Schriftstellerin Talvj, der er auch seine lyrischen Gedichte («Morgenröthe», Ofen 1827) widmete. Die

J. 1828—33 verbrachte er als Lehrer des nachmaligen montenegrin. Fürsten Peter II. in Cettinje. Aus dieser Zeit stammen seine «Geschichte Montenegros» (Petersb. 1835), die «Sammlung montenegrin. und herzegowin. Volkslieder» (Lpz. 1837), die Tragödie «Obititsch» (Lpz. 1835) und der Poesiencyklus «Ehre Montenegros» (Cettinje 1835). Seit 1834 Polizeikapitän in Belgrad, verfaßte M. die «Geschichte Serbiens von 1389—1815» (Lpz. 1837) und im Auftrage Milosch's «Der serb. Aufstand von 1815» (Belgr. 1835). Da er in letzterer Schrift den Auftraggeber nicht auf das schonendste behandelt hatte, mußte er Serbien abermals verlassen. Nachdem er sich einige Zeit in Leipzig aufgehalten, ging er nach Ofen, wo er seine «Drei-Bruderschaft» (Belgr. 1844) verfaßte. 1839 wandte er sich wiederum nach Serbien und wurde zu Belgrad Schuldirector, mußte jedoch vor der gegen Milosch gerichteten Revolutionspartei, die selbst ein Todesurtheil gegen ihn erwirkte, abermals flüchten. Doch bereits 1841 kehrte er zurück, erhielt die Stelle eines Secretärs im Unterrichtsministerium und wurde der Mittelpunkt der neuauflebenden literarischen Bestrebungen in der serb. Hauptstadt. Er starb daselbst 30. Dec. 1847. M.'s Poesien und Geschichtswerke sind erfüllt von glühendem Patriotismus und tragen in Bezug auf Sprache und Darstellung ein durchaus nationales Gepräge.

Milwaukie, die wichtigste Stadt des nordamerik. Freistaats Wisconsin, sehr schön an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Michigan-See gelegen, gehört zu den jüngsten und rasch emporblühenden Handelsplätzen der Vereinigten Staaten. 1835 noch stand an der Stelle nur die Hütte eines Pelzhändlers, 1840 ein Dorf mit 1712 E. 1850 zählte die Stadt schon 20061, 1860 bereits 45246, nach dem Staatscensus von 1865 aber 55640 E., darunter wenigstens ein Viertel Deutsche. Die Wasserkraft des Flusses M. wird für Mühlen und Fabriken benutzt; der Hafen ist sicher und geräumig. M. ist der Ausgangs- und Endpunkt von sechs Eisenbahnen, von denen die Milwaukie- und St.-Paul-, die Milwaukie- und Prairie-du-Chien-, die Chicago- und Milwaukie-Bahn die bedeutendsten sind. Außer 11 öffentlichen Schulen zählt die Stadt 43 gottesdienstliche Gebäude, darunter 7 kath. Kirchen und 1 Synagoge. Von den Zeitungen erscheinen sechs täglich, von denen zwei deutsche sind, und sieben wöchentlich. M.s Hauptbedeutung beruht auf seinem Getreidehandel. Der Ort hat den größten Weizenmarkt der Vereinigten Staaten. 1863 wurden 15,752536 Bushel Weizen von hier aus verschifft, 1862 sogar 17,880536 Bushel. Die Bleiausfuhr belief sich auf 875975 Pfd., war aber in frühern Jahren bedeutender. Der Tonnengehalt der in M. geeigneten Schiffe beträgt 21780. Eines besondern Rufs im Handel erfreuen sich die schönen hellgelben Milwaukie-Backsteine.

Milz (lien oder splen) nennt man die große Blutdrüse, welche in der linken Seite des Unterleibs im linken Hypochondrium unterhalb der Rippen liegt, nach oben an das Zwerchfell, nach unten an den Grimmdarm und die linke Nebenniere, nach rechts an den Magen grenzt und an den übrigen Seiten frei ist. Sie ist länger als breit und nicht so dick als sie breit, besitzt demnach eine platte, im Umriß annähernd eiförmige Gestalt. An der nach außen gekehrten Seite ist sie leicht convex, an der nach innen gerichteten leicht concav, und hier treten an einem leichten Einschnitte (hilus linealis) die Blut- und Lymphgefäße in die Drüse. Die M. hat ein Volumen von 9—15 Kubikzoll und ein Gewicht von 8—10 Unzen. Durch bandartige Streifen (Milzbänder) ist sie an das Zwerchfell und den Magen angeheftet. Ueberzogen wird sie von einer Falte des Bauchfells (Milzkapsel). Ihr Gewebe ist in verschiedenen Nuancen braunroth, weich, oft matsch und zeigt schon dem bloßen Auge kleine weißliche Körnchen (Malpighische Körperchen), die offenbar zu den Verrichtungen der M. in einem, allerdings noch nicht aufgeklärten Zusammenhange stehen. Die feinere Anatomie der M. sowie ihre Bedeutung für den Haushalt des Körpers sind noch nicht hinlänglich genau ermittelt. Man darf vermuthen, daß sie zu der Blutbildung, ähnlich den Lymphdrüsen, in Beziehung steht. Doch scheint sie für das Leben selbst nicht die hohe Bedeutung zu haben wie andere Drüsen (Leber, Nieren); denn man kann Thieren die M. ausschneiden, ohne daß diese, wenn sie die Operation überstanden haben, irgendwie in ihrer Thätigkeit und ihrem Befinden beeinträchtigt werden. Wahrscheinlich übernimmt mit dem Wegfall der M. ein anderes Organ (vielleicht das Lymphdrüsensystem) deren Function. Bemerkenswerth ist, daß die M. bei allen schweren (fieberhaften) Krankheiten mehr oder minder Antheil nimmt, was sich durch ihre Anschwellung kundgibt, die bei einigen Krankheiten (Wechselfieber, Typhus) so beträchtlich ist, daß sie meist zur Erkennung der Krankheit dient. Die sonstigen die M. betreffenden Krankheiten, wie die Tuberkulose derselben, die krebsige Erkrankung, die Einlagerung der Echinococceen, die speckige (amploide) Entartung (bei langwährenden Knochenleiden u. s. w.), die syphilitische (skrofulöse) Entartung bieten nichts Besonderes dar. Hervorzuheben sind in dieser Hinsicht nur die chronische Schwellung (z. B. nach veraltetem Wechselfieber) und

die Blutergüsse in die M. (bei Herzkrankheiten u. s. w.), vor allem aber die Leukämie (s. d.), bei welcher entweder die M. oder die Lymphdrüsen oder beide in auffälliger Weise erkranken. Auch die Melanämie scheint in Beziehung zur M. zu stehen. Die Körnchen schwarzen Farbestoffs, welche man bei dieser Krankheit im Blute antrifft, finden sich in vorzugsweise großer Menge in der M. — Milzstechen nennt man den stechenden Schmerz, welcher in der linken oder rechten Seite, in der Gegend der Leber oder der M., meist nach anhaltendem Laufen, eintritt. Dieser Schmerz hat nichts mit der M. gemein, sondern ist ein Krampf des Zwerchfells.

Milzbrand heißt eine sehr verderbliche Krankheit, welche vorzugsweise die pflanzenfressenden Thiere befällt, auch auf den Menschen übertragbar ist, andere Thiere aber, wie Hunde, Vögel, nicht ansteckt. Die Krankheit beruht nach den Forschungen von Davaine auf der Einwanderung einer mikroskopischen, stäbchenförmigen Alge (Bakteridium) in das Blut des Thieres, die sich in demselben zu einer oft ungeheuern Zahl vermehrt und als Gärungserreger thätig ist. Die Gegenwart dieses Ferments führt in noch unbekannter Weise den Tod herbei, derart, daß Infection mit dem Milzbrandgifte fast unbedingt tödlich ist. An der Stelle, an welcher (bei Menschen) die Impfung mit Milzbrandferment stattfand, entsteht zunächst eine Pustel (Milzbrandpustel, Pustula maligna), von der erst eine Vermehrung des Ferments und später die Einwanderung in den ganzen Körper stattfindet. Nur durch energische Zerstörung dieser Pustel (Ausschneiden, Brennen) ist der Ausbreitung der Krankheit vorzubeugen und das Leben zu retten. Der M. hat ein hohes wissenschaftliches Interesse, weil diese Krankheit, abgesehen von der Trichinenkrankheit, die einzige Infectionskrankheit ist (s. Krankheit), welche in ihrem Wesen erkannt worden, und wahrscheinlich lassen sich auch die andern Infectionskrankheiten auf ähnliche Ursachen zurückführen. Wenn der M. bei den Thieren nicht, wie häufig, mit plötzlichem Todesfall, als Apoplexie, eintritt, so beginnen die Krankheitserscheinungen gewöhnlich mit Fieberfrost, dem große Hitze der Haut nachfolgt. Dabei ist das Athmen beschleunigt und angstvoll, der Puls mehr unterdrückt, die Entleerungen retardirt, und die übermäßige Steigerung der Functionen oder die fortschreitende Blutzersetzung führen oft schon in ein bis zwei Tagen den Tod herbei. Zuweilen besteht aber die Natur siegreich den Kampf, und es tritt ein ergiebiger Durchfall oder ein reichlicher, dunkelgefärbter Harn ein, oder es zeigen sich Localerscheinungen, die jedoch auch noch öfters zum Tode führen. Besondere Entwickelungsphasen des M. sind: der Zungenanthrax beim Rinde, das Rankkorn bei Schweinen, die Blutseuche bei Schafen und die Kopfbrandbeule. Es werden stets die am besten und kräftigsten genährten Stücke des Hausviehs aller Gattungen zuerst vom M. ergriffen und erliegen ihm auch meistens. Die Seuche pflegt nur in heißer Jahreszeit und bei eintretender Dürre zu entstehen. Dieselbe verbreitet sich aber nicht contagiös auf Thiere derselben Gattung, wie die Rinderpest, die Lungenseuche und die Schafpocken, sondern nur durch innige Berührung, sodaß Speichel, Blut, Auswurfstoffe u. s. w. auf das andere Thier kommen und wirken müssen, um eine Ansteckung zu ermöglichen. Unter solchen Umständen aber ist das Contagium für Menschen und Thiere höchst gefährlich. Dies hat sich insbesondere ergeben in den J. 1865 und 1866 bei dem massenhaften Auftreten der Sibirischen Pest in Rußland, der auch Tausende von Menschen erlagen. Diese Pest war nichts anderes als die altbekannte Milzbrandseuche, wie sich durch die Untersuchungen der von der preuß. Regierung abgeordneten Commission herausstellte, deren Gutachten dem ganzen westl. Europa Beruhigung gab. Denn es gab sich auch als unzweifelhaft kund, daß nur das leichtsinnigste Umgehen mit den Cadavern der gefallenen Thiere (die z. B. zu Hunderten in die Flüsse geworfen wurden) die große Verbreitung veranlassen konnte. Als Entstehungsursache der Seuche betrachtet man Hitze, Sumpfluft, Wassermangel, verdorbenes Futter und Jagen gutgenährter Thiere bei heißer Witterung. Die Einimpfung der Krankheit durch Insektenstich ist vielfach bewiesen, auch bei Menschen. Es gibt nur Verhütungsmittel, die sich von selbst ergeben, keine Heilmittel des M.

Milzkraut, s. Chrysosplenium.

Mimen nannten die Alten im allgemeinen kleine Dramen oder dramatische Spiele, die, ohne kunstgemäße Ausbildung, zunächst den Zweck hatten, eine poetische Schilderung der Wirklichkeit zu geben, oft nur aus einzelnen, namentlich komischen Scenen, zuweilen mit improvisirtem Dialog, bestanden und vorzugsweise bei heitern Gastmählern vorgestellt wurden. Besonders aber versteht man darunter eine vom Syrakusaner Sophron, um 420 v. Chr., und dessen Sohn Xenarchos ausgebildete dramatische Dichtungsart, welche dialogisirte Lebensgemälde oder Darstellungen menschlicher Sitten und Leidenschaften bald in ernster, bald in komischer Weise enthielt und zwar nur in dorischer Prosa, aber mit gewissen rhythmischen Abschnitten verfaßt war. Diese M. des Sophron, die der Philosoph Plato eifrig studirte, blieben nicht ohne Einfluß auf

den Sokratischen Dialog und fanden bei Theokrit Nachahmung, namentlich in dessen «Adoniazusen». Bei den Römern waren die M. ursprünglich planlose Possenspiele, welche durch Ausgelassenheit und schonungslosen Scherz das Volk belustigten; erst nach und nach wurden sie kunstgerecht bearbeitet und durch Monologe und Dialoge ergänzt. In der Verfertigung solcher M. zeichneten sich bei den Römern vorzüglich aus Decimus Laberius und sein Zeitgenosse Publius Syrus. Nicht nur die Künstler, welche solche M. aufführten, sondern auch die Schauspieler überhaupt, die besonders niedrig-komische Charaktere durch Declamation und Geberden darstellten, hießen ebenfalls M. und unterschieden sich von den Pantomimen (s. d.) dadurch, daß diese die Gedanken, Empfindungen und Handlungen nur durch Geberdenspiel ausdrückten. Die Verfasser oder Dichter der M. nannte man Mimographen.

Mimik ist die Kunst, durch Mienen und Geberden die Zustände des Gemüths zusammenhängend und mannichfaltig auszudrücken. Sie ist in gewissem Umfange dem Redner wichtig und unentbehrlich (s. Declamation), ihren größten Wirkungskreis aber erhält sie bei der Darstellung der dramatischen Poesie. Hier macht sie einen Hauptbestandtheil der Schauspielkunst im engern Sinne aus, sowie sie im weitern Sinne oft auch Schauspielkunst deshalb genannt worden ist, weil sie das Auge zunächst beschäftigt und sich meist auf der Schaubühne zeigt. (S. Action.) Eine selbständige, aber in Hinsicht ihres Inhalts beschränktere Art der M. ist die Pantomimik. (S. Pantomime.) Die M. der Griechen war im eigentlichen Sinne plastisch, die der Neuern ist mehr malerisch. Ihre M. diente nämlich, wie die der Römer, zur Veranschaulichung der abgeschlossenen, selbständigen Gestalt, wobei die Individualität des Darstellers, namentlich auch durch den Gebrauch der Masken, möglichst unterdrückt wurde. Uebrigens war dieselbe mit Declamation und Musik auf der einen und mit Tanzkunst auf der andern Seite eng verbunden. Die Römer hatten die ausgezeichnetsten Mimen; vor allen war Roscius (s. d.) berühmt. Selbst noch gegenwärtig haben die Italiener ein ausgezeichnetes mimisches Talent, welches sich hauptsächlich in der Buffonnerie ihrer theatralischen Komiker zeigt. In der neuern Zeit war überhaupt das Ziel der M., die sich als Kunst größtentheils auf die Bühne beschränkte, die möglichst ausgeführte subjective Charakteristik, welche einige Zeit lang durch die bürgerlichen Familiengemälde sehr unterstützt wurde. Vgl. Engel, «Ideen zu einer M.» (2 Bde., Berl. 1785), und über die M. des Redners insbesondere Cludius, «Grundriß der körperlichen Beredsamkeit» (Hamb. 1792).

Mimnermus, ein berühmter griech. lyrischer Dichter, lebte um 630 v. Chr. als der ältere Zeitgenosse Solon's. Im Flötenspiele sehr erfahren, liebte er die darin ebenfalls ausgezeichnete schöne Nanno, jedoch ohne günstigen Erfolg, daher er seinen tiefen Schmerz darüber in einer Reihe von Elegien auszudrücken suchte, die eine schwermüthige Betrachtung des menschlichen Lebens enthalten, dabei aber nicht frei sind von üppiger Weichheit. Die noch vorhandenen, nicht unbedeutenden Bruchstücke dieser erotischen Elegien, die, in zwei Bücher getheilt, den Namen der Nanno selbst als Aufschrift führten, sind in den Sammlungen von Brunck, Gaisford und Boissonade, sowie von Schneidewin im «Delectus poetarum elegiacorum Graecorum» (Gött. 1838) und von Bergk in den «Poetae lyrici graeci» (2. Aufl., Lpz. 1853) zusammengestellt und erläutert, von Bach (Lpz. 1826) besonders herausgegeben und von Herder in dessen «Zerstreuten Blättern» sowie von Weber in den «Elegischen Dichtern der Hellenen» (Frankf. 1826) trefflich übersetzt worden.

Mimose oder Sinnpflanze (Mimōsa Adans.) heißt eine zu der mit den Schmetterlingsblütlern nahe verwandten Familie der Mimosaceen gehörende Pflanzengattung, welche tropische Bäume und Sträucher enthält, deren Blätter zweizählig-, fingerig- oder doppelt gefiedert sind, und deren kleine weiße oder rosenrothe Blüten mit trichterförmiger, 4—5spaltiger Blumenkrone und etwa 15 langen, haarförmigen Staubgefäßen in kugeligen Köpfchen stehen. Am bekanntesten ist die schamhafte M. oder Sensitive (M. pudica L.) wegen der starken Reizbarkeit ihrer Blätter, mit vier ziemlich fingerförmig gestellten Fiedern, deren zahlreiche kleine Blättchen sich bei der Berührung sogleich aufwärts aneinanderlegen. Bei wiederholter oder stärkerer Berührung legen sich auch die Blättchen der benachbarten Fiedern zusammen, dann senken sich die ganzen Fiedern hinunter und endlich biegt sich auch der gemeinschaftliche Blattstiel herab, sodaß das ganze Blatt dann wie verwelkt herabhängt. Wird der ganze Stamm erschüttert, so zeigen alle Blätter dieselbe Erscheinung. Nach einiger Zeit richten sich die Stiele wieder auf, und die Blättchen breiten sich wieder aus. Wegen dieser Erscheinungen wird die Pflanze bei uns häufig in Gewächshäusern, doch meist als einjährig gezogen. Aber auch noch viele andere Arten zeigen diese Reizbarkeit der Blätter in hohem Grade, wie die empfindliche M. (M. sensitiva), die

keusche M. (M. casta), die sittige M. (M. pudibunda), die träumende M. (M. somnians), die zuckende M. (M. palpitans), die lebendige M. (M. viva) u. s. w., ja in geringerm Grade kommt diese Eigenschaft fast bei allen Arten dieser Gattung vor.

Mimŭlus, Larvenblume, Lochblume, Name einer zur 14. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Scrophularineen gehörigen Pflanzengattung, welche mit unserm Gnadenkraut (s. Gratiola) Verwandtschaft hat, von dem sie sich namentlich durch den fünfkantigen Kelch, die gespaltene zweilappige Oberlippe und durch die zweiklappige Kapsel unterscheidet. Ihre in Amerika heimischen Arten sind Kräuter entweder mit gegenständigen Blättern und blattwinkelständigen, einzelstehenden, gestielten Blüten, oder mit an den Aesten abwechselnd gestellten Blättern und traubig angeordneten Blüten. Mehrere werden als Zierpflanzen in Gewächshäusern, Blumentöpfen und auch im freien Lande gezogen, besonders M. luteus L. aus Californien und M. moschatus Dougl. aus Oregon. Erstgenannte Art hat große goldgelbe, oft purpurn gefleckte Blumen und kahle, fettglänzende, schön grüne Blätter und kommt nicht selten verwildert an Flußufern in üppigen Büschen vor; die zweite, als Topfpflanze beliebte, viel kleinere, mit kleberigen Wollhaaren bedeckte, kleinblütige Art verbreitet einen starken Moschusgeruch und wird deshalb Moschuskraut genannt. Beide Arten sind perennirend.

Mina (Don Francisco Espoz y), span. Guerrillasführer und General, geb. 1784 in einem kleinen Dorfe bei Pampelona und aus einer wohlhabenden Familie stammend, lebte in gänzlicher Zurückgezogenheit, bis er nach seines Neffen, Don Xaverio Mina, Gefangenschaft durch die Franzosen 1811 die Führung des von diesem geworbenen Guerrillashaufens übernahm. Tapfer, unermüdlich, mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart ausgerüstet, wußte er im kleinen Kriege die Streitkräfte der Feinde auf alle Weise zu schwächen und bald sich zum Schrecken der Franzosen und ihrer Anhänger zu machen. Die Centraljunta ernannte ihn noch 1811 zum Obersten und die Regentschaft zu Cadiz zum Brigadier und 1813 zum Marechal del Campo. Er stand 1813 an der Spitze von 11000 Mann Fußvolk und 2500 Reitern, wovon der eine Theil Pampelona einschließen, der andere Saragossa, Monzon und andere Orte erobern half. Nach der Rückkehr Ferdinand's VII. bemühte er sich vergebens, den König zur Berufung der Cortes zu bewegen, und wurde außer Activität gesetzt. Mit seinem Neffen machte er im Sept. 1814 den Versuch, die Constitution von 1812 wiederherzustellen, sah sich aber wegen der Muthlosigkeit seiner Guerrillas genöthigt, nach Frankreich zu flüchten, wo sich Ludwig XVIII. seiner Auslieferung widersetzte und ihm ein Jahrgeld gewährte. Napoleon's Anträge nach dessen Rückkehr von Elba lehnte er ab und ging nach Genf. Nach der zweiten Restauration lebte er ruhig in Frankreich. Als aber 1820 das span. Heer in Cadiz die Fahne des Aufstandes erhob, eilte er nach Navarra, sammelte seine Guerrillas und zog gegen Pampelona, wo bereits die Constitution angenommen war. Hierauf wurde er 1821 Generalkapitän von Navarra, machte sich aber hier durch seine strenge militärische Verwaltung viele Feinde und erhielt deshalb den Oberbefehl in Galicien. Da er auch hier mit gleicher Strenge verfuhr, so wurde er im Dec. 1821 nach Siguenza verwiesen. Doch nach dem Siege der Liberalen über die Absolutisten im Juli 1822 erhielt er als Generalkapitän von Catalonien den Oberbefehl gegen die sog. Glaubensarmee. Furcht und Schrecken vor sich verbreitend durch die grausame Strenge, mit der er gegen die Anhänger des Absolutismus verfuhr, erfocht er 29. Nov. 1822 über die Glaubensarmee einen vollständigen Sieg. 1823 zum Generallieutenant ernannt, führte er nach dem Einrücken der Franzosen in Catalonien den kleinen Krieg gegen diese in der meisterhaftesten Weise, bis er, überzeugt, daß ein längerer Widerstand vergeblich sei, die Stadt Barcelona auf günstige Bedingungen im Nov. 1823 dem Marschall Moncey übergab und sich nach England einschiffte. Abwechselnd lebte er nun in England und Frankreich, bis er nach der Julirevolution sich an die Spitze span. Flüchtlinge stellte und mit ihnen im Oct. 1830 die Pyrenäen überschritt. Doch die Zwietracht unter der constitutionellen Partei schwächte seinen Einfluß so sehr, daß es ihm nicht möglich war, Einheit in sein Unternehmen zu bringen. Mit seinen Anhängern geschlagen, erreichte er als ein Hauptgegenstand der Verfolgung nur unter Beschwerden und Gefahren der furchtbarsten Art die franz. Grenze, wo er entwaffnet und in das Innere des Landes gebracht wurde. Nach Ausbruch des Bürgerkriegs in den baskischen Provinzen begab er sich wieder in die Nähe des Kriegsschauplatzes nach Bayonne. Die Königin Christine amnestirte ihn, setzte ihn in seinen alten Rang wieder ein und ernannte ihn 23. Sept. 1834 zum Oberbefehlshaber der span. Nordarmee und zum Generalkapitän von Navarra. Wegen Kränklichkeit konnte er jedoch erst 30. Oct. in Pampelona eintreffen, wo er 4. Nov. das Commando übernahm und

eine Proclamation erließ, die aber keine Begeisterung für ihn hervorrief. Unfähig, den Befehl im Felde selbst zu führen, konnte er gegen Zumala-Carreguy sehr wenig ausrichten, wol aber fachte er durch die strengsten Maßregeln gegen die Anhänger der Insurrection und durch grausame Tagesbefehle den Bürgerkrieg immer heftiger an. So sah er sich genöthigt, 18. April 1835 das Commando niederzulegen, das nun an seiner Stelle Valdez übernahm. Zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit ging er zunächst nach dem franz. Gesundbrunnen Cambo und dann nach Montpellier. Unter Mendizabal wurde er im Oct. 1835 wieder Generalkapitän in Catalonien und starb zu Barcelona 26. Dec. 1836.

Mina (Don Xavier), span. Guerrillasführer und Freiheitskämpfer im südamerik. Unabhängigkeitskriege, der Neffe des vorigen, geb. 1789 zu Idozin, widmete sich zu Lograno geistlichen Studien. Als er 1808 zur Herstellung seiner Gesundheit in seinen Geburtsort zurückkehrte, empörten die Excesse der franz. Soldateska sein jugendliches Gemüth so, daß er die nationale Sache auf eigene Hand zu rächen beschloß. Er sammelte eine Bande Gesinnungsgenossen und begann gegen die Franzosen den kleinen Krieg, der sich damals noch nicht im Lande allgemein entwickelt hatte. Gegen Anfang 1810 war er den Franzosen bereits so gefährlich geworden, daß General Suchet, damals Gouverneur von Navarra, mit M. in Unterhandlung zu treten suchte und endlich, als dies nichts half, eine starke Colonne unter Harispe gegen den Bandenchef abschickte. M. löste seine Bande auf, trieb sich mit außerordentlicher Kühnheit unter den gegen ihn abgeschickten Truppen herum, rief aber doch die Seinen alsbald wieder zusammen, um neue Schläge gegen den Feind zu führen. Zufällig fiel er jedoch 31. März 1810 in die Hände eines franz. Postens und wurde, während sich sein Oheim Don Francisco an die Spitze der Bande stellte, nach Vincennes in Frankreich geschafft, wo er bis zum Sturze des franz. Kaiserreichs in Haft blieb. Von polit. Freiheitsideen begeistert, kehrte er nach Spanien zurück und wandte sich mit seinem Oheime der constitutionellen Sache zu. Als sich der ältere M. 1823 den Franzosen ergeben mußte, folgte diesem auch Don Xavier ins Exil nach England. Bald jedoch ging Xavier mit andern Schicksalsgenossen nach Mexico, wo er als Vorkämpfer der Unabhängigkeit vom Mutterlande auftrat und sich an der Spitze einer Freiwilligenschar den Royalisten furchtbar machte. Durch Verrath wurde er endlich mit 25 der Seinen in einer Schlucht von den Royalisten überrascht und 13. Nov. 1817 durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und erschossen. Dies geschah namentlich auf Veranlassung des Vicekönigs, der diesen geringen Vortheil als großen Sieg auszubeuten suchte. M. besaß eine glühende, heldenmüthige Seele, war aber ohne militärische Bildung und Erfahrung.

Minaret, eigentlich Minâreh (arab.), nennt man in der Architektur des Islam den schlanken Thurm, der sich in Stockwerke abgetheilt an der Seite der Moscheen erhebt, und von welchem herab der Muezzin dem Volke der Stadt die fünf Stunden des Gebets verkündet. Das Wort in der arab. Sprache heißt so viel als Ort des Lichts, Leuchtthurm. Die M. sollen zuerst zu Damaskus unter dem Khalifen Walid im 88. J. der Hedschra (710) eingeführt worden sein.

Minas-Geraes, eine der größten und volkreichsten Binnenprovinzen Brasiliens, verdankt Erforschung und Besiedelung seinen größtentheils zu Ende des 17. und im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrh. entdeckten Goldlagern. Zwischen 14° und 23° südl. Br., 40° und 47° westl. L. gelegen, hat sie einen Flächenraum von 15—17000 Quadratlegoas. Die Provinz bildet ein wasser- und bergreiches, 1500—3000 F. über dem Meere gelegenes Hochland, dessen östl. Theil ein eigentliches Gebirgsland ist, während nach Westen breitere Thalbildungen und niedrige Höhenzüge, nach Norden sanft geneigtes Hügelland vorherrschen. Das östl. Grenzgebirge, Serra dos Aimores, scheidet sie zugleich von der Urwaldregion der Küste; nur im Süden umschließt die Provinz noch einen Theil dieser Region. Zwischen der Serra dos Aimores und der westlichern, ebenfalls von Norden nach Süden streichenden Serra do Espinhaço findet man noch kräftige Baumvegetation, westlich von der letztgenannten Serra aber nur Gras- und Gesträuchwuchs; der bei weitem größte Theil der Provinz gehört daher zu den sog. Campos. Das östl. und das westl. Grenzgebirge nebst der Serra do Espinhaço, welche die Wasserscheide zwischen den beiden Hauptströmen, dem Rio-Doce und Rio de San-Francisco bildet, sind die bedeutendsten Gebirge, der Cerro de Itambe in der Serra do Espinhaço, verschieden auf 5600—7200 F. geschätzt, ist der höchste Berg der Provinz und wahrscheinlich auch Brasiliens. Die Gebirge der südl. und östl. Gegenden bestehen größtentheils aus Gneisgranit, in der Serra do Espinhaço aber herrschen krystallinische Thonschiefer vor, unter denen ein schieferiger Quarzsandstein, der nach dem Berg Itacolumi (5368 par. F.) benannte Itacolumit für M. besonders charakteristisch ist. Der Itacolumit wie auch ein Theil der andern krystallinischen Schiefer enthalten die Goldlagerstätten,

die bis 1820 eine Ausbeute von circa 1200 Ctr. Gold lieferten. Metall- und Edelsteinreichthum hat der Provinz ihren Namen gegeben. Doch liegen gegenwärtig die alten Gruben zum allergrößten Theile verlassen, da ihre Ausbeute nicht mehr lohnend. Rationell wird auf Gold nur von der Englischen Gesellschaft in Morro-Velho gebaut. Wichtig sind ferner die Diamantenwäschen in den am Westabhange der Serra do Espinhaço entspringenden Flüssen, vorzüglich in den Municipien Cerro do Frio, Diamantina, Grão-Mogor, im Sertão de Abaete und bei Bagagem. Von letzterm Orte stammt der größte aus Brasilien bekannte Diamant, der 125 Karat schwere Cruzeiro do Sul. Der zu M. gehörige Theil vom Stromgebiet des San-Francisco bildet dem Flächenraum nach etwa die Hälfte der Provinz; auch ist dieser Fluß innerhalb der Provinz 72 Legoas weit schiffbar. Da aber in seinem untern Laufe Wasserfälle die Schiffahrt verhindern, so ist er für M. keine Wasserstraße nach dem Ocean. Landseen hat die Provinz wenig und keine von bedeutendem Umfang, an Mineralquellen ist sie dagegen ziemlich reich; die bekanntesten sind die Schwefelthermen von Caldas im District Sapucahy und die Agoas-Virtuosas de Caxambu, unfern der Stadt Baependy. Das Klima ist in der Urwaldregion nicht viel weniger heiß als in den nördl. Provinzen Brasiliens, in der höhern Camposregion, namentlich in den Gebirgen, dem der außertropischen südl. Provinzen fast gleich. Die eigentlichen tropischen Culturpflanzen, wie Zuckerrohr, Kaffee, Mandioca, Bananen u. s. w., gedeihen daher nur in sehr geschützten Lagen. Gebaut werden hauptsächlich Mais und Bohnen, weniger Kartoffeln, Weizen, Roggen, Gerste, Baumwolle, Reis, Taback. Die Fauna der Provinz ist die Fauna Brasiliens von der Südgrenze des Reichs bis 10° südl. Br. Von der ehemaligen Indianerbevölkerung sind noch etwa 10000 Seelen, vorzugsweise Botocuden, übrig. Die eingewanderte Bevölkerung der Provinz wird auf 1,250000 Seelen geschätzt. Davon machen die Weißen nur einen kleinen Bruchtheil aus. Deutsche sind in besondern Colonien am Mucury und im Süden der Provinz angesiedelt. Sklaven zählt man etwa 318000 Seelen, während der größte Theil der Bevölkerung aus freien Schwarzen und Mischlingen besteht. Je mehr sich in neuerer Zeit die Ausbeute an Gold und Edelsteinen verringerte, desto mehr hob sich der Ackerbau. Außer Rindern werden Pferde, Maulthiere und Schweine in ausgedehntem Maße gezüchtet. Die Industrie ist, wie in ganz Brasilien, unbedeutend; neben dem Bergwerksbetrieb sind nur Gerbereien und Töpfereien nennenswerth. Für den Unterricht geschieht in neuerer Zeit mehr als sonst. 1860 bestanden in der Provinz, außer mehrern Privatschulen, 222 Primärschulen, 56 Secundärschulen, 56 Lehrstühle in Gymnasien und 51 Mädchenschulen. Oeffentliche Bibliotheken gibt es in Ouro-Preto und San-João d'El-Rei; in ersterer Stadt auch eine Buchdruckerei und ein Theater. Sehr im Rückstand sind die Verkehrsmittel, denn die Provinz hat nur eine einzige Fahrstraße, die Große Minasstraße, während die übrigen Wege nur von Reit- und Saumthieren oder höchstens von Ochsenkarren benutzt werden können und kein Dampfboot, kaum wenige Kähne die schiffbaren Flüsse Rio-Grande, Rio-Paranahyba und San-Francisco beleben. Nach der polit. Eintheilung zerfällt M. in 18 Comarcas und diese wieder in 52 Municipios mit mehr als 200 Kirchspielen (freguesias). In kirchlicher Beziehung gehört die Provinz einem Erzbisthum (Bahia) und sechs Bisthümern (Pernambuco, Goyaz, São-Paulo, Rio-de-Janeiro, Mariana und Diamantina) an. Die Hauptstadt Ouro-Preto hat ungefähr 6000 E. Vgl. Halfeld und von Tschudi, «Die brasilian. Provinz M.» (Gotha 1862).

Mincio, ein schiffbarer Fluß in der Lombardei, entspringt in Tirol und führt anfangs den Namen Sarca, geht unter diesem in den Gardasee, den er als M. wieder verläßt, und fällt bei Governolo unweit Mantua in den Po, nachdem er in den Niederungen von Mantua den obern und untern See gebildet. Geschichtlich denkwürdig wurde der Fluß durch die Schlacht vom 25. und 26. Dec. 1800 zwischen den Franzosen unter Brune und den Oesterreichern unter Bellegarde, in welcher die erstern den Sieg davontrugen und über 4000 Oesterreicher zu Gefangenen machten.

Mind (Gottfr.), in der Schweiz der Berner Friedli genannt, in der Kunst häufig als Katzenrafael bezeichnet, weil seine Katzenblätter alle frühern an Vortrefflichkeit übertrafen, wurde 1768 zu Bern geboren, wo sein Vater, ein Formenschneider aus Liptsch in Oberungarn, in einer Papiermanufactur Arbeiter war. Als ein armer, vernachlässigter Knabe fand M. bei einem deutschen Landschaftszeichner Legel Theilnahme und zeichnete nach dessen Vorlegeblättern und nach Ridinger Löwen, dann nach der Natur Ziegen, Schafe und Katzen, die er auch in Holz schnitzte. Acht Jahre alt, kam er in Pestalozzi's Anstalt für arme Knaben, wo Zeichnen seine einzige Beschäftigung war. Dann lernte er bei dem Landschaftsmaler Siegm. Freudenberger in Bern coloriren und arbeitete in der Folge bei dessen Witwe. Ein Cretin, in

allem unwissend, außer im Zeichnen, lebte er fast nur im Umgange mit Katzen. Auch ergötzte er sich sehr an den Bären im Bärengraben zu Bern, die eine besondere Zuneigung zu ihm hatten und vertraulich herbeieilten, sobald er sich am Graben sehen ließ. Er starb zu Bern nach einem sehr jammervollen Leben 7. Nov. 1814. Außer Katzen und Bären zeichnete er auch Gruppen spielender Knaben und Betteljungen wahrhaft geistreich und ergötzlich. Nach seinem Tode wurden seine Zeichnungen zu hohen Preisen, besonders nach England, verkauft. Viele derselben sind täuschend copirt. Vgl. «Der Katzenrafael, 12 Blätter Katzengruppen von Gottfr. M.» (Berl. 1861).

Minden (zu unterscheiden von Münden [s. d.] im bisherigen Königreich Hannover), Festung zweiten Ranges und Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Provinz Westfalen, liegt in einer angenehmen Gegend unmittelbar am linken Ufer der schiffbaren Weser, über welche eine gegen das Ende des 16. Jahrh. schön und dauerhaft erbaute, 600 F. lange und 24 F. breite steinerne Brücke führt. Während der J. 1858—59 wurde ein geräumiger Hafen am Strome angelegt. Die Stadt zählt 17527 E. (3. Dec. 1864, ohne die 4294 Mann starke Garnison), hat theilweise enge, unregelmäßige Straßen, ist aber größtentheils massiv gebaut. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich aus das jetzige, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. wieder aufgeführte Gebäude des Doms oder der ehemaligen bischöfl. Kathedralkirche. Dieses Kirchengebäude, welches seit der Aufhebung des Domkapitels (1811) den kath. Einwohnern zum Gottesdienste dient, ist ganz von Quadersteinen auf einem pilottirten Grunde erbaut. Das Gewölbe ruht auf zehn mächtigen Rundpfeilern, wovon sechs frei stehen. Seine Länge beträgt 100 Schritt, die Breite aber 30—40. 1832 ward das Innere des Doms, 1864—65 dessen Chor mit großem Kostenaufwande restaurirt. Die übrigen vier Kirchen der Stadt, welche sich im Besitz des evang. Theils der Einwohner befinden, nehmen rücksichtlich ihres Alters und ihrer Architektur theilweise ebenfalls die Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Gebäude des 1530 gegründeten Gymnasiums wurden 1821, der Bürgerschule 1835 und der sog. Reckert'schen oder Elementarschule 1837 neu erbaut. Auch das an dem schönen öffentlichen Domhofsplatze gelegene königl. Regierungsgebäude, dessen neuer Theil 1846 im geschmackvollen Baustile aufgeführt worden, wie die Eisenbahnhofs-, Fortifications- und Militärgebäude sind bemerkenswerth. In industrieller Beziehung steht M. andern Provinzialstädten nicht nach. Besonders bieten die Tabacks- und Cigarrenfabrikation, ferner die Runkelrübenzuckerfabrikation u. s. w. der arbeitenden Klasse hinlängliche Erwerbsmittel. Die Westfälische Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Cultur besitzt ein ziemlich reichhaltiges Museum. Die Stadt M. ward schon um die Mitte des 13. Jahrh. durch Aufführung einer Umfassungsmauer befestigt. Nachdem sie als Festung im 16. und 17. Jahrh. wiederholt belagert worden, besetzten sie 1636 die Schweden, welche sie bis zum 7. Sept. 1650 behielten und die Festungswerke wesentlich verstärkten. 1757 von den Franzosen besetzt, wurde M. im nächsten Jahre von den hannov. Truppen, im Juni 1759 aber wieder von dem Marschall Broglie eingenommen. Kurz darauf, 1. Aug., fand hier die Schlacht zwischen den Franzosen unter dem Marschall Contades und den verbündeten Engländern und Braunschweigern unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig statt, in welcher die Franzosen eine solche Niederlage erlitten, daß sie alle den Verbündeten gehörigen Länder räumen mußten. Zur Erinnerung an dieses Ereigniß wurde 1. Aug. 1859 auf dem Schlachtfelde ein Denkmal errichtet. Nach dem Siebenjährigen Kriege ließ der König Friedrich II. die Festungswerke schleifen, während Friedrich Wilhelm III. dieselben seit 1816 verstärkt wiederherstellte. M. war auch einst die Hauptstadt des von Karl d. Gr. gestifteten Bisthums Minden. In dem Westfälischen Frieden wurde das Hochstift M. 1648 säcularisirt und kam als weltliches Fürstenthum an Brandenburg-Preußen. Durch den 7. Juli 1807 zu Tilsit geschlossenen Friedensvertrag trat Preußen das Fürstenthum M. an Frankreich ab. Dasselbe bildete nun einen Bestandtheil des neuerrichteten Königreichs Westfalen. Durch das organische Senatsconsult vom 13. Dec. 1810 ward indessen ein Theil des Fürstenthums M. nebst der Stadt von dem Königreiche Westfalen getrennt und mit dem franz. Kaiserreiche vereinigt. 1814 kam das Fürstenthum M. wieder an Preußen und bildet seit 1816 nebst den Fürstenthümern Paderborn und Korvei, den Grafschaften Ravensberg und Rietberg, der Herrschaft Rheda und dem ehemaligen hannov. Amte Reckenberg den jetzigen Regierungsbezirk M., welcher ein Areal von 95,68 Q.-M. begreift, 483148 E. zählt und in die zehn Kreise: M., Lübbecke, Herford, Halle, Bielefeld, Wiedenbrück, Paderborn, Büren, Warburg und Höxter zerfällt. Im Kreise M. (10,72 Q.-M. mit 73862 E.) liegen noch die Städte Oeynhausen (s. d.), als Badeort bekannt, und Petershagen, mit 1447 E. Bei dem Dorfe Rehme, mit 753 E., befindet sich die bedeutende Saline Neusalzwerk.

Minderjährigkeit, s. Minorennität.

Mine, griech. Mna, ist die von den Griechen zugleich mit ihrem ganzen Münz- und Gewichtssystem aus dem Orient übernommene Bezeichnung für ein bestimmtes Gewicht und eine, freilich nie als Einzelstück ausgeprägte Münze, die das Hundertfache der Drachme und den sechzigsten Theil des Talents beträgt. Das Gewicht und der Münzwerth der M. ist wie die des Talents und der Drachme zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen griech. Staaten verschieden gewesen. Unter diesen verschiedenen Währungen sind die wichtigsten die äginetische und die attische. Die äginetische M., welche auch in Athen vor der Zeit des Solon als Münzgewicht und später noch als Handelsgewicht in Gebrauch war, hatte ein Gewicht von 602,6 Grammen = 1,2 Pfd. und repräsentirt einen Geldwerth von 36¼ Thlrn.; die attische M. betrug an Gewicht 436,6 Grammen = 26,20 Loth, an Geldwerth 26 Thlr. 6 Sgr. Vgl. Hultsch, «Griech. und röm. Metrologie» (Berl. 1862).

Mine nennt man eine in die Erde, in Mauerwerk oder dergleichen angebrachte Pulvermenge, welche daselbst gezündet werden und eine zerstörende Wirkung ausüben soll. Um diese Ladung an den Ort, wo sie wirken soll, die Kammer oder den Minenofen, bringen zu können, muß eine Höhlung ausgegraben werden, welche in der Erde gewöhnlich mit Holz verkleidet wird. Ist sie in senkrechter Richtung angelegt, so heißt sie Brunnen oder Schacht, in horizontaler Richtung aber Galerie. Sie wird von der Ladung aus auf eine Strecke ausgefüllt oder eingedämmt, damit bei der Explosion nicht zu viel Pulvergas verloren geht. Die Kammer wird in der Regel zur Seite des Schachts oder der Galerie angelegt. Um die Ladung ohne Gefahr zünden zu können, ist ein Leitfeuer nöthig. Dasselbe befindet sich in einer hölzernen Röhre und besteht aus einer mit Pulver gefüllten sog. Zündwurst, aus Zündschnur oder einer Rakete, welche bis in den Pulverkasten hineingeleitet wird. Zum Entzünden der erstern bedient man sich am häufigsten der Mausefalle, eines hölzernen Kastens, auf dessen Deckel ein Stück brennender Schwamm gelegt wird, der beim Zurückziehen des Deckels mittels einer Schnur sich von dem Deckel abstreift, in den Kasten fällt und daselbst das am Ende der Zündschnur oder Zündwurst gestreute Pulver entzündet. In neuerer Zeit bedient man sich zum Zünden der M. vielfältig und mit Glück der galvanischen Batterien. M. werden zum Zerstören von Bauwerken, z. B. Brücken, Gebäuden, Festungswerken u. s. w. gebraucht, in welchem Falle sie Demolirungsminen heißen, zur Verstärkung der Feldverschanzungen und im Belagerungszustande. Bei Feldschanzen kommen sie gewöhnlich vor den ausspringenden Winkel, als den am schwächsten vertheidigten Theil, zu liegen und heißen Fladderminen. Die Leitung wird bis in den Graben oder in das Innere des Werks geführt. Sie sollen in dem Augenblick gezündet werden, wo der Feind zum Sturme vorrückt. In Festungen werden M. hauptsächlich angelegt, entweder als Demolitionsminen, um Wälle, welche der Feind in Besitz genommen hat, in die Luft sprengen zu können, oder, ähnlich wie die Fladderminen auf dem Vorterrain, um den Gang des feindlichen Angriffs aufzuhalten. Sie heißen hier Contreminen und werden ebenso wie die vorigen ausgemauert. Haben die Contreminen eine größere Ausdehnung und sind sie nach einer bestimmten Ordnung angelegt, so bilden sie ein Minensystem. Wo ein solches vorhanden ist, sieht sich der Angreifer gezwungen, sobald er in seine Nähe gekommen ist, ebenfalls M. anzulegen und den gewöhnlich sehr zeitraubenden Minenkrieg zu beginnen, wenn es ihm nicht gelingt, sich durch einen Sturm des Gedeckten Weges und dadurch auch des Zugangs zu den Contreminen zu bemächtigen. Im Minenkrieg ist es das Bestreben des Angreifers, mit seinen Galerien recht rasch vorzugehen und möglichst starke sog. überladene M. oder Druckkugeln zu sprengen, welche weite Trichter auswerfen und die Contreminen auf eine große Strecke hin zerstören. Aus diesen Trichtern, welche er zu Logements mit Brustwehr und Bankett einrichtet, geht er dann mit neuen Galerien vor, bis er endlich in den Gedeckten Weg gelangt. Der Vertheidiger dagegen sucht dem Angreifer durch Quetschminen zuvorzukommen, d. h. solche M., die so schwach geladen sind, daß sie keine oberirdische Wirkung äußern, sondern nur die in ihrer Nähe befindlichen Galerien eindrücken oder die darüber liegenden Brustwehren einstürzen machen. Außerdem wendet der Angreifer die M. zuweilen an, um die Contrescarpenmauer behufs des Grabenniedergangs einzuwerfen, oder in der Escarpenmauer eine Bresche zu erzeugen. Der Vertheidiger sucht dagegen zuweilen durch M. die entstandene Bresche aufzuräumen. Schon von den Alten wurden unterirdische Gänge bei Belagerungen angewandt. Sie dienten hier dazu, um in das Innere der belagerten Stadt zu gelangen, oder um die Mauern zu untergraben und durch Verbrennen der hölzernen Stützen zum Einsturz zu bringen. So nahmen die Römer mit Minen Fidenä 664 v. Chr., Veji 393 u. s. w. Der erste, aber mislungene Versuch eine mit Pulver geladene M.

zu sprengen, wurde 1487 durch einen genuesischen Ingenieur vor Sorezanella gemacht. 1503 gelang dagegen eine M. bei der Belagerung des Schlosses Dell' Uovo bei Neapel. In den Kriegen Ludwig's XIV. wurden, besonders durch Valière, die M. mehr systematisch zur Vertheidigung angewandt. Die Druckkugeln wurden 1732 durch Belidor erfunden und 1762 von Lefèvre bei der Belagerung von Schweidnitz vielfach angewandt. Mordgänge nannte man in frühern Zeiten die M. wegen der darin zuweilen vorkommenden mörderischen Kämpfe.

Minelli oder Min-Elli (Joh.), geb. 1625 zu Rotterdam, gest. 1683 als Rector der Schule daselbst, besorgte von einer großen Anzahl röm. Classiker, namentlich von denen, die man damals auf den Schulen zu lesen pflegte, Ausgaben mit kurzen, meist sehr oberflächlichen Anmerkungen, die bald auch bei bequemen Lesern im Auslande so großen Beifall fanden, daß in der Folgezeit von andern sehr viele ähnliche Ausgaben erschienen, die auf dem Titel die Worte «ad modum Minellii», d. h. nach der Art und Weise M.'s, als Aushängeschild führten. Namentlich geschah dies in Deutschland durch den pseudonymen Germanicus Sincerus und einen gewissen Juncker. Da diese letztern Ausgaben in ihren Anmerkungen fast nichts als Umschreibungen oder wörtliche Uebersetzungen des Textes darboten und deshalb bei den Schülern großen Eingang fanden, so wurde der Ausdruck «ad modum Minellii» sprichwörtlich und erhielt gleiche Bedeutung mit Eselsbrücke (s. d.).

Mineralien nennt man alle als Bestandtheile der Erdrinde vorkommenden Körper. Obgleich man in der Regel die eigentliche Erdschicht, welche sich durch Zersetzung der Gesteine und durch die Einwirkungen der Vegetation bildet, nicht unter den M. zu begreifen pflegt, so läßt sich doch nicht behaupten, daß jedes Mineral durchaus unorganischen Ursprungs sein müsse, da man die fossilen Kohlen, den Bernstein, das Erdharz und andere Reste früherer organischer Körper unzweifelhaft zu den M. rechnet. Die M. können aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden. Zuerst als bestimmte chem. Verbindungen, welche sich durch besondere äußere Eigenschaften voneinander unterscheiden, so namentlich durch ihre Krystallform, ihre Härte, ihr specifisches Gewicht, ihren Glanz und ihre Färbung. Diese Unterscheidung der einzelnen Mineralspecies, deren man gegen tausend kennt, ist Aufgabe der Mineralogie oder Oryktognosie. Zweitens ist ihre geogr. Verbreitung von Interesse, und drittens ist die Untersuchung ihrer Verbindungen zu Gesteinen, welche die feste Erdkruste bilden, sehr wichtig. Diese letztern Untersuchungen gehören der Gesteinslehre oder Petrographie an, welche einen Theil der Geologie oder Geognosie bildet. Die technisch-mechan. Benutzung der M. fällt der Lithurgik, die chem. Benutzung der Hüttenkunde und andern Zweigen der chem. Technologie anheim.

Die M. lassen sich, wie andere Naturkörper, nach der Uebereinstimmung der Eigenschaften in Gattungen und Arten ordnen. Die Eigenschaften selbst sind aber dreierlei Art. Die morphologischen Eigenschaften beziehen sich auf die Gestalt und zwar sowol auf die äußere Begrenzung durch Flächen als auf die damit meist im Zusammenhange stehende innere Structur. Der äußern Gestalt nach zerfallen die M. in deutlich krystallisirte, d. h. solche, welche aus deutlich unterscheidbaren einzelnen oder nach bestimmten Gesetzen verwachsenen, durch regelmäßig vertheilte Flächen begrenzten Individuen bestehen, und in unkrystallisirte. Von den eigentlichen Krystallen (s. d.), welche allein als bestimmte mineralog. Kennzeichen und als die werthvollsten anzusehen sind, hat man zu unterscheiden die Afterkrystalle. Die unkrystallisirten M. sind entweder krystallinisch, d. h. sie lassen sich als Aggregate vieler kleiner, aber nicht zur völligen Entwickelung gekommener Krystalle erkennen, oder sie sind derb und dicht. Im letztern Falle können sie vollkommen amorph oder gestaltlos, oder erdig sein, aber auch beim Zerbrechen und Zerschlagen noch als Analogon des Krystallinischen eine blätterige, schieferige, faserige, stengelige, körnige Textur oder Structur zeigen. Der Bruch ist insofern ein sehr wichtiges mineralog. Kennzeichen. Auch die Krystalle zeigen meist in bestimmten Richtungen eine größere Theilbarkeit oder Spaltbarkeit als in andern, und diese Spaltungsflächen oder Blätterdurchgänge sind krystallographisch für Bestimmung der Grundgestalt von großer Wichtigkeit. Unter die physik. Kennzeichen der M. gehören die Farbe, eine sehr veränderliche und nur mit Vorsicht zu brauchende Eigenschaft, ferner die Erscheinungen der Lichtbrechung, der Durchsichtigkeit, des Irisirens und Schillerns, endlich der Glanz, eins der wichtigsten Kennzeichen, da der metallische, halbmetallische Glanz, der Perlmutterglanz, Glasglanz und Fettglanz ziemlich constante Erscheinungen sind. Die magnetische Eigenschaft, die Fähigkeit, beim Reiben oder Erwärmen elektrisch zu werden und die Elektricität zu leiten, die Leitungsfähigkeit für Wärme und Ausdehnung durch dieselbe sind sämmtlich physik. Kennzeichen. Besonders wichtig aber sind noch das specifische Gewicht und die Härte. Die Fortschritte der Physik haben die Mineralogen jetzt mit einer Menge sinnreicher Instrumente und Methoden zur

Prüfung der M. beschenkt. Ein vollständiger Apparat dieser Art muß bestehen aus einem Anlegegoniometer, d. h. einem Instrument zum Messen der Krystallwinkel durch Anlegen zweier kleiner Lineale, einem Reflexionsgoniometer, welches die Krystallwinkel auf optischem Wege mißt, einem einfachen Mikroskop, einem Hammer und Ambos zum Zerschlagen der M., einem Apparat zur Bestimmung des specifischen Gewichts, einer Feile sammt Härtescala, einer Davy'schen elektrischen Wage und einer Magnetnadel. So oft man auch versucht hat, blos auf morphologische und physikal. Kennzeichen und namentlich nur auf Krystallform, Härte und specifisches Gewicht Systeme der M. zu gründen, so ist doch gewiß, daß zu vollständiger Charakterisirung eines Minerals noch die chem. Kennzeichen hinzukommen müssen, die zu schneller Erkennung und Bestimmung oft die brauchbarsten sind. Man muß also wissen, wie ein Mineral chemisch zusammengesetzt sei, woraus sich sein Verhalten gegen chem. Einwirkung ergibt. Handelt es sich um Erkennung der M., so ist allerdings eine vollständige chem. Analyse dann unerlaßlich, wenn man es mit einem ganz neuen Mineral zu thun hat; bei schon bestimmten M. genügen wenige einfache Versuche. Neben der Anwendung der Mineralsäuren, um die Auflöslichkeit, die Gegenwart von Kohlensäure u. s. w. zu prüfen, ist hier die Probe auf trockenem Wege unentbehrlich, und Berzelius (s. d.) hat durch Ausbildung dieser Methode die Mineralogie unendlich gefördert. Diese Probe auf trockenem Wege besteht aber wesentlich aus zwei Theilen, einmal nämlich in der Erhitzung einer kleinen Probe des Minerals in einem Glasrohre über der Lampenflamme und dann in der Erforschung des Verhaltens vor dem Löthrohre, wobei man das Mineral entweder für sich auf einer Unterlage von Kohle oder in Verbindung mit sog. Flüssen, d. h. Substanzen, die mit den M. zu Gläsern verschiedener Farbe zusammenschmelzen, oder einigen andern chem. Reagentien auf einer Unterlage von Platin erhitzt. Vgl. Berzelius, «Die Anwendung des Löthrohrs» (3. Aufl., Nürnb. 1837); Plattner, «Die Probirkunst vor dem Löthrohr» (3. Aufl., Lpz. 1853); Kobell, «Tafeln zur Bestimmung der M.» (8. Aufl., Münch. 1865); Weisbach, «Tabellen zur Bestimmung der M.» (Lpz. 1866).

Mineralogie nennt man den Theil der Naturgeschichte, welcher sich mit der systematischen Beschreibung der Mineralien beschäftigt. Die wissenschaftliche Behandlung derselben ist schon darum sehr neuen Ursprungs, weil sowol Chemie als Krystallographie erst in neuerer Zeit jenen Grad der Ausbildung gewonnen haben, der für consequente Durchführung genauer Charakteristiken und auf Gestalt und chem. Constitution gebauter Systeme nöthig ist. Die Alten, z. B. Plinius, kannten nur wenige Mineralien und beschrieben sie unvollständig. Die ersten Versuche wissenschaftlicher Behandlung machte Georg Agricola im 16. Jahrh. Indeß sind die Systeme der Schweden Wallerius (1772) und Cronstedt (1758) die ersten, welche diesen Namen verdienen; während der erstere rein chemisch klassificirte, räumte der zweite auch den äußern Kennzeichen ihr Recht ein. Die Bearbeitung dieser letztern ist das besondere Verdienst Abr. Gottlob Werner's (s. d.), dem wir die sog. empirische Methode der Mineralbeschreibung verdanken, die von bestimmten theoretischen Ansichten ganz unabhängig und darum noch gegenwärtig neben der streng wissenschaftlichen in Gebrauch ist. Sein System war weder chemisch noch physikalisch consequent; man findet es am ausführlichsten in Hoffmann's «Handbuch der M.» (4 Bde., Freiberg 1811—18). Allerdings gewannen aber auch erst nach Werner sowol die Chemie als die Krystallographie die gegenwärtige wissenschaftliche Form, und Hauy (s. d.) war der erste, der seine mathem. Untersuchungen über Krystallformen zur Aufstellung eines Systems anzuwenden versuchte. Seitdem haben die Mineralogen in der Systematisirung zwei wesentlich verschiedene Wege verfolgt. Die einen stellen die morpholog. und physik., die andern die chem. Kennzeichen an die Spitze. Die erste, die sog. naturhistorische Methode, hat vor allen Mohs (s. d.) mit seinen Anhängern Jameson, Allan, Heidinger u. a. cultivirt und dadurch außerordentlich viel zur Förderung der Lehre von den äußern Kennzeichen beigetragen. Auch das System von Breithaupt (s. d.) ist ein naturhistorisches. Diesen gegenüber steht mit rein chem. Klassifikation Berzelius (s. d.), dem von Kobell und Blum sich anschließen. Indeß haben die wichtigen Entdeckungen über den Zusammenhang zwischen Gestalt und Mischung nur zur Befestigung der schon längst von vielen Mineralogen gehegten Ansicht, daß völlige Einseitigkeit verwerflich und eine genügende Klassifikation nur unter gleichzeitiger Berücksichtigung beider Klassen von Kennzeichen zu erreichen sei, beigetragen. Die Systeme von Leonhard, Beudant, Weiß, Naumann, das krystallo-chem. System von Rose und andern verfolgen sämmtlich diesen Weg mit mehr oder weniger Glück. Vgl. von Kobell, «Geschichte der M.» (Münch. 1864).

Mineralöl ist der generische Name für alle aus dem Mineralreich stammenden ätherischen Oele oder diesen verwandten Flüssigkeiten, welche in der neuesten Zeit eine große Bedeutung als

Leuchtstoff in Lampen erlangt haben. Es gehören dahin das in der Natur vorkommende Erdöl, Bergöl, Steinöl oder Petroleum (s. d.) und die durch Kunst, nämlich durch Destillation von Stein- und Braunkohle, Torf, bituminösen Schiefern gewonnenen Leuchtöle, welche unter mannichfaltigen Namen, als Hydrocarbür, Photogen, Schieferöl, Solaröl, Benzin, Photadyl u. s. w., im Handel erscheinen. (S. Hydrocarbür.)

Mineralwasser. Die Mineralquellen unterscheiden sich von den gewöhnlichen durch einen merklich größern oder geringern Gehalt ihres Wassers an Salzen, manche außerdem noch durch ihren Gehalt von besondern, im gewöhnlichen Wasser nicht oder nur in geringen Mengen vorkommenden Stoffen und endlich durch eine hohe Temperatur. Der Gehalt der Mineralwässer an festen Theilen schwankt etwa zwischen 10 und 40 Gran auf 16 Unzen. Die Temperatur der gewöhnlichen Quellen beträgt selten unter 6°, dagegen besitzen manche Mineralquellen selbst sehr hohe Temperaturen, so der Sprudel in Karlsbad und das Wasser von Plombières 60°, die Quelle von Chaudes-Aigues 87°, die Petersquelle am Kaukasus und die Quelle von Las Trincheras in Venezuela 90°. Die kalten Mineralquellen nennt man Krenen, die heißern und lauen Thermen und Chliaren. Der Ursprung der M. ist derselbe wie der Ursprung gewöhnlicher Quellwässer. Ihren Gehalt an Salzen erhalten sie durch Auslaugen unterirdischer Salzlager, die hohe Temperatur durch ihre schnelle Beförderung aus tiefen, dem Innern der Erde nähergelegenen Stellen an die Oberfläche. Die Mineralquellen entspringen theils natürlich, theils sind sie erbohrt worden. Man theilt sie nach ihrem Gehalt von bestimmten Stoffen in mehrere Gruppen ein. 1) Die Indifferenten Heilquellen oder Akratopegen besitzen keine hervorstechenden chem. Bestandtheile und liefern ein sehr salzarmes, fast chemisch reines Wasser; warme oder heiße Akratopegen sind Gastein, Pfäfers, Teplitz, Plombières (Schlangenbad ist Chliare). 2) Kochsalzquellen besitzen als vorwaltenden Bestandtheil Chlornatrium (Kochsalz); warme Kochsalzquellen sind Wiesbaden und Baden-Baden, kalte Kissingen (besonders stark die Rakoczyquelle), Homburg und Soden. An Kochsalz sehr reiche Quellen werden Solen genannt; zu diesen gehören Ischl, Reichenhall, Wittekind; Rehme und Nauheim liefern ein an Kohlensäure reiches Wasser von Badetemperatur. 3) Jod- und bromhaltige Wässer finden sich zu Adelheidsquelle, Krankenheil, Kreuznach, Hall in Oberösterreich, Elmen in der Provinz Sachsen. 4) Säuerlinge sind ausgezeichnet durch einen starken Gehalt an Kohlensäure, enthalten aber daneben gewöhnlich noch kohlensaures Natron oder Kochsalz: Selters, Gleichenberg, Bilin, Gießhübl, Geilnau, Fachingen, Vichy (mit sehr viel doppeltkohlensaurem Natron), Ems, Obersalzbrunn. 5) Bitterwässer (Seidschütz, Seidlitz, Püllna) enthalten vorzüglich schwefelsaure Magnesia (Bittersalz). 6) Glaubersalzwässer sind ausgezeichnet durch einen hohen Gehalt von schwefelsaurem Natron (Glaubersalz); so Marienbad, die Salzquelle zu Franzensbad, die Elstersalzquelle und Karlsbad, die einzige Therme dieser Gattung. 7) Schwefel- oder Schwefelwasserstoffquellen enthalten Schwefelwasserstoff. Warme Schwefelwässer finden sich in Aachen, Baden bei Wien, Baden in der Schweiz, Landeck; kalte zu Nenndorf, Eilsen, Weilbach. 8) Eisenwässer enthalten viel doppeltkohlensaures Eisenoxydul, so Pyrmont, Driburg, Spaa, Steben. Zugleich viel Salz führen Elster, die Karolinen- und Ambrosiusquelle in Marienbad. Eisensäuerlinge sind die Franzens-, Salz- und Wiesenquelle im Franzensbad und die Trink-, Albert- und Salzquelle in Elster.

Die auffälligen Erscheinungen der Mineralwässer haben schon in früher Zeit Anlaß zu ihrer medic. Verwendung gegeben (Gesundbrunnen), aber erst in neuerer Zeit (seit Frdr. Hoffmann) hat man sie mit dem Fortschreiten der chem. Kenntnisse und der medic. Erfahrungen systematisch zu verwenden gelernt. Einzelne der Mineralwässer dienen blos zum Baden (z. B. die indifferenten Wässer, Kochsalzquellen), andere vorzugsweise zum Trinken (Bitter- und Glaubersalzwässer); vielfach werden sie aber auch in beiderlei Form angewendet. Die viele Gase (Stickstoff, Schwefelwasserstoff) liefernden Wässer benutzt man auch zu Inhalationscuren, bei welchen man die Kranken die Gase athmen läßt, und in neuester Zeit hat man, zuerst in Frankreich, angefangen, vermischte, zu einem feinen Nebel zerschlagene (zerstäubte, pulverisirte) Wässer auf die Athmungsorgane einwirken zu lassen. Die Zwecke, zu welchen man sich der Mineralwässer bedient, sind höchst mannichfaltig, und es gibt fast keine Krankheit, gegen welche nicht dies oder jenes Wasser gebraucht wird. Doch wendet man bei bestimmten Krankheiten vorzugsweise nur bestimmte Quellen an, so gegen Unterleibs- und Leberkrankheiten Quellen wie Karlsbad und Vichy, gegen Skrofulose u. dgl. die Kochsalz- und Solquellen, gegen veraltete Syphilis die iod- und bromhaltigen Wässer, gegen Blutarmuth u. dgl. die Eisenwässer u. s. w. Die Cur in den sog. Bädern oder Curorten beschränkt sich nicht blos auf das Baden und Trinken, sondern es bestehen allenthalben

auch noch besondere, die ganze Lebensweise (Bewegung, Diät) regelnde Bestimmungen, welchen jedenfalls mit Recht ein großer Einfluß auf die Beseitigung der Leiden zugeschrieben wird. Ebenso wird in jeder andern Hinsicht für Annehmlichkeit des Aufenthalts Sorge getragen. Für manche Badeorte kommen auch andere specielle Verhältnisse (die hohe Lage des Landes im Gebirge u. s. w.) in Betracht, welchen wol gleichfalls ein Einfluß auf den Gang der Krankheit nicht abgesprochen werden kann. Endlich wendet man in manchen Bädern noch andere medic. Curverfahren an, wie sie der praktische Arzt sonst ausübt, und es wird so die Heilwirkung der Quelle in kräftiger Weise unterstützt. Mineralwässer, welche sich nicht, wie die Eisenwässer, durch Aufbewahrung wesentlich verändern, werden auch versendet (Versandtwässer); doch ist dies nur der Fall bei den zum Trinken benutzten Quellen. Um die Mineralwässer an von der Quelle entfernten Orten herstellen zu können, hat man die Eindampfung der Wässer erfunden, und man verschickt so den Salzrückstand (Mutterlaugensalz) der Quellen, wo dieser als der wirksame Bestandtheil betrachtet wird (z. B. Kreuznach). Seit etwa 1820 hat man (und zwar zuerst Struve in Dresden) begonnen, die Mineralwässer nachzuahmen, indem man sie künstlich aus ihren wichtigsten Bestandtheilen zusammensetzt. Oft erreicht man mit diesen künstlichen Mineralwässern denselben Erfolg wie durch den Gebrauch der natürlichen. (S. Balneologie.)

Minerva, eine italische, bei den Etruskern (wo sie auf Inschriften Menrfa heißt), Sabinern und besonders in Rom (wo sie auf dem Capitol, dem Aventin und dem Cälius alte Heiligthümer hatte) verehrte Gottheit, die theils als Blitzes- und Kriegsgöttin, theils als Repräsentantin aller Intelligenz und Erfindsamkeit, als Beschützerin aller Handwerke, Künste und Wissenschaften im weitesten Sinne aufgefaßt wurde. Ihr Hauptfest in Rom waren die Quinquatrus vom 19. bis 23. März, die von der ganzen Schuljugend mit ihren Lehrern, von verschiedenen Zünften, wie denen der Walker, Schuster und Tischler, von den Aerzten, deren Schutzpatronin die Minerva medica war, endlich von Malern und Bildhauern, Dichtern und Rednern festlich begangen wurden.

Die italische M. ist frühzeitig identificirt worden mit der griech. Athene. Diese, häufig auch Pallas Athene genannt, ist ihrer ursprünglichen Naturbedeutung nach eine Göttin des lichten Aethers, deren Begriff aber allmählich mehr und mehr im ethischen Sinne aufgefaßt wurde, sodaß sie als reine Jungfrau (Athene Parthenos), als Göttin der Klugheit und Weisheit in friedlichen wie kriegerischen Beschäftigungen, einerseits als Athene Ergane (Arbeiterin), andererseits als A. Promachos (Vorkämpferin) und A. Nike oder Nikephoros (Siegbringerin), ja sogar als A. Pronoia (Vorsehung) verehrt ward. Nach einer von Dichtern und Künstlern vielbehandelten Sage gebar Zeus, nachdem er seine erste Gemahlin, die Metis, verschlungen hatte, aus seinem Haupte, das er durch Hephästos (oder durch Prometheus oder durch Hermes) mit dem Beile spalten ließ, die Athene, die sogleich als erwachsene Jungfrau in voller Waffenrüstung hervorsprang und von den andern Göttern mit Freuden begrüßt wurde. Nach einer andern halb verschollenen Sage, die sich fast nur in dem Beinamen der Göttin, Tritogeneia, erhalten hat, ist sie aus dem Wasser, aus dem See oder Bach Triton, den die einen nach Libyen, andere nach Thessalien oder Böotien versetzen, geboren. Als kriegerische Göttin nimmt sie hervorragenden Antheil an dem Kampfe der Götter gegen die Giganten (s. d.) und steht dem Herakles (s. d.) in allen seinen Kämpfen bei; in ähnlicher Weise beschützt sie auch andere Heroen, namentlich solche, die Klugheit und List mit Kühnheit und Tapferkeit verbinden, wie den Odysseus (s. d.). Im Trojanischen Kriege steht sie nach der Darstellung der Ilias entschieden auf der Seite der Griechen gegen die Trojaner; doch rächt sie nach der Eroberung Trojas an dem griech. Heere schwer den Frevel des Aias, Sohnes des Oileus, welcher der am Altare und Bilde der Göttin Schutz suchenden Kassandra Gewalt angethan hatte. Als strenge Wächterin ihrer Jungfräulichkeit straft sie den Tiresias, der sie nackt im Bade gesehen hat, durch Blendung; den Hephästos, der sie zur Gattin begehrt und sich gewaltsam ihrer bemächtigen will, weist sie heftig zurück; doch nimmt sie sich des aus dem von Hephästos befruchteten Staube der Erde geborenen Erichthonios an und übergibt ihn, in einer Kiste verborgen, in ihrem Tempel auf der athenischen Burg zur Pflege ihren Dienerinnen Aglauros, Herse und Pandrosos, die, als sie wieder das Gebot der Göttin die Kiste öffnen und den von einer Schlange bewachten Knaben erblicken, von Wahnsinn ergriffen sich von dem Burgfelsen hinabstürzen.

Verehrt wurde Athene allerorten, wo Griechen wohnten, vor allem aber in Attika, dem Lande, das sie einst im Wettstreit mit Poseidon, der das Roß erschuf, durch Schöpfung des Oelbaums sich zu eigen gewonnen hatte. Unter den zahlreichen Festen, welche ihr hier im Laufe des Jahres geweiht waren, ist das wichtigste das der Panathenäen, welche alljährlich in der Mitte des

Monats Aug. mit Festzug und Opfern, alle vier Jahre, als Große Panathenäen, glänzender, durch gymnastische und musikalische Wettkämpfe verherrlicht, gefeiert wurden. Auch die künstlerische Darstellung der Göttin hat in Athen ihre höchste Ausbildung erhalten, besonders durch Phidias, der sie in einem kolossalen Erzbilde auf der Akropolis als Promachos darstellte, mit langem Gewande bekleidet, über der Brust die Aegis mit dem Gorgoneion (s. Aegide), auf dem Haupte den Helm, am linken Arme den Schild, in der Rechten den Speer; ferner in dem glänzenden Tempel der Akropolis, dem Parthenon, in einem Kolossalbilde aus Gold und Elfenbein als Nikephoros, ein goldenes Bild der Nike (Siegesgöttin) auf der vorgestreckten Rechten, den Schild (unter welchem sich die heilige Schlange emporringelte) und den Speer an die linke Seite gelehnt; neben ihr stand der ihr geweihte Vogel, die Eule, welchen sie in manchen Kunstdarstellungen auf der Hand trägt. Wollen die Künstler sie als friedliche Göttin, als Athene Ergane oder als Agoräa (zum Volke Redende) bezeichnen, so werden meist die Attribute des Schildes und Speeres weggelassen; doch behält sie gewöhnlich auch dann Helm und Aegis. Niemals erscheint sie unbekleidet, sondern immer mit langem, bis auf die Füße herabreichendem und den ganzen Körper bedeckendem Gewande, häufig auch noch mit einem kurzen Ueberwurf darüber bekleidet. Die Formen des Körpers zeigen mehr Kraft als weibliche Fülle; der Ausdruck des Gesichts ist der ruhigen Ernstes und klarer Verständigkeit, mehr streng und würdevoll als anmuthig.

Minesota oder Minnesota, einer der nördlichsten Vereinigten Staaten von Amerika, zwischen Wisconsin im O., Iowa im S., Dacotah im W., dem Britischen Nordamerika und dem Obern See im N. gelegen, hat ein Areal von 3918 Q.-M., enthält die Quellen des Mississippi, der mit dem St.-Croix zum Theil die Ostgrenze bildet und ist zum größten Theil fruchtbares, hochgelegenes Prairienland, theils bewaldet, theils mit Gras bedeckt. Ueberaus zahlreich sind die Landseen, die meist miteinander, zum Theil auch mit dem Mississippi und dem Obern See in Verbindung stehen, oder nur durch schmale Trageplätze voneinander geschieden sind. Unter ihnen sind die größten der Miniwakan oder Teufelssee (Devils lake), der Rothe See (Red lake), der sehr fischreiche Regensee (Rainy lake), der Wäldersee (Lake of the woods) von 65 M. Umfang. Der Hauptfluß ist der Mississippi, der fast das ganze Staatsgebiet durchströmt und jetzt bis zu den St.-Anthonyfällen aufwärts von Dampfschiffen befahren wird; aber auch oberhalb der Fälle gehen kleinere Dampfboote. Sein bedeutendster Nebenfluß ist hier der St.-Peters, von den Sioux Minisota, d. h. schlammiger Fluß, genannt, 102 M. lang, bei seiner Mündung 300 F. breit und 15 F. tief, für Dampfboote bis zum Fort Ridgeley, etwa 45 deutsche M. lang fahrbar. Der James-River oder Ischan-Sanson durchfließt M. in südl. Richtung und mündet nach einem Lauf von 130 M., wie der ihm parallel fließende Big-Sioux oder Tschanka-Sadata nach einem Laufe von 76 M., in den Missouri. In den Obern See mündet der St.-Louis, in den Winnipegsee der nördl. Red-River, der ganz in der Nähe der Mississippiquellen entsteht und häufig Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Das Klima von M. ist nicht allzu streng. Die Winter sind trocken; der Schnee liegt meist nur $2^1/_2$ F. hoch, und die ungeheuern Fichtenwaldungen im Norden gewähren Schutz gegen die scharfen Nordwinde; doch tritt mitunter schon in der zweiten Hälfte des Sept. Frost ein. Im Mississippi bildet sich bei St.-Paul vor Ende Nov. kein Eis. Der Staat gehörte bis 1848 zu Wisconsin, Michigan und Iowa, wurde 1849 als Territorium organisirt und 1858 als vollberechtigtes Mitglied in die Union aufgenommen. Er enthält 64 Bezirke und zählte 1860: 171,401 E., darunter 259 freie Farbige. Hauptstadt ist Saint-Paul mit 10401 E., wo die aus 21 Senatoren und 42 Repräsentanten bestehende Legislatur jährlich zusammentritt. Der Gouverneur wird alle zwei Jahre gewählt und hat einen Gehalt von 1500 Doll. Sonst sind von den Städten noch zu nennen: Saint-Anthony mit den berühmten Mississippifällen und 3258 E., Mineapolis mit 2564 E., Winona mit etwa 2000 E., St.-Peter mit 1000 E., und Neuulm, die Niederlassung deutscher Turner am Minnesota mit etwa 1000 E., nicht weit vom Fort Ridgeley. M. ist bisjetzt hauptsächlich Ackerbaustaat. Der Werth der bebauten Farmen belief sich 1860 auf 19,070737 Doll.; an Weizen wurden in demselben Jahre 21,958912 Bushel gewonnen, Kartoffeln 2,027945 Bushel. Der Taxwerth des besteuerten Eigenthums wurde 1860 auf 32,118779 Doll., der wirkliche Werth desselben dagegen auf 52,294413 Doll. berechnet. Der Holzhandel erreichte im genannten Jahr die Höhe von 816808 Doll. Von zahlreich projectirten Eisenbahnen ist bisjetzt nur die Minesota und Pacific auf einer kurzen Strecke von Winona am Mississippi nach St.-Peters vollendet. Die Staatsschuld betrug 1860 nur 288653 Doll.

Minghetti (Marco), ital. Staatsmann und Publicist, geb. 8. Sept. 1818 zu Bologna, stammt aus einer durch den Handel reich gewordenen Familie. Er verlor seinen Vater früh-

zeitig, erhielt aber unter der Leitung seiner Mutter eine tüchtige Erziehung und studirte zuerst Mathematik und Physik, dann die Staatswissenschaften, machte auch zur Vollendung seiner Bildung Reisen in Italien, Frankreich, England und Deutschland. Nach seiner Rückkehr nach Bologna veröffentlichte er verschiedene Arbeiten über ökonomische Gegenstände, in denen er die Grundsätze der engl. Freihändler vertheidigte und diese durch Errichtung eines ital. Zollvereins auf der Halbinsel angewendet wissen wollte. Die Reformbewegung, zu der die Thronbesteigung Pius' IX. Anstoß gab, führte auch M. auf den polit. Schauplatz. Er gründete schon 1846 das Journal «Il Felsineo», das sich bald zu einem der besten Organe der gemäßigten Partei emporschwang. Ende 1847 wurde M. nach Rom berufen als Mitglied der mit Entwerfung der Reformen beauftragten Notabelnversammlung (Consulta). Als Pius IX. 10. März 1848 zum ersten mal sich mit einem wesentlich aus Laien gebildeten Cabinete sich umgab, übernahm M. in demselben das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten. Doch schon die Encyclica vom 29. April veranlaßte den Rücktritt des Cabinets, und M., an dem reformatorischen Berufe des Papstthums verzweifelnd, nahm das ihm von verschiedenen Seiten zugedachte Kammermandat nicht an, sondern begab sich in das Lager des Königs Karl Albert. Hier wurde er dem Generalstabe zugetheilt und erhielt nach der Schlacht von Goito den Rang eines Majors. Nach dem Frieden verließ er die piemontes. Armee und ging nach Bologna zurück, wo er sich als Privatmann mit landwirthschaftlichen und ökonomischen Untersuchungen beschäftigte, als deren Resulat das wichtige Werk «Dell' economia pubblica e delle sue attinenze colla morale e col diritto» (Bologna 1859) zu betrachten ist. Dabei blieb er auch politisch thätig und trat namentlich in ein enges Freundschaftsverhältniß zum Grafen Cavour, der ihn 1856 zur Zeit des Friedenscongresses nach Paris rief, um ihn bei Abfassung des Memorandums über die Lage des Kirchenstaats zu Rathe zu ziehen. Als der Krieg von 1859 herannahte, wählte ihn Cavour zu seinem Generalsecretär, welches Amt er mit dem Rücktritte Cavour's nach dem Frieden von Villafranca niederlegte. M. wandte sich nach Bologna zurück und leitete daselbst als Präsident die Nationalversammlung der bereits factisch von dem Kirchenstaate getrennten Romagna. Nach erfolgter Annexion nahm er als Abgeordneter von Bologna seinen Sitz im piemontes., bald ital. Parlament. Im Oct. 1860 trat er als Minister des Innern in das Cabinet Cavour's, verblieb auch in dieser Stellung nach Cavour's Tode in dem ersten Cabinete Ricasoli. Von seinen dem Parlament vorgelegten und einen wahrhaft liberalen Geist athmenden Gesetzentwürfen war der wichtigste derjenige, welcher dem neuen Königreiche, anknüpfend an die histor. und topogr. Verschiedenheiten der einzelnen Landestheile, eine Organisation nach großen Regionen und im decentralisirenden Sinne geben wollte. Dieser Entwurf fand indeß bei dem Parlament, dessen Absichten auf straffe Staatseinheit gerichtet waren, keine günstige Aufnahme, und M. zog sich deshalb von seinem Ministerposten zurück. Als nach dem Falle des Cabinets Rattazzi im Dec. 1862 Farini ein neues Ministerium bildete, übernahm er das Portefeuille der Finanzen, und nach Farini's Ausscheiden trat er, die Finanzverwaltung beibehaltend, an die Spitze des Cabinets. Obwol man seiner Finanzverwaltung vielleicht Vertrauensseligkeit vorwerfen darf, hat er doch keineswegs die Anklagen verdient, mit welchen er, gleich seinen Collegen, nach Bekanntwerden der mit Frankreich 15. Sept. 1864 abgeschlossenen, auf die röm. Frage bezüglichen Convention von piemontes. und demokratischer Seite her angegriffen wurde. Seit seinem Rücktritt von den Geschäften im Sept. 1864 machte er sich wenig mehr in der Kammer geltend, obschon er als eins der Häupter der gemäßigt-liberalen, die Cavour'schen Traditionen pflegenden Partei gilt und wahrscheinlich der bedeutendste parlamentarische Redner Italiens ist.

Mingrelien, d. h. das Land der tausend Quellen, eine unter dem Generalgouverneur von Kutais stehende transkaukas. Provinz der russ. Statthalterschaft Kaukasien, zwischen Imereti und Abchasien gelegen, grenzt im W. an das Schwarze Meer, im N. an den Fluß Ingur, im O. an den Tzchate oder Pferdefluß (Hippios der Alten) und die Hochkämme des Kaukasus, im S. an den Rion und bildet einen Theil des alten Kolchis (s. d.). Das Land ist nur an der Küste flach, sonst von Mittel- und Hochgebirgen erfüllt, sehr wasserreich, mit kräftiger, üppiger Vegetation, strichweise mit dichter, von Reben und großblätterigem Epheu durchrankter und darum undurchdringlicher Waldung bedeckt und hat ungemein fruchtbaren Boden, aber ungesundes Klima, namentlich in der heißen Zeit, wo Fieber in hohem Grade herrschen. Mais, Holz, Wolle und Wachs sind die bedeutendsten Handelsproducte. Doch gibt es auch Eisenminen und Schmelzöfen, und 1865 wurde im Thale des Ingur ein Goldlager entdeckt. Das eigentliche M. zerfällt in die drei Bezirke: Sugdidi, Senak und Letschgum, welche 1860 zusammen auf 121,92 Q.-M. 183575 E. zählten. Es sind aber der Verwaltung von M. auch die zwei

Pristawschaften Swanien oder (russisch) Swanetien (45,66 Q.-M. mit 6044 E.) und Samarsakan (früher zu Abchasien gerechnet; 25,38 Q.-M. mit 23000 E.) unterworfen, sodaß der ganze Verwaltungskreis der Provinz M. auf 195,96 Q.-M. 212619 E. zählt. Die Einwohner bekennen sich durchweg zur orthodoxen griech. Kirche. Die Mingrelier gehören zum georgischen Stamm und nennen sich selbst Kadsariah. Sie standen ehedem wegen Sklavenjagd, Mord- und Rauflust in sehr übelm Rufe und gelten noch immer für sehr roh und uncultivirt. Seitdem der Fürst (Dadian) von M. sich 1804 unter Rußland zu Lehn begeben, ist das Land mit seinem Fürsten in diesem mittelbaren Verhältniß zum russ. Reiche verblieben. Der Dadian hat im allgemeinen freie Hand im Lande. Nur das Recht der militärischen Besetzung des Landes und die Todesstrafe hat sich der russ. Kaiser vorbehalten. Der Dadian erhält von Rußland einen Jahrgehalt, und ihm sind wieder einige Fürsten (erbliche Häupter ganzer Dörfer) und eine große Anzahl Adelicher (Gutsbesitzer) als Lehnsleute untergeordnet. Der Fürst wie die Vasallen haben Bauern zu Unterthanen, die hart gedrückt sind. Ganz M. hat nur zwei sog. Städte, vier Flecken und 344 meist aus weit zerstreut liegenden Wohnungen und Höfen bestehende Dörfer, von denen 95 in Swanien liegen. Die Stadt Redut-Kaleh, eine 1821 von den Russen angelegte Befestigung an der Mündung des Chopi, hat außer den Befestigungswerken eine Kaserne, einen Bazar und 385 E. Nur 3—4 St. südlicher liegt links an der Mündung des Rion (Phasis) die früher zu Guria gerechnete Stadt Poti, ein kaum im Aufblühen begriffener Ort mit einigen hundert Einwohnern, einer russ. Garnison, Befestigungen, Bazar und Dampfschiffverbindung mit Batum. Im Bezirk Senak liegt an der Ostgrenze das Kloster Martwili, der Sitz des obersten Geistlichen von M. Lailasch, im Bezirk Letschgum, ein Dorf mit Bazar, ist das Sommerhoflager des Dadian, sowie Sugdidi das Winterhoflager. Letzterer Ort hat 200 Häuser und kleine Gehöfte für die Hofleute und Beamten sowie den fürstl. Palast, ein gewöhnliches zweistöckiges Haus. Anaklia, an der Mündung des Ingur, ist ein armseliger Ort mit einer Kosackenbesatzung.

Minho portug., Miño span., Minius bei den Alten, der kleinste unter den sechs Hauptflüssen der Pyrenäischen Halbinsel, ist bei der geringen Länge von 35 M. und einem Gebiete von nur 740 Q.-M., das nur der nordwestl. Ecke der Halbinsel angehört, mehr als ein Küstenfluß zu bezeichnen. Er entsteht in den Gebirgen des nordöstl. Galicien aus den Bächen Miño und Minótolo, strömt anfangs gegen Südwest, dann bis unterhalb Lugo nach Südost, von dort bis Orense fast südwärts und zuletzt, die Grenze zwischen Spanien und Portugal bildend, über Tuyo nach SW. Bis 2 M. unterhalb Lugo durchfurcht er ein in weitem Umfange von Gebirgen umwalltes Plateau. Dann fließt er bis zur Mündung des Sil, 1 M. oberhalb Orense, zwischen sehr hohen Steilufern in einem engen, von Klippen erfüllten Bett durch ein westlich von der hohen Cordillera de Faro begrenztes Thal. Bei Orense erweitert sich dieses Thal zu einer geräumigen Ebene, und obwol später die Berge wieder näher heranrücken, bleibt doch dasselbe weit und zeigt sich von Ribadavia an höchst malerisch und anmuthig. Bei Salvatierra, 7 M. oberhalb der Mündung, wird der Fluß für kleine Fahrzeuge fahrbar; größere Schiffe können die an der Mündung liegende Barre nicht passiren. Der einzige erwähnenswerthe Nebenfluß ist der Sil, welcher länger und stärker als der Hauptstrom selbst und durch seine Goldkörner schon im Alterthum berühmt war. Der Sil entquillt dem Bergknoten von Peñaranda, bewässert, anfangs gegen Südwest fließend, das reizende Thal El-Vierzo, wendet sich hierauf südwärts, später westlich und führt dem M. den größten Theil der in der westl. Hälfte der Asturischen Kette sowie fast alle am Nordabhang der Kette von Leon entspringenden Gewässer zu. Bis zur Grenze Galiciens fließt er durch ein prachtvolles, in üppigster Vegetation und Fruchtfülle prangendes und reichbevölkertes Thal. Dann aber tritt er in einen felsigen, allmählich sich verengenden Grund ein, den er wild durchströmt.

Miniaturen nennt man kleine und feine Malereien für Ausschmückung von Handschriften, wobei hauptsächlich Minium (Mennige) gebraucht wurde. Diese Art von Malerei scheint in Aegypten uralter Brauch gewesen zu sein, da auf manchen Papyrusrollen Ornamente und Figuren als schmückende Zugift des hieroglyphischen Schrifttextes nicht zu verkennen sind; aber erst in Griechenland wurde daraus ein besonderer Kunstzweig, der sich nach Rom verpflanzte, wo man im Zeitalter des Augustus die Bücher der schönen wie der gelehrten Literatur mit bildlichen Darstellungen zur Erläuterung des Textes ausmalen ließ. Später schöpfte Byzanz aus seinem Verkehr mit Persien und andern Ländern des Ostens frische Anregung für jegliche Art des decorativen Kunstbetriebes und entwickelte sich hierin zu einer gewissen Selbständigkeit fort. Unter den bekannten Denkmälern der eigenthümlich byzant. Miniaturmalerei darf das im Auftrage

der Prinzessin Juliana Anicia um 505 zu Konstantinopel verfertigte, jetzt in Wien befindliche griech. Manuscript des Dioskorides als das früheste angesehen werden. Man erkennt hier durch die orient. Tünche die altröm. Grundgestalt noch deutlich hindurch, und selbst die spätern Werke dieser Art behalten bei zunehmender Verasiatirung einen Nachschimmer antiker Würde und Hoheit: die Compositionen, die Gewandmotive, die breite Behandlung mit dem Pinsel in Guaschfarben bleiben im Gleise der antiken Manier. Hieraus erklärt sich der gewaltige Einfluß, welchen Byzanz ausübte, als sich jene Kunstthätigkeit von da nach Britannien, Frankreich und Deutschland verbreitete. Daß in Britannien schon früher eine rein einheimische, sog. «angelsächsische» Kunstübung gleicher Art stattgefunden und auf das Festland eingewirkt habe, ist eine sehr beliebte Annahme der neuesten Kunsthistoriker, welche durchaus kein genügendes Zeugniß zur Gewähr hat. Die als Belege dazu angeführten Verzierungen in irischen und brit. Handschriften des 7. Jahrh. sind keine Miniaturmalerei, sondern Schönschreiberei; alles ist mit der Feder gemacht, wenn auch mit Farben gehöht, und das Decorationssystem zwar sehr eigenthümlich, aber ausschließlich kalligraphisch, wie in den gleichzeitigen fränk. Handschriften. Eigentliche M. finden sich in England und Frankreich nicht vor dem 8. Jahrh. Um diese Zeit kommen zu den nach Schreibmeisterart verzierten und illuminirten Initialen gemalte Einzelfiguren, namentlich die vier Evangelisten hinzu, und erst seit dem 9. Jahrh., als die in engl. und fränk. Klöstern errichteten Schreibschulen (Scriptoria) die Kalligraphen zu Miniatoren herangebildet hatten, bereichern sich die Bücherhandschriften mit Darstellungen ganzer Scenen. Die wichtigsten Ueberreste der unter Karl d. Gr. und seinen Nachfolgern in Frankreich ausgeführten M. sind in Paris, Rom, St.-Gallen erhalten, und die engl. Hauptdenkmale gleicher Art und Zeit befinden sich im Britischen Museum. Sie zeigen sämmtlich die byzantinisirende Manier, die in der Behandlung der Figuren noch ziemlich ungeschickt und barbarisch, aber in der Ausschmückung der Anfangsbuchstaben und Ränder viel Sinn und Gefühl für das Ornamentistische wahrnehmen läßt. In Frankreich verwilderte die Miniaturmalerei sehr bald nach Karl's des Kahlen Tode (877); in Deutschland dagegen, wohin sie vermuthlich zunächst durch lothring. Mönche aus den Schulen zu Metz und Prüm, dann durch byzant. Künstler gebracht wurde, fand sie an den Fürsten des sächs. Kaiserhauses mächtige Gönner und in den dafür gegründeten Klosterwerkstätten sorgsame Pflege. Der Domschatz zu Hildesheim, die Bibliotheken in Bamberg und München bewahren aus der Zeit der Ottonen berühmt gebliebene Bilderhandschriften, welche den gleichartigen Werken der karolingischen Periode an Reichthum des bildlichen Schmuckes nichts nachgeben und ebenfalls noch wesentlich byzant. Stilgepräge an sich tragen.

Mit dem zweiten Jahrtausend beginnt in der Miniaturmalerei eine neue Richtung, welche die bisher gleichmäßig wiederholten byzant. Formen in mehr zeitgemäßem und volksthümlichem Sinne umzubilden sucht und sich allmählich zu einem Stil gestaltet, den wir auch hier, wie in der gleichzeitigen Baukunst, den «romanischen» nennen können. Zuvörderst freilich blieb man noch stark befangen, sodaß die Leistungen des 11. Jahrh., bei allen Anzeichen des Ringens nach Selbständigkeit, im ganzen immer noch von byzant. Vorbildern abhängig sind, deren Herrschaft bis tief ins 12. Jahrh. hinein dauert. Die Hauptkennzeichen des neuen Stils, wofür die Bibliotheken in Paris, München und Trier die interessantesten Beispiele aufzuweisen haben, sind die ungefüge, gewissermaßen verrenkte Bewegung, die gleichsam mit Anstrengung sprechende Geberde, die unbehülfliche Schwere. Die Technik ist mit dem 11. Jahrh. von der malenden Guaschbehandlung der karolingischen Epoche wieder zu der frühern zeichnenden und illuminirenden Behandlung zurückgegangen; die Umrisse werden mit der Feder vorgezeichnet und sodann von dem Pinsel mit flachen Farbentönen ausgetuscht. Später hatte man lieber Goldgründe, wobei man das Pergament nicht wie die Byzantiner einfach mit irgendeinem Leim dünn bestrich, sondern förmlich grundirte, d. h. mit einem geleimten Kreidegrund überzog und auf diesem das Blattgold auflegte, welches dadurch ein gewisses Relief und nachher vermittels einer leichten Polirung einen Glanz erhielt, der uns noch heute in Erstaunen setzt. Die Mönchsschulen, damals die einzigen Werkstätten für das Abschreiben und Ausmalen der Bücher, wetteiferten fortan in Hervorbringung von Handschriften, die sich durch kalligraphische Eleganz ebenso wie durch reichen Bilderschmuck hervorthaten und, prachtvoll eingebunden, bei den kostbarsten Cultusgeräthen im Klosterschatz aufbewahrt, zuweilen auch in einem eigenen Bücherzimmer aufgestellt wurden. Bald erlangten die Mönche in den verschiedenen zur Ausführung von Prachtmanuscripten nöthigen Fertigkeiten so viel Geübtheit, daß sie die Theilung der Arbeit vornehmen konnten, wobei Copisten und Illuministen sich im eigensten Sinne in die Hand arbeiteten. Von dem 13. Jahrh. an gehörten die Bücherabschreiber nicht mehr ausschließlich zu den Mönchen.

Daher vermuthlich das fortan sogar in der liturgischen und kanonischen Bücherausschmückung sich meldende satirische Element. Seit Mitte des 12. Jahrh. tritt ein abermaliger Stilwechsel ein, und zwar im Geiste jener Kunstrichtung, die man gewöhnlich die gothische zu nennen pflegt. Die byzant. Reminiscenzen werden jetzt, wenn auch nicht völlig aufgegeben, doch entschieden zurückgesetzt. Der Künstler folgt überwiegend seinen eigenen Antrieben, die ihn zum Anschluß an Natur und Wirklichkeit hindrängen. Mit Ausnahme von Gott Vater, Christus, Maria, Aposteln, Propheten und Patriarchen, für welche das herkömmliche idealische Costüm noch beibehalten ist, erscheinen die andern Personen in der Zeittracht des darstellenden Künstlers. Die Figuren und Gewänder zeigen die lebhafte Bewegung, das mehr oder minder schlanke Verhältniß, das eigenthümlich langgezogene und weich geschwungene Gefält der goth. Sculpturen; in den Gesichtern und Geberden finden sich neben dem Typischen mehr aus dem Leben beobachtete Züge. An die Stelle der Goldgründe kommen entweder schachbretartig mit Gold und Farben gefelderte oder tapetenartig mit buntem Blätter- und Blumenwerk gemusterte Hintergründe. Mit dem Anfange des 14. Jahrh. zeigt sich wiederum eine beträchtliche Verbesserung. Die illuminirten Federzeichnungen der Flachmalerei gestalten sich zu eigentlichen, nur mit dem Pinsel in Guaschfarben ausgeführten und mit Lichtern, Schatten, Halbtönen versehenen Gemälden. Die Motive sind ansprechend; die Körperverhältnisse bleiben noch überschlank, auch die Gewandmotive behalten den starken Schwung und die scharfen, magern Rippen der goth. Sculpturen; das Colorit, obschon noch sehr bunt, hat doch ein gefälliges Ansehen, und die Ausführung, obwol noch schüchtern, ist stets sorgsam und zart durchgebildet. Die Schachbret- oder Tapetengründe ersetzt man, am frühesten in den Niederlanden, zunächst durch Zimmerräumlichkeiten, die schon einigermaßen vertieft sind, und wagt sich sodann, nachdem man im Kunstbetriebe zu größerer Selbständigkeit gelangt ist, an landschaftliche Hintergründe, in welchen bereits die Perspective, wenn auch nur nach ungefährem Augenmaß, berücksichtigt wird. Seitdem mit allgemeinerer Verbreitung der Geistescultur unter den Laien der Besitz zierlicher Andachts- und Unterhaltungsbücher für die Gebildeten zur Sache des Geschmacks und bei den Großen des Luxus geworden war, beschäftigte die Handschriftenverfertigung nicht mehr allein die Mönche in den Klöstern, sondern auch eine Menge Schönschreiber und Miniaturmaler in den Haupt- und Universitätsstädten. Namentlich war Paris dafür so berühmt, daß Dante in seinem großen Gedicht sich darauf bezieht.

In der letzten Hälfte des 14. Jahrh. hatten die Miniatoren ganz besondere Gönner an König Karl V. von Frankreich und an seinen beiden Brüdern, dem Herzog Johann von Berri und Philipp dem Kühnen, Herzog von Burgund, aus deren Büchersammlungen berühmte Prachtstücke, z. B. die zwei Horarien des Herzogs von Berri, in die große pariser Bibliothek übergegangen sind. Das immer stattlichere Aufblühen der großen Malerei in den Niederlanden und in Italien und die stete Zunahme der fürstl. Liebhaberei an Bilderhandschriften konnten natürlich für die weitere Durchbildung der Miniaturkunst nicht ohne Wirkung bleiben. Die Behandlung wird freier und naturwahrer, die Umrisse der Figuren haben Weichheit und Anmuth. Die Auswahl und Anordnung der Gegenstände, die feinere Formengebung und Gewandung, die geschmackvollen Ornamente deuten auf das völlige Heranwachsen dieses Kunstzweigs. Weit und breit berühmte Manuscripte: das Missal des Herzogs von Bedford, im Britischen Museum, das Brevier desselben Herzogs, in der großen pariser Bibliothek, das Gebetbuch der Anna von Bretagne, im Louvre, die Bibel des Mathias Corvinus, Königs von Ungarn, im Vatican, u. s. w., beweisen, wie ausnehmend Treffliches die Miniaturmalerei in den Niederlanden, in Frankreich und Italien während des 15. Jahrh. leisten konnte, dessen zweite Hälfte besonders tüchtige Meister zählt, Jean Fouquet von Tours, Gherardo und Attavante von Florenz, Girolamo von Verona, u. s. w. Die Erfindung der Buchdruckerkunst that freilich der Miniaturmalerei empfindlichen Schaden, tödtete sie aber nicht mit Einem Schlage. Von den ersten xylographischen Bilderbüchern, von der «Armenbibel», dem «Heilsspiegel», der «Ars moriendi» u. s. w. gab es außer den gewöhnlichen Exemplaren auch solche, wo die Holzschnitte von Illuministen ausgemalt waren, und in noch kostbarern Drucken auf Pergament geschah dies Ausmalen mit Deckfarben, aufgehöhten Lichtern und Gold, nach Art der Miniaturhandschriften, sodaß sie auf den ersten Anblick dafür gehalten werden konnten. In den ersten typogr. Bücherdrucken war oft das Titelblatt prachtvoll ausgemalt und wurden auf den Blattseiten weiße Stellen gelassen für den Illuministen, indem man blos am Rande mit einem Kapitälchen den großen Anfangsbuchstaben, den er zeichnen und malen sollte, andeutete. Selbst als aus der mainzer Presse schon Bücher hervorgingen, in welchen die großen Anfangsbuchstaben gleich mit gedruckt und den Initialen in den Handschriften täuschend nachgebildet waren, wurde die Miniaturmalerei noch lange für die

Versorgung fürstl. Bibliotheken mit Prachtmanuscripten in Anspruch genommen und überhaupt in ihrem Fortgange so wenig gehemmt, daß sie erst zu Anfange des 16. Jahrh. den freiesten Besitz aller technischen Mittel erlangte und damit ihre vollkommensten Leistungen hervorbrachte: das Brevier des Cardinals Grimani, von dem Genter Gerhard Horebout ausgemalt, in der Markusbibliothek zu Venedig, und das Meßbuch des Cardinals Farnese, ein Meisterwerk des Giulio Clovio, in der Bibliothek zu Neapel. Indeß auf die Länge vermochten die Miniaturmaler nicht, sich des vereinigten Andrangs der Buchdrucker, Holzschneider und Kupferstecher zu erwehren; sie verloren ihre letzten Kunden und mußten sich zum Malen von Bildnissen, Dosendeckeln u. dgl. bequemen. Hieraus entstand im 17. Jahrh. eine neue Gattung Klein- und Feinmalerei, die von jenen frühern Malereien in Bücherhandschriften den Namen Miniaturmalerei erhielt. Man gebraucht dazu sehr feine, mit Gummiwasser angemachte Farben, die blos mit der Pinselspitze in Pünktchen oder Strichelchen aufgetragen werden. Gewöhnlich punktirt oder strichelt man nur das Nackte, und behandelt das übrige, Gewänder und Hintergründe, nach herkömmlicher Guaschmanier; bisweilen wird aber auch die ganze Arbeit punktirt oder gestrichelt. Man malt solche M. auf feinkörnigem, starkgeleimtem Papier oder auf besonders zubereitetem Holz, mitunter auch auf Email, am häufigsten aber auf Elfenbein und Pergament. Durch die Erfindung der Photographie ist diese Art Miniaturmalerei sehr in Abnahme gerathen und beinahe abgekommen. Vgl. Ballard, «Traité de miniature» (Lyon 1672; nachher öfters unter dem Titel: «École de la miniature», Par. 1782 und 1816; deutsch, Nürnb. 1688).

Miniégewehr, von dem franz. Artilleriekapitän Minié 1849 erfunden, ist ein gezogenes Gewehr ohne Kammer und Stift, dessen Geschoß mit Spielraum zu Boden fällt und durch die Pulverkraft in die Züge getrieben wird, um dadurch seine Rotation zu erhalten. (S. Handfeuerwaffen.) Das Geschoß ist cylindrisch mit ogivaler oder parabolischer Spitze, am Cylinder mit zwei bis drei scharfkantigen Nuthen; an seiner untern Fläche tritt eine Höhlung hinein, in welche die Pulvergase strömen, die Bleiwände dadurch erweitern und in die Züge drücken. Diese Höhlung ist nach Minié's Vorschlag mit einem Eisennäpfchen (culot) geschlossen, welches jedoch in andern auf das Miniésystem begründeten Gewehrconstructionen weggefallen ist, z. B. im englischen und belgischen M. Die Vortheile des M. sind: schnelles Laden, sehr flach gekrümmte Flugbahn, weil der Schwerpunkt im Geschosse weit nach vorn liegt, gar keine Geschoßdeformation und aus beiden Gründen eine große Treffähigkeit, endlich die Leichtigkeit, andere Gewehre in M. umzuformen. Dagegen verschleimt das M. bei trockener, heißer Witterung schon bei 20—30 Schuß, es erfordert eine größere Ladung, und das Geschoß kann bei zu tiefer Höhlung oder schwachen Bleiwänden vom Pulvergase leicht zerrissen werden. Seiner überwiegenden Vorzüge wegen hat das M. die weiteste Verbreitung gefunden, in Preußen jedoch nur als Uebergang zum Zündnadelgewehr. Die neuesten Kriegserfahrungen stellen die allgemeine Einführung der Hinterladungsgewehre in Aussicht, wobei aber das Miniésystem, dessen Charakter nur im Geschoß liegt, beibehalten werden kann.

Minimen, Mindeste Brüder oder Eremiten des heiligen Franz von Paula, Fratres minimi, Fratres Eremitae S. Francisci de Paula, heißen die Glieder eines von Franz (s. d.) von Paula gestifteten Mönchsordens. Der Stifter trat schon im 12. Jahrh. in den Orden der Franciscaner, widmete sich aber nach einem kurzen Aufenthalte in einem Kloster dem Einsiedlerleben in der Nähe seiner Vaterstadt Paula in Calabrien mit großer Strenge und fand bald viele Nachahmer, die sich ihm anschlossen. Mit diesen verließ er 1435 seinen bisherigen Aufenthalt und verband sich mit ihnen zu einer Klostergesellschaft, die er «Einsiedler des heil. Franciscus» nannte. Der Ruf seiner Frömmigkeit vergrößerte schnell die Anzahl seiner Anhänger und erwarb ihm die Erlaubniß, ein eigentliches Kloster mit einer Kirche erbauen zu dürfen. Diesen Bau führte er, durch milde Gaben sehr unterstützt, 1457 aus. Neue Sitze seiner klösterlichen Verbindung stiftete er darauf in Spezzia, Cortona und Milazzo in Sicilien. Sixtus IV. bestätigte 1474 den Orden, gewährte ihm die Exemtion und noch andere Privilegien und ernannte Franz von Paula zum Generalsuperior aller Klöster, die sich seiner Stiftung angeschlossen hatten. König Ludwig XI., von einer lebensgefährlichen Krankheit ergriffen, rief Franz von Paula 1482 zu sich nach Frankreich, wo letzterer nun seinem Orden ebenfalls Ausbreitung zu verschaffen wußte. Weil man ihn nur «den guten Mann» nannte, erhielten die Glieder des Ordens den Namen «die guten Leute» (les bons hommes). Die Regel, welche Franz für den Orden aufgesetzt hatte, erhielt 1492 von Alexander VI. die Bestätigung; zugleich verwandelte aber auch der Papst den bisherigen Ordensnamen in die Benennung «Minimen», weil diese in ihrer Demuth die allergeringsten unter den geistlichen Ordensbrüdern sein wollten,

und gewährte ihnen alle Privilegien der Bettelmönche. Franz selbst nahm noch dreimal Veränderungen mit seiner Regel in kurzen Zwischenräumen vor, und so erhielt der Orden noch drei Regeln, von denen die eine Papst Alexander 1501, die zweite 1502 und Julius II. die dritte 1506 bestätigte. Unter Maximilian I. verbreitete sich der Orden sodann nach Deutschland, unter Ferdinand dem Katholischen nach Spanien, wo die M. den Namen Fratres de Victoria erhielten, während sie in Deutschland vorzugsweise Pauliner oder Paulaner genannt wurden. In Spanien trat auch ein Nonnenorden der M., Mindeste Schwestern genannt, in das Leben (1492), doch ohne eine weite Verbreitung hier und in Frankreich zu finden. Der Orden besteht noch vorzugsweise in Italien; in Spanien ist er Mitte 1852 wiederhergestellt worden. Missionscolonien hat er in Indien. Die Ordensregel fordert die gewöhnlichen drei Klostergelübde, dabei aber noch als ein viertes das Fastenleben (vita quadragesimalis), welches in der gänzlichen Enthaltsamkeit von allem Fleische besteht.

Minimum, s. Maximum.

Minister (vom lat. minus, d. i. geringer, ein Diener) ist gegenwärtig die Bezeichnung für die Inhaber gewisser öffentlicher Functionen. So werden die Seelsorger als Diener des geistl. Amtes Ministri sacri officii genannt, und auch der Ordensgeneral der Franciscaner heißt M. Ganz besonders führen aber diesen Titel diejenigen obersten Staatsbeamten, welche unmittelbar unter dem Staatsoberhaupte die Regierungsgeschäfte besorgen, desgleichen die Gesandten zweiter und dritter Klasse (Bevollmächtigte M. und Ministerresidenten) im Gegensatz zu den Botschaftern. Die Ausbildung einer Centralverwaltung ging schon im röm. Kaiserreiche vor sich, wo die Regenten eine Staatskanzlei (consistorium principis) einrichteten und die Ausführung ihrer souveränen Beschlüsse den Vorständen der verschiedenen Dienstabtheilungen übertrugen. In den german. Reichen stand dem Könige eine Mehrzahl oberster Hof- und Reichsbeamter (s. Erzämter) zur Seite, und die Ausfertigungen überwachte ein Kanzler, der als Großsiegelbewahrer die schriftlichen Erlasse mit dem Zeichen der Echtheit versah. Mit der Menge und Bedeutung der Aufgaben, welche dem weiter entwickelten Staate erwuchsen, trat auch das Bedürfniß ein, die immer zahlreichern Beamten einheitlicher Leitung zu unterstellen und alle Zweige des öffentlichen Dienstes durch ihre obersten Spitzen miteinander in Verbindung zu bringen. Den Uebergang hierzu bildete das System, wonach nur ein Cabinetsminister den Regenten für gewöhnlich berieth und die Politik leitete, während die Vorstände der Hauptcollegien oder eigene Conferenzminister nur auf besonderes Erfordern im Cabinet (s. d.) erschienen und ihr Gutachten abgaben. Gegenwärtig sind jene Vorstände in den meisten Staaten selbst M., welche die oberste Leitung ihres Departements selbständig führen, ohne an die Meinung der beigegebenen Ministerialräthe gebunden zu sein, und unter dem Vorsitze des Regenten oder des ersten M. (Ministerpräsidenten, Premierminister) ein höchstes Collegium, das Gesammtministerium, bilden. Die einzelnen Centralstellen werden dadurch zu Ministerien des Aeußern, Innern, Kriegs, Cultus und öffentlichen Unterrichts (in Rußland der Volksaufklärung), der Justiz und der Finanzen. Während mehrere dieser Ministerien vorübergehend oder dauernd auch in einer Hand vereinigt oder dergestalt zueinander in Beziehung gesetzt sein können, daß das eine in Abhängigkeit von dem andern durch besondere Unterstaatssecretäre, aber mit einer gewissen Selbständigkeit, besorgt wird, vermehrt sich die Zahl derselben in Großstaaten zuweilen noch um besondere Ministerien für Handel und Landwirthschaft, öffentliche Arbeiten, der Polizei und der Marine. In Monarchien findet sich auch ein Ministerium des königl. oder kaiserl. Hauses für die nach Privatfürstenrecht zu beurtheilenden Angelegenheiten des Staatsoberhaupts und seiner Familie. Wo, wie z. B. in Rußland, die Leitung dieser Privatsachen und des Auswärtigen einem bevorzugten M. ausschließlich vorbehalten bleibt, treten die andern M. nur hinsichtlich der übrigen Angelegenheiten in Mitberathung, woraus der Gegensatz zwischen Cabinetsministern und bloßen Staatsministern erwächst. Die dem M. anvertraute Geschäftsklasse bildet sein Portefeuille. In größern Staaten werden jedoch auch M. ohne Portefeuille ernannt, welche nicht an der Verwaltung, sondern nur an der Berathung des Gesammtministeriums (Ministerconseils) theilnehmen. Es sind dies gewöhnlich hochstehende Staatsmänner, denen die Oberleitung zukommt (wie z. B. im preuß. Ministerium vom 2. Dec. 1858 der Fürst von Hohenzollern), oder die wegen ihrer Rednergabe, wie in Frankreich seit 1860, als Sprechminister die Regierung in den gesetzgebenden Körpern zu vertreten haben. Hin und wieder werden gewesene M. oder sonst verdiente höhere Beamte mit dem Ministerprädicate versehen, was aber weniger für die Staatsverwaltung als für Hofrangverhältnisse von Bedeutung ist.

Die Ernennung der M. steht natürlich dem Inhaber der höchsten Gewalt zu. Dieser kann sich jedoch in solchen Staaten, wo das parlamentarische Regierungssystem zur vollen Entwickelung gelangt ist, wie in England, Belgien, durch seine Wahl nicht mit der Mehrheit der Volksvertretung in Widerspruch versetzen, weil ein misfälliges Ministerium weder seine Ansichten in der Form von Gesetzen zur Geltung bringen, noch die nöthigen Geldverwilligungen zu erlangen vermöchte. Da außerdem der Staat leicht mit sich selbst in Widerspruch gerathen könnte, wenn zwischen den einzelnen M. keine Einigkeit hinsichtlich der leitenden Grundsätze bestände, so pflegt der Regent bei dem Rücktritt eines Ministeriums meistens einen Vertrauensmann der neuen Situation mit der Neubildung der Verwaltung zu beauftragen, welcher die zu befolgenden Grundsätze in einem Programm aufstellt und daraufhin befähigte Gesinnungsgenossen zum Eintritt bewegt. Gewöhnlich wird derselbe im Falle des Erfolgs Premierminister und übt als solcher auf die ganze Politik und seine Amtsgenossen einen bestimmenden Einfluß. Jedem M. gebührt indeß die Oberleitung des ihm zugewiesenen Dienstzweiges (Ressort), wobei er sich durch eigene Räthe unterstützen und vertreten läßt. Das betreffende Collegium, welches ebenfalls Ministerium heißt, steht über allen bei demselben ressortirenden Behörden als Aufsichts- und Beschwerde-Instanz, und zwar als höchste, wenn nicht das Landesgesetz noch an das Gesammtministerium zu recurriren gestattet. Das Verhältniß der M. zu dem Inhaber der höchsten Gewalt ist je nach der Landesverfassung ein verschiedenes. In demokratischen und aristokratischen Republiken werden die M. Diener der Volksmehrheit oder der herrschenden Klasse, in absoluten Monarchien unselbständige Organe des höchsten Willens sein, während sie in beschränkten Monarchien eine Mittelstellung einnehmen und, wenn sie für Beschlüsse des Regenten nicht einstehen zu können glauben, ihre Entlassung einreichen. Nach den Grundsätzen des Constitutionalismus sind nämlich wegen der Regierungsacte des für unverantwortlich erklärten Monarchen die M. in Anspruch zu nehmen. Diese Verantwortlichkeit der M. ist theils eine parlamentarische oder politische, theils eine strafrechtliche. Jene besteht darin, daß die M. als Rathgeber der Krone hinsichtlich ihrer polit. Thätigkeit in den Verhandlungen der Volksvertretung wie in der Presse zur Rechenschaft gezogen werden. Die Verantwortlichkeit im Verhältniß zum Strafgesetz betrifft dagegen nur solche Handlungen oder Unterlassungen der Regierung, welche entweder geradezu verbrecherisch oder doch staats- und gemeingefährlich erscheinen. Für solche läßt das constitutionelle Staatsrecht zunächst den M. aufkommen, welcher das einschlagende Departement verwaltet und den betreffenden Act durch seine Unterschrift hat vollziehen helfen. Da ohne eine solche Mitunterschrift eines M. kein Regierungsact gültig ist, durch jene aber der Miturheber die volle Verantwortlichkeit übernimmt, so kann kein M. sich dagegen durch die Einrede schützen, daß er des Monarchen Befehl habe vollziehen müssen. Dies gibt dem constitutionellen M. im Cabinet eine große Selbständigkeit. Die Bestimmungen über Geltendmachung der strafrechtlichen Ministerverantwortlichkeit, über das Recht zur Anklage gegen die M., den Gerichtshof, der solche zu entscheiden hat, das Verfahren vor diesem, über die einer Anklage unterliegenden Handlungen oder Unterlassungen, endlich über die strafrechtlichen und polit. Folgen einer Verurtheilung sind in den verschiedenen Staaten sehr verschieden. Vgl. Constant, «De la responsabilité des ministres» (Par. 1818); Cottu, «Considérations sur la mise en accusation des ministres» (Par. 1828); R. Mohl, «Die Verantwortlichkeit der M.» (Stuttg. 1837).

Ministerialen, d. i. Dienstleute, hießen die schon in den frühesten Zeiten des Mittelalters an den Höfen der Könige und ihrer Statthalter wie der Bischöfe sich vorfindenden Hausbeamten, die anfangs wirkliche Dienste leisteten, später aber nur zum Glanze des Hofstaats ihrer Herren dienten. Die vier ältesten und vornehmsten dieser Aemter waren die des Marschalls, des Kämmerers, des Schenken und des Truchseß (s. Erzämter und Erbämter), denen so viele andere aus dem vertrautern, selbst höhern Gesinde untergeben wurden, als die Verrichtungen im Hofdienste forderten. Zum Lohn für ihre Dienste erhielten die M. Hoflehen, die gleich den Kriegslehen, jedoch etwas später und namentlich unter Kaiser Friedrich I., erblich wurden. In den ersten Zeiten standen die M. hinter den Freien, kamen aber weiterhin, wo sich die Ständescheidung nach Beruf und Lebensweise vollzog, wegen ihrer Beziehung zu angesehenen Herren den freien Lehnsleuten im Rechte gleich und wurden dadurch vielfach zu Ahnherren des niedern Adels. Von Reichsministerialen oder den Hausbeamten auf den Reichsgütern, welche den Kaiser zunächst nur als Grundherrn über sich hatten, stammen sogar manche reichsritterschaftliche, also bis zum Ende des Reichs unmittelbare Familien. Vgl. Fürth, «Die M.» (Köln 1836).

Miñano y Bedoya (Sebastian de), span. Politiker, Historiker und Geograph, geb. 1779

zu Bezerril de Campos in der Provinz Palencia, sollte in Salamanca nach dem Wunsche seiner Aeltern die Rechtswissenschaften studiren, widmete sich aber insgeheim medic. Studien und wurde, als die Aeltern solches erfuhren, in dem Hause des Cardinal-Erzbischofs von Toledo untergebracht. 1795 wurde er Erzieher des Sohnes des Infanten Louis de Bourbon, den er, nachdem er inzwischen Doctor der Rechte geworden, als Secretär nach Sevilla begleitete, wo dieser Erzbischof geworden war. Für seine wichtigen Dienste beim Ausbruche des Gelben Fiebers in Sevilla 1800 erhielt er eine Präbende an dem Domkapitel von Sevilla, das ihn bald darauf zu seinem Geschäftsträger in der Residenz ernannte. 1804 kehrte er nach Sevilla zurück, wo er nun bis 1812 blieb. Als 1810 das Domkapitel dem neuen Monarchen den Eid der Treue leisten sollte, legte er seine Stelle nieder. Deshalb verdächtig, wurde er kurze Zeit in Haft gehalten. Dennoch sah M. in der franz. Invasion und Administration kein Unglück für sein Vaterland und galt deshalb für einen Afrancesado. Doch war seine Auswanderung nach Frankreich 1814 eine freiwillige, ebenso wie seine Rückkehr nach Madrid 1816, um auf seine Präbende zu verzichten und eine gerichtliche Untersuchung seines Betragens zu verlangen, die zu seinen Gunsten ausfiel. Er blieb in Madrid, um sich ganz literarischen Beschäftigungen zu widmen. Bei dem Ausbruche der Contrerevolution 1820 und 1823 trat er als Verfechter der Cortesverfassung auf und schrieb die satirischen «Cartas del pobrecito holgazan», die ungeheueres Aufsehen machten, die bei weitem gemäßigtern «Cartas del Madrileño» und die «Cartas de Don Justo Balanza», in welchen allen er sich zugleich als einen classischen Prosaisten bewährte. Gleichzeitig veröffentlichte er noch mehrere polit. Schriften derselben Richtung. Um so mehr mußte es auffallen, als M. nach der zweiten Restauration und seiner abermaligen Auswanderung nach Frankreich mit einer französisch geschriebenen «Histoire de la révolution espagnole» (Par. 1825) und dem «Exámen crítico de las revoluciones en España» (2 Bde., Par. 1838) auftrat, in welchen Werken er sich zum Vertheidiger des sog. aufgeklärten Despotismus machte. Das einzige rein wissenschaftliche und unter seinem Namen erschienene Werk ist der «Diccionario geográfico y estadístico de España y Portugal» (11 Bde., Madr. 1826—28), den er auf Aufforderung der königl. Akademie der Geschichte, deren Mitglied er ward, unternahm. M. starb 1832.

Minne, von der Wurzel man, denken, gedenken, sich erinnern, woher auch mahnen stammt, bedeutete ursprünglich Erinnerung, Andenken. Unsere Vorfahren pflegten bei Opfern und Gelagen der Götter oder der abwesenden und verstorbenen Genossen mit einem Becher zu gedenken und nannten das «Minne trinken». So trank man in heidnischer Zeit Wuotan's, Donar's und anderer Götter M., nach der Bekehrung die M. Christi, Maria's und der Heiligen, vornehmlich aber, und besonders zum Abschiede und zum Friedenszeichen, die M. des Apostels Johannes und der heil. Gertrud, weil beide als Friedensstifter galten und der Evangelist, den Gertrud vor allen Heiligen auszeichnete, auch vergifteten Wein ohne Schaden getrunken haben sollte. Bald aber entwickelte sich für das Wort M. (jedoch nur in Deutschland, nicht in Skandinavien) eine zweite und seitdem allein gültige Bedeutung persönlicher und besonders geschlechtlicher Zuneigung (im Gegensatze zu Haß), während «Liebe» nur das Erfreuliche, das Angenehme, das Wohlgefallen (im Gegensatze zu Leid) bezeichnete. Weil nun die Verehrung, welche seit ältester Zeit dem weiblichen Geschlechte von den Deutschen gewidmet worden war, sich durch das Ritterthum, durch den Einfluß der brit. Romane und durch die Wechselwirkung des Mariendienstes bis zur Schwärmerei steigerte, so wurde den deutschen Lyrikern des 12. und 13. Jahrh. die M., von ihnen oft auch als Frau M. personificirt, und der Frauendienst Hauptinhalt ihrer Dichtungen und ihnen selbst der Name Minnesinger (s. d.) beigelegt. Doch wie der Minnedienst dann bis zur Thorheit, ja bis zu unsittlicher Verirrung fortschritt, erhielt auch das Wort M. einen tadelnden Nebensinn des blos sinnlichen Genusses, und seine frühere edlere Bedeutung ging auf das Wort Liebe über, bis endlich die Dichter des 18. Jahrh. dem fast vergessenen Worte M. seine alte Würde wiedergaben und es in den dichterischen Sprachgebrauch zurückführten.

Minnesinger nennt man mit unzureichender Bezeichnung, den überwiegenden Inhalt ihrer Lieder zu stark hervorhebend, die deutschen Lyriker des 12. und 13. Jahrh. Die Wiege der deutschen Lyrik wie des volksmäßigen Epos ist Oesterreich, genauer begrenzt Oberösterreich. Sie entsproß zunächst aus doppelter heimischer Wurzel, einer geistlichen und einer weltlichen, der aber bald vom Rheine her mit bestimmendem Einflusse eine dritte, ausländische, französische sich gesellte. Gesungen zwar hatte das Volk schon seit langen Jahrhunderten, aber immer noch war sein Lied ein episches, ein erzählendes, erzählend nicht nur, wenn es Thaten und Schicksale der Vergangenheit berichtete, sondern auch, wo es Ereignissen und Zuständen der Gegenwart

diente, wo es Feste, Hochzeiten, Tänze und, von geistlicher Hand ausgehend, Kreuz- und Pilgerfahrten, See- und Kriegszüge, Gottes- und Heiligendienst begleitete. Aber eben diese Berührung mit der Gegenwart gab dem Ausdrucke der subjectiven Stimmung und Empfindung Raum und führte dadurch allmählich hinüber zur Lyrik, die auch früh schon in lat. oder in halb lat., halb deutschem Gewande von fahrenden (wandernden) Geistlichen geübt wurde, welche die Fürstenhöfe suchten und dort, um zu gefallen, weltliche Lieder dichteten. Diesem Ursprunge entsprechen deutlich die ältesten erhaltenen Dichtungen Dietmar's von Eist (nordöstlich von Linz, 1143—70), des von Kürenberg (dessen Burg einst 1 St. oberhalb Linz an der Donau stand), des Burggrafen von Regensburg, Meinlos von Sevelingen (aus Söflingen bei Ulm), und des fahrenden Sängers Spervogel. Minne, Sommerlust und Winterleid, Lob oder Tadel der Herren bilden ihren gewöhnlichsten Inhalt; aber die Darstellung liebt noch epische Einkleidung in erzählender Schilderung von Begebnissen und Zuständen, in Selbstgespräch und Zwiegespräch oder in sprichwörtlich gedrungener Kürze, und Vers- und Strophenbau erscheinen noch in der alten epischen Einfachheit. Während diese Anfänge der neuen Sangeskunst in Oberdeutschland rasch emporwuchsen, hatte die franz. Lyrik bereits ihre volle Blüte entfaltet in Flandern und der Champagne. Ueberhaupt herrschte damals in den Ländern, welche die Maas durchströmt, das reichste, bewegteste Leben. Dort stand das Ritterthum im vollsten Glanze, dort wetteiserten die kräftigen und wohlhabenden Bürgerschaften volkreicher Städte in Gewerbfleiß und Handel. Von dort aus erging also auch die mannichfachste Einwirkung auf die benachbarten niederrhein. Lande und weit darüber hinaus bis tief ins innere Deutschland hinein und erstreckte sich fast auf alle Stände und Verhältnisse. So kamen aus den Maasgegenden und durch sie vermittelt auch aus dem übrigen Frankreich nach Deutschland herüber die sog. gothische Baukunst, die Stoffe und Formen der höchsten Epik, Tänze und Tanzmelodien, die ganze Kunstsprache des Ritterwesens und auch zahlreiche andere franz. Wörter, Wort- und Satzformen, endlich auch neue Muster der Lyrik, welche indeß weniger auf den Inhalt, stärker auf die Form und die musikalische Begleitung und auf die Musikinstrumente wirkten. Ueberhaupt nahm die deutsche Dichtkunst, weil sie der französischen durch natürliche poetische Anlage und Tiefe der Auffassung bedeutend überlegen war, die fremden Bestandtheile nicht sklavisch auf, sondern verwandelte sie mit schöpferischer Kraft in eigenes Besitzthum und ging sowol im Inhalte als in der Form frei und glücklich fortbildend weit darüber hinaus.

Als unmittelbare Wirkungen des franz. Einflusses traten mit Bestimmtheit hervor der strengere Bau des Verses; ferner neben dem Alexandriner der zehn- oder elfsilbige Vers, reichere Gliederung der Strophe, entschiedenes Uebergewicht blos minniglicher Stoffe und rein lyrische Weise der Auffassung mit Verdrängung des epischen Elements. Dichter dieser vermittelnden Uebergangsstufe sind der Westfale Heinrich vom Veldeken, welchen die spätern einstimmig als den Vater ihrer Kunst betrachten, der Pfälzer Friedrich von Hausen, der Thüringer Hugo von Salza und der von Kolmas, der Sachse Heinrich von Morungen und die beiden Schwaben Heinrich von Rucke und Ulrich von Gutenburg. Bis dahin war die lyrische Kunst noch vor dem Ablaufe des 12. Jahrh. gediehen und hatte sich bereits, wie schon die oben aufgezählten Dichternamen beweisen, über das ganze Deutschland verbreitet. Das 13. Jahrh. führte sie zur höchsten, aber leider kurzen Blüte. Die alte heimische Kunstüberlieferung mit der neuen französischen verschmelzend, schritt man fort zur lebendigsten, klangreichsten Mannichfaltigkeit der Reime, Verse und Strophen; die kältere, mehr verstandesmäßige franz. Liebesdichtung ward durch das deutsche Gemüth erweitert und vertieft, und das gesellige Leben an den Herrenhöfen bot dem dichterischen Frauendienste die vollste, dankbarste Anregung. Doch nicht der Frauendienst allein beschäftigte die Dichter, wenngleich einige der bedeutendern, wie Heinrich vom Veldeken, Heinrich von Morungen, Reinmar der Alte, Gottfried von Neifen, Ulrich von Lichtenstein und alle Fürsten, die sich im Liede versuchten, nur von Minne sangen. Abweichend von den Franzosen, die fast nur Minnesang kannten, zogen dagegen andere Dichter, und darunter gerade die größten Meister, Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide u. a. m., auch die übrigen Kreise des Lebens in ihren Bereich und behandelten in ihren Liedern auch sittliche, religiöse und polit. Verhältnisse, feierten die Gunst der Fürsten und Herren, schalten ihre Kargheit und beklagten ihren Tod, sodaß die Gesammtheit ihrer Stoffe in drei große Abtheilungen sich bringen läßt, in Frauen-, Gottes- und Herrendienst. Hiermit in einem gewissen Zusammenhange stehen die drei damals gebräuchlichen lyrischen Hauptformen: Lieder, Leiche und Sprüche. Unter Liedern verstand man jetzt gewöhnlich eine Folge von Strophen desselben, in der Regel dreitheiligen Baues und derselben Melodie, und

brauchte sie vorzugsweise im Minnesang, doch auch in Gottes- und Herrendienst und zur Begleitung des Tanzes. Unter Leiche (s. d.) dagegen verstand man eine Folge verschiedener, in der Regel zweitheilig gebauter Strophen und verschiedener Melodie (das, was man heutzutage durchcomponirt nennen würde) und brauchte sie gewöhnlich zur Begleitung des Tanzes, doch auch für religiöse Stoffe. Sprüche endlich, eine den Franzosen unbekannte Form, waren einzelnstehende größere, fast nur in Gottes- und Herrendienst gebrauchte und nicht nothwendig aus symmetrischen Theilen bestehende Strophen, die häufig nur hergesagt wurden und deshalb keiner Melodie oder musikalischen Begleitung bedurften. Besondere Erwähnung verdient eine eigenthümliche reizvolle Gattung des Liedes, die Tagweise oder das Taglied, welche das herbe Scheiden zweier Geliebten bei Tagesanbruch schilderte. Schon Dietmar von Eist und Heinrich von Morungen hatten deren gedichtet; Wolfram von Eschenbach vervollkommnete sie, indem er nach franz. Muster eine dritte Person, den mahnenden Wächter, einführte, wol sicher im Widerspruch mit dem wirklichen Leben, was, wenigstens in Deutschland, schwerlich dies Verhältniß in solcher Ausbildung zeigte. Eine so ausgebildete Technik, gegen deren Feinheit und Strenge in Versbau und Reim selbst die correctesten Gedichte eines Platen und Rückert zurückstehen, und gegen deren wundervolle Mannichfaltigkeit die Formenarmuth unserer heutigen Lyrik gewaltig absticht, setzt natürlich ein Erlernen, eine kunstgerechte Unterweisung voraus. Aber eben nur kunstgerecht war die Belehrung, nicht schulgemäß, d. h. es gab noch keine eigentlichen Gesangsmeister, keine Schulen der Dichtkunst, sondern die Söhne der Ritter, häufig nachgeborene Söhne des niedern Dienstadels lernten neben andern Gegenständen der höfischen Bildung, neben andern Tugenden oder «frumikeiten» (an 49), wie man es damals nannte, von ihren Erziehern, von Geistlichen oder Spielleuten, auch die Kunst des Gesangs, der Musik und des Dichtens. Daher bezeichnet die öfters vorkommende Benennung «Meister» in dieser Zeit nicht einen Lehrer der Dichtkunst, sondern nur einen Dichter, der seine Kunst mit solcher Meisterschaft übte, daß er andern zum Vorbilde dienen konnte. Daher erscheint auch in den Gedichten selbst nicht eine schulmäßige Abhängigkeit vom Lehrer, vielmehr war es Regel, daß jeder Dichter neu sein müsse im Finden, daß er für jedes Lied, für jeden Leich sowol Wort (Text oder Inhalt) als dôn (Metrum) und wîse (Melodie) selbst erfinden müsse, wodurch ihm die Entlehnung von andern und wiederum andern die Entlehnung von ihm abgeschnitten und eine Mannichfaltigkeit der Formen bedingt wurde, die freilich zuletzt, nachdem die einfachen Bildungen erschöpft waren, nothwendig zur Ueberkünstelung führte. Denn selbst die eigenen doene und wîse pflegte jeder Dichter nur einmal, nur für Ein Lied oder Einen Leich zu brauchen; den Sprüchen allein war Wiederholung desselben Tons gestattet.

Seine Lieder und Leiche sang der Dichter selbst, begleitet gewöhnlich durch Saitenspiel, am häufigsten durch die Fiedel oder Geige. Von ihm lernten sie die fahrenden Spielleute, die aus dem Vortrage von Gedichten ein Gewerbe machten, und trugen sie durch mündliche Ueberlieferung von Burg zu Burg, ja weit über die Grenzen des Deutschen Reichs hinaus und pflanzten sie fort auf die kommenden Geschlechter. Daneben war Mittheilung der Gedichte durch schriftliche Aufzeichnung nur in sehr beschränktem Maße erforderlich und üblich, auch wegen der Melodien schwieriger und gleichwol nicht ganz ausreichend; erst als die Kunst gegen Ende des 13. Jahrh. verfiel und die Gelehrsamkeit in ihr überhand nahm, kam das Schreiben mehr in Gebrauch, während einige der ausgezeichnetsten ältern Dichter, wie Wolfram von Eschenbach, nicht einmal zu schreiben verstanden. Doch legten sich die fahrenden Spielleute auch schriftliche Sammlungen an, weil ihnen die Menge der Gedichte für das Gedächtniß allein zu mächtig und zu bunt war; und aus solchen Büchern der Fahrenden gingen dann, zum Theil erst nach dem Untergange des Minnegesangs, mehrere der noch erhaltenen umfassenden Handschriften hervor, denen wir unsere heutige Kenntniß jener Gedichte allein verdanken und von denen die wichtigsten sind: die heidelberger Liederhandschrift (herausg. von Pfeiffer, Stuttg. 1844), die benedictbeurer zu München («Carmina Burana», herausg. von Schmeller, Stuttg. 1847), die weingartner zu Stuttgart (herausg. von Pfeiffer und Fellner, Stuttg. 1843) und die reichhaltigste von allen, die Manessische Handschrift (s. d.), welche vollständig von der Hagen (Lpz. 1838) herausgegeben hat.

Fast unübersehbar muß die Zahl der lyrischen Dichter im 13. Jahrh. gewesen sein; sind uns doch sogar in den Handschriften noch über anderthalbhundert Namen überliefert, neben manchen herrenlosen oder untergeschobenen Gedichten; erklärlich, weil eben die Kenntniß dieser Kunst zur höfischen Bildung eingerechnet wurde, weil Ritter, Bürger und Geistliche an ihrer Ausübung sich erfreuten. Am fruchtbarsten blühte sie in Schwaben, und die größte Begünstigung fand sie an den Höfen der österr. Herzoge zu Wien und der thüring. Landgrafen zu Eisenach, endlich noch, als sie bereits dem Untergange sich zuneigte, an den Höfen in Dänemark, Pom-

mern, Brandenburg, Böhmen und Schlesien. Reinmar von Hagenau, auch der Alte genannt, ein Elsasser, der sich am österr. Hofe aufhielt und schon vor 1210 starb, wandelte zwar noch in den Fußstapfen Heinrich's vom Veldeken, übertraf ihn aber durch Feinheit und Empfindung, Richtigkeit des Ausdrucks und Fruchtbarkeit. Um zwei Jahrzehnte überlebte ihn der größte Meister und der Vollender der mittelalterlichen deutschen Lyrik, Walther von der Vogelweide (s. d.). Neben beiden glänzten auch durch lyrische Gedichte die drei größten Meister der höfischen Epik, der klare Hartmann von Aue (s. d.), der prächtige Gottfried von Strasburg (s. d.) und der tiefsinnige Wolfram von Eschenbach (s. d.). Von den übrigen bis zur Mitte des Jahrhunderts verdienen hervorgehoben zu werden: Graf Otto von Botenlauben, ein Henneberger (herausg. von L. Bechstein, Lpz. 1845), Ulrich von Singenberg, Truchseß zu St.-Gallen, der sich nach Walther gebildet hatte, Christian von Hamle, die Schwaben Gottfried von Neifen (herausg. von Haupt, Lpz. 1851) und Burkart von Hohenfels, die Baiern Hildebold von Schwanegau und Reinmar von Brennenberg, die Schweizer Rudolf von Rothenburg, Heinrich von (Hohen-) Sax im Rheinthal und Schenk Ulrich von Winterstetten, die Tiroler Leuthold von Seven und Walther von Metz und der Steiermärker Ulrich von Lichtenstein (s. d.).

Den Eintritt einer neuen Richtung bezeichnet Reinmar von Zweter, ein Rheinländer, der aber in Oesterreich aufwuchs und später gern am böhm. Hofe lebte. Außer einem geistlichen Leiche hat er kein Lied, aber einige hundert Sprüche gedichtet und diese alle in einer und derselben Strophe, dem später sog. Frau-Ehren-Tone. Von dem Minnesange sich gänzlich abwendend, behandelte er in seinen Sprüchen neben persönlichen Beziehungen auch die öffentlichen Verhältnisse von etwa 1230 bis gegen 1260, ernst und besonnen, aber in nüchterner Weise, ohne poetischen Schwung. Noch tiefer stand das dichterische Vermögen, noch minder zeigte sich Innigkeit des Gemüths bei den meisten Spätern, die dann durch Gelehrsamkeit und gesuchte Dunkelheit den Mangel der Phantasie zu ersetzen suchten. Selbst der bedeutendste von ihnen, Konrad von Würzburg (s. d.), der in der erzählenden Gattung noch Achtungswerthes leistete, vermochte bei aller Gewandtheit in der Form doch den entflohenen Geist der lyrischen Dichtung nicht mehr zurückzurufen. Allein noch eine andere Art der Lyrik war neben der rein höfischen erwachsen, eine volksmäßige, die zwar auch am Hofe ihre Uebung und Begünstigung fand, aber ihre Stoffe und zum Theil auch ihre Formen dem Volksleben entnahm. Ihr Hauptvertreter, vielleicht auch ihr Erfinder war Neidhart (s. d.), ein Ritter am Hofe zu Wien, der ungefähr von 1210 bis gegen 1240 dichtete. Er führte das Leben und Treiben der Bauern den feinern Kreisen zur Unterhaltung vor, mit frischer Lust und fröhlichem Humor, aber auch in derben Zügen. Noch gegen Ende des Jahrhunderts ward diese Richtung durch den thurgauischen Ritter Steinmar und durch den züricher Meister Johann Hadlaub gepflegt, die jedoch dem nahen, zu wirklicher Roheit und grober Sinnlichkeit führenden Abwege nicht entgingen.

So war mit dem Schlusse des 13. Jahrh. der eigentliche Minnesang verstummt und die höfische Lyrik überhaupt und fast auch ihr Nebenzweig, die volksmäßige Lyrik der Höfe, abgeblüht, weil die feinere Bildung der Fürsten und Ritter selbst vor dem Sturme der unruhigen, bedrängten Zeiten zurückwich und rohern Neigungen und Genüssen Platz machte. Aber wie sie kräftig genug gewesen war, eine befruchtende Wurzel bis über die Alpen hinüberzutreiben, aus welcher die Anfänge der Lyrik Italiens entsprossen, so konnte sie auch nicht so rasch in der eigenen Heimat gänzlich ersterben, vielmehr nahmen Bürgersleute, ehrbare Handwerker sie in ihre Obhut und pflegten sie als Meistersänger (s. d.) weiter, so gut sie eben vermochten, zwar schul- und zunftmäßig, aber mit einer rührenden Ehrerbietung vor der Kunst, deren innerstes Heiligthum ihrem Auge doch verborgen blieb. Die Lyrik des Volks, weltliche wie geistliche, war inzwischen verachtet und ziemlich unbemerkt fortgegangen. Ihre Aufzeichnung beginnt erst mit dem 14. Jahrh. und zeigt oft einen tiefern Gehalt, dem die unbeholfenere Form nicht mehr gerecht zu werden vermag. Doch erfrischten sich an ihr noch gegen Ende des Mittelalters mehrere der bessern Dichter vom Herrenstande, die jetzt noch ein Kunstlied versuchten, und namentlich lehnte sich das jetzt herrlicher erblühende geistliche Lied gern an den weltlichen Volksgesang. Ueber die Entwickelung und Geschichte der deutschen mittelalterlichen Kunstlyrik belehrt am vorzüglichsten W. Wackernagel in seinen «Altfranz. Liedern und Leichen» (Bas. 1846) und seiner «Geschichte der deutschen Literatur» (Bas. 1853). Alle in den verschiedenen Handschriften erhaltenen Gedichte hat zu sammeln versucht und Lebensbeschreibungen der Dichter hinzugefügt von der Hagen in seinen «Minnesängern» (4 Bde., Lpz. 1838). Eine geschmackvolle Auswahl lieferte Bartsch, «Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrh.» (Lpz. 1864). Eine kritische Ausgabe der ältern und bedeutendern Minnesänger erschien unter dem Titel «Des Minnesangs Frühling» (Lpz.

1857) durch Lachmann und Haupt. Noch jetzt schätzenswerth sind Tieck's neuhochdeutsche Uebersetzungen («Minnelieder aus dem schwäb. Zeitalter», Berl. 1803).

Minor und Minorität, s. Major.

Minorat heißt im Gegensatze des Majorats (s. d.) das hier und da gebräuchliche Vorrecht des Jüngsten in der Erbfolge; bei Bauergütern namentlich das Vorrecht, vermöge dessen der jüngste Sohn das väterliche Gut annehmen und seine Geschwister mit Geld abfinden kann.

Minorca, span. Menorca (Balearis minor), die kleinere der Balearen (s. d.), zählt auf 13,3 Q.-M. 37262 E. (1860). Die Insel hat, wie Mallorca (s. d.), fast durchgehends gebirgigen Boden, viele Buchten und Baien sowie mehrere Vorgebirge, ist weniger fruchtbar und wasserreich als jene, liefert aber die nämlichen Producte, namentlich Wein und Getreide (beide jedoch nicht in hinreichender Menge), Honig, Kapern, Fische, Schafe, Ziegen, Schweine und sehr gute Kühe. Der Handel war unter brit. Herrschaft bedeutender als unter der gegenwärtigen spanischen, der Ackerbau ist sehr vernachlässigt, ebenso die Industrie. Die Hauptnahrungszweige sind Viehzucht, Schiffahrt und Fischerei. Die Bewohner, Menorquines, stimmen mit denen von Mallorca fast völlig überein und haben trotzdem, daß sie über ein halbes Jahrhundert unter der Herrschaft der Engländer standen, von letztern in Sitten und Gebräuchen nichts angenommen. Sie gelten für sehr indolent, die Frauen für schön und graziös. M. ist interessant wegen der vielen Ueberreste celt. Bauwerke. Es sind dies meist aus übereinandergehäuften Steinblöcken gebildete, bis 30 span. Ellen hohe Pyramiden, jede von einer kreisrunden Mauer cyklopischer Bauart umgeben. Außerdem findet sich eine Menge ins Gestein gehauener Höhlen mit Schädeln und andern Knochen von Menschen und Thieren. Die Hauptstadt Mahon oder Puerto-Mahon (Mago oder Portus Magonis), eine Ciudad von 21976 E. (1860), Hafenplatz und Festung ersten Ranges, an der Südostseite auf steiler Anhöhe an der tiefeinschneidenden Ria oder Bucht gleiches Namens gelegen, hat kein span. Ansehen, da die jetzigen Häuser von den Engländern herrühren und nach engl. Art eingerichtet sind. Sie besitzt eine schöne goth. Hauptkirche, ein Nonnen- und zwei ehemalige Mönchsklöster, einen schönen großen Platz (Plaza de armas) und einen imposanten Molo, an welchem die größten Schiffe anlegen können. Der Hafen gehört zu den geräumigsten und sichersten Spaniens, ist besonders als Kriegshafen von hoher Bedeutung und durch mehrere Forts und Strandbatterien gut vertheidigt. Auch ist Mahon der Mittelpunkt des Handels für die ganze Insel und überdies Station der franz. Dampfer der Linie von Toulon nach Algerien, sowie ein gewöhnlicher Aufenthalts- und Zufluchtsort der span., franz. und engl. Schiffe, weshalb hier viel Leben herrscht. Die wohlbewässerte Huerta de San-Juan bei Mahon versorgt fast die ganze Insel mit ihren gerühmten Gemüsen und Gartenfrüchten und liefert auch große Quantitäten zur Ausfuhr. Von Mahon führt quer durch die Insel eine von den Engländern angelegte, gutunterhaltene Kunststraße an die Westküste nach Ciudadela (bei den Alten Jamno), Ciudad und Bischofssitz von 5726 E. (1857), ursprünglich Hauptstadt der Insel, mit einem kleinen, versandeten und nur für Küstenfahrer zugänglichen Hafen. Diese Stadt ist mit Mauern und Wällen umgeben, weshalb sie als Festung gilt, ist gut gebaut und hat, von jeher Sitz des menorquinischen Adels, viel palastähnliche Häuser, eine schöne goth. Domkirche, zwei Pfarr- und drei Klosterkirchen, ein Spital und vier Kasernen. In der Nähe befindet sich die Tropfsteinhöhle Perella. Der Besitz der Insel M. ist namentlich wegen des Handels im Mittelländischen Meere wichtig; daher nahmen sie im Spanischen Erbfolgekriege 1708, angeblich für Karl III., die Engländer in Besitz, denen sie auch 1713 im Utrechter Frieden verblieb. 1756 eroberten sie die Franzosen. Der engl. Admiral Byng, der zu ihrer Entsetzung abgesendet wurde, sich aber vor dem schwächern Feinde zurückzog, ward deshalb zum Tode verurtheilt. Im Frieden von 1763 kam sie indeß wieder an England. 1782 wurde sie von den vereinigten franz.-span. Truppen in drei Tagen erobert und 1783 förmlich an Spanien abgetreten, 1798 wieder von den Engländern besetzt, im Frieden von Amiens 1802 aber an Spanien zurückgegeben.

Minorennität oder Minderjährigkeit (minor aetas) heißt die der Majorennität, Großjährigkeit oder Volljährigkeit (major oder legitima aetas), dem Alter der vollen Reife, vorangehende Lebensperiode. Letztere tritt nach röm. Rechte mit dem zurückgelegten 25. J. ein; in Preußen, Oesterreich und Oldenburg mit dem 24.; in Sachsen, Baiern, Würtemberg, Hannover, Baden, Frankfurt, England und Frankreich mit dem 21.; bei regierenden Fürsten und dem hohen Adel mit dem 18.; auch kann das Recht der Majorennität auf Ansuchen einzelnen Minorennen vom Staatsoberhaupte ertheilt werden (venia aetatis, Jahrgebung). Die Minderjährigkeit begreift nach röm. Rechte, das der Hauptsache nach jetzt in Geltung ist,

folgende Perioden: 1) die Kindheit (infantia) bis zum 7. Jahre; 2) die körperliche Unreifheit, Impubertät oder Unmündigkeit, welche bei Knaben mit dem 14., bei Mädchen mit dem 12. J. endigt, und 3) die Pubertät oder Mündigkeit bis zur erlangten Volljährigkeit. Das **Kind** kann sich durch seinen Willen gar nicht verpflichten, obwol Verpflichtungen, die von selbst aus einer rechtlichen Ursache entstehen (ex re), auch bei dem Kinde eintreten. Es muß, wenn es nicht in väterlicher Gewalt steht, durch einen Vormund (tutor) vertreten werden. Das Kind ist nicht zurechnungsfähig; es kann gezüchtigt, nicht aber mit einer Strafe von Staats wegen belegt werden. Der **Unmündige** steht schon etwas selbständiger; er kann Rechte erwerben, aber sich zu nichts verbindlich machen. Er macht sich durch Unvorsichtigkeit (culpa) und verbrecherischen Vorsatz (dolus) verantwortlich, und wenn die Bosheit groß ist, tritt auch wol eine wirkliche Bestrafung ein. Aber auch er muß noch einen Vormund haben, der für ihn handelt. Der **Mündige** dagegen kann gültige Willenshandlungen vornehmen, kann insbesondere seinen Consens zu einem Verlöbniß, einer Ehe, einer Annahme an Kindesstatt geben und sein Testament machen. Er ist zurechnungsfähig und wegen unerlaubter Handlungen der gesetzlichen Strafe unterworfen. Allein seiner Unerfahrenheit kommt das röm. Recht noch immer dadurch zu Hülfe, daß es ihm einen Beistand (curator) zuordnet, ohne dessen Zustimmung er weder Veräußerungen und Verzichte vornehmen, noch Verbindlichkeiten unwiderruflich eingehen kann. Auch gibt es ihm das Recht, alle Geschäfte, wodurch er während seiner Minderjährigkeit in Schaden gekommen ist, in den ersten vier Jahren nach erlangter Großjährigkeit wieder rückgängig zu machen oder Wiedereinsetzung in den vorigen Stand (restitutio in integrum) zu suchen. Das neuere Recht läßt fast allgemein die Tutel auch rücksichtlich der Minderjährigen fortbestehen. Zur **Lehnsmündigkeit** gehört das Alter von 13 Jahren 6 Wochen und 3 Tagen, indem man zu dem Alter der Großjährigkeit, welches nach dem ältesten deutschen Rechte mit dem zurückgelegten 12. J. eingetreten zu sein scheint, noch das deutsche Jahr und Tag hinzufügte. Die **Eidesmündigkeit** trat nach röm. Rechte mit dem 20. J., nach neuern Gesetzgebungen aber meist mit dem 18. J. ein; dagegen wird zur Landtagsfähigkeit und zur Uebernahme höherer Staatsstellen meist ein höheres Alter als das der Großjährigkeit verlangt. (S. Alter.)

Minoriten, s. Franciscaner.

Minos ist der Name zweier Gesetzgeber. Was von den Sagen über dieselben der Geschichte oder dem Mythus angehört, läßt sich kaum bestimmen. — **M. I.**, König von Kreta, war der Sohn des Zeus und der Europa, Vater der Ariadne, Bruder des Rhadamanthys und Sarpedon und wurde nach seinem Tode mit Aeakos und Rhadamanthys Richter der Unterwelt. — **M. II.**, ebenfalls König von Kreta, der Enkel des vorigen, Sohn des Lykastes und der Ida, Gemahl der Pasiphaë, nach andern der Krete, und Vater des Androgeos, Deukalion's II., des Glaukos, Katreus, der Akalle, Ariadne, Phädra und Xenodike, soll seinen Tod bei Verfolgung des Dädalos in Sicilien durch den König Kokalos gefunden haben. Er herrschte nach der Sage neun Jahre über Kreta, und es wird ihm jene berühmte **Minoische Gesetzgebung**, in der ihn Zeus unterrichtet haben soll, zugeschrieben. Auch soll er die erste bedeutende Macht zur See geschaffen haben. Erst alexandrinische Sage macht ihn zum grausamen Tyrannen. Homer und Hesiod kennen nur einen M., den Herrscher zu Knossos, den Sohn und Freund des Zeus.

Minotaurus, d. i. Stier des Minos, soll nach der Sage ein Sohn der Pasiphaë und eines Stiers, halb Mensch, halb Stier, oder Mensch mit einem Stierkopfe gewesen sein. Ihn fütterte Minos im knossischen Labyrinth, in das er ihn gesperrt, mit den Jünglingen und Jungfrauen, welche Athen jährlich als Tribut liefern mußte, bis endlich Theseus (s. d.) mit Hülfe der Ariadne das Ungeheuer tödtete und Athen vom Tribut befreite. Ueber die Deutung der Fabel sind verschiedene Meinungen aufgestellt worden, die darauf hinauslaufen, daß M. als Symbol des phöniz. Sonnengottes anzusehen sei.

Minsk, ein Gouvernement des westl. Rußland, von 1621,52 Q.-M. mit 1,001335 E. (1863), worunter 100000 Juden und 3000 Mohammedaner, wurde 1795 aus der vormaligen litauischen Wojwodschaft gleiches Namens und aus Theilen der Wojwodschaften Polock, Wilna, Nowogrodek und Brzesc-Litewski zusammengesetzt. Es ist morastig, flach, mit ungeheuern, drei Achtel des Areals einnehmenden Waldungen und mit Steppen bedeckt, hat noch Auerochsen, Elennthiere, Wölfe, Bären, Luchse und wilde Katzen in seinen Wäldern und nur im Westen einige Gegenden, die für den Getreidebau geeignet sind. Die beiden Hauptnebenflüsse des Dnjepr sind der Przypiec und die Beresina, und die ausgedehntesten Moräste die von Pinsk und Rokitno, wahre Einöden, aus Bruch- und Schilfgegenden bestehend. Im Frühjahr ist fast das ganze Land eine weite endlose Wasserfläche, wo der Verkehr oft viele Tage lang gänzlich ge-

hemmt ist. Ein besonderes Product ist die hier häufig gesammelte sog. polnische Cochenille. Biber kamen sonst häufig vor, sind aber jetzt nur auf die Gegend bei Pinsk, wo sie in der Pina leben, beschränkt. Das Klima ist im Sommer glühend heiß, im Winter rauh und kalt. Die Bevölkerung, aus Großrussen, Litauern, Polen, Juden und Tataren gemischt, nährt sich kümmerlich von Jagd, Fischfang, Handel mit kleinen, wilden, muthigen Pferden und einigen Arbeiten in Wolle und Leder. — Die Hauptstadt M., am Flusse Swislocz, einem Nebenfluß der Beresina, anmuthig gelegen, ist der Sitz eines Civilgouverneurs, des griech.-russ. Bischofs von M. und Bobruisk und eines kath. Bischofs, hat eine berühmte Messe im März (die sog. Josephscontracte), eine herrliche Kathedrale, dreizehn andere Kirchen, ein Seminar, ein 1773 gestiftetes Gymnasium, mehrere andere Schulen, vier Wohlthätigkeitsanstalten, ein Theater, mehrere Fabriken und 30149 E., die einen zum Theil nicht unbedeutenden Handel unterhalten. Bemerkenswerth sind noch folgende Kreisstädte: Pinsk, an der Pina, in der großen Sumpfebene, mit zwölf Kirchen, einem Kloster, einer adelichen Kreis- und einer Pfarrschule, einer Wohlthätigkeitsanstalt und 11071 E., welche Juchtenfabriken unterhalten; Nowogrodek, der Geburtsort des poln. Dichters Mickiewicz, mit neun Kirchen, einer adelichen Kreis- und einer Pfarrschule, einer Wohlthätigkeitsanstalt und 6650 E.; Mosyr, poln. Mozyr, am Przypiec, mit sieben Kirchen, und 6574 E., sowie Sluzk, poln. Sluck, am gleichnamigen Fluß, mit fünfzehn Kirchen, darunter eine neue reformirte, einem Kloster, mehrern Schulen, vier wohlthätigen Anstalten und 8586 E.

Minstrels, engl. Form für Menestrels, s. Troubadour.

Minto (Gilbert Elliot, Graf von), brit. Staatsmann, war der Sohn des Sir Gilbert Elliot (gest. 1777), eines geschätzten Dichters und Parlamentsmitglieds, der unter dem Ministerium Lord North's zum Geheimsiegelbewahrer von Schottland ernannt wurde. Am 23. April 1751 geboren, trat er schon 1774 ins Unterhaus, wo er zum großen Verdruß seines Vaters sich der Opposition anschloß, bei der er treulich ausharrte, bis die durch die Excesse der Französischen Revolution erregten Befürchtungen einen Theil der Whigs bewogen, sich der Regierung zu nähern. Elliot wurde 1793 Mitglied des Geh. Raths und ging bald darauf mit außerordentlichen Vollmachten nach Corsica ab, um die Vereinigung dieser Insel mit Großbritannien zu unterhandeln. Er nahm die Georg III. angebotene Krone an und erhielt selbst den Titel eines Vicekönigs. Allein nicht wenige von den Einwohnern waren der Herrschaft Englands abgeneigt, die franz. Partei gewann immer mehr Boden und nöthigte Elliot gegen Ende des J. 1796 die Insel zu verlassen. Im Nov. 1797 als Lord M. zum Peer erhoben, war er hierauf Botschafter in Wien und erhielt 1806 den Posten eines Präsidenten des Indischen Amts. Die hier gewonnenen Erfahrungen bestimmten die Regierung, ihn 1808 zum Generalgouverneur von Ostindien zu ernennen, wo er sich durch seine umsichtige Verwaltung und seinen humanen Charakter allgemeine Achtung erwarb. Er war es auch, der die Expedition nach Java anordnete, die er selbst begleitete, und die mit der Unterwerfung dieser wichtigen Colonie endete, welche man jedoch nach dem Frieden den Holländern zurückgab. Seine durch das Klima zerrüttete Gesundheit zwang ihn 1813 nach England zurückzukehren, wo er zum Viscount Melgund und Grafen von M. befördert wurde und 21. Juni 1814 starb. — Gilbert Elliot-Murray-Kynynmond, Graf von M., ältester Sohn des vorigen, geb. 16. Nov. 1782, war beim Tode seines Vaters Mitglied des Unterhauses und stimmte nachher im Oberhause mit den Whigs für Katholikenemancipation und parlamentarische Reform. Nachdem seine Partei ans Ruder gekommen, ward er 1831 zum Gesandten in Berlin ernannt und bei der Neubildung des Ministeriums Melbourne im April 1835 zum Generalpostmeister bestimmt, welchen Posten er bald darauf mit dem eines ersten Lords der Admiralität vertauschte, womit der Sitz im Cabinet verbunden ist. Obgleich seine Antecedentien ihn zur Verwaltung eines solchen Amtes eben nicht zu eignen schienen, ward er doch durch den Beistand seines Bruders, des Admirals Elliot, und Sir William Parker's in den Stand gesetzt, die Flotte in dem trefflichen Zustande zu erhalten, der sich bei dem Feldzuge im Mittelländischen Meere 1840 bewährte. Die parlamentarische Niederlage der Whigs im Aug. 1841 zog auch seine Entlassung nach sich; im Juli 1846 aber trat er mit ihnen wieder als Geheimsiegelbewahrer ins Ministerium, wo er durch seine nahe Verwandtschaft mit dem Premier (Lord John Russell), welcher M.'s Tochter geheirathet hatte, auch bedeutenden Privateinfluß besaß. Großes Aufsehen erregte im Herbst 1847 seine Reise nach Italien, die mit der kurz darauf dort ausgebrochenen revolutionären Bewegung in Verbindung gebracht wurde. Seine Mission bestand jedoch nur darin, den ital. Höfen Rathschläge zu ertheilen, deren Angemessenheit spätere Ereignisse in schlagender Weise bestätigt haben. Im Febr. 1852 reichte er mit den übrigen Gliedern des Ministeriums Russell seine Demission ein und bekleidete seit-

dem kein öffentliches Amt, blieb aber im Interesse seiner Partei thätig, bei der er in hohem Ansehen stand. Er starb nach längerer Krankheit zu London 31. Juli 1859.

Minucius Felix, einer der christl. Apologeten zu Anfange des 3. Jahrh., war Sachwalter in Rom. Seine Apologie, die den Titel «Octavius» führt und lange Zeit dem ältern Arnobius (s. d.) aus Sicca beigelegt wurde, ist in Form eines Dialogs abgefaßt und hat in der Sprache manche Vorzüge vor den andern Apologien. Sie wurde unter andern von Muralto (Zür. 1836) und Oehler (Lpz. 1847) herausgegeben und von Lübkert übersetzt (Lpz. 1836).

Minus (lat., d. i. weniger, kleiner) ist ein Kunstwort der Mathematik, welches anzeigt, daß die Größe, der es vorgesetzt wird, von einer andern, voranstehenden hinweggenommen werden soll. Das Zeichen dafür ist ein liegender Strich (—). Bei der Lehre von den entgegengesetzten Größen bezeichnet man durch Minuszeichen die negativen Größen, während man den positiven Größen das Pluszeichen (+) oder auch gar kein Zeichen vorsetzt.

Minuskeln, s. Majuskeln.

Minute heißt der 60. Theil eines Grades oder einer Stunde. — In der Malerei und Zeichenkunst versteht man unter Minuten die kleinern Theile, wonach man die Verhältnisse des menschlichen Körpers bestimmt, und es gehen deren 48 auf eine Kopflänge. — In der Baukunst ist die M. der 30. Theil eines Modells. — Minutenglas nennt man eine kleine Sanduhr, welche nur eine M. läuft und besonders auf Schiffen beim Lootsen gebraucht wird.

Minutoli (Heinrich, Freiherr Menu von), Militär, Reisender und Alterthumsforscher, geb. zu Genf 12. Mai 1772, trat frühzeitig in preuß. Kriegsdienste und wurde im Feldzuge am Rhein bei Bitsch 1793 schwer verwundet. Nach seiner Genesung kam er als Lehrer an das Cadettencorps zu Berlin, wo er durch Thätigkeit und Kenntnisse die Aufmerksamkeit des Königs Friedrich Wilhelm III. erregte, der ihn zum Gouverneur des Prinzen Karl erwählte und zum Generalmajor ernannte. Seine Liebe für die Alterthumskunde veranlaßte ihn 1820 zu einer Expedition nach Aegypten, welche von der preuß. Regierung unterstützt wurde. Zuerst sollte der Zug von Alexandrien aus nach den Ruinen von Cyrene gehen. Doch Treulosigkeit der ihn begleitenden Araber zwang ihn, in der Wüste umzukehren. Ueber Siwah ging er nun nach Kairo, von da nach Theben und dann bis Assuan. Von dort nahm er seinen Rückweg über Damiette nach Alexandrien und langte im Aug. 1822 in Berlin wieder an. Ein großer Theil seiner Sammlungen ging an den Küsten des Deutschen Meeres im Schiffbruche verloren; ein anderer, noch immer sehr bedeutender Theil wurde nebst M.'s übrigen Sammlungen vom Könige von Preußen angekauft. Später nahm M. als Generallieutenant seine Entlassung und zog sich auf eine Besitzung bei Lausanne zurück, wo er den Musen lebte. Er starb 16. Sept. 1846. M. besaß eine ausgezeichnete Sammlung von Oelgemälden, Miniaturen und antiken Gläsern, welche an seine Söhne übergegangen ist. Seine vielseitigen Kenntnisse und seine wissenschaftliche Wirksamkeit beweist eine reiche Anzahl von Schriften aus den verschiedensten Fächern. Außer seinem Hauptwerke, der «Reise zum Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten» (Berl. 1824, mit Atlas; «Nachträge», Berl. 1827), veröffentlichte er unter anderm die histor. Schriften: «Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelm's III.» (Berl. 1843), «Friedrich und Napoleon, eine Parallele» (Berl. 1840), «Der Feldzug der Verbündeten in Frankreich 1792» (Berl. 1847), «Militärische Erinnerungen» (Berl. 1845). Der Archäologie gehören an: «Ueber antike Glasmosaik» (Berl. 1817), «Ueber die Anfertigung und Nutzanwendung der farbigen Gläser bei den Alten» (Berl. 1836) u. s. w. Hierzu kommen noch mehrere kleinere Schriften taktischen, geographischen, artistischen und politischen Inhalts. Seine Gattin, Wolfradine Freifrau von M., geb. 1. Febr. 1794, geborene Gräfin von der Schulenburg, war in erster Ehe mit dem sächs. Obersten von Watzdorf verheirathet, der bei Belle-Alliance fiel. 1820 vermählte sie sich in Italien mit M., als dieser sich zur Reise in den Orient anschickte. Sie folgte demselben auf der Reise und schrieb nach ihrer Rückkehr «Souvenirs d'Égypte» (2 Bde., Par. 1826; deutsch von Gersdorf, Lpz. 1829), die ihrerzeit wegen Eleganz des Stils und geistvoller Darstellung Aufsehen erregten. Seit dem Tode M.'s lebte sie zu Berlin.

Minutoli (Julius, Freiherr von), preuß. Staatsbeamter, besonders bekannt durch seine Schriften über die Pyrenäische Halbinsel, Sohn des vorigen, geb. 1805 zu Berlin, widmete sich auf der Universität seiner Vaterstadt sowie zu Heidelberg dem Studium der Rechte und Kameralwissenschaften und trat 1830 als Kammergerichtsassessor bei dem Regierungscollegium zu Koblenz in den Staatsdienst. Hier schrieb er «Ueber das röm. Recht auf dem linken Rheinufer» (Berl. 1831). 1832 wurde er Rath bei der Regierung zu Posen, 1839 Polizeipräsident dieser Stadt, Landrath, Feuersocietätsdirector und königl. Commissar bei der Provinzial-Irren-

anstalt zu Dvinsk. In demselben Jahre ward ihm auch der Auftrag, den Erzbischof von Dunin wegen seines Widerstands gegen die Regierung in Sachen der gemischten Ehen aufzuheben und nach Kolberg zu bringen. Hierauf arbeitete er im Ministerium des Innern, bis er 1843 wieder als Polizeidirector nach Posen zurückkehrte, indem sich dort die Verhältnisse schwieriger gestalteten. Bei Gelegenheit der Polenverschwörung von 1846, die er entdeckte, erwarb sich M. durch Geistesgegenwart und Menschenfreundlichkeit namentlich bei den deutschen Bewohnern der Provinz Achtung und Beliebtheit, sodaß ihm fünf Städte das Ehrenbürgerrecht ertheilten. Von Posen als Polizeidirector nach Berlin berufen, trat er nach Ernennung zum Rathe erster Klasse infolge der Bewegungen des J. 1848 von seinem Posten zurück, um sich ganz seinen Studien zu widmen. Seit März 1851 Generalconsul für Spanien und Portugal, entwickelte er eine große Thätigkeit zum Besten des vaterländischen Handels und sammelte die Materialien zu den schätzbaren Werken: «Spanien und seine fortschreitende Entwickelung» (Berl. 1852), «Portugal und seine Colonien im J. 1854» (2 Bde., Stuttg. 1855), «Altes und Neues aus Spanien» (2 Bde., Berl. 1854), «Die Canarischen Inseln, ihre Vergangenheit und Zukunft» (Berl. 1854). 1860 ging M. als preuß. Gesandter nach Teheran, wo er 10. Mai accreditirt wurde. Auf einer Reise durch das südl. Persien begriffen, starb er 5. Nov. desselben Jahres in einem Karavanserai, eine Tagereise von Schiras, woselbst er auf dem armen. Kirchhofe begraben wurde. Von M.'s übrigen Schriften sind noch hervorzuheben: «Ueber das Straf- und Besserungssystem Europas» (Berl. 1843), «Die Zustände Berlins im 15. Jahrh.; das kaiserl. Buch des Markgrafen Albrecht Achilles» (Berl. 1850), «Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg» (Berl. 1850). — Sein älterer Bruder, **Adolf Freiherr von M.**, geb. 1802, bildete sich praktisch als Jurist, Kameralist und Diplomat aus und folgte 1843 einem Rufe als Hofmarschall nach Meiningen, wo er unter anderm das Theater emporbrachte und durch Gründung einer Zeichenschule für das Gebirge die sonnenberger Industrie einer mehr künstlerischen Entwickelung entgegenzuführen suchte. Er wurde 5. April 1848 meuchlerisch erschossen.

Minutoli (Alexander, Freiherr von), bekannt als Kunsthistoriker wie durch seine Bestrebungen um Veredlung des Gewerbswesens, der jüngere Bruder des vorigen, geb. zu Berlin 1807, studirte die Rechte und Kameralwissenschaften, promovirte zu Göttingen, beschäftigte sich aber aus Neigung vorzüglich mit kunsthistor. Studien. Er war nacheinander bei mehrern Regierungen des preuß. Staats und beim Finanzministerium als Assessor beschäftigt. Im Besitze technol. Kenntnisse und vertraut mit den commerziellen Verhältnissen der Staaten Europas, die er fast sämmtlich durchreist hatte, ward er 1839 mit Aufträgen in Betreff der Belebung der industriellen Verhältnisse in Schlesien betraut. 1844 ging er infolge der Weberunruhen als polizeilicher Untersuchungscommissar nach Reichenbach in Schlesien und ward hierauf als Commissar mit Untersuchung der Nothstände des Gebirgs und 1845 als königl. Commissar mit Ausführung sämmtlicher Maßregeln zur Abhülfe der letztern beauftragt. In dieser Stellung entwickelte er eine sehr erfolgreiche Thätigkeit. Später wirkte M. als Rath beim Regierungscollegium zu Liegnitz, bis er sich aus dem öffentlichen Staatsdienste zurückzog und seinen Aufenthalt zu Friedersdorf im Kreise Lauban nahm. Seine Schriften: «Denkmäler mittelalterlicher Baukunst in den brandenb. Marken» (Berl. 1836) und «Der Dom zu Drontheim und die mittelalterliche Baukunst der skandinav. Normannen» (Berl. 1853), sind schätzbare Beiträge zur Kunstgeschichte. Durch seine amtliche Thätigkeit wurde die Schrift: «Die Maßregeln der preuß. Regierung zur Verbesserung der Spinner und Weber» (Berl. 1851), hervorgerufen.

Minyer werden die Argonauten (s. d.) genannt, weil die meisten derselben von den Töchtern des **Minyas**, oder weil sie aus der Landschaft der M. stammten, die ihre Wohnsitze von Jolkos bis Orchomenos hatten.

Minze, s. Mentha.

Mionnet (Theodore Edme), einer der ausgezeichnetsten franz. Archäologen, geb. 10. Sept. 1770 zu Paris, beschäftigte sich zwar schon auf dem Collége Lemoine viel mit Numismatik, machte aber dessenungeachtet seinen jurist. Cursus und wurde 1789 Parlamentsadvocat. Bei der Massenaushebung 1792 mußte er Soldat werden. Doch blieb er nicht lange bei der Armee, kehrte nach Paris zurück und widmete sich nun ganz, von dem Abbé Barthélemy dazu aufgemuntert, dem Studium des Alterthums. Durch Barthélemy erhielt er auch zuerst eine Anstellung an der Nationalbibliothek. Zur Zeit des Kaiserreichs wurde er nach Wien berufen, um das dortige Medaillencabinet zu ordnen. Unter der Restauration sah er sich in seiner amtlichen Laufbahn durch jüngere Leute in Schatten gestellt, und als die Julirevolution ausbrach, war er schon zu bejahrt, als daß man ihn hätte für frühere Zurücksetzung entschädigen können. Er starb zu

Paris 5. Mai 1842. Durch seine gründlichen und umfassenden Studien der alten Numismatik hat er sich um diese Wissenschaft ein bleibendes Verdienst erworben, indem er nicht nur das von Eckhel begonnene System der geogr. Anordnung weiter ausbildete, sondern auch eine Menge früherer Fehler und Irrthümer aufklärte und verbesserte. Seine «Description de médailles grecques et romaines» (6 Bde., Par. 1806—13; Bd. 6—8, 1835—37; Suppl., 6 Bde., 1819—33; Par. 1814—35) ist das bisjetzt noch unentbehrliche Handbuch aller Sammler. Von seinen andern Werken sind zu erwähnen: «De la rareté et du prix des médailles romaines» (2 Bde., Par. 1815; 3. Aufl. 1847); «Atlas de géographie numismatique» (Par. 1838); «Poids de médailles grecques d'or et d'argent du cabinet royal de France» (Par. 1839).

Miquelets heißen die kriegerischen und räuberischen Bergbewohner der südl. Pyrenäen, in Catalonien und in den franz. Departements der obern und der Ostpyrenäen, auf den Höhen des Gebirgskamms, der die Grenze zwischen Frankreich und Spanien bildet. Sie sind im Kriege gefährliche Parteigänger und machten sich namentlich den Heeren Napoleon's in Catalonien durch ihre Ueberfälle furchtbar. Im Frieden machen sie die Führer der Fremden auf den Gebirgen.

Mirabeau (Honoré Gabriel Riquetti, Graf), berühmt durch seinen Einfluß auf die Entwickelung der Französischen Revolution, wurde 9. März 1749 zu Bignon bei Nemours geboren. Sein Vater, Victor Riquetti, Marquis de M. (geb. 5. Oct. 1715, gest. 13. Juli 1789), stammte aus einer im 13. Jahrh. aus Florenz nach Frankreich eingewanderten Familie, die später das Marquisat M. in der Provence erwarb. Derselbe war ein wüster Geist und eitler Charakter, hing zum Nachtheile seiner Güter dem physiokratischen Systeme an und schrieb in diesem Sinne eine Menge Werke, von denen allein der «Ami des hommes» (5 Bde., Par. 1755) Anerkennung fand. Ungeachtet seiner philanthropischen Bestrebungen übte der Marquis in seiner Familie den ärgsten Despotismus und wirkte unter anderm gegen seine Frau, die er verstieß, und gegen seine zahlreichen Kinder nach und nach 54 Lettres de cachet aus. Der junge Honoré M., der älteste Sohn, besaß von Natur einen athletischen Körper, große Geistesfähigkeiten, dabei ein feuriges Temperament. In frühester Jugend wurde sein Gesicht durch die Blattern entstellt. Die schnelle Entwickelung seiner Anlagen erweckten zwar den Stolz, die Ausbrüche heftiger Leidenschaft aber auch den Haß des tyrannischen Vaters. Schon 1764 kam M. nach Paris in ein strenges Militärpensionat, wo er besonders große Fortschritte in der Mathematik machte. Im Alter von 17 J. trat er als Lieutenant in das Cavalerieregiment Berri. Sein wildes Leben hatte jedoch zur Folge, daß ihn der Vater 1768 auf die Insel Ré gefangen setzen ließ, und erst nach sechs Monaten erhielt er die Erlaubniß, nach Corsica zur franz. Legion abzugehen. Hier gewann M. das Vertrauen der Vorgesetzten und widmete sich mit Eifer allen möglichen Studien, las auch die Schriften über Kriegskunst. Da ihm der Vater den Ankauf einer Compagnie verweigerte, so verließ er endlich als Hauptmann den Dienst und ging auf ein Familiengut in Limousin, wo er das physiokratische System ausüben sollte. Dieser Stellung müde, heirathete er im Juni 1772 die Tochter des reichen Marquis von Marignane. Sein Schwiegervater verstand sich aber nur zu einem geringen Jahrgeld, und M. sah sich bald zu Grunde gerichtet, durch seinen Vater zum Verschwender erklärt und im Mai 1774 durch einen Haftbrief in die kleine Stadt Manosque verwiesen. Weil er eines Tages sein Exil verlassen, um einen Edelmann, der seine Schwester beleidigt, zur Rechenschaft zu ziehen, ließ ihn der Vater auf das Schloß If und von da im Mai 1775 auf das Fort Joux bei Pontarlier bringen. Hier trat M., von seiner Gemahlin verachtet und verlassen, mit der schönen Sophie de Ruffey, der 19jährigen Gattin des beinahe 80 J. alten Marquis von Monnier, in ein Liebesverhältniß, das die Rücksendung Sophie's zu ihren Aeltern nach Dijon zur Folge hatte. M. entrann seiner Haft und der Rache des Vaters und floh mit Sophie in die Schweiz, von da nach Holland, wo er sich im Oct. 1776 zu Amsterdam niederließ. Um sich und seiner Geliebten das Leben zu fristen, begann er hier zu schriftstellern und gab unter anderm den «Essai sur le despotisme» heraus, der durch kühne Freiheitsgedanken und kräftige Sprache großes Glück machte. Inzwischen sprach das Gericht zu Pontarlier das Todesurtheil über den Entführer aus, und das Parlament zu Besançon ließ dasselbe in effigie vollziehen, während der Vater die Auslieferung des Sohnes betrieb. In der That wurde M. 14. Mai 1777 zu Amsterdam mit Sophie verhaftet und auf den Donjon zu Vincennes, seine schwangere Geliebte aber in ein Kloster zu Gien gebracht. In dieser harten Gefangenschaft, die 42 Monate dauerte, widmete er sich mit großem Fleiße den Wissenschaften und literarischen Productionen. Er schrieb seinen durch gewaltigen Stil ausgezeichneten «Essai sur les lettres de cachet et les prisons d'état» (2 Bde., Hamb. 1782), verfaßte aber auch aus Noth und Langeweile eine Reihe obscöner Romane. Der Generallieutenant der Polizei, Lenoir, begünstigte

seinen Briefwechsel mit Sophie unter der Bedingung, daß die Papiere in das Polizeiarchiv zu Paris zurückgeliefert würden. Daselbst fand Manuel diese durch schwunghafte Leidenschaft ausgezeichneten Briefe und veröffentlichte dieselben unter dem Titel «Lettres originales de M., écrites du donjon de Vincennes» (4 Bde., Par. 1792; neue Aufl. 1820). Erst nachdem sein mit der rechtmäßigen Gattin erzeugter Sohn gestorben und die directe Nachkommenschaft der Familie auf dem Spiele stand, ließ sich der Vater zur Versöhnung bewegen, und M. erhielt 13. Dec. 1780 die Freiheit. Am Körper gebrochen, bewirkte er alsbald durch seine Geistesgewandtheit die Aufhebung des gegen ihn und Sophie ergangenen Urtheils, obschon er sich mit letzterer bereits entzweit hatte. Hierauf versuchte er auch die Annäherung an seine Gattin, die aber am Schwiegervater scheiterte. Er machte deshalb einen Proceß anhängig, den er verlor, wiewol er durch seine Beredsamkeit Erstaunen erregte. Um sich durch schriftstellerische Thätigkeit eine unabhängige Existenz zu erringen, trat er zu Paris mit dem Akademiker Chamfort in eine Art literarischer Genossenschaft, die ihm viel Geld einbrachte. In Gesellschaft einer jungen Holländerin, Namens Nehra, von der er sich nicht mehr trennte, ging er Ende 1784 nach England, wo er die durch Franklin und Chamfort veranlaßten «Considérations sur l'ordre de Cincinnatus» herausgab, die in Nordamerika große Wirkung hervorbrachten. Zu London schrieb er auch die gegen die Politik Kaiser Joseph's II. gerichteten «Doutes sur la liberté de l'Escaut», wozu ihn wahrscheinlich holländ. Gold bewogen hatte. Nach der Rückkehr nach Paris begann er, von den großen Bankiers unterstützt, die heftigsten Angriffe gegen die Finanzverwaltung Calonne's. Man suchte den gefürchteten Publicisten auf Calonne's Betrieb zum Schweigen zu bringen, indem man ihm eine geheime Sendung an den Hof Friedrich's II. nach Berlin gab. Hier, wo er bei dem bevorstehenden Tode des Königs die Absichten des Thronfolgers beobachten und überhaupt die preuß. Verwaltung studiren sollte, zog er die Aufmerksamkeit durch mehrere Denkschriften auf sich und erweckte schon nach sechs Monaten eine solche Besorgniß vor seinem kühnen und durchdringenden Wesen, daß er die preuß. Staaten verlassen mußte. Er hatte besonders durch den Umgang mit dem Major Mauvillon eine Menge wichtiger Materialien zusammengebracht, die er zur Abfassung des Werks «De la monarchie prussienne sous Frédéric-le-Grand» (4 Bde., Par.; 8 Bde., Lond. 1788; deutsch von Mauvillon und Blankenburg, 4 Bde., Braunschw. und Lpz. 1794—96) benutzte, in welchem er den Regierungsmechanismus Friedrich's II. einer scharfsinnigen, aber ungünstigen Beurtheilung unterwarf. Fortwährend in Geldverlegenheit, schrieb M. nach seiner Rückkehr Anfang 1787 aufs neue gegen Calonne's Verwaltung. Unter seinen Flugschriften brachte hauptsächlich die «Dénonciation de l'agiotage au roi et à l'assemblée des notables» eine schlagende Wirkung hervor. Auch Necker erlitt durch ein ähnliches Pamphlet, «Suite de la dénonciation», einen empfindlichen Angriff. Mehrere dieser ausgezeichneten Schriften ließ der Hof durch den Henker verbrennen, und ein Haftsbrief verurtheilte endlich den Verfasser zur Einsperrung ins Schloß zu Saumur, der er sich jedoch zu entziehen wußte.

M. galt bereits als ein Hauptvertreter der Volksinteressen, als die Zusammenberufung der Reichsstände vorbereitet wurde. Er begriff sogleich die Wichtigkeit dieses Ereignisses und erkannte, welche Laufbahn sich hiermit für ihn eröffnen könnte. Um seine Reise nach der Provence zu bestreiten, wo er vom Adel gewählt zu werden hoffte, verkaufte er aus seinen diplomatischen Papieren eine «Histoire secrète de la cour de Berlin», die aber der Hof verbrennen ließ, weil besonders der Prinz Heinrich von Preußen darin blosgestellt war. Der Adel der Provence wies M. unter dem Vorwande zurück, daß er kein Lehngut besäße. M. schied mit der kühnen Drohung, daß er gleich Marius die Aristokratie zertrümmern werde, und entäußerte sich factisch seines Standes, indem er einen Tuchladen kaufte und bei dem Dritten Stande als Wahlcandidat auftrat. Man nahm ihn mit Enthusiasmus auf und wählte ihn zugleich zu Aix und zu Marseille. Er entschied sich für Marseille und hob sich daselbst durch energisches Einschreiten bei einem durch Hungersnoth veranlaßten Aufruhr auf den Gipfel der Popularität. Bei Eröffnung der Reichsstände verhielt sich M. beobachtend; der Uebermuth der Aristokratie, Haß gegen die Despotie sowie Patriotismus und stolzes Vertrauen auf seine Kräfte lösten ihm jedoch bald die Zunge. Er beherrschte die Verhandlungen durch die schärfste Dialektik, und die Gemüther durch eine gewaltige, naturkräftige Rednergabe. So sehr er aber auch anfangs den Hof einschüchterte und zur Anerkennung der Nationalversammlung zwang, verfolgte er doch nicht den Umsturz der Monarchie, sondern nur die Vernichtung des Despotismus und der Privilegien und die Herstellung eines constitutionellen Throns. Um die Insurrection zu unterdrücken, setzte er 8. Juli 1789 die Errichtung der Nationalgarde durch. Die stürmische Vernichtung der Privilegien in der Nacht vom 4. Aug., wobei er selbst nichts zu verlieren hatte, misbilligte er als eine Ueber-

eilung. Als die Verhandlungen über die königl. Sanction und das Veto begannen, setzte er seine Popularität ein, um der Krone so viel als möglich zu erhalten. Bei der Unfähigkeit und persönlichen Feindseligkeit Ludwig's XVI. unterstützte er einen Augenblick die Absichten des Herzogs von Orleans und wurde deshalb auch als einer der Anstifter der Unruhen des 5. und 6. Oct. bezeichnet. Je mehr sich die Leidenschaften und die Anarchie entwickelten, desto mehr mußte aber auch M. mit seinen Ansichten und als vereinzelter Redner in Conflict gerathen und an Einfluß verlieren. Die Revolution wuchs ihm über den Kopf. In der Versammlung unterstützten ihn nur einzelne Tiefblickende, wie Chapelier und Sieyès; die Häupter der Rechten wie der Linken waren seine heftigen Gegner. Auch Necker wies ihn von sich, und dennoch trat er diesem in den Planen zur Herstellung des Credits bei. Ebenso weigerte sich der König, mit M. in persönliche Verbindung zu treten. Trotz dieser Verleugung setzte M. das Martialgesetz durch, vertheidigte die vollziehende Gewalt und strebte den Ministern eine berathende Stimme in der Versammlung zu sichern. In der höchsten Noth warf endlich der Hof ernstlich seine Augen auf M., und der König war entschlossen, den gewaltigen Mann zum Minister zu erheben. Kaum wurde das Project bekannt, als sich in der Versammlung die Anhänger mit den Gegnern der Revolution zum Widerstande vereinigten, und ein Decret vom 7. Nov. 1789 verhinderte, daß ein Deputirter Minister werden konnte. M. sah durch diesen blinden Parteieifer seine Popularität wie seine polit. Wirksamkeit für die Zukunft gelähmt. Vergebens vertheidigte er die Prärogative der Krone hinsichtlich der Ernennung der Beamten, das Gnadenrecht und das ausschließliche Recht, den Krieg zu erklären. Nach den Verhandlungen über letztere Frage wurde er sogar auf der Straße von dem Pöbel verfolgt. «Ich weiß», eröffnete er am folgenden Tage seine Rede, «daß vom Capitol zum Tarpejischen Felsen nur ein Schritt ist.» Einen Theil seiner Popularität erlangte er durch sein entschiedenes Auftreten zurück, womit er die Civilconstitution des Klerus, den Verkauf der Kirchengüter und die Creation der Assignaten unterstützte. Die Königin, die ihn für die letzte Zuflucht der wankenden Monarchie hielt, veranlaßte ihn unter Mitwirkung des Grafen Mercy-Argenteau, des österr. Botschafters, im Mai 1790 zu einer geheimen Zusammenkunft in den Gärten zu St.-Cloud. «Madame», rief er beim Abschiede der Fürstin zu, «die Monarchie ist gerettet!»; aber, wie groß auch das Vertrauen auf seine Kraft war, er hatte doch zu viel versprochen. Die großen Geldsummen, die er jetzt vom Hofe erhielt, gaben seinen Feinden Gelegenheit, ihn als Verräther zu bezeichnen. Dennoch verleugnete M. keineswegs seine Principien, sondern suchte vielmehr den Hof mit der Revolution auszusöhnen. Durch seine Gewandtheit erhielt er im Dec. 1790 die Präsidentschaft im Club der Jakobiner, im Febr. 1791 sogar in der Nationalversammlung. Bei den Jakobinern rief er Robespierre mit seiner furchtbaren Stimme zur Ordnung, und in der Versammlung wagte er unter großem Tumult die Maßregeln gegen die Emigranten als eine Drakonische Gesetzgebung zu bezeichnen. Schon gegen Ende Februar verrieth sich indeß bei M. eine tiefe geistige und körperliche Abspannung infolge der heftigen Kämpfe und fortgesetzter Ausschweifungen. Am 27. März, wo er bei den Verhandlungen über die Minen fünfmal das Wort ergriffen, verließ er zusammensinkend die Rednerbühne. Die Krankheit, die in seinen Eingeweiden wüthete, dauerte nur wenige Tage; er starb ohne Agonie 2. April 1791. Man vermuthete eine Vergiftung, allein selbst sein Freund und Arzt Cabanis erklärte sich dagegen. Sein Körper wurde mit Pomp in der zum Begräbniß großer Männer bestimmten Kirche St.-Geneviève beigesetzt, mußte aber später der Leiche Marat's Platz machen. Ganz Frankreich empfand den Verlust dieses Mannes, der ungeachtet seiner Fehltritte und Laster ein vortreffliches Herz besaß. Viele seiner polit. Entwürfe sind von seinen Secretären Comps, Pellenc, Clavière und Dumont, weshalb seine Gegner das Gerücht verbreiteten, er glänze durch die Mittel anderer. In Barth's Ausgabe der «Orateurs français» bilden die «Discours et opinions de M.» (Par. 1820) die drei ersten Bände, und Etienne Méjean veröffentlichte eine «Collection complète des travaux de M. l'aîné à l'assemblée nationale» (5 Bde., Par. 1792). Die erste vollständige, mit einer Biographie begleitete Ausgabe sämmtlicher Schriften M.'s veranstaltete Mérilhou (9 Bde., Par. 1825—27). Die zuverlässigsten Nachrichten über M.'s Leben und Wirksamkeit theilte sein natürlicher Sohn Lucas Montigny mit in den «Mémoires biographiques, littéraires et politiques de M.» (2. Aufl., 8 Bde., Par. 1841). Vgl. Pipitz, «M. Eine Lebensgeschichte» (2 Bde., Lpz. 1850); Vermorel, «M., sa vie, ses opinions et ses discours» (Bd. 1—5, Par. 1864—66). — **André Boniface Louis Riquetti, Vicomte de M.**, der jüngere Bruder des vorigen, geb. 30. Nov. 1754 zu Vignon, machte sich in der Jugend ebenfalls durch Ausschweifungen berüchtigt und erhielt nach der Rückkehr aus dem nordamerik. Freiheitskriege vom Hofe ein Dragonerregiment.

Der Adel von Limoges wählte ihn zum Abgeordneten in die Reichsstände, wo er als heftiger Aristokrat auftrat. Auf die Nachricht, daß sich sein Regiment zu Perpignan empört, eilte er Anfang 1790 dahin und nahm die Fahnenbänder desselben weg. Vor der Nationalversammlung angeklagt, verließ er Frankreich und errichtete am Rhein die unter dem Namen Hussards de la mort bekannte Emigrantenlegion, mit der er 1792 einen Parteigängerkrieg unterhielt. Die Anstrengungen, welche ihm die Führung dieses 3000 Mann starken Corps verursachte, veranlaßten seinen Tod 15. Sept. 1792 zu Freiburg im Breisgau.

Mirabellen, s. Pflaume.

Mirabilis, Wunderblume, Name einer zur 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Nyctagineen gehörenden Pflanzengattung, welche sich durch ein langröhriges Perigon mit trompeten- oder radförmigem Saume und bauchig erweiterter, den Fruchtknoten einschließender Basis sowie dadurch auszeichnet, daß die fünf Staubfäden in eine Scheibe verwachsen sind, welche auf der nicht aufspringenden, nußartigen, einsamigen Frucht als Krone stehen bleibt. Ihre wenigen, durch die Tropengegenden zerstreuten Arten sind einjährige Kräuter mit gegliedertem Stengel, gegenständigen ganzen Blättern und einzeln oder gebüschelt stehenden Blüten, welche von einer kelchartigen, fünflappigen Blatthülle umgeben sind. Diese hübschen, im freien Lande gut fortkommenden Pflanzen werden häufig als Ziergewächse cultivirt, insbesondere M. Jalapa L. aus Ostindien, mit gebüschelten, großen rothen, gelben, weißen oder gescheckten Blüten, welche man eine Zeit lang für die Pflanze der echten Jalapenwurzel gehalten hat (s. Jalape), und M. longiflora L. aus Mexico, mit sehr langröhrigen, weißen, am Schlunde purpurnen Blumen, die des Abends einen starken Wohlgeruch verbreiten.

Miramar, Lustschloß des Erzherzogs Ferdinand Max und nachherigen Kaisers Maximilian von Mexico, liegt am Adriatischen Meere, unweit Triest. Dasselbe ist in großartigem Stile erbaut und durch reizende Parkanlagen ausgezeichnet. In der Nähe befindet sich auch die großartige Wasserleitung von Aurisina, welche die Stadt Triest mit Trinkwasser versorgt.

Miranda (François), General der franz. Republik, geb. 1750 zu Caracas aus einer angesehenen Familie, war in seinen jüngern Jahren Offizier bei den Truppen der Provinz Guatemala. In eine Verschwörung verwickelt, welche die Befreiung seines Vaterlandes von der span. Herrschaft bezweckte, mußte er die Colonien verlassen. Im Alter von 42 J. hatte er die Hälfte der Erdkugel gesehen, sich auf seinen Reisen ausgebreitete Kenntnisse erworben und viele fremde Sprachen angeeignet. Immer mit der Entfesselung Südamerikas vom span. Joche beschäftigt, reichte er sowol der Kaiserin von Rußland wie dem brit. Cabinet Befreiungsplane ein, die sehr gut aufgenommen wurden. Bei dem Ausbruche der Französischen Revolution trat er mit der Nationalversammlung in Verbindung, welche sich ebenfalls geneigt zeigte, die Insurrection in Südamerika zu unterstützen. Bei dem Einbruche der Preußen in die Champagne wurde er insbesondere durch den Einfluß der Girondistenpartei zum franz. Divisionsgeneral ernannt. In dieser Eigenschaft wohnte er dem Feldzuge von 1792 bei und begleitete im folgenden Jahre Dumouriez nach Belgien. Namentlich durch sein militärisches Verhalten ging die Schlacht von Neerwinden, in welcher er den linken Flügel befehligte, verloren. Nach dem Sturze der Girondisten beschuldigte man ihn deshalb der Theilnahme am Verrath Dumouriez' und stellte ihn vor das Revolutionstribunal. Dasselbe behandelte diese Angelegenheit mit Gründlichkeit, sodaß M. Gelegenheit erhielt, sich vollkommen zu rechtfertigen. In der That war er ein Mann von tiefen strategischen Kenntnissen; allein ihm mangelte die militärische Erfahrung. Weil er sich unverhohlen über den Gang der Revolution aussprach, wurde er nach einiger Zeit wieder festgenommen und zur Verbannung aus Frankreich verurtheilt. Er wußte sich indeß dieser Maßregel zu entziehen und entfloh erst nach der Revolution vom 18. Fructidor, wo man ihn abermals verfolgte, nach England. Von hier aus kehrte er 1803 nach Frankreich zurück, wurde aber vom Ersten Consul aufs neue verwiesen. Er ging nach Südamerika, trat hier 1811 an die Spitze von Insurgentenbanden und versuchte die Republik Caracas zu gründen. Von Großbritannien und den Vereinigten Staaten unterstützt, vermochte er sich im Laufe des J. 1812 gegen die Spanier aufrecht zu erhalten. Indessen hatte er das Unglück, in die Hände des Feindes zu fallen. Als Gefangener nach Cadix gebracht, starb er daselbst im Kerker im Jan. 1816. Er besaß einen reichen, gebildeten Geist und seltene Festigkeit und Energie des Charakters.

Mirandōla, eine Stadt und Hauptort des gleichnamigen Kreises in der ital. Provinz Modena, mit (31. Dec. 1861) 3521 E. und im ganzen Gemeindegebiete mit 12923 E., der Sitz eines Bischofs und eines Unterpräfecten, war früher die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, die 1619 zum Herzogthum erhoben wurde und 1710 an Modena kam.

Mirbel (Lizinka de), eine franz. Miniaturmalerin, geb. zu Cherbourg 26. Juli 1796, Tochter des Marinecommissars Rue, lernte die Miniaturmalerei bei dem berühmten Miniaturmaler Augustin und verlegte sich unter Bellar's Anleitung ganz besonders auf das Studium der Zeichnung, die den Miniaturisten gewöhnlich fehlt. Ihr Talent gewann dadurch sehr an Sicherheit und Stärke und machte sich zuerst bemerklich in den Porträts des Präsidenten Amy, des Herzogs von Fitz-James und des Herrn Perronnet, Kammerdieners Ludwig's XVIII., die ihre Meisterstücke geblieben sind. Ludwig XVIII. ernannte sie zur Hofminiaturmalerin, und von nun an sah sie die vornehmste Kundschaft ihr Atelier besuchen. Ihre Miniaturporträts sind außerordentlich zahlreich. Einige davon gehören zu dem Besten, was die Miniaturmalerei in neuester Zeit geliefert hat. In Bildnissen von Männern und ältern Frauen war sie besonders ausgezeichnet, jedoch hat man von ihr auch Mädchen- und jüngere Frauenporträts von seltener Eleganz und schöner Vollendung. Sie starb zu Paris 31. Aug. 1849. Seit 1820 war sie vermählt mit dem verdienten franz. Botaniker Charles François Brisseau M. (geb. 27. März 1776), der lange Zeit zu Paris eine Professur bekleidete und 12. Sept. 1854 zu Championnet bei Paris starb.

Mirès (Jules), franz. Bankier, geb. 1809 zu Bordeaux aus einer unbemittelten israelitischen Familie, war 1848 einfacher Geschäftsmäkler, verband sich aber nach der Februarrevolution mit seinem speciellen Landsmann und Glaubensgenossen Millaud zu verschiedenen Unternehmungen. Beide zusammen kauften das «Journal des chemins de fer», entwarfen Eisenbahnpläne, verwertheten mit ihren Kapitalien den «Conseiller du peuple» und andere Zeitschriften aus der damals noch geschätzten Lamartine'schen Feder und stifteten die «Caisse des chemins de fer», bei welcher M. 1853 allein an der Spitze blieb, nachdem er mit seinem Collegen einen Gewinn von 3 Mill. getheilt hatte. Bald nachher übernahm er das Seineanleihen und warf sich mit Solar und andern in zahlreiche und verwegene Speculationen, die ihn mit allen großen Geldgeschäften in Verbindung brachten. Namentlich leitete er die Hafengesellschaft von Marseille sowie unermeßliche industrielle Unternehmungen in dieser Stadt, auch die röm. Eisenbahnen, die zwischen ihm und den als Actionären interessirten Cardinälen merkwürdige Berührungen und Freundschaftlichkeiten herbeiführten. Im Sept. 1860, bei der Durchreise des Kaisers durch Marseille, empfing M. den Orden der Ehrenlegion für seine dortigen Bauten und Anlagen, wodurch zwei Drittheile dieser Stadt fast gänzlich umgestaltet wurden. Nichts schien dem Eifer des unternehmungslustigen Bankiers Grenzen zu setzen, und immer entsprach der Erfolg seinen Wünschen, bis 1861 plötzlich ein gerichtliches Verfahren gegen ihn eingeleitet wurde und das Glück sich umwandte. Als Gerant der Eisenbahnkasse verhaftet und wegen regelloser Geschäftsführung verklagt, wurde er vom pariser Zuchtpolizeigericht zu fünf Jahren Gefängniß und 3000 Frs. Geldbuße verurtheilt. M. appellirte dagegen an den kaiserl. Gerichtshof und wandte sich, als dieser den Spruch bestätigte, an das Oberappellationsgericht, welches den Ausspruch des Seinegerichtshofs aufhob und den Angeklagten an den Gerichtshof in Douai verwies. Der Proceß, der im höchsten Grade die Neugierde des Publikums reizte, begann hier 1862 von neuem. Vermittels eines weitläufig motivirten Urtheils wurde M. freigesprochen, in allen Beziehungen wieder ehrlich gemacht und seine sofortige Entlassung aus der Haft nebst der Rückgabe seiner Effecten und Kassenbücher verordnet. Dabei blieb jedoch die Sache nicht stehen, indem dieselbe nochmals, aber blos im Interesse des Gesetzes, ans Oberappellationsgericht gebracht wurde, welches den Urtheilsspruch von Douai cassirte. Nebenbei sah sich M. von dem Zuchtpolizeigericht in Douai wegen ungenehmigter Austheilung einer Rechtfertigungsschrift zu einmonatlichem Gefängniß verurtheilt. Nachdem er kaum die Freiheit wieder erlangt, eröffnete er eine Subscription zu einem Staatsanleihen, ohne den betreffenden Staat zu nennen. Die Journale wurden aber von der Regierung ersucht, die Anzeige des Anleihenprojects nicht zu veröffentlichen, und die franz. Bank verweigerte die Annahme der Subscriptionen. M. war seitdem rastlos, aber vergeblich bemüht, die inzwischen in Verfall gerathene Eisenbahnkasse wieder aufzurichten und den ruinirten Betheiligten zu ihrem Gelde zu verhelfen. Der wie im Fluge zusammengeraffte Reichthum vergönnte ihm, seiner Tochter Marie durch die Mitgabe einer fürstl. Aussteuer einen fürstl. Gemahl, den Prinzen A. von Polignac, zu verschaffen, nach dessen Tode (1863) die verwitwete Prinzessin sich jedoch mit einem bürgerlichen Handelsherrn verheirathete.

Mirza (spr.: mirsâ), wörtlich Sohn eines Fürsten, ist in Persien ein Titel, der, nach dem Namen gesetzt, ein Mitglied der königl. Dynastie bezeichnet, z. B. Abbas-Mirza; vor dem Namen gesetzt entspricht es unserm «Herr», z. B. Mirza-Schaffy.

Mirzapur, die Hauptstadt eines Districts in der Provinz Benares des indobrit. Reiches,

7 M. in Westsüdwest von Benares, an der Eisenbahn (Kalkutta-Delhi) und am rechten Ufer des Ganges gelegen, ist, vom Strome aus gesehen, wegen der zahlreichen Moscheen, Hindutempel, Flußtreppen und europ. Häuser ansehnlich, nicht aber im Innern. Es fehlt der Stadt an Großartigkeit und Alterthümlichkeit, und die Wohnungen der Europäer liegen abgesondert; dagegen gibt sich große Geschäftigkeit kund. M. ist der größte Baumwollmarkt Hindostans und zählt 79526 E., die Teppichwirkereien, Woll-, Baumwoll- und Seidenwebereien unterhalten. Doch ist diese Industrie gegen frühere Zeit in Verfall gerathen. Wegen der vielen Handelsstreitigkeiten gibt es in M. viele Rechtsanwälte, und zugleich ist der Ort der Lieblingsaufenthalt von Dieben, denen sich bei dem starken Handelsverkehr gute Gelegenheit bietet. Nur $^2/_3$ M. im Nordosten der Stadt befindet sich der Lagerplatz der brit. Truppen. Der District M. zählt auf $245^3/_4$ Q.-M. 1,104315 E., darunter 74417 Mohammedaner. Haupterzeugnisse sind Baumwolle, Zucker, Indigo, Weizen, Gerste und andere Cerealien, auch Hanf als Berauschungsmittel. In dem Districte liegt auch am rechten Gangesufer die Stadt Tschannar oder Tschannargarh (engl. Chunar oder Chunargurh). Dieselbe zählt 11058 E., hat steinerne Häuser und ein merkwürdiges Befestigungswerk auf einem 104 engl. F. senkrecht aufsteigenden Sandsteinfelsen von 5600 F. Umfang, mit vielen Thürmen, Offizierswohnungen, einem Krankenhaus, einem Gefängniß, einem in Stein gehauenen alterthümlichen Hindutempel und einem tiefen Brunnen. Die Festung spielte seit Sultan Baber eine Rolle in der Geschichte Indiens und fiel 1768 in die Hände der Briten. Unterhalb der Stadt liegen die Wohnungen der Europäer mit Gärten, einer Kirche der Missionsgesellschaft und einer Kapelle für kath. Soldaten. Das Ganze ist eine Genesungsstation für geschwächte europ. Soldaten.

Mirza-Schaffy, s. Bodenstedt.

Misanthrōpie (griech.) schließt verschiedene Begriffe in sich, Menschenhaß und Menschenscheu. Der Menschenhaß oder die eigentliche M. ist die Folge einer gänzlich falschen Beurtheilung der Menschen, meist eines falschen Schlusses von der Bosheit eines oder mehrerer Individuen auf das ganze Geschlecht, und führt, indem er dem verhaßten Geschlechte Böses anwünscht, selbst zur höchsten Bosheit, zumal wenn tiefe wirkliche oder vermeinte Kränkungen vorhergegangen sind. Die Menschenscheu hingegen kann auch bei einer ganz richtigen Beurtheilung der Menschennatur leicht dann entspringen, wenn durch viele unangenehme Erfahrungen von der Vergeblichkeit einer Verständigung und der Schwierigkeit eines erfreulichen Zusammengehens mit andern der natürliche Geselligkeitstrieb in uns erlischt und uns aller Umgang mit Menschen zu etwas Beschwerlichem und Lästigem wird. Gegen eine solche Verstimmung des Gemüths, wie sie Molière in seinem Lustspiele «Le Misanthrope» vortrefflich gezeichnet hat, kann man zwar mit Erfolg ankämpfen, sie von Grund aus zu heben, wird indessen nur gelingen durch etwas, was uns die Geselligkeit aufs neue theuer und werth macht, am besten durch Freundschaft. Denn wer einen treuen Freund besitzt, der kann schon um deswillen unmöglich Misanthrop sein. Insofern als die Stimmung zur Ungeselligkeit unter die gedrückten Gemüthszustände gehört, ist die M. als eine gewisse Art von Melancholie (s. d.) zu bezeichnen.

Mischna, s. Talmud.

Miserēre, d. h. erbarme dich, heißt ein berühmter Kirchengesang, eigentlich der 57. Psalm, nach den Anfangsworten in der Bulgata: Miserere mei, domine. Besonders berühmt ist die Composition des M. von Allegri (s. d.), welche seit ihrer Entstehung im 17. Jahrh. alljährlich in der Charwoche von den Sängern der päpstl. Kapelle in Rom ausgeführt wird. Außer dieser Composition sind vorzüglich noch die von Leon. Leo und Tom. Baj zu nennen.

Miserēre bezeichnet in der Heilkunde das Kotherbrechen, den sog. Ileus, d. h. jenen Zustand der Verdauungsorgane, wobei nach vorausgegangenen heftigen Vorboten (hartnäckiger Stuhl- und Blähungsverhaltung, Bauchauftreibung, Bauchschmerz, Aufstoßen, Uebelkeit, Würgen u. s. w.) endlich Massen vom Geruch und Aussehen des Kothes ausgebrochen werden. Dieser Zustand ist an sich gefährlich, noch mehr aber durch die innern Zustände, welche ihn hervorrufen. Er beruht nämlich stets auf Undurchgängigkeit des Darmkanals, mag diese nun durch einen eingeklemmten (innern oder äußern) Eingeweidebruch, oder durch eine Verengung, Verschlingung oder Ineinanderschiebung des Darmrohres, oder durch Entzündung oder Lähmung des Darms (letzteres der sog. spontane Ileus) entstanden sein. In manchen dieser Fälle gelingt es noch, durch chirurgische Operationen Hülfe zu schaffen, in andern durch reichliche und energische Klystiere (von kaltem oder Eiswasser, Bleiwasser, Luft u. s. w.) oder durch innerlich gereichte Eisstückchen, Opiate u. s. w. Seltener paßt die ehedem zu allgemein übliche Darreichung kräftiger Abführmittel, z. B. von Calomel, Ricinusöl, Bittersalz, Senna, Crotonöl u. dgl.

Misericordias Domini, s. Sonntag.

Misgeburt (monstrum) nennt man diejenige menschliche oder thierische Frucht, die eine Gestalt besitzt, welche von der Regelmäßigkeit abweicht. Man unterscheidet M. mit überzähligen oder außerordentlich stark ausgebildeten Gebilden, z. B. Hände mit sechs Fingern u. dgl. (monstrositates per excessum), solche, an denen einzelne Theile, z. B. Gehirn, Gliedmaßen, Eingeweide, fehlen (monstrositates per defectum), und endlich solche mit falscher Lagerung der Organe, z. B. das Herz auf der rechten Seite, die Leber links (monstrositates per situm partium mutatum). Die Fälle, wo zwei Früchte in der Weise verwachsen sind, daß z. B. nur ein Leib, aber zwei Köpfe, ein Kopf und mehr oder minder vollständig zwei Leiber vorhanden, bezeichnet man als Doppelmisgeburten. Am häufigsten finden sich die mangelhaft ausgebildeten Früchte, und gerade diese sind es, von deren Bildung man sich Rechenschaft geben kann. Die Entwickelungsgeschichte des thierischen Körpers zeigt, in welcher Weise sich die reife Frucht allmählich aus dem Ei herausbildet, und man hat in vielen Misbildungen nur halbfertige Früchte wiedererkannt. So weiß man z. B., daß sich das Gesicht aus mehrern von beiden Seiten der Wirbelsäule einander entgegenwachsenden Bogen bildet, die schließlich miteinander verschmelzen; geschieht dies nicht, so bleibt die Lippe auf der einen oder andern Seite von oben nach unten, selbst der Rachen der Länge nach gespalten und stellt so die Hasenscharte und den Wolfsrachen dar. In andern Fällen führen eigenthümliche Lagerungsverhältnisse der Frucht im Fruchthalter Verstümmelungen herbei. So kann die Umschlingung eines Beins oder Arms mit der Nabelschnur eine Verkümmerung, selbst eine völlige Amputation des Gliedes herbeiführen. Diese Art der Misbildungen nennt man nach ihrer Entstehung auch Hemmungsbildungen. In früherer Zeit schrieb man die Entstehung solcher und anderer M. gern dem sog. Versehen der Schwangern zu. Es hat sich indeß herausgestellt, daß die Entwickelung der Frucht in den allermeisten Fällen schon viel früher unterbrochen gewesen sein muß als zu der Zeit, zu welcher das Versehen stattgefunden haben soll. Immerhin ist aber die Vermuthung nicht völlig in Abrede zu stellen, daß Gemüthserregungen (Schreck, Sorgen) der Mutter in so früher Zeit Einfluß auf den Entwickelungsgang der Frucht haben können, die sich sonst in so inniger Abhängigkeit von dem Zustande der Mutter befindet. Auch andere Bildungsfehler als diese handgreiflichen Misbildungen mögen in ähnlicher Weise zu Stande kommen.

Mishandlung ist im allgemeinen jedes der Moral widersprechende Thun, im rechtlichen Sinne dagegen eine strafbare Gewalt wider die Person, durch welche die Ehre, die Gesundheit, die Freiheit verletzt oder selbst das Leben bedroht wird. Je nach dem Zwecke und Erfolge sind M. als Injurien, Körperverletzungen, Gewaltthätigkeit und Nöthigung (crimen vis), Misbrauch amtlicher Befugnisse zu beurtheilen, auch bei der Nothzucht, dem Raube und der Erpressung als erschwerender Umstand in Betracht zu nehmen.

Misheirath (franz. mésalliance, lat. nuptiae indecorae und im Mittelalter disparagium). Schon im alten Rom gab es einen solchen Unterschied der Stände, daß Heirathen zwischen ihnen gesetzwidrig waren. Bei den german. Völkern finden wir das im Anfange nur zwischen Freien und Unfreien, und erst allmählich bildete sich der Rechtssatz: Das Kind folgt der ärgern Hand, sodaß die Kinder eines unfreien Ehegatten unfrei wurden, wenn auch der andere Theil frei war. Später trug man diese Ansicht auch auf andere Standesgegensätze, besonders auf das Verhältniß des hohen Adels zu den übrigen Klassen des Volkes über und suchte sie, wenigstens in Deutschland, auch zwischen den einzelnen Stufen des erstern geltend zu machen, was jedoch mehr zu unaufhörlichen Streitigkeiten und Zweifeln als zu festen Grundsätzen darüber führte. (S. Ebenbürtigkeit.) Dem niedern Adel wurde derselbe Standpunkt nur im Verhältniß zu Unfreien zugeschrieben, und seine mit Freien, wenn auch Nichtadelichen, erzeugten Kinder blieben adelich und lehnsfähig, wiewol er es später dahin brachte, daß wenigstens für gewisse Verhältnisse die allseitig adeliche Abkunft erfordert wurde, z. B. bei Stiftern, Hofämtern und auf Landtagen. (S. Ahnen.) Doch das alles hat sich neuerdings vielfach wieder geändert. In England kennt man den Begriff der M. auch beim hohen Adel nicht. In Deutschland dispensirte sehr häufig bei M. der Kaiser. Gegenwärtig hat der ganze Begriff auch in Deutschland nur bei den regierenden Häusern, denen übrigens der hohe Adel des ehemaligen Deutschen Reichs zufolge der Bundesacte (Art. 14) ebenbürtig ist, eine rechtliche Bedeutung. Vgl. die Schriften von Pütter (Gött. 1796), Heffter (Bonn 1829) und Dieck (Halle 1838).

Miskolcz, ein sehr großer Marktflecken und der Hauptort des Comitats Borsod im ungar. Kreise diesseit der Theiß, an der aus Oberungarn nach Pesth führenden Eisenbahn und Post-

straße, in einem angenehmen, vom Bache Szinva bewässerten Thale gelegen, ist der Sitz der Comitatsbehörden und einer reform. Superintendentur. Der Ort zählt (1857) 17472 E., hat ein reform. Obergymnasium, ein kath. und ein luth. Untergymnasium, eine Realschule, eine Synagoge, ein Postamt, ein ungar. Theater und an bemerkenswerthen Gebäuden das Minoritenkloster mit seiner Kirche, die Pfarrkirche, die griech. Kirche, die Kirchen der Lutheraner und Reformirten, das schöne Krankenhaus u. s. w. Der Haupterwerb der Bevölkerung besteht, neben Ausbeutung bedeutender Steinbrüche, im Handel mit Wein, Getreide und Leder sowie in starkem Weinbau, der in dem nahen Weingebirge Mindszent ein vortreffliches Gewächs liefert; ferner in Vieh- und Bienenzucht, Ackerbau. Auch unterhält man fünf große Jahrmärkte.

Misogynie (griech.) schließt dieselben Begriffe (Weiberhaß oder Weiberscheu) wie Misanthropie ein, nur mit dem Unterschiede, daß sich diese auf das ganze menschliche, jene nur auf das weibliche Geschlecht bezieht. Die Ursachen des Weiberhasses liegen im Verstande oder im Gefühl. Auch können körperliche Gründe zu seiner Entstehung mitwirken, besonders wenn durch zügellose und unnatürliche Ausschweifungen das Geschlechtssystem zerrüttet oder auf eine andere Art beeinträchtigt ist. Deshalb sind auch Eunuchen, Onanisten, Päderasten und Sodomiten meist Weiberfeinde (Misogynen, Weiberhasser oder Weiberscheue), während in seltenen Fällen die körperliche Constitution mit Neigung zur Melancholie, oder geistige Einwirkungen von außen, Lehren, Erziehung und Lebenserfahrungen den Weiberhaß allein hervorbringen. Als krankhafter Zustand unterliegt er einer halb psychischen, halb physischen Behandlung, welche aber selten ein befriedigendes Resultat gewährt.

Mispel (Mespĭlus L.) heißt eine zur 12. Klasse des Linné'schen Systems und zu den Pomaceen gehörende Pflanzengattung, deren zwei bis fünf Griffel zur Blütezeit unten in einen einzigen verschmolzen sind, auf der Frucht aber voneinander entfernt werden. Es sind dornige Sträucher oder Bäumchen, die durch Cultur ihre Dornen verlieren. Die unterseits filzigen Blätter sind ganz, die ziemlich großen, weißen Blüten stehen einzeln an der Spitze kurzer Zweige und haben fünf blattartige Kelchzipfel, und die aus dem unterständigen Fruchtknoten hervorgehende Apfelfrucht enthält zwei bis fünf knochenharte, einsamige Steinkerne. Von dieser artenarmen Gattung wird die in Deutschland sowie in Frankreich und ganz Südeuropa einheimische gemeine M. (M. Germanica L.) bei uns in Gärten häufig als Obstbaum cultivirt. Die Früchte (Mispeln) sind aber auch bei völliger Reife sehr herb und werden erst später durch Liegen, wenn sie durch eine Art Gärung teigig geworden sind, wodurch sie einen weinartigen Geschmack bekommen, oder durch Frost als Obst genießbar. In den Gärten unterscheidet man als Sorten der gemeinen M. die gemeine Gartenmispel, die große Gartenmispel oder holländische M. und die M. ohne Kern. Das Holz des Stamms ist sehr zähe und daher zu Drechslerarbeiten wie auch beim Mühlenbau sehr brauchbar. Die M. ist eine sehr langsam wachsende Holzart. Sie wird gewöhnlich durch Propfen auf Weißdorn, Birne oder Quitte vermehrt, indem die Zucht aus den sehr langsam, oft gar nicht keimenden Samen (Steinkernen) eine sehr langwierige und unsichere ist.

Missalen oder Meßbücher heißen in der röm.-kath. Kirche diejenigen liturgischen oder gottesdienstlichen Bücher, welche die von der Kirche geordneten Messen für alle Sonn- und Festtage, für besondere Gelegenheiten, z. B. für die Todtenfeier, die evang. und epistolischen Perikopen, Gebete und den Meßkanon enthalten. Der Name entstand im 7. oder 8. Jahrh. Ein in der ganzen röm.-kath. Kirche gültiges Meßbuch gibt es zufolge der Beschlüsse der Tridentinischen Kirchenversammlung erst seit 1570, und es mußte dieses römische Missal (Missale Romanum), das auf Befehl Pius' V. durch röm. Theologen abgefaßt wurde, vom Tage seiner Publication (14. Juli) an gerechnet, von den Priestern in Rom nach einem Monate, von denen diesseit der Alpen binnen drei und jenseit derselben binnen sechs Monaten eingeführt werden. Nur diejenigen Kirchen, welche ihr bisheriges Meßbuch ununterbrochen seit ihrer Stiftung oder wenigstens 200 J. lang gebraucht hatten, durften es mit der Einführung des röm. Missals nach Belieben halten, und so haben denn z. B. in Deutschland Mainz, Köln, Münster und andere Diöcesen ihre eigenen Meßbücher. Solche Particularmeßbücher, deren erstes sich schon unter Kaiser Ludwig dem Frommen gebildet haben soll, gab es vor der Publication des röm. Missals sehr viele, und es weichen dieselben von dem römischen bedeutender ab als die jetzt nachgelassenen. Zweimal wurde das röm. Missal, weil in die an unzähligen Orten veranstalteten Ausgaben sich Irrthümer eingeschlichen hatten, revidirt, nämlich auf Befehl Clemens' VIII. 1604 und Urban's VIII. 1634, und so entstand das heutige röm. Meßbuch. — Die alten M. vor Erfindung der Buchdruckerkunst wurden oft auf das prächtigste geschrieben, mit den schönsten

Initialen und Miniaturen geschmückt und mit den kostbarsten Einbänden versehen; Reiche ließen sie abschreiben und machten damit Geschenke an Kirchen. Ungefähr zwei Jahrhunderte vor Erfindung der Buchdruckerkunst entstand eine Art größerer goth. Buchstaben (Mönchsschrift), mit welchen man die M. schrieb; sie wurden, als die Buchdruckerkunst erfunden war, nachgeschnitten und zum Drucke von Meßbüchern gebraucht, woher eine gewisse Art größerer Typen den Namen Missalbuchstaben führt.

Missionen werden im engern Sinne die vom päpstl. Stuhle zu Rom abgefertigten Gesandtschaften an fürstl. Höfe zu Unterhandlungen oder zum Abschlusse kirchlicher Angelegenheiten, vorzugsweise aber die zur Verpflanzung des Christenthums unter nichtchristl. Völker unternommenen Sendungen christl. Lehrer genannt. Schon in den ersten Zeiten des Christenthums gingen Christen in nahe und ferne Länder, das Evangelium zu predigen. Seit dem 6. Jahrh. entfaltete namentlich die röm. Kirche eine rege Missionsthätigkeit, durch welche nach und nach die Angelsachsen, die Deutschen und die verschiedenen westslaw. Stämme dem Christenthume und dem apostolischen Stuhle gewonnen wurden. Als die kath. Kirche durch die Reformation im 16. Jahrh. viele Bekenner verlor, suchte sie durch Sendlinge in prot. Länder ihre Verluste zu ersetzen. Diese Sendlinge erhielten zur Förderung ihrer Thätigkeit besondere Privilegien, z. B. überall predigen, Beichte hören und Ablaß ertheilen zu können. Man nannte solche Unternehmungen M., und in ihnen besteht gerade in unserer Zeit die sog. Innere Mission der kath. Kirche, wesentlich verschieden von der Innern Mission (s. d.) unter den Protestanten. In jener Beziehung zeigten sich die Benedictiner und Cistercienser, dann die Prämonstratenser, die Bettelorden und die Jesuiten besonders thätig. Auch die Bemühungen der röm. Kirche um die Heidenbekehrung datiren erst seit dem 17. Jahrh. Zu diesem Zwecke wurden in Rom durch Gregor XV. 1622 die Congregatio de propaganda fide und durch Urban VIII. 1627 das Collegium de propaganda fide gegründet (s. Propaganda) sowie in verschiedenen Gegenden Lehranstalten oder Häuser mit klösterlicher Einrichtung zur Bildung der Missionare gestiftet. Diese Anstalten oder Häuser führen jetzt gewöhnlich den Namen Seminarien. Gleichzeitig und zu gleichem Zwecke bildeten auch Weltgeistliche, namentlich in Frankreich und Italien, eine Menge Missionsvereine. Dahin gehören die Priester vom Oratorium in Frankreich und Italien, die Lazaristen, die Missionspriester vom heil. Sakrament, die Seminaristen von St.-Sulpice in Paris, die Missionspriester von Jesus und Maria und die Seminaristen von St.-Nicolas in Frankreich; die Oblaten des heil. Ambrosius in Italien, die Redemptoristen, die Missionspriester des Heiligen Geistes, die Priester des Seminars der auswärtigen M. und die Missionspriester von St.-Joseph, von St.-Garde und von Frankreich, die, obschon zum größten Theil in Frankreich seit der Julirevolution aufgehoben, jetzt doch insgesammt wieder in voller Thätigkeit sind. Die bedeutendsten M. der kath. Kirche sind die nach China, Ostindien und Japan. Unter den Protestanten ist der Eifer für die Heidenmission namentlich seit dem Anfange des 18. Jahrh. mächtig erwacht. In England wurde 1698 die Gesellschaft zur Beförderung christl. Erkenntniß gestiftet; doch die älteste eigentliche Missionsgesellschaft, welche eine planmäßige Thätigkeit entfaltete, ist die Society for propagating the Gospel in foreign parts, seit 1701.

In Deutschland belebte namentlich der Pietismus das Interesse für die Mission. Unter Francke's Mitwirkung sandte Friedrich IV. von Dänemark den berühmten Ziegenbalg (s. d.) nach Trankebar in Ostindien (1705) und begründete so die ostind. Mission, für welche 1714 ein eigenes Missionscollegium eingesetzt wurde. Der geistige Mittelpunkt dieser Mission blieb aber Halle, wo die Missionare gebildet und die Missionsberichte gedruckt wurden. Einen neuen Mittelpunkt gewann die Mission an der Brüdergemeine, welche durch einen von Zinzendorf nach Herrnhut mitgebrachten Neger für die Heidenbekehrung interessirt wurde. 1732 gingen die ersten herrnhutischen Missionare, David Nitschmann und Leonhard Dober, nach St.-Thomas in Westindien ab, und gleichzeitig wurde die schon 1721 durch Hans Egede begonnene grönländische Mission von der Brüdergemeine in Arbeit genommen. Bald darauf breitete sich die herrnhutische Mission auch über die übrigen westind. Inseln, Labrador, Surinam, Guinea, das Cap der Guten Hoffnung und die Nikobaren, ja bis an die Ufer der Wolga aus. Der Erfolg derselben beruht auf dem von den andern M. wesentlich verschiedenen Verfahren der Brüdergemeine. Statt einzelne Missionare sendet sie ganze Missionscolonien aus, welche Niederlassungen nach herrnhutischem Muster gründen und durch stille Arbeit an den Eingeborenen nach und nach die Gemeinden zu vergrößern suchen. Die Heiden werden so durch den civilisatorischen Einfluß eines wohlgeordneten Gemeindelebens allmählich herangezogen und gleichzeitig für den christl. Glau-

den gewonnen. Dagegen senden die meisten übrigen M. ihre Missionare einzeln aus, und erst neuerdings ist einiges dafür geschehen, statt der unvermittelten Verkündigung einer den Heiden ganz fremdartigen Glaubenslehre vielmehr durch die Schule den Weg zur Kirche zu bahnen. 1864 besaß die Brüdergemeine 69 Stationen in Amerika, 11 in Afrika, 2 in Australien und 1 in Asien mit zusammen 167 Missionsbrüdern, 152 Schwestern, 4 eingeborenen Gehülfen, 21000 Communicanten, 22000 die in der Vorbereitung zu Taufe oder Abendmahl stehen, und 20000 Kindern. Einen allgemeinen Aufschwung hat das bis dahin fast nur von den Herrnhutern mit Erfolg gepflegte Missionswesen erst seit den neunziger Jahren des vorigen und dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts genommen. Die Entwickelung war hierbei fast allgemein die, daß das gemeinsame Evangelium allmählich hinter das Confessionelle zurücktrat, bis schließlich alle möglichen Kirchenparteien ihre eigenen M. begründeten. Besonders ist dies in England und Nordamerika der Fall gewesen. Der großen Londoner Missionsgesellschaft, welche 1795 von evang. Christen aller Denominationen gegründet wurde, um in der Heidenwelt nur die einfachen Grundthatsachen des Evangeliums zu verkündigen, trat schon 1797 die Kirchliche (bischöfliche) Missionsgesellschaft gegenüber, welche namentlich seit den vierziger Jahren eine ausgebreitetere Thätigkeit entfaltete. Die Londoner Missionsgesellschaft blieb vorzugsweise in den Händen der Independenten, wogegen die ältere Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums eine immer schroffere puseyitische Haltung annahm. Daneben bildete sich noch die Baptistische Missionsgesellschaft (1792), deren strenger Calvinismus bald zur Absonderung des arminianischen Zweiges führte (General baptist missionary society), und die Wesleyanische (seit 1814). In Schottland wurde das Missionsgeschäft etwa seit 1814 von der Landeskirche als solcher in die Hand genommen, die Ausscheidung der Freikirche (1843) führte aber auch zur Spaltung der Mission. In Amerika wurde 1810 die große Amerikanische Missionsgesellschaft (American board of commissioners for foreign mission) nach ähnlichen weitherzigen Principien wie die londoner gegründet. 1864 zählte sie 324 Stationen, 166 Kirchen und 23647 Gemeindeglieder, an denen 1068 Personen, darunter 150 ordinirte Missionare, arbeiteten. Sie theilte ihre Wirksamkeit in drei Gebiete: unter dem Namen nach christl. Völkern (von denen namentlich neuerdings die Mission unter den Armeniern große Erfolge erzielt hat), unter den civilisirten und unter den rohen heidnischen Völkern. Doch nahm auch hier bald ein streng calvinistischer Independentismus überhand, daher die übrigen Denominationen meist eigene M. wünschten; so die (orthodoxen) Baptisten (1814), die Presbyterianer (1818), die bischöfl. Methodisten (1819), die bischöfl. (anglikanische) Kirche (1820), wozu 1837 noch die deutsche auswärtige Missionsgesellschaft von Nordamerika trat. Auf dem europ. Continent wurde 1797 die Niederländische Missionsgesellschaft zu Rotterdam, anfangs als Filiale der londoner, errichtet, welche besonders in den niederländ. Colonien des Indischen Archipels wirkt. In Deutschland, wo die hallische Missionsanstalt ihrem Untergange nahe war, errichtete Janike in Berlin 1800 eine Missionsschule, doch ohne ausgebreitetere Erfolge zu erzielen. Als die Anstalt zu verkümmern drohte, wurde 1823 der berliner Missionsverein ins Leben gerufen, der 1833 seine ersten Heidenboten zu den Kaffern schickte, aber bald in seiner Thätigkeit durch confessionelle Kämpfe gelähmt wurde, bis sich 1836 die Goßner'sche Mission (unter den Kaffern) davon absonderte. Aehnlich erging es der 1836 gestifteten Norddeutschen Missionsgesellschaft, welche an confessionellem Hader bis zum Jahre 1849 krankte, bis die strengen Lutheraner ausschieden und sich der von Pastor Harms begründeten Hermannsburger Mission zuwandten. Seitdem hat die Norddeutsche Mission sich zusehends gekräftigt. Ein besseres Schicksal hatte die schon seit 1815 bestehende Baseler Mission, deren Missionshaus bisjetzt an 400 Arbeiter gebildet und seit 1822 eigene Missionare nach verschiedenen Stationen ausgesandt hat, und die Rheinische Missionsgesellschaft zu Elberfeld-Barmen (seit 1828). Beide wirken im Sinne eines streng bibelgläubigen, aber confessionell weitherzigen Pietismus, und namentlich die erstere hat zahlreiche Hülfsvereine in ganz Deutschland. Das confessionelle Lutherthum strengster Observanz hat seit 1848 seinen Mittelpunkt in dem Leipziger (früher Dresdener) Missionsverein, dessen Missionshaus nur solche Zöglinge bildet, welche sich auf sämmtliche luth. Bekenntnißschriften verpflichten und an den Missionsplätzen fast überall durch ihre Intoleranz mit andern Missionaren in Conflict gerathen. Auch der Centralverein in Baiern, gestiftet 1844, ist confessionell-lutherisch. Eine selbständige Stellung nimmt noch der aus drei Vereinen hervorgegangene, neuerdings aber ziemlich in Verfall gerathene Gesammtverein für chines. Mission ein (seit 1850). Für das prot. Frankreich endlich hat sich 1824 die Pariser Missionsgesellschaft gebildet. Wie schon diese Uebersicht lehrt, ist der confessionelle Hader der schlimmste Feind des Missionswerks, und ein großer Theil der in den Jahresberichten auf-

gezählten neugewonnenen Gläubigen besteht aus solchen, welche eine Mission der andern abgewonnen hat. Nicht viel weniger steht einem größern Erfolge, namentlich bei civilisirten Völkern, wie den Ostindiern, das pietistische Wesen entgegen, welches in den meisten dieser M. zu Hause ist, die Isolirung dieses pietistischen und supranaturalistischen Christenthums von den geistig befreienden Bildungselementen der modernen Welt, die engherzige Buchstäblichkeit des Bibelglaubens und die häufig bis zu den unwahrsten Uebertreibungen sich steigernde Herrschaft der frommen Phrase. Gerade in Ostindien, wo alle möglichen M. sich den Rang abzulaufen suchen, sind die Erfolge verschwindend klein, und fast nirgends stehen sie im Verhältniß zu den darauf verwendeten Arbeitskräften und enormen Geldsummen (in England allein zusammengenommen an 2 Mill. Pfd. St. jährlich, in Amerika gegen 2 Mill. Dollars). Am segensreichsten haben bisher die M. unter den Negern Westindiens, Nordamerikas und Afrikas, unter den nordamerik. Indianern, den Südseeinsulanern, den Patagoniern, Kaffern und andern wilden Völkern gewirkt, denen die Missionare mit dem Christenthume zugleich eine überlegene Bildung gebracht haben. Auch unter den geistig herabgekommenen Volksstämmen Mittelasiens haben neuerdings die Amerikaner erfreuliche Erfolge erzielt. Am dürftigsten von allen aber sind die Erfolge der neuerdings in verschiedenen Gegenden ins Leben gerufenen Judenmissionen. Vgl. Wiggers, «Geschichte der evang. Mission» (2 Bde., Hamb. 1845—46); «Handbüchlein der Missionsgeschichte und Missionsgeographie» (Calw 1844; 2. Aufl. 1846); das baseler «Evang. Missionsmagazin» (seit 1816). Ueber die Mängel des modernen Missionsverfahrens vgl. Langhans, «Pietismus und Christenthum im Spiegel der äußern Mission» (Thl. 1, Lpz. 1864).

Missionspriester heißen in der kath. Kirche überhaupt die Priester, welche in besondern, nach Klosterform eingerichteten Lehranstalten zu Missionaren für Nichtchristen, insbesondere auch für Protestanten gebildet wurden, in klösterlichen Vereinen für die Missionszwecke leben und für deren Förderung durch Lehre, durch die Errichtung von Seminarien und Bildung von Zöglingen thätig sind. Als religiöse Vereine betrachtet bilden sie Congregationen. Als besonders beachtenswerth erscheinen die Priester der Mission, die durch Vincent de Paula in das Leben traten (s. Lazarus), ferner die M. von der Congregation des heiligen Sakraments, auch Missionare der Klerisei genannt. Ihr Stifter war der Bischof Authier zu Avignon (1632); Innocenz X. bestätigte sie (1647) mit der Befugniß, die Missionen und deren Seminare zu verwalten. 1790 wurden sie zwar aufgelöst, sie bestehen aber jetzt wieder in früherer Thätigkeit. Ihre Kleidung ist die gewöhnliche der Priester. Ebenso kleiden sich die M. von der Congregation Jesus und Maria, nach ihrem Stifter, dem Priester Eudes, auch Euditen oder Eudisten genannt. Das erste Kloster gründete der Stifter zu Caen in der Normandie. Die Klöster, die seinem Streben folgten, wurden 1643 zur Congregation vereinigt. Der Zweck bestand in der Stiftung von Seminarien und Missionsanstalten, in der Erziehung und Bildung junger Geistlichen zu Missionaren. Die oberste Leitung lag in den Händen des Bischofs, der auch die Superioren wählte und bestätigte. Die Congregation verbreitete sich stark in Frankreich, wurde in der großen Revolution zwar aufgelöst, nach der Restauration aber 1817 wiederhergestellt und entfaltet jetzt wieder eine große Thätigkeit in Frankreich. Dasselbe gilt auch von dem Vereine der M. des Heiligen Geistes, die 1701 durch die Kleriker Desplaces, Vincent le Barbier und Henri Garnier in Paris entstanden und mit besonderm Eifer den Missionen in Asien, Afrika und Amerika sich widmen. Sehr bemerkenswerth sind endlich die M. von Frankreich durch ihren Ketzereifer gegen die Protestanten und ihre ultramontan-polit. Bestrebungen. Sie wurden von Abbé Legris-Duval, Rausan, de Forbin-Janson zum Zwecke der Mission für alle franz. Provinzen gestiftet und von Ludwig XVIII. 1816 gesetzlich bestätigt. Der Haß des Volks, den sie sich zugezogen hatten, äußerte sich 1830 durch die Zerstörung ihres Hauses und ihrer Kirche in Paris; doch entwickeln sie gegenwärtig wieder ihre frühere Thätigkeit.

Mississippi, in der Sprache der Algonkin-Indianer Missi-Sipi, d. h. Gesammtfluß oder Großer Fluß, ist der gewaltigste Strom von Nordamerika, der wichtigste der Vereinigten Staaten und einer der größten der Erde. Nachdem seine Mündung seit 1519 entdeckt und seine Ufer seit 150 J. bewohnt waren, hat Schoolcraft erst 1832 seine Quellen in dem Territorium Minesota (s. d.) aufgefunden. Dieselben liegen unter 47° 10′ nördl. Br. auf dem unbedeutenden Wasserscheiderücken zwischen der Nord- und Südhälfte der großen nordamerik. Binnenebene, und zwar in dem kleinen krystallhellen, von bewaldeten Landhöhen umgebenen See Itasca oder La-Biche, welcher 1407 F., oder in den ihm zufließenden Bächen, von denen der längste seinen Ursprung in einer Höhe von 1437 F. über dem Meere hat. Der M. fließt anfangs durch mehrere andere kleine Seen nordwärts, dann ostwärts, bildet nach einem 60 M. langen Laufe

seine ersten Wasserfälle, die von Peckagama, strömt nun in unzähligen Windungen durchgängig südwärts durch eine der ausgedehntesten Tiefebenen der Erde und wälzt seine ungeheuere Wassermasse unterhalb Neuorleans durch mehrere Mündungsarme, unter denen die zwei bedeutendsten der von Balize oder der Nordostpaß und der von allen größern Schiffen als Hauptstraße befahrene Südwestpaß sind, in den Golf von Mexico. An der Mündung bildet er ein 660 Q.-M. großes Delta (s. Louisiana), welches sich stets erweiternd seewärts vordringt, indem der Strom, nach der Berechnung des Geologen Lyell, jährlich 3703 Mill. Kubikfuß Schlamm, Sand u. s. w. in das Meer führt, sodaß nach den Aussagen der Lootsen von Balize die Mündungsarme in den letzten 24 J. um 1 engl. M. weiter in dasselbe vorgerückt sind. Der M. nimmt etwa 200 Nebenflüsse auf, die durch ihren Wasserreichthum seine Fluten außerordentlich verstärken, sein Gebiet weithin gegen Westen bis in das Felsgebirge, gegen Osten bis in das Alleghanygebirge erweitern, und von denen die namhaftesten rechts der St.-Peters oder Minesota, Iowa, Des Moines, Missouri (s. d.), St.-Francis, White-River, Arkansas und Red-River, links der Ste.-Croix, Wisconsin, Illinois, Ohio und Yazoo sind. Der directe Abstand seiner Quelle von der Mündung beträgt 353 M., seine Stromentwickelung dagegen infolge der außerordentlich vielen Windungen (bends) 650 M. Betrachtet man aber den 680 M. langen Missouri als Hauptquellarm des ganzen Stromsystems, so beträgt die Stromentwickelung des M. 970 Meilen, eine Wasserlinie, wie sie kein anderer Strom der Erde aufweist. Auch ist sein Stromgebiet nach neuern Ermittelungen 70000 Q.-M. groß, sodaß ihn in dieser Beziehung nur der Marañon übertrifft. Seiner ungeheuern Länge entspricht jedoch nirgends seine Breite. Beim Eintritt des Missouri, wo sein 290 M. langer Unterlauf beginnt (der Oberlauf mißt 360 M.), ist er, wie der Missouri, kaum 1/4 M. breit und nach der Aufnahme des Ohio eben auch nicht mehr. Die Tiefe dagegen nimmt von der Mündung des Missouri an bedeutend zu. Schon nahe unterhalb St.-Louis beträgt sie stellenweise 180—190 F., bei Neuorleans 130—225 F. unter Hochwassermarke. An der Mündung jedoch nimmt sie wieder sehr ab, sodaß der niedrige Wasserstand an den Mündungspässen ein außerordentlich großes Hinderniß für die Schiffahrt bildet und namentlich nachtheilig auf den ganzen Handel von Neuorleans einwirkt. Die Schiffahrtslinie des M. selbst hat eine Länge von 434 M., indem sie aufwärts bis zu den Wasserfällen von St.-Anthony, oberhalb St.-Paul in Minesota, reicht. Aber die Schiffahrt ist erschwert und gefährdet durch die zahlreichen Sandbänke, durch die von der reißenden Wassermasse sammt den daraufstehenden Bäumen fortgespülten Erdmassen der Ufervorsprünge, durch die sog. Snags und Sawyers, d. h. solche Stellen, wo Bäume, die im Schlamme des Flußbetts festgerathen sind, mit ihren Wipfeln hervorragen, durch die zu vielen Ellen dicken Massen sich verfilzenden Bäume, welche von der Springflut stromabwärts geführt werden, wo sie auf dem Delta und vor den Mündungen über Hunderten von Quadratmeilen abgelagert liegen, endlich durch die vielfachen Wirbel und Gegenströmungen, die sich durch den gewundenen Lauf des Stroms und Ufervorsprünge bilden. Gleichwol vermittelt der M., indem er in seiner ganzen Länge das Gebiet einer einzigen, engverbundenen Staatengruppe durchflutet, als die Hauptpulsader derselben den regsten Verkehr auf einer Strecke von beinahe 20 Breitengraden. Er durchfließt und berührt zehn Staaten (Minesota, Wisconsin, Iowa, Illinois, Missouri, Kentucky, Tennessee, Arkansas, Mississippi, Louisiana). Er und seine Nebenflüsse sind auf einer Strecke von 3625 M. für Dampfschiffe fahrbar, und über 600 der letztern befinden sich auf diesen Strombahnen in steter Thätigkeit. So bildet sein Stromnetz das Adersystem, welches das große Centralland Nordamerikas belebt, und welches überdies durch künstliche Kanäle mit der canadischen oder Lorenzoseenkette im Norden und mehrern Flüssen der atlantischen Küstenterrasse im Osten in Verbindung steht. Das Bassin des Mississippisystems, welches jetzt kaum 12 Mill. E. zählt, bietet in seiner großen landwirthschaftlichen Productivität, in seinen unermeßlichen Waldungen und in seinen mineralischen Schätzen die Mittel, mehr als 100 Mill. Menschen innerhalb seiner Grenzen zu ernähren und dennoch einen bedeutenden Ueberschuß seiner Bodenerzeugnisse auszuführen. Schon in naher Zukunft dürfte dieses Bassin in jeder Beziehung den Schwerpunkt der Vereinigten Staaten bilden und dann bestimmend auf die Weltverhältnisse einwirken, zumal wenn der M. durch Eisenbahnen mit dem Stillen Ocean verbunden sein wird, eine Verbindung, die dem Welthandel eine veränderte Richtung geben und Englands Handelsübergewicht der Wahrscheinlichkeit nach brechen wird. Nach dem M. ist der Staat Mississippi (s. d.) benannt. Vgl. Olshausen, «Das Mississippithal» (Kiel 1853).

Mississippi, einer von den Vereinigten Staaten von Amerika, an der Südküste, im W. durch den Mississippistrom von Arkansas und zum Theil von Louisiana geschieden, im S. an

letzteres und an den Mexicanischen Meerbusen, im O. an Alabama, im N. an Tennessee grenzend, hat eine Oberfläche von 2225¾ Q.-M. Dieselbe gehört zur Hälfte dem Gebiete des Mississippistroms an und ist sehr mannichfaltig gestaltet, im S. Küstenniederung, in der Mitte Hochterrasse, im N. Bergland. Erstere, eine vollkommene Ebene, erstreckt sich auf 22 M. landeinwärts, schwillt nur an wenigen Stellen zu unbedeutenden Hügeln an und ist an der Grenze der Hochterrasse mit dichten Kiefer- und Fichtenwaldungen bedeckt, die hin und wieder, nach Süden zu, durch Cypressenswamps und offene Prairien unterbrochen werden und endlich in häufig überschwemmte Marschen und Fieber erzeugende Sümpfe übergehen. Ein großer Theil dieses Küstenlandes ist indeß zum Ackerbau geeignet, da der Boden, obgleich im allgemeinen sandig, ja kiesig, doch einen thonigen Untergrund hat und der Sand mit Muschelkalk und Mergel gemischt auftritt. Auf der Hochterrasse nimmt gegen Norden hin die Wellenform der Oberfläche, die Güte des Bodens, die Gesundheit des Klimas, der Wechsel des Holzwuchses zu, und selbst das Bergland ist von außerordentlicher Fruchtbarkeit und hat das gesündeste und angenehmste Klima. Der Boden ist glücklich gemischt und auf ihm gedeihen die Producte des Nordens und Südens gleich gut. Am fruchtbarsten sind die Marschen am Yazoo und am Mississippi, welche letztere jedoch Ueberschwemmungen unterliegen. Der Hauptstrom ist der Mississippi, welcher den Yazoo, den Big-Black und Homochitto aufnimmt. Der schiffbare Pascayoula mündet in die gleichnamige Seebucht, der Pearl in den See Borgne des Mississippi-Deltas. Der Tombigbee geht südöstlich nach Alabama über; der Tennessee berührt die Nordostecke des Staats. Die Zahl der Bewohner belief sich im J. 1800 auf 8850, 1810 auf 40352, 1820 auf 75448, 1830 auf 136621, 1840 auf 375651, 1850 auf 606555 und 1860 auf 791305 Seelen, darunter 353901 Weiße, 773 freie Farbige und 436631 Sklaven. Seit 1863 ist die Sklaverei infolge des Kriegs jedoch aufgehoben. Landwirthschaft ist die Haupterwerbsquelle des Landes, der Plantagenbau ist durch den ganzen Staat eingeführt. An Farmland waren 1860: 5,150008 Acker bebaut, 11,708556 unbebaut. Man baut hauptsächlich Mais, Weizen, Zuckerrohr, Baumwolle, welche den Hauptstapelartikel bildet und 1860 einen Ertrag von 1,195699 Ballen lieferte; auch Reis und Hafer wird viel gewonnen, außerdem Taback, Ahorn und etwas Seide. Der Viehzucht wird große Aufmerksamkeit gewidmet, besonders im Norden, und, neben der Baumwollcultur, in dem sog. Kuhlande im Südosten. Der Handel findet seine größte Unterstützung in dem Mississippistrom, der mit seinen Nebenflüssen der Baumwolle nach allen Himmelsgegenden die Ausfuhr ermöglicht. Doch ist die Schiffahrt nicht bedeutend, und Seeschiffe fehlen dem Staate gänzlich. Seine Eisenbahnen hatten 1860 eine Länge von 445 engl. M.; darunter ist zu nennen die Mississippi-Central, Neuorleans-Jackson und Great-Northern, welche den Staat seiner ganzen Länge nach durchschneiden. Die Hauptabsatzmärkte für die Landeserzeugnisse sind Neuorleans in Louisiana, Mobile in Alabama, Memphis in Tennessee. Der Staat wurde 1817 in die Union aufgenommen. Er hat seine Verfassung 1832 revidirt und sandte bis 1861 5 Repräsentanten und 2 Senatoren in den Nationalcongreß. Die Gesetzgebende Versammlung, bestehend aus 92 Repräsentanten auf zwei Jahre und 12 Senatoren auf vier Jahre, tritt alle zwei Jahre 1. Jan. zusammen. Der Gouverneur wird auf vier Jahre gewählt und bezieht einen Gehalt von 3000 Doll. Das besteuerte Privateigenthum belief sich 1860 auf 208,422167, das wirkliche auf 509,427912 Doll.; die Einnahme auf 624020, die Ausgabe auf 707015, die Staatsschuld auf 7,271707 Doll., wovon jedoch 5 Mill. als angeblich unconstitutionell ausgegeben repudiirt wurden. Die Hauptstadt Jackson, am Pearl, der hier schiffbar wird, umgeben von Gärten und Baumwollpflanzungen, zählte vor dem Kriege 3500 E. Die Stadt Columbus, am Tombigbee, hat 3308, Vicksburg, am Mississippi, 4591 E. Die wichtigste Stadt ist jedoch Natchez, am Mississippi, mit dem Fort Panmure, 6612 E. und bedeutendem Baumwollhandel. M. hat sehr durch den jüngsten Bürgerkrieg gelitten.

Missolonghi, die erste Hauptstadt der griech. Nomarchie Akarnanien-Aetolien, ein im griech. Freiheitskampfe berühmt gewordener Ort, der Hauptwaffenplatz und das strategisch wichtige Bollwerk der Hellenen in Westhellas und von diesen auch Klein-Venedig genannt, liegt höchst ungesund auf einer Landzunge in der seichten Bai am Eingange des Golfs von Patras, ist der Sitz eines Erzbischofs sowie eines Gerichtshofs erster Instanz und hat eine hellenische Schule. Nicht weit nordwestlich liegt in den Lagunen die ebenfalls befestigte Stadt Anatolikon mit 2000 E., meist Fischern. M. ist durchaus neuern Ursprungs und nicht viel über drei Jahrhunderte alt. Von Fischern gegründet, wurde es bald durch seine wichtige Lage von Bedeutung und hob sich schnell durch den Handel. Obgleich 1715 von den Türken verwüstet und 1770 beim Aufstande gegen die Türken betheiligt, zählte es 1804 doch schon wieder 4000 E. Es

regierte sich damals nach eigenen Gesetzen und entrichtete an die Türken nur den gewöhnlichen Kopfzins. Beim Ausbruche des griech. Freiheitskampfes erhob es sich nebst Anatolikon schon 7. Juni 1821 für die Sache der Freiheit. Am 5. Nov. warf sich der Fürst Maurokordatos mit seiner geringen Mannschaft in das fast entvölkerte M., das er nebst Anatolikon gegen die Türken vertheidigte, bis 23. Nov. griech. Schiffe den Platz von der Seeseite entsetzten und ihn mit Truppen verstärkten, worauf er die Türken zwang, 6. Jan. 1823 die Belagerung aufzuheben. Seitdem besser befestigt, gehörten beide Orte zu den festesten Plätzen des freien Griechenland. Eine zweite Belagerung von 59 Tagen hatte M. in den letzten Monaten 1823 zu bestehen, als nach dem heldenmüthigen Tode des Markos Bozzaris bei Karpenissi in Epirus im Aug. 1823 Mustak-Pascha und Omer Vrione zu Lande und algier. Schiffe zur See es einschlossen. Doch Konstantin Bozzaris behauptete sich, bis Maurokordatos, der mit hydriotischen Schiffen herbeieilte, und die Pest, die im Lager der Feinde wüthete, letztere abzuziehen nöthigten. Hierauf legte sich 1825 der Seraskier Redschid-Pascha mit 35000 Mann vor M., das jetzt der tapfere Notos Bozzaris vertheidigte. Alle Angriffe waren vergeblich, und auch der 2. Aug. 1825 und an den folgenden Tagen von der Flotte des Kapudan-Pascha unterstützte Sturm des Seraskiers auf die durch ein 49tägiges Bombardement sehr beschädigten Wälle des Platzes wurde abgeschlagen. Selbst als nunmehr Ibrahim-Pascha mit dem ägypt.-europ. Heere an der Belagerung sich betheiligte, vermochte man nichts gegen M. auszurichten. Nur der äußerste Mangel an Lebens- und Kriegsbedarf nöthigte am Ende die Besatzung, 22. April 1826 abends nach 8 Uhr einen Versuch zu machen, sich durch die Belagerer durchzuschlagen. Allein nur einem Theile gelang dies; die in die Stadt Zurückgedrängten zündeten daher die Minen an und sprengten sich nebst den eingedrungenen Aegyptern und Türken in die Luft. Vgl. Fabre, «Histoire du siège de M.» (Par. 1826). Erst 18. Mai 1829 wurden M. und Anatolikon von den Griechen mit Capitulation wieder eingenommen. Seit der Errichtung des Königreichs Griechenland hat sich M. schnell wieder gehoben, sodaß es 1861 bereits 6059 E. zählte, obschon es von den Unruhen, die das Land zerrütteten, nicht verschont geblieben ist, wie es denn 1836 eine Belagerung von den Empörern in Aetolien und Akarnanien aushalten mußte. In M. sind die Gräber des Mainoten Kyriakulis Mauromichalis, des Sulioten Markos Bozzaris und des Grafen Normann sowie das Mausoleum, welches das Herz des Lord Byron einschließt, der in M. 1824 starb.

Missouri, einer der mächtigsten Ströme Nordamerikas und insbesondere der Vereinigten Staaten, entspringt in einer Höhe von 5000 F. in den Rocky-Mountains oder dem Felsgebirge zwischen 42 und 43° nördl. Br., wo seine 1805 von Lewis und Clarke entdeckten Quellen nicht über 1 engl. M. von denen des in den Stillen Ocean strömenden Columbia entfernt liegen. Seinen Namen erhält er nach der Vereinigung der drei fast gleichgroßen Quellflüsse Jefferson, Madison und Gallatin, welche nach einem nördl. Laufe von etwa 32 M. unter 45° 10′ nördl. Br. zusammenfließen. Die nördl. Richtung behält er auch noch weiterhin bei, bis zu den großen Wasserfällen unter 47° nördl. Br. Auf diesem Wege durchbricht er eine Kette des Felsengebirgs in den sog. Gates oder Thoren, Gebirgsschluchten, in denen er 1⅓ M. weit auf eine Breite von 150 Yards eingeengt zwischen Felswänden dahinbraust, die an 1200 F. hoch senkrecht von dem Wasserspiegel aufsteigen. Etwa 22 M. unterhalb dieses Durchbruchs und 113 M. unterhalb seiner Quellen beginnen die Großen Fälle des M., in denen der Strom auf 4 M. durch eine Reihe von 27 Stromschnellen und Cascaden 333 F. herabfällt, und unter denen der höchste 86 F. senkrechte Höhe bei 790 F. Breite hat, der nächstgrößte 47 F. bei 1340 F. Breite und viel schönerer Umgebung. Nach denen des Niagara sind diese die großartigsten östlich vom Felsengebirge. Von hier fließt der M. in vielen Windungen gegen Ost und Nordost bis zur Mündung des White-Earth-River (48° 20′ nördl. Br.), geht hier in die südöstl. Richtung über und behält dieselbe bis zu seiner Mündung in den Mississippi (s. d.), oberhalb St.-Louis, bei, den er an Stromlänge und Wasserreichthum so sehr übertrifft, daß man ihn als Hauptstrom, den obern Mississippi aber als seinen Nebenfluß ansehen kann. Auf der ungeheuern Länge von 680 M. (der directe Abstand von der Quelle zur Mündung beträgt nur 408 M.) bietet sein Lauf der Schiffahrt nirgends als in den Großen Fällen erhebliche Hemmungen dar, und auch seine Hauptzuflüsse sind alle auf weite Strecken schiffbar. Solche sind rechts: der Yellowstone, der bei seiner Einmündung 800 Ellen breit ist, und dessen Stromlänge von 408 M. derjenigen des Mississippi selbst oberhalb des Zusammenflusses beider Ströme gleichkommen mag; ferner der kleine M., der White-River oder Mankizitah, der Niobrarah mit dem Pekah Paha, der große, aber seichte Platte oder Nebraska, der aus dem North- und South-Fork entsteht, der

ebenfalls sehr große Kansas, der Osage u. s. w. Von der linken Seite her münden in den M.: der James oder Jacques, der Big-Sioux, der Grand-River u. s. w. Auf dem größten Theile seines Laufs ist der M. ein rascher, trüber Strom, mit Hunderten von bewaldeten Inseln und zahllosen Sandbänken. Die fruchtbaren Landstriche an seinen Ufern und an denen seiner Zuflüsse sind nicht sehr breit. Hinter ihnen befinden sich Prairien von weiter Ausdehnung, sodaß im allgemeinen das Flußgebiet des M., welches etwa 35000 Q.-M. oder die Hälfte des ganzen Mississippi-Missourigebiets umfaßt, nicht so einladend zu Ansiedelungen ist wie das der übrigen großen Nebenflüsse des Mississippi. Außer dem Staate Missouri (s. d.), welcher demselben fast ganz angehört, liegen nur Theile von den Staaten Kansas und Iowa in ihm. Alles übrige gehört noch zu den Territorien (s. d.) der Vereinigten Staaten.

Missouri, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, im W. des Mississippi, zwischen Iowa im N., Illinois, Kentucky, Tennessee im O., Arkansas im S., dem Indianer-Territorium, Kansas und Nebraska im W., hat ein Areal von 3180 Q.-M. Die Bodengestaltung des Landes ist höchst mannichfaltig und seine Lage am Mississippi und Missouri von großer Wichtigkeit. Der Mississippi bildet auf einer Strecke von 87 M. die Ostgrenze und nimmt den Des-Moines, den Salt-River, den Missouri und Merrimac auf. Der Missouri (s. d.), welcher in seinem vielfach gewundenen, gegen O. gerichteten Laufe den Staat quer durchschneidet, bildet mit seinen zahlreichen Zuflüssen, von denen der Grand-River und der Chariton im N., der La-Mine, Osage und Gasconade im S. schiffbar sind, die große Pulsader desselben. Am Ufer der Flüsse ist beinahe überall fettes, fruchtbares, aber fast jährlich Ueberschwemmungen ausgesetztes und deshalb ungesundes Marschland. Dann steigt das Land allmählich zu dürren Felsketten, Barrens und Prairien auf, welche mit Waldungen abwechseln. Im SW. liegen ausgedehnte Marschen und Sümpfe, hinter denen das Land wieder aufsteigt bis zum Osage. Zwischen diesem und dem Missouri breiten sich die fruchtbarsten Landstriche aus, die zugleich Reichthum an Salz und Kohlen haben. Im N. des Mississippi ist das Land eine sanftwellige Hochebene, größtentheils Prairie, und nur die an diesem Strome aufwärts ziehenden Landschaften enthalten stämmige Waldungen; gleichwol aber wird dieser nördl. Theil als der «Garten des Westens» bezeichnet. Für Cerealien aller Art bietet M. den geeigneten Boden dar. Mais und Taback sind Stapelartikel. Die ausgedehnten Niederungen und Prairien begünstigen die Viehzucht außerordentlich. Von der größten Wichtigkeit ist jedoch der Mineralreichthum in dem Ozarkgebirge oder den Black-Mountains, welche Arkansas und M. in nordöstl. Richtung durchziehen und gegen den Missouri hin in Hügel auslaufen. Blei ward in diesen Gegenden schon seit 1715 gewonnen, und 1860 wurden 4161 Tonnen für 356600 Dollars auf den Markt gebracht. Im S. liegen wahre Eisenberge, deren Masse an reinem Eisen man auf 600 Mill. Tonnen geschätzt hat. Auch Kupfer ist in Menge vorhanden. Außerdem wird Silber, Kobalt, Nickel und Zink gefunden. Salpeterhöhlen und Salzquellen finden sich überall; Steinsalz- und Kohlenlager geben reichliche Ausbeute. Das Klima ist angenehm und, außer in den Niederungen, gesund. Der Sommer ist heiß, oft drückend, der Winter mitunter ausnehmend kalt. Die Flüsse sind dann mit Eis belegt, sodaß man den Mississippi und Missouri mit Wagen passiren kann. Die Zahl der Bewohner ist fortwährend im Steigen: sie belief sich 1810 auf 20845, 1820 auf 66586, 1830 auf 140445, 1840 auf 383702, 1850 auf 682043, 1860 auf 1,182012 Seelen, darunter 114931 Sklaven und 3572 freie Farbige. Seit 1863 ist infolge des Kriegs die Sklaverei abgeschafft. Landwirthschaft, Viehzucht und Bergbau bilden die Haupterwerbsquellen des Landes. Der Kunst- und Gewerbfleiß ist in den letzten Jahren sehr in Aufnahme gekommen. 1860 gab es 43 Banken mit 25,297426 Dollars. Außerdem wird der Handel durch das Flußnetz und mehrere Eisenbahnen gefördert, die 1860 eine Länge von 817 engl. M. hatten und seitdem trotz des Kriegs weitergebaut wurden. Die Hannibal und St.-Joseph durchschneidet den Staat im Norden von O. nach W. (206 M.); die Pacific führt von St.-Louis nach Kansas-City meist den Missouri entlang (283 M.). Die südwestl. Zweigbahn der Pacific, von Franklin nach Springfield im Südwesten beabsichtigt (77 M. vollendet), wurde 1866 vom General Fremont und andern angekauft, um als Ausgangspunkt der großen südl. Pacific-Eisenbahn nach Californien zu dienen, und zu diesem Zweck vom Congreß reich mit Land dotirt. Der Staat war früher ein Theil des von Frankreich erkauften Louisiana (s. d.) und erhielt als Gebiet 1812 seinen jetzigen Namen. 1819 von Arkansas abgegrenzt, hätte das Gebiet schon damals, soweit die Bevölkerungszahl in Betracht kam, als Staat in die Union aufgenommen werden können; allein es zog sich dies bis 1821 hin, weil dem Staate im angeblichen Interesse des polit. Gleichgewichts die Sklaverei aufgezwängt wurde. M. sendet gegenwärtig 9 Repräsentanten und 2 Senatoren in

den Nationalcongreß. Die Gesetzgebende Versammlung, bestehend aus 49 Repräsentanten auf zwei Jahre und 18 Senatoren auf vier Jahre, tritt alle zwei Jahre 31. Dec. zusammen. Der Gouverneur wird auf vier Jahre gewählt und bezieht einen Gehalt von 2000 Dollars. Das Staatseigenthum belief sich 1860 auf 1,103300 Doll., darunter der Schulfond auf 678908 Dollars. Die Einnahme ward für die beiden Jahre 1859 und 1860 auf 3,454778 Dollars berechnet. Die Staatsschulden beliefen sich 1860 auf 23,903000 Dollars, wovon allerdings 22 Mill. durch Hypotheken der vom Staate subventionirten Eisenbahnen aufgewogen werden. Der Taxwerth des besteuerten Eigenthums wurde 1860 auf 366,935851, der wirkliche Werth desselben auf 501,214398 Dollars berechnet. Die polit. Hauptstadt ist Jefferson-City am südl. Ufer des Missouri, mit 2500 E. Die älteste und volkreichste Stadt aber ist das mächtig aufblühende St.-Louis (s. d.) mit 160773 E. An der Westgrenze, 1⅓ M. südlich vom Missouri, liegen Independence mit 5000 E. und sehr regem Leben, und Saint-Joseph mit 8932 E., an welchen beiden Orten die Handelszüge in den Westen ausgerüstet werden. Die Deutschen, deren Anzahl besonders am untern Missouri beträchtlich, haben die freundlichen Städtchen Franklin und Columbia gegründet; ihre drei Hauptplätze aber sind St.-Louis, St.-Charles und Hermann. Ihre Schulen sind gut, ihre Musikvereine berühmt; ihre polit. und gesellschaftliche Stellung ist von Bedeutung. Die Zahl ihrer Zeitungen beläuft sich auf nahe 20, darunter drei tägliche Blätter in St.-Louis. Die Deutschen haben in M. auch den Weinbau eingeführt und 1860 27827 Gallonen producirt. Hermann ist der Mittelpunkt des Weindistricts. M. ist bisher durch die Sklaverei an seinem Aufschwunge verhindert worden; sein Reichthum an Metallen, seine Fruchtbarkeit und gesunde Lage werden es bald in die Reihe der ersten Staaten erheben. Der Staat eignet sich ganz vorzugsweise für deutsche Einwanderung. Vgl. Münch, «Der Staat M. mit besonderer Rücksicht auf deutsche Einwanderung» (Neuyork 1859; neue Aufl., Brem. 1865).

Missunde, ein Dorf im Herzogthum und 1½ M. südöstlich von der Stadt Schleswig, am Süduser und an der engsten Stelle der hier überbrückten Schlei gelegen, ist um die Kapelle von «Mösunde an der Schliesharde» entstanden, in deren Nähe der Herzog Abel den König Erich auf der Schlei 10. Aug. 1250 ermorden ließ, und in neuester Zeit durch blutige Gefechte denkwürdig geworden, welche hier in beiden dän. Kriegen vorgefallen sind. Am 12. Sept. 1850 griffen die Schleswig-Holsteiner unter Willisen die starke Verschanzung an, welche die Dänen zwischen Kochendorf und M. angelegt hatten, stürmten die Schanze von Kochendorf, schlugen eine von M. vorrückende dän. Jägercolonne zurück, nahmen den Brückenkopf an der Schlei weg und eroberten nach heftigem Kampfe den Uebergang nach M. Gleichzeitig war Eckernförde eingenommen worden, und die Dänen hatten sich von dort auf ihre Schiffe zurückgezogen. Plötzlich jedoch gab Willisen den Befehl zum Rückzuge, welcher von den sogleich wieder gelandeten Dänen stark beunruhigt wurde und nur mit Verlust ausgeführt werden konnte. Im Kriege von 1864 hatten die Dänen hier wiederum eine starkverschanzte Position. Gegen diese machte 2. Febr. Prinz Friedrich Karl von Preußen, Befehlshaber des preuß. Armeecorps, mit einem Theile seiner Truppen einen Versuch, um sich des Schleiübergangs zu bemächtigen; er zog dazu 60 Geschütze in den Artilleriekampf, der aber bei dem dichten Nebel ohne Resultat blieb. Die Infanterie hatte sich auch zum Gefechte entwickelt, der Prinz gab aber den Sturm, der keinen Erfolg versprach, auf und bewirkte seinen Uebergang 6. Febr. weiter abwärts. Das fruchtlose Gefecht hatte den Preußen 200 Mann, darunter 7 Offiziere, gekostet.

Mistbeete nennt man die künstlich angelegten, mit Pferdemist und Laub oder Lohe angefüllten und mit Fenstern bedeckten Beete, in welchen theils frühzeitiges Gemüse, theils ausländische Pflanzen gezogen werden, welche im Freien nicht blühen und reifen wollen. Sie sind entweder eingesenkt, wenn sie aus einer 4—5 F. tiefen, ausgeschlagenen Grube bestehen, oder frei, wenn sie, wie meistens, auf der Oberfläche der Erde angelegt und mit einer Einfassung von Holz oder Mauerwerk umgeben sind. Je nach der Menge des Mistes, die man anwendet, unterscheidet man warme, temperirte und kalte M. Am wärmsten sind immer die mit frischem Pferdedünger angefüllten Beete. Die Stärke der auf den Dünger geschütteten Erde richtet sich nach den zu cultivirenden Pflanzen. Die geeignetste Lage für M. ist diejenige, bei welcher sie den ganzen Tag über Sonne haben und gegen Luftzug und auf der Mitternachtseite geschützt sind. Bei kalter Witterung werden die Fenster der M. noch mit Strohdecken oder Holzladen belegt, bei zu starkem Sonnenschein mit Rohrdecken u. s. w. beschattet. Bei gelinder Witterung wird ihnen Luft gegeben, und bei warmem und sanftem Regen werden die Fenster ganz abgenommen. Je weiter das Jahr vorrückt und je wärmer das Wetter wird, desto mehr muß man die Pflanzen

an die Luft gewöhnen; bei vielen kann man dann am Tage die Fenster ganz abnehmen und braucht sie nur des Nachts und bei unfreundlicher Witterung aufzulegen. Im Spätsommer oder Herbst müssen die M. geräumt und vom Ungeziefer gesäubert werden. Den verrotteten Dünger kann man noch für Gartenbeete benutzen.

Mistel (Viscum) ist der Name einer zur 22. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Loranthaceen gehörenden Pflanzengattung, welche aus kleinen, auf andern Bäumen wachsenden Schmarotzersträuchern besteht, deren Blüten zweihäusig sind. In den männlichen Blüten sind die vielzellig aufspringenden Staubbeutel der Innenfläche der vier Zipfel des lederartigen Perigons angewachsen; die weibliche Blüte besteht aus einer als unterständiger Fruchtknoten erscheinenden Samenknospe (Ei), um dessen stumpf-kegelförmigen Scheitel (Kernwarze) eine saumartige, vierzipfelige Blumenkrone und ein vierzähniger Kelch angewachsen ist. Die Mistelgattung gehört daher zu den Gymnospermen (s. d.). Nach andern ist ein wirklicher Fruchtknoten vorhanden und soll der stumpfe Kegel dessen Narbe vorstellen. Alle hierhergehörenden Pflanzen sind ausländisch, bis auf den gemeinen M. (V. album L.), welcher in ganz Europa besonders auf Aepfel- und Birnbäumen, Linden, Pappeln, Eichen, Tannen, Weißdorn, Robinien u. s. w. wächst und im März und April blüht. Der Stamm theilt sich zweigabelig in Aeste mit zwei gegenständigen, lanzettspateligen, immergrünen Blättern. Die grünen Blüten stehen an der Spitze und in den Theilungen der Aeste geknäuelt und hinterlassen weiße, durchscheinende, mit sehr kleberigem Safte erfüllte Beeren. Aus diesen Beeren und der Rinde der Aeste wird Vogelleim bereitet. Der Mistelstrauch war schon bei den alten Deutschen ein Werkzeug der Zauberei und spielt auch in der nordischen Mythologie eine Rolle. In Deutschland werden die Aeste sammt den Blättern unter dem Namen Eichenmistel für die Apotheken gesammelt und gegen Epilepsie und andere Krämpfe gebraucht. Dies beruht jedoch auf einer Verwechselung mit der gemeinen Riemenblume (Loranthus Europaeus L.), welche im südöstl. Europa und noch in Böhmen hier und da auf Eichen wächst, deshalb Eichenmistel heißt und sich durch die in Aehren stehenden Blüten mit sechs freien Staubgefäßen und die griffelförmig verlängerte, in eine Narbe endigende Kernwarze leicht unterscheidet. Da dieser Schmarotzerstrauch in Deutschland fehlt, so hat man hier den verwandten gemeinen M. dafür genommen, und wahrscheinlich sind auch die Kräfte beider Pflanzen gleich. Die meisten der sehr zahlreichen Arten beider Gattungen finden sich in den Tropengegenden. Dort gibt es namentlich viele Arten von Loranthus, deren Blüten in den brennendsten Farben prangen.

Mistral, ein heftiger und kalter Nordwestwind, welcher, von dem Hochlande der Cevennen herabströmend, die Südküste Frankreichs trifft, zwar die Luft reinigt, aber sehr gefürchtet ist wegen seines nachtheiligen Einflusses auf die Gesundheit und wegen des eisigen Ungestüms, wodurch er zuweilen, besonders im Frühlinge, die blühenden Uferlandschaften des untern Rhône und selbst die des Var verheert oder doch den Feldfrüchten großen Schaden thut, wie z. B. 1789, wo fast alle Oelbäume erfroren.

Mitau (im Russischen Mitawa, im Lettischen Jelgawa), die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Kurland und Semgallen, welches jetzt das russ. Gouvernement Kurland bildet, liegt in einer flachen Gegend an der Drixe, die unfern der Stadt in die Kurische Aa fällt, mit einem vor der Stadt zwischen dieser und der Drixe gelegenen großen Schlosse, auf der Stelle der 1271 von Konrad von Mandern (genannt Medem) erbauten Ordensburg, welche ehemals, wie auch später das Schloß, Residenz der Herzoge war. Jetzt ist das Schloß Sitz des Civilgouverneurs und der Gouvernementsbehörden. Die Stadt liegt nur 6 M. von Riga, 5 von der Ostsee entfernt und wird mit ersterm durch eine Chaussee, mit letzterer durch die schiffbare Aa verbunden. M. zählt (1863) 22745 E., der Mehrzahl nach Deutsche, darunter auch 5500 Juden, und hat sechs steinerne Kirchen, drei lutherische, eine reformirte, eine russ.-griechische, eine katholische, ferner drei Synagogen, ein Gymnasium (1775 gestiftet) mit einem physik. und naturhistor. Cabinet und einer ansehnlichen Bibliothek, eine Realschule, eine Kreisschule für Juden. Außerdem bestehen sieben städtische und eine größere Anzahl von Privatschulen, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, ein Provinzialmuseum, zwei Buchhandlungen und zwei Buchdruckereien, aus welchen zwei Zeitungen hervorgehen. Der zahlreiche Beamtenstand und der hier seinen Winteraufenthalt nehmende Adel geben der Stadt ihre hauptsächlichsten Nahrungsquellen. Auch ist der Handel mit Getreide, Flachs und Leinsaat, die aus Kurland und dem benachbarten Litauen hierher und sodann zur Verschiffung nach Riga geführt werden, beträchtlich. M. zählt 152 Gildenkaufleute, unter diesen 59 jüdische, jedoch nur 7 Fabrikanten. Es ist der Sitz der beständigen Vertretung des Adels (Ritterschaftscomité), der Direction des Landschaftlichen

Creditvereins und der gegenseitigen Feuerversicherungsgesellschaft, zweier Sparkassen sowie der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst. Die Stadt besitzt auch ein Schauspielhaus, in welchem zur Johanniszeit die Gesellschaft des rigaischen Stadttheaters ihre Vorstellungen gibt. Ueberhaupt ist um diese Zeit der Ort sehr belebt, da sich ein großer Theil des Adels und der Geschäftsleute zum Abschluß ihrer Rechnungen und Contracte hier einfindet. Das Schloß, früher wie die Stadt mit Wällen und Bastionen umgeben, in seiner neuen Gestalt von dem Herzoge Ernst Johann (Biron) nach dem Muster des Winterpalais in Petersburg erbaut, war zu Anfange dieses Jahrhunderts der mehrjährige Aufenthalt des spätern Königs Ludwig XVIII. von Frankreich. In den Schloßgewölben ruhen die kurländ. Herzoge. Der Handel M.s leidet sehr, weil es noch immer einer Eisenbahnverbindung mit Riga entbehrt.

Mitesser, s. Akne.

Mitford (Mary Russell), engl. Dichterin, geb. 16. Dec. 1786 zu Alresford in Hampshire, trat frühzeitig als Schriftstellerin auf, zuerst mit einem Bande vermischter Gedichte, dann mit einer dichterischen Erzählung in Walter Scott's Weise: «Christine, or the maid of the south», die beide wenig Aufsehen erregten. 1823 erschien ihr Trauerspiel «Julian», dem sie noch drei andere folgen ließ, von denen «Rienzi» mit vielem Beifall aufgenommen, die Aufführung von «Charles I.» dagegen wegen angeblicher republikanischer Tendenzen von dem Theatercensor Colman verboten wurde. Dauernderer Ruhm aber als durch ihre Trauerspiele wird ihr durch ihre prosaischen Erzählungen zutheil werden, in welchen sie engl. Natur und engl. Sitten mit ebenso viel Anmuth und Zartheit als Treue schilderte. Ihr wichtigstes Werk in dieser Gattung ist «Our village, sketches of rural character and scenery» (5 Bde., Lond. 1824—32), in welchem sie ihren Wohnort, Threemile-Croß bei Reading in Berkshire, verherrlicht. Als eine Art Fortsetzung schließt sich diesem Werke an «Belford Regis». Außerdem hat sie «Stories of American life by American writers» (3 Bde.) und viele Erzählungen in Zeitschriften, namentlich im «New Monthly Magazine» sowie noch kurz vor ihrem Tode «Atherton and other tales» (Lond. 1854) erscheinen lassen. In ihren «Literary recollections» (3 Bde., Lond. 1852) gab sie sehr anziehende Schilderungen aus ihrem Leben und über ihren Verkehr mit vielen der literarischen Celebritäten Englands. Sie starb zu Swallowsield bei Reading 10. Jan. 1855.

Mitgift. Bei rohen Völkern kauft der M. seine Frau von den Angehörigen, wogegen es den Fortschritten der Gesittung entspricht, daß die Ehe als freie Vereinigung beider Theile aufgefaßt und der Gattin eine gewisse Selbständigkeit vorbehalten wird. Die besitzenden Klassen suchen dieser Selbstständigkeit dadurch eine Grundlage zu verschaffen, daß sie ein auf die Frau bezogenes Vermögen bilden. Nicht nur daß die Frau Wirthschafts- und Bekleidungsgegenstände, Putzsachen und sonstigen eigenen Bedarf von Verwandten und Freunden als Ausstattung (Aussteuer, instructus muliebris) empfängt oder aus eigenen Mitteln beschafft, sondern sie bringt auch thunlichst eine M. (dos, res uxoria) ein, d. h. Werthsachen, welche bestimmt sind, durch ihren Ertrag eine Beisteuer zu den ehelichen Lasten mit Rücksicht auf die Frau zu gewähren. Nach röm. Rechte waren sogar der Vater und aushülfsweise dessen Ascendenten oder die Mutter, zuletzt die vermögende Frau selbst durch das Gesetz zur Bestellung einer verhältnißmäßigen M. oder, wenn ihre Umstände sich besserten, zur nachträglichen Erhöhung der bereits bestellten gehalten (dos necessaria), während die Gewährung einer M. durch andere Personen, entweder mittels Dahingabe unter den Lebenden oder als Vermächtniß, für einen Act der Liberalität galt (dos voluntaria). Nach neuern Rechten kann indessen selbst der Schwiegervater von dem Manne meistens nur auf Grund besonderer Zusagen um Gewährung einer M. angegangen werden, wiewol nach dem Lehnrechte der Lehnsfolger die Töchter des verstorbenen Vasallen ausstatten muß. Als M. lassen sich Forderungen, baares Geld und andere bewegliche Sachen, Gewerbsanlagen, Grundstücke u. s. f. überweisen. Der Ehemann erlangt daran jedenfalls den Nießbrauch und die Verwaltung, an eigenthumsfähigen Gegenständen sogar das volle Eigenthum, doch ist er für die Regel nicht befugt, Dotalgrundstücke zu veräußern. Die vorerwähnte Ausstattung, und was die Frau sonst an Vermögen besitzt oder durch die Freigebigkeit Dritter, ohne die Bestimmung, daß es M. sein soll, während der Ehe erwirbt, verbleibt ihr als Paraphernalgut (paraphernum, Receptizgut) zu selbständiger Verwaltung und Benutzung. Wenn die Ehe ihr Ende erreicht oder die M. wegen Zahlungseinstellung von seiten des Mannes im höchsten Grade gefährdet erscheint, wird die vom oder für den Vater bestellte M. (dos profecticia) durch diesen, die von andern Personen herrührende (dos adventicia), dafern die Bestellenden sich nicht selbst den Rückfall vorbehielten (dotem sibi recipere), durch die Frau oder deren Erben zurückgefordert. Wurden unvertretbare Sachen als Heirathsgut überlassen, so sind diese selbst zurückzugeben, es

wäre denn, daß sie durch Zufall zu Grunde gegangen, oder daß gleich bei der Bestellung eine Werthsabschätzung in der Absicht erfolgte, die M. dereinst nur nach dem Taxwerthe zu verlangen (dos aestimata). Gesichert wird die Wiederabforderungsbefugniß nach röm. und gemeinem Rechte durch eine stillschweigende Hypothek, welche der Frau an dem gesammten Vermögen des Ehemanns hinsichtlich ihrer M. zusteht, oder wenigstens, wo die Aufhebung der stillschweigenden Hypotheken erfolgt ist, durch Vorzugsrechte, wenn Concurs zu dem Vermögen des Ehemanns ausbricht.

Mithras ist in der altpers. Religion ein Gott des materiellen wie des geistigen Lichts, Feind der Finsterniß und alles Bösen. Ursprünglich als der erste und mächtigste der 28, den 6 Amschaspands untergeordneten Izeds nur ein Götterwesen zweiten Ranges, wurde er später gleich nach und auch neben Ormuzd, schließlich gar als die Hauptgottheit des ganzen Cultus, als die Sonne selbst verehrt. Die Römer übernahmen den Mithrasdienst, und derselbe gelangte, mit mancherlei auf die Reinigung der Seele durch Büßungen bezüglichen Mysterien und fremdländischen Gebräuchen verbunden, in der spätern Kaiserzeit zu höchster Achtung und weitester Verbreitung. Hiervon legen noch zahllose, an den verschiedensten Orten in den einst von den Römern beherrschten Theilen Europas aufgefundene Denkmäler der bildenden Kunst Zeugniß ab, die meist M. als einen schönen, orientalisch gekleideten Jüngling darstellen, der im Begriff steht, einen nebenher von allerlei Gethier gequälten Stier zu opfern.

Mithridat, eins der ältesten Arzneimittel in Gestalt einer Latwerge, die als allgemeines Gegengift in hohem Ansehen stand, und in deren Zubereitung ursprünglich 54 verschiedene Substanzen eingingen. Sie soll von dem pont. Könige Mithridates Eupator erfunden worden sein. Die Vorschrift zur Bereitung des M. in den ältern Dispensatorien ist nicht die ursprüngliche, sondern rührt von Damokrates, einem Leibarzte Nero's, her.

Mithridates ist der Name mehrerer Könige von Pontus (s. d.), unter denen **M. VI.** oder **der Große** der berühmteste ist. 136 geboren, zu Sinope, der Hauptstadt des Reichs, erzogen, folgte er 124 seinem Vater, M. V., dessen Ermordung er an seiner Mutter, die er tödten ließ, rächte, worauf er sich selbst den Beinamen Eupator, d. h. der von einem edeln Vater Entsprossene, beilegte. Frühzeitig faßte er den Plan, sein Reich zu vergrößern. Zuerst unterwarf er die Völkerstämme, die vom südl. Ende des Kaukasus an bis gegen Thrazien hin auf der Ost- und Nordseite des Schwarzen Meeres wohnten, und auch die an dessen Küsten gelegenen griech. Colonien fügten sich der Herrschaft des mächtigen Königs, der sie begünstigte. So bildete er sich neben seinem angestammten Reiche ein zweites, das nach dem Namen des Kimmerischen Bosporus (s. d.), an welchem die beiden Hauptstädte Panticapäum und Phanagoria lagen, das Bosporanische Reich genannt wird. Hierauf wendete er sich gegen Süden und Westen und eroberte einen Theil von Paphlagonien und Kappadocien, dessen minderjährigen König, seiner Schwester Sohn, er ermordete; doch gab er das letztere auf Verlangen der Römer wieder frei. Als er indeß diese durch den Bundesgenossenkrieg beschäftigt wußte, verband er sich mit seinem Eidam Tigranes II. von Großarmenien und eroberte von 89—88 v. Chr. Kappadocien, Bithynien und Phrygien und auch das röm. Kleinasien, wo die Einwohner in ihm einen Befreier von dem furchtbaren Drucke röm. Habgier sahen. Nur Magnesia am Sipylus blieb den Römern treu; in den übrigen Städten wurden auf des M. Anordnung an einem Tage alle Römer, nach einer Angabe 80000, nach einer andern 150000 an der Zahl, im J. 88 ermordet. Auch der Inseln des Aegäischen Meeres bemächtigte er sich, bis auf Rhodus, das seiner Belagerung widerstand, durch seinen Feldherrn Archelaus, den er, während er selbst in Pergamum verweilte, nach Griechenland sendete, um den Römern zuvorzukommen. (Erster Mithridatischer Krieg.) Archelaus wurde von den Athenern nach dem Rathe des Sophisten Aristion in die Stadt aufgenommen, und als die Freiheit Griechenlands erklärt war, schlossen sich die Böotier, Achäer und Spartaner an M. an. Da erschien Sulla (s. d.) 87 mit Flotte und Heer vor Athen und nahm 86 die Stadt sammt dem Piräus trotz der vortrefflichen Vertheidigung des Archelaus beim sechsten Sturme. Archelaus zog sich nach Böotien zurück. Durch seine Mitfeldherren wurde er bei Chäronea zu einer Schlacht gedrängt, in der er mit ungeheuerm Menschenverlust unterlag, ebenso 85, nachdem Dorylaus, von M. gesendet, mit einem neuen Heere zu ihm gestoßen war, in einer zweiten bei Orchomenos. Nun entschied sich M., der von dem Marianer Flavius Fimbria aus Pergamum vertrieben worden war und in Pitane in Mysien gefangen worden wäre, wenn nicht Lucullus ihm die Flucht zur See frei gelassen hätte, für den Frieden, der, nachdem Sulla selbst nach Asien übergesetzt war, zu Dardanus 84 zu Stande kam. Alle in Asien gemachten Eroberungen mußte er aufgeben und an Sulla 2000 Talente zahlen und 70 Kriegsschiffe ihm überlassen. Der Legat

Licinius Murena, den Sulla mit den Legionen des Flavius zurückließ, begann 83 wegen eines von M. nicht herausgegebenen Theils von Kappadocien den Krieg von neuem, wurde aber, als er bis Sinope vorgedrungen, zurückgeschlagen, worauf ein anderer Legat, den Sulla schickte, 81 den Frieden wiederherstellte. (Zweiter Mithridatischer Krieg.) Nach Sulla's Tode rüstete sich M. wieder zum Kriege, im Bunde mit Tigranes, dessen Macht durch die Eroberung der nördl. Theile des syr. Reichs gewachsen war. Dieser brach 76 in Kappadocien ein, M. 75 in Bithynien, das die Römer nach dem Tode Nikomedes' III. in Anspruch nahmen. M. hatte sich mit Sertorius (s. d.) in Verbindung gesetzt und von diesem gegen Unterstützung an Geld und Schiffen röm. Offiziere von der Partei des Marius erhalten, die sein Heer nach röm. Weise einübten. Zur Führung dieses dritten Mithridatischen Kriegs wurden von Rom 74 die Consuln Marcus Aurelius Cotta und Lucius Licinius Lucullus (s. d.) abgesendet. Der letztere rettete nicht nur seinen Amtsgenossen aus der Bedrängniß, in die ihn M. gleich zu Anfange des Kriegs gebracht hatte, sondern trieb den König 73 und 72 nach Pontus zurück und nöthigte ihn 71 zur Flucht zu Tigranes. Auch schlug er, nachdem er 70 Pontus erobert hatte, den Tigranes 69 bei Tigranocerta und beide vereinigte Könige 68 am Flusse Arsanias; doch konnte er, da seine Legionen ihm den Gehorsam verweigerten, den M. an der Wiedereroberung von Pontus 67 nicht verhindern. Marcus Acilius Glabrio, der zum Nachfolger des Lucullus von Rom geschickt worden war, blieb unthätig; Cnejus Pompejus (s. d.) aber, durch das Gesetz des Manilius mit unbegrenzter Vollmacht ausgerüstet, vollendete 66 das Werk des Lucullus. M. wurde von ihm am Euphrat besiegt und flüchtete, während Pompejus am Orte des Siegs die Stadt Nikopolis gründete und den Tigranes unterwarf, in sein Bosporanisches Reich; den Zug dahin gab Pompejus, nachdem er bis zum Phasis gedrungen war, auf. Gegen M., der ungebeugt ein neues Unternehmen gegen Rom vorrüstete, indem er mit scythischen und andern nordischen Völkern vereint zu den Galliern zu ziehen und mit ihnen verbunden über die Alpen in Italien einzufallen beabsichtigte, kämpfte nun der Verrath der Seinigen. Zwei seiner Söhne ließ er tödten; ein dritter, Machares, dem er das Bosporanische Reich anvertraut, tödtete sich selbst, als er seine Verbindung mit den Römern entdeckt sah. Auch sein Lieblingssohn Pharnaces spann Verrath gegen ihn; doch diesem verzieh er. Allein Pharnaces lehnte sich von neuem gegen den Vater auf und belagerte ihn in Panticapäum. M. sah sich endlich überwältigt und gab sich darum eigenhändig den Tod 63. Seine Leiche lieferte der Sohn an Pompejus aus und wurde nun als bosporanischer König anerkannt. M. herrschte nach orient. Weise und scheute zur Erreichung seiner Zwecke kein Mittel. Doch besaß er neben körperlicher Stärke und Gewandtheit große geistige Eigenschaften, Kraft, Klugheit, Festigkeit, polit. Blick und unerschütterliche Ausdauer. In der griech. Bildung, die schon seit lange an den Höfen der vorderasiat. Könige eingebürgert war, auferzogen, war er ein Freund der Künste und Wissenschaften. Seine kostbare Gemmensammlung wurde von Pompejus auf dem Capitol aufgestellt; die Bücher, die er über Medicin hatte zusammentragen lassen, ließ Pompejus durch seinen Freigelassenen Lenäus übersetzen. Der Bau von Wasser- und Windmühlen, den M. zuerst veranstaltet hatte, kam durch Pompejus auch nach Italien. Die Sprachen der 22 Völkerschaften, die M. unterworfen waren, verstand und sprach er. Gegen die Wirkung von Giften hatte er sich durch Gewöhnung und durch die Angewöhnung von Gegengiften, von denen eins nach ihm Mithridat (s. d.) benannt wurde, gesichert. — Auch andere asiat. Könige führten den Namen M. Namentlich ist unter den parthischen Arsaciden M. I., 174—136 v. Chr., als Verbreiter der parthischen Macht berühmt.

Mitlauter, s. Consonant.

Mitra, d. i. Binde, hieß bei den alten asiat. Völkern die Kopfbedeckung. Bekannt ist namentlich die mäonische oder phrygische M., die, von den verweichlichten Mäoniern oder Lydiern und Phrygiern getragen und nach ihnen benannt, eine Art Backen hatte, welche unter dem Kinn zusammengebunden wurden. Homer bezeichnet mit M. auch den Gurt von Blech, welcher über das kurze Unterkleid, den Chiton, getragen wurde. In der christl. Kirche wurde die M. zur Bischofsmütze oder Inful (s. d.), die auch diesen Namen führt.

Mitscherlich (Christoph Wilh.), deutscher Philolog, geb. 20. Sept. 1760 zu Weißensee in Thüringen, legte in Schulpforte den Grund zu den classischen Studien, die er auf den Universitäten zu Leipzig und Göttingen weiter verfolgte. Er erhielt 1785 eine außerord., 1794 eine ord. Professur der Philosophie in Göttingen und 1809 an Heyne's Stelle die Professur der Beredsamkeit, die er bis 1833 bekleidete, wo er seiner Amtsgeschäfte auf sein Ansuchen entbunden wurde. Anfangs hielt er zwar noch einzelne Vorlesungen, allmählich zog er sich aber ganz auf seine Privatbeschäftigungen zurück. Er starb in hohem Greisenalter 6. Jan.

1854. Die vorzüglichste unter seinen schriftstellerischen Arbeiten ist die Ausgabe der «Oden» und «Epoden» des Horaz (2 Bde., Lpz. 1800—1), die durch eine reiche und gewählte Sacherläuterung sowie durch zweckmäßige Vergleichung griech. Parallelstellen vortheilhaft sich auszeichnet, obschon sie dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft nicht mehr genügt. Denselben relativen Werth haben auch seine spätern «Racemationes Venusinae» (6 Stück, Gött. 1827—33). Außerdem sind zu erwähnen die Bearbeitung von Homer's «Hymnus in Cererem» (Lpz. 1787), die Sammlung der «Scriptores erotici Graeci» (4 Bde., Strasb. 1792—94), welche den Achilles Tatius, Heliodor, Longus und Xenophon von Ephesus enthält, und unter seinen kleinern Schriften die «Epistola critica in Apollodorum» (Gött. 1782) und die «Lectiones in Catullum et Propertium» (Gött. 1786).

Mitscherlich (Eilhard), ausgezeichneter deutscher Chemiker, wurde 7. Jan. 1794 zu Neuende bei Jever geboren, wo sein Vater Prediger war. Schlosser, damals Lehrer am Gymnasium zu Jever, bildete ihn mit väterlicher Liebe und nahm ihn später bei seiner Versetzung mit nach Frankfurt. Seit 1811 studirte M. in Heidelberg Geschichte, Philologie und insbesondere orient. Sprachen, benutzte hierauf 1813 in Paris den Unterricht an der École des langues orientales und begann 1814 in Göttingen nach den dort befindlichen Handschriften eine Geschichte der Ghuriden und Kara-Chitayer zu bearbeiten. Daneben beschäftigten ihn Geologie und Mineralogie, Chemie und Physik und zuletzt Medicin in besonderer Beziehung zu seinen histor. Studien. Als er aber 1818 nach Berlin ging, widmete er sich fortan einzig der Chemie. Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete er alsbald mit der Entdeckung des sog. Isomorphismus (s. d.). Noch war er mit der weitern Verfolgung dieser Entdeckung beschäftigt, als Berzelius 1819 Berlin besuchte und die große Wichtigkeit jener neuentdeckten Thatsachen für die Mineralogie und die Chemie erkannte. M. hatte so sehr das Vertrauen Berzelius' gewonnen, daß dieser ihn in sein Laboratorium nach Stockholm einlud, wohin ihm auch M. folgte. Unter den von ihm dort ausgeführten Arbeiten sind besonders hervorzuheben: die Untersuchung der Schlacken vom Kupferhüttenproceß in Fahlun, der Nachweis von der Identität der natürlichen Krystalle des Olivins und Augits mit denen in den Kupferhüttenschlacken und die Nachbildung der Mineralien auf künstlichem Wege. Bei der Erledigung der chem. Professur in Berlin schlug ihn Berzelius zum Nachfolger Klaproth's vor, und M. trat diese Stelle 1821 an, zugleich von der berliner Akademie zum Mitglied erwählt. Bei seiner Rückkehr nach Berlin entdeckte er die zwiefache Krystallform des Schwefels (Dimorphismus), und seine Verbesserungen an dem Reflexionsgoniometer setzten ihn in den Stand, die ungleiche Veränderung (Ausdehnung) der Winkel an den Krystallen durch Wärme beobachten zu können. Die Untersuchungen über die Verbindungen eines Kohlenwasserstoffs, des Benzins, führten ihn zu richtigern Ansichten über die Zusammensetzung der sog. organischen Verbindungen, und Versuche über die Bildung des Aethers zu der Lehre von der chem. Verbindung und Trennung durch Contact. Außer den zahlreichen, in den Schriften der Akademie und verschiedenen Zeitschriften enthaltenen Abhandlungen über eigene Untersuchungen hat M. ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes «Lehrbuch der Chemie» (2 Bde., in 4 Abth., Berl. 1829—40; 4. Aufl. 1844—47; 5. Aufl. 1853 fg.) herausgegeben. Er starb 28. Aug. 1863 zu Berlin. Vgl. Rose's Gedächtnißrede (Berl. 1864). M.'s jüngerer Bruder, Karl Gustav M., geb. 9. Nov. 1805 zu Jever, promovirte 1830 als Doctor der Medicin zu Berlin und habilitirte sich 1834 an der dortigen Universität, an der er seit 1842 als Professor der Arzneimittellehre ununterbrochen gewirkt hat. Sein Hauptwerk ist das geschätzte «Lehrbuch der Arzneimittellehre» (3 Bde., Berl. 1847—61).

Mittag oder Süden heißt diejenige der vier Himmelsgegenden (s. d.), wo die Sonne und die übrigen Gestirne, von unserer nördl. Halbkugel aus betrachtet, bei ihrer scheinbaren täglichen Bewegung die größte Höhe am Himmel haben. M. oder Mittagszeit nennt man den Augenblick, in welchem der Mittelpunkt der Sonne in den Meridian (s. d.) oder Mittagskreis eines Orts tritt. Von dem wahren ist der mittlere M. verschieden. Der letztere tritt dann ein, wenn eine gedachte, sich nicht in der Ekliptik, sondern im Aequator und zwar vollkommen gleichmäßig bewegende Sonne durch den Meridian gehen würde; jener erfolgt bald früher, bald später als dieser und fällt nur viermal im Jahre mit dem mittlern M. zusammen. Mittagshöhe nennt man die Höhe eines Sterns, die er dann hat, wenn er bei seiner täglichen Bewegung in den Mittagskreis gekommen ist. Mittagslinie ist die Durchschnittslinie der Mittagsfläche, d. h. der Ebene des Meridians mit dem Horizonte. Sie wird zu astron. Beobachtungen und im bürgerlichen Leben sehr häufig gebraucht. Ohne sie kann man die Zeit nicht richtig bestimmen, keine Sonnenuhr richtig zeichnen, die Grade auf der Erdkugel nicht genau abmessen u. s. w. Zu

astron. und geogr. Gebrauche hat man die Mittagslinie gewisser Oerter durch ganze Länder fortgezogen. **Mittagspunkt** oder **Südpunkt** ist der Durchschnittspunkt des Mittagskreises mit dem Horizonte nach der Mittagsgegend hin. Von ihm wird die ganze umliegende Gegend des Himmels M. oder Mittagsgegend genannt.

Mittel, in der Mathematik. Das **arithmetische** M. zweier oder mehrerer Zahlen wird gefunden, wenn man dieselben addirt und die Summe durch ihre Anzahl dividirt. Das **geometrische** M. zweier Zahlen findet man, wenn man dieselben multiplicirt und aus dem Producte die Quadratwurzel zieht. Endlich das **harmonische** M. zweier Zahlen wird erhalten, wenn man das doppelte Product beider Zahlen durch ihre Summe dividirt. Z. B. von den Zahlen 4 und 9 ist $6^1/_2$ das arithmetische, 6 das geometrische und $5^7/_{13}$ das harmonische M. Das arithmetische M. zweier Zahlen ist immer größer als das geometrische, und zwar in demselben Verhältnisse, in welchem dieses größer ist als das harmonische.

Mittelalter nennt man den großen histor. Zeitraum, der zwischen dem Alterthume und der neuern Zeit mitteninne liegt. Dieser Ausdruck wird theils durch die Stellung dieses Zeitraums zur vorhergehenden und zur folgenden Zeit, theils durch den eigenthümlichen Charakter gerechtfertigt, den derselbe, mit dem Lebensalter des Menschen verglichen, in Beziehung zu den beiden andern ihn begrenzenden Zeiträumen offenbart. Wenn das Alterthum, als die Zeit vorherrschender sinnlicher Empfänglichkeit, die Kindheit, die neuere Zeit dagegen wegen ihrer überwiegenden Neigung zur Reflexion und ihrer höhern sittlichen Reife das Mannesalter der Menschheit genannt werden kann, so trägt das dazwischen liegende M., wenigstens bei den meisten europ. Völkern, in dem Vorwalten der rohen persönlichen Kraft, des Gefühls, der Abenteuerlichkeit, Schwärmerei und einer gewissen gesteigerten und vergeistigten Sinnlichkeit einen Charakter, wie ihn die Jugend in den einzelnen Individuen des Menschengeschlechts darstellt. Der Grenzpunkt, wo das M. beginnt und wo es aufhört, ist von den einzelnen Historikern verschieden bestimmt worden. So beginnen einige das M. mit der Schlacht bei Soissons, 486, andere mit dem Regierungsantritte Karl's d. Gr., während die meisten den Anfang desselben in das Jahr des Untergangs des Weströmischen Reichs, 476 n. Chr., setzen. Ebenso schließen einige den Zeitraum des M. mit der Entdeckung von Amerika, andere mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, die meisten mit Beginn der Reformation, während andere denselben sogar bis zum Westfälischen Frieden ausgedehnt wissen wollen. Diese Verschiedenheit der Annahme hat ihren Grund in dem Umstande, daß das M. mit den eigenthümlichen Erscheinungen, die es charakterisiren, nicht mit einemmal mittels eines einzigen Ereignisses, sondern allmählich mittels einer Reihe von Entwickelungen und Begebenheiten ins Leben trat und sich zu einem Ganzen gestaltete. Von einem so langen Zeitalter, in welchem die verschiedensten Völker auf dem Schauplatze der Geschichte erschienen und die meisten jüngern europ. Reiche und Staatsformen gestiftet wurden, einen vorherrschenden gemeinschaftlichen Charakter anzugeben, ist allerdings schwierig. Doch tritt so viel als allgemeines geschichtliches Resultat über das M. deutlich hervor, daß in diesem Zeitraume in Europa alles im Werden war, daß auf den Trümmern der röm. Macht die neue polit. Welt der Germanen in Europa und der Araber in Asien und Afrika sich erhob, daß zwei neue Religionen, das Christenthum im Abendlande, der Mohammedanismus im Morgenlande, in vielen Grundsätzen sich verwandt und doch ihre Bekenner zum Haß und zur Feindseligkeit gegeneinander erregend, an die Stelle des untergehenden Heidenthums traten; endlich, daß nach vielen Erschütterungen, Bewegungen und Veränderungen der Orient unter religiös-kriegerischem Despotismus erlag, während sich im Occident Nationalitäten und Verfassungen entfalteten und das polit. und kirchliche Leben unter den eigenthümlichen Gestaltungen des Lehnsystems und der Hierarchie in die Erscheinung traten. Unter den Völkern, die in diesem Zeitraume auf den Schauplatz der Geschichte treten, sind ohne Zweifel die Germanen das wichtigste; alle andern Nationen, wie die Slawen, Araber, Mongolen u. s. w., haben nur insoweit Anspruch auf Berücksichtigung, als sie mit den Germanen in Berührung kamen und entweder auf sie einwirkten oder durch sie eine Umgestaltung erfuhren. Während nun nach außen die Staatsverfassung und polit. Eigenthümlichkeit der german. Völker durch gegenseitiges Verhältniß der Eroberer zu den eroberten Ländern, durch innere Lage und äußere Umgebungen bestimmt wurden, bildeten sich gleichzeitig im Innern mitgebrachte Sitte und Herkommen mit den vorgefundenen Formen des Lebens und der Cultur bei ihnen zu einem neuen selbständigen Ganzen aus. Die den Germanen eigenthümliche Achtung für das Weib wurde die Grundlage eines in reinern und zartern Verhältnissen sich offenbarenden Familienlebens; Rittergeist und Bürgersinn erzeugten fromme Kraft und biedere Männlichkeit, und der schwärmerische, auf das Unendliche mit Sehnsucht gerichtete Sinn

jener Zeit sprach sich nicht blos in dem Hange zu abenteuerlichen, kriegerischen Unternehmungen, sondern auch in den Denkmälern großartiger Baukunst und prachtvoller Malerei sowie in den unsterblichen Werken der phantastisch-gewaltigen Dichtkunst aus. Ungeachtet dieses allgemeinen Charakters des M. treten in den einzelnen Perioden desselben wieder verschiedene eigenthümliche Richtungen hervor. Am zweckmäßigsten nimmt man deren drei an. Die erste Periode, von dem durch die Völkerwanderung erfolgten Umsturze des Weströmischen Reichs bis auf Karl d. Gr. und die Wiederauflösung der großen karolingischen Monarchie unter seinen nächsten Nachfolgern, zeigt uns den gewaltigen Kampf zwischen den alten röm. und den neuen german. Elementen des Lebens noch in seiner Fortdauer begriffen. Im Staate bildete sich das Kaiserthum und das damit zusammenhängende sog. Feudal- oder Lehnwesen, mit welchem sich eine stolze und trotzige Aristokratie erhob, deren Kampf nach oben wider das Königthum und die centrale Staatsgewalt, nach unten wider die Freiheit des Volks gerichtet war und dieselbe theils zu vernichten strebte, theils wirklich vernichtete. In der Kirche zeigen sich die Anfänge der Hierarchie nebst dem Streben des apostolischen Stuhls, an die Spitze dieser Hierarchie und dadurch zur Herrschaft über die Welt zu gelangen. In der zweiten Periode, von dem Untergange des Reichs der Karolinger bis gegen Ende des 13. Jahrh., stellt sich im Innern des Staatenlebens durch das Hervortreten der Städte ein bedeutendes Element neben die feudalistische Aristokratie, wodurch es der königl. und fürstl. Gewalt möglich wurde, hier mehr, dort weniger, eine centrale Staatsgewalt zu gründen. Die Stände, welche unter sehr verschiedenen Namen erscheinen, datiren aus dieser Zeit. Es trat ein gewisses Gleichgewicht der Gewalt und Macht zwischen Königthum, Aristokratie und Volk ein, welches letztere indeß fast ausschließend durch die Städte repräsentirt wurde. Das Schwankende aber in den Berechtigungen dieser verschiedenen Gewalten und ihrer Verhältnisse unter sich erzeugte Erscheinungen, welche in wohlgeordneten Staaten sonst nicht gefunden werden, wie Städtebündnisse, Landfrieden (s. d.) und Femgerichte (s. d.). In der Kirche ist diese Zeit die Epoche der Höhe und des Glanzes der Hierarchie, die indeß vergeblich sich der höchsten Staatsgewalt in der europ. Welt zu bemeistern sucht und ihre Macht vorzüglich dazu benutzt, die freien Regungen, die ihr auf dem Gebiete des Glaubens entgegentreten, gewaltsam niederzudrücken. Mit der fortschreitenden Bildung des Zeitalters fing auch die feudalistische Aristokratie an, sich zu veredeln und sich der Poesie und dem Gesange in den Nationalsprachen zuzuwenden, welche Neigung sehr bald auch auf den Bürgerstand überging, dessen Dichtungen aber weniger sinnig und poetisch erscheinen. Zugleich fiel in diese Epoche das Erwachen einer neuen bildenden Kunst (die Italienische und die Deutsche Kunst). Auch begann die Historiographie in den Nationalsprachen. Am meisten stand die Philosophie zurück, die in der Form, in welcher sie auftrat, als Scholastik, nur erst in unangemessenen und verworrenen Formen sich bewegte. In der dritten Epoche, vom Ende des 13. bis zu Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrh., bildeten sich ständische Staatsformen weiter zu höherer und allgemeiner Freiheit aus, und es begann, wie in Frankreich, über den Gegensatz zwischen Aristokratie und Städten hinweg das autokratische Königthum. Im allgemeinen sank der Einfluß der feudalistischen Aristokratie, und die Wichtigkeit des Lebens ging auf den Bürgerstand über. Die Entdeckung und die immer allgemeiner sich verbreitende Anwendung des Schießpulvers, die Auffindung des Seewegs nach Ostindien, die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entdeckung von Amerika trugen wesentlich zu diesen Umwandlungen bei. In der Kirche riefen die Misbräuche, welche Päpste und Hierarchie mit der früher errungenen Macht und Gewalt trieben, eine immer mächtigere Opposition hervor, welche bald von der Kirche selbst, z. B. auf den Synoden zu Basel, Konstanz, bald von den sog. Ketzern, wie Wicliffe, Huß, bald auch von den Mystikern, die das Christenthum wieder wesentlich zu etwas Innerlichem machen wollten, ausging. So schwanden am Ende dieser Epoche die charakteristischen Merkmale des M. immer mehr; die Hierarchie sank, das Ansehen der kaiserl. Macht erlosch, das Feudalwesen hatte dem überall sich erhebenden Mittelstande mit seinem kräftigen Volksgeiste, seiner Betriebsamkeit und seiner gereiften Einsicht Platz machen müssen, und die neue Zeit begann. Was das Morgenland betrifft, so hatte dasselbe in dem Sinne wie Europa kein M.; doch machten daselbst der Mohammedanismus und die arab. Literatur Epoche. Ebenso kennt das griech. Kaiserthum, die schwache Fortsetzung des römischen, kein M. Vgl. Rühs, «Handbuch der Geschichte des M.» (Berl. 1818); Rehm, «Handbuch der Geschichte des M.» (3 Bde., Marb. 1820—33); derselbe, «Geschichte des M. seit den Kreuzzügen» (Kass. 1831); Leo, «Lehrbuch der Geschichte des M.» (2 Bde., Halle 1830); derselbe, «Geschichte des M.» (Halle 1836; 2. Aufl. 1839); Kortüm, «Geschichte des M.» (2 Bde., Berl. 1836); Hallam, «Geschichtliche Darstellung des

Zustandes von Europa im M.» (deutsch von Halem, 2 Bde., Lpz. 1820); Rückert, «Geschichte des M.» (Stuttg. 1853).

Mittelamerika, s. Centralamerika.

Mittelfleisch, s. Damm.

Mittelländisches Meer oder **Mittelmeer**, so genannt von seiner Lage zwischen Europa, Asien und Afrika, ein mit dem Adriatischen, Aegäischen und dem Meere von Marmara 47500 Q.-M. großes Becken, 515 M. lang, an der breitesten Stelle 240, im Mittel 80 M. breit, hängt im W. mit dem Atlantischen Ocean durch die Meerenge von Gibraltar zusammen, in deren Mitte man einen starken Strom aus dem Ocean in das Mittelländische Meer bemerkt. Zum Theil wird dieser beständige Zufluß wahrscheinlich durch eine in der Tiefe vorhandene Gegenströmung ausgeglichen, zum Theil erklärt er sich aber dadurch, daß der Verlust an Wasser, den dieses Meer, im S. der Gluthitze der afrik. Küsten ausgesetzt und im N. durch die Alpen geschützt, durch seine starke Verdunstung erleidet, nicht durch die Wassermenge der ihm zuströmenden Flüsse ersetzt wird; wie denn aus Afrika, außer dem Nil, kein einziger einigermaßen ansehnlicher Fluß ihm zufließt, ebenso wenig aus Asien und der griech.-türk. Halbinsel. So bleiben, außer den kleinern Flüssen Italiens und Ostspaniens, nur Etsch, Po, Rhône und Ebro als bedeutendere Zuflüsse im westl. Europa übrig, von denen noch dazu der letztere im Sommer an Wassermangel leidet. Man theilt das Mittelländische Meer in das westl. und das östl. Becken ein, die beide durch die nur 600 F. tiefe und größtentheils durch viel seichtere Bänke ausgefüllte Sicilische Straße sowie durch die schmale Straße von Messina miteinander in Verbindung stehen. Im erstern Becken unterscheidet man wieder drei Doppelbecken: das balearisch-iberische, das gallisch-sardische und das ligurisch-tyrrhenische. Das Iberische Meer von der Straße von Gibraltar bis zum Meridian der östlichsten Balearen-Insel liegt zwischen den afrik. Küsten, der span. Südostküste und den Balearen; das Balearische Meer mit dem Golf von Valencia zwischen den Balearen und der Nordostküste Spaniens; das Gallische Meer mit dem Golfe-du-Lion zwischen Frankreich, Corsica, Nordwest-Sardinien und Minorca; das Sardische Meer, südlich an dem Gallischen, zwischen Sardinien, den Balearen und der afrik. Küste; das Ligurische Meer mit dem Golfe von Genua zwischen Genua, Corsica, Elba u. s. w.; das Tyrrhenische Meer zwischen Italien, Sicilien, Sardinien und Corsica. Der östl., reicher gegliederte Theil des Mittelmeers zerfällt in das Sicilische Meer zwischen Sicilien, Malta und Tunis; das Syrtenmeer mit der Großen und Kleinen Syrte; das Ionische Meer mit den Golfen von Taranto und Korinth, zwischen Sicilien und Griechenland; das Adriatische Meer, durch die Straße von Otranto mit dem Ionischen verbunden; das Weiße Meer (Aspri Thalassa der Griechen, Ak-Deñis oder Bahr-Sefid der Türken), östlich vom Syrtenmeer, zwischen Candia und Afrika; das Levantische Meer um die Insel Cypern; das Meer von Candia zwischen dieser Insel und den südl. Inseln des griech. Archipels; das Aegäische Meer zwischen Griechenland, Türkei und Kleinasien. Aus dem letztern führt die Straße der Dardanellen in das Marmarameer und aus diesem der Bosporus oder die Straße von Konstantinopel in das Schwarze Meer, mit dem das Asowsche durch die Straße von Kertsch verbunden ist. Die in neuester Zeit für die Legung unterseeischer Telegraphen vorgenommenen Tiefenmessungen gaben über das Bodenrelief des Mittelmeeres sehr interessante Aufschlüsse. Das weite Becken zwischen der Straße von Otranto, der Großen Syrte und Malta hat die größte Tiefe; von Malta östlich auf eine Strecke von mehr als 22 M. lothete man 12900 F., und halbwegs zwischen der Straße von Otranto und Bengasi (35° 32′ nördl. Br., 16° 20′ östl. L. von Paris) liegt der tiefste Punkt (13020 F.), den man bisjetzt im Mittelmeere fand. Auch östlich durch das Weiße und Levantische Meer setzt sich eine bedeutende Tiefe (7—11000 F.) fort. Ueberall an den Küsten von Afrika, Griechenland, Candia, Kleinasien, Cypern, Palästina fällt der Seeboden rasch ab; nur dem Nildelta liegt eine größere seichte Stelle vor. Das Meer von Candia ist noch bis 7000 F. tief, das Aegäische hat seine tiefste Stelle (4020 F.) im mittlern Theile zwischen den Inseln Samo, Chio und Andro, während es im südl. und besonders im nördl. Theile viel seichter ist. Die Dardanellen erreichen an der tiefsten Stelle bei Tschanak-Kalessi nur 342 F., wogegen das Marmarameer überall von beträchtlicher Tiefe (bis 4410 F.) ist. Der Bosporus hat durchschnittlich 180—240, an einigen Stellen bis 420 F., das Schwarze Meer auf der Linie zwischen dem Bosporus und der Südspitze der Krim 6000—6400 F., wogegen sein nordöstl. Theil seicht ist. Das Adriatische Meer, mit einer Maximaltiefe von 3390 F. (nordöstlich von Bari), bildet nebst dem Sicilischen und dem Syrtenmeer die seichtesten Theile des Mittelmeeres; an der tunesischen Küste gegen Osten erreicht der Meeresboden erst im Meridian von Tripoli 600 F. Tiefe. Von der Tiefe des Gal-

lischen, Ligurischen und Tyrrhenischen Meeres weiß man so gut wie nichts; im letztern fand man 15 M. südlich von Cagliari 6150 F. Im Sardischen Meere wurden 14 M. nordöstlich von Bougie 9450 F. gelothet. Das Iberische Meer hat durchschnittlich 6—9000 F. und erreicht 10 M. nordnordöstlich von der Stadt Algier 9510 F., welche Tiefe es in derselben Richtung 10 M. weit behauptet. Das Balearische Meer hat etwas weniger und erreicht 9 M. nördlich von Minorca seine größte Tiefe mit 8034 F.

Vermöge seiner Lage hat das Mittelländische Meer veränderliche Winde und schwache Ebbe und Flut. Im Meerbusen von Venedig steigt die Flut bei Neu- und Vollmond 3 F. und in der Großen Syrte 5 F., aber an den meisten andern Orten sind die Gezeiten kaum bemerkbar. Nach den Vermessungen der franz.-ägypt. Expedition soll die Oberfläche dieses Meeres in der Nähe von Alexandrien 24 F. tiefer als der Spiegel des Rothen Meeres bei Suez während des Ebbestandes desselben und ungefähr 30 F. tiefer als beim Hochwasser sein. Aber neuere Nivellements widerlegen diese Angabe, sodaß, wenn wirklich ein Niveauunterschied zwischen beiden Meeren vorhanden, derselbe nur höchst unbedeutend ist. Wegen seiner starken Verdunstung, des verhältnißmäßig geringen Zuflusses von Süßwasser und der Einströmung salzigen Wassers aus dem Atlantischen Ocean hat das Mittelländische Meer, hierin eine Ausnahme von andern Binnenmeeren machend, einen stärkern Salzgehalt als der Ocean. Naturhistor. Gründe machen es wahrscheinlich, daß einst ein Zusammenhang zwischen Afrika und Europa bei Gibraltar stattfand. Dadurch gewinnt die von Strabo mitgetheilte Sage an Werth, nach welcher der Pontus Euxinus (das Schwarze Meer) ehemals bei Byzanz keinen Ausfluß gehabt habe, sein Wasser erst später auch nach dem Mittelmeere durchgebrochen sei und dieses infolge davon die Straße von Gibraltar geöffnet habe. Das Mittelmeer hat 440 Arten Fische, während man von den brit. Küsten deren nur 216, von den norwegischen 179 kennt; aber nur wenige dieser Arten sind von größerm Werthe. In den nordischen Meeren liefert allein der Fang des Herings, der dem Mittelmeere fehlt, einen jährlichen Ertrag von mindestens 20 Mill. Thaler, wogegen der Sardellen- und Anchovisfang im Mittelmeere nur etwa 3 Mill. Thaler abwirft. Nur etwa 40 Arten sind wohlschmeckend, 60 andere werden noch von den untern Volksklassen gegessen; der Rest ist nahezu werthlos, und das Mittelmeer kann den Bedarf an Fischen in seinen Uferstaaten bei weitem nicht decken. Ebenso besitzt das Mittelmeer über 600 Arten Muschelthiere und Schnecken, während das Deutsche Meer deren nur 400 hat, aber die Ausdehnung der Bänke von Austern und andern eßbaren Muscheln, wie sie dort vorkommt, findet sich im Mittelmeere nur in kleinem Maßstabe wieder. Dem Mittelmeere eigenthümlich ist die Fischerei der edeln oder rothen Koralle, namentlich an den Balearischen Inseln, an den Küsten der Provence, am südl. Gestade von Sicilien und an der afrik. Küste von Bona und Barka. Sie wirft mindestens 3 Mill. Thaler im Jahre ab. Die noch thätigen Vulkane des Mittelmeeres sind der Vesuv, der Aetna, der Stromboli (s. Liparische Inseln) und Santorin. Vulkanische Bildungen kommen außerdem zahlreich vor, und die Küsten sind zum Theil heftigen vulkanischen Paroxysmen unterworfen. Verschiedene Theile derselben befinden sich in einem Zustande großer Unbeständigkeit. An einigen Orten haben sie sich in histor. Zeiten mehr als einmal gesenkt und sind wieder aufgestiegen, wie dies bei den Ruinen des Serapistempels bei Puzzuoli sowie an den dalmat., sicil. und sardin. Küsten nachgewiesen werden kann. Da das Mittelmeer die längste Küstenerstreckung, die meisten Buchten, Häfen und Inseln an seiner Nordseite hat, so bietet es den Bewohnern Europas mehr Gelegenheit zum Verkehr und mehr Vortheile als den Bewohnern Afrikas dar. Es bildete mit den rings um sein Becken liegenden Ländern den Hauptschauplatz der Völker in der Welt des Alterthums, der Aegypter, Phönizier, Karthager, Juden, der Küstenvölker Kleinasiens, vor allen aber der beiden classischen Völker. Seine östl. Hälfte sah die Entfaltung des mannichfachen, reichen Lebens der Griechen; an seinem westl. Gestaderinge erstarkte Rom, das zuletzt sämmtliche Umlande seiner Herrschaft unterwarf und das Mittelmeer in Wahrheit zu einem röm. Binnensee machte. Das Mittelmeer war im Alterthume fast allein das Gebiet des ganzen Seehandels der damaligen Welt, und blieb dies im Mittelalter, bis die Entdeckung der neuen Welt und des Seewegs nach Ostindien denselben erweiterte und zu einem wahren Welthandel umgestaltete. Seitdem haben die Völker und Staaten um das Mittelmeer, mit Ausnahme Frankreichs, ihren frühern Reichthum und ihre Macht verloren; aber doch nur die asiatischen und afrikanischen sind zu völliger Ohnmacht und in völlige Barbarei herabgesunken. Vgl. Smyth, «The Mediterranean» (Lond. 1854); Böttger, «Das Mittelmeer» (Lpz. 1858); Petermann, «Karte vom Mittelländischen Meer und Nordafrika» (2 Blätter, Gotha 1865).

Mittelmark hieß derjenige Theil der ehemaligen Kurmark Brandenburg, welcher von der Vormark oder Priegnitz, dem Herzogthum Magdeburg, dem sächs. Kurkreise, der Niederlausitz, Neumark, Ukermark und von Mecklenburg-Strelitz begrenzt wurde. Diese M. war früher in sieben, seit 1806 in zehn Kreise getheilt und hatte Brandenburg zur Hauptstadt. Als 1807 die beiden, nach Abtretung des Herzogthums Magdeburg, Preußen noch verbliebenen Kreise desselben, Jerichow und Ziesar, mit der M. vereinigt wurden, stieg ihre Einwohnerzahl, bei einem Flächenraume von 271 Q.-M., auf 620000 E. Infolge der neuen Eintheilung des preuß. Staats (1816) verlor die M. den Lebuser Kreis, der an die neumärkische Regierung (Frankfurt) überging, die Kreise Jerichow und Ziesar, die dem Regierungsbezirk Magdeburg zugetheilt wurden, und den Kreis Beeskow-Storkow, dessen eine Hälfte (die Herrschaft Beeskow) mit dem niederlausitzischen Kreise Lübben des neumärkischen Regierungsdepartements, die andere Hälfte (die Herrschaft Storkow) mit dem Teltower Kreise der Kurmark als Kreis Teltow-Storkow vereinigt wurde. Dagegen gewann die M. von den vormals sächs. Landestheilen die Aemter Belzig, Jüterbogk und Dahme sowie die Herrschaft Baruth. 1836 gab die frankfurter Regierung die Herrschaft Beeskow an die potsdamer zurück, infolge dessen der Beeskow-Storkower Kreis in seinem vormaligen Umfange wiederhergestellt wurde. Auch traten im Laufe der Zeit noch einige minder erwähnenswerthe Veränderungen in der Kreiseintheilung ein. Gegenwärtig besteht die M. aus den neun Kreisen Ober- und Nieder-Barnim, Teltow, Ost- und West-Havelland, Ruppin, Beeskow-Storkow, Jüterbogk-Luckenwalde, Zauch-Belzig, und umfaßt (1864) mit Hinzurechnung ihres alten Bestandtheils Lebus (des Lebuser Kreises) sowie der Stadtkreise Berlin, Potsdam und Frankfurt 278,25 Q.-M. mit 1,426197 E.

Mittelpunkt heißt in der Geometrie derjenige Punkt einer Figur oder eines Körpers, welcher alle durch denselben gehenden geradlinigen Sehnen in zwei gleiche Theile theilt. (S. Centrum.) In der Mechanik kommt dieses Wort in sehr verschiedener Bedeutung vor. Hier gibt es einen M. der Anziehung, in welchem der Sitz der anziehenden Kraft ist, z. B. für das Planetensystem die Sonne; einen M. des Gleichgewichts, welcher unterstützt oder befestigt werden muß, um ein System von Körpern, auf welche Kräfte wirken, ungeachtet der Wirkung derselben im Gleichgewicht zu erhalten; einen M. der Kräfte, gewöhnlich in gleicher Bedeutung mit dem vorigen; einen M. der Masse, Trägheit oder Schwere, auch Schwerpunkt (s. d.) genannt; einen M. des Schwungs, wie man denjenigen Punkt eines zusammengesetzten Pendels nennt, in welchem die ganze schwere Masse des Pendels vereinigt gedacht werden kann, weil dann, wenn dies der Fall wäre, das Pendel um denselben Aufhängepunkt ebenso schnelle Schwingungen machen würde, als es wirklich macht; einen M. des Stoßes, wo man sich die ganze Wirkung des Stoßes, den ein Körper von einem andern Körper erhält, vereinigt vorstellen kann; endlich einen M. der Umdrehung, welches derjenige Punkt eines infolge eines excentrischen Stoßes rotirenden Körpers ist, der in Ruhe bleibt, weil er durch die progressive Bewegung des Körpers ebenso weit vorwärts als durch die rotirende rückwärts getrieben wird. Außerdem kommt in der Physik noch ein phonischer M. vor, worunter man bei einem mehrsilbigen Echo den Ort versteht, an den sich die redende Person stellen muß, wenn das Echo am besten gehört werden soll.

Mittermaier (Karl Joseph Anton), ausgezeichneter deutscher Rechtslehrer, geb. 5. Aug. 1787 zu München, machte seine Studien zu Landshut und Heidelberg und trat 1809 als Privatdocent zu Landshut auf, wo er bereits 1811 Professor wurde. 1819 folgte er einem Rufe nach Bonn, von wo er 1821 nach Heidelberg übersiedelte. Seine Wahl zum Abgeordneten der bad. Ständeversammlung in Bruchsal 1831 eröffnete ihm eine einflußreiche Wirksamkeit, besonders für Reform der Rechtspflege. Mit Duttlinger galt er im allgemeinen als Führer der Gemäßigten. Auf den folgenden Landtagen von 1833, 1835 und 1837 war M. Präsident der zweiten Kammer, aus der er 1841 austrat. Erst 1848 nahm er seinen Platz aufs neue in derselben ein, wurde auch wieder zum Präsidenten gewählt. Die polit. Bewegung dieses Jahres eröffnete seiner Wirksamkeit ein weiteres Feld. Nachdem er im Vorparlament zu Frankfurt als Präsident fungirt, wählte ihn die Stadt Baden in die Deutsche Nationalversammlung. Hier war er als Mitglied des Verfassungsausschusses thätig und wirkte für Gründung eines deutschen Bundesstaats auf gesetzlichem Wege. Im April 1849 kehrte er jedoch nach Heidelberg zurück, um seine Vorlesungen fortzusetzen, und nahm von da an nur noch an einzelnen Verhandlungen der Nationalversammlung theil. Wie als Volksvertreter, so erwarb sich M. auch als akademischer Lehrer und als Schriftsteller großen Ruf. Seine Werke betreffen das deutsche Privatrecht, die Theorie des Processes und das Strafrecht nach seinem ganzen Umfange. In ersterer Beziehung ist zu erwähnen sein «Lehrbuch des deutschen Privatrechts» (Landsh. 1821), das später

durch die «Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts» ersetzt wurde, welche in den spätern Ausgaben (2 Bde., Regensb. 1837—38; 7. Aufl. 1847) auch das Handelsrecht, Wechsel- und Seerecht umfassen und zu den vorzüglichsten Darstellungen dieser jurist. Disciplin gehören. Die Theorie des Processes behandelt «Der gemeine deutsche bürgerliche Proceß» (1. bis 4. Beitrag, 1820—26; Beitrag 1, 3. Aufl. 1838; Beitrag 2—4, 2. Aufl. 1825—40). Im Strafrechte war M. zunächst für die processualische Seite thätig in seinem «Handbuch des peinlichen Processes» (2 Bde., Heidelb. 1810—12), das er dann ganz umgearbeitet unter dem Titel «Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Particulargesetzgebung» (2 Bde., Heidelb. 1832; 4. Aufl. 1847) erscheinen ließ; ferner in den Schriften «Theorie des Beweises im peinlichen Processe» (2 Bde., Darmst. 1821) und «Die Lehre vom Beweise im deutschen Strafprocesse» (Darmst. 1834; franz., Par. 1848; span., Madr. 1851), sowie in der «Anleitung zur Vertheidigungskunst im Criminalprocesse» (Landsh. 1814; 4. Aufl., Regensb. 1844). Nächstdem verfolgte er die particularrechtliche Fortbildung des Criminalrechts in den Schriften «Ueber den neuesten Zustand der Criminalgesetzgebung» (Heidelb. 1825), «Ueber die Grundfehler der Behandlung des Criminalrechts in Lehr- und Strafgesetzbüchern» (Bonn 1819); sodann in fortlaufenden Uebersichten in dem «Neuen Archiv des Criminalrechts» und dessen «Neuer Folge» sowie in dem Werke «Die Strafgesetzgebung in ihrer Fortbildung geprüft» (2 Beiträge, Heidelb. 1841—43). Eine Umarbeitung des Feuerbach'schen Werks ist sein vollständiges «Lehrbuch des Criminalprocesses» (12. Aufl., Gieß. 1837; 13. Aufl. 1840). Von besonderm Erfolg auf criminalistischem Gebiete war besonders M.'s Thätigkeit für Umgestaltung des Strafverfahrens. Wesentlich zur Beseitigung des geheimen schriftlichen Verfahrens wirkte er unter anderm durch die Schriften: «Die Mündlichkeit, das Anklageprincip, die Oeffentlichkeit und das Geschworenengericht» (Stuttg. 1845), «Das engl., schott. und nordamerik. Strafverfahren» (Erl. 1851), «Die Gesetzgebung und Rechtsübung über Strafverfahren» (Erl. 1856) und «Erfahrungen über die Wirksamkeit der Schwurgerichte in Europa und Amerika» (Erl. 1865). Im materiellen Strafrecht und der Strafanwendung war M. vorzüglich auf Reinigung der Rechtspflege von Roheit und Unmenschlichkeit bedacht. Besonders erfolgreich zeigten sich seine Bestrebungen für Verbesserung des Gefängnißwesens. Dahin gehören die Schriften: «Die Gefängnißverbesserung» (Erl. 1858) und «Der gegenwärtige Zustand der Gefängnißfrage» (Erl. 1860). Neuerdings hat M. auch mit energischer Thätigkeit für Beseitigung der Todesstrafe gewirkt. Sein Werk «Die Todesstrafe» (Heidelb. 1862) ist bereits in alle gebildeten Sprachen Europas übersetzt. Auch die gerichtliche Arzneikunde hat er durch eine Reihe von Aufsätzen in Zeitschriften gefördert. Von jeher ist M. um eine gründliche Kenntniß der ausländischen Wissenschaft bemüht gewesen, zu welchem Behufe er zahlreiche Reisen unternahm und die «Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes» (1829—56) begründete. Durch seine «Ital. Zustände» (Heidelb. 1844) wirkte er auch wesentlich zu gerechterer Würdigung der Zustände dieses wiederholt von ihm besuchten Landes.

Mitternacht heißt der dem Mittag gerade entgegengesetzte Zeitpunkt, an welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlaufe den tiefsten Stand unter dem Horizont eines Ortes erreicht, indem sie zum zweiten mal in den Meridian tritt. Von diesem Augenblicke an nimmt der Tag nach der bürgerlichen Zeitrechnung seinen Anfang. Mitternachtsgegend, in der Schiffersprache Norden genannt, ist die dem Mittag oder Süden gerade entgegengesetzte Himmelsgegend (s. d.). Mitternachtspunkt oder Nordpunkt ist der Durchschnittspunkt des Meridians mit dem Horizonte nach der Mitternachtsgegend hin.

Mittlere Zeit, s. Sonnenzeit.

Mittweida, Stadt im Kreisdirectionsbezirk Leipzig des Königreichs Sachsen, an der Zschopau und der Riesa-Chemnitzer Staatsbahn, liegt in sehr anmuthiger Gegend, ist Sitz eines Bezirksgerichts und eines Gerichtsamts und zählt 8285 E. (1864, gegen 7661 im J. 1858). Schon vor Jahrhunderten zeichnete sich der Ort durch seinen Gewerbfleiß aus. Die in ziemlich raschem Aufblühen begriffene Industrie erstreckt sich hauptsächlich auf Spinnerei und Baumwollweberei (Barchent, Futterstoffe u. s. w.) nebst Färberei und Bleicherei. Im Mittelalter bis in die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs wurde in der Gegend viel Bergbau betrieben, doch ist derselbe seitdem gänzlich verkommen. In neuerer Zeit ist der Abbau bedeutender Braunkohlenlager in Angriff genommen worden. Das benachbarte Pfarrdorf Altmittweida, mit 1349 E., betheiligt sich an dem Gewerbsbetriebe der Stadt.

Mittwoch heißt nach der Tagzählung der german. und roman. Völker, welche die Woche mit dem Sonntag beginnen, der vierte Wochentag. Obgleich dieser abstracte Tagesname schon

bei Notker (Mittawecha) vorkommt und in der mittelhochdeutschen Zeit ganz allein gebräuchlich ist (und zwar durchaus als Femininum), so war doch die ältere ursprüngliche Bezeichnung des vierten Wochentags jedenfalls Wuotanes tac, entsprechend dem lat. dies Mercurii. In den übrigen german. Sprachen findet sich noch dieser Name, so z. B. im Angelsächsischen Wôdanesdag, woraus das engl. Wednesday entstand; im Mittelniederländischen Woensdach, worauf das holländ. Woensdag und das vläm. Goensday beruht; im Altnordischen Odhinsdagr, die Grundform zum schwed. und dän. Onsdag. Noch heutigentages heißt die M. in Westfalen Godensdag, in Aachen Gonesdag. Die slaw., litauischen und finn. Völker beginnen die Woche mit dem Montag, sodaß die M. der dritte Tag ist. Dieser Tag wird bei den Slawen durch sreda, sereda, srida (woher das litauische serrada) bezeichnet; ähnlich bei den Finnen durch Keskiwijcko, d. i. halbe Woche. Die Zeit, wann, und die Ursache, aus welcher Hochdeutsche und Slawen die abstracte Benennung einführten, ist noch nicht ermittelt, wenn es auch viel Wahrscheinlichkeit hat, daß dieselbe bei den Hochdeutschen erst durch slaw. Einfluß hervorgerufen oder wenigstens allgemeinste Verbreitung gefunden hat.

Mitwissenschaft um ein Verbrechen. Die Kenntniß von einem verübten Verbrechen legt nur in besondern persönlichen Verhältnissen, nach manchen Gesetzgebungen auch wenn statt des bekannten Urhebers ein Unschuldiger in Untersuchung und Strafe gekommen ist, die Rechtspflicht zur Anzeige bei Gericht auf. Die Kenntniß von einem erst zu verübenden Verbrechen eines andern pflegt bei allen schwerern Verbrechen die rechtliche Verpflichtung zur Anzeige oder doch zur Warnung des Bedrohten nach sich zu ziehen.

Mitylene, s. Mytilene.

Mixed pickles (engl.) nennt man ein appetitreizendes Beigericht, bestehend aus kleinen unreifen Maiskolben, zarten grünen Bohnen, kleinen Gurken, Perlzwiebeln u. dgl., welche vermengt nebst Schoten von Spanischem Pfeffer in feinen Essig eingelegt sind.

Mixtur nennt man eine Arzneiform, welche aus flüssigen und festen, in der Flüssigkeit sich nicht auflösenden Bestandtheilen zusammengesetzt ist. Sind die Flüssigkeiten nicht consistent genug, um die festen Theile schwebend zu erhalten, so muß die M. vor dem Einnehmen umgeschüttelt werden, was man eine Schüttelmixtur nennt.

Mnemōnik, Mnemotechnik oder Gedächtnißkunst nennt man die Kunst, durch eine besondere Methode die Kraft des Gedächtnisses zu ungewöhnlichen Leistungen zu bringen. Schon die Alten kannten eine Gedächtnißkunst, als deren Erfinder der griech. Dichter Simonides betrachtet wurde, und von welcher mehrere Stellen der rhetorischen Bücher an den Herennius, des Cicero in seinem Buche vom Redner und des Quinctilian handeln. Die Methode der alten Mnemoniker war danach folgende. Sie nahmen irgendeinen begrenzten Raum, z. B. ein Zimmer, und merkten sich eine Reihe von 50 oder 100 Gegenständen an bestimmten Plätzen in diesem Raume; mit diesen Plätzen verbanden sie dann die einzelnen Bilder der Namen u. s. w., die sie sich in einer bestimmten Reihenfolge merken wollten. Für größere Operationen dieser Art war es nöthig, diese Plätze nach dem dekadischen Systeme zu steigern, so daß sie sich z. B. eine imaginäre Stadt mit je zehn Quartieren von je zehn Häusern mit je zehn Zimmern bildeten, was andererseits wieder dadurch vereinfacht wurde, daß man das mnemonisch eingetheilte Zimmer in zehn verschiedenen Lagen des Hauses, dieses Haus wieder an zehn verschiedenen Orten u. s. w. dachte. Diese Methode der Verbindungen hat im wesentlichen bis auf die neueste Zeit den mnemonischen Systemen zum Grunde gelegen. Seit dem 15. Jahrh. finden wir wieder vielfache Lehren der M. Zum Theil wurde diese Kunst als eine Art kabbalistischer Geheimlehre behandelt, wie von Giordano Bruno, dem Vervollkommner der sog. Lullischen Kunst (ars magna Lulli), und noch später, am Ende des 16. Jahrh., von dem Deutschen Lambertus Schenkel, der als umherreisender Lehrer derselben großes Aufsehen erregte; zum Theil widmeten aber auch tüchtige Köpfe ihr ernstes Nachdenken dieser Kunst, wie Konr. Celtes im 15. Jahrh., und später Leibniz. Mehrentheils waren diese Methoden nur Modificationen der Alten; doch substituirten auch einige, z. B. Winkelmann, Leibniz, der Engländer Grey (1756) u. a. da, wo es Zahlen zu merken gab, den Ziffern Buchstaben, die sie in verschiedener Weise mit einem zu merkenden Worte verbanden. In dem ersten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts regten die Schriften von Kästner, einem kursächs. Landgeistlichen («M., oder System der Gedächtnißkunst der Alten», Lpz. 1804), und vom Freiherrn von Aretin, Bibliothekar zu München («Systematische Anleitung zur Theorie und Praxis der M.», Sulzb. 1810), das Interesse an dieser Wissenschaft von neuem an. Jener erneuerte die Methode der Alten und suchte sie in mehrern Schriften namentlich auf die Erlernung von Sprachen anzuwenden; dieser

stellte ein zum Theil neues System auf, indem er zwar die Ordnungsbilder der Alten beibehielt, nicht aber ihre Gedächtnißplätze, sondern den Zahlen z. B. Buchstaben substituirte, an deren alphabetische Ordnung sich weitere Combinationen knüpften. Beide gaben öffentliche Proben ihrer Methoden; Kästner selbst, Aretin durch seinen Schüler, den Licentiaten Duchet. Um dieselbe Zeit trat auch ein vormaliger Ordensgeistlicher, Gregor von Fainaigle, mit einem aus ältern und neuern Methoden componirten Systeme auf und durchreiste mehrere Länder als Lehrer desselben. Originell ist die von Aimé Paris («Principes et applications diverses de la mnémotechnie», 7. Aufl., Par. 1833) veröffentlichte Methode. Dieser betrachtet die Wörter der franz. Sprache so, wie sie nach ihrer Aussprache geschrieben werden sollten, und löst sie dann in Laute und Articulationen auf, wodurch er die Ziffern ausdrückt, wenn es sich um die Anwendung auf die Chronologie handelt. Das Behalten von Nomenclaturen wird vermöge gewisser points de rappel bewerkstelligt, welche Zahlen entsprechen, und aus denen in Verbindung mit dem zu Merkenden eine Formel construirt wird. Etwas modificirt erscheint dieses complicirte System in dem der Brüder Jos. Feliciano und Alexander de Castilho wieder, welche 1832 in Frankreich und Belgien mit vielem Erfolge öffentliche Proben davon ablegten («Traité de mnémotechnie», 5. Aufl., Bordeaux 1835, und «Dictionnaire mnémonique»). Eine eigenthümliche Methode bildete der Pole Jazwinski aus, indem er mnemonische Quadrate construirte und diese sowie ihre Combinationen mit Bildern belegen ließ. Es trat eine besondere Gesellschaft zur Ausbreitung seiner Methode zusammen, die mehrfach auf den Unterricht angewendet, später auch vom poln. General Bem vervollkommnet wurde. In Deutschland, wo Graf Mailáth mit einem nennenswerthen, jedoch keineswegs neuen Systeme (Wien 1842) aufgetreten war, erhob seit 1840 der Däne Karl Otto, genannt Reventlow, die Mnemotechnik auf eine höhere Stufe der Ausbildung, wie man sie aus dessen «Lehrbuch der Mnemotechnik» (Stuttg. 1843) und «Wörterbuch der Mnemotechnik» (Stuttg. 1844) kennen lernt. Seine Methode knüpft an den Grundsatz an, daß die anschauliche Vorstellung leichter im Gedächtniß haftet als der abstracte Begriff, und empfiehlt sich besonders, wo es gilt, Reihen von Zahlen dem Gedächtniß rasch und sicher einzuprägen, wie z. B. in der Chronologie. Sein Schema der Substitutionen für Zahlen ist in der Hauptsache folgendes:

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9
l z	t d	n v	m w	r q	s sch sz	b p	f pf ph	h j	g k ck

Durch diese Substitution werden mittels hinzugenommener Vocale sog. numerische Worte gebildet, in denen die ersten Consonanten und zwar höchstens die drei ersten, eine Bedeutung als Substitutionen haben, z. B. 425 = ironisch (r = 4, n = 2, s = 5). Die Anwendung auf die Chronologie ergibt sich hiernach von selbst. Will man sich z. B. das erste Vorkommen der Censur 1486 merken, so braucht man nur das Wort Rhabarber in irgendeine Beziehung mit dem Begriffe der Censur zu setzen (r = 4, h = 8, b = 6; die Substitution für die Tausend fällt weg, weil hierin kaum ein Irrthum möglich ist). Auf Grund dieser Methode können unter Wahrnehmung einiger weitern Regeln selbst sehr große Zahlen und Zahlenreihen leicht und sicher eingeprägt werden. Otto hat die Wirksamkeit seiner Methode durch vielfache öffentliche Proben auf seinen Reisen durch Deutschland, wobei er Staunenswerthes leistete, bewiesen. Die Versuche, von dieser Methode beim Schulunterricht Gebrauch zu machen, haben sich hingegen nicht bewährt, weil dieselbe zu sehr die bloße Ideenassociation und die Phantasie, aber zu wenig den Verstand in Anspruch nimmt. Nach einer ähnlichen Methode, wie Otto, verfuhr Hermann Rothe, welcher mit seinen öffentlich abgelegten Proben ebenfalls viel Beifall erntete. Auch von ihm erschien ein «Lehrbuch der M.» (2. Aufl., Hamb. 1852).

Mnemosyne, die Tochter des Uranos und der Gäa, eine Titanin, die Göttin des Gedächtnisses, ward von Zeus Mutter der neun Musen (s. d.), indem sie in Pierien neun Nächte in seinen Armen ruhte. Eleutherä in Böotien war der Hauptsitz ihrer Verehrung.

Mnioch (Joh. Jak.), deutscher Dichter und bekannt als origineller Kopf, geb. zu Elbing in Preußen 13. Oct. 1765, studirte in Jena, war dann einige Zeit in Halle Hauslehrer und wurde 1790 Rector zu Neufahrwasser bei Danzig. Als er sich von hier wegen einer genialen Pasquinade entfernen mußte, fand er 1796 in Warschau eine Anstellung, wo er als erster Directionsrath der preuß. Lotteriedirection 22. Febr. 1804 starb. Schon als Knabe hatte er den Einfall, als er seinen Vater gedrückt und zurückgesetzt sah, sich in einem Schreiben unmittelbar an den König Friedrich II. zu wenden, worin er denselben mit Du anredete. Dem Könige gefiel

die Bittschrift, und M.'s Vater wurde geholfen. Als Student in Jena ließ er seine Hymne auf Friedrich II. drucken und sendete sie an denselben. Der König dankte schriftlich, machte ihm aber bemerklich, wenn er wieder schriebe, seine Briefe zu frankiren. Sogleich packte M. den Betrag des Portos, ein Achtgroschenstück, ein und sendete dasselbe an den König mit der Zuschrift: «Sire, hier ist das Porto». Schon in Halle dichtete er manches originelle Lied. Bekannt ist durch eigenthümliche Mischung von Heiterkeit und Ernst besonders sein Lied vom Grabe: «Wir werden alle Platz und Raum» u. s. w., sowie sein Maurerlied am Johannisfeste 1798. Das vorherrschende und am meisten entwickelte Element seiner Individualität war das Gefühl, dessen Uebergewicht ihn aber weder umfangreiche noch allseitig durchgearbeitete Werke vollenden ließ. Seine bessern Arbeiten sind vereinigt in «Sämmtliche auserlesene Werke» (3 Bde., Görl. 1798) und «Analekten» (2 Bde., Görl. 1804). Viel Gewandtheit im Ausdruck und große Regsamkeit seines Geistes und Gefühls befähigten ihn zum Improvisator. — Seine Gattin, Maria M., geborene Schmidt, geb. zu Neufahrwasser bei Danzig 1777, eine namentlich durch ihn geistig hochgebildete Frau, starb zu Warschau 1799. Ihre geistvollen Aufsätze wurden von M. unter dem Titel «Zerstreute Blätter u. s. w.» (Görl. 1800; 2. Aufl. 1821) herausgegeben.

Moabiter ist der Name eines den Hebräern stammverwandten Volks, das östlich vom Todten Meere und Jordan wohnte. Als ihre Gottheiten werden Kamosch und Milkom genannt, deren Cultus zeitweilig auch in Israel Eingang fand. In der sog. Richterzeit hatten die M. das israel. Volk auf 18 Jahre unterjocht; später wurden sie zwar von David zinsbar gemacht, doch wußten sie sich dem Tribute um 900 v. Chr. wieder zu entziehen. Während der ganzen Zeit der davidischen Könige scheinen M. und Israeliten in Feindschaft gelebt zu haben, und der Nationalhaß der letztern äußerte sich theils in der Sage über die unreine Entstehung des Volksstammes durch Blutschande (1 Mos. 19, 31 fg.), theils in den Verwünschungen und Drohungen der hebr. Propheten gegen sie. Nach dem Einfalle der Assyrer rissen die M. Stücke des israel. Gebiets an sich und verbanden sich mit den Chaldäern gegen Juda. In der nachexilischen Zeit begannen sich die M. theilweise mit den Juden zu vermischen.

Moallăkât, d. i. die Aufgehangenen, nennt man sieben arab. Gedichte aus der Zeit zunächst vor Mohammed, welche ihrer Vortrefflichkeit wegen zu Mekka öffentlich ausgehangen worden sein sollen. Sie schildern das Leben in der Wüste, die Fehden der arab. Stämme, Liebesabenteuer und geben ausführliche Beschreibungen der Kamele und Rosse. Den Text nebst engl. Uebersetzung gab zuerst Jones (Lond. 1783) heraus. Nach dem Englischen wurden sie von Hartmann unter dem Titel «Die hellstrahlenden Plejaden am arab. poetischen Himmel» (Münst. 1802) ins Deutsche übertragen. Eine vollständige Ausgabe mit Scholien erschien zu Kalkutta 1823 (kritisch bearbeitet von Arnold, Lpz. 1850). Einzelne der Gedichte wurden von verschiedenen Gelehrten herausgegeben, z. B. die «Moallaka» des Tarafa von Vullers (Bonn 1827), des Amr-ben-Kelthum von Kosegarten (Jena 1829), des Amr-ul-kais von Hengstenberg (Bonn 1822), des Zohair von Rosenmüller (Lpz. 1828), des Lebid von Peiper (Bresl. 1828), des Antar von Willmet (Leyd. 1816) und des Hareth von Vullers (Bonn 1827). Deutsche Bearbeitungen in poetischer Form gaben Hammer in seiner «Literaturgeschichte der Araber» und Rückert in seiner Uebersetzung der «Hamasa».

Mob, Pöbel, Gesindel, ist ein Wort, das in England zur Zeit der Volksemeuten gangbar wurde, zu welchen die kath. Verschwörung unter Karl II. Anlaß gab. Es wird von dem Lateinischen mobilis, beweglich, wandelbar, abgeleitet. L'Estrange spricht in diesem Sinne von dem Mobile; das Wort M. ist aber, wie es scheint, in der Schriftsprache zuerst von Dryden gebraucht worden. Späterhin hat man auch das Zeitwort to mob, tumultuiren, und in satirischer Beziehung zu nobility (Adel) auch mobility (großer Haufe, Janhagel) daraus gebildet.

Mobile, die wichtigste Stadt und das Handelsemporium des nordamerik. Staats Alabama, an dem westl. Arme des gleichnamigen Flusses, 7 M. von dessen Mündung in die $6\frac{1}{2}$ M. lange und 4 M. breite Mobilebai, mit einem durch das Fort Morgan geschützten Hafen. 1830 hatte der Ort 3194, 1840: 12672, 1850: 20513, 1860 bereits 29258 E. M. ist nächst Neuorleans der bedeutendste Baumwollmarkt in den Vereinigten Staaten. Auch mehrere große Baumwollfabriken sind hier in neuerer Zeit gegründet worden. Während des Bürgerkriegs hielt sich die Stadt bis gegen Ende April 1865. Trotz einer siegreichen Schlacht des Admirals Farragut in der Bai von M., im Aug. 1864, konnte die Stadt nicht genommen werden. Während dieser Zeit hatte sie besondere Bedeutung als Hafen für die engl. Blokadebrecher.

Mobile Colonnen nennt man im engern Sinne Abtheilungen von leichten Truppen, zuweilen aus allen Waffen zusammengesetzt, welche entsendet werden, um bedrohten Orten rasche

Hülfe zu bringen, um in Feindesland, besonders wenn es insurgirt ist (Spanien 1808—13, Tirol 1809), die gefährdeten Verbindungen des Heeres zu sichern, ferner im eigenen Lande innere Unruhen zu unterdrücken, bei partiellen Aufständen einzelne Gegenden im Zaum zu halten, Landstriche, welche von Räubern unsicher gemacht werden, zu säubern. Ferner bedient man sich ihrer auch zu Leistungen des kleinen Kriegs, um den Feind auf weitere Entfernung zu beunruhigen, ihm Transporte zu nehmen, Marodeurs aufzuheben u. s. w. In dieser Beziehung fallen ihre Unternehmungen mit denen der Detachements und Freicorps zusammen. Ihre Märsche müssen schnell und geheim, ihre Unternehmungen überraschend und energisch ausgeführt werden, daher die dazu bestimmten Mannschaften tüchtig, gewandt und wohldisciplinirt, die Offiziere umsichtig und von höchster Entschlossenheit sein müssen.

Mobiliarsteuer heißt jede Abgabe, welche vom beweglichen Vermögen erhoben wird. Diese Abgabe ist daher eine directe und Vermögenssteuer, die allerdings unter gewissen Umständen in das Gebiet der Consumtions- und Luxussteuern hinübergreifen kann. Sie erscheint fast immer bedenklich. Trifft sie die Activkapitalien der Staatsbürger, z. B. Hypotheken, staatliche oder communale Schuldverschreibungen, so veranlaßt sie nicht nur die Anlegung der Kapitalien im Auslande und die Erhöhung des Zinsfußes für die Hypotheken, sondern auch Defraudationen. Haftet sie auf Gegenständen, welche zu landwirthschaftlichen und gewerblichen Betrieben nothwendig sind, z. B. auf dem Viehbestande der Landwirthe, auf Maschinen u. s. w., so beeinträchtigt sie die Güterproduction. Wird sie endlich von Gegenständen, welche dem Luxus dienen, erhoben, z. B. von Equipagen, verarbeitetem Silber und Gold, Singvögeln, so ist ihr Ertrag mit Rücksicht auf die beträchtlichen Erhebungskosten in der Regel gering, und außerdem fehlt es bei ihrer Auflegung nicht an Vexationen und Schwierigkeiten aller Art. Die Zahl der noch bestehenden M. in den Ländern Europas ist daher nicht mehr sehr groß, und es werden nur selten noch neue eingeführt.

Mobilien, d. i. bewegliche Güter, auch Fahrende Habe oder Fahrniß. Alle äußern Gegenstände, woran ein Besitz und Ausübung von Eigenthumsrechten möglich ist, theilen sich in bewegliche und unbewegliche. Bloße Forderungen und Rechte (Obligationen und Activkapitalien) fallen zwar an sich eigentlich gar nicht in diese Eintheilung, werden aber von den neuern Gesetzen und Ortsstatuten bald zu den beweglichen, bald zu den unbeweglichen Gütern gerechnet. Auch rechnet man manche an sich bewegliche Sachen zu den unbeweglichen, wie Schiffe, große Waarenlager, Bibliotheken, wenigstens in einer oder der andern Beziehung. Zu den unbeweglichen Gegenständen gehören nicht blos die an sich beweglichen Theile und Zubehörungen von Gebäuden und Grundstücken, z. B. Fenster, Thüren, kurz alles, was niet- und nagelfest im Hause ist u. s. w., sondern auch die Rechte, welche an einer unbeweglichen Sache stattfinden, wie Zehnten, Hutungsrechte, Jagden, Reallasten, Zinsen und Gülten u. s. w. Auch Kapitalien können immobilisirt werden, z. B. Forderungen an den Staat, wenn sie als unveräußerlich im Staatsschuldbuche eingetragen oder zu Versorgungszwecken auf Immobilien hypothecirt werden, wie Lehnsstämme. Der Unterschied zwischen M. und Immobilien ist besonders im Erbrechte wichtig. M. werden nach dem Rechte vererbt, welchem der Erblasser für seine Person unterworfen war, die Immobilien nach dem Rechte des Landes, wo sie liegen.

Mobilisirung oder Mobilmachung nennt man die Anordnung von Maßregeln, durch welche ein Heer aus dem Friedensstande auf den Kriegsfuß gesetzt wird. Schon im Frieden muß dazu alles vorbereitet sein. Das Kriegsmaterial an Waffen, Munition, Fahrzeugen, Bekleidungs- und Armaturgegenständen u. s. w. ist allezeit vollkommen zu erhalten. Die Pferde im Lande sind verzeichnet. Die Reservemannschaften, um die Truppen auf Kriegsstärke zu bringen, ebenso, wo eine Landwehr besteht, die Wehrleute, sind in genauen, alljährlich revidirten Listen geführt, wobei ihre häuslichen Verhältnisse, ob sie daheim unentbehrlich oder nicht, von den Civilbehörden sorgfältig geprüft werden. Die Festungen, die Plätze für Depots und Magazine sind im guten baulichen Zustande zu halten u. s. w. Im Kriegsministerium ist ein Mobilmachungsplan bis in das Detail ausgearbeitet. Die Repartition der Leistungen des Landes, die Einberufung und Zahl der zu stellenden Combattanten, Handwerker und Pferde, ihre Ueberweisung an die Truppentheile, die Orte, wo sich die letztern zu ihren Kriegsformationen zusammenziehen, der Empfang von Material und Munition, die Ersatzabtheilungen, welche zurückbleiben, damit der Abgang der activen Truppen stets gedeckt bleibt, die Formation des Trains, der Munitionscolonnen, der Brückenequipagen u. s. w. wird genau im voraus bestimmt. Neben dieser Sorge für die activen Truppen wird auch auf die nothwendige Verstärkung der Intendantur, welcher die Verpflegung obliegt, des Medicinalwesens und aller Zweige der Feld-

administration Bedacht genommen. Der Mobilmachungsplan, der nicht veröffentlicht wird, ist gleichwol den Truppencommandos, welche die Ausführung eintretendenfalls zu bewirken haben, mitgetheilt, damit nur der Befehl gegeben zu werden braucht, um die M. in kürzester Frist (zwei bis vier Wochen) ohne Verwirrung und viele Rückfragen zu vollenden. Gewöhnlich geht der vollen M. noch der Zustand der Kriegsbereitschaft voraus, in welchem die Truppen auf Kriegsstärke gesetzt werden, ohne schon ihren vollständigen Feldetat an Pferden, Fahrzeugen, Colonnen und Administration zu erhalten. Bei der M. werden dann Feld-, Ersatzungs- und Besatzungstruppen formirt, eine Stellvertretung für die ins Feld rückenden Militärbehörden angeordnet und die Feldadministration eingerichtet, wozu auch die Feldtelegraphie, Feldeisenbahnabtheilungen und Feldpost gehören. Die mobilen Truppen werden dann in Brigaden, Divisionen, Corps und bei verschiedenen Kriegstheatern einer größern Macht auch in mehrere Armeen zusammengezogen, wobei zuweilen neue Formationen eintreten. Doch wird eine gute Militärverfassung schon den Friedensstand, soviel als die administrativen Verhältnisse erlauben, dem Kriegsfuße nahe bringen, was in keiner Armee so weit erreicht ist als in der russischen. In der preuß. Armee wird jedes Armeecorps als ein selbständiges Ganzes mobil gemacht, sodaß, wenn nicht die ganze Wehrkraft des Landes aufgeboten zu werden braucht, auch eine theilweise Mobilmachung von einzelnen Corps, selbst Divisionen, eintreten kann, z. B. 1864 zum dän. Kriege.

Möbius (Aug. Ferdinand), ausgezeichneter deutscher Mathematiker und Astronom, geb. 17. Nov. 1790 zu Schulpforte, zeigte schon frühzeitig Neigung zur Mathematik und wurde in seinen dahin einschlagenden autodidaktischen Studien von Fr. Thiersch, der damals Schüler in Schulpforte war, nicht wenig unterstützt. Von Schulpforte ging er 1809 auf die Universität zu Leipzig, wo er anfangs die Rechte, dann Mathematik studirte, hierauf 1813 nach Göttingen, wo Gauß, und 1814 nach Halle, wo Pfaff sein Lehrer war. Nachdem er sich 1815 in Leipzig als Privatdocent habilitirt, erhielt er schon im Jan. 1816 die außerord. Professur der Astronomie daselbst. Im Sommer desselben Jahres machte er mit Unterstützung der Regierung eine wissenschaftliche Reise, um die damals vorzüglichsten Sternwarten Deutschlands kennen zu lernen und nach den gesammelten Erfahrungen einen Plan über die Umgestaltung der leipziger Sternwarte vorzulegen. Der von ihm entworfene Plan gelangte 1818—21 zur Ausführung. 1844 wurde er zum ord. Professor der höhern Mechanik und Astronomie ernannt. Schon seine Dissertation «De computandis occultationibus fixarum per planetas» (Lpz. 1815) machte Aufsehen und fand allgemeinen Beifall. Die ersten Früchte seiner praktischen astron. Thätigkeit veröffentlichte er in der kleinen Schrift: «Beobachtungen auf der Sternwarte zu Leipzig» (Lpz. 1823). Unter seinen spätern Schriften ist namentlich der «Barycentrische Calcul, ein neues Hülfsmittel zur analytischen Behandlung der Geometrie» (Lpz. 1827) als in der Geschichte der Geometrie epochemachend anzusehen. Einen Haupttheil dieses Werks, welches von dem großen Scharfsinne des Verfassers Zeugniß gibt, bildet die neue Lehre von den Verwandtschaften der Figuren. Nicht minder eigenthümlich und werthvoll sind sein «Lehrbuch der Statik» (2 Bde., Lpz. 1837), worin der innige Zusammenhang zwischen der Statik und Geometrie gründlicher, als bisher geschehen war, nachgewiesen wird, und «Die Elemente der Mechanik des Himmels» (Lpz. 1843), ein Versuch, die Theorie der für die Astronomie so wichtigen Störungsrechnungen ohne Anwendung höherer Lehren der mathem. Analysis zu entwickeln. Außerdem hat er seit 1828 in Crelle's «Journal für Mathematik», seit 1846 in den von der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften herausgegebenen Schriften viele Abhandlungen geliefert. Unter denselben ist die Darstellung der Haupteigenschaften eines Systems von Linsengläsern und der damit zusammenhängenden Lehre von den Kettenbrüchen besonders hervorzuheben.

Möbius (Theodor), ausgezeichneter Kenner der altnordischen Sprache und Literatur, Sohn des vorigen, geb. 22. Juni 1821 zu Leipzig, widmete sich seit 1840 zu Leipzig und Berlin philol. Studien und habilitirte sich 1852 für skandinav. Sprache und Literatur an der Universität seiner Vaterstadt. Bei dieser Gelegenheit veröffentlichte er eine sehr verdienstliche Untersuchung «Ueber die ältere isländ. Saga» (Lpz. 1852). 1859 erhielt er eine außerord. Professur zu Leipzig. Ostern 1865 folgte er jedoch einem Rufe als Professor der nordischen Sprachen an die Universität Kiel, wo er seitdem mit Erfolg wirkte. Von seinen Werken sind, außer den Ausgaben einiger anderer altnordischer Literaturdenkmäler, hervorzuheben: die vortrefflichen Ausgaben der Edda-Sämundar (Lpz. 1860) und der «Fornsögur» (Lpz. 1860), ferner der «Catalogus librorum islandicorum» (Lpz. 1856), die «Analecta norroena» (Lpz. 1859) und das «Altnordische Glossar» (Lpz. 1866). Der Vortrag «Ueber die altnordische Philologie im skandinav. Norden» (Lpz. 1864) wurde vor der Philologenversammlung in Meißen gehalten. —

Sein Bruder, Paul Heinrich August M., geb. 31. Mai 1825 zu Leipzig, studirte 1844—48 erst auf der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Berlin Theologie und Philosophie und bekleidete seit 1848 ein Lehramt an der Thomasschule zu Leipzig, neben welchem er 1851 zugleich das eines Vespertinerpredigers an der Universitätskirche übernahm. 1853 wurde ihm das Directorat der unter seiner Mitwirkung begründeten Buchhändlerlehranstalt übertragen, das er nach Aufgabe seines Predigtamts verwaltete, bis er Ostern 1865 zum Director der ersten Bürgerschule in Leipzig ernannt ward. Von seinen literarischen Arbeiten sind, außer Programmen, Reden, Predigten, Erzählungen, Gedichten u. s. w., besonders hervorzuheben: «Erhard der Waffenschmied. Eine Volkserzählung» (Lpz. 1852); «Ele Eskera, ein jüd. Midrasch, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen» (Lpz. 1854); «Katechismus der deutschen Literaturgeschichte» (Lpz. 1857; 3. Aufl. 1866) und das Trauerspiel «Bar-Kochba» (Lpz. 1863).

Mochnacki (Maurycy), poln. Schriftsteller, geb. 1804 auf dem Gute Bojaniec in Galizien, widmete sich seit 1823 auf der Universität zu Warschau dem Studium der Rechte, wurde aber, geheimer Verbindungen verdächtig, auf Befehl des Großfürsten Konstantin aus der Liste der Studirenden gestrichen, zur Uebernahme jedes öffentlichen Amts für unfähig erklärt und gefänglich eingezogen, worauf er in Gemeinschaft der schwersten Verbrecher im Garten zu Belvedere bei Warschau öffentlich arbeiten mußte. Doch weder diese Schmach noch wiederholte Einkerkerungen konnten ihm ein Geständniß entlocken. Wieder freigelassen, nahm er an der Redaction mehrerer Zeitschriften theil und erließ mehrere sehr heftige Schriften, um, wie er selbst sagte, seine Landsleute fortwährend im Zustande der Insurrection zu erhalten. Wenige Tage vor der Revolution von 1830 gab er seine Schrift «O literaturze polskiej w wieku dziewiętnastym» («Ueber die poln. Literatur des 19. Jahrh.», Bd. 1, Warschau 1830) heraus, durch welche er wesentlich zur Anerkennung der neuern poln. Dichterschule beigetragen hat. Der 29. Nov. 1830 fand ihn, nachdem er mit seinem Bruder, Camill M., an allen geheimen Verbindungen der poln. Jugend theilgenommen hatte, mit den Waffen in der Hand in den Straßen zu Warschau. Er trat als einer der feurigsten Demagogen auf. Sein Einfluß wurde indeß sehr bald, besonders durch ein unter den Papieren des Großfürsten Konstantin aufgefundenes und im russ. Sinne verfaßtes Mémoire über das poln. Erziehungswesen gelähmt, das M., um einer langen Untersuchung zu entgehen, im Gefängnisse geschrieben hatte. Er galt nun für ein niedriges Werkzeug Rußlands. Seine glühende Vaterlandsliebe trieb ihn ins poln. Heer. Hier focht er als Gemeiner mit Hingebung bei Grochow, dann als Offizier bei Okuniew, Wawre und zuletzt bei Ostrolenka, wo er schwer verwundet wurde. Während seiner Heilung trat er wieder als Journalist auf und zeigte sich als einen höchst gewandten Publicisten. Nach dem Falle von Warschau begab er sich nach Frankreich, wo er seine «Powstanie narodu polskiego» («Geschichte des poln. Aufstandes», 2 Bde., 1834) schrieb, in der er zeigte, wie die Parteien durch ihre Intriguen das schmähliche Ende des Aufstandes herbeigeführt hätten. Er starb 20. Dec. 1834 zu Auxerre, wo ihm ein schönes Denkmal errichtet ist. Seine nach der Revolution verfaßten Aufsätze erschienen gesammelt als «Pisma rozmaite» (Par. 1836).

Möckern, eine kleine Stadt an der Elbe, mit 1731 E., im Kreise Jerichow I. des preuß. Regierungsbezirks Magdeburg, ist durch das Gefecht denkwürdig, in welchem 5. April 1813 die Preußen unter York über die Franzosen unter dem Vicekönig von Italien den Sieg davontrugen. — Damit ist nicht zu verwechseln das Dorf M. bei Leipzig, welches der Schlacht bei Leipzig (s. d.) seinen weltgeschichtlichen Namen verdankt, wo 16. Oct. Blücher mit der Schlesischen Armee, vorzüglich dem York'schen Corps, die Franzosen unter Marmont schlug.

Modalität, vom lat. modus, bezeichnet die Art und Weise, wie etwas existirt, geschieht oder gedacht wird, sodaß man damit gewöhnlich die zufälligen Bestimmungen vorzugsweise bezeichnet. So spricht man von den M. eines Geschäfts, einer Handlung u. s. w. Im Sprachgebrauche der Philosophie ist M. diejenige Bestimmung der Urtheile, wonach ein Urtheil etwas blos für möglich oder für wirklich oder für nothwendig erklärt, also entweder problematisch oder assertorisch oder apodiktisch ist. Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit heißen daher Modalitätsbegriffe. Bei Kant sind die Unterschiede der M. die drei letzten unter den zwölf Kategorien, die er für Stammbegriffe des menschlichen Geistes erklärte. Jedes Urtheil als solches ist eine Versicherung (assertorisch). Die Unmöglichkeit oder Undenkbarkeit des Gegentheils macht es zu einem nothwendigen; die gleiche Denkbarkeit, logische Möglichkeit oder Widerspruchslosigkeit des Gegentheils läßt ihm nur den Charakter des problematischen. Möglich ist niemals ein Urtheil allein, sondern immer die beiden verglichenen; nothwendig sind niemals zwei entgegengesetzte, sondern allemal eins von beiden. Die alte logische Regel: Von der Nothwen-

digkeit gelte der Schluß auf die Wirklichkeit, von der Wirklichkeit auf die Möglichkeit, aber nicht umgekehrt, ist die Folge aus diesen Verhältnissen.

Mode bezeichnet die Gesammtheit der Gebräuche, Sitten und Ueblichkeiten eines Volks, seine Trachten, Zimmergeräthschaften, Waffen und alle Nebendinge des Lebens mitgerechnet, wird aber gewöhnlich in einem engern Sinne genommen und nur auf die Art sich zu kleiden angewandt, als ob dieser Unterschied allein alle andern in sich schlösse. In der That kann man an der Art und Weise, wie sich die Nationen kleiden, ihre Meinung von den lenkenden Lebensprincipien, ihre religiösen Ideen, ihre positiven Gesetze erkennen, und wer durchdringende Beobachtungsgabe hat, dem offenbaren die Trachten ebenso deutlich als die Literatur- und Kunstdenkmäler die moralische Physiognomie eines Volks. Der Wechsel der Kleidertrachten bewegt sich scheinbar nach Launen, hat aber mehr Bedeutung, als man wol glaubt. Die M. ist nicht allein die Bekleidung des äußern Menschen, sondern zugleich die Hülle seiner Denkungsart. Dieselbe zieht auch die ernsten Kreise des Lebens in den Strom ihres täglichen Laufes hinein, und ihre Geschichte bildet zumal für Europa einen nicht unwichtigen Abschnitt der Cultur- und Sittengeschichte. Bei den alten Griechen und Römern war die Kleidung anfänglich einfach aus grober Wolle und weniger zum Putz als zum Schutz des Körpers gemacht. Erst nach der Schlacht bei Salamis ergaben sich die Athener den Mode- und Luxusüppigkeiten des Kleiderwesens, und die Römer folgten ihrem Beispiele, als sie ihre Eroberungen bis nach Kleinasien ausgedehnt hatten. In moderner Zeit hielten sich die Nationaltrachten so lange in den Schranken der Einfachheit, bis die Kreuzzüge die Verallgemeinerung des Aufwandes in der Kleidung für das ganze Abendland bewirkten. Bemerkenswerth ist, wie überall Geist und Charakter der Zeiten sich unmittelbar in den Trachten abspiegeln. Im Mittelalter erhielten die Standesunterschiede eine sichtbare und handgreifliche Gestalt im Zuschnitt und Aufputz des Wammses und Rocks. Die Adelichen waren adelich von ihrer Hutspitze bis zu ihren Schuhabsätzen, und die Bauern bäuerisch von ihren Pelzmützen bis zu ihren Filzsocken. Die Anzahl der jährlich gestatteten Kleider, aus welchem Stoffe sie verfertigt, wie sie zugeschnitten, gefüttert, verbrämt und beflittert sein durften: alles das war für die Vornehmsten wie für die Geringsten in Kleiderordnungen vorgeschrieben und wechselte in dem nämlichen Stande von einem Lande zum andern. Von der Renaissance-Epoche an nähern sich die europ. Völker einander in der Kleidung bis zu einem gewissen Grade der Gleichartigkeit. Eine Nation wird für die andere die Tonangeberin in Costümangelegenheiten und drückt jedesmal ihren Nationalstempel auf die durchgehends als mustergültig angenommene Kleiderform. Im 16. Jahrh. z. B. kleidete man sich nach italienischer M. für Hoffeste, Bälle und Galanteriespiele. Die Tracht war leicht, elegant, cavaliermäßig. Im Beginn des 17. Jahrh. ward die M. gravitätischer und schwerfälliger unter dem überwiegenden Einfluß von Spanien, das sich in seiner Kleidung eben so schwülstig zeigte als in seiner Literatur und Sprache. Unter König Ludwig XIV., wo Frankreich in Sachen des Geschmacks die Herrschaft an sich riß, wurde alles nach den Gesetzen einer immer strengern Etikette geordnet und abgetheilt. Das Kleiderwesen regelte sich wie das Gewerbwesen, und man unterwarf die M. wie die Gemüther einem despotischen Zwange. Im Verlaufe des 18. Jahrh. änderte sich natürlich die Tracht mit dem Zeitgeiste: sie wurde unfeierlicher, niedlicher, flitteriger, der leichtfertigern Lebensweise angemessener. Wenn sie sich auch später, nach engl. Vorgange, schmuck- und anspruchsloser gestaltete, so blieb sie doch immer noch die in die Augen fallende Seite der gesellschaftlichen Rangunterschiede, bis die Französische Revolution sie auf eine radicale Einfachheit zurückführte. Die Adelichen entsagten nicht blos ihren Standesvorrechten, sondern auch der vorbehaltenen Herrlichkeit und Eleganz ihrer Kleidung; die siegreiche Demokratie proclamirte das Unausgezeichnete in der Tracht als höchstes Gesetz. Ungeachtet aller Reactionen verbreitete sich seitdem die Gleichheit in Sitten und Ideen immer weiter und trat immer kennbarer hervor in der durchgängigen Uebereinstimmung und Gleichförmigkeit des äußerlichen Wesens und Aussehens. Seitdem alle Gold- und Silberstickerei abkam und an der Stelle von Sammt und Seide das Tuch aufkam, ist es unmöglich, den Kaufmann und Handlungsdiener vom Grafen und Gelehrten zu unterscheiden; selbst der Krämer, sogar die Handwerker können sich unerkannt mit einmischen. Der schwarze Frack verbirgt die Abstufungen der Stände, und dieses Kleidungsstück ist nicht etwa, nach der gewöhnlichen Annahme, eine M., sondern eine Idee, fast ein Princip; das Gleichheitszeichen des demokratischen Kosmopolitismus. Was die M. in der weiblichen Kleidung betrifft, so hat diese eigentlich wenig oder keine culturhistor. Wichtigkeit, weil sie aus zufälligen Launen entspringt und gewöhnlich nur ganz kurze Zeit dauert. Ein so veränderliches Ding wie die weibliche M. kann die leitenden Principien des geselligen Lebens nicht ausdrücken. Anstatt eine allgemeine

Convenienz, eine Gesammtansicht zu vertreten, ist jene M. meistens nur der Triumph einer individuellen Grille. Was zufällig und augenblicklich an einer Modeprinzessin des Tages graziös gefunden wurde, dafür ist die große Menge der Frauen im Stande, sich dem ärgsten Zwange auszusetzen, und bei so rasch wechselnden Formen kann man daher vernünftigerweise keine andere Ursache annehmen als ewige Gefallsucht. Dasselbe weibliche Bedürfniß erzeugte auch die Zeitschriften, in welchen Nachrichten und Abbildungen von den neuesten Putzerscheinungen der modischen Welt mitgetheilt werden. Die ältesten Zeitschriften dieser Art waren: «Le Courrier de la nouveauté», ein Wochenblatt (Par. 1758), und die «Mode- und Galanteriezeitung» (Erf. 1758). Mit der Zunahme des putzsüchtigen Publikums wuchs die Menge der Modejournale, namentlich aber in Paris. Vgl. von Eye und J. Falke, «Kunst und Leben der Vorzeit» (Nürnb. 1858); J. Falke, «Die deutsche Trachten- und Modenwelt» (Lpz. 1858).

Model, Modul, vom lat. modulus (verkleinert von modus), ist ein in der Baukunst gebräuchliches Säulenmaß für die Bestimmung der einzelnen Theile der Säule sowie des Gebälks. Seine Größe hängt von der jedesmaligen Stärke der Säule ab, da der untere Säulendurchmesser zwei M. gibt. Ein M., also der Säulenhalbmesser, wird in 30 Theile getheilt, die man Minuten oder Partes nennt. Alle andern Größenverhältnisse des übrigen Baues werden in der antiken Kunst aus diesem Grundmaße abgeleitet.

Modell, Vorbild oder Musterbild, nennt man in der Malerei diejenigen männlichen oder weiblichen Individuen, die nackt dem Künstler zum Gegenstande seines Studiums dienen; auch rechnet man dazu den zu gleichen Zwecken angewendeten Gliedermann. Eine Nachbildung aber nach einem solchen M. heißt ein Act oder eine Akademie. In der Bildhauerkunst und Bildgießerei versteht man unter M. den von dem Künstler selbst aus Thon, Gips oder Wachs geformten Körper, der zum Vorbilde für denjenigen Körper dient, welchen er aus einem härtern Stoffe zu bilden beabsichtigt. In der Baukunst dient das im verjüngten Maßstabe aus Holz, Kork, Papiermasse u. s. w. gefertigte architektonische M. dazu, um das wechselseitige Verhältniß der einzelnen Theile gegeneinander besser prüfen und leichter übersehen zu können. Endlich bedürfen der M. ganz besonders die Mechaniker und Maschinisten für neue Erfindungen.

Modĕna, früher ein souveränes ital. Herzogthum, das die fruchtbare Ebene, welche der Panaro bewässert, umfaßte und einen Flächenraum von 110 Q.-M. mit einer Bevölkerung von mehr als 604000 Seelen (Ende 1857) besaß. Gegenwärtig bildet es einen Bestandtheil des Königreichs Italien und zerfällt in die Provinzen M. ($45^4/_{10}$ Q.-M. mit, Ende 1861, 260591 E.), Massa-Carrara und Reggio. Durch den fruchtbaren Boden begünstigt, befinden sich Ackerbau, Wein- und Olivencultur, Vieh- und Seidenzucht in Blüte. Der Bergbau ist namentlich auf Marmor sehr bedeutend, die gewerbliche Industrie dagegen nur von geringem Belang. In frühester Zeit gehörte M. zu dem Exarchat, dann zu Toscana und nachher nebst Ferrara den Torellis, welchen seit 1290 die Familie Este (s. d.) in der Herrschaft folgte. Clemens VIII. zog 1582 das Herzogthum Ferrara als eröffnetes Lehn ein, und zu M. gehörten nun nur noch das Herzogthum Reggio und das Fürstenthum Carpi. Der Herzog Franz I. erwarb 1633 das Fürstenthum Correggio, Franz II. 1710 das Herzogthum Mirandola, 1737 das Herzogthum Novellara und 1741 durch Heirath das Herzogthum Massa-Carrara. Der letzte Herzog von M. aus dem Hause Este war Hercules III. (gest. 1803), welcher beim Einrücken der Franzosen in Italien 1796 die Flucht ergriff und, im Frieden zu Campo-Formio seines Landes beraubt, im Luneviller Frieden mit dem Breisgau entschädigt wurde, den er an den mit seiner einzigen Tochter und Erbin, Maria Beatrix, verheiratheten Erzherzog von Oesterreich Karl Ant. Jos. Ferdinand überließ. Letzterer, der sich nun Herzog von Modena-Breisgau nannte, verlor den Breisgau durch den Presburger Frieden 1805 und starb 1806. Sein Sohn, der Herzog Franz IV. (s. d.), gelangte erst 1814 wieder in den Besitz der großväterlichen Staaten, wo gleichzeitig auch seine Mutter die Regierung des Herzogthums Massa-Carrara, dem der Congreß zu Wien die kaiserl. Lehen in der Lunigiana hinzufügte, von neuem antrat. Wie dieses Herzogthum bei dem Tode der Mutter (14. Nov. 1829) dem Sohne zufiel und mit dem Hauptstaat vereinigt wurde, so sollten demselben auch nach dem Tode der Kaiserin Marie Luise, Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla, wo deren Länder an Lucca, das Herzogthum Lucca aber an Toscana fallen würde, zufolge der Bestimmungen der Wiener-Congreß-Acte noch einige Gebietstheile von Toscana und von Parma dem Herzogthume M. zufallen, was auch 1847 geschah. Die polit. Reaction, welche sofort nach der Rückkehr Franz' IV. in dessen Erbstaaten eintrat, konnte demselben unmöglich die Liebe des Volks erwerben. Die franz. Julirevolution von 1830 machte daher in M. einen so gewaltigen Eindruck, daß es 3. Febr. 1831

zum offenen Aufstande kam, der nur durch die österr. Waffen besiegt werden konnte. Nachdem Franz IV. 21. Jan. 1846 gestorben, folgte ihm sein Sohn Franz V., der dem Regierungssysteme des Vaters treu blieb. Die Unzufriedenheit der Modenesen nahm deshalb alsbald so zu, daß sich der Herzog in seinem Lande nicht mehr sicher fühlte und Oesterreichs Hülfe anrief, worauf M. und Reggio von österr. Truppen besetzt wurden. Tumultuarische Auftritte in den Städten M.s Ende 1847 hatten eine Verstärkung der österr. Hülfstruppen zur Folge, und die Besetzung des Herzogthums wurde durch Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen M. (nebst Parma) und Oesterreich im Febr. 1848 förmlich sanctionirt. Die Aufregung legte sich gleichwol nicht, und im März 1848 sah sich der Herzog genöthigt, das Land zu verlassen. Es wurde eine provisorische Regierung ernannt, welche 29. Mai den Anschluß an Sardinien proclamirte. Allein die Niederlagen des Königs Karl Albert brachten die Revolutionspartei in M. vom Ruder, und bereits 10. Aug. hielt der Herzog Franz V. wieder seinen Einzug in die Hauptstadt. Es begann nun unter Mitwirkung der österr. Bajonnete ein grausames Willkürregiment, das eine Versöhnung der Gemüther unmöglich machte. Beim Ausbruche des Kriegs von 1859 stieg, wie in ganz Mittelitalien, so auch in M. die Aufregung von Tag zu Tage. Der Herzog verließ nach der Schlacht von Magenta sein Land und suchte mit dem größten Theile seiner Truppen (etwa 4000 Mann) Schutz in Oesterreich. Wiewol im Präliminarvertrage von Villafranca, dann im Züricher Friedensschlusse zwischen Frankreich und Oesterreich auch die Rückkehr des Herzogs von M. in seine Staaten stipulirt wurde, blieben diese doch für ihn verloren. Eine modenesische Nationalversammlung erklärte bereits 19. Aug. die Absetzung der Dynastie, und das Land schloß sich hierauf dem sog. Gouvernement Emilia an, dessen Bestandtheile, nach vorausgegangener Volksabstimmung, durch Decret vom 18. März 1860 mit den Staaten des Königs Victor Emanuel vereinigt wurden. (S. **Italien.**) Vgl. Muratori, «Delle antichità Estensi ed Italiane» (2 Bde., Mod. 1717—40); Tiraboschi, «Memorie storiche Modenesi col codice diplomatico» (9 Bde., Mod. 1811); Roncaglia, «Statistica generale degli stati Estensi» (2 Bde., Mod. 1849—50); «Documenti risguardanti il governo degli Austro-Estensi in Modena, dal 1814 al 1859» (3 Bde., Mod. 1860).

Modĕna, die Hauptstadt des frühern Herzogthums und der gegenwärtigen ital. Provinz gleiches Namens, an einem die Secchia mit dem Panaro verbindenden Kanale, in einer fruchtbaren Ebene gelegen, ist Sitz der Präfectur, eines Appellhofs und anderer Behörden sowie eines Erzbischofs. Es bestehen daselbst eine Universität (mit Facultäten für Jurisprudenz, für Medicin und Chirurgie und für mathematische und Naturwissenschaften), ein Lyceum, ein Gymnasium, das Convict San-Carlo, eine technische Schule, eine Infanterie- und Cavalerieschule, Akademien der Wissenschaften und Künste u. s. w. M. zählt (Ende 1861) 32248, mit seinem ganzen Gemeindegebiete 55512 E. und ist eine der freundlichsten Städte Italiens. Es hat breite, regelmäßig gebaute, meist mit Bogengängen versehene Straßen, eine Menge Paläste und ansehnliche Gebäude, ein schönes Theater, 25 Kirchen, schöne Promenaden, wöchentliche Viehmärkte, einige Manufacturen, aber weit weniger Handelsgeschäfte als Reggio, überhaupt wenig Leben und Bewegung. Unter den Kirchen ist die durch die Gräfin Mathilde 1099 begonnene, 1184 vom Papste eingeweihte und zuletzt 1822 ausgebesserte goth. Kathedrale San-Geminiano bemerkenswerth. Der frühere herzogl., nunmehr königl. Palast, ein prachtvoll eingerichtetes Gebäude, enthält bedeutende Schätze, namentlich eine der berühmtesten Büchersammlungen Italiens mit mehr als 100000 Bänden und über 3000 Handschriften, ein Münzcabinet, eine Sternwarte mit guten Instrumenten und eine immer noch große Anzahl guter Gemälde, obschon die berühmte modenesische Bildergalerie 1746 nach Dresden verkauft worden ist. Die früheste Spur von M. oder Mutina findet sich in dem Kriege der Römer mit den cisalpinischen Galliern kurz vor dem Ausbruche des ersten Punischen Kriegs. 183 v. Chr. wurde es röm. Colonie, und 78 v. Chr. ward Marcus Brutus, der Vater von Cäsar's Mörder, daselbst von Pompejus belagert. Berühmter aber ist der **Mutinensische Krieg** oder die Belagerung des Decimus Brutus durch Marcus Antonius 43 und die Entsetzung durch Octavianus und die Consuln Hirtius und Pansa. Zerstört und wieder aufgebaut unter Kaiser Konstantin d. Gr., hatte die Stadt viel in den Kriegen der Ostgothen, Byzantiner und Longobarden zu leiden und lag dann lange Zeit ganz verödet. Fränk. Grafen regierten sie vom 9. Jahrh. an; im 11. waren ihre Bischöfe zugleich die weltlichen Herrscher. Im 12. Jahrh. gehörte die Stadt der Gräfin Mathilde von Toscana. Nach der Zeit der lombard. Städtebünde und nach manchen Zerrüttungen durch die folgenden Parteikämpfe unterwarf sie sich 1288 dem Markgraf Obizzo von Este. Diesem Hause verblieb sie und ihr Gebiet, woraus das Herzogthum Modena (s. d.) erwuchs.

Modena (Gustavo), ausgezeichneter ital. Schauspieler, geb. 1803 zu Venedig, wurde von seinem Vater, der Schauspieler war und zur Wiedererhebung des ital. Dramas viel beitrug, ungeachtet seiner entschiedenen Vorliebe für die Bühne bewogen, die Rechte zu studiren. Nachdem er seine Ausbildung in Padua und Bologna erlangt, wandte er sich 1821 als junger Advocat nach Rom, dann nach Bologna. Die Neigung zur Kunst brach indeß so mächtig bei ihm durch, daß er endlich 1826 zu dem Entschlusse kam, auf die Bühne zu gehen. Er trat zuerst in Rom auf und entfaltete rasch sein großartiges Talent. Doch betheiligte er sich auch an den polit. Bewegungen von 1831 und mußte Italien meiden. M. lebte nun unstet in Frankreich, Belgien und der Schweiz sieben Jahre hindurch und oft in ziemlicher Dürftigkeit. Auf diesen Irrfahrten heirathete er eine Schweizerin, Julie Calame, eine Frau von seltener Schönheit und ebenfalls ausgezeichnete Künstlerin, die ihm treu zur Seite stand. Die Amnestie, welche Kaiser Ferdinand 1838 für die ital. Verbannten erließ, kam auch M. zugute, der damals in London verweilte. Declamationen aus Dante's «Commedia divina» im Kingstheater, die großen Beifall fanden, gewährten ihm die Mittel zur Rückkehr in das Vaterland. Hier gründete er nun von neuem seinen Ruf als Schauspieler und wurde zugleich das Haupt einer dramatischen Schule, die vorzugsweise den nationalen Charakter hervorhob. Die Schauspielertruppe, der er angehörte, war eine der besten in Italien, jedoch nach ital. Weise eine wandernde. Als Patriot betheiligte er sich an der Revolution von 1848, wurde auch in Florenz in die Constituante gewählt. Weniger trat er in den Ereignissen von 1859 und 1860 hervor, da ihm als strengem Republikaner die monarchische Wendung der Dinge kein rechtes Vertrauen einflößte. In der letzten Zeit lebte M. in Turin, wo er 22. Febr. 1861 starb.

Modern (von dem spätlat. modernus, gebildet aus modo, unlängst, neulich) nennt man im gewöhnlichen Sprachgebrauch dasjenige, was neu, frisch, modisch ist. Eine höhere Bedeutung hat diese Bezeichnung in der Geschichte, namentlich in der Kunst- und Literaturgeschichte. Hier bildet es den Gegensatz zum Antiken (s. d.), dem Wesen des Alterthums, und zum Romantischen (s. Romantik), dem Mittelalterlichen. Manche Aesthetiker und Geschichtschreiber beschränken indeß die Gegensätze nur auf das Antike und Romantische, indem sie unter jenem das griech.-röm., unter diesem das christl. Denken und Dichten verstehen. Aber die Zeit seit der Reformation unterscheidet sich in zu vielen wesentlichen Gesichtspunkten von dem Geist des Mittelalters, als daß für sie der Begriff des Romantischen ausreichte. Die Scheidung in das Antik-Classische, Romantisch-Mittelalterliche und in das Moderne erscheint daher völlig gerechtfertigt und ist auch mehr und mehr allgemein geworden.

Modica (lat. Motyca), die Hauptstadt eines Kreises der ital. Provinz Noto, auf der Insel Sicilien, ehemals Hauptort einer gleichnamigen Grafschaft, in einem engen, von hohen Felsen umgebenen Thale, groß, aber nicht schön gebaut, mit einem Schlosse, mehrern schönen Kirchen, einem Gymnasium und einer technischen Schule. Die Stadt zählt (Ende 1861) 27449 E., welche zumeist Landbau treiben. Etwa 1 M. davon liegt in einer steinigen Einöde das Thal von Ispica, das wegen seiner Felsenwohnungen merkwürdig ist. In der Länge von 2 St. befindet sich in den Kalkfelsen zu beiden Seiten des Thals eine unzählige Menge großer und kleiner Höhlen in mehrern Stockwerken übereinander eingehauen. Die Geschichte berichtet nicht, wer diese Troglodytenstadt geschaffen hat. Nur aus der kunstlosen Construction der Höhlungen läßt sich schließen, daß es die Wohnungen der Urbewohner Siciliens gewesen sein müssen.

Modlin, von den Russen Nowogeorgiewsk (Neugeorgiewsk) genannt, Stadt in dem poln. Gouvernement Plock, am Einflusse des durch den Bug verstärkten Narew in die Weichsel, 3½ M. im NNW. von Warschau, ist jetzt eine der stärksten russ. Festungen, die ohne die Garnison nur 1067 E. hat. Schon im 17. Jahrh. wurde daselbst von den Schweden ein verschanztes Lager angelegt. Nachdem Napoleon die Wichtigkeit des Platzes erkannt, ließ er 1807—12 die Festung erbauen. 1813 wurde sie von den Russen blokirt, aber erst, nachdem alles verloren und der größte Mangel an Lebensmitteln eingetreten, 25. Nov. von dem Commandanten, dem General Daendels, übergeben. Ebenso heldenmüthig vertheidigte sie während der Revolution 1831 der poln. General Graf Ignaz Ledochowski, bis er sich mit der Besatzung nach dem Falle von Warschau kriegsgefangen ergeben mußte, da sein Plan, die Festung in die Luft zu sprengen, an der Schwäche der im Kriegsrathe befragten Generale scheiterte. Nach dem Untergange Polens wurde M. von den Russen bedeutend verstärkt und zu seiner jetzigen Bedeutung erhoben, indem es mit Warschau und Sierock ein Festungsdreieck bildet, von welchem die Beherrschung des Landes abhängig ist. M. hat große bombenfeste Defensionskasernen, eine starke Citadelle und ein großes Arsenal.

Modon, das Methone der Alten, später Mothone genannt, eine feste Stadt auf einem Vorgebirge der südwestl. Küste Moreas, in der griech. Provinz Messenien, hat einen guten Hafen, aber kein Trinkwasser und zählte vor dem griech. Befreiungskriege, in welchem es fast gänzlich zerstört wurde, 7000 E. Gegenwärtig hat es eine Bevölkerung von etwa 3000 Seelen, die nicht unbeträchtlichen Handel treibt. 1124 wurde M. von den Venetianern unter dem Dogen Michieli erobert, 1498 vom Sultan Bajazet II. diesen entrissen. Sodann ergab sich die Stadt 1686 wieder den Venetianern unter Morosini, denen es 1715 die Türken abermals abnahmen, aber im Frieden zu Passarowitz 1718 zurückgaben. 1770 wurde es von den Russen unter Orlow belagert, doch durch den Sieg des Paschas von Tripolis 29. Mai entsetzt. Nachdem die Stadt 1821 von den Griechen belagert worden, zerstörten sie 12. Mai 1825 die ägypt. Truppen unter Ibrahim-Pascha, der in der Nähe 25. Febr. gelandet war. 1827 wurde die Stadt den Türken durch die Franzosen entrissen, welche sie stark befestigten.

Modulation (lat., die regelmäßige Abwechselung) bedeutet in der Musik zunächst die Abgemessenheit und Anordnung des ganzen Tongewebes eines Musikstückes in Bezug auf Melodie sowol wie auf Harmonie, oder das Verfahren, die Melodie und Harmonie in einem Tonstücke aus dem Haupttone durch andere Töne und Tonarten auf schickliche Weise durchzuführen und wieder zum Hauptton zurückzukehren. In einem engern Sinne gebraucht man das Wort M. nur in Bezug auf das harmonische (accordliche) Verhältniß innerhalb eines Tonstückes, auf die Folge, Abwechselung und Verknüpfung der Accorde oder Harmonien. Man spricht in diesem Sinne von leitereigener (leitertreuer) M., d. h. von einer solchen, wo die Verknüpfung und Wechselung der Accorde innerhalb einer und derselben angenommenen Tonart vorgeht, ohne aus derselben herauszutreten, und von leiterfremder, ausweichender M., wo das Gebiet der Grundtonart verlassen und für längere oder kürzere Zeit auf das Gebiet von näher oder weiter verwandten Tonarten übergetreten wird. Manche führen den Begriff M. nur auf das letzterwähnte Verfahren zurück und bezeichnen das Operiren mit Harmonien innerhalb einer und derselben Tonart nicht als M. Ausweichung oder Uebergang als mit M. gleichbedeutend zu gebrauchen, ist sehr üblich. Doch wird auch wieder genauer unterschieden, und man nennt M. das nur vorübergehende Berühren leiterfremder Tonarten, und Uebergang oder Ausweichung das völlige Heraustreten aus der Tonart und andauerndes Verweilen in einer andern, fremden.

Modus (lat., d. i. Maß, Art und Weise) nennt man nach Vorgang der röm. Grammatiker diejenigen Formen des Verbums, welche die Art und Weise bezeichnen, wie eine Handlung in Beziehung auf das Subject des Redenden betrachtet werden soll, und somit dem Begriffe des Verbums eine besondere Färbung verleihen. So unterscheidet man in der Sprache besondere Formen für die Wirklichkeit, die Möglichkeit und die Nothwendigkeit. Die Form für die Wirklichkeit ist der Indicativ, die für die Nothwendigkeit der Imperativ. Die Möglichkeit kann bald als etwas nur Vorgestelltes (Conjunctiv), bald als etwas Gewünschtes (Optativus), bald als etwas Eingeräumtes (Concessivus, Permissivus), bald als etwas Mögliches (im eigentlichen Sinn, Potentialis), bald als etwas Bedingtes (Conditionalis) erscheinen. Doch haben für alle diese Aussageweisen die meisten Sprachen gewöhnlich nur eine Form. Die indogerman. Ursprache, wie auch das Griechische, verwandte für dieselben zwei Formen, den Conjunctiv und Optativ. Die german. Sprachen haben bereits die Form des Conjunctivs verloren, an dessen Stelle die des Optativs, jedoch mit der Function (und auch dem Namen) des Conjunctivs, getreten ist. (S. Verbum.)

Möen, eine zum dän. Stift Seeland gehörige Insel in der Ostsee, südöstlich von Seeland, von dem sie durch den Ulfssund, und nordöstlich von Falster gelegen, von dem sie durch den Grönsund getrennt ist, hat mit den kleinen Eilanden Nyord, Bogö und Farö einen Flächenraum von $4\frac{1}{2}$ Q.-M. und 12369 E. (1860) dän. Stammes, die nächst Ackerbau hauptsächlich Fischerei und Schiffahrt treiben. Sie zeichnet sich durch ihre hügelige Gestaltung des Bodens, der sich im Aborre Bjerg bis 450 F. erhebt, ihre erratischen Blöcke und ihre steilen Kreideufer (Möensklint) aus, die eine Höhe von 200 F. erreichen, ist aber sonst fruchtbar. Die Hauptstadt Stege an der Westküste, mit einem Hafen am Ulfssunde und mit 1932 E., erhielt vom König Erich Glipping im 13. Jahrh. ihre ältern Privilegien bestätigt, erlitt 1510 von den Lübeckern eine Belagerung und wurde 28. April 1659 nebst der ganzen Insel von den Schweden unter König Karl X. erobert. Bei M. fand 12. Sept. 1657 ein Seetreffen zwischen den Dänen unter Bjelke und den Schweden unter Bjelkenstjerna statt, und 25. Mai 1710 brachte daselbst der schwed. Admiral Pron 13 dän. Kriegsschiffe auf.

Mofetten nennt man in der Gegend von Neapel die Ausströmungen von kohlensaurem

Gas, welche während und nach den Eruptionen des Vesuv an vielen Stellen aus Erdspalten hervordringen. Sie dauern oft monatelang nach Beendigung der eigentlichen Eruptionen fort, und man hat infolge davon auch in andern Erdgegenden dergleichen Ausströmungen von kohlensaurem Gas M. genannt, selbst wenn sie nicht in Beziehung zu noch thätigen Vulkanen stehen. Von den M. sind übrigens die **Fumarolen** zu unterscheiden, welche Ausströmungen wesentlich aus sichtbarem Wasserdampf bestehen.

Mogādor bei den Europäern, **Suēra** oder **Sueīra** bei den Einheimischen, der bedeutendste Hafen- und Handelsplatz an der Westküste von Marokko, liegt 28 M. im W. von Marokko in flacher, sandiger und unfruchtbarer Gegend, doch nicht fern vom herrlichsten Culturland, und hat in einem von der Insel M. und vier kleinern, dem Festlande näher gelegenen Eilanden gebildeten Kanal von 2700 F. Breite einen guten und sichern Hafen. Die Stadt ist erst 1760 auf Befehl des Sultans Sidi-Mohammed, der sie zum Centralpunkt des Handels bestimmte, sehr regelmäßig angelegt worden und hat geradlinige Straßen und fast lauter einstöckige, mit Dachterrassen versehene, würfelförmige Häuser. Selbst die Residenz des Paschas oder Gouverneurs ist ein einfaches Haus, und nur die Hauptmoschee mit ihrem schönen Minaret zeichnet sich als Bauwerk aus. Die Einwohner, kaum 10000 an der Zahl, leben meist in Armuth und bestehen zu einem Drittheil, vielleicht zur Hälfte aus Juden, die ihr eigenes Quartier, die Mellah, innehaben, während die übrige Bevölkerung die Citadelle, d. i. den andern Theil der ummauerten Stadt, bewohnt. Auf der Hauptinsel ist eine Batterie errichtet, eine andere auf einem der kleinern Eilande, die ein so seichtes Meer umgibt, daß man sie zur Zeit der Ebbe vom Lande aus erreichen kann. Weder an einer der Inseln noch am Festlande können Seeschiffe anlegen, sondern diese bedürfen der Leichterschiffe. Die frühern Befestigungen haben durch das Bombardement von seiten der Franzosen unter dem Prinzen von Joinville 15. Aug. 1844 sehr gelitten. Der Handel von M., hauptsächlich in Händen der Juden, ist sehr beträchtlich nach dem Innern, auch nach Großbritannien, Frankreich und Nordamerika. Durch den Krieg mit Spanien 1859—60 wurden die Geschäfte sehr gedrückt, haben sich aber seitdem wieder gehoben.

Möglich ist das, was sich ohne Widerspruch in einem Begriffe vereinigen läßt, das Denkbare, und dieser Nichtwiderspruch ist die formale, **logische Möglichkeit**, die sich nach dem logischen Gesetze der Identität richtet. (S. **Modalität**.) Möglichkeit und Unmöglichkeit sind daher zunächst Bezeichnungen für die Verhältnisse der Begriffe und Gedanken, nicht der Dinge und Ereignisse. Wenn von einer **realen Möglichkeit** und Unmöglichkeit gesprochen wird, so ist damit gemeint, daß unserer Kenntniß der Naturgesetze gemäß und ohne Widerspruch gegen dieselbe angenommen werden dürfe, daß ein Ereigniß eintreten werde oder nicht. Dem Möglichen steht das Unmögliche als das Widersprechende entgegen. Was sich in sich selbst widerspricht, ist logisch unmöglich; was den Gesetzen der Natur widerspricht, ist real unmöglich. Ein alter misbräuchlicher, von Aristoteles eingeführter und besonders durch Wolf aufgefrischter Sprachgebrauch hat unter dem Möglichen (esse potentia) das ewige Wesen der Dinge verstanden im Gegensatz zum Wirklichen (esse actu), als dem thätigen Hervortreten dieses Wesens aus seiner Latenz oder Verborgenheit in die Anschauung. Dieser Sprachgebrauch enthält darum einen Misbrauch der Worte, weil von jenen Philosophen unter dem ewigen Wesen der Dinge als dem potentialen Sein etwas höchst Wirkliches vorgestellt wurde, der Name des Möglichen aber in seiner unverkünstelten Bedeutung nicht zur Bezeichnung irgendeiner Wirklichkeit gebraucht werden darf. Ebendaher haben die Neuern, um das Wesenhafte und Unvergängliche in den erscheinenden Dingen auszudrücken, den Namen des absoluten Seins vorgezogen.

Mogul, s. Großmogul.

Mohács, ungar. Marktflecken im Comitat Baranya, am rechten Donauufer, mit 10699 E. (1857) und lebhaftem Gewerbe- und Handelsbetrieb, verdankt seine histor. Berühmtheit der großen Schlacht, welche der jugendliche Ludwig II., der letzte ungar. König, daselbst 29. Aug. 1526 gegen Soliman II. verlor, und deren unglücklicher Ausgang, nächst dem Tode des Königs, vieler Magnaten, Adelichen, Bischöfe, über 12000 Streitern das Leben kostete, auch mittelbar den Verlust der Selbständigkeit Ungarns (s. d.) herbeiführte. Später, und zwar 12. Aug. 1687, lieferte Karl von Lothringen bei M. jene bedeutende Schlacht, welche der türk. Herrschaft in Ungarn den Todesstoß gab und das ganze Land der habsburgischen Dynastie unterwarf.

Mohair ist der engl. Name des feinen Flaumhaares der Angoraziege (s. d.), wofür die Franzosen die Benennung Poil de chèvre haben. Es hat schneeweiße, zuweilen aber auch graue oder schwarze Farbe, große Feinheit und bis gegen 6 Zoll Länge; wird gekämmt, gleich Kamm-

wolle gesponnen und zu Kleiderstoffen verwebt, welche gleichfalls unter dem Namen M. oder Poil de chèvre vorkommen. In England besonders ist die Verarbeitung des Angorahaares bedeutend. Viele der als Poil de chèvre verkauften Stoffe bestehen indessen aus feiner Schafwolle.

Mohammed (arab., d. i. der Gepriesene), der Stifter der nach seinem Namen benannten Religion (s. Mohammedanismus), wurde im April des J. 571 in Mekka geboren und war der Sohn des Abdallah und der Amina. Seine Aeltern gehörten zwar dem in ganz Mittelarabien angesehenen Stamme Kureisch, indessen einer Linie desselben an, deren Einfluß beschränkt und deren Vermögensverhältnisse nicht die glänzendsten waren. Das Ansehen des Stammes Kureisch beruhte nämlich auf der weltlichen Herrschaft über Mekka und auf dem Oberaufsichtsrecht über den in dieser Stadt befindlichen Tempel, die heil. Kaaba, welche für einen größern Stämmeverband den religiösen Mittelpunkt bildete und deshalb im heiligen Wallfahrtsmonate eine große Anzahl Pilger herbeizog. Von den damit verknüpften Vortheilen und Vorrechten für den Stamm Kureisch war aber wenig in den Händen der Linie verblieben, welcher M. angehörte. Die Erzählung von der beabsichtigten Opferung seines Vaters durch den Großvater Abdul-Muttaleb scheint spätere Erfindung; entschieden ist dies der Fall mit den Sagen von Wundern, welche bei der Geburt M.'s sich zugetragen haben sollen. Abdallah starb kurz vor oder nach der Geburt seines Sohnes, welcher in seinem sechsten Lebensjahre auch seine Mutter durch den Tod verlor, dann zwei Jahre von seinem Großvater und hierauf von seinem Onkel Abu-Talib erzogen wurde. Diesen begleitete er im zwölften Lebensjahre auf einer Handelsreise nach Basra, wobei er mit einem christl. Mönche Bahira oder Dscherdschis (Georgius) zusammengetroffen und sein Oheim auf die bedeutenden Geistesanlagen des Knaben aufmerksam gemacht worden sein soll. Aus den folgenden Jahren hat die Ueberlieferung nur Bruchstücke erhalten. M.'s Anwesenheit bei dem Kriege der Kureischiten gegen den Stamm Hawazin, welcher Krieg der gottlose genannt wurde, da er in einen der vier heiligen Monate fiel, sowie daß er eine Zeit lang die Heerden der Mekkaner für Lohn hütete, ist das Hauptsächlichste davon. Im 25. Lebensjahre trat er in die Dienste der reichen Kaufmannswitwe Chadidscha, welche ihn so liebgewann, daß sie, obwol bereits 40 J. alt, ihm ihre Hand antragen ließ und ihn auch wider den Willen ihres Vaters heirathete. M. hatte aus dieser Ehe, neben welcher er bis zum Tode dieser Frau keine zweite einging, eine Menge Kinder, die aber alle entweder jung oder ohne Nachfolge starben, mit Ausnahme der einzigen Fatime, die, an seinen Vetter Ali, Sohn des Abu-Talib, verheirathet, der Ausgangspunkt einer zahlreichen Nachkommenschaft wurde.

Nach seiner Verheirathung lebte M. als Kaufmann fort, ohne, wie die Dürftigkeit in seinen spätern Jahren zeigt, besonders glücklich zu sein, gab sich aber vorzugsweise religiösen Betrachtungen hin und suchte tagelang, namentlich im heiligen Monate Ramadhan, die Einsamkeit in einer Höhle des nahegelegenen Bergs Hara. Wenn man den damaligen Zustand Arabiens in religiöser Beziehung näher ins Auge faßt, so finden sich Elemente genug, welche das erfolgreiche Zustandekommen eines neuen, geistigern Religionsbekenntnisses erklärlich machen. Der althergebrachte, in sich selbst vielfach zerspaltene Gestirn- und Götzendienst der arab. Stämme war keineswegs mehr kräftig genug gewesen, das Eindringen fremdartiger Elemente zu verhindern. Während von der einen Seite Elemente des Magierdienstes eingedrungen, waren andererseits über die ganze Halbinsel Juden und Christen in nicht unbedeutender Zahl zerstreut, und ganze Stämme hatten das Judenthum oder Christenthum angenommen. Obschon beide nicht die reine Form der biblischen Lehre trugen, sondern theils mit rabbinischen Phantastereien, theils mit häretischen Auswüchsen vermischt waren, konnte doch der höhere geistige Gehalt derselben einen Eindruck auf bessere, vom heidnischen Ceremoniendienst unbefriedigte Gemüther nicht verfehlen. Es werden eine Reihe Namen solcher Männer genannt, die zur Zeit M.'s und vor ihm einen geistigen Gott und ein Leben nach dem Tode verkündeten, welchem Glauben beizutreten sie ihre Landsleute öffentlich und in Privatgesprächen aufforderten. Die Religion nimmt aber im Leben der Beduinen einen sehr untergeordneten Platz ein: jene Männer blieben vereinzelt und fanden wenig Anhänger. M. war der Glückliche, der die zerstreuten Elemente zusammenzufassen und durch Ausdauer und Beredsamkeit, ganz besonders aber durch glückliche Kriege seiner Lehre einen glänzenden Sieg zu verschaffen wußte. Wie viel er dabei fremder Unterweisung und Anregung, wie viel seinem eigenen Sinnen und Nachdenken verdankte, ist schwer im einzelnen festzustellen. Die in seine Offenbarungen verwebten biblischen Legenden stammen bei der offenbaren Unbekanntschaft M.'s mit den jüd. und christl. Quellen aus der Mittheilung anderer, unter denen Waraka, Vetter seiner Frau, ein getaufter Jude, der das Alte und Neue Testament gelesen hatte, obenan zu stellen sein dürfte. Daß M. dasjenige, was das Resultat eigener Re-

flexion war, was eigene Ueberlegung ihm als wahr erscheinen ließ, selbst für Offenbarung hielt und dafür ausgab, kann nicht befremden, wenn man hinzunimmt, daß er ein Mann von nervöser Constitution, lebhafter Einbildungskraft und träumerischem Wesen war, und daß die meisten Offenbarungen mit visionären Zuständen und epileptischen Zufällen, an denen er von seiner Kindheit an litt, verbunden waren. Die Form der Offenbarung selbst betreffend, so ist darüber ein Ausspruch M.'s selbst von Bedeutung. Er gab, darüber gefragt, zur Antwort: «Manchmal erscheint mir ein Engel in Mädchengestalt und spricht mit mir; manchmal vernehme ich Töne, wie von einer Schelle oder Glocke, da wird es mir sehr arg; wenn der unsichtbare Engel mich dann verläßt, habe ich aufgenommen, was er mir offenbart.» Andere Offenbarungen, heißt es in den Traditionen darüber, empfing derselbe im Traume, wieder andere legte ihm Gott nach eigenem Nachdenken in sein Herz. Ueber die Verbindung epileptischer Zufälle mit den Offenbarungen gibt es die von Aischa, der spätern Frau M.'s, stammende Tradition: der Prophet ward ungeheuer schwer, so oft ihm der Engel erschien; bei der größten Kälte strömte der Schweiß von seiner Stirn, seine Augen wurden roth, und zuweilen brüllte er wie ein junges Kamel. Alles dieses beweist, daß M. anfänglich kein selbstbewußter Betrüger war, obgleich er uns später ohne Zweifel als ein solcher erscheint. In seinem 40. Lebensjahre hatte derselbe die erste Vision, in der ihm der Engel Gabriel erschien und zu recitiren befahl, was er ihm vorsprach. M. selbst voller Zweifel und in der Furcht, von bösen Geistern besessen zu sein, wofür damals in Arabien jeder Epileptiker galt, wurde durch seine Frau und deren Vetter Waraka beruhigt; er setzte Engel an die Stelle von Dämonen und ward allmählich von seiner göttlichen Sendung überzeugt. Die Offenbarungen erfolgten dann ununterbrochen fort bis an das Ende seines Lebens. Sie wurden von M. verschiedenen Schreibern dictirt, von seinen Anhängern aber sofort auswendig gelernt; die Zusammenstellung derselben als Koran (s. d.) erfolgte erst nach seinem Tode. In den ersten Jahren forderte M. nur seine Hausgenossen und Freunde auf, ihn als Prophet anzuerkennen. Dazu gehörten bereits die nachherigen Khalifen Abubekr, Ali, Othman u. a., Kaufleute wie M. selbst. Im fünften Jahre trat er nach längerm Kampfe mit sich selbst in seiner Vaterstadt Mekka als Prophet auf, wurde indessen verspottet und selbst gemishandelt. Seine Hauptfeinde waren die Kureischiten, welche ihre Herrschaft und ihren Einfluß zu verlieren fürchteten.

Die Lage der ersten Gläubigen (Moslems) wurde so mislich, daß der Prophet seinen Anhängern rieth, in das Land des christl. Fürsten von Abyssinien auszuwandern. Er selbst fand sich durch den Schutz seiner nächsten Verwandten gegen die Gewaltthätigkeiten seiner Feinde fürs erste gesichert, bis die Gefahr so groß wurde, daß auch er von seinem Oheim Abu-Talib in eine Schlucht außerhalb Mekka gebracht ward, während ein zweiter Trupp seiner Anhänger nach Abyssinien auswanderte. Drei Jahre lang blieb M. in dieser Schlucht, bis es seinen Freunden gelang, die Mekkaner zu bewegen, den inzwischen über ihn ausgesprochenen Bann wieder aufheben und ihn frei nach Mekka zurückkehren zu lassen. Die Zahl seiner Anhänger mehrte sich inzwischen, und eine ganze christl. Karavane aus dem Städtchen Nadschran bekehrte sich; allein der im zehnten Jahre der Sendung eingetretene Tod seines Beschützers Abu-Talib wurde dadurch kaum aufgewogen. Nicht weniger betrübte ihn der bald darauf erfolgte Tod seiner Frau Chadidscha. Es gab ihm dies jedoch Veranlassung, sich aufs neue zu verheirathen und die Zahl seiner Frauen allmählich so zu vermehren, daß er bei seinem Tode noch neun hinterließ, unter welchen die ränkesüchtige Aischa, Tochter Abubekr's, und Haffsa, die Tochter des nachherigen Khalifen Omar, die bekanntesten sind. Bald darauf trat ein Ereigniß ein, welches den Grund zu der spätern reißend schnellen Verbreitung des Islam legte. M. gewann beim nächsten Wallfahrtsfeste einige Medinenser aus dem mit ihm verwandten Stamme Chazradsch für seinen Glauben, welche in ihrer Heimat neue Proselyten machten. Die Zahl derselben vermehrte sich bald so, daß sie mit M. ein Schutz- und Trutzbündniß schließen und ihn auffordern konnten, sich vor den Nachstellungen seiner Feinde zu ihnen zu flüchten, was er denn auch im Sept. 622 mit seinem Freunde Abubekr, nach moslemischen Berichten nicht ohne Gefahr seines Lebens, that. Seine Anhänger waren ihm theils nach Medina vorangegangen, theils folgten sie ihm bald. Diese Flucht heißt bekanntlich Hedschra (s. d.), und die mohammed. Zeitrechnung beginnt mit dem Jahre derselben. Die mit M. Ausgewanderten führen den Ehrennamen Muhadschirin (Ausgewanderte), während seine Anhänger in Medina Anßar (Hülfsgenossen) heißen.

In Medina ließ M. es sich anfangs angelegen sein, die zahlreichen und angesehenen Juden daselbst für sich zu gewinnen, indem er ihnen mancherlei Concessionen machte. Da der Erfolg seinen Wünschen nicht entsprach, hob er diese Concessionen später nicht nur auf, sondern wurde

bis an seinen Tod ihr erbittertster Feind, weshalb die jüd. Stämme Arabiens nach Erstarkung der Macht M.'s viel zu leiden hatten. Nachdem M. den Bau der noch jetzt in Medina vorhandenen Moschee angefangen, gab er einige constituirende Gebote für die junge Gemeinde und änderte sein Verhältniß zu den Mekkanern und andern Ungläubigen. Sie sollten nicht mehr mit Worten bekehrt, sondern mit dem Schwerte zum Glauben gezwungen werden. Bald begann er eine Reihe von Kriegszügen, die, gegen Karavanen und einzelne Feinde gerichtet, sich nicht viel von Raubzügen (Razzias), zum Theil sogar von gemeinen Mordanfällen unterschieden. Das erste eigentliche Treffen zwischen den Moslemin und den Mekkanern fand im Monat Ramadhan des zweiten Jahres der Hedschra statt. M. war auch diesmal ausgezogen, eine aus Syrien zurückkehrende reichbeladene Karavane der Mekkaner auszuplündern. Die Karavane entkam; aber es fand ein heftiger Kampf zwischen den aus Mekka herbeigeeilten Hülfstruppen und den Gläubigen bei Bedr, zwischen Medina und Mekka, statt, in welchem diese Sieger blieben und viele Gefangene machten, für die sie ein großes Lösegeld erhielten. Dieser Sieg war für die Sache M.'s von den allergünstigsten Folgen begleitet, indem er eine Menge beutelustiger Leute unter seine Fahnen lockte. M. setzte nun seine Raubzüge gegen die Kureischiten und jüd. Stämme fort, und obwol er außer andern Unfällen im dritten Jahre der Hedschra eine große Niederlage bei Ohod, in der Nähe von Medina, erlitt und später sogar Medina selbst belagert wurde, so wuchs doch sein Ansehen und seine Macht dergestalt, daß er im sechsten Jahre einen Aufruf zu einer Wallfahrt nach Mekka ergehen lassen konnte. Er erreichte zwar diesmal seinen Zweck nicht, da sein Aufruf unter den Beduinen keinen großen Anklang fand und die Mekkaner ihm den Eingang in die Stadt verwehrten; aber er erlangte das viel wichtigere Resultat, daß die Mekkaner mit ihm einen förmlichen Frieden schlossen, der ihn als ebenbürtigen Gegner anerkannte.

Nun konnte M. ungehindert seine Sendboten nach ganz Arabien und außerhalb Arabien mit mehr oder weniger Erfolg ausschicken und dem Vertrage gemäß im nächsten Jahre das Pilgrimfest drei Tage lang in Mekka feiern. M. suchte jetzt auch auswärtige Fürsten, die von Byzanz, von Persien, von Abyssinien und andere, mit seinen Missionen heim, und die Mishandlung eines Missionars in Syrien führte zum ersten Krieg zwischen dem Christenthum und dem Islam. Der erste unglückliche Zug seines Heeres nach Syrien verleitete die Mekkaner zur Verletzung des eingegangenen Friedens, und die Strafe dafür war die Eroberung Mekkas, Zerstörung der Götzenbilder und die förmliche Besitznahme desselben für den Islam. Hiermit war der Sieg der neuen Lehre in Arabien entschieden, und M. genoß das Glück, noch bei seinen Lebzeiten die meisten Bewohner des Landes sich und seiner Religion wenigstens äußerlich unterworfen zu sehen. Er selbst kehrte wieder nach Medina zurück und empfing hier die Gesandtschaften der verschiedenen Stämme, welche ihm ihre Huldigung darbrachten. Dann unternahm er außer andern Zügen noch einmal im neunten Jahre der Hedschra einen größern Feldzug gegen die Griechen an den Grenzen Arabiens, brachte aber nur ein so kleines Heer zusammen, daß er, mit der Unterwerfung einiger kleinen Fürsten zufrieden, umkehrte, ohne seinen Hauptzweck, den Kampf mit den Griechen, auszuführen. Im zehnten Jahre unternahm M. seine letzte feierliche Wallfahrt nach Mekka, um den dort vereinten Pilgern seine wichtigsten Gesetze und Lehren mündlich vorzutragen. Die Ceremonien dieser Wallfahrt gelten als Norm für die Wallfahrten aller Gläubigen. Nachdem er dieses letzte größere Werk seines Lebens ausgeführt, kehrte er nach Medina (s. d.) zurück, wo er drei Monate darauf an einem Fieber erkrankte. Bereits krank, besuchte er ununterbrochen die an sein Haus stoßende Moschee, betete und richtete, als er sein Ende entschieden herannahen fühlte, an die Anwesenden Worte des Abschiedes und der Ermahnung zum Festhalten am wahren Glauben, bis er endlich nach einem heftigen Fieberanfall in der Hütte und in den Armen seiner Frau Aïscha verschied (8. Juni 632). Er wurde, nach längerm Streite über den Ort seiner Beerdigung, in derselben Wohnung, wo er gestorben, begraben, welcher Platz, jetzt innerhalb der erweiterten Moschee gelegen, von vielen seiner Gläubigen besucht wird. Vgl. Weil, «M. der Prophet, sein Leben und seine Lehre» (Stuttg. 1843); Sprenger, «Das Leben und die Lehre des M.» (3 Bde., Berl. 1861—65); Nöldeke, «Das Leben M.'s» (Hann. 1863); Caussin de Perceval, «Essai sur l'histoire des Arabes avant l'Islamisme» (3 Bde., Par. 1847); Muir, «The life of M.» (Lond. 1861).

Mohammed ist der Name von vier türk. Kaisern oder Sultanen. **M. I.**, geb. 1387, mußte sich nach seines Vaters Bajazed I. Tode (gest. 1403) den Thron gegen seine Brüder Suleiman, Isa und Musa erkämpfen. Er starb 1421, nachdem er das durch Timur zerrüttete und gespaltene Reich wieder gehoben und geeinigt hatte. — **M. II.** (s. d.) regierte 1451—81. — **M. III.**, geb. 1566, regierte von 1595—1603 und war der Sohn und Nachfolger Murad's III.

Seine Härte und Grausamkeit zeigte sich sowol in seinem Verfahren gegen seine eigene Familie als in seinen Kriegen gegen die Christen. Er eroberte 1596 Erlau und führte noch mehrere Jahre blutige Kriege gegen Oesterreich und Ungarn, ohne jedoch entscheidende Erfolge zu erlangen. — **M. IV.**, Sohn des von den Janitscharen entthronten und ermordeten Sultan Ibrahim, war ein unbedeutender Regent, der 1648 als siebenjähriger Knabe, unter der Vormundschaft seiner Großmutter, auf den Thron gelangte. Fortwährende Hof- und Serailintriguen lähmten die Kräfte des Reichs in dem Maße, daß es sogar von der Republik Venedig gedemüthigt werden konnte. Erst 1656, als Mohammed Köprili Großvezier wurde, kehrte Ruhe im Innern und Machtentwickelung nach außen zurück. Diesem folgte (1662) im Großvezirat dessen Sohn Ahmed, der siegreich gegen Ungarn und Rußland focht und Candia eroberte. Auch nach dem Tode Ahmed's (1676), unter dessen Nachfolger Kara-Mustafa, hatten die osman. Waffen große Erfolge, bis dieser endlich (1683) vor Wien eine schwere Niederlage erlitt, welcher viele andere bis zur Schlacht bei Mohács (1687) folgten und die Entthronung des Sultans herbeiführten. M. wurde eingekerkert und starb 1691.

Mohammed II., türk. Kaiser, 1451—81, mit dem Beinamen Bujuk, d. h. der Große, der Sohn und Nachfolger Murad's II., war zu Adrianopel 1430 geboren. Weil Kaiser Konstantin IX., während der Sultan Rebellen in Kleinasien bekämpfte, eine drohende Sprache gegen ihn führte, machte er die vollständige Eroberung des griech. Reichs zum Ziel seines Strebens. Im Frühjahre 1453 begann M. mit 200000 Mann Landtruppen, 300 Galeren und 200 kleinen Fahrzeugen die Belagerung Konstantinopels, das sich, obschon es kaum 10000 waffenfähige Mannschaften entgegenstellen konnte, tapfer vertheidigte, am Ende aber doch unterlag und nach 53tägiger Belagerung (29. Mai) mit Sturm genommen und mehrere Tage der Plünderung preisgegeben wurde. Nachdem aber M. Konstantinopel zum Hauptsitze seines Reichs bestimmt hatte, gewährte er den Griechen, um neue Einwohner herbeizuziehen, völlige Religionsfreiheit und erlaubte ihnen, sich wieder einen Patriarchen zu wählen, nöthigte auch Bewohner anderer unterjochter Provinzen, nach Konstantinopel auszuwandern. So wurde die Stadt bald wieder blühend, die er nun von neuem befestigen ließ, zu welchem Zwecke auch am Eingange des Hellespont die Dardanellen angelegt wurden. Nach dem Falle Konstantinopels wendete sich M. mit seinen Eroberungsplanen zuerst gegen Serbien, wurde aber in seinem Siegeslaufe durch Joh. Hunyad (s. d.) aufgehalten, der ihn 1454 nöthigte, die Belagerung von Semendria und 1456 die von Belgrad aufzuheben, bei welcher er 25000 Mann verlor und schwer verwundet wurde. Nach dem Tode Hunyad's eroberte er in kurzer Zeit Serbien und Bosnien. In Albanien aber fand M. einen furchtbaren Gegner an Skanderbeg, den er 1461 als unbeschränkten Herrscher von Albanien anerkennen mußte, um ungehindert den mit Ungarn verbündeten Fürsten der Walachei bekämpfen zu können. Nach zwei Jahren brach ein neuer Krieg gegen Skanderbeg aus, der bis zum Tode des letztern (1467) fortdauerte und nach demselben mit aller Kraft zu Wasser und zu Lande gegen Venedig geführt wurde, unter dessen Schutz Albanien nunmehr gestellt war. Der Kampf dauerte mit wenig Unterbrechungen bis 1479, in welchem Jahre die Venetianer, um einen Frieden zu erhalten, Kroja, Skutari, Negroponte und Lemnos abtraten. Den Genuesen entriß M. 1474 Kaffa und Tana (Asow), nachdem er 1473 den Khan der krimschen Tataren zu seinem Vasallen gemacht. Die Kriege in Persien gegen Asun-Hasan hinderten ihn, sein Kriegsglück gegen die christl. Mächte weiter zu verfolgen. Zwar griff er 1480 die Insel Rhodus an, wurde aber von den Johannitern zurückgetrieben. Hierauf wendete er seine Waffen gegen Neapel, dem er die Ionischen Inseln wegnahm, und schon hatten seine Truppen Otranto eingenommen, als er 1481 auf einem Zuge gegen Persien starb. M. hatte während seiner Regierung 12 Reiche und mehr als 200 Städte erobert. Glänzende Eigenschaften des Geistes und glückliche Erfolge hätten ihm Ansprüche auf den Namen eines großen Fürsten gegeben, wenn nicht Grausamkeit, Treulosigkeit, niedrige Ausschweifungen, stetes Hohnsprechen aller Gesetze ihn als Unmenschen charakterisirten. Er sprach griechisch, arabisch und persisch, verstand Lateinisch, zeichnete und malte, hatte Kenntnisse in der Geographie und Mathematik und kannte die Geschichte des Alterthums, ohne doch wahre Bildung zu besitzen.

Mohammedanismus, die von Mohammed stammende Religionslehre, wird von den Anhängern derselben selbst Islam, d. h. völlige Hingabe an Gott, genannt und beruht auf den für Offenbarung geltenden Aussprüchen des Stifters, welche unter dem ersten Khalifen Abubekr ohne alle chronol. oder sachliche Ordnung als Koran zusammengestellt wurden. Gleichwie Mohammed (s. d.) seine Lehre in keinem systematischen Gewande vortrug, sondern Glaubenssätze, Sittenregeln, Geschichte, Legenden, Gebete, Hymnen, polizeiliche Vorschriften, Criminal- und

Civilgesetze untereinander als göttliche Offenbarung hinstellte, wie es Zeit und Umstände erforderten, so ist auch der Koran eine Sammlung abgerissener, bunt untereinandergewürfelter und sich häufig widersprechender Aussprüche vom heterogensten Inhalte, die zu ihrem richtigen Verständnisse mancherlei histor., antiquarische und sprachliche Studien erfordern. Mohammed selbst bezeichnete sich in der ersten Zeit als Reformator und Wiederhersteller der reinen, von Gott an Abraham offenbarten Religion, welche durch die Juden und Christen verfälscht sei. Er erkannte die ganze Reihe der biblischen Personen von Adam bis Christus als von Gott gesandte Propheten an, die gleichfalls der reinen, wahren Religion zugethan gewesen wären; später verlangte er, als der letzte und größte Prophet, als das Siegel der Propheten anerkannt zu werden. Mit dieser Behauptung trat er seinen götzendienerischen Landsleuten sowie den Juden und Christen gegenüber. Er verlangte von jenen, ihre Götzen aufzugeben und dem einen, wahren Gotte zu dienen, von den Juden, das nur für bestimmte Zeit gegebene Gesetz des Moses gegen die von ihm gegebenen gesetzlichen Bestimmungen zu vertauschen. Den Christen aber machte er ihre Verehrung Christi als Gott und die Trinitätslehre sowie die Lehre von der Kreuzigung Christi zum härtesten Vorwurfe. Seine Glaubenslehre war dabei einfach. Der Glaube an den einen, wahren, allmächtigen, allwissenden, allbarmherzigen Gott, der Glaube an seine eigene Sendung und der Glaube an den Tag des Gerichts sind die Hauptdogmen, welche unaufhörlich und unter den verschiedensten Formen von ihm eingeschärft werden. Bald droht er den Ungläubigen mit irdischen Strafen, bald mit den ewigen Qualen des höllischen Feuers, bald verkündet er seinen Anhängern glänzende Siege über ihre Feinde, bald malt er ihnen, um sie zur Ausdauer bis zum Tode für die Sache Gottes anzufeuern, die Freuden des himmlischen Paradieses in den sinnlichsten Farben. Auch zeigt er in den Erzählungen aus der Vergangenheit die Allmacht und Strafgerechtigkeit, aber auch Barmherzigkeit Gottes. Er selbst will nur als Mensch angesehen werden, der aber durch die göttliche Sendung als die vorzüglichste aller göttlichen Creaturen bezeichnet sei. Wunder hat Mohammed nach dem Koran nicht verrichtet. Der größte Mangel dieser Glaubenslehre liegt, neben der Beimischung crassen Aberglaubens an Dschinnen (unsichtbare, geisterartige böse und gute Wesen) u. dgl., in ihrer Unbestimmtheit und allgemeinen Fassung, welche später zu den heftigsten und blutigsten Streitigkeiten, z. B. über die Begriffe der Einheit und Vorherbestimmung Gottes, über die Ewigkeit des Korans, über die Imamswürde und Nachfolge Veranlassung gab. Die Sittenlehre des Koran ist verhältnißmäßig die beste Seite der mohammed. Lehre, da es nicht an den eindringlichsten Ermahnungen zur Ausübung guter Handlungen fehlt und die besten moralischen Vorschriften den ganzen Koran wie Goldfäden durchziehen. War doch Mohammed selbst in seinem Privatleben, mit Ausnahme seiner ungezügelten Leidenschaft für Frauen, ein Muster häuslicher und bürgerlicher Tugenden; nur wo es das öffentliche Interesse der Verbreitung seiner Religion galt, zeigte er sich rücksichtslos grausam und scheute sich nicht, seine Hände sogar mit Meuchelmord zu beflecken. Daß manche seiner Nachfolger großentheils die schlechtere Seite an ihm zum alleinigen Vorbild genommen, ist nicht die Schuld des Koran, da M. selbst bei seinen Ausschweifungen und Abweichungen vom Gesetze sich dafür besondere Privilegien von Gott offenbaren läßt, die keinem andern Menschen zugute kommen. Der Koran gilt ferner auch als Fundamentalgesetzbuch in jeder andern Beziehung, da alle Ceremonial-, Staats-, Civil-, Criminal- und Polizeigesetze (und hierbei ist die Annahme selbstbewußter Täuschung schwer zu widerlegen) von Mohammed als göttliche Offenbarungen und gültig für alle Zeiten hingestellt wurden. Enthält auch dieser Theil viele gute Vorschriften, die freilich von den nachfolgenden mohammed. Herrschern wenig oder gar nicht befolgt wurden, so drückt das eine Staatsgesetz, den Islam mit dem Schwerte in der Welt zu verbreiten, bis dieselbe entweder bekehrt ist oder sich unterworfen hat und Tribut zahlt, demselben ganz allein schon das Siegel der Verwerfung auf. Dieses Gesetz haben denn auch die nächsten Nachfolger Mohammed's nach Kräften auszuführen gewußt. Kaum nach Verlauf eines Jahrhunderts war die Herrschaft des Islam durch Waffengewalt weit über die Grenzen Arabiens hinaus, nach Syrien, Persien, Aegypten, über die ganze Nordküste Afrikas, bis nach Spanien hinein verbreitet. Trotz der großen Zerklüftung im Innern des gewaltigen Reichs und des Absterbens und Abfallens ganzer Glieder von dem Riesenleibe eroberte derselbe, immer wieder gekräftigt durch frische, sich ihm unterwerfende Volksstämme Asiens, weiteres Terrain, bis die Osmanen den Halbmond auf der Sophienkirche Konstantinopels aufpflanzten und ihre siegreichen Scharen bis vor Wien schickten. Seitdem begann aber der Glanz und die Macht des M. zu sinken. Es gibt heute noch immer in Europa, Asien und Afrika zusammen gegen 130 Mill. Bekenner des mohammed. Glaubens. Allein abgesehen, daß viele diesen Glauben kaum mehr als dem Namen

nach bekennen: seitdem der Islam aufgehört hat zu erobern, ist seine Macht gebrochen, und geht derselbe seinem Verfalle entgegen. Neben der Glanzperiode polit. Macht hat es für den Islam auch eine Zeit gegeben, in welcher innerhalb seiner Grenzen Künste und Wissenschaften mehr blühten als in irgendeinem andern Lande der Erde. Im Anfange nahm freilich das Kriegshandwerk alle Kräfte für sich in Anspruch; aber als die Khalifen (s. d.) aus dem Hause der Benu Omejja den Abbassiden hatten Platz machen müssen, welche, von pers. Heeren unterstützt, auch pers. Cultur ins arab. Reich verpflanzten, begann unter der Regierung der großen Herrscher dieser Familie ein reger Eifer für die Wissenschaft sich zu entfalten. Uebersetzungen aus dem Griechischen und Persischen ins Arabische durch gelehrte Syrer machten den Anfang, denen sich bald, besonders unter Harun al-Raschid und Mamun, eine unübersehbare Menge eigener Werke im Fache der Philosophie, Medicin, Naturwissenschaften, Geschichte, Geographie u. s. w. anreihte, von deren Mehrzahl kaum mehr als die Namen im Sturme der Zeiten erhalten sind. Die mohammed. Gelehrten vom 9. bis 13. Jahrh. können als die zeitweisen Bewahrer der sonst untergegangenen Wissenschaft betrachtet werden, von denen das aus der Barbarei sich herausarbeitende Abendland erst zu lernen hatte. Was die religiösen Wissenschaften betrifft, so bildete sich auch hier bald eine ganze Anzahl verschiedener Disciplinen, unter welchen anfangs die Traditionslehre und die Wissenschaft der Koranerklärung den ersten Rang einnahmen, bis sich ihnen allmählich eine Art scholastischer Dogmatik und Kirchenrechts an die Seite stellte. Die ganze Wissenschaft der Religion zerfällt in die beiden Haupttheile: die eigentliche Glaubenslehre und die (auf Offenbarung beruhende) praktische Theologie und Rechtslehre. Jene hat es mit den «Grundpfeilern» (Lehre von der Einheit Gottes und seinen Eigenschaften sowie seiner Vorherbestimmung, Lehre über den Gerichtstag, über die Sendung des Propheten) zu thun, diese behandelt «die Zweige», d. h. die gesetzlichen Vorschriften, die auf jenen beruhenden Folgerungen. In jener muß Uebereinstimmung der Rechtgläubigen herrschen; in dieser gibt es vier große Schulen, die nach ihren Stiftern Hanbaliten, Schafiiten, Malikiten und Hanifiten heißen. Der letzten Schule sind die heutigen Türken zugethan. Die verlangte Uebereinstimmung in der Glaubenslehre hat keineswegs immer bestanden, sondern die Mohammedaner zählen selbst 72 häretische Sekten außer der einen selig werdenden, rechtgläubigen. In Betreff der Einheit Gottes in seinen Eigenschaften und seiner Vorherbestimmung bestand schon früh ein Gegensatz zwischen den Orthodoxen und den Denkgläubigen, welche als Ketzer verstoßen wurden (Mutazileh): jene kämpften für eine unbedingte Prädestination, diese gegen eine solche. Mehr kirchlich-polit. Ursprungs war eine größere Anzahl Sekten, unter dem Namen der Chawaridsch bekannt, deren Wesen in einem mehr oder weniger zügellosen Independentismus bestand. Eine letzte Klasse von zahlreichen Sekten, die Schia (Schiiten), umfaßte die Anhänger Ali's und seiner Nachkommen, welchen sie nicht nur die Nachfolge im Khalifate, sondern auch höhere göttliche Natur zusprachen, indem sie noch andere mystische Elemente in ihr Religionsbekenntniß aufnahmen. Aus ihnen gingen die Assassinen (s. d.) hervor. Alle andern Sekten sind gegenwärtig als untergegangen zu betrachten; nur die Schia haben sich in Persien und Marokko erhalten und ihren Haß gegen die Sunniten bewahrt.

Mohar, s. Setaria.

Mohikaner (engl. Mohicans), ein jetzt völlig ausgestorbener Zweig des atlantischen Algonkinstammes (s. Indianer), bewohnte während der ersten Zeit des Bündnisses der Irokesen (s. d.) den südwestl. Theil des jetzigen Neuengland und das Land im Osten vom Hudson. Vor den Angriffen der Irokesen flüchteten die M. in die Hochlandschaften des Housatonic, eines Zuflusses des Connecticut, von wo sie aber durch die Europäer bald vertrieben wurden. Sehr bekannt wurde der Name durch Cooper's Roman «The last of the Mohicans».

Mohilew oder Mogilew (poln. Mohylew), ein Gouvernement des westl. Rußland von 867,78 Q.-M. mit (1863) 924080 E., gehörte in ältester Zeit zum russ. Fürstenthum Smolensk und nach der Eroberung durch die Litauer und unter poln. Oberherrschaft zu den Wojwodschaften Mslislawl und Witebsk. Als es 1772 wieder an Rußland gekommen war, erhielt es 1778 eine eigene Gouvernementsverfassung, wurde dann 1796 unter dem Namen Weißrußland mit Witebsk vereinigt, 1802 aber wieder ein besonderes Gouvernement. Es ist eine ebene, nur von wenigen Hügeln durchzogene, sehr fruchtbare und eines milden Klimas genießende Provinz, die zum Flußgebiet des Dnjepr gehört, der mit seinen ansehnlichen Nebenflüssen Sosh und Druzk das Land bewässert. Die Bewohner sind sehr thätig, kunstfertig und industriös. Ueber ein Drittel des Landes ist Culturboden, über ein Drittel mit Wald bedeckt. Ackerbau und Obstzucht stehen auf hoher Stufe der Ausbildung, und besonders ausgezeichnet ist das Gemüse. Auch Viehzucht und Jagd, bei den herrlichen Viehweiden und den ausgedehnten Wäldern, und die Waldbienen-

zucht werden in großem Umfange getrieben. Der Dnjepr mit seinen Nebenströmen bietet Gelegenheit zu einer ausgedehnten Flußschiffahrt und zu einem sehr umfangreichen, durch den Productenreichthum besonders gehobenen Handel, den die Einwohner, meist Rußniaken, aber auch Großrussen, Deutsche und Juden, sogar Zigeuner, mit den umliegenden Gouvernements unterhalten. So vereinigt sich alles, das Land zu einem der wohlhabendsten Districte Rußlands zu machen. Das Gouvernement zerfällt in 11 Kreise. — Die gleichnamige Hauptstadt M., am Dnjepr, in einer schönen, fruchtbaren Gegend gelegen, ist eine der freundlichsten Städte Rußlands. Sie ist der Sitz eines Civilgouverneurs und zweier Erzbischöfe, eines griechischen und des katholischen für ganz Rußland, hat breite, gerade, schöngepflasterte Straßen, in der Mitte einen achteckigen, von schönen Gebäuden umgebenen Platz und eine schattenreiche, um die ganze Stadt führende Promenade, die eine herrliche Aussicht in das Dnjeprthal gewährt. In den Vorstädten liegen viele Obstgärten; auf einer Anhöhe steht das alte Schloß. M. hat 27 Kirchen, (darunter die prächtige Kathedrale St.-Joseph, 4 katholische und 1 lutherische), ferner 4 Klöster, früher auch ein Jesuitencollegium, 22 Synagogen, ein Gymnasium sowie mehrere andere Schulen und Lehranstalten, viele Fabriken und zählt 48205 E., die, sehr gewerbfleißig, einen lebhaften, durch drei Wochenmärkte gehobenen Handel unterhalten. Auch bestehen daselbst zwei geistliche Seminare (ein griechisch-russisches und ein römisch-katholisches) sowie eine Bibelgesellschaft. Am 23. Juli 1812 kam es bei M. zwischen den Franzosen und Russen, unter Bagration's Befehle, zur Schlacht. Etwa $1/2$ St. von der Stadt, in romantischer Gegend, liegt der geschmackvolle Jantschin'sche Park, wo 1780 Katharina II. mit Kaiser Joseph II. eine Zusammenkunft hielt.

Mohl (Julius von), ausgezeichneter Orientalist, geb. zu Stuttgart 28. Oct. 1800, Sohn des Ober-Consistorialpräsidenten, Staatsraths und Mitglieds der würtemb. Ersten Kammer, Benjamin Ferdinand von M. (geb. 4. Jan. 1766, gest. im Aug. 1845), genoß von Jugend auf eine höchst sorgfältige Erziehung und studirte auf der Universität und im theol. Seminar zu Tübingen. Zur Fortsetzung seiner orient. Studien ging er 1823 nach Paris, wo er besonders Sylvestre de Sacy und Rémusat hörte. 1826 wurde er außerord. Professor der orient. Literatur zu Tübingen. Zugleich erhielt er zur Fortsetzung seiner Studien einen Urlaub, der ihm gestattete, 1826—27 und 1830—31 in London und Oxford zuzubringen. Mit besonderer Vorliebe trieb er das Persische. Als ersten Beweis seiner Bestrebungen gab er anonym mit Olshausen die «Fragments relatifs à la religion de Zoroastre» (Par. 1829) heraus. Darauf besorgte er die Herausgabe von «Confucii Chi-king sive liber carminum, ex latina P. Lacharme interpretatione» (Stuttg. 1830) und von «Y-king, antiquissimus Sinarum liber, ex interpretatione P. Regis» (2 Bde., Stuttg. 1834—39). Von der franz. Regierung beauftragt, die Bearbeitung des «Schahnameh» von Firdusi für die «Collection orientale» zu übernehmen, hatte er inzwischen 1832 seine Entlassung als Professor in Tübingen genommen und war nach Paris gegangen, das er zu seinem bleibenden Aufenthalte wählte. Die ihm gestellte Aufgabe löste er in den fünf bisjetzt erschienenen Bänden (Par. 1838—66) in würdiger Weise. Auch seine Thätigkeit als Mitglied der Asiatischen Gesellschaft in Paris war eine höchst verdienstvolle, und namentlich verdankt ihm das «Journal asiatique» die interessantesten Beiträge. 1844 wurde er in die Akademie der Inschriften aufgenommen, 1845 zum Professor des Persischen am Collége-de-France, 1852 zum Inspector des orient. Drucks in der kaiserl. Druckerei ernannt. In letzterm Jahre übernahm er auch das Secretariat der Asiatischen Gesellschaft, eine Stelle, deren Geschäfte er seit vielen Jahren versehen hatte, wie seine Jahresberichte an die Gesellschaft (1840—66) bezeugen. Die Ausgrabungen Botta's in Ninive wurden auf M.'s Veranlassung und nach seinem Plane unternommen. Auch gab er einen Theil der Briefe, die Botta an ihn schrieb, heraus («Lettres de Mr. Botta sur les découvertes à Khorsabad», Par. 1845). Außerdem sorgte M. für den Druck von seines Freundes Fauriel «Histoire de la poésie provençale» (3 Bde., Par. 1846) und desselben «Dante et les origines de la langue et de la littérature italiennes» (2 Bde., Par. 1854).

Mohl (Robert von), ausgezeichneter deutscher Rechtslehrer, Bruder des vorigen, geb. 17. Aug. 1799 zu Stuttgart, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte 1817—21 zu Tübingen und Heidelberg die Rechte und Staatswissenschaften. Nachdem er die nächsten Jahre auf Reisen zugebracht, ward er 1824 als außerord. Professor der Rechte und 1827 als ord. Professor der Staatswissenschaften zu Tübingen angestellt, womit er seit 1836 das Amt eines Oberbibliothekars verband. Als durch den Tod seines Vaters das Hinderniß beseitigt war, welches ihm bis dahin den längst erwünschten Eintritt in die Kammern unmöglich machte, trat er 1845 als Wahlcandidat für das Städtchen Balingen auf. Ein auch durch den Druck ver-

öffentlichtes Schreiben an seine Wähler, in dem er sein polit. Glaubensbekenntniß ablegte, zugleich aber scharfen Tadel gegen die Regierung aussprach, verwickelte ihn in Zerwürfnisse mit letzterer, in deren Folge er als Regierungsrath nach Ulm versetzt wurde. M. trat indeß aus dem Staatsdienste und wurde bald darauf in die würtemb. Zweite Kammer gewählt. 1847 folgte er einem Rufe als Professor der Rechte nach Heidelberg. Nachdem er 1848 dem Vorparlament beigewohnt, ward er von den Oberämtern Mergentheim und Gerabronn zur Nationalversammlung entsendet. Im Aug. 1848 übernahm er im Reichsministerium das Portefeuille der Justiz. Die Niedersetzung einer Commission zur Entwerfung eines allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs, die Verkündigung der deutschen Wechselordnung, der Grundrechte und der Reichsverfassung waren die hauptsächlichsten Beweise seiner amtlichen Thätigkeit. In seinen Grundsätzen mit Heinrich von Gagern übereinstimmend, trat er mit diesem und seinen übrigen Amtsgenossen 17. Mai 1849 zurück, worauf er sich zu Heidelberg wieder seinem Lehramte widmete. Doch führte ihn bald darauf die Wahl zum Vertreter der Universität in der bad. Ersten Kammer in das polit. Leben zurück. Namentlich wirkte er zur Verwerfung des Concordats (1860) wesentlich mit. Im Juli 1861 zum bad. Gesandten beim Bundestage ernannt, verblieb er in dieser Stellung bis zu Auflösung desselben im Aug. 1866. Durch seine wissenschaftlichen Arbeiten hat M. einen bedeutenden Einfluß auf den Entwickelungsgang des Staatsrechts und der gesammten Staatswissenschaften ausgeübt. Seine Hauptwerke sind, außer dem «Staatsrecht des Königreichs Würtemberg» (Tüb. 1829; 2. Aufl. 1840 und 1846): «Die Ministerverantwortlichkeit in Einherrschaften mit Volksvertretung» (Tüb. 1837); «Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats» (3 Bde., Tüb. 1832—34; 2. Aufl. 1844—46; 3. Aufl. 1866); «Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaft» (3 Bde., Erlang. 1855—58); «Die Encyklopädie der Staatswissenschaft» (Tüb. 1859); «Staatsrecht, Völkerrecht und Politik» (Bd. 1—2, Tüb. 1860—62), eine Sammlung von Monographien.

Mohl (Moritz), bekannt durch seine parlamentarische Thätigkeit wie als nationalökonomischer Schriftsteller, Bruder der vorigen, geb. 1802 zu Stuttgart, besuchte das dortige Gymnasium und studirte dann zu Tübingen und auf der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Hohenheim Staats- und Kameralwissenschaften. Seit 1826 Referendar beim würtemb. Finanzministerium, wirkte er bei mehrern handelspolit. Negociationen mit der Schweiz und Baiern als Actuar und wurde nach Gründung des süddeutschen Zollverbandes als Assessor bei der würtemb. Oberzollverwaltung angestellt. 1831 unterhandelte er als Commissar zu Berlin mit Preußen wegen der Aufnahme in den preuß. Zollverband, ward jedoch nach vier Monaten abberufen und als Assessor bei der Finanzkammer nach Reutlingen versetzt. Nachdem er hierauf einen fünfjährigen Aufenthalt in Frankreich der Erforschung der staatswirthschaftlichen Zustände und des Unterrichtswesens dieses Landes gewidmet, erhielt er 1841 eine Anstellung als Obersteuerrath zu Stuttgart. Die Verschiedenheit seiner Ansichten rief Differenzen mit dem Finanzminister von Herdegen hervor, in deren Folge er wieder als Mitglied der Finanzkammer nach Reutlingen versetzt ward. Nach dem Sturze des Ministers kehrte er jedoch in seine frühere Stellung nach Stuttgart zurück. Der Märzbewegung des J. 1848 schloß sich M. mit Wärme an. Er wohnte dem Vorparlament bei und ward von dem Wahlbezirk Heidenheim-Aalen in die Nationalversammlung gewählt, wo er auf seiten der gemäßigten Linken saß. Seine amtliche Stellung gab er auf, um sich ganz der Sache des Volks und literarischer Thätigkeit zu widmen. Von demselben Wahlbezirk auch in die würtemb. Zweite Kammer gewählt, verzichtete er auf dieses zweite Mandat. In der würtemb. Versammlung zur Revidirung der Verfassung gehörte er der Opposition an. Obgleich diese Versammlung dreimal aufgelöst wurde, kehrte doch M. stets in dieselbe zurück und war auch Mitglied des nach der dritten Auflösung (6. Nov. 1850) bleibenden Ausschusses, dessen Rechtsbeständigkeit die Regierung nicht anerkannte. Von seinem Wahlbezirk wurde er auch in die nach dem alten Wahlgesetz berufene und 6. Mai 1851 eröffnete Kammer gesandt, wo er seinen Sitz auf der Linken nahm. Seitdem ist M. beständig Mitglied der Kammer geblieben. Unter M.'s Schriften sind hervorzuheben: «Aus den gewerbswissenschaftlichen Ergebnissen einer Reise in Frankreich» (Stuttg. 1845); «Beitrag zur Erörterung des deutschen Handelsgesetzbuchs» (Stuttg. 1857); «Ueber Bankmanöver, Bankfrage und Krisis» (Stuttg. 1858); «Ueber ein Bundesgericht» (Stuttg. 1860); «Ueber die Pest der öffentlichen Leihhäuser» (Stuttg. 1866). Hieran schließen sich seine ständischen Berichte über den preuß.-franz. Handelsvertrag (Stuttg. 1863) und die Erweiterung des würtemb. Eisenbahnnetzes (Stuttg. 1865). In polit. Beziehung steht M. entschieden auf seiten der Großdeutschen. Auch nach der Katastrophe von Königgrätz sprach er sich gegen eine deutsche Einigung unter Preußens Oberhoheit aus.

Mohl (Hugo von), ausgezeichneter deutscher Botaniker, ein vierter Bruder der vorigen, geb. 8. April 1805 zu Stuttgart, widmete sich dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften und erwarb sich zu Tübingen die medic. Doctorwürde. 1835 wurde er an der Universität daselbst zum ord. Professor der Botanik und zum Director des Botanischen Gartens ernannt, wo er seitdem als akademischer Lehrer eine erfolgreiche Thätigkeit entwickelte. Seinen Bemühungen ist großentheils die Errichtung (1863) einer eigenen naturwissenschaftlichen Facultät an der Universität zu verdanken. In der Wissenschaft hat sich M. vorzugsweise als gründlicher Forscher auf dem Gebiete der Pflanzenphysiologie einen geachteten Namen erworben. Außer der Preisschrift: «Ueber den Bau und das Winden der Ranken und Schlingpflanzen» (Tüb. 1827), sind von seinen Arbeiten besonders hervorzuheben: «Ueber die Poren des Pflanzenzellgewebes» (Tüb. 1828); «Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Gewächse» (Bern 1834); «Liebig's Verhältniß zur Pflanzenphysiologie» (Tüb. 1843); «Mikrographie, oder Anleitung zur Kenntniß und zum Gebrauche des Mikroskops» (Tüb. 1846); «Grundzüge zur Anatomie und Physiologie der vegetabilischen Zelle» (Braunschw. 1851). In M.'s «Vermischten Schriften botan. Inhalts» (Tüb. 1845) sind eine Anzahl von früher theils selbständig, theils in Zeitschriften, wie namentlich der «Flora», veröffentlichten kleinern Abhandlungen und Untersuchungen enthalten. Auch hat er Beiträge zu Martius' Werk über die Palmen geliefert. Seit 1843 gibt er mit Schlechtendal zu Halle die «Botanische Zeitung» heraus.

Möhler (Joh. Adam), kath. Theolog, geb. 6. Mai 1796 zu Igersheim, machte seine Studien zu Mergentheim, Ellwangen, Tübingen und in dem bischöfl. Seminar zu Rottenburg und wurde, 1819 zum Priester geweiht, zuerst Hülfspriester in Weil, dann in Riedlingen. 1820 ging er als Präparant zum Gymnasiallehramte nach Tübingen zurück, wurde bald darauf Repetent und 1822 Privatdocent der Theologie. Nach einer wissenschaftlichen Reise begann er zunächst über Kirchenrecht und später regelmäßig über Kirchengeschichte und Patrologie zu lesen. Seine Schrift «Die Einheit in der Kirche, oder das Princip des Katholicismus» (Tüb. 1825; 2. Aufl. 1843) begründete seinen auswärtigen Ruf und veranlaßte seine Berufung nach Freiburg. Da er weder dieser noch dem Rufe nach Breslau folgte, den er nach dem Erscheinen seines «Athanasius d. Gr. und die Kirche seiner Zeit im Kampfe mit dem Arianismus» (Mainz 1827; 2. Aufl. 1844) erhielt, so wurde er zum ord. Professor der Theologie an der Landesuniversität befördert. Dieselbe orthodoxe Grundansicht wie in den ersten beiden Schriften, vereint mit dem Streben, die Anschauungen der neuern, namentlich Schleiermacher'schen Philosophie, in den Dienst des kath. Dogmas zu ziehen, trat in seiner «Symbolik» (Mainz 1832; 6. Aufl. 1844) hervor, welche durch ihre geistreiche Idealisirung des kath. Lehrbegriffs, aber auch durch ihre scharfen Angriffe gegen den Protestantismus außerordentliches Aufsehen erregte und viele Gegenschriften der Protestanten hervorrief. Die wichtigste derselben, welche seinen prot. Collegen Baur zum Verfasser hatte, erwiderte M. mit seinen «Neuen Untersuchungen der Lehrgegensätze zwischen den Katholiken und Protestanten» (Mainz 1834; 2. Aufl. 1835). Durch ein Rescript des würtemb. Ministeriums, welches ihm die Erneuerung längst verjährter Polemik schuld gab, und durch das gespannte Verhältniß zur evang. Facultät wurde ihm der Aufenthalt in Tübingen verleidet. Um so willkommener war es ihm, als ihm 1834 von der preuß. Regierung die Wahl einer Professur zu Bonn, Breslau oder Münster freigestellt wurde. Indessen machten dogmatische und klimatische Hindernisse es rathsam, das Anerbieten in Bezug auf Bonn und Münster abzulehnen und Anfang 1835 einen inzwischen erhaltenen Ruf nach München anzunehmen. Hier lebte M. in glücklichen Verhältnissen, mehr als Lehrer, weniger als Schriftsteller thätig. Er starb 12. April 1838, nachdem er noch kurz vor seinem Tode zum Domdekan in Würzburg ernannt worden war. Seine «Nachgelassenen Schriften» (2 Bde., Regensb. 1839—40) hat Döllinger, seine «Patrologie, oder christl. Literargeschichte» (Bd. 1, Regensb. 1839) Reithmayr veröffentlicht.

Mohn (Papāver) ist der Name einer zur 13. Klasse des Linné'schen Systems gehörigen Pflanzengattung, welche der Typus einer natürlichen Familie, der Papaveraceen, ist und sich durch einen zweiblätterigen, hinfälligen Kelch, eine vierblätterige Blume, zahlreiche Staubgefäße auf dem Blütenboden, eine vier- bis zwanzigstrahlige sitzende Narbe und eine unter der Narbe in Löchern aufspringende vielfächerige, vielsamige Kapsel auszeichnet. Es sind einjährige oder ausdauernde, meist borstig-haarige Kräuter mit weißem Milchsaft, fiederspaltigen, selten blos gezähnten Blättern und einzelnen langen, einblütigen, endständigen Blütenstielen. Die Blüten werden bei der Cultur sehr leicht gefüllt, und dann cultivirt man solche Arten besonders gern als Zierpflanzen der Gärten. Vorzüglich wird allgemein und in Menge der einjährige schlafmachende M., Gartenmohn oder Magsamen (P. somniferum L.) cultivirt, welcher seegrüne, stengelumfassende, ungleich

kerbiggezähnte, kahle Blätter hat. Man cultivirt eine rothe Abart mit rothen Blumen, meist deutlich aufspringenden Kapseln und grauen oder schwärzlichen Samen und eine weiße Abart mit weißen Blumen, meist geschlossen bleibenden Kapseln und weißen Samen. In der Heilkunde werden theils die noch nicht völlig reifen Kapseln unter dem Namen Mohnköpfe, theils die Samen der weißen Abart als weißer Mohnsamen, vorzüglich aber der bittere Milchsaft der Pflanze unter dem Namen Mohnsaft oder Opium (s. d.) als Heilmittel angewendet. In den heißen Gegenden ist dieser Milchsaft stark narkotisch, in den kältern aber weit geringer, und deshalb wird diese Pflanze bei uns nur wegen des in Menge vorhandenen fetten Oels der Samen im großen angebaut. Dieses Mohnöl, das man aus den Samen preßt, wird ganz nach Art des Mandel- und Nußöls verwendet, oft wird damit auch das Olivenöl verfälscht. Von den Malern wird es als Firnis der Oelfarben benutzt. Die Pflanze mit gefüllten Blüten dient als häufige Zierpflanze unserer Gärten. Die Angabe, daß der M. im Orient eine Höhe von 40 F. erreiche, ist völlig unwahr. Der Stengel wird nur 2—6 F. hoch. Der in Armenien und am Kaukasus einheimische ausdauernde orientalische M. (P. orientale L.) wird wegen seiner ungemein großen, brennendrothen, am Grunde schwarzgefleckten Blumen bei uns häufig in den Gärten angepflanzt. Aus seinen unreifen Kapseln, welche scharf, fast etwas brennend schmecken und von den Türken gegessen werden, kann man ebenfalls ein gutes Opium gewinnen. Eine Zierde unserer Saatfelder ist im Sommer der Klatschmohn oder die Klatschrose (P. Rhoeas L.), der sich durch seine tief fiedertheiligen Blätter und den abstehend-borstigen Stengel auszeichnet. Seine schleimig-bitterlichen, frisch schwach opiumartig riechenden, rothen Blumen werden unter dem Namen Klatschrosen als einhüllendes und linderndes Mittel angewendet. In unsern Gärten wird diese Pflanze äußerst häufig mit gefüllten, ungemein vielfarbigen Blüten unter dem Namen Ranunkelmohn cultivirt. Auf den Alpen der südlichern Gegenden Deutschlands und der Schweiz wächst der Alpenmohn (P. Alpinum L.), der nur einblütige Stengel mit weißen oder citrongelben Blumen trägt. Der M. war bei den Alten der Ceres heilig.

Mohnike (Gottlieb Christian Friedr.), Theolog und Literarhistoriker, geb. 6. Jan. 1781 zu Grimmen in Neuvorpommern, studirte seit 1799 zu Greifswald, seit 1801 in Jena Theologie, lebte 1803—10 als Hauslehrer auf Rügen, wurde 1810 Conrector, 1811 Rector der Stadtschule zu Greifswald und kam 1813 als Pastor an die Jakobikirche nach Stralsund, wo er auch nach seiner Ernennung zum Consistorial- und Schulrath blieb. Er starb 6. Juli 1841 zu Greifswald. Unter seinen literarhistor. Schriften sind besonders hervorzuheben: «Geschichte der Literatur der Griechen und Römer» (Bd. 1, Greifsw. 1813); «Ulrich Hutten's Jugendleben» (Greifsw. 1816); «Hymnologische Forschungen» (2 Bde., Greifsw. 1831—32), werthvolle Beiträge zur Geschichte des Kirchenliedes. Unter seinen Arbeiten über die Kirchen- und Literaturgeschichte Pommerns haben bleibenden Werth: «Bartholomäi Sastrowen Herkommen, Geburt und Lauf seines ganzen Lebens» (3 Bde., Greifsw. 1823—24); «Geschichte der Buchdruckereien in Stralsund» (Stralf. 1833); «Geschichte der Buchdruckerkunst in Pommern» (Stuttg. 1840); «Johannes Frederus» (3 Abth., Stralf. 1837—40) u. s. w. Auch die «Urkundliche Geschichte der sog. Professio fidei Tridentinae» (Greifsw. 1822) nebst der «Geschichte des ungar. Fluchformulars» (Greifsw. 1823) sind gründliche Monographien. Um die skandinav. Literatur, zu deren Studium ihn die Dichtungen Tegnér's führten, hat er sich besonders durch Uebersetzungen von des letztern «Frithjofs-Sage» (8. Aufl., Lpz. 1860), «Die Nachtmahlskinder» (4. Aufl., Lpz. 1866) und «Sämmtliche Gedichte» (3 Bde., Lpz. 1840), sowie von Nicander's «Runen» (Stuttg. 1829), der «Volkslieder der Schweden» (Bd. 1, Berl. 1830), der «Altschwed. Balladen, Märchen und Schwänke» (Stuttg. 1836), der «Heimskringla» (Bd. 1, Stralf. 1835—37), der «Saga von Frithjof dem Starken» (Stralf. 1830) u. s. w. Verdienste erworben. Auch lieferte er von Rask's «Verslehre der Isländer» (Berl. 1830) und von Rafn's «Die Entdeckung Amerikas im 10. Jahrh.» (Stralf. 1828) deutsche Uebersetzungen.

Mohr, s. Neger.

Mohr (Aethiops) heißen mehrere pharmaceutische und chem. Präparate, die eine schwarze oder graue Farbe besitzen, übrigens in ihrer Darstellung und chem. Constitution sehr verschieden sind. Der Mineralmohr (A. mineralis) ist schwarzes Schwefelquecksilber, der Eisenmohr (A. martialis) unreines Eisenoxydul, der Platinmohr feinzertheiltes metallisches Platin und der vegetabilische M. (A. vegetabilis) verkohlter Blasentang, eine iodhaltige Kohle, welche früher officinell war.

Möhre (Daucus) nennt man eine zu den Doldengewächsen gehörende Pflanzengattung mit weißen Blumen, die sich durch die fiederförmig zertheilten Blättchen der Doldenhüllen sowie

durch die acht geflügelten Nebenriefen der Frucht auszeichnet, deren Flügel in eine einfache Reihe von Stacheln gespalten oder bis zum Grunde getheilt ist. Von den Arten dieser Gattung wird die in Europa überall auf trockenen Wiesen, Triften und Rainen häufig wachsende gemeine M. oder Mohrrübe (D. Carota L.) allgemein als Gemüsepflanze sowol in Gärten als auch auf freiem Felde angebaut. Der Stengel ist ziemlich steifhaarig und die weißblütige Dolde zur Fruchtzeit zusammengezogen und stark concav, daher nestförmig. Die Wurzel der wilden Pflanze ist dünn, schmuzig-gelblich und holzig, bei der cultivirten Pflanze aber viel dicker und fleischiger, gold- oder orangegelb ins Rothe oder weißlich-gelb. Durch Aussaat auf sterilem Boden kann man aber aus den Samen der cultivirten M. die wilde Pflanze wieder erzeugen. Man cultivirt zwei Spielarten, die eigentliche M. oder gelbe Rübe mit langer Wurzel und die Carotten mit kurzer Wurzel, welche letztere im allgemeinen feiner und zartfleischiger als die M. sind. Die Möhrenwurzel schmeckt eigenthümlich süß und aromatisch und enthält viel Schleimzucker, ein stark aromatisches ätherisches Oel, ein fettes Oel, einen krystallinischen, harzigen, rothen Farbestoff, Stärkemehl u. s. w. Sie dient als eine beliebte, leichtverdauliche und gelind eröffnende Speise, wird aber auch als einhüllendes, auflösendes und wurmwidriges Heilmittel verwendet. Die geriebenen M. geben ein angenehmes kühlendes Mittel ab. Auch wird aus den M. ein Sirup, Möhrensaft, bereitet, und zerschnitten und geröstet werden sie als Kaffeesurrogat (Möhrenkaffee) benutzt. Die Möhrensamen brauchte man sonst als reizendes, blähungswidriges und harntreibendes Mittel. Vor der Aussaat müssen dieselben zwischen den Händen gerieben werden, damit die Früchte nicht aneinander hängen bleiben und Klumpen bilden. Einige am Mittelländischen Meere wachsende Arten der M. geben nach gemachten Einschnitten ein Gummiharz.

Mohs (Friedr.), der Begründer der naturhistor. Methode in der Mineralogie, geb. 29. Jan. 1773 zu Gernrode am Harz, war zum Kaufmann bestimmt, allein eine entschiedene Neigung für eine höhere wissenschaftliche Bildung, namentlich für Mathematik, drängte ihn, eine andere Laufbahn zu verfolgen. Er studirte 1796—98 in Halle, besuchte die Bergakademie zu Freiberg und fand sehr bald eine Anstellung in Anhalt-Bernburg, die er aber aufgab, um sich an der Gründung einer wissenschaftlichen Anstalt in Dublin zu betheiligen. Als dieselbe nicht zu Stande kam, ging er wieder nach Freiberg und dann 1802 nach Wien, wo er die Beschreibung der Mineraliensammlung des Bankiers van der Null übernahm und herausgab, in der er (Wien 1804; 2. Aufl. 1806) zuerst seine naturhistor. Ansichten niederlegte, welche er nachher weiter entwickelte. Hierauf bereiste er in geognostischer und bergmännischer Hinsicht Steiermark, Salzburg, Kärnten, Krain, Ungarn, Siebenbürgen u. s. w. und 1810 im Auftrage der österr. Regierung die Gegenden im Passauischen, in Oesterreich und in Böhmen, wo Porzellanerde sich findet. 1811, wo er auf Anregung des Erzherzogs Johann eine neue Reise nach Steiermark unternommen hatte, ernannten ihn die dasigen Stände zum Professor der Mineralogie am Johanneum zu Gratz. Mit dem Grafen von Breuner aus Wien, der in Gratz sein Schüler gewesen, machte er 1817 eine Reise nach England. In Edinburgh erhielt er den Ruf als Professor der Mineralogie in Freiberg an Werner's Stelle, den er auch annahm; 1826 aber ging er in gleicher Eigenschaft nach Wien, wo er 1838 Bergrath wurde. Er starb zu Agordo bei Belluno 29. Sept. 1839. M.' vorzüglichste Schriften sind: «Versuch einer Elementarmethode zur naturhistor. Bestimmung und Erkenntniß der Fossilien» (Bd. 1, Wien 1813); «Charaktere der Klassen, Ordnungen, Geschlechter und Arten, oder Charakteristik des naturhistor. Mineralsystems» (Dresd. 1820); «Grundriß der Mineralogie» (2 Bde., Dresd. 1822—24; 2. Aufl. 1839), den sein Schüler Haidinger mit vielen Zusätzen ins Englische übersetzte (3 Bde., Edinb. 1825); «Anfangsgründe der Naturgeschichte des Mineralreichs» (Wien 1832; 2. Aufl., fortgesetzt von Zippe, 2 Bde., Wien 1836—39).

Moiriren oder Wässern nennt man das Verfahren, mittels dessen man gewebten Stoffen ein wellenartig oder flammig schimmerndes Ansehen gibt. Man erlangt dies dadurch, daß man die Waare doppelt zusammengelegt zwischen den Cylindern eines Walzwerks durchgehen läßt, von welchen der eine aus Eisen und geheizt, der andere aus Papier verfertigt ist. Der Effect beruht auf einem theilweisen Plattquetschen der Gewebefäden und tritt am schönsten bei seidenen Stoffen hervor. Ganz verschieden hiervon ist das M. des verzinnten Eisenblechs, wobei dasselbe zum gänzlichen oder theilweisen Schmelzen des Zinnüberzugs erhitzt wird und dann durch Beizen mit schwacher Säure schimmernde krystallinische Flecken annimmt (Metallmoor, moiré métallique).

Moitte (Jean Guillaume), franz. Bildhauer, geb. zu Paris 1747, entwickelte früh ein ausgezeichnetes Kunsttalent und hatte zuerst Pigalle, dann Lemoine zum Lehrer, worauf er 1768 nach Rom ging. Wegen geschwächter Gesundheit kehrte er 1773 nach Frankreich zurück, wo er

eine günstige Aufnahme fand und sehr bald einen europ. Ruf gewann. Mit ihm wie mit dem Maler David tritt eine gereinigte, wenn auch kalte Classicität in die franz. Kunst ein, welche im ganzen frei von Manier ist, und dies war es, was wesentlich seinen Erfolg begründete. Seine Statue eines Opfernden verschaffte ihm 1783 die Aufnahme in die Akademie. Eine von Ludwig XVI. ihm aufgetragene Statue Cassini's, die im Modell wegen der Bekleidung Anstoß erregte, führte er später vortrefflich aus. In der Revolution schmückte er 1792 das Pantheon in dem Fronton mit einem kolossalen Relief (das Vaterland, welches Bürgertugend und Talent mit Kronen lohnt), das bei der Wiedereinrichtung des Pantheons als Genovevakirche abgenommen werden mußte. Das vollendetste seiner Werke dürfte ein Basrelief des Louvre sein, die Muse der Geschichte darstellend, wie sie die Worte «l'an VI et Napoléon-le-Grand» eingräbt. Vortrefflich ist sein Basrelief, das Vaterland darstellend, wie es seine Söhne zur Vertheidigung ruft, das aber nicht in Marmor ausgeführt wurde und sich im Luxembourg befindet. Noch ist zu gedenken seines Grabdenkmals des Generals Leclerc in der Genovevakirche in Paris, der Statue Custine's und einer kleinen Reiterstatue Bonaparte's in Bronze. Er starb als Professor an der Maler- und Bildhauerschule und als Mitglied des Instituts 2. Mai 1810.

Mokka, Mokha, Mocha oder Mochhâ, eine Stadt am Arabischen Meerbusen, in der arab. Provinz Jemen, 10 M. im Norden von der Straße Bab-el-Mandeb, mit einem geräumigen, von zwei Castellen vertheidigten Hafen und 5000 E., darunter 1500 Juden, war ein unbedeutendes Dorf, bis im 16. Jahrh. der Beherrscher von Jemen den Handel von Aden, welchen die Portugiesen störten, dahin zog. Seitdem hob sich M. durch seine günstige Lage in der Nähe der kaffeebauenden Bezirke so schnell, daß es zu Zeiten 18—20000 E. zählte. Wie die meisten vorderasiat. Städte ist auch diese infolge der Zerrüttung der mohammed. Reiche in neuerer Zeit bedeutend gesunken. Zwar hob sich der Handel wieder vorübergehend unter der Herrschaft Mehemed-Ali's von Aegypten, aber mit dem Sturze der Herrschaft desselben in Arabien sank jener von neuem. Namentlich hat das mächtig aufblühende Aden (s. d.) fast die ganze Kaffeeausfuhr aus Sana an sich gezogen, und das nördlicher gewonnene Product geht nach den Häfen Hodeida und Lohaja (s. Beit-el-Fakih). Der frühere Hauptartikel von M.s Handel, der Mokkakaffee, der für den besten gehalten wird, hat demnach gegenwärtig ganz andere Exportplätze als früher, wo M. den ganzen Handel im südl. Theile des Rothen Meeres, mit Einschluß der afrik. Plätze diesseit und jenseit der Straße Bab-el-Mandeb, monopolisirte. Der Scheikh Schädeli, der Schutzpatron der Stadt, soll nach dem Glauben der Araber auch der Begründer derselben sein und zuerst den Gebrauch des Kaffees gelehrt haben. Seine stark bewallfahrtete Grabmoschee steht außerhalb der Stadt.

Mola (Pietro Francesco), gewöhnlich Mola di Roma genannt, ein ital. Maler der bolognesischen Schule, geb. zu Coldre im Canton Tessin 1621, genoß den Unterricht Gius. Cesari's in Rom und Albani's in Bologna, worauf er nach Venedig ging. Durch Guercino's Neid sah er sich indeß genöthigt, nach Rom zurückzukehren, wo ihn Alexander VII. die Geschichte Joseph's in der Galerie von Monte-Cavallo malen ließ. Er stand im Begriff, einer Einladung Ludwig's XIV. an dessen Hof zu folgen, als er aus Verdruß über einen Streit mit dem Prinzen Pamfili zu Rom 1665 starb. Viele Frescobilder von ihm finden sich noch jetzt in Rom; auch malte er mehrere treffliche Bilder im Louvre zu Paris, unter anderm den heil. Johannes in der Wüste predigend, den heil. Bruno in einer schönen Landschaft, Hagar und Ismael, Archimedes mit dem Zirkel und den Soldaten, der ihn verwundet, die Ruhe auf der Flucht in Aegypten und Tancred. M. arbeitete viel, zeichnete richtig und übertraf seinen Lehrer Albani in der Farbengebung, obgleich seine Schatten ein wenig schwarz sind, sowie in der Mannichfaltigkeit der Erfindung, nicht aber in der Grazie. — Der gleichzeitige, vielleicht mit ihm verwandte Giovanni Battista M., geb. 1622 wahrscheinlich in Frankreich, ein Schüler Albani's, bildete sich hauptsächlich zum Landschaftsmaler aus und arbeitete in manchen Bildern seines Lehrers die Landschaften. Seine Compositon ist meist tüchtig und großartig, während er in der Farbe seine Zeitgenossen Claude Lorrain und Ruysdael bei weitem nicht erreicht. — Gasparo M., von Lugano, geb. zu Ende des 16. Jahrh., war einer der besten Medailleurs in Diensten der Päpste. Seine Köpfe sind weich und dabei doch kräftig gearbeitet, die Rückseiten hier und da mit antiker Einfachheit componirt und trefflich ausgeführt.

Molasse nennen die Schweizer einen meist grauen und feinkörnigen Sandstein, welcher oft mit groben Conglomeratbänken (der Nagelfluhe) abwechselt, besonders das Hügelland der Schweiz bildet und viel als Baustein verwendet wird. In ihm ist z. B. der Löwe von Luzern ausgehauen. Da dieser Sandstein längs des ganzen nördl. Alpenrandes in ähnlicher Weise

auftritt und die mittlere Region der tertiären Ablagerungen hier vorzugsweise charakterisirt, so haben die Geologen diese Localbenennung zu einer wissenschaftlichen Formationsbezeichnung erhoben. Sie nennen diese ganze Schichtenfolge mit allen ihren besondern Einlagerungen die Molasseformation. Da diese Formation am nördl. Alpenrand außerordentlich mächtig entwickelt ist und fast alle andern Tertiärbildungen darin übertrifft, so wird von mehrern Geologen auch die gesammte Tertiärbildung, d. h. die Gesammtheit aller ihr zugehörigen einzelnen Formationen, in derselben Weise Molassegruppe genannt, wie man von einer Kreidegruppe spricht. Die Molassegruppe, oder Tertiärbildung überhaupt, besteht nach Lyell's Eintheilung von oben nach unten aus pliocenen, miocenen und eocenen Schichten. Derselbe nennt die Abtheilung pliocen, welche über 35 Proc. lebende Arten unter ihren Versteinerungen enthält, die dagegen miocen, welche nur 17—35 Proc. lebende Arten enthält, und endlich diejenige eocen, welche nur 4—17 Proc. lebende Arten enthält, während die übrigen 83—96 ausgestorben sind. Zu diesen meist localen Formationen der Molassegruppe gehören z. B.: die Braunkohlenformation Deutschlands, der Grobkalk und der plastische Thon des pariser Beckens, der Londonthon und plastische Thon des londoner Beckens, der Septarienthon Norddeutschlands, der Tegel und Leithakalk des wiener Beckens, die meisten Süßwasserkalksteine, die Nummulitengebilde der Alpen u. s. w. Die schweizer Molasseformation, welche vorherrschend miocen ist, hat man speciell geschieden in eine obere Süßwassermolasse, eine mittlere Meeresmolasse, eine untere Süßwassermolasse und eine untere Meeresmolasse. Mehrere dieser Abtheilungen enthalten schwache Kohlenlager.

Molay (Jak. Bernh. von), der letzte Großmeister der Templer, stammte aus dem Geschlechte von Longwy und Raon in Burgund. Er wurde sehr jung, um 1265, in den Orden der Templer aufgenommen und 1298 seiner Tapferkeit, die er in den Kämpfen gegen die Ungläubigen bewiesen, Rechtschaffenheit und Klugheit wegen einstimmig zum Oberhaupte des Ordens erwählt. 1306, als er in Cypern beschäftigt war, eine neue Ausrüstung gegen die Sarazenen zu betreiben, traf ihn die Einladung des Papstes Clemens V. und des Königs Philipp des Schönen von Frankreich, nach diesem Lande zu kommen. Er folgte ihr und sah sich dadurch mit in das schreckliche Schicksal seines Ordens hineingerissen. Anfangs von Philipp dem Schönen mit der größten Freundlichkeit aufgenommen und sogar von ihm zur Uebernahme einer Pathenstelle bei einem Prinzen von Geblüt eingeladen, wurde er 13. Oct. 1307 mit allen in Frankreich lebenden Rittern plötzlich verhaftet, vor ein gedungenes Gericht gestellt und nach jahrelangem Leiden im Kerker und den grausamsten Mishandlungen durch Tortur 18. März 1314 in Paris nebst dem Großprior Guido von der Normandie, einem 80jährigen Greise, bei langsamem Feuer verbrannt. (S. Tempelherren.)

Molbech (Christian), ausgezeichneter dän. Sprach- und Geschichtsforscher, geb. 28. Oct. 1783 zu Soröe, begann 1803 zu Kopenhagen das Studium der Rechte, erhielt aber 1804 als Volontär, 1805 als erster Amanuensis Anstellung bei der königl. Bibliothek. 1806 wurde er Mitredacteur des von der dän. Akademie der Wissenschaften veranstalteten kritischen «Wörterbuchs der dän. Sprache». In der Folge unternahm M. verschiedene Reisen durch Dänemark, Schweden, Deutschland, Frankreich, England und Italien, die er auch beschrieb, und bis 1823 rückte er an der Bibliothek zum ersten Secretär hinauf. Nachdem er 1829 daneben die Professur der Literaturgeschichte an der Universität erhalten, erfolgte 1830 seine Ernennung zum Mitgliede der Direction der königl. Schauspiele, in welcher Stellung er bis 1842 verblieb. Seit 1846 Etatsrath, starb er 23. Juni 1857 zu Kopenhagen. M.'s literarische Thätigkeit war ebenso vielseitig als einflußreich. Er schrieb über vaterländische und nordische Geschichte, über dän. Sprache, über ästhetische Kritik, über Gegenstände der Bibliographie und Bibliothekwissenschaft. Von seinen histor. Arbeiten sind hervorzuheben: «Geschichte des dithmarsischen Kriegs» (Kopenh. 1813), «Geschichte Erik Plogpenning's» (Kopenh. 1846), «Uddrag af Biskop Jens Bircherod's historisk-biographisk Dagböger» (Kopenh. 1838), die mit N. M. Petersen herausgegebene «Auswahl bisher ungedruckter dän. Diplome und Briefschaften aus dem 14. bis 16. Jahrh.» (Bd. 1, Kopenh. 1842—43) und «Historiske Aarböger til Oplysning i Nordens, särdeles Danmarks historie» (2 Bde., Kopenh. 1845—48). Auch gab er «Forelæsninger over Historiens Philosophie» (2 Bde., Kopenh. 1840—41) heraus und lieferte eine große Anzahl histor. Monographien und Beiträge in die von ihm herausgegebene «Nordisk Tidsskrift for Historie, Literatur og Konst» (4 Bde., Kopenh. 1827—36) sowie in die «Historisk Tidsskrift» der von ihm 1839 gestifteten «Dansk historisk Forening». Schätzbare Beiträge zur Geschichte der dän. Dichtung sind M.'s «Dansk poetisk Anthologie» (4 Bde., 1830—40), «Evald's Levnet» (1831), «Forelæsninger over den danske Poesie» (2 Bde., 1831—32), «Studier over

Oehlenschläger's Poesie» (1850) und «Schack Staffeldt's Levnet» (1852). Von der nachhaltigsten Bedeutung sind unstreitig M.'s sprachwissenschaftliche Arbeiten. Nachdem er bereits 1813 ein «Dansk Hand-Ordbog» veröffentlicht, ließ er das «Dansk Ordbog» (2 Bde., Kopenh. 1833; 2. Aufl. 1854—59) erscheinen, das auf den umfassendsten Studien beruht und zum ersten mal den ganzen neuern dän. Sprachschatz vorführt. Außer der trefflichen histor. Arbeit «Det danske Sprogs historiske Udvikling» (Kopenh. 1846) schlossen sich an das recht eigentlich bahnbrechende «Dansk Dialect-Lexicon» (Kopenh. 1837—41) und das gleich schätzbare «Dansk Glossarium» (Kopenh. 1853 fg.), ein Wörterbuch der veralteten dän. Worte. Neben diesen lexikalischen Arbeiten veröffentlichte er auch eine Reihe kritischer, mit Glossaren versehener Ausgaben der ältesten dän. Sprachdenkmale, wie «Danske Rimkrönike» (Kopenh. 1825), Henrik Harpestreng's «Danske Lägebog» (Kopenh. 1826), Prästen Michael's «Danske Riimvärker» (Kopenh. 1836) und «Aelteste dän. Bibelübersetzung» (Kopenh. 1828). Wichtige Beiträge zur Kunde des ältern dän. Wortschatzes lieferte er in «Sprachschilderung der dän. Bibelübersetzungen aus dem 16. Jahrh.» (Kopenh. 1840). Im Auftrage des Samfund for den danske Literatur gab er «Danske Ordsprog, Tankesprog og Riimsprog» (Kopenh. 1839) heraus. Von M.'s bibliogr. Arbeiten ist besonders die Schrift «Ueber Bibliothekwissenschaft» (deutsch von Ratjen, Lpz. 1832) auch in Deutschland beifällig aufgenommen worden. Sein Sohn, Christian Karl Frederik M., geb. 20. Juli 1821 zu Kopenhagen, wirkte 1853—64 als Professor der dän. und nordischen Sprache und Literatur zu Kiel und hat sich literarisch durch Reiseschilderungen sowie nicht ohne Erfolg als lyrischer Dichter («Dämring», Kopenh. 1852) bekannt gemacht.

Molche oder Schwanzlurche bilden eine Abtheilung der nackthäutigen Reptilien und zeichnen sich durch Eidechsengestalt aus. Sie haben eine gestreckte Körperform, vier, selten zwei Beine und einen langen Schwanz. Im Anfange ihres Lebens athmen sie durch Kiemen, die aber bei weiterer Körperentwickelung durch Lungen ersetzt werden oder auch noch neben den Lungen in Thätigkeit bleiben. Sie leben im Wasser und an feuchten Orten, nähren sich von Insekten, Würmern, Wasserschnecken, Fischbrut und Froschlaich und besitzen die größte Reproductionskraft. So wuchs bei einem großen Wassermolch (Triton cristatus) der abgeschnittene Schwanz nebst den Füßen in einem Sommer sechsmal nacheinander wieder. Man theilt sie in die beiden Familien der Wassermolche, bei denen sich die Kiemen während der Metamorphose verlieren, und der Fischmolche, bei denen die Kiemen neben den Lungen fortwährend bleiben. Zu den erstern gehört der Erdmolch oder Salamander (s. d.) und der Wassermolch (Triton); zu den letztern der Axolotl (Siredon) und der Olm (Proteus). Ersterer lebt in den Seen um die Hauptstadt Mexico, wo er regelmäßig zu Markte gebracht und von allen Klassen der Bevölkerung gern gegessen wird. Der Olm ist der einzige Vertreter der Fischmolche in Europa und findet sich nur in den unterirdischen Gewässern von Krain, wo er bei dem großen Interesse, welches der Naturforscher an diesem Thiere hat, den Bauern einiger Dörfer als nicht unbedeutender Handelsartikel dient. Das von Scheuchzer zuerst bekannt gemachte, 3 F. lange, versteinerte Skelett im Oeninger Stinkschiefer, welches er für das Skelett eines vorsündflutlichen Menschen (Homo diluvii testis) erklärte, gehört einer vorweltlichen Molchart, dem gigantischen Salamander (Andrias Scheuchzeri) an, welche in dem noch lebenden japan. Riesensalamander (Megalobatrachus maximus), der neuerdings mehrfach lebend nach Europa gebracht wurde, ihren nächsten Verwandten auch hinsichtlich der Größe hat.

Moldau, der Hauptfluß Böhmens, entspringt auf dem Böhmerwaldgebirge zwischen dem Bretterwalde, dem Schwarzen Berge und dem Vogelsteine, an der bair. Grenze, im Pisecker Kreise Böhmens und fließt anfangs längs der Grenze von Nordwest nach Südost, biegt sich aber bei Hohenfurth und strömt dann fortwährend nordwärts. Die M. nimmt die Malsch, Luschnitz, Wottawa, Sazawa, Beraun und andere kleinere Flüsse auf, wird bei Hohenfurth flößbar, von Budweis aus, wo der Verkehr auf ihr durch eine Eisenbahn mit Linz an der Donau und dem Salzkammergut in Oberösterreich in Verbindung steht, für Kähne von 2—300 Ctr. Last schiffbar und fällt, nachdem sie Rosenberg, Krumau, Budweis, Moldauthein, Prag und Weldrus berührt hat, Melnik gegenüber in die Elbe. Bei ihrem Zusammenfluß mit der Elbe hat sie bereits einen längern Lauf zurückgelegt als diese, nämlich 57 M. Sie bewirkt auch durch ihren reichlichen Wasserzuschuß die Schiffbarkeit der Elbe.

Moldau, das nördl. der beiden (M. und Walachei) unter dem Namen Romänien (Romania) vereinigten und seit 1856 durch die Collectivgarantie der europ. Großmächte in ihrem Suzeränetätsverhältnisse zur Türkei geschützten Donaufürstenthümer, lehnt sich mit seiner westl. Seite an die Karpaten, welche sie von Oesterreich scheiden, grenzt im N. mittels des Pruth und

einer von der europ. Commission 1857 in Bessarabien gezogenen Linie an Rußland, im O. und SO. an das Schwarze Meer und mittels der Donau an die Türkei (Dobrudscha), im S. aber an das Schwesterland der Walachei. Was die älteste Geschichte des Landes anbelangt, so sind die Ueberlieferungen der griech. und röm. Schriftsteller lückenhaft und verworren. Sicher ist, daß das Römische Reich, als es seine Grenzen bis an die östl. Donau erweiterte, in den heutigen Donaufürstenthümern die Dacier vorfand. Diese wurden am Anfange des 2. Jahrh. n. Chr. von Trajan unterjocht, und auf ihrem Gebiete wurde die röm. Provinz Dacia gegründet (umfassend die heutige M., Walachei, Siebenbürgen, Banat, Bukowina und Bessarabien). Nach Eutropius' Zeugniß bevölkerte Trajan die neue Provinz mit einer «unermeßlichen» Menschenmenge aus allen Theilen des Weltreichs. Aus diesem Umstande sowie aus der bekannten physiol. Zähigkeit des röm. und roman. Volksstamms überhaupt erklärt es sich, wie trotz der Verminderung des röm. Bestandtheils unter Aurelian (mittels der Uebersiedelung nach Mösien) und trotz der Ueberflutung des Landes durch fremde Stämme, welche es seit dem 3. bis ins 10. Jahrh. abwechselnd verheerten und zum Theil sich darin niederließen, dennoch das ursprüngliche röm. Element in verhältnißmäßig großer Reinheit sich erhielt und alle fremden Bestandtheile in sich aufgehen ließ. Nur in den Ortsnamen und im lexikalischen Theile der Sprache hat sich die Spur der fremden Völker, namentlich der slawischen, erhalten. Mit dem 11. Jahrh. nehmen die Romänen (der Name Walache ist im Lande unbekannt, das Volk selbst nennt sich von jeher Romanu) das griech.-orient. Christenthum an, und bis zum 13. Jahrh. vollendet sich jener langsame Assimilirungsproceß namentlich der zahlreichen slaw. Stämme, welche sich im Lande (terra Romanisca vom Volke genannt) niedergelassen hatten. 1294 wurde Dragos, ein aus dem westl. Dacien mit einer Schar Kriegsleute eingewanderter Romäne, in allgemeiner Landesversammlung zum erblichen Domnu oder Fürsten (der slaw. Ausdruck Hospodar ist im Lande unbekannt) über die ganze M. ernannt, welche damals auch die Bukowina und Bessarabien umfaßte. Mit dem Anfange des 14. Jahrh. ist also die M. ein selbständiger, monarchisch constituirter Staat. Die sonstige Geschichte des 14. Jahrh. ist verworren. Fortwährende Conflicte mit den benachbarten Königen von Ungarn und Polen ohne bleibenden Erfolg von irgendeiner Seite füllen den Zeitraum aus. Beim Beginne des 15. Jahrh. regiert Alexander I., der sich einen Namen in der Geschichte seines Landes erwarb durch eingreifende Organisation der religiösen und polit. Verhältnisse (seine administrative Eintheilung des Landes blieb bis in die neueste Zeit). Unter seinen Nachfolgern beginnen die Kriege mit den allmählich vordringenden Türken. Trotzdem gelangt die M. unter der langen Regierung Stephan's d. Gr. (1458—1504) zu einer hervorragenden Macht. Diesem tapfern Fürsten gelang es, nachdem er die Polen mehrmals und einmal auch Matthias Corvinus, Ungarns berühmten König, bei Baja (1467) besiegt, eine aus 120000 Mann bestehende Armee Mohammed's II. in der blutigen Schlacht bei Racova 4. Jan. 1475 gänzlich zu vernichten und im folgenden Jahre den Eroberer Konstantinopels selbst, nach der Schlacht bei Resboieni oder Vallea-Alba, durch einen geschickten Parteigängerkrieg so in die Enge zu treiben, daß der stolze Sultan, nach einem nächtlichen Ueberfall der Moldauer, sein Zelt in den Händen der letztern zurücklassen und sein Heil in einer eiligen Flucht über die Donau suchen mußte. Der Name des Fürsten Stephan wurde bei allen Höfen des christl. Europa berühmt, und seine Siege über die Türken feierte man in den Kirchen Roms durch öffentliche Dankgebete. Trotz mehrfacher späterer Kriege mit den Polen und mit Sultan Bajazet II. hinterließ Stephan d. Gr. seinem Nachfolger Bogdan ein im Innern beruhigtes und im Auslande geachtetes Land. Dennoch hielt Bogdan (1504—17) es für gerathener, freiwillig mit der Pforte ein Schutzverhältniß einzugehen, wie es bereits mit der Walachei bestand. So schloß er 1511 die erste sog. Capitulation der M. mit dem Sultan Selim. In diesem Vertrage und in dem folgenden werden ausdrücklich anerkannt die Unabhängigkeit des Landes, dessen territoriale Integrität, die Freiheit, sich nach eigenen Gesetzen ohne jede Einmischung der Türken zu regieren, das Recht des Fürsten über Leben und Tod seiner Unterthanen. Dafür erhält die Türkei eine jährliche Abgabe, welche sogar blos als Geschenk (Peschkesch) dargestellt wird, und hat das Recht der Bestätigung jedes neuen Fürsten. Dagegen darf sich kein Türke im Lande niederlassen, sich überhaupt nicht darin aufhalten, nicht einmal durchreisen ohne specielle Erlaubniß des Fürsten. Eine zweite ähnliche Capitulation wurde vom verdienstvollen moldauischen Fürsten Basilius Lupu 1649 mit Mohammed IV. abgeschlossen. Es bestehen also im ganzen zwei Verträge der M. mit der Türkei, und dies sind jene vielgenannten Capitulationen, welche die staatliche Stellung der M. zur Pforte normiren, und auf welche alle spätern Verträge Rußlands und der Westmächte mit der Türkei sich beziehen: wie namentlich der Vertrag von Kutschuk-Kainardschi (1774),

der von Adrianopel (1829) und zuletzt der von Paris am Ende des Orientkriegs (1856). Das durch diese Capitulationen bestimmte Verhältniß der Türkei zu der M. und das ganz ähnliche zur Walachei wird mit dem Namen der «Suzeränetät» bezeichnet und ist also weit entfernt von einer Herrschaft über Lehnsprovinzen oder Vasallenstaaten.

Nicht immer aber wurden diese Verträge von der Türkei beobachtet, und namentlich seit dem 18. Jahrh. begann diese Macht in der willkürlichsten Weise sich in die innern Angelegenheiten der M. und Walachei einzumengen. Der Grund dazu war das Auftreten der Russen an der Donau 1711 unter Peter I. Denn indem von dieser Zeit an das hartnäckig verfolgte Bestreben der Russen hervortrat, dem türk. Reiche immer näher zu rücken und entschieden auf dessen Auflösung hinzuarbeiten, mußten gerade die romän. Donaufürstenthümer als ein Bollwerk zwischen Rußland und der Türkei der Pforte doppelt wichtig werden. Allein anstatt sich ihrer Ergebenheit durch getreue Erfüllung der alten Verträge zu versichern, befolgte die Pforte die Politik, gegen alles Recht die Fürsten der beiden Donauländer direct aus Konstantinopel zu ernennen und hinzusenden, sodaß von da ab die M. und Walachei nicht einmal mehr einheimische Regenten, sondern Griechen aus dem Fanar ihren Thron besteigen sahen. So nahm die Herrschaft der Fanarioten ihren Anfang und mit ihr eine jammervolle Geschichte dieser Länder, welche länger als ein Jahrhundert (1716—1821) dauerte, und während welcher das Volk so tief sank, daß in ihm alles nationale Selbstbewußtsein wie erloschen schien. Die höhern Klassen, die sog. Bojaren (Amtsadel), wurden nach und nach gräcisirt, und so erklärt sich der Mangel an echter Vaterlandsliebe und die beispiellose Corruption, wodurch sich der gebildete Theil der Moldauer und Walachen charakterisirte, und aus denen die Länder nur mit der äußersten Anstrengung sich herausarbeiten können. Indessen wurde die Absicht der Pforte, zwischen sich und Rußland treue Länder zu besitzen, gerade durch ihr echt türk. Verfahren vereitelt. Bei einer so corrumpirten Gesellschaft fiel es russ. Gelde und russ. Versprechungen nicht schwer, den größten Theil der Bojaren für sich zu gewinnen, und andererseits benutzte Rußland gerade den unsichern Zustand dieser Länder zum Vorwande, sich zum Protector derselben gegen die ungläubigen Türken aufzuwerfen, was zuerst in dem erwähnten Vertrage von Kutschuk-Kainardschi (1774) geschah. Natürlich war das Protectorat nur der erste Schritt zur Unterjochung der Länder; denn Rußland sah ruhig zu, wie 1777, trotz der vertragsmäßig garantirten territorialen Integrität der M., die Bukowina an Oesterreich abgetreten wurde, und es benutzte gern diesen Präcedenzfall, um 1812 ganz Bessarabien selbst an sich zu reißen. Bald darauf aber tritt ein Wendepunkt in der Geschichte der Donaufürstenthümer ein. Es erwacht in den Schulen zuerst das nationale Selbstbewußtsein, und der Aufstand des Wladimirescu gegen die fanariotischen Fürsten hatte zur Folge, daß von 1822 ab kein Grieche mehr, sondern nur Fürsten aus den eingeborenen Familien des Landes zur Herrschaft über die M. und Walachei kommen. In dem den russ.-türk. Krieg von 1828—29 beendenden Vertrage von Adrianopel wurden die Fürstenthümer wieder in das alte, durch die Capitulationen normirte Verhältniß zur Türkei gestellt, bekamen aber dafür ausdrücklich Rußland als zweite Schutzmacht neben der Türkei. Was unter diesem neuen Protectorat zu verstehen war, stellte sich alsbald heraus. In den ersten sechs Jahren wurden die Länder geradezu durch Rußland regiert (unter der übrigens vorzüglichen Leitung des Grafen Kisselew), von den Russen mit einer Verfassung (dem sog. Organischen Reglement) bedacht und von diesen auch später, als man einheimische Fürsten ernannte (und zwar Michael Sturdza in der M.), so beeinflußt, daß sie sich sogar in den Streit mischten, ob in den Schulen lat. oder cyrillische Buchstaben für die romän. Orthographie verwendet werden sollten. Trotzdem ist in dem Zeitraume von 1834—48 unter Sturdza's Regierung die auffallendste Veränderung in der M. vor sich gegangen. Man gründete viele Schulen mit mehr oder weniger westländischer Cultur. Ackerbau, Gewerbe und Handel begannen sich zu regen, Communicationsmittel wurden geschaffen. Auch der Anfang einer Literatur machte sich bemerklich. Die vielen jungen Männer, die von da an ihre Erziehung im Auslande genossen, namentlich in Frankreich und Deutschland, trugen wesentlich dazu bei, die Grundlagen einer staatlichen und gesellschaftlichen Existenz im Sinne der westl. Civilisation zu schaffen. Bei diesem Regenerirungsprocesse handelt es sich im Innern um Begründung eines gediegenen dritten Standes, im Gegensatz zur versunkenen höhern Klasse, nach außen aber um Selbständigkeit, zunächst um Befreiung von allen Protectionen, welche nur Unheil gestiftet. Bei diesem naturgemäßen Bestreben ist es begreiflich, daß die Revolutionsjahre von 1848 und 1849 eine heftige Opposition gegen Rußland zu Tage förderten, die zwar durch russ. und türk. Waffen unterdrückt, aber nicht ausgerottet wurde. Im

Sened zu Balta-Liman (1849) wurden die Fürsten der M. und Walachei direct und auf sieben Jahre ernannt, und zwar Gr. Ghika für die M., für die Walachei Stirbey, welche sich beide durch das Bestreben auszeichneten, ihre Länder auf dem Wege des Fortschritts weiter zu führen. Speciell für die M. hat Fürst Ghika sich große Verdienste um das Unterrichts- und Wohlthätigkeitswesen erworben. In seinem Wirken wurde er jedoch sowie sein Nachbar in der Walachei durch den Orientkrieg unterbrochen. Rußland begann den Krieg 1853, indem es in die M. und Walachei einfiel, um diese Länder womöglich ganz sich einzuverleiben. Allein diese Absicht wurde vereitelt. Die Westmächte verbanden sich mit der Türkei, und der Krieg schlug zum Nachtheile Rußlands um. Der Pariser Vertrag von 1856 entzog die Herzogthümer dem speciellen Protectorat und Einflusse Rußlands und gab der M. einen Theil des entrissenen Bessarabien zurück. Zur definitiven Constituirung der Länder aber beschlossen die Westmächte, die Wünsche der Bevölkerung zu vernehmen. Es wurden zu diesem Behufe 1857 besondere Versammlungen einberufen, die sog. Divans ad hoc, welche ihre Wünsche dahin formulirten, daß die M. und Walachei vereinigt und unter die Regierung eines fremden Fürsten gestellt werden sollten. Die Pariser Convention von 1858 hatte nun die Regelung dieser Verhältnisse zum Gegenstande. Der fremde Fürst wurde nicht gewährt, auch die Union nicht unmittelbar, aber wenigstens im Princip. Es sollten zwei Fürsten gewählt werden, welche mittels einer gemeinsamen Centralcommission die Verschmelzung der beiden Länder vorzubereiten hätten. Dagegen wurden die «Vereinigten Fürstenthümer M. und Walachei», wie sie sich jetzt officiell hießen, unter die Collectivgarantie der sieben Mächte gestellt (Frankreich, Oesterreich, England, Preußen, Italien, Türkei und Rußland). Unter diesen Voraussetzungen sollten an einem und demselben Tage des Jan. 1859 die Landtage der Walachei und der M. zur Wahl der beiden Fürsten schreiten. Aber die Walachei verschob absichtlich ihren Wahltag, und als 17. Jan. 1859 die M. den Obersten Alexander Johann Cusa (s. d.) zu ihrem Fürsten wählte, ernannte 24. Jan. die Walachei durch Wahl denselben Fürsten. Die lange gewünschte Union der beiden Länder war hiernach factisch hergestellt, und die garantirenden Mächte mußten das Fait accompli anerkennen. (Ueber das Weitere s. Romänien und Walachei.)

Die M. hat gegenwärtig einen Flächenraum von 1250 Q.-M. und etwas über 2 Mill. Einwohner. Das Land wird vom Sereth, der Bistrizza, Moldawa und dem Pruth durchströmt; an der südl. Grenze fließt der Donaustrom. Mehrere dieser Flüsse führen Gold mit sich, aber die alten gewinnreichen Goldwäschereien sind in neuerer Zeit vernachlässigt worden. An Seen sind namentlich die zahlreichen, am linken Donauufer befindlichen Landseen hervorzuheben, welche großen Reichthum an Fischen besitzen, mit denen ein ergiebiger Handel getrieben wird. Von den Mineralquellen, die als Curorte besucht werden, sind hervorzuheben: Slanicu, Borca, Strunga und Pungeni. Das Klima des Landes ist im allgemeinen gesund. Da die M. im Norden nicht durch Gebirge geschützt wird, ist das Land von dort her nicht selten stürmischen Winden ausgesetzt, und im Winter steigt deshalb die Kälte oft bis —22° R. Der Boden ist durchgängig äußerst fruchtbar, aber kaum erst zum dritten Theile angebaut. Obwol der Anbau ziemlich primitiv, erzeugt das Land doch reichliche Massen von Weizen, Mais, Gerste, Obst, Gemüse und vortrefflichen Wein. Die vielen Wälder enthalten das beste Schiffbauholz und Wild in Menge. Noch immer bedeutend ist die Bienenzucht, ebenso die Zucht von Rindvieh, Schafen, Ziegen und Schweinen. Unter den Schätzen des Landes sind die unermeßlichen Lager von Steinsalz hervorzuheben, welche in letzter Zeit nach einer mehr rationellen Methode ausgebeutet werden. Auch findet sich viel Salpeter, und die Erdpechquellen sind unerschöpflich. Der Metallreichthum der Karpaten liegt noch unbenutzt. Die Bevölkerung der M. vertheilt sich auf 2302 Dörfer und 90 Städte. Unter letztern steht obenan Jassy (s. d.) mit 66000 (worunter die Hälfte Juden), Botoschan (s. d.) mit 28000, Galacz (s. d.) oder Galazzi mit ebenso viel, Ismail mit 25000 E. Unter den fremden Stämmen nehmen die Juden, 125000 an der Zahl, die erste Stelle ein. Sodann folgen etwa 90000 Bulgaren, meist aus dem zurückgegebenen Theile Bessarabiens; an 35000 Magyaren, die aber nach und nach im einheimischen Volke aufgehen; an 10000 Deutsche, wenige Griechen und Armenier. Handel und Gewerbe liegen in den Händen der Fremden. Die polit. Eintheilung und die gesammte Administration ist unter Fürst Cusa nach franz. Muster eingerichtet worden. Die M. hat einen Metropoliten, der aber unter dem Primat des bukarester Metropoliten steht. An Unterrichtsanstalten bestehen im Lande eine Universität mit drei Facultäten, sechs Gymnasien, eine Real- und eine Handelsschule (in Galacz), fünf theologische und zwei Schullehrerseminarien, eine Kunstschule und in letzter Zeit auch ziemlich gute Dorfschulen, in denen nach preuß. Muster unterrichtet wird. Vgl. Maiorescu, «M. und Walachei», in Rotteck

und Welcker's «Staats-Lexikon» (3. Aufl., Bd. 10, Lpz. 1864); Neigebaur, «Die Donaufürstenthümer» (3 Hefte, Bresl. 1854—56); Colson, «L'état présent de la Moldavie et de la Valachie» (Par. 1839).

Mole (mola), Mondkalb oder falsche Frucht nennt man ein fehlerhaftes Product der Zeugung, welches sich von Misgeburt (s. d.) dadurch unterscheidet, daß es im Vergleich zur menschlichen Frucht völlig gestaltlos genannt werden kann und gar keine oder nur eine schwache Spur menschlicher Organisation zeigt. Das M. stellt eine zusammengeballte, aus wasserhaltigen Blasen, Blut-, Fleisch- oder Fettklumpen, auch zum Theil erdigen, knochenartigen Concrementen und Häuten bestehende unförmliche Masse dar, welche zuweilen noch deutliche Ueberbleibsel einer früher vorhandenen regelmäßigen Frucht zeigt. Je nach den Verschiedenheiten hat man diese Producte in viele Klassen getheilt. Gewöhnlich unterscheidet man eine Fleisch- und eine Blasen- oder Traubenmole. Die erstere bildet sich aus geronnenem Blute, die letztere besteht aus lauter Wasserblasen. Die Ursachen der Entstehung sind dunkel, doch wol auf ähnliche Ursachen wie die Misgeburten zurückzuführen. Von der Blasen- oder Traubenmole weiß man, daß sie eine hydropische (wassersüchtige) Entartung der feinen Blutgefäße des Fruchtkuchens darstellt. Die Molenschwangerschaft ist nicht mit Sicherheit zu erkennen, soll aber meist mit mehr Beschwerden als eine gewöhnliche verbunden sein. Die M., als des selbständigen Lebens ermangelnd, wird selten zu derselben Zeit wie eine regelmäßige Frucht ausgestoßen. Gewöhnlich ist eine solche Schwangerschaft mit dem dritten oder vierten Monat geendigt, während sie in andern, aber viel seltenern Fällen mehrere Jahre hindurch dauert.

Molé (Matthieu), einer der ausgezeichnetsten Magistrate Frankreichs, stammte aus einer alten Parlamentsfamilie und wurde 1584 geboren. Er war Generalprocurator, als ihn Richelieu 1641 zum ersten Präsidenten des Parlaments von Paris ernannte. In den Unruhen der Fronde (s. d.) vertheidigte er ebenso sehr das Interesse des Volks und der Freiheit wie die Rechte der Krone und mußte deshalb gegen beide Parteien ankämpfen. Der Ränke müde, durch welche ihn die Großen verfolgten, legte er endlich sein Amt nieder, wurde aber 1651 Siegelbewahrer. Auch in dieser Stellung war er dem Hofe und den Großen oft sehr unbequem; doch hielt er sich durch das Ansehen, welches seine Gesinnung und Rechtschaffenheit allgemein einflößten. Er starb 3. Jan. 1656. Die Herausgabe seiner «Mémoires» (3 Bde., Par. 1854—56) besorgte Champollion-Figeac. — Edouard François Matthieu M., geb. 5. März 1760, wurde 1788 Parlamentspräsident. Er heirathete eine Tochter Malesherbes', wanderte 1789 aus, kehrte aber nachher zurück und starb 20. April 1794 als Opfer der Revolution unter der Guillotine. — Louis Matthieu, Graf von M., bekannt als franz. Staatsmann, des vorigen Sohn, geb. zu Paris 24. Jan. 1781, folgte in der Revolution seinem Vater ins Ausland. Er lebte theils in der Schweiz, theils in England, bis er im Alter von 16 J. nach Frankreich zurückkehrte, wo er seine vernachlässigte Bildung durch eifriges Selbstudium auszugleichen suchte. 1806 veröffentlichte er einen «Essai de morale et de politique», worin er die Herrschaft Napoleon's als eine Nothwendigkeit darstellte. Noch in demselben Jahre wurde er im Staatsrath Auditor, bald darauf Requetenmeister, 1807 Präfect des Depart. Côte-d'Or, 1809 Staatsrath und alsbald Director des Weg- und Brückenbaues und zugleich Graf des Kaiserreichs. Später stellte ihn Napoleon in seinem Cabinete an. Während des Feldzugs von 1813 ernannte ihn der Kaiser zum Justizminister, und 20. Nov. desselben Jahres verlieh er ihm an Regnier's Stelle die Würde des Großrichters (grand-juge). Infolge der Ereignisse von 1814 begleitete M. die Kaiserin Maria Luise mit den übrigen Ministern nach Blois. Während der ersten Restauration blieb er den Staatsgeschäften fern. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, verweigerte er zwar die Annahme eines Ministerpostens, trat aber wieder in seine Stellung als Weg- und Brückenbaudirector ein, die er auch nach der Schlacht von Waterloo fortführte. Ludwig XVIII. erhob ihn 17. Aug. 1815 zum Pair, und als solcher stimmte er bei dem Processe des Marschalls Ney für die Todesstrafe. 1817 wurde er Marineminister, legte jedoch 1818 mit Richelieu zugleich sein Portefeuille nieder und entwickelte fortan in der Pairskammer ein beträchtliches Rednertalent bald für, bald gegen die Regierung. Die Revolution von 1830 eröffnete ihm von neuem die ministerielle Laufbahn. Durch seine frühere Verbindung mit den Doctrinairs erhielt er im ersten Cabinet Ludwig Philipp's das Ministerium des Auswärtigen. Er zeigte sich in dieser Stellung ganz der Politik des Hofs und der neuen Dynastie ergeben, mußte aber darum schon 2. Nov. 1830 dem Herzoge von Broglie weichen. Als sich das Ministerium Thiers 25. Aug. 1836 zurückzog, erhielt M. vom Könige den Auftrag zur Bildung einer neuen

Verwaltung. Nach längerer Krisis kam endlich in Verbindung mit den Doctrinairs ein Cabinet zu Stande, in welchem er selbst die Präsidentschaft und das Auswärtige übernahm. Doch die Maßregeln, welche dieses Ministerium nach dem Attentate des Prinzen Ludwig Napoleon und dem Mordversuche Meunier's den Kammern vorschlug, führten schon im März 1837 dessen Auflösung herbei. M., der sich der Auflösung der Kammer widersetzt hatte, blieb jedoch im Amte und brachte das Cabinet vom 15. April 1837 zu Stande, in welches Montalivet, Salvandy, Lacave-Laplace und Barthe eintraten. Eine solche Combination entsprach aber durchaus nicht der parlamentarischen Majorität und der öffentlichen Meinung. Ungeachtet der Siege in Algier und des Auftretens gegen das wehrlose Mexico rief die reactionäre Politik dieses Cabinets die Erbitterung der Liberalen, ja selbst der Doctrinairs hervor. M. dankte deshalb 22. Jan. 1839 ab, mußte aber bei den Schwierigkeiten, die Soult erhob, auf den Wunsch Ludwig Philipp's die Zügel der Regierung nochmals ergreifen. Die Kammer wurde aufgelöst, aber die Wahlen fielen so ungünstig aus, daß er mit seinen Collegen 9. März 1839 definitiv den Rückzug nahm. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde M. in Bordeaux zum Abgeordneten in die Constituirende wie in die Legislative Nationalversammlung gewählt, wo er mit den Repräsentanten des parlamentarischen Vereins der Rue-de-Poitiers stimmte. Er war eins der einflußreichsten Mitglieder im Ausschusse dieses Vereins und hatte in der Legislative sehr großes Ansehen bei der Majorität. Mit dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 trat er ins Privatleben zurück. Er starb 25. Nov. 1855 auf seinem Schlosse Champlatreux. Seit 1840 war M. Mitglied der Académie-Française. Literarisch ist er durch «Essais de morale et politique» (Par. 1806; 1809) bekannt.

Moleculen nennen die Physiker die kleinsten Theilchen der Materie. Die im Innern der Körper wirkenden Kräfte, welche die Form, den Zusammenhang der Körper u. s. w. bewirkten, als Cohäsion, Adhäsion, Krystallisationskraft u. s. w., lassen sich auf Anziehungen und Abstoßungen dieser M. zurückführen und werden deshalb Molecularkräfte genannt. Von den Atomistikern werden die M. in der Regel mit den Atomen (s. d.) verwechselt und ihnen daher eine unveränderliche Gestalt und Größe zugeschrieben, während die Dynamiker ihre Gestalt und Größe für veränderlich halten, ähnlich wie es z. B. bei den kleinsten Theilen einer Fläche der Fall ist. Andere Atomistiker, wie z. B. Ampère, erklären die M. nicht für die Atome selbst, sondern für Gruppen von Atomen, um auf diesem Wege ebenfalls gleich den Dynamikern die Veränderlichkeit ihrer Gestalt und Größe behaupten zu dürfen in allen den Fällen, in denen die Thatsachen der Physik und Chemie sich durch die Annahme einer solchen leichter und ungezwungener erklären lassen.

Moleschott (Jakob), einer der ausgezeichnetsten Physiologen der Gegenwart, geb. 9. Aug. 1822 zu Herzogenbusch, Sohn eines geachteten Arztes, besuchte 1837—42 das Gymnasium zu Kleve und widmete sich dann besonders unter Leitung von Tiedemann, Bischoff und Henle zu Heidelberg medic. und naturwissenschaftlichen Studien. Schon damals fühlte er sich besonders durch die Physiologie mit ihren Hülfsdisciplinen angezogen. Nachdem er 1845 zu Heidelberg die medic. Doctorwürde erlangt, dann zu Leyden die in seinem Vaterlande nöthigen Prüfungen bestanden, ließ er sich zu Utrecht als Arzt nieder, arbeitete aber daneben fleißig im Laboratorium Mulder's. Mit seinen Freunden Donders und Van Deen gab er «Die holländ. Beiträge zu den anatom. und physiol. Wissenschaften» heraus. Im Frühjahr 1847 wandte sich M. als Privatdocent nach Heidelberg, wo er sich jedoch 1854 veranlaßt sah, seine höchst erfolgreiche Lehrthätigkeit zu unterbrechen. Nachdem er hierauf seit Frühjahr 1856 als ord. Professor der Physiologie zu Zürich gewirkt, folgte er im Herbste 1861 einem Rufe als Professor der Physiologie an die Universität nach Turin, wo er seitdem als akademischer Lehrer wie als Arzt eine ausgebreitete Thätigkeit entfaltet hat. M.'s wissenschaftliche Untersuchungen erstrecken sich auf die Lunge, das Blut, die Milch und den Ursprung der Galle, auf die Structur der Muskeln und Horngebilde, wobei er auch zur Ausbildung der mikrochemischen Technik manches beigetragen hat. Von Gegenständen der Physiologie im engern Sinne widmete er seine Aufmerksamkeit besonders der Respiration, den Rückbildungsvorgängen, der Innervation des Herzens, den molecularen Vorgängen im gereizten Nerven, außerdem entwickelungsgeschichtlichen Problemen. Die Ergebnisse dieser Arbeiten legte er zum großen Theile in der von ihm 1855 begonnenen Zeitschrift: «Untersuchungen zur Naturlehre des Menschen und der Thiere» nieder. Von M.'s selbständigen Schriften sind hervorzuheben: «Physiologie der Nahrungsmittel» (Darmst. 1850; 2. Aufl., Gieß. 1859); «Lehre der Nahrungsmittel. Für das Volk» (Erlang. 1850; 3. Aufl. 1858), welche in die meisten neuern Sprachen übersetzt ward; «Physiologie des

Stoffwechsels in Pflanzen und Thieren» (Erlang. 1851); «Der Kreislauf des Lebens» (Mainz 1852; 4. Aufl. 1863); «Physiol. Skizzenbuch» (Gieß. 1861); «Georg Forster. Der Naturforscher des Volks» (Frankf. 1854; 2. Aufl. 1862). Hierzu kommen eine Reihe von Antritts- und Eröffnungsreden zu seinen Vorlesungen in Zürich und Turin, wie «Licht und Leben», «Zur Erforschung des Lebens», «Die Grenzen des Menschen», «Die Einheit des Lebens», «Natur- und Heilkunde», «Pathologie und Physiologie» u. s. w., die meist auch italienisch erschienen sowie ins Holländische oder Französische übersetzt wurden.

Molesworth (Sir William), brit. Staatsmann, wurde aus einer alten, sehr begüterten Familie, welche 1689 den Baronetstitel erhielt und ein Zweig der irischen Viscounts M. ist, 23. Mai 1810 zu Camberwell in Surrey geboren. Nachdem er eine vortreffliche Erziehung genossen, trat er 1832 für Cornwall ins Parlament, wo er sich der Partei anschloß, die bei der soeben erfolgten Wahlreform nicht stehen bleiben wollte, sondern diese nur als den Ausgangspunkt der weitern Verbesserungen betrachtete, deren die constitutionellen und socialen Zustände Englands bedürftig seien. M. wurde bald das Haupt der «philos. Radicalen» und gründete, um die Ansichten dieser Schule durch die Presse verbreiten zu können, 1835 die «London Review», die sich kurz darauf mit der «Westminster Review» vereinigte, und für die er selbst geistreiche Artikel schrieb. Außer seiner polit. und publicistischen Thätigkeit nahm ihn hauptsächlich die Herausgabe der Werke des Skeptikers Hobbes in Anspruch, welche er von 1842—45 in einer Weise besorgte, die sowol seinem Fleiße als seinen Kenntnissen Ehre machte. Seinen Gegnern diente dies freilich zum Vorwande, ihn, da er 1845 als Candidat für Southwark auftrat, des Atheismus anzuklagen, ohne daß es ihnen jedoch gelang, seine Wahl zu hintertreiben. M. richtete jetzt seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf das Colonialwesen, indem er den Grundsatz verfocht, daß man den verschiedenen brit. Besitzungen das zu ihrem Gedeihen unerlaßliche Maß von Selfgovernment einzuräumen habe und vor allem aufhören müsse, sie vom Mutterlande aus mit dem Auswurfe der Gefängnisse zu überschwemmen. Auch der Freihandel hatte an ihm einen eifrigen Vorkämpfer, obgleich er in andern Punkten mit den Manchestermännern nicht ganz zusammentraf. Als nach dem Sturze der conservativen Regierung im Dec. 1852 eine Coalition zwischen Whigs und Peeliten stattfand, hielt man es für nöthig, sich auch des Beistandes der Radicalen zu versichern, und bot daher M. eine Stelle im neuen Ministerium an. Sie wurde von ihm unter Zustimmung seiner Parteigenossen angenommen, worauf 1. Jan. 1853 seine Ernennung zum Obercommissar der Wälder, Forsten und öffentlichen Bauten erfolgte. Als Verwalter der königl. Domänen erwarb er sich dadurch allgemeinen Dank, daß er dem Publikum die Gärten von Kew zur unentgeltlichen Benutzung eröffnete. Nach Auflösung des Ministeriums Aberdeen schloß er sich der Fraction desselben an, welche das Cabinet Palmerston bildete, und erhielt das ihm von der öffentlichen Stimme längst zuerkannte Amt eines Staatssecretärs für die Colonien, starb aber schon 22. Oct. 1855.

Molfetta, Stadt und Bischofssitz in der ital. Provinz Bari, am Adriatischen Meere gelegen, mit einer Kathedrale und vielen Kirchen, zählt (Ende 1861) 24648 E., welche Leinwandweberei treiben und, von dem kleinen Hafen begünstigt, ziemlich lebhaften Handel unterhalten. In der Nähe befindet sich eine merkwürdige Salpetergrube von 90 F. Tiefe und einem Umkreise von 1000 F., hier Pulo genannt, welche reinen und natürlichen Salpeter erzeugt, auch eine außerordentliche Reproductionskraft besitzt, sodaß, wenn der Salpeter von den damit bedeckten Kalksteinwänden abgekratzt wird, sich binnen drei Tagen im Sommer, in sechs bis acht Tagen im Winter neuer Salpeter erzeugt. Es sollen jährlich an 10000 Ctr. gewonnen werden.

Molière (Jean Baptiste Poquelin, genannt), berühmter franz. Lustspieldichter, geb. zu Paris 14. Jan. 1622, Sohn eines königl. Kammerdieners und Hoftapezierers, empfing eine gelehrte Schulbildung, folgte aber seiner natürlichen Neigung und wurde Schauspieler. An der Spitze einer kleinen Schauspielergesellschaft, die er selbst gebildet und eingeschult hatte, zog er 12 J. lang in der Provinz umher, indem er Stücke von seiner Bearbeitung spielte, wie den «Étourdi» (1653) und den «Dépit amoureux» (1654). Durch seinen Gönner und ehemaligen Mitschüler, den Prinzen von Conti, erlangte er 1658 die Vergünstigung, vor Ludwig XIV. zu spielen, und hatte das Glück, so zu gefallen, daß er mit seiner Truppe in Paris bleiben durfte und später in königl. Dienst genommen wurde. M. eröffnete im Palais-Royal ein Theater, das Zulauf hatte und alljährlich neue Arbeiten aus seiner eigenen Feder brachte: «Les précieuses ridicules» (1659), «Le cocu imaginaire» (1660), «L'école des maris» (1661), «L'école des femmes» (1662), «Le festin de pierre» (1665), «Le misanthrope», sein Meisterstück (1666), «Le Tartufe» (1667), «Amphitryon», «L'avare», «George Dandin» (1668),

«Le bourgeois gentilhomme» (1670), «Les fourberies de Scapin» (1671), «Les femmes savantes» (1672), «Le malade imaginaire» (1673). Bei der vierten Vorstellung dieses letzten Stücks, worin M. die Hauptrolle spielte, befiel ihn, während er in der burlesken Ceremonie zur Aufnahme des Doctors das Juro aussprach, ein Blutsturz. Sterbend von der Bühne weggetragen, verschied er nach wenigen Stunden 17. Febr. 1673 in seiner Wohnung der Rue Richelieu, welcher gegenüber man 1845 ein öffentliches Denkmal zu seinen Ehren errichtete. So lange M. lebte, war er keineswegs, was er seitdem geworden, eine Art Halbgott, der mit der Allmacht seines Genies seine Zeit beherrschte, sondern ganz einfach, wie Shakspeare, Theaterdirector, Schauspieler und dramatischer Dichter, der für seinen eigenen Bühnenbedarf naiverweise und oft ohne Anspruch auf eigentliches literarisches Verdienst schrieb, indem er von allen Seiten, von den Lateinern, Italienern, Spaniern borgte, was ihm taugte, und vor allem immer durch frische oder doch etwas anders zubereitete Genüsse die Leute anzulocken und den Beifall seines Publikums zu gewinnen trachtete, wie ein bloßer Lustspielmacher. Als Mensch war M. ein «honneter Mann» im franz. Wortverstande des 17. Jahrh. Nur fand man ihn ein wenig stolz, eine wunderliche Grille bei einem Possenspieler, die aber sein königl. Kammerdiener- und Hoftapeziertitel entschuldigen konnte. Weil er Schauspieler von Profession war, konnte er nicht in die Akademie aufgenommen werden, und um ihm ein ehrliches Begräbniß zu verschaffen, dazu bedurfte es des Machtworts Ludwig's XIV. Der Prinz von Conti, der große Condé, der Herzog von Montausier und andere hochadeliche Personen empfingen und behandelten ihn allerdings mit herablassender Güte und Freundlichkeit, während er sich selbst in ihrer Gegenwart sehr unterthänig und ehrerbietig verhielt, was damals keine servile Gesinnung einschloß. Am Hofe zu Versailles war M. als Poet und Komödiant ein winziger Mann, den man allerhöchstens mit Monsieur anredete. Ludwig XIV. allein begriff oder ahnte instinctmäßig M.'s unvergänglichen Werth, und es gereicht dem Könige zur Ehre, daß er einem so herrlichen Genie freie Bewegung vergönnte und die größte Gewogenheit bezeigte. Er legte ihm Geflügel von seinem Nachtessen vor und sagte mit vernehmlicher Stimme: «Ich bin dabei, M. zu bewirthen, dessen Gesellschaft meine Hofbedienten nicht gut genug für sich finden.» Sicherlich hatte M. bei seinen Lebzeiten Anhänger und Verehrer; allein man machte in der Kunstwelt von ihm nicht absonderlich viel Wesens. Witz und Talent in seinem Fache wurde ihm zugestanden, aber mit Einschränkungen, die heutzutage sehr verwunderlich erscheinen. Daß er lateinisch verstand, brachte man ihm in Anrechnung, ließ jedoch dafür nicht gelten, daß er französisch verstehe. Alle gleichzeitigen Kritiker erheben sich einstimmig und nachdrücklich gegen seine Barbarei, Incorrectheit, Nachlässigkeit und Unangemessenheit in Sprache und Stil, und noch seltsamerer Weise tadelte man an seinen Komödien das Komische. M. ist darum nicht minder groß, ein reicher, ursprünglicher, kernhafter, tief menschlicher Geist. In Purpurströmen rinnt das Leben durch seine weiten Adern, und um seine Lippen schwebt anmuthig das herzliche Lachen der altfranz. Gaieté, die weder die deutsche Fröhlichkeit und Lustigkeit noch die engl. und ital. Ausgelassenheit ist, sondern selbst im Uebertreiben sich mäßigt und nie wider allen Geschmack und alle Sitte verstößt. Das Schauspiel der Schlechtigkeiten und Lächerlichkeiten verursacht M. nur starke Wehmuth, ohne Erbitterung, ohne Gereiztheit und Groll. Er weiß, die Menschennatur ist einmal so, war immer so und wird nicht anders. Anstatt die Gallenblase der Satire auszudrücken, öffnet er die Brunnen seiner komischen Ader und ergeht sich in allerlei drolligen und närrischen Schöpfungen mit ewig sprudelndem Witz und Humor, der auch da, wo er zweideutige und vielleicht zu ernster Rüge geeignete Dinge und Verhältnisse berührt, mit so gutmüthiger Laune scherzt, daß man ihm nicht zürnen kann. Seine glücklichen Späße und Einfälle leben noch jetzt; zu ihrer Anwendung findet sich stete Gelegenheit. Dieselben sind in den gewöhnlichen Sprachgebrauch übergegangen und sprichwörtlich geworden, wie seine sentenziösen Verse, in denen er Wahrheiten des gemeinen Menschenverstandes als Maximen zugeschnitten. Die Moral ist jedoch bei ihm nie stark unterstrichen und gehört zum Charakter der Personen, die sie im Munde führen. Alle seine Meisterstücke sind mit verschwenderischer, genialer Sorglosigkeit, je nach dem Anstoß oder Drange des Moments, in freier, kraftvoller, gewaltiger Manier, ohne Tasten, im ersten Zuge ausgeführt; alles trifft wie in der Frescomalerei; nichts läßt die geduldige Langsamkeit des Oels verspüren. Seine Verse sind voll, dicht, geräumig, mit einem Odem hingehaucht, von unerwartetem, überraschend neuem Reim, und tragen den halben Alexandriner wie einen losen Gürtel, den man nach Belieben verschiebt, wenn er die Bewegungen hindert. Als M. sich von der Nachahmung der Spanier oder Italiener freigemacht hatte, arbeitete er nur nach der Natur, mit wundersamer Pinselkraft und gewaltiger Wahrheit, welche die heutige Bühnencensur nicht gestatten würde.

Schwerlich wurde er bei dem Schildern der lächerlichen Marquis, worüber Ludwig XIV. sich ergötzte und die Kammerjunker sich erbosten, von feindseligen Absichten gegen den Adel geleitet. Im Grunde mochte er die großen Herren, die ihm seine Frau abspenstig zu machen suchten und ihn durch ihre höhnischen Reden kränkten, gewiß nicht leiden; daß er sie aber in demokratischem Interesse angegriffen, wie man gegenwärtig meint, ist ein Gedanke, der in einem franz. Kopfe des 17. Jahrh. nicht aufkommen konnte. Aus solchem polit. Gesichtspunkt betrachtet, dürfte M. eher für einen Erzaristokraten gelten. Alle bürgerlichen Stände und Gewerbe, welche später den Tiers-Etat bilden sollten, Advocaten, Aerzte, Gelehrte, Philosophen u. s. w., sind in seinen Stücken arg verspottet; aber kein unbefangener Kritiker wird ihm diese Charaktergemälde zum Vorwurf machen und gehässige Motive dabei voraussetzen. M. kümmerte sich auf dem Theater nicht um moralische oder sociale Tendenzen, sondern um die Sache, und eben deswegen ist er ein so großer Lustspieldichter. Unter den ältern Ausgaben seiner Werke ist die von Bret (6 Bde., Par. 1773, mit Kupfern von dem jüngern Moreau) die schönste und gesuchteste; unter den neuern die von Moland (7 Bde., Par. 1863—64) die vollständigste, correcteste und am besten erläuterte. Als Taschenausgabe empfiehlt sich die von Brière in der unter dem Titel «Bibliothèque du Prince impérial» erschienenen Sammlung franz. Classiker (8 Bde., Par. 1862). Deutsche Uebersetzungen seiner Werke (von Braunfels, Duller, Freiligrath u. a.) wurden von L. Lax (5 Bde., Aach. und Lpz. 1837; neue Aufl. 1841) und von dem Grafen Wolf von Baudissin («Lustspiele», Bd. 1—8, Lpz. 1866) herausgegeben. Vgl. unter den zahlreichen biograph. Schriften: Taschereau, «Histoire de la vie et des ouvrages de M.» (Par. 1825 u. öfter); Bazin, «Notes historiques sur la vie de M.» (Par. 1851); Soulé, «Recherches sur M. et sur sa famille» (Par. 1863); Fournel, «Les contemporains de M.» (Bd. 1—2, Par. 1863—65).

Molīna (Ludw.), Jesuit und Lehrer der Theologie an der portug. Universität zu Evora, geb. 1540, ist durch seine vermittelnde Theorie in dem kirchlichen Dogma der Gnade (s. d.) und Gnadenwahl (Prädestination) bekannt geworden. In der Absicht, die menschliche Willensfreiheit mit der Augustinischen Lehre von der alles Gute wirkenden Gnade zu vereinigen, gab er das Werk «Liberi arbitrii cum gratiae donis, divina praescientia, providentia, praedestinatione et reprobatione concordia» (Lissab. 1588) heraus und lehrte darin, daß die Gnade Gottes zwar die Bedingung der Seligkeit sei, aber jedem zutheil werde, der mit den noch übrigen Kräften des freien Willens das Seinige thue, daß also die Erlangung oder der Verlust der Seligkeit doch von der menschlichen Selbstbestimmung abhänge. Diese Ansicht wurde von den Dominicanern heftig bekämpft, dagegen von den Jesuiten, die deshalb Molinisten genannt wurden, vertreten und veranlaßte so einen Streit, zu dessen Schlichtung Papst Clemens VIII. die Congregatio de auxiliis niedersetzte, und der nachmals, nach dem 1600 erfolgten Tod M.'s, in dem Kampfe über die Lehre des Bischofs Jansen (s. d.) sich fortsetzte.

Molīnos (Michael), span. Mystiker, geb. 1640 in Saragossa, hatte zu Pampelona und Coimbra studirt und war vielleicht mit der um 1575 entstandenen Sekte der Alombrados oder Erleuchteten in Berührung gekommen. Seit 1669 als Doctor der Theologie und Priester in Rom lebend, gewann er mehrere, selbst hochgestellte Freunde und gab für diese seine Schrift «Guida spirituale» (Rom 1675; lat. von A. H. Francke, Lpz. 1687; deutsch von G. Arnold, Frankf. 1699) heraus, worin er im Gegensatze zu dem kirchlichen Mechanismus die wahre Religiosität als süße Seelenruhe, als reine Gottesliebe und als unmittelbare Anschauung Gottes darstellte. Eben deshalb nannte man sein System Quietismus (s. d.) und seine Anhänger Quietisten. Auf Betrieb des Jesuiten Lachaise fand die Inquisition in jener Schrift und in Vorträgen des M. 68 ketzerische Sätze, die Papst Innocenz XI. 1687 als solche verdammte. M. selbst mußte seine Irrthümer abschwören und unter harten Bußübungen in einem Dominikanerkloster sein Leben beschließen. Er starb zu Rom 29. Dec. 1696. Vgl. «Recueil des diverses pièces concernant le Quiétisme, ou M., ses sentiments et ses disciples» (Amsterd. 1688).

Molitor (Gabriel Jean Jos., Graf), franz. Marschall, geb. 7. März 1770 zu Hayange im Mosel-Departement, trat in der Revolution als Hauptmann in ein Freiwilligenbataillon, wohnte den Feldzügen 1792—96 rühmlich bei und wurde 1799 Brigadegeneral unter Masséna in der Schweiz, wo er, in die kleinen Cantons detachirt, diese gegen österr. und russ. Truppen mit Kühnheit und selbst mit Erfolg vertheidigte. Im Feldzuge von 1800 befehligte er unter Moreau in der Rheinarmee und trug zu den Siegen bei Stockach und Möskirch bei. Er wurde hierauf mit einem kleinen Corps nach Tirol entsendet, wo er unter anhaltenden Gefechten die Oesterreicher aufhielt. Noch vor dem Friedensschluß zum Divisionsgeneral befördert, erhielt er später den Befehl über die 7. Militärdivision zu Grenoble, wo er glücklich zur Besänftigung

der polit. Parteien wirkte. Im Kriege von 1805 zeichnete er sich unter Masséna besonders bei Caldiero aus. Nach dem Frieden von Presburg wurde er vom Kaiser als Gouverneur nach Dalmatien geschickt. Er erwarb sich daselbst mancherlei Verdienste um die Organisation des Landes. Nachdem er die Russen von der Küste vertrieben, eilte er dem von Russen und Montenegrinern zu Ragusa eingeschlossenen Lauriston zu Hülfe und nöthigte den Feind zur Einschiffung. 1807 befehligte er unter Brune gegen die Schweden. Napoleon belohnte seine Dienste mit dem Oberbefehl über das Observationsheer, dem Generalgouvernement von Schwedisch-Pommern, dem Grafentitel und einer reichen Dotation. Im Feldzuge von 1809 führte M. eine Division unter Masséna; nach der Schlacht von Eckmühl detachirte ihn der Kaiser nach Neumarkt, wo er die hartbedrängten Baiern freimachte. Am 19. Mai trieb er die Oesterreicher von der Insel Lobau; in der Schlacht von Esling aber setzte er sich zu Aspern fest, das er beide Tage hindurch gegen die furchtbaren Angriffe der österr. Armee vertheidigte. Eine gleiche kalte Beharrlichkeit entfaltete er auch in der Schlacht bei Wagram. Nachdem er 1810 den Befehl in den Hansestädten geführt, ging er 1811 mit seiner Division nach Holland, das er erst gegen Ende 1813 verließ. In dem Feldzuge von 1814 war er dem Corps Macdonald's zugetheilt, unterwarf sich dann aber den Bourbons und wurde als Generalinspecteur angestellt. Weil er sich jedoch während der Hundert Tage vom Kaiser zur Organisation der Nationalgarden im Elsaß bewegen ließ, verlor er mit der zweiten Restauration seine Stellung, bis ihm der Minister Gouvion St.-Cyr 1818 dieselbe wieder verlieh. Bei der Intervention in Spanien 1823 trug der Hof auch ihm ein Commando an, das er nur annahm, nachdem ihm Ludwig XVIII. polit. Mäßigung gelobt. Er half durch die Raschheit seiner Operationen die schnelle Beendigung des Kriegs herbeiführen. Nach der Rückkehr erhob ihn der König 9. Oct. 1823 zum Marschall und Pair von Frankreich, welche Würden er auch nach der Revolution von 1830 behielt. Seine Muße wendete er literarischen Beschäftigungen zu, namentlich hat er gediegene Arbeiten in den «Spectateur militaire» geliefert. 1847 wurde M. zum Commandanten der Invaliden ernannt, von dem Präsidenten Ludwig Napoleon aber, nachdem er jene Stelle an Hieronymus Bonaparte abgetreten, 1849 zum Großkanzler der Ehrenlegion. Er starb 28. Juli 1849.

Molken (serum lactis), provinziell Schotten, nennt man diejenige Flüssigkeit, welche von der Milch nach der Abscheidung des Fettes und des Käsestoffs übrigbleibt. Die gewöhnlichen Bestandtheile der M. sind demzufolge Wasser und Milchzucker, etwas Eiweiß, die Salze der Milch, mehr oder weniger Milchsäure und die eigentlichen Riechstoffe der Milch. Die Zubereitung der M. besteht darin, daß man die abgerahmte (entfettete) Milch mittels einer Säure oder eines den Milchzucker in Milchsäure umsetzenden (gärungerregenden) Körpers zum Gerinnen (Gestehen), d. h. zur Ausscheidung des Käsestoffs, bringt. Dies geschieht entweder durch Zusatz von Lab (s. d.), wodurch die Milch gerade so gerinnt wie im Magen selbst, dabei aber einen Theil ihres Zuckers einbüßt, oder durch Zusatz einer Säure (Essigsäure, Weinsäure) oder einer andern, den Käsestoff fällenden Substanz (Alaun). Das letztere Verfahren dient namentlich medic. Zwecken. Die Molke stellt gewöhnlich eine grünlich-gelbe, mehr oder weniger trübliche Flüssigkeit mit dem eigenthümlichen Geruche der Milch und von fadem Geschmack dar. Die Salze der M. sind die, welche auch im Blute enthalten, und auf diesen Umstand gründet man die medic. Verwendung derselben. Sicher legte man aber darauf zu großen Werth, da dieselben Salze in größerer Menge und passenderer Form mit unserer täglichen Nahrung einverleibt werden. Eher könnte man die günstige Wirkung der M. bei Krankheiten der Bauchorgane (Leber, Darm, Nieren) und des Herzens auf den Genuß größerer Flüssigkeitsmengen und den Gehalt der M. an organisch-sauren Salzen beziehen. Man hat zur Erzielung von M. für Kranke während der warmen Jahreszeit (wo das Vieh frisches Futter verzehrt) besondere Molkencuranstalten eingerichtet. Diese finden sich theils in den Alpen (der Schweiz, namentlich in den Cantonen Appenzell und St.-Gallen, Tirols, Baierns u. s. w.), wo sie mit den daselbst betriebenen großartigen Käsefabriken in Verbindung stehen, theils verbunden mit Mineralwasser- oder sonstigen Heilanstalten (z. B. an den norddeutschen Curorten Salzbrunn, Liebwerda, Reinerz, Rehburg, Dobberan u. s. w. und an mehrern Kaltwasserheilanstalten). Hier trinkt der Curgast die Molke zu bestimmten Tagesstunden (oder nur einmal früh) unter Umherwandeln wie einen Gesundbrunnen. Nebenbei kann er Bäder, Umschläge u. dgl. gebrauchen, auch wol Kräutersäfte (wie es in Rehburg geschieht); aber eigentlichen Arzneigebrauch pflegt man während der Molkencur möglichst zu vermeiden. Tuberkulöse sollen die M. nicht am Morgen trinken, sondern die kalte Tageszeit im Bette oder Zimmer zubringen. Die Aerzte lassen auch bisweilen zu besondern Zwecken saure M. (serum lactis acidum) und arzneiliche M. (serum lactis medicatum) darstellen. Zu erstern

gehören die durch Weinstein, durch Weinsteinsäure, durch Tamarinden, durch Essig oder Citronensaft bereiteten; zu letztern die Alaunmolken, die Senfmolken, die weinigen (mittels saurer Weine bereiteten) und die Stahl- oder Eisenmolken. Die im Gegensatz hierzu sog. **süßen M.** (serum lactis dulce) werden meist aus Kuhmilch, bisweilen auch aus Ziegen- oder Schafmilch gefertigt.

Moll (vom lat. mollis, weich) bezeichnet in der modernen Musik dasjenige unserer beiden Tongeschlechter, welches die kleine Terz und kleine Sexte zum charakteristischen Merkmal hat. In der ältern Musik bezeichnete M. die unserm heutigen B entsprechende Tonstufe. Im alten Tonsysteme hatte nämlich nur die zweite Stufe von A zwei chromatisch verschiedene Saiten, von denen die tiefere gegen den Ton A eine kleine Secunde ausmachte, also mit unserm heutigen B übereinkam, während die höhere, unserm heutigen H entsprechend, eine große Secunde betrug. Jene tiefere B-Saite, mit ♭ molle oder rotundum bezeichnet, wurde B molle, diese höhere, mit ♮ (b durum oder quadratum) notirt, B durum genannt. Wenn nun ein Gesang den Ton ♭, B molle, enthielt, so wurde er Cantus mollis oder Cantus ♭ mollis, wenn hingegen nicht ♭, sondern ♮ durum darin vorkam, Cantus durus oder Cantus ♮ duri genannt. Ferner hieß Mollis (transpositus oder fictus sc. modus oder tonus) eine Tonart, wenn sie nicht in ihrer natürlichen Lage, sondern um eine Quarte höher notirt und ausgeübt wurde, in welchem Falle zur Herstellung des der betreffenden Octavengattung eigenthümlichen Stufenverhältnisses der Ton ♮ in ♭ verwandelt werden mußte. (S. Dur.)

Molla ist bei den Türken und Persern der Titel des Oberrichters, der in den Städten und ganzen Districten die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit zu verwalten hat.

Möllendorf (Rich. Joach. Heinr. von), preuß. General-Feldmarschall, geb. 1725 auf seinem väterlichen Gute Lindenberg in der Priegnitz, erhielt seine Bildung auf der Ritterakademie zu Brandenburg und wurde 1740 Page bei Friedrich II., den er im ersten schles. Kriege begleitete. Als Fähnrich im ersten Bataillon Garde machte er im zweiten Kriege die Schlachten bei Hohenfriedberg und Sorr mit, in welcher letztern er verwundet wurde. Bald darauf wurde er wegen seines ausgezeichneten Benehmens bei Vertheidigung eines Provianttransports mit Uebergehung seiner Vorderleute zum Hauptmann und Flügeladjutanten des Königs ernannt. Im Siebenjährigen Kriege zeichnete er sich vorzüglich bei Leuthen aus, in welcher letztern Schlacht er durch Wegnahme des Kirchhofs von Leuthen wesentlich zur Entscheidung beitrug. Sein Benehmen bei der Belagerung von Breslau belohnte der König 1758 durch seine Ernennung zum Major und Commandeur des 3. Bataillons Garde. Sehr tapfer bewies er sich bei dem Ueberfall von Hochkirch und erhielt nun 1760 das Commando des Garderegiments. Mit demselben focht er in der Schlacht bei Liegnitz, nach welcher ihn der König zum Oberstlieutenant erhob. In der Schlacht bei Torgau 3. Nov. 1760 wurde er gefangen, aber Anfang 1761 ausgewechselt und darauf zum Obersten ernannt. 1762, kurz nach der Belagerung von Schweidnitz, eroberte er mit seiner Brigade den wichtigen verschanzten Posten bei Burkersdorf und wurde nun Generalmajor. Als Generallieutenant, seit 1774, befehligte er im Bairischen Erbfolgekriege unter dem Prinzen Heinrich in Sachsen und Böhmen ein Corps, mit dem er 1779 mitten im Winter eine glückliche Unternehmung bei Bautzen ausführte. 1787 wurde er Gouverneur von Berlin, in welcher Stellung er hauptsächlich auf eine mildere Behandlung des gemeinen Soldaten hinwirkte, die damals noch ganz vermißt wurde. In den letzten Lebensjahren Friedrich's d. Gr. war er oft dessen alleiniger Gesellschafter. Unter Friedrich Wilhelm II. wurde M. 1787 General der Infanterie und 1793 Feldmarschall, auch erhielt er eine Domherrnstelle in Havelberg. Er war nicht für den Krieg mit Frankreich und fiel deshalb gewissermaßen bei Hofe in Ungnade. Dennoch erhielt er 1794 den Oberbefehl der preuß. Heere am Rhein, nachdem der Herzog von Braunschweig denselben niedergelegt hatte. Zwar eroberte M. 23. Mai die franz. Verschanzungen bei Kaiserslautern, doch vermochte er für die Länge der republikanischen Uebermacht Frankreichs nicht zu widerstehen. Obwol über 80 J. alt, folgte M. in dem Kriege von 1806 gegen seine Ansicht dem Rufe seines Königs zu den Waffen. Nach der Schlacht bei Jena gerieth er zu Erfurt in franz. Gefangenschaft; doch wurde er mit großer Achtung behandelt und ihm auf sein Ehrenwort gestattet, nach Berlin zurückzukehren. Napoleon ertheilte ihm nachmals noch das Großkreuz der Ehrenlegion. M. starb 28. Jan. 1816 zu Havelberg.

Moller (Georg), deutscher Architekt, geb. 21. Jan. 1784 zu Diepholz im Hannoverschen, bildete sich theils in Karlsruhe unter Weinbrenner, theils in Italien 1807—10 und trat dann, da er es verschmähte, nach dem unter franz. Herrschaft stehenden Hannover zurückzukehren, als Hofbaumeister in großherzogl. hess. Staatsdienste. Damals lenkte die romantische Schule die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Bauten des Mittelalters. M., der denselben ein eifriges und

begeistertes Studium gewidmet hatte, wirkte hierbei sehr anregend. Er begann die Herausgabe der «Denkmäler deutscher Kunst» (Bd. 1—3, Darmst. 1815—45), die erste architektonisch genaue Sammlung dieser Art, und ließ 1818 das Facsimile des von ihm in Darmstadt auf einem Dachboden entdeckten Originalrisses des Doms in Köln erscheinen, wodurch im Verein mit einem zweiten, in der Folge aufgefundenen Originalbauriß auch die Vollendung der beiden Thürme in ihrer ursprünglich gedachten Form ermöglicht wird. Ziemlich gleichzeitig machte er sich auch als praktischer Baumeister einen Namen. Er baute das Casino (1817), das Opernhaus (1819), die kath. Kirche (1824) und die neue Kanzlei in Darmstadt (1826); ferner die kath. Kirche in Bensheim (1827), die östl. Domkuppel (1828) und das Theater in Mainz (1833), das herzogl. nassauische Residenzschloß in Wiesbaden, den Viaduct im Goelsthale bei Aachen u. s. w., und es gehören diese Bauten, namentlich in constructiver Hinsicht, zu den besten neuern Bauwerken Deutschlands. Die genaue Ermittelung der constructiven Gesetze der mittelalterlichen Baukunst blieb ein fortgesetztes Studium seiner Vorliebe, deren Resultate er in seinen «Beiträgen zur Constructionslehre» (Heft 1—6, Darmst. 1835—42) niedergelegt hat. Er suchte die goth. Baukunst nicht in der Anwendung äußerer Formen, sondern in der rationellen Nachbildung ihrer innern, organischen Gesetze in Stein-, Holz- und Eisenconstructionen für uns nutzbar zu machen. Namentlich gilt M. für die Dachconstruction als ein ausgezeichneter Meister. Von seinen übrigen Schriften sind noch zu erwähnen: «Denkmäler deutscher Baukunst» (Darmst. 1821); «Die Domkirche zu Limburg an der Lahn und die Paulskirche zu Worms» (Darmst. 1824); «Der Münster zu Freiburg im Breisgau» (Darmst. 1826); «Der Originalriß des Doms zu Köln, mit Bemerkungen über die Vollendung dieses Gebäudes» (Darmst. 1818). M. bildet das Haupt einer zahlreichen Schule, aus welcher unter andern Lerch, Hessemer und Andrä hervorgegangen sind. Er starb 13. März 1852.

Mölln, eine kleine, im lauenburg. Amte Ratzeburg gelegene Stadt, 3,9 M. von Lübeck, an der Eisenbahn, am Möllensee und an der Stecknitz, welche, schiffbar gemacht, Lübeck mit der Elbe verbindet, zählt 3524 E. (1864), die Ackerbau, erheblichen Handwerksbetrieb, Brennerei, Getreide- und Holzhandel unterhalten. Nach einem auf dem Kirchhofe befindlichen Leichenstein mit Inschrift ist Till Eulenspiegel (s. d.) 1350 daselbst gestorben und begraben worden. Die Stadt gehörte 1359—1748 zu Lübeck. Am 17. Aug. 1813 wurden daselbst Tettenborn's Kosacken von den Franzosen überfallen.

Mollusken oder Weichthiere bilden eine sehr große Thierklasse, welche alle diejenigen niedern rückgratlosen Thiere umfaßt, deren Nervensystem aus einem den Schlund umgebenden Ringe und asymmetrisch durch den Körper zerstreuten Nervenknoten (Ganglien) besteht, und die der Gliedmaßen entbehren. Sie haben einen weichen dehnbaren Körper, der mit einem lose anhängenden, weichen, schlüpferigen Hautsacke (dem Mantel) umhüllt ist, welcher bei den meisten ein Kalkgehäuse absondert. Entweder ist ein deutlicher, mit Sinnesorganen versehener Kopf vorhanden, an dem sich der Mund befindet, oder der Kopf fehlt, und dann liegt der Mund vorn in einer Vertiefung zwischen den Lippen des Mantels. Danach zerfallen die Weichthiere in Kopfweichthiere, zu denen z. B. die Tintenfische und Schnecken gehören, und in kopflose Weichthiere, wohin die Muscheln, Seescheiden und Salpen gerechnet werden. Ihre Bewegungsorgane bestehen in flossenförmigen Anhängen des Mantels, wie bei den Kielfüßern, oder in einer verdickten fleischigen Sohle unten am Bauche, welche Fuß genannt wird und zum Festhalten und langsamen Fortschieben dient, wie bei den Schnecken, oder endlich in fleischigen Armen, welche zugleich zum Greifen dienen, wie bei den Kopffüßern u. s. w. Als Verdauungsorgane finden sich ein gewundener Darm und eine meist große Leber vor. Die Athmungsorgane liegen meist äußerlich am Leibe unter dem Mantel und bestehen in gefäßreichen Lungenhöhlen oder Kiemen. Die M. mit Gehäuse nennt man vorzugsweise Schalthiere, und die ohne Gehäuse nackte Weichthiere. Besteht das Gehäuse aus einer einzigen gewundenen Schale, so nennt man die damit versehenen Schalthiere Schnecken (Cochleae), und besteht ihr Gehäuse aus zwei Schalen, Muscheln (Conchae). Die sehr verschiedene Bildung des Gehäuses, welche wir hier wahrnehmen, hängt ganz von dem Mantel ab, dessen Schleimnetz ein meist schon im Embryo des Eies als dünne Hülle erkennbares Gehäuse absetzt. Entweder wird das Thier ganz oder nur theilweise vom Gehäuse bedeckt. Selten ist das Gehäuse sehr klein und dann auch wol im Mantel verborgen, wie bei den Seehasen, mehrern Arten der Seitenschnecke (Pleurobranchus) u. a. Die M. sind entweder getrennten Geschlechts oder sich selbst oder gegenseitig befruchtende Zwitter; nur wenige gebären enthüllte Junge. Die meisten legen Eier, oft in Menge zusammen und dann oft zu traubenförmigen oder symmetrischen Gebilden vereint. So finden sich nicht

selten in den Sammlungen die erbsengroßen, leeren, zusammengeballten, getrockneten Eier des Wellhorn (Buccinum undatum). Die meisten M. bewohnen das Meer, wenigere das Land und noch wenigere die süßen Gewässer. Die auf dem Lande und in süßem Wasser sowie die meisten auf hohem Meere lebenden M. haben gewöhnlich ein dünnes, leichtzerbrechliches Gehäuse; dagegen ist das Gehäuse der an der Küste lebenden dick und fest. Die meisten im Meere wohnenden M. scheinen auf thierische Nahrungsstoffe angewiesen zu sein; die Land- und Süßwasserschnecken nähren sich meist von Pflanzen. Die Gefräßigkeit der letztern ist bekannt und bei den im Meere lebenden wahrscheinlich nicht geringer, ja die Tintenfische (Sepien) sind unersättliche und grimmige Raubthiere. Schädlich sind mehrere Landschnecken, besonders die nackten und gefräßigen Ackerschnecken, indem sie die den Menschen zur Nahrung dienenden Gewächse vernichten, ferner die Bohrmuscheln und Pfahlmuscheln, welche Schiffe und Dämme durchbohren und dadurch zerstören. Nützlich werden die M., indem viele von ihnen als Nahrung dienen, wie die Tintenfische, Weinbergsschnecken, Austern, Napfschnecken, Herzmuscheln, Kammuscheln, Mießmuscheln u. s. w. Die Flußperlmuscheln und die Meerperlmuscheln liefern Perlen und Perlmutterschalen, und mehrere haben einen eigenthümlichen Saft, der zum Färben benutzt wurde. So lieferte die Purpurschnecke (Purpura patula), der Meerhase (Janthina communis), das Brandhorn (Murex Brandaris) u. a. den Alten den Purpur, wofür wir jetzt freilich schönere und dauerhaftere Farben haben. Die Tintenfische liefern die als Sepia bekannte braune Malerfarbe. Aus dem Barte (Byssus) der Steckmuschel (Pinna) verfertigt man um Tarent Geldbörsen, Handschuhe u. dgl., welche durch die braune, gold- oder grünglänzende Naturfarbe und Weichheit gefallen, aber hoch im Preise stehen. Die Gehäuse der Porzellanschnecken, Kammmuscheln, Schiffsboote u. a. werden zu Kunstarbeiten, Gefäßen, Löffeln, Dosen u. s. w. verwendet. In Siam, Birma und Guinea dienen die Kauris (s. d.) als Scheidemünze. Auf die Bildung der Erdrinde haben die Schalmollusken einen großen Einfluß geübt. Man theilt die M. gegenwärtig in folgende Klassen: 1) Molluskoiden, wohin die Moosthiere (Bryozoa) und Mantelthiere (Tunicata); 2) eigentliche M., wohin die Muschelthiere (Conchifera), die Schnecken (Cephalophora) und die Kopffüßler (Cephalopoda) gehören.

Mollwitz, ein Dorf im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien, im Kreise und nahe bei der Stadt Brieg, mit 620 E., ist durch die Schlacht im ersten schles. Kriege 10. April 1741 denkwürdig, in welcher die Preußen die Oesterreicher unter Neipperg schlugen.

Molo heißt der die Mündungen oder den Einfluß eines Hafens abschließende, aus großen Steinen errichtete Damm, der unter Umständen auch noch durch Ketten verschlossen werden kann. Der M. oder die Mole hindert den durch die Küstenströmung mitgeführten Sand, die Ausmündung zu verschlammen, und sichert die Schiffe vor Wellenschlag und feindlichen Angriffen.

Moloch oder Molech, d. i. König, ist ein bei verschiedenen semit. Stämmen vorkommender Gottesname. Derselbe kommt auch in Zusammensetzungen vor, wie Baal-Molech, Baal-Melkarth («Stadtkönig»), und ist strenggenommen nicht Eigenname, sondern nur Bezeichnung des theokratischen Verhältnisses des Gottes zu dem ihm angehörigen Volke. So heißt auch der Gott der Moabiter Milkom, d. h. unser König. Welche Gottheit ursprünglich unter diesem Namen verstanden worden sei, ist daher schwer auszumitteln, zumal die alten Cultusformen der verschiedenen Stämme sehr verschieden waren, und die häufigen Göttermischungen die ursprünglichen Beziehungen frühzeitig verwischten. Zu der Zeit, da die Israeliten mit den Phöniziern und Syrern in Berührung traten, wurde unter dem Namen M. vorzugsweise Baal-Chamman, der Gott der Sommersonne und des glühenden Sonnenbrandes, verehrt, dem man durch Menschenopfer und blutige Selbstverstümmelungen diente. Salomo führte den Molochdienst auch bei den Israeliten ein und wies ihm das Thal Hinnom bei Jerusalem als Cultusstätte an, wo ihm bis auf die Zeiten des Josia herab zahlreiche Kinder geopfert wurden. Die Beschreibung späterer Rabbinen von dem ehernen Bilde des M., dem man die Opfer in die Arme gelegt, worauf sie durch ein in dem Götzenbilde angezündetes Feuer langsam gebraten worden seien, ist unverbürgt.

Molossus ist der Name eines dreisilbigen, nur aus Längen bestehenden Versfußes, in metrischer Bezeichnung — — —, z. B. Wartburgfest. Ausschließend kommt dieser Versfuß in längern Strophen nicht vor, sondern nur mit flüchtigern Rhythmen gemischt.

Moltke, eine Adelsfamilie, von der zuerst Matthäus M. (1220, 1246) erwähnt wird. Dieselbe war ursprünglich in Mecklenburg auf Stridfeld u. s. w. angesessen und theilte sich während des 16. Jahrh. in zwei Linien. Von der ältern Linie erwarb Friedrich Detlev (geb. 1750, gest. 1825), königl. preuß. Oberjägermeister, Herr auf Walde, Kasdorf u. s. w., 19. Oct. 1776 den Titel eines deutschen Reichsgrafen. Sein Enkel, Reichsgraf Friedrich (geb.

22. Sept. 1831), königl. preuß. Rittmeister z. D., ist gegenwärtig Haupt dieser sog. **deutschen Linie**, welche ihre Besitzungen in Mecklenburg hat. Die jüngere, sog. **dänische Linie** war schon seit Mitte des 17. Jahrh. wiederholt in dän. Kriegsdiensten. **Adam Gottlob** (geb. 1710, gest. 25. Sept. 1792), Günstling und Minister des Königs Friedrich V. von Dänemark, ward 31. März 1750 zum Range eines dän. Lehnsgrafen auf Bregentved (Seeland) erhoben, und seine zahlreiche Nachkommenschaft verbreitete sich über Dänemark und Schleswig-Holstein. Die Lehnsgrafschaft Bregentved erbte Adam Gottlob's Sohn, **Joachim Gottsche** (geb. 27. Juli 1746, gest. 5. Oct. 1818), dän. Staatsminister unter König Christian VII. bis 1784, und diesem succedirte sein Sohn **Adam Wilhelm** (geb. 25. Aug. 1785, gest. 15. Febr. 1864), dän. Staatsminister unter König Christian VIII. und Friedrich VII. bis 1852. Dessen Sohn, **Friedrich Georg Julius** (geb. 27. Febr. 1825), königl. dän. Kammerherr, ist gegenwärtig Haupt der dän. Linie. Von den übrigen Söhnen des Adam Gottlob sind zu nennen: **Gebhard** (geb. 1764, gest. im Dec. 1851), Stifter der Nebenlinie **Moltke-Hvitfeld** zu Moltkenborg (Fünen), und **Otto Joachim** (geb. 1770, gest. im Febr. 1853), dän. Staatsminister und Präsident der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Kanzlei unter König Friedrich VI. und Christian VIII. bis 1842. Ein vierter Sohn, der königl. dän. Generalmajor **Christian Magnus Friedrich**, war auf dem adelichen Gute Noer in Schleswig angesessen. Von diesem spielten die nachfolgenden zwei Söhne eine Rolle in der schlesw.-holstein. Bewegung. **Magnus** (geb. 1783, gest. 1864) war von 1813—50 Obergerichtsrath und Landrath in Schleswig und stimmte hier 1831 nebst einem andern Collegen, V. Lüders, gegen die Verurtheilung des U. J. Lornsen (s. d.). In der schleswig. Provinzialständeversammlung zeichnete er sich durch Liberalismus aus und ward in der ersten Session 1836 zum Präsidenten erwählt. Auch trat er mehrfach als Schriftsteller auf. Noch bedeutender zeigte sich sein älterer Bruder, **Adam Gottlob Detlev** (geb. 1765, gest. 17. Juni 1843), Herr auf Nütschau in Holstein. Derselbe fühlte sich in seiner Jugend von den Ideen der Französischen Revolution so lebhaft ergriffen, daß er seinen Grafentitel ablegen wollte und sich Citoyen M. nannte. Zur Zeit des Wiener Congresses ging er als Abgeordneter der schlesw.-holstein. Ritterschaft nach Wien zu König Friedrich VI., um die Wiederherstellung der alten schlesw.-holstein. Landesverfassung zu fordern. Auch stand er mit an der Spitze bei den spätern Schritten in derselben Richtung, welche die Ritterschaft unter Mitwirkung der kieler Professoren Dahlmann und Falck am dän. Hofe und am Deutschen Bundestage bis 1823 vornahm. Ebenso betheiligte er sich nach 1830 an der von U. J. Lornsen angeregten neuen Bewegung und hinterließ mehrere patriotische Schriften. Dagegen ließen sich zwei Söhne von Adam Gottlob Detlev zu Werkzeugen der dän. Politik gegen Schleswig-Holstein gebrauchen. **Karl M.** (geb. 15. Nov. 1800, gest. 12. April 1866) ward 1846 nach Erlaß des Offenen Briefs Präsident der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Kanzlei und suchte der fortschreitenden Bewegung in den Herzogthümern mit Strenge Einhalt zu thun, jedoch vergebens. Nach Beendigung des ersten schlesw.-holstein. Kriegs übernahm er das Ministerium für Schleswig (1851—54). In dieser Stellung führte er die dän. Reaction mit rücksichtsloser und rachsüchtiger Härte durch, sah sich aber trotzdem beseitigt. Erst nach dem zweiten schlesw.-holstein. Kriege 1864 trat er wieder auf kurze Zeit ohne Portefeuille in das dän. Ministerium ein, welches den Wiener Frieden abschließen mußte. Karl's jüngerer Bruder, **Friedrich Adamson** (geb. 1815), ward erst Amtmann in Lauenburg, dann in Holstein und endlich 1862—63 Präsident der holstein. Regierung zu Plön. Diese Behörde sollte die Aussonderung Holsteins aus dem dän. Gesammtstaate durchführen, wurde aber unmittelbar nach dem Einmarsch der deutschen Bundestruppen aufgelöst.

Moltke (Helmuth Karl Bernhard, Freiherr von), preuß. General der Infanterie und Chef des Generalstabs der Armee, geb. 26. Oct. 1800 zu Gnewitz in Mecklenburg, trat zuerst in dän. Kriegsdienst, vertauschte diesen aber 1822 mit dem preußischen. Hier machte er sich bald durch Geist und gediegene Kenntnisse bemerklich, sodaß er schon 1832 in den Generalstab kam. 1835 unternahm er eine Reise nach dem Orient, wo er dem Sultan Mahmud vorgestellt wurde, der ihn sehr auszeichnete und sich von ihm in dem damals neuerfundenen Kriegsspiel unterrichten ließ, auch einen mehrjährigen Urlaub für ihn auswirkte, um seinen Rath bei den durchzuführenden militärischen Reformen zu hören. M. wohnte dann mit andern dahin beurlaubten preuß. Offizieren dem Feldzuge in Syrien 1839 bei, wo der türk. Feldherr freilich guten Rath verschmähte und dafür bei Nisib geschlagen ward. Nach der Heimkehr trat M. wieder in den Generalstab, war 1846 Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen, der in Rom lebte, nach dessen Tode 1847 beim Generalcommando am Rhein, 1848 Abtheilungsvorsteher im großen Gene-

ralstabe, 1849—55 Chef des Generalstabs vom 4. Armeecorps, 1856 Adjutant des Prinzen (spätern Kronprinzen) Friedrich Wilhelm. Seit 1858 wirkte er als Chef des Generalstabs der Armee. 1842 war M. Major geworden und seitdem bis zum General aufgestiegen. 1859 wurde er Generallieutenant. Schon bei dem Feldzugsplane von 1859, welcher infolge des Friedens von Villafranca nicht zur Ausführung kam, hatte M. seinem umfassenden Wirkungskreise entsprochen. Durch eigene Vorträge an die Generalstabsoffiziere und geistvolle Leitung ihrer Arbeiten und Studien wußte er im Frieden das Corps wesentlich zu fördern. Beim Kriege mit Dänemark 1864 half er sodann den gemeinsamen Operationsplan feststellen und wurde Ende April, als der Prinz Friedrich Karl von Preußen den Oberbefehl der alliirten Armee erhielt, zum Chef des Generalstabs derselben ernannt. Nach dem Frieden kehrte er in seine Stellung zurück und nahm an wichtigen Arbeiten und Berathungen theil, namentlich 1866 an denen der höhern Generale, welche die Möglichkeit eines Bruches mit Oesterreich ins Auge faßten und für diesen Fall im voraus Operationsentwürfe erwogen. Jedenfalls ist der Feldzugsplan, welcher in dem kurzen entscheidenden Kriege mit seinen combinirten Operationen so vortrefflich durchgeführt wurde, den Hauptpunkten nach von M. entworfen und dem Könige zur Genehmigung vorgelegt worden. Im Juni 1866 wurde M. zum General der Infanterie befördert und begleitete dann den König in das Feld, wo der Monarch den Oberbefehl am Tage vor der Schlacht von Königgrätz übernahm. M. leitete auch nach dem Siege den weitern Vormarsch der Armeen gegen Olmütz und Wien. Er unterhandelte hierauf die fünftägige Waffenruhe, welche 22. Juli eintrat, und den während derselben abgeschlossenen Waffenstillstand mit Friedenspräliminarien, der 2. Aug. begann. Vom Könige wurde er für seine Verdienste mit dem Schwarzen Adlerorden ausgezeichnet. Von M. sind folgende Werke erschienen: «Der russisch-türk. Feldzug in der europ. Türkei» (Berl. 1835), «Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den J. 1835—39» (Berl. 1841) und «Der ital. Feldzug von 1859» (2. Aufl., Berl. 1863). Letzteres Werk war unter M.'s Leitung von der histor. Abtheilung des königl. preuß. Generalstabs bearbeitet worden.

Molukken oder Gewürzinseln heißt der zwischen Celebes und Neuguinea befindliche, zu Asien gehörige weitläufige Archipel, dessen Inseln theils mittelbar, theils unmittelbar unter der Herrschaft der Niederländer stehen und zusammen ein eigenes Gouvernement ihrer ostind. Colonie bilden. Sie sind sehr vulkanisch und machen durch verborgene Klippen, Sandbänke und Untiefen die Schiffahrt in diesem Inselmeere gefährlich. Im Sommer ist auf ihnen die Hitze sehr groß und in den Regenmonaten die Luft sehr ungesund; zum Theil fehlt es ihnen an Wasser, das einigermaßen durch die Früchte des Kokosbaums ersetzt wird. Die herrschende Sprache ist die malaiische. Als die Portugiesen 1511 unter Antonio de Abreu und Francisco Serrao die Gewürzinseln entdeckten, waren die Araber hier schon angesiedelt. Die Inseln blieben unter portug. Herrschaft, bis zu Anfange des 17. Jahrh. sich die Holländer ihrer bemächtigten, denen sie, seit 1796 zweimal durch die Briten entrissen, im Pariser Frieden zurückgegeben wurden. Bald nach der ersten Besitznahme der Inseln fanden die Holländer es vortheilhafter, die Gewürzbäume auf die südl. Inselgruppen Amboina und Banda zu verpflanzen, auf den andern aber sie auszurotten. Sie schlossen deshalb 1638 mit dem Sultan von Ternate, der ihnen unterworfen war, sowie mit den übrigen kleinen Inselbeherrschern einen Vertrag, demzufolge alle Gewürzbäume auf den denselben zugehörigen Inseln vertilgt und nie wieder angebaut werden sollten, und bewilligten ihnen als Entschädigung ein Jahrgeld. Zur Ueberwachung dieses Vertrags legten sie drei starke Festungen, Oranien, Holland und Wilhelmsstadt, auf Ternate und etwa neun andere auf den übrigen Eilanden an und vertilgten von Zeit zu Zeit, soweit die Wälder und wilden Thiere durchzudringen erlaubten, die wieder aufgeschossenen Gewürzbäume auf jenen Inseln. Um auch den Schleichhandel mit Gewürzen zu verhüten, bereiste der Gouverneur von Amboina jährlich mit einem Geschwader von 20—50 Schiffen sein Gouvernement. Aber trotz dieser Vorsichtsmaßregeln wuchsen die Gewürzbäume da, wohin die Macht der Holländer nicht dringen konnte, in großer Menge, und trotz der von den Holländern an den Eingeborenen vollzogenen harten Strafen setzten diese einen beträchtlichen Schleichhandel mit den Engländern fort. Erst in neuerer Zeit sind die Holländer in dieser Hinsicht freisinniger geworden. Das Gouvernement der M., welches 1865 auf 2020 Q.-M. 376029 E. zählte, zerfällt in drei Inselgruppen und Residentschaften: die Bandainseln im Süden, 411 Q.-M. mit 111697 E.; die Amboinen in der Mitte, 479 Q.-M. mit 170594 E. und mit dem Sitze des Generalgouverneurs auf der Insel Ambon oder Amboina (s. d.); die eigentlichen M. oder Ternates, 1130 Q.-M. mit 93738 E. Die Residentschaft der Bandainseln (s. d.), welche die Haupt-

pflanzungen des Muskatnußbaums enthalten, stehen in ihrer zum Theil aus Alfuren oder Haraforas (s. d.) bestehenden Bevölkerung sowie in ihrer Pflanzen- und Thierwelt der austral. Insel Neuguinea am nächsten. Die Residenz der eigentlichen M. oder der Ternates bildet, eine eigene zwischen Neuguinea und den Philippinen gelegene Gruppe von 13 größern und mehrern kleinen Inseln. Der Sitz des Statthalters ist das Fort Oranien auf der kleinen Insel Ternate. Diese ist außerdem durch ihre vulkanische Natur und als Residenz der Sultane von Ternate merkwürdig, welche im 14. und 15. Jahrh. fast über sämmtliche molukk. Inseln unumschränkt herrschten. Auch der jetzige Sultan, obwol zu einem holländ. Vasallen herabgesunken, hat noch den größten Theil von Dschilolo sowie Theile von Celebes unter seiner Botmäßigkeit. Sein prächtiger, in europ. Art eingerichteter Palast befindet sich in der kleinen Stadt Ternate (8000 E.), die, in der Gestalt eines Amphitheaters an der Meeresküste erbaut, auch das Fort Oranien umfaßt. Die Insel wurde 1840 und 1855 durch Erdbeben furchtbar verwüstet. Die größte Insel dieser Gruppe ist Gilolo oder Dschilolo, auch Halmahera genannt, östlich von Ternate, an Gestalt der Insel Celebes ähnlich, von vulkanischen Kegeln starrend und fast nur von Alfuren und Malaien bewohnt. Das Innere wird von mehrern unabhängigen Häuptlingen beherrscht; einen Theil derselben mit der Stadt Bitscholie besitzt der Sultan von Ternate, einen andern der Sultan von Tidor. Die Insel Tidor, kleiner als Ternate, aber besser bevölkert, mit der gleichnamigen Hauptstadt von 5000 E., hat einen von den Niederländern abhängigen Sultan. Solche Vasallenfürsten regieren auch die kleinen Inseln Motir und Matschan sowie das ziemlich große Eiland Batschian. Ueber ein Drittel der Bewohner der M. bekennt sich zum Christenthum. Ursprünglich durch die Portugiesen für den Katholicismus gewonnen, wurde dieser von den Holländern durch die reform. Confession ersetzt. Doch stehen diese Christen in sittlicher Beziehung hinter den andern Bewohnern des Archipels weit zurück. Bei den übrigen hat sich aus arab. Zeit der Mohammedanismus erhalten. Für Schulen, die auf Banda, Ternate und Amboina bestehen, ist verhältnißmäßig reich gesorgt. Als Lehrer wirken Inländer und Missionare. Die Bevölkerung ist dem Seeraube ungemein ergeben und liefert eine große Zahl jener berüchtigten Piraten, welche die ostasiat. Meere so unsicher machen. Die Zahl der angesiedelten Europäer ist sehr gering; größer jene der Chinesen. Die Hauptproducte der M. sind Gewürznelken, Sago, Muskatnüsse und Reis. Der Ertrag der erstern wechselt in den verschiedenen Jahren ungemein.

Molybdän oder Wasserblei, ein einfacher metallischer Körper, findet sich in der Natur hauptsächlich in Verbindung mit Schwefel als Molybdänglanz, ferner als molybdänsaures Bleioxyd (Gelbbleierz), sehr selten aber als Molybdänsäure (Molybdänocher). Das Molybdänmetall erscheint gewöhnlich als ein graues, luftbeständiges Pulver, welches durch den Strich Metallglanz annimmt und die Elektricität leitet. Nur im stärksten Gebläsefeuer läßt es sich in kleinen Massen zusammenschmelzen und ist dann silberweiß und stark metallglänzend. Sein specifisches Gewicht ist 8,6. Es ist etwas härter als Silber und läßt sich breit hämmern, ohne daß es zerspringt. Das M. oxydirt sich leicht; an der Luft bei gewöhnlicher Temperatur verliert es seinen Glanz und läuft nach und nach in verschiedenen Farben an. Es bildet mit dem Sauerstoff drei Körper, nämlich das Molybdänoxydul, das Molybdänoxyd und die Molybdänsäure. Letztere verbindet sich mit dem Ammoniak zu dem molybdänsauren Ammoniak, einem weißen, krystallinischen Salze, das in der analytischen Chemie zur Erkennung der Phosphorsäure eine wichtige Rolle spielt. Durch Reduction der Molybdänsäure mittels Zinnsalz erhält man eine schöne blaue Farbe.

Molyn (Peter), holländ. Maler, s. Tempesta.

Moment ist mit Augenblick oder Zeitpunkt gleichbedeutend, sofern von etwas die Rede ist, das sich geschichtlich darstellt; daher momentan so viel als vorübergehend. In der bildenden Kunst versteht man unter M. den Augenblick der Handlung oder Begebenheit, welchen diejenigen Künste hervorheben müssen, die nur das, was gleichzeitig geschieht, darstellen, das Vorher und Nachher aber, oder die Ursachen und Wirkungen, nur andeuten können. Von dem M. in der bildenden Kunst wird daher erfordert, daß er der bedeutendste und für die Anschauung angemessenste Punkt der Handlung sei. Sofern hingegen die Rede ist von Gegenständen der Ueberlegung, werden unter M. die Beweggründe, durch welche unser Urtheil bestimmt wird, verstanden, also alle die verschiedenen Gesichtspunkte, von wo aus eine Sache betrachtet sein will, und welche dabei gleichsam als Gewichte in die Wagschale fallen müssen, wenn das Urtheil ein richtig erwogenes sein soll. Solche Gesichtspunkte oder Erwägungsmomente sind z. B. bei physik. Thatsachen das M. der statischen und mechan. Kraftwirkung, das M. der Trägheit, M. der Reibung, des Stoffwechsels u. dgl. In der Hegel'schen Logik bedeuten die M. des dialektischen

Denkprocesses die sich nach dialektischer Methode ergebenden Gesichtspunkte einer wissenschaftlichen Weltanschauung überhaupt, aus denen die Kategorien oder Grundbegriffe entspringen, welche allen unsern Erkenntnissen als ihre letzten Grundlagen untergebaut sind.

Momiers, d. h. Mummerei Treibende, Heuchler, ist ursprünglich der volksthümliche Spottname einer Methodistenpartei in der Schweiz, welche, von der großen Continentalgesellschaft zu Edinburgh begünstigt und gepflegt, seit 1817 entschiedener hervortrat, nachdem schon 1813 Frau von Krüdener (s. d.) in Genf einige junge Geistliche, darunter Empeytaz, für diese Richtung gewonnen hatte. Von den Methodisten Drummond und Haldane unterstützt, klagte Empeytaz in einer Schrift die genfer Geistlichkeit an, daß sie die Gottheit Christi leugne und überhaupt nicht rein calvinisch denke. Um die dadurch entstandenen Streitigkeiten zu dämpfen, stellte die Geistlichkeit 3. Mai 1817 ein Reglement auf, nach welchem jeder Geistliche verpflichtet wurde, die von den Gegnern gerügten Theorien in öffentlichen Vorträgen nicht vorzubringen und so viel als möglich nur in Ausdrücken der Schrift über die streitigen Dogmen zu reden. Empeytaz, Malan, Gaussen u. a. bezichtigten nun die Geistlichkeit des Abfalls von der evang. Wahrheit und begannen eigene Versammlungen zu halten, woraus die gegenwärtige «Freie Kirche» (Église libre) hervorging, welche eine eigene theol. Facultät in Genf stiftete. Im Waadtland führte die gleiche Bewegung seit 1818 zu ernstern Conflicten. Die dem Conventikelwesen abgeneigte Regierung vertrieb die Emissare der Sekte und erließ 20. Mai 1824 ein strenges Gesetz gegen den Methodismus, infolge dessen die Pfarrer Scheler, Olivier, Chavannes, Prof. Monnard u. a. des Landes verwiesen oder anderweitig bestraft wurden. Dennoch bildete sich auch in Waadt eine «Getrennte Kirche» (Église séparée), und 1834 wurde das genannte Gesetz wieder aufgehoben. Auch in Bern, Neuenburg und andern prot. Cantonen der Schweiz zählt diese mystisch-religiöse Richtung zahlreiche Anhänger («Stündeler», von Betstunden halten). Vgl. von der Goltz, «Die reform. Kirche Genfs im 19. Jahrh.» (Bas. und Genf 1862), und Chenevière, «Quelques mots sur la Genève religieuse du baron de Goltz» (Genf 1863).

Mommsen (Theodor), einer der ausgezeichnetsten deutschen Alterthumsforscher und Geschichtschreiber, geb. 30. Nov. 1817 zu Garding in Schleswig, wo sein Vater Prediger war, erhielt seine Erziehung bis 1834 im väterlichen Hause, dann bis 1838 auf dem Gymnasium zu Altona. Hierauf widmete er sich bis 1843 zu Kiel philol., jurist. und histor. Studien und lebte dann einige Zeit als Privatlehrer zu Altona. Nachdem er die J. 1844—47 auf wissenschaftlichen Reisen in Italien und Frankreich zugebracht, wirkte er 1848 einige Zeit im Interesse seines engern Vaterlandes, indem er den größern Theil der leitenden Artikel der «Schleswig-holstein. Zeitung» verfaßte und in Rendsburg die Redaction derselben leitete. Im Herbst 1848 als außerord. Professor der Rechte nach Leipzig berufen, begann er seine jurist.-philol. Studien mit erneutem Eifer. Doch hatte hier seine Theilnahme an den Bewegungen der J. 1848 und 1849 eine Untersuchung und 1850 seine Absetzung zur Folge. M. wandte sich nach der Schweiz, wo er im Frühjahre 1852 die ord. Professur des röm. Rechts an der Universität zu Zürich übernahm. 1854 ging er jedoch in gleicher Eigenschaft nach Breslau, von wo er 1858 nach Berlin übersiedelte. Seine literarische Thätigkeit begann M. mit der Schrift «De collegiis et sodaliciis Romanorum» (Kiel 1843), in der er bereits von seinen umfassenden epigraphischen Studien ein glänzendes Zeugniß ablegte. Dasselbe galt auch von den nächstfolgenden Arbeiten: «Die röm. Tribus in administrativer Beziehung» (Altona 1844) und «Oskische Studien» (Berl. 1845; Nachträge 1846). Inzwischen hatte die berliner Akademie den Plan eines «Corpus inscriptionum latinarum» gefaßt, mit dessen Ausführung M. und Henzen in Rom betraut wurden. Als erste Ergebnisse seiner zu diesem Behufe in Italien angestellten Forschungen erschienen «Die unteritalischen Dialekte» (Lpz. 1850), ein auf seinem Gebiete bahnbrechendes Werk, und das «Corpus inscriptionum Neapolitanarum» (Lpz. 1851), welches für ähnliche epigraphische Arbeiten als mustergültig zu betrachten ist. Während seines Aufenthalts in der Schweiz bearbeitete er «Die nordetruskischen Alphabete» (Zür. 1853) und die Sammlung der «Inscriptiones confoederationis Helveticae latinae» (Zür. 1854), bald darauf «Die Stadtrechte der lat. Gemeinden Salpensa und Malaca» (Lpz. 1855; Nachtrag 1855). Zu Anfang 1863 erschien endlich der erste Band des «Corpus inscriptionum latinarum» (Berl. 1863 fg.), welcher alle bekannten röm. Inschriften aus der Zeit vor Cäsar begreift. Neben diesen epigraphischen Arbeiten, zu deren Förderung er wiederholte Reisen nach Italien und den andern Ländergebieten des frühern Römerreichs unternahm, beschäftigten ihn ununterbrochen die eingehendsten Forschungen über alle Gegenstände des altröm. Lebens. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist die «Röm. Geschichte» (Bd. 1—3, Berl. 1854—56; 4. Aufl. 1865—66), welche unstreitig, trotz mehrfacher Gegnerschaft, zu den

bedeutendsten Werken der neuern deutschen Geschichtschreibung gehört. In ihrer Art vortrefflich sind auch die monographischen Arbeiten über «Die röm. Chronologie bis auf Cäsar» (Berl. 1858; 2. Aufl. 1859), «Die Geschichte des röm. Münzwesens» (Berl. 1860) und «Röm. Forschungen» (Bd. 1, Berl. 1864; 2. Aufl. 1865). In zahlreichen andern, meist in den Denkschriften der gelehrten Gesellschaften zu Leipzig, Zürich, Berlin u. s. w. enthaltenen Arbeiten hat M. seine Forschungen über einzelne Gegenstände und Fragen aus der Geschichte des röm. Staats und Rechts niedergelegt. Dahin gehören «Ueber den Chronographen vom J. 354» (Lpz. 1850), «Das Edict Diocletian's de pretiis rerum venalium vom J. 301» (Lpz. 1851), «Die Chronik des Cassiodorus Senator» (Lpz. 1861), «Verzeichniß der röm. Provinzen um 297» (Berl. 1862), «Ueber die Zeitfolge der Verordnungen Diocletian's und seiner Mitregenten» (Berl. 1862), «Die Zeitzer Ostertafel vom J. 447» (Berl. 1862), die Ausgabe der Fragmente des antejustinianischen Rechts aus einem Codex des Vatican (Berl. 1863), die «Res gestae divi Augusti ex monumentis Ancyrano et Apolloniensi» (Berl. 1865) u. s. w.

Mommsen (Johannes Tycho), verdienter Philolog und Kritiker, des vorigen Bruder, geb. 1819 zu Garding, widmete sich der Philologie und bereiste 1846—48 Italien und Griechenland. Sodann übernahm er eine Stelle als Lehrer am Gymnasium zu Husum. Durch die Schlacht bei Idstedt 1850 von dort vertrieben, erhielt er bald darauf eine Anstellung als Professor am Realgymnasium zu Eisenach, die er später mit einer Gymnasialprofessur zu Oldenburg vertauschte. Seinen Ruf als tüchtiger Philolog begründete er bereits durch die Schrift über «Pindaros» (Kiel 1845) und eine metrische Uebersetzung dieses Dichters (Lpz. 1846). In weitern Kreisen wurde jedoch sein Name durch seine kritischen Arbeiten über Shakspeare bekannt, unter denen «Der Perkins-Shakspeare» (Berl. 1854) und die kritische Ausgabe von «Romeo und Julia» (Berl. 1859) die bedeutendsten. Außerdem sind noch hervorzuheben die kleinern Schriften: «Die Kunst der Uebersetzung» (Oldenb. 1858) und «Bemerkungen über Kritik, Exegese und Versabtheilung bei Pindar» (Oldenb. 1863). — Ein jüngerer Bruder, August M., geb. 1821 zu Oldesloe, vor seiner Vertreibung aus Schleswig Lehrer am Gymnasium zu Flensburg, seitdem erst Professor am Johanneum zu Hamburg, dann am Gymnasium zu Parchim, hat sich ebenfalls als Philolog und Alterthumsforscher einen geachteten Namen erworben. Unter seinen Schriften sind besonders die «Beiträge zur griech. Zeitrechnung» (Lpz. 1856), «Römische Daten» (Parchim 1856), «Zweiter Beitrag zur Zeitrechnung der Griechen und Römer» (Lpz. 1859) und die «Heortologie. Antiquarische Untersuchungen über die städtischen Feste der Athener» (Lpz. 1864) hervorzuheben. — Nicht mit den Genannten verwandt ist Friedrich M., ein Schleswig-Holsteiner, der eine Zeit lang Chef des Justizdepartements unter der Statthalterschaft in Kiel war und sich nach seiner Vertreibung als Privatdocent zu Göttingen habilitirte, wo er später eine Professur erhielt. Literarisch ist derselbe namentlich durch «Beiträge zum Obligationenrecht» (3 Bde., Gött. 1853—55) und «Erörterungen aus dem Obligationenrecht» (Bd. 1, Braunschw. 1859) bekannt.

Mömpelgard, s. Montbéliard.

Mōmus, der Gott des Spottes und des Tadels, nach Hesiod ein Sohn der Nacht, kommt erst in der spätern Zeit öfter und zwar gewöhnlich in Verbindung mit Komos (s. d.) vor. Bei Lucian ist er der liberale unter den aristokratischen Göttern, der alles verspottet, was nur histor. und keinen natürlichen Werth hat. Als Minerva ein Haus gebaut, Neptun einen Ochsen erschaffen und Vulcan einen Menschen gebildet hatte, tadelte er an dem ersten, man könne es bei den Belästigungen durch einen bösen Nachbar nicht herumdrehen, bei dem zweiten, er habe die Hörner nicht auf der Brust, wo er besser würde stoßen können, bei dem dritten, er habe kein Fenster, durch das man sehen könne, was er im Herzen trüge. In der Kunst wird er als entkräfteter Greis dargestellt.

Monăco, ein kleines ital. Fürstenthum, an der ligurischen Küste des Mittelmeers gelegen und von dem franz. Depart. der See-Alpen umgeben, ist nunmehr blos auf das Gebiet der gleichnamigen Stadt beschränkt und hat ein Areal von 0,55 Q.-M. mit einer Bevölkerung von circa 42000 Seelen (worunter 40000 Fremde). Seine Verfassung ist monarchisch-absolut. Der Fürst vereinigt die gesetzgebende und vollziehende Gewalt in seiner Hand und ist an sich souverän, steht jedoch seit Jahrhunderten in Schutzverhältnissen zu fremden Staaten, und zwar seit 1815 unter dem Schutze Sardiniens. Die Haupterzeugnisse des Ländchens, welche auch ausgeführt werden, sind Citronen und andere Südfrüchte und Oel. Die Stadt M. (Monoecus oder Herculis Monoeci Portus im Alterthum) liegt unweit von Nizza, auf einer mit Cactus und gegen das Meer hin mit kolossalen indischen Feigen bewachsenen, auf der Spitze mit

Befestigungen bekränzten Felsenmasse, hat ein Schloß von guter Bauart und einen Hafen. Das Klima ist äußerst mild und dem von Nizza gleich. Das nahe Dorf Turbia besitzt eine großartige Ruine aus der Römerzeit, gewöhnlich die Trophäen des Augustus genannt. Im Mittelalter diente dieser Bau als Burg und Zufluchtsort und wurde erst unter Ludwig XIV. vom Marschall Villars gesprengt. Jetzt sieht man nur gewaltige Steinmassen und einige Reste von Säulen und Inschriften. Auf einem großen Unterbau erhob sich einst die kolossale Statue des Kaisers Augustus. Im Besitz des Fürstenthums M. war seit den Zeiten Kaiser Otto's I. die Familie Grimaldi. 1450 kam es unter spanische, im Tractate zu Péronne von 1641 unter franz. Oberhoheit. Als deshalb der König von Spanien die mailändischen und neapolit. Lehngüter des Hauses Grimaldi einzog, entschädigte Ludwig XIV. von Frankreich dasselbe dafür durch Verleihung des neuerrichteten Herzogthums Valentinois nebst der Pairswürde. Beim Erlöschen des Hauses Grimaldi im Mannsstamme 1731 erbte das Fürstenthum Jacques François Léonard de Goyon-Matignon, Graf von Thorigny, der 1715 mit der Tochter und Erbin des letzten Grimaldi vermählt, dabei das Herzogthum Valentinois nebst der Pairswürde erhalten und den Namen Grimaldi angenommen hatte. Unter dem Enkel desselben, Honoratus IV., wurde das Fürstenthum M. 14. Febr. 1793 mit der Republik Frankreich vereinigt. Im Frieden zu Paris von 1814 wurde es, unter den frühern Verhältnissen zu Frankreich, an Honoratus IV. zurückgegeben, im Pariser Vertrage vom 20. Nov. 1815 aber das Schutzverhältniß auf Sardinien übertragen. Letzteres erkannte durch die Declaration vom 8. Nov. 1817 die Souveränetät des Fürstenthums an, behielt sich aber das Recht der militärischen Besetzung und der Ernennung des Platzcommandanten in der Stadt M. vor. Der Fürst Honoratus V., der 1819 seinem Vater, Honoratus IV., in der Regierung folgte und 2. Oct. 1841 starb, verfaßte die Schrift «Ueber den Pauperismus in Frankreich und die Mittel gegen denselben» (Par. 1839). Ihm folgte sein Bruder, Florestan I. Diesem succedirte dessen Sohn, Karl III. (geb. 8. Dec. 1818 und vermählt 1846 mit Fürstin Antoinette Ghislaine, Gräfin von Merode), am 20. Juni 1856. Der Sohn dieses Fürsten ist der Erbprinz Albert, geb. 13. Nov. 1848. Infolge der Ereignisse von 1848 entstanden auch in M., hauptsächlich wegen der hohen Salz- und Brotpreise, Unruhen, worauf Karl Albert von Sardinien die zwei Gemeinden Mentone und Roccabruna, unter Zustimmung der unzufriedenen Einwohner, besetzen ließ und sie durch ein Decret vom 18. Sept. 1848 mit dem Königreiche vereinigte. Hiergegen legte Fürst Florestan I. Protest ein, sich an die europ. Großmächte wendend, welche die Tractate von 1814 und 1815 unterzeichnet hatten, zumal da sich der König von Sardinien durch einen besondern Tractat 1817 noch eigens verbindlich gemacht, die Souveränetät des Fürsten über M., Mentone und Roccabruna aufrecht zu erhalten. Nach der Annexion Nizzas an Frankreich trat der Fürst durch den Vertrag vom 2. Febr. 1861 die beiden letztgenannten Gemeinden ebenfalls an Frankreich ab, wofür eine Geldentschädigung von 4 Mill. Frs. gewährt wurde. Durch einen weitern Vertrag vom 9. Nov. 1865 kam eine vollständige Zolleinigung mit Frankreich zu Stande.

Monade (von Monas = Einheit) ist der philos. Ausdruck für ein einfaches geistiges Wesen. Das Wort wurde im Alterthum von den Pythagoräern und Platonikern zur Bezeichnung der dem Weltgeiste als der Urmonas entsprungenen geistigen Kräfte oder Seelen gebraucht. Monadologie nennt man diejenige speculative Naturansicht, welche die letzten Gründe aller Erscheinungen in einfachen, unkörperlichen Wesen sucht. Die Monadologie hat mit dem Atomismus das gemein, daß sie eine Vielheit von einfachen Wesen annimmt. Die M. unterscheiden sich aber von den Atomen (s. d.) dadurch, daß die letztern schon als körperlich ausgedehnt und als gegenseitig undurchdringlich aufgefaßt werden; daher der Atomismus nur zu einer mechan. Naturerklärung führt, während die Monadologie einen dynamischen Charakter hat. Die beiden wichtigsten Vertreter der Monadologie sind Leibniz und Herbart.

Monaghan, die kleinste Grafschaft der irländ. Provinz Ulster, hat ein Areal von 23,47 Q.-M. Die Oberfläche ist wellenförmig, zum Theil hügelig, zum Theil sumpfig, im ganzen monoton. Der Boden, durch den Blackwater, den Finn, viele kleine Seen und Bäche bewässert, ziemlich fruchtbar, aber im allgemeinen nachlässig bebaut, bringt hauptsächlich Hafer, Kartoffeln und Flachs hervor. Von der Bodenfläche kommen 41 Proc. auf Ackerland, 7 auf Kleefelder und Wiesen, 41 auf Weide, 1¾ auf Wald, 2 auf Gewässer. Nicht unbedeutend ist die Viehzucht und Milchwirthschaft, weit verbreitet die Linnenmanufactur. Ausgedehnt sind die Kalksteinlager. Bleierz ist in Menge vorhanden; auch finden sich Steinkohlen, aber der Torf bildet bei dem Mangel an Holz fast ausschließlich das Brennmaterial. Die Zahl der Einwohner ist

von 1840—50 von 200422 auf 141823 herabgesunken, eine Abnahme von 29 Proc., und 1861 betrug sie abermals fast 9 Proc. weniger, nämlich 126340 (wovon 73 Proc. Katholiken). Die Grafschaft schickt zwei Abgeordnete in das Parlament. Die Hauptstadt M., an der schönen Heerstraße nach Londonderry sowie am Ulsterkanal und an der Eisenbahn gelegen, hat 3797 E., sechs Kirchen, einen Gerichtshof, ein Gefängniß, ein Arbeitshaus, eine Kaserne, ein Krankenhaus, eine Markt- und eine Leinwandhalle, ansehnliche Leinwandbleichen und in der Nähe viele Kornmühlen. Sie war ehemals fest. Der Landsitz des Lord Blayney steht auf der Stelle der alten Abtei von M. Der volkreichste Ort der Grafschaft ist außerdem Clones, eine blühende Marktstadt, an der Eisenbahn und am Ulsterkanal, 2,4 M. im Südwesten der Hauptstadt, mit 2388 E., vier Kirchen, einem Gerichtshof, einem Zuchthaus, einer Kaserne, Brauereien und Kornmühlen sowie Handel mit landwirthschaftlichen Producten und Leinwand.

Monaldeschi (Giovanni Marquese), aus einem verarmten Adelsgeschlecht zu Ascoli herstammend, ging, um sein Glück zu machen, an den Hof der Königin Christine (s. d.) von Schweden und erhielt 1652 durch Protection des Grafen de la Gardie das Amt eines königl. Stallmeisters. 1653 und 1654 betraute ihn die Königin mit diplomatischen Sendungen nach Polen und Italien. Später wurde er Obriststallmeister und erklärter Günstling der Königin, und in dieser Eigenschaft begleitete er dieselbe nach ihrer Abdankung auf ihren Reisen. Während ihres zweiten Besuchs am franz. Hofe ließ Christine den Günstling, der, wie es scheint, durch Untreue sie empfindlich gekränkt hatte, in der sog. Hirschgalerie des Schlosses zu Fontainebleau 10. Nov. 1657 umbringen. Das Schicksal M.'s ist wiederholt in Romanen und von H. Laube in einem Trauerspiele behandelt worden.

Monarchie (griech.), auch Einherrschaft, nennt man diejenige Staatsform, nach welcher ein einzelner kraft eigenen Rechts (nicht als bloßer Bevollmächtigter oder Beamter des Volks) an der Spitze des Gemeinwesens steht. Nach dieser Auffassung ist die M. allemal Erbmonarchie. Zwar hat es auch Wahlmonarchien gegeben, z. B. in Polen und im ehemaligen Deutschen Reich. Dennoch nannten die Polen mit Recht ihren Staat, ungeachtet des ihrem Oberhaupte gegebenen Titels König, eine «Republik». Das Deutsche Reich aber (obgleich hier das Wahlkönigthum einen Zusatz von Erblichkeit hatte, indem man sich bei der Wahl meist an eine bestimmte dynastische Folge band) ward schon früh von Staatsrechtskundigen für eine weniger monarchische als aristokratische Staatsform erklärt und in diplomatischen Documenten des vorigen Jahrhunderts geradezu eine «Republik von Fürsten mit einem Oberhaupte» genannt. Die M. ist die herrschende Staatsform beinahe in allen Ländern der Alten Welt; in Europa machen nur einige kleine Gemeinwesen, wie die Schweiz, die Freien Städte in Deutschland und die Republik San-Marino, eine Ausnahme. Frankreich, welches zweimal die monarchischen Einrichtungen mit republikanischen zu vertauschen versucht hat, ist beidemal zur M. zurückgekehrt. Dagegen ist Amerika zum allergrößten Theile republikanisirt. Nur das Kaiserthum Brasilien vertritt dort noch das monarchische Princip, während der neuerdings in Mexico gemachte Versuch einer Wiedereinführung der Erbherrschaft auf den größten Widerstand stieß. Wo die monarchische Staatsform durch langes geschichtliches Bestehen mit den Einrichtungen, Sitten und Ideen des Volkes fest verwachsen ist, wie in fast allen europ. Staaten, da erscheint ein Uebergang von der M. zur Republik, selbst abgesehen von der Gewaltsamkeit der Mittel, wodurch er bewirkt werden müßte, mit den größten Gefahren für die bürgerliche Gesellschaft verbunden. Nur die Verzerrung und Entartung des monarchischen Princips in seiner praktischen Durchführung könnte die Völker dahin bringen, sich lieber jenen Gefahren auszusetzen, als diesen Misbrauch zu ertragen. Um so nöthiger aber ist es, daß die M. mit der gesteigerten Bildung, den geläuterten Rechts- und Freiheitsbegriffen der civilisirten Völker gleichen Schritt halte und ihre Hauptstütze in dem Bestreben suche, Repräsentantin und Vollzieherin des vernünftigen Nationalwillens, gleichsam der schirmende Schlußstein der auf diesen begründeten polit. Einrichtungen des Staats zu sein. Für civilisirte Staaten eignet sich daher nur die beschränkte, nicht die unumschränkte oder absolute M. Die vollendetste Form jener erstern aber stellt, soweit unsere bisherigen polit. Erfahrungen reichen, die constitutionelle M. dar. Die sog. ständische M., in welcher das Königthum nur zu Gunsten gewisser privilegirter Stände beschränkt ist, gehört einer überlebten Zeit, dem feudalen Mittelalter an.

Monarde (Monarda L.), Pflanzengattung aus der 2. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und der Familie der Lippenblütler aus Nordamerika. Ihre Arten sind stattliche Stauden mit gezähnten oder gekerbten Blättern und reichblütigen, von Deckblättern umhüllten Quirlen, welche oft endständige Köpfchen bilden. Die rothe M. (M. didyma L.) aus Canada, mit

langröhrigen, purpurrothen Blumen ist eine sehr verbreitete Zierpflanze unserer Gärten. Sie verlangt reichen Boden und läßt sich durch Zertheilung der Stöcke leicht vermehren.

Monastir, Toli-Monastir oder Bitolia, die Hauptstadt des türk. Ejalets M. oder Rumili (s. d.), 20 M. im Nordwesten von Salonichi, in einer weiten, von Gebirgen umschlossenen Ebene, 1725 F. über dem Meere, in einem Seitenthale des dem Wardar zugehörenden Zrna-Rjeka (Schwarzfluß) gelegen, hat Bedeutung als ein die Verbindung zwischen Macedonien und Albanien beherrschender Platz. Die Stadt ist Sitz des Generalgouverneurs, nahm mit der Entwickelung ihres Handels seit einigen Jahrzehnten auch in ihrem Aeußern einen großen Aufschwung und zählt 34000 E. Es bestehen hier elf Moscheen, ein Konak von fünf unter spitzen Winkeln zusammenstoßenden Häusern, ein Bazar von mehr als 2200 Kaufläden, auch reinliche Kasernen und ein ansehnliches Militärhospital. Die Bevölkerung unterhält bedeutende Waarenlager für die Ein- und Ausfuhr sowie für den Meßverkehr, desgleichen nicht unbeträchtlichen Manufacturbetrieb, indem der beständige Aufenthalt höherer Beamter und Militärs der Industrie viele Vortheile gewährt. Von Bedeutung sind die Handelsverbindungen des Orts mit Konstantinopel, mit Salonichi, mit Wien, das Tücher, Fesse, Quincaillerien, Baumwoll- und Seidenwaaren liefert, sowie mit Triest. Namentlich von Belgrad aus gelangen wiener, leipziger und pesther Marktgüter nach M., während Skutari und Durazzo hauptsächlich den Bezug von Colonialwaaren und Webstoffen aus Triest, Venedig und Korfu vermitteln. Die Waaren werden von M. mittels Saumpferden in das Innere des Landes auf verschiedene große Märkte gebracht. Inländische Producte führt man nur in geringer Menge aus, am meisten noch Wolle, Leinsamen, Getreide, Felle und Häute.

Monat heißt im allgemeinen die Umlaufszeit des Mondes (s. d.) um die Erde. Da der Umlauf des Mondes aus mehrern Gesichtspunkten betrachtet werden kann, so unterscheidet man auch mehrere Arten M. Betrachtet man nämlich die Zeit, binnen welcher der Mond wieder vor demselben Fixsterne erscheint, so ist dies sein siderischer Umlauf, und die Periode desselben wird der siderische M. genannt. Die Umlaufszeit des Mondes aber vom Frühlingspunkte (s. Frühling) an gerechnet bis wieder zu dem nämlichen Punkte gibt den tropischen oder periodischen M., der wegen des Vorrückens der Nachtgleichen kürzer als der siderische ist. Die Zeit, binnen welcher der Mondwechsel erfolgt, d. h. von einem Neumonde bis zum andern, heißt der synodische M., welcher wegen des Vorrückens der Erde in ihrer Bahn der längste sein muß, der Umlauf von dem aufsteigenden Knoten bis wieder zu demselben der Drachen- oder Knotenmonat, und endlich der Umlauf von der Erdnähe bis wieder dahin der anomalistische M. Kein einziger dieser verschiedenen M. bleibt sich gleich, sondern jeder dauert wegen sog. Störungen bald länger, bald kürzer. Die Länge eines jeden läßt sich daher nur in einer mittlern Zeitdauer oder im Durchschnitt aus allen wirklich vorkommenden Längen angeben. Die Astronomen bestimmen auf diese Weise

den siderischen	Monat	auf	27	Tage	7	St.	43	Min.	12	Sec.
den tropischen	»	»	27	»	7	»	43	»	5	»
den synodischen	»	»	29	»	12	»	44	»	3	»
den Drachenmonat	»	»	27	»	5	»	5	»	29	»
den anomalistischen	»	»	27	»	13	»	21	»	3	»

Da 12 Mondwechsel fast ein Sonnenjahr ausmachen, so nennt man auch wol den 12. Theil eines solchen (= 30 Tage 10 St. 29 Min. 4 Sec.) einen Sonnenmonat. Verschiedene morgenländ. Völker rechnen nach synodischen M., nehmen aber der Bequemlichkeit wegen einen M. zu 29, den andern zu 30 Tagen an. Auch rechnen einige von einem Wiedersichtbarwerden des Mondes nach dem Neumonde zum andern. Die Juden haben in ihrem Jahre bald 12, bald 13 solcher Mondesmonate von resp. 29 und 30 Tagen. Bei den Mohammedanern ist das Mondjahr von 12 M. gebräuchlich. Die Christen haben sog. bürgerliche M. zu meist 30 und 31 Tagen, deren bekannte Namen aus den ältesten Zeiten stammen. Abgesehen von dem April, haben Januar, Februar, März, Mai und Juni ihre Namen von Janus, Februus, Mars, Maja und Juno erhalten, denen zu dieser Zeit von den Römern geopfert wurde. September, October, November und December aber sind nach den Stellen des Jahres benannt, welche sie bei den ältesten Römern einnahmen, die das Jahr mit dem März anfingen, sodaß die genannten M. der siebente, achte, neunte und zehnte M. waren. Deshalb hießen auch früher bei ihnen die M. Juli und August Quinctilis und Sextilis, d. h. der fünfte und sechste. Erst durch einen Senatsbeschluß wurde der Quinctilis dem Julius Cäsar zu Ehren Julius, der Sextilis zu Ehren des Octavian

Augustus genannt. Ueberhaupt war es unter den ersten röm. Kaisern Sitte, ihre Namen durch den Kalender zu verewigen. So erhielt nach einem Senatsbeschluß der April den Namen des Nero, der Mai den des Claudius; bei Todesstrafe gebot Domitian, den October künftig Domitianus zu nennen; der August bekam den Namen Commodus u. s. w. Doch sind alle diese Kaisernamen mit einziger Ausnahme des August sehr bald aus dem Kalender verschwunden. Karl d. Gr. schlug sehr angemessene deutsche Namen vor, und die Franzosen wollten während der Republik ein Aehnliches in ihrer Sprache thun; allein alle Bemühungen blieben vergebens, die durch so langen Gebrauch geheiligten Benennungen zu ändern. (S. Kalender.)

Moncāda (Don Francisco de), Conde de Osona, ein classischer Geschichtschreiber der Spanier, stammte aus einem der angesehensten Häuser Cataloniens, dessen Zweige in Frankreich die Vicomtes von Bearn, in Sicilien die Herzoge von Montalto waren. Er wurde 29. Dec. 1586 zu Valencia geboren, wo sein väterlicher Großvater als Vicekönig residirte. Schnell schwang er sich zu den ersten Stellen im Staate empor; so war er Staats- und Kriegsrath, Gesandter am Hofe zu Wien, Oberhofmeister der Infantin Clara Eugenia, Gouverneur in den Niederlanden und Oberbefehlshaber der dortigen span. Truppen bis 1633, wo er sich als Politiker und Militär großen Ruhm erwarb. Aber inmitten seiner ruhmwürdigen Laufbahn erreichte ihn der Tod; er fiel bei der Belagerung von Goch, einer Festung im Herzogthum Kleve, 1635. Auch M. besaß, wie so viele Staatsmänner seiner Zeit, gelehrte Bildung und wußte ebenso gut die Feder wie den Degen zu führen. Auch er wollte den Ruhm seiner Nation nicht nur durch seine Thaten, sondern auch durch seine Schriften vermehren. Seine «Historia de la expedicion de Catalones y Aragoneses contra Turcos y Griegos» (Barcel. 1623; neu aufgelegt Madr. 1777 u. 1805; auch in Ochoa's «Tesoro de historiadores espagnoles», Par. 1840, und in Jaime Tio's «Tesoro de los autores illustres», Barcel. 1841) hat durch Lebendigkeit der Darstellung und Musterhaftigkeit des Stils classisches Ansehen. Auch hatte er sich, wie Mendoza (s. d.), nach Sallust und Tacitus gebildet; aber seine Sprache ist viel natürlicher, einfacher und freier von falschem Pathos. Außerdem schrieb er noch eine «Vida de Anicio Manlio Torquato Severino Boecio» (Frankf. 1642).

Moncey (Bon Adrien Jeannot), Herzog von Conegliano, Pair und Marschall von Frankreich, wurde 31. Juli 1754 zu Besançon geboren, wo sein Vater Parlamentsadvocat war. Für die jurist. Laufbahn bestimmt, trat er im Alter von 15 J. aus Neigung für den Soldatenstand heimlich in das Infanterieregiment Conti. Seine Familie kaufte ihn zwar nach sechs Monaten los, allein sehr bald nahm er wieder im Regiment Champagne Dienste. 1773 kehrte er nochmals nach Besançon zurück und begann das Studium der Rechte, doch schon 1774 ließ er sich abermals unter die Gendarmen der Garde aufnehmen. Als Lieutenant kam er 1778 in die Legion der freiwilligen Dragoner von Nassau-Siegen. Erst durch die Revolution eröffnete sich ihm eine Laufbahn; zunächst erhielt er 1793 den Befehl über das leichte Infanteriebataillon der sog. Cantabrischen Jäger. Schon 1794 wurde er Brigadegeneral und einige Monate nachher Divisionsgeneral. Nach einer Reihe siegreicher Gefechte erhielt er vom Convent 17. Aug. 1795 in den Pyrenäen den Oberbefehl. Er schlug die Spanier mehrmals, unterwarf sich ganz Biscaya und schloß endlich den Waffenstillstand von San-Sebastian, welchem der Friede zu Basel folgte. Im Sept. 1796 erhielt er das Commando der 11. und später vom Ersten Consul, den er in der Revolution vom 18. Brumaire unterstützte, das der 15. Militärdivision. Im Feldzuge von 1800 führte er ein Corps in Bonaparte's Armee, an dessen Spitze er sich bei Marengo auszeichnete. Nach dem Frieden zu Luneville übernahm er das Commando in den Depart. Oglio und Adda, und 4. Dec. 1801 wurde er zum Inspecteur der Nationalgendarmerie ernannt, in welcher Eigenschaft er die wichtigsten Dienste leistete. Bei der Errichtung des Kaiserthrons erhielt er den Marschallsstab und bald darauf den Titel eines Herzogs von Conegliano. 1808 befehligte er ein Beobachtungscorps an der Küste des Oceans, das er dann nach Spanien führte, wo er rühmlich theil an dem Kriege nahm. Weil er der Politik des Kaisers entgegentrat, so übertrug ihm derselbe in den Feldzügen von 1812 und 1813 nur die Inspection über die Reservecadres. Erst 8. Jan. 1814 wurde er zum Majorgeneral und zweiten Befehlshaber der pariser Nationalgarde ernannt. Als solcher benahm er sich fest und tapfer 30. März in der Schlacht vor Paris. Nach der Abdankung des Kaisers wendete er sich den Bourbons zu, die ihm die Pairswürde verliehen. Weil er dieselbe während der Hundert Tage behalten, sich auch weigerte, an der Verurtheilung Ney's theilzunehmen, verlor er seine Rechte und Aemter mit der zweiten Restauration und wurde 1815 mehrere Monate auf Schloß Ham gefangen gehalten. Doch 1819 gab ihm der König die Pairswürde zurück und ernannte ihn 1820 zum Commandanten der 9. Militär-

division. Im span. Feldzuge von 1823 befehligte er das 4. Armeecorps. Nach seiner Rückkehr aus Spanien zeigte er sich bis zur Julirevolution in der Pairskammer als gemäßigter Gegner des Hofs. 1833 wurde er nach Jourdan Gouverneur des Invalidenhauses. Er starb 20. April 1842 und hinterließ das Andenken eines edeln, gemäßigten und rechtschaffenen Charakters.

Mönchslatein, s. Römische Sprache.

Mönchsschrift ist die im gemeinen Leben übliche deutsche Benennung derjenigen Schriftgattung, mit welcher die Urkunden und Handschriften des spätern Mittelalters, etwa vom 13. bis 16. Jahrh., geschrieben sind. Sie ist aus der röm. Schrift, mit welcher bis zur Mitte des 13. Jahrh. nicht blos das Lateinische, sondern auch das Deutsche geschrieben wurde, entstanden, wenn sie auch allmählich unter den Händen der Mönche, in deren Besitz fast ausschließlich die Schreibkunst war, gemäß dem ganzen Geiste und künstlerischen Sinne des Mittelalters, durch Verunzierungen und Schnörkeleien eine mehr eckige und winkelreiche Gestalt angenommen hatte. Die Form, die sie zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst zeigte, behielt sie auch mit geringen Modificationen in den ältern Drucken, selbst bis Ende des 16. Jahrh. herab, bis sie in ausländischen Sprachen durch die römische (Antiqua) und in der deutschen durch die noch jetzt übliche Druckschrift, die sog. Fractur der Typographen, verdrängt ward, welche letztere sich im Laufe des 16. Jahrh. aus ihr gebildet hatte. Gewöhnlich wird die Schriftform der ältesten Drucke jetzt Gothisch (d. i. nicht etwa Schrift der Gothen, sondern überhaupt alterthümliche Schrift) genannt. Am reinsten und schärfsten erscheint sie in der sog. Missaltype, z. B. sehr schön in dem ersten datirten Drucke, dem Fust und Schöffer'schen Psalterium von 1457. In neuerer Zeit, etwa seit dem zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, fingen die Engländer wieder an, sich ihrer unter dem Namen Black letter bei Verzierungen (Titeln) und in Prachtdrucken, besonders in Reproductionen von Schrift- und Druckwerken des Mittelalters zu bedienen, was bald auch in andern Ländern, wie in Frankreich und seit 1824 in Deutschland, Nachahmung fand. Durch Schriftschneider und Schriftgießer hat dieselbe in neuester Zeit eine etwas geschmackvollere Form erhalten und wird dann Neugothisch oder Pariser Gothisch genannt. Die sog. Schwabacher Schrift, welche sich von der gewöhnlichen Fractur durch die mehr gebogenen Striche und die mehr halbrunde Form der Buchstaben unterscheidet, sowie auch die ihr ähnliche sog. Ungarische Schrift sind nur Abarten der Fractur, welche von den Schriftgießern, die sie zuerst gegossen, den Namen führen.

Mönchswesen. Die Anfänge des M. finden sich schon in der vorchristl. Zeit, als die Neigung zum einsamen Leben mit den Verderbnissen des gesellschaftlichen entstand und manche, die sich dem Kampfe gegen diese Verderbnisse nicht gewachsen fühlten, in der Einsamkeit einen Schutz gegen das Böse suchten. Ob Henoch, weil er ein göttliches Leben führte, der erste Einsiedler gewesen sei, konnten nur Mönche fragen. Aber gewiß lag in dem zur Unthätigkeit und stillen Anschauung geneigten Sinne der Völker des südl. Asien der Keim jener Richtung zum beschaulichen, aus den Fesseln des Körpers und der Sinnlichkeit zum Idealen aufstrebenden Leben, welche dem Zurückziehen von der Welt den Reiz einer besondern Weihe und Heiligkeit gab. Dazu kam die Meinung, daß man für frühere Vergehungen am besten durch Entbehrung aller Lebensfreuden büßen und so die Gottheit versöhnen könne. Anachoreten und Eremiten, büßende Heilige und Mönche zeigen sich daher schon im vorchristl. asiat. Alterthume, und noch jetzt sind die Länder, die sich zu den Religionen des Brahma, Buddha und Mohammed bekennen, voll Fakirs und Santons, Tanirs oder Songessen, Talapoinen, Bonzen und Derwische. Unter den Juden werden die Essener (s. d.) Palästinas und mehr noch die ägypt. Therapeuten als Vorläufer der christl. Mönche betrachtet. Während jene nur das Ideal gesetzlicher Reinheit und Heiligkeit durch Gründung eigener abgesonderter Genossenschaften mit strenger Lebensregel zu verwirklichen suchten, trat bei diesen der Einfluß der damaligen Zeitphilosophie hinzu, welche die Befreiung des Geistes von den Fesseln der Materie durch die härtesten Entsagungen zu verwirklichen lehrte. Aehnliche dualistische Ansichten erzeugten auch im ältesten Christenthum die Vorstellung von vorzüglicher Heiligkeit der Armuth, des ehelosen Standes und allerlei dem Körper auferlegter Kasteiungen. Es war nur ein weiterer Schritt auf der längst betretenen Bahn, wenn gegen Ende des 3. Jahrh. einzelne Asceten in die Wüste flohen, um der Welt und ihren Verlockungen fern zu bleiben. In den Zeiten der Verfolgung bevölkerten sich die Einöden; viele dieser Einsiedler traten zu gemeinsamem enthaltsamen und gottgeweihten Leben unter einem Dache zusammen und gaben sich eine gemeinsame Regel. So entstanden in den Wüsten Aegyptens und Syriens um den Anfang des 4. Jahrh. die ersten Klöster. Diese neue göttliche «Philosophie» fand allgemeinen Beifall und in der herrschenden kirchlichen Anschauungsweise einen festen Halt.

So tritt denn seit dem 5. Jahrh. das M. als ein kirchliches Institut hervor, das sich in mannichfaltigen Verzweigungen ausbildete und bis ins 17. Jahrh. an Einfluß auf Bildung und Sitten und an polit. Geltung wuchs. Diese hat es noch jetzt, besonders in den Ländern mit roman. Bevölkerung. (S. Asceten; Klöster; Klostergelübde; Orden.) Vgl. Weber, «Die Möncherei, oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt» (3 Bde., Stuttg. 1819—20; 2. Aufl. 1834); Döring, «Geschichte der Mönchsorden» (2 Bdchn., Dresd. 1828).

Moncontour, ein Dorf von 711 E. im franz. Depart. Vienne (Poitou), $2^2/_5$ M. im SSW. von Loudun und 6 M. im NNW. von Poitiers, am rechten Ufer des Dive gelegen, ehemals ein bedeutender Ort, von dessen Festung noch der Donjon vorhanden, ist historisch merkwürdig durch die Erstürmung von seiten Duguesclin's 1371, besonders aber durch die Schlacht vom 3. Oct. 1569, in welcher die Hugenotten unter Coligny durch den Herzog von Anjou vollständig geschlagen wurden. — M. heißt auch ein Flecken im franz. Depart. der Nordküsten, $3^1/_4$ M. im SSO. von St.-Brieuc. Der Ort hat 1434 E. und eine sehenswerthe Kirche (St.-Mathurin), welche in der ganzen Bretagne als Wallfahrtsstätte berühmt ist.

Moncrif (François Augustin Paradis de), franz. Dichter, ein Günstling Ludwig's XV., geb. zu Paris 1687, der Sohn des Rechtsgelehrten Paradis, erhielt den Zunamen de Moncrif von seinem Großvater mütterlicher Seite, der ein Engländer war. Durch Geist und liebenswürdigen Charakter ausgezeichnet, erwarb sich M. die Gunst der Großen des Hofs. Durch Maurepas in die vornehmsten Cirkel eingeführt, machte er sich bald durch seine vielfachen Talente in Poesie, Musik und mimischer Kunst zur Seele der geselligen Unterhaltung. Die Freundschaft des Hauses d'Argenson vollendete sein Glück. Er wurde erst geheimer Secretär bei dem Grafen d'Argenson, hierauf bei dem Grafen Clermont, einem Prinzen von Geblüt, und dann von Ludwig XV. erwählt, der Vertheiler seiner Geschenke zu sein, auch 1733 in die Akademie aufgenommen. 1734 erhielt er als Lector der Königin Maria Leszczynska auch Zutritt bei Hofe, und in der Folge ward ihm sogar eine Wohnung im königl. Schlosse angewiesen. Als d'Argenson Kriegsminister geworden, ernannte er M. zum Generalsecretär in seinem Bureau. Ebenso vielfach wie seine Verbindung mit Hof- und Staatsmännern waren auch die mit den Gelehrten seiner Zeit; Marmontel, Grimm und besonders Voltaire schätzten ihn. Dankbare Anhänglichkeit zeigte er gegen den Gründer seines Glücks, den Grafen d'Argenson, als dieser in Ungnade fiel und aus der Hauptstadt verwiesen wurde. M. starb 13. Nov. 1770. Am bekanntesten ist unter seinen Schriften der «Essai sur la nécessité et sur les moyens de plaire» (Par. 1738), in welchem er die Kunst zu entwickeln sucht, die ihm angeboren war und sein Glück machte. Seinem kleinen Romane «Les âmes rivales» hat er den indischen Mythus der Metempsychose als Grundidee eingewebt. Unter seinen «Poésies diverses» zeichnen sich die Romanzen aus, die er allein in Frankreich zu seiner Zeit mit Glück bearbeitete. Seine «Oeuvres» erschienen in zwei Bänden (Par. 1796).

Mond, der Nebenplanet oder Trabant der Erde, bewegt sich um dieselbe in einem Monat (s. d.) von Westen nach Osten und gemeinschaftlich mit ihr um die Sonne. Da er in einem Tage durchschnittlich über 13° nach Osten rückt, weshalb er auch mit jedem Tage später auf- und untergeht (was von einem Tage zum andern etwa 50 Minuten beträgt), so ist sein Fortrücken unter den Sternen viel auffallender als das der Sonne, die täglich nicht ganz einen Grad in derselben Richtung zurücklegt. Nach der Sonne ist der M. für uns das wichtigste Gestirn des Himmels, schon darum, weil er zu gewissen Zeiten unsere Nächte erleuchtet. Die Zeit der Sichtbarkeit des M. hängt aber genau mit den Mondphasen oder Lichtgestalten desselben zusammen und beruht, wie diese, auf der Stellung des M. gegen die Sonne, welche immer die ihr zugekehrte Hälfte des an sich dunkeln M. beleuchtet. Steht der M. gerade zwischen der Erde und Sonne, so findet Neumond statt; der M. steht dann nur bei Tage am Himmel und ist uns unsichtbar, da er uns seine dunkle Seite zukehrt. Hat er sich um 90° von der Sonne nach Osten entfernt, was wir das erste Viertel nennen, so erscheint er uns als halberleuchtete Scheibe; er geht dann etwa um Mittag auf, um Mitternacht unter und erleuchtet die erste Hälfte der Nacht. Steht die Erde in gerader Linie zwischen M. und Sonne oder jener der Sonne gerade gegenüber, so ist Vollmond eingetreten, d. h. der M. zeigt uns eine ganz erleuchtete kreisrunde Scheibe und scheint die ganze Nacht hindurch. Ist endlich der M. von der letzten Stellung an wieder so weit fortgerückt, daß er sich der Sonne von Westen her bis auf 90° genähert hat, so erscheint er abermals halb erleuchtet und steht im letzten Viertel; er geht dann etwa um Mitternacht auf, um Mittag unter und erleuchtet nur die letzte Hälfte der Nacht. Vom Neumond bis zum Vollmond ist zunehmender, vom Vollmond bis zum Neumond abnehmender M. Die bezeichneten vier Erschei-

nungen heißen die Mondviertel und bilden zusammen einen Mondwechsel, dessen Dauer ein synodischer Monat heißt und ungefähr 29½ Tage beträgt, sodaß von einem Mondviertel bis zum nächsten im Durchschnitte wenig über eine Woche vergeht. Vor und nach dem Neumonde, also zwischen diesem und den beiden Vierteln, erscheint der M. nur als glänzende, mehr oder weniger schmale Sichel; doch sieht man dann zu gewissen Zeiten auch den dunkeln Theil der Mondscheibe schwach erleuchtet, welche Erleuchtung das aschgraue Licht des M. genannt wird und von dem Reflexe des Lichts der Erde herrührt, welche dem M. zur Zeit des Neumondes ihre erleuchtete, zur Zeit des Vollmondes aber ihre dunkle Seite zukehrt. Der Vollmond wird zuweilen durch den auf ihn fallenden Schatten der Erde verfinstert, was man eine Mondfinsterniß nennt. Dieselbe kann nur dann eintreten, wenn der M. zur Zeit des Vollmonds nicht über 13° von einem der Knoten seiner Bahn entfernt ist, und ist entweder total oder partiell, je nachdem der ganze M. oder nur ein Theil seiner Oberfläche verfinstert wird. Allen denjenigen Gegenden der Erde, welche den M. sehen können, erscheint er dann zu gleicher Zeit und auf gleiche Weise verfinstert, was bei einer Sonnenfinsterniß hinsichtlich der Sonne nicht der Fall ist. Uebrigens wird der M. durch seine totale Verfinsterung sehr selten (z. B. 1606 und 1816) völlig unsichtbar; in der Regel erscheint er in einem kupferrothen Lichte, während bei partieller Verfinsterung der Erdschatten dunkelgrau erscheint.

Die Bahn des M. ist eine Ellipse, deren Ebene mit der Ebene der Ekliptik einen Winkel von 5° 9′ bildet; sowol die große Achse jener Ellipse als die Durchschnittslinie (Knotenlinie) beider Ebenen sind veränderlich, und die erstere dreht sich in 8¾ J. nach Osten, die letztere in 18½ J. nach Westen einmal um die Erde, wovon die Folge ist, daß der M. bei seinen Umläufen am Himmel nicht immer dieselben Gegenden desselben durchläuft. Da er zur Zeit des Vollmonds immer der Sonne gegenübersteht, so befindet er sich dann ungefähr in derjenigen Gegend des Himmels, in welcher die Sonne sechs Monate früher und später steht. Hieraus folgt, daß der Vollmond im Sommer am niedrigsten steht und die kürzeste Zeit sichtbar ist, im Winter aber am höchsten steht und am längsten scheint, wobei noch berücksichtigt werden muß, daß der Vollmond wegen der Neigung der Mondbahn möglicherweise eine um 5° 9′ größere oder kleinere Höhe erreichen kann als die Sonne in der entgegengesetzten Zeit des Jahres.

Die mittlere Entfernung des M. von der Erde beträgt 51805, die größte 54640, die kleinste 48970 Meilen. An Größe steht der M. der Erde weit nach; sein Durchmesser beträgt nur etwa 470 Meilen oder $^3/_{11}$ des Durchmessers der Erde, wonach sein körperlicher Inhalt ungefähr 50 mal kleiner als der der Erde ist. Wegen der großen Nähe des M. kennen wir die Oberfläche desselben genauer als die eines andern Himmelskörpers. In Bezug auf dieselbe beobachtet man sehr bald einen bemerkenswerthen Umstand, den nämlich, daß der M. uns immer dieselbe Seite zukehrt, sodaß wir die andere Seite gar nicht kennen lernen. Man kann dies nur daraus erklären, daß sich der M. genau in derselben Zeit, in welcher er um die Erde läuft, einmal um seine Achse dreht, ein Verhältniß, das sich bei sämmtlichen Nebenplaneten wiederzufinden scheint. Uebrigens ist jene Angabe nicht so zu nehmen, als ob der sichtbare und der unsichtbare Theil des M. durch eine unverrückbare, unveränderliche Grenzlinie getrennt wären, vielmehr verändert diese Grenzlinie ihre Lage beständig, was man das Wanken oder die Libration des M. nennt, sodaß man das eine mal an dieser, das andere mal an jener Stelle des Mondrandes ein Stück der sonst unsichtbaren Mondseite zu sehen bekommt. Man kann rechnen, daß $^4/_7$ der Mondoberfläche uns nach und nach sichtbar, $^3/_7$ immer unsichtbar sind. Die Ursache dieser Erscheinung liegt theils in der gleichförmigen Achsenumdrehung und ungleichförmig fortrückenden Bewegung des M., theils in der Verschiedenheit des Orts auf der Erde, an welchem der M. beobachtet wird. Die Oberfläche des M. zeigt schon dem bloßen Auge, am deutlichsten zur Zeit des Vollmondes, viele größere und kleinere graue Flecken, die aber unmöglich Schatten höherer Gegenstände sein können. Man hat diesen Gegenden den Namen von Meeren, Seen u. s. w. beigelegt, obgleich angenommen, daß der M. kein Wasser, wenigstens keine größern Gewässer enthält. Die hellern Landschaften des M. enthalten fast ohne Ausnahme zahlreiche Gebirge; diese zeichnen sich theils durch ihre verhältnißmäßig größere Höhe, die bei manchen über 1 Meile oder $^1/_{470}$ des Monddurchmessers beträgt, theils durch ihre Gestalt vor den irdischen aus. Die meisten sind Ringgebirge, bestehend aus einem ringförmigen Wall, der eine Vertiefung oder Ebene einschließt, aus deren Mitte gewöhnlich ein isolirter kegelförmiger Centralberg emporsteigt. Die sog. Wallebenen sind von den Ringgebirgen nur durch ihre größere Ausdehnung verschieden, die 30 und mehr Meilen im Durchmesser beträgt. Außerdem enthält die Oberfläche des M. Krater, Kettengebirge, Bergkegel, Rillen oder Bergadern, Schluchten oder Löcher. Eine noch ganz unaufgeklärte Erscheinung sind

die schmalen Lichtstrahlstreifen, die im Vollmonde als Strahlensystem erscheinen und keine Bergadern sein können. Ob der M. Vulkane besitze, wie man aus der Gestalt vieler Berge schließen will, ist unentschieden, gewiß jedoch, daß von neuern Eruptionen derselben keine Spur zu bemerken ist. Die Namen der Berge hat man seit Riccioli größtentheils von berühmten Mathematikern und Astronomen entlehnt. Eine Atmosphäre auf der uns sichtbaren Seite scheint der M. ebenso wenig zu besitzen als Wasser, wenigstens muß die erstere, wenn es eine gibt, wie Bessel nachweist, ausnehmend fein sein. Die beste Mondkarte oder bildliche Darstellung der Mondoberfläche ist die von Mädler und Beer in Berlin (4 Blatt, Berl. 1834—36), und in der ihr zur Erläuterung beigegebenen «Allgemeinen vergleichenden Selenographie» (2 Bde., Berl. 1837) ist die beste Mondbeschreibung oder Selenographie geliefert. Die Karte von Lohrmann (1824), ebenfalls sehr vorzüglich, ist nicht vollendet worden. Unter den ältern Arbeiten sind namentlich die Karten von Hevel (1640), Riccioli (1651), Cassini (1680), Mayer (1775) und Lambert (1775) sowie Schröter's «Selenotopographische Fragmente» (2 Bde., Gött. 1791) mit Auszeichnung zu nennen. In neuester Zeit hat man auch vorzügliche Photographien vom M. gemacht, besonders Warren de la Rue in England. Der M. steht unter allen Himmelskörpern der Erde am nächsten, und ein Einfluß desselben auf die Erde wurde vermuthet, und lange noch, ehe eine erklärende Theorie über einen Gegenstand gegeben werden konnte, wurde die Thatsache beobachtet, welche man dem Einflusse des M. richtig zuschrieb. Es ist die leicht in die Augen springende, auf den Gesetzen der Attraction beruhende Erscheinung der Ebbe und Flut (s. d.) im Meere. Eine Ebbe und Flut in unserer Atmosphäre ist wol vorhanden, aber durch unsere Instrumente nicht wahrnehmbar. Der Einfluß des M. auf das Wetter, auf Regen und Kälte ist, obwol so viel davon gefabelt wird, durchaus nicht erwiesen, und die von J. Herschel ausgesprochene Ansicht, daß der aufgehende M. die Wolken zertheile, ließe sich allenfalls erklären, da Melloni nachgewiesen hat, daß das Mondlicht einen ganz geringen Grad von Wärme besitzt, der möglicher Weise in den höhern Regionen unserer Atmosphäre größer sein kann. Daß das Mondlicht im Stande ist, sehr empfindliche Farben zu bleichen, scheint auch erwiesen zu sein, und, wie schon angedeutet, ist es auch im Stande, wenn es im Fernrohr concentrirt wird, die präparirten photographischen Silberplatten zu schwärzen. Auch kann das Licht durch seinen Glanz und seine Farbe wol empfindliche, sehr nervöse Menschen aufregen und beunruhigen, im ganzen aber muß man sich, solange noch keine umfänglichern und in ihrer Anstellung wie in ihren Resultaten consequentern Beobachtungen vorliegen, an A. von Humboldt's Worte halten: «Wie in dem zarten Bau der Pflanze, bringt das Licht des M., ja das der entferntesten Weltkörper gewiß auch im Menschen Veränderungen hervor. Aber wenn tausend stärkere Kräfte gleichzeitig auf uns einwirken, verschwindet die Wirkung der schwächern.»

Mondfinsterniß, s. Mond.

Mondgebirge, bei arab. Schriftstellern Dschebl-el-Komr, nannte man bisher, auf die Autorität des Ptolemäus hin, der den Nil in einem Gebirge dieses Namens entspringen läßt, ein Gebirge, das man, als den vermeintlichen Nordrand des Hochlandes von Südafrika, vom Cap Guardafui am Indischen Meere quer durch den ganzen Erdtheil in westl. Richtung bis zur Bai von Benin am Atlantischen Ocean sich erstrecken ließ. Neuere Forschungen haben dargethan, daß dieses M. nur in der Einbildung der Kartenzeichner besteht, und daß in jenen Gegenden, in welche die alten Geographen dasselbe verlegen, wol verschiedene Gebirgssysteme, aber keine jener riesigen Bergketten vorhanden sind, welche man als M. bezeichnete. Nur der Reisende Kapitän Speke zeichnete auf seiner Karte des Nilquellengebiets um den Nordrand des Tanganyika-Sees herum einen halbkreisförmigen Bogen hoher Gebirge, welche er für das «wahre M.» ausgab. Sein Reisegefährte Burton wies jedoch nach, daß hierbei einzig Speke's Phantasie thätig gewesen und auch dieses Gebirge sich auf einen schmalen Höhenzug beschränke. Nur der schneebedeckte Kilimandscharo (s. d.) könnte hier noch in Betracht kommen; derselbe liegt jedoch nicht im Gebiete der Nilquellen, sondern weiter östlich nahe der Küste.

Mondovi, Stadt und Festung in der ital. Provinz Cuneo, ist Hauptort eines Kreises, Sitz eines Bischofs und eines Unterpräfecten und hat ein Schloß, eine Kathedrale, ein Lyceum, zwei Gymnasien, eine technische Schule und (1861) 10754, im ganzen Gemeindegebiete 17726 E. Die Stadt besitzt Fabriken in Seide, Tuch, Kattun und ansehnlichen Handel. Dieselbe war früher frei, unterwarf sich aber gegen Ende des 14. Jahrh. den Grafen von Savoyen. In neuerer Zeit wurde M. merkwürdig durch die Schlacht zwischen den Franzosen unter Masséna und Augereau und den Oesterreichern unter Beaulieu 21. April 1796, in welcher die letztern unterlagen.

Mondsüchtig nennt man solche Menschen, welche, gewöhnlich in der Zeit des Mondwechsels,

im Schlafe aufstehen und entweder allerhand Dinge verrichten, die sie wachend zu thun gewohnt sind, oder Wagestücke unternehmen (z. B. auf Dächer klettern), von denen sie die mit der größten Gefahr verbundene Zwecklosigkeit im wachen Zustande zurückhalten würde, und wobei sie die größte Sicherheit zeigen. Dabei sind ihre äußern Sinne ganz unthätig (wenn auch in seltenen Fällen die Augen offen stehen, ohne zu sehen). Jenes Schlafhandeln wird von innen heraus, durch die von Träumen bewegte Phantasie und Gewohnheitsbewegungen erregt. Der Mond scheint nur durch die Helligkeit, welche er zu ungewöhnlicher Zeit verbreitet, Einfluß auf das Nachtwandeln zu haben; wie denn viele Leute, welche im Dunkeln zu schlafen gewohnt sind, unruhig bei Nachtlicht schlafen, oder wenn der Mond ins Zimmer scheint. So mögen leichterregbare Menschen durch außergewöhnliche Verhältnisse zu außergewöhnlichen Handlungen veranlaßt werden. Durch lautes Anrufen oder andere starke äußere Einwirkungen (z. B. dadurch, daß man sie auf nasse Tücher treten läßt) bringt man die Schlafwandler mehr oder minder vollständig ins Bewußtsein. Uebrigens muß man in der Aufnahme von Erzählungen über Mondsüchtige sehr vorsichtig sein, da der Hang der Menschen zum Wunderbaren stark zu übertreiben oder gar zu erfinden pflegt.

Mone (Franz Joseph), verdienter deutscher Geschichtsforscher, wurde 12. Mai 1796 zu Mingolsheim bei Bruchsal aus einer ursprünglich niederländ. Familie (Moonen) geboren, die hier durch seinen Großvater einheimisch geworden war. Er besuchte das Gymnasium zu Bruchsal, das Lyceum zu Rastadt und bezog 1814 die Universität zu Heidelberg, wo er vorzugsweise Philologie und Geschichte studirte und sich 1817 als Privatdocent habilitirte. 1818 wurde er Secretär an der Universitätsbibliothek, 1819 außerord. und 1822 ord. Professor der Geschichte, auch 1825 mit der Leitung der Universitätsbibliothek beauftragt. 1827 folgte er dem Rufe als Professor der Statistik und der polit. Geschichte an die Universität zu Löwen. Nach dem Ausbruch der belg. Revolution gleich den meisten übrigen deutschen Professoren außer Thätigkeit gesetzt, kehrte er 1831 nach Heidelberg zurück, und hier beschäftigte er sich nun als Privatmann mit literarischen Arbeiten. Im April 1832 übernahm er die Redaction der «Karlsruher Zeitung», die er jedoch bald wieder niederlegte. 1835 erfolgte seine Ernennung zum Geh. Archivar und Director des General-Landesarchivs. Zugleich erhielt er den Auftrag, eine vollständige, diplomatisch genaue und kritische Herausgabe sämmtlicher Quellen zur bad. Geschichte zu veranstalten. Von diesem Werke sind seit 1845 drei Quartbände erschienen. Von dem «Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters», den Freiherr von Aufseß 1832 gegründet hatte, redigirte er mit diesem den dritten Jahrgang, den vierten bis achten allein (Nürnb. 1832—34 und Karlsr. 1835—39). Von M.'s übrigen Schriften sind zu nennen: «Geschichte des Heidenthums im nördl. Europa» (2 Bde., Heidelb. 1822—23), die den fünften und sechsten Theil von Creuzer's «Symbolik und Mythologie der alten Völker» bildet; «Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache» (Bd. 1, Aachen und Lpz. 1830); die Ausgabe des lat. «Reinardus vulpes» (Stuttg. 1832); «Untersuchungen zur deutschen Heldensage» (Quedlinb. 1836); «Uebersicht der niederländ. Volksliteratur älterer Zeit» (Tüb. 1838); «Altdeutsche Schauspiele» (Quedlinb. und Lpz. 1841); «Urgeschichte des bad. Landes bis zum Ende des 7. Jahrh.» (Bd. 1 und 2, Karlsr. 1845); «Schauspiele des Mittelalters» (2 Bde., Karlsr. 1846); «Lat. und griech. Messen» (Frankf. 1850) und «Lat. Hymnen» (3 Bde., Freiburg 1855—57). Hierzu kamen in neuerer Zeit die Untersuchungen über «Die gallische Sprache und ihre Brauchbarkeit für die Geschichte» (Karlsr. 1851) und «Celt. Forschungen zur Geschichte Mitteleuropas» (Freiburg 1857). Aus der Zeit seines frühern akademischen Wirkens ist die «Theorie der Statistik» (Heidelb. 1824) zu erwähnen. Seit 1850 gibt M. die «Zeitschrift für die Geschichte des Oberrhein» heraus.

Monge (Gaspard), ein ausgezeichneter franz. Mathematiker und Physiker, war der Sohn eines armen Handelsmannes und wurde 10. Mai 1746 zu Beaune geboren. Schon auf der Schule seiner Vaterstadt machte er in den exacten Wissenschaften außerordentliche Fortschritte, besuchte dann das Collége zu Lyon und erhielt daselbst im Alter von 16 J. ein Lehramt in der Physik. Ein Oberst vom Geniecorps brachte ihn an die Artillerieschule zu Mézières, wo man ihn aber nur als Zeichner und Conducteur verwendete, weil er von niederer Herkunft war. M. erhob sich aus dieser Stellung durch mehrere Erfindungen, die das Geniewesen förderten, und wurde im Alter von 19 J. Professor der Mathematik und dann der Physik. Nachdem er 1780 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden, berief man ihn als Professor der Hydrodynamik nach Paris. Als Feind des geistigen Drucks, den auch er erfahren, wendete er sich der Revolution zu und übernahm nach der Katastrophe vom 10. Aug. 1792 das Ministerium der

Marine. In der Eigenschaft als Minister mußte er im Auftrage des Convents das Todesurtheil an Ludwig XVI. vollstrecken lassen. Einige Monate später legte er sein Amt nieder, trat aber hierauf an die Spitze sämmtlicher Gewehrfabriken, Geschützgießereien und Pulvermühlen der Republik. Seine Unentbehrlichkeit allein bewahrte ihn vor der Guillotine. Nachdem er unter dem Directorium die Polytechnische Schule begründet und an derselben das Lehramt der Mathematik übernommen, sandte ihn die Regierung nach Italien, wo er den Transport der eroberten Kunstschätze leiten mußte. Obschon den Verhältnissen fremd, schlug man M. mehrmals zum Director der Republik vor und schickte ihn endlich mit Daunou nach Rom, um daselbst die Republik zu organisiren. Bonaparte rief ihn von dort nach Aegypten. Hier übernahm M. das Directorium des Aegyptischen Instituts; auch leitete er die Untersuchung der Alterthümer und entdeckte unter anderm die Theorie der Luftspiegelung. Während der Expedition nach Syrien leistete er der zu Alexandria niedergesetzten Regierung die größten Dienste. Mit Bonaparte kehrte er nach Frankreich zurück, wo er wieder in seine Professur an der Polytechnischen Schule eintrat und sich später sehr eifrig den aristokratischen Planen widersetzte, die Napoleon nach seiner Thronbesteigung mit der Anstalt ausführen wollte. Doch gab ihm Napoleon in Anerkennung seiner Verdienste die Senatorei von Lüttich und ein Majorat in Westfalen und unterstützte ihn auch außerdem mit Geld, das M. für die Bildung armer Zöglinge verwendete. Der Sturz Napoleon's und die Verstümmelung der Schule gingen M. sehr zu Herzen. Nach der zweiten Restauration verlor er seine Aemter und wurde aus der Liste des Instituts gestrichen. Mehrmals vom Schlage getroffen, starb er 18. Juli 1818. In der Wissenschaft hat sich M., außer vielen wichtigen physik. Entdeckungen, als Erfinder der descriptiven Geometrie ein bleibendes Verdienst erworben. Unter anderm veröffentlichte er den «Traité élémentaire de statique» (7. Aufl., Par. 1834; deutsch von Hahn, Berl. 1806); im Verein mit Vandermonde und Berthollet die «Description de l'art de fabriquer les canons» und einen «Avis aux ouvriers en fer sur la fabrication de l'acier» (Par. 1794); «Leçons de géométrie descriptive» (6. Aufl., Par. 1837; deutsch von Schreiber, Freib. 1822); «Application de l'analyse à la géométrie des surfaces du 1^er^ et du 2^e^ degré» (4. Aufl., Par. 1809). Vgl. Dupin, «Essai historique sur les services et les travaux scientifiques de M.» (Par. 1819).

Mongolei, s. Mongolen.

Mongolen ist ein Völkername von sehr wechselnder Bedeutung, gewöhnlich wird aber ein bestimmtes Volk des altaischen Völkerstammes darunter verstanden. Nach dem Zeugniß mongol. Geschichtschreiber sind M. und Tataren ursprünglich nur die Zweige eines und desselben auf dem großen hinterasiat. Plateau zwischen Sibirien und China einheimischen, von den Chinesen noch gegenwärtig Ta-tse oder Tata genannten Volks, das Dschingis-Khan vereinigte, der auch die türk. und tungus. Völker mit fortriß und auf diese Weise wol den ersten Grund zu der nachmaligen Namenverwirrung gelegt hat, sodaß man jetzt im Morgen- und Abendlande unter der Benennung Tataren drei verschiedene Völker: M., Türken und Tungusen, zusammenfaßt. Der Mongole ist wegen des typischen Körpercharakters des Volks zum Namen einer ganzen Menschenrasse (s. Mensch) geworden. Den Namen Tatare hingegen hat man dem ganzen hochasiat. Stamm gegeben, theils wegen der Verwandtschaft sämmtlicher Sprachen, theils und zumeist wegen der Lebensweise, der geschichtlichen Entwickelung und der körperlichen Beschaffenheit der einzelnen zu diesem Stamme gehörigen Völker, obschon gerade in letzterer Hinsicht viele Völker der türk. Familie mehr oder weniger das Gepräge der kaukas. Rasse tragen. M. im engern Sinne des Worts sind jene zahlreichen nomadischen Stämme, welche die sog. Mongolei oder das Plateau zwischen dem eigentlichen China im S. und Sibirien im N., der sog. hohen Tatarei im W. und der Mandschurei im O., dessen Mitte die Wüste Gobi (s. d.) einnimmt, ferner die Hochterrasse am Kökö-Nor oder Blauen See nordöstlich von Tibet, die hohe Tatarei oder das Plateau zwischen den Gebirgsketten Muz-Tagh, Belur-Tagh und Kuen-lün, endlich untermischt mit andern Stämmen Theile des sibir. und kasp. Tieflandes bewohnen. Diese mongol. Völkerfamilie im engern Sinne zerfällt in den östl. Zweig oder die Ostmongolen, den westlichen oder die Kalmücken (s. d.) und in den nördlichen oder die Buräten (s. d.). Die Ostmongolen, das eigentliche Stammvolk der ganzen Familie, welches noch die Ursitze derselben innehat, und von dem die Namen M. und Tataren auf Rasse, Sprachstamm und Völkerfamilie übergegangen sind, zerfallen außer mehrern andern kleinen Völkerschaften und Horden in die Chor- oder Schataigol-M. zwischen Tibet und der Kleinen Bucharei, in die Innern M. südlich der Wüste Gobi, dann in die Aeußern, von dem Flüßchen Chalcha so genannten Chalcha-M. im Norden der Gobi.

Die vorzugsweise M. genannten Ostmongolen bewahren auch noch am reinsten deren Eigen-

thümlichkeiten sowie überhaupt den Typus der nach ihnen benannten Rasse. Gewöhnlich sind sie nur mittlerer Statur, haben geringen Bartwuchs, große abstehende Ohren und meist krumme Beine, eine Folge ihres Lebens auf Pferden. Von Charakter sind sie offen, mäßig, gastfrei, mild und friedfertig, aber auch träge, schmuzig und dummstolz. Den Weibern, deren sie nach Belieben heirathen, und die nicht selten mit den Kindern in besondern Zelten getrennt von den Männern wohnen, liegt die Besorgung des Hauswesens ob. Ihre Wohnungen bestehen aus Filzzelten oder Jurten. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht, und ihr Hauptreichthum sind ihre Heerden von fettschwänzigen Schafen, zweihöckerigen Kamelen und Pferden, auch Rindern und Eseln. Fleisch, Milch, Butter und Käse sind ihre Hauptnahrungsmittel. Sie treiben wenig Ackerbau, und ihre Gewerbe beschränken sich auf die Fertigung von Filz und Pelzen. Ihre einfachen Bedürfnisse erhandeln sie von den Chinesen, die zum Theil als Handelsleute, theils auch als Ackerbauer vereinzelt und auch in ganzen Colonien unter ihnen leben. Wegen Futtermangel müssen sie häufig ihre Weideplätze verändern. Sie stehen noch gänzlich auf der Stufe der Nomadenvölker, zerfallen in viele Stämme oder Aimaks und leben unter eigenen Stammhäuptern und Erbfürsten, die dem chines. Reich unterworfen sind. Diese müssen zu Peking ihre Belehnung nachsuchen, gewissen Tribut bezahlen und zu bestimmten Zeiten am Hofe erscheinen. Sie sind, wie die Mandschu, militärisch in Banner, Regimenter u. s. w. getheilt und haben chines. Gouverneure im Lande, die indeß nur eine polit. Aufsicht üben. Die Religion, zu der sie sich bekennen, ist die buddhistische, und in dem Dalai-Lama erkennen sie ihr geistliches Oberhaupt. Die dem chines. Reiche unterworfene Mongolei umfaßt gegen 90000 Q.-M., größtentheils wüstes Land, und enthält etwa 2½ Mill. M. und ½ Mill. Chinesen. Die Tschachar-M. waren die ersten, welche sich den Mandschu unterwarfen. Bereits 1636 wurden sie in Fahnen und Compagnien getheilt und mit den acht Fahnen der Mandschu vereinigt. Nach der Eroberung Chinas durch die Mandschu wurden die Tschachar nahe bei der chines. Mauer angesiedelt, wo sie gleichsam als Grenzwache dienen. Der Hof zu Peking hat in diesen Gegenden mehrere Lustschlösser, worunter Schehol (41° 58′ nördl. Br.) das bekannteste. In diese Sommerfrische pflegt sich der Himmelssohn während der heißen Sommermonate zurückzuziehen; auch der Jagd wegen werden diese Alpenlandschaften häufig von Peking aus besucht.

Die älteste Geschichte der M. ist sehr dunkel. Wenn es auch wahrscheinlich, daß sie an den frühesten großen Zügen, die von den Horden Hinterasiens gegen China und die westl. Gegenden Asiens unternommen wurden, theilgenommen, so ist doch das Nähere darüber unsicher und ebenso ungewiß, ob die östl. Scythen oder die Hunnen, die Hiongnu und die Kitan eigentliche M. gewesen sind, obschon es als ausgemacht gelten kann, daß sie zu dem mongol. oder tatar. Stamme in weiterer Bedeutung gehörten und deshalb auch bald Tataren, bald M. genannt werden. Erst mit dem Auftreten Dschingis-Khan's (s. d.) im Anfange des 13. Jahrh. wird die Geschichte der M. heller. Dieser vereinigte die getrennten Stämme Mittel- und Ostasiens, unter denen die der Tataren und M. die vornehmsten waren, und erhob durch Eroberungen sein Volk urplötzlich zu welthistor. Bedeutung. Furchtbar waren damals die Züge der M., deren Reiterschwärme alles vor sich niederwarfen und alle Gegenden, durch die sie kamen, schmählich verwüsteten. Doch fing um diese Zeit theils der Buddhismus, theils der Islam an, unter ihnen die herrschende Religion zu werden. Hiermit kam eine höhere geistige Cultur aus Hindostan, Tibet und China, aus Persien und den vorderasiat. Ländern zu ihnen, die in einer eigenen mongolischen Literatur sich aussprach. Wenn auch dieselbe meist aus Uebersetzungen, besonders aus dem Tibetanischen, und aus Nachahmungen der moslemischen Geisteserzeugnisse besteht, ist sie doch nicht arm und weist unter anderm wichtige Geschichtswerke auf. Nach Dschingis-Khan's Tode 1227 setzten dessen Söhne, unter die dieser sein Reich getheilt hatte, sodaß einer derselben, Uegetai, als Großkhan die Oberleitung behalten sollte, die Eroberungszüge fort, unterwarfen sich ganz China, stürzten das Khalifat zu Bagdad und machten die seldschukischen Sultane von Ikonium zinsbar. Ein mongol. Heer unter Möngke-Khan und Batu-Khan drang 1237 aufs neue in Rußland ein, eroberte Moskau und verwüstete einen großen Theil Rußlands. Nachdem dieses unterworfen, drangen sie 1240 furchtbar hausend in Polen ein, verbrannten Krakau und gingen nach Schlesien, wo sie 9. April 1241 über das vereinigte Heer der deutschen Ritter, der Polen und der Schlesier in der Schlacht auf der Wahlstatt (s. d.) zwar siegten, aber dabei solchen Verlust erlitten, daß sie ein weiteres Vordringen nach Deutschland nicht räthlich fanden. Sie wendeten sich südlich nach Mähren, das sie schrecklich verwüsteten, bis sie 21. Juni 1241 durch Jaroslaw von Sternberg am Berge Hostein vor Olmütz eine Niederlage erlitten. Aus Mangel an Unterhalt mußten sie Mähren verlassen und begaben sich nun nach Ungarn,

das sie ebenfalls verheerten. In Deutschland und Frankreich war die Furcht vor ihnen bereits so groß, daß man Fasten und Gebete anordnete und Anstalten zu einem Heereszuge gegen sie traf. Innere Streitigkeiten, die nach Uegetai's Tode (1243) ausbrachen, veranlaßten sie, von ihrer Unternehmung gegen Westeuropa abzustehen und sich nach Karakorum, der Hauptstadt ihres Weltreichs, zwischen den beiden Flüssen Onon und Tamir gelegen, zurückzuziehen, um einen neuen Khagan oder Großkhan zu wählen.

Das Reich der M. stand in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. auf dem höchsten Gipfel der Macht. Es erstreckte sich damals vom östl. Chinesischen Meere bis an die Grenze Polens und von den Alpenlandschaften des Himalaja bis tief nach Sibirien hinein. Der Hauptsitz des Großkhans war China; die andern Länder wurden von den Unterkhans, die von Dschingis-Khan abstammten und mehr oder weniger vom Großkhan abhängig waren, beherrscht. Die mächtigsten dieser Unterkhans waren die des Reichs Kaptschak an der Wolga, die sog. Goldene Horde, unter welcher Rußland stand, und die von Dschagatai oder Turkestan. Allein das Verschwinden von Dschingis-Khan's Geist aus seiner Dynastie sowie die Vertheilung des Reichs unter mehrere Herrscher veranlaßten den Verfall des Mongolenreichs. Die innern Streitigkeiten, die immer mehr überhand nahmen, und die wachsende Macht der Statthalter, die sich immer unabhängiger machten, sowie der Mohammedanismus, der die Religion der unterworfenen Völker in der westl. Hälfte des Reichs war und von diesen nach und nach auf die Sieger selbst überging, bewirkten, daß schon zu Ende des 13. Jahrh. unter dem Großkhan Chubilai das Reich in mehrere unabhängige Staaten zerfiel. Die bedeutendsten dieser neuen mongol. Reiche waren die in China, in Turkestan, in Sibirien, im südl. Rußland und in Persien gegründeten. Durch diese Spaltung und Losreißung von ihrem Mittelpunkte, ihrer alten Urheimat, verfiel die Macht der M. im 14. Jahrh. immer mehr, sodaß sie schon 1368 aus China vertrieben wurden und im 15. Jahrh. ihre Herrschaft in Rußland zu Ende ging. Auch in Mittel- und Vorderasien würde die mongol. Herrschaft zu Grunde gegangen sein, wäre nicht ein neuer Eroberer mongol. Stammes, Tamerlan oder Timur (s. d.), um 1369 daselbst aufgestanden, der ein neues mongol. Reich, das ganz Mittelasien, Vorderasien und insbesondere Persien und einen Theil Anatoliens umfaßte, gründete. Nach Timur's Tode zerfiel dessen Reich so schnell, daß es schon mit der Ermordung von Abu-Seid, Timur's Urenkel, 1468 ein Ende nahm. Nur in Dschagatai erhielt sich die Dynastie Timur's, und von hier aus war es, wo Babur (s. d.), ein Nachkomme Timur's, in Hindostan 1519 ein neues Reich gründete, das des mongol. Ursprungs seines Herrschers wegen ein mongolisches genannt wurde und diesem und den folgenden Herrschern den Namen des Großmoguls (s. d.) verschaffte. So verloren die M. seit dem Anfange des 16. Jahrh. alle welthistor. Wichtigkeit, zerfielen wieder in eine Menge einzelner Khanate und Stämme und wurden zum größten Theile den benachbarten Völkern, den Russen, den osman. Türken, den Persern und den Mandschugebietern in China mehr oder weniger unterthan. Nur in Dschagatai (s. Turkestan) erhielten sich die mongol. Herrscher unabhängig, und dort herrschen noch Khane, die ihre Abstammung von Dschingis-Khan und Timur ableiten. Vgl. des Mongolenfürsten Ssanang-Ssetsen Khungtaidschi (um 1660) «Geschichte der Ostmongolen» (mongolisch und deutsch von J. J. Schmidt, Petersb. 1829); Altan Tobtschi, «Mongol. Annalen» (mongolisch, mit russ. Uebersetzung von Galsang Gombojew, Petersb. 1858); Schott, «Aelteste Nachrichten von M. und Tataren» (Berl. 1846); Babur's sehr anziehende «Denkwürdigkeiten u. s. w.» (deutsch nach dem Englischen von Kaiser, Lpz. 1828); Hüllmann, «Geschichte der M. bis 1206» (Berl. 1796); D'Ohsson, «Histoire des Mongols depuis Tchinguiz-Khan jusqu'à Timour-Lenc» (4 Bde., Haag und Amsterd. 1834—35); Schmidt, «Forschungen im Gebiete der ältern religiösen, politischen und literarischen Bildungsgeschichte der M. und Tibeter» (Petersb. 1824); Pallas, «Sammlungen histor. Nachrichten über die mongol. Völkerschaften» (2 Bde., Petersb. 1776—1801); De Guignes, «Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mogols» (5 Bde., Par. 1756; deutsch von Dähnert, 5 Bde., Greifsw. 1768—71); Grigorjew, «Geschichte der M.» (aus dem Persischen des Chondemir; russ., Petersb. 1834); Hammer-Purgstall, «Geschichte der Goldenen Horde» (Pesth 1840); derselbe, «Geschichte der Ilchane, d. i. der M. in Persien» (2 Bde., Darmst. 1842—43); Erdmann, «Temudschin der Unerschütterliche, nebst einer geographisch-ethnogr. Einleitung» (Lpz. 1862). Die Stammverhältnisse der M. und aller tatar. Völker sind dargestellt in Neumann's «Völker des südl. Rußland» (Lpz. 1847). Die erste mongol. Grammatik (Petersb. 1831) und ein mongol. Wörterbuch (Petersb. 1835) hat J. J. Schmidt geliefert. Darauf gab Kowalewski eine mongol. Grammatik (Kasan 1835), eine mongol. Chrestomathie (2 Bde., Kasan 1836—37)

und endlich sein großes «Dictionnaire mongol-russe-français» (3 Bde., Kasan 1844—49) heraus. Noch erschien von Lobrownikow eine Grammatik der mongolisch-kalmückischen Sprache (Kasan 1849). Von mongol. Literatur ist noch wenig gedruckt. Außer den genannten Ssanang-Ssetsen und Altan-Tobtschi ist noch hervorzuheben: «Die Thaten des Gesser-Khan» (mongolisch herausg. von J. J. Schmidt, Petersb. 1836; deutsch Petersb. 1839).

Monica, die Heilige, Mutter des Kirchenvaters Augustinus (s. d.), wurde 332 von christl. Aeltern in Afrika geboren. Dennoch sah sie sich gezwungen, einen Heiden, den Patricius von Tagaste, zum Gemahl zu nehmen, der sich, durch ihr frommes Beispiel bewogen, endlich ebenfalls dem Christenthume zuwandte. Mit ihren Söhnen Augustin und Navigius unternahm M. später eine Reise nach Italien und starb daselbst, auf der Rückreise begriffen, zu Ostia. Unter Martin V. wurden ihre Ueberreste nach Rom gebracht. Ihr kirchlicher Gedächtnißtag ist der 4. Mai.

Moniteur, der Name der berühmten franz. Staatszeitung, ursprünglich ein von dem Buchhändler Panckoucke gegründetes Privatblatt, das 24. Nov. 1789 unter dem Titel «Gazette nationale, ou le Moniteur universel» zu erscheinen begann. Es verdankte seine steigende Wichtigkeit und Verbreitung bei weitem nicht allein dem Geschwindschreiber, welcher die Sitzungen der Nationalversammlung sehr sorgsam lieferte, sondern vorzüglich den ersten Redacteuren, Maret (s. d.), nachherigem Herzog von Bassano, Trouvé und Regnier, welche die leitenden Artikel besorgten und, obgleich mitten im Gewühl des polit. Parteikampfes stehend, doch an diesem sich nicht betheiligten. Da nach Verlauf einiger Jahre eine vollständige Sammlung des Blattes beinahe gar nicht mehr zu haben und Gegenstand häufiger Nachfrage war, so veranstaltete der Drucker eine zweite Ausgabe, die durch eine angehängte Sammlung der wichtigsten Staatsurkunden, durch ein vollständiges Register sowie durch eine histor. Einleitung von Thuan-Grandville ansehnliche Vermehrung und Vorzüge erhielt (Paris, Jahr der Republik IV = 1796). Der Erste Consul Bonaparte machte das Journal zu seinem officiellen Organ und eröffnete darin eine besondere Rubrik für die Actenstücke und Mittheilungen der Regierung. Von 1811 an führte das Blatt nur noch den Titel «Moniteur universel», mit dem Zusatz «Journal officiel». Es zerfiel hinfort in zwei geschiedene Abtheilungen, die partie officielle und die partie non-officielle, und behielt diese Anordnung ununterbrochen bis auf den heutigen Tag. Unbeugsam wie das Schicksal, verzeichnet der M. mit gleicher Kaltblütigkeit alle Acte der aufeinanderfolgenden Regierungen. An seiner Spitze stehen zwar noch Hauptredacteure, diese haben aber blos sorgsam darauf zu sehen, daß sich kein verfänglicher Artikel in das Journal einschleicht. Der eigentliche Hauptredacteur ist die jedesmalige Regierung. Seit dem zweiten Kaiserreich ist der M. nebst der dazugehörigen Druckerei Staatseigenthum. Man hat das Format vergrößert, das Abonnement zum möglichst niedrigen Preise ermäßigt und anderweitige Verbesserungen getroffen, welche den Absatz bedeutend steigerten. Nebenbei wurde der «Petit Moniteur», ein Abendblatt für 1 Sou, gestiftet. Die Sammlung des M. ist bereits zu mehr als 150 Foliobänden angeschwollen (jedes Halbjahr macht einen Band). Dazu gehören die Inhaltsverzeichnisse der Jahrgänge seit 1815 und ein Band Inhaltsregister für die vorhergehenden Jahrgänge (vom Jahr der Republik VIII bis 1814). Die Seltenheit und Kostbarkeit vollständiger Sammlungen veranlaßte einen neuen Abdruck des alten M. seit der Einberufung der Reichsstände bis zum Consulat (mit erläuternden Anmerkungen, 32 Bde., in 8., Par. 1840—43).

Monitor war ursprünglich der Name eines 1861 beim Ausbruch des Bürgerkriegs in den Vereinigten Staaten von nordstaatlicher Seite durch den Ingenieur Ericsson (s. d.) erbauten Panzerschiffs von eigenthümlicher Construction, welches, ohne Masten und nur durch die Maschine fortbewegt, nur sehr wenig über die Wasserfläche hervorragte und zwei schwere Geschütze in einem etwas erhöhten und mit sehr starkem Eisen gepanzerten Thurme trug. Dieser erste M. erreichte durch sein Gefecht mit dem großen südstaatlichen Panzerschiffe Merrimac auf Hampton-Roads Berühmtheit, indem er trotz seiner Kleinheit dem großen Koloß empfindlichen Schaden zufügte, obwol der Kampf trotz mehrstündiger Dauer eigentlich unentschieden blieb. Die Folge dieses Kampfes war, daß die großen seefahrenden Nationen vielfach dem M. ähnliche, nur wenig Zielobject darbietende Fahrzeuge erbauten, denen der Klassenname «Monitor» beigelegt wurde. Die Eigenthümlichkeit der M. ist ihre niedrige Lage über Wasser und die Aufstellung ihrer sehr schweren Geschütze in Thürmen, welche sich durch Maschinen- oder Menschenkraft nach allen Seiten drehen lassen und dadurch den Geschützen ihre Seitenrichtung geben. Anfänglich nur für Küstenvertheidigung und stille Gewässer bestimmt, waren sie nicht im Stande, über See zu gehen. Der erste amerikanische M. ging sogar bei einem Versuche, die offene See zu halten, mit Mann und Maus unter. Neuerdings hat jedoch die Schiffbautechnik wesentliche Verbesserungen

gemacht, und im Frühjahr 1866 sandte die nordamerik. Regierung einen M. mit zwei Thürmen, den Miautonomoh, nach Europa, dessen Verdeck nur $1\frac{1}{2}$ F. über Wasser lag. Derselbe machte die Reise von Neuyork nach England in 10 Tagen und ging von dort nach Petersburg. Das preuß. Panzerschiff Arminius ist ebenfalls ein M. mit zwei durch Menschenkraft drehbaren Thürmen, in deren jedem zwei gezogene 72-Pfünder aufgestellt sind, welche eine Kugel von 210 Pfd. Gewicht werfen und sich einzeln oder gleichzeitig abfeuern lassen.

Monk (George), Herzog von Albemarle, der Beförderer der engl. Restauration 1660, stammte aus einer alten Familie der Grafschaft Devon und wurde 6. Dec. 1608 zu Potheridge bei Torrington geboren. Er mishandelte als Jüngling einen Sheriff, der seinen Vater Schulden halber verhaften wollte, und entging der Strafe, indem er in die Armee trat. 1625 wohnte er der Expedition nach Spanien bei und hierauf dem Angriffe auf die Insel Ré. Ein zehnjähriger Waffendienst in den Niederlanden vollendete seine militärische Bildung. Im Kriegszuge, welchen Karl I. 1639 gegen die Schotten unternahm, befehligte er als Oberstlieutenant. Beim Ausbruche des Aufstandes in Irland ging er an der Spitze eines Regiments dahin und war Gouverneur von Dublin, bis der Marquis von Ormond 1643 mit den Aufrührern Frieden schloß, um den König gegen das Parlament zu unterstützen. Im Bürgerkriege wurde M. schon 1644 von Fairfax gefangen und als Königlicher in den Tower gesetzt. Erst nach zwei Jahren erlangte er die Freiheit, indem er den Covenant beschwor. Hierauf übernahm er den Befehl im nördl. Irland und entriß den Royalisten mehrere Hauptplätze, zog aber den Verdacht der Treulosigkeit auf sich und entging nur mit Mühe der Anklage vor dem Parlamente. Nach völliger Vertilgung der Royalisten ernannte ihn Cromwell zum Generallieutenant und Commandanten der Artillerie. In dieser Eigenschaft leistete er in der Schlacht von Dunbar große Dienste, sodaß ihm Cromwell den Oberbefehl in Schottland anvertraute. 1652 kehrte er nach England zurück, wo er sich an den Commissionen betheiligte, die eine Vereinigung Schottlands mit England vorbereiten sollten. Im nächstfolgenden Jahre wurde er dem Admiral Blake im Kriegszuge gegen die Holländer beigegeben. Anfang 1654 schickte ihn Cromwell als Gouverneur nach Schottland, und hier wußte er dessen Herrschaft unter den größten Schwierigkeiten gegen die Presbyterianer aufrecht zu erhalten. Die Royalistenpartei setzte schon damals ihre Hoffnung auf ihn, und 1656 schickte ihm Karl II. in diesem Sinne sogar einen Brief, den M. jedoch Cromwell auslieferte. Auch erklärte sich M. nach Cromwell's Tode für dessen Sohn. Erst als sich unter dem General Lambert der Militärdespotismus zu begründen schien, ergriff er, vielleicht zur eigenen Sicherstellung, die Rolle eines Vertheidigers der öffentlichen Ordnung. Am 1. Jan. 1660 rückte er mit 6000 Mann über die engl. Grenze, vereinigte sich zu York mit Fairfax, der für Karl II. ein Corps zusammengebracht hatte, und zog 3. Febr. ohne Schwertstreich in London ein. Noch ließ er alle Parteien über seine Absichten in Ungewißheit. Allein 21. Febr. setzte er die im Dec. 1648 vertriebenen presbyterianischen Parlamentsglieder wieder ein, und hiermit erhielten die Anhänger des Königthums das vollste Uebergewicht. Jetzt trat M. auch mit Karl II. in Unterhandlung, den das bereitwillige Parlament schon 8. Mai zum Könige ausrufen ließ. Der neue Monarch, der dem festen und klugen Betragen des Generals seine Krone zu danken hatte, überhäufte ihn mit Gunst und erhob ihn zum Mitgliede des Geh. Raths, zum Kammerherrn, Oberstallmeister, endlich zum Herzog von Albemarle und Lord-Lieutenant der Grafschaften Devon und Middlesex. M., welcher sonst wenig polit. Geschick besaß, beschränkte sich seitdem darauf, die Restauration mit seinem Degen zu vertheidigen. 1666 befehligte er unter dem Herzoge von York die Flotte gegen die holländ. Seemacht. Er wurde von Ruyter in einer dreitägigen Seeschlacht auf der Höhe von Dünkirchen geschlagen, errang aber 25. Juni über denselben einen blutigen Sieg bei North-Foreland. Er starb 3. Jan. 1670 und wurde in der Abtei zu Westminster bestattet. Sein großes Vermögen kam auf seinen einzigen Sohn, Christopher M., geb. 1653, der als Gouverneur von Jamaica 1688 starb, und mit dem der Titel eines Herzogs von Albemarle erlosch. — Aus einer Seitenlinie der Familie M. stammen die irischen Lords Monck und Grafen von Rathdown. Charles Stanley, vierter Viscount Monck, geb. 10. Oct. 1819, ist seit 1862 Generalgouverneur von Canada und wurde wegen seiner beim Einfall der Fenier in Canada geleisteten Dienste 1866 auch zur engl. Peerage erhoben.

Monmouth, eine der westlichsten Grafschaften Englands, die erst unter Heinrich VIII. vom Fürstenthum Wales getrennt wurde, grenzt im W. und NW. an dieses (an Glamorgan und Brecknock), im NO. an Hereford, im O. an Gloucester, im S. an das Aestuarium des Severn und hat ein Areal von 27,09 Q.-M. In der Mitte vom Usk durchströmt, im W. desselben von Zweigen des Gebirgslandes von Wales erfüllt, die hier im Sugar-Loaf oder Pen-y-val

(Zuckerhut) noch eine Höhe von 1740 F. erreichen, im O. des Usk dagegen bis zum Thale des Wye, an der Grenze gegen Gloucester, niedriger gelegen, bietet das Land eine überaus wechselvolle Oberfläche und die mannichfaltigsten Scenerien, wilde Bergpartien, reizende Thäler und sehr fruchtbare Ebenen dar. Neben dem reichlich lohnenden Ackerbau, verbunden mit Obstzucht und Hopfencultur, ist auch die Viehzucht ausgezeichnet. Der Hauptreichthum der Grafschaft sind jedoch die Kohlen- und Eisengruben. 1860 wurden ungefähr 2½ Mill. Tons Kohlen zu Tage gefördert und 349670 Tons Roheisen erzeugt. Lebhaft ist auch der Industriebetrieb und der Handel mit Natur- und Kunstproducten durch Seehäfen, Flüsse, Kanäle und Eisenbahnen gefördert. Die Zahl der Einwohner wuchs in den J. 1801—51 von 54750 auf 157418 an und belief sich 1861 auf 174633. Die Grafschaft schickt zwei Abgeordnete ins Parlament, einen dritten die Städte M. und Abergavenny. — Die **Hauptstadt M.**, 5 M. nördlich von Bristol, an der Eisenbahn und am Zusammenfluß des fischreichen Mynwye oder Munnow mit dem Wye reizend gelegen, rings von reichangebauter Landschaft umgeben, zählt 5783, mit ihrem District 30577 E., deren Haupterwerb, außer Ackerbau und dem durch den Wye erleichterten Handel mit Bristol, in Fabrikation von Eisenwaaren besteht. Unter ihren drei Brücken zeichnet sich die Tibsbrücke durch ihre wildromantische Scenerie, unter den Kirchen die Ste.-Marie- und die St.-Thomaskirche aus, unter den andern Gebäuden das Rathhaus mit einer Säulenhalle und das Grafschaftsgefängniß. Die Stadt hat eine reichdotirte Freischule und eine Bildsäule Heinrich's II. auf dem Marktplatz. Ihr hohes Alter beweisen theils die Reste ihrer Mauern, theils die Ruinen ihrer festen, in die Zeit Wilhelm's des Eroberers reichenden Burg, der Geburtsstätte Eduard's V., theils die Trümmer der Priorei aus der Zeit Heinrich's I. — Die Marktstadt **Chepstow**, ½ M. oberhalb der Mündung des Wye, den eine 600 F. lange und 50 F. breite Eisenbahnbrücke überspannt, bis zu welcher die Flut 30—60 F. hoch steigt, zählt 3364 E. und ist hauptsächlich durch die Ruinen ihrer schönen Abtei interessant, die aus der Zeit Stephan's stammt und einen Theil der Stadtkirche ausmacht. Der Ort hat sieben Kirchen, eine Markthalle, eine Freischule, ein literarisches Institut, eine Gartenbaugesellschaft, ein Theater und besitzt 56 Seeschiffe von 2335 Tons Gehalt. 2 St. davon, in einem Felsthale am Wye, liegt Piercefield mit den höchst merkwürdigen Ruinen der Kirche der 1131 gegründeten **Tintern-Abbey**, welche zu den schönsten Ueberresten goth. Baukunst gehört. Am Usk und in der Nähe von Eisenwerken liegt die Marktstadt **Caerleon**, einst die glorreiche Hauptstadt der alten Briten, Residenz des Königs Artus, das Isca Silurum der Römer und Standquartier ihrer zweiten Legion, Sitz eines später nach St.-David verlegten Erzbisthums und der Sage nach erkorener Begräbnißplatz von 30 brit. Königen. Der Ort bietet jetzt zur Erinnerung nur Steinblöcke seiner verfallenen Mauer, einen schönen röm. Thurm und zahlreiche Antiquitäten dar und hat 1268 E., ein Museum für röm. und andere Alterthümer sowie Zinnwalzwerke. Andere bemerkenswerthe Orte sind **Abergavenny** (s. d.), **Newport** (s. d.), die volkreichste Stadt der Grafschaft, die Marktstadt **Pontypool**, auf steilem Felsen über dem Avon und an der Eisenbahn gelegen, mit 4661 E., Steinkohlen- und Eisengruben, Eisen- und Zinnschmelzen, und die Marktstadt **Tredegar**, 2⅓ M. nordwestlicher, an der Eisenbahn, mit 9383 E. und wichtigen Eisenwerken.

Monmouth (James, Herzog von), der natürliche Sohn Karl's II. von England, oder auch, wie behauptet wird, des Obersten Rob. Sidney mit der Lucy Walters, wurde 9. April 1649 zu Rotterdam geboren. Ungeachtet der wenig rühmlichen Aufführung seiner Mutter ließ ihn Karl II. sorgfältig erziehen und ernannte ihn nach der Restauration zum Grafen von Doncaster, Herzog von M. und Hauptmann der Garde. Nachdem er unter dem Prinzen von Oranien in den Niederlanden gefochten, wurde er als Gouverneur nach dem unruhigen Schottland entsendet. Mit der Erbin des angesehenen schott. Geschlechts der Scotts von Buccleuch verheirathet, suchte er durch mildes Betragen die widerspenstigen Presbyterianer zu besänftigen, konnte aber den Ausbruch des Aufstandes nicht verhindern, den er 21. Juni 1679 in der blutigen Schlacht an der Brücke von Bothwell besiegte. Als er dennoch den Befehl an den Herzog von York (s. Jakob II.), den Bruder des Königs, abtreten mußte, dessen Persönlichkeit und religiöse und polit. Richtung er haßte, ging M. nach den Niederlanden und bemühte sich hier, um seinem Gegner die Thronansprüche zu verkümmern, den Beweis zu führen, daß Karl II. mit Lucy Walters ehelich verbunden gewesen sei. Wiewol der König darüber sehr unwillig war, durfte M. doch nach England zurückkehren, wo er der Mittelpunkt aller Umtriebe und Verschwörungen wurde, welche die Entfernung des Herzog von York vom Throne bezweckten. Bei der Entdeckung des Ryehouse-plot beschuldigte man ihn sogar, daß er Karl II. selbst nach Krone und Leben getrachtet

habe. Der König verwies deshalb M., den er immer noch liebte, nach den Niederlanden, unterstützte ihn aber reichlich mit Geld. Nach der Thronbesteigung Jakob's II. sammelte M. die misvergnügten Emigranten um sich und traf Vorbereitungen, bei der allgemeinen Unzufriedenheit in England seine vermeintlichen Thronrechte mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Während sein Genosse, der Graf von Argyle (s. d.), nach Schottland abging, landete er 11. Juni 1685 zu Lyme in der Grafschaft Dorset mit 80 Mann und klagte den König in einer Proclamation der Vergiftung Karl's II. und der Anstiftung des großen Brandes zu London an. An der Spitze von 3000 Protestanten, die ihm sogleich beitraten, wendete er sich nach Axminster und von da nach Taunton, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Nachdem seine Schar auf 6000 Mann angewachsen, nahm er 20. Juni den königl. Titel an und rückte nach Bridgewater vor. Allein das Parlament hatte sich gegen ihn erklärt, und der Hof brachte ein regelmäßiges Corps von 3000 Mann zusammen, an dessen Spitze der Graf von Feversham die Empörer 5. Juli angriff. Hätte der feige, verrätherische Lord Grey, der die Reiterei befehligte, seine Pflicht gethan, so würde M. vielleicht gesiegt haben. Nach einem verzweifelten Kampfe zerstreuten sich seine Truppen. M. suchte sich durch die schleunigste Flucht zu retten; allein es stürzte sein Pferd. Am andern Tage entdeckte man ihn in einem Graben und brachte ihn nach London. Hier warf er sich zwar dem Könige zu Füßen und bat um sein Leben; aber Jakob II. blieb unerbittlich, zumal da der Schuldige seine Mitverschworenen nicht angeben mochte. Am 15. Juli 1685 wurde er ohne Proceß auf Tower-Hill und zwar auf eine martervolle Art enthauptet. Die grausame Wuth, mit welcher der Hof seinen Sieg verfolgte, empörte das Volk und stimmte die öffentliche Meinung für die nächste Revolution. — Von M. stammt in directer männlicher Linie die Familie der Scott, Herzoge von Buccleuch, deren jetziges Haupt, Walter Francis, geb. 25. Nov. 1806, unter dem Ministerium Peel 1842—46 erst Geheimsiegelbewahrer, dann Präsident des Staatsraths war. Durch ihre ehelichen Verbindungen mit den Häusern Montagu und Douglas ist dieselbe in den Besitz unermeßlicher Güter in England wie in Schottland gekommen.

Monnier (Henri), franz. Zeichner, Schriftsteller und Schauspieler, geb. 6. Juni 1799 in Paris, zuerst Schreiber bei einem Notar, nachher Copist im Justizministerium, wandte sich sodann zur Malerei und trat als Lehrling bei Girodet ein, wo natürliche Neigung und Geschicklichkeit ihn zum Caricaturzeichner hindrängten. Er belustigte seine Mitschüler durch seine possirlichen Federzeichnungen, die er in großer Menge und Schnelligkeit fertigte und bald auch mit Beifall ins Publikum brachte. In den letzten Jahren der Restauration waren diese Zeichnungen sehr beliebt. Seinen eigentlichen Ruf gründeten die 1830 von ihm veröffentlichten «Scènes populaires», die noch immer neue Auflagen (Prachtausgabe mit vielen Holzschnitten nach des Verfassers eigenen Zeichnungen, Par. 1864) erleben. Hier erschienen zuerst die frappanten Charaktertypen Madame Gibon und Monsieur Prudhomme, die man seitdem weiter ausgebildet und durch alle möglichen Situationen geführt hat, wo sich die Klatscherei und Klugthuerei weidlich lächerlich machen kann, sodaß sie in Frankreich dafür sprichwörtlich geworden sind. Später folgten «Nouvelles scènes populaires» (4 Bde., 1835—39), «Les bourgeois de Paris» (1854), ebenfalls ergötzlich dialogisirte drastische Schilderungen und Situationen aus dem Leben und Verkehr des kleinen Volks und Mittelstandes. Diese Klassen zeigen in Frankreich, wie in andern Ländern, am meisten solche Gestalten, deren Weise der Arbeit oder des Müßiggangs ihnen ein typisches Gepräge gibt, und haben daher einen hervorspringenden Charakter, eine scharfgeschnittene Physiognomie sowie eine ganz eigene Sprache. Diese Sprache muß man freilich verstehen, um das Komische und Treffende in M.'s Darstellungen recht zu begreifen und zu genießen. Alles ist hier aufs getreueste und sorgsamste aus dem Leben beobachtet. Vortrefflich weiß M. die vielerlei gedankenlos hingesagten Dummheiten aus der gangbaren Conversation aufzugreifen und diesen ein außerordentliches Relief zu verleihen. Wenn er mit seinen Stücken auf der Bühne keinen rechten Erfolg gehabt, so ist davon der Grund, daß seine Beobachtungen nie auf einen einzigen, die Aufmerksamkeit spannenden Punkt concentrirt sind und seine Charaktere sich nicht um eine Handlung, wo sie ineinandergreifen, herumdrehen. M. schildert die Dinge, wie sie in der Wirklichkeit vorgehen, ohne für eine Situation zu sorgen. Als Schauspieler ist er studirt und gründlich, aber frostig.

Monochrömen oder monochromatische Bilder (von dem griech. monos, allein, und Chroma, Farbe) nennt man einfarbige Bilder. Die monochromatische Malerei war die einfachste und älteste Art der Malerei. Man bediente sich dazu in der frühesten Zeit besonders der rothen Farbe auf schwarzem Grunde oder der schwarzen auf rothem Grunde. Zeugnisse derselben aus

dem Alterthume geben die ältesten Vasenbilder und die Wandgemälde in den etrusk. Gräbern. Griech. Kunsttraditionen schreiben den Korinthern und Sicyoniern die ersten Fortschritte in dieser Malerei zu, doch sind nach O. Müller die Namen der Erfinder der monochromen Malerei ohne große Beglaubigung. Neuerdings ist sie in einigen Zimmern des Königsbaues in München in Anwendung gekommen.

Monodrama heißt ein solches Drama, in welchem nur eine einzige Person handelnd und redend auftritt. Da dieselbe nur den eigenen innern Kampf verschiedener Gefühle aussprechen und allenfalls durch Thaten zu erkennen geben kann, so fehlt im M. jede eigentliche Handlung und es trägt den Widerspruch gegen das Wesen des echten Dramas in sich selbst. Diese innere Unhaltbarkeit des M. hat man in neuerer Zeit damit zu verdecken gesucht, daß man es mit Musik begleitete und so zu einer Art Concertstück machte, wo es dann im wesentlichen mit dem Melodrama (s. d.) zusammenfällt. Das älteste M. ist die griech. «Kassandra» oder «Alexandra», welche dem Dichter Lykophron aus Chalkis auf Euböa (280 v. Chr.) zugeschrieben wird, aber wahrscheinlich um etwa ein Jahrhundert jünger ist. Es enthält in dunkler und gekünstelter Form die Weissagungen der Kassandra und zahlreiche Episoden. Gegen Ende des 18. Jahrh. wurde ein erneuter Versuch mit dem M. von Rousseau in dem «Pygmalion» und von Brandes in der seinerzeit vielgepriesenen «Ariadne auf Naxos» gemacht, wobei jedoch die Musik das Beste thun mußte. In neuerer Zeit ist die Form des M. höchstens bei philos. Dichtungen, die nicht zu scenischer Darstellung bestimmt sind, angewendet worden.

Monogamie bezeichnet im Gegensatze zur Polygamie (s. d.) die geschlechtliche Verbindung Eines Mannes mit Einer Frau, folglich die einfache Ehe. Auch spricht man bei den Thieren von M., und in der Botanik führt eine besondere Ordnung des Linné'schen Systems den Namen Monogamen.

Monogramm (griech.) oder Handzeichen (lat. signum), auch mit dem franz. Worte Chiffre nennt man eine Figur, in welcher durch einen oder auch mehrere in einen verschlungene Buchstaben, durch ein Zeichen u. s. w. der Name und Titel einer Person ausgedrückt werden. Die Anfänge des M. verlieren sich bis in die frühesten Epochen der menschlichen Cultur, wo man, vor Erfindung der Buchstabenschrift, mit einfachen Zeichen an den Gegenständen das Eigenthum anzudeuten pflegte. Es ist in der ältesten Geschichte der Indier nachzuweisen und kommt noch heute bei den Chinesen als Siegel vor. Namentlich bieten die griech. Münzen eine reichhaltige Sammlung derselben dar. Immer häufiger kamen sie in Gebrauch unter den fränk. Königen. Durch Kaiser Karl d. Gr., der ihnen eine bessere Gestalt gab, wurden sie ein allgemeiner Gebrauch in allen zu dem großen Frankenreiche gehörigen Ländern, sowol auf Münzen wie in Urkunden. Geistliche und weltliche Regenten wählten sich nach Willkür bei ihrem Regierungsantritte M. ihres Namens. Erst im 12. Jahrh. wurden sie des veränderten Geschäftsgangs wegen im amtlichen Verkehre allmählich wieder außer Gebrauch gesetzt. Am längsten hielten sie sich in Deutschland, wo sie erst 1495 auf dem Reichstage zu Worms abgeschafft wurden. Doch blieben sie im Geschäftsleben als Hausmarken bis in das 17. Jahrh. im Gebrauch. Die Lehre von den mittelalterlichen M. ist für die Erklärung und Kritik der Denkmäler und Urkunden dieser Zeit von großer Wichtigkeit und bildet einen besondern Theil der Diplomatik oder Urkundenlehre. In der spätern Zeit hat man das Wort auf alle Namenschiffren, Züge, sonstige Zeichen der Maler, Kupferstecher und anderer Künstler übergetragen, womit dieselben ihre Arbeiten als die ihrigen zu bezeichnen pflegten. Vgl. Heller, «Monogrammen-Lexikon» (Bamb. 1831); Bruillot, «Dictionnaire des monogrammes» (neue Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1832—34); Nagler, «Die Monogrammisten» (4 Bde., Münch. 1857—63). Uebrigens bezeichnet M., und zwar schon bei den Alten, jede einfache, blos durch Linien gegebene Zeichnung.

Monographie nennt man eine Schrift, welche einen einzelnen Gegenstand einer Wissenschaft als ein abgesondertes Ganzes behandelt. Die M. sind ein Erzeugniß der neuern Zeit und haben zur Förderung der Wissenschaft wesentlich beigetragen.

Monokotyledonen oder monokotyledonische oder einsamenlappige Pflanzen heißen im Gegensatze zu den Dikotyledonen (s. d.) diejenigen Gewächse, deren Keim (Embryo) nur einen einzigen Samenlappen oder Kotyledon (s. d.) besitzt. Dieser Samenlappen, welcher äußerst verschiedenartig, am häufigsten mantelförmig gestaltet und oft verhältnißmäßig sehr groß ist, hat stets eine kleine Querspalte, aus welcher beim Keimen das Knöspchen des Keimlings in Form einer Spitze hervortritt. Der Samenlappen selbst bleibt stets in der Samenschale und unter dem Boden. In der Regel enthalten die Samen einen Eiweißkörper. Von den übrigen

Gewächsen unterscheiden sich die M. sowol in ihrem äußern Ansehen (Habitus) als auch durch ihre innere Structur. Sie haben stets eine zaserige, zuweilen knollig verdickte Wurzel, niemals eine Stammwurzel; ihr Stengel ist gewöhnlich einfach, seltener ästig und ist nicht in Rinde, Holzkörper und Mark geschieden, sondern besteht aus Zellgewebe, in welchem die geschlossenen Gefäßbündel unregelmäßig zerstreut, nicht zu Ringen geordnet sind, wenn sie auch nach dem äußern Umfange hin dichter stehen. Der Stengel verdickt sich durch Anlagerung neuer Gefäßbündel im Umfange der ältern; da hier nun häufig diese Gefäßbündel von ihrem Ursprunge an einen Bogen nach der Achse des Stengels zu beschreiben und von da nach außen in die Blätter übergehend wieder nach der Peripherie des Stengels verlaufen, so entsteht dadurch eine Durchkreuzung der weiter hinauf verlaufenden äußern Gefäßbündel. Dies ist namentlich im Stamme der Palmen der Fall. Die Blätter sind am Grunde meist scheidig und umfassen den Stengel; sie haben einfache, gleichlaufende Nerven, welche durch Queradern verbunden sind. Die Zahl der Blütentheile beträgt gewöhnlich drei, sechs, neun oder zwölf, mit seltenen Ausnahmen. Eine Blumenkrone ist selten vorhanden; die häufig prächtigen Umhüllungen der Befruchtungstheile, z. B. bei der Tulpe, sind Blütenhüllen (Perigone). Die Früchte sind meist ein- oder drei- oder sechsfächerig. Ueberhaupt waltet die Dreizahl in den Blüten- und Fruchttheilen vor. Die vorzüglichsten Gewächsfamilien dieser Abtheilung sind die Gräser, Cypergrasgewächse, Simsengewächse, Zeitlosengewächse, Liliengewächse, Spargelgewächse, Prachtschwertelgewächse, Schwertelgewächse, Amaryllisgewächse, Arongewächse, Rohrkolbengewächse, Najadengewächse, Froschbißgewächse, Ragwurzgewächse (Orchideae), Bananengewächse und Palmen. Von den fossilen Ueberresten des Pflanzenreichs gehört die kleinere Zahl den M. an.

Monolog (griech.), d. i. Selbstgespräch, heißt im Schauspiele im Gegensatze des Dialogs (s. d.) diejenige Scene oder Rede, in welcher eine einzelne Person für sich spricht. Der M. dient dazu, die handelnden Hauptpersonen nach innen genauer zu schildern, die Triebfedern ihrer Handlungen darzustellen und so den Zusammenhang der Handlung anschaulich zu machen; doch darf er nur da eintreten, wo der Dramatiker durch den Dialog seinen Zweck gar nicht oder doch nicht vollkommen erreichen würde. Der M. darf nie bloßer Lückenbüßer sein, sondern muß die dialogischen Scenen verbinden und eine bedeutende Veränderung in dem innern Zustande der Person bezeichnen, die als Ursache für das Folgende von Bedeutung ist, oder als Wirkung des Vorhergehenden angesehen werden kann. Ebenso muß er der Lage der sprechenden Person angemessen sein.

Monomanie, ein griech. Wort, welches zuerst von Esquirol in die Lehre von den Seelenkrankheiten aufgenommen wurde, bedeutet eine Art Wahnsinn (s. Manie), welche (scheinbar ohne Störung der übrigen Geistesvermögen) sich durch Festhalten einer einzelnen widersinnigen Idee oder durch fortdauernden Trieb, eine besondere Art von verkehrter oder verbrecherischer Handlung zu begehen, ausspricht. Als Arten derselben führt man auf: die Mord-, Stehl-, Brandstiftungs-, Selbstmordmonomanie u. a. m. Doch ist zu bemerken, daß zur wissenschaftlichen oder gerichtsärztlichen Annahme von M. deutliche Zeichen einer wirklichen psychischen Krankheit vorhanden sein müssen, weil diese sonst mehr eine intellectuelle oder moralische Verkehrtheit, ein Irrthum oder eine Leidenschaft sein würde, in welchem Sinne das Wort M. auch oft im gewöhnlichen Leben gebraucht wird.

Monophysiten hießen die Anhänger einer vielfach verzweigten christl. Partei, die nach dem seit Athanasius aufgekommenen und besonders in Aegypten geltenden Sprachgebrauche nur eine (Mensch gewordene göttliche) Natur in der Person Christi annahm und ihre Ansicht namentlich im Streite gegen Nestorius (s. d.) durchbildete. Die tiefere Grundlage dieser Ansicht ist in der Theologie der sog. Alexandrinischen Schule zu suchen, deren mystisch-speculative Richtung im Gegensatze zu der Antiochenischen Schule Gottheit und Menschheit in der Person Christi in Eins zusammenzufassen und die Vereinigung beider Naturen als eine Vergottung der menschlichen mittels eines wirklichen Eingehens der Gottheit ins Fleisch zu begreifen suchte. Hatte schon Patriarch Cyrillus von Alexandrien behauptet, daß das Fleisch des Logos wesentlich zu seiner Persönlichkeit gehöre, so sprach der Archimandrit Eutyches in Konstantinopel von einem himmlischen Fleische Christi und setzte mit Hülfe des Bischofs Dioskuros von Alexandria die Bestätigung von der Lehre von einer Natur auf der sog. Räubersynode zu Ephesus 449 durch. Zwar wurde nun Eutyches nebst allen seinen Anhängern auf der Kirchenversammlung zu Chalcedon 451, auf welcher die Gegenpartei die Oberhand hatte, als Ketzer verurtheilt, doch konnte der Streit durch die widerspruchsvolle Bestimmung dieses Conciliums, daß in Christo zwei Naturen ohne Vermischung, Verwandlung und Trennung zu einer Person und Hypostase vereinigt seien, nicht ausgemacht werden. Die zahlreichen monophysitisch gesinnten Geistlichen in Aegypten,

Mesopotamien und Syrien weigerten sich, die chalcedonische Bekenntnißformel anzunehmen, und lösten sich, als die kaiserl. Regierung Gewalt gegen sie brauchte, förmlich von der Staatskirche los. Nach langjährigen oft blutigen Kämpfen und vergeblichen Vermittelungsversuchen gelang es den M., besonders unter mohammed. Herrschaft, ihre Unabhängigkeit von der kaiserl. Orthodoxie zu behaupten. Doch zerfielen sie selbst über untergeordnete Fragen untereinander. Die Severianer, Anhänger eines abgesetzten Patriarchen Severus von Antiochia, behaupteten die Verweslichkeit des Leibes Christi; die Julianisten oder Gajaniten verneinten sie. Letztere zerfielen wieder über die Frage: ob der Leib Christi erschaffen gewesen? in Aktisteten, die ihn für unerschaffen, und Ktistolatrer, die ihn für erschaffen hielten. Die Severianer, nach einem ihrer Bischöfe auch Theodosianer genannt, behielten endlich die Oberhand und belegten auch die unter ihnen entstandenen Agnoeten, die Christo als Menschen die Allwissenheit absprachen, mit dem Banne. Am stärksten blieben die monophysitischen Gemeinden in Aegypten, Syrien und Mesopotamien, wo sie durch ihre besondern Patriarchen zu Alexandria und zu Antiochia eine kirchliche Ordnung erhielten und, nachdem der Syrer Jakob Baradäus, gest. um 578, ihre Religionsverfassung befestigt hatte, die selbständigen Kirchen der Jakobiten (s. d.) und Armenier (s. Armenische Kirche) bildeten. Zu den monophysitischen Kirchen gehören auch die abyssinische und die koptische.

Monopol (griech., d. i. Alleinhandel) heißt das einem einzigen oder einer Gesellschaft beiwohnende Recht, den Handel nach einem bestimmten Lande oder die Fabrikation und den Verkauf eines bestimmten Artikels ausschließlich zu betreiben. Das M. beseitigt mithin die Concurrenz. Man unterscheidet natürliche und rechtliche M. Natürliche M. sind solche, welche sich aus der Natur der Dinge ohne weiteres ergeben. So haben die Besitzer vorzüglicher Weingüter ein M. für die auf denselben erzeugten Weine, die Eigenthümer berühmter Marmorbrüche für die auf diesen gebrochenen Marmorarten, die kalten Länder für Pelze, Indien für eßbare Vogelnester u. s. w. Alle übrigen M. beruhen auf gesetzlichen Feststellungen. Sehr zahlreich im Mittelalter, bezogen sie sich damals meist auf den gewerblichen Betrieb. So hatten die Städte das Vorrecht, Handwerkswaaren mit Ausschluß des platten Landes zu produciren, die Zünfte das ausschließliche Recht der Erzeugung der in ihren Bereich fallenden gewerblichen Producte, gewisse Grundstücke den Mühlenzwang, das Braurecht, das Schenkrecht. Es sollten damit nicht nur die Producenten und Händler im Nahrungsstande erhalten, sondern auch die Güte der Producte und Waaren sichergestellt werden. Etwas später entstanden die M. der großen Handelsgesellschaften nach außereurop. Ländern, die ost- und westindischen Compagnien u. s. w., welche den Handel heben und das Land, welches die Gesellschaft schuf, mit den Erzeugnissen fremder Länder versorgen, zugleich aber auch im Sinne des Mercantilsystems (s. d.) bereichern sollten. Derartige M. sind in neuerer Zeit selten entstanden, dagegen haben sich andere gebildet, welche den Personen- und Gütertransport zum Zwecke haben, die Eisenbahn- und Dampfschiffahrts-Gesellschaften. Viele M. sind staatliche, z. B. die Salz-, Tabacks-, Lotterie-, Baumwoll-, Seide-, Goldwasch-, Bernstein-, Branntweinmonopole. Diese wurden von den Regierungen aus finanziellen Gründen eingeführt, weil sie die Möglichkeit gewährten, durch Erhöhung der Preise der Producte über den Kostenpreis die Staatseinnahmen zu vermehren. Hierher gehören auch die Regalien (s. d.). Diese und die M. waren lange Zeit in vielen Staaten Haupteinnahmequellen, und sind es zum Theil noch. Doch zeigt sich das Bestreben, die M. nach und nach fortzuschaffen und die daraus entspringenden Einnahmeausfälle durch Steuern und Zölle auf die Producte jener Fabrikationszweige, welche dem M. unterworfen waren, zu ersetzen. Alle M. zeigen sich entweder sofort oder doch nach und nach als schädlich, selbst die der großen Transportgesellschaften, sofern sich nicht Concurrenzlinien herstellen lassen oder der Staat einwirkt. Zunächst gestattet das M. den Fabrikanten oder Händlern, die Preise der demselben unterworfenen Artikel derart zu steigern, daß ihnen ein unverhältnißmäßiger Gewinn zufällt. Damit werden nicht nur die Consumenten zu Gunsten der Monopolinhaber besteuert, sondern auch theilweise genöthigt, sich in der Consumtion einzuschränken. Ferner bleiben infolge von M. bei der Production die Fortschritte aus, und es treten sogar Rückschritte ein. Denn nur da, wo die Concurrenz herrscht, ist auch ein genügender Sporn vorhanden, der zu Verbesserungen antreibt und die Fabrikanten zwingt, den wechselnden Anforderungen der Consumenten entgegenzukommen. Fast schlimmer noch als die Gesellschaftsmonopole wirken die Staatsmonopole. Abgesehen davon, daß es für den Staat nicht würdig erscheint, seine Bürger auszubeuten, werden auch eine Menge Control- und Aufsichtsmaßregeln nothwendig. Salz-, Tabacks- und andere ähnliche M. entwickeln den Schmuggel, wenn in den dem Staate benachbarten Ländern das betreffende

M. nicht vorhanden ist. Sie behindern damit auch den Abschluß günstiger Handelsverträge und die Beseitigung der Verkehrsschranken. Wie das Tabacksmonopol den Tabacksbau behindert, ist bekannt; derselbe kann nur unter specieller Aufsicht der Behörden betrieben werden. Mehr aus nationalökonomischen und polit. als aus finanziellen Gründen entsprangen das Münz-, Post- und Telegraphenmonopol. An dem erstern wird festgehalten, weil es darauf ankommt, Werthzeichen herzustellen, welche im In- und Auslande ohne specielle Prüfung angenommen werden können, da die erforderlichen Garantien für den Gehalt der Münzen nur die Staaten geben können. Das Postmonopol macht es möglich, Postanstalten, welche dem Bedürfnisse entsprechen, in allen, auch den weniger verkehrreichen Theilen des Staats herzustellen. Aehnlich verhält es sich auch mit dem Telegraphenmonopol, obwol hier zugleich die Erwägung mitspielt, daß die Regierungen der Telegraphen in hohem Maße bedürfen, und daß sie eine strenge Controle derselben für nöthig erachten. Indeß ist es noch nicht nachgewiesen, daß bei Privatanstalten nicht dieselben Ziele erreicht werden könnten, und jedenfalls sollte der Staat aus beiden M. nicht Einnahmeüberschüsse von bedeutendem Betrage zu erzielen suchen. Von geringerer Bedeutung als alle übrigen M. sind diejenigen, welche sich auf Erfindungspatente gründen. Diese dauern in der Regel nur kurze Zeit und fallen zu einer bestimmten Zeit von selbst fort, wie diejenigen M., welche aus dem gegen den Nachdruck geschützten Recht der Schriftsteller und Verleger entspringen.

Monotheismus (griech.) heißt die Anerkennung und Verehrung eines einzigen Gottes (s. d.). Dem M. entgegen steht der Polytheismus (s. d.) oder die Vielgötterei. Geschichtlich ist der M. nirgends der Anfang, sondern das Resultat der religiösen Entwickelung gewesen, wenn man nicht etwa die rohe Vorstellung des Wilden, der zufällig nur einen Fetisch verehrt, mit dem Glauben an ein einiges Princip alles weltlichen Daseins auf eine Linie stellen will. Da alle Religion mit Naturreligion beginnt, das Göttliche in der Natur aber in der mannichfaltigsten Form zur Erscheinung kommt, so ist die Vielgötterei die nothwendig erste Stufe des ausgeprägtern religiösen Bewußtseins. Aber mit dem Fortschreiten der geistigen Entwickelung lernt der Mensch eine höhere Einheit, sei es in, sei es über dieser Vielheit ahnen, also entweder, wie in der griech. Volksreligion, die Götter zu einem gegliederten Ganzen zusammenfassen, dem ein patriarchalisches Oberhaupt vorsteht, oder, wie frühzeitig in der griech. Philosophie, jenseit der Vielheit der gewordenen Götter eine einheitliche Geistesmacht ahnen, welcher alles Erscheinende entstammt. Aber erst wo der Gegensatz des Geistes zur Natur das Bewußtsein beherrscht und jener als ein übernatürlicher und überweltlicher Wille empfunden wird, entsteht der M. Als Erzeugniß philos. Reflexion ist derselbe im Alterthum immer nur das Eigenthum weniger bevorzugter Geister gewesen, die sich doch mit dem polytheistischen Volksglauben, so gut es angehen wollte, auseinanderzusetzen suchten. Als Grundlage einer Volksreligion dagegen erscheint der M. in der Alten Welt einzig und allein bei den Hebräern und auch unter diesen als bewußter und allgemein festgehaltener Glaube der Nation erst nach einer Entwickelung von vielen Jahrhunderten. Der gewaltige Geist eines Mose hat der geistigen Entwickelung des Volks die Bahn gewiesen, aber der rein geistige Gottesbegriff, der uns in den Schriften des Alten Testaments begegnet, ist erst ein Erzeugniß des geläuterten religiösen Bewußtseins, zu welchem die Bessern des israel. Volks besonders unter dem Einflusse der Propheten seit David und Salomo allmählich heranreiften. Der eigenthümliche Vorzug des hebr. Gottesbegriffs vor den religiösen Vorstellungen der heidnischen Völker, die abstracte Geistigkeit und überweltliche Erhabenheit des göttlichen Wesens, war zugleich seine Schranke, die erst vom Christenthum überwunden wurde. Jesus Christus lehrte Gott als den liebenden Vater aller Frommen, diese selbst als Söhne Gottes erkennen, die, in der Liebe mit dem Vater geeint, seine lebendige Gegenwart im eigenen Herzen erfahren. Damit war grundsätzlich die dem Alten Testamente eigenthümliche Auffassung Gottes als eines außerweltlichen Einzelwesens beseitigt, die Immanenz Gottes als Geist in Geist als eine Thatsache des religiösen Bewußtseins hingestellt und gleichzeitig mit dem rein sittlichen Verhältnisse des Menschen zu Gott der religiöse Universalismus begründet, welcher Gott nicht blos als der Juden Gott, sondern als den Gott aller Menschen und Völker verehren lehrte. Aber der neue Erfahrungsgehalt ward abermals in die alttestamentlichen Vorstellungsformen gekleidet. Der Glaube an Gott als eine Einzelpersönlichkeit nach Art der menschlichen Personen, nur ins Ungeheuere erweitert, galt als gemeinsame Grundlehre der Juden und Christen. Der neue Gehalt des christl. Gottesglaubens, tiefsinnig niedergelegt in die Lehre vom Vater, Sohn und Heiligen Geist, entartete unter den Händen der dogmatischen Reflexion zu einer neuen Mythologie, die in der kirchlichen Dreieinigkeitslehre nach harten Kämpfen ihren öffentlichen Ausdruck fand. Eine Reaction dagegen in Form einer neuen Religion bezeichnet der Mohammedanismus, der aber nur

den abstracten M. des Judenthums erneuerte, ohne den tiefern Gehalt des christl. Gottesglaubens zu würdigen. Fast ein und ein halbes Jahrtausend als allgemeiner Kirchenglaube festgehalten, unterlag die Dreieinigkeitslehre zuerst im 18. Jahrh. der verstandesmäßigen Kritik des Deismus und der Aufklärungsphilosophie, welche mit dem M. Ernst zu machen wähnten, indem sie Gott wieder in jüd. Weise als Einzelwesen faßten und seine Einzigkeit durch allerlei Verstandesbeweise zu begründen suchten. Erst die neuere Philosophie hat die Einheit Gottes auf dem einzig haltbaren wissenschaftlichen Grunde befestigt, indem sie dieselbe auf die Idee des Absoluten zurückführte, welches in der Welt als absoluter Geist, im Menschen als absolutes Ich sich offenbart und in seinem ewigen und geistigen Sein schlechthin überweltlich, in seinem Dasein der Welt und dem Menschen immanent ist. Die Einheit Gottes braucht auf diesem Standpunkte gar nicht bewiesen zu werden, da solche Beweisführung nur Sinn hätte, wenn man Gott wieder nach Art eines einzelnen Weltwesens vorstellen, ebendamit aber auf seine Absolutheit verzichten wollte.

Monotheleten hießen die Anhänger einer christl., den Monophysiten (s. d.) verwandten Partei, welche zwar die Zweiheit der Naturen in Christo anerkannte, aber wegen der Einheit der Person die Einheit des Wollens und Wirkens in ihm lehrte und behauptete, daß sein menschliches Wollen und Thun im göttlichen untergegangen, von diesem gleichsam verschlungen gewesen sei. Die Partei und der Streit über sie entstand infolge des Versuchs, den Kaiser Heraklius auf den Rath der Bischöfe Cyrus von Alexandrien und Sergius von Konstantinopel 633 machte, die Monophysiten mit der orthodoxen Kirche durch die Formel wieder zu vereinigen, daß Christus seine Werke durch Eine gottmenschliche Wirkungsweise vollbracht habe. Gegen diese Formel traten Sophronius, Bischof von Jerusalem, und andere, welche Dyotheleten genannt wurden, heftig auf, und nun entspann sich ein Kampf, den weder das kaiserl. Edict «Ekthesis» von 638, noch der «Typos» des Kaisers Konstans II. von 648 zu schlichten vermochte. Erst dem sechsten ökumenischen Concil zu Konstantinopel 680 gelang es, der Lehre von zwei in Christo ohne Gegensatz und Vermischung vorhandenen Willen und Wirkungsweisen ein Uebergewicht zu sichern, welches der monotheletisch gesinnte Kaiser Philippicus Bardanes nur vorübergehend bedrohte. Indeß bildete sich aus den Uberresten der M. die Sekte der Maroniten (s. d.).

Monotonie oder Eintönigkeit nennt man den Mangel an Modulation in der menschlichen Stimme beim Sprechen oder Singen. In den schönen Künsten bezeichnet man damit eine gewisse Einförmigkeit der Manier, die sich in der Behandlung und Darstellung der Gegenstände offenbart, überhaupt den Mangel an Abwechselung und Mannichfaltigkeit, der in allzu großer Einfachheit des Gegenstandes seinen Grund hat. Auch wird dieser Ausdruck auf Gegenstände der Natur, z. B. Gegenden, angewendet.

Monrad (Ditlev Gothard), dän. Theolog und Staatsmann, geb. zu Kopenhagen 24. Nov. 1811, kam nach dem frühen Tode seiner Aeltern zu seinem Oheim in Präftöe (Seeland) und wurde für den Handelsstand bestimmt. Der Prediger des Orts erkannte jedoch seine geistige Begabung und vermittelte, daß ihm eine gelehrte Ausbildung ermöglicht wurde. Nachdem er auf dem Gymnasium zu Vordingborg und nachher privatim durch den Prediger Westergaard vorbereitet worden, bezog er die Universität Kopenhagen, wo er Theologie, Philosophie und Orientalia studirte. Am 13. Juli 1836 bestand M. das theol. Examen mit höchster Auszeichnung, und 15. Sept. 1838 disputirte er in den semit. Sprachen um den Grad eines Magisters. Darauf bereiste er mit Unterstützung der Universität Deutschland, Frankreich, England, Holland und Belgien und kehrte im Herbst 1839 nach Kopenhagen zurück. Neben Orla Lehmann (s. d.) befand er sich 4. Dec. 1839 mit in der Deputation des Studentenvereins, welche den König Christian VIII. um eine freie Verfassung bat. Seitdem wirkte er mit Eifer in der Presse für die Sache des Liberalismus; weniger betheiligte er sich an der eiderdän. Bewegung. Im Frühjahr 1841 wurde er zum Mitglied der kopenhagener Communalvertretung gewählt und in die Direction des städtischen Schulwesens berufen, worauf er im Winter 1842—43 abermals ins Ausland reiste, um sich mit den auswärtigen Schuleinrichtungen bekannt zu machen. Seine Bewerbung um das Amt eines administrirenden Directors der kopenhagener Schulen 1844 blieb jedoch erfolglos, da er als liberaler Publicist nicht die Gunst der Regierung besaß. Dagegen erhielt er 23. Sept. 1846 durch seinen Jugendfreund, den Grafen Knuth, die Berufung zu der Predigerstelle in Wester-Ulslev (Laaland). Kurz darauf wurde er zum vierten Abgeordneten der Stadt Kopenhagen für die Provinzialständeversammlung zu Roeskilde gewählt. Bei der kopenhagener Märzbewegung von 1848 spielte M. eine hervorragende Rolle und trat als Cultus- und Unterrichtsminister in das sog. Casinoministerium (22. März bis 15. Nov. 1848). Am 13. Febr. 1849 erfolgte seine Ernennung zum Bischof des Stiftes Laaland-Falster. Weil er sich aber an der

parlamentarischen Opposition gegen das gesammtstaatliche Ministerium Örsted betheiligte, sah er sich bereits 26. April 1854 seines Amtes entlassen. Unter dem Ministerium Hall (s. d.) wurde M. zunächst Oberdirector der Bürger- und Volksschulen in Dänemark und Departementschef im Cultusministerium 1. April 1855, dann Director des Cultusministeriums 31. Aug. 1858, endlich Cultusminister 6. Mai 1859. Nach der Abdankung dieses Cabinets 2. Dec. 1859 trat M. eine Reise nach Paris an, wurde aber bald zurückgerufen und erhielt in dem reconstruirten Ministerium Hall wieder das Portefeuille des Cultus und Unterrichts (24. Febr. 1860). Als Hall beim Ausbruch des deutsch-dän. Conflicts seine Entlassung einreichte, bildete M. 31. Dec. 1863 ein neues Cabinet, in welchem er die Conseilspräsidentschaft, die Finanzen und das Ministerium für Holstein-Lauenburg übernahm. Doch nach dem unglücklichen Verlauf des Kriegs mußte er 8. Juli 1864 zurücktreten. Im folgenden Jahre wanderte er mit seiner Familie nach Neuseeland aus.

Monreāle, eine Stadt auf der Insel Sicilien (Provinz Palermo), in einer herrlichen Gegend, 1 M. von Palermo, mit diesem durch eine schöne Straße verbunden, ist der Sitz eines Erzbischofs und hat (Ende 1861) 12078 und in ihrem ganzen Gemeindegebiete 15561 E. Besonders merkwürdig sind die reichausgestattete Benedictinerabtei, mit einer Bibliothek, und die alte Kathedrale mit Bronzethüren, schönem Säulenwerk und den irdischen Ueberresten mehrerer normann. Könige aus dem 12. Jahrh. Mit dem Glöcklein auf dem dasigen Schlosse wurde 1282 zur Sicilischen Vesper geläutet.

Monroe (James), Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, 1817—25, geb. 2. April 1759 in der Grafschaft Westmoreland in Virginien, studirte die Rechte, als der Unabhängigkeitskrieg seines Vaterlandes ausbrach und ihn unter die Waffen rief. Er zeichnete sich mehrfach durch Tapferkeit aus und rückte zum Hauptmann auf. Dann kehrte er 1778 wieder zu seinen Studien zurück. 1782 wurde er Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung von Virginien und 1783 des Congresses der Vereinigten Staaten. In dieser Stellung wirkte er besonders thätig für das Zustandekommen der Convention von Annapolis, welche die neue Verfassung der Vereinigten Staaten anbahnte. 1786 kehrte er in seine Heimat zurück und trat 1787 wieder in die Gesetzgebung Virginiens ein. Nach Annahme der neuen Unionsverfassung wurde er 1789 von Virginien zum Vereinigten-Staaten-Senator gewählt, und diese Stelle bekleidete er bis 1794, wo er als Gesandter nach Frankreich ging, doch den franz. Forderungen gegenüber wenig Festigkeit zeigte. Als er 1796 durch den Präsidenten Washington zurückgerufen wurde, rechtfertigte er sein Benehmen durch die Veröffentlichung seines diplomatischen Briefwechsels. Hierauf war er von 1799—1802 Gouverneur von Virginien. 1803 ging er abermals als Gesandter nach Paris, um die Unterhandlung über die Abtretung von Louisiana abzuschließen, und erhielt dann eine Sendung nach London, 1804 nach Madrid. Mit der Aussicht, Jefferson's Nachfolger in der Präsidentenwürde zu werden, kehrte er 1808 nach Amerika zurück. Doch gab er hier die Bewerbung auf. 1810 wurde er wieder Gouverneur von Virginien und 1811 unter Madison's Verwaltung Staatssecretär. Zugleich übernahm er das vernachlässigte Kriegsministerium, wo er die eifrigsten Anstrengungen machte, die Vertheidigungsmittel der Regierung zu verstärken. Nach dem Frieden widmete er sich wieder ausschließlich den Geschäften des Staatssecretariats, bis 1817 seine Erwählung zum Präsidenten stattfand. Einstimmig wurde er auch 1821 wieder erwählt. In welcher Weise während seiner Verwaltung die Kräfte der Union sich entwickelt, ist in seinen meisterhaften Berichten an den Congreß mit Würde und Offenheit ausgesprochen. M. ging in der Verstärkung der Unionsregierung weiter als seine nächsten Vorgänger, und namentlich verdankt ihm das Seewesen seine Ausbildung. Die Hauptereignisse in seinem ersten Amtstermin (1817—21) waren die Zulassung von Mississippi, Illinois und Alabama als neue Staaten und die käufliche Erwerbung von Florida. In seinen zweiten Termin (1821—25) fällt in der innern Politik die Zulassung von Missouri als Sklavenstaat und das dadurch bedingte Missouri-Compromiß, jene unselige halbe Maßregel, welche alles südlich von 36° 30′ gelegene Gebiet der Vereinigten Staaten der Sklaverei überantwortete. In der äußern Politik dagegen erkannte M. die Unabhängigkeit der bisherigen span. Colonien an und definirte dem absolutistischen Europa gegenüber die Stellung der Vereinigten Staaten in der sog. Monroe-Doctrin (s. d.). Seine Verwaltung wird in der Geschichte des Landes als das Zeitalter des guten Einverständnisses bezeichnet. Nachdem er 1825 sein Amt niedergelegt, zog er sich in seine Heimat zurück, wo er eine Zeit lang Friedensrichter war und unter anderm auch 1829 kurze Zeit den Vorsitz bei den Berathungen über die neue Staatsverfassung führte. 1830 siedelte er nach Neuyork über, wo er, wie Adams und Jefferson, am Jahrestage der amerik. Un-

abhängigkeit, 4. Juli 1831, starb. M. besaß einen kräftigen Geist, eisernen Fleiß, große Erfahrung und gesundes Urtheil. Als Präsident und als Bürger schlicht, jedem zugänglich, im Denken sicher, im Handeln redlich, stand er bei seinen Mitbürgern in hoher Achtung, die sich auch dadurch bethätigte, daß, als er in bedrängte Umstände gerieth, ihm der Congreß die Mittel zur Tilgung der während seiner Amtszeit gemachten Schulden gewährte.

Monroe-Doctrin ist die vom Präsidenten Monroe in der Jahresbotschaft vom 2. Dec. 1823 erlassene und von dem damaligen Staatssecretär John Quincy Adams verfaßte Erklärung, wonach die amerik. Continente fortan nicht mehr als Gegenstand künftiger Colonisation seitens irgendeiner europ. Macht angesehen werden dürfen, und wonach nicht allein jeder Versuch einer solchen Macht, ihr System auf die westl. Hemisphäre auszudehnen, als dem Frieden und der Sicherheit der Vereinigten Staaten gefährlich erachtet, sondern auch jede zum Zweck der Unterdrückung unabhängiger amerik. Regierungen oder der Controlirung ihres Geschickes unternommene Einmischung in keinem andern Lichte als in dem einer den Vereinigten Staaten unfreundlichen Gesinnung betrachtet wird. Veranlaßt wurde der erste Theil dieser Erklärung durch die Streitigkeiten, welche die Vereinigten Staaten zu Anfang der zwanziger Jahre mit Rußland wegen dessen sich auf angebliche Entdeckung stützende Ansprüche auf die nordwestl. Küste Amerikas hatten, während ihr zweiter Theil, auf Canning's Antrieb, zunächst gegen die Heilige Allianz (s. d.) gerichtet war, welche die von Spanien abgefallenen amerik. Republiken wieder in das ehemalige Colonialverhältniß zu dem Mutterland zurückzuzwingen drohte. Diese Theorie stellt also zwei einfache und billige Grundsätze für die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten auf. Einmal protestirt sie dagegen, daß europ. Mächte neue Colonien in Amerika anlegen, dann aber verlangt sie, daß der in der Heiligen Allianz verkörperte europ. Absolutismus sich ebenso jedes Eingriffs in die Rechte des amerik. Republikanismus enthalte, als dieser sich grundsätzlich nicht in die transatlantischen Verwickelungen einmische. Diese Erklärung Monroe's wurde von allen seinen Amtsnachfolgern als leitender Grundsatz anerkannt, namentlich aber von John Quincy Adams in dessen Botschaft über den Panama-Congreß ausführlicher begründet. Im Laufe der Zeit freilich schob man ihr einen andern Sinn unter, und diese Corruption der gesunden Monroe'schen Politik ist es vorzugsweise, welche Europa kennt und eine Zeit lang gefürchtet hat. Amerik. Sklavenhalter, Demagogen und Flibustier verdrehten nämlich in ihrem Interesse die M. zu einer Kriegsdrohung gegen jede europ. Macht, die noch irgendeine Colonie auf der westl. Hemisphäre besitzt. Man leitete daraus sogar eine Art Vorkaufs- oder vielmehr Vorwegnahmerecht auf jedes Stück amerik. Gebiets her (Präsident Polk's Absichten auf Yucatan und W. Walker's Unternehmungen 1856—60 in Centralamerika) und maßte sich, Europa gegenüber, gewissermaßen die erste Hypothek auf den ganzen amerik. Continent an (Ostender Manifest von 1854).

Mons, vlämisch Bergen, die Hauptstadt der belg. Provinz Hennegau, auf einer Anhöhe, am Flüßchen Trouille, hat 27173 E. Das merkwürdigste Gebäude ist die Waltrudiskirche, erbaut 1460—1589, ein Meisterstück, namentlich in Hinsicht der Zierlichkeit und Kühnheit im Innern. Das ehemalige Schloß dient jetzt als Irrenanstalt; auf dem dazugehörigen Glockenthurme (Beffroi) befindet sich ein Glockenspiel. Das Rathhaus, aus der Mitte des 15. Jahrh., ist ein schwerfälliges, gedrücktes Gebäude. Die Stadt hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handelsgericht, ein königl. Gymnasium, eine Kunstschule, eine öffentliche Bibliothek und eine Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft. Von Wichtigkeit sind die Baumwollfabrikation und der Handel mit Getreide und Steinkohlen. Ein Kanal (le canal de Condé) verbindet die Stadt mit der Schelde. In der Umgegend von M. sind die bedeutendsten Steinkohlenbergwerke des Königreichs. M. verdankt seinen Ursprung einem Castrum, das Cäsar im Kriege gegen die Gallier hier anlegen ließ. Schon im Mittelalter war es ein bedeutender Ort. Im großen niederländ. Kriege wurde es 1572 unter dem Beistande der Franzosen von Ludwig von Nassau genommen, noch in demselben Jahre aber von den Spaniern unter Friedrich von Toledo und Chiappone Vitelli wiedererobert, die sich in seinem Besitze sowol gegen Coligny wie gegen den Prinzen von Oranien, freilich auf die grausamste, Handel und Gewerbe auf lange hin gänzlich niederdrückende Weise, behaupteten. In dem Kriege Ludwig's XIV. wurde die Stadt 8. April 1691 durch Verrath an Vauban übergeben, im Frieden zu Ryswijk von 1697 aber wieder an Spanien abgetreten. Im Spanischen Erbfolgekriege gerieth sie 1701 wieder in die Hände der Franzosen und blieb bis 1709 in ihrer Gewalt; im Utrechter Frieden von 1713 wurde sie an die Holländer, im Frieden zu Baden von 1714 an Oesterreich gegeben. Von neuem eroberten sie die Franzosen 10. Juli 1746 unter dem Prinzen Conti, doch kam sie 1748 abermals an Oesterreich zurück. Nach ihrer Eroberung durch das republikanische Frankreich 1792 wurden

die Festungswerke geschleift, zu deren Wiederherstellung man seit 1818 die franz. Contributionsgelder und engl. Subsidien verwendete. Infolge des neuen Landesvertheidigungssystems sind 1866 die Festungswerke niedergerissen worden. Im Mai 1852 wurde dem in M. geborenen berühmten Tonkünstler Orlando di Lasso ein Bronzestandbild (von Frison) errichtet; zu einem Denkmale König Leopold's I. wurde 5. Aug. 1866 der Grundstein gelegt.

Monsieur, in der Mehrzahl Messieurs, ist im Französischen bei mündlicher und schriftlicher Anrede der Titel, welchen man aus Höflichkeit jeder Mannsperson gibt. Der Titel entspricht in Bedeutung und Anwendung dem deutschen Herr oder Mein (mon) Herr (sieur). Ehedem führte in Frankreich der älteste Bruder des Königs, wenn man von ihm sprach, den Titel M.; redete man ihn jedoch selbst an, so hieß er Monseigneur.

Monsigny (Pierre Alex.), berühmter franz. Operncomponist der ältern Schule, geb. 17. Oct. 1729 zu Fauquemberg bei St.-Omer, kam mit 19 J. nach Paris, wo er zuerst eine Stelle als subalterner Finanzbeamter, später das Amt eines Haushofmeisters beim Herzoge von Orleans erhielt, welches er beinahe 30 J. hindurch bekleidete. In seiner Jugend hatte er einigen Musik-, namentlich Violinunterricht erhalten, aber seine Beschäftigungen in Paris drängten bei ihm die Musik in den Hintergrund. Da hörte er 1754 die «Serva Padrona» von Pergolese, und diese Oper erweckte in ihm mächtig den Drang zum musikalischen Schaffen. Er nahm den Italiener Giannotti zum Lehrer in der Composition an, unter dessen Leitung sich sein Talent schnell entfaltete. Sein erstes Werk war die einactige komische Oper «Les aveux indiscrets», die 1759, doch nicht unter seinem Namen, zur Aufführung kam und Glück machte. Bis 1777 lieferte er noch folgende Opern: «Le maître en droit», «La Cadi dupé», «On ne s'avise jamais de tout», «Le roi et le fermier», «Rose et Colas», «Aline, reine de Golconde», «L'île sounante», «Le déserteur» (sein bestes Werk), «Le faucon», «La belle Arsène», «Le rendez-vous bien employé», «Félix, ou l'enfant trouvé». Diese Opern fanden fast sämmtlich ungetheilten Beifall und zeichnen sich durch Natürlichkeit, Frische der Empfindung, Wahrheit und Lebendigkeit des dramatischen Ausdrucks sowie durch ihren Reiz der melodischen Erfindung aus, sodaß M. neben Grétry und Philidor als Hauptvertreter der ältern franz. komischen Oper gelten kann. Durch die Revolution seiner Stelle im Orleans'schen Hause und des größten Theils seines Vermögens beraubt, erhielt er von seiten der Opera-Comique eine Pension, und 1800 wurde er als Piccini's Nachfolger Inspector am Conservatorium, welches Amt er nach zwei Jahren wieder niederlegte. 1813 wurde er an Grétry's Stelle zum Mitglied der Akademie ernannt. M. starb 14. Jan. 1817.

Monstranz oder Allerheiligstes heißt bei den Katholiken das in dem Tabernakel des Hochaltars verschlossene, aus Gold, Silber oder andern edeln Metallen gearbeitete, wol auch mit Edelsteinen besetzte Gefäß, in welchem die geweihte Hostie aufbewahrt und dem Volke gezeigt wird. Nur ein geweihter Priester darf sie anrühren, und jeder Katholik muß sie mit Kniebeugung verehren. Die Forderung einiger kath. Regenten in gemischten Staaten, daß auch der nicht kath. Soldat im Dienste vor der M. die Kniebeugung zu vollziehen habe, erregte in neuerer Zeit in Baiern vielfache Verhandlungen und Unzufriedenheit unter den prot. Bewohnern, die hierin einen Gewissenszwang erblickten, während man andererseits die Sache rein militärisch und die Kniebeugung als eine Ehrenbezeigung betrachtete, die der prot. Soldat vollziehen könne, ohne sich dabei etwas zu denken.

Monstrum (lat.) nennt man überhaupt jeden Gegenstand, der in seiner Gestaltung von Gegenständen derselben Art in auffallender, der Zweckmäßigkeit und dem Geschmacke widersprechender Weise abweicht. Es wird daher dieses Wort ebenso wol leblosen als lebenden Gegenständen beigelegt, bei letztern für Misgeburt, Misbildung, Ungeheuer u. s. w. in physischem und beim Menschen auch für Bösewicht, Wütherich u. s. w. in moralischem Sinne gebraucht. Das davon abgeleitete Adjectivum monströs wird nur selten in der letztern Art angewendet. Zu den Anomalien des Geschmacks gehört das Bestreben der Blumisten, durch allerhand Mittel die Production monströser Blumen zu erzielen, während monströse Menschen- und Thierbildungen fast nur Gegenstände des Ekels und Abscheus, wenigstens des Mitleids sind und allein anatom. Interesse bieten.

Monsuns (engl. monsoons) oder Moussons nennt man die hauptsächlich im Chinesischen Meere wehenden periodischen Winde, welche ein halbes Jahr lang aus einer Richtung (Nordost) und die nächsten sechs Monate aus der entgegengesetzten kommen und bedeutenden Einfluß auf die dortige Schiffahrt ausüben. Die M. sind das Resultat von der Einwirkung der Sonne auf die großen asiat. Steppen, welche in der Nähe der nördl. Tropen liegen. Steht die Sonne während des Sommers nördlich vom Aequator, so erzeugt sie in jenen Flächen eine große Hitze,

infolge deren sich die darüber befindlichen Luftschichten sehr verdünnen und auflockern. Zur Ausgleichung dieser Verdünnung strömt die Luft über dem weniger erwärmten Chinesischen Meere nach den Steppen und erzeugt den Südwestmonsun. Während des Winters tritt das Gegentheil ein. Die Luft über dem Meere wird verdünnt, und die verdichtete Atmosphäre über den erkalteten Steppen strömt zur Ausgleichung südlich und bringt den Nordostmonsun hervor. Die M. treten überall dort auf, wo ähnliche Verhältnisse zwischen Land und Meer obwalten, doch kommen sie im Chinesischen Meere am stärksten zur Erscheinung. Der Wechsel der M. ist von sehr heftigen und der Schiffahrt gefährlichen atmosphärischen Störungen begleitet. Massenhafte Regen, schwere Gewitter und Teifune, Orkane (Wirbelstürme), die oft furchtbares Unheil anrichten, kennzeichnen stets diesen Wechsel. Das Wort M. stammt vom arab. Worte mausim, bestimmte Zeit, Jahreszeit, welches im Malaiischen auch für jene zeitweise wachsenden Winde gebraucht wird und in dieser Bedeutung durch die Portugiesen (monção) und Spanier (monzon) in die Sprache der übrigen seefahrenden Nationen gelangt ist.

Montag althochdeutsch mânintac, mittelhochdeutsch mântac, holländ. mândag, angelsächs. monandág, engl. monday, altnord. mânadagr, schwed. måndag, dän. mandag, heißt der zweite Tag der Woche nach der zu Anfang des Mittelalters bei den german. Völkern eingedrungenen röm. Wocheneintheilung. Auch die Benennung selbst bildeten die Germanen nach der lat. dies Lunae.

Montagna (Bartolommeo), ein für seine Zeit sehr bedeutender Maler, aus Vicenza gebürtig, soll um 1489 geboren, 1522 gestorben und Schüler Andr. Mantegna's gewesen sein. Er ist in seiner Auffassungsweise schlicht und ernst, in der Färbung monoton. Eine Madonna auf dem Thron mit den Heiligen und eine Krone der Maria besitzt von ihm das Museum zu Berlin, andere Gemälde von ihm finden sich in Vicenza und Verona. — Benedetto M., ebenfalls Maler und Kupferstecher, geb. um 1458, gest. 1530, war wahrscheinlich des vorigen älterer Bruder. Gemälde von ihm sind sehr selten; eine Dreieinigkeit und eine Madonna mit Johannes finden sich im Dom zu Vicenza. Er fertigte Zeichnungen zum Schnitte für Druckwerke und scheint selbst in Holz geschnitten zu haben, was namentlich von der seltenen «Hypnerotomachia Poliphili» (2. Ausg., Vened. 1545) gilt. Von seinen Kupferstichen kennt man 47 Blatt.

Montagnards, s. Bergpartei.

Montagu (Lady Mary Wortley), eine durch ihre Schriften wie durch ihre Bemühungen um die Einführung der Schutzpockenimpfung berühmte Engländerin, war die Tochter Evelyn Pierreponts, Herzogs von Kingston, und wurde 1690 zu Thoresby in der Grafschaft Nottingham geboren. Durch Schönheit, Geist und Bildung ausgezeichnet, heirathete sie 1712 Edward Wortley Montagu, einen reichen, aber sonst unbedeutenden Mann, den sie für die polit. Laufbahn bestimmte. Als derselbe 1716 den Gesandtschaftsposten bei der Pforte erhielt, folgte sie ihm durch Holland, Deutschland und Ungarn nach Konstantinopel. Durch den Sultan Achmed wurde ihr der Zutritt zu dem Harem gestattet, wo sie Freundschaft mit Fatima, der Sultanin-Valide, schloß. Ihr Verkehr mit dem Sultan selbst verursachte üble Gerüchte, die wahrscheinlich ganz ungegründet waren. In der Nähe von Konstantinopel lernte sie auch die in der Türkei längst gebräuchliche Schutzpockenimpfung kennen. Sie unterrichtete sich über das Verfahren, unterwarf ihren eigenen Sohn zuerst der Probe und führte die Impfung unter hartem Widerstande später in England ein. Als ihr Gemahl 1718 abgerufen wurde, kehrte sie über Italien und Frankreich nach London zurück. Hier sammelte sie einen Kreis von geistreichen Schriftstellern um sich, unter denen sich Addison, Steele, Young und Pope befanden. Letzterer indessen zerfiel mit ihr und rächte sich an ihr durch vernichtende Satiren. Dies, eine schwere Krankheit, die sie ihrer Schönheit beraubte, vielleicht auch häusliche Zerwürfnisse bestimmten sie, nach Italien zu gehen, wo sie 22 J. den Wissenschaften und ländlichen Beschäftigungen lebte. Erst 1761, nach dem Tode ihres Gemahls, kehrte sie nach England zurück, wo sie indeß schon 21. Aug. 1762 starb. Sie hinterließ poetische Fragmente und Briefe über ihre Reise nach der Türkei, die sie für den Druck geschrieben hatte und einem holländ. Geistlichen anvertraute. Becket veröffentlichte die erste Ausgabe ihrer Werke (3 Bde., Lond. 1763), die aber unvollständig und wahrscheinlich auch unrechtmäßig war. Cleveland veranstaltete 1767 eine zweite Ausgabe in vier Bänden, deren letzter die Reisebriefe vervollständigen sollte, aber den Herausgeber selbst zum Verfasser hatte. Endlich erschien unter dem Titel «The letters and other works of the Lady Mary Wortley M.» (6 Bde., Lond. 1803; franz., 4 Bde., Par. 1804) die erste rechtmäßige Ausgabe. Später gab ihr Urenkel Lord Wharncliffe ihre Briefe und Werke heraus (3 Bde., 3. Aufl., Lond. 1861—62). Als Dichterin ist sie unbedeutend. Ihre Briefe dagegen offenbaren classische Bildung, kühnen, männlichen Geist und seltene Energie des Stils. Ihr

Charakter neigte zur Unzufriedenheit, Satire und Bizarrerie. — **Edward Wortley M.**, der vorigen Sohn, geb. 1715, besaß viel Hang zum Sonderling und Abenteurer und wurde durch die Erziehung seiner Mutter vollends verdorben. Seit der frühesten Jugend entlief er wiederholt dem älterlichen Hause und trieb sich in den niedrigsten Beschäftigungen herum. Ungeachtet seines herumschweifenden Lebens eignete er sich doch ausgebreitete Kenntnisse an und zeigte viel Sinn für Alterthumsforschung. Schulden halber begab er sich 1751 nach Paris, ging hier mit Spielern und Gaunern um und verwickelte sich in einen schimpflichen Criminalproceß, nach dessen Beendigung er nach England zurückkehrte. Er schien jetzt von seinen Jugendverirrungen geheilt und lebte mehrere Jahre in Zurückgezogenheit der wissenschaftlichen Muse. 1754 trat er ins Parlament. Dann veröffentlichte er das treffliche Werk «Reflections on the rise and fall of the ancient republics» (Lond. 1759; franz., Par. 1769 und 1793). Nach dem Tode seiner Aeltern, die ihn fast enterbten, überließ er sich ganz seinen abenteuerlichen Neigungen. Er durchstreifte alle Länder Europas, besonders aber den Orient, und entschied sich endlich ganz für die orient. Sitten. Er unterhielt neben seiner rechtmäßigen Frau einen Harem, kleidete sich und lebte als Türke, erfüllte auch gewissenhaft alle Gebräuche des Islam. 1773 ließ er sich in Venedig nieder und starb daselbst 2. Mai 1776 unter den Vorbereitungen zur Wallfahrt nach Mekka. Seine zahlreichen antiquarischen Forschungen erschienen in den Schriften der königl. Akademie. Eine interessante Beschreibung seines Lebens befindet sich in Nichols' «Literary anecdotes of the eighteenth century» (Bd. 4, Lond. 1812).

Montaigne (Michel Eyquem de), berühmter franz. Moralphilosoph, wurde 28. Febr. 1533 auf dem Schlosse Montaigne in Périgord geboren. Sein Vater, der eigenthümliche Ansichten über Erziehung besaß, gab ihm schon in frühester Kindheit einen deutschen Hofmeister, der mit ihm nur lateinisch sprechen durfte. So lernte der Knabe zwanglos die lat., später auch in derselben Weise die franz. und griech. Sprache. Im Alter von 10 J. kam er auf das Collége zu Bordeaux, wo Grouchi, Buchanan und Muret seine Lehrer wurden. Schon damals besaß er eine solche Fertigkeit im lat. Sprechen, daß sich Muret gefürchtet haben soll, ihn anzureden. Nachdem er im Alter von 13 J. seine Schulstudien beendet, widmete er sich dem Rechtsfache und erhielt 1554 die Stelle eines Raths am Parlament zu Bordeaux. Den Geschäften abgeneigt, versenkte er sich in das Studium der röm. und griech. Philosophen und trat in Verbindung mit ausgezeichneten Geistern. Schon damals galt M. als einer der besten Köpfe Frankreichs, war auch bei Hofe sehr angesehen. Obschon er die Ehe als ein Joch ansah, vermählte er sich doch 1566 mit Françoise de Lachassaigne. Auf den Wunsch seines Vaters verfaßte er einige Jahre später eine vortreffliche Uebersetzung der natürlichen Theologie des Raymundus Sebondus (Par. 1569). Als sein Vater 1569 gestorben, legte er sein Amt nieder und zog sich auf sein Erbschloß M. zurück, wo er mitten in den Stürmen des Bürgerkriegs in beschaulicher Muße lebte. Hier gab er die hinterlassenen Schriften seines 1563 gestorbenen Freundes Laboëtie heraus (Bord. 1571). Auch schrieb er damals die ersten zwei Bücher seines berühmten Werks «Les essais de messire Michel, seigneur de M.» (2 Bde., Bord. 1580). Von Steinschmerzen geplagt, machte er seit 1580 Reisen in Deutschland, Italien und der Schweiz, wo er allenthalben mit Auszeichnung aufgenommen wurde. In Rom verlieh ihm der Papst sogar das Bürgerrecht. 1581 wählten ihn die Bürger von Bordeaux zu ihrem Maire, welches Amt er mehrere Jahre verwaltete. Der Bürgerkrieg und die Pest trieben ihn 1586 von seinem Schlosse. M. suchte in den Zeitwirren als unbefangener Vermittler aufzutreten, mußte aber gerade darum, weil er in seinen Ansichten weder Katholik noch Protestant war, die Verfolgung beider Parteien erdulden. In dieser bewegten Zeit ließ er das dritte Buch seiner «Essais» (Par. 1588) erscheinen. Wiewol ihm seine freien Ansichten viele Gegner erweckten, fand er doch bei den tiefern Geistern Anerkennung. Selbst der Theolog Pierre Charron suchte seine Bekanntschaft, und Justus Lipsius setzte ihn über die Sieben Weisen. M. starb 13. Sept. 1592 und hinterließ eine Tochter Namens Léonore. Seine fille d'alliance oder Adoptivtochter, von der das 11. Kapitel des 2. Buchs der «Essais» handelt, war Mademoiselle de Gournay. M. eröffnete in der Geschichte des franz. Geistes die Reihe origineller Denker und brach Descartes die Bahn. Mit den großen Männern des Alterthums innig vertraut, zugleich der erfahrenste und scharfsinnigste Beobachter seines Zeitalters, erhob er sich über das polit. und kirchliche Treiben und den Scholasticismus seiner Umgebung und kehrte in das eigene Innere zurück. Doch verschmähte er, seinen Reflexionen Methode oder ein systematisches Gewand zu geben. Was er dachte und empfand, wollte er nach Zufall und Laune aufzeichnen, und so entstand gleichsam ein psycholog. Gemälde, in welchem seine eigene Persönlichkeit den Mittelpunkt bildet, und das einen Schatz von praktischer Lebens-

weisheit enthält. In seinem Stile zeigt er sich bald fahrlässig und holperig, bald entwickelt er Grazie, Energie und eine Fülle des Ausdrucks, die seine Werke zu einer Schatzkammer der franz. Sprachbildung machen. Von seinen «Essais» erschienen zahllose Ausgaben, darunter die von Coste (5 Bde., Haag 1727), Johanneau (5 Bde., Par. 1818) und Victor Leclerc (5 Bde., Par. 1826—29; 2 Bde., Par. 1865). Eine deutsche Uebersetzung lieferte Bode in «M.'s Gedanken und Meinungen» (6 Bde., Berl. 1793). Sein später zufällig aufgefundenes «Journal du voyage de Michel M. en Italie par la Suisse et l'Allemagne» wurde durch Guerlon (Par. 1774) veröffentlicht. Vgl. Grun, «Vie publique de M.» (Par. 1855).

Montalembert (Marc René, Marquis de), ausgezeichneter franz. Ingenieur, aus einer altadelichen Familie des Poitou, geb. zu Angoulême 16. Juli 1714, trat mit dem 17. J. in die Armee und machte den Feldzug von 1736 mit. Er zeichnete sich bei den Belagerungen von Kehl und Philippsburg aus und erhielt dafür eine Compagnie der Garden des Prinzen von Conti. Nachher wohnte er den Feldzügen in Italien, Flandern u. s. w. und 1741 dem Oesterreichischen Erbfolgekrieg bei. Nach dem Frieden widmete er seine Muße den Wissenschaften und wurde 1747 in die Akademie aufgenommen, deren Memoiren er mit vielen Aufsätzen bereicherte, die sich ebenso durch neue Ideen wie durch einen guten Stil auszeichnen. Auch legte er Munitionsgießereien in Périgord und Angoumois an. Während des Siebenjährigen Kriegs war er bei den russ. und schwed. Heeren als Commissar Frankreichs thätig. Er befestigte Anklam und verstärkte Stralsund durch Feldwerke. Nachher wurde er nach den Inseln Aix und Oléron geschickt, welche letztere er nach seinem Systeme befestigte, das er la fortification perpendiculaire nannte, weil die eingehenden Winkel bei der gewählten Tenaillenform insgesammt 90° erhalten konnten. Die von ihm, vielleicht nach holländ. Muster, angegebenen runden gemauerten Thürme (Montalembert'sche Thürme) haben in neuerer Zeit wahrscheinlich den Maximilianischen Thürmen (s. d.) zum Muster gedient. Als ein Anhänger der Revolution überließ er der Nationalversammlung die Pension, die ihm für den Verlust eines Auges war bewilligt worden. Bedeutende Ausgaben für die Gießereien und wol auch Aufwand erschöpften sein Vermögen. Er mußte sein Gut in Angoumois verkaufen und ging mit seiner Gattin nach England, kehrte aber in der Schreckenszeit nach Paris zurück, wo er sich noch in hohem Alter scheiden ließ und bald darauf wieder verheirathete. Seine literarischen Arbeiten hatte er schon 1761 dem Minister Choiseul angeboten. Als sie im Druck erschienen, erregten sie von seiten der Anhänger Vauban's sehr heftige Streitschriften. Namentlich trat d'Arçon gegen ihn auf, den aber M. vollständig widerlegte. Sowol der Convent 1795 wie der Rath der Fünfhundert 1796 erwähnten seine Schriften auf eine ehrenvolle Weise; auch wurde ihm eine Unterstützung bewilligt. Er starb 29. März 1800. Sein Hauptwerk ist «La fortification perpendiculaire, ou l'art défensif supérieur à l'offensif» (Par. 1776; neue Aufl., 11 Bde., 1796; deutsch bearbeitet von Hoyer unter dem Titel «Die Vertheidigung stärker als der Angriff», 4 Bde., Berl. 1818—20). Außerdem ist noch zu erwähnen seine «Correspondance avec les généraux et les ministres depuis 1761 jusqu'à 1791». Auch hinterließ er mehrere kleine Komödien, wie «La statue», «La bergère de qualité», «La Bohémienne» u. s. w., Erzählungen und Chansons. — Marc René Anne Marie, Graf von M., ein Neffe des vorigen, geb. zu Paris 10. Juli 1777, diente in dem Emigrantencorps unter Condé, trat aber später in brit. Dienste und wurde 1810 Major. Nach der ersten Restauration erhielt er als Oberst eine Stelle im franz. Heere. 1817 ging er als franz. Gesandter nach Stuttgart, später in gleicher Eigenschaft nach Stockholm, nachdem er zuvor 1819 die Pairswürde erhalten. Nach der Revolution von 1830 verließ er den Staatsdienst und starb zu Paris 20. Juni 1831.

Montalembert (Charles Forbes de Tryon, Graf von), franz. Publicist und Staatsmann, Sohn des Grafen Marc René Anne Marie, wurde 29. Mai 1810 zu London geboren. Er begeisterte sich in seiner Jugend für Romantik und neukatholisch-liberale Politik und half seinem damaligen Freunde Victor Hugo im Kampfe für die Ehre der goth. Burgen und Münster. Auch hatte Lamennais an ihm einen rüstigen Mitstreiter in dem revolutionär-kath. «Avenir» (1830), dessen Verdammung von seiten der röm. Curie jedoch M. zu orthodoxer Gesinnung zurückführte. Durch Erbrecht Mitglied der Pairskammer, machte er sich zum Vertreter der kath. und klerikalen Interessen und hätte sich gern zu einem Parteihaupte erhoben, entfaltete aber weder durch Beredsamkeit noch durch andere vorzügliche Eigenschaften eine polit. Ueberlegenheit, wie sie eine solche Rolle erfordert. Doch klug genug, um zu begreifen, welcher Zauber in gewissen Worten liege, bekämpfte er aufs äußerste den von Villemain vorgelegten Unterrichtsplan und drang unbedingt auf Freiheit für Kirchen-, Schul- und Klosterwesen in drei sorgsam einstudirten

Reden (besonders abgedruckt unter dem Titel «Trois discours prononcés à la chambre des Pairs, 1844), in deren letzter er ohne Umschweife die Jesuiten feierte und mit den vielberufenen Worten schloß: «Wir sind Kreuzritterabkömmlinge und weichen nicht vor Voltaire's Sippschaft». Dabei sprach er eifrig für Polen und andere gedrückte Nationalitäten, verfocht noch hitziger die Sache des schweiz. Sonderbundes, schien aber gleich nachher völlig ausgesöhnt mit der aus der Februarrevolution von 1848 hervorgegangenen Republik und erbot der Demokratie seine Dienste in einem Glaubensbekenntnisse, das man ihm sehr oft vorgehalten. Durch den Einfluß der Geistlichkeit sowie seiner vielgeltenden Verwandtschaft im Depart. Doubs wurde der junge Ex-Pair in die Constituirende Nationalversammlung gewählt, wo er anfangs mit den gemäßigten Republikanern stimmte, am Ende der Session aber vollständig in die Reaction hineingerieth. Zur Gesetzgebenden Versammlung wiedergewählt, entwickelte er noch entschiedener seine Persönlichkeit. Sein Rednertalent, bisher mit einem schwerfälligen Pedantismus behaftet, der manchen guten Gedanken in einem Schwall salbungsvoller Phrasen erstickte, gewann in den stürmischen Debatten jener Versammlung, zumal in den heftigen Zusammenstößen mit seinem nunmehr erklärten Feinde Victor Hugo, eine höhere und freiere Ausbildung. Obschon dem reactionärsten Theile der verkappten royalistischen Majorität angehörend, trennte er sich doch oft von seiner Partei, als 1851 die Klagen über den Präsidenten der Republik anhoben, und eiferte laut gegen einen so «blinden und grundlosen Undank». Der Staatsstreich vom 2. Dec., anfangs von ihm mit Jubel begrüßt, misfiel indeß bald seinem Ehrgeize. In dem Gesetzgebenden Körper, in welchen er unter den Auspicien der neuen Staatsgewalt gewählt wurde, vertrat er beinahe allein die Opposition und hatte durchaus keine Gelegenheit, seine Talente oder seine drohende Haltung zu zeigen. Bei den Wahlen 1857 trotz aller Parteianstrengungen von dem Regierungscandidaten besiegt, trat er vom parlamentarischen Schauplatz ab und begann seitdem wieder in Journalen und Flugschriften seine liberalen Elegien, in denen er um die Rednerbühne trauert, die im Grunde seine große Leidenschaft ist. In seinen literarischen Arbeiten nicht bedeutend und hervorstechend, glänzt er auf der Rednerbühne, wo Geberdenspiel, deklamatorische Bewegung, tumultuarisches Toben seinen Worten Schein, Gestalt und Kraft verleihen. Als Schriftsteller ist M. durch mehrere Werke bekannt, die ihm 1851 einen Sitz in der Französischen Akademie verschafften, und von welchen er selbst eine Gesammtausgabe (Bd. 1—8, Par. 1861) besorgte. Als die merkwürdigsten dieser Schriften sind zu erwähnen: «Vie de Sainte-Elisabeth de Hongrie» (Par. 1836; deutsch von Städter, Aachen 1845) und «Les Moines d'Occident» (Bd. 1—3, Par. 1860). Beide Bücher sind in crassem Mönchssinne geschrieben.

Montalivet (Jean Pierre Bachasson, Graf), franz. Minister unter Napoleon I., geb. 5. Juli 1766 zu Neukirch bei Saargemünd, nahm frühzeitig Militärdienste, studirte aber dann die Rechte und erhielt schon im Alter von 19 J. die Stelle eines Raths am Parlament zu Grenoble. Während des Streits der Parlamente mit dem Minister Loménie de Brienne zog er sich nach Valence ins Privatleben zurück. In den Stürmen der Revolution gerieth er als constitutioneller Royalist mehrmals mit den Schreckensmännern in persönlichen Conflict, sodaß er 1794 in die Armee von Italien flüchten mußte. Später verschaffte ihm ein Commissar des Directoriums die Präfectenstelle zu Valence, und in der ersten Zeit des Consulats wurde er Präfect im Depart. La Manche. Sein kluges und gemäßigtes Betragen, das hier zur Beilegung des Bürgerkriegs viel beitrug, brachte ihm die Gunst des Ersten Consuls und die Präfectur vom Depart. Seine-Oise ein. Am 3. Mai 1806 wurde er Director der Brücken und Chausseen, 1. Oct. 1809 Minister des Innern. In letzterer Eigenschaft führte er die großartigen Plane Napoleon's rücksichtlich der öffentlichen Bauten, der Industrie und des Handels mit Eifer aus, zog sich aber auch den Vorwurf zu, daß er sich zu sklavisch gegen den Kaiser verhalte. Mit Eintritt der zweiten Restauration zog er sich auf sein Landgut Duberri zurück. Decazes veranlaßte 1819 seinen Eintritt in die Pairskammer, wo er entschieden das constitutionelle System vertheidigte. Er starb 23. Jan. 1823 auf dem Landgute Lagrange im Depart. Nièvre. — Marthe Camille Bachasson, Graf von M., franz. Staatsmann, der zweite Sohn des vorigen, wurde zu Valence 25. April 1801 geboren. Er besuchte die Polytechnische Schule und wurde dann bei der Verwaltung der Brücken und Chausseen angestellt. 1826 gelangte er zur Pairswürde, und fortan vertrat er als gewandter Schriftsteller einen gemäßigten Liberalismus. In der letzten Zeit der Restauration wurde er Secretär der polit. Gesellschaft «Aide-toi» und gelangte dadurch zur Bekanntschaft mit den Häuptern der liberalen Partei. Infolge dessen erhielt er nach der Julirevolution im Ministerium Laffitte das Portefeuille für das Innere, welches er im März 1831 an Casimir Périer abtrat, nach dem Tode desselben (April 1832)

aber wieder übernahm. Auch in dem Ministerium Thiers vom Febr. 1836 und in dem Molé's vom März 1837 wurde ihm dasselbe Portefeuille übertragen, welches er 1839 wieder niederlegte. Er trat in seinen frühern Posten als Intendant der königl. Civilliste zurück, welchen er bis zur Februarrevolution von 1848 verwaltete. Mit dem Sturze der Dynastie, deren eifrigster Anhänger er gewesen, hörte seine polit. Wirksamkeit auf.

Montalvan (Don Juan Perez de), berühmter span. dramatischer Dichter, der Sohn des Hofbuchhändlers Alonso Perez de M., wurde 1602 zu Madrid geboren. Er trat mit 23 J. in den geistlichen Stand, wurde apostolischer Notar der Inquisition und starb 25. Juni 1638. Schon in seinem 17. J. schrieb er seine erste Komödie; auch muß er sehr frühzeitig mit Lope de Vega bekannt geworden sein, dessen Hausgenosse und Lieblingsschüler er wurde. Schon seine ersten Versuche fanden großen Beifall, sodaß er sich der dramatischen Dichtkunst widmete und in Fruchtbarkeit mit seinem Meister wetteiferte. Ein Theil seiner Komödien erschien in zwei Quartbänden (Bd. 1, Alcala 1638; Bd. 2, Madr. 1638; 2. Aufl., Valencia 1652); andere füllen einen ganzen Band der «Comedias escogidas de los mejores ingenios de España». Die meisten wurden mit Beifall gegeben, so z. B. «No hay vida como la honra» und «La Toquera vizcaina», die sich bis auf den heutigen Tag auf der Bühne erhalten hat. M. wurde jedoch von seiner Zeit als dramatischer Dichter überschätzt. Es fehlte ihm zu sehr an Genialität und Individualität, um ein Dichter ersten Rangs zu sein, und ohne seines großen Meisters Lope de Vega Geist zu besitzen, ahmte er mehr dessen Manier nach. Aber er ist, wie sein Meister, ganz Spanier, und seine Stücke haben eine sehr lebendige nationale Färbung. Außerdem hat man von ihm noch «Sucesos y prodigios de amor en ocho novelas ejemplares» (Madr. 1624), «Para todos» (Huesca 1633; Madr. 1635), eine Sammlung von Novellen, Komödien und moralischen Betrachtungen, und «Orfeo» (Madr. 1624), ein Gedicht in Octaven, das von manchen fälschlich dem Lope de Vega beigelegt worden ist.

Montana, ein vom Congreß der Vereinigten Staaten 26. Mai 1864 organisirtes nordwestl. Territorium, liegt zwischen dem 45. und 49.° nördl. Br. und dem 104. bis 116.° der Länge westlich von Greenwich und grenzt im N. an Britisch-Nordamerika, im O. an Dacotah, im S. an das Territorium Wyoming, das in Lincoln umgetauft werden soll, sowie an Idaho, und westlich an Idaho. Früher ein Theil dieses letztern, sind die Felsengebirge zur Grenzscheide zwischen beiden Gebieten gemacht. Ueberhaupt ist der Charakter dieses Gebiets, mit Ausnahme des äußersten Ostens, gebirgig und felsig. Sein Reichthum an edeln Metallen soll unerschöpflich sein. Der Missouri entspringt in M. Seine Bevölkerung ist bisjetzt nur eine flottirende und besteht hauptsächlich aus Goldgräbern und Bergleuten, zu deren Schutz die Territorialregierung vorzugsweise eingesetzt ist.

Montanisten nannte man im 2. Jahrh. eine allmählich zur Sekte gewordene Partei, welche die urchristl. Hoffnung auf die baldige sichtbare Wiederkunft Jesu zur Errichtung des Tausendjährigen Reichs von neuem zu beleben suchte. Der Name M. stammt von Montanus, der neben andern in Phrygien als Prophet auftrat und nachmals als der Stifter des Montanismus angesehen wurde. Doch hat derselbe seinen Ursprung weder von einer einzelnen Person noch in einem einzelnen Lande genommen, sondern regte sich um die Mitte des 2. Jahrh. überall in der Kirche als eine weitverbreitete Geistesrichtung. Mit der bischöfl. Kirche trat der Montanismus besonders durch seine neue Prophetie, für welche er göttliche Autorität beanspruchte, aber auch durch seine strenge Bußzucht gegenüber der mildern Bußpraxis des Klerus in Conflict. Diese Propheten verkündigten, daß die Kirche Christi jetzt aus dem Jünglingsalter in das der männlichen Reife übergetreten sei, in welchem vieles, was Christus durch seine Apostel um der Herzenshärtigkeit der Menschen willen noch nachgesehen, nicht mehr geduldet werden dürfe. Um die Kirche als eine reine, unbefleckte Braut dem wiederkehrenden Bräutigam Christus entgegenzuführen, verwarfen die M. die Wiederaufnahme aller in Todsünden Gefallenen, namentlich auch solcher, welche Christum in Verfolgungszeiten verleugnet hatten, in die Kirchengemeinschaft, und verwiesen sie auch bei ernstlicher Reue lediglich an die göttliche Barmherzigkeit. Ebenso verwarfen sie die zweite Ehe als feinern Ehebruch, verschärften die Fasten, verboten die Flucht in der Verfolgung und eiferten überhaupt gegen weltliche Vergnügungen und Genüsse als gegen Fallstricke des Teufels. Gegenüber denen, die von den Bischöfen Absolution nahmen, bezeichneten sie sich selbst als die Kirche des Geistes oder als Pneumatiker im Unterschiede von den Psychikern. In Afrika gewann der Montanismus an dem großen Kirchenlehrer Tertullian (s. d.) seinen eifrigsten Vorkämpfer. Zwar wurde die montanistische Prophetie mit ihrer ekstatischen Begeisterung zuerst in Rom und Kleinasien, danach zu Anfang des 3. Jahrh. als ketzerisch verdammt und

ihre Anhänger aus der Kirche gewiesen. Dennoch erhielten sich aber nicht nur die montanistischen Bußgrundsätze, sondern auch die Lehre von der Fortdauer der Geistesgaben und die Hoffnung auf das Tausendjährige Reich (s. Chiliasmus) noch längere Zeit und erzeugten den sog. «halben Montanismus», welcher noch in dem Schisma des Hippolyt und den Gegenkirchen der Novatianer und Donatisten nach kirchlicher Geltung rang. Vgl. Schwegler, «Der Montanismus und die christl. Kirche des 2. Jahrh.» (Tüb. 1841); Ritschl, «Entstehung der altkath. Kirche» (Bonn 1850; 2. Aufl. 1857), und die Abhandlungen über den Montanismus von Baur («Theol. Jahrbücher», Jahrg. 1851) und Lipsius (in Hilgenfeld's «Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie», Jahrg. 1865 und 1866).

Montauban, die Hauptstadt des franz. Depart. Tarn-Garonne, auf einem Plateau zwischen dem Tarn und Tescon, an der Eisenbahn (Bordeaux-Cette), in einer fruchtbaren und gesunden Gegend gelegen, ist ein sehr wohlgebauter Ort, Sitz eines kath. Bischofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handelsgerichts, einer Gewerbe- und einer Ackerbaukammer und zählt 27054 zum Theil prot. Einwohner. M. hat einen lebhaften Industriebetrieb und Handelsverkehr. Es unterhält Woll-, Baumwoll- und Seidenspinnereien, viele Färbereien, Schmelzhütten, zahlreiche Fabriken für Siebzeug, Mitteltuche (Cadis de M.) und andere Zeuge, für Kupferwaaren, Buntpapier, Farben, Chemikalien, Stärke, Fayence, Bougies u. s. w., sowie Bierbrauerei und Brennerei. M. ist der Stapelplatz in Mehl und Getreide für mehrere Städte im Süden und betreibt bedeutenden Handel mit den eigenen und mit den Landesproducten, vorzüglich mit Leder, Getreide, Wein, Oel, Droguerien, Lumpen, Gänseleberpasteten u. s. w. Seit 1810 hat M. eine theol. Facultät der Reformirten, welche die Hauptlehranstalt für calvin. Geistliche bildet, ferner ein kath. Priesterseminar, ein Communalcollège, ein Lehrerseminar, eine Handwerkerschule, eine Freischule für Zeichenkunst und Geometrie, mehrere andere kath. und reform. Schulen, seit 1843 ein Museum für Gemälde und Sculpturen und seit 1852 ein Naturhistorisches Museum im Börsengebäude, eine öffentliche Bibliothek von 15000 Bänden und ein Archiv im Stadthause, ein Theater und verschiedene Gesellschaften für Wissenschaften, Literatur, Ackerbau. Die Thore und die meisten öffentlichen Gebäude sind schön gebaut, die Kathedrale und die Jacobikirche sehenswerth. Neuerdings sind bedeutende Arbeiten begonnen zur Restauration des Stadthauses, Anlegung von Fontainen, einer Markthalle u. s. w. Eine 1303—16 erbaute Brücke von sieben großen Bogen führt über den Tarn zur Vorstadt Ville-Bourbon und unterhalb der Stadt eine Eisenbahnbrücke von sieben Bogen zur Verbindung der Bahnhöfe und Schienenwege nach Rodez, nach Bordeaux und Toulouse. M. wurde 1144 vom Grafen Alphons von Toulouse angelegt, ward 1317 Bischofssitz, nahm 1572 die Reformation an und erhielt seitdem als Festung der Calvinisten geschichtliche Berühmtheit durch ihre harten Schicksale während der Religionskriege, namentlich durch die Belagerungen von 1580 und 1621. Nach der Unterwerfung von 1629 ließ Richelieu die Mauern schleifen. Infolge des Widerrufs des Edicts von Nantes hatten die Einwohner viel zu leiden. Unter den in der Umgegend erzeugten Montaubanischen Weinen, weißen und rothen, sind die besten die von Dufau, Beausoleil und St.-Martial; sie sind süß und stark.

Montausier (Charles de Sainte-Maure, Herzog von), franz. Diplomat, geb. 6. Oct. 1610, trat frühzeitig in die Armee und zeichnete sich unter anderm 1636 bei der Belagerung von Breisach aus. Ein Calvinist, ging er später zur röm. Kirche über. 1664 sendete ihn Ludwig XIV. mit wichtigen Aufträgen an den päpstl. Hof und ernannte ihn nach der Rückkehr zum Herzoge und Pair und 1668 zum Gouverneur des Dauphin. Unter seiner Aufsicht besorgten Bossuet und Huet die Ausgaben in usum Delphini. Bei der Verheirathung des Dauphin 1680 wurde er zu dessen erstem Kammerherrn ernannt. Er starb 17. Mai 1690. Vgl. Puget de St.-Pierre, «Histoire du Duc de M.» (Genf und Par. 1784). Berühmter, wenigstens gefeierter als er selbst, war seine Gemahlin Julie Lucine, geborene Marquise von Rambouillet, geb. 1607, die alle Gelehrte, Künstler und schönen Geister in ihren Salons versammelte. 1661 ernannte sie Ludwig XIV. zur Erzieherin der königl. Prinzen und Prinzessinnen. Sie starb 15. Nov. 1671. Ihr berühmtes Album «Guirlande de Julie», in welches fast alle berühmten Maler ihrer Zeit Blumen eingezeichnet hatten, die von den berühmtesten Dichtern eigenhändig mit Gedichten versehen waren, erschien 1784 und 1818 im Druck.

Montbéliard, deutsch Mömpelgard oder Mümpelgard, die Hauptstadt eines Arrondissements des franz. Depart. Doubs und Waffenplatz dritter Klasse, $10\frac{2}{3}$ M. im NO. von Besançon, 8 M. westlich von Basel, am Zusammenfluß des Allan und der Lusine, am Rhône-Rheinkanal und an der Eisenbahn (Dijon-Belfort) gelegen, ist der Sitz eines Gerichtshofs erster

Instanz, einer Gewerbe- und einer Ackerbaukammer, hat ein Schloß auf einem hohen Felsen, das jetzt als Gefängniß und Gensdarmeriekaserne dient, Markthallen und die sehenswerthe Kirche St.-Martin mit einem 80 F. langen und 50 F. breiten Plafond, der nicht auf Säulen ruht. Die Stadt zählt 6353 meist prot. E., hat ein prot. Lehrerseminar, ein Communalcollége, eine Bibliothek von 8000 Bänden, ein Archiv mit seltenen Handschriften, ein Naturaliencabinet, eine Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe und ein Waisenhaus. M. ist eine der gewerbthätigsten kleinern Städte Frankreichs. Der bedeutendste Industriezweig ist die Uhrenfabrikation, die jährlich für 1 Mill. Frs. producirt. Daran schließen sich Baumwollspinnerei und Weberei (jährlich für ½ Mill. Frs.), zahlreiche Gerbereien, Fabriken für Uhrfedern, Draht, Feilen, Ackergeräthe und Instrumente, sowie Buchdruckereien, lithographische Ateliers, Töpfereien u. s. w. Lebhaft ist der Handel mit Holz, Bretern, Käse u. s. w. M. war früher der Hauptort einer (seit 1395) dem Hause Würtemberg unter franz. Oberhoheit gehörigen Grafschaft in Burgund, die 1793 von den Franzosen in Beschlag genommen und im Frieden zu Luneville 1801 an Frankreich abgetreten wurde. Es ist der Geburtsort Cuvier's, dem man hier ein Denkmal errichtet hat. In und bei der Stadt werden häufig röm. Alterthümer aufgefunden.

Montblanc, der höchste Berg Europas, 14808 F. über dem Spiegel des Mittelländischen Meeres, gehört zu den Grajischen Alpen und liegt mit seinen drei von ewigem Schnee bedeckten Gipfeln, von denen 16 größere und kleinere Gletscher nach N., 20 nach S. hinabsteigen, in Savoyen. Im W. begrenzen ihn die Thäler Chamouny (s. d.) und Montjoie, jenes nördlich, dieses südlich, im O. die Thäler Ferret und Allée-blanche, welche in das Thal Entrèves auslaufen. Seine Wasser fließen einerseits der Arve und so dem Rhône, andererseits der Dora-Baltea und so dem Po zu. In 10000 F. Höhe springt aus den Gletschern des M. eine über 300 F. hohe steile Felseninsel, der Grand-Mulet, hervor, bei welchem eine Hütte für die Besteiger erbaut ist. In 11500 F. Höhe folgt ein großes, von tiefen Spalten zerrissenes Plateau, das von den drei Gipfeln, dem Dôme du Gouté, den Monts-Maudits und dem M. umgeben ist. Bei 13500 F. dringt der Besteiger in das Schneethal Corridor vor und gelangt dann zu dem eigentlichen Gletscherdom, einer 800 F. hohen Kuppel, welche ihre Gestalt fortwährend verändert. Die Breite der höchsten Spitze beträgt oft nur 12 F., die Länge von NO. nach SW. 180 Schritt. Das Gebiet, welches die Aussicht umfaßt, ist das ausgedehnteste in Europa. Es schließt die ganze Schweiz und Theile von Frankreich, Italien und Deutschland, zusammen 4000 Q.-M., ein. Der Gipfel ist gewöhnlich verhüllt und durchschnittlich nur 2000 St. im Jahre sichtbar. Seit 1760, wo Saussure einen Preis darauf gesetzt hatte, einen Weg nach dem M. zu finden, ist er häufig, in neuester Zeit sogar von unternehmenden Frauen bestiegen worden. Als erster Besteiger (8. Aug. 1786) wird gewöhnlich Dr. Pacard aus Chamouny angenommen; doch hatte schon vorher im Juni 1786 dessen Führer, Jacq. Balmat, den rechten Pfad gefunden und den höchsten Punkt erstiegen. Saussure selbst erstieg ihn, ebenfalls von Balmat geführt, 3. Aug. 1787. Gegenwärtig legt man die Besteigung des M. binnen 50—60 St. zurück. Wie in der westl. Umgebung des M. Chamouny, so ist in der östlichen, im Entrèvesthale, das große piemont. Dorf Courmayeur Hauptort, 3750 F. über dem Meere gelegen und berühmt wegen seiner warmen Quellen und seines Sauerwassers, mitten in den herrlichsten Wiesen und Baumgruppen, von den gewaltigsten Schnee- und Gletscherbergen umgeben. Südlich davon liegt Pré Saint-Didier mit einer 27° Wärme haltenden Quelle; daneben westlich erhebt sich 8480 F. hoch der Berg Cramont, auf welchem man den M. von der Ostseite betrachtet. Uebrigens sieht man den M. zu Lyon, Dijon und selbst zu Langres, in gerader Linie 65 St. entfernt. Vgl. Pitschner, «Der M.» (Genf 1860; 2. Aufl., Lpz. 1864).

Montbrison, die Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Loire, in 880 F. Seehöhe am Fuße eines vulkanischen Hügels und am linken Loirezufluß Vizezy, 4,7 M. im NNW. von St.-Etienne gelegen und mit diesem durch Eisenbahn verbunden, hat enge Straßen, niedrige Häuser, überhaupt ein ärmliches Ansehen und außer der Hauptkirche Notre-Dame de l'Espérance (1223—1466 erbaut) kein merkwürdiges Gebäude. Die Stadt zählt 7201 E., ist Sitz eines Tribunals erster Instanz und eines Assisenhofs, hat ein Lehrerseminar, eine öffentliche Bibliothek von 15000 Bänden, ein Naturaliencabinet, einen Botanischen Garten, eine Ackerbaukammer, eine Landwirthschaftliche Gesellschaft und Schule, ein Theater, ein Hospital, Kaserne und schöne Promenaden auf den ehemaligen Festungswällen. Am Ufer des Vizezy befinden sich drei kalte Mineralquellen. Die Bevölkerung unterhält Spinnereien, außerdem Gerbereien und Brauereien und treibt Handel mit Mehl, Korn und Wein. M. war ehemals die Hauptstadt der Landschaft Forez und dann bis 1852 des Depart. Loire.

Mont-Cenis heißt der 10752, nach andern 11100 F. hohe, zwischen Turin und Chambéry in Savoyen gelegene Berg der Grajischen Alpen, mit einem 6354 F. hohen Bergpasse. Nach Einiger Forschungen soll Hannibal nicht über den Kleinen St.-Bernhard (s. d.), sondern über den M. gezogen sein, über welchen damals ein gewöhnlicher Weg von Italien nach Savoyen geführt habe. Im Mittelalter allerdings bediente man sich dieses Wegs; doch konnte er nur mit Saumthieren passirt werden, bis Napoleon seit 1802—5 zur Verbindung Italiens mit Frankreich eine schöne Landstraße bauen ließ. Die Straße kommt von Westen her aus dem Isèrethale (von Grenoble) ins Thal des Arc bis Lans-le-Bourg. Von hier windet sie sich in leichten Biegungen den Berg hinauf, 18 F. breit, nirgends steil, über Abgründe und gesprengte Felsgewölbe zwischen dem Großen und Kleinen Cenis durch, von welchen jener der östliche, dieser der westliche ist. In gleichen Entfernungen stehen 30 Häuschen (refuges) für die Straßenaufseher und als Zuflucht für die Reisenden, und große hölzerne Kreuze zur Bezeichnung des Wegs bei tiefem Schnee. Auf der Höhe befindet sich die 1½ St. lange Ebene Madelina mit der Colonie M., wo die Poststation, eine große Kaserne, eine Kirche, ein forellenreicher See und namentlich das 40 Zimmer enthaltende Hospiz mit einigen Benedictinern bemerkenswerth sind. Abwärts führt die Straße an der Cenisa nach Susa. Die piemont. Seite ist wilder und rauher, mit steilern Felsen und tiefern Abgründen. Ueber den Paß des M. ziehen jährlich gegen 20000 Wagen und über 3000 Pferde und Maulthiere. Bei der Wichtigkeit des Verkehrs zwischen Frankreich und Italien ging man schon seit langem mit dem Gedanken um, denselben durch einen Eisenbahntunnel durch den M. zu erleichtern. Das Werk wurde 1860 begonnen und seitdem ununterbrochen fortgesetzt. Beide Länder betheiligen sich gleichmäßig an diesem riesigsten aller Durchbrüche, zu dessen Ausführung der mit der Leitung der Arbeiten betraute franz. Ingenieur Sommeiller eigenthümliche Maschinen construirte, welche mit gepreßter Luft in Bewegung gesetzt werden. Die Zahl der beim Bau beschäftigten Arbeiter beträgt 4000. Der Tunnel wird bei 180 F. Breite 12220 Meter, also über 3 St. lang sein, liegt 1330 Meter über der Meeresfläche und 1060 Meter unter dem Gipfel des M. Er hat eine Neigung von ½ auf 1000 bis zum Mittelpunkte, wo man für den Ablauf des Wassers einen kleinen Kanal anlegen will. Im Oct. 1866 war bereits die Hälfte des Durchstiches vollendet. Im Sommer 1866 begann man die Anlegung eines Schienenwegs über den M., welcher, nach einem eigenthümlichen System (dem Fell'schen) construirt, am äußern Rande der Kunststraße hinlaufen und 1867 zur Vollendung gelangen sollte.

Montebello (d. i. Schönberg), ist der Name mehrerer Ortschaften in Oberitalien, von denen drei in der neuern Kriegsgeschichte berühmt geworden sind. — Am bekanntesten ist das zum Kreise Voghera der ital. Provinz Pavia gehörige, mit seinem Gemeindebezirk 1824 E. zählende Dorf M., welches etwas südlich der von Alessandria nach Piacenza führenden Eisenbahn, an der großen Kunststraße, etwa 1½ St. östlich von Voghera und ¾ St. westlich der Eisenbahnstation Casteggio (ein Städtchen mit 3206 E.) liegt, welche jene beiden wichtigen Städte schon seit längerer Zeit verbindet. Bei dem Orte wurden zwei blutige Treffen geliefert, in denen sich beidemal Franzosen und Oesterreicher gegenüber standen. In dem ersten Treffen, das 9. Juni 1800 stattfand, ward eine vom Feldmarschallieutenant Ott befehligte Abtheilung der österr. Armee vom franz. General Lannes geschlagen. Letzterer erhielt 1804 wegen dieses Siegs den Titel eines Herzogs von M. Das zweite Treffen bei M. wurde 20. Mai 1859 geliefert und war der erste bedeutendere Zusammenstoß, der in dem Feldzuge dieses Jahres zwischen der franz.-piemontes. und österr. Armee stattfand und zu Gunsten der Franzosen ausfiel. Auf seiten der letztern befehligte der Divisionsgeneral Forey; das Commando der Oesterreicher hatte Feldmarschallieutenant Graf Stadion. — Nicht zu verwechseln mit diesem Dorfe M. ist der gleichnamige Marktflecken in der bisher venet. Provinz Vicenza (Prätur Lonigo), am Flusse Aldego und der Eisenbahn von Vicenza nach Verona, mit etwa 3800 E. Als im Feldzuge von 1796 ein österr. Heer unter Alvinczy zum Entsatze Mantuas herbeieilte, stieß dasselbe Anfang Nov. in der Umgegend von M. auf die schwachen franz. Corps unter Masséna und Augereau, welche nach einem Gefechte sich auf Verona zurückziehen mußten. Auch im Feldzuge von 1805 ward in den ersten Tagen des Nov. zwischen dem auf dem Rückzuge begriffenen Erzherzog Karl und Masséna zu M. gekämpft, wobei die Oesterreicher 500 Gefangene verloren. — M. oder Mombello heißt auch ein großes Schloß mit Park in der Gemeinde Limbiate (Kreis Monza) der ital. Provinz Mailand, in welchem der General Bonaparte 1797, nach Abschließung des Vertrags von Leoben, drei Monate hindurch sein Hauptquartier hielt. Es wurden in diesem Schlosse die Verhandlungen gepflogen, welche dem Frieden von Campo-Formio vorausgingen.

Monte-Casino, s. Casino.

Montecerboli, ein halbverfallenes Castell auf einer im Cecinathale der ital. Provinz Pisa liegenden Anhöhe, ist bekannt durch die in der Nähe befindlichen Borquellen (lagoni oder fumacchi genannt), die als Heilquellen großen Ruf haben und seit 1830 unter dem Betriebe des Grafen Franz Larderel das Material zur Borsäureerzeugung liefern. Namentlich in der Nähe der Fabrikgebäude entspringen vier früher keiner Berücksichtigung werth gehaltene heiße Quellen von einer Temperatur von 24—45° R. Der Hauptgehalt dieser Quellen ist Borsäure; einige führen Schwefelwasserstoffgas bei sich. In therapeutischer Hinsicht hat sich das Wasser der Quellen von niedrigerer Temperatur bei chronischen Gastralgien, Anorexie und Magenschwäche, die heißern dagegen, die man vorzüglich zum Baden verwendet, bei Rheumatismus, Gichtaffectionen, Hautkrankheiten u. s. w. sehr wirksam erwiesen. Vgl. Raspi, «Mittheilungen über einige der vorzüglichsten Heilquellen von Toscana» (Wien 1851).

Monte-Christo, eine kleine, zum Königreiche Italien (Toscana) gehörige, 6 M. südlich von Elba gelegene Insel, ist eine kolossale Granitmasse von 4 Quadrat-Miglien Oberfläche, gegenwärtig unbewohnt und nur von Fischern besucht. Im Mittelalter war hier ein Camaldulenserkloster, dessen Kirche noch steht. Bekannt wurde neuerdings die Insel durch den interessanten Roman A. Dumas' «Le comte de Monte-Christo».

Montecucüli (Raimund, Graf von), deutscher Reichsfürst und Herzog von Melfi, einer der ausgezeichnetsten österr. Feldherren, geb. im Modenesischen 1608, begann als Volontär 1627 bei der österr. Artillerie unter seinem Oheim, Ernst Graf von M., seine kriegerische Laufbahn und fand sogleich im Laufe des Dreißigjährigen Kriegs vielfache Gelegenheit, sich hervorzuthun. Als Rittmeister focht er in der Schlacht bei Breitenfeld 7. Sept. 1631, wo er stark verwundet und beim Rückzuge gefangen wurde. Wieder freigegeben, trat er im folgenden Jahre als Major von neuem in kaiserl. Dienste. Ein entscheidendes kühnes Vordringen beim Sturme auf Kaiserslautern, 17. Juli 1635, brachte ihm die Ernennung zum Oberst. In Böhmen, wohin er 1639 gesendet wurde, um den Schweden unter Banér den Elbübergang bei Melnik streitig zu machen, wurde er geschlagen und beim Rückzuge abermals gefangen. Die Muße seiner mehr als zweijährigen Gefangenschaft benutzte er, aus seinen Erfahrungen neue Grundsätze der Kriegführung abzuleiten. Nach seiner Auswechselung 1642 trat er sogleich wieder bei der kaiserl. Armee in Schlesien ein, wo er bei Troppau ein feindliches Corps schlug und Brieg nahm. Obschon dafür vom Kaiser zum General-Feldwachtmeister ernannt, ging er doch 1643, als der Krieg in Italien auszubrechen drohte, nach Modena, um hier dem Herzog seine Dienste anzubieten, der ihn auch als General der Cavalerie anstellte und ihm den Titel eines Feldmarschalls verlieh. Sehr bald kehrte er indeß nach Oesterreich zurück und wurde 1644 vom Kaiser zum Feldmarschall-lieutenant und Hofkriegsrath ernannt. 1645 unterstützte er mit seinem Corps den Erzherzog Leopold auf seinem Zuge gegen den Fürsten Rakoczy von Siebenbürgen; dann operirte er gegen den dem Rhein zuziehenden Marschall Turenne. Im folgenden Jahre führte er einen lebhaften kleinen Krieg mit den Schweden in Schlesien und Böhmen. In Verbindung mit Johann von Werth brachte er ihnen bei Triebel in Schlesien eine entscheidende Niederlage bei und wurde dafür zum General der Cavalerie ernannt. Nach dem Westfälischen Frieden nahm er seit 1651 wieder theil an den Verhandlungen des Hofkriegsraths. 1653 besuchte er seine Aeltern in Modena. Nach der Rückkehr bereiste er in wissenschaftlicher Beziehung Deutschland, und im folgenden Jahre wurde er zu mehrern diplomatischen Sendungen, unter anderm auch nach Schweden, verwendet. 1657, als der Kaiser dem poln. Könige Johann Kasimir gegen Rakoczy und die Schweden unter Hatzfeld ein Corps zur Hülfe sendete, bekam M. nach Hatzfeld's Entfernung das Commando über dasselbe und zwang Rakoczy zum Frieden mit Polen und zur Aufhebung des Bündnisses mit Schweden. Im folgenden Jahre zum Feldmarschall ernannt und den Dänen zu Hülfe gegen die Schweden gesendet, befreite er Kopenhagen von der Landseite, ehe die Holländer zur See Verstärkungen herbeiführen konnten, und vertrieb die Schweden aus Jütland und Fünen. Nach dem Frieden zu Oliva 1660, der diesen Krieg endete, wurde M. Geheimrath und Gouverneur von Raab. Noch in demselben Jahre mußte er das Commando über das Armeecorps übernehmen, das der Kaiser gegen die in Siebenbürgen eingefallenen Türken entsendete. Er zwang dieselben, Siebenbürgen zu verlassen, und vereitelte durch kluges Zögern alle Unternehmungen des feindlichen Heeres bis zur Ankunft der Franzosen, die ihm den großen Sieg bei St.-Gotthard 1. Aug. 1664 erfechten halfen. Durch diesen Sieg wurde zum ersten mal die lange Ueberlegenheit des osman. Angriffssturms von der europ. Kriegskunst gebrochen. Nach dem Frieden übernahm M. 1668 das Präsidium des Hofkriegsraths, nachher auch die Direction der Artillerie. Beim Aus-

bruche des Kriegs zwischen Frankreich und Holland, an dem der Kaiser und das Reich als Bundesgenossen des letztern sich betheiligten, übernahm M. 1672 wieder das Commando der kaiserl. Armee. Er eroberte Bonn, bewirkte trotz der Wachsamkeit Turenne's die Vereinigung seines Heeres mit dem des Prinzen von Oranien und hemmte auf diese Weise mit einenmal Ludwig's XIV. Fortschritte. Zwar legte er nach Ernennung des Kurfürsten von Brandenburg zum General der kaiserl. Armee 1674 sein Commando nieder; doch schon 1675 wurde er wieder zu demselben berufen, um am Rhein Turenne die Spitze zu bieten. Beide, gleich groß als Feldherren, thaten nun in vier Monaten nichts, als in Scheinangriffen und Scheinmärschen gegeneinander so meisterhaft zu manövriren, daß keiner von beiden Feldherren den andern zu täuschen vermochte. Als endlich eine Schlacht entscheiden sollte, tödtete 27. Juli 1675 eine Kanonenkugel im Einleitungsgefechte den franz. Feldherrn, dessen Tod M. in seinem Berichte an den Kaiser mit ehrenden Worten beklagte. Nach Turenne's Tode verfolgte M. die sich zurückziehenden Franzosen bis nach dem Elsaß und belagerte Hagenau und Zabern; doch durch Condé's Erscheinen sah er sich genöthigt, den Elsaß wieder zu verlassen, und belagerte nun Philippsburg. Mit diesem Feldzuge, den er als den glorreichsten seines Lebens betrachtete, nicht weil er Sieger gewesen, sondern weil er nicht besiegt worden, schloß M. seine Laufbahn. Den Rest seiner Tage verlebte er am kaiserl. Hofe im Umgange mit Gelehrten; er schätzte die Wissenschaften sehr hoch und trug namentlich zur Stiftung der Akademie für die Naturforschung bei. Kaiser Leopold erhob ihn 1679 zum deutschen Reichsfürsten, und der König von Neapel verlieh ihm bald nachher das Herzogthum Melfi. Als er wegen der Pest den Kaiser nach Linz begleitete, wurde er beim Einreiten in das dasige Schloß durch einen herabfallenden Balken verwundet und starb zu Linz infolge dieser Verwundung. Seine Mittheilungen über die Kriegskunst, über den Türkenkrieg und den Krieg von 1664 sind gelehrt, gründlich, kurz und deutlich. Sie wurden zuerst von Huyssen (Köln 1704), dann französisch (Par. 1712 u. öfter; mit einem Commentar von Turpin de Crissé, 3 Bde., Par. 1769) und endlich im ital. Original von Ugo Foscolo (2 Bde., Mail. 1807) und Grassi (2 Bde., Tur. 1821) herausgegeben. Auch hat man von M. Sonette, wie denn überhaupt manches von seinen Schriften noch ungedruckt sein soll.

Montefiascōne, eine Stadt in der päpstl. Provinz Viterbo und Sitz eines Bischofs, liegt 11 M. nordnordwestlich von Rom an der Straße über Siena nach Florenz, höchst malerisch am See von Bolsena auf einem vereinzelten Hügel. Besonders sehenswerth sind die Kathedrale und die Kirche St.-Flavian mit Krypten. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf etwa 5500. Der hier erbaute Muskatellerwein, welcher zu den berühmtesten Weinen Italiens gehört, ist unter dem Namen Est, est, est bekannt. Es knüpft sich dieser Name an folgende Sage. Ein deutscher Prälat, Johannes Fugger, ließ seinen Diener vorausreisen und an jedes Wirthshaus, wo er guten Wein fand, das Wort Est anschreiben. Um die Güte des Weins in M. besonders bemerklich zu machen, schrieb dieser das Wort an das dortige Thor dreimal. Sein Herr blieb daselbst, trank sich zu Tode und wurde in der St.-Flavianskirche begraben, wo ihm sein Diener ein Denkmal errichten ließ, das noch vorhanden ist, mit der Inschrift: «Est, est, est, propter nimium est dominus meus mortuus est.» Wilh. Müller hat die Sage in einem anmuthigen Gedichte behandelt.

Montefiore (Sir Moses), Chef eines der angesehensten Bankhäuser in London und bekannt durch die erfolgreiche Vertretung seiner israel. Glaubensgenossen besonders im Orient, ward 24. Oct. 1784 zu London geboren und vermählte sich im Juli 1824 mit Judith geb. Kohen, wodurch er in schwägerschaftliche Beziehungen zu der Familie Rothschild trat. Eine Reise nach Palästina, die er mit seiner Gattin 1829 unternahm, und über welche die letztere einen Bericht veröffentlichte («Diary of a journey to the Holy land»), befestigte in beiden die Anhänglichkeit an ihr Volksthum. 1837 erfolgte M.'s Wahl zum Sheriff, und die Königin ertheilte ihm bei Gelegenheit ihres ersten Besuchs in der City von London den Ritterschlag. Auf die Kunde von den Verwüstungen, welche ein Erdbeben um diese Zeit in Zafed und Tiberias angerichtet, reiste das Ehepaar zum zweiten mal nach dem Gelobten Lande, obgleich damals die Pest in Syrien herrschte. Die reichen Unterstützungen, welche Sir Moses gewährte, sollten nicht nur das Elend mildern, sondern auch die jüd. Bevölkerung zu Ackerbau und Gewerbthätigkeit ermuntern. Einige Jahre später unterzog sich der menschenfreundliche Mann einer noch bedeutendern Mission. Das spurlose Verschwinden eines Franciscaners, des Pater Thomas, und seines Dieners in Damaskus hatte unter der dortigen fanatischen Bevölkerung die alte Sage von blutigen Passahopfern wieder aufleben lassen, und die Behörden verfolgten die Juden wegen Ermordung der Vermißten mit der ganzen Strenge ihrer barbarischen Justiz. Sir Moses reiste deshalb 1840 in Beglei-

tung des jüd. Advocaten Crémieux aus Paris nach Damaskus, Alexandrien und Konstantinopel, um an Ort und Stelle bei Mehemed-Ali, dem Eroberer von Syrien, und bei dem Sultan, dem diese Provinz kurz darauf wieder unterworfen ward, die Vertheidigung der Unglücklichen zu führen. Seine Verwendungen hatten den gewünschten Erfolg, und ein in Konstantinopel erlangter Ferman untersagte für die Zukunft derartige Anklagen. Aus Anlaß der strengen Ukase, welche in Rußland 1845 in Betreff der Juden ergangen waren, begab sich M. im Winter 1846 nach Petersburg und wußte hier den Kaiser Nikolaus in einer längern Audienz so günstig zu stimmen, daß die Ausführung der Ukase zunächst suspendirt ward. Außerdem trat Sir Moses, auf den Wunsch des Kaisers, eine Rundreise durch das russ. Polen an, um sich über die Lage der dortigen Juden zu unterrichten und Vorschläge zu ihren Gunsten vorzulegen. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn die Königin zum Baronet. Der 1854 in Palästina ausgebrochenen Hungersnoth sollten reiche Spenden aus England begegnen, und Sir Moses begab sich abermals an Ort und Stelle, um die zweckmäßige Verwendung der Gelder zu besorgen. Nachdem er sich bei dem Sultan die Ermächtigung zu Grunderwerbungen in Palästina ausgewirkt, baute er daselbst Armenhäuser und verfuhr mit der Gründung von Gewerbsunternehmungen. Dagegen wollte es ihm 1858 nicht gelingen, eine Aenderung in der bekannten Mortara-Angelegenheit in Rom bei dem Heiligen Stuhle herbeizuführen. Als 1863 eine Judenverfolgung in Marokko ausbrach, versicherte sich Sir Moses zunächst in Madrid der Unterstützung der span. Königin und begab sich dann auf einer zu seiner Verfügung gestellten engl. Fregatte nach Mogador, von wo er die Reise nach der Hauptstadt antrat. Hier nahm ihn der Sultan Sidi-Mohammed mit großen Ehren auf und sicherte auf seine Verwendung sowol den Juden als den Christen mittels eigenen Fermans Schutz und Gerechtigkeit zu. Obgleich der Hochbetagte 1862 den Verlust seiner Gattin, der treuen Gefährtin auf allen seinen Reisen, zu betrauern hatte, so begab er sich doch 1866 zum sechsten mal nach Palästina, um den dortigen, von Heuschrecken und Cholera heimgesuchten Glaubensgenossen Hülfe zu bringen.

Montemayor (Jorge de), ein berühmter portug. Dichter, geb. um 1520 zu Montemayor oder Montemor, wovon er den Namen führt, wurde in seiner Erziehung und Bildung sehr vernachlässigt und trat frühzeitig in Militärdienste, obschon seine Neigung ihn zur Musik und Poesie hinzog. Später begab er sich nach Castilien und ließ sich, von andern Erwerbsmitteln entblößt, als Sänger in die königl. Kapelle aufnehmen. Er begleitete Philipp II. auf seinen Reisen in Deutschland, Italien und den Niederlanden, und für die verabsäumten Studien entschädigte ihn ein glänzendes Talent, namentlich für Sprachen. Später wurde er von der Königin Katharina, der Gemahlin König Johann's III. von Portugal und Schwester Kaiser Karl's V., an deren Hof berufen. Er starb um 1562. Durch seine berühmte, aber unvollendet gelassene «Diana» (erste Ausg. 1545; neueste Aufl., Madr. 1795 und 1802) wurde er Erfinder des span. Schäferromans. Die beste Fortsetzung desselben lieferte Gil Polo. Außerdem besitzen wir von ihm eine Gedichtsammlung «Cancionero» (erste Ausgabe unter dem Titel «Obras», Antwerp. 1554; dann «Cancionero», Saragossa 1561 u. öfter) und eine Uebersetzung der Werke des Troubadours Ausias March (Saragossa 1562).

Montemolin, Städtchen (Villa) in der span. Provinz Badajoz (Estremadura), 15 M. im Südosten von Badajoz, $1^3/_4$ M. im Südwesten von Llerena gelegen, hat ein Schloß und zählt (1857) 2952 E. Von diesem Ort erhielt der älteste Sohn des Don Carlos (s. d.), der 13. Jan. 1861 verstorbene Prinz Carlos, den Grafentitel und die Karlistenpartei in Spanien den Namen der Montemolinisten.

Monten (Dietrich), ausgezeichneter Schlachtenmaler, geb. im Sept. 1799 zu Düsseldorf, zeigte schon frühzeitig eine entschiedene Neigung für seinen künstlerischen Beruf. Nachdem er ein Jahr als Freiwilliger in der Armee gedient, erhielten seine künstlerischen Studien in den zwei folgenden Jahren auf der Akademie der Vaterstadt einen geregelten Gang. Dann aber wandte sich M. nach München, wohin ihn der Ruf von Peter Heß unwiderstehlich zog. Glück und Geschicklichkeit vereinigten sich, dem jungen Maler ungewöhnlich bald eine selbständige Stellung zu schaffen, und während er durch kleine Reisen nach Oesterreich, Italien, nach Dresden und Berlin seine Studien vervollständigte, vergrößerte sich sein Ruf mit jedem neuen Bilde, das er malte. In lebendigster Weise schilderte er Schlachtenscenen der Neuzeit. Ihm wurden daher von Cornelius auch die drei Scenen aus der neuern Geschichte unter den Frescobildern der Arcaden des Hofgartens zu München übertragen: die Türkenschlacht von 1717 vor Belgrad, die Schlacht von Arcis-sur-Aube von 1814, sowie die Verleihung der bair. Verfassung von 1818. Darauf

malte er für den König die Schlacht bei Saarbrücken von 1815 für den Siegessaal des Festbaues der Residenz sowie mehrere kleinere Bilder, unter denen der Abschied der Polen aus ihrem Vaterlande 1831 von besonders ergreifender Wirkung war. In einem größern Bilde, das den Tod von Max Piccolomini schildert, nahm er zum ersten mal seinen Stoff aus einer frühern Zeit. Diesem folgte (1835) der Tod Gustav Adolf's bei Lützen, ein Bild voll Leben und Begeisterung. Daneben gingen kleinere Leistungen her: z. B. eine Zeichnung, die königl. Familie darstellend, wie sie ein Gemälde von Peter Heß: die Ankunft des Königs Otto in Griechenland, betrachtet, ferner: das Posthaus Bocca di Fiume in den Pontinischen Sümpfen, ein sehr ergötzliches, durchweg charakteristisches Genrebild. Auch begann er um diese Zeit mit Schelver und Eckert 200 lithographirte und colorirte Blätter mit Costümfiguren des gesammten deutschen Bundesheeres in militärischen Gruppen herauszugeben. 1838 malte er den Tod des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig in der Schlacht bei Quatrebras. Darauf folgte das Lustlager bei Augsburg für den Kaiser Nikolaus von Rußland und eine Scene daraus für die Prinzessin Theodolinde von Leuchtenberg. Auch der Angriff des Herzogs von Braunschweig-Oels auf die Westfalen bei Oelper bewährte sein großes Talent. Auch M.'s letzte Arbeit hatte eben diesen Helden mit seinem Freicorps zum Gegenstande. Er starb 13. Dec. 1843. M.'s Darstellungen sind voll Leben und Wahrheit, lassen selten die Correctheit der Zeichnung vermissen und zeugen von der aufmerksamsten Beobachtung und einer genauen Kenntniß der militärischen Dinge.

Montenēgro (ital., d. h. schwarzes Gebirge), bei den Türken Kara-dagh, bei den slaw. Eingeborenen Crnagora oder Tschernagora, heißt ein seit alter Zeit unabhängiger District in der Türkei, der ein eigenes Fürstenthum bildet und die zwischen dem südlichsten Theile vom österr. Dalmatien im W., der Herzegowina im N., der südlichsten Ecke Bosniens im O., Albanien im S. gelegene und etwa 80 Q.-M. große Gebirgslandschaft umfaßt. Dieselbe enthält die Thäler der obern Moratscha und ihrer Nebenflüsse, wird im N., wo der Dormitor 7600 F. hoch aufsteigt, und im S. durch unzugängliche Querketten, im O. durch das Komgebirge mit dem 7500 F. hohen Kutsch Kom und andere Fortsetzungen der Dinarischen Alpen umwallt, und stößt im W. mit einer gleichfalls hohen, steilen und sehr zerklüfteten Klippenküste an das Adriatische Meer, von dem sie jedoch politisch abgesperrt ist. M. soll seinen Namen von seinen düstern Waldungen haben, doch sind solche, heutzutage wenigstens, nicht durchweg charakteristisch für das Land, wiewol es strichweise, besonders im Süden und Osten, mit Waldungen von Eichen, Buchen, Kiefern, Stechpalmen, Nuß- und Sumachbäumen reichlich bestanden ist. Vielmehr haben die hohen Bergrücken und Flächen des Kalksteingebirgs, überall von Felsspalten wild zerrissen und mit losen Steinblöcken überschüttet, ein vorherrschend ödes Ansehen. Auch hat M. nur geringe Bewässerung. Die Moratscha entspringt am hohen Dormitor, fließt durch den östl. Theil des Landes, tritt dann in Albanien ein und mündet bei Zabljak in den schönen, fischreichen See von Skutari. Einige M. vor ihrer Mündung nimmt sie rechts die Seta oder Zeta auf, welche den westlichen von dem zugänglichen östl. Theile oder das eigentliche M. von der sog. Berda scheidet. Außerdem zählt man noch einige Nebenflüsse der Moratscha und Bäche des Skutarisees, welche, außer dem großen Reichthum an Forellen, vorzugsweise durch die Fruchtbarkeit ihrer Thalabhänge Bedeutung haben. M. ist nämlich wegen seines felsigen Bodens wenig ergiebig und eben nur in seinen Thälern fruchtbar; namentlich bilden die Thäler der Moratscha und Seta mit dem Seelande an den Ufern des Binnenwassers von Skutari die eigentliche Vorrathskammer des Landes. Die Hauptnahrungsquellen seiner Bewohner sind Ackerbau, der jedoch noch in roher Weise betrieben wird, Weinbau an und Fischfang auf dem See von Skutari. Man baut Mais, Roggen, Gerste und Hafer, Kartoffeln, viel Taback, einige Kohlarten, viel Zwiebeln und Knoblauch, erntet etwas Obst, auch Oliven und Feigen, hält Maulthiere, Schafe, Ziegen, Schweine, aber wenig Rindvieh und Pferde, und macht Jagd auf Wild. Die pfadlosen Gebirge, der Mangel an Land- und Wasserstraßen hemmen den Verkehr. Der wichtigste Handelsplatz für M. ist Cattaro. Ausfuhrartikel sind Häute, Wolle, Wildpret, getrocknete und geräucherte Fische, gedörrtes Hammel- und Ziegenfleisch, Schweinefleisch, Speck, gelbes Färbeholz u. s. w. Das Land ist weniger durch die, wenn auch sehr interessante Gebirgsnatur als durch seine Bewohner, die Montenegriner oder Tschernagorzen, und ihre eigenthümlichen socialen und polit. Verhältnisse berühmt. Nach einer Zählung, die 1864 vorgenommen wurde, beträgt ihre Zahl 196238. Sie gehören der slaw. Völkerfamilie, und zwar dem serb. Stamme an, bekennen sich (mit Ausnahme einer kleinen Anzahl von Katholiken) zur griech. Kirche und verehren im Kaiser von Rußland ihr geistliches Oberhaupt. Von schöner und kräftiger Gestalt, mit edeln und stolzen, wenn auch wilden Gesichtszügen, gewandt und sicher in

ihren Bewegungen und abgehärtet zu allen Strapazen, bilden sie eine der merkwürdigsten Völkerschaften Europas, sowol in Betreff ihrer Sitten und gesellschaftlichen Zustände als hinsichtlich ihrer Schicksale und Kämpfe. Mehr herumschweifender Hirt und abenteuernder Jäger als stetiger Ackerbauer, hat der Montenegriner noch die ganze Ursprünglichkeit seines Charakters bewahrt, die sich in ungezähmter Wildheit und Leidenschaftlichkeit, in Schlauheit und Hinterlist, in grausamer Rachsucht und Selbsthülfe, in Streit- und Kriegslust, aber auch in hochherziger Tapferkeit, ungebändigter Freiheitsliebe, frugalster Mäßigkeit, Genügsamkeit, einfachen reinen Sitten und ungezwungener, wenn auch rauher Natürlichkeit ausspricht. Von ungeschwächter Stärke ist das Familien- und Stammesband, was sich einestheils in dem patriarchalischen Leben, das jede Familie inmitten ihres Grundeigenthums vereinzelt, anderntheils in der noch herrschenden Blutrache und den Stammesfeindschaften ausspricht. Dieser Volkscharakter und die verhältnißmäßig zu starke Bevölkerung des Landes bei Kargheit des Bodens und Mangel aller Industrie verleihen den Montenegrinern das Gepräge eines abenteuerlichen Volks, das leicht, wenn nationale und religiöse Interessen mit ins Spiel kommen, zum streitbarsten Kriegervolk werden kann.

Die Verfassung des Landes ist eingeschränkt-monarchisch. Der Fürst ist der Träger der Staatsgewalt, mit welcher bis zum J. 1852 auch die höchste geistliche Gewalt vereinigt war. Seitdem sind beide Gewalten voneinander getrennt und die geistliche einem Bischofe übertragen, der seine Weihen von der russ. Synode erhält. Durch das neue Erbfolgestatut vom 5. Mai 1855 ist die Würde des Fürsten im Mannsstamme der Familie Petrowitsch erblich erklärt worden. Dem Fürsten steht ein Senat zur Seite, der aus 16 aus den angesehensten Familien des Landes vom Volke gewählten Mitgliedern gebildet ist und als gesetzgebendes Collegium sowie als höchste richterliche und Verwaltungsbehörde fungirt. Unter diesem besorgen die Kapitäne in den acht Nahien oder Bezirken, in welche das Land zerfällt, die Verwaltung. Sonst sind die polit. Einrichtungen patriarchalisch. Der Hausvater leitet die Angelegenheiten jeder Familie, der Ortsälteste oder Starschina jene der Gemeinde. Die Gemeinden sind in 40 Stämme vertheilt, welchen ebenfalls die Aeltesten vorgesetzt sind, und mehrere durch Verwandtschaft verbundene Stämme wählen sich einen Knjas als obersten Schiedsrichter. Die Versammlung aller dieser Oberhäupter ist die Skupschtina, und diese hat in allen wichtigen Fällen die Entscheidung zu treffen. Die Rechtspflege wurde 1855 insofern geregelt, als das Land ein Civil- und Strafgesetzbuch erhielt. Die Einnahmen und Ausgaben des Staats belaufen sich auf je 100000 Fl. österr. Währung. Der Fürst erhält eine russ. Aushülfe von jährlich 8000 Dukaten und eine französische von 50000 Frs. M. besitzt, mit Ausnahme einer fürstl. Leibwache und eines Elitecorps, keine stehenden Truppen, sondern es ist zur Landesvertheidigung eine irreguläre Miliz berufen, die aus allen Waffenfähigen gebildet wird und auf 20—25000 Mann gebracht werden kann. Die Bevölkerung ist auf etwa 300 Dörfer vertheilt. Städte gibt es in M. nicht. Cettinje (s. d.), der Hauptort des Landes und Sitz der Regierung, in dem Bezirke Katunska, ist ein kleiner, einfacher Flecken.

M. gehörte im Mittelalter zu dem großen Serbenreiche unter dem Namen eines Fürstenthums Zenta (auch Zeta, nach dem Flusse Zeta genannt), dessen Fürst von der Feste Zabljak aus auch die ebene Gegend an der untern Moratscha und die östl. Ufer des Sees von Skutari beherrschte. Die Abhängigkeit von Serbien endete 1389, als König Lazarus auf dem Schlachtfelde von Kossowa fiel und Serbien den siegreichen Türken zinsbar ward. Sein Schwiegersohn, Georg Balscha, trat jetzt als unabhängiger Beherrscher der Montenegriner auf. Er sowol wie sein Sohn Skatimir, welcher, von seiner dunkeln Gesichtsfarbe Tschernoje oder der Schwarze genannt, seinem Hause den Namen Tschernojewitsch verlieh, und alle Nachkommen desselben vertheidigten ihre Freiheit mit kühnem Muthe gegen die Osmanen. Als aber nach dem Tode des albanes. Helden Skanderbeg 1466, an dessen Seite Fürst Stephan, Skatimir's Sohn, bei Kroja 1450 die Türken unter Murad geschlagen hatte, nach und nach die serb. Slawen und die Albanesen rings um Zenta dem türk. Joche unterlagen und auch dieses selbst bedroht wurde, räumte Iwan, Stephan's Sohn, die Feste Zabljak und die Ebenen und suchte Sicherheit in dem Hochgebirge. Hier gründete er 1485 das Kloster Cettinje als Sitz der Herrschaft und des Bischofs von M. So behaupteten nun die tapfern Fürsten des Hauses Tschernojewitsch ihre Unabhängigkeit, unbekümmert darum, daß Venedig ihnen den erbetenen Schutz versagte, und daß die Pforte sie als Unterthanen des Paschas von Skutari betrachtete und ihnen als solchen Tribut abforderte. 1516 aber dankte Georg Tschernojewitsch, bewogen von seiner kinderlosen Gemahlin, einer Venetianerin aus dem Geschlechte Mocenigo, ab und siedelte nach Venedig über, nachdem er mit Zustimmung des Volks die Regierung dem damaligen Metropoliten des Landes, dem

Erzbischof Germanos, übertragen hatte. Damit nahm die hierarchische Regierung in M. ihren Anfang. Seitdem wurde das Land von dem Erzbischof und einem Wladika oder Anführer regiert, der jedoch neben jenem nur einen Schatten von weltlicher Gewalt hatte. Beide Würden waren erblich: letztere in der Familie Radonitsch, erstere seit 1658 in dem Hause Petrowitsch von Njegosch (s. d.), dessen Stammherr, der Erzbischof Danielo Petrowitsch, das 1657 von den Türken im Wege des Verraths unterworfene Land von der Knechtschaft befreit hatte. Unter Danielo Petrowitsch und dessen Nachfolgern behauptete M. seine Freiheit bis auf den heutigen Tag, wenn auch vielfach angefochten. Nach langen Fehden stellte sich das kleine Volk, das längst seinen Blick auf das ihm stamm- und religionsverwandte Rußland geworfen, 1710 unter den Schutz des russ. Kaisers. Peter d. Gr. ging sehr bereitwillig auf dies Anerbieten ein, und das Schutzrecht über die Montenegriner und die Weihe ihres Fürstbischofs blieben seitdem in den Händen des nordischen Herrschers. Auch geschah seitdem von seiten Rußlands alles, um das tapfere Bergvolk immer fester an sich zu ketten. Als 1714 der Großvezier Osman Köprili das Land der Montenegriner furchtbar verheert hatte, erhielten sie von Peter d. Gr. reiche Geschenke zum Wiederaufbau ihrer Dörfer und Kirchen. 1718 trat Venedig im Frieden zu Passarowitz M., welches Venedig niemals gehört hatte, an die Pforte ab, und dies gab nun einen der Gründe ab, kraft welcher die Pforte Ansprüche auf das Land erhob. Indessen diente dieser Fall nur dazu, M. mehr und mehr in Rußlands Arme zu treiben. Zahlreiche Wohlthaten, wie sie Elisabeth, Katharina II. und Paul dem Bergvolke in kluger Berechnung zukommen ließen, erzeugten bei demselben ein solches Ansehen des Kaisers, daß es 1767 ein Abenteurer aus Dalmatien, Schipan Male, d. i. der kleine Stephan, wagen konnte, sich unter den Montenegrinern für den nur angeblich ermordeten Kaiser Peter III. auszugeben und vier Jahre lang eine Art Herrschaft auszuüben, bis er in einer Empörung seinen Tod fand. Indessen wurden die Montenegriner, trotz der wichtigen Dienste, welche sie den verbündeten Oesterreichern und Russen in deren Kriegen mit der Pforte 1768 und (während der von 1777—1830 dauernden Herrschaft des tapfern Peter Petrowitsch I.) 1787—91 leisteten, in dem Frieden zu Sistowe 1791 gewissermaßen aufgegeben und der Wuth der Türken überlassen. Letztere begannen 1796 unter dem Pascha von Skutari eine Art Vertilgungskrieg, verloren jedoch dabei 30000 Mann nebst ihrem Führer und ihrem reichen Lager. Dessenungeachtet aber hatte diese Preisgebung die Anhänglichkeit der Montenegriner an Rußland so wenig geschmälert, daß sie dem Zaren in den Kämpfen gegen die Franzosen unter Marmont und Lauriston in Dalmatien seit 1803 den kräftigsten Beistand leisteten.

Die barbarische Behandlung der Christen in Bosnien von seiten der Türken sowie die Politik des Fürsten Peter Petrowitsch II. (1830—51), der zuerst in seiner Person die Würde des Wladika mit der des Bischofs vereinigte, förderten in neuerer Zeit den russ. Einfluß in M. sehr bedeutend. Jener in Petersburg gebildete, edle und hochsinnige Fürst war zugleich bestrebt, sein Volk einigermaßen zu civilisiren, was ihm auch in manchen Beziehungen gelang. In den dreißiger Jahren geriethen die Montenegriner infolge von Raubzügen mit den österr. Militärbehörden in Streitigkeiten, die jedoch durch russ. Vermittelung gütlich beigelegt wurden. Heftiger waren die Conflicte mit den Türken. Der albanes. Bezirk Kutska, im Osten der Moratscha, war 1836 unter die Hoheit des Wladika getreten, aber, angeblich wegen Steuerdrucks, wol auch wegen der Religionsverschiedenheit (seine Bewohner sind zum Theil römisch-katholisch), 1843 wieder zu den Türken zurückgetreten. Seitdem lebte die Bevölkerung dieses Bezirks in erbitterter Feindschaft mit dem Wladika, und Osman-Pascha von Skutari benutzte diese Verhältnisse, um die Inseln Wranija und Lessendra im See von Skutari wegzunehmen und dadurch den armen Gebirgsbewohnern den unentbehrlichen Fischfang fast ganz abzuschneiden. Als 1846 der Wladika eine Reise an mehrere europ. Höfe unternahm, wußten die Türken die von Hungersnoth gepeinigten Einwohner des Bezirks Piperi gegen ihren Fürsten aufzuwiegeln. Diese Reibungen und gegenseitigen Beschuldigungen von Aufruhrstiftung führten zu zahlreichen Raubzügen der Montenegriner in die Grenzgebiete, welche seit 1850 sich mehrten und besonders seit dem Juni 1851 bedeutend wurden. Am 31. Oct. 1851 starb der Wladika. Laut seines Testaments wurde sein Neffe Danielo Petrowitsch sein Nachfolger. Dieser ging im Febr. 1852 über Wien nach Petersburg, um dort die Investitur vom Zaren zu erlangen. Inzwischen wurde in einer Nationalversammlung in Cettinje die Trennung der geistlichen von der weltlichen Macht des Wladika beschlossen und von der russ. Regierung die Anerkennung M.s als ein weltlicher Staat unter dem erblichen Regiment eines Fürsten erbeten. Während Rußland diese Bitte gewährte und die Anerkennung M.s als eines unabhängigen Staats sehr bestimmt aussprach, machte dagegen die Pforte unerwartet

ihre vermeintlichen Hoheitsrechte auf das Land entschieden geltend. Im Mai drangen, ungeachtet des strengen Erlasses des Senats gegen jede Ruhestörung und Grenzverletzung, 300 Montenegriner aus Tschewo in das türk. Dorf Vitalizza ein und führten unter Plünderung und Mord eine Menge Vieh weg; dagegen wurden auch Montenegriner von Türken überfallen und getödtet. Unter solchen Umständen zog sich ein türk. Corps an der Grenze der Herzegowina zusammen, und der Abfall von Piperi zu den Türken sowie andererseits die Ueberrumpelung von Zabljak in Albanien durch eine montenegrinische Streifpartie aus Zrnitschka (11. Nov. 1852) gaben nun das Signal zu einem blutigen Kriege. Die Ansicht, daß nur Rußland eine solche Provocation, wie die Einnahme von Zabljak, veranlaßt haben könnte, und die Furcht, daß die Ausbreitung der Montenegriner den Abfall von Skutari, ja selbst von Novibazar und aller Rajahs im Nordwesten des Reichs zur Folge haben möchte, erregte in Konstantinopel große Besorgniß. Diese steigerte sich, als man erfuhr, daß Danielo die türk. Truppen an der Moratscha bei Spush und Podgorizza geschlagen (Hauptsieg 15. Dec.) und den Zipfel türk. Gebiets, der dort nordwärts in M. einschneidet, besetzt, Pero Petrowitsch aber 10000 Mann aufgeboten und Zabljak ebenfalls stark besetzt hätte. Schon 25. Nov. (einen Tag vor der Sperrung des Bosporus und der Note an die Seemächte) hatte der Divan zu Konstantinopel, in welchem die alttürk. Partei die Oberhand führte, einen energischen Feldzug gegen M. beschlossen, und Anfang 1853 standen 56000 Mann regulärer und irregulärer Truppen gegen dasselbe im Felde. Während eine Flotte Albanien blokirte, Selim-Bei im Süden mit 4000 Mann die Küste im Westen vom Skutarisee, bei Antivari, angriff und Arap-Bei im Norden von Grahowo aus gegen Zrnitschka vorzudringen suchte, verfolgte Omer-Pascha (s. d.), der als Seraskier und Feldmarschall (Muschir) von Rumelien den Oberbefehl führte, den Plan, durch Vereinigung mit Reis-Pascha in der Herzegowina die Berda von M. zu trennen. Sonach drangen er und Osman von Skutari mit 25—30000 Mann über Podgorizza und Spush an der Seta aufwärts, während Reis-Pascha von Nikschitj her die Quellen und das Oberland desselben Flusses zu forciren sich bemühte. Allein die Montenegriner, zum Kampfe auf Leben und Tod bereit, leisteten den tapfersten Widerstand und behaupteten, obgleich die Türken unter den blutigsten Kämpfen vordrangen, doch auf den meisten Punkten den Sieg. Alle Anstrengungen Omer-Pascha's, der große Verluste an Mannschaft erlitt, blieben ohne Erfolg. Die Pforte, bereits in Differenzen mit dem wiener und petersburger Cabinet begriffen, sah sich genöthigt, Omer-Pascha Befehl zum Rückzuge zu geben und die Unabhängigkeit M.s anzuerkennen. Dennoch waren die folgenden Jahre von Conflicten mit den Türken nicht frei, die 1858 abermals zu blutigen Kämpfen führten. Am 12. Aug. 1860 wurde Fürst Danielo von einem flüchtigen Montenegriner durch einen Pistolenschuß verwundet und starb tags darauf. Da er aus seiner Ehe mit Darinka Kvekicova, der Tochter eines serb. Großhändlers in Triest, nur eine zweijährige Tochter hinterließ, so wurde durch den Einfluß seiner Witwe der Sohn seines Bruders Mirko, Nikolaus (geb. 1840), zum Fürsten von M. ausgerufen. Unter diesem kam es 1862 wieder zu einem offenen Kriege mit den Türken, weil die Montenegriner den Aufstand in der Herzegowina unterstützten. Die Türken rückten im Mai in das Land ein, siegten 10. Juli bei Ostrog, 24. und 25. August bei Ricka und besetzten 13. Sept. Cettinje, worauf der Fürst die ihm von Omer-Pascha gestellten Friedensbedingungen annahm. Nach diesen verblieb die innere Verwaltung M.s eine solche, wie sie vor dem Einmarsche der türk. Truppen gewesen; die ottomanische Regierung erlaubte den Montenegrinern die zollfreie Waarenein- und Ausfuhr im Hafen von Antivari, die Pachtung von Boden zu Agriculturzwecken außerhalb M.s und Handelsreisen im ganzen türk. Reiche; die Route von der Herzegowina nach Skutari durch das Innere M.s sollte dem Handel eröffnet, doch an mehrern Punkten mit Blockhäusern für türk. Besatzungen besetzt sein. Die letztgenannte Bestimmung des Friedensvertrags wurde später von der Pforte aufgegeben. Vgl. Ebel, «Zwölf Tage in M.» (Königsb. 1842); Paič und Scherb, «Cernagora» (Agram, 2. Aufl. 1851); Wilkinson, «Dalmatia and M.» (2 Bde., Lond. 1848; deutsch von Lindau, 2 Bde., Lpz. 1849); Neigebaur, «Die Südslawen und deren Länder» (Lpz. 1851); Kohl, «Reise nach Istrien, Dalmatien und M.» (2 Thle., Dresd. 1851); Andrić, «Geschichte des Fürstenthums M.» (Wien 1853).

Montenotte, ein Dorf in Piemont, auf den Apenninen, zum Kreise Alba der ital. Provinz Cuneo gehörig, ist bekannt durch das Gefecht vom 12. April 1796, in welchem Bonaparte die Oesterreicher unter dem General Argenteau zurückwarf, die hier einen Verlust von mehr als 2000 Mann an Todten und Gefangenen erlitten.

Monte-Pulciano, eine kleine Stadt in der ital. Provinz Siena und Hauptort des gleich-

namigen Kreises, 11 M. südöstlich von Florenz, im Chianathale, mit (31. Dec. 1861) 3117 und im ganzen Gemeindegebiete 12671 E., der Sitz des Unterpräfecten und eines Bischofs, mit einem bischöfl. Seminar und einem Lycealgymnasium, einer Kathedrale und mehrern andern ansehnlichen Kirchen und Palästen, ist besonders seines Weins wegen berühmt, der zu den vorzüglichsten Weinen Italiens gehört. In dem nahen Dorfe Chianciano sind Heilbäder.

Montereau oder Montereau Faut-Yonne, eine Stadt im franz. Depart. Seine-Marne, 10 M. im SSO. von Paris, am Zusammenfluß der Seine und Yonne, welche beide überbrückt sind, und an der Eisenbahn von Paris nach Troyes gelegen, von dem auf einer steilen Höhe gelegenen modernen Schlosse Surville beherrscht, hat ein Handelsgericht, einen Gewerberath, ein Invalidenhaus (Asile Napoléon) und 6217 E., welche eine großartige Fayencefabrik sowie Manufacturen von Topfwaaren, Mosaikziegeln, Pfeifen, hydraulischem Cement, Küchenöfen, Stahlperlen, Blanc d'Espagne u. s. w. unterhalten und lebhaften Handel mit Wein, Getreide, Vieh, Holz und Kohlen treiben. Auf der Yonnebrücke ward 10. Sept. 1419 der Herzog Johann von Burgund ermordet. Die Stadt wurde 24. Juni 1420 von den Engländern als der letzte Punkt ihrer Eroberungen in Frankreich genommen, 24. Aug. 1437 aber nach der hartnäckigsten Belagerung wieder von den Franzosen erobert. In dem hier 18. Febr. 1814 gelieferten Treffen besiegte Napoleon die Verbündeten unter dem Kronprinzen von Würtemberg.

Monterey, Hauptstadt und Bischofssitz des mexic. Depart. Neuleon, liegt fast in der Mitte desselben am Rio de M. (einem obern Zufluß des gegen Osten in den Rio-Grande del Norte fließenden San-Juan) in einer von Bergen umschlossenen fruchtbaren Hochebene, 1532 F. über dem Meere. Die von Gärten umgebene Stadt ist gut gebaut, hat eine Kathedrale, zwei Pfarrkirchen, ein Rathhaus, einen Regierungspalast und zählt (1858) 17399 E., welche, durch Klima und Boden begünstigt, Frucht- und Gartenbau sowie lebhaften Handel mit Landesproducten treiben. Auf einer jährlich abgehaltenen Messe findet überdies ein bedeutender Absatz von ausländischen Manufacturen statt. M. wurde 1599 gegründet, 1777 zum Bischofssitz erhoben und war früher eine wohlhabende Stadt, der blühendste Ort im nördl. Mexico, hat aber in dem nordamerik. Kriege sehr gelitten. General Taylor belagerte 1846 die Stadt und nahm sie nach heftigem Widerstande 24. Sept. durch Capitulation des mexic. Generals Ampudia ein. In der Nähe liegt der bischöfl. Palast auf einer Anhöhe, welche in jenem Kriege von den Mexicanern durch Wälle und Schanzen befestigt war, und deren Erstürmung den General Worth in den amerik. Kriegsannalen berühmt gemacht hat. — M., früher San-Carlos de M. genannt, eine Hafenstadt im Staate Californien, an einer Bai des Stillen Ocean, 1 St. von dem Cap oder der Punta-Pinos und 20 M. im SSO. von San-Francisco gelegen, hat einen ziemlich guten Hafen. Erst 1770 ward M. vom Pater Junipero Serra als Missionsstation gegründet und war zur Zeit der span. Herrschaft die Hauptstadt von Nova California und bis 1848 einer der größten und blühendsten Orte des Landes. Unter der amerik. Herrschaft wurde, seitdem die Goldgewinnung in Californien Hauptsache geworden, die Stadt sehr vernachlässigt, weil sie von den Golddistricten ziemlich entfernt liegt. 1856 zählte sie nur etwa 2500 E. M. ist der Sitz des kath. Bischofs der Diöcese Californien.

Monte-Rosa, nächst dem Montblanc (s. d.) der höchste Gebirgsstock der Alpen, bildet die Spitze des rechten Winkels, worin das östl. Ende der Penninischen an die hier nordwärts bis zum St.-Gotthard hinlaufenden Lepontischen Alpen stößt. Der Gebirgsstock trennt den schweiz. Canton Wallis von Italien und ist eigentlich großartiger als der Montblanc. Die Gruppe des M. weist im Centrum 4, in den Ausstrahlungen 2 Spitzen über 14000, und 10 Hörner über 13000 F. auf, während der Montblanc nur im Centrum etwas höher (530 F.) aufsteigt, aber keine seiner übrigen Spitzen. Von dem M. laufen aus das Matterthal gegen N. das von der Anza durchflossene Anzascathal mit dem Gebirgskessel Macugnaga (das großartigste Circusthal der Alpen) gegen O., das Thal der Sesia, des bedeutendsten ihm entquellenden Flusses, gegen SO., das Lysthal gegen S. nach Gressonay. Der westl. Theil des Gebirgsstocks, der mit dem Kamm des Kleinen Mont-Cervin (s. Matterhorn) endet, bildet einen breiten, eisigen Felsenkamm, der in seiner Mitte, dem Lyskamm, die größte Höhe erreicht. Eine Menge Felskanten und Schluchten fallen von ihm südwärts und vereinigen sich im Lysgletscher, aus dem der das Gressonaythal bewässernde Lysbach entspringt. Der östl. Theil, der eigentliche M., ist charakterisirt durch eine von N. nach S. gerichtete Reihe von neun Gipfeln, welche in einen langen, breiten, eisigen Felsenkamm vereinigt sind, nämlich das Nordende, 14237 F., die Höchste Spitze oder das Gornerhorn (jetzt auch Dufourspitze genannt), der Culminationspunkt des ganzen Gebirgsstocks, nach der eidgenössischen Vermessung 14278 (nach Schlagintweit

14284) F. hoch; dann die Zumsteinspitze, 14022 F., die Signalkuppe, 14016, die Parrotspitze 13650, die Ludwigsspitze, 13314, das unersteigliche Schwarzhorn, das Balmenhorn, 11352, und die Vincent-Pyramide, 12944 F. Aus den Firnhängen der vier nördl. Spitzen bildet sich gegen W. der Gornergletscher, dessen Ausläufer bis Zermatt hinunterreichen, sowie gegen O. der Macugnagagletscher im Hintergrunde des Macugnagathals, aus welchem man das Weißthor, einen 11008 F. hohen Gletscherpaß, übersteigt, den höchsten Paß des ganzen Alpensystems. Saussure machte die ersten Versuche, den M. zu besteigen, und diese wiederholten sich seitdem öfters, ohne doch den höchsten Gipfel zu erreichen. Am 22. Aug. 1851 gelangten A. und H. Schlagintweit zwar zu dem schmalen Kamme des Hauptgipfels, konnten aber nur dessen östliche, nicht die 22 F. höhere Westspitze erklettern, die von jener durch einige Einzahnungen des Sattels getrennt ist. Diese westl. und höchste Spitze wurde zuerst 31. Juli 1855 von den Gebrüdern Smyth aus Yarmouth, 14. Aug. von Westermann und Bucher erreicht, von jenen mit fünf, von diesen mit acht Begleitern und Führern. Die seitdem häufig wiederholte Besteigung geht in der Regel von Zermatt aus über das Riffelhaus. Die Aussicht reicht von den Apenninen bis zu den Alpen des berner Oberlands und Graubündtens, westwärts bis zum Montblanc. Der Blick nach letzterm ist sehr lohnend, nach Italien aber gewöhnlich durch ein unbegrenztes Dunstmeer behindert. Der M. besteht aus Gneis, der nach der Höhe in Glimmerschiefer übergeht und in der Tiefe innig mit Granit verbunden ist. Die Umgebungen im SO. und O. zeichnen sich durch Reichthum an Erzen aus, namentlich an goldhaltigem Schwefelkies. Das größte Goldbergwerk ist jetzt Pestarena unterhalb Macugnaga. Die letzte Erzhütte liegt 10086 F. hoch auf dem ewigen Schnee, dessen untere Grenze auf der Südseite des Gebirgsstocks bis 9500 F. über dem Meere ist, während der Macugnagagletscher, der tiefste von allen, bis 4960 F. hinabreicht. Winter- und Sommerroggen reift noch bei einer Höhe von 5500—6000 F., der Weinstock im Sesiathale bis zu einer Höhe von 3090 F. Zwischen der Nord- und der Südseite findet sich ein Unterschied der verschiedenen Vegetationsgrenzen von beinahe 1000 F. Die Grenze des Hochwaldes ist auf der Südseite 7000 F. Fünf südlich und südöstlich vom M. auslaufende Thäler bewohnen acht deutsch redende Gemeinden, die mit ihren Sprachgenossen in Wallis und im Uechtlande in der Schweiz dem Stamme der Burgunder angehören. Die Westseite ist unbewohnt. Vgl. Schott, «Die Deutschen am M.» (Zür. 1840); derselbe, «Die deutschen Colonien in Piemont u. s. w.» (Stuttg. 1840); Neigebaur, «Die deutschen Gemeinden im Piemontesischen» in Petermann's «Mittheilungen» (Jahrg. 1862); Engelhardt, «Der M. und das Matterhorngebirge» (Par. u. Strasb. 1852, mit Atlas); Schlagintweit, «Ueber die orographische und geol. Structur der Gruppe des M.» (Berl. 1852).

Montespan (Françoise Athenaïs, Marquise von), die Geliebte Ludwig's XIV. von Frankreich, war die Tochter Rochechouart's, Herzogs von Mortemart, und führte in ihrer Jugend von einem Familiengute den Namen Mademoiselle de Tonnay-Charente. Sie wurde 1641 geboren und 1663 an den Marquis von M. verheirathet. Ihr Gemahl brachte sie als Ehrendame an den Hof, wo sie weniger durch ihre Schönheit als durch ihr anmuthiges und geistreiches Wesen die Aufmerksamkeit Ludwig's XIV. mit Vorbedacht auf sich zog. Derselbe verließ ihretwegen die einfache und sanfte Lavallière (s. d.) und wendete sich ihr gegen 1667 gänzlich zu. Der Marquis von M., der dieses Verhältniß nicht in der gewöhnlichen Hofmanier betrachtete, wurde in die Bastille gebracht, dann nach Guyenne verwiesen und endlich 1676 durch ein Urtheil des Châtelet geschieden. Indeß genoß die Marquise nur ungefähr drei Jahre ihren Triumph und die volle Herrschaft über den König. Sie war mehr ehrgeizig als zärtlich und liebte den König weniger als den Glanz. Zur Erzieherin ihrer Kinder hatte sie die Frau von Maintenon (s. d.) angenommen, und diese gewann allmählich das Herz des Königs, ohne daß es die Gebieterin ahnete. Schon gegen Ostern 1675 fand eine Trennung zwischen dem Könige und der M. statt, der jedoch eine Aussöhnung folgte. Allein die stolze Geliebte vermochte seitdem wenig mehr über den Monarchen, und das Verhältniß wurde allmählich nur durch die Gewohnheit festgehalten. Nachdem endlich der König mit ihr 1686 völlig gebrochen, erschien sie nur selten bei Hofe; 1691 aber mußte sie sich aus Paris entfernen. Sie lebte nun an verschiedenen Orten und trat zuletzt in den Orden der Töchter des heil. Jakob. Wiewol sie großen Aufwand vermied, machte sie doch bis an ihr Ende die Ansprüche einer Königin. Sie starb 27. Mai 1707 bei dem Gebrauch der Bäder zu Bourbon-l'Archambault. Von ihrem rechtmäßigen Gemahl hinterließ sie den Herzog von Antin; aus dem Umgange mit Ludwig XIV. entsprangen: der Herzog von Maine (s. d.); der Graf von Vexin, gest. 1683; Mademoiselle de Nantes, verheirathet an den Herzog von Bourbon; Mademoiselle de Tours, gest. 1681, und de Blois, verheirathet an den Herzog von Orleans,

und der Graf von Toulouse. Außerdem starben mehrere Kinder, die sämmtlich legitimirt wurden, frühzeitig. Vgl. «Mémoires de Madame la marquise de M.» (2 Bde., Par. 1829).

Montesquieu (Charles de Sécondat, Baron de la Brède et de), einer der berühmtesten philos.-polit. Schriftsteller der Franzosen, stammte aus einer vornehmen Familie in Guyenne und war 18. Jan. 1689 auf dem väterlichen Schlosse Brède bei Bordeaux geboren. Sehr früh entwickelten sich durch sorgfältige Erziehung seine ausgezeichneten Geistesgaben. Er wurde 1714 Rath beim Parlament zu Bordeaux und zwei Jahre später Präsident desselben. Obgleich er so früh in das Geschäftsleben eintrat, blieb er doch immer literarischen Bestrebungen vorzugsweise zugewendet. Diese Vorliebe bewies er besonders durch seine rege Theilnahme für die Akademie zu Bordeaux, welche er in Gemeinschaft mit dem Herzoge Laforce gestiftet hatte. Sein erstes Werk waren die berühmten «Lettres persanes» (Par. 1721; deutsch von Michaelis, Landsh. 1803). Mit launigem Spotte beurtheilt darin ein Naturmensch unter der Maske eines Persers das damalige polit., gesellschaftliche und literarische Leben der Franzosen. Ein geistreicheres Gemälde der franz. Sitten mit ihren Lächerlichkeiten und Thorheiten war noch nicht dagewesen; überdies vermehrte die sinnreiche Einkleidung den Reiz des Buchs, das auch durch Sprache und Darstellung ausgezeichnet war. Obgleich M. die Akademie in seinen «Lettres» keineswegs geschont hatte, so wurde er doch 1728 zum Mitglied derselben erwählt und würde noch früher aufgenommen worden sein, wenn nicht der Cardinal Fleury wegen der Spöttereien über die christl. Religion in dem genannten Werke gegen ihn eingenommen gewesen wäre. Um die Gesetzgebung und das Verfassungswesen fremder Nationen, die M. in seinem «Esprit des lois» darzustellen beabsichtigte, genauer kennen zu lernen, legte er 1726 seine Stelle nieder. Einige Jahre später machte er eine Reise durch Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Holland und England. In letzterm Lande, wo ihn besonders der vertraute Umgang mit dem geistreichen Chesterfield fesselte, verweilte er zwei Jahre; auch wurde er in die Königliche Societät der Wissenschaften aufgenommen. Nach seiner Rückkehr auf sein Schloß Brède ließ er die «Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains» (Par. 1734; deutsch von Hacke, Lpz. 1828) erscheinen, die vielleicht sein vollendetstes Werk sind und nicht mit Unrecht eine röm. Geschichte für Philosophen und Staatsmänner genannt werden. Ein Meisterstück waren auch die «Dialogues de Sylla et de Lysimaque» (Par. 1748), die er pseudonym als Charles d'Outrepont herausgab. Nie hat ein Psycholog, den Tacitus ausgenommen, so die Seele eines Despoten erforschend zergliedert und ihre leisesten Regungen erlauscht, als es in diesen Dialogen geschehen ist. Nach langen Vorbereitungen erschien endlich M.'s Hauptwerk «Esprit des lois» (2 Bde., Genf 1748; deutsch von Hauswald, 3 Bde., Halle 1829). Es war das erste Werk, welches die Entwickelung gesetzlicher Einrichtungen und ihr Naturverhältniß zu örtlichen und gesellschaftlichen Bedingungen in den verschiedenen Ländern in einem großartigen Ueberblicke darzustellen versuchte. Begeistert für Wahrheit und Recht, wenn auch beides oft einseitig auffassend, erhob M. durch dieses Werk die Staatswissenschaft zur Lieblingsbeschäftigung des gebildeten Publikums. Indem er aber in den wesentlichsten Dingen sich nicht über sein Jahrhundert erhob, die Bedeutsamkeit des religiösen Moments im Leben der Menschen, weil er Religion und Moral von Boden und Klima abhängig machte, verkannte und besonders das Christenthum geringschätzte, indem er ferner dem Rechts- und Pflichtgefühl in der Staatsmaschine eine untergeordnete Stellung anwies und es bei vollkommenen Institutionen, welche zu ersinnen Sache des Verstandes ist, für fast entbehrlich hielt, indem er endlich die absolute Rechtsidee für den verwerflichen Satz, daß des Volkes Wohl das höchste Gesetz sei, aufgab, wurde sein System ein Gebäude, das, auf einem schiefen Fundamente stehend, in allen seinen Theilen verschieden ist. Abgesehen aber von diesem Hauptfehler, ist es in den Einzelnheiten nicht hoch genug zu schätzen. Einen geistreichen «Commentaire sur l'Esprit des lois» lieferte Destutt de Tracy (Par. 1819). Von M.'s übrigen Werken sind seine «Lettres familiaires» zu nennen; der «Temple de Gnide», eine Art Gedicht in Prosa, ist ein von ihm der Frivolität der damaligen Zeit dargebrachtes Opfer. Er starb zu Paris 10. Febr. 1755. Wenige Stunden vor seinem Tode suchte die Geistlichkeit von ihm Veränderungen in den «Lettres persanes» zu erpressen. In Bezug hierauf sagte er: «Je veux tout sacrifier à la religion, mais rien aux Jésuites.» Er war äußerst liebenswürdig; seine Sanftmuth, Heiterkeit und Artigkeit blieben sich stets gleich. Wie sehr man auch seine Unterhaltung von allen Seiten suchte, so verbrachte er doch die meiste Zeit seines Lebens auf seinen Gütern; auch legte er nie den gascognischen Dialekt ganz ab. Obgleich von Natur ökonomisch, verstand er doch auch großmüthig zu sein. Die Ausgaben seiner sämmtlichen Werke sind überaus zahlreich; als die besten sind zu erwähnen die londoner (3 Bde., 1759), die baseler

(8 Bde., 1800), unter den neuern die von Auger besorgte (8 Bde., Par. 1819), die von Destutt de Tracy und Villemain (8 Bde., Par. 1827) und die von Lefebvre (2 Bde., Par. 1839). Vgl. M.'s «Éloge» von Villemain, das 1816 von der Akademie gekrönt wurde.

Montesquiou-Fézensac, eine der ältesten, vielleicht die älteste franz. Adelsfamilie, wenn sie auch nicht, wie man behauptet hat, ihren Ursprung von den Merovingern herleiten kann. Sicher läßt sich die Abkunft der alten Grafen von Fézensac von Sancho Mittara, Herzog von Gascogne, der gegen Ende des 9. Jahrh. lebte, nachweisen. Das Haus zerfiel später in zwei Linien die Linie von Marsan, welche 1777 die Würde der Grafen von Fézensac, 1815 die Pairschaft, 1821 die Herzogswürde erlangte, und die Linie von Artagnan, die sich 1443 vom Hauptstamme loslöste. Von den geschichtlich ausgezeichneten Männern des Hauses sind zu nennen: Raymond Aimery de M., Ritter im Kreuzheere Philipp August's; Joseph d'Artagnan, Generallieutenant seit 1702; Pierre de M., Marschall von Frankreich seit 1709. In neuerer Zeit wurden besonders bekannt: M.-Fézensac (François Xavier Marc Antoine, erster Herzog von), franz. Minister unter Ludwig XVIII., geb. 1757 auf dem Schlosse Marsan bei Auch. Er trat in den geistlichen Stand und war Abbé und Generalagent des Klerus, als ihn die Geistlichkeit 1789 zur Versammlung der Generalstaaten abordnete. Obwol ein Vertheidiger des alten Zustandes, zeigte er doch gemäßigte Grundsätze und Schmiegsamkeit. Am 16. Juli mußte er im Namen des Klerus dessen Beitritt zur allgemeinen Nationalversammlung erklären, und die Rede, welche er dabei hielt, verschaffte ihm bei allen Parteien große Popularität. Bei der Verhandlung über die geistlichen Güter sprach er zwar heftig gegen deren Verwandlung in Nationalgüter, ließ sich aber doch bewegen, bei der Veräußerung jener Güter als Commissar zu fungiren. Im Laufe des J. 1790 wurde er zweimal zum Präsidenten der Versammlung erwählt. In dieser Eigenschaft erhob er sich sehr energisch gegen den Präsidenten des Parlaments der Bretagne, de Lahoussaye, der die Decrete der Versammlung misachtete, und entfremdete sich dadurch den Hof und die Aristokratie. Er gewann indeß der letztern Gunst wieder, indem er eifrig der völligen Aufhebung religiöser Orden und der Einführung der Civilconstitution des Klerus widerstand, obschon er insgeheim der Maßregel anhing. Mit Eröffnung der Gesetzgebenden Versammlung zog sich M. ins Privatleben zurück und trat mit dem Hofe gegen die Fortschritte der Revolution in Verbindung. Er wanderte nach dem Ereigniß vom 10. Aug. 1792 aus, und das Revolutionstribunal verdammte ihn zum Tode. Unter dem Directorium kehrte er nach Frankreich zurück, um das royalistische Interesse zu unterstützen. Unter anderm richtete er auch jenen berühmten Brief an den Consul Bonaparte, in welchem derselbe angegangen wurde, den Thron für die Bourbons wiederherzustellen. Nach der ersten Restauration wurde er Mitglied der Provisorischen Regierung und wirkte als solches bei dem Entwurfe der constitutionellen Charte. Nachdem er 13. Mai 1814 zum Minister des Innern ernannt worden, bot er jedoch den Ultraroyalisten die Hand zu dem ausschweifendsten Beginnen. Nach der zweiten Restauration wurde er nicht wieder angestellt, jedoch 17. Aug. 1815 mit der Pairs- und Herzogswürde bekleidet. Vom Alter gebeugt, nahm er in der Kammer nur selten das Wort. Noch mußte er den Sturz der alten Dynastie erleben. Er starb 4. Febr. 1832 auf dem Schlosse Cirey. — Seines ältern Bruders einziger Sohn, Anatole, Graf von M.-Fézensac, geb. 8. Aug. 1788, Maréchal-de-Camp und seit 1841 Pair von Frankreich, machte eine rasche militärische Laufbahn infolge des Umstandes, daß seine Mutter (gest. 1835) die erste Erziehung des jungen Königs von Rom leitete, den sie auch 1815 aus Oesterreich nach Frankreich zu entführen versuchte. M. war am Hofe Ludwig Philipp's Ehrencavalier der Königin und begleitete im Febr. 1848 die Herzogin von Orleans mit ihren Söhnen auf der Flucht von Paris über den Rhein. Er hat sich literarisch durch eine Reihe poetischer Arbeiten, darunter die religiöse Dichtung «Moyse» (2 Bde., Par. 1850) bekannt gemacht. — Anne Pierre, Marquis von M.-Fézensac, General der franz. Republik, geb. zu Paris 17. Oct. 1739, war beim Ausbruche der Revolution Oberstallmeister bei Monsieur und Maréchal-de-Camp. Der Adel von Paris schickte ihn in die Nationalversammlung, wo er bei den Verhandlungen über die Finanzen große Talente entfaltete. Gegen das Ende der Sitzung ernannte man ihn zum Oberbefehlshaber der Armee des Südens. In dieser Eigenschaft fiel er 22. Sept. 1792 in Savoyen ein und besetzte das Land ohne Blutvergießen. Die Jakobiner konnten jedoch seine adeliche Herkunft nicht vergessen und setzten ihn in Anklagestand. Er floh deshalb im Nov. von seiner Armee in die Schweiz und lebte daselbst längere Zeit in Gemeinschaft mit dem spätern Könige Ludwig Philipp. 1795 strich ihn der Convent von der Emigrantenliste und bewilligte seine Rückkehr und Vertheidigung. Er starb zu Paris 30. Dec. 1798.

Monteverde (Claudio), berühmter ital. Tonsetzer, geb. zu Cremona 1568, kam als Jüngling in die Kapelle des Herzogs von Mantua (als Violist) und studirte bei seinem vorgesetzten Kapellmeister Marc Antonio Ingegneri den Contrapunkt. Gegen das J. 1604 wird er selbst als herzogl. mantuanischer Kapellmeister genannt. Als Nachfolger Martinengo's wurde er 1613 Kapellmeister an der Markuskirche in Venedig. Dieses Amt verwaltete er bis zu seinem, Anfang 1643 erfolgten Tode. M. ist als der ausgezeichnetste Tonkünstler in der Zeit von 1600—40 zu bezeichnen. Er gab in mehrfacher Beziehung den Anstoß zu freierm Schalten mit den Kunstmitteln und zu charaktervollerer Benutzung des harmonischen und melodischen Materials. Besonders wagte er in Betreff der Accordcombinationen vieles, was vor ihm unerhört gewesen, ihm aber auch heftige Anfechtungen von seiten seiner mitlebenden, den starren Regelzwang über alles setzenden Kunstgenossen zuzog. Dann bahnte er auch eine bessere Verschmelzung des Wortausdrucks mit dem musikalischen an und versuchte eine Sonderung der Stimmungen und Affecte auch in musikalischer Beziehung. Das alles kam zuvörderst dem Madrigal, in welcher Kunstgattung er besonders ausgezeichnet war, und auch der noch jungen Oper zugute, die in der That durch ihn vorwärts gebracht wurde. M. schrieb Messen, Psalmen und andere Kirchenstücke, Canzonetten und Madrigalen; ferner die Opern «Orfeo», «Ariana», «Proserpina rapita», «Adone», «Il ritorno d'Ulisse», «L'incoronazione di Poppea» und das Ballet «Le Ingrate».

Montevidēo, Hauptstadt, Regierungssitz und wichtigster Seeplatz der südamerik. Republik Uruguay (s. d.) sowie eines nach ihr benannten Departements, am nördl. Ufer und nahe der Mündung des La-Plata, auf drei Seiten von diesem Strome umgeben, 30 M. östlich von Buenos-Ayres gelegen, zählt 50000 (1862: 45765) E., worunter fast die Hälfte Fremde, meist Italiener, Franzosen, Deutsche. Die Gründung der Stadt fällt in das J. 1726; doch hob sich dieselbe, welche ursprünglich den Namen San-Felipe del Puerto de M. führte, nur langsam, bis 1777 die Spanier bedeutende Festungswerke anlegten und neue Ansiedler herbeiführten. Während des Unabhängigkeitskampfes war M. ein Hauptschauplatz der Kriegsbegebenheiten. Durch die in den folgenden Jahrzehnten bis auf die neueste Zeit fast nie unterbrochenen Parteikämpfe im Innern, die Kriege mit Buenos-Ayres und Brasilien, die Interventionen der Franzosen und Engländer, verbunden mit Belagerungen und Blokaden, hat M.s Verkehr ungemein gelitten. 1857 richtete das Gelbe Fieber großartige Verheerungen an. Mit der Präsidentschaft Pereira's begann in demselben Jahre ein Umschwung zum Guten in allen Verhältnissen des Landes, und auch M. hob sich bedeutend. Der Bürgerkrieg, den 1863 General Flores begann, und dem sich Brasilien anschloß, hatte jedoch eine abermalige schwere Störung des Verkehrs der Stadt zur Folge. Anfang Febr. 1865 sah sich M. von Flores und den Brasilianern blokirt und angegriffen, doch kam schon 20. Febr. ein Friede zu Stande, wonach Flores als Sieger sich der Stadt wie der Staatsregierung bemächtigte. M. ist eine schöngebaute Stadt mit vielen Thürmen, zahlreichen, breiten, gepflasterten Straßen und wirklichen Prachtbauten, die auch in Europa für solche gelten würden. Dahin gehört das Theater de Solis und die Kathedrale Matriz, im ital. Stil. Die Dächer der Wohnhäuser, welche alle einen Hofraum einschließen, sind flach und oft noch von Thürmen gekrönt. Die Festungswerke sind bis auf ein Fort abgetragen. Der Hafen der Stadt ist nicht besonders sicher, da er an zahlreichen Klippen und schlechtem Ankergrunde leidet. 1860 belief sich die Zahl der eingelaufenen Schiffe auf 900, die der ausgelaufenen auf 911. Der Werth des Imports vom Juni 1860 bis Mai 1861 betrug 8,282222 Dollars, des Exports 5,488406 Dollars. Letzterer, nach Frankreich, Deutschland, England, Italien, Brasilien, Spanien und den Vereinigten Staaten gerichtet, besteht namentlich in trockenen und gesalzenen Häuten, Wolle, Knochen, Hörnern und Fleischextract.

Montez (Lola), eine durch ihre Abenteuer bekannte Tänzerin, geb. 1820 zu Montrose in Schottland, war die uneheliche Tochter eines schott. Offiziers, Namens Gilbert, und einer Creolin. Ihre Mutter heirathete später und erzog ihre Tochter theils selbst, theils ließ sie dieselbe in einem Pensionat zu Bath erziehen. Lola vermählte sich mit einem jungen Offizier, Namens James, dem sie aber, nachdem sie eine Zeit lang mit ihm in Ostindien gelebt, wieder entlief. Sie trieb hierauf längere Zeit in England ein buntes Leben und tauchte später als Abenteurerin in Paris und Brüssel auf, wo sie bei Gelegenheit eines berüchtigten Duellprocesses eine gewisse Celebrität erlangte. 1846 kam sie nach München und trat hier als span. Tänzerin auf. Sie verstand es, die Gunst des Königs Ludwig zu gewinnen, und ihrem Einflusse wurde der Sturz des ultramontanen Ministeriums Abel (s. d.) zugeschrieben, das sich ihrer Erhebung in den gräfl. Stand widersetzt hatte. Unter dem neuen Ministerium Wallerstein erhielt sie nun das bair. Indigenat und wurde zur Gräfin Landsfeld erhoben. In ihrem prächtig ausgestatteten

Hause versammelte sie einen Kreis junger ergebener Leute um sich, namentlich eine Anzahl Studenten, die eine besondere Verbindung (Alemannia) bildeten und bald in heftigen Conflict mit den übrigen Studenten und dem Publikum geriethen. Unruhige Auftritte derart zogen Anfang Febr. 1848 auf Lola's Anlaß die Schließung der Universität nach sich. Alle diese Vorgänge, in Verbindung mit dem Uebermuthe der Abenteurerin und der Erbitterung der ultramontanen Partei, führten 10. und 11. März in der bair. Hauptstadt eine Volksbewegung herbei, welche die Einwilligung des Königs in die Wiedereröffnung der Universität und die Entfernung Lola's zur Folge hatte. Während dieselbe am Bodensee einer Wendung der Dinge harrte, trat die Märzbewegung des J. 1848 ein, die ihr jede Rückkehr nach München verschloß. Lola kehrte nach England zurück, wo sie 1849 einen Offizier, Namens Heald, heirathete, mit dem sie eine Reise nach Spanien unternahm. Doch trennte sich dieser bald von ihr, und überdies war die Ehe ungültig, weil ihr erster Mann damals noch lebte. 1852 wandte sich Lola nach Nordamerika, wo sie wieder als Schauspielerin und Tänzerin die Bühne betrat. Namentlich stellte sie in einem unter ihrer Mitwirkung verfaßten Stücke ihre eigenen Erlebnisse in Baiern dar und erntete damit Geld und Beifall. Von Neuorleans aus, wo ihr Auftreten mit großem Skandal von seiten der kath. Partei verbunden war, wandte sich Lola 1852 nach Californien, und hier fand ihr groteskes Wesen den allergünstigsten Boden. Ihr voraus ging die Veröffentlichung ihrer sog. «Memoiren», aus denen man in San-Francisco ein neues Spectakelstück fertigte, worin sie abermals in Person mit ungeheuerm Beifall auftrat. Sie erschien diesmal als Befreierin des bair. Staats und der königl. Familie vom Druck des Pfaffenthums. Ihre Vorstellungen, kecken Streiche und Impromtus, die oft Geist, Witz und Muth genug verriethen, erwarben ihr zahlreiche Freunde und Anbeter. Doch wurde sie des stürmischen Lebens in San-Francisco endlich müde. Sie heirathete einen Literaten, Namens Hull, und zog sich mit diesem in das neuangelegte Städtchen Nevada-City am Fuße der gleichnamigen Sierra in Californien zurück, wo sie indeß bald von ihrem Gatten verlassen wurde. An seine Stelle trat ein deutscher Arzt, ein leidenschaftlicher Jäger, der ihre Neigung ernstlich fesselte, aber alsbald durch Zufall das Leben verlor. Von diesem Verluste hart betroffen, ging Lola nach Neuyork zurück, wo sie nunmehr über sociale und moralische Gegenstände vielbesuchte Vorlesungen hielt. 1855 schiffte sie sich an der Spitze einer kleinen Schauspielertruppe nach Australien ein. Nach ihrer Rückkehr nach Neuyork nahm sie ihre Vorlesungen wieder auf, sah sich jedoch im Juni 1860 von einem Nervenschlage betroffen. Sie starb erst 30. Juni 1861 in dem Krankenhause Astoria zu Neuyork. Den Rest ihres Vermögens, noch in einigen hundert Dollars bestehend, hatte sie einem Magdalenenstift vermacht. Ueberhaupt war sie stets sehr wohlthätig gewesen.

Montezüma, der letzte Herrscher in Mexico vor der Unterjochung dieses Reichs durch die Spanier, folgte 1502 seinem Vater gleiches Namens in der Regierung. Unter ihm landete 1519 Cortez in Mexico mit seinem kleinen Heere. Erschreckt durch eine alte Weissagung und geblendet durch das Ungewöhnliche der Erscheinung dieser Fremdlinge, empfing ihn M. als seinen Gebieter. Als er jedoch nach und nach erkannte, daß die Ankömmlinge keine übermenschlichen Wesen seien, sann er heimlich auf deren Vernichtung. Kaum hatte dies Cortez in Erfahrung gebracht, so ließ er M. fesseln und zwang ihn, die Oberherrlichkeit Spaniens anzuerkennen. Die Mexicaner, darüber empört, einen Sklaven der Fremdlinge zum Herrscher zu haben, griffen zu den Waffen, und als M. durch seine Gegenwart den Aufruhr stillen wollte, wurde er durch einen Steinwurf verwundet. Zwar wurde er von den Spaniern in Schutz genommen und verbunden, doch untröstlich über die von seinen Unterthanen erlittene Beschimpfung, riß er immer von neuem den Verband ab. Er starb bald nachher, 1520. Seine hinterlassenen Kinder nahmen die christl. Religion an. Der älteste Sohn erhielt von Karl V. den Titel eines Grafen von M. Der letzte Nachkomme seines Geschlechts, Don Marsilio de Teruel, Graf von M., span. Grande erster Klasse, wurde seiner liberalen Gesinnungen wegen von Ferdinand VII. aus Spanien und, als er hierauf nach Mexico ging, auch von hier verbannt und starb zu Neuorleans 22. Oct. 1836.

Montfaucon (Bernard de), lat. gewöhnlich Montefalco oder Montefalconius genannt, ein namhafter Alterthumsforscher, geb. 13. Jan. 1655 auf dem Schlosse Soulage in Languedoc, widmete sich anfangs dem Kriegsdienste, ließ sich aber 1675 in die Congregation der Benedictiner von St.-Maur aufnehmen und umfaßte nun mit gleichem Eifer die Philosophie, Theologie, biblische und Profangeschichte, alte und neue Literatur, todte und lebende Sprachen. Seiner gelehrten Arbeiten wegen machte er 1698 eine Reise nach Italien, wo er vom Papste Innocenz XII. mit großer Auszeichnung aufgenommen wurde. Nach seiner Rückkehr 1701 lebte er ununterbrochen

in Paris, wo er 21. Dec. 1741 starb. Er schrieb zu viel, um seinem Stile immer die gehörige Reinheit und Eleganz zu geben; doch erwarb er sich als Sammler das größte Verdienst. Als seine Hauptwerke sind hervorzuheben: die bisjetzt unübertroffene «Palaeographia Graeca» (Par. 1708) sowie «L'antiquité expliquée et représentée en figures» nebst Supplementen (franz. und lat., 15 Bde., Par. 1719—24; deutsch im Auszuge von Schatz mit Anmerkungen von Semler, 2 Bde., Nürnb. 1757; umgearbeitet von Roth, Nürnb. 1807), die noch immer für den Alterthumsforscher eine unentbehrliche Materialiensammlung ist; ferner «Les monuments de la monarchie française» (franz. und lat., 5 Bde., Par. 1729—33) und das «Diarium Italicum» (Par. 1702), das die Beschreibung alter Denkmäler und Nachrichten von vielen griech. und lat. Handschriften gibt; endlich die «Collectio nova patrum et scriptorum Graecorum» (2 Bde., Par. 1706), die «Bibliotheca Coisliniana, olim Segueriana» (Par. 1715) und die «Bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum nova» (2 Bde., Par. 1739).

Montferrat, ein ehemals selbständiges Herzogthum, begrenzt von Piemont, Mailand und Genua, später ein integrirender Theil des Königreichs Sardinien, liegt in zwei getrennten Theilen zwischen den See-Alpen und dem Po und umfaßt 50 Q.-M. Die Hauptstadt war Casale (s. d.). M. war in frühern Zeiten ein Theil des röm., dann des longobard. und später des fränk. Reichs und hatte bis zu Anfange des 14. Jahrh. eigene Markgrafen. Durch Erbschaft kam es hierauf an einen Seitenzweig des byzant. Kaiserhauses und 1536 an Mantua. Erst nach der Aechtung des Herzogs Karl IV. von Mantua 1703 machte Savoyen seine Ansprüche auf M. geltend, die auch von Kaiser Leopold I. anerkannt wurden.

Montgelas (Maximilian Jos., Graf von), bair. Minister, geb. zu München 12. Sept. 1759, aus einem aus Savoyen stammenden, in Baiern eingebürgerten Geschlechte, studirte in Nancy und Strasburg, wurde 1777 kurbair. Hofrath und 1779, nachdem der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz Baiern ererbt hatte, Kammerherr und Büchercensurrath. Wegen Verfolgung von seiten der Illuminaten trat er 1787 als Legationsrath in pfalzzweibrückische Dienste und wurde hier 1795 Regierungsrath und 1796 Wirkl. Geheimrath. Als 1799 nach dem Tode Karl Theodor's von der Pfalz der Herzog Maximilian Joseph von Zweibrücken Kurfürst von Baiern wurde, ernannte er M. sofort zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Von jetzt an der stete Rathgeber seines Fürsten in allen wichtigen Angelegenheiten des Staats und gewissermaßen dessen Premierminister, erwarb er sich unbestreitbare Verdienste um die politische, administrative und geistige Hebung Baierns, obschon nicht zu leugnen, daß er dabei von einem bureaukratisch-polizeilichen Standpunkte ausging und durch Rücksichtslosigkeit mitunter wichtige Interessen verletzte. 1803 war er mit der Finanzverwaltung beauftragt; 1806 erhielt er das Ministerium des Innern; 1809 das der Finanzen; in demselben Jahre wurde er in den Grafenstand erhoben. Für Einführung einer Constitution durchaus nicht geneigt, erhielt er 1817, als der König Maximilian Joseph eine solche seinem Volke zu geben sich entschlossen hatte, hauptsächlich auf Andringen des Kronprinzen seine Entlassung mit einer Pension von 30000 Fl. 1819 ernannte ihn der König zum erblichen Mitgliede der Kammer der Reichsräthe, in welcher er bei der Versammlung von 1827—28 als zweiter Präsident fungirte. Er starb zu München 13. Juni 1838 und hinterließ zwei Söhne. Der ältere derselben, Graf Maximilian Joseph Philipp Wilhelm M., geb. 16. April 1807, ist erblicher Reichsrath und königl. bair. Kämmerer sowie Director der bair. Hypotheken- und Wechselbank; der jüngere, Graf Ludwig Max Joseph M., geb. 19. März 1814, widmete sich der diplomatischen Laufbahn und war längere Zeit bair. Gesandter erst in Hannover, dann zu Berlin.

Montgolfier (Jacques Etienne), der Erfinder des Luftballons (s. d.), geb. 7. Jan. 1745 zu Vidalon-lès-Annonai im Depart. Ardèche, wo sein Vater eine Papiermanufactur besaß, widmete sich nebst seinem ältern Bruder, Jos. Mich. M., wider den Willen seines Vaters den Studien der Mathematik, Mechanik und Physik. Beide übernahmen, nachdem sie manche jugendliche Verirrungen bestanden, die väterliche Papierfabrik. Durch die Lektüre der Priestley'schen Schrift über die Luftarten und durch eigene Beobachtungen wurde Etienne in Gemeinschaft mit seinem Bruder auf die Erfindung einer Art von Luftschiffen geführt, welche nach ihm Montgolfières genannt wurden. Den ersten Versuch machten sie damit 1783 zu Annonai, und da dieser gelang, begab sich Etienne noch in demselben Jahre nach Paris, wo er, sowie in Versailles, vor dem Hofe das Experiment wiederholte. Beide Brüder wurden hierauf in die Akademie aufgenommen, und außerdem erhielten sie noch verschiedene Belohnungen. Etienne starb 2. Aug. 1799 zu Servières, wo er zuerst den Gedanken seiner Erfindung gefaßt hatte. Sein Bruder, Joseph Michael M., geb. 1740, machte sich noch außerdem durch mehrere eigene Erfindungen,

besonders die der Wasserschraube (bélier hydraulique) und das Calorimeter berühmt. Als die Revolutionsstürme sein Gewerbe störten, begab er sich nach Paris, wo er nach Wiederherstellung der Ordnung beim Bureau der Künste und Manufacturen, dann als Administrator am Kunst- und Gewerbsconservatorium angestellt und 1807 zum Mitglied des Instituts ernannt wurde. Er gab 1807 die erste Idee zur Errichtung einer Gesellschaft zur Ermunterung der Industrie und starb 26. Juni 1810. Von den verschiedenen Werken, welche die Brüder herausgaben, ist zu nennen, «Discours sur l'aërostat» (Par. 1783).

Montgomery, eine der nördl. Grafschaften des engl. Fürstenthums Wales, zwischen Merioneth, Denbigh, Shropshire, Radnor und Cardigan, hat ein Areal von 35,5 Q.-M. und zählt (1861) 66919 E. Obgleich an der Südwestgrenze gegen Cardigan der 2328 F. hohe Plinlimmon aufsteigt und seine Arme in allen Richtungen ausstreckt, hat doch das Land nicht durchweg ein rauhes Ansehen, sondern wird nach der engl. Seite hin von fruchtbaren Thälern durchzogen. Gegen W. in die Cardiganbai fließt der Dovey, vom Plinlimmon gegen S. der Wye, gegen NO. die Severn, welche mit dem Rhiw und Vyrnwy den östl. Theil der Grafschaft bewässert. Der Llanymynech- oder Montgomerykanal, ein Zweig des in den Mersey oberhalb Liverpool führenden Ellesmerekanals, führt aus der Severn bei Newtown nordnordostwärts durch deren Thal über Welshpool und wird an der Grenze durch einen Aquäduct über den Vyrnwy geleitet. Das Gebirge besteht aus Schiefer, an einigen Stellen von Granit und Grünstein durchbrochen; der Boden der Thäler aus Thon. Das Klima ist gleichmäßig und gesund. Der unebene Westen und Südwesten ist wenig zum Ackerbau geeignet; im Osten baut man Getreide und Flachs. An Holz ist bereits Mangel eingetreten. Die zum Theil silberhaltigen Bleigruben lieferten 1860 an Blei 1592 Tons, an Silber 7665 Unzen. Bau-, Schiefer- und Mühlsteine sind Gegenstände der Ausfuhr. Ausgedehnte Hutungen unterstützen die Rinder-, Pferde- und Schafzucht. Als Industriezweig waltet die Wollmanufactur, namentlich die Flanellfabrikation vor. M. schickt mit der Hauptstadt zwei Mitglieder in das Parlament. Die Hauptstadt M., an der Eisenbahn, in heiterer, fruchtbarer Gegend, an einem von der Severn bespülten Hügelabhange gelegen, dessen Spitze die Ruine einer Burg trägt, hat ein schönes Rathhaus und 1276 E. Andere (sämmtlich an der Eisenbahn liegende) Städte sind: Welshpool oder Pool, eine schlechtgebaute Municipalstadt an der Severn, die hier für kleine Fahrzeuge schiffbar wird. Der Ort steht in Kanalverbindung mit Chester und Ellesmere, hat 7304 E., ein Stadthaus, eine Freischule, Flanellfabriken und Malzdarren. Südlich von ihm liegt das Felsenschloß Powys mit Gemäldegalerie. Llanidloes, eine Municipalstadt an der Severn mit 3127 E., die von Flanellfabrikation, Wollspinnerei, Gerberei, Messing- und Eisengießerei leben. Newtown, eine Marktstadt, ebenfalls an der Severn, der Hauptsitz der Flanellfabrikation, mit 3692 E., einer Markthalle, einer Flanellbörse, einem Handwerkerinstitut, Fabriken für Töpferwaaren und Maschinen, Gerberei und Kalkbrennerei. — M. heißt in den Vereinigten Staaten von Amerika, außer einer Menge von Grafschaften und Communen, die (1817 gegründete) polit. Hauptstadt des Staats Alabama, im Binnenlande, 73½ M. im NNO. von Mobile, an dem hier schiffbar werdenden Alabama und an einer 14½ M. weit nach Westpoint, an der Grenze von Georgia, führenden Eisenbahn. Der Ort hat 10000 E., lebhafte Dampfschiffahrt und bedeutenden Baumwollhandel, der jährlich 75000 Ballen zur Ausfuhr bringt. Außer den öffentlichen Gebäuden besitzt M. sechs Kirchen und mehrere Seminare. Auch bestehen zahlreiche industrielle Etablissements, darunter Eisengießereien und Sägemühlen.

Montgomery (Gabriel de), ein durch Tapferkeit und Schicksal berühmter franz. Ritter, stammte aus einer aus Schottland nach Frankreich eingewanderten Familie und war, gleich seinem Vater, Offizier in der schott. Leibgarde. Bei einem Turnier, das Heinrich II. von Frankreich 30. Juni 1559 zur Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit Philipp von Spanien veranstaltete, forderte der König, nachdem derselbe bereits mehrere Lanzen gebrochen, den jungen M. auf, einen Gang mit ihm zu machen. M. folgte nur zögernd in die Schranken und erfuhr das Unglück, den König mit dem Schafte seiner auf den ersten Anlauf zersplitterten Lanze unter das Visir durch das rechte Auge in den Kopf zu treffen. Heinrich II. starb an dieser Verwundung, nachdem er noch elf Tage, aber ohne Bewußtsein, gelebt hatte. Wiewol ganz schuldlos, entfernte sich M. doch aus Frankreich und ging nach England, wo er zum Protestantismus übertrat. 1562, bei Beginn der Religionskriege, konnte er sich indessen nicht enthalten, in sein Vaterland zurückzukehren und für die prot. Partei die Waffen zu ergreifen. Er vertheidigte noch in demselben Jahre Rouen mit großem Muthe, mußte jedoch, als er sich nicht zu halten vermochte, in die Normandie zurückkehren. Auch bei Erneuerung des Kampfes 1565 trat er für seine Glaubens-

genossen auf und kämpfte in der Schlacht von St.-Denis. In dem dritten Religionskriege war er eins der Häupter des Protestantismus und erlangte über die Königlichen in Languedoc und Béarn mancherlei Vortheile. Obschon vom Hofe mit Coligny zum Tode verurtheilt, kam er doch nach dem Frieden von St.-Germain nach Paris. Gleichsam durch ein Wunder entkam er bei den Metzeleien in der Bartholomäusnacht und floh nach England. Im April 1573 erschien er vor Larochelle mit einer kleinen Flotte, deren er sich besonders zur Verheerung der bretagnischen Küste bediente. Nachdem er durch eine Landung in der Normandie ein ziemlich starkes Corps Hugenotten zusammengebracht, begann er auf seine Hand den Krieg. Von dem Marschall Matignon zu St.-Lô hart bedrängt, wendete er sich nach dem Schlosse Domfront, wo er sich 27. Mai 1573 ergeben mußte. Matignon hatte ihm das Leben verbürgt, allein Katharina von Medici erzwang seine Auslieferung. Nach längerer Einkerkerung wurde er 25. Mai 1574 auf dem Grèveplatze enthauptet. Er starb heldenmüthig und hinterließ neun Söhne, die insgesammt tapfere Krieger waren.

Montgomery (James), engl. Dichter, wurde 4. Nov. 1771 zu Irvine in der schott. Grafschaft Ayr geboren. Sein Vater, der als Missionar in Westindien starb, ließ ihn in einem Seminar zu Leeds erziehen, worauf er zu einem Kaufmann in die Lehre gethan ward. Doch schon fühlte sich der Jüngling zum Dichter bestimmt; mit wenigen Schillingen in der Tasche wanderte er zu Fuß nach London, um seine Verse einem Buchhändler anzubieten, der sie zwar ablehnte, aber sich von seinem Wesen so angezogen fühlte, daß er ihn als Gehülfen in sein Geschäft aufnahm. 1792 erhielt M. einen Ruf nach Sheffield als Mitarbeiter an einer dortigen liberalen Zeitung, dem «Sheffield Register». Die Französische Revolution hatte damals bei der engl. Regierung große Besorgnisse erregt und sie besonders zu strengen Maßnahmen gegen die Presse veranlaßt. Der Herausgeber des «Register» mußte sich bald wegen einer gegen ihn eingeleiteten Untersuchung aus England entfernen, worauf M. die Leitung des Blattes übernahm, welches er in «The Sheffield Iris» umtaufte. Auch er blieb indessen nicht unangefochten; bereits im Jan. 1794 wurde er wegen eines Gedichts über die Zerstörung der Bastille zu dreimonatlicher Gefangenschaft verurtheilt, und im Jan. 1795 mußte er ein zweites Preßvergehen mit einer sechsmonatlichen Haft in der Festung von York büßen. Doch hörte er deshalb nicht auf, die Sache der Freiheit mit Wärme und Beredsamkeit zu verfechten, und als er sich 1825 nach mehr als dreißigjähriger Wirksamkeit von der Redaction der «Iris» zurückzog, wurde ihm in einer öffentlichen Versammlung unter dem Präsidium des Grafen Fitzwilliam der Dank seiner Mitbürger dargebracht. Unterdessen war M. 1806 mit «The wanderer of Switzerland, and other poems» hervorgetreten, die ihm zuerst einen ehrenvollen Platz in den Reihen der engl. Dichter sicherten und gleich in den ersten 18 Monaten vier Auflagen erlebten. 1809 erschien «The West-Indies», ein Gedicht, in welchem die Abschaffung der Sklaverei durch das brit. Parlament verherrlicht wird. Noch größere Theilnahme fand «The world before the flood» (1813), eine Schilderung des idyllisch-patriarchalischen Lebens der ersten Menschen, welche als das Vorbild von Moore's «Liebe der Engel» und Byron's «Kain» betrachtet werden kann. Hierauf folgten, neben mehrern kleinern Arbeiten, 1819 «Greenland», ein Gedicht, das sich durch seine poetischen Darstellungen der arktischen Natur auszeichnet, und 1828 «The Pelican Island», wozu eine Stelle in der Reise des Capitän Flinders nach der Südsee Veranlassung gab. 1830 wurde M. eingeladen, Vorträge über Poesie und schöne Literatur vor der Royal-Institution zu halten, welche 1833 im Druck erschienen. Bald darauf (1835) verlieh ihm die Regierung eine Pension von 150 Pfd. St. Eine Sammlung seiner Werke mit autobiographischen Notizen wurde 1841 in vier Bänden veranstaltet. Seitdem veröffentlichte der greise Dichter noch einige geistliche Lieder unter dem Titel: «Original hymns, for public, private and social devotion» (Lond. 1853). Er starb zu Sheffield 30. April 1854. Die Dichtungen M.'s empfehlen sich durch reine Moral, tiefe Religiosität, eine blühende Sprache und einen feinen Sinn für die Herrlichkeit der Natur. Seinen Nachlaß nebst Auszügen aus seiner Correspondenz gaben Holland und Everett heraus (7 Bde., Lond. 1855—56). — **Robert M.**, engl. Geistlicher, geb. 1807 zu Bath, war durch seine Gedichte «Satan» (1830), «The Messiah» (1832), «Luther» (1842) u. a. eine Zeit lang der Liebling des engl. religiösen Publikums, ist aber jetzt fast nur noch durch die vernichtende Kritik Macaulay's in der «Edinburgh Review» bekannt. Er starb 3. Dec. 1855 plötzlich in Brighton.

Montgomery-Martin (Rob.), engl. Historiker, geb. 1803 in der irischen Grafschaft Tyrone, studirte in Dublin Arzneikunde und besuchte 1820—30, zum Theil als Schiffsarzt, mehrere außereurop. Länder, namentlich die Ostküste Afrikas, Arabien und Ostindien. Seit seiner Rückkehr nach England entwickelte er als Schriftsteller eine außerordentliche Thätigkeit, und

fast keine Frage von einiger Wichtigkeit ist vorgekommen, bei welcher er nicht seine Stimme erhoben hätte. Am wichtigsten sind indeß seine Werke über die brit. Colonien. Auf seine «History of the British colonies» (5 Bde., Lond. 1834—35), die mehrere Auflagen erlebte, folgte die von ihm herausgegebene «British colonial Library» (10 Bde., Lond. 1836—43). Außerdem hat er Ostindien ausführlich in «History, antiquities, topography, and statistics of Eastern India» (2 Bde., Lond. 1838) sowie später in «The Indian empire» (3 Bde., Lond. 1858—61) behandelt, welches die Geschichte der brit. Herrschaft in Indien und des Sepoy-Aufstandes enthält. Sind diese Werke auch in künstlerischer Beziehung nicht ausgezeichnet, so findet sich doch in ihnen ein überaus reichhaltiges und mit seltenem Fleiß zusammengestelltes Material. Unter den übrigen Schriften M.'s sind «China, political, commercial and social» (2 Bde., Lond. 1847), «The Hudson's-Bay territories» (Lond. 1849) und «Ireland before and after the Union» (3. Aufl., Lond. 1848) zu nennen. 1843 ward M. Kassenbeamter auf Hongkong, trat jedoch 1846 von dieser Stellung zurück und übernahm hierauf die Redaction des «Colonial Magazine» in London.

Montholon (Charles Tristan de), Graf von Lee, bekannt als treuer Anhänger des Kaisers Napoleon I., wurde 1782 zu Paris geboren. Schon als Knabe trat er in die franz. Marine, 1797 aber in das Landheer. Als Escadronchef zeigte er in der Revolution vom 18. Brumaire für den Ersten Consul großen Eifer, sodaß ihm derselbe einen Ehrensäbel verlieh. In der Folge wohnte er den Feldzügen in Italien, Oesterreich, Preußen und Polen bei und wurde in der Schlacht von Wagram als Adjutant Berthier's stark verwundet. Nachdem ihn der Kaiser 1809 zum Kammerherrn ernannt und in seine Nähe gezogen, schickte ihn derselbe 1811 an den Hof der Erzherzogs Ferdinand nach Würzburg. M. richtete von hier aus an Napoleon eine sehr merkwürdige Denkschrift über die Lage der deutschen Höfe und deren feindliche Gesinnungen gegen Frankreich. Bei seiner Rückkehr stieg er zum Brigadegeneral, und 1814 erhielt er das Commando im Depart. Loire. Als Napoleon abdankte, begab er sich nach Fontainebleau und bot demselben seine Dienste an, wurde aber abgewiesen. Während der Hundert Tage erinnerte sich Napoleon des Umstandes und erhob M. zum Generaladjutanten. Nach der Schlacht von Waterloo, an welcher er theilnahm, durfte er den Kaiser nach St.-Helena begleiten, wohin ihm auch seine Frau und Kinder folgten. Seine Ergebenheit und Treue gegen den Gefangenen blieb dieselbe bis zu dessen letztem Athemzuge. Von Napoleon mit zu einem der Testamentsvollstrecker ernannt und zum Verwahrer eines Theils seiner Manuscripte bestellt, scheute M. nach seiner Rückkehr von St.-Helena weder Mühe noch Opfer, um die übernommene Pflicht zu erfüllen, und gab mit dem General Gourgaud die «Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, écrits à St.-Hélène sous sa dictée» (8 Bde., Par. 1823) heraus. Bei den Proclamationen, welche Ludwig Napoleon (Kaiser Napoleon III.) bei seiner Landung in Boulogne-sur-Mer 1840 ausstreuen ließ, ward M. als Chef vom Generalstabe des Prinzen erwähnt. Infolge dessen sah sich M. verhaftet und vom Pairshofe zu 20jähriger Einsperrung verurtheilt, später aber begnadigt. Er verfaßte in dieser Zeit die Schrift «Histoire de la captivité de Ste.-Hélène» (2 Bde., Par. 1846; deutsch, Lpz. 1846). Nach der Februarrevolution von 1848 erwählte ihn das Depart. Nieder-Charente zum Abgeordneten in die Legislative. M. starb 21. Aug. 1853.

Monthyon oder Montyon (Jean Baptist Robert Auget, Baron de), bekannt durch seine wohlthätigen Stiftungen, geb. zu Paris 23. Dec. 1733, gehörte einer reichen Familie an, welche ihn für die Magistratur bestimmte. 1766 wurde er Mitglied des königl. Raths, zeigte aber hier eine so große Unabhängigkeit der Gesinnung, daß ihn Maupeou seiner Stelle entsetzte. Erst 1775 trat er wieder in den Staatsdienst und erhielt der Reihe nach die Intendanz der Provence, der Auvergne und von Larochelle. 1780 erhielt er die Stelle als Kanzler des Grafen von Artois, mit dem er in der Revolution nach England auswanderte. Hier veröffentlichte er 1796 seinen «Rapport à Sa Maj. Louis XVIII sur les principes de la monarchie française». Nach der zweiten Restauration kehrte er in sein Vaterland zurück und beschäftigte sich ausschließlich mit der Linderung menschlichen Elends. Sein wohlthätiger Sinn zeigte sich indessen erst nach seinem Tode, welcher 29. Dec. 1820 zu Paris erfolgte, in seinem ganzen Umfange. Sein Testament bestimmte den größten Theil seines höchst bedeutenden Vermögens zu Stiftungen, welche theils wohlthätigen Zwecken, theils der Beförderung von künstlerischen oder wissenschaftlichen Bestrebungen gewidmet sind. Am bekanntesten ist der nach ihm benannte Tugendpreis (prix de vertu), den er zum Theil schon 1782 gestiftet hatte. Von seinen literarischen Leistungen nennen wir noch die «Recherches et considérations sur la population de la France» (Par. 1778); «Éloge de Corneille» (Par. 1807); «Particularités et observations sur les

ministres des finances de France les plus célèbres, depuis 1660 jusqu'en 1791» (Lond. 1812); «Exposé statistique du Tonkin, de la Cochinchine etc.» (2 Bde., Lond. 1811).

Monti (Vincenzo), einer der berühmtesten neuern Dichter Italiens, geb. in Fusignano im Ferraresischen 19. Febr. 1754, erhielt seine erste Bildung in Faenza und studirte dann zu Ferrara. 1778 ging er nach Rom, wo Luigi Braschi, ein Neffe des Papstes, ihn zu seinem Secretär machte. Durch Alfieri zum Wetteifer angefeuert, dichtete er die Tragödie «Aristodemo», die 1787 mit großem Erfolge in Rom aufgeführt wurde und an glänzender Diction sein Vorbild überflügelte. Im Jahre darauf trat er mit einer zweiten, reifern Tragödie, «Galeotto Manfredi», hervor. Indessen blieb er dem Drama nicht lange treu. 1793 wurde Hugo Basseville, Legationssecretär der franz. Republik in Neapel, der als Agitator nach Rom gekommen war, vom Volke erdolcht. Dieses Ereigniß und die Hinrichtung Ludwig's XVI. regten M. zu seiner «Basvilliana» an, einem Gedicht im Stile Dante's, von welchem im Aug. 1793 die ersten vier Gesänge erschienen. Die Pracht des Stils, die Begeisterung, mit der in schwungvollen Terzinen das visionäre Strafgericht an den Urhebern der Schreckenszeit vollzogen wird, erregten das größte Aufsehen. Um so kläglicher erschien die Schwäche, mit der M. schon 1797 sich bemühte, sein Werk zu widerrufen, nachdem er, vom Glanz der Napoleonischen Siege geblendet, sich als Secretär der Cisalpinischen Republik in Mailand hatte anstellen lassen. Aber auch seine republikanische Epoche (in der ein unfertiges Gedicht, «Il Prometeo», und mehrere enthusiastische Canzonen entstanden) dauerte nicht lange. Sein Aufenthalt in Paris, wo er eine dritte Tragödie, «Caio Gracco», vollendete und ein größeres danteskes Gedicht auf den Tod des berühmten Mathematikers und Dichters Lorenzo Mascheroni (gest. 1800) begann, enttäuschte ihn vollends. Auf höhern Befehl blieb die «Mascheroniana» unvollendet. M. verlor auch seine Stelle am Collége-de-France und erhielt für eine Hymne auf Marengo ein Almosen von 500 Frs. Unmuthig kehrte er nach Italien zurück, um erst in Pavia als Professor der Beredsamkeit, dann in Mailand als kaiserl. Hofpoet, endlich nach der Krönung Napoleon's als Historiograph des Königreichs Italien seine Feder wieder der Verherrlichung des Mannes zu weihen, an den er längst nicht mehr glaubte. Mit der Restauration gewann er es über sich, nun auch Franz I. zu huldigen. Wichtiger und erfreulicher als diese meist allegorischen Gelegenheitsgedichte sind seine Verdienste um das Studium Dante's (Ausgabe des «Convito», der «Vita nuova» und der «Rime»), sein mit seinem Eidam Giulio Perticari gemeinsam geführter Kampf gegen die Pedanterien der Crusca, endlich seine Uebersetzung Homer's (2. Aufl. 1812), die das einzige größere Werk war, das er vollendete. M. starb in beschränkten Verhältnissen und großer Zurückgezogenheit zu Mailand 13. Oct. 1827. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Florenz unter dem Titel «Prose e poesie» (5 Bde., 1847).

Montijo, eine Stadt (Villa) in der span. Provinz Badajoz (Estremadura), $3^1/_2$ M. westlich von Merida und $^3/_4$ M. vom rechten Ufer des Guadiana gelegen, zählt 5866 E. und hat ein altes Schloß, die Stammburg des Geschlechts der Grafen von M., aus welchem die Kaiserin Eugenie (s. d.) von Frankreich entsprossen.

Montjoie, eine Kreisstadt im Regierungsbezirk Aachen der preuß. Rheinprovinz, $4^1/_2$ M. im SSO. von Aachen, an der Roer und einem Berge der Hohen Veen, mit einem alten Schlosse, gehörte früher zum Herzogthum Jülich und zählt 2829 E. (1864), die sehr bedeutende Tuch- und Kasimirfabrikation betreiben. Am 18. Febr. 1847 fand hier ein bedeutender Bergsturz statt. Der Kreis M. zählt auf 6,6 Q.-M. 19715 E.

Montlosier (François Dominique Reynaud, Graf), franz. Publicist, wurde 16. April 1755 zu Clermont in Auvergne geboren. Der Adel zu Riom ordnete ihn 1789 zu den Reichsständen ab, wo er das Interesse des Hofs und der Aristokratie vertrat. Mit gleicher Hitze erhob er sich aber auch gegen die Priesterherrschaft. Nach Auflösung der Constituirenden Versammlung wanderte er nach Koblenz aus, wurde jedoch daselbst ziemlich übel aufgenommen. Er übernahm deshalb 1794 eine Sendung nach Holland und ging von da nach London, wo er ein der Revolution feindliches Blatt, den «Courier de Londres», herausgab. 1800 erhielt er den Auftrag, Bonaparte um die Herstellung der Bourbons anzugehen. Als er zu Calais ans Land stieg, ließ ihn Fouché sogleich verhaften. Die Agenten des Ersten Consuls stimmten ihn so glücklich um, daß der «Courier de Londres» seine Feindseligkeiten einstellte. M. verlegte sein Blatt nach Paris und gab dasselbe ganz auf, als er eine einträgliche Stelle im Ministerium des Auswärtigen erhielt. Später trug ihm Napoleon eine Arbeit auf über die alte Monarchie, die Ursachen ihres Verfalls und die Mittel, wodurch dieselbe hätte gerettet werden können. Endlich nach vier Jahren reichte M. diese Denkschrift ein, die aber vom Kaiser verworfen wurde.

Nach der ersten Restauration kehrte er aus Italien nach Frankreich zurück und gab nun sein Werk «De la monarchie française depuis son établissement jusqu'à nos jours» (3 Bde., Par. 1814; 4 Bde., 1815) mit einer dem Kaiser höchst feindlichen Vorrede heraus. Er verlangte darin die Herstellung des alten Feudalstaats in crasser Weise. In seinen Erwartungen getäuscht, zog er sich 1816 auf sein Landgut bei Clermont zurück, wo sich allmählich sein Eifer für das Interesse der Bourbonen abkühlte. Als gegen 1826 in Frankreich das Treiben der Pfaffenpartei sehr bedrohlich sich entwickelte, ergriff M. plötzlich die Feder und veröffentlichte unter dem Titel «Mémoire à consulter» eine kühne, höchst gelungene Schrift, in welcher er die Ausbreitung und die Gefahren des Jesuitismus und Ultramontanismus aufdeckte. Auch richtete er sogar in diesem Sinne eine Petition an die Pairskammer. Der Hof strafte ihn dafür durch Entziehung der Pension, die er noch aus der Kaiserzeit bezog; die Liberalen aber zollten ihm den rauschendsten Beifall. Gegen Ende 1829 veröffentlichte M. die Flugschrift «De la crise présente et de celle qui se prépare», in welcher er als Vermittler aufzutreten suchte. Nach der Julirevolution zeigte er sich als Anhänger der neuen Dynastie, was ihm 1832 die Pairswürde eintrug. Schon 1833 jedoch zog er sich nach Clermont zurück, wo er 9. Dec. 1838 starb. Die Geistlichkeit verweigerte seiner Leiche unter maßlosem Skandal ein christl. Begräbniß. Außer vielen Flugschriften schrieb er «Mémoires sur la révolution française, le consulat, l'empire et la restauration» (2 Bde., Par. 1829).

Montluçon, blühende Fabrikstadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Allier (Bourbonnais), liegt an beiden Ufern des kanalisirten Cher, $10\frac{1}{2}$ M. im SW. von Moulins, durch Eisenbahn mit diesem sowie mit Bourges und neuerdings mit Limoges verbunden. Die obere oder Altstadt, auf einer den Fluß beherrschenden Höhe gelegen und einst befestigt, ist eng und winkelig gebaut, hat steile Gassen und noch viele hölzerne Häuser aus dem 15. oder 16. Jahrh. Die untere oder Neustadt, gut gebaut, enthält alle die großen industriellen Etablissements, welchen M. den Namen des französischen Manchester verdankt. Keiner der beiden Stadttheile hat indeß hervortretende öffentliche Gebäude. M. ist der Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz, hat zwei Friedensgerichte, ein Communalcollége, eine höhere Gewerbeschule, eine Bibliothek, eine Ackerbaukammer, ein Zellengefängniß, ein Hospital, ein Waisenhaus und ein Theater. Die Stadt zählt 16212 E., welche bedeutende Eisenwerke, Glas- und Spiegelfabriken, außerdem Leinwand- und Chemikalienfabriken, Gerbereien, Kupfer- und Messerschmieden, Hutmanufacturen, Kalköfen und mechan. Schneidemühlen unterhalten und durch den hier anfangenden Berrykanal sowie durch die Eisenbahnverbindungen begünstigt, einen lebhaften Handel mit Fabrikaten und Landesproducten treiben. Etwas über 1 M. südlich liegt der Flecken Néris oder Néris-les-Bains, ein besuchter Badeort von 2000 E. Es befinden sich hier Salzthermen von 16—43° R., deren Wasser theils zum Trinken, theils zum Baden benutzt wird. Außer in dem Großen und Kleinen Badegebäude werden in jedem Gast- oder Wirthshause Säle mit zahlreichen Wannen unterhalten. Die Quellen wurden schon von den Römern benutzt, aus deren Zeit Vasen, Münzen, Inschriften, Statuen und Mosaiken in und bei Néris ausgegraben worden sind. Auch finden sich schöne Baureste von Aquäducten, Piscinen, Thermen, Palästen, einem Amphitheater u. s. w., die nur einer bedeutenden Stadt Galliens angehört haben können.

Montmartre, eine Anhöhe auf der Nordseite von Paris und der gleichnamige Flecken von mehr als 40000 E., gehörten ehemals zur pariser Banlieue, bilden aber seit 1860 einen Theil des 18. Arrondissements der bis an die Ringmauer der Festungswerke ausgedehnten Hauptstadt. Der Berg, von dessen Höhe herab man ganz Paris und eine weite Strecke der umliegenden Gegend übersieht, soll in röm. Zeit von einem daselbst dem Mars geweihten Tempel Mons Martis geheißen, nachher aber den Namen Mons Martyrum erhalten haben, weil am Fuße desselben der heil. Dionysius und seine Glaubensgenossen den Märtyrertod erlitten. Er enthält reiche Gipsgruben, die sowol in Hinsicht ihrer vortrefflichen Qualität als in der Art ihres Betriebs merkwürdig sind. Von den vielen Windmühlen, wodurch M. lange berühmt war, blieb nur noch eine übrig, und von dem Nonnenkloster, wo Heinrich IV., als er Paris belagerte, sein Hauptquartier aufschlug, ist gar nichts mehr vorhanden.

Montmédy, eine kleine Festung und Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Maas-Departement, am Chiers und an der Eisenbahn, in den Ardennen, besteht aus der Oberstadt, die auf einem Felsen liegt und am stärksten befestigt ist, und aus der Unterstadt Médy-bas, hat einen Gerichtshof erster Instanz, eine Ackerbaukammer, ein Gefängniß, ein Militärhospital und 2376 E., welche ihren Unterhalt aus Brauerei, Sämisch- und Lohgerberei sowie aus Handel mit Leder,

Handschuhen, Getreide, Wein, Branntwein und Essig ziehen. Sie wurde in den Kriegen Frankreichs mit Kaiser Karl V. und Philipp II. von Spanien, als Herren der Niederlande, bald von dieser, bald von jener Partei erobert und wieder aufgegeben, bis endlich Ludwig XIV. nach einer regelmäßigen Belagerung von 47 Tagen sie 7. Aug. 1657 eroberte, worauf sie im Frieden von 1659 für immer an Frankreich abgetreten und nun durch de Ville und Vauban von neuem befestigt wurde. 1815 von den Preußen und norddeutschen Bundestruppen belagert, capitulirte nach Erstürmung der Niederstadt die Besatzung unter der Bedingung freien Abzugs.

Montmirail, ein Städtchen im franz. Depart. Marne, am Petit-Morin, 12,3 M. östlich von Paris, mit 2610 E., einem Schlosse, Mineralquellen, berühmten Mühlsteinbrüchen, Fabriken von Uhren, Feilen, musikalischen Instrumenten, Leder u. a., ist durch die Schlacht vom 11. Febr. 1814 geschichtlich denkwürdig, in welcher Napoleon den Sieg über die schles. Armee davontrug und noch einmal aufs glänzendste seine Kühnheit und sein kriegerisches Talent bekundete.

Montmorency, ein Städtchen im franz. Depart. Seine-Oise, auf einer steilen Anhöhe, die das reizende Thal gleiches Namens beherrscht, 4 St. nördlich von Paris, mit 2613 E. und vielen Landhäusern, ist in der literarischen Welt dadurch bekannt, daß Rousseau sich einige Zeit in dem Thale aufhielt und in dem Landhause Eremitage seinen «Émile» und die «Nouvelle Héloïse» schrieb, weshalb die Stadt während der Revolutionszeit Emile genannt wurde. Eine Merkwürdigkeit ist auch das Schild des dortigen Gasthofs zum Weißen Roß, welches der berühmte Gérard auf Bitten des Wirths, der den Künstler nicht kannte, gemalt hat. Das Schloß M., aus welchem das berühmte Geschlecht gleiches Namens abstammt, wurde von der Bande noire abgetragen. Nur $^{2}/_{5}$ M. von M. liegt an einem See und an der Nordbahn das Dorf Enghien mit 804 E. und Schwefelquellen und Bädern.

Montmorency, ein uraltes, weitverzweigtes, durch Verbindung und große und verdiente Männer ausgezeichnetes Geschlecht in Frankreich. Bereits mit Bouchard, Herrn des Fleckens und Schlosses M., der in der Mitte des 10. Jahrh. lebte und mehr als 600 Lehngüter besaß, wird die Geschichte der Familie gewisser. Zu Anfange des 15. Jahrh. wurde Jean II. der Stammvater der drei Hauptzweige. Dieser setzte seinen Sohn Guillaume, einer zweiten Ehe entsprossen, zum Haupterben ein, und aus dessen Nachkommenschaft gingen die Barone und spätern Herzoge von M. hervor, die 1632 in der Person Henri's II. de Montmorency (s. d.) erloschen. Zwei andere, in erster Ehe mit der Erbin von Nivelle und Fosseux in Brabant erzeugte Söhne Jean's II., Jean und Louis, stifteten, der erste die Linie Nivelle, die 1570 erlosch, der zweite die Linie der Marquis von Fosseux, welche gegenwärtig die herzogl. Würde führt. Anne Charles François, Herzog von M.-Fosseux, geb. 12. Juli 1767, diente während der Revolution in der Armee Condé's, kehrte aber unter Napoleon nach Frankreich zurück. Nach der ersten Restauration erhielt er die Pairswürde; er starb 26. Mai 1846. — Sein Sohn Anne Louis Victor Raoul, Herzog von M., geb. 14. Dec. 1790, diente in den Armeen des Kaiserreichs und war Kammerherr Napoleon's. Nach der Rückkehr der Bourbons war er Adjutant des Herzogs von Orleans, trat 1820 ins Privatleben zurück und starb ohne Nachkommenschaft 18. Aug. 1862. — Die Nebenzweige der Marquis von Fosseux sind sehr zahlreich. Darunter gehören vornehmlich die Familie der Wastines, Prinzen von Robecque und Morbecque, gestiftet 1490 von Ogier von M., erloschen 1813 in der Person des Anne Louis Alex. von M.; die Familie der Herren von Hallot und Bouteville, dann der Herzoge von Beaufort-M. und Pinei-Luxembourg, 1546—1761, welcher der Marschall von Luxembourg (s. d.) angehörte; die Familie der Herzoge von Châtillon-Bouteville, von Olonne und die von dem dritten Sohne des Marschalls gegründete jüngere Linie Pinei-Luxembourg, welche mit Charles Emanuel Sigismond von M., Herzog von Luxembourg, geb. 27. Juni 1774, ehemals Generallieutenant, im Erlöschen begriffen; endlich die Familie der Prinzen von Tingri, die Christian Louis, ein vierter Sohn des Marschalls, stiftete, und deren jetziges Haupt Anne Edouard Louis von M., Herzog von Beaumont-Luxembourg, geb. 1802, ist. — Außer den drei Hauptstämmen mit ihren Nebenzweigen zählt das Geschlecht auch noch viele ältere Nebenäste, wie die Herren von Marly, 1160—1356, die Herren von Bouqueval und Goussainville, 1306—1461, die Herren von Croisilles und von Courrières, welche 1599 mit ihren Seitenzweigen erloschen. — Der wichtigste der alten Nebenäste ist jedoch die 1230 von Gui von M. gestiftete Familie M.-Laval. Aus derselben entsprangen die Herren von Attichi, 1267—1408, die Herren von Chalouyou und Raiz, 1333—1474, die Herren von Lezai. Letzterm, 1528 von Gui de Laval gestifteten Zweige gehörte Matthieu Jean Félicité von Laval-Montmorency (s. d.) an. Ferner gehörte ihm an Anne Pierre Adrien, Herzog von Laval-M., geb. 19. Oct.

1767, Pair von Frankreich und span. Grande. Derselbe war 1814 franz. Gesandter zu Madrid, 1822 zu Rom, 1828 zu Wien und 1829 zu London. Er verlor 1830 die Pairswürde wegen Verweigerung des Eides und starb 16. Juni 1837. Mit seinem Bruder, Eugène Alexandre de M., Herzog von Laval, geb. 1773, Generallieutenant, erlosch 7. Juni 1851 die männliche Nachkommenschaft des Zweigs Laval-Lezai. — Aus der Familie Laval sind außerdem hervorgegangen die Herren von Bois-Dauphin, 1433—1672, ferner die 1484 gestiftete Linie Laval-Tartigni, die 1828 erlosch. — Nach Erhebung der Baronie Bourbon zur Pairie und zum Herzogthum 1327 sollen die M. mit Bewilligung des Königs und der Nation den Titel der Ersten Barone von Frankreich angenommen haben. Bis zu Ende des 18. Jahrh. zählte das Geschlecht unter seinen Gliedern sechs Connetables, elf Marschälle und vier Admirale. Nach einem Familienpact von 1820 wurden nur die erwähnten vier herzogl. Häuser (M., Luxembourg, Beaumont-Luxembourg, Laval) als Mitglieder des Gesammthauses M. anerkannt. Vgl. «Les M. de France et les M. d'Irlande» (Par. 1828).

Montmorency (Anne de), Pair, Marschall und Connetable von Frankreich, einer der größten Feldherren des 16. Jahrh., war der Sohn Guillaume's und der Enkel Jean's II. de M. und wurde 15. März 1493 geboren. Er zeichnete sich in den Kriegen König Franz' I. gegen Kaiser Karl V. durch Muth und Geschick aus, gewann in der Schlacht von Bicoca den Marschallsstab und folgte dem Könige nach Italien, wo er 1525 in der gegen seinen Rath gelieferten Schlacht bei Pavia ebenfalls in Gefangenschaft gerieth. Nachdem er durch den Frieden von Madrid die Freiheit erhalten, wurde er als geschickter Finanzmann, Diplomat und Rechtskenner die Seele der Verwaltung, und 1538 ernannte der König ihn zum Connetable. Indessen zog er sich durch Rauheit seines Wesens und die Strenge seiner Sitten viele Feinde zu. Weil er dem Dauphin sehr zugethan war, wurde er auch dem Könige verdächtig, der zugleich seine Politik rücksichtlich des Kaisers misbilligte. M. mußte sich deshalb 1541 plötzlich vom Hofe auf seine Güter zurückziehen, wo er zehn Jahre in voller Ungnade zubrachte. Erst als der Dauphin als Heinrich II. den Thron bestieg, trat er wieder an die Spitze der Geschäfte. 1557 erlitt er als Oberbefehlshaber die furchtbare Niederlage bei St.-Quentin und wurde dabei verwundet und mit einem seiner Söhne gefangen. Seine Freiheit erkaufte er durch den unvortheilhaften Frieden von Château-Cambrésis, in welchem Frankreich alle Früchte seiner blutigen Kriege verlor. Er stand im Begriff, die Zügel der Verwaltung wieder zu ergreifen, als der Tod Heinrich's II. dazwischentrat. Nach der kurzen Regierung Franz' II. gelang es ihm jedoch, während der Minderjährigkeit Karl's IX., ungeachtet des Widerstrebens Katharina's von Medici, seinen Einfluß zurückzuerhalten. Er bildete mit dem Herzoge von Guise und dem Marschall Saint-André das berühmte Triumvirat. 1562 gewann er als General des königl. Heeres gegen die von Condé befehligten Hugenotten die Schlacht von Dreux, in welcher merkwürdigerweise beide Anführer die Freiheit verloren. Nach Erneuerung des Bürgerkriegs bezwang er 1567 die prot. Streitkräfte unter dem Prinzen Condé nochmals in der Ebene von St.-Denis. In dieser Schlacht empfing er jedoch eine tödliche Wunde, an welcher er den folgenden Tag, 11. Nov. 1567, zu Paris starb. M. zeugte fünf ihm an Kühnheit und Thatkraft ähnliche Söhne: François, Herzog von M. und Marschall, gest. 1579; Henri, Pair, Marschall und Connetable, gest. 1614; Charles, Herzog von Damville, Pair und Admiral von Frankreich, gest. 1612; Gabriel, Baron von Montbéron, getödtet in der Schlacht bei Dreux, und Guillaume, Herr von Thoré, gest. 1593.

Montmorency (Henri II., Herzog von), der Enkel des vorigen und der Sohn Henri's I., wurde 30. April 1595 zu Chantilly geboren. König Heinrich IV. war sein Pathe und nannte ihn nur seinen Sohn. Im Alter von 17 J. erhob ihn Ludwig XIII. zum Admiral. Er rechtfertigte dieses Vertrauen, indem er die Hugenotten in Languedoc besiegte und dann den Rochellern die Insel Ré wegnahm. 1628 gewann er bedeutende Vortheile über den Herzog von Rohan, der die prot. Streitmacht führte. Der Hof gab ihm dafür 1630 während des Mantuanischen Successionskriegs den Oberbefehl in Piemont, wo er die Spanier unter Doria schlug und letzterm eigenhändig zwei Wunden beibrachte. Nach diesem Siege, dem die Aufhebung der Belagerung von Casale folgte, erhielt er den Marschallsstab. Von Glück trunken, glaubte er jetzt sogar dem Minister Richelieu entgegentreten zu können. Er nahm den aus dem Reiche vertriebenen Herzog Gaston von Orleans (s. d.) mit einer Schar span. Reiter in seinem Gouvernement Languedoc auf, wobei er weniger ein polit. Parteiinteresse verfolgte, sondern gleichsam als erbetener Secundant auftrat. Am 23. Aug. 1632 wurde er dagegen vom Hofe zum Majestätsverbrecher erklärt und seiner Würden und Güter beraubt, welches Verfahren sein kühnes Gemüth nur reizte. Der Marschall Schomberg erschien hierauf an der Spitze königl. Truppen und lieferte den Auf-

rührern 1. Sept. 1632 bei Castelnaudary ein sehr kurzes Treffen, in welchem M., nach verzweifelter Anstrengung, auf den Tod verwundet wurde. Man fand ihn so auf dem Schlachtfelde und führte ihn gefangen nach Toulouse, wo das Parlament über ihn das Todesurtheil fällte. Obschon er tiefe Reue zeigte und zahllose Fürsprecher hatte, so war doch Ludwig XIII. zur Begnadigung nicht zu bewegen. Am 30. Oct. 1632 wurde er auf dem Stadthause zu Toulouse enthauptet. Keiner seiner Zeitgenossen soll ihn an Schönheit, Anmuth und Kühnheit übertroffen haben. Da er keine Kinder hinterließ, so fielen die Güter dieser Linie an seine Schwester Charlotte, die Gemahlin Heinrich's II. von Bourbon-Condé; durch den Tod des letzten Condé gingen dieselben an das Haus Orleans über.

Montmorency (Matthieu Jean Félicité, Herzog von M.-Laval), franz. Minister während der Restauration und Pair, wurde zu Paris 10. Juli 1766 geboren. Er kämpfte im nordamerik. Freiheitskriege und trat beim Ausbruche der Revolution als Abgeordneter seines Standes in der Nationalversammlung für die polit. Bewegung auf. Als der Krieg gegen das Ausland begann, bot er sogar seinen Degen an und stellte sich unter den Befehl des Marschalls Luckner. Allein die reißenden Fortschritte der Revolution bewogen ihn, aus Frankreich in die Schweiz zu fliehen, wo ihm Frau von Staël zu Coppet ein Asyl eröffnete. Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft kehrte er nach Frankreich zurück; doch sein inniges Verhältniß zur Staël machte ihn später Bonaparte verdächtig, sodaß er mehrfache Verfolgungen erdulden mußte. Nach der Restauration wurde er deshalb der eifrigste Vertreter des bourbonischen Interesses. Er erhielt im April 1814 beim Grafen Artois die Stelle eines Adjutanten, begleitete 1815 die Herzogin von Angoulême nach Bordeaux und London und ging dann nach Gent zu Ludwig XVIII. Der König, der in ihn großes Vertrauen setzte, ernannte ihn 17. Aug. 1815 zum Pair und nach Entlassung der Minister Pasquier und Siméon 24. Dec. 1821 zum Minister des Auswärtigen und bald darauf zum Präsidenten des Cabinets. Als solcher ging er 1822 zum Congresse nach Verona und beförderte 1823 den Krieg gegen die span. Cortes. Weil er mit Villèle zerfiel, mußte er jedoch sein Portefeuille an seinen Freund Châteaubriand abgeben. Karl X., der ihn besonders liebte, weil er die Jesuiten begünstigte, ernannte ihn zum Erzieher des jungen Herzogs von Bordeaux. M. starb 24. März 1826 in der Kirche während des Gebets. Ohne daß er je etwas geschrieben, hatte ihn die Akademie zu ihrem Mitgliede erwählt.

Montpellier, die Hauptstadt des franz. Depart. Hérault im frühern Languedoc, liegt $1\frac{1}{3}$ M. vom Mittelmeer auf einem hohen Hügel an dem kanalisirten Flüßchen Lez und an der Eisenbahn in einer reizenden, durch ihr mildes Klima berühmten und deshalb Kranken zur Heilung empfohlenen Gegend. Sie ist der Sitz eines Bischofs und eines reform. Consistoriums, eines Appellationshofs, eines Assisenhofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts und dreier Friedensgerichte, einer Handels- und Ackerbaukammer, eines Akademiebezirks für fünf Departements und der Hauptort der 10. Militärdivision. Die Stadt hat eine Citadelle, 21 Kirchen, darunter eine reformirte, und zählt (1861) 51865 E., davon 7—8000 Protestanten. Die eigentliche Stadt hat schmale, steile und zum Theil winkelige, aber reinliche Straßen mit guten Häusern. Regelmäßig und schön gebaut sind die Vorstädte, und namentlich am Bahnhofe und im Faubourg de la Saunerie erheben sich elegante moderne Gebäude. Im ganzen ist M. eine der schönsten Städte Südfrankreichs. Eine Zierde des Orts ist der mit hübschen Anlagen und einem Wasserschloß versehene, mit einer bronzenen Reiterstatue Ludwig's XIV. geschmückte öffentliche Platz Peyrou auf einer Anhöhe, von wo man die Pyrenäen, das Meer, die Cevennen und den Mont Ventoux jenseit Avignons erblickt. Die Stadt ist über 1 M. weit von einer schönen Campagne mit Gärten, Obstpflanzungen und Landhäusern umgeben. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus der 1364 erbaute Dom St.-Peter, der 1846 erbaute Justizpalast mit den Statuen des Cardinals Fleury und des Erzkanzlers Cambacérès, die Präfectur, die elegante Börse, das Stadthaus, das Theater, die Medicinische Schule. Bemerkenswerth sind noch der 1691—92 erbaute Triumphbogen oder das Thor du Peyrou und die 1753—66 angelegte prächtige Wasserleitung. Die Stelle der frühern, 1196 gestifteten Universität vertreten jetzt die drei Facultäten der Medicin, der exacten und der schönen Wissenschaften. Die medic. Facultät, neben der zu Paris und zu Strasburg die einzige Frankreichs, erfreut sich noch immer ihres alten Rufs. Dieselbe wurde von arab. Aerzten gegründet, welche, aus Spanien vertrieben, bei den Grafen von M. gastliche Aufnahme fanden. Die Anstalt besitzt eine Bibliothek von 30000 Bänden und 600 Handschriften, ein Anatomisches Museum und einen herrlichen Botanischen Garten, den ältesten Frankreichs (seit 1598). Außerdem hat M. eine höhere Schule für Pharmacie, ein Lyceum, ein Priesterseminar, ein Lehrer- und Lehre-

rinnenseminar, höhere Freischulen für Handelswissenschaften und Industrie, für Zeichen-, Maler-, Bildhauerkunst, Architektur und Musik, eine Blinden-, eine Taubstummen- und andere gemeinnützige Anstalten. Zudem besitzt die Stadt eine öffentliche Stadtbibliothek von 35000 Bänden, das Museum Fabre für Gemälde und Zeichnungen, zwei andere für Artilleriegegenstände und für Naturalien, eine Sternwarte, Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft, endlich ein großes allgemeines Krankenhaus, ein Hospital, ein Waisenhaus, ein Hospiz für Geisteskranke, ein Zellengefängniß, ein Centralgefängniß (ehemaliges Ursulinerinnenkloster) für 550 weibliche Sträflinge, ein Leihamt, das ohne Zinsen den Armen Geld vorstreckt. Neben der Wissenschaft blühen in M. auch eine vielseitige Industrie und Handel. Großartig ist namentlich die Fabrikation von Grünspan, Cremortartari und andern Chemikalien, von Stearinkerzen (jährlich für 10 Mill. Frs.), von weltberühmtem Branntwein (Troix six), von Liqueuren, Absynthextract, Essenzen, Oelen, Chocolade. Ferner fertigt man Wägeinstrumente, Twiste, Flockseide, wollene und baumwollene Decken, Flanell und andere Stoffe, Korkpfropfen, feinere Lederwaaren, Buntpapier u. s. w. Endlich gibt es Eisen- und Kupfergießereien, Wachsbleichen und Gerbereien. Den Handel unterstützt der ins Meer führende Kanal Grave und die Eisenbahnverbindung mit Lyon, Toulouse, namentlich zunächst mit Cette (s. d.), welches als Hafen von M. angesehen wird. Jährlich werden zwei Messen gehalten. Die Hauptgegenstände des Handels sind die eigenen Fabrikate, span. Producte, Südfrüchte und andere Landeserzeugnisse. M. (im Mittelalter lat. Mons Pessulanus oder Mons Puellarum) soll 737 von Flüchtlingen aus Maguelonne gegründet sein; jedenfalls blühte es frühzeitig zu einer bedeutenden Stadt empor. Es wurden daselbst 1162—1258 fünf Concile gehalten. Nach dem Aussterben seiner eigenen Herren kam M. gegen Ende des 13. Jahrh. durch Erbschaft an die Könige von Aragonien und von diesen an die von Majorca, denen es 1350 Philipp VI. von Frankreich abkaufte. Unter Heinrich III. wurde es ein Hauptsitz der Hugenotten und unterwarf sich erst nach vielen Kriegen und langer Belagerung 1622 der Regierung.

Montpensier (Anne Marie Louise von Orleans, bekannt unter dem Namen Mademoiselle, Herzogin von), geb. zu Paris 29. Mai 1627, war die Tochter des Herzogs Gaston von Orleans (s. d.), des Bruders Ludwig's XIII. von Frankreich, und Maria's von Bourbon, der Erbin des Hauses M. Den größten Theil ihres Lebens beschäftigte sie sich mit Heirathsentwürfen, die meist daran scheiterten, weil der Hof ihr außerordentliches Vermögen nicht in fremde Hände übergehen lassen wollte. Gleich ihrem Vater war sie stolz, heftig, eitel und unternehmend; doch theilte sie nicht dessen Feigheit und Wankelmüthigkeit, sondern war kühn und festen Charakters. Als die Unruhen der Fronde (s. d.) ausbrachen, suchten sich die Parteien ihrer zu bemächtigen. Wiewol sie Ursache hatte, sich über die Verlegenheit des Ministers Mazarin und der Königin Anna zu freuen, unternahm sie doch in den ersten Jahren nichts Feindseliges gegen den Hof. Als sich aber endlich ihr Vater mit dem Prinzen von Condé verband, ergriff nun auch sie aus Liebe für den erstern entschieden die Sache der Frondeurs. Im März 1652 schickte der Herzog seine Tochter nach Orleans, um die Stadt seiner Partei zu erhalten. Die Prinzessin brachte es durch ihr kühnes Betragen in der That dahin, daß die Bürger ihre Thore den Truppen des Hofs verschlossen. Noch wichtiger war der Dienst, den sie der Fronde 2. Juli desselben Jahres während des Treffens in der Vorstadt St.-Antoine zu Paris leistete. Die Bürger der Hauptstadt, des Kriegs müde, verweigerten dem von Turenne hart bedrängten Condé die Oeffnung der Thore. Nur durch die eifrigsten Bemühungen gelang es der Prinzessin, den Einlaß der Insurgenten durchzusetzen. Als aber auch Turenne mit eindrang, begab sie sich in die Bastille und ließ hier, auf einen ihrem Vater abgedrungenen Befehl, die Kanonen auf die königl. Truppen abfeuern, was dieselben zum Rückzuge zwang. Die Aussöhnung ihres feigen Vaters mit dem Hofe brachte sie in große Gefahr. Sie verbarg sich anfangs bei ihren Freunden und ging dann auf ihr Landgut St.-Fargeau, wo sie Verbindungen mit dem nach Spanien übergetretenen Condé unterhielt und eine Menge geistreicher Männer um sich sammelte. Erst nach vier Jahren, 1657, durfte sie an den Hof zurückkehren. Im Alter von 40 J. verliebte sie sich leidenschaftlich in den jungen und schönen Grafen von Lauzun, der diese Neigung wol kaum im Ernste erwiderte. Sie besaß 20 Mill. Frs., vier Herzogthümer, die Herrschaft Dombes, die Grafschaft Eu und den Palast Luxembourg und gefiel sich in der Idee, dieses unermeßliche Vermögen ihrem Geliebten ohne Vorbehalt zuzubringen. Der König Ludwig XIV. willigte auch im Nov. 1670 aus Freundschaft für Lauzun in die Vermählung, und der Ehecontract wurde geschlossen. Allein die Montespan, die Feindin Lauzun's, stellte dem Könige das Nachtheilige dieser Verbindung rücksichtlich der Interessen des königl. Hauses vor, sodaß Ludwig sein Wort zurücknahm. Lauzun wurde

bald darauf eingekerkert, und dies geschah wahrscheinlich, weil er sich heimlich mit der Prinzessin vermählt hatte. Vergebens setzte jetzt die fast närrisch verliebte Fürstin Bitten, Thränen und Drohungen daran, ihrem Geliebten die Freiheit zu verschaffen. Erst als sie dem Herzoge von Maine, dem Sohne der Montespan, die Herrschaft Dombes und die Grafschaft Eu abgetreten, wurde Lauzun nach 10jähriger Gefangenschaft freigelassen. Lauzun vergalt jedoch seiner großmüthigen Geliebten das Opfer schlecht; er stellte dieselbe bloß und mishandelte sie, sodaß sie sich 1685 von ihm trennte. In ihren letzten Jahren widmete sich die Prinzessin ganz der Religion und frommen Werken. Sie starb 5. März 1693. Ihre «Mémoires» (8 Bde., Amsterd. 1746; beste Ausg. von Chéruel, 4 Bde., Par. 1858) sind für die Hofgeschichte wichtig. Ihr Universalerbe war der Herzog von Orleans, der Bruder Ludwig's XIV.

Montpensier (Herzog von), s. Orleans (Haus).

Montreal, nebst Quebec die wichtigste Stadt von Untercanada, liegt am Südende einer 7 M. langen und über 2 M. breiten, überaus fruchtbaren und gut angebauten Insel in dem vom Lorenzstrom gebildeten See St.-Louis und ist sehr schön gebaut, die Oberstadt schöner als die Unterstadt. Unter den meist breiten Straßen ist die Notre-Damestraße die längste; in ihr befinden sich die meisten öffentlichen Gebäude. Die sieben Vorstädte sind mit beiden Haupttheilen in Verbindung gesetzt. Auf dem Markte steht die 30 F. hohe Statue Nelson's. Der prächtige, 225 engl. F. lange, erst 1829 vollendete kath. Dom ist das schönste Bauwerk im brit. Amerika und nächst der Kathedrale in Mexico die großartigste Kirche der Neuen Welt; derselbe ist im goth. Stile gebaut, und in seinem Innern finden reichlich 10000 Menschen Platz. Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1861) auf 90323, meist von franz. Abkunft, sodaß auch das Französische die Umgangssprache ist. Die Stadt besitzt mehrere höhere Lehranstalten, seit 1821 auch eine engl. Universität. M. ist wichtig als Handelsplatz, namentlich auch als Hauptstapelplatz des Pelzhandels der Hudsonsbai-Compagnie. Es verdankt seine Blüte seiner vortrefflichen Lage, indem es an dem Punkte erbaut ist, wo der Lorenzstrom für Seeschiffe fahrbar zu sein aufhört. Durch Eisenbahnen wird es mehrfach mit dem übrigen Canada und den Vereinigten Staaten, insbesondere mit den Städten Plattsburg, Portland, Boston und Newyork in Verbindung gesetzt. Die Grand-Trunk-Eisenbahn überschreitet hier den St.-Lorenz auf der prachtvollen Victoriabrücke, eine der größten Hängebrücken der Welt, deren Herstellung an 2 Mill. Dollars gekostet hat. Die Rhederei der Stadt, deren Hafen man mit großem Kostenaufwand verbessert, ist bedeutend. Die Einfuhr beträgt mehr als 4 Mill. Pfd. St. Die Ausfuhr, nicht weniger bedeutend, besteht in Landesproducten, in Pelzwerk, Pottasche, Perlasche, Weizen, Gerste, Mais, Erbsen, Bohnen, Mehl, Schweinefleisch, Butter, Honig und Fischen, von welchen letztern für 70—80000 Pfd. St. nach Westindien gehen. Auch der Holzhandel ist beträchtlich; doch steht hierin Quebec voran. M. wurde 1640 angelegt und hieß früher Villemarie. 1688 richteten die Indianer ein fürchterliches Blutbad unter den Franzosen zu M. an. Die Stadt wurde 1760 den Franzosen unter Vaudreuil als ihr letztes Besitzthum in Canada von den Engländern unter Lord Amherst entrissen. Am 23. Nov. 1775 ward sie von den Nordamerikanern unter Montgomery durch Capitulation Carleton's eingenommen, im Frühjahr 1776 aber wieder geräumt. Bis zum April 1849 war M. die Hauptstadt von Untercanada, mußte aber in diesem Jahre infolge eines Pöbelaufstandes den Regierungssitz an Quebec abtreten.

Montreux, eine Gemeinde im District Vevay des schweiz. Cantons Waadt, zählt 3000 E. und besteht aus etwa 20 kleinern Dörfern (Clarens, Glion, Veytaux, Vernex, Territet u. s. w.), welche von den Abhängen der Dent de Jaman bis zum Ufer des Genfersees zerstreut liegen. Die Gegend, das «schweizerische Nizza», ist berühmt wegen ihrer herrlichen, gesunden Lage und ihres überaus milden Klimas, welches durch die im Norden schützend sich hinziehenden Gebirge bedingt wird. Feigen, Granaten, Lorbern, ja selbst Oliven gedeihen im Freien, Rosen und Veilchen blühen fast das ganze Jahr hindurch. Schnee und stärkere Fröste sind selten. Die sehr wohlhabenden Einwohner beschäftigen sich größtentheils mit Weinbau, der einen sehr guten Ertrag liefert. Die Volkssitten haben manches Eigenthümliche bewahrt, wie z. B. das Narzissenfest im Frühjahr. Von dem Tuffsteinfelsen, auf welchem die schöne, alte Kirche liegt, genießt man eine der berühmtesten Aussichten über den Genfersee. M. wird namentlich Brustkranken als Winteraufenthalt empfohlen, ist aber auch außerdem von einer großen Fremdenmenge das ganze Jahr hindurch besucht. Clarens hat durch Rousseau's «Neue Heloise» eine literarisch-ästhetische Berühmtheit erlangt. In der Nähe liegt das alte Schloß Chillon (s. d.).

Montrose, Marktstadt, Parlamentsborough und Hafenplatz der schott. Grafschaft Angus oder Forfar, an der Eisenbahn auf einer sandigen Landzunge am engen Eingange einer geräu-

migen, aber etwas seichten Nordseebucht, in welche der von einer 714 par. F. langen Kettenbrücke überspannte South-Esk mündet, hat ein Stadthaus, eine Leinwandhalle, ein Seminar, eine Lateinschule und 20 andere Schulen, ein Museum, eine Bibliothek, ein Theater, öffentliche Badeanstalten, ein Krankenhaus, zwei Irrenanstalten, ein Gefängniß, eine Besserungsanstalt und eine Zufluchtsstätte. Die Einwohner, 14563 an der Zahl, unterhalten mehrere großartige Flachsspinnereien, Maschinenwebereien und mehrere hundert Handstühle (jährlich werden über 75000 Stück Leinwand producirt), große Bleichen, Seilerbahnen, Maschinenbauanstalten, Schiffswerfte, Brennereien, Stärke- und Lichtfabriken. Auch der Seehandel ist beträchtlich. 1860 gehörten zum Hafen 104 Schiffe zu 17088 Tons. Die Tragfähigkeit der ein- und auslaufenden Schiffe betrug 53189 Tons im auswärtigen Verkehr und 64087 Tons im Küstenhandel.

Montrose (James Graham, Marquis von), stammte aus einem schott. Adelsgeschlechte (s. Graham) und wurde 1612 zu Edinburgh geboren. In seiner Jugend machte er große Reisen durch Europa und bot dann Karl I. von England seine Dienste an. Auf Betrieb des Herzogs von Hamilton wies man ihn jedoch schnöde zurück, sodaß er nach Schottland ging und in der Armee der Presbyterianer ein Commando übernahm. Von den presbyterianischen Häuptern beleidigt und zurückgesetzt, ließ er sich nach einiger Zeit bewegen, erst heimlich, dann offen das königl. Interesse in Schottland zu vertreten. Er sammelte die Royalisten des Landes und eröffnete nach Ankunft eines Corps von 1100 Irländern 1644 gegen die Covenanter den förmlichen Krieg. Obschon er wol kaum großes Feldherrntalent besaß, entwickelte er doch außerordentliche Kühnheit, Geschick und Beharrlichkeit. Nachdem er 1. Sept. den Lord Elcho bei Tippermuir und 2. Febr. 1645 den Grafen Argyle bei Inverlochy aufgerieben, wurde ihm der General Baillie entgegengeschickt, den er an der Spitze seiner Hochländer 15. Aug. in einer blutigen Schlacht bei Kilsyth vernichtete. Hierauf rief er zu Glasgow ein königlich gesinntes Parlament zusammen, das Subsidien bewilligen mußte. Der bedrängte Covenant zog unterdeß die presbyterianische Armee unter Leslie aus England zurück, und von dieser überlegenen Macht wurde M. 13. Sept. 1645 bei Philiphaugh vollständig geschlagen. Er floh mit wenigen Begleitern über den Tweed und führte einen nutzlosen Parteigängerkrieg, bis ihm der im schott. Lager gefangen gehaltene König gebot, den Kampf einzustellen und ins Ausland zu gehen. Er wendete sich nach Frankreich und von da, weil ihn Mazarin sehr kalt behandelte, nach Deutschland, wo er in den letzten Feldzügen des Dreißigjährigen Kriegs zum kaiserl. General emporstieg. Nach dem Tode Karl's I. begab er sich in den Haag und bot Karl II. zur Wiedereroberung der Krone seinen Degen an. Er warb durch die Unterstützung Dänemarks und Schwedens ein kleines Corps, brachte dasselbe auf niederländ. Schiffen nach den Orkaden und landete endlich im April 1650 an den Küsten der Grafschaft Caithneß. Allein die Bevölkerung, des Kriegs müde, floh bei seinem Erscheinen, und Leslie schickte den Obersten Strachan ab, der die royalistischen Truppen beim ersten Angriff zerstreute. M. selbst floh als Bauer verkleidet in die Berge und mußte sich nach einigen Tagen, von Hunger und Kälte aufgerieben, einem seiner frühern Offiziere, Namens Aston, entdecken. Derselbe versprach ihn zu retten, lieferte ihn aber, von den 2000 Pfd. St. angelockt, die das Parlament auf seinen Kopf gesetzt hatte, an Leslie aus. Man schaffte ihn nach Edinburgh, wo ihn das Parlament verurtheilte, an einem 30 F. hohen Galgen gehangen zu werden. Er erlitt diese Strafe 21. Mai 1650 und starb mit großer Standhaftigkeit. Sein Kaplan Wishart hat sein Leben beschrieben. Vgl. auch Grant, «Memoirs of the Marquis of M.» (Edinb. 1857). — Nach der Restauration Karl's II. ward der Sohn M.'s in die Würden und Güter seines Vaters wieder eingesetzt. Dessen Enkel, James Graham, vierter Marquis von M., ward 1707 zum Herzog von M. erhoben und bekleidete unter Georg I. das Amt eines Staatssecretärs für Schottland. Er starb 1742. — James Graham, dritter Herzog von M., geb. 8. Sept. 1755, trat als Abgeordneter für Cambridge ins Parlament und wurde 1783 von seinem Freunde Pitt zum Lord des Schatzes ernannt. 1789 ward er Kriegszahlmeister und, nachdem er 1790 seinem Vater in dem Herzogstitel gefolgt war, Oberstallmeister. Er verließ diese Stellung 1795, um Mitglied des Indischen Amts zu werden, zog sich aber 1802 mit Pitt von der Regierung zurück. Als dieser 1804 von neuem an die Spitze des Ministeriums trat, ward M., der zu seinen treuesten Anhängern im Oberhause gehörte, Präsident des Handelsraths, welches Amt er 1806 nach dem Tode seines Freundes niederlegte. Von 1808—24 war er abermals Oberstallmeister und dann bis 1827 Oberkammerherr, worauf er sich mit dem Falle des Ministeriums Liverpool definitiv vom öffentlichen Leben zurückzog. Er starb in London 30. Dec. 1836. — Sein ältester Sohn, James Graham, vierter Herzog von M., geb. 16. Juni 1799, wie er eifriger Tory, war unter

dem Ministerium Lord Derby's vom Febr. 1852 bis Jan. 1853 Oberhofmeister (Lord Steward) des königl. Hauses. In dem zweiten Ministerium Derby, Febr. 1858 bis Juni 1859, wurde er Kanzler des Herzogthums Lancaster, und in dem 6. Juli 1866 gebildeten erhielt er die Stelle eines Generalpostmeisters.

Mont Saint-Jean heißt ein Dorf eine Viertelmeile von Belle-Alliance in dem Bezirke Nivelles der belg. Provinz Südbrabant, nach welchem die Franzosen die Schlacht bei Belle-Alliance oder Waterloo (s. d.) benennen.

Montserrat, eine berühmte, in der span. Provinz Catalonien gelegene Benedictinerabtei im Lobregatthale, welche von Barcelona aus jetzt mit der Eisenbahn leicht zu erreichen ist. Das zum größten Theil in Ruinen liegende ausgedehnte Kloster steht auf der halben Höhe des 3937 F. hohen Montserrat (des «gesägten Berges»), von dem die Sage geht, daß er in Hunderte von Felskegeln zerspalten sei, als Christus am Kreuz gestorben. Sifredo el Velloso, Graf von Barcelona, ließ hier an der Stelle, wo ein wunderthätiges Marienbild gefunden wurde, 880 das Kloster erbauen, welches Philipp II. 1599 vergrößerte und reich dotirte. Gelehrte Benedictiner waren bereits 976 hierher versetzt worden, welche eine große Bibliothek anlegten, die nebst allen Kostbarkeiten bei der Zerstörung durch die Franzosen 1814 in Flammen aufging. Nach der Restauration Ferdinand's VII. begann der Bau von neuem, stockte aber, als die Mönche während der karlistischen Unruhen vertrieben wurden, und gelangte so nicht zur Vollendung. Seit der Aufhebung des Ordens verfiel das Kloster mehr und mehr. Das Kloster wird jetzt nur von acht ehemaligen Benedictinern bewohnt. Berühmt wurde es namentlich dadurch, daß hier Ignaz von Loyola in tiefer Zurückgezogenheit den Gedanken zur Stiftung des Jesuitenordens faßte.

Montur (franz.), Montirung nennt man die Bekleidung des Soldaten. Diese wurde bis in das 17. Jahrh., gleich den Waffen, nicht vom Staate oder Soldherrn geliefert, sondern mußte von jedem Krieger selbst beschafft werden. Erst mit der Einführung stehender Heere übernahm der Staat die Sorge, seine Truppen, wie man es damals nannte, zu montiren, d. h. auszurüsten, welcher Ausdruck dann auf die Bekleidung beschränkt wurde. Da diese Bekleidung fortan gleichförmig geschah, so hat man auch M. mit Uniform gleichbedeutend gebraucht. Seitdem bilden die Montirungsangelegenheiten einen wichtigen Theil des Kriegshaushalts. Sie werden in den Heeren nach verschiedenen Grundsätzen betrieben; doch ist überall dafür ein bestimmter Etat ausgeworfen. Man unterscheidet gewöhnlich noch große und kleine Montirungsstücke: die erstern sind Rock (oder was dem entspricht), Mantel, Beinkleider, Kopfbedeckung; die letztern Halsbinde, Hemd, Fußbekleidung u. s. w. Die M. werden den Truppen entweder in Montirungsdepots angefertigt, nach jährlichen Contingenten geliefert, oder von den Truppen, die dafür Geldvergütung erhalten, selbst beschafft, wozu Oekonomie-Commissionen, gewöhnlich unter einem Stabsoffizier, bestehen. Die Mannschaften erhalten ein Montirungsbuch, in welchem die ihnen zuständigen Stücke verzeichnet sind und der Empfang eingetragen wird.

Monumente sind Kunstwerke, meist von größerer Ausdehnung, welche zum Andenken an eine merkwürdige Begebenheit oder hervorragende Persönlichkeit errichtet werden. Dazu kann die Baukunst, die Sculptur und die Malerei aufgerufen werden. Man versteht daher unter Monumentaler Kunst nicht etwa eine von diesen Künsten, sondern man bezeichnet damit den Theil der Wirksamkeit der Künste, der sich mit Hervorbringung monumentaler Werke beschäftigt. Weil Kunstwerke, welche ihren Platz in der Oeffentlichkeit haben, zugleich bedeutungsvoll und für die Dauer bestimmt zu sein pflegen, so hat man den Ausdruck «monumental» auch auf sie überhaupt übertragen und spricht z. B. von monumentaler Malerei, wenn man von großen Wandgemälden redet, welche für die Dauer an oder in öffentlichen Gebäuden ausgeführt werden, ebenso wie man unter monumentaler Baukunst denjenigen Theil der Architektur versteht, der die Aufführung von Kirchen und öffentlichen Gebäuden zur Aufgabe hat. Für die Staaten- und Culturgeschichte der Völker sind die M. die ältesten und wichtigsten Quellen. Namentlich ist dies der Fall bei den alten Aegyptern, die ihre Kunstdenkmäler in ausgedehntem Maße mit hieroglyphischer Schrift bedeckt haben. Als M. im engern Sinne galten bei den Aegyptern die Grabmäler der Könige, jene vierzig vielgefeierten Pyramiden. Doch bildete die ägypt. Kunstweise auch die Tempel und vor allem die Paläste der Herrscher durch Statuen, Malereien und Inschriften zu M. der Könige. Auch Asien hat seine pers. Felsengräber in der Gegend des alten Persepolis und sein Grabmal des Cyrus beim alten Pasargadä, Indien seine merkwürdigen Felsenmonumente in den Ghatgebirgen. Grabmäler gefallener Helden sind auch die ältesten M., deren in den Quellen der classischen Kunst Erwähnung geschieht. Griech. und röm. Tempelbauten sind ebenso sehr als M. für den Gott und für wichtige Ereignisse anzusehen, als

daß man sie dem stricten Cultusbedürfniß zuzuschreiben hätte. Aus der spätern Zeit kennt man zwei choragische, für errungene Siege errichtete M. in Athen. Ehrenbildsäulen kennt ebenfalls erst die spätere classische Kunst; bis dahin hatte man nur Götter zu bilden gewagt. Zuerst galten diese Ehrenbildsäulen den Athleten, und zwar zeigten sie anfangs noch keine Porträtsähnlichkeiten auf. Lysippus war zuerst ausgezeichnet in Porträts. Bekannt ist dessen große Reitergruppe von Alexander d. Gr. mit den 25 Gefährten desselben. Auch die Malerei bei den Griechen hat aus den Perserkriegen Anlässe zur Verherrlichung siegreicher Kämpfe genommen. Rom schuf Triumphbogen und Ehrensäulen. Wahrhaft unglaublich ist aber die Zahl der öffentlichen Standbilder, welche das classische Alterthum erzeugt hat. Die Sitte, solche zu stiften, nahm in Rom so überhand, daß 161 v. Chr. die Censoren Cajus Scipio und Marcus Popilius alle Statuen von Magistraten, die nicht vom Volke oder vom Senat gestellt waren, um das Forum wegnehmen lassen mußten. Unsinnige Schmeichelei veranlaßte übereilte Anfertigung der Bilder, und darum gab es zuletzt mehr schlechte als mittelmäßige darunter. Besonders vollständig hat man die Kaiser in Statuen aller Art und in Büsten gebildet. Eitelkeit von der einen, Schmeichelei von der andern Seite ließ sie oft in einem höhern, heroisirten oder gar vergöttlichten Charakter erscheinen. Es sind auch die Denkmünzen zu erwähnen, die durch Köpfe oder Inschriften den Charakter von M. erhielten. In der modernen Kunst, in welcher die Aufgabe, den Cultus zu verherrlichen, mehr der Malerei als der Plastik zufällt, ist das Hauptgeschäft der Plastik allerdings das Monument. Die moderne Plastik hat darin sehr Vortreffliches und Bewunderungswürdiges geleistet und die schwierige Aufgabe, unkünstlerisches Costüm zu überwinden und dem Werke außer dem Affectionswerth Kunstwerth beizulegen, in neuester Zeit mit immer wachsendem Erfolge gelöst.

Monza, im Alterthum und Mittelalter Modicia oder Modoecia genannt, Stadt und Hauptort eines Kreises in der ital. Provinz Mailand, zu beiden Seiten des von einer schönen Granitbrücke überspannten Lambro gelegen und mit Mailand durch eine Eisenbahn verbunden, zählt (1861) 15587 E., die Fabriken und Manufacturen in wollenen Tüchern, Hüten und Lederwerk unterhalten. Die Stadt ist der Sitz einer Unterpräfectur und hat ein Convict, ein Lyceum und ein Gymnasium. Der Ostgothenkönig Theodorich baute zu M. ein Palatium, die longobard. Könige hatten daselbst ihr Residenzschloß, das noch den auf hohen Pfeilern ruhenden alten Justizpalast bildet. Neue Berühmtheit erhielt die Stadt durch Kaiser Friedrich Barbarossa. In der schönen Domkirche zu St.-Johannes, die 595 von der longobard. Königin Theudelinde gegründet, aber im 14. Jahrh. von M. Campione ganz erneuert wurde, wird, außer dem Sarkophag der Gründerin aus dem 13. Jahrh., mehrern andern Reliquien, Kunstgegenständen und Kostbarkeiten, auch die im Oct. 1866 von Oesterreich an Italien überlassene Eiserne Krone (s. d.) aufbewahrt. Der Palazzo-imperiale (königl. Schloß) ist ein großes, sehr elegantes Gebäude, welches reiche Gemächer und schöngemalte Säle enthält, merkwürdiger aber durch den dasselbe umgebenden Park ist. Derselbe hat 9 Miglien im Umfang, ist von einer Mauer umschlossen und in vier Abtheilungen abgesondert, den botan., chines., franz. und engl. Garten. Es ist dies die größte Gartenanlage Italiens, die schöne Partien, seltene Pflanzen, eine große Baumschule und einen Thiergarten enthält. Außerdem gibt es in der Umgegend von M. eine Menge prachtvoller Landhäuser.

Moor (in Oberdeutschland auch Moos) nennt man sumpfiges, morastiges Land von meist schwarzer Beschaffenheit infolge der vegetabilischen Beimischungen. Dem M. steht entgegen der Sumpf (s. d.) und zwischen beiden der Bruch (s. d.). Man unterscheidet Grünmoore, welche auf ihrer Oberfläche mit Rasen und hohen Gräsern überzogen sind; Hochmoore, wenn das M. sehr hoch liegt, und Schwarz- und Heidemoore, auf denen blos Heidepflanzen wachsen. Sowol zum Heugewinn wie zur Weide sind die M. nur von geringem Werth; letzterer ist vielmehr dadurch bedingt, daß sie sich oft zum Torfstich eignen. (S. Torf.) Die größten M. findet man in Amerika und Westindien, auch im nördl. Europa, besonders in Irland, sowie in Ungarn und Polen. In Deutschland sind als die bedeutendsten M. zu bemerken die in Ostfriesland, in der Lüneburger Heide, das Teufelsmoor bei Bremen, das Bourtangermoor in Ostfriesland und den niederländ. Provinzen Drenthe und Gröningen, und das trocken gelegte Donaumoos in Baiern. Das in den genannten und andern deutschen Gegenden übliche Moorbrennen veranlaßt mit den Höhenrauch (s. d.).

Moore (Sir John), ein tapferer brit. General, der Sohn des als Arzt und Schriftsteller bekannten Dr. Moore, wurde zu Glasgow 1761 geboren und erhielt seine Erziehung auf dem Festlande, wo sich sein Vater als Gesellschafter des Herzogs von Hamilton aufhielt. Durch die Vermittelung des letztern trat er 1776 in die brit. Armee und wohnte dem amerik. Kriege bei,

1793 dem Zuge nach Gibraltar und im folgenden Jahre der Expedition gegen Corsica. Unter anderm zeichnete er sich bei der Belagerung von Calvi aus und erhielt dafür, als er im Nov. 1795 mit dem General Stewart zurückkehrte, den Grad eines Brigadegenerals. Als solcher folgte er im Febr. 1796 Sir Ralph Abercromby nach Westindien, der ihm nach der Eroberung von Sta.-Lucia im Mai 1796 das Gouvernement dieser Insel anvertraute. M. reinigte die Insel von den Negerbanden, mußte aber im Aug. 1797 seiner Gesundheit wegen nach England zurückkehren. Er übernahm nun ein Commando bei den brit. Streitkräften in Irland und leistete der Regierung in dem Aufstande von 1798 außerordentliche Dienste, sodaß er zum Generalmajor emporstieg. Im Juni 1799 begleitete er den Herzog von York auf der Expedition nach Holland und wurde schwer verwundet. Kaum genesen, schiffte er sich mit der zur Expedition nach Aegypten bestimmten Armee unter Abercromby ein, ward bei Abukir abermals verwundet, vermochte jedoch an der Belagerung von Kairo theilzunehmen. Nach der Einnahme von Alexandria kehrte er nach England zurück und erhielt ein Commando im Innern. Im Mai 1808 wurde er zum Obergeneral des 10000 Mann starken Corps ernannt, welches Schweden gegen die Russen und Dänen unterstützen sollte. Der König Gustav IV. überwarf sich bei der Landung zu Gothenburg mit ihm und ließ ihn einen Augenblick festnehmen, weshalb M. die Expedition zurückführte. Hierauf erhielt er den Auftrag, nach Portugal abzugehen, wo er den Oberbefehl übernahm und nach Spanien gegen Burgos vordrang, in der Hoffnung, daß die zahlreichen span. Insurgenten sich ihm anschließen würden. Obschon er zu Salamanca wahrnehmen mußte, daß eine schnelle Vereinigung sämmtlicher Streitkräfte unmöglich sei, wagte er doch, dem General Hope auf Madrid nachzuziehen. Soult stellte sich ihm bei Saldanha entgegen, und Napoleon selbst setzte sich in Bewegung, um die Briten vom Meere abzuschneiden. M. entschloß sich in dieser Lage, den Rückzug nach Coruña anzutreten und dort seine sämmtlichen Streitkräfte einzuschiffen. Er gewann einen bedeutenden Vorsprung, indem er die Franzosen durch angezündete Feuer täuschte, und langte 11. Jan. 1809 vor Coruña an. Indeß ereilten ihn die Franzosen doch und zwangen ihn 16. Jan. zu einer blutigen Schlacht, in welcher er tödlich verwundet wurde. Er starb nach einigen Stunden mit der Gewißheit, daß sein Heer gerettet sei. Sein Bruder gab eine Geschichte dieses Feldzugs (Lond. 1809) und das Leben M.'s (Lond. 1834) heraus; gründlicher beurtheilt ihn Napier in der «**History of the war in the peninsula**» (3 Bde., Lond. 1832).

Moore (Thomas), einer der berühmtesten unter den neuern engl. Dichtern, geb. 28. Mai 1780 zu Dublin, der Sohn eines dortigen kath. Kaufmanns, bezog im 14. J. die Universität zu Dublin und ging 1799 nach London, um im Middle-Temple die Rechte zu studiren. Hier gab er seine treffliche Uebersetzung des Anakreon, die er schon in früher Jugend begonnen haben soll, heraus. 1803 erhielt er die Stelle eines Secretärs beim Admiralitätsgerichte auf der Insel Bermuda, die er durch einen Stellvertreter verwalten ließ, während er selbst die Vereinigten Staaten bereiste, die aber seine Erwartungen nicht befriedigten, daher er sie in seinen «Odes and epistles» (2 Bde., Lond. 1806) scharf mitnahm. Bald nachher gab er unter dem Namen Thomas Little eine Sammlung Liebesgedichte heraus, die mitunter etwas schlüpfrig sind, aber sich durch Anmuth und Wärme ungewöhnlichen Beifall erwarben. Geringen Erfolg hatten dagegen seine dramatischen Versuche. Hierauf wendete er sich zur Satire und schrieb mehrere Flugschriften in Versen und in Prosa, in denen er mit beißendem Witz und Spott die Torypartei und selbst den Prinzregenten verfolgte, und denen sich später «The Fudge family in Paris» (1818) und «Fables for the Holy Alliance» (1823) anschlossen. Bleibendern Werth haben seine «Irish melodies», Texte zu Stevenson's irischen Nationalmelodien, von welchen die ersten 1813 erschienen, und deren Herausgabe, in Zwischenräumen fortgesetzt, erst 1837 geschlossen wurde. Ein Seitenstück dazu bilden die «Sacred songs, duets, and trios» (1816), mit Musik von M. und Stevenson. Sein größtes und gefeiltestes Werk, die morgenländ. Dichtung «Lalla Rookh», erschien 1817. M. bereiste nun, anfangs von Lord John Russell begleitet, Frankreich und Italien und war 1822 auch genöthigt, längere Zeit seinen Wohnsitz in Paris zu nehmen, da in England ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen war, indem sein Stellvertreter in Bermuda Gelder veruntreut hatte. M. deckte indeß die fehlenden Summen mit dem Ertrage seiner Schriften, kehrte 1823 wieder nach England zurück und nahm seinen Wohnsitz in einem Landhause bei Devizes in Wiltshire. Von dichterischen Werken erschienen von ihm nur noch «The loves of the angels» (1823), eine Art Seitenstück zu «Lalla Rookh», und sein Roman «The Epicurean» (1827). Seitdem scheint er das Gebiet der Dichtung verlassen und sich dem Studium der Geschichte seines Vaterlandes zugewendet zu haben. Schon 1823

hatte er in seinen «Memoirs of the life of captain Rock» eine Schilderung von dem Zustande Irlands gegeben, die trotz der vorherrschenden Parteifarbe das von der engl. Regierung gegen die Irländer seit Jahrhunderten befolgte System wahr darstellt. Seine «Memoirs of Lord Edward Fitzgerald» (2 Bde., Lond. 1831) sind ein schätzbarer Beitrag zur irischen Geschichte. Dagegen fand die glänzende Sophistik, die er in seinen «Travels of an Irish gentleman in search of religion» (2 Bde., Lond. 1833) zeigte, mehrere tüchtige Gegner. Eine «History of Ireland» lieferte er 1835 in Lardner's «Cyclopedia». Auch gab er 1821 Sheridan's Werke heraus und schrieb 1825 dessen Biographie, die interessant, jedoch nicht ohne Mängel ist. Die von ihm herausgegebenen «Letters and journals of Lord Byron with notices of his life» (1830) sind kein Ersatz dafür, daß er die von Byron ihm anvertrauten handschriftlichen Denkwürdigkeiten auf Andringen von dessen Verwandten vernichtete. Im ruhigen Genuß einer Pension von 300 Pfd. St., die ihm seine polit. Gönner ausgewirkt hatten, verbrachte M. die letzten Jahre seines Lebens, bis er zu Sloperton-Cottage 26. Febr. 1852 starb. Seine Papiere wurden von seinem langjährigen Freunde, Lord Russell, geordnet und zum Besten der Witwe herausgegeben (8 Bde., Lond. 1853—56). M.'s Eigenheiten als Dichter sind Anmuth des Ausdrucks und reiche Bildersprache; aber er hat mehr Witz als Phantasie und ist mehr sinnreich als innig. Seine Poesie bezaubert, aber sie erhebt nicht, und so gern er sich auch mit Schilderungen der Liebe beschäftigt, hat er doch nie gewagt, in die Tiefe des menschlichen Herzens hinabzusteigen.

Moorhirse oder Sorghogras (Sorghum) heißt eine zu den Gräsern gehörende Getreidegattung, welche einblütige männliche und Zwitterährchen nebeneinander in endständiger Rispe trägt, und bei welcher die lederartigen Kelchspelzen der eirunden oder eilänglichen Aehrchen an der Spitze klein-dreizähnig sind. Es sind meistens einjährige, selten ausdauernde Gräser, mit hohen, starken, markerfüllten Halmen und breiten, maisähnlichen Blättern. Der Saft des Marks ist zuckerhaltig. Obschon der Ertrag des M. sehr groß ist, eignet sich doch dieses Getreide nur für ein wärmeres Klima, und man baut daher die verschiedenen Arten desselben nur im südl. Europa, in Afrika und in Asien häufig an. Bei uns muß die Aussaat schon im Anfange des April geschehen, und es gehört ein warmer Sommer dazu, wenn die Reife im Anfange des September erfolgen soll. Am ehesten reift bei uns noch der gemeine M. (S. vulgare), welcher eine eirund-ovale, sehr gedrängte, kolbenartige Rispe trägt, deren Spelzen (Klepper) braun, braunroth und schwarz abändern. In Syrien, Arabien und Afrika werden Speisen aus den Samen bereitet; in Europa aber wird das Mehl größtentheils nur gemengt gebraucht, da es nicht sehr schmackhaft ist. Der Zuckermoorhirse (S. saccharatum Pers.) hat eine ausgebreitete, weitabstehende Rispe und süßeres Mark des Halms; er wird besonders in Ostindien und im Veronesischen, seit einiger Zeit auch in Südfrankreich und Algerien angebaut. Aus seinem süßen, bis zu 12 Proc. Zucker enthaltenden Safte wird in Frankreich eine Art Wein bereitet. Am besten gedeiht dieses Gras in einem tief umgearbeiteten, fruchtbaren, leichten Boden, welcher aber nicht mit Guano gedüngt sein darf. Auch der Kaffernmoorhirse (S. Caffrorum Pal.) oder das Kaffernkorn hat eine weitausgebreitete Rispe, welche aber doldenförmig ist, mit allseitig überhängenden Aesten, die bis fast drei Viertel der Länge vom Grunde an nackt sind. Das Mark des mehr als mannshohen Halms ist ebenfalls süß. Diese Art wird in Südafrika in Menge angebaut, sowol von den Kaffern als von den europ. Ansiedlern. Der nickende M. (S. cernuum Willd.) zeichnet sich dadurch aus, daß die Spitze des Halms, sowie sie aus der obersten Blattscheide hervortritt, sich mit der gedrängten eirunden Rispe sogleich in einem Haken völlig herabkrümmt. Diese Pflanze, deren Mark besonders zuckerhaltig ist, kann bei uns in den Gärten auch als Zierpflanze in Gruppen verwendet werden, nur muß man sie schon sehr frühzeitig in Töpfe aussäen und dann bei günstiger Witterung ins Freie pflanzen, da sie noch bedeutend später als die übrigen Arten reift. Der ausdauernde Aleppomoorhirse (S. Halepense) dagegen gibt in Südeuropa ein lästiges Unkraut der Felder gleich unserer Quecke ab. Die süßen Wurzelausläufer desselben werden in den ital. Apotheken als Surrogat der europ. Sassaparille unter dem Namen Gramignone oder Smilace dolce aufbewahrt.

Moose (Musci) heißt eine große Abtheilung der Sporenpflanzen oder Kryptogamen (s. d.), welche zwischen den niedern Klassen dieser Gewächse (den Algen, Flechten und Pilzen) und den höhern (Farrn, Schachtelhalmen u. s. w.) mitten innesteht, sich von den erstern durch eine viel vollkommenere Organisation der Zellen, welche bereits mit denen der höhern Pflanzen übereinstimmen, von den letztern durch den Mangel der Gefäße unterscheidet. Der Körper der M. ist meist in Stengel und Blätter differenzirt, nur bei einer kleinen Gruppe von Lebermoosen laubartig, ähnlich wie bei den laubartigen Flechten und Tangen. Das Centrum des Stengels,

welcher sich, von der Spitze fortwachsend, bei niedern M. ununterbrochen verlängert, während er von unten her abstirbt, desgleichen die Mittelrippe aller mit einer solchen versehenen Blätter ist von einem Strange gestreckter Zellen (Cambiumzellen) durchzogen, der als ein unvollkommenes Gefäßbündel betrachtet werden muß. Sonst bestehen Stengel und Blätter aus Parenchymzellen, nur bei manchen laubartigen Lebermoosen (z. B. Marchantia) ist die Oberseite des Laubes mit einer Spaltöffnungen enthaltenden Oberhaut versehen. Die M. nehmen ihre Nahrung aus dem Boden mittels haarförmiger Wurzelfasern auf, welche oft einen förmlichen Filz bilden. Ihre Blätter sind sehr hygroskopisch und daher zum Aufsaugen des Wassers überaus geeignet. Die beblätterten Lebermoose dehnen sich sogar, wenn sie auch vollkommen eingetrocknet und zusammengeschrumpft sind, im Wasser wieder völlig aus und erwachen dann zu neuem Leben. Bei der Mehrzahl der im ganzen mit viel derbwandigern Zellen versehenen Laubmoose ist dies nicht der Fall. Die meisten M. zeichnen sich durch eine schöngrüne Färbung aus, weil ihre Parenchymzellen reichliches Chlorophyll enthalten. Nur die Torf- oder Wassermoose (die Arten der Gattung Sphagnum L.) haben eine bleiche oder auch röthliche (bisweilen selbst dunkelrothe und violette) Farbe, weil ihre Zellen kein oder sehr wenig Chlorophyll enthalten. Das Gewebe dieser M. besteht hauptsächlich aus größern, mit einer Spiralfaser ausgekleideten Zellen, welche äußerst hygroskopisch sind und die Eigenschaft besitzen, sich mit Wasser anzufüllen und dasselbe festzuhalten. Deshalb sind diese in dicken Polstern beisammenwachsenden M. mit Waschschwämmen (Spongien) zu vergleichen, denn sie saugen sich voll Wasser und geben dasselbe nur sehr langsam wieder ab. Deshalb vermögen sie Versumpfungen herbeizuführen, nehmen daher auch immer an der Bildung des Torfes (s. d.) einen sehr wesentlichen Antheil. Alle M. haben doppelte Geschlechtsorgane, männliche (Antheridien) und weibliche (Archegonien), welche bei den beblätterten in den Blattwinkeln oder an der Spitze der Stengel und Aeste, bei den laubartigen an den Rändern oder auf der Oberfläche des Laubes sich befinden. Aus dem befruchteten Archegonium wächst die Moosfrucht, eine Kapselfrucht, hervor, welche die Sporen enthält. Letztere entwickeln beim Keimen ein confervenartiges Geflecht, Vorkeim genannt, an dem kleine Knospen entstehen, welche sich zum eigentlichen Mooskörper (Stengel oder Laub) ausbilden. (S. Befruchtung.)

Die M. zerfallen in Laubmoose (M. frondosi, Bryoideae) und Lebermoose (M. hepatici). Bei erstern reißt die Archegonienhülle meist über dem Grunde, und es bleibt der abgerissene Theil auf der darunter sich ausbildenden Kapsel als Mütze oder Haube (calyptra) hängen. Nur bei den Torfmoosen ist die Kapsel mützenlos, indem hier das Archegonium am Scheitel platzt und die sich ausdehnende Frucht durchläßt. Dasselbe geschieht bei allen Lebermoosen, weshalb diese stets eine nackte Frucht besitzen. Die Frucht der Laubmoose wird Büchse (theca) genannt, weil sie in der Regel sich wie eine Apothekerbüchse mit einem runden, abspringenden Deckel öffnet, welcher die Haube trägt. Letztere ist auf einer kegel- oder schnabelförmigen Erhabenheit in der Mitte des Deckels befestigt und fällt zuletzt ab. Bei einigen Laubmoosen (den Phascaceen) ist die Kapsel deckellos und bleibt geschlossen, sodaß die Sporen erst durch Verwesung der Frucht frei werden, bei einigen andern (Andreeaceen) spaltet sie sich in vier Klappen. Bei den meisten deckelfrüchtigen Laubmoosen ist der innere Rand der Büchse mit einem sog. Mundbesatz versehen, welcher aus einer, selten aus zwei Reihen zierlicher, bisweilen gespaltener, wol auch untereinander verwachsener Zähne besteht, die sehr hygroskopisch zu sein pflegen und deren entweder 4 oder 8, 16, 32, 64 vorhanden sind. In der Büchse selbst liegt der Sporensack, ein häutiges, von einem Mittelsäulchen durchzogenes Organ, welches die Sporen enthält und sich nach deren Reife am Scheitel öffnet. Die Büchse ist gewöhnlich gestielt, der bisweilen sehr lange Stiel stets braun oder gelb. Je nachdem die Früchte an der Spitze oder an den Seiten der Stengel und Aeste stehen, theilt man die deckelfrüchtigen Laubmoose in endfrüchtige (M. acrocarpi) und seitenfrüchtige (M. pleurocarpi) ein. Bei den beblätterten Lebermoosen (Jungermanniaceen) öffnet sich die auf einem sehr zarten, weißen Stiele stehende, stets kugelige Kapsel mit vier kreuzweise sich ausbreitenden Klappen, an deren Spitzen oder Grunde eigenthümliche, isolirte, mit einer Spiralfaser ausgekleidete, zarte Zellen befestigt sind, welche beim Aufspringen der Frucht die Sporen fortschnellen und deshalb Schleuderer (elateres) genannt werden. Dasselbe ist bei einigen laubartigen Lebermoosen der Fall. Dagegen besitzen die Arten der Gattung Marchantia gestielte, rundliche oder sternförmig gelappte Scheiben (receptacula), die auf ihrer untern Fläche sitzende, verschiedenartig aufspringende Kapseln tragen, diejenigen der Gattung Anthoceros eine zweiklappige, schotenförmige, die Riccieen eine in das Laub eingesenkte, aufreißende Kapsel ohne Schleudern, während die Marchantieen und Anthoceroteen auch Schleudern, letztere ohne Spiralfaser, enthalten.

Die M. wachsen meist auf der Erde, viele jedoch auch an Felsen, Steinen und Baumstämmen, manche Lebermoose auf Steinen im Wasser, einige auch schwimmend im Wasser. Die Lebermoose verlangen insgesammt viel Feuchtigkeit, die meisten Schatten, während von den Laubmoosen viele an sonnigen Orten vegetiren. Die Lebermoose sind der Mehrzahl nach kleinere Pflänzchen, weshalb sie nicht so in die Augen fallen wie die Laubmoose, welche in üppigen Polstern beisammen wachsen, besonders in Wäldern oft einen zusammenhängenden dicken Teppich am Boden bilden. In den Wäldern sind die M. von außerordentlicher Wichtigkeit, weil sich unter ihnen der Boden stets frisch hält, indem er das von den M. aufgefangene Regenwasser allmählich zugeführt bekommt. In Gebirgsgegenden verhindern Moosüberzüge das rasche Abfließen des Regenwassers und dadurch die Abschwemmung des Bodens. Auch tragen sie durch ihre Verwesung zur Vermehrung des Humus wesentlich bei. Technisch verwendet man viele Laubmoose zu Polstern und Emballage.

Mops nennt man einen kleinen, rundköpfigen Hund mit unnatürlich verkürzter, abgestutzter, schwarzer Schnauze und einem eng spiralisch gewundenen Schwanze. Die Farbe des M. ist gewöhnlich lehmgelb. Wahrscheinlich ist er eine Spielart des Bullenbeißers. In früherer Zeit hatte man eine besondere Vorliebe für den M. als Stubenhund, wozu er sich aber ganz und gar nicht empfiehlt, da er ein übellauniges, feiges, weder durch Intelligenz noch durch Anhänglichkeit ausgezeichnetes Geschöpf ist. Da sich in neuerer Zeit die Vorliebe für den M. verloren hat, so ist die Art fast gänzlich ausgestorben.

Mopsus, der Sohn des Ampyx und der Nymphe Chloris, aus Thessalien, war ein berühmter Seher bei den Argonauten und bekannt als kalydonischer Jäger. Er starb in Libyen an einem Schlangenbisse, wurde dort von den Argonauten bestattet und erhielt Heroendienst und Orakelstätte. — **M.** heißt auch der Sohn des Apollo oder des Kreters Rhakios und der Manto. Er war der Gründer von Mallos in Kleinasien und des Orakels daselbst.

Mora, ein schon im Alterthum bekanntes und noch jetzt in Italien sehr gewöhnliches Spiel, besteht darin, daß jemand die Hand oder auch beide Hände mit mehr oder weniger eingeschlagenen Fingern schnell ausstreckt, während ein anderer in demselben Augenblicke auf gut Glück hin angibt, wie viel Finger jener nicht eingeschlagen hat.

Mora (Don José Joaquin de), span. Dichter, geb. zu Cadiz 1783, hatte in Granada seine Studien vollendet, als die franz. Invasion 1808 auch ihn unter die Waffen rief. Er wurde jedoch von den Franzosen gefangen und nach Autun in Frankreich gebracht, wo er längere Zeit blieb und sich vermählte. Nach seiner Rückkehr 1814 übernahm er die Redaction der «Cronica literaria y cientifica», die später unter dem Titel «El Constitucional» zu den einflußreichsten Zeitungen gehörte. Nach Wiederherstellung der absoluten Monarchie (1823) sah er sich genöthigt, auszuwandern. Er flüchtete sich nach London, wo er das Taschenbuch «No me olvides» (Lond. 1824—27), den «Cuadro de la historia de los Arabes» (2 Bde., Lond. 1826) nebst vielen Gedichten und Beiträgen zu span. Journalen veröffentlichte. 1827 folgte er Ribadavia nach Buenos-Ayres. Später ließ er sich in Santiago de Chile und dann in der Republik Bolivia nieder und kehrte als Generalconsul des letztern Staats nach London zurück. Seine «Leyendas españolas» erschienen 1840 in London. 1843 kehrte er nach Spanien zurück und wurde als Director des Collegiums San-Felipe in Cadiz angestellt, ging aber 1856 als Consul wieder nach London. Er starb Ende 1863. M. hat sich in den meisten lyrischen Dichtarten nicht ohne Erfolg versucht. Besonders gelangen ihm scherzhafte und satirische Gedichte. Auch übersetzte er mehrere Romane Walter Scott's ins Spanische und gab die Werke des Luis de Granada in der «Biblioteca de autores españoles» heraus (3 Bde., Madr. 1848—50). — Ein anderer span. Schriftsteller dieses Namens, der in Amerika wirkte, José Maria Luis M., veröffentlichte die Werke «Méjico y sus revoluciones» (8 Bde., Par. 1836) und «Obras sueltas» (2 Bde., Par. 1838).

Morabiten, s. Almoraviden.

Moral (vom lat. mores, die Sitten), Moralität, moralisch, in weiterer Bedeutung, bezeichnet die ganze, dem Handeln oder dem praktischen Leben zugekehrte Seite unserer Natur oder den Inbegriff aller praktischen Fähigkeiten, welche wir als Menschen besitzen, sowol der Beurtheilungsfähigkeit dessen, was gut und böse ist, als auch der Selbstbestimmungsfähigkeit des Willens zu diesem oder jenem. Beides miteinander vereinigt bezeichnet man seit Kant mit dem Namen der praktischen Vernunft. Einerseits steht das Moralische dem Physischen entgegen als ein Gebiet freier Willensbestimmungen dem Gebiete unbewußt zwingender Naturgesetze. Dem physischen Zwange z. B. steht gegenüber der moralische Zwang als eine Einwirkung auf

den Willen durch Beängstigung des Gewissens u. dgl. Andererseits bilden die moralischen oder praktischen Fähigkeiten als die des selbstbewußten Handelns den Gegensatz zu den intellectuellen oder theoretischen als den Fähigkeiten des Erkennens. M. im engern Sinne bezeichnet ein volles und klares Bewußtsein über Recht und Unrecht, mit der Gesinnung das erste zu wählen und das letzte zu verwerfen. Ein Mensch ohne M. ist ein solcher, welchem es entweder an festen Grundsätzen oder an einer richtigen und consequenten Befolgung derselben gebricht. Ein unmoralischer Mensch ist ein Mensch von schlechten Grundsätzen. Als Wissenschaft genommen ist die M. gleichbedeutend mit der Sittenlehre oder Ethik (s. d). **Moralprincip** ist der Grundbegriff, welcher in einer Wissenschaft der Sittenlehre an die Spitze der Deductionen gestellt wird. Die antiken Philosophen seit Sokrates bezeichneten immer das Moralprincip als höchstes Ziel des Strebens oder höchstes Gut, wichen dann aber insofern voneinander ab, als sie diesem höchsten Gut eine verschiedene Bedeutung gaben, wie z. B. die Epikuräer es als das Princip der Lust oder des Wohlbefindens, die Stoiker als das Princip eines naturgemäßen Handelns bestimmten. Kant brachte in dieser Wissenschaft dadurch einen Umschwung hervor, daß er das Vorhandensein eines Moralprincips als Gegenstand des Strebens (eines Princips im materialen Sinn) überhaupt leugnete und nur ein Princip im formalen Sinn, d. h. als ein solches zugab, aus welchem eine schlechthin durch sich selbst gültige Regel unsers sittlichen Verhaltens fließe. Dieses formale Princip ist nach Kant die Freiheit des Willens als die Fähigkeit der Vernunft, selbstgegebene Gesetze durch eigene Kraft zu vollziehen (Autonomie). Das Gesetz, welches in der Vernunft als ihr eigenes angetroffen und dessen Vollziehung von ihr auf unbedingte Art gefordert wird, wurde von ihm der **moralische Imperativ** genannt und als die Forderung ausgesprochen, so zu handeln, daß die Maxime, nach welcher gehandelt wird, als allgemeines Gesetz gelten könne, d. h. auf populäre Weise ausgedrückt, andern dasselbe zu thun, was wir uns von ihnen gethan wünschen. Man darf daher den moralischen Imperativ die in eine abstractere Fassung gebrachte gemeine Lebensregel einer uneigennützigen Sinnesweise nennen. Auch bei Fichte und Hegel blieb das formale Moralprincip der Freiheit in seiner Geltung, bei Fichte als Princip der absoluten Selbständigkeit oder Herrschaft über die Natur in uns und außer uns, bei Hegel als die Vollziehung des Gesetzes der Freiheit und Vernunft im Ganzen der Menschheit. Auf solche Art hat Kant durch seine Aufstellung eines Formalismus in den Moralprincipien eine völlig neue Bahn gebrochen, wie einst Sokrates durch die Aufstellung des Begriffs vom höchsten Gut. Viele Neuere jedoch haben, besonders nach Schleiermacher's Vorgang, den antiken Begriff der moralischen Strebeziele unter dem Namen der ethischen Güter wiederherzustellen gesucht, die M. in eine Güter-, Tugend- und Pflichtenlehre eingetheilt, und dem formalen Moralprincip nur einen untergeordneten Rang zuerkannt. So unter andern J. H. Fichte in seinem «System der Ethik» (Lpz. 1851). In der Hegel'schen Philosophie wird der Inhalt des vollendeten und mit sich einstimmigen Guten als Sittlichkeit bezeichnet, der Ausdruck des Moralischen aber auf das untergeordnete Gebiet des mit sich entzweiten und in noch schwankender Wahl zwischen verschiedenen Maximen und Gesichtspunkten stehenden Willens oder auf das Gebiet der unter sich collidirenden Pflichten beschränkt. **Moralischer Beweis** heißt die Schlußweise Kant's, wodurch er die Grundartikel des religiösen Vernunftglaubens, nämlich Gottheit und Unsterblichkeit, als sog. **moralische Postulate** nachwies, d. h. als nothwendige Hülfsannahmen zur Verstärkung der Kraft, womit das moralische Gesetz auf den Willen wirkt. Wenn nämlich darauf gerechnet werden soll, daß dem Willen das moralische Gesetz in allen Fällen ausführbar sei, so muß die in der Sittlichkeit enthaltene Würdigkeit zur Glückseligkeit als eine in reiner Vernunft gegebene Idee anerkannt werden. Da nun weder aus der Natur der Dinge in der Welt, noch auch aus der Causalität der Handlungen selbst und ihrem Verhältnisse zur Sittlichkeit bestimmt ist, wie sich ihre Folgen zur Glückseligkeit verhalten werden, so werden wir, um einen solchen Zusammenhang in allen Fällen denkbar zu finden, zur Annahme einer höchsten Vernunft als Ursache der Natur und eines nach moralischen Gesetzen angeordneten unsterblichen Lebens getrieben. Fichte, welcher denselben Zusammenhang postulirte, als ein durchgängiges Verhältniß zwischen Tugend und Glückseligkeit, gab demselben eine allgemeinere und unbestimmtere Fassung unter dem Namen einer **moralischen Weltordnung**. Da er nun diesen Begriff gänzlich an die Stelle des Begriffs der Gottheit treten ließ, so wurde ihm dieses öffentlich als Atheismus ausgelegt. Der Name des Atheismus (s. d.) gehört aber darum nicht dieser Lehre, weil sie der Zuversicht auf eine höhere Lenkung der Dinge in Beziehung auf die Schicksale der Menschen, auf welcher aller echte und wahrhafte Glaube an Gott und göttliche Dinge einzig beruht, durchaus nicht widerspricht, vielmehr dieselbe als eine moralische

Nothwendigkeit anerkennt und sicherstellt und nur an die Stelle einer außerweltlichen göttlichen Substanz die Idee einer das ganze Weltall durchdringenden göttlichen Thätigkeit setzt. Fichte hat in dieser Hinsicht selbst auf das schlagendste seine Gegner zurückgewiesen in seiner «Appellation an das Publikum über die ihm beigemessenen atheistischen Aeußerungen» (1799), einer Schrift, welche wegen ihres höchst wichtigen Inhalts noch immer von jedermann gelesen zu werden verdient. Moraltheologie bezeichnet eine derartige Gotteslehre, welche, wie die Fichte'sche und Kant'sche, die religiösen Wahrheiten aus moralischen Postulaten ableitet. Jedoch wird nach älterm Sprachgebrauch unter Moraltheologie (theologia moralis) die Wissenschaft der theologischen M. verstanden, welche der Dogmatik (theologia dogmatica) als dem theoretischen Theile der positiven Religionswissenschaft gegenüber den praktischen Theil derselben ausmacht. Moralische Ueberzeugung heißt eine Ueberzeugung, welche so fest in unserm Gefühl wurzelt, daß unser Gewissen uns nicht erlaubt, von ihr abzugehen, obgleich wir dieselbe auf theoretischem Wege nicht sicher zu bewahrheiten vermögen. Die in einer Fabel oder Erzählung enthaltene «Moral» ist der Grundsatz oder die Lebensregel, welche darin ausgedrückt werden soll, oder auch die Art von sittlicher Gesinnung, welche daraus hervorleuchtet.

Moráles (Christofero de), einer der ausgezeichnetsten Componisten seiner Zeit, der Vorläufer Palestrina's, war aus Sevilla gebürtig und unter Paul III. Sänger in der päpstl. Kapelle. Seit 1543 finden sich Messen, Motetten und Magnificate von ihm in vermischten Sammlungen, die in Venedig erschienen. Seine Motette «Lamentabatur Jacob» wurde sonst jährlich am ersten Sonntage der Fasten in der päpstl. Kapelle aufgeführt.

Moráles (Luis, nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, Christobal Perez), einer der berühmtesten span. Maler, geb. zu Badajoz 1509, erhielt den Beinamen des Göttlichen (el divino) entweder wegen seiner vortrefflichen Arbeiten, oder weil er nur religiöse Gegenstände zur Bearbeitung erwählte. Dieses Ruhmes ungeachtet lebte er, zumal in früherer Zeit, in großer Bedrängtheit, weil er seine Gemälde so fleißig ausführte, daß er nur wenige Arbeiten zu liefern im Stande war. Nachdem er längere Zeit in Sevilla und Madrid gemalt, lebte er in seinem Alter von Philipp's II. Unterstützungen und starb 1586 in Badajoz. Charakteristisch sind sein strenger Stil und seine oft harte Zeichnung, bei fleißigster Ausführung und weich verschmolzenen Farben. Gemälde von ihm finden sich in Toledo, Valladolid, Burgos und Granada.

Moralische Personen, fingirte, juristische Personen, nennt man Rechtssubjecte, die keinen individuellen Willen vertreten, sondern zu öffentlichen oder gemeinnützigen Zwecken in Beziehung gesetzt sind. Ueber das Wesen der moralischen Personen herrscht große Meinungsverschiedenheit, namentlich hinsichtlich der Frage, ob dieselben durchweg in einer Personengemeinheit (universitas) wurzeln. Unzweifelhaft ist dies bei politischen, religiösen und socialen Körperschaften, also z. B. bei den Stadt- und Landgemeinden, den Kirchfahrten, den Innungen, der Fall, wo nicht die addirte Summe der jeweiligen Mitglieder, sondern ihre sich immer ergänzende Gesammtheit die rechtliche Substanz bildet, sodaß die einzelnen keinen selbständigen Antheil an den Rechten der universitas ansprechen können, aber auch, anders als bei dem bloßen Compagnieverhältniß, für die Schulden nicht persönlich mitverhaftet sind. Dagegen stößt der Versuch, die milden Stiftungen wenigstens mittelbar mit bestimmten Corporationen in Verbindung zu bringen, auf vielfachen Widerspruch. Auch die noch unangetretene Erbschaft (hereditas jacens) und das Creditwesen eines Gemeinschuldners werden unter den moralischen Personen mit aufgeführt.

Moralitäten nannte man im Mittelalter geistliche Schauspiele, welche im Gegensatze gegen die Mysterien (s. d.) nicht die evang. Erzählung oder Heiligenlegenden in dramatischer Form darstellten, sondern einzelne Sittenlehren durch erfundene Beispiele unmittelbar veranschaulichten. Außer wirklichen Personen der heiligen Geschichte traten in denselben alle möglichen Tugenden und Laster und sonstige Personificationen allgemein sittlicher Zustände und Eigenschaften auf. Ihr Inhalt, an Handlung durchaus arm, bewegte sich in oft höchst spitzfindigen Streitreden, welche mit dem Siege der biblischen Sittenlehre endigten. Während die eigentlichen Mysterien sich streng an die überlieferte Erzählung hielten, sind die M. ein erster Anfang von dramatischer Erfindung. In Italien, England und Frankreich fanden derartige Aufführungen schon im 13. Jahrh. statt. Eine Art von künstlerischer Ausbildung erhielten sie in Paris seit etwa 1400 durch die Confrérie de la Bazoche, eine Gilde der Gerichtsschreiber (clercs), welche ihren Stücken nicht selten auch eine satirische Wendung gaben. In Deutschland scheinen M. neben den Mysterien nie recht aufgekommen zu sein. Doch wurde hier ihre Stelle einigermaßen durch die Schulkomödien ersetzt, welche seit dem Ende des 15. Jahrh. fast allgemein üblich wurden

und immer eine gewisse Wendung auf die Lösung sittlicher Fragen hin behielten. Eine spätere Erneuerung der M. sind in Spanien die **Autos sacramentales** von Lope de Vega und Calderon.

Moränen, s. Gletscher.

Moräste sind größere Strecken versumpften, unwirthsamen und unzugänglichen Landes, die je nach ihrem Hauptbestandtheile in Moore (s. d.), Sümpfe (s. d.) und Brüche (s. d.) zerfallen.

Moräta (Fulvia Olympia), eine der gelehrtesten Frauen des 16. Jahrh., geb. 1526 zu Ferrara, die Tochter des geachteten Dichters Fulvius Peregrinus Moratus, wurde früh mit dem classischen Alterthum bekannt und hielt schon in ihrem 16. J. öffentliche Lehrvorträge in ihrer Vaterstadt. Sie verheirathete sich später mit dem deutschen Arzte Andreas Gruthler und zog mit ihm nach Schweinfurt, wo sie zur prot. Kirche übertrat. Bei der Plünderung der Stadt durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg verlor sie ihre Bücher und ihr ganzes Vermögen und sah sich genöthigt, nach Hammelburg zu flüchten. Nachmals lebte sie zu Heidelberg, wo ihr Gatte Professor der Medicin geworden war. Sie starb daselbst 26. Oct. 1555. Eine Ausgabe ihrer zahlreichen Gedichte in griech. und lat. Sprache besorgte nach ihrem Tode Cölius Secundus Curio (Bas. 1558 u. öfter). Ueber ihr Leben schrieb in neuerer Zeit Bonnet (deutsch von Merschmann, Hamb. 1860).

Moratin (Nicolas Fernandez de), span. Dichter, geb. 20. Juli 1737 zu Madrid, machte seine Studien auf der Universität zu Valladolid, wo er sich neben der Jurisprudenz den schönen Wissenschaften und der Dichtkunst widmete. Dann kehrte er nach San-Ildefonso zurück, wo sein Vater erster Kronjuwelenverwahrer der Witwe Philipp's V. war, und wurde dessen Gehülfe. Als er später mit der Königin-Witwe nach Madrid kam, trat er bald in engere Verbindung mit hervorragenden Dichtern und Künstlern. Seine literarische Thätigkeit war zunächst auf die Reform des Nationaltheaters gerichtet, dem er durch regelmäßigere, im franz. Stile gearbeitete Stücke aufzuhelfen suchte. In dieser Zeit ließ er auch sein Lehrgedicht über die Jagd: «**La Diana, ó arte de la caza**» (Madr. 1765), erscheinen. Durch den Einfluß des Ministers Aranda kam 1770 seine Tragödie «**Hormesinda**» zur Aufführung, nach deren Muster bald mehrere span. Originaltragödien im franz. Geschmack verfaßt und aufgeführt wurden. Da er verschmähte, sich durch Schmeichelei ein gutes Auskommen zu verschaffen, sah er sich genöthigt, 1772 als praktischer Advocat aufzutreten. Bald nachher erhielt er jedoch die Professur der Poetik, welche er bis zu seinem Tode versah. Er starb zu Madrid 11. Mai 1780. Noch in den letzten Jahren seines Lebens schrieb er die Tragödie «**Guzman el bueno**» und das heroische Gedicht «**Canto épico de las naves de Cortés destruidas**», das erst nach seinem Tode von seinem Sohne herausgegeben wurde (Madr. 1785) und als eins der besten epischen Gedichte anerkannt ist, welche die span. Literatur aufzuweisen hat. Eine von ihm selbst besorgte Auswahl aus seinen poetischen Werken gab ebenfalls erst spät sein Sohn heraus (Barcel. 1821; Lond. 1825). M. ist ausgezeichnet als lyrischer und lyrisch-epischer Dichter, vorzüglich in Schilderungen nationaler Sitten und Großthaten. Auch verstand er sehr glücklich die volksmäßige Form, besonders die der Romanze zu gebrauchen.

Moratin (Leandro Fernandez de), der span. Molière genannt, der Sohn des vorigen, geb. zu Madrid 10. März 1760, mußte nach des Vaters Willen als Juwelier lernen, widmete sich aber zugleich heimlich mit Eifer der Poesie und erhielt in seinem 19. J. für seine heroische Romanze «**La Toma de Granada**» bei der Akademie das Accessit. Doch mußte er, zumal da alsbald sein Vater starb, um seinen und seiner Mutter Unterhalt zu sichern, als Juwelier fortarbeiten, bis ihn endlich der Graf von Cabarrus 1786 als Secretär mit nach Paris nahm, wo im Umgange mit Goldoni sich sein Talent für dramatische Poesie entwickelte. Nach der Rückkehr ins Vaterland 1789 erhielt er eine Präbende im Erzbisthum von Burgos. Später erwarb er sich in dem Friedensfürsten einen Gönner, durch den er mehrere bedeutende Beneficien und eine Pension erhielt, sodaß er seinen Neigungen leben konnte. Bereits hatte er mit Beifall die Lustspiele «**El viejo y la niña**» (1790) und «**La comedia nueva**» (1792) veröffentlicht. Zur weitern Ausbildung machte er nun eine Reise durch Frankreich, Deutschland, die Schweiz und Italien. Nach seiner Rückkehr 1796 wurde er Translator im Ministerium des Auswärtigen, Mitglied der Theaterdirection und endlich alleiniger Director des Theaters, welche letztere Stelle er bald wieder niederlegte. In dieser Zeit schrieb er rasch nacheinander die Lustspiele «**El baron**», «**La mogigata**» und «**El Sí de las niñas**», welche mit steigendem Beifall aufgenommen wurden. Als Günstling des gestürzten Friedensfürsten mußte auch er 1808 flüchten, kehrte aber mit den Franzosen nach Madrid zurück und wurde 1811 Oberbibliothekar der königl. Bibliothek. Nach der Räumung Madrids von den Franzosen wieder flüchtig, gerieth er in die äußerste Noth,

bis ihm 1816 seine frühern Einkünfte zurückgegeben wurden. Die Kraft zum poetischen Schaffen war indeß bei ihm gebrochen. Neue Verfolgungen in Barcelona nöthigten ihn, sich von 1817—20 in Paris aufzuhalten. Nachdem er nach Barcelona zurückgekehrt, trieben ihn zwei Jahre später die polit. Unruhen abermals nach Frankreich, wo er zuerst in Bordeaux und seit 1827 in Paris sich niederließ. Er starb 21 Juni 1828. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte sich M. mit einer Auswahl seiner poetischen Werke (3 Bde., Par. 1825; 2. Aufl. 1826) und mit einer Geschichte des Ursprungs des span. Theaters, welche die beiden ersten Bände der von der Akademie veranstalteten Ausgabe seiner sämmtlichen Werke (6 Bde., Madr. 1830—31) bildet. Seine Lustspiele und lyrischen Gedichte sind in zahlreichen Ausgaben erschienen und die erstern in viele Sprachen übersetzt. M. ist nicht nur der berühmteste der neuern dramatischen Dichter Spaniens, sondern er übte auch durch Correctheit, Einfachheit, Natürlichkeit der Composition und treffliche Sitten- und Charakterschilderung einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Regeneration der span. Bühne. Doch ist nicht zu leugnen, daß er ein zu furchtsamer Nachahmer der Franzosen war, seine ohnehin nicht üppige Phantasie zu sehr durch Streben nach schulmäßiger Regelrichtigkeit beschränkte und überhaupt an Genialität und Originalität den großen Dramatikern seiner Nation bei weitem nachsteht. Auch als lyrischer Dichter zeichnet er sich mehr durch Präcision und Eleganz aus als durch Tiefe des Gefühls und Neuheit der Gedanken. Am gelungensten sind seine satirischen Gedichte.

Moratorium oder Anstandsbrief, auch Indult (literae quinquennales, respirationes) nennt man eine landesherrl. oder richterliche Verwilligung für einen Schuldner, daß er auf eine bestimmte Zeit von seinen Gläubigern nicht zur Zahlung gezwungen werden dürfe. Der Schuldner muß zu dem Ende nachweisen, daß sein Unvermögen zu zahlen nur vorübergehend sei, indem ungünstige Zeitumstände, deren Besserung sich hoffen läßt, oder die Schwierigkeit, bedeutende Waarenvorräthe schnell zu Geld zu machen u. s. w., es herbeigeführt haben, sodaß ein gezwungener und schleuniger Verkauf des Vermögens dem Schuldner bei weitem mehr schaden als dem Gläubiger nützen würde. Zugleich muß aber auch der Gläubiger gesichert werden, daß er nicht durch die ertheilte Nachsicht in noch größere Gefahr komme, und es müssen die laufenden Zinsen pünktlich entrichtet werden. Unter diesen und ähnlichen Bedingungen werden zuweilen ganzen Klassen von Schuldnern, z. B. den Gutsbesitzern einer durch Krieg oder andere allgemeine Calamitäten zerrütteten Provinz, allgemeine oder Generalmoratorien gegeben; einzelne Personen erhalten Specialmoratorien gegen ihre Gläubiger. In manchen Ländern werden die Moratorien als landesherrl. Dispensationen und Gnadensachen behandelt, in andern sind sie den Gerichten zugewiesen. In manchen Staaten sind sie durch die Verfassungsurkunden als leicht zu Misbräuchen Anlaß gebende Eingriffe in fremde Privatrechte untersagt, weil sie erfahrungsmäßig den Credit des Schuldners vollends untergraben und ein betrügerisches Beiseiteschaffen der letzten Befriedigungsmittel begünstigen.

Morawa ist der slaw. Name zweier Flüsse: 1) der March (s. d.) in Mähren, und 2) der M. in Serbien, die im Kreise Uschiza entspringt und mit der Vereinigung der Morawiza und des Welika-Skzan beginnt. Sie ist schiffbar und fällt nach einem von Süden nach Norden gerichteten Laufe unweit Semendria in die Donau.

Morbihan, ein franz. Departement in der ehemaligen Bretagne, von 123,46 Q.-M. Umfang mit (1861) 486504 E. Dasselbe wird begrenzt vom Atlantischen Meere und den Depart. Finistère, Nordküsten, Ille-Vilaine und Loire-Inférieure und führt seinen Namen von einem östlich der Bai von Quibéron und südlich der Stadt Vannes zwischen den Halbinseln Ruys und Crach oder Locmariaquer in das Land eindringenden Meerbusen (Le Morbihan), welcher 4 St. lang und gegen 2 St. breit, aber nicht tief ist und mehrere Eilande einschließt. Das Departement hat eine Küstenentwickelung von 27 M. mit einer Menge von Buchten, Rheden, Häfen und Inseln, unter welchen letztern Belle-Isle (s. d.) die größte ist, und erhält durch Verzweigungen der Arrée-Berge ein hügeliges Ansehen. Es hat mehrere schiffbare Flüsse, wie die Vilaine, den Auray, der in den Morbihan mündet, und den Blavet, der bei Port-Louis in das Meer fällt, und wird von dem Kanal von Nantes nach Brest durchschnitten. Die Hügellandschaften sind von Thälern unterbrochen, die zum Theil sehr fruchtbar. Gegen das Meer hin gibt es ausgedehnte, ebenfalls fruchtbare Ebenen; doch nehmen Heide- und Morastflächen große Strecken ein. Das Klima ist gemäßigt, aber feucht, die Luft an der Küste nebelig. Der Boden wird zum Theil schlecht cultivirt, trägt jedoch Getreide über den Bedarf. Auch zieht man Flachs, Hanf, Aepfel und Birnen zur Bereitung von Cider, der das Hauptgetränk der Bewohner bildet.

Auf vortrefflichen Weiden werden Rindvieh, Schafe und sehr starke Pferde gezüchtet. Die lebhaft betriebene Bienenzucht liefert geschätzten Honig; die Küsten sind mit Wassergeflügel bedeckt und, wie die Flüsse, sehr fischreich. Aus Mangel an Holz brennt man häufig Mist. Aus dem Mineralreich ist das Hauptproduct Eisen; auch findet man Bergkrystalle, bricht Schiefer, gräbt Töpferthon und siedet Seesalz. Mineralquellen gibt es mehrere. Hinter dem Ackerbau, der Viehzucht und Fischerei, namentlich der im großen betriebenen Sardellenfischerei, den drei Hauptnahrungsquellen des Landes, steht die Industrie sehr zurück; ihre wichtigsten Zweige sind Verarbeitung des Eisens und Erzeugung von Tuch und Leinwand. Der Handel erstreckt sich fast blos auf die Landwirthschaftsproducte, auf Fische, Salz und Eisenwaaren. Das Departement zerfällt in die vier Arrondissements Vannes, Lorient, Ploërmel und Napoléonville (ehemals Pontivy), zusammen mit 37 Cantonen und 237 Gemeinden, und hat zur Hauptstadt Vannes (s. d.); die bevölkertste Stadt aber ist Lorient (s. d.). Ferner sind zu bemerken Quiberon und Carnac.

Morcheln nennt man zu der Abtheilung der Helvellaceen gehörige Fleischpilze mit einem fast stets hohlen Strunke und einem fast häutigen, wachsartig-fleischigen, mehr oder minder aufgeblasenen, buchtig-faltigen oder netzig-zelligen Hute, der nur auf der Spitze des Strunkes befestigt ist und auf seiner Oberfläche das Schlauchlager mit den Sporenschläuchen trägt. Sie wachsen nur auf dem Erdboden, verbreiten keinen unangenehmen Geruch und besitzen vielmehr einen angenehmen Geschmack. Da sie auch nicht schwer verdaulich, so werden sie in Deutschland, Italien und Frankreich als gewöhnliches Gemüse oder als Zusatz zu dem Gemüse sowol frisch als getrocknet gegessen. Im Frühjahre erscheinen sie auf Rasenplätzen, zwischen dem abgefallenen Laube, an lichten Stellen etwas sandiger Wälder, auf Kalk- und Thonboden, an den Seiten sandiger Wege und namentlich sehr gern auf Waldblößen und Meilerstätten. Man theilt sie in zwei Gattungen, die Hutmorchel (Morchella Dill.), mit einen rundlichen oder kegelförmigen Hute, der auf der Oberseite in netzförmig-zellige oder grubige Felder abgetheilt ist, und die Faltenmorchel (Helvella L.), mit einem aufgeblasenen, buchtig-faltigen (aber nicht in Felder abgetheilten) Hute. Zur erstern gehört die gemeine Hutmorchel (M. esculenta Pers.) mit einem etwa 1 Zoll hohen Strunke und einem rundlichen, ovalen, länglichen oder kegelförmigen, gelblichen, gelbbraunen, braunen oder schwarzbraunen Hute. Sie wächst vorzüglich in Berggegenden. Die Form mit kegelförmigem Hute nennt man gewöhnlich Spitzmorchel (M. conica Pers.). Die sog. böhmische Hutmorchel (M. rimoripes Dec.) ist 4—8 Zoll hoch und hat einen fingerhutförmigen, stumpfen, weißrandigen Hut mit länglichen, schmalen, vielgestaltigen Feldern und einen bogenförmig gekrümmten Strunk mit erhobenen, hin- und hergebogenen Rippen. In Prag wird sie unter dem Namen Katcenky (Katschenky) in großer Menge zu Markte gebracht, auch, in Backöfen gedörrt, als bedeutender Handelsartikel ausgeführt. Besonders schmackhaft ist die köstliche Spitzmorchel (M. deliciosa Fries.), welche 3 Zoll hoch wird und einen walzig-kegelförmigen Hut von blaßröthlicher bis fleischrother Farbe besitzt. Zur zweiten Gattung gehört die gemeine Faltenmorchel (Helvella esculenta Pers.), welche auch Stockmorchel, Breitmorchel, Hasenmorchel, gemeine Morchel u. s. w. genannt wird, gesellschaftlich wächst, 1—3 Zoll hoch wird und auf weißlich-zottigem Strunke einen unförmlichen, weit aufgeblasenen, abgerundeten oder etwas lappigen, braunen Hut trägt, der unterhalb weiß-zottig ist.

Mord (homicidium praemeditatum) heißt die rechtswidrige, mit ruhiger Ueberlegung vollbrachte Tödtung eines Menschen. (S. Tödtung.) Dadurch, daß hier der verbrecherische Vorsatz im leidenschaftslosen Zustande gefaßt und ausgeführt wird, unterscheidet sich der M. von dem zwar vorsätzlichen, aber im Affect verübten Todtschlage. Schon das gemeine Recht zählt den M. zu den schwersten Verbrechen und setzt darauf die Strafe des Rades, welche noch durch vorhergehende oder nachfolgende Strafübel (s. Hinrichtung) geschärft werden kann, wenn die Art der Verübung (z. B. bei dem hinterlistigen Gift- und Meuchelmorde, veneficium, homicidium proditorium), die Niedrigkeit des Motivs (z. B. bei Banditenmord, Assassinat, wo der Thäter sich lediglich ein Miethgeld verdienen will), die Abscheulichkeit des Zwecks (bei Raubmord, latrocinium, oder hochverrätherischer Ermordung des Staatsoberhaupts) oder die Nichtbeachtung eines entgegenwirkenden Pietätsverhältnisses (bei Verwandten- und Gattenmord, parricidium) als Erschwerungsgründe hinzukommen. In den neuesten Gesetzgebungen finden sich jedoch selbst diese Fälle nur mit einfacher Todesstrafe bedroht. Die von der Mutter an ihrem unehelichen neugeborenen Kinde begangene Tödtung wird dagegen aus besondern Gründen (s. Kindesmord) nicht mit der Strafe des M. belegt.

Mordschläge heißen kurze Flintenlaufstücke, die, an einem Ende zugeschmiedet und mit einem Zündloch versehen, mit Pulver und einer oder mehrern Kugeln geladen, in die noch warme

Füllung der Brand- oder Leuchtkugeln gesteckt wurden, um den Feind abzuhalten, diese Geschosse zu löschen. Ihre Wirkung war aber unsicher; auch zerrissen sie das Geschoß und verhinderten dadurch die Erreichung seines Zwecks. In neuerer Zeit sind sie daher außer Gebrauch gekommen.

Mordwinen, eine Völkerschaft im europ. Rußland, welche zur bulgarischen oder wolgaischen Gruppe der finnischen Völkerfamilie (s. Finnen) gehört und seine Wohnsitze hauptsächlich in den Gouvernements Pensa, Simbirsk, Saratow, Samara, Nishegorod und Tambow hat. In geringerer Anzahl wohnen M. auch in den Gouvernements Kasan', Orenburg, Taurien und Astrachan. Sie zerfallen in zwei Hauptstämme, die Ersa und die Mokſha. Centralpunkt für die erstern ist das Kirchdorf Terjuschewo im Gouvernement und Kreise Nishegorod, für letztere die Kreisstadt Krasnoslobodsk im Gouvernement Pensa. Ein dritter Stamm, die Karatajen, ist bis auf ganz geringe Reste verschollen. Die Gesammtzahl der M. wird auf 480000 Köpfe angegeben. Neben Ackerbau sind Viehzucht, Jagd, Fischerei und Bienenzucht Hauptnahrungsquellen. Seit den Zeiten der Kaiserin Anna haben sie sich nach und nach zum Christenthum bekehrt und im ganzen nur wenig von ihren alten Sitten erhalten. Ueberhaupt sieht das einst weit zahlreichere Volk mehr und mehr seiner Russificirung entgegen, wenn es auch noch gegenwärtig seine eigene Sprache spricht. Diese wurde grammatisch von von der Gabelentz und Wiedemann (Petersb. 1865) bearbeitet. Vgl. Ahlquist in Erman's «Zeitschrift für die Kunde Rußlands» (Jahrg. 1860).

More (Thomas), Kanzler Heinrich's VIII. von England, s. Morus.

More (Hannah), engl. Schriftstellerin, geb. 2. Febr. 1745, war die Tochter eines Schulmeisters zu Stapleton in der Grafschaft Gloucester. Seit ihrem 12. J. lebte sie in Bristol bei ihren Schwestern, die dort einer Schule vorstanden. Bereits im 17. J. trat sie als Dichterin auf mit einem Schäferschauspiel «The search after happiness», das in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte, und dem im nächsten Jahre das Trauerspiel «The inflexible captive» folgte. 1774 ging sie nach London, wo sie in Garrick einen treuen Freund fand, der ihr zugleich die Bekanntschaft von Reynolds, Burke, Johnson und andern berühmten Männern verschaffte. Ihr Trauerspiel «Percy» wurde 1777 in Drury-Lane mit großem Beifall aufgeführt und trug ihr 750 Pfd. St. ein; zwei Jahre später schrieb sie ihr drittes und letztes Trauerspiel «The fatal falsehood», das wenig Beifall fand. Da um diese Zeit auch Garrick starb, so zog sie sich ganz von der Bühne zurück, die sie später als eine unsittliche Anstalt verabscheute. Nachdem sie noch mehrere dichterische Werke herausgegeben, die viel Beifall fanden, obwol sie jetzt vergessen sind, wendete sie sich völlig der Prosa zu, indem sie sich zugleich nach Cowslip-Green bei Bristol zurückzog, wo ihre Schwestern eine blühende Erziehungsanstalt hatten. Hier entwickelte sie eine ungemeine Fruchtbarkeit in Schriften über Religion, Sittlichkeit und Erziehung, die sie zum Theil in das Gewand des Romans kleidete. Als die besten verdienen genannt zu werden: «Thoughts on the importance of the manners of the Great to general society» (1788), «Caelebs in search of a wife» (1809) und «Hints towards forming the character of a young princess», geschrieben in Bezug auf die Prinzessin Charlotte, über deren Erziehung man ihren Rath verlangt hatte. Eine Sammlung ihrer Werke erschien in elf Bänden. Auch durch die That wirkte sie für Erziehung der niedern Volksklassen. Ihre letzten Jahre verbitterte sie sich durch übergroße Frömmelei und unglücklichen Eifer gegen alles Weltliche. Nach dem Tode ihrer Schwestern zog sie sich nach Clifton zurück, wo sie 7. Sept. 1833 starb. Vgl. Roberts, «Memoirs of the life and correspondence of Mrs. Hannah M.» (4 Bde., Lond. 1834) und «Letters of Hannah M. to Zachary Macaulay», den Vater des Historikers (Lond. 1860).

Morea (gewöhnlich Moriá gesprochen) ist der seit dem Anfang des 13. Jahrh. n. Chr. im Volksmunde allgemein gebräuchliche Name für die von den Alten Peloponnesos genannte Halbinsel, welche den südlichern Theil des griech. Festlandes bildet. Die Etymologie des Namens ist streitig, indem einige ihn von der griech. Benennung des Maulbeerbaums, andere von dem slaw. Worte more, d. i. Meere, herleiten, andere endlich, und gewiß mit Recht, darin eine durch Metathesis (Buchstabenversetzung) entstandene Corruption von Rhomäa, d. i. Römerland (von Rhomäi, Römer, wie die Griechen schon seit den byzant. Zeiten allgemein sich nennen) erkennen. Die Bewohner der Halbinsel, nach der Zählung von 1861 an Zahl 552414, heißen Moriaten. (S. Griechenland und Peloponnes.)

Moreau (Jean Victor), berühmter General der franz. Republik, wurde 11. Aug. 1761 zu Morlaix in der Bretagne geboren. Auf der Rechtsschule zu Rennes, wo er studirte, trat er 1787, während des Streits zwischen dem Parlamente und dem Hofe, an die Spitze der jungen Bürger, welche sich für das erstere interessirten, wurde aber dessen Gegner, als es sich der Be-

rufung der Generalstaaten widersetzte. Von den Bürgern seiner Entschlossenheit und Gesinnung wegen geachtet, wählte ihn in der Revolution das Freiwilligen-Bataillon von Rennes zum Anführer. Er entfaltete sehr bald solche Talente, daß er 1794 bereits Divisionsgeneral war. Während er im Winter den rechten Flügel der Nordarmee über die gefrorene Waal führte, mußte sein Vater zu Paris das Blutgerüst besteigen. M. schwankte, ob er fortdienen sollte, beschloß aber mit röm. Selbstverleugnung, seinen Degen dem Vaterlande nicht zu entziehen. Das Directorium verlieh ihm an Pichegru's Stelle 1796 den Oberbefehl über die Rhein- und Moselarmee, während Jourdan (s. d.) die Maas- und Sambrearmee befehligte, welche Theilung M. der starken, vom Erzherzoge Karl geführten österr. Armee gegenüber nicht billigte. Im Juni 1796 überschritt er bei Kehl den Rhein, schlug Latour 5. Juli bei Rastadt, den Erzherzog am 9. bei Ettlingen und drängte die Oesterreicher auf die Donau zurück. Der Erzherzog ließ ihm hier Latour gegenüber und wendete sich mit dem andern Theile seines Heeres gegen Jourdan, der in Baiern operirte. M. blieb dieses kühne Manöver nicht lange verborgen, allein er wagte nicht, den Operationsplan des Directoriums zu ändern. Durch Jourdan's Niederlage wurde auch er zum Rückzuge gezwungen, weil ihm dieser sonst abgeschnitten werden konnte. Er ging durch das Donauthal zurück, drang unter maßlosen Schwierigkeiten kämpfend durch die Pässe des Schwarzwaldes und langte nach 40 Tagen in der Gegend von Hüningen an, wo er endlich in der Nacht vom 24. Oct. den Rhein passirte. Nach diesem berühmten Rückzuge blieb er längere Zeit unthätig, weil dem Directorium die Mittel fehlten. Am 20. April 1797 überschritt er zwar wieder den Rhein und nahm Kehl und Offenbach; allein der Waffenstillstand von Leoben machte dem Kampfe ein Ende. M. war durch eine aufgefangene Correspondenz zufällig Mitwisser der verrätherischen Plane seines Freundes und Lehrers Pichegru (s. d.) geworden. Aus Rücksicht für denselben bewahrte er anfangs das Geheimniß; erst 17. Fructidor, als der Parteikampf ausbrechen sollte, theilte er seine Entdeckung dem Directorium mit. Wiewol es in jener Correspondenz ausdrücklich hieß, daß man auf die Unterstützung M.'s nicht rechnen dürfe, blieb er doch den Machthabern verdächtig und verlor nach dem Staatsstreiche vom 18. Fructidor sein Commando. Erst als im folgenden Jahre der Krieg mit Oesterreich wieder begann, stellte man ihn in der Armee in Italien unter dem unfähigen Schérer als Divisionsgeneral an. Anfangs mit seinen Rathschlägen hochmüthig abgewiesen, mußte er jedoch nach den ersten Niederlagen den ihm von Schérer freiwillig angebotenen Oberbefehl des entmuthigten Heeres gegen die Uebermacht der Oesterreicher und Russen übernehmen. Er wurde von Suworow bei Cassano geschlagen und zog sich ins Genuesische zurück, wo der an der Trebia geschlagene Macdonald seine Heerestrümmer ihm zuführte. Das Directorium gab jetzt Joubert (s. d.) den Oberbefehl. Indeß blieb M. auf die Bitten des jungen Feldherrn beim Heere und übernahm in der unglücklichen Schlacht bei Novi, als Joubert gleich anfangs fiel, nochmals den Oberbefehl, aber nur, um die geschlagenen Truppen nach Frankreich zurückzuführen. M.'s großes Kriegstalent, seine polit. Mäßigung und sein wahrhaft antiker Charakteradel bewogen endlich die Partei, welche mit dem Sturze des Directoriums (s. d.) umging, ihm die Dictatur anzubieten. M. schlug den Antrag aus, weil er sich zum Staatslenker nicht fähig hielt, und bot vielmehr dem aus Aegypten zurückkehrenden Bonaparte zur beabsichtigten Umwälzung seine Dienste an. In der That ließ sich M. bei dem Staatsstreiche (18. Brumaire) dazu benutzen, mit 500 Mann die widerspenstigen Directoren zu bewachen, während Bonaparte zu St.-Cloud die Räthe auseinandersprengte. Der Erste Consul belohnte den Dienst mit dem Oberbefehle über die Rheinarmee, wobei sich jedoch schon zwischen beiden Männern Eifersucht zeigte. Nachdem M. 25. April 1800 den Rhein überschritten, eröffnete er den Feldzug durch eine Reihe von Siegen. Er schlug die Oesterreicher unter Kray bei Engen, Mößkirch, Bibrach und Memmingen, warf dieselben aus der festen Stellung bei Ulm und ging dann über die Donau. Nach den Siegen bei Hochstädt, Nördlingen und Neuburg drang er bis Regensburg vor, besetzte München und trat endlich in Verbindung mit dem Heere Bonaparte's in Italien. Als nach der Aufkündigung des Waffenstillstands von Parsdorf die Feindseligkeiten wieder begonnen hatten, gewann er über den Erzherzog Johann 3. Dec. den entscheidenden Sieg bei Hohenlinden (s. d.), setzte über den Inn und die Traun, drang bis 10 M. von Wien vor und schloß 25. Dec. mit dem Erzherzog Karl den Waffenstillstand zu Steyer, dem der Friede zu Luneville folgte.

M. erhielt nach seiner Rückkehr von Bonaparte den schmeichelhaftesten Empfang und schien auch mit seiner Stellung zufrieden. Allein die absolute Gewalt, welche Bonaparte rasch entfaltete, anderntheils die Einflüsterungen von M.'s junger ehrgeiziger Gattin erregten allmählich seine Eifersucht und seinen Ehrgeiz. Er ergriff gegen Bonaparte die Opposition und wies

sogar das Kreuz der Ehrenlegion zurück. Vergeblich suchte ihn der Erste Consul zu gewinnen; die Erbitterung stieg, und M.'s Landsitz Grosbois wurde der Sammelplatz aller Misvergnügten. Bonaparte umstellte nun seinen Nebenbuhler mit Spionen und wartete nur auf den Augenblick, sich seiner zu entledigen. In der Untersuchung über das angeblich von Georges Cadoudal (s. d.) und Pichegru gegen das Leben des Ersten Consuls gestiftete Complot kamen auch Aussagen gegen M., und einige Briefe schienen diese zu bestätigen. Er wurde daher 15. Febr. 1804 verhaftet und gestand in einem einfachen und edeln Briefe an Bonaparte, daß ihm Pichegru zweimal Eröffnungen gemacht, behauptete aber, daß er um das Complot selbst nichts wisse. Dessenungeachtet wurde auch er des Hochverraths angeklagt und in dem Processe, der 26. Mai 1804 begann, trotz mangelhafter Beweise 10. Juni schuldig erklärt. Bei der Aufregung der Gemüther und der großen Popularität seines Nebenbuhlers wagte jedoch Bonaparte nicht, das Todesurtheil über M. aussprechen zu lassen. M. wurde zu zweijähriger Einsperrung verurtheilt und begab sich freiwillig in den Temple. Schon nach einigen Tagen verwandelte man die Strafe in Verbannung, und Savary brachte den Gefangenen nach Cadix. Hier schiffte sich M. 1805 nach Nordamerika ein, wohin ihm auch seine Familie folgte. Er kaufte sich zu Morisville bei Trenton in Neujersey an und lebte zurückgezogen, bis er vom Kaiser Alexander, der schon 1805 versucht hatte, ihn in seine Dienste zu ziehen, 1813 aufgefordert wurde, zu ihm zu kommen, um auch sein Talent zum Sturze Napoleon's zu verwenden. In Gesellschaft eines russ. Agenten verließ er heimlich die Vereinigten Staaten, landete 26. Juli 1813 zu Gothenburg, hatte 7. Aug. in Stralsund eine Zusammenkunft mit Bernadotte, dem Kronprinzen von Schweden, und ging dann über Berlin nach Prag zum Kaiser von Rußland, der ihn mit Auszeichnung empfing. Den Republikaner verleugnete er auch jetzt nicht, in Civilkleidung, ohne Waffen begleitete er den Kaiser auf dem Marsche gegen Dresden. Sein Wunsch war, nach Toll's Zeugniß, mit 40000 franz. Gefangenen an der Küste von Frankreich zu landen; dann, so glaubte er, werde das ganze franz. Volk sich gegen Napoleon erheben. In der Schlacht bei Dresden aber schon zerschmetterte ihm 27. Aug. 1813 auf der Höhe bei Räcknitz eine franz. Kanonenkugel an der Seite Alexander's beide Beine. Man amputirte ihn und schaffte ihn nach Böhmen, wo er zu Laun 2. Sept. 1813 starb. Der russ. Fürst Repnin, Gouverneur von Sachsen, errichtete ihm auf der Stelle, wo er gefallen, ein Denkmal, unter welchem man die Beine beisetzte; seine Leiche wurde nach Petersburg geschafft und dort unter großen Feierlichkeiten begraben.

Morelia, früher Valladolid de Mechoacan, Hauptstadt und Bischofssitz des mexic. Depart. Mechoacan, liegt 25 M. im WNW. von Mexico, gegen 6000 F. über dem Meere in einer Marschebene, in dem von zwei Flüssen bewässerten Thale von Olid, umgeben von schönen Frucht-, Gemüse- und Blumengärten und im Genuß eines herrlichen Klimas. Die Stadt selbst besteht eigentlich nur aus einer Hauptstraße, die aber mit guten Gebäuden besetzt ist. Mit ihren unbedeutenden Vorstädten zählt sie gegen 25000 E. Außer der Kathedrale, einem prächtigen, nur mit Zierathen überladenen, im Innern reich ausgestatteten Gebäude, besitzt sie noch zwei Pfarrkirchen, vier Mönchs- und zwei Nonnenklöster sowie mehrere Hospitäler, eine prächtige Wasserleitung und an ihrem südl. Ende zwei hübsche öffentliche Spaziergänge. Beinahe alle öffentlichen Gebäude sowie die Kathedrale und die Wasserleitung verdankt sie den Bischöfen. Sie hat ein Priesterseminar (Colegio de conciliar), eine höhere Schule (Colegio de San-Nicolas) mit etwa 360 Studirenden und sieben Elementarschulen. M., 1536 von Christoval de Olid gegründet, ist der Geburtsort Iturbide's und hat seinen alten Namen Valladolid mit dem jetzigen zu Ehren des Pfarrers und ersten Insurgentenchefs Morelos vertauscht.

Morellet (André), franz. Schriftsteller, geb. 7. März 1727 zu Lyon, ging, nachdem er den ersten Unterricht bei den Jesuiten seiner Vaterstadt genossen, nach Paris, wo er seine Studien fortsetzte, bis er nach Italien reiste. In Rom machte er aus Nicol. Eymeric's «Directorium inquisitorum» einen Auszug, den er nachher unter dem Titel «Manuel des inquisiteurs» (Par. 1762) erscheinen ließ. Nach seiner Rückkehr nach Paris trat er mit den Häuptern der encyklopädistisch-philos. Schule in Verbindung. Er war in den gesuchtesten Salons der höhern Gesellschaft gern gesehen und schrieb, in angenehmen Verhältnissen lebend, vor der Revolution nur Kleinigkeiten. Vieles Aufsehen erregte seine Vertheidigung der Encyklopädisten gegen Palissot, in der er seinen Gegner als Dieb und Betrüger bezeichnete, was ihn auf ein halbes Jahr in die Bastille brachte. Auf Malesherbes' Veranlassung gab er 1766 eine Uebersetzung von Beccaria's Werk «Dei delitti e delle pene» heraus; auch arbeitete er lange Jahre an einem «Dictionnaire de commerce». Diesen Plan gab er zwar in der Folge auf; aber seine Papiere wurden von Peuchet bei der Herausgabe des «Dictionnaire universel de géographie commer-

ciale» benutzt. 1783 erhielt er eine Pension und die Mitgliedschaft in der Akademie. Obgleich er in verschiedenen Flugschriften den polit. Reformen das Wort geredet, erklärte er sich doch bald zum Gegner der Revolution. So sprach er z. B. in der Schrift «Cri des familles» für das Recht der Kinder der Hingerichteten auf das Erbtheil ihrer Aeltern, und in «Cause des pères» nahm er sich der Sache der Emigrirten an. Ihm hatte man es größtentheils zu verdanken, daß die Archive der Akademie bei der Aufhebung dieser Anstalt nicht untergingen. Dessenungeachtet wurde er bei der ersten Organisation des Instituts übergangen und erst 1803 in dasselbe aufgenommen. 1807 kam er in den Gesetzgebenden Körper. Noch im hohen Alter ließ er seine «Mélanges de littérature et de philosophie du XVIIIme siècle» (4 Bde., Par. 1818) erscheinen. Er starb zu Paris 12. Jan. 1819. Für die literarische und sociale Geschichte des 18. Jahrh. geben die von Lémontey herausgegebenen «Mémoires inédits de M., suivis de sa correspondance avec M. le comte R(öderer)» (2 Bde., Par. 1821) eine reiche Ausbeute.

Morelli (Giacomo), ausgezeichneter Bibliothekar, geb. zu Venedig 14. April 1745, war das Kind armer Aeltern, gegen deren Willen er den geistlichen Stand erwählte. Den mangelhaften Schulunterricht, welchen er genossen, ergänzte er durch eigenes Studium, und spät erst lernte er die griech. und franz. Sprache. Durch sein Arbeiten auf der Zeniani'schen Bibliothek lenkte er die Aufmerksamkeit des Bibliothekars, Pet. de Rubeis, auf sich, der ihm ein rathender Freund wurde. Aus Liebe zur Unabhängigkeit lehnte er mehrere vortheilhafte Anträge reicher Bibliophilen in Venedig ab; nur mit dem Patricier Farsetti trat er in ein näheres Verhältniß. Er lieferte den Katalog der Manuscriptensammlung desselben (2 Bde., Vened. 1771—80, mit Nachträgen) und arbeitete gleichzeitig seine «Dissertazione storica intorno alla pubblica libreria di S.-Marco» (Vened. 1774) sowie den Katalog der lat. Handschriften der Nani'schen Bibliothek (Vened. 1776), dem später der der ital. Handschriften dieser Bibliothek folgte. 1778 wurde er Bibliothekar an der St.-Markusbibliothek, um die er sich große Verdienste erwarb. Seinen kritischen Scharfsinn und sein alles umfassendes Wissen bekundet am meisten seine «Bibliotheca manuscriptorum Graecorum et Latinorum», von der aber nur ein Band (Bassano 1802) erschienen ist. Seine letzte Schrift waren die «Epistolae septem variae eruditionis» (Padua 1819). Er starb 5. Mai 1819. Nach seinem Tode erschienen seine «Operette» gesammelt (3 Bde., Vened. 1820).

Morelly, ein socialistischer Schriftsteller Frankreichs aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, besonders bekannt durch seinen Staatsroman, die «Basiliade», war der Sohn eines Beamten zu Vitry-le-Français. Schon der Vater veröffentlichte mehrere moralphilos. Schriften, die großen Anfechtungen unterlagen: «Essai sur l'esprit humain» (Par. 1743), «Essai sur le coeur humain» (Par. 1745) und «Physique de la beauté, ou pouvoir naturel de ses charmes» (Amsterd. 1748). M. der Sohn schlug als Schriftsteller denselben Weg ein, nur daß er sich in seinen Ideen wie in seiner Darstellungsweise noch viel mehr parador zeigte. Er veröffentlichte zuvörderst das Werk «Le prince, les délices du coeur, ou traité des qualités d'un grand roi, etc.» (2 Bde., Amsterd. 1751), worin er einen Staatschef schildert, der sein Volk durch die Verwirklichung philos. Ideen glücklich macht. Hierauf reproducirte er dieselben Ansichten in einem aus 14 Gesängen bestehenden heroischen Heldengedicht in Prosa, das unter dem Titel «Basiliade, ou naufrage des îles flottantes» (2 Bde., angeblich Messina 1753) gleichsam einen Musterkönig darstellt. In diesem Buche wird das Glück eines nicht durch geschriebene politische, sondern nur durch die Gesetze der Natur regierten Volks geschildert. Als «îles flottantes» werden die untergehenden Vorurtheile bezeichnet, welche die gegenwärtige Staats- und Gesellschaftsform beherrschen. Die Grundlage aber, auf welcher das sog. Reich der Natur und der Wahrheit erwachsen soll, ist das System der absoluten Gleichheit. Die utopischen Träumereien fanden natürlich schon damals sehr scharfe Gegner. M. stellte denselben ein neues Werk entgegen: «Le code de la nature, etc.» (Amsterd. 1755; neue Ausg., Par. 1841), in welchem er den vollständigsten Communismus predigt und alle politischen und socialen Uebel aus der Ungleichheit des Besitzes und der bürgerlichen Stellung hervorgehen läßt. Dieses Buch, unstreitig das Hauptwerk in der socialistischen Literatur des vorigen Jahrhunderts, wurde lange Zeit mit gänzlichem Unrecht Diderot zugeschrieben und selbst in einer Sammlung von dessen Werken (5 Bde., Amsterd. 1773) mit veröffentlicht. Auch eine neue deutsche Uebersetzung (von Arndt, Lpz. 1846) theilt denselben Irrthum.

Moreto y Cavanna (Don Augustin), span. dramatischer Dichter, stammte aus einer valencianischen Familie und war zuletzt Rector des Hospitals del Refugio in Toledo, nachdem er in frommem Eifer allem weltlichen Treiben und auch der Dichtkunst entsagt hatte. In dem Hause

des Cardinals Moscoso war er mit Lope de Vega, Calderon, Quevedo und andern ausgezeichneten Dichtern in Verbindung gekommen. Er starb zu Toledo 28. Oct. 1669. In seinen jüngern Jahren hatte er theils allein, theils mit andern eine Menge Komödien geschrieben, die großen Beifall fanden und durch Erfindung, komische Kraft und treffliche Charakteristik sich auszeichnen; bisweilen arten sie jedoch in gesuchte Spitzfindigkeit und Caricatur aus. Mehrere seiner Stücke wurden von Scarron, Molière u. a. für die franz. Bühne bearbeitet, und sein Lustspiel «El desden con el desden», das man unter die vier classischen Stücke des altspan. Theaters zählt, ward nicht nur von Molière in der «Princesse d'Élide», sondern auch von Carlo Gozzi in dessen «Principessa filosofa o il contraveleno» sowie von Schreivogel (West) unter dem Titel «Donna Diana» für die deutsche Bühne bearbeitet. Daß es M. auch zum ernsten Drama nicht an Talent fehlte, beweisen z. B. seine Stücke «El valiente justiciero» und «La fuerza de la sangre». Seine «Comedias» erschienen zuerst in Madrid 1654 und nach seinem Tode in einer vervollständigten Ausgabe (3 Bde., Valencia 1676—1703).

Morgagni (Giovanni Battista), der Begründer der pathol. Anatomie, wurde 25. Febr. 1682 zu Forli im Kirchenstaate geboren, widmete sich zu Bologna dem Studium der Heilkunde und erhielt daselbst 1701 die Doctorwürde. Hierauf ging er nach Venedig und Padua, wo er seinen ganzen Fleiß der vergleichenden Anatomie zuwendete. Nachdem er einige Zeit in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt gelebt, wurde er 1711 als Professor der Anatomie nach Padua berufen und erwarb sich in dieser Stellung, die er bis an seinen Tod, 5. Nov. 1771, bekleidete, einen großen Namen. Neben seinem Lehrfache und der pathol. Anatomie, zu deren weiterer Ausbildung er durch sein Hauptwerk «De sedibus et causis morborum per anatomen indagatis» (2 Bde., Vened. 1761; neueste Ausg., 6 Bde., Lpz. 1827—29) den Grund legte, beschäftigte er sich gründlich mit Philologie und Archäologie, über welche Gegenstände seine «Opera omnia» (5 Bde., Vened. 1765) manche werthvolle Abhandlung enthalten. Von seinen übrigen Schriften sind anzuführen: «Adversaria anatomica» (3 Bde., Bologna und Padua 1706—19; neue Aufl. 1741); «Epistolae anatomicae XVIII» (Vened. 1764); «Opuscula miscellanea» (2 Bde., Vened. 1763). In der Anatomie ist sein Name durch mehrere, von ihm zuerst beschriebene und nach ihm benannte Theile des menschlichen Körpers verewigt.

Morgan (Sidney, Lady), engl. Schriftstellerin, wurde 1783 (nach andern 1777) zu Dublin geboren, wo ihr Vater, Owenson, Schauspieler war. Schon als junges Mädchen schrieb sie Gedichte und Erzählungen, welche Beifall fanden. Ihren Namen in der Literatur begründete sie jedoch durch den Roman «The wild Irish girl» (1801), der seinerzeit ungemeines Aufsehen erregte. Auch in den meisten ihrer spätern Romane und Novellen, als «O'Donnel» (1816), «Florence M'Carthy» (1818) und «The O'Briens and O'Flahertys» (1827) wußte sie von den Sitten und Gebräuchen ihrer irischen Heimat geistvolle Gemälde zu entwerfen. Nach ihrer Verheirathung mit dem Arzt Sir Charles M. bereiste sie seit 1816 Frankreich und Italien; erst 1823 kehrte sie nach Dublin zurück. Die Frucht ihres Aufenthalts auf dem Continent waren die beiden Werke «France» (2 Bde., Lond. 1817) und «Italy» (2 Bde., Lond. 1821), die viel zur Erhöhung ihres literarischen Rufs beitrugen, und von denen das letztere nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf das engl. Publikum blieb, indem es bei demselben schon damals die Antipathien gegen Oesterreich und das Interesse für die nationale Sache der Italiener weckte. 1829 besuchte sie abermals Frankreich, wo sie ihr «Book of the boudoir» schrieb, das anziehende Anekdoten über sie selbst und ansprechende Einzelheiten enthält, und 1833 Belgien. Die Zustände Frankreichs schilderte sie in «France in 1829» (Lond. 1830) und Belgiens in dem Roman «The princess or the beguine» (Lond. 1835). Alsdann gab sie «Woman and her master», eine philos. Geschichte des Weibes, und «The book without a name» (1841) heraus, eine Sammlung von Aufsätzen und Skizzen aus ihrer eigenen Feder und der ihres Mannes, der 28. Aug. 1843 starb. Eine neue Auflage des «Wild Irish girl», welche 1847 erschien, bereicherte sie mit interessanten Anmerkungen und einigen autobiographischen Details. An den Freiheitsbestrebungen Italiens in den J. 1847 und 1848 nahm sie warmen Antheil und erließ ein offenes Sendschreiben an Pius IX., um ihn zum Beharren auf der von ihm eingeschlagenen reformatorischen Laufbahn zu ermuntern. Eine Broschüre des Cardinals Wiseman, in welcher einige von ihr mitgetheilte Notizen über den angeblichen Stuhl des heil. Petrus in Rom Lügen gestraft wurden, veranlaßte sie zu dem «Letter to Cardinal Wiseman in answer to his remarks» (Lond. 1850), einer geistreichen Flugschrift, in der sie ihren hochgestellten Gegner vollständig aus dem Felde schlug. Im Genuß einer ihr von dem Ministerium Grey ausgesetzten Pension von 300 Pfd. St. verbrachte sie den Abend ihres Lebens in literarischer

Muße auf einer Villa bei London, wo sie 13. April 1859 starb. Kurz vor ihrem Tode erschienen «Passages from my autobiography» (Lond. 1859).

Morganatische Ehe (matrimonium ad morganaticam, ad morgengabicam oder ad legem Salicam), auch Ehe zur linken Hand, hieß ursprünglich eine mit der Bestimmung abgeschlossene Ehe, daß ihre Wirkungen für Frau und Kind sich nicht auf die gesammte bürgerliche Stellung des Mannes und sein ganzes Vermögen, sondern nur auf einen von demselben als Morgengabe (s. d.) bestimmten Werth beziehen sollen. Unebenbürtigkeit des andern Theils konnte die Veranlassung sein, doch kamen auch Morganatische Ehen unter Ebenbürtigen vor, um namentlich durch zweite Verheirathungen die Kinder der ersten Ehe nicht allzu sehr zu benachtheiligen und eine zu große Zersplitterung des Familienguts zu hindern. Gegenwärtig sind derartige Ehen standesungleiche, wo die nicht ebenbürtige Frau von den Standesvorrechten des Mannes und der vollen Erbfolge ausgeschlossen ist und auch die Kinder hierin der linken oder ärgern Hand folgen, d. h. nur die Rechte des niedriger stehenden Theils erlangen. Hochgestellte Frauen können ebenfalls mit nicht ebenbürtigen Männern eine solche Ehe eingehen. Sie ist nach gemeinem Rechte nur den regierenden Häusern und dem hohen Adel, nach preuß. Landrechte aber auch dem niedern Adel und königl. Räthen gestattet.

Morgarten, ein Bergabhang an der Ostseite des Sees Aegeri (s. d.) im schweiz. Canton Zug, wo gegenwärtig die Kapelle der Haselmatt steht, erhielt einen weltgeschichtlichen Namen durch den Sieg der Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden über die Oesterreicher 15. Nov. 1315. Diese Cantone hatten aus Haß gegen Oesterreich sich für den Kaiser Ludwig von Baiern erklärt, auf dessen Seite auch der Kurfürst von Mainz stand. Friedrich von Oesterreich, Ludwig's Gegenkönig, sprach daher über sie die Acht aus, und der Bischof von Konstanz belegte sie mit dem Bann. Als Friedrich ein Heer von 20000 Mann unter dem Oberbefehl seines Bruders Leopold gegen die Waldstädte vorrücken ließ, besetzten die Waldstädter, im ganzen etwa 1600 Mann stark, den schmalen Weg, der sich zwischen dem Berge M. und dem See Aegeri hinschlängelt, mit ihrem Haupttrupp, während der überbleibende Theil an der Seite des steilen Bergs sich aufstellte. Kaum war Leopold's Heer in den engen Paß eingedrungen, so ließen die am Berge aufgestellten Schweizer die hier aufgehäuften Steinmassen herabrollen, brachten dadurch die Reiterei in Unordnung und richteten solche Verheerung unter dem Feinde an, daß es dem untenstehenden Häuflein möglich wurde, den vordringenden Theil des feindlichen Heeres größtentheils zu vernichten. Nur wenige, unter ihnen der Erzherzog Leopold, entrannen dem Tode. Hierauf verbanden sich die drei Cantone zu Brunnen 8. Dec. 1315 auf immer, und ihnen schlossen sich bis 1513 nach und nach noch zehn Cantone an. Etwa ½ St. von M. liegt das Dörfchen Schorno, mit einer dem Andenken des ersten Kampfes der Eidgenossen geweihten, neuerdings restaurirten Kapelle, in welcher alljährlich durch einen feierlichen Act die Heldenthat der Urväter den Enkeln ins Gedächtniß zurückgerufen wird. Am M. war es auch, und zwar fast an gleicher Stelle, wo 2. Mai 1798 die schwyzerische Landwehr unter Aloys Reding die Franzosen unter Schauenburg zurückschlug, wobei die Weiber in Mannskleidern mitkämpften.

Morgen, Morgengegend oder Osten heißt diejenige Himmelsgegend, in welcher die Gestirne aufgehen. Auch gebraucht man M. für gleichbedeutend mit Morgenzeit. Morgenpunkt, bei den Schiffern Ostpunkt oder Osten, heißt der Durchschnittspunkt des Aequators mit dem Horizonte in derjenigen Gegend des Himmels, wo die Sterne aufgehen. Er ist einer von den vier Cardinalpunkten, welche die Lage der vier Welt- oder Himmelsgegenden (s. d.) bestimmen. An den Tagen der Nachtgleichen, also um den 21. März und 23. Sept., geht die Sonne in dem Morgenpunkte auf, sowie sie in diesen Tagen genau in dem gerade entgegengesetzten Abendpunkte untergeht. An allen übrigen Tagen des Jahres geht sie im Sommer jenseit des Morgenpunktes nach Norden hin und im Winter diesseit desselben nach Süden hin auf. Die jedesmalige Entfernung eines aufgehenden Gestirns vom Morgenpunkte nennt man die Morgenweite.

Morgen, ein Feldmaß in verschiedenen deutschen Staaten, welches ursprünglich einen Flächenraum bezeichnete, der an einem Morgen von einem Gespann umgeackert oder von einem Manne abgemäht werden kann. Wie der Acker (s. d.) und die übrigen Feldmaße (s. d.), ist auch der M. sehr verschieden. Am bekanntesten ist der preußische M. oder alte magdeburger M., der 180 preuß. Quadratruthen begreift und somit 25,532 franz. Aren entspricht. Andere M. sind: der sächsische M. von 150 sächs. geometr. Quadratruthen oder ½ sächs. Acker = 27,6712 Aren; der hannoversche M., 120 hannov. Quadratruthen = 26,2101 Aren; der bairische M. (Tagwerk, Juchert), 400 bair. Quadratruthen = 34,0727 Aren; der würtembergische M., 348 würtemb. Quadratruthen = 31,51745 Aren; der alte amsterdamer M., 600 alte amsterdamer

Quadratruthen = 81,2866 Aren; der polnische M. (morg, Mehrheit morgów) von 300 poln. Quadratruthen = 55,9872 Aren. In einigen Landstrichen unterscheidet man den Feldmorgen von dem Waldmorgen; letzterer ist gewöhnlich größer als der erstere. So umfaßt im Braunschweigischen der Feldmorgen 120 Quadratruthen oder 25,0158 Aren, der Waldmorgen hingegen 160 Quadratruthen oder 33,35442 Aren.

Morgengabe nannte man ursprünglich das Geschenk, welches der neue Ehemann der Frau am Morgen nach der Hochzeit machte. Spuren dieser Einrichtung finden sich schon in den ältesten deutschen Gesetzen. Die M. war früher ziemlich allgemein und ihre Größe wurde im Ehevertrage bestimmt; später fand sie nur beim Adel statt. Bei den sog. unstandesmäßigen Ehen vertrat sie die Stelle eines vollkommenen Abfindens, und von ihr hatte die Frau alle Ausgaben für sich und ihre Kinder zu bestreiten. — Etwas anderes ist die im Rechte des «Sachsenspiegels» wurzelnde gesetzliche oder sächsische M., worunter man diejenigen beweglichen Sachen verstand, welche eine adeliche Witwe nach dem Tode ihres Mannes aus den Gütern bekommen mußte. Dahin gehörten alles feldgängige Vieh weiblichen Geschlechts, Schafe und Gänse, zugelegtes Bauholz, nicht eingefügte Zaunstöcke u. s. w. Selten wurde indeß die sächsische M. in Natur gegeben, sondern es verglichen sich gewöhnlich die Erben des Mannes mit der Frau über eine gewisse Geldsumme, die sie erhielt. In der Bibelübersetzung Luther's wird durch M. die Summe bezeichnet, welche der Vater des Bräutigams an die Familie der Braut, als Kaufpreis der letztern, zahlt.

Morgenröthe, s. Abendröthe.

Morgenstern, s. Abendstern.

Morgenstern hieß eine Schlagwaffe im Mittelalter, welche zuerst bei den schweiz. Bauern aufkam. Sie bestand aus einer großen, 6—7 F. langen Keule, deren oberer Ballen mit Eisen beschlagen und zugleich mit starken eisernen Zacken versehen war. Diese Zacken wurden oft in Form eines Sterns eingefügt, wodurch der Kriegerwitz auf jenen Namen gefallen ist. Eine andere Art bestand aus einer dicken Stange, an deren Ende eine eiserne Kugel oder ein längeres Eisenstück mittels einer Kette befestigt war, und die in ähnlicher Weise wie die hussitischen eisenbeschlagenen Dreschflegel zum Dreinschlagen gebraucht wurde. In den Händen starker Gesellen, die sie zu handhaben wußten, konnten solche Waffen allerdings beim Nahgefecht furchtbar werden.

Morghen (Raffaello), ausgezeichneter Kupferstecher, geb. zu Florenz 19. Juni 1758, stammte aus einer niederländ. Familie, die sich zuerst in Frankreich, dann in Florenz niederließ. Den ersten Unterricht in der Zeichen- und Kupferstechkunst erhielt er durch seinen Vater, Filippo M. (geb. 1730), und dessen Bruder, Giovanni Elia M. (geb. 1721), welche beide zu Neapel an dem Prachtwerke über die herculanischen Alterthümer arbeiteten. Um sich noch mehr zu vervollkommnen, ging er 1778 nach Rom zu Volpato, bildete sich in dessen Schule zum vollkommenen Künstler und verband sich dann mit ihm zu gemeinschaftlichen Arbeiten. Einem vortheilhaften Rufe nach Neapel, den er 1792 erhielt, zog er 1793 auf den Ruf des Großherzogs Ferdinand III. von Toscana die Anstellung als Professor der Kupferstechkunst an der Akademie der Künste zu Florenz vor. Er starb daselbst 8. April 1833. Es sind von ihm eine Menge vortrefflicher Stiche vorhanden, meist nach berühmten Bildern gearbeitet. Zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehören die Madonna della Seggiola und die Verklärung nach Rafael, die Madonna del Sacco nach Andrea del Sarto, Aurora nach Guido, die Jagd der Diana nach Domenichino, der Tanz der Jahreszeiten nach Poussin, das Grabmal Clemens' XIII. nach Canova und vor allem das Abendmahl nach Leonardo da Vinci (1800), dessen erste Abdrücke mit der Schrift, aber ohne das Komma nach dem Worte Vobis, ungemein theuer bezahlt werden. Andere ausgezeichnete Arbeiten von ihm sind die Bildnisse Dante's, Petrarca's, Ariosto's, Tasso's u. s. w. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Blätter, deren Zahl sich auf 254 beläuft, gab sein Schüler Palmerini heraus (Flor. 1810; 3. Aufl. 1824). Seine Brüder, Antonio M. und Guglielmo M., waren ebenfalls Kupferstecher, wurden aber von ihm verdunkelt. Ein Sohn von ihm ist als Landschaftsmaler bekannt.

Morgue nannte man früher in Paris ein kleines Zimmer am Eingange der Gefängnisse, wo man zunächst die Sträflinge hinbrachte, um sie von den Stockmeistern beaugenscheinigen zu lassen. Gegenwärtig führt in Paris ein an der Südostspitze der Cité, auf dem Quai de l'Archevêché gelegenes Gebäude diesen Namen, wo die im Flusse oder auf den Straßen der Hauptstadt und der umliegenden Ortschaften gefundenen Leichname unbekannter Personen drei Tage lang zur Schau ausgelegt bleiben, wenn sie nicht in kürzerer Frist erkannt und abverlangt werden. Die Leichen liegen hinter einer Glaswand, jede auf einem schrägen Paradebett von schwarzem Marmor, ganz nackt bis auf die Schamtheile, die mit einem Stück Leder bedeckt sind; oben darüber an der Wand

hängen die Kleider. Die erkannten Leichen werden auf Verlangen und gegen Bezahlung der Unkosten und Gebühren den Familien ausgeliefert, die andern auf städtische Kosten beerdigt. Die Anzahl der jährlich ausgestellten Leichen beläuft sich im Durchschnitt auf 300, wovon fünf Sechstel dem männlichen Geschlechte angehören.

Morhof (Dan. Georg), deutscher Literator, geb. 6. Febr. 1639 zu Wismar, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und das Pädagogium zu Stettin und studirte seit 1657 zu Rostock die Rechte und humanistischen Wissenschaften. Ein lat. Scherzgedicht auf den Tod eines Storchs erwarb ihm 1660 die Professur der Dichtkunst zu Rostock, die er 1666 mit dem Lehrstuhl der Rede- und Dichtkunst an der neugestifteten Universität zu Kiel vertauschte, wo er 1673 zugleich Professor der Geschichte und 1680 Bibliothekar wurde. Er starb auf der Rückreise aus dem Bade Pyrmont zu Lübeck 30. Juni 1691. M. war ein Mann von großer Gelehrsamkeit und gesundem Urtheile. Durch seinen an literarischen Notizen sehr reichen «Polyhistor» (Lübeck 1688; 4. Ausg., 2 Bde., 1747) regte er in Deutschland zuerst ein planmäßigeres Studium der Literaturgeschichte an, für welche sein Werk lange Zeit Hauptquelle war. Sein «Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie» (Kiel 1682; 3. Aufl., Lübeck 1718) ist besonders als erster Versuch, die deutsche Grammatik historisch zu begründen, von Wichtigkeit. Dagegen sind M.'s «Deutsche und lat. Gedichte» (Lübeck 1697) von geringem Belang. Eine Auswahl der erstern findet sich in W. Müller's «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 8, Lpz. 1826).

Morier (James), engl. Romanschriftsteller, geb. um 1780, aus einer nach England übergesiedelten Familie der franz. Schweiz, genoß eine sorgfältige Erziehung und widmete sich der Diplomatie. Als Secretär bei der engl. Gesandtschaft in Persien hatte er Gelegenheit, sich mit der pers. Sprache und den pers. Sitten vertraut zu machen. Bei seiner Rückkehr legte er die gemachten Beobachtungen und Erfahrungen theils in seinen Reiseschilderungen, den «Travels in Persia, Armenia and Asia minor to Constantinople» (Lond. 1812) und «A second journey through Persia, Armenia and Asia minor» (Lond. 1818), theils in Romanen nieder. In den letztern, «Adventures of Hajji Baba» (5 Bde., Lond. 1824—28), «Zohrab, or the hostage« (3 Bde., Lond. 1832), «Ayesha, the maid of Kars» (3 Bde., Lond. 1834) und «The Mirza» (3 Bde., Lond. 1841), weiß er sich ebenso geschickt in den Charakter des Persers zu versetzen, als denselben durchzuführen; ihm glückte es im «Hajji Baba», was viele vor ihm vergebens versucht hatten, den Perser als Beobachter und handelnde Person ins europ. Volksleben zu stellen. Dagegen fand der nach dem Deutschen bearbeitete Roman «The banished, a Suabian historical tale» (Lond. 1838) sowie auch «Abel Allnut» und «Martin Toutrond» (Lond. 1848) nur geringen Beifall. M. starb zu Brighton im März 1849.

Mörike (Eduard), namhafter deutscher Dichter, geb. 8. Sept. 1804 zu Ludwigsburg, besuchte das Gymnasium zu Stuttgart und bereitete sich dann auf dem evang. Seminar zu Urach auf das theol. Studium vor. Seit 1822 Student zu Tübingen, beschäftigte er sich indessen mehr mit schöner Literatur als mit Theologie. Nachdem er 1827 Tübingen verlassen, lebte er als Pfarrgehülfe in verschiedenen Gegenden Würtembergs, bis er 1834 die Pfarrstelle zu Cleversulzbach bei Weinsberg erhielt. Kränklichkeit veranlaßte ihn jedoch, dieses Amt niederzulegen und sich nach Mergentheim zurückzuziehen. Später erhielt er eine Lehrerstelle am Katharinenstift in Stuttgart, von der er Ende 1866 zurücktrat. Schon in M.'s erstem Werke, dem Romane «Maler Nolten» (Stuttg. 1832), sprach sich seine dichterische Individualität entschieden aus. Diesem folgte eine Sammlung «Gedichte» (Stuttg. 1838; 3. Aufl. 1856), die liebliche «Idylle vom Bodensee» (Stuttg. 1846; 2. Aufl. 1856); ferner «Das stuttgarter Hutzelmännlein» (Stuttg. 1853), ein Märchen, die «Vier Erzählungen» (Stuttg. 1856) und die Novelle «Mozart auf der Reise nach Prag» (Stuttg. 1856). Seine Oper, «Die Regenbrüder» (in der «Iris», Stuttg. 1839) wurde von Lachner in Musik gesetzt. Zu vielen seiner Lieder und Balladen haben Hetsch und F. Kauffmann treffliche Compositionen geliefert. M. ist einer der vorzüglichsten unter den sog. Schwäbischen Dichtern. Er dringt tief in das innerste Geheimleben der Natur und des menschlichen Gemüths ein, ohne dabei jemals die volle Herrschaft über seinen Stoff zu verlieren. Tiefe, Klarheit und Vollendung der Form vereinigen sich in seinen Productionen. Dabei ist ihm ein feiner humoristischer Zug eigenthümlich. M.'s innige Vertrautheit mit der antiken Dichtung bekunden unter anderm seine Uebertragungen des Anakreon und Theokrit.

Morillo (Don Pablo), Graf von Cartagena und Marquis de la Puerta, span. General, geb. 1777 zu Fuentes de Malsa in der Provinz Toro, von niederer Herkunft, diente anfangs in der Marine und machte sich zuerst in dem Kriege gegen Napoleon seit 1808 als Anführer einer Guerrilla in Murcia bekannt. Er stieg in den folgenden Jahren bis zum General und erkämpfte

namentlich 1813 mehrere Vortheile über die franz. Heere. Anfang 1815 führte er eine Expedition von 10000 Mann nach Neugranada, um Südamerika wieder dem Mutterlande zu unterwerfen. Er eroberte Cartagena 5. Dec. 1815 und Sta.-Fé de Bogota im Juni 1816, wo er eine grausame Strenge gegen die Republikaner übte; doch seit Anfang 1817 mußte er vor Bolivar in den festen Plätzen eine Zuflucht suchen. Da seine allgemeine Amnestieerklärung zu Caracas 17. Sept. 1817 kein Vertrauen fand, so setzte er den Kampf bei ungleichen Mitteln fort, bis er sich zu Unterhandlungen mit Bolivar genöthigt sah, die den Waffenstillstand zu Truxillo 26. Nov. 1820 zur Folge hatten, worauf er nach Spanien zurückkehrte. Hier war sein Benehmen während der Cortesverfassung ein sehr zweideutiges. Er unterstützte das Unternehmen der absoluten Partei, mit Hülfe der Garden im Juli 1822 die Constitution zu stürzen. Als dasselbe gescheitert, schloß er sich den Constitutionellen an und wurde Generalkapitän von Asturien und Galicien; doch machte er sich durch seine Unthätigkeit sehr bald wieder verdächtig. Nachdem die Cortes in Sevilla die Suspension der königl. Macht ausgesprochen, erklärte er sich 26. Juni 1823 gegen dieselben und schien eine vermittelnde Rolle spielen zu wollen. Von dem franz. Generallieutenant Bourck gedrängt, schloß er indeß schon zu Anfange des Juli mit diesem einen Waffenstillstand, unterwarf sich der Regentschaft in Madrid und überlieferte den Franzosen ohne weiteres Galicien. Die Willkürherrschaft des absoluten Königthums nöthigte jedoch auch ihn zur Flucht nach Frankreich, und seine in Spanien angekauften Nationalgüter wurden eingezogen. Unter Zea-Bermudez' Ministerium wurde er 1832 zurückberufen und als Generalkapitän von Galicien wieder eingesetzt. Nach dem Tode Ferdinand's VII. befehligte er eine Zeit lang die Christinos gegen Don Carlos, wurde aber abberufen und starb zu Rochefort 27. Juli 1838. Seine «Mémoires» (Par. 1826) enthalten schätzbare Beiträge zur Geschichte der Vorfälle in Amerika.

Möris sollte nach den griech. Schriftstellern ein alter ägypt. König geheißen haben, von welchem der künstlich hergestellte große Mörissee in der westlich abgezweigten Provinz, die jetzt El-Fayûm heißt, seinen Namen geführt habe. Umgekehrt hieß aber vielmehr der See Piom en Mere, d. i. der See der Ueberschwemmung, weil in ihn das Ueberschwemmungswasser des Nil geleitet und später zur Bewässerung der Umgegend von Memphis wieder abgelassen wurde, und aus dieser Bezeichnung machten erst die Griechen einen König Möris und übertrugen auf diesen Namen, was sie von den Aegyptern über den Urheber des Sees vernahmen. Dieser König hieß bei den Aegyptern Amenemha III., gehörte der zwölften Dynastie, der letzten des alten Reichs, an und regierte als drittletzter König dieser Dynastie um 2200 v. Chr. 42 J. lang. Er ist derselbe König, welcher an den Felswänden von Semneh in Unternubien die noch jetzt dort sichtbaren Angaben von höchsten Nilschwellen eingraben ließ, und dessen große Sorgfalt für das Bewässerungssystem des Landes sich auch sonst noch nachweisen läßt. Wegen der dabei viel geübten Feldmeßkunst wurde er auch von einigen für den Erfinder der Geometrie ausgegeben.

Möris (Aelius), mit dem Beinamen Atticista, ein bekannter griech. Grammatiker, lebte im 2. Jahrh. n. Chr. unter Hadrian und verfaßte unter dem Titel «Lexicon Atticum» ein kleines Wörterbuch, worin ganz im Geiste jener Zeit die Ausdrücke und Redensarten der frühern attischen Gräcität durch Ausdrücke des spätern oder gemeinen Dialekts erklärt werden. Am besten wurde dasselbe von Pierson (Leyd. 1759) und Koch (2 Bde., Lpz. 1830—31) bearbeitet und der bloße Text zuletzt von Bekker zugleich mit dem Harpokration (Berl. 1833) herausgegeben.

Moriscos, s. Mauren.

Moritz (Sanct-), s. Saint-Maurice und Sanct-Moritz.

Moritz, Herzog und Kurfürst von Sachsen, geb. zu Freiberg 21. März 1521, der erstgeborene Sohn Herzog Heinrich's des Frommen mit seiner Gemahlin, einer Tochter des Herzogs Magnus von Mecklenburg, zeigte schon früh große Talente, verbunden mit rastloser Thätigkeit und einem feurigen Charakter, und erhielt eine sorgsame Erziehung. Sein Geist wurde noch mehr geweckt, als er zu weiterer Ausbildung mehrere andere deutsche Höfe besuchte, die den einfachen Hof des Vaters an Glanz bei weitem übertrafen. Nachdem er 1539 in Torgau zur prot. Kirche übergetreten, vermählte er sich Anfang 1541 mit Agnes, der Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen. Noch in demselben Jahre, 18. Aug., folgte er seinem Vater in der Regierung des Herzogthums Sachsen Albertinischer Linie. Obschon ein eifriger Anhänger der Reformation und Schwiegersohn eines der Häupter des Schmalkaldischen Bundes, war er doch nicht zu bewegen, dem Bunde beizutreten, sondern verharrte in einer selbständigen Stellung, vielleicht schon damals befangen in Planen nach höherer Würde und größerer Macht. Er stand mit seinem Vetter, dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen Ernestinischer Linie, in scheinbar gutem Vernehmen, bis eine ziemlich geringfügige Sache im Frühjahr 1542 einen

Bruch herbeiführte. Hierauf zog der Herzog noch in demselben Jahre dem Kaiser mit einem Corps gegen die Türken in Ungarn und im folgenden Jahre gegen die Franzosen zu Hülfe, wodurch er mehr und mehr dessen Gunst erwarb. Doch hielt ihn dieses offen zu Tage sich legende Bestreben nicht ab, 1545 die beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes im Kampfe gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig zu unterstützen und den gefangen genommenen Herzog an den Landgrafen von Hessen auszuliefern. Als es aber 1546 zum offenen Kampfe zwischen dem Kaiser und dem Schmalkaldischen Bunde gekommen, schien ihm dies der günstigste Zeitpunkt zur Ausführung seiner längstgehegten Plane in Beziehung auf das Kurhaus Sachsen. Er entschied sich nun ganz für den Kaiser, der ihm in einem geheimen Vertrage zu Regensburg 19. Juni 1546, unter der Bedingung kräftigen Beistandes, die Kurwürde und die Erbländer des Kurfürsten zusicherte. Auf Befehl des Kaisers bemächtigte er sich in kurzer Zeit fast des ganzen Kurfürstenthums; doch mußte er dasselbe fast ebenso schnell dem ihm mit einer überlegenen Macht entgegentretenden Kurfürsten wieder einräumen. Ein Waffenstillstand, den der Kurfürst einging, war dessen Verderben. Hierdurch gewann der Kaiser Zeit, mit erprobten Truppen dem bedrängten Herzoge zu Hülfe zu eilen. Die Schlacht bei Mühlberg, die Gefangennehmung des inzwischen geächteten Kurfürsten und die Capitulation von Wittenberg führten den Herzog an das Ziel seiner Wünsche. Am 1. Juli 1547 ertheilte ihm der Kaiser die Kurwürde und belehnte ihn mit einem großen Theile der Ernestinischen Erblande.

Ungeachtet dieser Gunstbezeigungen erkannte der neue Kurfürst sehr wohl, wie der Kaiser jetzt um so sicherer seinen Plan verfolgen zu können meinte, der dahin zielte, mit Unterdrückung der Rechte der deutschen Fürsten sich zum unbeschränkten Herrscher Deutschlands zu erheben. Wie künstlich auch Karl V. unter dem Scheine, der kath. Kirche nur Schutz zu schaffen, seine egoistischen Absichten verbarg, dem Scharfblick des Kurfürsten vermochten alle die Schlangenwindungen der Politik das endliche Ziel des herrschsüchtigen Kaisers nicht zu verdecken. Da er einsah, daß nur durch offene Gewalt Deutschland gerettet und der Macht des Kaisers die nöthige Schranke gesetzt werden könnte, so begann er seit 1550 unter dem Scheine, die ihm vom Kaiser übertragene Vollziehung der Reichsacht gegen die Stadt Magdeburg auszuführen, sich zu rüsten; auch schloß er ganz insgeheim 5. Oct. 1551 mit dem König Heinrich II. von Frankreich ein Bündniß gegen den Kaiser. Noch einmal ließ er Karl V. durch eine feierliche Gesandtschaft um die Freilassung seines Schwiegervaters, des Landgrafen von Hessen, bitten; doch der sorglose Kaiser benahm sich hochmüthig und lehnte die Bitte ab. Jetzt warf M. die Maske ab und eröffnete den Feldzug. In einem Manifest erklärte er die Sicherheit der prot. Lehre, die Aufrechthaltung der Reichsverfassung und die Befreiung des Landgrafen als einzige Beweggründe zu diesem Kriege. Ueberall freudig empfangen, kam er in Eilmärschen so schnell nach Innsbruck, daß er den hier am Podagra daniederliegenden Kaiser beinahe gefangen genommen hätte. Der Kaiser gab nicht nur den Landgrafen und den Kurfürsten von Sachsen sogleich frei, sondern sah auch im Gefühle seiner Hülflosigkeit sich sehr bald genöthigt, durch seinen Bruder Ferdinand mit M. in Unterhandlungen zu treten, die zum Frieden führten und den Vertrag zu Passau 22. Aug. 1552 zur Folge hatten. So zerstörte M. mit einem Schlage die lange Jahre genährten feindlichen Plane des Kaisers gegen Deutschland, während er zugleich die Protestanten wieder mit sich versöhnte. Um indeß auch wieder dem Kaiser einen Beweis seiner Anhänglichkeit zu geben, und namentlich aus Freundschaft für den König Ferdinand, wohnte er nach hergestelltem Frieden einem Feldzuge gegen die Türken in Ungarn bei, die er zwar in verschiedenen Gefechten schlug, gegen die er aber doch infolge des schlechten Geistes des kaiserl. Heeres keine bedeutenden Vortheile zu erringen vermochte. Misgestimmt kehrte er nach Sachsen zurück, wo er nun dem Bündnisse gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg beitrat, der, den Passauer Vertrag nicht anerkennend, den Krieg auf eigene Faust fortsetzte. In der Schlacht bei Sievershausen 9. Juli 1553 wurde der Markgraf zwar gänzlich geschlagen, dieser Sieg aber (zu dessen Andenken man daselbst 1853 ein Denkmal errichtete) sehr theuer erkauft. Der Kurfürst war durch einen Schuß in den Unterleib verwundet worden und starb 11. Juli infolge dieser Verwundung im Feldlager. M. besaß außer jener Klugheit, vermöge welcher er schlau die Umstände zu benutzen wußte, große Regenten- und Feldherrntalente, die ihn zu einem der größten deutschen Fürsten machten. Er begann sofort nach seinem Regierungsantritte gewaltige Reformen in Sachsen und würde unstreitig noch viel Größeres ausgeführt haben, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Er befestigte Dresden, Leipzig und Pirna, gab dem Militär eine vollständigere Organisation, unterstützte den Bergbau und das Hüttenwesen und erwarb sich namentlich um die gelehrte Bildung große Verdienste durch

die Begründung der drei Fürstenschulen und die Stiftung mehrerer Institute bei der Universität zu Leipzig. In der Regierung folgte ihm sein Bruder August (s. d.). Seine Witwe heirathete 1555 den Herzog Johann Friedrich den Mittlern, starb aber wenige Monate nachher; seine einzige ihn überlebende Tochter, Anna, wurde die Gemahlin Wilhelm's I. (s. d.), Prinzen von Oranien. Vgl. Langenn, «M., Herzog und Kurfürst von Sachsen» (2 Bde., Lpz. 1841).

Moritz, Prinz von Oranien, Graf von Nassau, berühmt als Feldherr, namentlich als ausgezeichneter Infanteriegeneral, war der Sohn aus der zweiten Ehe des Prinzen Wilhelm I. von Oranien mit Anna, des Kurfürsten Moritz von Sachsen Tochter. Er wurde zu Dillenburg 14. Nov. 1567 geboren und studirte zu Leyden. Nachdem sein Vater 1584 meuchelmörderisch erschossen worden, wählten ihn die Provinzen Holland und Seeland, nachher auch Utrecht, zu ihrem Statthalter. Mit großen Talenten ausgerüstet, übertraf M. als Feldherr bald alle Erwartungen. Er nahm 1590 durch Ueberfall Breda, befreite darauf Geldern, Overyssel, Friesland und Gröningen von den Spaniern und erhielt nun nebst dem Oberbefehl über die Land- und Seemacht aller vereinigten Provinzen zugleich die Statthalterschaft von Geldern und Overyssel, während die von Friesland und Gröningen seinem Vetter, dem Grafen Wilhelm von Nassau, zutheil wurde. Ueberhaupt nahm M. den Spaniern bis zu dem 1609 geschlossenen Waffenstillstande gegen 40 Städte und mehrere Festungen und schlug sie in drei Feldschlachten, ungerechnet die Siege zur See, welche die republikanischen Viceadmirale an den span. und flandr. Küsten erfochten. So wurde M. der Gegenstand der allgemeinen Liebe und Achtung des Volks, und auf diese baute sein feuriger Ehrgeiz den Plan der Oberherrschaft. Zugleich benutzte er dazu mit die theol. Streitigkeiten der Remonstranten und Gomaristen, welche letztere er mit großem Eifer unterstützte. Allein seine Bemühungen, die Freiheit des Staats durch Parteisucht zu untergraben, scheiterten, und so sah er sich endlich genöthigt, von der Ausführung seiner Entwürfe abzustehen. Er starb im Haag 23. April 1625 und hatte seinen Bruder Friedrich Heinrich zum Nachfolger. Mit Ausnahme des Waffenstillstands von 1609—21 war er fast ununterbrochen im Kriege begriffen, den er meisterhaft verstand. Sein Heer galt für die erste Schule der Kriegskunst, und die von ihm gebildeten Krieger haben nicht wenig zu seinem Ruhme beigetragen.

Moritz, Graf von Sachsen, bekannt unter dem Namen des Marschalls von Sachsen, ein ausgezeichneter Feldherr, war der natürliche Sohn des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, August's II. oder des Starken, und der Gräfin Maria Aurora von Königsmark (s. d.). Er wurde zu Goslar 28. Oct. 1696 insgeheim geboren, sofort nach seiner Geburt einer Erzieherin übergeben und sodann an verschiedenen Orten durch Privatlehrer gebildet. Doch fehlte es ihm sehr an der nöthigen Lust, etwas zu lernen. Dagegen zeigte er früh einen feurigen Geist und eine ungewöhnliche, von seinem Vater geerbte Stärke. Die ersten Waffen trug er 1709 in Flandern unter Eugen und Marlborough, deren Lob er sich in dem Feldzuge von 1710 erwarb. Im folgenden Jahre legitimirte ihn sein Vater unter dem Titel eines Grafen von Sachsen. Ob er an den Feldzügen 1712 gegen die Schweden theilgenommen, ist nicht gewiß, 1713 verlieh ihm aber der König ein Regiment und verheirathete ihn 1714 mit der reichen und liebenswürdigen Gräfin Löben. Die Ehe war jedoch nicht glücklich, da M. zu sehr das Vergnügen und den Wechsel liebte und auch die Gräfin sich viel zu Schulden kommen ließ. Beide wurden 1721 wieder geschieden. Vorher hatte M. 1715 in Pommern und 1716 in Polen gekämpft, sein Regiment war aber dann abgedankt worden. Unter allen Ausschweifungen widmete er sich indeß eifrigst dem Studium der Kriegskunst. 1720 ging er nach Frankreich, um sich eine feste Stellung zu suchen. Er wurde hier zum Maréchal-de-Camp ernannt und kaufte sich ein Regiment für 35000 Thlr. Hier studirte er Mathematik, Mechanik und Befestigungskunst, führte aber ein höchst verschwenderisches und ungezügeltes Leben. Abwechselnd war er auch am Hofe seines Vaters. 1726 wählten ihn die Stände von Kurland zu ihrem Fürsten, und die verwitwete Herzogin von Kurland, Anna Iwanowna, die Tochter des Zars Iwan Alexiewitsch, machte ihm Hoffnung auf ihre Hand. Doch Menschikow, der selbst nach dem Herzogthume strebte, kam nach Mitau, forderte eine neue Wahl, drohte mit Truppen und reiste nach Petersburg, um M. entgegenzuwirken. In jener Zeit ging M. Frankreich um Unterstützung an. Er erhielt damals durch seine Geliebte, die berühmte Schauspielerin Adrienne Lecouvreur in Paris, die Summe von 40000 Livres, die sie durch Versetzen aller ihrer Kostbarkeiten zusammengebracht hatte. Da Kurland ein Lehn von Polen war, so annullirte der poln. Reichstag die Wahl, die auf M. gefallen, und der König befahl ihm endlich, als seine Sache auch in St.-Petersburg verloren war, Kurland zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren. Er gehorchte und lebte

hier oder auf Reisen bis zum Kriege von 1733. Während einer Krankheit 1731 schrieb er in 13 schlaflosen Nächten sein berühmtes Werk «Rêveries militaires». Ob ihm nach dem Tode seines Vaters 1733 sein Halbbruder, der Kurfürst Friedrich August II. von Sachsen, den Oberbefehl aller seiner Truppen angeboten und er ihn abgelehnt, ist nicht erwiesen. Im ausbrechenden Kriege wurde er dem Marschall Berwick zugetheilt und zeichnete sich mehrfach so aus, daß er 1734 zum Generallieutenant befördert wurde. Nach dem Frieden führte er wieder sein früheres Leben. Bei dem Tode des Kaisers Karl VI. und den bevorstehenden Verwickelungen bot M. sein Schwert wiederholt Sachsen an, sah sich aber vom Grafen Brühl zurückgewiesen. Er blieb also im franz. Dienste und nahm im Oesterreichischen Erbfolgekriege 26. Nov. 1741 Prag mit Sturm. Dann ergab sich ihm Eger. Er unternahm 1742 eine Reise nach St.-Petersburg, da er seine Hoffnungen auf Kurland immer wieder aufgefrischt hatte, aber auch diesmal vergeblich. Als er auf den Kriegsschauplatz zurückkehrte, hatten die Verbündeten, Preußen und Sachsen, mit Oesterreich Frieden geschlossen, und die franz. Armee mußte nach und nach Böhmen und Baiern räumen. Im März 1744 wurde M. zum Marschall von Frankreich ernannt, der erste Protestant seit der Aufhebung des Edicts von Nantes. Er führte darauf in den Niederlanden den selbständigen Oberbefehl über einen Theil der Armee und wußte gegen die Uebermacht so geschickt zu manövriren, daß er sie ohne entscheidende Schlacht im Schach hielt. Im Feldzuge von 1745 entschied er, obgleich schwer krank an der Wassersucht, sodaß er nicht reiten konnte, die Schlacht von Fontenay 11. Mai, wofür der König ihn mit Ehren überhäufte, ihm auch auf Lebenszeit das Schloß Chambord überließ. Viele Städte in den Niederlanden ergaben sich darauf; im Febr. 1746 eroberte M. Brüssel und kehrte dann nach Paris zurück, wo er am Hofe mit größter Auszeichnung empfangen und vom Volke vergöttert wurde. Der König verlieh ihm ein Naturalisationsdecret. Darauf nahm M. Antwerpen und Namur und gewann 11. Oct. den glänzenden Sieg bei Raucoux. Von den eroberten Kanonen erhielt er sechs zum Geschenk und den Titel Altesse Sérénissime, im Jan. 1747 aber die Ernennung zum General-Maréchal aller franz. Feldlager und Armeen, wie einst Turenne. Der Sieg bei Laffeld und die Erstürmung von Bergen-op-Zoom, infolge deren er Oberbefehlshaber in den eroberten Niederlanden wurde, endlich die Einnahme von Mastricht 1748 krönten seine glorreiche Feldherrnlaufbahn. Im Frieden von Aachen gab Frankreich seine Eroberungen zurück, womit M. sehr unzufrieden war. Er lebte nun theils zu Chambord in wahrhaft fürstl. Pracht, theils auf Reisen. Auch Berlin besuchte er, wo er von Friedrich II. mit großer Auszeichnung empfangen wurde. M. starb zu Chambord 30. Nov. 1750. Auf den Vorschlag von Dresden aus wurde seine Leiche in der neuen prot. Kirche zu St.-Thomas in Strasburg beigesetzt, aber erst 1777, nachdem das großartige Denkmal durch Pigalle 1776 vollendet war. In seinem Testamente hatte M. über sein ansehnliches Vermögen durch viele Legate verfügt. Daß sein Thatendurst nach dem Frieden einen Thron außerhalb Europa gewünscht, ist gewiß, eine Erfindung jedoch, daß er die Juden in Mittelamerika habe sammeln und deren König werden wollen. Später wurden von ihm «Lettres et mémoires» (Par. 1794) veröffentlicht. Seine «Rêveries» (beste Ausg., 2 Bde., 1757) sind voll kühner und neuer Ansichten in der Kriegswissenschaft, deren Gültigkeit die spätere Zeit bewährte. Vgl. K. von Weber, «M., Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich» (Lpz. 1863); Taillandier, «Maurice de Saxe» (Par. 1865).

Moritz (Karl Phil.), ein genialer deutscher Schriftsteller, geb. 15. Sept. 1757 zu Hameln von armen Aeltern, lernte bei einem Hutmacher, verließ aber alsbald die Heimat, um in der Welt sein Glück zu suchen. Nach mancherlei Schicksalen brachte er es dahin, sich in Wittenberg zwei Jahre den Studien zu widmen, die er indeß sehr unregelmäßig betrieb. Dann folgte er einem Rufe Basedow's nach Dessau, wo er sich aber nur kurze Zeit gefiel. Seine Bemühungen, in Potsdam eine Predigerstelle zu erhalten, schlugen fehl, und er war der Verzweiflung nahe, als er durch Teller und Büsching eine Lehrerstelle an dem Grauen Kloster zu Berlin erhielt. Doch auch dieser Lage bald überdrüssig, unternahm er 1782 eine Reise nach England, zu der er sich auf einem Spaziergange entschloß, und die er ganz unvorbereitet antrat. Nach seiner Rückkehr verfiel er in immer größern Unmuth. In seinen Hoffnungen getäuscht, glaubte er tödlich krank zu sein, aber er genas wieder und erhielt 1784 eine außerord. Professur an einem berliner Gymnasium. Kurze Zeit führte er die Redaction der Voß'schen Zeitung, wozu es ihm aber an Ordnungssinn und Ausdauer fehlte. Auch eine Reise in die Schweiz, die er mit einigen Freunden unternahm, wurde nur halb ausgeführt. Nach seiner Rückkehr faßte er eine schwärmerische Liebe für eine verheirathete Frau, die ihn zu seltsamen Verirrungen und zu der Rolle eines zweiten Werther verleitete. Er hätte vielleicht wie sein Vorbild geendet, wenn

nicht die längstersehnte Reise nach Italien seinem Geiste eine andere Richtung gegeben. M. trat dieselbe 1786 an und verweilte zwei Jahre in Rom. Ungeachtet seiner Thätigkeit blieb dieser Aufenthalt ohne tiefern Gewinn, da er in seinen Studien zu unstet und phantastisch war. Goethe, der ihn hier kennen lernte, nahm sich seiner dort und auch später freundlich an und machte ihn auch mit dem Herzog von Weimar bekannt, auf dessen Verwendung er Mitglied der berliner Akademie wurde. Nach seiner Rückkehr erhielt er die Professur der Alterthumskunde und der Theorie der schönen Künste bei der Akademie der bildenden Künste. Zugleich schloß er eine Ehe, die sehr unglücklich ausfiel. Er starb 26. Juni 1793. Ohne Einheit, festen Lebensplan und gründliche, obschon vielseitige Bildung, kam M. trotz seines reichbegabten Geistes nie zu einer klaren Anschauung der Welt und seiner selbst. Er lebte in einer steten Selbsttäuschung und machte fast immer den Schauspieler eines fremden Lebens. Seine zahlreichen Schriften, mythologischen, antiquarischen, psychologischen und grammatischen Inhalts, unter welchen der «Versuch einer Prosodie» (Berl. 1786; neue Aufl. 1815) den meisten Einfluß hatte, sind zum Theil anziehend und belehrend. In den Romanen «Anton Reiser» (4 Bde., Berl. 1785—90; Bd. 5 von Klischnig, 1794) und «Andreas Hartknopf» (Berl. 1786) hat er sein Leben theilweise zu beschreiben versucht. M. war der erste, der Jean Paul's Werth erkannte und den damals jungen Dichter auf seiner Laufbahn ermuthigte.

Moritzburg, ein königl. Jagd- und Lustschloß, drei Stunden von Dresden, im Friedwalde, im 18. Jahrh. häufig die Dianenburg genannt, wurde bereits von Kurfürst Moritz 1542 zu bauen begonnen, aber erst unter Kurfürst Christian I. 1589 vollendet. Später wurde es erweitert und unter August dem Starken sehr verschönert, der, sowie sein Nachfolger, daselbst häufig glänzende Jagden und prachtvolle Feste und Bälle mit Götter- und Türkenaufzügen hielt. Große Teiche, perspectivisch ausgehauene Waldungen, ein Fasanengarten mit dem neuen Schlosse, eine Menagerie, mehrere schöne Privatgebäude und ein Park zur Hegung des Wildes bilden die Umgebungen des Schlosses, welches wie eine Insel aus dem Wasserspiegel des breiten, tiefen Schloßgrabens sich erhebt. Außer sieben großen Sälen, einer Kapelle und mehrern Gewölben enthält dasselbe über 200 Zimmer mit Geräthen und Wandbekleidung im altfranz. Geschmack. Der große Tanzsaal ist mit 72 vergoldeten Hirschköpfen mit seltenen Geweihen von 24—50 Enden verziert. Ueberhaupt bezieht sich fast aller Schmuck auf die königl. Jagdfreuden des 17. und 18. Jahrh. Das neue Schloß, welches 1769 erbaut wurde, liegt in der Nähe des Parks auf einem Hügel am Großen Teich, der über 1 St. im Umfange hat. Zu M. befindet sich ein Gerichtsamt und die königl. Landesbeschälanstalt mit 70—80 Hengsten. In der Nachbarschaft liegt der Marktflecken Eisenberg mit 964 E. Vgl. Becher, «Geschichte und Beschreibung von M.» (Dresd. 1866).

Morlaken nennt man in Oesterreich die serb. Bewohner im südwestl. Theile Istriens, auf den Quarnerischen Inseln und im nordöstl. Theile Dalmatiens.

Mormonen, auch Latter-Day-Saints oder Heilige des Jüngsten Tages, heißt eine religiöse Sekte, welche 1827 von einem gewissen Joë Smith (geb. 23. Dec. 1805 zu Sharon im Staate Vermont in Nordamerika) gestiftet wurde, der sich viel mit Schatzgräberei und ähnlichen Dingen beschäftigte und sich endlich im westl. Theile des Staats Neuyork niederließ. Nach seiner Behauptung empfing er hier 22. Sept. 1827 von dem Engel des Herrn eine auf goldglänzenden Metallplatten eingegrabene Schrift, die er übersetzte und unter dem Titel «Book of the Mormons» herausgab. Dasselbe wurde 1830 in Amerika, 1841 zuerst in Europa gedruckt und später auch von John Taylor unter dem Titel «Das Buch Mormon» (Hamb. 1852) ins Deutsche übertragen. In einer der biblischen nachgebildeten Sprache erzählt dieses Buch, wie Lehi, ein frommer jüd. Patriarch, mit seinen Söhnen Laman, Lemuel, Sam und Nephi sowie einem gewissen Ischmael und dessen Töchtern zur Zeit des Königs Zedekia von Jerusalem aus in die Wildniß gezogen und, nachdem sie viele Tage gegen Osten gewandert, an die Gestade eines großen Meeres gelangt seien. Auf göttliche Eingebung erbaute Nephi, nach dem sämmtliche Nachkommen des Lehi Nephiten genannt werden, ein Schiff, auf dem er mit den Genannten nach dem ihm verheißenen gelobten Lande, Amerika, gelangte. Außer Lebensmitteln hatte er auch alle Thiere und Sämereien mit eingeschifft. Bald nach seiner Ankunft in Amerika, das zuerst durch die Jarediten, welche als gerechte Leute bei der babylon. Sprachverwirrung Gnade gefunden, colonisirt worden war, verfertigte Nephi eine Anzahl Messingplatten, worauf er die Pilgerfahrten und Abenteuer seines Stammes und viele Offenbarungen eingrub, die ihm Gott über die künftigen Schicksale desselben sowie das Menschengeschlecht überhaupt mitgetheilt

hatte. Vor seinem Tode salbte Nephi noch seinen Sohn Jakob über die Nephiten. Letztere nannten sich schon vor dem Erscheinen Christi auf Erden mit dem Namen Christen; auch erschien ihnen Christus selbst im 34. J. nach seiner Geburt, nachdem er von den Todten auferstanden war, und verkündigte ihnen das Evangelium ebenso, wie er es in Palästina gethan. Hierauf lebten die Nephiten unter ihren Patriarchen ein christl. Leben, bis endlich um 320 n. Chr. innere Spaltungen und in deren Folge Kriege entstanden, durch welche alle Gottesfurcht zunichte wurde. Da erschien zuerst Mormon, ein frommer Christ und ausgezeichneter Krieger. Mit einem Heere von 42000 Mann besiegte er 330 n. Chr. die Lamaniten, welche wegen ihrer Gottlosigkeit dem Fluche Gottes und der Barbarei verfielen. Ihre weiße Hautfarbe verwandelte sich in ein schmuziges Roth, wie es die heutigen Indianer, ihre elenden Reste, aufzeigen. Moroni, der Sohn Mormon's, setzte die Geschichte in den beiden letzten Büchern der Mormonenbibel bis 400 n. Chr. fort, um welche Zeit die Nephiten, weil sie wieder in Laster versunken waren, von den Lamaniten gänzlich ausgerottet wurden. Moroni blieb übrig, vollendete die Geschichte seines Volks auf den erwähnten Platten und versiegelte dieselben 420 n. Chr. zugleich mit zwei durchsichtigen Steinen, welche einst dem Schiffe der Jarediten bei ihrer Ueberfahrt nach Amerika als Fenster gedient hatten. Moroni selbst hatte als zukünftigen Entdecker dieser Platten den Joë Smith bezeichnet. Als nun letzterer dieselben aufgefunden, benutzte er die erwähnten bunten Steine als Brille, um die «verbesserten Hieroglyphen», mit welchen Moroni nach seiner eigenen Angabe die Platten geschrieben, zu lesen und zu verstehen.

Sogleich nach seinem Auftreten 1827 fand Joë Smith eine Menge Anhänger, die mit ihm nach Westen zogen und sich im Jan. 1831 in Kirtland im Staate Ohio niederließen. Zugleich gründeten sie eine größere Niederlassung im Westen vom Missouri in Independence, wo sie einen großen Tempel erbauten. Zwistigkeiten mit den Nachbarn, durch die Intoleranz Smith's hervorgerufen, wurden bald der Grund zur vollständigen Uebersiedelung nach dem Westen von Missouri, wo sie außerdem die Stadt Far-West gründeten. Von hier durch Gewalt abermals vertrieben, zogen die M. nach Illinois und legten hier in Hankock-County 1840 die Stadt Nauvoo am Mississippi an. Diese Stadt, in welcher sich auch ihr prächtiger Tempel befand, blühte rasch auf und erhob sich zu bedeutendem Wohlstande. Der Prophet war Mayor der Stadt. Als solcher ließ er 1844 die Zeitungspressen eines excommunicirten Mormonen, des Dr. Foster, demoliren. Diese Gewaltthat veranlaßte die Districtsbehörde von Hancock-County, welche ihren Sitz zu Carthage hatte, zu einem Verhaftsbefehl gegen Joë Smith, dessen Bruder Hiram und 16 andere bei der Demolirung betheiligte Personen. Der Constabler, welcher den Befehl an Joë Smith, als den Mayor der Stadt, überbrachte, sah sich durch den City-Marshall ausgewiesen. Um dem Verhaftsbefehle Geltung zu verschaffen, wurde nun die Miliz aufgeboten, worauf die M. Nauvoo befestigten und ihren Propheten bis aufs äußerste zu vertheidigen beschlossen. Die Bevölkerung der Staaten Missouri und Illinois theilte sich in Parteien für und gegen die M. Zugleich bemächtigte sich der Massen eine solche Aufregung, daß der Gouverneur von Illinois den Befehl über die Miliz selbst übernahm, welche die Stadt vollständig zu zerstören und ihre Bewohner niederzumetzeln drohte. Um Blutvergießen zu verhindern, forderte der Gouverneur Joë Smith auf, sich mit seinen Mitangeklagten freiwillig zu stellen, indem er ihnen seinen Schutz gegen etwaige Angriffe auf ihre Person zusagte. Diese Bedingungen wurden endlich angenommen. Smith nebst seinem Bruder stellten sich und wurden in das Gefängniß zu Carthage gesetzt. Obgleich 26. Juni der Gouverneur abermals seinen Schutz zugesagt, brach doch den 27. abends eine bewaffnete und zum Theil als Indianer verkleidete Bande in den Gewahrsam der Brüder. Man feuerte auf dieselben und beide wurden tödlich getroffen. Die Leiche Joë's ward hierauf noch als Zielscheibe an einen Brunnen gestellt und dann seinen Anhängern überlassen. Die Stätte seines Begräbnisses ist für Nichtmormonen ein Geheimniß. Seit 1845 begannen nun die M., von ihren «heidnischen» Nachbarn fortwährend befehdet, in starken Zügen nach dem fernen Westen auszuwandern, um ein neues «Gelobtes Land» aufzusuchen. Von dem damals kaum noch bevölkerten Iowa aus drang eine Schar ihrer Pioneers auf bis dahin unerforschten Wegen auf der Nordseite des Platte vor, überschritt den Elkorn, folgte dann dem Oregon bis Fort Bridger und gelangte von hier aus, die Rocky-Mountains überschreitend, 23. Juli 1847 in das Thal des Salzsees (Salt Lake). Sogleich begannen sie mit beispiellosem Geschick und Erfolg die Colonisation des Landes und die Anlage der Hauptstadt ihres neuen Staats, ihres «Neuen Zion» oder «Neuen Jerusalem». Zwei Jahre nach Erbauung des ersten Hauses zählte die Stadt (Great Salt Lake City) schon 900 E. Die Bevölkerung des ganzen Mormonenstaats, von den Amerikanern 1850 unter dem Namen Utah (s. d.) als Territorium

aufgenommen, von den M. selbst aber Deseret oder «Land der Wüsten- und Honigbiene» genannt, betrug nach dem Census von 1850 schon 11354, nach dem von 1860 aber 40273 Seelen, darunter die 11295 E. der Salzseestadt. Die M. selbst schätzen ihre Zahl auf 100000 Seelen.

Der Mormonenstaat ist eine theokratische Gemeinde, an deren Spitze ein Präsident steht, unterstützt von zwei andern Mitgliedern. Der gegenwärtige Präsident, Nachfolger Joë Smith's, heißt Brigham Young (geb. 1801 im Staate Vermont), welcher seit 1835 als der hervorragendste Charakter unter den M. auftrat. Der Präsidentur folgen die 12 Apostel (Missionare), der Hohe Rath (für jede Ansiedelung), die Siebziger, die Hohenpriester, Aeltesten, Priester, Lehrer und Diakonen. Diese weitläufige Gliederung entspricht ebenso der ungebildeten Neigung zum Formelkram wie der Titelsucht. Die ganze Hierarchie ist wieder in zwei Klassen getheilt, nämlich die Melchisedek'sche und Aaron'sche Priesterschaft. Jene umfaßt die höchsten Aemter bis zum Aeltesten einschließlich, diese die übrigen, kann aber nur von angeblich wirklichen Nachkommen Aaron's bekleidet werden, deren Genealogie durch Offenbarung enthüllt wird. Ein einigermaßen anomales Amt ist das der Patriarchen, das von John Smith, Sohn Hiram's und Neffen des Stifters Joë, in Verbindung mit einigen andern bekleidet wird. Die Theologie dieser auf Wunder und Offenbarung gegründeten Gemeinde besteht aus einem willkürlich aus allerlei Reminiscenzen construirten Polytheismus. Es gibt Götter ohne Zahl. Die Heiligen werden alle nach dem Tode zu Göttern, aber nach der Rangordnung ihrer Würdigkeit und mit unendlicher Aussicht auf Weiterbeförderung. Der Gott, welcher der gegenwärtigen Generation präsidirt, ist Joë Smith. Unmittelbar über ihm steht Jesus, über diesem Adam, über diesem Jehovah und über diesem Elohim, welcher der höchste ist. Alle diese Götter leben in Polygamie, und es regiert jeder über seine eigenen Nachkommen, welche mit Hülfe des Systems der Vielweiberei sich reißend vermehren und mit der Vermehrung an Macht und Herrschaft gewinnen. Letzteres ist ohne Zweifel (unabhängig von Joë Smith's Leidenschaft für das andere Geschlecht) der große Gesichtspunkt, welcher Brigham Young und seine Mithäupter zur Annahme der Polygamie als eines Grundpfeilers der Kirche bestimmt hat. Die Heiligen sollen nach dem Vorgange des jüd. Patriarchen wachsen wie der Sand am Meere, um nach der statist. Erfahrung der Gegenwart durch die bloße Gewalt der Ueberwucherung ihre Herrschaft über die Welt auszubreiten. Die Glorie des Heiligen als Gott hängt demnach in gewissem Grade von der Anzahl seiner Frauen und Kinder ab, und die religiöse Absicht, aus welcher der Heilige sich eine Frau nach der andern «ansiegeln» läßt, ist die, seine Macht und Glorie im Himmel zu vergrößern. Die Götter haben menschliche Gestalt und sind die Väter der menschlichen Seelen hier auf Erden. Der Moralcodex besteht aus den Zehn Geboten und einer Offenbarung vom 27. Febr. 1833 an Joë Smith, die unter anderm die damaligen Temperanzansichten über starke Getränke und Taback, in biblische Sprache übersetzt, stark betont. Die Kindertaufe ist verpönt vor dem achten Jahre. Unter den verschiedenen Mittheilungen religiöser Wahrheit, welche periodisch dem Menschengeschlecht geworden, ist die letzte an Joë Smith die bedeutendste von allen. Erst seitdem besteht die wahre Kirche, welche in der Erbauung des Tempels in der Grafschaft Jackson im Staate Missouri und der Versammlung aller Heiligen der Erde auf dem amerik. Continente ihre höchste Verherrlichung feiern wird. Das Institut der Polygamie, aller sinnlichen Motive entkleidet, scheint den M. nur zu dem polit. Zwecke einer schnellen Ausbreitung der Kirche dienen zu sollen. In der Vertheidigung dieses Systems beruft sich die Kirche, den «Heiden» gegenüber, auf die Bibel, aus der man keine Gründe gegen die Vielweiberei aufstellen könne. Die Zahl der geistlichen Frauen ist unbeschränkt. Wer zu der ersten eine zweite, dritte u. s. w. heirathen will, wendet sich zunächst an die Erwählte selbst, dann an die Aeltern oder Vormünder, wie auch sonst überall. Dann aber muß er die Zustimmung des Propheten haben, ohne welche die Sache nicht weiter vorschreiten kann. Auf diese folgt die feierliche Ansiegelung unter kirchlichem Segen, worauf die neue Frau in alle Rechte und Ehren ihrer Vorgängerinnen eintritt, als sei sie die erste und einzige Gemahlin. Es ist leicht zu sehen, welch ungeheuerer Zuwachs zu der theokratischen Macht des Präsidenten in dieser seiner Gewalt über die Ehen liegt. Ueber den praktischen Erfolg des Systems der Vielweiberei unter diesen besondern Verhältnissen sind die Stimmen getheilt.

Bei Errichtung des Territoriums Utah wurde Brigham Young 1850 von der washingtoner Regierung zum Gouverneur ernannt. Doch zeigte er sich so feindselig gegen die Union, daß es wiederholt zu Reibungen, Vertreibung der Beamten und schließlich zur Absetzung Young's kam. Der neue, 1854 vom Präsidenten Pierce geschickte Gouverneur, Oberst Steptou, legte bald nach seiner Ankunft das Amt wieder nieder und zog mit seinen Truppen nach Californien, wäh-

rend er sich zugleich mit den Führern der M. zu einer Bittschrift um Wiedereinsetzung Young's vereinigte. Als die übrigen Bundesbeamten später ankamen, wurden sie von der fanatischen Bevölkerung vertrieben. Der Präsident Buchanan stellte 1857 einen neuen Gouverneur, Alfred Cumming, an und gab diesem 2500 Soldaten mit. Trotz anfänglicher Drohungen fügten sich jetzt die M., und Buchanan bewilligte ihnen eine Generalamnestie. Die Truppen blieben bis zum Mai 1860. Im Juni 1862 verlangten die M. von neuem Zulassung in die Union, wurden jedoch abermals abschläglich beschieden. Der Congreß erließ zugleich ein Gesetz gegen die Polygamie und die Ansammlung von Grundbesitz von über 50000 Dollars Werth in der Hand von Corporationen. Im Bürgerkriege verhielten sich die M. ruhig, stellten aber keine Truppen und erkannten nach wie vor Brigham Young als ihr kirchliches und weltliches Oberhaupt an. Materiell befindet sich die Mormonengemeinde im blühendsten Zustande. Wie in jeder andern Beziehung, so sind auch in der Finanzverwaltung Kirche und Staat eng verbunden. Nach alttestamentlichem Muster gibt zunächst jeder Bekehrte bei seinem Eintritte in die Kirche den zehnten Theil seines ganzen Vermögens ab in den Schatz des Herrn, dann jährlich den Zehnten seines Vermögenszuwachses, ferner den Zehnten seiner Zeit (um bei öffentlichen Arbeiten mitzuhelfen, Brücken, Straßen, Kanälen, Tempeln u. s. w.), endlich noch die gewöhnlichen Staatstaxen wie in jedem Staate der Union. Die Zehnten gehen in die Kasse der Kirche und werden natürlich nur von den Gläubigen erhoben; zu den eigentlichen Staatslasten aber werden sowol Heilige wie «Heiden» zugezogen. Alle eingeführten Waaren bezahlen 1 Proc. ihres Werths, mit Ausnahme von hitzigen Getränken, die 50 Proc. zahlen. Trotz dieser unter andern Verhältnissen unerschwinglichen Steuerlast blüht der Wohlstand in hohem Grade. Dieses günstige Resultat ist zum Theil der Fruchtbarkeit des Bodens in den besiedelten Landstrichen am Großen Salzsee und dessen Umgebung zuzuschreiben. Auch in Bezug auf Schulerziehung bietet der Mormonenstaat das Bild eines wohlgeordneten Gemeinwesens. Der Elementarunterricht ist frei und allen zugänglich, nach dem gewöhnlichen amerikan. Systeme. Ein Versuch selbständigen Fortschritts geschah aber durch die 1860 gestiftete Akademie, in welcher Künste und Wissenschaften unentgeltlich solchen gelehrt werden sollen, die sich zur Verwendung des Gelernten zum Besten des Territoriums verpflichten. Es erscheinen zwei Zeitungen im Territorium, die «Deseret News», als Organ der Kirche seit 1850, und der «Mountaineer». Ein bedeutender Zug in der Politik des Mormonenthums ist das Einwanderungs- und Colonisationssystem, welches offenbar mit der Polygamie zusammen die Ausbreitung und Herrschaft durch Vermehrung unterstützen soll. Ein großer und wachsender Immigrationsfonds beschafft die Transportmittel für die Einwanderer, die meistens aus dem nördl. Europa, besonders Schottland und Schweden, kommen, und ist sicherlich kein unwirksames Bekehrungsmittel für die von ihren europ. Fesseln losstrebende Armuth. Häuserbau, Feldbestellung und Industrie werden alljährlich auf den Zuwachs eingerichtet, und eine Reihe von Stationen sind nach der Richtung von San-Diego hin angelegt, um die Hauptstadt der M. mit dem Stillen Meere zu verbinden. Vgl. Ferris, «Utah and the Mormons» (Neuyork 1854); Gunnison, «History of the Mormons» (Philad. 1852); die deutschen Schriften von Busch (Lpz. 1855) und Olshausen (Lpz. 1855); Mrs. White, «The Mormon prophet and his harem» (3. Aufl., Lond. 1866).

Mornay (Philippe de), Seigneur du Plessis-Marly, franz. Staatsmann unter Heinrich IV., geb. auf dem Schlosse Buhy in der Normandie 5. Nov. 1549, wurde zu Paris erzogen und machte schnelle Fortschritte in den schönen Wissenschaften, den Sprachen und in der Theologie. Als ein jüngerer Sohn war er für die Kirche bestimmt; allein seine Mutter, eine heimliche Protestantin, wußte ihn von der geistlichen Laufbahn zurückzuhalten. Nachdem 1560 sein eifrig kath. Vater gestorben, bekannte er sich ebenfalls zur Reformation und begab sich auf weite Reisen nach Italien, Deutschland, Holland und England. Nach seiner Rückkehr wäre er bald in der Bartholomäusnacht als Opfer gefallen; er verbarg sich einige Tage zu Paris und entfloh dann nach England. Doch nach einem Jahre betrat er wieder den vaterländischen Boden und lebte nun in Zurückgezogenheit, bis er 1575 in die Dienste des Königs von Navarra, des spätern Heinrich IV., trat, der sich seiner bei allen diplomatischen Unterhandlungen bediente. Als der Krieg mit der Ligue ausbrach, wurde er ganz die rechte Hand des Königs. Er entwarf Kriegsplane, leitete die Verhandlungen, vertheidigte die Sache seines Herrn durch Schriften und suchte demselben nach allen Seiten hin Unterstützung zu verschaffen. Der Uebertritt Heinrich's IV. zum Katholicismus verletzte ihn jedoch so, daß er dem Könige durch seine Vorwürfe oft lästig wurde. Dessenungeachtet erhob ihn Heinrich nach dem Frieden, zu dem er ganz besonders beigetragen, zum Staatsrath und später zum Gouverneur von Saumur, wo er für seine Glaubens-

genossen eine Akademie errichtete. Als er sich wegen einer Schrift über den Misbrauch der Messe vor der kath. Geistlichkeit verantworten sollte, erklärte er, daß er dies nur in einer öffentlichen Disputation thun würde. Dieselbe fand 1600 zwischen ihm und dem Bischof Duperron von Evreux zu Fontainebleau statt; doch unterlag er der Geschicklichkeit und den Kenntnissen seines Gegners und hatte der prot. Sache nur geschadet. Bei der Erhebung der Hugenotten 1620 suchte er zwischen den Parteien Frieden zu stiften, weshalb er sein Gouvernement verlor. Er zog sich hierauf auf seine Baronie Laforêt-sur-Sèvre in Poitou zurück und starb daselbst 11. Nov. 1623. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: «Vérité de la religion chrétienne» (Antw. 1580); «Traité sur l'eucharistie» (1598); «Mémoires et correspondance pour servir à l'histoire de la réformation en France» (1624; neue, nach dem Manuscript gefertigte Aufl., 12 Bde., Par. 1824), die höchst wichtige Beiträge zur Geschichte Frankreichs enthalten.

Morny (Charles Auguste Louis Joseph, Herzog von), franz. Staatsmann, der außereheliche Sohn der Königin Hortense (Gemahlin Ludwig Bonaparte's) und ihres Großstallmeisters, des Grafen Flahault, wurde 23. Oct. 1811 zu Paris geboren und sofort von dem Grafen Morny adoptirt. Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien trat der junge M. in die Stabsschule, die er 1832 als Unteroffizier des ersten Uhlanenregiments verließ. Er ging nach Algier, wo er dem ersten Feldzug gegen Konstantine beiwohnte und sich bei mehrern Gelegenheiten so auszeichnete, daß ihm das Ehrenkreuz zuerkannt wurde. 1838 verließ er die militärische Laufbahn, um sich industriellen und nationalökonomischen Studien und Geschäften zu widmen. Namentlich betrieb er eine große Zuckerraffinerie bei Clermont in der Auvergne. Zum Abgeordneten im Depart. Puy-de-Dôme (1842) gewählt, hielt er sich in der Kammer zu den Männern des conservativen Fortschritts, die entschieden einer festen Staatsgewalt zugethan waren, aber doch den gedankenlosen Widerstand und Stillstand der Regierung als gefährlich ansahen. Dasselbe Departement wählte ihn 1849 in die Gesetzgebende Nationalversammlung, wo er mit der monarchisch gesinnten Majorität stimmte, bis die Spaltung zwischen der parlamentarischen Rechten und dem Präsidenten Ludwig Napoleon ausbrach. Der Person und der Sache des letztern schon seines Ursprungs wegen ergeben, gehörte er zu den Vertrauten, die den Präsidenten bei der Vorbereitung und der Ausführung des Staatsstreichs vom 2. Dec. 1851 unterstützten. M. bewies im entscheidenden Moment viel Entschlossenheit und Kaltblütigkeit, verbunden mit aller unter solchen Umständen nur irgendmöglichen Schonung der Personen. Am Morgen des verhängnißvollen Tages übernahm er das Portefeuille des Innern und unterzeichnete allein die ersten Proclamationen, trat aber schon, infolge des Decrets, welches die Orleans'schen Familiengüter confiscirte, im Jan. 1852 aus dem Ministerium. Dafür trat er bei den Wahlen zum neuen Gesetzgebenden Körper als Regierungscandidat auf und wurde in Clermont erwählt, dessen Abgeordneter er auch seitdem blieb. 1854 wurde er Billault's Nachfolger als Präsident der Versammlung. In den J. 1856—57 war er franz. Gesandter in Petersburg, wo er bei der Krönung Kaiser Alexander's II. die Napoleonische Dynastie mit größtem Glanz vertrat. Während seines dortigen Aufenthalts vermählte er sich mit einer Dame aus dem Hause Trubetskoi, aus einer der höchsten Familien Rußlands. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich nahm er den Präsidentenstuhl im Gesetzgebenden Körper wieder ein, den er auch bis zu seinem Tode innebehielt. In dieser Stellung wußte M. sich, als Mann von Welt und nicht gewöhnlichen Gaben, durch sein vornehmes und humanes Wesen, sein unparteiisches Benehmen und redliches Wohlwollen allgemeine Sympathie in der Versammlung zu gewinnen. Die Politik zog ihn jedoch weder von den großen Handels- und Industrieunternehmungen ab, an welchen er vielfach betheiligt war, noch von seinen Kunstliebhabereien, die in seinem Leben einen ansehnlichen Platz ausfüllten. M. starb zu Paris 10. März 1865.

Morpeth (Lord), s. Carlisle (Frederick Howard, Graf von).

Morpheus, der Sohn des Schlafes und der Gott der Träume, eigentlich der Gestalter, wegen der Gestalten oder Bilder, die durch ihn in der Seele des Schlafenden entstehen, kommt zuerst bei Ovid vor. Er kann nur in menschlicher Gestalt erscheinen. Dargestellt wird er als Greis und geflügelt, aus einem Horn schlafbringenden Duft ausgießend.

Morphium oder Morphin, eine organische Salzbase oder Alkaloid, wurde 1805 von Sertürner im Opium entdeckt, dessen wichtigsten Bestandtheil sie ausmacht. Das M. krystallisirt in glänzenden, farblosen, sechsseitigen Säulen, schmilzt in der Wärme und erstarrt nach dem Erkalten zu einer krystallinischen Masse. Mit Säuren bildet es die Morphinsalze, von denen das essigsaure M. und das salzsaure officinell sind. Der Geschmack der Morphinsalze ist bitter und ekelerregend; in kleinern Dosen wirken sie narkotisch, in größern selbst tödlich. Die für den

Menschen so giftigen Morphinsalze können mehrern Thieren (wie Hunden, Katzen, Vögeln, Kaninchen und Affen) in beträchtlichen Dosen ohne Gefahr gegeben werden. Als Erkennungsmittel dieses Giftes benutzt man besonders die blaue Färbung, welche es in schwefelsaurer Eisenoxydlösung hervorbringt, sowie die erst orange, dann gelbe Färbung, die ihm durch concentrirte Salpetersäure ertheilt wird.

Morphologie der Pflanzen oder Pflanzengestaltlehre (morphologia, vom griech. morphe, Form, Gestalt) umfaßt die Darstellung der äußern Gestalten sowie der Entwickelungsgeschichte der Pflanze und ihrer Organe und wird in den allgemeinen Theil, in welchem die Gestalten der Pflanzen und der Pflanzenorgane im allgemeinen abgehandelt werden, und in den speciellen Theil gesondert, welcher die Gestalt und die Entwickelung der Pflanzen nach ihren Hauptgruppen sammt ihren Organen behandelt. Die Darstellung der innern Gestaltung der Pflanzen und ihrer Organe gehört der Pflanzenanatomie an. Unter allen Abschnitten der reinen Botanik ist die M. der sowol für den Begriff der Gattung und Art als auch für die systematische Anordnung des Pflanzenreichs wichtigste, und deshalb auch von jeher die Grundlage bei Behandlung der Botanik gewesen. Zur M. gehört auch die Darstellung der Umwandlung (s. Metamorphose) der Pflanzenorgane.

Morrison (Rob.), ein prot. Missionar, geb. 5. Jan. 1782 zu Morpeth in Northumberland, wurde von der brit. Bibelgesellschaft nach Macao und Kanton gesendet, um das Chinesische zu erlernen und dann die Heilige Schrift in diese Sprache zu übersetzen. Nachdem er 4. Sept. 1807 in Macao angelangt, erhielt er 1809 eine Stelle in den Factoreien daselbst und begleitete 1816 Lord Amherst als Dolmetscher nach Peking. 1818 errichtete er zu Malakka ein Anglo-Chinese-College für engl. und chines. Literatur und zur Verbreitung des Christenthums. Nach 16jährigem Aufenthalte in Ostasien kehrte er 1823 mit einer Sammlung von 10000 Büchern in chines. Sprache nach England zurück. Bereits 1826 aber ging er wieder im Auftrage der Ostindischen Compagnie nach China, wo er später bei den eintretenden Streitigkeiten der Engländer mit der chines. Regierung als Agent gebraucht wurde. Er starb zu Kanton 1. Aug. 1834. Seine Kenntniß des Chinesischen hat er durch die «Horae Sinicae» (Lond. 1812), die «Chines. Grammatik» (Serampore 1815) und das «Chines.-engl. Wörterbuch» (6 Bde., Macao 1815—22) bekundet. Die von ihm in Kanton angelegte Druckerei mit ihrem reichen Apparat von chines. Typen fand in dem Brande der engl. Factorei, 15. Dec. 1856, den Untergang. — John Robert M., Sohn des vorigen, geb. zu Macao im April 1814, gewann frühzeitig eine so ausgezeichnete Kenntniß des Chinesischen, daß er nach dem Tode des Vaters zu dessen Nachfolger als Secretär und Dolmetscher der brit. Factorei in Kanton ernannt wurde. Wegen der Zerwürfnisse mit China mußte er 1839 diese Stadt verlassen und begleitete die engl. Expedition nach Schanghai und Nanking. Nach dem Frieden erhielt er den Posten eines Colonialsecretärs und Mitglieds der legislativen Versammlung in Hongkong, wo er jedoch schon im Herbst 1843 starb. Außer andern literarischen Arbeiten hat man von ihm ein für Handeltreibende nach China sehr wichtiges Handbuch, den «Chinese commercial guide» (Kanton 1834).

Mörs, zur Zeit der franz. Herrschaft auch Meurs, ein ehemaliges, zum Westfälischen Kreise gehöriges deutsches Fürstenthum am linken Rheinufer, das von den Herzogthümern Kleve, Geldern und Berg und ehemaligen kurkölnischen Landestheilen umgrenzt wurde und auf etwa 6 Q.-M. 28000 meist reform. E. enthielt, stand im Mittelalter unter den Grafen von M., die bei Kleve zu Lehn gingen. Durch die Verheirathung der Tochter des letzten Grafen, Friedrich von M., mit dem Grafen Wilhelm III. zu Wied und Isenburg ging M. an diesen über und sodann wieder an dessen Schwiegersohn den Grafen von Nuenaar oder Neuwenaer. Nach dem Aussterben des letztern Geschlechts vermachte die letzte Gräfin, trotz der vertragsmäßigen Ansprüche Kleves, die Grafschaft dem Prinzen Moritz von Oranien, bei dessen Hause sie verblieb, bis nach dem Tode Wilhelm's III. von Oranien der König Friedrich I. von Preußen als Herzog von Kleve dieselbe 1702 einziehen und 1707 zum Fürstenthum erheben ließ. Im Luneviller Frieden von 1801 wurde M. an Frankreich abgetreten und dem Depart. Roer einverleibt. Durch den Pariser Frieden kam es an Preußen zurück und gehört gegenwärtig (seit 1857) als selbständiger Kreis dem preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf an. Vgl. Altgelt, «Geschichte der Grafen und Herren von M.» (Düsseld. 1846). Die ehemalige Hauptstadt M. mit 3047 E. und einem alten Schlosse, hat eine große evang. und eine kleine kath. Kirche, ein Progymnasium, ein Schullehrerseminar mit Taubstummenanstalt und treibt vorzüglich Seiden-, Baumwoll-, Flanell- und Barchentweberei.

Morse (Samuel Finley Breese), amerik. Künstler und Erfinder des elektromagnetischen Te-

legraphen, ist der älteste Sohn des durch seine Geographie von Amerika bekannten Geistlichen Jedediah M. und wurde zu Charlestown im Staate Massachusetts 27. April 1791 geboren. Er widmete sich, nachdem er 1810 seine Ausbildung im Yale-College vollendet, der Malerei, in welcher er jedoch nur Mittelmäßiges zu Stande brachte. 1811 ging er zum ersten mal nach London, kehrte aber schon im folgenden Jahre wegen Mangel an Mitteln nach Amerika zurück, wo er sich besonders in Neuyork wieder mit Malerei beschäftigte. 1829 machte er eine zweite Reise nach Europa, von der er 1832 nach dreijährigem Aufenthalt in England, Frankreich und Italien auf dem Packetboot Sully wieder nach Amerika zurückkehrte. Auf der Ueberfahrt wurde er durch den Bericht eines Passagiers über die vor kurzem in Paris vorgenommenen elektromagnetischen Experimente zuerst auf die Idee gebracht, diese Kraft zur Herstellung einer telegraphischen Verbindung anzuwenden. Bei seiner Ankunft in Neuyork hatte M. bereits einen Plan dazu ausgearbeitet, den er jedoch unpraktisch fand. Er nahm daher die Beschäftigung mit seiner Kunst wieder auf, widmete indeß dabei jede freie Zeit der Verwirklichung des von ihm gefaßten Gedankens. Nach verschiedenen erfolglosen Versuchen konnte er endlich 1835 der neuyorker Universität ein Modell seines «Recording electric telegraph» vorlegen, wovon er den ganzen Apparat, mit Ausnahme einer dazu gebrauchten hölzernen Uhr, selbst angefertigt hatte. 1837 nahm er in Washington ein Patent auf seine Erfindung, zu derselben Zeit, wo Wheatstone in England und Steinheil in Baiern magnetische Telegraphen zu Stande gebracht hatten. Der des letztern stimmt im Princip mit dem M.'schen überein, erwies sich aber wegen seines feinen und complicirten Mechanismus für größere Linien nicht zweckmäßig. Der 1851 in Deutschland zusammengetretene Eisenbahncongreß beschloß darum nach dem eigenen Rathe Steinheil's, sich in Zukunft nur der von M. vorgeschlagenen Methode zu bedienen. Der erste elektromagnetische Telegraph in den Vereinigten Staaten trat 1844 zwischen Washington und Baltimore in Wirksamkeit, und seitdem hat M. die Freude gehabt, die Drähte in seinem Vaterlande über alle Staaten bis an den Stillen Ocean sich ausdehnen zu sehen. M. hat seinen Wohnsitz in Neuyork.

Mörser, früher Mortier, nennt man diejenige Geschützart, welche fast ausschließlich Hohlgeschosse in sehr hohen Bogen, meist unter Richtungswinkeln von 30—60, selbst bis 75° wirft, nicht blos um jede Deckung vor dem Ziele zu übersteigen, sondern vorzüglich um den Geschossen durch den Fall aus größerer Höhe mehr Percussionskraft zu geben. Die Einrichtung des Mörserrohrs kommt mit dem der Haubitze (s. d.) überein, nur stehen die Schildzapfen gewöhnlich am Boden und die Traube fällt weg. Die gewöhnlichen Arten sind 7-, 10-, 16-, 25-, 30-, 48-, 50-, 60pfündige. Außerdem hat man besondere M. mit weiter Mündung, um Steine, Spiegelgranaten und Kartätschen zu werfen, die sog. Steinmörser; ferner kleinere, die Handmörser, auch Coehörner genannt, und Schaftmörser, welche zum Werfen einzelner Spiegelgranaten aus Kasemattenscharten bestimmt und deshalb mit einem langen hölzernen Schaft statt der Laffette versehen sind. Beide Arten haben keine Schildzapfen, ihre Röhre befinden sich auf einer Fußplatte unter 45° angegossen. In Frankreich und England wird zur Bezeichnung des M. nicht das Gewicht der (steinernen) Bombe, sondern das Zollmaß des Mündungsdurchmessers gebraucht. Die M. werden theils von Eisen (die schwerern), theils von Bronze (die kleinern) gegossen. Alle Kaliber der M. sind Festungsgeschütze; als Belagerungsgeschütze bedient man sich der Handmörser sowie der 7-, 25- und 50pfündigen M. Der größte M. neuerer Zeit, der 1832 von den Franzosen bei der Belagerung der Citadelle von Antwerpen gebraucht wurde, war in Lüttich von Eisen gegossen; er selbst wog 14000 Pfd., seine Bombe 1000 Pfd. Die Wirkung entsprach jedoch den Erwartungen nicht.

Mortalität (lat.), Sterblichkeit, bezeichnet in der Statistik, polit. Arithmetik und Nationalökonomie vorzugsweise das Verhältniß der jährlichen Anzahl der Sterbefälle zur Gesammtzahl der Lebenden. Ehedem herrschte die Ansicht, als wenn dieses Verhältniß eine ziemlich constante Größe wäre. So nahm z. B. Süßmilch an, daß auf dem Lande jährlich $1/_{40}$ sterbe, in kleinen Städten $1/_{32}$, in großen $1/_{28}$ — $1/_{24}$; die Durchschnittszahl ganzer Staaten setzte er zu $1/_{36}$ an, wobei von Epidemien u. s. w. abgesehen wurde. Er glaubte daher, aus einer genau constatirten Sterbeliste die Bevölkerung einer Stadt, Gegend u. s. w. bestimmen zu können. Neuere Forschungen, auf genauere Sterbelisten und Volkszählungen gestützt, haben das Irrthümliche jener Ansichten erwiesen. Es ist die Sterblichkeitsziffer in verschiedenen Ländern, zumal auf verschiedenen Culturstufen, sehr verschieden; im ganzen nimmt sie mit der Ausbildung höherer Cultur beträchtlich ab. So starb z. B. in Frankreich 1770—74 alljährlich 1 auf 32 Lebende, 1817—30 1 auf 40 Lebende, 1850 1 auf 46. Seitdem ist diese Ziffer noch um etwas gesunken, während in Rußland noch jetzt ein Todesfall jährlich auf etwa 32 Lebende fällt.

Verbesserte Gesundheitspflege, gesündere Bauart, bessere Nahrung des Volks, viele andere Dinge, welche den Fortschritt zur höhern Cultur begleiten, haben die nothwendige Folge, die M. zu verringern. Noch besonders wirkt aber hierbei die allgemeiner werdende Vorsicht bei Schließung von Ehen, sodaß für die Kinder, welche entspringen, auch die Mittel angemessener Ernährung und Erziehung vorhanden sind. In der Regel nämlich steht die Sterbeziffer mit der Geburtsziffer im engsten Zusammenhange. Wo die Geburtsziffer in einem nicht rasch emporblühenden Lande gleichwol sehr groß ist, da muß auch die Sterblichkeit, zumal im Kindesalter, sehr groß sein, und umgekehrt. Man kann sonach aus der richtig beobachteten M. eines Landes wichtige Schlüsse ziehen. Außerdem sind viele praktisch bedeutende Anstalten, wie Lebensversicherungen, Witwenkassen u. s. w., nur auf die richtige Mortalitätsziffer zu begründen; denn die durchschnittliche Lebensdauer muß für längere Perioden mit der M. zusammenfallen. **Mortalitätstabellen** nennt man Tabellen, aus welchen sich die Sterblichkeitsziffer ergibt oder berechnen läßt, und mit deren Hülfe man festzustellen vermag, wie viel Jahre eine in einem bestimmten Alter stehende Person etwa voraussichtlich noch zu leben hat. Die ältesten, aber noch sehr unvollkommenen Untersuchungen über die M. sind diejenigen von Graunt, die London betreffen und aus dem J. 1661 stammen. (S. **Bevölkerung**.)

Mortāra, eine ummauerte Stadt in der ital. Provinz Pavia, 3 M. südsüdöstlich von der Stadt Novara, am rechten Ufer der Arbegna in ungesunder Gegend, hat nach der Zählung vom 31. Dec. 1861 4611 (im ganzen Gemeindegebiete 6926) E., welche starken Reisbau treiben. Sie ist in neuerer Zeit durch ein Gefecht denkwürdig geworden, in welchem 21. März 1849 die Oesterreicher unter dem Erzherzog Albrecht und Graf Wratislaw über die Piemontesen unter dem Herzog von Genua siegten und die Stadt erstürmten, worauf Radetzky auf Novara (s. d.) vorrückte. Die Piemontesen verloren 5 Kanonen und 2500 Mann, darunter 6 Stabs- und 50 Oberoffiziere, an Gefangenen.

Mörtel ist mit Sand gemengter Kalkbrei, der als Baumaterial Anwendung findet. Wenn gelöschter Kalk an der Luft sich selbst überlassen bleibt, so trocknet derselbe unter Aufnahme von Kohlensäure aus der Atmosphäre ein und verringert dabei sein Volumen. Mengt man den Kalkbrei aber mit Sand, so findet das Zusammenschwinden nicht statt, und die Masse erscheint nach dem völligen Austrocknen steinähnlich. Wie der Leim zwei Holzstücke vereinigt, ebenso dient auch der M. dazu, zwei Steine zu einem Ganzen zu vereinigen. Es gehört die Wirkung des M. demnach ebenso wie die des Leims unter die Adhäsionserscheinungen, obgleich im Laufe der Zeit der M. auch eine chem. Veränderung erleidet, welche diesen Adhäsionserscheinungen zu statten kommt. Man unterscheidet **Luftmörtel**, der an der Luft erhärtet und aus fettem Kalkbrei und Sand (auf 1 Kubikf. Kalkbrei pflegt man 3—4 Kubikf. Sand zu rechnen) besteht, und **hydraulischen** oder **Wassermörtel**, der unter dem Wasser erhärtet und deshalb zu Bauten, die dem Wasser ausgesetzt sind, Anwendung findet. (S. **Cement**, **Mauer**, **Betonbau**.)

Mortier (Edouard Adolphe Casimir Josephe), **Herzog von Treviso**, Marschall und Pair von Frankreich, geb. 13. Febr. 1768 zu Château-Cambrésis im Nord-Departement, erhielt eine sehr sorgfältige wissenschaftliche Bildung. 1791 trat er in ein Cavalerieregiment, kurze Zeit nachher aber als Hauptmann in ein Freiwilligenbataillon. Mit großer Auszeichnung nahm er an den Feldzügen 1792—96, meist als Generaladjutant, theil und stieg bis zum Obersten. 1799 zum Brigadegeneral ernannt, kämpfte er an der Donau und warf die Oesterreicher 25. März bei Liptingen. Im Sept. wurde er als Divisionsgeneral zu Masséna's Armee nach der Schweiz versetzt, allein noch im März 1800 erhielt er in Frankreich den Befehl über die 15. und 16. Militärdivision. Als 1803 die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England wieder ausbrachen, mußte er das Kurfürstenthum Hannover besetzen. Alsbald zurückberufen, vertraute ihm der Erste Consul den Befehl über die Artillerie der Consulargarde, und bei Errichtung des Kaiserthrons erhielt er die Marschallswürde. Im Kriege von 1805 erhielt er in Deutschland ein neugebildetes Corps, mit dem Auftrage, bei Linz die Verbindungen der Russen zu bedrohen, wurde jedoch 11. Nov. von Kutusow bei Dürnstein überraschend angegriffen und geschlagen. Er blieb dann zur Deckung der Donauübergänge zurück, während Napoleon auf Wien marschirte. 1806 besetzte er mit dem 8. Corps Hessen, Hannover und Oldenburg, Hamburg und die übrigen Hansestädte. Dann stellte er sich hinter der Peene zur Beobachtung der Schweden auf; Ende März 1807 rückte er vor Kolberg. Der Angriff der Schweden nöthigte ihn, gegen diese zu marschiren; er warf sie zurück und schloß 18. April den Waffenstillstand zu Schlatkow. Dann ging er zur Großen Armee und nahm an der Schlacht von Friedland theil. 1808 zum Herzog von Treviso mit reichen Dotationen erhoben, führte M. das 5. Armeecorps

in Spanien, wo er bei der Belagerung von Saragossa war und bei Ocaña 1809 unter Soult den Sieg erringen half; 1810 befehligte er in Estremadura und eroberte 1811 Badajoz; dann erkrankte er und kehrte nach Frankreich zurück. Im russ. Feldzuge von 1812 befehligte er die junge Garde, die aber nur auf dem Rückzuge bei Krasnoi ins Gefecht kam. Als Gouverneur von Moskau erhielt er 21. Nov. den Auftrag, den Kreml in die Luft zu sprengen. Der Kaiser beauftragte ihn nach dem Rückzuge mit der Reorganisation der jungen Garde, die er im Feldzuge von 1813 befehligte. Nachdem die Verbündeten 1814 die franz. Grenze überschritten, wurde er bei Bar-sur-Aube 24. Jan. zurückgedrängt und kämpfte unter Napoleon, bis er mit Marmont zur Deckung von Paris bestimmt wurde. Den Vormarsch des Feindes konnten die Marschälle nicht aufhalten und verloren 30. März die Schlacht bei Paris, worauf sich M. der neuen Regierung unterwarf. Ludwig XVIII. verlieh ihm die Pairswürde und das Commando zu Lille. Bei der Rückkehr Napoleon's sicherte er den Abzug des Königs nach Belgien, der ihn auch dankbar seiner Eide entband. Der Kaiser bestätigte ihn in der Pairswürde und übertrug ihm die Inspection über die Festungen an den östl. und nördl. Grenzen. Mit der zweiten Restauration wurde M. aus der Pairskammer gestoßen; doch erhielt er 1816 den Befehl über die 15. Militärdivision zu Rouen. Auch wählte ihn das Nord-Departement zum Deputirten der Kammer, und 1819 gab ihm der König die Pairswürde zurück; doch nahm M. bis zur Julirevolution wenig theil an den polit. Ereignissen. Als Ludwig Philipp 1834 das doctrinäre Ministerium vom 11. Oct. herstellte, übernahm M. 18. Nov. das Kriegsministerium und die Präsidentschaft im Cabinet. Dieser schwierigen Stellung wenig gewachsen, trat er jedoch schon 1835 ab. Am 28. Juli 1835, als er den König zu einer großen Revue begleitete, wurde er auf dem Boulevard du Temple durch die Höllenmaschine Fieschi's (s. d.) tödlich verwundet und gab einige Stunden darauf den Geist auf. Mit den übrigen Opfern erhielt er seine Ruhestätte im Dome der Invaliden. Sein Sohn, Napoleon, Herzog von Treviso, geb. 7. Aug. 1804, wurde 13. April 1845 zum Pair erhoben. Seit 4. März 1853 ist er Mitglied des Senats und seit 1. Nov. 1862 Kammerherr des Kaisers.

Morus (Thomas), eigentlich More, der berühmte Kanzler Heinrich's VIII. von England, war der Sohn eines Richters der Kings-Bench und wurde 1480 zu London geboren. In seiner Jugend lebte er einige Zeit als Page im Hause des Cardinals Morton, Erzbischofs von Canterbury, und später ging er auf die Universität nach Oxford, wo er sich mehrere Jahre mit großem Erfolge allen Zweigen der Wissenschaft, besonders aber der Jurisprudenz widmete. Bei der Thronbesteigung Heinrich's VIII. galt er bereits zu London als einer der ausgezeichnetsten Sachwalter und bekleidete auch das Amt eines Untersheriffs. Der Cardinal Wolsey führte ihn bei dem jungen Könige ein, der ihn liebgewann, ihn zum Mitglied des Geh. Raths ernannte und ihm mehrere diplomatische Geschäfte in Frankreich und den Niederlanden anvertraute. Ungeachtet der königl. Gunst beobachtete M. Zurückhaltung und täuschte sich nicht über die Willkür und Veränderlichkeit seines Herrn. Nachdem er 1529 die Friedensverhandlungen zu Cambray mit großem Geschick geleitet, erhob ihn der König an Wolsey's Stelle zum Lord-Kanzler und übergab ihm die Staatssiegel. M. verwaltete sein hohes Amt mit seltener Geschäftskenntniß, Gerechtigkeitsliebe und Uneigennützigkeit; nur gegen die Anhänger der Reformation bewies er als eifriger Katholik eine unerbittliche Strenge. Als Heinrich VIII., seine Ehescheidung durchzusetzen, mit dem röm. Stuhle völlig brach, suchte er vergebens die Mitwirkung seines Kanzlers zu gewinnen. M. hielt die Sache wie das Verfahren gegen Recht und Gewissen, legte 1532 seine Aemter nieder und zog sich in Armuth mit seiner Familie nach Chelsea zurück. Als er 1534 das neue Successionsstatut, welches zugleich die erste Ehe des Königs für nichtig erklärte, beschwören sollte, war er bereit, die Erbfolge zu beschwören; doch die übrigen Punkte wies er zurück, weil sie sein Gewissen beschwerten. Der König ließ ihn deshalb mit dem Bischof Fisher in den Tower bringen und sehr hart behandeln. M. widerstand 13 Monate allen Versuchen, seine Festigkeit zu brechen; da befahl der König, seines Widerstandes müde und um ihn vollends zu verderben, ihm den Suprematseid vorzulegen. M. erklärte sich dahin, daß er als Christ keinen weltlichen Oberherrn der Kirche anzuerkennen vermöge, und selbst die Bitten seiner in Elend schmachtenden Familie waren nicht im Stande, ihn zu einer Sinnesänderung zu bewegen. Nach einer formlosen, schmählichen Procedur wurde er 6. Mai 1535 zum Galgen verurtheilt, welche Strafe der König in Enthauptung verwandelte. Mit großer Fassung und christl. Ergebung erlitt er 6. Juli auf der Plateforme des Tower den Todesstreich. M. war einer der hervorragendsten und gebildetsten Geister seiner Zeit. Er besaß eine gründliche Kenntniß in den alten Sprachen und zeigte sich ebenso bedeutend als Politiker wie als Jurist. Auch trug er viel zur

Cultur der engl. Sprache bei. Seine sämmtlichen Werke wurden zuerst in zwei Bänden herausgegeben, von denen der erste (Lond. 1559) die englisch abgefaßten Schriften, der andere (Löwen 1566) die lat. Werke enthält. Am bekanntesten ist seine in fast alle Sprachen übersetzte Schrift «De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia» (Löwen 1516 u. öfter), in welcher er seine jugendlichen Schwärmereien über einen vernunftgemäßen Staat ausmalt. Eine treue Charakteristik von ihm gibt sein vertrauter Freund Erasmus in den Briefen an Hutten, und sein Bildniß hat Hans Holbein der Jüngere, den er in Dienst nahm, mehrmals gemalt. Sein letzter männlicher Nachkomme war der 1795 gestorbene Thomas More; seine Familie erlosch gänzlich 1815 in der Lady Ellenborough. Ein Urenkel gleiches Namens gab seine Lebensbeschreibung (Lond. 1726) heraus. Vgl. Rudhart, «Thom. M.» (Nürnb. 1829); Mackintosh, «Life of Sir Thom. M.» (Lond. 1830).

Morus (Sam. Friedr. Nathanael), deutscher Theolog, geb. 30. Nov. 1736 zu Lauban in der Oberlausitz, studirte seit 1754 in Leipzig Theologie, wo er sich 1760 habilitirte, 1768 eine außerord. Professur der Philosophie und 1771 die ord. Professur der griech. und lat. Sprache erhielt, 1782 als ord. Professor in die theol. Facultät einrückte und 11. Nov. 1792 starb. Seine gründlichen Kenntnisse in den philos. und theol. Wissenschaften waren die Frucht eines langen Fleißes und planmäßigen Studiums. In dogmatischer Beziehung zeichnete er sich durch vorsichtige Prüfung und mildes Urtheil aus. Außer seinen Ausgaben des Isokrates, Xenophon, Plutarch, Antonin, Longin und Julius Cäsar sind besonders seine Uebersetzung des «Briefes Pauli an die Römer» (Lpz. 1775), des «Briefes an die Hebräer» (Lpz. 1776; 3. Aufl. 1786) sowie seine «Epitome theologiae christianae» (Lpz. 1789; 2. Aufl. 1790; deutsch von Schneider, 1795), wozu Hempel einen «Commentarius exegetico-historicus» (2 Bde., Lpz. 1797—98) lieferte, und die Sammlung seiner «Dissertationes theologicae et philologicae» (2 Bde., Halle 1787—94; 2. Aufl. 1798; deutsch von Reichel, 2 Bde., Lpz. 1793—94) zu erwähnen. Nach seinem Tode wurden von Voigt seine «Vorlesungen über die christl. Moral» (2 Bde., Lpz. 1794—95), von Donat seine «Praelectiones in Jacobi et Petri epistolas» (Lpz. 1794) und «Praelectiones in evangelium Lucae» (Lpz. 1794), von Dindorf seine «Versio et explicatio actuum apostolicorum» (Lpz. 1794) und «Recensiones in evangelium Johannis» (2 Bde., Lpz. 1795), von Hempel seine «Praelectiones exegeticae in tres Johannis epistolas» (Lpz. 1796), von Eichstädt seine «Hermeneutica» (2 Bde., Lpz. 1797—1802), von Holzapfel seine «Erklärung der Briefe an die Korinther» (Lpz. 1794), ferner seine «Erklärung des Briefs an die Römer und des Briefs Judä» (Lpz. 1794) und die «Acroases in epistolas Paulinas ad Galatas et Ephesios» (Lpz. 1795) und von Keil seine «Nachgelassenen Predigten» (3 Bde., Lpz. 1794—97) herausgegeben.

Mosaik oder Musivische Arbeit (vom lat. musivum oder museum) heißt im weitesten Sinne jede Arbeit, welche durch Aneinanderfügung von vielfarbigen harten Körpern Ornamente oder Figuren auf einer Fläche hervorbringt. Als Fußbodenschmuck ist die M., wie die Gesetze der Harmonie bedingen, gleichzeitig mit der polychromatischen Architektur, die wir bei den ältesten Tempeln herrschen sehen. Sehr frühe verlangten auch die prachtliebenden asiat. Fürsten musivischen Schmuck für die Fußböden ihrer Paläste, und nach der Angabe der Bibel war im Residenzschloß des Ahasverus zu Susa das Pflaster aus Porphyr und weißem Marmor gemacht und mit Figuren sehr reich verziert. Diese Decorationsweise hatte also schon eine lange Entwickelungszeit zurückgelegt, als Sosos dem Könige Attalos von Pergamum für dessen Speisesaal ein musivisches Küchenstück verfertigte, aus welchem die berühmte Taubenmosaik des capitolinischen Museums copirt sein soll. In Rom soll die M. nach dem dritten Punischen Kriege zum ersten mal im Jupitertempel angewendet worden sein. Die Römer fanden an dieser ornamentistischen Kunst so viel Gefallen, daß sie dieselbe nicht blos in Zimmern, sondern auch in Höfen und auf Terrassen anstatt des Pflasters gebrauchten. In den entlegensten Provinzen des Reichs wurde keine Villa ohne solchen Schmuck gebaut, und alle röm. Ruinen derart enthalten Ueberreste von Fußbodenmosaiken, oft sehr beträchtliche und schöne. Dieselben sind ganz mit viereckigen Stückchen von Marmor oder harten Steinen verschiedener Schattirung gearbeitet (pavimenta tessellata, vermiculata), und man kann nichts Herrlicheres derart sehen als die sog. Alexanderschlacht (s. d.). Als Wandschmuck kam die M. zur röm. Kaiserzeit in Gebrauch, seitdem man anfing, mit farbigen Glaspasten zu arbeiten. Diese Art scheint sich aber auf Cabinetsstücke beschränkt zu haben, denn die wenigen über das kleine Wandbild hinausgehenden Beispiele sind rein ornamentistischer Art und ohne Figuren. Es scheint sonach, als sei die histor. Mosaikmalerei in größerm Stil und Maßstab erst im Laufe des 4. Jahrh. in den christl. Basiliken auf-

gekommen. Konstantin's und Justinian's Kirchen- und Palastbauten zu Byzanz prangten an Wänden und Gewölben mit überreichem Mosaikschmuck, wovon aber wenig oder nichts übrig ist. Einigen Ersatz dafür gewähren die aus derselben Zeit in Rom und Ravenna noch erhaltenen M. Alle Figuren dieser M. haben als Hintergrund eine Goldfläche, gebildet aus Glaswürfeln mit einem Ueberzug von Blattgold, welches vermittels einer dünnen Unterlage von weißem Glas darauf angeschmolzen ist. Höchst wahrscheinlich waren es die Byzantiner, welche die musivische Technik mit jenem Goldgrund bereicherten und so über die großen bildlichen Darstellungen einen wunderbaren Glanz und Schimmer verbreiteten. Die M. blieb auch fast ein Jahrtausend die vornehmste, heiligste Gattung der kirchlichen Malerei. Erst als der byzant. Stil, mit dem sie unzertrennlich verbunden war, in der abendländ. Kunst seine Herrschaft einbüßte, trat allmählich an die Stelle der M. die Frescomalerei, und seit dem 14. Jahrh. wurde ihre Ausübung fast ganz aufgegeben. Ausnahmsweise erhielt sie sich in Venedig. Die dortige Markuskirche ist von allen vorhandenen Denkmälern derart bei weitem das reichste und das einzige, das uns von der Mosaikverschwendung in den Prunkgebäuden des alten Byzanz einen Begriff zu geben vermag. Wände, Tonnengewölbe und Kuppeln, eine Gesammtfläche von mehr als 40000 Quadratfuß, sind mit lauter M. bedeckt, an welchen man die verschiedenen Stilabwandlungen vom 11. bis ans Ende des 16. Jahrh. verfolgen kann. Ungeachtet der Arbeiten des Zuccati und anderer namhafter venet. Mosaicisten, bestand seitdem die M. nicht mehr als selbständige decorative Kunst. Ihre Arbeiten waren fortan nur noch Copien nach Gemälden oder Cartons, und bei dem Bestreben, ihren Vorbildern in Zeichnung, Farbe und Wirkung möglichst nahe zu kommen, mußte sie ihre Technik zu vervollkommnen suchen. Die bisher gebräuchlichen Glasstücke waren noch zu groß, als daß man die Nuancen verschmelzen und folglich die naturwahre Farbe der Gegenstände wiedergeben konnte. Man bediente sich daher farbiger Schmelze, die zu Stiften vielfältiger Form und Dicke verkleinert und für die Schattirungen beständig vermehrt wurden, sodaß ihre Anzahl zuletzt auf 10000 stieg. Im Besitze so gesteigerter Mittel der Darstellung erreichte die M. den höchsten Grad technischer Ausbildung, wozu namentlich die beiden Cristofori viel beitrugen durch die Mosaicistenschule, die von ihnen in Rom gegründet wurde und noch jetzt besteht. Die daselbst nach den berühmtesten modernen Altarbildern in M. verfertigten Copien zum Schmuck der Peterskirche verdienen insofern Anerkennung, als sie für die Nachwelt die Wichtigkeit haben können, die sinnliche Erinnerung von Originalgemälden zu erhalten, die ihr vergänglicher Stoff rascher dem Verderben oder Untergange aussetzt. Doch müssen diese Copien als außerhalb der traditionellen Sphäre musivischer Kunst ausgeführte Arbeiten angesehen werden und können nicht einmal als eigentliche Kunstwerke gelten. Diese sog. Kunststücke «römischer M.» sind außerordentliche Handwerkerarbeiten, an denen man den Kunstfleiß nicht genug bewundern kann. Dasselbe gilt von der Gattung, welche bei uns die «florentinische M.», in Italien lavoro di commesso heißt und mit dem opus sectile der Alten Aehnlichkeit hat. Man verwendet dazu größere Stücke von kostbaren harten Steinen (pietre dure), die in schönen Farben spielen und sich poliren lassen, hauptsächlich Jaspis, Achat, Porphyr, Lapislazuli u. s. w. Diese Mosaiktechnik dient nur zum Copiren kleinerer Bilder und wird am gewöhnlichsten und auch am glücklichsten zur Verzierung von Möbeln benutzt. Dieselbe verdankt ihre Entstehung der Liebhaberei der spätmediceischen Zeit für das Seltene und Schwierige, und seitdem behielt die florent. Fabrik ihren alten Ruf für die Verfertigung solcher unglaublich kostspieligen Arbeiten, von welchen sich die besten in der Kapelle der Mediceer zu Florenz befinden. Die altchristlichen M. sind von großer Wichtigkeit für die Geschichte der Malerei, besonders in den dunkeln Zeiten seit dem Sturze des röm. Kaiserreichs bis zum 13. Jahrh. Vgl. Ciampini, «Vetera monimenta, in quibus praecipue musiva opera dissertationibus illustrantur» (Rom 1690—99, mit Abbildungen); Müller, «Die bildlichen Darstellungen im Sanctuarium der christl. Kirchen vom 5. bis 14. Jahrh.» (Trier 1835); Barbet de Jouy, «Les mosaïques chrétiennes des basiliques et des églises de Rome» (Par. 1857).

Moscāti (Pietro, Graf), berühmter ital. Arzt und Staatsmann, geb. 1736 zu Mailand, machte in seiner frühern Lebensperiode hauptsächlich dadurch Aufsehen, daß er, die Ideen Rousseau's vom Naturzustande mit Eifer erfassend, in einer eigenen Schrift mit allen Gründen der Anatomie und Physik zu beweisen suchte, wie der Mensch von der Natur bestimmt sei, nicht auf zwei, sondern auf vier Füßen zu gehen. Ein eifriger Patriot und Anhänger der Französischen Revolution, hatte er manche Verfolgungen zu erdulden. Doch 1798 wurde er einer der Directoren und bald darauf Präsident der Cisalpinischen Republik. Nach dem Einrücken der Russen und Oesterreicher 1799 verhaftet, brachte ihn der Umstand, daß er bei einer Krankheit des Erz-

herzogs Karl zu Rathe gezogen wurde, wieder in Freiheit. Nach der Schlacht bei Marengo trat er von neuem in den Staatsdienst ein und wurde zu der Consulta in Lyon beschieden, durch welche Napoleon im Jan. 1802 die Cisalpinische Republik in die Italienische verwandelte. Auch gehörte er zu den Mitgliedern der Staatsconsulta, die im März 1805 zu Paris dem Kaiser Napoleon die ital. Königskrone antrug. Hierauf wurde er Generaldirector des öffentlichen Unterrichts, Senator des Königreichs Italien, Mitglied des ital. Instituts, Präsident der ital. Akademie und Graf. Er stand bei Napoleon wie bei dem Vicekönig Eugen in hohem Ansehen. Als Senator versuchte er 1814 seinen ganzen Einfluß geltend zu machen, um die Erhebung des letztern auf den Thron von Italien durchzusetzen. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er außer aller öffentlichen Thätigkeit zu. Er starb zu Mailand 19. Jan. 1824. M. war ein sehr edler Charakter; seine hohe Stellung und seinen Reichthum benutzte er, Wissenschaften und Künste zu unterstützen. Sein Haus mit reichen Sammlungen von Bildungsmitteln aller Art stand jedem Freunde der Wissenschaft offen, und seinen Freunden und Bekannten diente er selbst in der Periode seiner glänzendsten Stellung als Arzt.

Moschee, entstanden (durch Vermittelung des ital. moschea) aus dem arab. mesdschid, d. h. Anbetungsort, ist der Name für die mohammed. Bethäuser. Etwas Charakteristisches der M. in ihrer Bauart sind die Kuppeln und noch mehr die etagenweise aufsteigenden, mit Halbmonden an der Spitze gezierten Thürme, Minarets (s. d.) genannt, von denen herab ein oft blinder Ausrufer die Gebetzeit verkündet. Uebrigens sind sie meist viereckige Gebäude mit Vorhöfen, wo Brunnen zu Waschungen sich befinden. Im Innern bilden Arabesken und an die Wand geschriebene Sprüche des Koran die einzige Ausschmückung; Bilder fehlen ganz. Der Boden ist meist mit Teppichen oder Matten belegt; Sitze gibt es nicht. Im Südosten befindet sich eine Art Kanzel für den Imâm und in der Richtung, wo Mekka liegt, eine Nische, wohin die Betenden ihren Blick zu richten haben. Eine größere M., in welcher der feierliche Freitagsgottesdienst abgehalten wird und in der Türkei die öffentliche Fürbitte für den Großherrn stattfindet, heißt Dschamia. In der Regel dürfen nur Bekenner des Islam die M. betreten; doch ist man in der Türkei und den von ihr abhängigen Ländern sowie in Ostindien schon längst in dieser Beziehung weniger streng. Mit größern M. sind Medressen, d. h. Schulen, Imârets, d. h. Hospitäler, auch wol öffentliche Küchen, in denen für die Armen gekocht wird, verbunden; ihre Einkünfte beziehen die M. von Grundstücken, die dafür große Vorrechte genießen.

Moschēles (Ignaz), berühmter Pianofortespieler und beliebter Componist für das Pianoforte, der Sohn eines israel. Kaufmanns, wurde zu Prag 30. Mai 1794 geboren. Schon in früher Jugend zeigte er große Neigung für die Musik, und sein Vater übergab ihn 1804 der Leitung Friedr. Dionys Weber's, unter dem sich sein Talent trefflich entwickelte. 1808 ging er nach Wien, wo er in Albrechtsberger einen Lehrer und in Salieri einen Rathgeber fand. Zu seiner weitern Ausbildung trug der Wetteifer mit andern großen Klavierspielern hier nicht wenig bei. Nach mehrern Kunstreisen, wie in das nördl. Deutschland 1816 und 1817, ging er 1820 über Holland und Frankreich nach England, wo er durch Kraft, Bravour und feurigen Vortrag, durch interessante, effectreiche Compositionen, vor allem durch sein glänzendes Talent, frei zu phantasiren, überall Bewunderung erregte. Zwar kehrte er 1823 nach Deutschland zurück, wo er in München und Wien auftrat, aber schon 1825 ging er wieder nach London, wo er in demselben Jahre Professor der Musik an der Akademie wurde. Hier war der junge Thalberg einige Zeit sein Schüler, wie früher in Berlin Mendelssohn. Zugleich machte er jedoch von Zeit zu Zeit größere Kunstreisen, namentlich nach Frankreich. In London dirigirte er oft die Philharmonischen Concerte und andere Musikfeste, auch trug er viel dazu bei, deutsche Kunst und Künstler in England heimisch zu machen. Auf Veranlassung Mendelssohn's gab M. 1846 seine Stellung in London auf und siedelte nach Leipzig über, um vereint mit demselben dem Conservatorium daselbst vorzustehen. Den Ruf, den dieses Institut im In- und Auslande genießt, hat es zu einem großen Theile dem erfolgreichen Wirken M.' zu verdanken. Die mechan. Vollendung im Pianofortespiel, welche er als Mittel seiner Kunstübung unverrückt im Auge hat, zeigt sich bei ihm ebenso sehr im Glänzenden und Gewaltigen als im Anmuthigen und Zierlichen, und die Kraft und Präcision seines Spiels machen dasselbe für beide Arten gleich geeignet. Weniger fühlt er sich zu dem Sentimentalen hingezogen. Er ist originell in Passagen, und die Bildung derselben ist häufig der Mittelpunkt seiner freien Phantasien. Mit Hummel und Kalkbrenner theilte er die größte Meisterschaft im Pianofortespiel, bis Liszt, Henselt, Thalberg und andere neuere Virtuosen auftraten. Seine Compositionen, gleich trefflich durch Erfindung wie durch solide und kunstreiche Ausführung, gehören mit denen von Hummel zu den gediegensten Virtuosenwerken,

welche die wiener Schule hervorgebracht hat. Von den frühern sind neben den beliebten Alexanders-Variationen anzuführen: die Sonate, welche er Beethoven gewidmet hat; die Sonate mélancolique; ein großes Trio; Sextett und Septett; die brillanten Variationen über das Thema «Au clair de la lune»; die Phantasie «Souvenir d'Irlande»; mehrere vierhändige Sonaten; Concertanten für zwei Klaviere, darunter das «Hommage à Haendel» und eine Phantasie mit Variationen über den Marsch aus «Preciosa», die er mit Mendelssohn-Bartholdy componirt und herausgegeben hat. Seine Etuden sind durch ihre musikalische Tiefe und mannichfache Charakteristik von Bedeutung. Unter seinen spätern Werken stehen mehrere Concert-Etuden sowie eine große Sonate für Pianoforte und Violoncello oder Violine obenan. Auch gab er mehrere Hefte mit Liedern heraus, die den besten ihrer Art an die Seite gestellt werden können. Concerte für Pianoforte hat er eine ganze Reihe geschrieben; die vorzüglichsten sind in G-moll, Es-dur, E-dur und C-dur. Ganz gegen die Sitte der meisten ältern Künstler, folgte M. den Fortschritten der Zeit stets mit Interesse und gestattete denselben auch einen lebendigen Einfluß auf seine Werke, wodurch diese hin und wieder einen mehr eklektischen Charakter erhalten haben.

Moscherosch (Joh. Mich.), eigentlich Mosenrosh, einer der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller des 17. Jahrh., stammte aus einer aragonesischen, unter Karl V. nach Deutschland gekommenen Adelsfamilie. Er wurde 5. März 1601 zu Wilstädt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg (im Badischen) geboren, wo sein Vater Prediger war, und studirte zu Strasburg die Rechte. Nachdem er einige Jahre Hauslehrer bei dem jungen Grafen von Leiningen-Dachsburg gewesen, erhielt er 1628 eine Anstellung als Amtmann bei dem Grafen von Crichingen und wurde 1636 Amtmann bei dem Herzoge Ernst Bogislaus von Croy zu Vistingen. Hier verlor er infolge der Kriegsunruhen sein ganzes Eigenthum und mußte nach Strasburg flüchten. Hierauf war er eine Zeit lang schwed. Kriegsrath. Seit 1656 als Rath in Diensten des Grafen Friedrich Kasimir von Hanau angestellt, erhielt er in der Folge das Präsidium bei der Kanzlei, der Kammer und dem Consistorium zu Hanau. Er starb zu Worms 4. April 1669. M. war seit 1645 Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er den Beinamen des Träumenden führte; als Schriftsteller nannte er sich Philander von Sittewald. Sein Hauptwerk ist «Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philander's von Sittewald, d. i. Strafschriften Hans Michael Moscherosch's von Wilstädt, in welchen aller Welt Wesen, aller Menschen Händel mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargestellt gesehen werden u. s. w.» (2 Bde., Strasb. 1643). Dieses Werk, den «Sueños» des Spaniers Quevedo nachgebildet, besteht aus 14 allegorisch-satirischen, zuerst einzeln gedruckten Traumbildern, welche die verschiedensten Gebrechen der Zeit mit seltener Lebendigkeit und Anschaulichkeit geiseln. Für die gegenwärtige Zeit wird der Werth dieser Schilderungen gemindert durch die viel mit todter Gelehrsamkeit und fremden Wörtern ausstaffirte Sprache. Die leydener Ausgabe (7 Bde., 1646—76) enthält viele unechte Zusätze. Eine treffliche Charakteristik M.'s gab Dittmar in seiner Ausgabe der vier ersten Gesichte (Berl. 1830). — Nicht zu verwechseln ist M. mit seinem Bruder Quirinus M., der unter dem Namen Philander Mitglied des Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz war und 1673 ein «Poetisches Blumenparadies» herausgab.

Moschus, ein griech. Idyllendichter aus Syrakus im 3. Jahrh. v. Chr., war, wie sein Zeitgenosse Bion, ein Nachahmer des Theokrit (s. d.), den er jedoch durch Schmuck zu überbieten suchte. Die von ihm noch vorhandenen Poesien sind mehr episch-mythische und zum Theil elegische Schilderungen und hymnische Darstellungen als wahre Idyllen, die kleinern Gedichte aber epigrammatische Lieder und poetische Tändeleien. Dieselben finden sich meist in den Ausgaben des Bion und Theokrit.

Moschus oder Bisam ist ein eigenthümliches thierisches Secret, welches als Arzneimittel bedeutenden Ruf hat. Es sammelt sich bei dem Moschus- oder Bisamthiere (s. d.) in einem besondern Beutel, der bei dem Männchen, nicht bei dem Weibchen, in der Nähe der Geschlechtstheile und etwa 5 Zoll vom Nabel entfernt liegt. Dieser Beutel besteht aus mehrern Häuten, die nach außen mit der von Haaren bedeckten Bauchhaut überzogen sind, und ist mit zwei Oeffnungen versehen. Zwischen den Häuten liegen Drüsen, von denen der M. secernirt wird. Er bildet im frischen Zustande eine fast salbenartige, weiche, röthlichbraune Masse von eigenthümlich durchdringendem, sehr lange anhaltendem Geruche und bitterm, widrig gewürzhaftem, schwach salzigem Geschmacke. Durch Austrocknen wird er nach und nach dunkler, zuletzt schwarzbraun und erscheint nun in runden Körnern, die sich leicht zerreiben lassen und auf Papier einen braunen, wenig zusammenhängenden Strich geben. Der beste M. ist der tongkingsche, mit dem der tibeta-

nische und orientalische identisch ist. Derselbe kommt aus China über Ostindien größtentheils nach England. Die Beutel sind von der Größe eines Hühnereies und mit steifen bräunlichen Haaren bedeckt. Geringer sind die sog. kabardinischen, moskowitischen, sibirischen oder russischen Moschusbeutel mit weißen Haaren. Seines hohen Preises wegen ist der M. mancherlei Verfälschungen unterworfen; man hat nicht selten zwischen den Häuten der Beutel Bleistückchen, Leder, Kautschuk und in der Masse des M. selbst trockenes Blut, Galle, Asphalt u. s. w. gefunden. Auch sind ganz nachgemachte Moschusbeutel vorgekommen. Der M. wird in der Medicin angewendet, dient aber auch als Parfüm. Eigenthümlich ist es, daß der M. durch Milch aus bittern Mandeln, durch Zusammenreiben mit Mutterkorn und verschiedenen andern Arzneimitteln seinen Geruch vollständig verliert.

Mosel (lat. Mosella, franz. Moselle), ein linker Nebenfluß des Rhein, entspringt im Arrondissement Remiremont des franz. Depart. Vosges, in dem südlichsten Winkel der Vogesen, zwischen dem Ballon d'Alsace und dem Drumont aus drei Quellbächen, deren stärkster am Fuße der Côte de Taie, in der wegen ihrer Mineralwässer berühmten Gemeinde Bussang, in 2232 F. Seehöhe entsteht. Die M. wendet sich in einem südl. Bogen durch ein romantisches Thal nordwestwärts nach Remiremont (Flußspiegel 1219 F. hoch), wo sie rechts die Moselotte oder Kleine Mosel aufnimmt, dann gegen Norden über Epinal (976 F.) und Charmes, weiterhin im Depart. der Meurthe nordwestlich nach Toul (628 F.), wo sie sich der Maas auf 2 M. nähert und plötzlich eine Wendung gegen Nordost nach Frouard (an der Mündung der Meurthe) macht. Von hier an schiffbar, wendet sie sich nordwärts nach Pont-à-Mousson (560 F.), weiterhin im Mosel-Departement über Metz (517 F.), Thionville oder Diedenhofen, von da abermals gegen Nordosten nach Sierck (446 F.) und tritt dann bei Perl auf deutsches Gebiet. Hier bildet sie 4 1/2 M. weit die Grenze zwischen Luxemburg und dem Regierungsbezirk Trier der preuß. Rheinprovinz, in welcher sie gegen Nordosten über Trier (381 F.), Berncastel, Trarbach und Traben (296 F.), Zell und Kochheim oder Kochem (250 F.) strömt und bei Koblenz (178 F.) mündet. Auf der rechten Seite nimmt die M. die Meurthe, bei Metz die Seille, bei Conz oberhalb Trier die Saar auf, dann die Ruver, Thron und andere Bäche des Hundsrück; auf der linken Seite die Orne oberhalb Thionville, die Sauer oder Sure bei Wasserbillig oberhalb Trier, dann unterhalb Trier die Kyll, Salm, Lieser, Alf und andere Flüßchen der Eifel. Das ganze Flußgebiet umfaßt 500 Q.-M., wovon der größte Theil zu Frankreich gehört. Die Entfernung der Quelle von der Mündung beträgt 37 M., die ganze Stromentwickelung aber 69 M., wovon 36 auf Frankreich kommen. Flößbar ist der Fluß 12,4 M. weit, von Arches bis Frouard, dann schiffbar 48,5 M. weit, wovon 15,6 auf Frankreich, 32,9 auf Preußen entfallen. Die Schiffahrt auf der M. ist zwar wegen der überaus zahlreichen Krümmungen, die sie besonders zwischen Trier und Koblenz macht, sehr langwierig, aber, nachdem in neuerer Zeit durch bedeutende Stromcorrectionen und Bauten die Gefahren mancher Stellen beseitigt oder doch ermäßigt wurden, im ganzen sicher und für den Rheinhandel von großer Wichtigkeit. Die Moselschiffe, Traubertenkähne und Bohrnachen genannt, sind äußerst stark gebaut, mit platten, engen Böden, vorn spitz und hinten rund. Gewöhnlich haben sie 80 F. Länge und 20 F. Breite und tragen in der Regel eine Last von 600—1000 Ctrn. Seit 1839 ist auch die Dampfschiffahrt von Metz an in Gang gesetzt. Die Hauptgegenstände, welche die M. herab in den Rhein geführt werden, sind Dachschiefer, Holz, Holzkohlen, Kalk, Apothekerwaaren, Liqueurs, Steinkohlen, Gips, Pottasche, Salz, Lohrinde, Glaswaaren, Schleifsteine, französische und vor allem deutsche Moselweine. Auf der franz. Stromstrecke betragen die Steinkohlen aus dem Saargebiet über die Hälfte des Flußtransports. Aus dem Rhein gehen in die M. namentlich Stahl, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn und Colonialwaaren. Die Ufer der M. bieten die mannichfaltigsten Abwechselungen dar und geben zum Theil den rheinischen nichts nach in malerischer Schönheit. Bis unterhalb Epinal, wo ihr Spiegel nur noch 976 F. über dem Meere liegt, fließt sie in feuchten Wiesengründen zwischen felsigen Höhen der Vogesen. Hier öffnet sich das Thal, welches zwar bis Sierck an der franz. Grenze mehrmals von steilen Sandstein- und Kalkfelsen beengt wird, wie oberhalb Toul, Pont-à-Mousson und Metz, im übrigen aber breit ist, mit schönen Wiesen und Feldern innerhalb einer lachenden Hügellandschaft. Von Sierck an, auf deutschem Gebiete, wird das Thal steil und felsig und enthält namentlich von Trier abwärts bis oberhalb Koblenz seine schönsten und malerischsten Partien, an welchen vor allen die Gegend von Trarbach und Kochem reich ist. Unweit Trier tritt nämlich die M. in eine Felsenpforte, wie der Rhein bei Bingen, und durchströmt nun bis Koblenz eine ebenso große Strecke des Schiefergebirgs, wie jener von Bingen bis Bonn, und ebenso zwischen hohen Felsbergen, die, zu beiden Seiten

mit Wein und alten Burgruinen geschmückt, steil abfallen. Während aber der Rhein die Schichten des Gebirgs durchschneidet und fast in gerader Richtung fließt, strömt die M. in der Streichungslinie des Gebirgs, und das Labyrinth fast in sich zurückkehrender Windungen verlängert ihren Lauf um das Doppelte und Dreifache. Diese Windungen kommen indeß dem Stromverkehr zu statten, indem sie dem Flusse das Wasser erhalten und die Bergfahrt möglich machen. Auch der Weinbau, welcher der Richtung des Stromlaufs nach fast ganz auf das linke Ufer, die Sonnenseite, beschränkt bleiben müßte, wechselt infolge der Schlingungen auf beiden Ufern; ja bei weitem die besten Weinbezirke sind auf dem südl. Ufer zu finden. (S. Moselweine.) Unter den Alten besang die M. der Dichter Ausonius. Vgl. Klein, «Moselreise von Trier bis Koblenz» (3. Aufl., Kobl. 1846); Bärsch, «Der Moselstrom von Metz bis Koblenz» (Trier 1841); Hocker, «Das Moselthal von Nancy bis Koblenz» (Lpz. 1855).

Das franz. Departement M., aus einem Theile Lothringens bestehend, von den Depart. Maas, Meurthe und Niederrhein sowie von Rheinbaiern, Rheinpreußen, niederländ. und belg. Luxemburg begrenzt, hat ein Areal von 97 ½ Q.-M. und eine Bevölkerung (1861) von 446457 E. Im W. von Theilen der Ardennen, im O. von Verzweigungen der Vogesen bedeckt, wird das Departement von S. gegen N. von der schiffbaren M., welche hier rechts die Seille und links die Orne aufnimmt, durchflossen und außerdem im O. von der schiffbaren Saar mit der Nied bewässert. Es hat mehrere Moräste und eine Menge von Teichen. Das Klima ist im Moselthale mild, rauh in den Berglandschaften. Der Boden ist zwischen der Nied und den Vogesen kieselartig, in dem Bergland von Bitsch kalkig, im übrigen thon- und mergelhaltig. Der Ackerbau hat in neuerer Zeit merkliche Fortschritte gemacht und erzeugt zweimal so viel Getreide, als das Departement bedarf, ferner Oelgewächse, Hanf und Flachs, gute Gemüse, Obst in Menge. Der Weinbau wird mit Sorgfalt betrieben, liefert aber nur ein mittelmäßiges Gewächs. (S. Moselweine.) Die Waldungen, obgleich bedeutend gelichtet, bedecken noch 16,6 Q.-M. und geben noch hinreichend Brennholz und Bauholz zur Ausfuhr, erleichtern auch die Ausbeutung der Mineralien. Ausgedehnte Hutungen unterstützen die Viehzucht, aber das Rindvieh und die Pferde sind von geringer Art. Sehr bedeutend ist die Schweinezucht, verbreitet die Bienenzucht und ergiebig die Flußfischerei. Das Mineralreich liefert Steinkohlen, viel Eisen, auch Manganerz, Eisenvitriol, Alaun und treffliche Bausteine in Menge. Die Industrie hat in den letzten Jahrzehnten einen bedeutenden Aufschwung genommen und zeigt sich in zahlreichen Tuch-, Seiden-, Plüsch-, Handschuh-, Leinwand-, Leder-, Fayence-, Woll-, Strumpf- und Hutmanufacturen, in der Fabrikation von Papiermachédosen u. s. w. Von besonderer Bedeutung aber ist die Glasfabrikation und noch mehr der Hüttenbetrieb auf Eisen. Es gibt eine Menge von Hohöfen, Streck- und Walzwerken sowie Stahl-, Nägel- und Bijouteriefabriken. Der Handel, gefördert durch die schiffbare M. und mehrere Eisenbahnen, führt außer den Kunstproducten namentlich Wein, Liqueurs, Confituren, Wolle, Bauholz, Honig, Speck und Schinken aus. Das Departement zerfällt in die vier Arrondissements Metz, Briey, Thionville, Sarreguemines (Saargemünd), mit 629 Gemeinden in 27 Cantonen, und hat zur Hauptstadt Metz (s. d.). Außerdem sind bemerkenswerth die Grenzfestungen Longwy (s. d.) und Bitsch (s. d.), die Fabrikstädte St.-Avold (3288 E.) und Forbach (4860 E.) und die Stadt Sierck an der M., mit einem wichtigen Zollamte auf der Straße nach Trier und Koblenz, einem Fort, einem alten Schlosse und 2273 E., die Wein und Obst bauen, Leder, Kölnisches Wasser und Leinwaaren fabriciren.

Mosellanus (Petrus), eigentlich Schade, einer der Beförderer der classischen Studien im Zeitalter der Reformation, war zu Proteg an der Mosel im Trierschen 1493 geboren und unter 14 Kindern das jüngste. Sein Vater, ein Winzer und Kleinhändler, wollte ihn studiren lassen, starb aber, und M. sah sich nun sich selbst überlassen. Auf der Schule zu Köln erwarb er sich tüchtige Kenntnisse im Griechischen und Lateinischen; dann ging er nach Leipzig, wo er namentlich an dem Professor Kasp. Börner einen bedeutenden Gönner fand. Auf Anrathen desselben wurde er zunächst 1514 Lehrer an der Schule zu Freiberg, jedoch noch in demselben Jahre von Herzog Georg von Sachsen als Professor der griech. und lat. Sprache an der Universität zu Leipzig angestellt. Hier starb er bereits 19. April 1524. Er stand mit Erasmus, Melanchthon, Eobanus Hessus, Camerarius und Michllus in enger Freundschaft. Sein Hauptbemühen war dahin gerichtet, die gelehrten Schulen zu verbessern und die Wissenschaften in größere Aufnahme zu bringen.

Moselweine heißen Weine, die an den Ufern der Mosel (s. d.), jedoch auch solche, die in deren nächsten Seitenthälern, namentlich an der Saar (s. d.) und in andern Umgebungen gewonnen werden. Bei den auf franz. Gebiete erzeugten oder den lothringischen M. ist die Quantität bedeutender als die Qualität, indem selbst die besten nur zu guten Tischweinen gerechnet

werden können. Es vertragen diese franz. Weine (weiße und rothe) nicht gut den Transport, kommen daher nur selten zur Ausfuhr und werden theilweise zu gutem Branntwein verarbeitet. Die Hauptproduction der M. fällt auf die preuß. Mosel, das größte Weinland des Staats und eins der bedeutendsten in Deutschland. Dasselbe umfaßt (1849—53) über 22425 Morgen (wovon nur 272 ohne Ertrag), d. i. fast die Hälfte alles Weinlandes der preuß. Rheinprovinz, in welcher auf die Ufer des Rhein selbst 1853 nur 11863 Morgen kamen. Die Production wird in guten Jahren auf 80000 Ohm (zu 2 Eimer oder 120 Quart) geschätzt. Man baut an der deutschen Mosel fast nur Weißweine, die sich durch einen eigenthümlichen Erdgeschmack, helle Farbe und oft durch eine feine Blume kenntlich machen. Obwol leicht, verbinden sie doch mit reinem, lebendigem Geschmack jene Feinheit des Geruchs, jene gewürzreiche Schiefergäre, welcher sie ihre Beliebtheit nah und fern verdanken. Die bessern Gattungen gelten als angenehme, der Gesundheit zuträgliche Tischweine, erhitzen nicht und empfehlen sich besonders bei sitzender Lebensweise. Neuerdings werden M., namentlich auch die in geringer Quantität gewonnenen rothen, zu Schaumwein verarbeitet. Die M. wachsen auf einem stark kalkhaltigen Thonschiefer an den steilen Geländen des vielgewundenen, daher auf beiden Seiten vorzügliche Lagen bildenden Stromthales, jedoch nie über 600 F. hoch. Bei Trier ist der Umfang des Weinbaues noch gering; er beginnt in größerm Maßstabe erst unterhalb Schweich. Von hier bis Burg unterhalb Trarbach wachsen die guten oder Obermoselweine, weiter abwärts bis Koblenz nur geringe oder Untermoselweine. Die berühmtesten Weinorte sind Grünhausen bei Trier; dann, auf der Strecke bis Bernkastel: Laurenziusberg bei Leiwen, Taugarten und Großwingert bei dem Dorfe Pisport oder Piesport (im Kreise Wittlich), Neuberg und Ohligs bei Winterich, Brauneberg bei Dusemond; auf der Strecke bis Zell: Graach, Martins- oder Josephshof, Wehlen, Zeltingen, Uerzich, Cröff, Trarbach gegenüber Traben, Enkirch, Pünderich, Zell und Merl. Gewächse ersten Ranges liefern Scharzberg und Scharzhofberg bei Oberemmel (eigentlich Saarweine) und Grünhausen bei Trier. Sie zeichnen sich durch Gehalt und rasche Gäre, der Brauneberger aber durch liebliches Bouquet aus. Geschätzte Sorten sind auch der Thiergärtner, Neuberger, Ohligsberger und Josephshöfer. Zu der besten Mittelsorte gehört der Zeltinger, freilich sehr verschieden nach Lagen, und der kräftige Pisporter. Den besten Wein an der untern Mosel liefert Winningen. Viele der geringen Sorten werden unter dem Namen Trabener verkauft.

Mosen (Julius), deutscher Dichter, geb. 8. Juli 1803 zu Marieney im sächs. Voigtlande, besuchte das Gymnasium zu Plauen und seit 1822 die Universität zu Jena, wo er sich dem Studium der Rechte widmete. Er beendete dasselbe sodann zu Leipzig, nachdem er die Jahre 1824—26 mit einem Freunde in Italien zugebracht. Hierauf widmete er sich in seiner Heimat der advocatorischen Praxis, bis er 1831 als Actuar am Patrimonialgericht Kohren angestellt wurde. Als dieses 1834 an den Staat überging, wandte er sich nach Dresden, wo er als Advocat prakticirte, daneben aber seine Muße, wie schon früher, poetischen Arbeiten widmete. 1844 folgte er einem Rufe als Dramaturg mit dem Hofrathstitel nach Oldenburg. Hier entfaltete er bald eine eingreifende Thätigkeit, in der er jedoch vielfach durch schwere körperliche Leiden gehemmt wurde. Seit längerer Zeit gänzlich gelähmt, lebte er, in Ruhestand versetzt, zu Oldenburg. Als Dichter trat M. zuerst mit dem «Lied vom Ritter Wahn» (Lpz. 1831) auf, zu welchem er in Italien die Anregung gefunden, und in dem er das Absterben der hellenischen Welt und die Sehnsucht nach den Verheißungen des Christenthums schildert. Ein Gegenbild hierzu ist das epische Gedicht «Ahasver» (Dresd. und Lpz. 1838). Beide Werke enthalten jedoch zu viel Allegorisches und Symbolisches, um den Charakter des Epos rein durchzuführen. Ungleich frischer, volksthümlicher und kraftvoller sind M.'s «Gedichte» (Lpz. 1836; 2. Aufl. 1843), von denen unter anderm «Andreas Hofer» und «Die letzten Zehn vom vierten Regiment» wahre Volkslieder geworden. Als Novellist trat er auf in «Georg Venlot» (Lpz. 1831). Durch die Julirevolution angeregt, lieferte M. ferner ein meisterhaftes Bild aus dem neuern Völkerleben in dem «Congreß von Verona» (2 Bde., Lpz. 1842). Seine «Novellen» (Lpz. 1837), denen sich «Die blaue Blume» und «Das Heimweh» in der «Urania» (1840 und 1844) sowie die «Bilder im Moose» (2 Bde., Lpz. 1846) anschließen, ziehen in idyllische Naturbilder eine geheimnißvolle Märchenwelt hinein, ohne daß beide Bestandtheile sich vollständig durchdringen. Seit 1836 wandte sich M. vorzugsweise dem Drama zu. Er schrieb die Trauerspiele «Cola Rienzi», «Die Bräute von Florenz», «Kaiser Otto III.», «Wendelin und Helena», welche er in seinem «Theater» (Stuttg. 1842) veröffentlichte. Später kamen hierzu die Trauerspiele «Bernhard von Weimar» (Lpz. 1855) und «Der Sohn des Fürsten» (Oldenb. 1858); sodann «Johann von Oesterreich» und das Lustspiel «Die Wette». In den Dramen M.'s

waltet echter poetischer Genius und eine erhabene Ethik. Einzelne seiner Stücke, namentlich «Otto III.», haben auch auf der Bühne verdiente Anerkennung gefunden. Neuerdings wurde eine Ausgabe seiner «Sämmtlichen Werke» (8 Bde., Oldenb. 1863—64) veranstaltet.

Mosenthal (Salomon Hermann), geachteter dramatischer Dichter, geb. 14. Jan. 1821 zu Kassel, besuchte das Gymnasium daselbst und widmete sich dann 1840—42 auf der Polytechnischen Schule zu Karlsruhe naturwissenschaftlichen Studien. Nachdem er sich 1842 zu Marburg die philos. Doctorwürde erworben, kam er als Erzieher in das Haus eines angesehenen Bankiers nach Wien, wo er bald in nähere Beziehungen zu den angesehensten Dichtern der österr. Schule trat. 1851 gelangte er als Archivar im Unterrichts- und Staatsministerium in österr. Staatsdienste. M. gehört unbestritten zu den talentvollsten deutschen Dramatikern der Gegenwart. Sein Ruf begründet sich vorzugsweise auf die Volksschauspiele «Deborah» (Pesth 1850; 2. Aufl. 1858) und «Sonnenwendhof» (Lpz. 1856) sowie auf das Drama «Die deutschen Komödianten» (Lpz. 1863). Die beiden ersten Stücke, die durch glänzende Sprache, malerische und dichterische Effecte, geschickt angebrachte Contraste auf der Bühne große Wirkung ausüben, wurden bereits ins Englische, Italienische, Dänische, Ungarische und Böhmische übertragen. Weniger Erfolg auf der Bühne hatten «Cäcilie von Albano», «Ein deutsches Dichterleben», das Volksschauspiel «Der Goldschmied vom Ulm», das histor. Schauspiel «Düweke» (Lpz. 1860) und das Trauerspiel «Pietra» (Lpz. 1865). Von M.'s übrigen poetischen Arbeiten sind noch zu nennen «Das gefangene Bild» (Stuttg. 1858), eine dramatische Phantasie, und eine Sammlung seiner lyrischen Dichtungen («Gesammelte Gedichte», Wien 1866).

Moser (Joh. Jak.), einer der fruchtbarsten Publicisten Deutschlands, geb. zu Stuttgart 18. Jan. 1701, besuchte das Gymnasium daselbst und bezog 1717 die Universität zu Tübingen, wo er 1720 außerord. Professor der Rechte wurde. Da er hier nicht viel Beifall fand, ging er 1721 mit dem Charakter eines herzoglich würtemb. Regierungsraths nach Wien. Hier fand er an dem Reichsvicekanzler, Grafen von Schönborn, einen Gönner, der ihm aber keine Anstellung verschaffen konnte, weil M. nicht zum Katholicismus übertreten mochte. M. kehrte deshalb nach dem Vaterlande zurück, verließ indeß die Heimat bald wieder, weil man ihn für einen Spion des kaiserl. Hofs ansah, und ging aufs neue nach Wien. Nachdem eine nochmalige Reise nach Würtemberg ihn überzeugt, daß daselbst für ihn nichts zu hoffen, wendete er sich 1725 ganz nach Wien. Weil aber das würtemb. Ministerium von seinem Aufenthalte zu Wien nachtheilige Folgen für das Land besorgte, wurde er 1726 als wirklicher Regierungsrath nach Stuttgart berufen und 1727 ord. Professor der Rechte bei dem fürstl. Collegium in Tübingen. Aus Aerger über mancherlei Anfechtungen von seiten seiner Collegen legte er nach wenigen Jahren seine Stelle nieder. Allein schon 1733 wurde er von dem neuen Herzoge, Karl Alexander, in seine frühere Regierungsrathsstelle wieder eingesetzt, welche er 1736 mit der eines preuß. Geheimraths, Directors der Universität und Ordinarius der Juristenfacultät zu Frankfurt a. d. O. vertauschte. Verschiedene Verdrießlichkeiten bewogen ihn, 1739 auch diese Aemter niederzulegen. Hierauf lebte er zu Ebersdorf im reuß. Voigtlande, bis die Ausbreitung der herrnhutischen Sekte ihn von hier vertrieb, worauf er 1747 die vom Landgrafen zu Hessen-Homburg ihm angebotene Stelle als Geheimrath und Chef der Kanzlei annahm. Wegen des Widerstandes, den er hier in der Ausführung seiner Kameral- und andern Grundsätze erfuhr, nahm er auch hier nach kurzer Zeit seine Entlassung und lebte seit 1749 zu Hanau, wo er für junge Leute eine Staats- und Kanzleiakademie anlegte. Nur der Ruf, den er 1751 als Landschaftsconsulent in sein Vaterland erhielt, konnte ihn vermögen, dieselbe aufzugeben. Als hier zwischen dem Herzog und den Landständen allerhand Irrungen entstanden, ließ ihn dieser als den angeblichen Verfasser der wider den Herzog gerichteten Schriften 1759 in sehr harten Festungsarrest nach Hohentwiel bringen, und ohne ein einziges mal verhört worden zu sein, wurde er erst 1764 auf Befehl des Reichshofraths freigegeben. Hierauf begab sich M. wieder nach Stuttgart, wo ihn der Herzog nicht nur für schuldlos erklärte, sondern auch als Landschaftsconsulenten wieder einsetzte. Doch nahm er seitdem wenig und seit 1770 gar keinen Antheil mehr an den Geschäften, sondern verlebte den Rest seiner Tage größtentheils unter schriftstellerischen Arbeiten. Er starb 30. Sept. 1785. Reiche Erfahrungen und vielfache Verbindungen gaben M. einen sichern praktischen Blick, der gegen die schwankenden Theorien früherer Staatsrechtslehrer vortheilhaft abstach. Hierdurch sowie durch Sammlerfleiß, Freimüthigkeit, Geradheit und Ordnungsliebe gab er seinen Schriften einen großen Werth, wenngleich ihm Tiefe der Gedanken und eigentliche jurist. und histor. Gelehrsamkeit abgingen. Die Zahl seiner Schriften

beträgt über 400. Von diesen sind gegenwärtig noch zu erwähnen: «Deutsches Staatsrecht» (50 Bde., nebst 2 Bdn. Supplementen und 1 Bd. Register, Nürnb. 1737—54); «Neues deutsches Staatsrecht» (21 Bde., Stuttg. und Frankf. 1761—75); «Deutsches Staatsarchiv» (13 Bde., Hanau und Frankf. 1751—57); «Grundriß der heutigen Staatsverfassung von Deutschland» (neue Ausg., Tüb. 1754). Auch seine Schriften über das positive europ. Völkerrecht, welches er zuerst in ein System brachte, sind noch beachtenswerth. Außerdem lieferte er seine eigene anziehende Lebensbeschreibung (4 Bde.; 3. Aufl., Frankf. und Lpz. 1777—83). — Friedrich Karl von M., des vorigen Sohn, geb. zu Stuttgart 18. Dec. 1723, zeichnete sich ebenfalls als Schriftsteller über das Staatsrecht durch seine mit großer Kenntniß der Staatsverhältnisse verbundene Freimüthigkeit aus und war mehrere Jahre Reichshofrath in Wien, dann Geheimrath und Minister in Hessen-Darmstadt, wo er indeß 1780 plötzlich entlassen wurde. Seitdem privatisirte er an mehrern Orten und starb zu Ludwigsburg 1798. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu nennen: «Kleine Schriften zur Erläuterung des Staats- und Völkerrechts» (12 Bde., Frankf. 1751—65); «Sammlung von Reichshofraths-Gutachten» (6 Bde., Frankf. 1752—54); «Sammlung der wichtigsten Deductionen in deutschen Staats- und Rechtssachen» (9 Bde., Ebersdorf 1752—64); «Patriotische Gedanken von der Staatsfreigeisterei» (1755); «Der Herr und der Diener» (1759); «Reliquien» (1767); «Patriotisches Archiv» (12 Bde., Frankf. und Lpz. 1784—90); «Neues patriotisches Archiv» (2 Bde., Manh. 1792—94); «Geschichte der Waldenser» (Zür. 1798); «Luther's Fürstenspiegel» (neue Ausg. von Meyer, Frankf. 1834). Vgl. Baumstark, «Friedrich Karl von M.» (Stuttg. 1846).

Möser (Justus), geistreicher Staatsmann und Schriftsteller, wurde 14. Dec. 1720 zu Osnabrück geboren, wo sein Vater Kanzleidirector und Consistorialpräsident war, und studirte 1740—42 zu Jena und Göttingen die Rechtswissenschaft. Doch das wichtigste Studium für seinen Beobachtungsgeist war das menschliche Leben selbst. Zugleich bildete er seinen Geschmack durch das Lesen der engl., franz. und ital. Classiker. Als Sachwalter nahm er sich mit Wärme der unterdrückten Unschuld an; er allein widerstand der Willkür des damaligen Statthalters von Osnabrück. Das Vertrauen seiner Mitbürger erhob ihn daher 1747 zu der wichtigen Stelle eines Advocatus patriae; auch ernannten ihn die Landstände zum Secretär und zum Syndikus der Ritterschaft. Sein edler Charakter bewährte sich vorzüglich in den Drangsalen des Siebenjährigen Kriegs, wo er durch weise Thätigkeit seinem bedrängten Vaterlande bei der Erhebung der Kriegslasten bedeutende Summen ersparte. Ueberall im bürgerlichen Geschäftsleben sah er klar den innern Zusammenhang des Zwecks und der Mittel. Doch dachte er nicht blos, sondern arbeitete auch mit Eifer als Staatsmann, und sein edles Herz erhielt ihn stets auf der Höhe des Weltbürgers und Menschenfreundes. M. war 20 J. hindurch, während der Minderjährigkeit des Herzogs Friedrich von York, der als prot. Bischof 1763 Osnabrück erhielt, zwar nicht dem Titel nach, aber in der That der erste Rathgeber des Regenten. Er diente zugleich dem Landesherrn und den Ständen, deren beider Vortheil nicht immer ein und derselbe war. Allein sein ausgezeichnetes Talent, seine gründliche Geschäftskenntniß und sein Fleiß, verbunden mit Redlichkeit, Billigkeit und Uneigennützigkeit, führten ihn gerade und tadelfrei durch alle Collisionen hindurch. Von 1762 an Justitiar beim Criminalgerichte in Osnabrück und, nachdem er diese Stelle 1768 niedergelegt, bis zu seinem Tode als Geheimreferendar bei der Regierung angestellt, nahm er nur auf wiederholtes Verlangen der Regierung 1783 den Titel eines Geh. Justizraths an. Er starb 8. Jan. 1794. So groß M.'s Ruf in seinem Wirkungskreise war, so liebenswerth erschien er in dem engern Kreise des Hauses und der Gesellschaft. Er war ein großer, stark und ebenmäßig gebauter Mann. Schon durch sein Aeußeres flößte er Achtung ein. Sein Gang war fest und sicher, sein Wesen ernst und freundlich, sein Gesicht treuherzig und klug, nicht ohne Würde, ausdrucksvoll und Zutrauen einflößend. Krankheitszufälle wollte er durch Ruhe besiegen, indem er der Meinung war, daß die Natur selbst das Uebel niederkämpfe und deshalb nicht gestört werden dürfe. Erst in seiner letzten Krankheit erkannte er seinen Irrthum; als er die Nähe seines Todes fühlte, sagte er mit Gleichmuth: «Ich habe den Proceß verloren!» Ohne Schriftstellerruhm zu suchen, fand er ihn durch seine gründlichen, geistreichen und beredten Schriften. Mit Sachkunde, hellem Weltblick, aus warmer Brust und mit unerreichbarer Laune schrieb er über Fehler und Verbesserung der Sitten, über öffentliche Anstalten, über Geschichte, Staats- und bürgerliches Recht, und sowol der innere Gehalt seiner Schriften als seine eigenthümliche Schreibart sichern ihm unter den deutschen Prosaisten eine der ersten Stellen. Seine «Osnabrückische Geschichte» (2 Bde., Osnabr. 1768; 2. umgearbeitete Aufl., Berl. 1780; 3. Aufl. 1820), die bis 1192 reicht, ist voll von scharfsinnigen und eindringenden Bemerkungen,

und sie muß als Muster für fruchtbare Behandlung vaterländischer Specialgeschichten gelten. Den dritten Theil dieses Meisterwerks, mit Urkunden, gab aus des Verfassers handschriftlichem Nachlasse Herburt von Bar (Berl. 1824) heraus. Ein wahres Nationalwerk sind seine «Patriotischen Phantasien» (Osnabr. 1775—86; 3. Aufl. von seiner Tochter J. W. J. von Voigt herausg., 4 Bde., Berl. 1804). Dieselben entstanden aus den Intelligenzblättern, welche M. von 1766—82 für Osnabrück schrieb, um die Einwohner mit den Angelegenheiten des Vaterlandes auf eine zweckmäßige Weise bekannt zu machen. Auch M.'s «Vermischte Schriften», die Fr. Nicolai nebst dessen Lebensbeschreibung herausgab (2 Bde., Berl. 1797—98), enthalten zahlreiche Beweise seiner Menschenkenntniß und seiner gesunden Laune, z. B. «Harlekin, oder Vertheidigung des Groteskkomischen» (gegen Gottsched) und «Ueber die deutsche Sprache und Literatur» (gegen Friedrich II.). Ein Trauerspiel «Arminius», 1748 geschrieben, folgt noch ganz der Gottsched'schen Schule und wurde deshalb bald vergessen. Eine vollständige Ausgabe seiner «Sämmtlichen Werke» (10 Bde., Berl. 1842—43) hat B. R. Abeken besorgt. - Ein ehernes Standbild wurde ihm 12. Sept. 1836 in seiner Vaterstadt errichtet. Eine Charakteristik M.'s versuchte Kreyßig («Justus M.», Berl. 1857). Vgl. Lodtmann, «Genealogie der M.'schen Familie» (Osnabr. 1866).

Moses, der Gesetzgeber und Befreier der Israeliten, war nach der hebr. Ueberlieferung dem allen neugeborenen Knaben der Israeliten von dem Pharao Aegyptens angedrohten Untergange wunderbar entronnen, von einer ägypt. Königstochter an Kindesstatt angenommen und in ägypt. Priesterweisheit erzogen worden. Die Volkssage stellt ihn dar als Propheten und Wunderthäter, der des unmittelbaren Umgangs Gottes gewürdigt war, durch seine Wunderkräfte die ägypt. Zauberer besiegte und trotz des anfänglichen Widerstrebens seiner Volksgenossen deren Erretter aus der ägypt. Knechtschaft wurde, indem er, nach langer Abwesenheit in Midian nach Aegypten zurückgekehrt, dem Pharao durch eine Reihe von Jahveh über die Aegypter geschickten Landplagen die Erlaubniß zum Auszuge abnöthigte, das Volk trockenen Fußes durch das Rothe Meer führte, während das verfolgende Aegypterheer in den Wellen seinen Tod fand, das Volk 40 J. durch die Wüste leitete, oft wunderbar speiste und tränkte und ihm am Sinai die Gesetze gab, die er selbst auf dem Berge unter Donner und Blitz von Jahveh auf steinernen Tafeln empfangen hatte. Die spätere Dichtung hat sein Leben noch durch weitere wunderbare Züge ausgeschmückt. Die ägypt. Ueberlieferung nennt ihn Osarsiph, und macht ihn zu einem abtrünnigen Priester, welcher die vom ägypt. Gesetze für unrein Erklärten um sich geschart und aus dem Lande geführt habe. Die Persönlichkeit des M. ist ebenso wie der durch ihn bewerkstelligte Auszug des Volks Israel und die Gesetzgebung in der Wüste sicher geschichtlich. Eben so sicher steht, daß schon er dem religiösen Bewußtsein des Volks unter Anknüpfung an den Glauben der Väter jene Richtung auf die Verehrung eines einzigen Gottes gegeben hat, welche den eigentlichen Grundcharakter der hebr. Religion ausmacht. War auch der mosaische Monotheismus noch nicht der rein geistige Gottesglaube, zu dem er sich erst nach Jahrhunderten erhoben hat, so lehrte er jedenfalls den alten Bundesgott Israels, den Herrn in der lichten Höhe, als die einzige Gottheit kennen, welche das Volk zu verehren habe, und fand in dieser religiösen Ausschließlichkeit gerade das Mittel, die ziemlich bunt zusammengewürfelten Auswanderer, die sich um ihn geschart hatten, zu einem einzigen, in sich abgeschlossenen Volksganzen zu verbinden. Auch die Energie, mit welcher er das Volk, nachdem der erste Versuch einer Einwanderung in Kanaan mislungen war, durch langjähriges Wüstenleben an festen Zusammenhalt, Standhaftigkeit in Entbehrungen und kriegerische Tüchtigkeit im Kampfe mit feindlichen Beduinenstämmen gewöhnte und jeden Widerstand gegen seine Führung niederzuschlagen wußte, zeugt für eine Persönlichkeit, die ebenso groß durch ihr organisatorisches Talent als durch ihre religiöse Genialität war. Wie viel dagegen von der Gesetzgebung Israels, die auf seinen Namen zurückgeführt wird, wirklich von ihm herrühre, ist eine schwer zu entscheidende Frage. In ihrer gegenwärtigen Gestalt ist dieselbe ein Werk mehrerer Jahrhunderte, das je nach Bedürfniß und Zeitumständen weitergebildet und vervollständigt wurde. Die einzelnen Gesetze sind meist in zwei, ja drei verschiedenen Redactionen überliefert. Als wahrscheinlich wird man annehmen dürfen, daß außer den Hauptbestandtheilen des sog. Zehntgebots auch die allgemeinsten Vorschriften für das häusliche und gesellige Leben, die Grundzüge des gemeinsamen Rechts, des Opferrituals, der Speise- und Reinigkeitsvorschriften von M. herrühren, wobei man jedoch überall auf den Versuch wird verzichten müssen, die ursprüngliche Gestalt der mosaischen Gesetze aus dem gegenwärtig vorliegenden Material wiederherzustellen. Sehr zweifelhaft ist z. B. selbst im Zehntgebot, ob das Verbot, sich Jahvehbilder

zu machen, schon von M. gegeben sei. Dagegen scheint er der eigentliche Urheber der Eintheilung des Volks in verschiedene Stämme zu sein, und auch die Zwölfzahl derselben mag auf ihn zurückgehen. Aber die Aussonderung des Stammes Levi zum alleinigen Opferdienste ist gewiß ebenso spätern Ursprungs wie die Anordnung der sog. Stiftshütte, eines tragbaren Tempels, und ihrer einzelnen Bestandtheile. Wie viel aber oder wie wenig auch von diesen Gesetzen von ihm selbst gegeben sei, jedenfalls hat seine Gesetzgebung die Grundlage gebildet, um welche sich alle spätern Bildungen wie Jahresringe um den alten Stamm herumgelegt haben. Sein genialer Geist hat nicht blos die Israeliten erst zu einem Volke geschaffen, sondern diesem Volke auch die Bahnen vorgezeichnet, innerhalb deren sich dessen mehr als 1000jährige Entwickelung vor allem auf religiösem und religiös-polit. Gebiete bewegte. Die spätere Ueberlieferung hat ihn nicht blos zum Gesetzgeber, sondern auch zum ersten Schriftsteller seines Volks gemacht und ihm die Verfasserschaft von fünf Büchern zugeschrieben, welche von den Ursprüngen des Menschengeschlechts an die Geschichte der Führungen Gottes mit dem auserwählten Stamme und dem allmählich daraus erwachsenen Volke bis zum Ende der 40jährigen Wüstenwanderung Israels erzählen. (S. Pentateuch.) Es ist aber selbst dieses nicht ausgemacht, ob er auch nur die Gesetze, die wirklich von ihm selbst herrühren, schriftlich verfaßt habe.

Moshaisk, eine Kreisstadt im russ. Gouvernement und 15 M. von Moskau, an der Mündung der Moshaika in die Moskwa gelegen, mit 4106 E. (1863), 8 Kirchen, 2 Kreisschulen und mehrern Baumwollfabriken, ist durch die Schlacht vom 7. Sept. 1812 merkwürdig, die richtiger die Schlacht von der Moskwa (s. d.) heißt und von den Russen nach dem Dorfe Borodino (s. d.) genannt wird.

Mosheim (Joh. Lorenz von), einer der berühmtesten deutschen Theologen, aus einem steiermärk. Geschlechte, geb. 9. Oct. 1694 zu Lübeck, studirte zu Kiel, wo er 1719 Beisitzer der philos. Facultät wurde. Nachdem er mehrere Rufe abgelehnt hatte, ging er 1723 als ord. Professor der Theologie nach Helmstedt, wo er 1726 auch Kirchen- und Consistorialrath und Abt zu Marienthal und Michaelstein wurde und später das Generalinspectorat aller Schulen im Herzogthum Wolfenbüttel erhielt. 1747 als ord. Professor der Theologie nach Göttingen berufen, starb er hier als Kanzler der Universität 9. Sept. 1755. Große Verdienste um alle Theile der theol. Wissenschaften sichern seinem Namen eine bleibende Stelle in der Literatur. Namentlich hat ihm die Kirchengeschichte viel zu danken, theils in Hinsicht auf gründliche Forschung, theils deshalb, weil er ihr zuerst eine pragmatische Gestalt gab. In der Ketzergeschichte wußte er die künstlichen Systeme aus den Lehren der Ketzer zusammenzusetzen und irrte dabei nur selten. Sein kirchengeschichtliches Hauptwerk sind die «Institutiones historiae ecclesiasticae» (Helmst. 1755; neue Aufl. 1764; deutsch durch von Einem, 9 Bde., Lpz. 1769—78, und von J. Rud. Schlegel, 7 Bde., Heilbr. 1786—96). Nächstdem gehören hierher seine «Institutiones historiae christianae majores» (1. Abth., 2. Aufl., Helmst. 1763), «De rebus christianorum ante Constantinum commentarii» (Helmst. 1753), «Dissertationes ad historiam ecclesiasticam pertinentes» (2 Bde., neue Aufl., Altona 1767) und «Versuch einer unparteiischen Ketzergeschichte» (2 Bde., Helmst. 1746—48). Seine «Sittenlehre der Heiligen Schrift» (fortgesetzt von J. Peter Miller, neue Aufl., 9 Bde., Helmst. 1770—78) war wegen ihrer Vollständigkeit und wegen ihrer durchaus praktischen, auf Erfahrung gegründeten Beziehung ein vorzügliches Werk, aber in der Ausführung zu wortreich. Auch in der Kanzelberedsamkeit machte M. theils durch seine «Anweisung, erbaulich zu predigen» (herausg. von Windheim, 2. Aufl., Erlang. 1771), vornehmlich aber durch seine für die Zeit ihrer Erscheinung musterhaften «Heiligen Reden» (3 Bde., Hamb. 1732 fg.; neue Aufl. 1765) Epoche, sodaß man ihn den Vater der neuern deutschen Kanzelberedsamkeit nannte, wie er denn überhaupt um die didaktische Prosa der Deutschen große Verdienste hatte. Auch der Auslegungskunst der Heiligen Schrift und dem Studium der alten Literatur überhaupt leistete er wichtige Dienste.

Mösien hieß als röm. Provinz das Land im Süden der untern Donau, das gegen Osten an das Schwarze Meer stieß, gegen Süden durch die Bergketten des Hämus und Scordus von Thrazien und Macedonien, gegen Westen durch den Fluß Drinus (Drina), der sich in die Save ergießt, von Illyricum getrennt wurde. Der Fluß Ciabrus (Cibriz) theilte es in zwei Hälften, deren östliche, Niedermösien (Moesia inferior), dem heutigen Bulgarien, die westliche, Obermösien (Moesia superior), vom Margus (Morawa) durchflossen, dem heutigen Serbien ungefähr entspricht. Unter den Städten, die in dem Lande hauptsächlich unter röm. Herrschaft entstanden, sind in Niedermösien außer der Stadt Tomi am Schwarzen Meere, in deren Nähe Ovid in der Verbannung lebte, besonders Marcianopolis, Sardica (bei dem jetzigen Sophia), an der Donau

Ariopolis (Raszovat), Dorostorum (Silistria) und Nikopolis und in Obermösien Viminacium (Widdin), Singidunum (unweit Belgrad), Naissus (Nissa) und Scopi (Uskup) zu bemerken. Die mehrfach wechselnden Einwohner gehörten ursprünglich dem thrazischen (theilweise, wie die Bastarnen, wol auch dem germanischen) Volksstamm an. So die Völkerschaften der Mösier, von den Griechen Myster genannt, wie diese auch das Land, gleich dem kleinasiatischen, Mysien (s. d.) benannten, der Dacier und Geten, die noch vor Alexander's Zeit über die Donau auswanderten, der Dardanier und der Triballer. Die letztern wurden zu Ende des 4. Jahrh. v. Chr. durch die celt. Skordisker, die sich selbst im westlichen M. niederließen, in das östliche gedrängt. Ueber das letztere übten die Perser seit Darius I. etwa 30 J. lang die Herrschaft; später, zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs, gehörte es zu dem thraz. Reich der Odrysen unter Sitalkes und dessen Sohn Seuthes. Nach der Eroberung von Macedonien kamen die Römer in Berührung mit den mösischen Völkern; schon Marcus Livius Drusus siegte 111 v. Chr. über die Skordisker. Die Unterwerfung des Landes durch die Römer begann seit dem J. 75 v. Chr., wo der Proconsul von Macedonien, Gajus Scribonius Curio, bis zur Donau vordrang; völlig unterworfen wurde das ganze Land 29 v. Chr. durch Marcus Licinius Crassus. Seitdem entstand an der Donau eine Reihe röm. Festungswerke, deren Spuren noch jetzt übrig sind. Unter Augustus nun erhielt das Land, in welchem zwei Legionen lagen, röm. Provinzialeinrichtung. Die Blüte desselben begann seit der Zeit Trajan's, der von hier aus Dacien unterwarf. In diese Zeit fällt auch die Eintheilung in Ober- und Niedermösien. Im 3. Jahrh. begannen die Einfälle der Gothen, gegen die Decius 251 in M. fiel, bis den Eindringlingen Claudius II. durch den Sieg bei Naissus 269, und 271 Aurelian, der die röm. Colonisten aus Dacien nach M. verpflanzte, für einige Zeit ein Ziel setzten. Bei dem Andrang der Hunnen überströmten die Westgothen das Land, das ihnen, nachdem Valens gegen sie bei Adrianopel 378 Schlacht und Leben verloren hatte, Theodosius I., dessen Oberherrschaft sie anerkannten, einräumte. Viele von ihnen blieben bei dem Wegzug des Volks im Anfange des 5. Jahrh. zurück und erhielten sich unter dem Namen Mösogothen bis ins 6. Jahrh. in dem Lande, das seit 395 oström. Provinz war, dann durch hunnische, avarische, slawische, bulgarische Einfälle im Laufe der nächsten Jahrhunderte furchtbar heimgesucht wurde. In das wüste Niedermösien wanderten im 6. Jahrh. die slaw. Anten ein, die gegen Ende des 7. Jahrh. unter die Herrschaft der Bulgaren (s. d.) sich beugten; in Obermösien wurden durch Heraklius gegen die Avaren zu Anfang des 7. Jahrh. die Serbier aufgenommen.

Moskau (russ. Moskwa), eins der kleinsten und das volksdichteste Gouvernement Rußlands, nach seiner Lage in der Mitte des Kernlandes der russ. Macht, des ehemaligen Großfürstenthums M. (s. Großrußland), nach dem traditionell gewordenen Sprachgebrauche das Herz des Reichs genannt, liegt zwischen 54° 50′ und 56° 45′ nördl. Br., 52° 50′ und 56° 40′ östl. L. im Wolgagebiet, wird im W. von Smolensk, im N. von Twer, im NO. von Wladimir, im O. von Rjäsan, im S. von Kaluga und Tula begrenzt und zählt (1863) auf 601,70 Q.-M. in seinen 13 Kreisen 1,564240 E. (2599 auf 1 Q.-M.). Das Gouvernement besteht aus einer von unbedeutenden Hügeln unterbrochenen Ebene, wird im N. von der Wolga mit der Schoscha, in der Mitte von der Kliäsma und der Moskwa (s. d.) bewässert und im S. von der Oka als Grenzfluß berührt. Außerdem gibt es zahlreiche Bäche, Seen und Teiche. Hier und da hat es Sumpf- und Sandstrecken und gegen 250 Q.-M. Waldung, im ganzen aber ziemlich fruchtbaren Boden, ist auch besser angebaut als die meisten andern Gouvernements, überdies von zahlreichen Straßen und gegenwärtig von vier Eisenbahnen durchschnitten, deren Centrum die Hauptstadt Moskau (s. d.) bildet. Mit dieser und den 12 übrigen Kreisstädten beträgt die städtische Bevölkerung 414303, mit Einschluß der beiden stadtähnlichen Flecken Sergijewsky und Pawlowsky sogar 434474 Seelen, d. i. 27,77 Proc., ein Verhältniß, welches nur im Gouvernement Petersburg noch übertroffen wird. Neben Acker- und etwas Gartenbau treibt die Bevölkerung Viehzucht sowie die Cultur von Handelsgewächsen (Flachs, Hanf und Hopfen); doch reicht die landwirthschaftliche Production für den starken Bedarf nicht aus. Das Fabrik- und Manufacturwesen sowie mit diesem der Binnenhandel haben in diesem Gouvernement mit seiner centralen Hauptstadt einen Aufschwung genommen wie in keinem andern Theile des Reichs. Namentlich schwunghaft wird die Textilindustrie in Baumwolle, Wolle und Seide betrieben, außerdem aber auch die Fabrikation von Metallwaaren, Fayence, Chemikalien, Papier u. s. w. 1822 gab es hier erst 540 Fabriken, 1839 bereits 1058 eigentliche Fabriken und Manufacturen mit 83054 Arbeitern, 1853 dagegen 1299 solcher Etablissements mit 127380 Arbeitern. 1849, wo ganz Rußland 9172 Fabriken mit 495364 Arbeitern hatte, zählte das Gouvernement M. allein

1173 Fabriken mit 113137 Arbeitern, darunter 74 Tuchfabriken, 100 Wollwebereien, 100 Färbereien u. s. w. Von 1833—53 stieg im Gouvernement M. die Zahl der Kaufleute aller drei Gilden von 19554 auf 33294, die ein declarirtes Handelskapital von 186¼ Mill. Rubel Banco besaßen, während 1820 das gesammte Verkehrskapital erst 52 Mill. Rubel Banco betrug. Auch in Bezug auf die Unterrichtsanstalten steht das Gouvernement obenan. Außer der Hauptstadt sind bemerkenswerth Moshaisk (s. d.), Serpuchow (s. d.), Woskresensk (s. d.), die Kreisstadt Kolomna, 15½ M. im SO. von Moskau, an der Moskwa und Kolomanka sowie an der Eisenbahn nach Rjäsan und Koslow gelegen, eine der ältesten Städte Rußlands, mit zwölf Kirchen, zwei Klöstern, fünf Wohlthätigkeitsanstalten, mehrern Schulen, einem etwas verfallenen Kreml und 16418 E., welche Seide und Halbseide fabriciren sowie Talgschmelzereien unterhalten. Ferner sind zu nennen die Kreisstadt Klin mit 4409 E. und einem Schlosse, Erbbesitz des Hauses Romanow; Bogorodsk mit 1075 E., Hauptort des industriellsten Kreises in ganz Rußland, in welchem auch das 1845 aus Wochna und vier andern Dörfern zu einem Flecken (Possad) erhobene Pawlowsky liegt, mit 5220 E. und vielen Fabriken; Dmitrow mit 7371 E., Hauptstadt eines Kreises, zu welchem auch der Flecken Sergijewsky, früher Troitza (9⁴⁄₇ M. von Moskau) gehört, an der Jaroslawer Eisenbahn, mit 14951 E. und dem berühmten Dreifaltigkeitskloster (s. Troitza Lawra) sowie der großartigen, über 100 J. alten Gardner'schen Fabrik, deren Porzellan- und Fayencegeschirr in ganz Rußland berühmt ist.

Moskau (russ. Moskwa), die alte und erste Hauptstadt des russ. Reichs, gegenwärtig noch die Krönungs- und zweite Residenzstadt der Kaiser und vor der Gründung von Petersburg die alleinige Residenz der Zaren, ist nicht nur in Hinsicht ihrer Größe, Bevölkerung, Industrie, Handelsverhältnisse und in mancher andern Beziehung eine der wichtigsten Städte, sondern auch durch die Ereignisse von 1812 von welthistor. Bedeutung. Die Stadt liegt von Petersburg auf der Chaussee 91⅓ M., auf der 1851 eröffneten Eisenbahn 87 M. südöstlich entfernt, im Centrum des Gouvernements Moskau (s. d.) und des Reiches, in einer hügeligen, fruchtbaren und reich angebauten Gegend an der Moskwa (s. d.), welche sie in drei großen Spiralen (2⁵⁄₇ M. weit) durchfließt und in der Stadt selbst links die Jausa sowie die jetzt überbaute Neglinna und andere Bäche aufnimmt. Namentlich von den im SW. sich erhebenden Sperlingsbergen gewährt die Stadt mit ihrem Häusermeer, ihren Hunderten von Kirchen und deren zahllosen, meist vergoldeten Kuppeln und buntbemalten Thürmen, ihren kaiserlichen und andern Palästen, ihren Boulevards, Gärten, Teichen u. s. w. einen so originellen und imposanten Anblick wie keine andere Stadt Europas. Sie ist von einem Wall und Graben umgeben, der zweimal von der Moskwa und durch 18 Sastawen (Pforten oder Barrièren) durchbrochen wird, hat 5⁴⁄₇ M. im Umfang und die Gestalt eines verschobenen Vierecks von 2 und 1⅓ M. Durchmesser, bedeckt ein Areal von 1⅓ Q.-M. und zählt (1863) 351627 E., darunter an 10000 Deutsche. Ihre Haupttheile sind: der Kreml, Kitaigorod, Bjeloigorod und Semljänoigorod. Diese Stadttheile waren früher sämmtlich durch Mauern voneinander getrennt, jetzt sind es nur noch die zwei ersten. Auch sind ihre alten histor. Namen im Munde des Volks fast verschwunden und denen der neuern Eintheilung gewichen, wonach M. in 17 Tschasti oder Stadttheile zerfällt. Der Kreml (s. d.), am hohen linken oder nördl. Ufer der Moskwa gelegen, bildet mit seinen Kathedralen, Klöstern, Palästen, dem Senat, dem Arsenal und andern Krongebäuden gewissermaßen die Akropolis oder das Capitolium von ²⁄₇ M. Umfang, von einer hohen crenelirten Mauer mit fünf Thoren umschlossen. Kitaigorod (von der Mutter Iwan's des Grausamen gegründet und wahrscheinlich nach deren Geburtsort Kitai benannt), östlich den Kreml umgebend, aber durch einen breiten Raum von ihm getrennt und ebenfalls von einer Mauer umschlossen, ist der Hauptsitz des Handels, des echt russ., halb asiat. Verkehrs und enthält die Gerichtsbehörden, die Börse, den riesigen Kaufhof (Gostiny Dwor), der für den Großhandel bestimmt ist, und die benachbarten Rjady, einen ungeheuern Irrgarten von Buden für den Klein- und Kramhandel jeder Art. Bjeloigorod oder die Weiße Stadt, umgibt den Kreml und Kitaigorod in einem Halbkreise, ist beträchtlich größer als diese ältesten Stadttheile und zählt auch weit mehr Einwohner. Mit seinen großen Plätzen, breiten, gut unterhaltenen Straßen, schönen Häusern, Palästen und Krongebäuden bildet Bjeloigorod den elegantesten Theil M.s und trägt auch in seinem geschäftlichen Handelsverkehr, wenigstens im westl. Bezirk, einen mehr europ., durch ausländische Waarenlager und Läden repräsentirten Charakter. Hier haben die meisten Verwaltungsbehörden ihren Sitz, wie der Civil- und Militärgouverneur, der Oberpolizeimeister, das Oberpostamt u. s. w. Auch befinden sich hier die Hauptlehranstalten, wie die großartige Universität, die mit ihrem Zubehör sich ½ Werst weit hinzieht, ferner der 1867 noch im Bau begriffene prachtvolle Tempel, das

große und das kleine Theater, am Kai der Moskwa das großartige Findelhaus und im Westen des Kreml der Kremlgarten und das berühmte Exercirhaus. Semljänoigorod oder die Erdstadt (nach einem frühern Erdwall), umgibt alle drei genannte Stadttheile in einem weiten, auch auf das rechte Ufer der Moskwa hinüberreichenden, fast kreisförmigen Ringe, von innen und nach außen von einem Kranze schöner, breiter, jedoch mehrfach unterbrochener Boulevards eingefaßt. Dieser Theil, reichlich dreimal so groß als Bjeloigorod, zählt wegen der vielen Gärten, die sich zwischen die Straßen und die Wohnhäuser einschieben, doch kaum doppelt so viel Einwohner, enthält minder schöne Gebäude, weite Holzhäuser, Kasernen, Fleisch- und Brotscharren, Baracken u. s. w. Die Vorstädte oder Sloboden endlich, welche wiederum die Erdstadt in einem breiten Kranze rings umgeben und erst die Außenthore enthalten, nehmen etwa vier Fünftel vom Areal M.s oder weit über 1 Q.-M. ein, zählen aber nicht viel über die Hälfte der Gesammtbevölkerung, indem sie zahlreiche, zum Theil sehr große Gärten, sogar noch Weideplätze, Felder und mehrere noch ganz wüste Plätze, auch das Jungfraufeld, der Tummelplatz der Volksfeste, enthalten. Durch die weitläufigen Räume der Vorstädte ziehen sich in langen Linien die Straßen, meist sparsam mit Häusern besetzt, häufig mehr Feldwegen gleichend, darunter die breite, 3/7 M. lange Kalugastraße, an deren einer Seite nur niedrige Häuschen in großen Zwischenräumen, Schuppen, Gemüsegärten u. s. w. sich befinden, während die andere fast nur Prachtgebäude und Prachtgärten einnehmen, wie der sehr große kaiserliche und der schöne Garten Njeskutschnoje (d. h. Sanssouci), und mehrere mit ausgedehnten Gärten versehene Hospitäler, Waisenhäuser und andere Wohlthätigkeitsanstalten, die in großer Menge den Vorstädten angehören.

M. galt stets als eine der reichsten, prächtigsten und originellsten Städte, in der sich fast alle Völker Europas und Asiens, fast alle Religionen der Erde und fast alle Baustile, der griechische wie der italienische, der gothische wie der byzantinische, der tatarische wie der persische, vereint wiederfinden, und die auch in dem Contrast dichtbevölkerter Stadttheile und unbebauter Flächen einen halb europ., halb asiat. Charakter trägt. Seit dem Brande von 1812, der zwei Drittel ihrer Gebäude zerstörte, hat sich die Physiognomie der Stadt sehr zum Vortheil verändert, doch ist die Restauration meist im alten Stil erfolgt und die alte Unregelmäßigkeit der Anlage noch immer charakteristisch. Die Straßen gewähren selten lange Prospecte, krümmen sich bald und gehen fast überall, besonders im Osten, über hügeliges Terrain. Unter den Plätzen sind der zwischen der Kremlmauer und dem obenerwähnten Rjady gelegene (Krasnaja Ploschtschadj) und der Theaterplatz die bedeutendsten. Die Bauart der Häuser (5441 steinerne und 10186 hölzerne im J. 1866) zeigt in Beziehung auf äußere Eleganz eine große Verschiedenheit. Im allgemeinen zeichnen sich selbst in den fashionablen Theilen der Stadt nur wenige Häuser durch Größe und Schönheit aus; doch gibt es auch sehr stattliche, oft von vielen Hofräumen und Gärten umgebene Gebäude, die einen um so überraschendern Eindruck machen, als sie nicht selten von den Hauptstraßen entfernt, in minder belebten Seitengassen liegen. Zur Signatur M.s, der heiligen Stadt der Russen, gehören vor allem die überaus zahlreichen Kathedral-, Pfarr- und Klosterkirchen und öffentlichen Kapellen; man zählt deren gegen 400, ungerechnet die große Menge von Privat- und Begräbnißkapellen. Der russisch-byzant. Stil, in welchem fast alle Kirchen M.s erbaut sind, verdient zwar nicht gerade schön, wol aber phantastisch genannt zu werden und bedingt im Verein mit der hügeligen Lage hauptsächlich den pittoresken Anblick der Stadt. Nicht nur von den Höhen des Kreml, sondern auch von unzähligen andern Punkten aus erblickt man Bilder von überwältigender Großartigkeit und märchenhafter Pracht. Unter den Kirchen sind die bedeutendsten: die im Kreml gelegene Krönungskathedrale (Uspensky Sobor) und der bereits erwähnte, dem Erlöser geweihte Tempel, welcher zu einem kolossalen Denkmale der Ereignisse von 1812—15 bestimmt ist. Das Aeußere des Baues war Anfang 1867 bereits vollendet, und es gewährte namentlich die mittlere, sehr große und reichvergoldete Kuppel einen prächtigen Anblick. Das Innere der Kirche wird, wenn vollendet, durch seine großen Dimensionen und reiche Ausschmückung mit Labradorstein, Porphyr und Marmor einen imposanten Eindruck machen. Unter den Kapellen verdient die der heil. Jungfrau von Iberien (Iwerskaja) besondere Erwähnung. Dieselbe steht in der Nähe des Kreml zwischen zwei Thorwegen am Eingange von Kitaigorod und enthält ein wunderthätiges Madonnenbild in kostbarer Einfassung von Gold und Edelsteinen, welches zur Zeit des Zaren Alexei Michailowitsch von dem Berge Athos nach M. gebracht wurde und bei den Russen in hohem Ansehen steht. Unter den Kirchen M.s befinden sich drei römisch-katholische, drei armenische, zwei lutherische, eine anglikanische und eine reformirte; auch ist eine kleine Moschee vorhanden. Die 18 Klöster, darunter 8 Nonnenklöster, sind zum Theil sehr umfangreich und haben oft 6—8 Kirchen und auf den Fried-

höfen die prachtvollsten Denkmäler reicher Familien. Unter den andern Gebäuden, soweit sie nicht zum Kreml gehören, sind besonders zu nennen: das große kaiserl. Theater (nach dem Brande von 1853 wieder aufgebaut), in welchem Ballets und Opern aufgeführt werden, während das kleine Theater für russ. Schauspiele bestimmt ist; das Universitätsgebäude; das große Exercirhaus (erbaut von den franz. Generalen Carbonier und Betancourt), 227 Schritt lang, 61 Schritt breit und 40 F. hoch, ohne alle Stütze durch Pfeiler, im Winter durch zahlreiche Oefen geheizt und für die Exercitien von 2000 Infanteristen und 1000 Cavaleristen geräumig genug; das große Versammlungshaus des Adels (die Sobranie), das sowol zu Bällen als auch zu Concerten benutzt wird; die Gebäude des Kaufmanns-, des Englischen und des Deutschen Clubs; das Findelhaus; das Haus des Grafen Scheremetjew, jetzt Sitz des 1863 reorganisirten Stadtraths (Duma); die von Iwan dem Grausamen gegründete Synodaldruckerei; die Triumphpforte am Eingange der Stadt von der petersburger Seite; die Bahnhöfe; die Mytischtschin'sche Wasserleitung, durch welche das Trinkwasser 2½ M. weit bis auf 1½ M. hergeleitet, hier von einer Dampfmaschine aufgenommen und in das große achteckige Gebäude Sucharewa Baschnia geführt wird, von wo es sich in die verschiedenen Reservoirs vertheilt. Unter den Denkmälern zeichnet sich das bronzene Standbild des Bürgers Minin und das des Fürsten Posharsky aus. Ein anderes Denkmal bilden die vor dem Arsenal des Kreml symmetrisch aufgestellten 875 Kanonen, die im Kriege von 1812 erbeutet wurden. Sonst gehören noch zu den Sehenswürdigkeiten M.s der 1849 vollendete Kremlpalast, der vier prachtvolle Säle enthält und mit der Granowitaya Palata, dem Speise- und Empfangssaale der alten Zaren, in Verbindung steht; die ebenfalls im Kreml gelegene Schatzkammer, in welcher die Reichskleinodien aufbewahrt werden; das Romanow'sche Schloß, auf Befehl des Kaisers Alexander II. in altruss. Geschmack erbaut; der an zwei großen Teichen gelegene, gut unterhaltene Zoologische Garten; das im ital. Renaissancestil erbaute öffentliche Museum, welches eine Bibliothek von 150000 Bänden (5000 Handschriften), eine Gemäldegalerie, ein Münzcabinet (10000 Stück) und eine Sammlung von Gipsabgüssen von Werken antiker Sculptur enthält; das Museum des Fürsten Galizyn mit einer Bibliothek und einigen ausgezeichneten ältern ital. Gemälden; die Tschertkow'sche Bibliothek, speciell aus Schriften über Rußland bestehend, u. a. m. In der Umgebung M.s liegen, außer einer Menge von Dörfern mit Fabriken, folgende bemerkenswerthe Orte: Petrowsky Dworetz oder Peterspalast, ein kaiserl. Schloß mit schönem Park, dabei ein Sommertheater, Vauxhall u. s. w.; Sokolniki, gleich dem vorigen ein Lieblingsaufenthalt der Moskauer im Sommer; Petrowskoje Rasumowskoje, früher Eigenthum des Grafen Rasumowski, jetzt im Besitze der Regierung, die daselbst eine großartige landwirthschaftliche Akademie begründet hat; Archangelskoje, Dorf und Schloß der Fürsten Jussupow, in überaus schöner Lage an den Ufern der Moskwa; Iljinskoje, Besitzung und Lieblingsaufenthalt der Kaiserin; Ismailowskoje, ein altes Lustschloß der frühern Zaren, jetzt Invalidenhaus; Kolomenskoje, ein Pfarrdorf und früherer Aufenthalt mehrerer Fürsten Rußlands; Ostankino, ein Lustschloß der Fürsten Scheremetjew; Zarizyno, ein von Potemkin für Katharina II. erbautes düsteres Schloß mit großen Parkanlagen.

M. ist der Sitz des Metropoliten, des Generalcommandos des 1864 errichteten 9. Militärbezirks, eines General- (Militär-) Gouverneurs, eines Civilgouverneurs, einer Abtheilung des dirigirenden Senats (des 6., 7. und 8. Departements für Criminal- und Civilsachen), eines griech.-geistlichen Consistoriums, eines luth.-reform. Consistoriums, eines Oberpolizeimeisters sowie einer kaiserl. Universität, der bedeutendsten Rußlands, die 13. Jan. 1755 errichtet, 5. Nov. 1804 reorganisirt, im Sept. 1815 wieder eröffnet wurde. Verbunden mit der Universität sind eine Buchdruckerei, eine Bibliothek (125000 Bände), ein vorzügliches Münzcabinet, eine zoolog. und eine mineralog. Sammlung, ein Museum, ein berühmtes anatom. Theater, ein physikal. Cabinet, ein chem. Laboratorium, ein Botanischer Garten, eine Sternwarte (55° 45′ 19,8″ nördl. Br. und 55° 14′ 4,5″ östl. L. von Ferro), die medic.-chirurg. Akademie (jetzt medic. Facultät) mit Klinikum, verschiedene Unterrichts- und Bildungsanstalten sowie mehrere gelehrte Gesellschaften, wie namentlich die sehr thätige kaiserl. Gesellschaft der Naturforscher. Außer dieser gibt es in M. Gesellschaften für russ. Geschichte und Alterthümer, für Acclimatisation der Thiere und Pflanzen, für Freunde des Gartenbaues, eine kaiserl. Gesellschaft für Landwirthschaft u. m. a. Von Lehranstalten sind noch zu nennen: ein griechisch-geistliches Seminar, die praktische Commerzakademie, die Commerzschule, das Lasarew'sche Institut für orient. Sprachen, fünf männliche und drei weibliche Gymnasien, zwei Cadettencorps (seit der Reorganisation Militärgymnasien genannt), eine Militärschule, drei deutsche Kirchenschulen, eine Theater-, eine Handwerker-, eine landwirthschaftliche und andere Specialschulen, das Katharinen-, das Alexan-

der- und das Elisabeth-Institut für adeliche Mädchen, zahlreiche Kreisschulen und geistliche Pfarrschulen sowie eine Menge Privatpensionsanstalten. Zugleich Erziehungsanstalt ist das großartige Findel- und Waisenhaus (1764 von der Kaiserin Katharina II. gestiftet), in einem stattlichen Gebäude, welches fünf Höfe umschließt und mit den zugehörigen Baulichkeiten eine kleine Stadt für sich bildet. Die Zahl der jährlich aufgenommenen Kinder beträgt 5—6000, während zugleich viele Tausende außer dem Hause auf dem Lande untergebracht werden. Gegen 400 Mädchen der Anstalt werden zu Gouvernanten ausgebildet. Damit in Verbindung stehen ein Witwenhaus für 600 Witwen, eine Entbindungsanstalt, ein Armenhaus, eine Feldscherer-schule, ein technolog. Institut mit 4—500 Zöglingen, reichen Sammlungen, Werkstätten u. s. w. Kaum hat eine andere Stadt so viele Wohlthätigkeitsanstalten und ärztliche Institute wie M. Insbesondere sind hervorzuheben: das große allgemeine Militärhospital, für 1200 Kranke bestimmt; das Stadthospital, das Scheremetjew'sche, Pawlow'sche, Galizyn'sche, Preobraschenski'sche, das Katharinen- und das Marien-Krankenhaus, das Kinderhospital, das Krankenhaus für die niedere Arbeitsklasse, die Augenheilanstalt, das Irrenhaus, das Polizeihospital u. s. w. Unter den 118, meist von Privaten gestifteten Armen- und Versorgungsanstalten sind bemerkenswerth: das Katharinen-Armenhaus, das Nabilkow'sche Waisenhaus, das Armenhaus der Brüder Solodownikow, die Ussatschew-Tschernjawski'sche Handarbeitsanstalt für Mädchen u. s. w.

M. ist die reichste Stadt Rußlands. Früher zeigte der alte und reiche Adel für diese Hauptstadt noch immer eine besondere Vorliebe und hielt mit seiner zahlreichen Dienerschaft dort gern seine luxuriöse Winterresidenz. In jüngster Zeit hat jedoch der Adel aufgehört, den Ton in der Gesellschaft anzugeben; seine Privatpaläste sind größtentheils in den Besitz der Regierung oder der reichen Kaufmannschaft übergegangen. Letztere ist infolge des ungewöhnlichen Aufschwungs, welchen Handel und Fabrikwesen erfahren haben, zu immer höherer Bedeutung gelangt. In seiner Eigenschaft als erste Fabrikstadt Rußlands ist M. in raschem Fortschreiten begriffen. Nach officiellen Angaben betrug Ende 1864 die Zahl der Fabriken 550, die Zahl der Arbeiter 38525, während die erzeugten Fabrikate einem Werthe von 29,216265 Rubel Silber entsprachen. Es befanden sich darunter 93 Baumwoll-, 43 Woll- und 22 Seidenwaarenfabriken, welche für 4,566757, 6,390375 und 1,162330 Rubel Silber Waaren producirten. Der Werth des in fünf Fabriken gewonnenen Zuckers betrug 2,589000 Rubel. Der Handel M.s umfaßt das ganze Reich und erstreckt sich auch weit über dasselbe hinaus bis Hamburg, Leipzig und Wien, Paris, Marseille, Bordeaux, London, in Asien bis Teheran, in die Bucharei und nach Peking. Auswärtige Consulate haben hier 20—30 ihren Sitz. Die schiffbare Moskwa und ihr Kanal, die Eisenbahnen nach Petersburg, Jaroslaw, Nischnij-Nowgorod und seit 1866 nach Koslow und Serpuchow, sowie im Winter die den Verkehr erleichternde Schneedecke begünstigen den Handel, der ungeheuere Reichthümer in der alten Zarenstadt zusammenführt. Insbesondere ist M. der Hauptstapelplatz für den europ.-asiat. Landhandel. Der Import und Export, bei den Verbindungen mit allen großen Handelsplätzen Europas natürlich sehr bedeutend, umfaßt Naturproducte sowol als Manufacte. Eingeführt wurden unter anderm 1857: rohe Baumwolle (15182 Zollctr.) für 1,237986 Thlr., Seidenzeuge für 860093, Kammwolle für 594206, Baumwollstoffe für 218878, gesponnene Seide für 107478, Taback und Cigarren für 194627, Brillanten und Edelsteine für 467732, Champagner (199503 Flaschen) für 436494, andere franz. und span. Weine für 474170 Thlr. Geld-, Assecuranz- und Handelsinstitute sind in Menge vorhanden.

M. wurde 1147 von dem Fürsten Juri (Georg) Wladimirowitsch Dolgoruki von Kiew gegründet, 1176 aber unter dem Fürsten Wsewolod III. Georgewitsch durch den räsanschen Fürsten von Grund aus zerstört. 1237 verheerten es wiederum die Tataren. Elf Jahre darauf tritt in der Geschichte Michael der Tapfere, der jüngere Bruder Alexander Newskij's, zuerst mit dem Namen eines Fürsten von M. auf, und 1328 verlegte Johann Danilowitsch, welcher den Titel Großfürst führte, seine Residenz von Wladimir nach M. Seitdem blieb M. Hauptstadt des davon benannten Großfürstenthums. Gleichzeitig wurde es der Sitz eines Metropoliten. In der folgenden Zeit hatte die Stadt viele Drangsale zu erdulden. Sie wurde im 14. Jahrh. von den Litauern und Tataren genommen und durch Brand zerstört, 1547 durch eine große Feuersbrunst heimgesucht, 1571 von dem Khan von Astrachan belagert und in Brand gesteckt, infolge der polit. Wirren zu Anfange des 17. Jahrh. von den Polen besetzt und sodann angezündet, aber 1612 durch Minin und Posharsky befreit. Allein immer erhob sich M. von neuem und zu höherm Glanze, obschon 1712 Peter d. Gr. von hier seine Residenz nach Petersburg verlegte. Der härteste Schlag traf M. 1812, wo Napoleon mit dem zahlreichsten Heere, welches Europa seit der Völkerwanderung gesehen, in das Innere des russ. Reichs vordrang und, an der Moskwa

vergebens aufgehalten, 14. und 15. Sept. 1812 in die verlassene Stadt einrückte. (S. Russisch-deutscher Krieg.) Das russ. Heer hatte die Stadt verlassen und war auf dem Marsche nach Kaluga. Die meisten Einwohner hatten sich mit ihren Schätzen geflüchtet; die Vorräthe des Arsenals, die öffentlichen Documente waren in Sicherheit gebracht; die Verhafteten hatte man aus ihren Gefängnissen entlassen und unter militärischer Obhut nach Nishnij Nowgorod geschafft. In der Stadt befanden sich kaum noch 12000 Menschen, von denen die Hälfte aus Gesindel bestand, das zu Mord und Plünderung geneigt war, die andere Hälfte aus Kranken in den Hospitälern. Ob jene gewaltige Feuersbrunst, die M. gleich nach dem Einzuge des feindlichen Heeres ergriff und, vom 14. bis 21. Sept. ununterbrochen fortdauernd, der Stadt mehr als die Hälfte ihrer Kirchen, Paläste und Häuser kostete, das Werk des zurückgebliebenen Gesindels war, oder ob sie die Feinde verwahrlost hatten, oder ob Rostopschin (s. d.), der Gouverneur der Stadt, als voraussichtiger Patriot die Verheerung planmäßig angeordnet, ist bisher unentschieden geblieben. Vgl. Rostopschin, «La vérité sur l'incendie de M.» (Par. 1823) und die Entgegnung des franz. Augenzeugen Surrugues in den «Lettres sur l'incendie de M.» (Par. 1823). Erst am 19. rückte Napoleon aus der verwüsteten Stadt; doch glich sein Ausmarsch einem Trauerzuge. Mehr als 40000 Mann hatte er während des Brandes verloren. Den Russen kostete die Katastrophe 321 Mill. Rubel an Brand- und Kriegsschäden. Von 9158 Häusern vor dem Brande waren nach demselben nur 2626 übrig; von 8521 Kauf- und Kramläden blieben 1368 unversehrt. M. erhob sich seitdem aber nur großartiger aus Schutt und Asche. Vor dem Brande zählte es 252609, 1816 wieder 166515, 1838 bereits 348562 E. Vgl. Schnitzler, «Moscou, tableau statistique, géographique, topographique et historique» (Petersb. und Par. 1834); Meyer, «Russ. Denkmäler, in den J. 1828 und 1835 gesammelt» (Bd. 2, Hamb. 1837); Engelhardt, «Russ. Miscellen» (4 Bdchn., Petersb. 1828); Kohl, «Reise im Innern von Rußland und Polen» (Bd. 1, Dresd. und Lpz. 1841).

Mößkirch oder Meßkirch, Stadt im Kreise Konstanz des Großherzogthums Baden, an der Ablach, mit 1750 E., schöner, alter Kirche und einem Schlosse, ist bekannt durch den Sieg, welchen die Franzosen unter Moreau 5. Mai 1800 über die Oesterreicher unter Kray davontrugen.

Moskwa, ein 61 M. langer linker Zufluß der in die Wolga fallenden Oka im russ. Gouvernement M. oder Moskau, entsteht in einem Sumpf des Gouvernements Smolensk, berührt in dem Gouvernement Moskau die Städte Moshaisk und Swenigrod, durchfließt die Stadt Moskau (s. d.) und mündet bei Kolomna. Oberhalb Moskau ist die M. bis 200, unterhalb bis 500 F. breit; im Frühjahr aber schwillt sie an der Mündung hoch an, indem die Oka sie aufstaut; dann ist sie reißend und zerstörend. Bei Moskau bedeckt sie sich vom 31. Oct. bis 1. April (a. St.) 152 Tage lang mit Eis. Ihr Gefälle ist gering. An 1000 unbehülfliche Barken sind auf ihr in Bewegung. Ihr oberer Lauf ist mittels des Moskwakanals mit der Wolga verbunden. Es hat die M. einen histor. Namen gewonnen durch die Schlacht vom 7. Sept. 1812, die fälschlich auch nach der Stadt Moshaisk (s. d.), von den Russen aber nach dem Dorfe Borodino (s. d.), dem Stützpunkte ihres rechten Flügels, genannt wird. Kutusow, der neue Oberbefehlshaber der russ. Armee, hatte endlich den Rückzug eingestellt und eine starke Position hinter der Kalotscha genommen. Die Ausdehnung derselben war gering, sodaß viele Treffen hintereinander standen. Die Front war durch Verschanzungen, besonders Redouten, darunter die Rajewskischanze, gedeckt. Napoleon griff die Russen 7. Sept. an, der Vicekönig von Italien zuerst ihren rechten Flügel, dann aber Davoust mit großer Macht den linken bei Semenowskoje und Morand die Rajewskischanze, um welche mit wechselndem Erfolge gekämpft wurde. Die Reservecavalerie unter Murat mußte lange im Feuer halten, ehe sie in die Schlacht eingreifen konnte, welche neun Stunden mit beispielloser Wuth dauerte, ohne einen vollkommenen Sieg zu gewähren, weil Napoleon seine Garden nicht benutzte, um eine völlige Niederlage der Russen zu bewirken. Die gänzliche Erschöpfung beider Theile ließ den Kampf endlich ersterben, in welchem die Russen über ein Drittel, die Franzosen fast die Hälfte ihrer Streitkräfte verloren. Die Russen schrieben sich den Sieg zu, doch zogen sie sich bis hinter Moskau zurück. Eine vortreffliche Beschreibung der Schlacht findet sich in den «Denkwürdigkeiten» des Generals Grafen von Toll (herausg. von Bernhardi, 4 Bde., Lpz. 1855—59).

Mosquitoküste oder Moskitoküste (engl. Mosquitia, Mosquito Coast) heißt die centralamerik. Ostküste an der Karaibischen See von der Blewfieldlagune bis zum Cap Cameron. Die Länge des ganzen Küstensaumes wird ohne die kleinen Einbiegungen auf 100 M. angegeben. Die Küste tritt am weitesten ostwärts im Cap Gracias a Dios vor und bildet eine Menge Baien und Lagunen, auch mehrere gute Häfen, wie die Boca del Toro, den Hafen von Gracias a Dios

und in einigen Flußmündungen. Seewärts erstreckt sich auf 20—30 M. die Honduras- oder Mosquitobank, deren Wassertiefe nirgends über 30 Faden beträgt, und auf welcher eine Menge kleiner Eilande, Klippen und Riffe emportauchen. Hinter dem flachen Lagunenstrande erhebt sich Bergland, indem die Hochterrassen von Honduras und Nicaragua in weiten Plateaux und Gebirgsverzweigungen sich seewärts herabsenken. Dieselben senden eine Menge von Flüssen ins Meer, wie den Roman, den Blackriver oder Tinto, den Patook und Cartago gegen Norden, den großen Rio de Segovia oder de Herbias, auch Cape oder Wanksriver genannt, den Toncas oder Rio del Oro, den Tonglas oder Palco, den Rio-Grande-Perlas und den Blewfields gegen Osten. Die Ausdünstungen der stehenden Wasser, Sümpfe und Strandseen, verbunden mit tropischer Hitze des Klimas und zwei Regenzeiten, machen das Land ungesund; fast das ganze Jahr herrschen Fieber, denen besonders die Europäer erliegen. Savannen sind selten, die vorhandenen mit 6—7 F. hohem Pfeilgras bedeckt. Desto ausgedehnter sind die Strecken dichter Sumpfwaldungen, deren Reichthum an Farbe- und feinen Nutzhölzern, namentlich auch an Mahagonibäumen unerschöpflich ist. Diese Hölzer sowie Cacao, Ingwer, Sassaparille und Schildpatt sind die wichtigsten Handelsproducte; doch ist der Verkehr unbedeutend. Reis, Mais, Manioc und andere tropische Nahrungspflanzen wachsen im Ueberfluß. Reich ist außerdem das Land an Hirschen, halbwilden Pferden und Rindern, an Geflügel, Fischen und Schildkröten, aber auch an Alligatoren, giftigen Eidechsen und Schlangen, überaus lästigen Insekten, namentlich an Mosquitos (s. d.), Stech- und Schmeißfliegen, Sandflöhen u. dgl. Die Bewohner der Küstengegend sind hauptsächlich Zambos, Mischlinge aus Negern und Indianern, wild umherstreifend, meist von Jagd und Fischfang lebend. Dies sind die eigentlichen Mosquitos, von den Spaniern Moscos genannt, welche der Küste den Namen gegeben und bei den Boucaniers Mustics hießen. Ihre Zahl ist gering und nimmt fortwährend ab. Sie wohnen hauptsächlich um Blewfields, Pearl-Cay, am Prinzapulka, Rio-Grande und am Cap Gracias. Im Innern hausen unvermischte Indianerstämme, die zum Theil spanisch reden und sich vor den eigentlichen Mosquitos vortheilhaft auszeichnen. Man unterscheidet die Ramas, Wulwas, Kukras, Melchoras, Toakas und Payas. Die M. wurde 1502 von Columbus auf dessen vierter Reise entdeckt, aber, obgleich Christoval de Olide bereits 1523 Honduras für die Krone Castilien in Besitz genommen, von den Spaniern anderweitiger Eroberungen wegen vernachlässigt und eigentlich nie unterworfen. Noch in der Mitte des 17. Jahrh. vertheidigten die Mosquitos die Unabhängigkeit ihres Gebiets gegen die Spanier. Nachdem aber die von Cromwell abgeschickte Flotte Jamaica erobert (1655), stellte sich der Oberhäuptling der Mosquitos mit Zustimmung der Häuptlinge und seines Volks unter den Schutz Englands, welches das Protectorat annahm und fortan behauptete. Seitdem siedelten sich mehrere engl. Colonien am Blackriver an. Diese mußten jedoch nach dem Vertrage von 1786 das Land verlassen, worauf die Spanier es wieder in Besitz nahmen. Letztere blieben den Indianern stets verhaßt und verließen, infolge eines Ueberfalls unter dem wilden Fürsten Tempest, das Land wieder, sodaß der Oberhäuptling wieder frei und souverän wurde. 1820 überließ derselbe das Gebiet von Payas an der Nordküste dem Schotten Mac Gregor, der dort eine Auswanderercolonie, ein Reich Neu-Neustrien gründen wollte. Da sich aber die Indianer feindselig zeigten, die span. Regierung sogar dagegen protestirte, mußte jener seinen Plan wieder aufgeben. Später machten die Nachbarstaaten Honduras, Nicaragua und Costa-Rica zugleich Anspruch auf die M., obgleich dieselbe keinem derselben jemals unterworfen war. Die Nicaraguaner ließen sich an der Mündung des San-Juan, des Abflusses des Nicaraguasees, nieder, bis zu welchem südwärts, nach der Behauptung des Häuptlings und seiner Protectoren, die Grenze der Mosquitos sich ausdehnen sollte. Am 12. Aug. 1841 landete indessen der Oberst Macdonald, der Gouverneur von Balize oder Britisch-Honduras, in Begleitung des Häuptlings von Mosquitia an der Mündung des San-Juan und machte den dortigen Befehlshaber Nicaraguas als Verletzer des engl. Schutzgebiets zum Gefangenen. Aus Dankbarkeit für die Freundschaftsbezeigung der Königin von England gab sich nun der Mosquitohäuptling den Engländern hin. Inzwischen hatte eine engl. Gesellschaft den Landstrich von Cap Gracias a Dios bis an die Mündung des Patook und 40 M. landeinwärts (296 Q.-M.) gekauft, und außerdem ließen sich zwei engl. Colonien am Blackriver und am Blewfields nieder. Auch bot jene Gesellschaft dem deutschen Colonisationsvereine unter dem Protectorate des Prinzen Karl von Preußen und des Fürsten Schönburg-Waldenburg Land zum Verkaufe an, das von einer Commission untersucht wurde. (Vgl. «Bericht über die Untersuchung einiger Theile des Mosquitolandes», Berl. 1845). Doch löste sich dieser deutsche Verein schon 1846 wieder auf; nur aus Ostpreußen begaben sich 1846 und 1848 Colonisten nach

der M. Dagegen hatten die Engländer das Land seiner wichtigen Handelslage wegen nie aus dem Auge verloren und unter mancherlei Vorwänden bereits verschiedene Punkte, unter andern den Hafen Truxillo an der Nordküste von Honduras, besetzt. Hierdurch sowie durch die bereits früher in Scene gesetzte Ernennung eines Königs der M. und Herstellung eines souveränen Staates Mosquitia geriethen die Engländer in Streit mit den Nordamerikanern, welche sich auf den Vertrag vom 4. Juli 1850, den sog. Clayton-Bulwer-Vertrag, stützten, in welchem ausdrücklich bestimmt war, daß keine der beiden Mächte eine Herrschaft über das Land erstreben solle. Der König der M., ein Zambohäuptling, erhielt von den Engländern Wappen und Flagge. Man richtete eine gesetzgebende Versammlung und Geschworenengerichte ein, die jedoch, sowie der ganze Staat, Caricatur blieben. Die Residenz ward in Blewfields am Rio-Escondido angelegt. Für dieses Reich nahm England nicht nur große Strecken im Innern bis an die Gebirge, sondern auch einen Theil der Küste von Honduras nach Norden hin bis zum Rio-Roman sowie alles Land im Süden bis zum San-Juanflusse in Anspruch. Die Nordamerikaner traten energisch gegen die Errichtung des neuen engl. Schutzstaats auf, infolge dessen England 28. Jan. 1860 das Mosquitogebiet einschließlich des Freihafens Greytown an Nicaragua abtrat, womit das Reich Mosquitia sein Ende erlangte. Die Indianerstämme im Innern hatten den König der M. niemals anerkannt.

Mosquitos nennt man in heißen Ländern mehrere stechende Mückenarten, welche hinsichtlich der Belästigung durch ihre Stiche unserer gemeinen Stechmücke (Culex pipiens) gleichkommen oder sie zum Theil noch übertreffen, in jenen Ländern aber deshalb noch zu einer bedeutendern Plage werden, weil bei starker Hitze leichter und stärker Entzündung der Stichwunden entsteht.

Mossul, Hauptstadt des türk. Ejalets gleiches Namens, das einen Theil Nordmesopotamiens und das westl. Kurdistan umfaßt, liegt am rechten Ufer des Tigris, 60 M. nordnordwestlich von Bagdad, den Ruinen der alten Königspaläste Ninives gegenüber. Die jetzige Stadt mag einen Theil dieses hochberühmten Herrschersitzes gebildet haben. Man hat in M., wol mit Unrecht, das Mespila erkennen wollen, von dem Xenophon in der Geschichte des Rückzuges der 10000 spricht. Der heutige Name, für den sich bisjetzt in den Keilinschriften keine Analogie gefunden, ist arabisch und bedeutet «Ankunft» oder «Zusammentreffen». Die mohammed. Stadt verdankt ihr Aufblühen namentlich dem Seldschuken Malek-Schah (1073), der von hier aus das morsche Khalifenreich bekämpfte. Später widerstand M. glücklich zweimal dem Saladin. Unter Bedreddin (1222—59) ward die Stadt das Haupt eines eigenen Staats, bis sie durch den Mongolen Hulagu-Khan zerstört wurde. Tamerlan verschonte M. Später fiel die Stadt den Türken zu und dann vorübergehend den Persern, aber seit der Mitte des 17. Jahrh. ist sie dem Sultan unterthan, dem sie Nadir-Schah 1743 nicht zu entreißen vermochte. Früher war M. eine blühende Fabrikstadt, ein bedeutender Stapelplatz für orient. Droguerie, arab. Kaffee und pers. Waaren; namentlich waren die von ihm herkommenden Kupferwaaren, Baumwoll- und feinen Lederstoffe berühmt. So hat von M. der Musselin (s. d.) den Namen, obgleich dieser Stoff jetzt nicht mehr dort verfertigt wird. Einzelne Färbereien bestehen heute noch. In neuerer Zeit hat der Handel sehr gelitten, seitdem die Verbindung Indiens mit Europa durch den Weg über Aegypten eingetreten. Doch bietet M. immer noch das Mittelglied dar zwischen Westasien und Nordpersien und Armenien. Heute noch sind sein Hauptartikel Galläpfel, für welche sich einige europ. Häuser dort niedergelassen haben. Obschon die Stadt viel von ihrer Bedeutung verloren, ist sie doch wol nie größer gewesen als jetzt. Sie ist von einer alten, stellenweise zerfallenen Mauer umgeben; viele Gegenden der Stadt liegen wüst. Die Straßen sind krumm, eng, doch verhältnißmäßig reinlich. Die Häuser bestehen nach altassyr. Weise aus Erde, seltener aus Backsteinen, und sind mit Kalk oder Gips überzogen, die Zimmer gewöhnlich mit einem luftigen Gewölbe aus Ziegel oder Erde gedeckt. Unter den 20 Moscheen ist keine bedeutend; die Stelle einer dem heil. Paulus geweihten Kirche nimmt jetzt die Hauptmoschee ein. Wie überall im Orient finden sich viele Gräber von Heiligen. Von den angeblich einstigen 200 oder selbst 400 Kirchen gibt es deren noch etwa 10, die zum Theil zerstört, und einige Klöster, darunter ein sehr reiches, von ital. und span. Mönchen bewohntes Dominicanerkloster. Auch findet sich hier eine amerik.-prot. Mission. Die große Mehrzahl der Mohammedaner sind Araber; Türken gibt es wenige, dagegen viele Kurden. Die Landessprache ist arabisch. Die Christen dieser einstigen Metropole des orient. Christenthums theilen sich in Nestorianer, röm.-kath. Chaldäer, Armenier, Jakobiten, unirte Syrer. Die Katholiken stehen unter dem hier residirenden Patriarchen von Elkosch (angeblich Geburtsort des Propheten Nahum). Die Zahl der Juden, die M. noch immer Aschur nennen, mag sich auf 1000 belaufen; sie haben einige Synagogen. Außerdem

leben hier viele Teufelsanbeter oder Jezidis. Ueber die Einwohnerzahl der Stadt schwanken die Nachrichten zwischen 30000 und 70000. Die Umgebung M.s ist öde und durch die Raubzüge der Araber unsicher gemacht. Nur dem Strome entlang pflegt man Fruchtbäume und baut Nutzpflanzen, wie Taback und Baumwolle. Jenseit des hier 400 F. breiten Tigris, über den eine zum Theil zerstörte Steinbrücke und in einzelnen Jahreszeiten eine Schiffbrücke führen, liegen die Ruinen von Ninive (s. d.). Einige Stunden von der Stadt befinden sich auch die Ruinen anderer assyr. Städte, namentlich im Norden Tarbis (heute Sherif-Khan) und Calach (Nimrud). Bei Elhemmam gibt es Schwefelquellen (20°), an einigen Orten auch Schwefelminen.

Most heißt der unter der Kelter abfließende Saft der Weintrauben. Man unterscheidet: Vorwein, erstabfließenden Saft der reifsten Trauben; Preßwein, der unter stärkerm Kelterdruck gewonnen wird, und Tresterwein, den man meist aus Kämmen und Hülsen erhält. Uebergießt man den Keltersatz mit Wasser, so heißt der unter abermaliger Pressung erhaltene M. Lauer oder Leirer, auch Nachwein. Die chem. Bestandtheile des M. sind: Wasser, Zucker (Glycose und Chylariose), Gummi, Pektin, Extractivstoffe, Proteïnsubstanzen (stickstoffhaltige), organische Säuren und Mineralstoffe. Zur Ermittelung des specifischen Gewichts eines M. bedient man sich der Mostwagen oder Musimeter (von Oechsle, Balling, Kinzelbach, Massonfour u. a.). Durch die Gärung verwandelt sich der M. in Wein (s. d.). Dieselbe ist Selbstgärung, ohne Zusatz von Ferment, erfolgt in offenen oder geschlossenen Gefäßen und zerfällt in zwei Perioden, eine stürmische und eine ruhige. Durch die erste wird der M. milchig-trüb, zu sog. Federweiß, durch die zweite mit starker Kohlensäureentwickelung und beginnender Klärung zum Bitzler oder Rauscher (auch Sauser, Suser). In Süddeutschland und der Schweiz versteht man unter dem Namen M. vorzugsweise den Obstwein oder Cider. Der Weinmost wird in ungegorenem Zustande verwendet zur Darstellung der Mostsenfe, ebenso durch Einkochen und Sättigung seiner Säuren zu Mostsirup oder Traubensirup verarbeitet.

Motala, ein Marktflecken im schwed. Län Linköping, in einer der schönsten Gegenden des Königreichs, am Ausfluß der 14 M. langen Motala-Elf aus dem Wettersee, welche ostwärts, parallel dem Göthakanal, mit mehrern Wasserfällen in den Borensee, aus diesem in den Kungs-Norrby- und Roxensee, dann gegen Nordwesten in den Glansee, aus diesem wieder ostwärts fließt und ganz nahe unterhalb der Stadt Norrköping, in welcher sie über 50 F. hohe, zum Betrieb zahlreicher Fabriken benutzte Fälle bildet, in die Ostseebucht Bråviken mündet. M. ist durch seine mechan. Werkstätte berühmt, die 1822 unter Leitung des engl. Werkmeisters Dr. Fraser angelegt und seitdem für die Bearbeitung des schwed. Eisens außerordentlich wichtig geworden. Die Werkstätte nimmt in einer Länge von 1400 Ellen die ganze Breite zwischen dem Kanal und der Motala-Elf ein. In ihr verfertigt man Dampfmaschinen, Walzen, Pumpen, Löschmaschinen, Getreide-, Oel- und Papiermühlen, hydraulische und Druckpressen, Krahne, Tackelblöcke, Pfahlkrahne, Drechslerstühle, Kanonen u. s. w. Der Werth ihrer Fabrikate betrug 1861 428745 preuß. Thlr. Diese ausgezeichnete Einrichtung hat eine halbe Mill. Rbthlr. gekostet. In der Nähe von M. befindet sich die Grabstätte des Grafen von Platen (gest. 1829), welcher den Kanalbau von 1810—29 leitete.

Motenebbi, auch Mutanabbi, ein berühmter arab. Dichter, geb. 915 n. Chr. in Kufa, hieß eigentlich Achmed und war der Sohn Hussein's. Ein sehr ehrgeiziger Mann, wollte er zuletzt auch als Prophet gelten und erhielt deshalb den Beinamen Al Motenebbi, d. h. der Prophetisirende. Von räuberischen Beduinen wurde er 965 zwischen Bagdad und Kufa ermordet. Er ist vorzugsweise Panegyriker und Schlachtensänger und nähert sich schon dem gekünstelten Stile der spätern arab. Dichter. Sein «Divan», eine Sammlung von 289 Gedichten, die mehr als 40 Erklärer beschäftigte, wurde am besten herausgegeben (mit dem Commentare des Wahidi) von Dieterici (Berl. 1858—61). Eine deutsche Uebersetzung hat von Hammer (Wien 1823) verfaßt. Vgl. Dieterici, «M. und Seifeddaula» (Lpz. 1847).

Motette (mittellat. motetum, ital. mottetto, von motto, Wort, Spruch) nannte man ursprünglich ein mehrstimmiges geistliches Gesangstück, welches einen freiern Charakter als der Kirchenchoral hat. In Deutschland bezeichnet man damit ein über einen Bibelspruch, meist nur für Singstimmen, gesetztes und figurirtes Tonstück. Es gibt vier-, fünf-, sechs- und achtstimmige M., auch solche mit abwechselnden Chören. Die M. war schon vor Palestrina gebräuchlich, wurde aber vorzüglich in dem prot. Norddeutschland ausgebildet und erreichte ihre Blüte durch Seb. Bach und dessen Söhne und Schüler. Spätere sind auf diesen Wegen fortgegangen, ohne die frühere Höhe wieder erreichen zu können. Besondere Erwähnung verdienen Homilius, Graun, Doles, Hiller, Schicht, Friedr. Schneider, Hauptmann, Grell und Klein.

Motion (lat.) wird in der parlamentarischen Sprache mancher Staaten ein von einem oder mehrern Mitgliedern der Kammer gestellter Antrag genannt, der etwas Neues in Anregung bringt. In der Regel wird dabei verlangt, daß er von einer bestimmten Anzahl Mitglieder unterstützt werde, um zur Berathung zu gelangen.

Motiv (causa motiva) nennt man den Beweggrund oder die Triebfeder einer Handlung, daher motiviren, d. h. Beweggründe oder Ursachen angeben. Bei Kunstwerken und insbesondere denjenigen, deren Darstellung successiv ist, bezeichnet man durch die Motivirung die innere Vorbereitung eines Moments der Darstellung durch einen in dieselbe verwebten Umstand, welcher sonach das M. oder Mittel ist, durch welches irgendeine Veränderung oder ein Theil des Kunstwerks, gemäß der Idee des Ganzen, herbeigeführt und gerechtfertigt wird. Die Motivirung eines Gegenstandes, besonders einer vorgehenden Veränderung, ist also der unbestimmten willkürlichen Anordnung und Verbindung entgegengesetzt, welche der Natur des wahren Kunstwerks widerspricht, in welchem jeder einzelne Moment der Darstellung durch das Ganze und seine wesentlichen Theile bestimmt ist. M. in der Gesetzgebung heißen die Gründe, aus welchen die einzelnen Bestimmungen eines Gesetzes hervorgegangen sind.

Motley (John Lothrop), einer der ausgezeichnetsten Geschichtschreiber neuerer Zeit, wurde 15. April 1814 zu Dorchester im Staate Massachusetts aus einer angesehenen Familie geboren. Schon als 13jähriger Knabe bezog er die Harvard-Universität, und nachdem er 1831 promovirt, schiffte er sich nach Europa ein, um seine Bildung in Göttingen und Berlin zu vollenden. Er bereiste hierauf Frankreich, Italien, die Schweiz und England, und wurde 1841 zum Secretär bei der Gesandschaft der Vereinigten Staaten in Petersburg ernannt, von welchem Posten er jedoch bereits im folgenden Jahre zurücktrat. Nach Amerika zurückgekehrt, widmete er sich jetzt hauptsächlich literarischen Beschäftigungen, ward Mitarbeiter an der «North American Review» und andern Zeitschriften und gab ohne seinen Namen den histor. Roman «Merry Mount» (Bost. 1849) heraus, der, wie ein früherer, «Morton's hope» (Bost. 1839), ziemlich unbemerkt vorüberging. Inzwischen war in ihm der Entschluß gereift, eine Geschichte des großen Kampfes zu schreiben, in welchem die Vereinigten Provinzen der Niederlande das Joch Philipp's II. abwarfen. Um sich dieser Arbeit in ungestörter Muße hinzugeben, zog er abermals, und zwar diesmal mit Weib und Kind, übers Weltmeer und nahm fürs erste seinen Wohnsitz in Dresden. Nach längern, mit seltener Gewissenhaftigkeit und Ausdauer betriebenen Vorstudien konnte M. endlich 1856 die erste Abtheilung seines Geschichtswerks unter dem Titel «Rise of the Dutch republic, a history» zugleich in London und Neuyork erscheinen lassen. Sie wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, erlebte rasch mehrere Auflagen und ward sehr bald ins Französische, ins Holländische und ins Deutsche («Der Abfall der Niederlande und die Entstehung des holländ. Freistaats», 3 Bde., Dresd. 1857—60) übersetzt. In Bezug auf Quellenstudium auch für den Geschichtsforscher wichtig, gewann das Buch die Gunst des Publikums durch seinen glänzenden Stil, den man selbst in England nicht anstand, mit dem des gefeierten Macaulay zu vergleichen. Die Fortsetzung desselben, deren erste Hälfte, «History of the United Netherlands from the death of Willliam the Silent to the Synod of Dort», im Dec. 1860 veröffentlicht wurde, erforderte nicht minder ernste Studien, zu welchen die Archive von Simancas, das brit. Record-Office und die Bibliotheken Hollands und Belgiens die Materialien lieferten. In dieser neuen Arbeit finden sich alle Vorzüge der frühern in erhöhtem Maße wieder; namentlich sind die Untersuchungen M.'s über die Geschichte der span. Armada von hoher Wichtigkeit. Ihre Vollendung wurde durch seine im März 1861 erfolgte Ernennung zum amerik. Gesandten in Wien verzögert, sodaß die beiden letzten Bände erst anfangs 1867 erscheinen konnten. Im Febr. 1867 trat M. von dem Gesandtschaftsposten in Wien zurück.

Motten bilden unter den Kleinschmetterlingen (Microlepidoptera) eine besondere Gruppe von sehr kleinen Schmetterlingen, die auf den ersten Blick unansehnlich, bei genauer Betrachtung nicht selten die feinsten Zeichnungen und einen an Gold und Silber erinnernden Farbenglanz gewahren lassen. Die Vorderflügel sind mit langem Fransensaume besetzt, die Hinterflügel breiter, in der Ruhe gefaltet und um den schlanken Leib gerollt. Die sehr kleinen Raupen haben ein madenartiges Ansehen, meist 16 Beine und verpuppen sich zwischen einem Gespinst oder leben auch öfters in einem Gehäuse, welches sie aus zernagten Pflanzen- und Thierstoffen zusammenkleben und mit sich herumschleppen. Manche leben zwischen der Ober- und Unterhaut der Pflanzenblätter und fressen Gänge in denselben (Minirraupen). Die ausgebildeten M. (Schmetterlinge) sind zwar nicht schädlich, aber um so mehr ihre Raupen, welche sich theils in wollenen Kleidern, Pelzwerk, Tapeten, Federn u. s. w., theils in Getreidekörnern und auf Pflanzen

aufhalten. Zu den erstern gehört die Pelzmotte oder Haarschabe (Tinea pellionella), die Kleidermotte (T. sarcitella) und die Tapeten- oder Kutschenmotte (T. tapezella), deren Raupen in Haarfutteralen leben; zu den letztern die Kornmotte oder der weiße Kornwurm (T. granella). Untrügliche Mittel gegen die zuerst genannten M. gibt es nicht; nur unablässige Aufmerksamkeit, häufiges Lüften, Klopfen und Sonnen können die bedrohten Gegenstände schützen. Naturhistor. Sammlungen sucht man durch Arsenik gegen M. zu schützen. Die Kornmotte greift nur aufgespeichertes Getreide an und kann nur durch häufiges Wenden, Tödten der Schmetterlinge und Verstreichen aller Ritzen mit Kalk und Theer vertilgt werden. In dem Wachse der Waben der Honigbiene lebt die Bienenmotte oder Honig- oder Wachsschabe (Galleria cereana), deren Raupen Gänge in die Waben fressen, sodaß diese zuletzt aus lauter Röhrengängen bestehen oder auch in Stücke zerfallen. Diese Motte ist von den Bienenwirthen mit Recht sehr gefürchtet; denn wo sie einmal festen Fuß gefaßt hat, da geht der Stock unrettbar verloren. Die auf Obst-, Frucht- und Zierbäumen lebenden, sehr zahlreichen Mottenarten sind meistens nicht sehr schädlich und leicht durch Entfernung der Raupengespinste zu beseitigen.

Motto (ital.; vom mittellat. muttum, dieses vom lat. muttire, mucksen, einzelne Töne ausstoßen), so viel als Sinn- oder Denkspruch, zuweilen auch statt Epigraphe gebraucht, nennt man vorzugsweise eine ausgewählte sinnreiche Stelle eines fremden Schriftstellers, welche zur Andeutung und Ankündigung des Inhalts oder der Richtung irgendeiner Schrift häufig dem Ganzen vorgesetzt wird.

Mouchard nennt man in Frankreich spottweise die Polizeispione, welche die Regierung zur Erforschung polit. Gesinnungen und Anschläge absendet. Im Munde des Volks ist daher dieser Name überhaupt ein Schimpfwort geworden und bedeutet so viel als Schuft. Einige leiten das Wort von einem gewissen Mouchy her, dem zur Zeit der kath. Ligue in Frankreich unter dem Titel eines «Inquisiteur de la foi» die Ausspürung der Ketzer übertragen war. Andere behaupten, M. sei aus mouche, d. i. Fliege, entstanden, weil die Spione die, welche sie aushorchen, wie Fliegen umschwärmen. Schon Plutarch bedient sich dieses Gleichnisses.

Moucheron (Frederik de), einer der besten niederländ. Landschaftsmaler, geb. zu Emden 1633, genoß in der Malerei den Unterricht Joh. Asselyn's, ging dann nach Paris und ließ sich später in Amsterdam nieder, wo er 1686 starb. M. war ein treuer Beobachter der Natur. Als solcher brachte er auch in mehrern seiner Landschaften Wasser an, worin die Gegenstände sich spiegeln. Die Figuren in seinen Landschaften malten ihm Helmbreker und Adrian van der Velde. Im amsterdamer Museum findet sich auch ein von M. radirtes Blatt. — Sein Sohn, Isaak M., genannt Ordonanz, geb. zu Amsterdam 1670, ebenfalls als Maler und als Kupferstecher ausgezeichnet, besuchte seit 1694 Italien und kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück, wo er 1744 starb. Seine Bilder, deren mehrere die Galerie in Dresden bewahrt, sind mit leichtem, duftigem Pinsel gemalt und haben ein warmes Colorit. Auch radirte er viele Blätter, unter anderm nach Poussin.

Mouches volantes, s. Gesichtstäuschungen.

Mouflon oder Mufflon (Ovis Musimon) ist eine Schafart, welche ehedem über ganz Südeuropa verbreitet war, jetzt aber nur noch auf Corsica und Sardinien angetroffen wird, wo diese Thiere Muffione heißen. Der M. bewohnt die höchsten Rücken der dortigen kahlen Gebirge, lebt in Heerden von 100 und mehr Stücken zusammen und hat in seinen Sitten und Benehmen viel Aehnlichkeit mit der Ziege. Er ist scheu, gewandt im Klettern, wild und unbändig, im allgemeinen gelb gefärbt, theils in Kastanienbraun, theils in Grau übergehend, der Rückenlinie entlang dunkler, am Kopfe aschgrau, an der Schnauze, am Bauche, an den innern Seiten der Glieder und am Rande des Schwanzes rein weiß. Seine Länge beträgt 3½ F. und die Schulterhöhe 2 F. 3 Zoll. Die Hörner sind halbmondförmig gebogen, an der Wurzel dreikantig, gerunzelt, mit Querringen versehen und 20—22 Zoll lang, die Füße lang und kräftig. Der Körper ist stark und das Profil sehr stark gewölbt. Das Fleisch wird dem des Rothwilds vorgezogen, das Fell zu Decken und Leder verarbeitet, und aus den Därmen werden sehr gute Saiten verfertigt.

Moulins oder Moulins-sur-Allier, die Hauptstadt des franz. Depart. Allier und des ehemaligen Herzogthums Bourbonnais, in einer fruchtbaren Ebene, 696 F. über dem Meere, am rechten Ufer des Allier, 38,8 M. südlich von Paris an der Eisenbahn nach Lyon und jetzt an der von hier nach Limoges führenden Bahn gelegen, ist Sitz eines Bischofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und zweier Friedensgerichte sowie einer Ackerbaukammer. Die zwar nicht regelmäßige, aber sehr reinliche, gutgebaute Stadt zählt 17581 E. und hat eigenthümlich gefärbte und seltsam verzierte Häuser, eine schöne Promenade, mehrere

öffentliche Plätze und viele Springbrunnen. Bemerkenswerthe Gebäude sind die 1468 als Collegiatkirche gegründete Kathedrale Notre-Dame, zu deren Ausbau 1852 Ludwig Napoleon $1\frac{1}{2}$ Mill. Frs. decretirte, und die 1861 vollendet wurde; ferner das neue, mit Säulen geschmückte Stadthaus, der Justizpalast (ehemals Jesuitencollegium), die Präfectur, das Theater, das Gebäude des Lyceums, eines ehemaligen Klosters der Filles de la visitation (in dessen Kirche sich das schöne Mausoleum des letzten Connetable von Montmorency befindet, den Richelieu in Toulouse hinrichten ließ); die Museen und die 1770—1848 erbauten Cavaleriekasernen. Von dem 1530 erbauten Schlosse der Herzoge von Bourbonnais ist nur noch ein viereckiger Thurm (la mal coiffée) übrig, der als Gefängniß dient. Die 1750—63 über den Allier geführte Brücke ist eine der schönsten in Frankreich, 923 F. lang, 43 F. breit, mit 13 Bogen von $61\frac{1}{2}$ F. Spannung. Die Stadt besitzt, außer dem Lyceum, eine Realschule, eine höhere Industrieschule, ein Priester- und ein Lehrerseminar, eine Bibliothek, ein für die Geschichte von Bourbonnais reiches Archiv, Museen für Archäologie, Geologie, Gemälde und Kupferstiche, Gesellschaften für Künste und Wissenschaften, für Medicin, für Acker- und Gartenbau u. s. w. Wegen seiner reizenden Lage ist M. mehr eine Stadt des Vergnügens als der Geschäfte; doch fehlt es auch nicht an Gewerbthätigkeit und Handelsverkehr. Die sonst außerordentlich blühenden Messerfabriken sind herabgekommen, und die Industrie beschäftigt sich jetzt hauptsächlich mit Woll- und Baumwollspinnerei, Seidenweberei, Gerberei, Brauerei und Fabrikation von Darmsaiten, von Drainageröhren und Barytpräparaten. Handel wird mit Getreide, Wein, Stein- und Holzkohlen getrieben. M. hat seinen Namen, gleich 21 andern Orten Frankreichs, von den zahlreichen Mühlen, die es bei seiner Gründung umgaben.

Mounier (Jean Jos.), ein berühmtes Mitglied der franz. Nationalversammlung von 1789, geb. 12. Nov. 1751 zu Grenoble, studirte die Rechte und kaufte sich 1783 zu Grenoble ein Richteramt, das er mit Auszeichnung verwaltete. Als sich 1788 die Stände der Dauphiné eigenmächtig versammelten, wählten diese M. zu ihrem Generalsecretär, und bei der Berufung der Reichsstände im folgenden Jahre mußte derselbe im Auftrage der Stände die Instructionen für die Deputation der Dauphiné entwerfen, die auf eine constitutionelle Verfassung gerichtet waren. Nachdem M. selbst zum Deputirten erwählt worden, veröffentlichte er eine Schrift, in welcher er als Freund der brit. Verfassung die Vortheile des Zweikammersystems auseinandersetzte. M. galt anfangs als der wärmste und fähigste Vertheidiger der Volkssache. Auf seinen Antrag erklärten sich die Reichsstände zur Nationalversammlung, und man wählte ihn in das Comité, welches die neue Verfassung entwerfen sollte. Bei gemäßigter Gesinnung und jurist. Achtung vor dem Bestehenden sah sich jedoch M. von der Bewegung bald überflügelt. Schon als die Versammlung das Zweikammersystem mit dem absoluten Veto verwarf, trat er aus dem Comité und schloß sich den Monarchisten an. In der stürmischen Nacht vom 4. Aug. erhob er sich eifrig gegen die Verletzung der Eigenthumsrechte. Obschon sein polit. Einfluß hiermit aufhörte, wurde er 29. Sept. 1789 zum Präsidenten erwählt, als welcher er in den Ereignissen vom 5. und 6. Oct. viel Energie zeigte. Bei dem Beschlusse aber, die Versammlung nach Paris zu verlegen, reichte er 8. Oct. seine Entlassung ein und betrieb nun in der Dauphiné eine Versammlung der Provinzialstände. Die Nationalversammlung untersagte diese Schritte, und M. sah sich genöthigt, nach Savoyen und von da in die Schweiz zu entweichen. Damals gab er eine berühmte Schrift: «Recherches sur les causes qui ont empêché les Français de devenir libres» (2 Bde., Genf 1792; deutsch von Gentz, 2 Bde., Berl. 1794), heraus. Nachdem er 1793 eine Reise nach London unternommen, ging er mit seiner Familie nach Sachsen-Weimar. Hier errichtete er auf dem Schlosse Belvedere, das ihm der Herzog einräumte, eine blühende Unterrichtsanstalt, welche besonders von Engländern besucht war, und in der er selbst die philos. Wissenschaften lehrte. Nach der Revolution vom 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück, wo ihn Bonaparte zum Präfecten im Depart. Ille-Villaine und später zum Staatsrath ernannte. M. starb jedoch schon 26. Jan. 1806. Von seinen Schriften verdient noch Erwähnung: «De l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminés sur la révolution de France» (Tüb. 1801; neue Aufl., Par. 1821). — Claude Edouard Philippe M., des vorigen Sohn, geb. 2. Dec. 1784 zu Grenoble, trat 1806 als Auditeur in den Staatsrath ein und versah 1807 und 1808 in Deutschland mehrfach das Amt eines Intendanten. 1809 ernannte ihn Napoleon zum Cabinetssecretär, in welcher Eigenschaft er denselben auf den Feldzügen begleitete. Zugleich erhielt er den Baronstitel mit einer Dotation in Schwedisch-Pommern. 1812 wurde er Requetenmeister und 1813 Intendant bei dem Bauwesen. Diese letztere Stelle, in welcher ihn Ludwig XVIII. bestätigte, behielt er bis zur Juli-

revolution. Auch berief ihn Ludwig XVIII. 1815 in den Staatsrath und 1817 in die Commission für die Liquidation der auswärtigen Kriegsentschädigungen. Nachdem er 1819 zum Pair erhoben worden, bewog ihn 1820 der Minister Richelieu, als Generaldirector der Polizei und der Departementalverwaltung in die Regierung zu treten. Dieses Amt legte er jedoch unter dem Ministerium Villèle nieder; auch stellte er zugleich seine Functionen als Staatsrath ein. Erst unter der Verwaltung Martignac's betheiligte er sich wieder an den Geschäften. Nach der Julirevolution zog er sich aus dem Staatsrathe zurück. Er starb zu Passy bei Paris 11. Mai 1843.

Mouradgea d'Ohsson (Ignaz), Diplomat und Orientalist, war zu Konstantinopel geboren und stammte aus einer reichen armen. Familie. Nachdem er frühzeitig in die Dienste der schwed. Gesandtschaft bei der ottoman. Pforte getreten, wurde er zum Geschäftsträger und 1782 zum Gesandten Schwedens in Konstantinopel ernannt. Durch seine Kenntnisse der arab. und türk. Sprache dazu befähigt, gab er, nachdem er über die Sitten und Gebräuche, das Innere des Serails, der Moscheen und des Familienlebens der Türken gute Materialien gesammelt, sein ausgezeichnetes «Tableau général de l'empire ottoman» (2 Bde., 1787—89; deutsch von Beck, 2 Bde., Lpz. 1788—93) heraus. Sultan Selim III. ließ sich M.'s Werk vorlegen und befahl, daß man den gelehrten Forscher durch Mittheilungen weiterer Berichte und Quellen unterstütze. Nach einem langen Aufenthalte zu Konstantinopel begab sich M. nach Frankreich, wo er in der Zurückgezogenheit eine umfassende Darstellung des Ottomanischen Reichs in drei Abtheilungen (zusammen 7 Bde., Par. 1804—24) lieferte, mit den besondern Titeln: «Tableau historique de l'Orient» (eine Geschichte aller Völker unter ottoman. Botmäßigkeit), «Tableau général de l'empire ottoman» (eine Darstellung der Gesetzgebung, Religion, Sitten u. s. w.) und «L'histoire de la maison ottomane» (die Geschichte von Osman I. bis 1758). Das Ganze war der Beendigung nahe, als er 27. Aug. 1807 starb. Sein Sohn, der Freiherr Konstantin d'Ohsson, hat das Werk fortgesetzt.

Moussiren wird hauptsächlich von geistigen Flüssigkeiten gesagt, welche die durch große Quantitäten von absorbirter Kohlensäure erzeugte Eigenschaft besitzen, stark zu schäumen. So moussiren Champagnerwein, Biere u. s. w., wenn sie, ehe die Gärung vollständig stattgefunden und sich aller Zuckerstoff zersetzt hat, in Flaschen luftdicht verschlossen werden. Man bedient sich des Ausdrucks M. auch bei kohlensäurehaltigen Mineralwässern und Getränken.

Moussons, s. Monsuns.

Mouton (Georges), Graf von Lobau, franz. Marschall, geb. 21. Febr. 1770 zu Pfalzburg in Lothringen, war für den Handelsstand bestimmt, trat aber 1792 in ein Bataillon Freiwilliger, bei welchem er durch riesenhafte Gestalt und großen Muth Aufsehen erregte. Er stieg bald zum Lieutenant und Hauptmann. 1793 wählte ihn der gelehrte General Meusnier, der die Moselarmee commandirte, zu seinem Adjutanten. Nach dessen Tode trat M. 1796 in das Heer von Italien. 1798 wurde er Adjutant des Generals Joubert, der nach Bonaparte's Abgang das Heer in Italien befehligte. Als die franz. Truppen nach Genua zurückgedrängt wurden, leistete er als Oberst eines Regiments wichtige Dienste. Im Frühjahre 1805 ernannte ihn Napoleon im Lager zu Boulogne zum Brigadegeneral und bald nachher zu seinem Adjutanten. In dieser Eigenschaft begleitete er den Kaiser in den Feldzügen von 1805 und 1806. Nach dem Frieden von Tilsit wurde er zum Divisionsgeneral und Generalinspector der Infanterie erhoben. Sein rauher, soldatischer, unbeugsamer Charakter zog ihm sehr oft große Unannehmlichkeiten zu. Im Dec. 1807 erhielt er den Befehl über das Beobachtungscorps an den Pyrenäen. Im folgenden Jahre führte er eine Division im Heere Bessières' in Spanien und nahm 14. Juli Medina del Rio-Secco. Nachdem er 10. Nov. in das Corps Soult's getreten, schlug er die Spanier bei Germonal. So bahnte er die Einnahme von Burgos an und den Weg nach Madrid. Im Feldzuge von 1809 zum Heere nach Deutschland berufen, drang er 21. April mit dem 17. Infanterieregiment über die brennende Isarbrücke bei Landshut und verhinderte so die Vereinigung des Generals Hiller mit dem Erzherzoge Karl, worauf Napoleon den Sieg bei Eckmühl erfocht. Der Heldenmuth, den M. in der Schlacht bei Aspern 21. Mai bewies, trug wesentlich bei zur Rettung des großentheils auf der Insel Lobau zusammengedrängten franz. Heeres und brachte ihm den Titel eines Grafen von Lobau. Im russ. Feldzuge von 1812 leitete er an des Kaisers Seite als Aide-Major-General die Bewegungen der ungeheuern Infanteriemassen. Auf dem Rückzuge war er einer der wenigen, die Napoleon zur Organisation eines neuen Heeres nach Frankreich begleiteten. Im Feldzuge von 1813 kämpfte er bei Lützen und Bautzen; nach der Schlacht bei Kulm übernahm er den Befehl über die Trümmer des geschla-

genen Corps. Mit dem Marschall Gouvion St.-Cyr in Dresden eingeschlossen, gerieth er bei der Capitulation desselben in österr. Gefangenschaft. Erst nach dem Pariser Frieden wurde er freigelassen und lebte nun ohne Anstellung. Während der Hundert Tage erhob ihn der Kaiser zum Pair und gab ihm das Commando der 1. Militärdivision. In der Schlacht bei Waterloo befehligte er auf dem rechten Flügel das 6. Armeecorps und fiel zuletzt in die Hände der Engländer. Aus Frankreich verbannt, lebte er bis 1818 in Belgien. Nach einem langen Privatleben wählte ihn 1828 das Depart. Meurthe in die Kammer, wo er sich freisinnig aussprach. Während der Revolution von 1830 gehörte er zu der Municipalcommission, welche dem Herzog von Orleans die öffentliche Gewalt überlieferte. Er wurde dafür zum Pair erhoben, und 26. Dec. gab ihm der König Ludwig Philipp an Lafayette's Stelle den Befehl über die Nationalgarde in Paris, was ihm die Feindschaft der republikanischen Partei erweckte. Am 30. Juli 1831 empfing er für die Dienste, die er der neuen Dynastie geleistet, den Marschallsstab. Viele Spöttereien zog er sich zu, als er im Mai 1832 bei einem Volksauflaufe sich der Wasserspritzen statt der Waffen bediente. Er starb zu Paris 21. Nov. 1838. «Mon M., c'est un lion», pflegte Napoleon von ihm zu sagen.

Möven (Laridae), eine Familie der Schwimmvögel, die sich von den übrigen durch sehr lange und spitzige Flügel, dreizehige, mit einer freien Hinterzehe versehene Schwimmfüße, einen seitlich sehr zusammengedrückten, scharfschneidigen, bisweilen leicht gekrümmten Schnabel, die Befiederung der Zügel- und Kehlgegend und die in freien Nasengruben sich öffnenden Nasenlöcher unterscheidet. Die M. sind durch große Flugkraft ausgezeichnet, leben meist an den Seeküsten, wo sie als sehr gesellige Vögel gemeinsame Brüteorte haben, nähren sich von Mollusken und Fischen und erhaschen ihre Beute an der Oberfläche des Wassers hinstreifend und auch auf geringe Tiefe tauchend. Zu ihnen gehören der durch seine eigenthümliche Schnabelbildung ausgezeichnete schwarze Scherenschnabel (Rhynchops nigra), welcher die Küsten des gesammten Amerika bewohnt; die Seeschwalben (Sterna), deren zahlreiche Arten an allen Küsten, besonders aber in den nordischen Meeren in großen Schwärmen sich herumtummeln, und die weit größern, eigentlichen M. (Larus), die sich durch einen gerade abgestutzten Schwanz und die hakig herabgebogene Spitze des Oberkiefers auszeichnen. Von der deutschen Nordküste bis zum Eismeere ist die Mantelmöve (L. marinus) verbreitet, welche die Größe einer kleinen Gans erreicht, einen gelben Schnabel und fleischfarbene Füße hat und viel Gefräßigkeit zeigt. Mit Gier und Zudringlichkeit fällt sie auf den zerfetzten Körper des Walfisches nieder, sobald die Jäger sich wieder entfernt haben, und behauptet auch, sich zu Hunderten sammelnd, ihre Beute gegen andere Mövenarten. Ihre Federn werden im Norden gesammelt und in den dortigen Haushaltungen verwendet. Zu den zahlreichen kleinern Arten gehört die Lachmöve (L. ridibundus), welche die nordischen Meere beider Halbkugeln und das Innere der Festländer bewohnt und in Europa sich bis Ungarn, Italien und zum Schwarzen Meere ausbreitet, wo sie sich an die Flüsse und Seen hält. Sie macht sich durch ihr weithin hörbares krähenartiges Geschrei bemerkbar, ist außerordentlich unruhig, fliegt leicht und gewandt und ist die gemeinste Art. Ihr Schnabel und ihre Füße sind roth. Ihr Fleisch ist, wie das aller übrigen M., thranig; doch wird das der jungen M. gegessen. Die Federn dienen zum Ausstopfen der Betten. Den höchsten Grad der Ausbildung erreicht die räuberische Natur der M. in der Gattung Raubmöve (Lestris), deren Arten andern geschickt und fleißig fischenden Seevögeln ihre Beute abjagen, indem sie denselben durch Flügelschläge und Schnabelhiebe so lange zusetzen, bis sie den Fisch, auch wenn sie ihn schon verschluckt haben sollten, wieder von sich geben und fallen lassen. Zu dieser Gattung gehört die Schmarotzer-Raubmöve oder Struntmöve (L. parasitica), welche an den deutschen Küsten nicht selten ist.

Movers (Franz Karl), ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiete des phöniz. und biblischen Alterthums, geb. 17. Juli 1806 zu Koesfeld in Westfalen, wo sein Vater Uhrmacher war, erhielt seit 1816 seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Essen, später seit 1825 zu Münster, wo er sich 1825—29 dem Studium der orient. Sprachen und der Theologie widmete. Im Sept. 1829 zum Presbyter geweiht, war er 1830—33 als Vicar zu Rath bei Deutz, 1833—39 als Pfarrer zu Berkum bei Godesberg angestellt. Die Muße, die ihm die Amtsgeschäfte übrig ließen, benutzte er theils zu seiner weitern Fortbildung, theils zu apologetischen und kritischen Arbeiten, unter denen die «Kritischen Untersuchungen über die alttestamentliche Chronik» (Bonn 1834) und «De utriusque recensionis vaticiniorum Jeremiae indole et origine» (Hamb. 1837) ihrem Verfasser auch unter den prot. Gelehrten große Anerkennung erwarben. 1839 folgte M. einem Rufe für die Professur der alttestamentlichen Theologie in der kath. Fa-

cultät zu Breslau, die er seitdem ununterbrochen bekleidete. Er starb daselbst 28. Sept. 1856. Sein durch Scharfsinn, Gründlichkeit und umfassende Gelehrsamkeit ausgezeichnetes Hauptwerk sind «Die Phönizier», deren erster Band die «Untersuchungen über die Religion und die Gottheiten der Phönizier» (Bresl. 1840) umfaßt, während der zweite Band den Titel «Das phöniz. Alterthum» (Thl. 1: «Polit. Geschichte», Berl. 1849; Thl. 2: «Geschichte der Colonien», 1850; Thl. 3: «Handel und Schiffahrt», 1856) führt. Zur Vervollständigung und Erläuterung desselben dienen «Phöniz. Texte» (Thl. 1: «Die punischen Texte im Poenulus des Plautus», Bresl. 1845; Thl. 2: «Das Opferwesen der Karthager», Bresl. 1847) und mehrere Abhandlungen in der «Zeitschrift für Philosophie und kath. Theologie». Eine Uebersicht seiner Forschungen über das phöniz. Alterthum hat er in dem Artikel «Phönizien» in Ersch und Gruber's «Encyklopädie» (Section 3, Bd. 24) gegeben. Von seinen übrigen Arbeiten sind noch «Loci quidam historiae veteris testamenti illustrati» (Bresl. 1843) und die «Denkschrift über den Zustand der katholisch-theol. Facultät an der Universität Breslau» (Bresl. 1847) besonders zu erwähnen.

Moxa (span.) nennt man einen kleinen, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll hohen und an seiner Basis $\frac{1}{2}$ Zoll dicken, aus leicht brennbaren Stoffen geformten Kegel oder Cylinder, welcher auf der Haut verbrannt wird. Man bezweckt dadurch bei Gicht, chronischem Rheumatismus u. s. w. eine Ableitung von den tieferliegenden Theilen nach der äußern Haut, indem schon der durch den Brand verursachte Reiz diesem Zwecke entspricht und dann die verletzte Stelle gewöhnlich nach Belieben längere oder kürzere Zeit in Eiterung erhalten werden kann. Statt dieser M. nimmt man auch blos ein Stück Feuerschwamm. In ihrer Wirkung gleicht die M. dem Glüheisen (Kauterien). Sie ist der stärkste künstliche Hautreiz und wird angewendet, wenn die hautröthenden und blasenziehenden Mittel (Senf, Blasenpflaster) nicht ausreichen.

Moys, ein Dorf unweit Görlitz in der preuß. Oberlausitz, ist bekannt wegen des Ueberfalls, den der österr. General Nadasdy mit 20000 Mann und 24 schweren Geschützen im Frühnebel des 7. Sept. 1757 gegen das auf dem Holzberge verschanzte Lager des preuß. Generals Winterfeld (s. d.) ausführte, wobei letzterer tödlich verwundet wurde, sodaß er am folgenden Tage starb. Durch diesen Unfall wurde das Treffen, das bereits eine für die Preußen günstige Wendung genommen hatte, zuletzt für die Oesterreicher siegreich, und die Preußen sahen sich zum Rückzuge genöthigt. Eine weitere Folge dieses Treffens war, daß der in der Nähe lagernde Herzog von Bevern, den ein österr. Corps durch die Besetzung Bautzens von Sachsen und der Elbe abgeschnitten hatte, den Rückzug nach Schlesien antreten mußte.

Mozambique oder Moçambique heißt ein portug. Generalgouvernement auf der Ostküste Südafrikas, gegenüber der Insel Madagaskar und von dieser durch den 230 M. langen und 56—120 M. breiten Kanal von M. getrennt, welcher durch die besonders bei Nordostmonsun sehr heftige, nach Süden gerichtete Mozambiqueströmung für die Schiffahrt sehr gefährlich ist. Zwischen Zanguebar und Kaffraria gelegen, erstreckt sich das Land vom Cap Delgado (10° 41′ südl. Br.) und dem Flusse Rovuma oder Luvuma bis zur Dalagoabai (26° südl. Br.), im Innern (nach den von den Portugiesen beanspruchten Grenzen) bis zur Mündung des Kafue in den Zambesistrom (fast 45° östl. L.) und hat nach älterer officieller Angabe ein Areal von 13500, nach einer neuern Kartenberechnung sogar von 18000 geogr. Q.-M. Doch nur ein äußerst kleiner Theil dieses ausgedehnten Gebietes ist den Portugiesen wirklich unterworfen. Die geringe Einwohnerzahl (officiell 300000 Seelen) erklärt sich aus der hauptsächlich durch Menschenraub und Sklavenhandel sowie die Mord- und Raubzüge des Kaffernkönigs Moselekatse herbeigeführte Entvölkerung des Binnenlandes, das fast ganz menschenleer ist, aber ungeheuere Heerden von Elefanten, Antilopen und andern Thieren birgt. Das Generalgouvernement wird durch den Zambesi (s. d.), den größten Strom Südafrikas, in zwei Hauptländer, das eigentliche M. im Norden, und Sofala im Süden, getheilt. Der Küstensaum ist größtentheils sehr flach, von Riffen und kleinern Inseln begleitet, ohne geschlossene Baien, mit nur wenigen guten Häfen. Dies sowie verschlämmte Flußmündungen, Sandbänke und Untiefen, heftige Brandungen und Strömungen machten die Küste den Seefahrern zu allen Zeiten sehr gefährlich. Die Küstengegend zeigt sich theils öde, hin und wieder mit Mimosengebüsch bedeckt, theils als ausgedehntes Sumpfland mit dichten Urwaldungen, welche Büffel, Elefanten, Rhinocerose und Raubthiere aller Art bewohnen, während Krokodile und Hippopotamen die Flüsse erfüllen. Doch fehlt es auch nicht an cultivirten Küstenstrecken, die reiche Ernte geben. Im Westen des flachen Küstenlandes erhebt sich, als ein Theil des Ostrandes von Südhochafrika, ein breites Plateau mit aufgesetzten Berggruppen und Bergketten, welche von Süden gegen Nor-

den der Küste mehr oder weniger parallel ziehen und nirgends zu bedeutender Höhe emporsteigen, aber nur an und nahe dem quer hindurchbrechenden Zambesi einigermaßen bekannt geworden sind. Das Lupatagebirge, einst von den Portugiesen unter dem Namen «Weltrücken» (spina mundi) als Hochgebirge fälschlich bezeichnet, besteht nur aus einer Reihe von Tafelbergen, die kaum 2000 F. Seehöhe erreichen und eine prächtige Landschaft mit ungeheuern Waldungen bilden. Westlich davon wird das ebenfalls nicht hohe Furagebirge genannt. An der äußersten Westgrenze des Landes erhebt sich das Hochland der Batoka in dem Tabaktscheu (Weißer Berg) zu 4970 F. Bedeutendere Erhebungen hat man bisjetzt nur im Norden des Zambesi, kurz vor dessen Eintritt ins Tiefland, gefunden. Es ist dies das etwa 2800 F. hohe Plateau- und Bergland, in welches die Seebecken des Njassa und Schirwa sowie das tiefe Thal des Schire, der aus dem Njassa in den Zambesi fließt, eingesenkt sind. Von den zahlreichen Flüssen ist nur der Zambesi von Wichtigkeit; aber auch dieser wird wegen seiner Stromschnellen und großen Wasserfälle niemals den Rang einer belebenden Verkehrsstraße und eines Culturstroms gewinnen. Ebenso ist der Schire wegen der Murchison-Katarakte nicht bis zum Njassa fahrbar. Das Klima des Landes ist ungemein heiß. Die Regenzeit dauert vom November bis April, wird aber von einer Pause der Trockenzeit im December und Januar unterbrochen. Mit der Verdunstung des Wassers verbreitet sich die Fieberluft, und nur in den höhergelegenen Gegenden erfreut man sich eines gesündern Klimas. Die afrik. Pflanzen- und Thierwelt entfaltet sich in M. in der üppigsten Fülle. Die meisten tropischen Ackerfrüchte gedeihen; die Baumwollstaude liefert ein vortreffliches Product; die Waldungen geben werthvolle Hölzer; Meer und Flüsse sind reich an Fischen und Schildkröten. Handelsgegenstände sind Thierfelle und Elfenbein. Die früher gepriesene Goldgewinnung war übertrieben, dagegen finden sich Kupfer und Eisen sowie am Zambesi mächtige Lager vortrefflicher Steinkohlen, die bisjetzt unbenutzt geblieben.

Die einheimische Bevölkerung gehört der Sprache nach zur großen Familie der Kaffern; doch wird unter den verschiedenen Stämmen von Süden gegen Norden der echte Negertypus mehr und mehr vorherrschend. Im Innern des eigentlichen M. wohnen die Makua, südlich von diesen am Zambesi die Mororo, am Schire die Mangandscha, an der südl. Hälfte des Njassasees die Njassaleute, ein zahlreiches und friedliches, aber durch die jährlichen Sklavenjagden insbesondere mishandeltes Volk; auf dem Hochlande im Westen des Sees die Marawi. Die zahlreichen Stämme am Zambesi oberhalb der Lupatastufe bildeten einst das große Reich Mwanamotapa oder Monomotápa, eine Negerconföderation, die sich in der Mitte des 18. Jahrh. aufgelöst hat. Weiter im Süden ist das Land jetzt den Zulukaffern preisgegeben, die zum Theil auch nordwärts über den Zambesi gedrungen sind und durch blutige Raubzüge die Njassaleute heimsuchen. Die Portugiesen ergriffen unter Vasco de Gama 23. Jan. 1498 Besitz an einer der Zambesimündungen und dehnten hierauf, durch die Häfen und den Ruf des Goldreichthums gelockt, ihre Herrschaft an der Küste und am Zambesi immer weiter aus. Ihre Herrschaft mag früher bedeutender, ihr Handel gewinnreicher gewesen sein, aber gegenwärtig haben die von ihnen besetzten Küstenpunkte nur noch als Stationen für den indischen Handel einige Wichtigkeit. Das Klima ist für die Europäer so mörderisch, daß alle seit 360 J. fortgesetzten Versuche, dauernde Niederlassungen von Weißen hier zu gründen, gescheitert und die portug. Niederlassungen fast nur Verbannungsorte sind. Die dahin geschickten Soldaten (etwa 1600 Mann), ja selbst die Beamten, mit Ausnahme der Gouverneure, sind größtentheils deportirte Sträflinge. Bei allem Reichthum an Producten befindet sich die ganze Colonie, ihre Verwaltung und ihr Handel in der allertraurigsten Verfassung und kostet Portugal jährlich gegen 5—6000 Pfd. St. Außerdem wurde durch verkehrte Regierungsmaßregeln und die hohen Zölle (22 Proc. für die eingehenden Waaren), mit dem gleichzeitigen Aufblühen von Zanguebar (s. d.), der Handel vollends zu Grunde gerichtet. Noch immer besteht indeß der Sklavenhandel an der Küste fort, indem man in neuerer Zeit die franz. Zuckerpflanzer auf Bourbon mit sog. «freien» Auswanderern von hier aus versorgt. Ein von der portug. Krone ernannter Generalgouverneur und ein Secretär führen die Verwaltung und werden durch eine Junta unterstützt. Zwölf kath. Parochialpriester sollen für Religion und Erziehung sorgen, doch ist es damit erbärmlich bestellt. Unter dem Generalgouverneur stehen nach dem portug. Staatshandbuch sechs Untergouverneure für die einzelnen Districte, nämlich im Inseldistrict Cabo-Delgado, in Quillimane, Tete, Sofala, Inhambana und Lourenzo-Marquez an der Dalagoabai. — Die Hauptstadt M., nahe der Küste auf einer kleinen Koralleninsel, die ungesund und ohne Trinkwasser, ist Sitz des Generalgouverneurs und Mittelpunkt des Handels, der hauptsächlich auf arab. Schiffen nach Indien getrieben wird. Der Ort hat eine sichere Hafenbai, drei Forts, zwei Kirchen und drei kleine

Kapellen, ein großes steinernes Gouverneurpalais, ein Hospital, ein Gefängniß, Waarenhäuser und zählt 8522 E., wovon 7000 Sklaven, 270 Christen (doch nur wenige Europäer), 1150 Araber und 102 indische Banianen sind.

Mozaraber oder Mostaraber (entstanden aus der arab. Participialform mustariba), d. i. Fremdlinge unter den Arabern oder unechte Araber, hießen ursprünglich die arab. Stämme, welche nicht in reiner Linie von dem Stammvater Kachtan abstammten, später die Christen in Spanien zur Zeit der arab. Herrschaft, um sie von den wirklichen Arabern zu unterscheiden. Mit Rom in fast gar keiner kirchlichen Verbindung, hatten sie die alte goth. Liturgie, die deshalb auch die mozarabische Liturgie genannt wurde, beibehalten, bis Gregor VII. dieselbe abschaffte und ihnen dafür die römische aufdrang.

Mozart (Joh. Chrysostomus Wolfgang Amadeus), einer der größten deutschen Tonkünstler, wurde 27. Jan. 1756 zu Salzburg geboren, wo sein Vater Leopold (geb. zu Augsburg 1719, gest. 1787) Vicekapellmeister war. Schon im vierten Jahre offenbarten sich die außerordentlichen Anlagen des Knaben für Musik in einer solchen Weise, daß die spielende Beschäftigung mit derselben im Klavierspiel und selbst im Produciren rasch zu ungewöhnlichen Erfolgen führte. Als er sechs Jahr alt war, führte ihn der Vater mit seiner Schwester Maria Anna (geb. 1751, gest. 1829), welche ebenfalls hervorragendes Talent besaß, nach München und Wien, wo bei Hofe und in der vornehmen Welt die wunderbare Virtuosität und die liebenswürdige Unbefangenheit des Knaben gleich theilnehmende Bewunderung fand. Nach seiner Heimkehr lernte er mit gleicher Schnelligkeit auch Violine und Orgel spielen und verstand auch im Gesang eigene Compositionen angemessen vorzutragen. 1763 trat der Vater mit beiden Kindern eine Kunstreise an, welche ihn durch die Hauptorte Süddeutschlands nach Paris führte. Nach einem halbjährigen Aufenthalt, der dem Wunderkind den reichsten Beifall einbrachte, begab sich die Familie 1764 nach London, im folgenden Jahre nach Holland, von wo sie über Paris und durch die Schweiz gegen Ende 1766 nach Salzburg zurückkehrte. Diese Reise hatte dem Knaben nicht allein als einem vielseitigen Virtuosen die glänzendsten Triumphe bereitet, sondern die Gelegenheit, die mannichfaltigsten Bildungselemente auf sich wirken zu lassen, hatte unter der aufmerksamen Leitung des Vaters die Anlagen des Knaben zu einer staunenswerthen Reife gezeitigt. Er hatte nicht allein während dieser Zeit drei Hefte Klaviersonaten drucken lassen, sondern führte in seinen Concerten, abgesehen von den Improvisationen, welche die größte Bewunderung hervorriefen, nur eigene Compositionen für Orchester und Gesang auf. Diese Compositionen zeigen nicht allein vollkommene Sicherheit in der Form, sondern auch einzelne Züge origineller Erfindung. In Salzburg nahm der Vater den Sohn in eine strenge Schule regelmäßiger Arbeitsamkeit und consequent fortschreitender Ausbildung, von deren Erfolgen zwei größere geistliche Cantaten und eine lateinische, für eine akademische Feierlichkeit bestimmte Oper, «Apollo et Hyacinthus», Zeugniß ablegten. Gegen Ende 1767 ging Leopold M. mit den Kindern wieder nach Wien. Nachdem beide schon mehrmals schwere Krankheiten durchgemacht hatten, überstanden sie jetzt glücklich die damals grassirenden Blattern. Wolfgang sollte sich jetzt aber nicht blos als staunenswerthen Virtuosen, sondern auch als fertigen Componisten vor dem Publikum bewähren. Es gelang ihm den Auftrag zur Composition einer komischen Oper, «La finta semplice», von Coltellini zu verschaffen. Die Composition wurde von Hasse und andern Meistern mit vollem Recht als den damals gangbaren Opern in Erfindung und technischer Ausführung vollkommen ebenbürtig anerkannt, allein mancherlei Intriguen verhinderten die Aufführung. Eine deutsche Operette «Bastien und Bastienne» wurde auf einem Privattheater gegeben, und bei der Einweihung der neuen Waisenhauskirche (7. Dec. 1768) die von ihm componirte Messe und übrigen Musikstücke.

Nachdem das J. 1769 in Salzburg, wo Wolfgang M. zum Concertmeister ernannt wurde, in ernsthaften Studien hingebracht war, trat der Vater mit seinem Sohn eine Reise nach Italien an, welches damals dem Musiker die höhere Weise der künstlerischen Bildung und die allgemeingültige Anerkennung seiner Leistungen zu geben allein im Stande war. Die Reise, welche mit einem längern Aufenthalt in allen Hauptorten bis nach Neapel führte, war eine ununterbrochene Kette von Triumphen für den jugendlichen Virtuosen auf dem Klavier, auf der Orgel und Violine und im Gesang, wie für den Componisten, der sich für die verschiedensten Aufgaben allezeit gerüstet erwies. Nicht minder erfolgreich war die Reise für seine Ausbildung. Mit der Sicherheit einer genialen Natur wußte er sich Schritt für Schritt anzueignen, was Italien damals noch an eigenthümlichen Elementen für die künstlerische Bildung besaß. Aeußere Ehren, wie das Ritterkreuz des goldenen Sporns, die Aufnahme in die Akademien von Bologna und Verona, blieben nicht aus. Wichtiger war der Auftrag, die Oper «Mitridate» zu schreiben, welche in

Mailand im Dec. 1770 mit Beifall aufgeführt wurde. Hierauf folgte das Festspiel «Ascanio in Alba» im Auftrag der Kaiserin Maria Theresia zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand in Mailand 1771, die Serenade «Il sogno di Scipione» zur Einführung des Erzbischofs Hieronymus 1772 in Salzburg, die Oper «Lucio Silla», im Winter 1773 in Mailand mit Beifall aufgeführt. Daran schlossen sich die komische Oper «La finta giardiniera», 1775 in München, und die Serenade «Il re pastore», 1775 in Salzburg aufgeführt. Während sich M. so auf dem Gebiete der ital. Oper, welcher im wesentlichen auch das Oratorium «La Betulia liberata» angehört, vollkommen heimisch machte, bot ihm seine Stellung in Salzburg zugleich Veranlassung, nach verschiedenen Seiten hin eine ausgebreitete Thätigkeit als Componist zu entwickeln. Sechzehn Messen, vier große Litaneien, eine ausgeführte Vesper und eine große Zahl von Offertorien u. dgl. bezeugen, in welchem Grade sich M. der Kirchenmusik sowol in ihren strengern als den damals vorherrschenden freiern Formen bemächtigt hatte. Auch in den verschiedensten Gattungen der Instrumentalmusik bewährte er eine staunenswerthe Fruchtbarkeit. Gegen 40 Symphonien, eine erhebliche Anzahl Serenaden, Divertimenti, Cassationen und wie die verschiedenen Formen der Orchestermusik bezeichnet werden, stehen an der Spitze einer nicht minder langen Reihe von Werken der Kammermusik, vom Saitenquintett bis zur Klaviersonate. Es gibt keine Gattung der Musik, in welcher M. sich nicht als einen Meister bewährte, der in Rücksicht auf glückliche und fruchtbare Erfindung und Beherrschung der Technik vollkommen auf der Höhe seiner Zeit stand. Um ihn über diese hinaus und auf die Stufe zu führen, welche einzunehmen er allein befähigt war, bedurfte es nur freierer und größerer Verhältnisse, als Salzburg ihm bieten konnte. Die unwürdige Behandlung von seiten des Erzbischofs Hieronymus bestimmte ihn im Sept. 1777 seinen Abschied zu nehmen und auswärts sein Glück zu suchen. Der Aufenthalt in München, Mannheim, wo Karl Theodor mit vortrefflichen Kräften eine deutsche Oper zu begründen suchte, und in Paris, wo der Streit der Gluckisten und Piccinnisten eine der merkwürdigsten Krisen der dramatischen Musik herbeiführte, verschaffte ihm zwar nicht die vom Vater sehnlich gewünschte Anstellung, erweiterte aber seinen künstlerischen Blick, gab ihm Selbständigkeit der Auffassung und des Schaffens. Der Tod seiner Mutter, welche ihn auf dieser Reise begleitet hatte, machte es dem Vater wünschenswerth, den lebensunkundigen Jüngling wieder unter seine Obhut zu nehmen. Ungern folgte er der neuen Berufung als Concertmeister nach Salzburg, die jetzt unter günstigen Bedingungen erfolgte. Seine größere Reife offenbart sich in den mannichfaltigen Compositionen für Kirche und Orchester, welche während der Reise und nach seiner Rückkehr in Salzburg entstanden, sowie in den Chören und Zwischenacten zu «König Thamos» und der nicht vollendeten deutschen Oper «Zaïde», vor allem aber in der Oper «Idomeneo», welche in München im Jan. 1781 aufgeführt wurde. Die wesentlichen Elemente der ital. Opera seria sind hier unter dem belebenden Einfluß der durch Gluck angebahnten dramatischen Reformation ihrer höchsten Vollendung entgegengeführt und dieses Genre zum Abschluß gebracht. Zum ersten mal tritt hier das Orchester in glänzender Durchbildung aller seiner Elemente als ein selbständiges und ebenbürtiges Glied der musikalisch-dramatischen Darstellung auf. Der Ernst der Auffassung, die Kraft der Erfindung, die Sorgfalt der Durchführung macht diese Oper zu einem Meisterwerk, steht es gleich noch unter dem Gesetze einer fremden Form.

Anfang 1781 ließ der Erzbischof M. nach Wien kommen, wo ersterer zum Besuche war. Die schmachvolle Behandlung, welche er ihm widerfahren ließ, veranlaßte M., seinen Abschied zu nehmen und sich in Wien niederzulassen, wo er sich 1782 mit Constanze Weber verheirathete. Es gelang ihm nicht, eine seiner Bedeutung entsprechende Anstellung in Wien zu finden. 1787 machte ihn der Kaiser Joseph zwar zum Kammermusikus mit 800 Fl. Gehalt, allein selbst daß M. einen Antrag zu einer Kapellmeisterstelle in Berlin 1789 ablehnte, verhalf ihm zu keiner befriedigenden Anstellung. Er war, da auch seine Compositionen trotz alles Beifalls und ihrer großen Verbreitung ihm nur geringen Ertrag brachten, auf die Einnahmen von Concerten und Unterrichtsstunden angewiesen, sodaß sein Hausstand, der von vielfacher Kränklichkeit heimgesucht wurde, ihn, den zum sparsamen Haushalte wenig Geeigneten, fast immer in Sorgen hielt. M.'s Ansehen in Wien gründete sich zunächst auf seine Meisterschaft im Klavierspiel, welche er auf zwei Kunstreisen nach Berlin 1789 und Frankfurt 1790 auch über Wien hinaus zu glänzender Anerkennung brachte. Er galt unbestritten als der erste Virtuos und Componist für dieses Instrument. In 17 Concerten für Klavier und Orchester sowie in einer langen Reihe Compositionen mit und ohne Begleitung für dasselbe ist der Grund für die Entwickelung des modernen Klavierspiels in Gestalt, Form und Technik gelegt worden. Namentlich die Concerte sind nicht allein durch die damals ganz neue Behandlung des Orchesters, sondern durch den Reichthum

und die Originalität der Erfindung ein Schatz musikalischer Schönheiten, der auch heute nicht ganz gehoben ist. Seine Concerte boten ihm zunächst auch die Veranlassung, die Orchestermusik in seinen Symphonien nach Form und Inhalt auf eine neue Stufe zu erheben. M. ist es, der das moderne Orchester mit seinem ganzen Reichthum verschiedener Klangfarben organisirt und vollkommen ausgebildet hat. Auch in den verschiedenen Arten der Kammermusik, namentlich in den Quartetten und Quintetten, ist M. auf der von Haydn eingeschlagenen Bahn in eigenthümlicher Weise fortgeschritten. Die höchste Bedeutung aber gewann er in Wien als dramatischer Componist. Kaiser Joseph, der den Versuch machte, neben dem deutschen Schauspiel auch eine deutsche Oper zu begründen, gab ihm den Auftrag, «Die Entführung aus dem Serail» zu componiren, welche, 1782 mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, M.'s Namen rasch über ganz Deutschland trug. Es war die erste deutsche Oper, welche über die engen Grenzen des bisherigen Singspiels hinaus alle Mittel der ausgebildeten Kunst des Gesanges und Orchesters für die dramatisch-musikalische Darstellung mit gleicher Erfindung und Einsicht verwendete. Freilich versäumte man, auf diesem Grunde fortzubauen. M. erhielt, abgesehen von dem Gelegenheitsstück «Der Schauspieldirector» (1786), keinen Auftrag für die deutsche Oper mehr, welche verkümmerte und dem eigentlichen Liebling des Kaisers, der ital. Opera buffa, wieder Platz machen mußte.

Nach zwei unvollendet gebliebenen Opern, «L'occa del Cairo» und «Lo sposo deluso», gelang es M., die ihm entgegenstehenden Cabalen zu besiegen und im Frühjahr 1786 «Le nozze di Figaro» auf die Bühne zu bringen, welche in einer trefflichen Aufführung glänzenden Erfolg hatte. Diese Oper, welcher Beaumarchais' berühmtes Lustspiel zu Grunde lag, war die erste wahrhaft komische Oper gegenüber der possenhaften Caricatur der alten Opera buffa. M. verstand es, dem geistreichen Intriguenspiel der franz. Komödie Seele und Gemüth einzuhauchen und das Ganze in eine höhere, wahrhaft poetische Atmosphäre zu heben, welche die Bedingung wurde für eine musikalische Darstellung, in welcher heitere Beweglichkeit, leichte Grazie und tiefe Empfindung aufs wunderbarste verschmolzen sind. Der Enthusiasmus, mit welchem diese Oper in Prag aufgenommen wurde, veranlaßte den dortigen Director Bondini, bei M. den «Don Giovanni» zu bestellen, welcher im Herbst 1787 in Prag aufgeführt wurde. Wenn die «Hochzeit des Figaro» die Elemente eines modernen Sittengemäldes in die Oper verpflanzte, so bot das alte, von Spanien aus in Italien, Frankreich und Deutschland volksthümlich gewordene Fastnachtsspiel nicht allein für die Darstellung mannichfacher Leidenschaften, sondern der Contraste des ausgelassenen Humors und der Schauer des Geisterreichs ein weites Gebiet. Ueber die Opera seria und buffa hinaus war hier das Drama im Sinne Shakspeare'scher Kunst auch für die Oper gewonnen, und M. verstand nicht allein, alle einzelnen Züge dieses reichbewegten Lebens treffend wiederzugeben, sondern sie auch zu einem in sich einigen Ganzen zu verweben. Die nächste Oper «Così fan tutte», 1790 in Wien aufgeführt, war der ganzen Anlage des Libretto nach in Handlung und Charakteristik der Opera buffa um vieles näher gerückt und erreicht die Höhe echt dramatischer Darstellung und Durchbildung zu einem Ganzen der vorhergehenden nicht; die Schönheit der Erfindung sowie die Formvollendung, der Wohllaut der Klangwirkungen ist dagegen in vieler Beziehung vielleicht noch gesteigert. Zur Krönung des Kaisers Leopold in Prag 1791 schrieb M. im Auftrag der Stände die Festoper «La clemenza di Tito». Der abgekürzte Text von Metastasio bedingte wesentlich die Haltung der alten Opera seria, und mit Ausnahme einiger Stücke, welche vollkommen auf der Höhe des großen Meisters stehen, verleugnet diese Oper den Charakter einer glänzenden und geschickten Gelegenheitscomposition nicht. Schon vorher hatte M. für den Theaterdirector Schikaneder eine von ihm verfaßte Zauberoper, der ein bekanntes Märchen zu Grunde lag, «Die Zauberflöte», begonnen. Das phantastische Grundelement derselben war nicht blos mit Zügen derben Volkshumors versetzt, man hatte auch gesucht, demselben durch einen Zusatz deutlich ausgesprochener freimaurerischer Tendenzen einen tiefern Gehalt zu geben. M., der ein eifriger Freimaurer war, faßte diese Seite mit großem Ernst auf und wußte dem Ganzen einen feierlich ernsten Hintergrund zu geben, auf welchem die Züge lustiger Heiterkeit, schwärmerischen Gefühls der Menschen- und das phantastische Leben der Geisterwelt wirksam hervortreten, der sie, was von höherer Bedeutung ist, auch zu einem wahrhaft einheitlichen Ganzen verbindet. Die «Zauberflöte» ist die erste deutsche große Oper, welche die wesentlichen geistigen und gemüthlichen Elemente des deutschen Volkslebens mit allen Mitteln vollendeter Kunst, frei von jeder Fessel fremder Form, aus der Seele eines echt deutschen Künstlers wahr und einfach, mithin auch für das Volk verständlich aussprach. Daher war der Erfolg dieser Oper ein bis dahin unerhörter und ihr künstlerischer Einfluß auf alle spätern Leistungen verwandter Art maßgebend. Während M. mit der

«Zauberflöte» beschäftigt war, wurde auf geheimnißvolle Weise von einem Mann, der unbekannt bleiben wollte, ein Requiem bei ihm bestellt. Es ist später bekannt geworden, daß Graf Walseck auf Stuppach, der seine Umgebung dadurch zu mystificiren liebte, daß er von Künstlern für ihn componirte Arbeiten als seine eigenen aufführen ließ, zum Gedächtniß seiner verstorbenen Frau das Requiem bestellt und später als seine Composition aufgeführt hat. M., dessen schon schwankende Gesundheit durch übermäßige Anstrengung zerrüttet war, fühlte sich durch die geheimnißvolle Bestellung beängstigt und schrieb das Requiem körperlich leidend und in schwermüthiger Stimmung. Ehe er es ganz vollendet hatte, warf ihn eine heftige Krankheit aufs Lager, der er 5. Dec. 1791 erlag. Im Requiem hat M. nicht allein den ganzen Reichthum seiner bis zur höchsten Freiheit ausgebildeten gelehrt-musikalischen Meisterschaft bewährt, auch die Erfindung spricht in der edelsten Formschönheit tiefen Ernst und die wehmüthige Empfindung eines Mannes aus, der gefaßt vom Leben scheidet, das ihm die Früchte reicher Genialität und unablässigen künstlerischen Strebens soeben erst in Aussicht stellte. Wenn M. durch die Vielseitigkeit seiner Begabung, durch die Fruchtbarkeit seiner Erfindung, durch die Schönheit und den Adel seiner Formgebung, durch die gründliche Beherrschung der Technik mit den höchsten Meistern seiner Kunst den Vergleich aushält, so ist er einzig durch die vollendete Harmonie, zu welcher die verschiedenen Seiten seiner genialen Natur und seiner künstlerischen Bildung in jeder Aufgabe zu einer unlösbaren Einheit zusammengefaßt erscheinen. Nissen's Biographie M.'s (Lpz. 1828) bot zuerst ein reichhaltiges authentisches Material, welches Holme's «Life of M.» (Lond. 1845) zweckmäßig verarbeitete. Eine begeisterte Charakteristik gab Ulibichef in «Vie de M.» (Mosk. 1841; deutsch, Stuttg. 1847 u. 1859). Auf umfassendes Quellenstudium begründet ist Otto Jahn's «W. A. Mozart» (4 Bde., Lpz. 1856—59; 2. Aufl. 1867 fg.). M.'s Briefe sind gesammelt von Nohl (Salzb. 1865). Eine musterhafte Arbeit ist v. Köchel's «Chronologisch-thematisches Verzeichniß sämmtlicher Tonwerke M.'s» (Lpz. 1862).

Mucius, ein röm. plebejisches Geschlecht, das im 2. Jahrh. v. Chr. zuerst im Besitze höherer Staatsämter auftritt, sich aber auf den Cajus Mucius Scävola zurückführt, der zur Zeit der Einführung der Republik gelebt haben soll. Als 507 v. Chr. der Etrusker Porsenna Rom belagerte, ging dieser M. der Sage nach ins feindliche Lager, um den König Porsenna umzubringen, erstach aber aus Irrthum statt dessen den königl. Schreiber. Vor Porsenna geführt und von diesem durch Androhungen zu Geständnissen gedrängt, erklärte M., daß er nichts verrathen werde, und ließ zum Zeichen seiner Unerschrockenheit freiwillig seine rechte Hand auf einem glühenden Kohlenbecken braten. Porsenna wurde von diesem Heldenmuthe so bewegt, daß er den M. freigab und die Rückkehr gestattete. Nun aber eröffnete M. dem Könige, daß sich 300 röm. Jünglinge, ebenso muthvoll wie er, verschworen hätten, die Tödtung Porsenna's auszuführen. Letzterer, hierüber erschreckt, soll nun plötzlich zum Frieden geneigt gewesen und von Rom abgezogen sein. M. dagegen erhielt von den dankbaren Römern ein Stück Land über der Tiber (Mucia prata) und den Beinamen Scävola, d. i. Linkhand. — Unter den spätern Muciern zeichneten sich besonders aus Publius M. Scävola. Derselbe wurde 133 v. Chr. Consul, unterstützte mit seinem Bruder Publius Licinius Crassus Mucianus und andern edeln Männern die Plane des Tiberius Sempronius Gracchus und weigerte sich, als Consul gegen diesen einzuschreiten. Durch Gracchus 130 zum Pontifex Maximus erhoben, wurde die Rechtskunde in seinem Hause heimisch. — Des vorigen Vetter, Quintus M. Scävola, der Augur, war 117 Consul und widersetzte sich in hohem Alter der Aechtung des Marius durch Sulla. Cicero betrachtete ihn als seinen Lehrer in der Rechtswissenschaft. — Quintus M. Scävola, der Pontifex Maximus, der Sohn des Publius, von den Rittern gehaßt, von den asiat. Griechen wegen der Gerechtigkeit, mit der er als Prätor Asien 99 verwaltete, gefeiert, war 95 mit Lucius Licinius Crassus, dem Redner, Consul. Bei der Bestattung des ältern Marius (86) entging er einem Mordversuche des Flavius Fimbria; 83 ließ ihn der jüngere Marius durch den Prätor Damasippus tödten. Seine 18 Bücher über das Jus civile galten als ein Hauptwerk. Auch als Redner war er ausgezeichnet, und von Cicero, der auch an ihn sich anschloß, wird er als der beredteste unter den Rechtsgelehrten und der rechtskundigste unter den Rednern bezeichnet. — Durch Adoption waren in das Licinische Geschlecht aus dem der Mucier übergegangen der obenerwähnte Publius Licinius Crassus Mucianus. Derselbe war 131 Consul und wurde von Aristonicus, der das Pergamenische Reich, das Attalus den Römern hinterlassen hatte, zu erobern suchte, besiegt und auf der Flucht getödtet. — In der Kaiserzeit lebte Cajus Licinius Crassus Mucianus. Er war zuerst unter Claudius 52 n. Chr. Consul, befand sich anfangs als Statthalter von Syrien mit Vespasianus, dem Statthalter von Judäa, im Streite,

vereinigte sich dann aber nach dem Tode des Otho mit diesem und munterte ihn auf, sich des Throns zu bemächtigen; auch zog er ihm voran gegen Rom. Unter Vespasian verwaltete er das Consulat noch zweimal, 70 und 75, und machte sich als Geschichtschreiber bekannt.

Mücke (Heinrich), deutscher Historienmaler, geb. 9. April 1806 in Breslau, neigte sich anfangs der Thiermalerei zu, widmete sich aber später dem Porträt und Studien nach der Antike, die er seit 1824 auf der berliner Akademie fortsetzte. Er wurde Wilhelm Schadow's Schüler und begleitete den Meister nach Düsseldorf, welches seitdem sein Wohnort blieb. Nach seiner Uebersiedelung übernahm er mit Lessing vom Grafen von Spee den Auftrag, das Schloß Heltorf bei Düsseldorf mit Fresken aus dem Leben des Kaisers Friedrich Barbarossa zu schmücken. An dieser Arbeit hatte er bei weitem den Hauptantheil. Lessing trat bald zurück, während Plüddemann hinzutrat, deren beider Lehrer M. in der Technik des Fresco war. Unter den Oelbildern, die M. daneben malte, sind zunächst eine heil. Genoveva und Eginhard und Emma zu nennen. 1833 machte er eine Reise über München nach Italien und Sicilien. Nach seiner Rückkehr malte er in der St.-Andreaskirche in Düsseldorf ein großes Frescobild, eine Symbolisirung des Christenthums. Auf der Ausstellung sah man damals von ihm die Farbenskizze zu seinem später so berühmt gewordenen Bilde: die heil. Katharina, von Engeln durch die Luft nach dem Sinai getragen. Die Ausführung machte auf der berliner Ausstellung (1836; jetzt in der Nationalgalerie) die größte Sensation, und M. mußte das Bild, eine überaus zarte und gemüthvolle Composition, dreimal wiederholen. Eine Menge kleiner Handzeichnungen entstanden nebenher. So die Illustration zum Prachtexemplare des Oratoriums «Paulus» von Mendelssohn; sechs Momente aus dem Leben Giotto's für R. Reinick's «Liederbuch». Für die Gräfin Dohna-Dönhof zu Königsberg malte er den heil. Ambrosius, der den Kaiser Theodosius zu Mailand von der Kirchenthür zurückweist. Bei der Ausschmückung des Rathhauses von Elberfeld mit Fresken (1841) wurde nach vorausgegangener Concurrenz M.'s Plan angenommen, und er selbst malte daran auf der einen Schmalseite des Saales die Einführung des Christenthums durch den heil. Senibertus, den Apostel des Wupperthales, in einer Reihe von fünf Bildern. Die Ausführung zeigt den erfahrenen Frescomaler; in der Composition sind die Bilder bisweilen nicht individualisirt genug. Die Eigenschaft, welche auch manchem Oelbilde des Künstlers anhängt, gibt sich ebenfalls in der Hinrichtung der heil. Katharina kund, welches Gemälde trotz der Leidenschaftlichkeit, die der Vorgang zeigen sollte, kalt und symbolisch erscheint. Reich an Schönheiten, aber in der Anordnung etwas absichtlich arrangirt ist die heil. Elisabeth, Almosen vertheilend. Zu seinen fernern Bildern gehören: Die Erstürmung von Jerusalem durch Gottfried von Bouillon, ein figurenreiches Bild für den Kunstverein der Rheinlande (1844); die Krönung Mariä, ein Altarbild für die Kirche zu Frauwaldau in Schlesien (1847); die Auferstehung Christi (1849). 1850 unternahm M. eine Reise nach England, wo er in London (für Graves) eine Verkündigung der Geburt Christi malte. Für das «Art-Journal» lieferte er eine Reihe von Zeichnungen, desgleichen auch für Stich und Holzschnitt zu deutschen Unternehmungen (z. B. zu Schiller's Werken) sowie in großer Zahl für Sammler und Kunstfreunde. Ebenso radirte er eigenhändig mehrere Blätter (die heil. Katharina, Sigune). Von seinen Altarbildern ist noch zu nennen das für den Bischof von Ermeland in Frauenburg, welches den heil. Adalbert zum Gegenstande hat. Eine größere Reihenfolge von Oelbildern für den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern behandelt das Leben des heil. Meinrad, Grafen von Hohenzollern. Seit 1844 lehrte er an der düsseldorfer Akademie die Anatomie und Proportion, seit 1849 ist er als Professor und Mitglied des Senats thätig. Als Künstler zeigt M. Sinn für Schönheit und Erhabenheit. Seiner vielseitigen Bildung bieten sich die Stoffe leicht und ordnen sich in wohldurchdachter Composition, in der Darstellung aber bleibt er oft zu allgemein.

Mücken (Nematocĕra) bilden eine Familie der zweiflügeligen Insekten und unterscheiden sich von den übrigen Zweiflüglern durch sechs- bis vierundzwanziggliederige, hakenförmige, behaarte oder bei den Männchen oft federbuschartige Fühler, welche gewöhnlich vielmal länger als der Kopf sind. Sie sind die schlanksten unter den Zweiflüglern und mit langen, dünnen Beinen versehen, von denen sie beim Sitzen oft das hinterste Paar ausstrecken. Der Rüssel ist öfters mit vier Stechborsten versehen, mit denen solche damit versehene M. andere Thiere anstechen, wobei die nicht mit eindringende Lippe knieförmig geknickt wird. Zwar sind es nur die Weibchen, welche stechen; dennoch können sie, wo sie in ungeheuern Schwärmen vorhanden sind, zu einer fürchterlichen Landplage werden, und zwar nicht allein in den Tropenländern, wo die unter dem Namen Mosquitos (s. d.) bekannten Stechmücken manche Gegenden selbst unbewohnbar machen, sondern auch in kalten Ländern, wie in Lappland und auf den nie völlig aufthauenden

Gestaden des nördl. Sibirien, wo die Mückenqual eine solche Höhe erreicht, daß die nomadischen Bewohner diese Gegenden verlassen und höher gelegene zu ihrem Wohnsitze aufsuchen müssen. Bei uns ist es hauptsächlich die gemeine Stechmücke (Culex pipiens), welche durch ihr Singen und Stechen sehr lästig wird. Beim Stiche läßt sie einen Saft in die Wunde fließen, der reizend wirkt und den Zufluß des Blutes befördert, vorzüglich aber dann eine bedeutende Entzündung und Geschwulst veranlaßt, wenn beim schnellen Wegjagen der Mücke die Spitzen der Stechborsten abbrechen und in der Wunde stecken bleiben. Das Weibchen legt vier- bis sechsmal etwa 300 Eier ins Wasser, die zu einer ovalen Scheibe zusammenkleben, und aus denen nach wenig Tagen die Larven schlüpfen, die sogleich rüstig, aber in verkehrter Richtung im Wasser herumschwimmen, weil an dem Schwanzende sich die zum Athmen dienende Röhre befindet. Im Frühlinge ist in unsern Wäldern die gemeine Kriebelmücke (Simulia reptans) mit schön irisirenden Flügeln häufig und vorzüglich dadurch lästig, daß sie an den empfindlichsten Theilen wie Nasenlöchern u. s. w., sticht. Zu dieser Gattung gehört die berüchtigte Columbatzer Mücke (Simulia maculata). Die zur Gattung Gallmücke (Cecidomyia) gehörende europäische Weizenschnake (C. tritici) legt ihre Eier an die noch unentwickelten Blüten des Weizens, deren Blütenstaub von den auskriechenden Larven verzehrt wird, sodaß die Blüten taub bleiben. Zum Glück ist sie aber bei uns nicht häufig; ebenso wenig die amerikanische Weizenschnake (C. destructor) oder hessische Fliege, welche den Landmann in den Vereinigten Staaten Amerikas heimsucht. Daß diese aber von den 1776 auf Long-Island bei Neuyork gelandeten hess. Truppen zuerst eingeschleppt worden, ist durchaus irrig. An den Knollengewächsen ist in Gärten die Larve der Garten-Haarmücke (Bibio hortulanus) sehr schädlich. Die langbeinigsten aller Zweiflügler finden sich unter der Gattung Schnake (Tipula), deren Arten aber trotz ihres bedrohlichen Aussehens die Fähigkeit zu stechen nicht besitzen. Gemein ist die Wiesenschnake (T. pratensis), auch Bach- oder Pferdemücke genannt. Die Maden der Trauermücken (Sciara), zu welchen auch der Haarwurm (s. d.) gehört, leben meist in Wurzeln und Knollen, eine Art aber, die Birnmücke, in den jungen Birnen, die sie nahe am Stil anbohrt, einschrumpfen und abfallen macht. Sie zerstören oft die ganze Ernte der Birnbäume.

Mucker heißen im Volksmunde überhaupt die Anhänger einer frömmelnden, düstern religiösen Richtung. Der Name wurde zuerst einigen königsberger Geistlichen, Ebel und Diestel, beigelegt, welche zu den theosophischen Ansichten des Joh. Heinr. Schönherr (geb. zu Memel 1771, gest. bei Königsberg 1826) hinneigten. Ueber die religiösen Versammlungen, welche diese beiden Prediger in Gemeinschaft mit einigen Männern und Frauen zum Theil aus den vornehmsten Ständen hielten, verbreiteten sich die abenteuerlichsten Gerüchte. Man wußte von allerlei geheimen Ausschweifungen, welche unter andächtigen Formen getrieben werden sollten, zu erzählen, und die ärgsten Anklagen fanden williges Gehör. Nachdem zuerst der Professor Olshausen gegen diese «Mucker» aufgetreten, wurde 1835 ein förmlicher Proceß eingeleitet, der 1842 mit der Absetzung der beiden Geistlichen und der Detention Diestel's in eine Correctionsanstalt endete. Der Verdacht unsittlichen Lebenswandels blieb in den Augen des Publikums auf den beiden Verurtheilten ruhen, bis sich aus neuern actenmäßigen Berichten ihre völlige Unschuld ergeben hat. Die Gerichtsverhandlungen, welche mit der größten Parteilichkeit und mit der empörendsten inquisitorischen Willkür geführt wurden, konnten weder die Anklage auf geschlechtliche Ausschweifungen, noch auch nur den Verdacht der Sektirerei, von welchem letztern die Angeklagten in zweiter Instanz sogar ausdrücklich freigesprochen werden mußten, begründen, und die schließliche Verurtheilung erfolgte nur auf einige immerhin phantastische religiöse Anschauungen hin, mit Hintansetzung aller gesetzlichen Bestimmungen. Persönliche Feindseligkeit gegen die beiden Geistlichen trug die Hauptschuld an der Entstehung dieses traurigen Processes, der nur infolge unbegreiflicher Voreingenommenheit theologisirender Juristen diesen Ausgang nehmen konnte. Vgl. Graf Kanitz, «Aufklärung nach Actenquellen über den 1835—42 zu Königsberg i. Pr. geführten Religionsproceß für Welt- und Kirchengeschichte» (Bas. und Ludwigsb. 1862).

Mucūna, Pflanzengattung aus der Familie der Schmetterlingsblütler, deren in den Tropengegenden wachsende Arten schlingende Sträucher und Kräuter mit dreizähligen Blättern und daher den Bohnen verwandt sind, mit denen sie auch hinsichtlich der Gestalt der Hülsen übereinstimmen, von denen sie sich aber durch geraden Griffel, Staubgefäße und Kiel unterscheiden. Eine Art, die sog. Kratzbohne (M. pruriens Dec.), auf Malabar und den Molukken zu Hause, hat mit zerbrechlichen Brennhaaren bedeckte Hülsen. Diese Brennhaare verursachen, auf die Haut gebracht, sehr heftiges, lange anhaltendes, von Entzündung begleitetes Brennen und Jucken, das durch Waschen mit Wasser noch erhöht wird. Mit Sirup oder Honig zu Latwerge gemischt,

vertreiben diese Borsten auf mechan. Weise Eingeweidewürmer, ohne unangenehme Zufälle hervorzurufen. Sie werden deshalb in der Heilkunde angewendet und kommen die Hülsen als Fructus Stizolobii in den Handel.

Mucury, ein Strom in Mittelbrasilien, der in den Gebirgen der Provinz Minas-Geraes, westlich von der Serra dos Aimorés entspringt, und sich längs der Südgrenze der Provinz Bahia bei dem unbedeutenden Hafen San-José do Porto Alegre in den Atlantischen Ocean ergießt. In seinem untern Verlaufe kann der Strom von der Mündung bis zu den Stromschnellen von Sta.-Clara 85 Seemeilen weit von kleinen, flachen Dampfbooten befahren werden. Sein bedeutendster Zufluß ist der Rio de Todos os Santos. 1851 trat unter der Leitung des Theophilo Benedicto Ottoni eine Actiengesellschaft in Rio de Janeiro ins Leben, um von den Stromschnellen durch die Urwälder des Stromgebiets des M. eine fahrbare Straße nach dem Innern der Provinz Minas-Geraes zu bauen und die fruchtbaren Ländereien längs derselben zu colonisiren. Als Centralpunkt der künftigen Colonien wurde das Thal des Allerheiligen-Flusses mit seinen radienförmigen Nebenthälern bestimmt und in demselben der Ort Philadelphia gegründet. Die Fahrstraße von Sta.-Clara nach Philadelphia, 27½ Legoas lang, wurde im Zeitraume von sechs Jahren vollendet und an verschiedenen Punkten Colonisten (vorzüglich Schweizer, Sachsen, Preußen) angesiedelt. 1858 zählten die sämmtlichen Mucurycolonien 1013 Bewohner und versprachen eine blühende Zukunft. Allein polit. und sociale Intriguen der niedrigsten Art gegen den Leiter des Unternehmens brachten es dahin, daß die Actiengesellschaft sich genöthigt sah, der kaiserl. Regierung das ganze Unternehmen käuflich zu überlassen (1861). Seit dieser Zeit sind sowol die Straßen als die Colonien immer mehr in Verfall gerathen und werden voraussichtlich erst in ziemlich ferner Zukunft wieder zu Bedeutung gelangen, wenn ihnen die Regierung ernste Aufmerksamkeit schenkt. Zwischen Sta.-Clara und Philadelphia liegt am Rio Urucú, ebenfalls einem südl. Zuflusse des M., die sog. «Militärcolonie», in der ein kleines Detachement meist ansässiger Infanterie zum Schutze der Ansiedelungen gegen die Ueberfälle der wilden Indianer (Botocuden) liegt. Das Klima ist längs des untern Verlaufs des M. bis Sta.-Clara ungesund. Weiter nach Westen, im obern Stromgebiete, ist es jedoch den Ansiedlern durchaus zuträglich. Der Boden ist sehr fruchtbar und erzeugt alle intertropischen Culturpflanzen, außerdem viele kostbare Nutzhölzer. Vgl. Tschudi, «Reisen durch Südamerika» (1. Bd., Lpz. 1866).

Müffling (Friedr. Ferd. Karl, Freiherr von), nach einem alten Familiennamen **Weiß** genannt, preuß. Generalfeldmarschall, wurde 12. Juni 1775 zu Halle geboren, wo er seine erste wissenschaftliche und militärische Ausbildung erhielt. 1790 trat er in ein Füsilierbataillon, wohnte der Rheincampagne bei, wurde 1798 zu den Vermessungen in Westfalen und 1802 zu der Gradmessung in Thüringen gezogen und 1803 als Hauptmann und Quartiermeister-Lieutenant in den Generalstab versetzt. 1805 dirigirte er die thüring. Vermessung. Den Feldzug von 1806 machte er als Generalstabsoffizier beim Corps des Fürsten von Hohenlohe und den Rückzug beim Herzoge von Sachsen-Weimar mit; bei Lübeck schloß er die Convention von Rattkau ab. 1809 trat er in sachs.-weimar. Civildienste. 1813 aber ging er nach Preußen zurück, wurde Oberstlieutenant im Generalstabe und später Generalquartiermeister der schles. Armee, als welcher er in Blücher's Hauptquartier allen Schlachten und Gefechten bis zur Einnahme von Paris beiwohnte. Schon im Laufe des Feldzugs zum Generalmajor emporgestiegen, wurde er Chef des Generalstabs der 1814 unter Kleist am Rhein zurückgebliebenen Armee. 1815, als Blücher schon bei dem Heere angekommen war, hatte M. bei der Theilung der sächs. Truppen jene Mishelligkeiten, über welche er sich in seinen nachgelassenen Memoiren zu rechtfertigen gesucht hat. Dem Feldzuge von 1815 wohnte er als preuß. Bevollmächtigter in Wellington's Hauptquartier bei und wurde dann Gouverneur von Paris, welchen Posten er fünf Monate unter den schwierigsten Verhältnissen bekleidete. Nachdem er ihn niedergelegt, blieb er bei der Occupationsarmee in Wellington's Hauptquartier und war dann 1818 auf dem Congresse zu Aachen thätig. 1820 zum Chef des Generalstabs der Armee ernannt, führte er weitere Gradmessungen aus. Die von ihm gelegten großen Dreiecke reichten bis zur Verbindung mit Wien; östlich sollten sich dieselben über Dorpat bis Petersburg erstrecken. 1829 vermittelte er in der Türkei den Frieden mit Rußland. Nach seiner Rückkehr wurde er 1832 commandirender General des 7. Armeecorps, 1837 Gouverneur von Berlin, 1841 Präsident im Staatsrath. Auf sein Ansuchen erhielt er 1847 den Abschied. Der König ernannte ihn zum Generalfeldmarschall und schenkte ihm die Domäne Wandersleben, wozu die Gleichen gehören. Seine letzten Jahre verlebte er zu Erfurt, wo er 16. Jan. 1851 starb. Von seinen Schriften, die unter der Chiffre C. von W. erschienen, sind zu nennen: «Operationsplan der preuß.-sächs.

Armee 1806» (Weim. 1806); «Marginalien zu den Grundsätzen der höhern Kriegskunst für die österr. Generale» (Weim. 1808; 2. Aufl. 1810); «Die preuß. und russ. Campagne 1813» (Bresl. 1813; 2. Aufl., Lpz. 1815); «Geschichte des Feldzugs der engl.-hannov.-niederländ. und braunschw. Armee unter dem Herzoge von Wellington und der preußischen unter dem Fürsten Blücher 1815» (Stuttg. 1815); «Beiträge zur Kriegsgeschichte der J. 1813 und 1814; die Feldzüge der schles. Armee» (2 Bde., Berl. 1824); «Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten u. s. w.» (Berl. 1825); «Napoleon's Strategie 1813» (Berl. 1827). Aus seinem Nachlasse erschien: «Aus meinem Leben» (Berl. 1851).

Mufti (arab.) bedeutet so viel als Entscheider oder Ausleger des Gesetzes, d. i. des Korans. Der Großmufti, bei den Türken auch Scheikh-ul-islam, d. h. Haupt der Auserwählten, genannt, hat in der Türkei die oberste Leitung des Cultus und der Gesetze. Er folgt im Range unmittelbar nach dem Großvezier. Seine Wahl hängt einzig vom Großherrn ab, der ihn auch absetzen kann. Doch darf er, solange er seinem Amte vorsteht, nicht zum Tode verurtheilt werden; auch unterliegt sein Vermögen bei der Absetzung nicht der Confiscation. Er wird bei gerichtlichen Handlungen, überhaupt bei allen wichtigen Staatsangelegenheiten zu Rathe gezogen und gibt seinen Ausspruch, Fetwa genannt, meist ganz kurz und ohne Beifügung der Entscheidungsgründe.

Mügge (Theodor), namhafter deutscher Schriftsteller, geb. 8. Nov. 1806 in Berlin, war erst Kaufmann, dann Soldat und entschloß sich 1825, nach Peru zu gehen, um unter Bolivar zu kämpfen. Er befand sich bereits in London, als die Nachricht von der Vertreibung der Spanier aus Südamerika anlangte. Nachdem sich andere Lebensplane zerschlagen, ging er über Paris nach Berlin zurück, wo er Naturwissenschaften, Geschichte und Philosophie studirte. Mehrfach schon hatte er an Zeitschriften mitgearbeitet, als ihn die Bewegung des J. 1830 zu den Schriften «Frankreich und die Bourbonen» (Berl. 1831) und «England und die Reform» (Lpz. 1831) veranlaßte, die dem Censor das Amt kosteten, sowie dem Verfasser alle Aussicht auf Anstellung benahmen. M. wandte sich nun ausschließlich der Schriftstellerei zu, erfuhr aber dabei mehrfach polizeiliche und gerichtliche Verfolgungen, namentlich seit er in der Schrift «Die Censurverhältnisse in Preußen» (Lpz. 1845) diese einer scharfen Kritik unterworfen hatte. Seine belletristische Thätigkeit begann mit «Bilder aus dem Leben» (Berl. 1829). Seine meist in Zeitschriften und Taschenbüchern erschienenen Novellen vereinigte er in vier Sammlungen: «Novellen und Erzählungen» (3 Bde., Braunschw. 1836); «Novellen und Skizzen» (3 Bde., Berl. 1838); «Gesammelte Novellen» (6 Bde., Lpz. 1842—43); «Neue Novellen» (6 Bde., Hannov. 1845—47). Unter den zahlreichen Romanen M.'s sind als die gelungensten hervorzuheben: «Der Chevalier» (3 Bde., Lpz. 1835), «Die Vendéerin» (3 Bde., Berl. 1837), «Toussaint» (4 Bde., Stuttg. 1840); «König Jakob's letzte Tage» (Berl. 1850); «Der Vogt von Sylt» (2 Bde., Berl. 1851); ferner «Afraja» (Frankf. 1854), «Erich Randal» (4 Bde., Berl. 1856), «Leben und Lieben in Norwegen» (2 Bde., Berl. 1858) und «Der Prophet» (3 Bde., Lpz. 1860; 2. Aufl. 1862). Eine Reihe kleinerer Romandichtungen stellte M. in der Sammlung «Romane» (4 Bde., Berl. 1856; neue Folge, 4 Bde., 1858; dritte Folge, 8 Bde., Bresl. 1862—66) zusammen. In einer Gesammtausgabe seiner «Romane» (Bresl. 1861 fg.) erschienen jene vielgelesenen Werke sämmtlich in zweiter Auflage. Ebenso gehaltvoll als anziehend geschrieben sind auch die Reiseschriften M.'s, wie «Skizzen aus dem Norden» (2 Bde., Hannov. 1844), «Streifzüge in Schleswig-Holstein» (2 Bde., Frankf. 1846), welche Schilderungen mit zuerst auf die nationale Bewegung in den Herzogthümern aufmerksam machten, «Die Schweiz» (3 Bde., Hannov. 1847) und das treffliche «Nordische Bilderbuch» (Frankf. 1856; 3. Aufl. 1863). M. starb 18. Febr. 1861 zu Berlin. Als Romandichter zeichnet er sich durch leichte und anmuthige Darstellung, realistische Tüchtigkeit, in einzelnen seiner Werke durch gründliche Durcharbeitung, Reichthum der Erfindung und der Ideen aus. 1850 betheiligte er sich an der Gründung der berliner «National-Zeitung», deren Feuilleton er eine Zeit lang redigirte.

Muggendorf, Flecken in dem zum bair. Kreise Oberfranken gehörigen Fürstenthume Baireuth, 4 M. südöstlich von Bamberg, im tiefen Thale der Wiesent in der sog. Fränkischen Schweiz, ist neuerdings, wie der ½ M. westlicher gelegene Flecken Streitberg, durch seine Molken-, Wasser- und Fichtennadel-Heilanstalt in Aufnahme gekommen. Doch war der Ort schon früher berühmt wegen der in den Bergen und Thälern der Umgegend befindlichen Tropfstein- und Zoolithenhöhlen, deren man eine ganze Menge zählt. Von den nächsten ist die schönste und größte die Rosenmüllershöhle mit einem mehr als 40 F. hohen Gewölbe in der Mitte, von den herrlichsten Stalaktiten aufs mannichfaltigste umwoben und geschmückt. Etwa ½ M. südöstlich von M., fast halbwegs nach Gößweinstein, befindet sich in der südl. Wand des Wiesent-

thals bei dem Dorfe Burggailenreuth die Gailenreuther- oder Zoolithenhöhle, für die Naturforscher die merkwürdigste, aber schwer zugänglich. Diese enthält in den verschiedenen Kammern ihrer mehrfach übereinandergewölbten tiefen Felsengänge große Massen halbverhärteten Thons und in demselben eine ungeheuere Menge Knochen von zum Theil unbekannten Thieren. Die Höhle hat seit den Untersuchungen Esper's (1771), dann Rosenmüller's, Cuvier's, Goldfuß' u. a. europäische Berühmtheit erlangt. Sehr bequem zugänglich und jetzt auch von Touristen am meisten besucht ist die über 1 M. nordöstlich von M. entfernte, erst 1832 entdeckte Rabensteiner- oder Sophienhöhle, in dem vom Ailsbach durchflossenen Ahornthal, 1/4 St. von der 1836 vom Grafen Schönborn mit Warten und Zinnen hergestellten Burg Rabenstein. Diese «Schönborn'sche Höhlenkönigin» zeichnet sich in den drei vordern Abtheilungen keineswegs durch Höhlenarchitektonik aus, aber die vierte ist aus domartigen Gewölben gebildet, die ihresgleichen suchen. Wahrscheinlich ist sie die größte Höhle der ganzen Fränkischen Schweiz. Ihr tiefster Hintergrund liegt 1400 F. von dem Eingange entfernt. Für den Naturforscher ist sie, nächst der Gailenreutherhöhle, deshalb die wichtigste, weil man die theils bloßliegenden, theils mit einer Kalksinterkruste überzogenen fossilen Knochen noch in ihrem ursprünglichen Lagerzustande findet. Ihr gegenüber in der östl. Wand des Ahornthals befindet sich das weite Portal der Ludwigshöhle, früher von Esper das Rabenloch, von Goldfuß das Kühloch genannt, ohne Stalaktiten, aber berühmt im Auslande durch den Geologen Buckland, der sie 1816 und 1822 wiederholt besuchte und für die merkwürdigste hielt, weil in keiner andern Höhle der Erde, außer der von ihm entdeckten Kirkdaler Höhle in Yorkshire, die Thiere so ohne störende Einwirkung der großen Sündflut geblieben seien. Andreas Wagener hat aber Buckland's Ansicht, als sei aller in der Ludwigshöhle vorhandene Bodenschutt thierische Modererde, berichtigt, indem er nachwies, daß der Dünger des darin vielmals untergebrachten Viehs sowie der von den Wänden fallende Dolomit sich mit den Thierresten reichlich vermengt habe. Beschreibungen der muggendorfer Höhlen haben Esper, Köppel, Rosenmüller, Goldfuß u. a. geliefert. Vgl. Heller, «M. und seine Umgegend» (Bamb. 1829).

Muhammed, s. Mohammed.

Mühlbach (Luise), s. Mundt.

Mühlberg, Stadt im Kreise Liebenwerda des Regierungsbezirks Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, früher zum Kurkreise des Königreichs Sachsen gehörig, rechts an der Elbe, mit 3445 E., zwei Kirchen und einem Schlosse, ist historisch merkwürdig durch die Schlacht vom 24. April 1547 zwischen dem Kurfürsten Johann Friedrich I. (s. d.) von Sachsen und dem Kaiser Karl V., welche in polit. Hinsicht für Sachsen die entschiedensten Folgen hatte und diese selbst in Beziehung auf den Protestantismus und ganz Deutschland gehabt haben würde, wenn nicht zur rechten Zeit noch der neue Kurfürst Moritz (s. d.) von Sachsen gegen den Kaiser sich gewendet hätte. Durch einen unzeitig von dem Kurfürsten Johann Friedrich mit dem ihm feindlichen Herzoge Moritz abgeschlossenen Waffenstillstand hatte der Kaiser Zeit gewonnen, mit seinen Streitkräften herbeizukommen. Ueberrascht von dem kaiserl. Heere, blieb dem Kurfürsten nichts anderes übrig, als die Gegend von Mügeln und Meißen, wo er mit seinen 13000 Mann stand, zu verlassen, schnell bei Meißen über die Elbe zu gehen und sich nach Wittenberg, wo er der kaiserl. Uebermacht Trotz zu bieten hoffte, zu wenden. Er hatte die Brücke bei Meißen abbrennen lassen; auch sollte die Schiffbrücke bei M. verbrannt werden, doch war solches nur zum Theil geschehen. Der Kaiser ließ bei seiner Ankunft dieselbe schnell wiederherstellen. Ein Bauer wies gleichzeitig eine Furt nach, wo die Reiterei durch die Elbe gehen konnte, und so gelang es dem Kaiser, den flüchtigen Kurfürsten hinter M. einzuholen. Der Kampf war kurz; des Kurfürsten Heer floh; er selbst wurde infolge seiner Saumseligkeit in Lochau (Annaburg) gefangen.

Mühldorf, Stadt im bair. Kreise Oberbaiern, am Inn, mit 2070 E., ist durch die Schlacht berühmt, in welcher 28. Sept. 1322 Kaiser Ludwig IV. oder der Baier seinen Gegenkönig, Herzog Friedrich von Oesterreich, besiegte und gefangen nahm. Die Oesterreicher waren bei M. über den Inn gegangen und hatten sich auf den Anhöhen zwischen diesem Städtchen und dem Dorfe Ampfing gelagert; Ludwig rückte ihnen dahin entgegen. Obgleich nun König Friedrich anfangs die Ankunft seines Bruders Leopold, der mit neuen Truppen aus Schwaben unterwegs war, erwarten wollte, so beschloß er dennoch, auf die Kunde, daß das kleine Heer Ludwig's sich täglich durch den Zuzug frischer Kriegsvölker verstärke, und trotz der Abmahnung seiner Ritter die Schlacht, theilte sein Heer in vier Haufen, deren mittlern er selbst befehligte, und führte dasselbe 28. Sept. 1322 auf die Behenwiese bei Ampfing zum Angriff. Auf bair. Seite leitete Ludwig die Schlacht nicht selbst, sondern hatte den Oberbefehl dem fränk. Ritter Seyfried

Schweppermann (s. d.) übergeben. Dieser ordnete sein Heer gleichfalls in vier Scharen, bestimmte aber zugleich, daß der Burggraf Friedrich von Nürnberg, wenn der Kampf am heftigsten wüthe, mit einem Haufen von 600 Rittern dem Feinde in die Seite fallen solle. Diese Kriegslist verschaffte dem Heere Ludwig's den Sieg. Als die Oesterreicher, den tapfern Friedrich an der Spitze, den Baiern zusetzten und sich dem Siege schon nahe wähnten, kam der Burggraf den Oesterreichern in die Seite, die, durch die falsche Fahne getäuscht, ihn für den Herzog Leopold hielten und arglos heranließen. Es begann die Schlacht aufs neue. Von vorn und von der Seite heftig angegriffen, flohen die Oesterreicher alsbald. König Friedrich wurde mit 1300 österr. und steierschen Rittern gefangen, eine noch größere Anzahl war erschlagen, und Ludwig gewann durch diesen Sieg den Alleinbesitz des Kaiserthrons.

Mühlen nennt man, im eigentlichen Sinne, Maschinen, welche zur Zerkleinerung verschiedener Stoffe angewendet werden, geschehe dies durch Zerreiben, Zerquetschen, Zerstoßen, Zerschneiden u. s. w. Nach der Natur des behandelten Stoffs bezeichnet man diese Maschinen als Getreidemühlen, Knochen-, Cement-, Gips-, Loh-, Farbemühlen u. s. w.; nach der Wirkungsweise ihrer direct arbeitenden Bestandtheile heißen sie Mahl-, Reib-, Quetsch-, Stampf-, Sägemühlen. Das Vorhandensein von Räderwerk als Betriebsmittel wird gewöhnlich in den Begriff der M. mit eingeschlossen, und so kommt es, daß manchmal auch Maschinen mit Räderwerk, welche einen ganz andern Zweck haben, den Namen M. erhalten, z. B. Spinnmühlen, Walkmühlen u. dgl. Nicht minder wird die Benennung M. auch auf diejenigen Werke erstreckt, in welchen der zerkleinerte Stoff unmittelbar noch eine weitere Bearbeitung erhält, z. B. bei den Pulvermühlen, wo die zerkleinerten Materialien in der Mühle selbst noch gemischt, gekörnt und gesiebt werden, oder bei den Papiermühlen, wo das gemahlene Papierzeug zu Papier geschöpft, gekautscht und getrocknet wird. Braucht man indessen das Wort Mühle ohne weitern Beisatz, so versteht man allemal darunter Getreidemühlen, welche nach ihrer besondern Bestimmung wieder in Mahl- oder Mehlmühlen, Schrot-, Spitz-, Schäl-, Graupenmühlen zerfallen. In allen M. besteht das Triebwerk aus ineinandergreifenden Rädern, mittels deren die von der ursprünglichen bewegenden Kraft, diese mag nun Elementar- oder animalische Kraft sein, bewirkte langsame Bewegung in eine nach dem Bedürfniß geregelte schnellere verwandelt und auf die verschiedenen Theile des gehenden Werks vertheilt wird. Nach der Kraft, welche man zur Bewegung des Triebwerks verwendet, hat man Handmühlen, Roßmühlen, Windmühlen, Wassermühlen und Dampfmühlen. Die Handmühlen sind entweder solche, die wirklich mit der Hand bewegt werden, oder Tretmühlen, in welchen ein großes senkrechtes Rad durch in demselben oder auf Staffeln außerhalb desselben ansteigende Menschen in Bewegung gesetzt wird und als Moteur dient. Die Wassermühlen sind entweder oberschlächtige, wo das Wasser von oben auf die Schaufeln eines senkrechten Rades fällt und durch seine Schwere wirkt, oder unterschlächtige, wo das Wasser unten gegen die Schaufeln des Rades fließt und durch den Stoß wirkt, oder endlich mittelschlächtige, wo das Wasser auf einen Punkt in der Peripherie unterhalb der Achse anfällt und, wie bei den oberschlächtigen, durch Schwerkraft wirkt. In neuerer Zeit werden manche M. durch horizontale Wasserräder, sog. Turbinen, getrieben; diese machen eine vierte Art der Wassermühlen aus. Die Windmühlen sind entweder senkrechte, wo die Flügelwelle fast horizontal liegt, die Flügel also sich in einer ungefähr senkrechten Ebene umdrehen; oder horizontale, mit stehender Flügelwelle. Letztere finden sich selten und sind kaum auf vortheilhafte Weise zu construiren. Je nach der Vorrichtung zum Stellen der Flügel in den Wind hat man Bockwindmühlen, wo das ganze Gebäude, und holländische oder Thurmmühlen, wo nur der obere Theil, die Kappe, mit dem Flügelgerüst in den Wind gedreht wird. Diese hat man in Holland erfunden; sie sind zwar viel theuerer, aber auch viel zweckmäßiger als die ersten, da sie eine größere Solidität und viel mehr Raum zur Anlage des gehenden Werks gestatten. Die Wassermühlen zerfallen, je nach ihrer Lage, in Schiffmühlen, welche auf großen Kähnen liegen und ihren Stand verändern können, und in Pfahlmühlen, welche am Ufer des Wassers fest erbaut sind. Bei diesen ist das Wasser in ein Gerinne gefaßt, welches oft bedeutende Wasserbauten erfordert. Das unmittelbar Wirkende bei den Getreidemühlen sind die Mühlsteine, scheibenförmig aus Sandstein, porösem Quarz u. s. w. gearbeitet, von welchen der untere (Bodenstein) festliegt, der obere (Läufer) sich umdreht. In der neuern Zeit sind in Frankreich, England und Amerika mannichfache Verbesserungen an den M. vorgenommen worden. Namentlich hat das amerik. System, und mit Recht, sehr viele Anhänger gefunden, und auch in Deutschland sind die sog. Amerikanischen M. mehr und mehr zur Einführung gelangt. Das Grundprincip der Amerikaner ist höchste Reinlichkeit des Kornes, weshalb dasselbe durch eine Reihe von Apparaten vielfach gereinigt wird,

ehe es zum Zuführwerke kommt; der Mahlproceß selbst ist verbessert und ebenso der Beutelapparat; ein Hauptvorzug aber ist das Kühlsystem. Durch das Mahlen nämlich wird das Korn erhitzt und leidet; darum haben diese M. eigene Ventilatoren, durch welche das Gut zwischen jeder Operation erst wieder vollkommen abgekühlt wird. Außerdem sind noch die Elevatoren und die Zubringer oder Conveyers vorhanden, Apparate, mit welchen das Gut theils horizontal, theils vertical von einem Apparate dem andern durch die Maschine zugeführt wird, sodaß jeder Handarbeit und Verunreinigung vorgebeugt ist. Das auf Amerikanischen M. bereitete Mehl verdirbt nicht so leicht als anderes, da es durchaus trocken vermahlen wird, während sonst das Korn genetzt zu werden pflegt. Statt der Mühlsteine bedient man sich gegenwärtig auch mehrfach der Walzen, zwischen welchen das Korn zerdrückt wird; doch hat die Erfahrung gelehrt, daß Walzenmühlen das Korn nicht so völlig rein ausmahlen wie Steinmühlen. Die M. sind eine sehr alte Erfindung. Anfänglich hatte man nur Handmühlen, ihnen schlossen sich zunächst Roßmühlen an. Wassermühlen gab es schon zu des Augustus Zeiten. Oeffentliche Wassermühlen hatte man unter Honorius und Arcadius; die Schiffmühlen sind eine Erfindung Belisar's 536. Die Windmühlen wurden im 12. Jahrh. erfunden. — Mühlenordnung heißt die Sammlung der Gesetze und Verordnungen, welche sich auf das Mühlwesen beziehen; Mühlenregal das der Regierung zustehende Recht, allein M. anzulegen oder von jeder neuen Mühle eine Abgabe, den Mühlenzins, zu erheben; Mühlenzwang die Verbindlichkeit der Einwohner des einer Mühle gehörigen Bezirks, ihr Korn eben nur in dieser Mühle mahlen zu lassen; Mahlmetze, Mühlenmetze, der als Lohn an den Müller abzugebende Theil des Getreides, der in einigen Ländern den 32., in andern den 30. oder 24., ja bis zum 16. Theil beträgt, in vielen Ländern aber in Geldentschädigung verwandelt worden ist.

Mühlenbruch (Christian Friedr.), einer der berühmtesten neuern Civilrechts- und Proceßlehrer, geb. zu Rostock 3. Oct. 1785, studirte seit 1800 in Rostock, Greifswald, Göttingen und Heidelberg, habilitirte sich 1805 in Rostock und wurde daselbst 1808 Rathsherr und 1810 ord. Professor der Rechte. 1815 ging er in gleicher Eigenschaft nach Greifswald, 1818 nach Königsberg, 1819 nach Halle, wo er mit größtem Erfolg als Lehrer und Schriftsteller in den Fächern des Civilrechts und Processes, aber auch im Gebiete der Verwaltung als stellvertretender Regierungsbevollmächtigter (1828—31) wirkte, und 1833 als ord. Professor und Mitglied des Spruchcollegiums mit dem Charakter eines Geh. Justizraths nach Göttingen, wo er 17. Juli 1843 starb. Seine hauptsächlichsten Schriften sind das «Lehrbuch der jurist. Encyklopädie und Methodologie» (Rost. 1807); «Die Lehre von der Cession der Forderungsrechte nach den Grundsätzen des röm. Rechts» (Greifsw. 1817; 3. Aufl. 1835); «Doctrina pandectarum scholarum in usum» (3 Bde., Halle 1823—25; 4. Aufl. 1838—40); «Entwurf des gemeinrechtlichen Civilprocesses, mit beigefügten Quellen und literarischen Belegen» (Halle 1827; 2. Aufl. 1840); die Fortsetzung von Chr. Fr. von Glück's «Ausführlicher Erläuterung der Pandekten» (Bd. 35—41, Erl. 1833—40); «Lehrbuch des Pandektenrechts» (3 Bde., Halle 1836—37; 3. Aufl. 1839—40); «Lehrbuch der Institutionen des röm. Rechts» (Halle 1842). Außerdem war M. Mitredacteur des «Archivs für civilistische Praxis» und Redacteur der halleschen «Allgemeinen Literaturzeitung» für das jurist. Fach, und beide Institute hat er durch zahlreiche Abhandlungen gefördert. Seine Schriften wie seine Vorträge zeichnen sich aus durch außerordentliche Klarheit, glänzenden Scharfsinn und glückliche Entwickelung der Ideen aus den geschichtlichen Elementen. Die göttinger Wirren 1837 brachten ihn in Gegensatz nicht blos zu den entlassenen Sieben, sondern auch zu der Mehrzahl seiner Collegen, zumal die ihm verliehenen Auszeichnungen, wie die 1839 erfolgte Ernennung zum außerordentlichen Mitgliede des Staatsraths, nur noch mehr Anstoß erregen konnten.

Mühlhausen oder Mülhausen (franz. Mulhouse), einer der wichtigsten Fabrikorte und seit 1857, anstatt Altkirch, die Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Oberrhein (Elsaß), 5½ M. südlich von Kolmar, in fruchtbarer Gegend an der Ill, am Rhône-Rheinkanal und der Eisenbahn von Strasburg nach Basel, nach Thann und Wesserling, nach Belfort u. s. w. gelegen, ist seit 1800 der Mittelpunkt des Handels und der Industrie des ganzen Departements, Sitz eines luth. Consistoriums und eines jüd. Rabbinats, eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und zweier Friedensgerichte, eines Gewerberaths und Arbeiterschiedsgerichts, einer Handels- und einer Ackerbaukammer sowie einer auf Förderung des Gewerbfleißes und des Handels bedeutend einwirkenden Industriegesellschaft mit jährlichen Preisen für Entdeckungen und Vervollkommnungen in Gewerben und einer Mustersammlung von Erzeugnissen aller Länder. Die Stadt ist sehr alt, aber den großartigen Fabriken haben die meisten ältern Bauwerke weichen

müssen. Die Altstadt, auf einer von der Ill und dem Neubreisachkanal gebildeten Insel gelegen, hat unregelmäßige, aber breite, gutgepflasterte Straßen, schöne Häuser und öffentliche Gebäude, darunter das Stadthaus am Réunionsplatz (1551—53 erbaut), die neue prot. Kirche im Stil des 14. Jahrh. mit Glasmalereien, eine Synagoge u. s. w. Die Neustadt dehnt sich gegen Südosten aus, von der Ill bis zum Rhône-Rheinkanal, hat gerade, mit Trottoirs versehene Straßen, im Mittelpunkt den großen dreieckigen Börsenplatz mit einem Square nach londoner Art, umgeben von den eleganten, auf Säulengängen ruhenden Häusern der reichsten Kaufleute und Fabrikanten, dem schönen Casino u. s. w. Der kleine alte Lambertplatz ist mit einer Denksäule des Mathematikers Lambert geschmückt. Von den zwei Arbeiterquartieren (cités ouvrières) ist das ältere eins der ersten, welche in Frankreich zur Verbesserung der Lage der Fabrikarbeiter angelegt wurden. Die Quais am großen Kanalbassin bilden eine schöne Promenade. Die Stadt hat ein Communalcollége, eine Real- und eine Gewerbeschule, eine Akademie für Malerei und Zeichenkunst, eine öffentliche Bibliothek, ein Theater, außer dem Industriemuseum ein Naturaliencabinet, eine Gesellschaft für Gartenbau, eine Altersversorgungskasse für Arbeiter, in Verbindung mit einer Aufmunterungsgesellschaft zur Sparsamkeit und einer Versorgungsanstalt für alte und arbeitsunfähig gewordene Arbeiter mit 250 Betten. Die industrielle Thätigkeit M.s nahm in den letzten Jahrzehnten einen großartigen Aufschwung, und die Bevölkerung der Stadt wie die der Dörfer im Umkreise einer Meile ist rasch und bedeutend gewachsen. Die Stadt selbst zählte 1821 nur 13027, 1851 erst 29574, 1861 bereits 45887, 1866 sogar 58773 E. Die Zahl der Arbeiter wird allein auf 16450 angegeben. M. ist das Centrum eines der bedeutendsten Bezirke der Baumwollindustrie Frankreichs. Seine Fabriken liefern Kattun, Calicot, Zitz, Mousselin, Madras-Taschentücher u. s. w. Hieran schließen sich Färbereien und die großartigsten Zeugdruckereien, die besonders in feinern Farben sowie in Schönheit der Muster in Frankreich das Beste leisten. Ferner fertigt man Leinwand, Wäsche in deutscher Façon, Tuch, Maroquin und anderes Leder, Handschuhe, Seifen, chem. Producte, Stärke, Spielwaaren, Druck- und Farbenpapier. Außerdem hat M. auch bedeutende Bleichen, Woll-, Baumwoll- und Flachsspinnereien, Brauereien, Eisengießereien, großartige Etablissements zur Herstellung von Spinn- und Webemaschinen, von Dampfmaschinen und Locomotiven. Sehr zahlreich sind die Ateliers von Zeichnern, Holz- und Kupferstechern für die Weberei und Druckerei. Die bedeutendsten Fabrikgeschäfte sind die der Gebrüder Köchlin (s. d.) und die von Dolfuß und Nägeli. Dazu kommt noch der lebhafte Handel mit den Fabrikaten und Manufacten sowie mit Getreide, Wein, Branntwein, Spezerei- und Quincailleriewaaren. Die Ein- und Ausfuhr belief sich 1861 auf $6\frac{1}{2}$ Mill. Frs. M. wurde 1273 vom Kaiser Rudolf von Habsburg zur Freien Reichsstadt erhoben. In den Fehden gegen den benachbarten Adel verband sich die Stadt im 15. Jahrh. mit mehrern Schweizercantonen, sodaß sie später in den Kämpfen zwischen dem Kaiser und Frankreich eine gewisse Neutralität behaupten konnte. Der Reformation trat sie schon 1523 bei. Sie gehörte zum Oberrheinischen Kreise, bis sie im März 1798 zu Frankreich geschlagen wurde. Vgl. Véron, «Les institutions ouvrières de M.» (Par. 1866).

Mühlhausen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, liegt an der Unstrut und ist ein nicht unwichtiger Fabrikort mit 17046 E. Die Stadt besitzt nicht weniger als 14 Kirchen, von denen jedoch nur noch 10 in Gebrauch sind, darunter die schöne goth. Marienkirche mit fünf Schiffen. Das besuchte Gymnasium wurde 1543 gegründet. Die Fabrikthätigkeit erstreckt sich vorzugsweise auf Wollspinnerei und Wollweberei (Tuch u. s. w.), Färberei, Leder, Leim, Stärke u. s. w. Auch wird in der Umgebung viel Waid, Saflor und Anis gebaut. Der Getreidehandel und die Wollmärkte sind nicht unbedeutend. Eisenbahnverbindungen zum Anschluß einerseits an die Linie Halle-Kassel, andererseits an die Sächsisch-Thüringische Bahn waren für 1867 projectirt. M. wird schon sehr früh genannt, war Freie Reichsstadt und gehörte nebst ihrem Gebiete zum Niedersächsischen Kreise. Durch den Reichsdeputationshauptschluß verlor sie 1803 ihre Selbständigkeit und wurde Preußen als Entschädigung zugetheilt. Nach dem Tilsiter Frieden gehörte sie zum Königreiche Westfalen; 1813 aber kam die Stadt wieder an Preußen. — Im Kreise M., der auf 8,28 Q.-M. 41528 E. zählt, liegt noch die Stadt Treffurt, an der Werra, mit 1933 E. und der Ruine Nordmanstein.

Mühlheim heißen zwei nicht unwichtige Städte in der preuß. Rheinprovinz. — M. am Rhein, Kreisstadt im Regierungsbezirk Köln, liegt rechts am Rhein, der Stadt Köln schräg-über, und ist ein wohlhabender und gewerbreicher Ort, der seine Blüte einer Anzahl prot. Bürger verdankt, die zu Anfang des 17. Jahrh. aus Köln auswanderten. Die Stadt zählt (Ende 1864) 9495 E., welche besonders Fabriken für Sammt, Seide und Leder sowie zahlreiche

Mühlen unterhalten, auch lebhaften Speditionshandel und Stromschiffahrt treiben. Zu M. bestehen eine höhere Bürgerschule und eine sehr besuchte Webeschule. Im Kreise M., der auf 6,8 Q.-M. nicht weniger als 52112 E. zählt, liegt noch die Stadt Gladbach (s. d.). — Die Stadt M. an der Ruhr, zum Kreise Duisburg des Regierungsbezirks Düsseldorf gehörig, ist Hauptort der fürstl. Standesherrschaft Broich und zählt 13752 E. Der Ort ist vorzüglich wichtig durch seinen Handel mit Ruhrkohlen, von denen ein ansehnlicher Theil nach Holland geht. Auch die Sandsteinbrüche und der Handel mit Baumaterial sind bedeutend. Sonst bestehen hier Tuchmanufacturen, Baumwollspinnereien und Webereien, Eisengießereien, Eisenwaaren- und Maschinenfabriken, eine Glashütte, ferner Fabriken für Leder, Papier u. s. w. Auch werden noch immer viel Fahrzeuge für die Rhein- und Ruhrschiffahrt gebaut. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt M. eine besuchte Realschule. In der Umgebung der Stadt liegen viele Steinkohlengruben und das Dorf Saarn, dessen königl. Gewehrfabrik neuerdings mit der in Suhl vereinigt worden ist.

Mulatten, s. Farbige.

Mulde, nächst der Elbe der Hauptfluß des Königreichs Sachsen, entsteht bei Kötteritzsch oberhalb Grimma aus der Vereinigung der Zwickauer oder westlichen M., die bei Schöneck im sächs. Voigtlande entspringt, Zwickau berührt und die Chemnitz aufnimmt, und der Freiberger oder östlichen M., die bei Graupen in Böhmen ihren Quell hat, an Freiberg vorübergeht und die Zschopau und die Flöha aufnimmt. Nach der Vereinigung berührt der Fluß in Sachsen die Städte Grimma und Wurzen. Der früher, namentlich bei Wurzen ansehnliche Lachsfang hat jetzt fast ganz aufgehört. Aus Sachsen geht die M. durch einen Theil der preuß. Provinz Sachsen und das Anhaltische, berührt Eilenburg, Düben, Bitterfeld, Jeßnitz, Dessau und fällt 1 St. unterhalb letzterer Stadt in die Elbe. Die M. ist nicht schiffbar, wird jedoch in ihren Oberläufen zum Holzflößen benutzt.

Mulder (Gerardus Johannes), ausgezeichneter Chemiker, geb. 27. Dec. 1802 zu Utrecht als Sohn eines Arztes, erhielt daselbst seine Schulbildung und bezog 1819 die Universität seiner Vaterstadt, wo er sich neben medic. Fachstudien besonders auch mit Naturwissenschaften und Mathematik beschäftigte. Nachdem er 1825 als Doctor der Medicin und Pharmacie promovirt, ließ er sich als praktischer Arzt in Amsterdam nieder. 1826 siedelte er als Lector der Physik bei der Batavischen Gesellschaft nach Rotterdam über, wo er gleichzeitig auch Vorlesungen über Botanik im Apothekerverein hielt. Im folgenden Jahre wurde er als Lector der Botanik und bald nachher auch als Lector der Chemie an der neuerrichteten medic. Schule angestellt. Theils aus Gesundheitsrücksichten, theils um sich ganz dem Lehrfach widmen zu können, legte er 1835 seine ausgedehnte ärztliche Praxis nieder. Seit 1840 wirkt er als Professor der Chemie in Utrecht. In wissenschaftlicher Beziehung hat sich M. besonders um die Thierchemie große Verdienste erworben, namentlich durch seine Untersuchungen über die eiweißartigen Körper, wonach er eine allen diesen Stoffen gemeinsame Grundlage als Proteïn (s. d.) bezeichnete. Diese Annahme führte zu einem in der Wissenschaft unerhörten Streite mit Liebig. Von seinen frühern Werken ist der «Versuch einer allgemeinen physiol. Chemie» (deutsch von Kolbe, mit Zusätzen des Verfassers, Braunschw. 1844—51) besonders hervorzuheben; nächst diesem: «De voeding in Nederland in verband tot den volksgeest» (Rotterd. 1847) und «De voeding van den Neger in Suriname» (Rotterd. 1847). Hieran reihen sich «Chem. Untersuchungen» (deutsch von Völcker, Frankf. 1848); ferner «Die Ernährung in ihrem Zusammenhange mit dem Volksgeiste» (Düsseld. 1847); die «Scheikundig verhandelingen en onderzoekingen» (2 Thle., Rotterd. 1857); «Die Chemie des Weins» (deutsch von Arenz, Lpz. 1856); «Die Chemie des Bieres» (deutsch von Grimm, Lpz. 1858); «Die Silberprobirmethode» (deutsch von Grimm, Lpz. 1859); «Die Chemie der Ackerkrume» (deutsch von Müller, 3 Bde., Berl. 1861—64). Außerdem ist M. der Verfasser zahlreicher Abhandlungen, welche in verschiedenen Zeitungen zerstreut sind. Mit van Hall und Vrolik redigirte er 1826—32 die «Bydragen tot de natuurkundige wetenschappen»; allein von 1833—36, und mit Wenckebach von 1836—38 das «Natuur en scheikundig archief»; mit Miquel und Wenckebach das «Bulletin des sciences physiques et naturelles en Neerlande»; seit 1842 die «Scheikundige onderzoekingen gedaan in het laboratorium der Utrechtsche Hoogeschool».

Mulgrave (Constantine John Phipps, Lord), brit. Seefahrer, der Sohn eines irländ. Peers, wurde 30. Mai 1744 geboren. Er trat zeitig in die Marine, stieg bereits 1765 zum Fregattenkapitän und erwarb sich den Ruf eines tüchtigen Seemanns. Als 1773 die königl. Societät der

Wissenschaften die Möglichkeit einer Fahrt aus dem Atlantischen Ocean durch das nördl. Polarmeer in das große Weltmeer wieder in Frage zog, erbot sich M., den Versuch nochmals zu machen. Er verließ 10. Juni 1773 mit zwei Schiffen die Rhede vom Nore und drang bis zur Breite von 80° 48′ vor. Allein 30. Juli sah er sich in unübersehbare Eisfelder eingeschlossen und seine Lage wurde kritisch. Am 1. Aug. waren seine beiden Fahrzeuge so von Schollen umdrängt, daß er nicht von der Stelle weichen konnte. Er ließ das oft 12 F. dicke Eis zersägen, aber auch damit gewann er keinen Ausweg. Eben stand er im Begriff, seine Kähne über das Eis ins freie Meer schaffen zu lassen, als sich ein günstiger Wind erhob, der das Eis in Bewegung brachte. Jetzt setzte er auf seinen Schiffen alle Segel bei, und 10. Aug. war er bereits den Eismassen gänzlich entronnen. Er warf unweit Spitzbergen Anker, trat von hier 26. Aug. die Rückreise an und erschien 25. Sept. wieder auf der Rhede vom Nore. Seine Expedition stellte fest, daß das Polarmeer nicht zu durchschiffen sei. Während des amerik. Revolutionskriegs commandirte M. ein Linienschiff bis zum Frieden von 1783. Hierauf wurde er zum Geheimrath, 1784 aber zum Peer von Großbritannien erhoben. Seiner zerrütteten Gesundheit wegen verließ er 1791 den öffentlichen Dienst und ging auf das Festland. Er starb zu Lüttich 10. Oct. 1792. Auch um die Vervollkommnung des Schiffbaues machte er sich verdient sowie als Mitglied der brit. Gesellschaft der Alterthumsforscher. Die Ergebnisse seiner Expedition veröffentlichte er in dem «Journal of a voyage towards the North Pole» (Lond. 1774; deutsch von Engel, Bern 1777). — **Henry Phipps**, Graf von M., des vorigen Bruder, geb. 14. Febr. 1755, widmete sich dem Militärdienste, kämpfte im Kriege mit Amerika und trat nach dem Frieden ins Unterhaus, wo er lebhaft das Ministerium unterstützte. 1792 folgte er seinem Bruder als irländ. Baron und ward 1794 Mitglied der Peerskammer; bald darauf trat er auch als Freund Pitt's ins Ministerium. Als er nach Pitt's Tode seine Stelle verlor, wendete er sich auf die Seite der Opposition. 1807 gelangte er als erster Lord der Admiralität wieder ins Ministerium, in welchem er sich nachdrücklich gegen die Emancipation der Katholiken erklärte. Den Zug nach Walcheren 1809 betrieb er persönlich und mußte dafür einen harten Kampf mit der Opposition bestehen. 1812 vertauschte er seine Stelle als Chef der Admiralität mit der eines Großmeisters der Artillerie, und zugleich wurde er Viscount Normanby und Graf von M. Er starb 7. April 1831 und hinterließ einen Sohn, den nachherigen Marquis von Normanby (s. d.).

Mull (Insel), s. Hebriden.

Müllenhoff (Karl Victor), einer der gelehrtesten Kenner des deutschen Alterthums, geb. 8. Sept. 1818 zu Marne in Süderdithmarschen, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung seit 1830 auf dem Gymnasium zu Meldorf und widmete sich hierauf seit 1837 erst zu Kiel und Leipzig, dann zwei Jahre hindurch zu Berlin philol. Studien. Auf letzterer Universität hörte er besonders Böckh, Ranke, Droysen, die Gebrüder Grimm, doch fühlte er sich vorzugsweise von Lachmann angezogen. Nachdem er im Frühjahr 1842 zu Kiel promovirt, habilitirte er sich daselbst im Herbst des folgenden Jahres als Privatdocent. Obgleich er noch eine Zeit lang Vorlesungen über Homer, Horaz, Properz, Tacitus, Strabo sowie über alte Länder- und Völkerkunde hielt, wandte er sich doch mehr und mehr dem Studium der ältern deutschen Sprache und Literatur in Verbindung mit dem der Geschichte des deutschen Volks zu. 1846 erhielt M. eine außerord. und 1854 die ord. Professur der deutschen Sprache, Literatur und Alterthumskunde. Seit Herbst 1858 wirkte er in gleicher Eigenschaft an der Universität zu Berlin. M.'s erste wissenschaftliche Arbeiten erschienen in den «Nordalbingischen Studien» (seit 1844). Neben der kritischen Arbeit über die «Kudrun» (Kiel 1845) und der kleinen Schrift «De antiquissima Germanorum poesia chorica» (Kiel 1847) veröffentlichte er in Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum» eine Reihe von Untersuchungen zur deutschen Heldensage (z. B. Ueber die merovingische Stamm- und austrasische Dietrichssage, über den Mythus von Beowulf, zur Kritik des angelsächs. Volksepos, zur Geschichte der Nibelungensage u. s. w.). An der Redaction der «Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur» (Braunschw. 1851—54) hatte M. wesentlichen Antheil. Für dieselbe schrieb er unter anderm die Abhandlungen «Zur Runenlehre» (mit Liliencron, 1852, auch besonders erschienen), «Ueber den Bau der Elegien des Properz» (1854) und die wichtige kritische Untersuchung «Zur Geschichte der Nibelunge Nôt» (auch besonders abgedruckt, Braunschw. 1855). Diesen Arbeiten schlossen sich später an: «De carmine Wessefontano» (Berl. 1861), «Altdeutsche Sprachproben» (Berl. 1864) und «Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrh.» (mit Scherer, Berl. 1864). Außerdem hat er auch eine Reihe schätzbarer Untersuchungen zur Geographie und Ethnographie des alten Europa geliefert. Dahin gehören, außer der Schrift «Ueber die Weltkarte und Choro-

graphie des Kaisers Augustus» (Kiel 1856), unter anderm die Abhandlungen über die Geten (in Ersch und Gruber, «Allgemeine Encyklopädie», 1. Sect., Bd. 64, Lpz. 1857) und über die Sarmaten (in den «Monatsberichten» der berliner Akademie).

Müller (Adam Heinrich), deutscher Schriftsteller, geb. zu Berlin 30. Juni 1779, studirte anfangs zu Berlin prot. Theologie, ward aber durch die damalige philos. Richtung von den positiven Wissenschaften abgeleitet und durch die Bekanntschaft mit Fr. Gentz in die Tagespolitik hineingezogen. Nachdem er von 1798—1800 zu Göttingen noch die Rechte studirt, wandte er sich nach Berlin zurück, trat als Referendar in Staatsdienst, widmete sich aber dessenungeachtet den Naturwissenschaften. Hierauf unternahm er Reisen nach Schweden und Dänemark und verbrachte zwei Jahre in Polen, wo er innerlich mit seinen religiösen und polit. Ueberzeugungen sehr beschäftigt war. Um Gentz wiederzusehen, der stets großen Einfluß auf ihn behielt, ging er endlich nach Wien, wo er 30. April 1805 zur röm.-kath. Kirche übertrat. Bald darauf wandte er sich nach Dresden und hielt hier als privatisirender Gelehrter Vorlesungen über philos., ästhetische und polit. Gegenstände, von welchen einige in derselben Form gedruckt erschienen, andere von ihm als Grundlage größerer Werke benutzt wurden. Infolge seiner Betheiligung an den kriegerischen Vorgängen von 1809 ging er nach Berlin, wo er ebenfalls Vorlesungen über Friedrich II. hielt und Aussichten rücksichtlich einer Anstellung im höhern Staatsdienst nebst Wartegeld erlangte. Indeß ließ er sich in die Intriguen der Junkerpartei gegen die neuen preuß. Staats- und Gesetzreformen ein, gab sich sogar zum publicistischen Organ dieser Partei her und machte damit seine öffentliche Laufbahn unmöglich. Im Mai 1811 kehrte er deshalb nach Wien zurück und lebte zwei Jahre im Hause des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich-Este, hielt auch hier 1812 Vorlesungen über Beredsamkeit. Von 1813 an war M. als kaiserl. Landescommissar und tiroler Schützenmajor bei dem Aufstande in Tirol und als Regierungsrath und erster Referent bei der Organisation dieses Landes thätig, bis er im April 1815 dem Feldhoflager des Kaisers Franz nach Paris folgte. Hierauf wurde er österr. Generalconsul für Sachsen in Leipzig, wo er «Staatsanzeigen» (1816—18) und einen «Unparteiischen Literatur- und Kirchencorrespondenten» erscheinen ließ, welche Zeitschriften jedoch wegen ihrer reactionären und proselytenmacherischen Tendenz viel Widerspruch fanden und bald eingehen mußten. Sodann wohnte M. den Conferenzen in Karlsbad und Wien bei, wurde 1827 nach Wien zurückberufen, zum Hofrath ernannt und bei der Hof- und Staatskanzlei im außerordentlichen Dienste verwendet. In dieser Stellung starb er 17. Jan. 1829. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Die Lehre vom Gegensatze» (Berl. 1804), ein Versuch, die Philosophie nach Fichte zu restauriren, der aber unvollendet blieb; «Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur» (Dresd. 1806—7); «Von der Idee des Staats und ihren Verhältnissen zu den populären Staatstheorien» (Dresd. 1809); «Die «Elemente der Staatskunst» (3 Bde., Berl. 1809); «Ueber König Friedrich II.» (Berl. 1810); «Die Theorie der Staatshaushaltung» (2 Bde., Wien 1812); «Versuch einer neuen Theorie des Geldes» (Lpz. 1816); «Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland» (Lpz. 1817); «Von der Nothwendigkeit einer theol. Grundlage der gesammten Staatswissenschaften und der Staatswirthschaft insbesondere» (Lpz. 1819). M. beweist in allen diesen Schriften Geist und Ideenfülle, aber auch Mangel an positivem Wissen und strengem Denken sowie eine in seinem unruhigen und krankhaften Gemüthsleben wurzelnde Reactionstendenz nach den kirchlichen, polit. und ökonomischen Zuständen des Mittelalters. Namentlich seine staatswirthschaftlichen Ansichten sind in dieser Beziehung die Grundlage reactionärer Staatstheorien geworden und haben als solche häufig Widerlegung gefunden.

Müller (Friedr.), bekannt unter dem Namen Maler Müller, zugleich Maler, Kupferstecher und genialer Dichter, geb. 1750 zu Kreuznach, war zuerst in herzogl. zweibrückischen Diensten und ging 1776, nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Manheim, nach Rom, wo er anfangs die Werke Michel Angelo's studirte, dann aber die Kunst verließ und sich der Forschung über die Stadt Rom widmete, in welcher er auch den Fremden der trefflichste Führer war. Vom Könige von Baiern erhielt er später den Titel als Hofmaler. Er starb zu Rom 23. April 1825. M. lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf sich durch die Herausgabe mehrerer Sammlungen radirter Blätter von Thieren, Compositionen in niederländ. Geschmack, Hirtenscenen u. s. w., die wegen ihrer eigenthümlichen Ideen und der Freiheit der Behandlung mit Beifall aufgenommen wurden. In Rom aber verfiel er, statt der echten Großheit des Stils blos die Manier Michel Angelo's aufgreifend, ins Uebertriebene und erfüllte die Hoffnungen nicht, welche sein Talent früher erweckte. Größere Verdienste hat er als Dichter, blieb aber auch hier der einfachen Natur

nicht treu genug, um allgemein anerkannt zu werden. Er gehörte zu den kräftigen Geistern, die in einer Zeit, wo die Dichtkunst meist in eine versificirte Prosa ausgeartet war, einen neuen Schwung in die deutsche Literatur brachten. Mit seinen ersten Gedichten, wie «Bacchidion und Milon» (1774), «Der Satyr Mopsus» (Frankf. und Lpz. 1775) und «Adam's erstes Erwachen und selige Nächte» (Manh. 1778), schien er zu früh zu kommen; sie wurden nur mit getheiltem Beifall aufgenommen. Erst später, als er seine «Gesammelten Werke» (3 Bde., Heidelb. 1811; neue Aufl. 1825) veröffentlichte, wurde sein Verdienst gebührend anerkannt. Unter seinen Idyllen findet man vortreffliche Naturstücke, wie z. B. «Ulrich von Koßheim», «Die Schafschur» und «Das Nußkernen», die in ihrer fröhlichen rein pfälz. Derbheit und Natürlichkeit zu einer Zeit, wo Geßner's zierlich-sentimentale Schilderungen noch als Meisterwerke galten, nicht nach Verdienst gewürdigt werden konnten. Seine «Niobe» (Manh. 1778) ist ein treffliches Drama. Auch «Faust» (1778) und «Genoveva» sind Dichtungen, welche neben Goethe's und Tieck's Bearbeitungen einen eigenen Werth beanspruchen. Seine letzten Werke, z. B. «Adonis, die klagende Venus und Venus Urania, eine Trilogie» (Lpz. 1825) trugen zur Erhöhung seines Ruhms nicht bei.

Müller (Johann), Mathematiker, s. Regiomontanus.

Müller (Johannes von), berühmter deutscher Geschichtschreiber, geb. 3. Jan. 1752 zu Schaffhausen von bürgerlichen Aeltern, kam im Alter von sieben Jahren auf das Gymnasium zu Schaffhausen und später in das Humanitätscollegium. Zum Studium der Theologie bestimmt, bezog er 1769 die Universität zu Göttingen, wo ihn Schlözer's Umgang für die histor. Forschung gewann. Nachdem er sein theol. Examen bestanden, wurde er 1772 Professor der griech. Sprache am Gymnasium zu Schaffhausen. Gleichzeitig ließ er seine erste Schrift, «Bellum Cimbricum» (Zür. 1772; deutsch von Dippold 1810), erscheinen. Schon damals begann er, seine Muße der Durchforschung der schweiz. Chroniken und Urkunden zu widmen. Um diese Zeit war es auch, wo er mit Bonstetten den innigen Freundschaftsbund schloß, dessen Denkmale in den von Friederike Brun herausgegebenen «Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund» (Tüb. 1802) vorliegen. Auf Bonstetten's Rath verließ er den beschränkenden Wirkungskreis zu Schaffhausen und wurde 1774 Privatlehrer im Hause des Staatsraths Tronchin-Calandrini zu Genf. Indeß schon 1775 vertauschte er diese Stellung mit einer freiern Verbindung, die ihm Francis Kinloch aus Südcarolina, der sich zu Chambrisi, einem Landhause am Genfersee, aufhielt, zur Betreibung gemeinschaftlicher Studien bot. Nach Kinloch's Rückkehr nach Amerika im März 1776 lebte M. zuerst in Bonnet's Hause zu Genthod am Genfersee, dann auf Bonstetten's Landgütern zu Rougemont und Valeires, mit den Vorarbeiten zu seiner «Schweizergeschichte» beschäftigt. Den folgenden Winter brachte er in Genf bei dem Generalprocurator Rob. Tronchin zu, dessen Umgang er zur Erweiterung seiner Einsicht in das Wesen der Staatskunst benutzte. Auch hielt er in Genf vor jungen Männern, meist Engländern, Vorlesungen über die Universalhistorie, aus denen die «Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten» (3 Bde., Tüb. 1811 u. öfter) hervorgingen. Den Sommer 1779 brachte er mit Bonstetten im Saanenlande, den Winter wieder bei Tronchin zu und vollendete in dieser Zeit den ersten Band seiner «Geschichte der Schweizer», die 1780 zu Bern (wegen Censurschwierigkeiten mit dem falschen Verlagsorte Boston) erschien. Eine Reise, die er hierauf nach Berlin unternahm, um vielleicht im Preußischen eine angemessene Anstellung zu erhalten, blieb ungeachtet einer Unterredung mit Friedrich II., die er seinen in Berlin herausgegebenen «Essais historiques» verdankte, ohne Erfolg. Statt dessen verschaffte ihm der General und Staatsminister von Schlieffen, dessen Bekanntschaft er auf der Rückreise machte, die Professur der Statistik am Collegium Carolinum zu Kassel, die er im Mai 1781 antrat. Um diese Zeit veranlaßten ihn Joseph's II. stürmischrasche Staatsreformen zur Herausgabe der «Reisen der Päpste» (neu herausg. von Kloth, Aachen 1831), einer Schrift, in welcher die Hierarchie als Schutzwehr der Völker gegen fürstl. Gewaltherrschaft dargestellt wird, und die, während sie ihm in kath. Kreisen viele Freunde verschaffte, andererseits zum Zweifel an seiner prot. Gesinnung führte. Wiewol M. in Kassel 1782 die Anstellung als zweiter Bibliothekar erhielt, bewog ihn doch die Sehnsucht nach den vaterländischen Freunden, 1783 in Hessen seine Entlassung zu nehmen, um bei Rob. Tronchin als Vorleser und Gesellschafter zu bleiben und seine «Schweizergeschichte» in der Nähe der Quellen fortzusetzen. Bald aber empfand er dieses Verhältniß so drückend, daß er sich 1784 auf Bonstetten's Landsitz Valeires und von da im Sommer 1785 nach Bern zurückzog, wo er seine Zeit zwischen Beschäftigung mit seiner Schweizergeschichte und öffentlichen, um seines Fortkommens willen gehaltenen Vorlesungen theilte. Noch im Febr. 1786 wurde er auf Heyne's und des Anatomen Sömmering Empfehlung von dem Kurfürsten Karl Joseph von Mainz als Hofrath und Bibliothekar in

Mainz angestellt, wo er in kurzer Zeit die neue Ausgabe des ersten und den zweiten Band der «Schweizergeschichte» zu Stande brachte. Obgleich reform. Protestant, wurde er vom Kurfürsten 1787 wegen Dalberg's Wahl zum Coadjutor nach Rom gesendet, im Winter darauf seines Bibliothekariats entledigt und in der Cabinetskanzlei angestellt, 1788 zum Geh. Legationsrath und bald nachher zum Geh. Conferenzrath ernannt. Dennoch fand er Muße genug zur Fortsetzung seiner «Schweizergeschichte» und zur Herausgabe der «Darstellung des Fürstenbundes» (Lpz. 1787), der «Briefe zweier Domherren» (Frankf. 1787), worin er für die veralteten Domkapitel eine zeitgemäßere Bestimmung in Anregung brachte, und der «Erwartungen Deutschlands vom Fürstenbunde» (Frankf. 1788). Als er wegen ihm zugemutheter Uebernahme des Finanzfachs und wegen eines Zwistes mit dem Freiherrn von Albini seinen Abschied forderte, suchten ihn die Höfe zu Wien und Berlin durch Titel und Pensionen für sich zu gewinnen. Der Kurfürst wußte ihn aber dadurch zu halten, daß er ihn zum Geh. Staatsrath, Referendar und Director der kurrhein. Kreisarchive ernannte, worauf auch der Kaiser ihn im Jan. 1791 zum Edeln von M. zu Sylvelden und zum Reichsritter erhob.

Noch nicht zwei Jahre hatte er in diesem Wirkungskreise bald zu Mainz, bald zu Aschaffenburg gearbeitet, als der franz. Revolutionskrieg hereinbrach. Bei seiner Rückkehr von einer Geschäftsreise nach Wien im Oct. 1792 fand er Mainz in franz. Händen. Mit Genehmigung des Generals Custine nahm er seine Habe in Empfang und kehrte nach Wien zurück, wo er als wirklicher Hofrath der Geh. Hof- und Staatskanzlei eintrat. So sehr er sich in dieser Stellung im Geiste gebunden fühlte, wirkte er doch thätig und treu im Dienste Oesterreichs, wie seine Flugschriften von 1795: «Die Uebereilungen und der Reichsfriede», «Die Gefahren der Zeit», «Mantua», die «Ausbeute von Borgoforte» und «Das sicherste Mittel zum Frieden», bezeugen. Da aber sein Widerstand gegen Religionswechsel ihm jede Aussicht auf Beförderung verschloß, so trat er im Herbste 1800 in Denis' Stelle als erster Custos bei der kaiserl. Bibliothek ein und arbeitete nun wieder fleißig an seiner «Schweizergeschichte». Als ihm jedoch nach van Swieten's Tode die Präfectur der Bibliothek vorenthalten und zugleich die Fortsetzung des Drucks der «Schweizergeschichte» sogar im Auslande untersagt wurde, verließ er 1804 Wien, wo ihm überdies Neid und Vermögensverlust das Leben verleideten, und trat als Geh. Kriegsrath und Historiograph in preuß. Dienste. Neben seinen Privatstudien und den Abhandlungen für die Akademie, von denen die «Ueber die Geschichte Friedrich's II.», «Ueber den Untergang der Freiheit der alten Völker» und der «Versuch über die Zeitrechnungen der Vorwelt», hervorzuheben, beschäftigten ihn hier theils die Herausgabe der Herder'schen Werke, zu denen er namentlich die Geschichte des Cid lieferte, theils der vierte Band der «Schweizergeschichte» (1805) und die neue Ausgabe der drei ersten Bände (1806). Er war im Begriff, nach schwer erhaltener Erlaubniß der freien Benutzung der Archive, die Geschichte Friedrich's II. zu schreiben, als durch die Schlacht bei Jena die Katastrophe über Preußen hereinbrach. Die Sorge für sein literarisches Eigenthum hielt ihn beim Herannahen der Franzosen in Berlin zurück. Durch die Humanität, mit der ihn die Sieger vor den Lasten des Kriegs schützten, durch den Geist und die Kenntnisse, die Napoleon in der Unterredung, zu welcher er ihn 20. Nov. berief, entwickelte, und durch die für den Augenblick wohlberechnete Güte, mit der letzterer ihn behandelte, ließ er sich für Napoleon und dessen Schöpfungen gewinnen. Doch konnte es nicht fehlen, daß diese Umwandlung seiner bisherigen polit. Ansichten und die Rede, die er 29. Jan. 1807 in der Akademie «De la gloire de Frédéric» hielt, ihm später mehrfache Anklagen zuzogen, die namentlich Woltmann und W. Menzel gegen ihn erhoben. Aus dem preuß. Staatsdienste verabschiedet, war M. auf dem Wege nach Tübingen, wohin er den Ruf als Professor erhalten hatte, als ihn ein franz. Courier mit dem Befehle Napoleon's erreichte, schleunigst nach Fontainebleau zu kommen. Hier wurde er ungeachtet seiner Gegenvorstellungen zum Ministerstaatssecretär für das neue Königreich Westfalen bestimmt. Nachdem er unter Maret's Leitung während seines Aufenthalts in Paris zur diplomatischen Geschäftsführung im neuen Stile sich vorbereitet, trat er im Dec. 1807 in den neuen Wirkungskreis. Indeß bewies er sich für diese Stellung keineswegs geeignet, und König Hieronymus enthob ihn derselben 21. Jan. 1808 und ernannte ihn zum Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts. Mismuth über verfehlte Plane, Gram über die Ungunst der Zeit, eine große Schuldenlast in Verbindung mit den Folgen seiner frühern Anstrengungen führten ihn 29. Mai 1809 einem frühen Tode entgegen. König Ludwig I. von Baiern kaufte als Kronprinz die Grabstätte M.'s auf dem Kirchhofe zu Kassel und ließ ihm ein Denkmal errichten.

M. verband mit dem feinen Anstande eines Weltmanns Sinn für Wahrheit und Recht und innige Frömmigkeit. Verheirathet war er nie. Dagegen standen die geistvollsten seiner Zeit-

genossen durch Freundschaft und Umgang ihm nahe, am nächsten sein Bruder, der Oberschulherr und Professor Johann Georg Müller zu Schaffhausen (geb. 1759, gest. 20. Nov. 1819). Eine seltene Vereinigung von Genialität und Gründlichkeit, von eisernem Fleiß und schöpferischer Phantasie, von kritischem Scharfsinn und umfassender Gedächtnißkraft, von ruhigem Ernst und glühender Empfindung wurden in ihm bewundert. Das Verdienst seiner «Schweizergeschichte» ist allgemein anerkannt und wird selbst durch die Fehler einer ungleichen Darstellung, einer rauhen und abgebrochenen, oft zu schweren und dunkeln Sprache nicht verringert. Seine «Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte», eine großartige, gedankenreiche, im pragmatischen Geiste vollzogene Geschichtsdarstellung, sind weniger in reinem und kräftigem Stile als das erstere Werk gehalten. Höher stehen als Muster deutscher Prosa und wissenschaftlich-polit. Bildung seine Vorreden zur «Schweizergeschichte» und seine kleinen polit. Schriften. Die Fortsetzung seiner «Schweizergeschichte» lieferten Glutz-Blozheim (Bd. 5, Abth. 2, Zür. 1816) und Joh. Jak. Hottinger (Bd. 6 und 7, Zür. 1825—29). M.'s «Sämmtliche Werke» (27 Bde., Stuttg. 1810—19; neue Aufl., 40 Bde., 1831—35) wurden von seinem Bruder und seine «Briefe an seinen ältesten Freund in der Schweiz» (Zür. 1812) von J. H. Füßli herausgegeben. Ueber sein Leben schrieben Heeren (Lpz. 1809), Wachler (Marb. 1809; auch in den «Biographischen Aufsätzen», Lpz. 1835), Woltmann (Berl. 1810) und Roth (Sulzb. 1811).

Müller (Johannes), ausgezeichneter deutscher Physiolog, geb. 14. Juli 1801 zu Koblenz in beschränkten Verhältnissen, besuchte seit 1810 das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte seit 1819 in Bonn Medicin, wo er 1823 die Doctorwürde erhielt. Noch als Student schrieb er infolge einer Preisaufgabe die Schrift «De respiratione foetus» (Lpz. 1823). Nach seiner Promotion ging er nach Berlin, wo er vorzüglich zoolog. und nebenbei auch philos. Studien trieb. Im Herbste 1824 habilitirte er sich als Privatdocent in Bonn und wurde daselbst 1826 außerord. und 1830 ord. Professor. Nachdem er einen 1832 an ihn ergangenen Ruf nach Freiburg i. Br. abgelehnt, erhielt er 1833 die durch Rudolphi's Tod erledigte ord. Professur für Physiologie in Berlin, wo er als akademischer Lehrer seitdem eine höchst erfolgreiche Thätigkeit entfaltete. Er starb plötzlich in der Nacht vom 27. auf den 28. April 1858 zu Berlin. M. hat sich durch seine physiol. und vergleichend-anatom. Forschungen und Untersuchungen einen Weltruf erworben. Er ist nicht nur der eigentliche Begründer der physik.-chem. Schule in der Physiologie, sondern er hat auch durch seine Arbeiten einen mächtigen Einfluß auf die Medicin und deren Umgestaltung ausgeübt. Viele seiner Schriften und Abhandlungen sind speciellen zoolog. und zootom. Untersuchungen gewidmet. Die Physiologie des Menschen betreffen unter anderm: «Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinns des Menschen und der Thiere» (Lpz. 1826), «De glandularum secernentium structura penitiori earumque prima formatione in homine atque animalibus» (Lpz. 1830, mit Kupfern), vor allem das «Handbuch der Physiologie des Menschen» (2 Bde., 3. Aufl., Kobl. 1837—41). Mit der Schrift «Ueber den feinern Bau und die Formen der krankhaften Geschwülste» (Berl. 1838) wirkte M. bahnbrechend auf dem Gebiete der histologischen Pathologie. Während der letzten beiden Jahrzehnte seines Lebens widmete er sich vorzugsweise vergleichend-anatom. und zootom. Untersuchungen. Dahin gehören die «Vergleichende Anatomie der Myxinoiden» (Berl. 1835—45); die Arbeit über den Bau der Ganoiden nebst einer neuen Eintheilung der Fische nach anatom. Merkmalen; die Abhandlungen über den Bau und die Verwandlungen der Echinodermen. Außerdem lieferte er wichtige Untersuchungen über das Blut zu Burdach's «Physiologie». Kleinere Arbeiten von ihm enthält das «Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin», das er seit 1834 redigirte.

Müller (Joh. Georg), Architekt und Dichter, geb. 1822 in Mosnang im Canton St.-Gallen, erhielt seine erste künstlerische Ausbildung in seiner Vaterstadt beim Staatsarchitekten Kubly und kam von da zu Ziebland nach München. Darauf ließ er sich in Basel nieder, wo er durch seine Plane zu einem Museumsbau die Aufmerksamkeit auf sich zog. 1842 ging er mit einem baseler Patricier, Merian, nach Italien, wo ihn vor allem die Bauwerke des 13. und 14. Jahrh. beschäftigten. Er drang tief in den Geist derselben ein, sodaß er die herrlichsten Entwürfe zur Restauration der Vorderseite des Florentiner Doms hervorbrachte. Zugleich war M. auch Dichter, und sein künstlerisches Tagebuch, das er während seines Aufenthalts in Italien führte, ist nicht blos mit architektonischen Zeichnungen, sondern auch mit Zeugnissen seines poetischen Geistes reich durchwebt. Nach seiner Reise ward M. nach Winterthur berufen, um die Oberbauten an der Eisenbahn auszuführen. Während dieser Thätigkeit legte er dem schweizer Architektenverein seine Entwürfe zu einem schweizer Nationalmonument vor und entwarf auch die Pläne zur Restauration der prot. Kirche St.-Laurenz zu St.-Gallen. Im Frühjahr 1847

ging er nach Wien, wo er sich, anfangs ohne weitern Anhaltspunkt, durch seine Florentiner Domfaçade allgemeine Achtung erwarb und im Concurs für die Kirche in der Vorstadt Altlerchenfeld den Preis gewann, auch den Auftrag der Ausführung erhielt. Im Frühjahr 1849 wurde er zum Professor für die höhere Baukunst bei der Militärakademie ernannt; aber schon am 2. Mai desselben Jahres endete der Tod seine vielversprechende Laufbahn. Seine Biographie hat E. Förster in «J. G. Müller, ein Künstler- und Dichterleben» (St.-Gallen 1851) gegeben.

Müller (Joh. Gotthard von), einer der ausgezeichnetsten deutschen Kupferstecher, geb. 4. Mai 1747 zu Bernhausen bei Stuttgart, war von seinem Vater für das Studium der Theologie bestimmt und besuchte das Gymnasium zu Stuttgart. Durch Neigung der Kunst zugewendet, nahm er zugleich theil an dem Unterrichte in der vom Herzoge Karl errichteten Kunstakademie. Er stand im Begriff, die Universität zu Tübingen zu beziehen, als der Herzog Karl, auf M.'s Kunsttalent aufmerksam gemacht, ihn auffordern ließ, sich ganz der Kunst zu widmen, und ihm für diesen Fall die nöthige Unterstützung in Aussicht stellte. M. ging nun 1770 nach Paris, wo er unter Wille's Leitung ungemeine Fortschritte machte und 1776 als Mitglied der Akademie der Künste aufgenommen wurde. Noch in demselben Jahre berief ihn indeß der Herzog nach Stuttgart zurück und ernannte ihn zum Professor der daselbst von ihm zu begründenden Kunstschule. Durch Verleihung des Ordens der würtemb. Krone wurde er 1818 des persönlichen Adels theilhaftig. Er bildete zu Stuttgart eine Menge trefflicher Künstler, darunter namentlich seinen vor ihm verstorbenen Sohn, Joh. Friedr. Wilh. Müller (s. d.), und starb daselbst 14. März 1830. Von seinen Meisterwerken im histor. Fache sind zu erwähnen: Loth und seine Töchter, nach G. Honthorst; die Schlacht bei Bunkershill, nach Trumbull, vielleicht sein ausgezeichnetstes Werk; die Madonna della Seggiola, nach Rafael, und die heil. Cäcilia, nach Domenichino; die heil. Katharina, nach Leonardo da Vinci, und die Heilige Jungfrau mit dem Kinde, nach L. Spada, sein letztes Werk. Seine berühmtesten Porträts sind die Ludwig's XVI. im Krönungsornate, des Malers Graff, Dalberg's und des Königs Hieronymus. Auch für Becker's «Augusteum» hat er mehrere Blätter gearbeitet. Ein beschreibendes Verzeichniß seiner Stiche sowie auch der seines Sohnes hat Andresen (Lpz. 1865) geliefert.

Müller (Joh. Friedr. Wilh.), ausgezeichneter Kupferstecher, Sohn des vorigen, wurde zu Stuttgart 1782 geboren. Die Pockenkrankheit, die er in früher Jugend überstand, ließ nachtheilige körperliche Folgen zurück, die sich schon in seinen Jünglingsjahren als Hypochondrie äußerten. Allein diese Hindernisse hemmten keineswegs die frühe Entwickelung seines tiefgreifenden, lebendigen Geistes. Er besuchte das Gymnasium zu Stuttgart bis zu seinem 18. J. und empfing nebenher von seinem Vater Unterricht in der Geometrie und Perspective. Immer mehr neigte er sich aus freiem Triebe der Kunst zu, und seine ersten Versuche mit dem Grabstichel gelangen über alles Erwarten. Zu seiner weitern Ausbildung ging er hierauf nach Paris; doch sein brennender Eifer für die Kunst verleitete ihn zu so übermäßigen Anstrengungen, daß er in eine schwere Krankheit verfiel. Nachdem er genesen, stach er in Paris für das Musée français die Vénus d'Arles und eine Statue La jeunesse, bei welcher letztern er die Manier erfand, das Eigenthümliche des Marmors im Kupfer nachzuahmen und auszudrücken. 1805 stach er das von ihm selbst gemalte Bildniß des Königs Wilhelm I. von Würtemberg, dann den Johannes von Domenichino; hierauf zeichnete er die heil. Cäcilia nach Domenichino, die nachher sein Vater in Kupfer ausführte. Ehe er an die Ausführung der Rafael'schen Madonna di S. Sisto ging, die ihn bis ans Ende seines Lebens beschäftigte, machte er eine Reise nach Italien, von der er 1809 zurückkehrte. Gleichsam zur Erholung lieferte er nebenbei noch eine Menge herrlicher Arbeiten, wie die Bildnisse Jacobi's, Schiller's (nach Dannecker's kolossaler Büste), Hebel's (nach dem Leben) und das größere Blatt: Adam und Eva, nach einem Rafael'schen Deckengemälde in den vaticanischen Logen. Bisher Hofkupferstecher in Stuttgart, folgte er 1814 dem Rufe als Professor an die Kunstakademie nach Dresden. Allein bald verfiel er hier in einen Krankheitszustand, sodaß er der Pflege des Arztes auf dem Sonnenstein bei Pirna übergeben werden mußte, wo er 3. Mai 1816 starb. Wie alle seine Blätter, so stehen besonders die ersten Abdrücke der Madonna di S. Sisto und des Johannes in hohem Werthe.

Müller (Joh. Gottwerth), nach seinem Wohnsitze gewöhnlich Müller von Itzehoe genannt, einer der gelesensten deutschen Romandichter in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh., geb. zu Hamburg 17. Mai 1744, war früher Buchhändler zu Itzehoe in Holstein, gab aber 1772 den Buchhandel auf und lebte nun als Privatgelehrter daselbst, im Genusse einer Pension des Königs von Dänemark, bis zu seinem Tode, 23. Juni 1828. Unter seinen ungemein zahlreichen, hauptsächlich nach Smollet's und Fielding's Muster gearbeiteten Romanen sind die

namhaftesten: «Siegfried von Lindenberg» (Hamb. 1779; neueste Aufl., 3 Bde., Lpz. 1829) und die «Komischen Romane aus den Papieren des braunen Mannes» (8 Bde., Gött. 1784—91). Stets in den Schranken des Anstandes sich haltend, schildert er alltägliche Lebensverhältnisse mit vieler Wahrheit, Behaglichkeit und natürlichem Hausverstande, oft auch mit Witz und ziemlicher Derbheit. Doch fehlt es ihm an Reiz der Erfindung und Mannichfaltigkeit sowie seiner Natürlichkeit an Anmuth, und oft ermüdet er durch moralische Abschweifungen. In seinem nahen Umgange sollen sich die Originale mancher Schilderungen gefunden haben. Mangel an lebendiger Darstellung und eine unerfreuliche Eintönigkeit nahmen in seinen spätern Schriften immer mehr überhand und ließen ihn noch vor seinem Tode in Vergessenheit sinken. Vgl. Schröder, «Joh. Gottw. M. nach seinem Leben und seinen Werken» (Hamb. 1843).

Müller (Johann Heinrich Jakob), namhafter deutscher Physiker, geb. 30. April 1809 zu Kassel, erhielt seine Gymnasialbildung zu Darmstadt und widmete sich daselbst seit 1827 unter Nörremberg's Leitung mathem. und physik. Studien. Letztere setzte er seit 1829 auf den Universitäten zu Bonn und Gießen fort. Nachdem er hierauf eine Zeit als Hülfslehrer am Gymnasium zu Darmstadt gewirkt, ward er 1837 als Lehrer der Mathematik und Physik an der Realschule zu Gießen angestellt. 1844 folgte er jedoch einem Rufe als Professor der Physik nach Freiburg i. Br., wo er seitdem unausgesetzt wirkte. M.'s Ruf gründet sich auf sein treffliches «Lehrbuch der Physik und Meteorologie» (2 Bde., Braunschw. 1842; 6. Aufl. 1863—65), das ursprünglich nur eine Bearbeitung von Pouillet's «Éléments de physique» war. Eine Ergänzung bildet das «Lehrbuch der kosmischen Physik» (mit Atlas, Braunschw. 1856; 2. Aufl. 1865). Von M.'s übrigen Arbeiten sind, außer einigen mathem. Lehrbüchern, die er während seines Wirkens als Lehrer verfaßte, noch besonders hervorzuheben: der «Grundriß der Physik und Meteorologie» (Braunschw. 1846; 9. Aufl. 1866, nebst dem «Mathem. Supplementbande», 2. Aufl. 1866, und der «Auflösung der Aufgaben», 2. Aufl. 1866); «Grundzüge der Krystallographie» (Braunschw. 1845); «Die constructive Zeichnungslehre» (2 Thle., Braunschw. 1865); «Bericht über die neuesten Fortschritte der Physik» (Braunschw. 1850 fg.). Ergebnisse seiner eigenen physik. Untersuchungen hat M. in Poggendorff's «Annalen» mitgetheilt, wie über isochromatische Curven, über die Gesetze des Elektromagnetismus (Nachweis einer Grenze der Magnetisirung), über die Ausdehnung des Wärmespectrums u. s. w.

Müller (Karl Otfried), genialer deutscher Alterthumsforscher, geb. 28. Aug. 1797 zu Brieg, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich seit Ostern 1814 unter Schneider's, Heindorf's und Passow's Leitung zu Breslau, seit 1815 aber in Berlin, wo ihm durch Böckh das Leben und die Kunst des Alterthums besonders aufgeschlossen wurde, den philol. Wissenschaften im weitesten Umfange. Nachdem er das erste Ergebniß seiner gelehrten Forschungen in dem «Aegineticorum liber» (Berl. 1817) veröffentlicht, wurde er noch in demselben Jahre am Magdalenum in Breslau angestellt. 1819 erhielt er einen Ruf nach Göttingen für das Fach der Alterthumskunde und zunächst der Archäologie der Kunst. Das Verweilen bei den Kunstschätzen Dresdens im Herbste 1819 und eine zu gleichem Zwecke nach Frankreich und England im Sommer 1822 unternommene Reise gewährten ihm die erforderlichen Anschauungen. Doch blieb ihm eine organisch zusammenhängende, in warmer Individualität aufgefaßte Kenntniß des gesammten Alterthums stets das Hauptziel seiner wissenschaftlichen Bestrebungen, und die alte Kunst galt ihm daher nur als ein Theil jenes großen Ganzen. In diesem Sinne wirkte er segensreich durch seine anziehenden und begeisternden Vorträge wie durch gediegene Schriften, bis ihm 1837 die Wirren und Parteiungen in Hannover den Aufenthalt in Göttingen verleideten. Auf sein Ansuchen erhielt er die Erlaubniß zu einer Reise nach Griechenland. Er trat dieselbe im Sept. 1839 an, brachte die Wintermonate in Italien zu und gelangte von Sicilien aus, wo er bereits gekränkelt, im April des folgenden Jahres an das Ziel seiner Wünsche. Nachdem er die Ueberreste des alten Athen in Augenschein genommen und eine Rundreise im Peloponnes vollendet, begab er sich nach Delphi, zog sich aber dort, mit anhaltenden Nachgrabungen beschäftigt, ein Wechselfieber zu, dem seine kräftige Natur 1. Aug. 1840 zu Athen erlag. Die Forschungen M.'s erstreckten sich über den ganzen Umfang der zur Alterthumswissenschaft gehörenden Disciplinen. Als Geschichtsforscher bewährte er sich durch seine «Geschichte hellen. Stämme und Staaten», welche «Orchomenos und die Minyer» (Bresl. 1820) und die «Dorier» (2 Bde., Bresl. 1824) umfassen, und von denen Schneidewin nach den hinterlassenen Papieren M.'s eine neue, berichtigte Ausgabe (3 Bde., Bresl. 1844) besorgte. Ebenso werthvoll sind seine Untersuchung «Ueber die Wohnsitze, Abstammung und ältere Geschichte des macedon. Volks» (Berl. 1825), seine «Etrusker» (2 Bde., Bresl. 1828) und seine Karten von Griechenland. Große Belesenheit,

geschickte Benutzung der verschiedensten Hülfsmittel und Vorarbeiten, eine reiche Fülle eigener Bemerkungen und Urtheile finden wir in seinem «Handbuch der Archäologie der Kunst» (Bresl. 1830; 3. Aufl., von Welcker, 1846), zu dessen besserm Gebrauche er zugleich mit Osterley die «Denkmäler der alten Kunst» (Götting. 1832) hinzufügte. Die «Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie» (Götting. 1825) führten zu einer rein histor. Auffassung der Mythen und trugen durch Darlegung des Charakteristischen in den verschiedenen Ansichten früherer Mythologen wesentlich zur Erlangung eines sichern Standpunkts bei. Auch das Studium der Geschichte der griech. Literatur wurde zuletzt durch ihn um ein Bedeutendes gefördert durch die «History of the literature of ancient Greece» (Bd. 1, Lond. 1840), welche in deutscher Sprache nach der Handschrift des Verfassers von seinem Bruder Ed. M. unter dem Titel «Geschichte der griech. Literatur bis auf das Zeitalter Alexander's» (2 Bde., Bresl. 1841) herausgegeben wurde. Endlich zeigte sich M. auch als scharfsinnigen Kritiker und gründlichen Grammatiker in den von ihm veranstalteten neuen Recensionen des Varro (Lpz. 1833) und des Festus (Götting. 1839), als gewandten Uebersetzer und geschmackvollen Erklärer in der deutschen Uebertragung der «Eumeniden» des Aeschylus (Götting. 1833; erster und zweiter Anhang, 1834—35). Außerdem finden sich von ihm eine große Reihe bald größerer, bald kleinerer Abhandlungen und Aufsätze in den «Commentationes societatis regiae scientiarum Gottingensis» (Bd. 6 und 7), in den «Göttinger gelehrten Anzeigen», im «Rheinischen Museum», in der halleschen «Allgemeinen Literaturzeitung», in der «Allgemeinen Encyklopädie» von Ersch und Gruber, in der «Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft», in Böttiger's «Amalthea», selbst in ausländischen, namentlich engl. und ital. Zeitschriften. M.'s «Kleine deutsche Schriften» gab sein Bruder Eduard M. (3 Bde., Bresl. 1847—48) heraus. Vgl. Lücke, «Erinnerungen an O. M.» (Götting. 1841).— Eduard M., ein Bruder des vorigen, geb. 12. Nov. 1804 zu Brieg, war erst Prorector zu Ratibor, dann seit 1841 zu Liegnitz. 1846 erhielt er den Professortitel und 1853 die Direction des Gymnasiums zu Liegnitz. Er machte sich theils als Herausgeber mehrerer Werke seines Bruders, theils durch eine größere selbständige Arbeit: «Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten» (2 Bde., Bresl. 1834—37), literarisch bekannt. Auch trat er in der Tragödie «Simson und Delilah» (Bresl. 1853) als Dichter auf.

Müller (Julius), ausgezeichneter deutscher Theolog, ein Bruder der vorigen, geb. zu Brieg 10. April 1801, bildete sich, nachdem er früh ein Auge verloren, mit großem Fleiße auf dem Gymnasium zu Brieg und auf den Universitäten zu Breslau, Göttingen und Berlin aus. Von dem Studium der Rechte, dem er sich anfangs widmete, ging er zur Theologie über und gelangte erst nach manchen innern Kämpfen unter dem Einflusse Tholuck's, Strauß' und Neander's, die er seit 1823 in Berlin hörte, zu einer festen theol. Ueberzeugung. 1825 als Pfarrer zu Schönbrunn und Rosen bei Strehlen angestellt, blieb er sechs Jahre in diesem Amte und schrieb in dieser Zeit die mehrmals aufgelegte Broschüre «Zur Beurtheilung der Schrift: Die kath. Kirche Schlesiens» (Bresl. 1826). Eine neue Lebensepoche begann für ihn, als er 1831 zum zweiten Universitätsprediger in Göttingen ernannt wurde, in welcher Stellung er zugleich über praktische Theologie und Pädagogik Vorlesungen hielt. Den Geist seines damaligen Wirkens bezeugen die Predigten «Das christl. Leben, seine Kämpfe und seine Vollendung» (Bresl. 1834; 3. Aufl. 1847). Nachdem er 1834 zum außerord. Professor der Theologie ernannt worden war, erhielt er im Jahre darauf den Ruf als ord. Professor nach Marburg, wo er vier Jahre lang namentlich Dogmatik und Moral mit Erfolg vortrug. 1839 folgte er dem Rufe an die Universität in Halle, wo er seitdem wirkte. Sein Hauptwerk ist «Die christl. Lehre von der Sünde» (Bresl. 1839; 4. Aufl., völlig umgearbeitet, 2 Bde., 1858), das zu den bedeutendsten Leistungen der neuern deutschen prot. Theologie gehört. 1846 nahm M. theil an der evang. Landessynode zu Berlin als Vertreter der evang. Union und veröffentlichte hierauf zur Vertheidigung des Verfahrens der Synode in Sachen der Lehre und des Bekenntnisses «Die erste Generalsynode der evang. Landeskirche Preußens» (Berl. 1847). Mit Neander und Nitzsch begann er 1850 die «Deutsche Zeitschrift für christl. Wissenschaft und christl. Leben», an der er sich seitdem lebhaft als Mitarbeiter im dogmatischen Fache und praktisch-kirchlichen Fragen betheiligte. Schon vorher hatte er eine Reihe gediegene Beiträge zu den «Theol. Studien und Kritiken» geliefert. Später veröffentlichte er, die Sache der evang. Union besonders gegen die Angriffe der luth. Theologen vertheidigend, die Schrift: «Die evang. Union, ihr Wesen und göttliches Recht» (Berl. 1854).

Müller (Ludwig Christian), ausgezeichneter deutscher Ingenieur, geb. 1744, war der Sohn eines Landpredigers in der Priegnitz. Mit Vorliebe widmete er sich von früher Zeit an der Mathematik und dem Planzeichnen. Kurz vor dem Ausbruche des Siebenjährigen Kriegs wurde

er durch Verwendung des Prinzen Heinrich von Preußen bei dem Ingenieurcorps angestellt und später zum Offizier befördert. In der Umgebung des Königs wohnte er den Schlachten bei Lowositz, Prag, Kollin, Roßbach, Leuthen und Zorndorf und den Belagerungen von Breslau, Schweidnitz und Olmütz bei. Mit dem General Fink bei Maxen gefangen, wurde er nach Innsbruck geführt, wo er die drei Jahre seiner Gefangenschaft sowol zum Studiren als zu geognostischen Reisen nach den tiroler Gletschern und bis in die piemontes. Thäler benutzte. Nach dem Hubertusburger Frieden kehrte er wieder nach Potsdam zurück, wo ihm namentlich auch die Untersuchungen bei der Anlage der Festungswerke von Graudenz übertragen wurden. In dem Kriege von 1778 war er bei dem zweiten Armeecorps, das der Prinz Heinrich von Preußen nach Böhmen führte. Nach dem Frieden wurde er 1786 Kapitän beim Ingenieurcorps und als Lehrer der Mathematik und des Planzeichnens bei der damaligen Ingenieurakademie in Potsdam angestellt, auch 1796 zum Major befördert. Er starb 12. Juni 1804. Seine frühern geodätischen Arbeiten bei der Aufnahme und dem Zeichnen der Lager Friedrich's II. und in Tirol bildeten sein System über die Terrainlehre aus, welches damals ein fast noch ganz unangebautes Feld der Literatur zugänglicher machte. Außer seinen «Vorschriften zum militärischen Plan- und Kartenzeichnen» (Potsd. 1778—84) gab er einen Versuch heraus «Ueber die Verschanzungskunst auf Winterpostirungen» (Potsd. 1781), für den er aber nur mit Mühe die Erlaubniß zum Druck und zwar ausschließend für die preuß. Armee erhalten konnte, und die «Beschreibung der drei schles. Kriege» (Potsd. 1789), die ihm einen Verweis des Königs zuzog. Seine vorzüglichsten Arbeiten, die Terrainlehre, welche alle diesem Gegenstande früher gewidmeten Werke übertraf, und seine Lagerkunst, die treffliche praktische Lehren aus der angewandten Taktik enthält, erschienen erst nach seinem Tode als «Nachgelassene militärische Schriften» (2 Bde., Berl. 1807).

Müller (Otto), namhafter deutscher Romanschriftsteller, geb. 1. Juni 1816 zu Schotten im Vogelsberg, erhielt seine Gymnasialbildung zu Büdingen und Darmstadt und betrat dann die kameralistische Laufbahn. Doch verließ er diese bald wieder, um eine Stelle an der Hofbibliothek in Darmstadt zu übernehmen, womit er später die eines Privatbibliothekars des Prinzen Karl von Hessen verband. M. blieb in diesen, seinen Neigungen zusagenden Verhältnissen, bis er 1843 die Redaction des «Frankfurter Conversationsblatt» übernahm, das unter seiner Leitung bald einen Aufschwung nahm. 1848 trat er zur Redaction des «Manheimer Journal» über, welches er auch während der bad. Revolution als das einzige constitutionelle Blatt aufrecht erhielt. Seit 1852 lebte M. in Bremen, kehrte aber im Frühjahre 1854 nach Frankfurt a. M. zurück, wo er zunächst die von Meidinger begonnene «Deutsche Bibliothek. Sammlung auserwählter Originalromane» leitete, dann eine ästhetische Zeitschrift, das «Frankfurter Museum», begründete. Im Spätjahre 1866 nahm er in Stuttgart seinen Wohnsitz. M. trat schon seit 1835 als Schriftsteller auf novellistischem Gebiete auf, aber erst mit seinem biographischen Roman: «Bürger. Ein deutsches Dichterleben» (Frankf. 1845; 2. Aufl. 1848) gelang es ihm, sich in weitern Kreisen Anerkennung zu verschaffen. Unter seinen nächstfolgenden Werken waren es dann besonders die Romane «Die Mediatisirten» (2 Bde., Frankf. 1848), «Charlotte Ackermann» (Frankf. 1854) und «Der Stadtschultheiß von Frankfurt» (Stuttg. 1856), durch die er seinen Ruf als begabter Romanschriftsteller fester begründete. Die Darstellung des innern Lebens und der zarten und verborgenen Seelenregungen bildet, wie die Hauptseite, so auch den Hauptreiz seiner Dichtungen. Unter diesen sind noch hervorzuheben: «Der Klosterhof» (3 Bde., Frankf. 1859); «Andrea del Castagno» (Frankf. 1857), eine Künstlernovelle; «Roderich» (2 Bde., 1. u. 2. Aufl., Stuttg. 1861), eine Hof- und Räubergeschichte; «Aus Petrarca's alten Tagen» (2 Bde., Berl. 1862); «Eckhof und seine Schüler» (2 Bde., Lpz. 1863); «Zwei Sünder an einem Herzen» (2 Bde., Braunschw. 1863); «Erzählungen und Charakterbilder» (3 Bde., Berl. 1865); «Der Wildpfarrer» (3 Bde., Berl. 1866), ein histor. Volksroman; «Die Förstersbraut von Neunkirchen» (Berl. 1866), eine Volksgeschichte. Zu Stuttgart verband sich M. mit Moritz Hartmann und Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus) zur Herausgabe des «Hausschatz deutscher Erzählung», einer Sammlung von Romanen, Novellen und Erzählungen, die seit Anfang 1866 erscheint.

Müller (Peter Erasmus), ein berühmter Theolog und nordischer Geschichts- und Alterthumsforscher, geb. 29. Mai 1776 in Kopenhagen, wo sein Vater Conferenzrath war, besuchte, nachdem er seinen akademischen Cursus beendet, einige der berühmtesten Universitäten Deutschlands, bereiste Frankreich und England und wurde 1801 Professor der Theologie an der Universität Kopenhagen. Nach Münter's Tode 1830 zum Bischof in Seeland erwählt, starb er 4. Sept. 1834. Unter seinen theol. Schriften nennen wir «Christelig Moralsystem» (Kopenh.

1808); «Christelig Apologetik» (Kopenh. 1810); «Der christen Kirkes Symboler» (Kopenh. 1817); «System i den christelige Dogmatik» (Kopenh. 1826). Seiner «Antiquarisk Undersögelse over de ved Gallehuus fundne Guldhorn» (Kopenh. 1806) ließ er eine Menge wichtiger Werke in diesem Fache folgen, wie «Om det islandske Sprogs Vigtighed» (Kopenh. 1813); «Ueber den Ursprung und Verfall der isländ. Historiographie»; «Ueber die Authentie der Edda Snorro's und die Echtheit der Asalehre», welche beide letztere Schriften von Sander ins Deutsche übersetzt wurden. Durch seine «Sagabibliothek», mit Anmerkungen und einleitenden Abhandlungen (3 Bde., Kopenh. 1816—18), wurde nicht nur für das Studium des nordischen Alterthums ein vortreffliches Hülfsmittel gegeben, sondern auch der größern Lesewelt der Zutritt zu jenen merkwürdigen Alterthümern geöffnet. Von nicht geringerer Bedeutung sind seine mit gleichem kritischen Scharfsinn und fleißiger Forschung ausgearbeiteten Schriften «Kritisk Undersögelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie» (Kopenh. 1823—30) und «Kritisk Undersögelse af Saxo's Histories syv sidste Böger», welche eigentlich zusammengehören. Eine von ihm nicht ganz vollendete kritische Ausgabe des dän. Geschichtschreibers Saxo Grammaticus erschien nach seinem Tode. Auch als Sprachforscher zeigte er in seiner «Dän. Synonymik» (2 Bde., Kopenh. 1829) kritischen Takt und philos. Scharfsinn. Von 1805—30 redigirte er die «Dän. Literaturzeitung».

Müller (Sophie), eine der gefeiertsten tragischen Schauspielerinnen, geb. zu Manheim 1803, war die Tochter Karl M.'s (geb. 1783, gest. 1837), eines zu seiner Zeit geschätzten und gebildeten Schauspielers. Bereits als 15jähriges Mädchen gastirte Sophie mit großem Beifall in Karlsruhe, und schon 1819 spielte sie ausschließend die Hauptrollen ihres Fachs. 1821 ging sie nach München, dann nach Wien, wo sie ein Jahr später am Hoftheater angestellt wurde. Wenn sie schon in Wien den lautesten Beifall erntete, so erwarb sie sich durch ihre Gastrollen in Dresden und Berlin einen um so größern, allgemein gültigen Ruf. Sophie war zur tragischen Künstlerin geboren und hatte die gründlichsten Studien gemacht. Sie spielte nicht mit den Empfindungen und Leidenschaften, während sie dieselben darstellte; sie war mitten darin, und der Schmerz und die Wehmuth schienen in ihr lebendig. Nie überschritt sie das Maß, und der höchste Adel verließ sie nicht, selbst auf dem höchsten Gipfel der Leidenschaft. Wie in ihrem Berufe, so stand sie auch im bürgerlichen Leben in hoher Achtung. Sie war sehr gebildet und genoß selbst des nähern Umgangs der Kaiserin, die sie zu ihrer Vorleserin erwählt hatte. Sophie starb bei ihrem Vater zu Hietzing bei Wien 20. Juni 1830. Ihr Leben und ihre nachgelassenen Papiere gab Graf Mailáth (Wien 1832) heraus.

Müller (Wenzel), Volksoperncomponist und Kapellmeister zu Wien, wurde zu Türnau in Mähren 26. Sept. 1767 geboren, bildete sich unter Dittersdorf's Anleitung, ging zum brünner Theater, schwang sich vom Violinspieler bis zum Kapellmeister empor und kam endlich 1786 in gleicher Eigenschaft zur Marinelli'schen Gesellschaft nach Wien, bei welcher er, fünf Jahre abgerechnet, die er in Prag als Operndirector verlebte, bis an seinen Tod, 2. Aug. 1835, blieb. M. gehörte zu den fruchtbarsten Tonmeistern. Neben vereinzelten Stücken, Cantaten, Symphonien, Messen u. s. w. hinterließ er 227 Bühnenwerke, von denen er sein erstes, «Das verfehlte Rendezvous», 1783 als 16jähriger Jüngling für Brünn componirte. Sein letztes Werk war «Asmodi oder das böse Weib und der Satan» (1834). Nicht wenige derselben, z. B. «Die Zauberzither», «Das neue Sonntagskind», «Die Schwestern von Prag», «Die Teufelsmühle», «Der Alpenkönig und der Menschenfeind» und andere, machten seinen Namen in ganz Deutschland bekannt und bürgerten sich durch ihre Natürlichkeit und joviale Laune allenthalben ein.

Müller (Wilh.), einer der trefflichsten deutschen Liederdichter, geb. zu Dessau 7. Oct. 1794, war der Sohn eines bemittelten Handwerkers und erhielt eine sehr sorgfältige, aber von allem Zwange freie Erziehung, welcher er wol hauptsächlich die später bewiesene Geistesfreiheit und Vielseitigkeit seiner Bildung verdankt. Er studirte seit 1812 in Berlin, besonders von F. A. Wolf angezogen, Philologie und Geschichte, ging im März 1813 als preuß. Freiwilliger in den Befreiungskrieg, wohnte den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hainau und Kulm bei und folgte dann dem preuß. Heere nach den Niederlanden. Nach dem Frieden kehrte er 1814 in Berlin zu den Studien zurück, in deren Kreis er jetzt die altdeutsche Sprache und Literatur zog. 1817 machte er eine Reise nach Italien. Nachdem er 1819 nach Berlin zurückgekehrt war, wurde er an die neuorganisirte Gelehrtenschule in Dessau berufen und später zugleich Bibliothekar an der von ihm mit eingerichteten herzogl. Bibliothek. Zur Erholung machte er 1827 eine Reise an den Rhein, starb aber ganz plötzlich wenige Tage nach seiner Rückkehr zu Dessau 1. Oct. 1827. M. war ein edler Mensch, ein Gelehrter von ebenso gründlichen als umfassenden Kenntnissen und als Dichter eins der bedeutendsten lyrischen Talente. Während er in dem Werke «Rom,

Römer und Römerinnen» (2 Bde., Berl. 1820) die Schärfe seiner Beobachtung bekundete, stellte er in den «Gedichten aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten» (2 Bde., 1821—24; 2. Aufl. 1826) sein poetisches Talent außer Zweifel. Noch mehr offenbarte sich der innere Reichthum des Dichters in den «Liedern der Griechen» (5 Hefte, Dessau und Lpz. 1821—24; neueste Aufl., Lpz. 1844), in denen er mit Begeisterung das Erwachen eines unterdrückten Volks, seine Kämpfe und seine Siege feierte. Dieser schloß sich an seine Uebersetzung der neugriech. Volkslieder in der Fauriel'schen Sammlung (2 Bde., Lpz. 1825). Auch in seinen «Lyrischen Spaziergängen» (Lpz. 1827) zeigte er sich als reichbegabten Dichter. Innigkeit und Wahrheit der Empfindung, Frische der Lebensansicht, freie Beweglichkeit der Darstellung, ein reger Natursinn, ein feuriges Gefühl für Recht und Völkerglück und dabei eine einfache, melodische Sprache in vielumfassender Tonleiter, zugleich aber auch die Neigung, gewisse Lieblingsstoffe möglichst allseitig auszubeuten und seine Gefühle auf andere wirkliche oder erdichtete Persönlichkeiten überzutragen, bezeichnen M.'s lyrische Dichtungen, welche vielfach componirt und auf diesem Wege ganz besonders verbreitet sind. Im Gebiete der Kritik und Literaturgeschichte lieferte er außer zahlreichen Beiträgen in Zeitschriften und Encyklopädien, wie namentlich zur «Encyklopädie» von Ersch und Gruber, deren Redaction er 1826 mit übernommen hatte, die «Homerische Vorschule» (Lpz. 1824; 2. Aufl., von Baumgarten-Crusius, 1836), worin er die Ideen seines Lehrers Wolf, nicht ohne eigenthümliche Ansichten, einem größern Kreise von Lesern genießbar machte. Als ein verdienstliches Unternehmen ist endlich noch die «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh. (10 Bdchn., Leipzig 1822—27) zu nennen, die das Beste aus den lyrischen Dichterwerken des angegebenen Zeitraums in einer treuen, aber lesbaren Bearbeitung enthält und von K. Förster (Bd. 11—14, Lpz. 1828—38) fortgesetzt wurde. M.'s «Vermischte Schriften» (5 Bdchn., Lpz. 1830) hat G. Schwab herausgegeben und mit einer Biographie M.'s begleitet. Die Sammlung seiner «Gedichte» (2 Bde., Lpz. 1837; 4. Aufl. 1858; daraus «Ausgewählte Gedichte», Lpz. 1864) gehört zu den Schätzen der deutschen Lyrik.

Müller (Friedr. Max), einer der ausgezeichnetsten Sprachforscher und Kenner der altind. Sprache und Literatur, Sohn des vorigen, geb. 6. Dec. 1823 zu Dessau, erhielt, früh verwaist, seine erste Erziehung im Hause seiner Mutter und auf der Schule zu Dessau und kam dann nach Leipzig in das Haus des Professors Carus, wo er die Nicolaischule besuchte und sich seit 1841 auf der Universität philol. Studien widmete. Durch Hermann Brockhaus auf das Sanskrit hingeleitet, erwählte er dieses bald zu seinem ausschließlichen Studium und veröffentlichte als erste Frucht desselben eine Uebersetzung des «Hitopadesa» (Lpz. 1844). 1844 ging er nach Berlin, um Bopp und Schelling zu hören und die dortigen Sanskrithandschriften zu benutzen, und 1845 nach Paris. Hier begann er auf Burnouf's Antrieb die Vorarbeiten zu einer Ausgabe des Rigveda mit dem Commentar des Sâyanâcârya. Zu diesem Behufe wandte er sich im Juni 1846 nach England, wo er die Handschriften im East-India-House zu London und in der Bodleyanischen Bibliothek zu Oxford benutzte. Auf Bunsen's und Wilson's Empfehlung wurde ihm von der Ostindischen Compagnie 1847 mit großer Liberalität die Herausgabe des Rigveda übertragen. Nachdem der Druck desselben noch in demselben Jahre in der Universitätsbuchdruckerei zu Oxford begonnen hatte, erschien 1849 der erste Band, welchem 1853 ein zweiter, 1856 ein dritter und 1862 ein vierter folgte. Bereits 1848 hatte M. seinen Wohnsitz in Oxford genommen, wo er 1850 von der Universität den Auftrag erhielt, als Deputy-Taylorian-Professor Vorlesungen über Literaturgeschichte und vergleichende Grammatik zu halten. 1851 ward er hierauf zum Ehrenmitglied der Universität und des College von Christ-Church ernannt. 1854 erhielt M. eine ord. Professur der neuen Sprachen und Literatur und 1856 trat er als Mitglied in das Curatorium der Bodleyanischen Bibliothek. 1858 ward er zum Fellow von All-Souls-College erwählt. M.'s Ernennung zum Professor des Sanskrit ward 1860 durch die pietistische und conservative Partei hintertrieben. Seit 1865 wirkt er auch als orient. Bibliothekar an der Bodleyanischen Bibliothek. M. hat sich um die Kunde des Sanskrit und besonders der ältern Sanskritliteratur, wie um die allgemeine vergleichende Sprachwissenschaft gleich große Verdienste erworben. Von seinen wissenschaftlichen Leistungen sind in ersterer Beziehung außer der bereits erwähnten Ausgabe des Rigveda (die mit einem fünften und sechsten Bande ihren Abschluß finden wird) noch hervorzuheben: «History of ancient Sanskrit literature» (Lond. 1859; 2. Aufl. 1860) und eine zweite Ausgabe des «Rigveda oder die heil. Lieder der Brahmanen» (Bd. 1, Lpz. 1856; auch den ersten Theil des Textes und einer Uebersetzung des Prâtiçâkhya enthaltend). In die erste Zeit seines Wirkens gehört eine gelungene Uebertragung von Kalidasa's «Meghadûta» (Königsb. 1847). 1865 begann M. die Herausgabe einer Reihe

von «Handbooks for the study of Sanskrit», von der eine Textausgabe des Hitopadesa mit lat. Transscription, Interlinearübersetzung und grammatikalischer Erklärung, ein Wörterbuch (von Benfey) und eine Grammatik der Sanskritsprache (1866) erschienen sind. Eine deutsche Bearbeitung der letztern war Anfang 1867 im Druck begriffen. Die Reihe seiner sprachwissenschaftlichen Untersuchungen eröffnete M. mit dem «Essay on Bengalee and its relation to the Aryan languages» (in den «Transactions of the British Association in 1847»), welchem die Abhandlung «On the comparative philology of the Indo-European languages in its bearing on the early civilisation of mankind» (ungedruckt) folgte, die 1849 vom Französischen Institut den Volney'schen Preis erhielt. Vielen Beifall fanden die «Suggestions on learning the languages of the seat of war in the East» (Lond. 1854; erweitert unter dem Titel «A survey of languages», 1855). Ferner gelangten zur Veröffentlichung: «Proposals for a missionary alphabet» (Lond. 1854), «Letter to Chevalier Bunsen on the classification of the Turanian languages» (1854; auch in Bunsen's «Christianity and mankind», Lond. 1854); «Essay on comparative mythology» (Lond. 1858) u. s. w. Neuerdings haben die populären «Lectures on the science of languages» (Lond. 1861; 5. Aufl. 1866; New series, Lond. 1864) M.'s Namen bei allen Culturvölkern der Erde bekannt gemacht. Von M.'s übrigen Arbeiten sind noch eine Anzahl schätzbare Untersuchungen zur Kunde der indischen Philosophie (wie z. B. «An Essay on Indian logic» in Thomson's (des Erzbischofs von York) «Laws of thought», Lond. 1853; «Buddhism and Buddhist pilgrims», Lond. 1857) sowie das sehr günstig beurtheilte Unterrichtsbuch «The German classics from the fourth to the nineteenth century» (Lond. 1858) hervorzuheben. Anfänglich ohne M.'s Namen erschien die reizende novellistische Schrift «Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings» (Lpz. 1857; 2. Aufl. 1867).

Müller (Wilhelm Konrad Hermann), verdienter Forscher auf dem Gebiete der ältern deutschen Sprache und Literatur, geb. 27. Mai 1812 zu Holzminden, besuchte das Gymnasium daselbst und seit 1832 die Universität Göttingen, wo er sich bis 1836 unter O. Müller, Dissen, Beneke und J. Grimm classisch-philol. und altdeutschen Studien widmete. Schon als Student gewann er mit der Schrift «De Corcyraeorum republica» (Gött. 1845) den akademischen Preis. Nachdem er einige Jahre als Hauslehrer, seit 1838 als Accessist an der Universitätsbibliothek und Lehrer am Gymnasium zu Göttingen verbracht, wandte er sich der akademischen Laufbahn zu und habilitirte sich Ostern 1841 für deutsche Literatur und Sprache. 1845 wurde er zum außerord. und 1856 zum ord. Professor befördert. Von M.'s wissenschaftlichen Arbeiten sind zunächst zu nennen: «Versuch einer mytholog. Erklärung der Nibelungensage» (Berl. 1841); «Geschichte und System der altdeutschen Religion» (Gött. 1844), ein Werk, das in Bezug auf seinen wissenschaftlichen Standpunkt von dem J. Grimm's vielfach abweicht und deshalb zu einer literarischen Fehde mit letzterm Veranlassung bot; «Ueber die Lieder von den Nibelungen» (Gött. 1845), in welcher Schrift er eine Vermittelung zwischen Lachmann und dessen Gegnern versuchte. Außerdem gab M. «Fabeln und Minnelieder des Heinrich von Müglin» (Gött. 1847) und in Gemeinschaft mit Schambach «Niedersächs. Sagen und Märchen» (Gött. 1854) heraus. Das bedeutendste Verdienst hat sich jedoch M. durch seine Thätigkeit für das «Mittelhochdeutsche Wörterbuch» erworben, von welchem er unter Benutzung des von Beneke hinterlassenen Materials den ersten (Lpz. 1854) und dritten Band (1861) sowie die zweite Abtheilung des zweiten Bandes (1862—67) bearbeitete, während die erste Abtheilung des zweiten Bandes von Zarncke verfaßt wurde.

Müller (Wolfgang) von **Königswinter**, wie er sich zum Unterschiede von Namensgenossen nennt, deutscher Dichter, geb. in Königswinter am Rhein 5. März 1816, kam schon 1819 mit seinen Aeltern nach Bergheim im Jülichschen, dann auf das Gymnasium in Düsseldorf, wo er bereits mannichfaltige Anregungen in künstlerischen und dichterischen Kreisen erfuhr. Von 1835—39 studirte er in Bonn Medicin, lebte aber auch hier mit Simrock, Kinkel, Freiligrath, Matzerath u. a. ein reiches Dichterleben. Aehnliche Verbindungen eröffneten sich ihm in Berlin, wo er 1840 promovirte und die Staatsprüfung bestand. Nachdem er seiner Militärpflicht genügt und zu wissenschaftlichen Zwecken ein halbes Jahr in Paris zugebracht, ließ er sich 1842 als praktischer Arzt in Düsseldorf nieder. 1853 siedelte er nach Köln über, wo er der ärztlichen Praxis entsagte, um sich ganz der Literatur zu widmen. M.'s dichterische Thätigkeit begann bereits auf dem Gymnasium, wo er als Primaner Beiträge zu Chamisso's «Musenalmanach» lieferte. Seine ersten selbständigen Productionen waren «Junge Lieder» (Düsseld. 1841) und «Balladen und Romanzen» (Düsseld. 1842), die sich auch in der Sammlung der «Gedichte» (Frankf. 1847; 2. Aufl., Hannov. 1857) finden. Dem Gebiete der epischen

Dichtung gehörten an «Lorelei» (Köln 1851; 3. Aufl. 1857), eine Sammlung von Rheinsagen in Balladenform; das rheinische Märchen «Prinz Minnewin, ein Mittesommerabendmärchen» (Köln 1854) und «Märchenbuch für meine Kinder» (Lpz. 1866). Inzwischen erschienen «Johann von Werth» (Köln 1858), «Meister Stephan von Köln» und «Wilhelm von Jülich», drei anziehende Bilder aus der rhein. Geschichte (die beiden letztern im «Düsseldorfer Künstleralbum» für 1864 und 1865), die reizende Rheinidylle «Eine Maikönigin» (Stuttg. 1852) und «Der Rattenfänger von St.-Goar» (Köln 1857). Eine meisterhafte Verherrlichung der Rheingegenden, des Rheinlebens und der Rheinsagen bot M. in der «Rheinfahrt» (Frankf. 1846). In den «Erzählungen eines rhein. Chronisten» (2 Bde., Lpz. 1860—61), «Vier Burgen» (2 Bde., Lpz. 1862), «Zum stillen Vergnügen» (2 Bde., Lpz. 1865) und «Von drei Mühlen» (Lpz. 1865) veröffentlichte er eine Reihe von Erzählungen, deren Stoffe ebenfalls dem rhein. Leben entnommen sind. Von seinen dramatischen Versuchen ist besonders das Lustspiel «Sie hat ihr Herz entdeckt» auf mehrern Bühnen nicht ohne Beifall aufgeführt worden. Auch hat M. mehrere Reisebücher über den Rhein, die Lahn, das Siebengebirge, München u. s. w. verfaßt. Beiträge zur Kunstgeschichte enthalten die Schriften: «Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren» (Lpz. 1854), «Alfred Rethel» (Lpz. 1861) und «Katalog des Museums Walraff-Richarz» (2. Aufl., Köln 1864). Zu dieser vielseitigen literarischen Thätigkeit kamen noch wiederholte Vorträge über Literatur in Düsseldorf und Köln sowie ein lebendiges Eingreifen in die rhein. Kunstangelegenheiten. Als Dichter ist M. der namhafteste Repräsentant der rheinländ. Lyrik. In allen seinen Dichtungen zeigt er sich auf das engste mit der Natur, dem Leben und der Geschichte seiner heimatlichen Gegenden verwachsen und entfaltet in denselben einen seltenen Grad von Innigkeit, Wahrheit, Wärme und Wohllaut.

Müllner (Amadeus Gottfr. Adolf), Kritiker und dramatischer Dichter, geb. 18. Oct. 1774 zu Langendorf bei Weißenfels, ein Schwestersohn des Dichters Bürger, besuchte die Fürstenschule zu Pforta, wo sich schon sein dichterisches Talent zu entwickeln begann, während er zugleich mit Vorliebe Mathematik trieb, und studirte in Leipzig die Rechte. Nach beendeten Studien ließ er sich 1798 als Advocat in Weißenfels nieder und gab hierauf anonym den Roman «Incest» (2 Bde., Greiz 1799) heraus, dessen Schluß jedoch nicht von ihm herrühren soll. Später machte er sich als jurist. Schriftsteller bekannt, unter anderm durch «Modestin's sechzig Gedanken» (Greiz 1804) und durch die «Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunst» (Lpz. 1812; neue Aufl. 1819). Fast nur durch seine Bemühungen kam 1810 in Weißenfels ein Privattheater zu Stande, dessen thätigstes und vorzüglichstes Mitglied er wurde. Für dasselbe schrieb er die Lustspiele «Die Vertrauten», «Die großen Kinder», «Die Onkelei» u. s. w. (zum Theil nach franz. Originalen von Etienne u. a. und meist in fließenden Versen verfaßt), welche in den «Spielen für die Bühne» (2 Sammlungen, Lpz. 1815—21) und im «Almanach für Privatbühnen» (3 Bde., Lpz. 1817—19) enthalten sind, und die Dramen «Der neunundzwanzigste Februar» (Lpz. 1812), veranlaßt durch Werner's «Vierundzwanzigsten Februar»; ferner «Die Schuld» (Lpz. 1816), «König Yngurd» (Lpz. 1817) und «Die Albaneserin» (Stuttg. 1820). Erfindung, stechender Witz und Feinheit in der Ausführung des Einzelnen, verbunden mit Menschenkenntniß, aber ohne alle Wärme des Gefühls, sind das Eigenthümliche seines Talents als Lustspieldichter. Seine Trauerspiele zeichnen sich zwar durch planvolle Anlage und eine poetische Sprache aus, doch ist letztere oft mit Bildern überladen, oft zu sehr epigrammatisch zugespitzt. Der Grundfehler derselben aber ist eine misverstandene Schicksalsidee, die ihnen in abstoßender Weise eigen ist und allen höhern Werth benimmt. 1820 hörte M. auf, für die Bühne zu arbeiten, und wendete sich der literarischen und dramaturgischen Kritik zu. Er redigirte 1820—25 das «Literaturblatt» zum «Morgenblatt», gab 1823 die «Hekate» und seit 1826 das «Mitternachtsblatt» heraus. Sowol in diesen Blättern wie als Mitarbeiter an vielen andern Zeitschriften übte er eine schonungslose Kritik und ließ sich sehr oft durch seinen Witz zu nicht gerechtfertigten Persönlichkeiten hinreißen. Selbstsucht führte ihn überdies zu vielfachen Ungerechtigkeiten und Misverhältnissen in seinen persönlichen Verhältnissen sowol als im literarischen Leben. Er wurde dadurch in eine Unzahl von Processen, namentlich mit F. A. Brockhaus, Vieweg und Cotta, verwickelt, die er aber meist zu seinen Gunsten hinauszuführen wußte. M. selbst veranstaltete eine Sammlung seiner «Vermischten Schriften» (2 Bde., Stuttg. 1824—26) und seiner «Dramatischen Werke» (7 Bde., Braunschw. 1828). Ueber seine Verleger verbreitete er sich in seiner letzten Schrift, «Meine Lämmer und ihre Hirten» (Wolfenb. 1828). Er hatte 1817 den Titel als preuß. Hofrath erhalten und starb zu Weißenfels 11. Juni 1829 am Schlagflusse.

Multan (engl. Mooltan), eine große Stadt und früher eine der stärksten Festungen Asiens im südwestl. Theile des Pendschab, 9 M. östlich vom Indus und $^2/_3$ M. vom rechten Ufer des Tschinab, in fruchtbarer Gegend gelegen und von mächtigen Trümmermassen umgeben, hat 2 St. im Umfang, mehrere Moscheen, einen hoch in Ehren stehenden schönen Hindutempel mit einer großen Kuppel, welcher nebst den Gräbern zweier mohammed. Heiligen alljährlich eine große Menge von Pilgern aus allen Gegenden Indiens herbeizieht. Die Stadt zählt im ganzen 80966 E. (wovon 40140 auf die Vorstädte, 15853 auf den Lagerplatz kommen), die als sehr geschickte Arbeiter gerühmt werden und hauptsächlich Seiden-, Teppich-, Shawls-, Brocat- und Zitzmanufacturen unterhalten und ansehnlichen Handel treiben. Es gibt hier viele reiche Kaufleute und im ganzen gegen 4600 Läden. Die Stadt war einst viel bedeutender, ist aber durch Belagerungen und Kriegsleiden sehr heruntergekommen. Ihre frühern Befestigungen wurden 1849 theils von den Engländern abgebrochen, theils durch eine furchtbare Ueberschwemmung zerstört. M. soll auf dem Ruinenschutt der alten Hauptstadt der Malli (zu Alexander's d. Gr. Zeiten) stehen. Die Araber unter Kasim eroberten sie 711 für den Khalifen Walid und nannten sie erst Der al-Zeheb (Goldhaus) wegen der hier vorgefundenen Schätze, dann Kubbeh-ul-Islam (Kuppel des Glaubens). 1004 wurde sie nebst der benachbarten Festung Bhadia vom Ghasnewidensultan Mahmud I. erobert und zerstört. 1398 nahm sie Timur nach sechsmonatlicher Belagerung. Unter Akbar d. Gr. ward sie im 16. Jahrh. Hauptstadt des gleichnamigen Vicekönigreichs und erhielt 1640 von Schah-Dschehan die Festungswerke, die Aureng-Zeyb noch verstärkte. Später kam sie an die Afghanen und bildete eine eigene Provinz von deren Reich. 1818 aber wurde M. von Rundschit-Singh erobert, mit der Provinz dem Reiche der Sikhs einverleibt und wiederum Hauptstadt einer Statthalterschaft. Während der Anarchie, die auf dessen Tod 1839 folgte, war M. bereits schwierig, dann während des Kriegs der Briten offen aufständig, unterwarf sich aber nach dem Frieden von Lahore vom 22. Febr. 1846 und weigerte nur Tributrückstände. Ihr Statthalter, Mulradsch, sollte daher im Frühjahr 1848 abgesetzt werden. Die zwei brit. Offiziere, welche seinen designirten Nachfolger Khan-Singh von Lahore aus nach M. führten, wurden indessen 29. April mitten in der Unterhandlung mit Mulradsch verrätherisch ermordet. Hierauf erklärte sich derselbe für unabhängig und wiegelte die benachbarten Afghanenstämme auf. Am 18. Juni ward jedoch sein Heer bei Ahmedpur, 1. Juli er selbst bei dem Dorfe Sadusan in zwei Treffen geschlagen, sodaß er sich kaum in seine Hauptstadt retten konnte. M. wurde nun von General Whish mit 28000 Mann eingeschlossen, vom 2. Sept. an förmlich belagert und 12. und 13. Sept., bei dem rasenden Widerstande der Multanesen, bestürmt. In diesem Moment ging jedoch Radscha-Schir-Singh mit 5000 Sikhs von den Briten zum Feinde über, und Whish sah sich deshalb genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Nachdem er sich 21. Dec. mit einem Corps aus Bombay unter Auchmuty vereinigt, begann er den Angriff 27. Dec. von neuem und erstürmte unter dem heftigsten Kampfe 2. Jan. 1849 die untere, 3. die übrige Stadt. Es erfolgte eine allgemeine Plünderung, wobei mehr als 13 Mill. Rupien an Gold und Kostbarkeiten erbeutet wurden. Das Bombardement gegen die Citadelle dauerte jedoch bis zum 22. Jan., wo sich die Besatzung aus Mangel an Munition ergab. Mulradsch starb im Aug. 1851 auf dem Transport von Kalkutta nach Allahabad. Seit der Einverleibung des Pendschab mit dem indobrit. Reiche (29. März 1849) ist auch M. im anerkannten Besitz der Briten. — Die **Provinz** M. zählt auf 729 Q.-M. 971175 E. (darunter 201520 Hindu und 769655 Mohammedaner).

Multiplication, d. h. Vervielfachung, ist die dritte arithmetische Grundoperation, welche darin besteht, daß man eine Zahl sucht, die aus der einen zweier gegebenen Zahlen (dem **Multiplicandus**) auf dieselbe Art entsteht wie die andere gegebene Zahl (der **Multiplicator**) aus der Einheit. Beide gegebenen Zahlen heißen auch die **Factoren** und die herauskommende Zahl das **Product**. Der Multiplicator ist immer eine reine oder unbenannte Zahl, der Multiplicandus aber kann auch eine benannte Zahl sein, in welchem Falle das Product dieselbe Benennung erhält. Als Zeichen der M. dient entweder $\times$ oder ein Punkt ($\cdot$), z. B. 5×7 oder $5 \cdot 7$; bei einfachen Buchstabengrößen gewöhnlich unmittelbare Zusammenstellung, z. B. ab. Auch aus mehr als zwei Factoren kann durch mehrmalige M. ein Product gebildet werden, z. B. $5 \times 6 \times 7 = 30 \times 7 = 210$; sind die Factoren gleich, so nennt man es eine **Potenz**.

Multiplicationskreis, d. i. Vervielfältigungskreis, ein astron. Instrument, welches besonders Ende vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts vielfach in der Astronomie und höhern Geodäsie gebraucht wurde. Jetzt wird er wenig mehr angewandt, da andere Instrumente dieselben Messungen mit mehr Genauigkeit und Bequemlichkeit ausführen lassen.

Mumien heißen die besonders im alten Aegypten durch Balsamiren (s. d.) vor Verwesung geschützten und erhaltenen organischen Körper, namentlich menschlicher Leichen. Einige leiten diese Bezeichnung von einem arab. Worte ab, welches Gesalzenes, andere von einem persischen, welches einen gummiartigen Ueberzug bedeutet. Zum Einbalsamiren ihrer Todten wurden die Aegypter nicht allein durch religiöse Vorstellungen, sondern auch durch die Nothwendigkeit bewogen, da es ihnen zum Verbrennen der Leichen an Holz mangelte, die Beerdigung aber durch die Nilüberschwemmungen gehindert ward. Die Beschaffenheit der ägyptischen M. ist je nach der Art ihrer Einbalsamirung sehr verschieden. Nach den neuern Untersuchungen zerfallen dieselben in folgende Klassen. Ein Theil ist blos unter Anwendung gerbestoffhaltiger und balsamischer Mittel balsamirt und mit einer Mischung aromatischer Harze oder mit Asphalt angefüllt; dieselben sind rothbraun und die Züge und Haare wohlconservirt. Ein anderer Theil ist mit salzigen Substanzen behandelt und dabei gleichfalls mit Harzen und Asphalt angefüllt; diese sind schwärzlich, hart, glatt, pergamentartig, die Züge entstellt und nur wenige oder gar keine Haare erhalten. Ein dritter Theil ist nur mit Salzen behandelt und dann getrocknet; diese sind weiß, leicht, haarlos, die Haut pergamentartig und die Züge zerstört. Insgesammt sind sie hart, trocken und mehr oder weniger zerbrechlich. Der ganze Körper der M. ist in schmale Binden aus Baumwolle von verschiedenen Farben eingewickelt und gewöhnlich nur das Gesicht frei gelassen, welches bisweilen so gut erhalten, daß die Augen ihre völlige Rundung behalten haben. Die Binden sind so fest umgewickelt und durch die Länge der Zeit von den Balsamen so durchdrungen, daß sie mit dem Körper in eine Masse verwandelt zu sein scheinen. Diese M. wurden in Särgen aus Sykomoren- oder anderm Holze verwahrt, die aus einem untern Stück und einem Deckel bestanden, von der Größe und Gestalt des Körpers, und dabei mehr oder weniger mit Hieroglyphen und Bildnissen geschmückt waren. Außer den menschlichen Körpern balsamirten die alten Aegypter auch noch die Körper mehrerer ihrer heiligen Thiere, vorzüglich die der heiligen Stiere, Sperber, Ibis, Katzen, Schakals, Krokodile, Affen, Fledermäuse, mehrerer Fischarten u. s. w. Alle diese M., sowol die der Menschen als die der Thiere, doch letztere immer von jenen geschieden, wurden in großen Todtenkammern oder Nekropolen beigesetzt, die besonders in und neben den beiden den Nil auf seinen Ufern begleitenden Gebirgsketten von Syene an bis nach Memphis eingehauen sind, und deren Größe und wunderbarer Bau noch jetzt den Beschauer mit Staunen erfüllen. Die bedeutendsten noch sichtbaren dieser Todtenfelder sind die von Memphis, Abydos und Theben. Die Grüfte der letztern werden zuweilen von ungeheuern unterirdischen Galerien gebildet. Die prächtigsten jedoch von allen sind die Königsgräber von Theben, die in der That unterirdische Paläste von beispielloser Kühnheit bilden, welche mit den vortrefflichsten Bildwerken und Malereien bedeckt sind. Letztere haben bis auf den heutigen Tag ihren Farbenglanz bewahrt. Diese Todtenstätten, die noch gegenwärtig eine Anzahl von M. bergen, sind durch ihren Inhalt an Anticaglien, Bildwerken und Malereien der verschiedensten Art, welche alle Seiten des Lebens der alten Aegypter darstellten, eine der ergiebigsten Fundgruben für die ägypt. Alterthumsforscher. Außer den alten Aegyptern verstanden sich auch noch die Guanchen auf den Canarischen Inseln darauf, die Körper Verstorbener zu mumisiren, wahrscheinlich durch Trocknen in der Luft. Die M. dieser Art, die man auf den Canarischen Inseln gefunden, sind in Ziegenfelle eingenäht und übrigens gut erhalten. Aehnlich bereitete M. hat man auch in Mexico gefunden; ebenso verstanden die alten Peruaner die Leichname ihrer Inkas unversehrt zu erhalten. Außer den künstlich bereiteten M. gibt es an verschiedenen Orten natürliche, indem eine scharfe, kalte Luft die Verwesung der Körper verhindert und diese nur langsam eintrocknen läßt. So in dem Kapuzinerkloster bei Palermo in Sicilien, in dem Kloster auf dem Großen Bernhardsberge, im Bleikeller der Domkirche zu Bremen und anderwärts. Auf ähnliche Art entstehen ohne Einbalsamirung die sog. weißen oder arabischen M., wie man die Menschenkörper nennt, die in den Sandwüsten Arabiens und Afrikas lange unter dem Sande liegen geblieben und durch die brennende Sonnenhitze dermaßen ausgedorrt sind, daß sie unverweslich bleiben. Die echten oder künstlichen M. wurden sonst als Arzneimittel gebraucht und als Handelsgegenstand aus der Levante und Aegypten in Stücken nach Europa gebracht.

Mumme, ein starkes, sehr dickes, dunkelbraunes Hopfenbier von süßlichem, angenehmem Geschmack, welches zu Braunschweig in zwei Sorten gebraut wird und seinen Namen nach Christian Mumme führt, der es 1492 zuerst braute. Die eine Sorte heißt einfache oder Stadtmumme, die andere doppelte oder Schiffsmumme, weil sie besonders auf Schiffen consumirt wird, da sie ohne Nachtheil in heiße Länder verfahren werden kann. Die M. wird gegenwärtig außerhalb Braunschweig kaum getrunken.

Mummius (Lucius), ein röm. Consul, der 146 v. Chr. den Aufstand der Achaier durch den Sieg über Diäos bei Leukopetra dämpfte und die Eroberung und Verbrennung von Korinth ausführte, sodaß nun Achaja röm. Provinz wurde. M. erhielt daher auch den Beinamen Achaicus. Erzählt wird, daß er bei der Ueberfahrt der gewonnenen Kunstwerke, mit denen er nachher die röm. Tempel schmückte, die Schiffer zur Vorsicht mit der Drohung ermahnt habe, sie müßten im Fall des Verlustes neue machen lassen. Die Censur bekleidete M. 142 mit dem jüngern Scipio, der 146 Karthago zerstört hatte.

Munch (Peter Andreas), einer der ausgezeichnetsten skandinav. Geschichts-, Sprach- und Alterthumsforscher, geb. 15. Dec. 1810 zu Christiania, widmete sich auf der dortigen Universität seit 1828 den Rechtswissenschaften. Obgleich er 1834 sein Amtsexamen gemacht, gewann doch seine Neigung für linguistische und histor. Studien bald die Oberhand, und er habilitirte sich, nachdem er denselben mehrere Jahre ausschließlich obgelegen, 1837 als Lector für Geschichte, worauf 1841 seine Ernennung zum ord. Professor erfolgte. Seitdem entwickelte er eine rege und erfolgreiche Thätigkeit als Sprachforscher wie als Geschichtschreiber fast auf dem ganzen Gebiete der nordgerman. Philologie und Alterthumskunde. Um das norweg. Volk erwarb er sich durch das treffliche Werk «Det Norske Folks Historie» (Abth. 1, 7 Bde., Christiania 1852—62; Abth. 2, 2 Bde., 1862—63) ein ganz besonderes Verdienst. Diesem Werke waren, außer zahlreichen Monographien, die Ausgaben mehrerer Quellenschriften für die altnorweg. Geographie und Geschichte, die gründliche «Historisk geographisk Beskrivelse over Kongeriget Norge i Middelalderen» (Christiania 1849) und zwei treffliche Karten Norwegens (1845 und 1848) vorausgegangen. Als Sprachforscher hat M., im engsten Anschluß an die deutsche Wissenschaft, die Ergebnisse der histor. und vergleichenden Grammatik für das Gebiet der skandinav. Sprachen nicht nur befestigt und weiter geführt, sondern auch mit bestem Erfolg für die Aufhellung und Klärung der vorhistor. Zustände des europ. Nordens im allgemeinen wie Norwegens insbesondere zu verwerthen gewußt. Von seinen philol. Arbeiten sind die Grammatiken der Runensprache (Christiania 1848), der altnorweg. oder altnordischen (Christiania 1847 und 1849) und der goth. Sprache (Christiania 1848) hervorzuheben, denen sich «Nordmændenes Gudelære i Hedenold» (Christiania 1847) und mehrere Ausgaben altnordischer Sprachdenkmale anschließen. Auch unternahm er mit Keyser die kritische Gesammtausgabe von «Norges gamle Love» (3 Bde., Christiania 1846—49). Später beschäftigten ihn vorzugsweise die Studien zu seinem vaterländischen Geschichtswerke, zu deren Behuf er 1846 England und die Normandie sowie 1849 Schottland und die schott. Inseln bereiste. Seit Dec. 1858 hielt er sich mit seiner Familie in Rom auf, um in den Archiven des Vatican zu arbeiten, kehrte aber 1861 in seine Heimat zurück, wo ihn der König zum Historiographen und Archivar des Staats ernannt hatte. Im Frühjahr 1863 reiste er abermals nach Rom, um seine zurückgebliebene Familie abzuholen. Doch ereilte ihn hier der Tod 25. Mai 1863. M. liegt neben der Pyramide des Cestius begraben.

Munch (Andreas), einer der bedeutendsten norweg. Dichter, ein Verwandter des vorigen, geb. 19. Oct. 1810, ist der Sohn des 1832 verstorbenen Bischofs von Christiansand, Johann Storm M., eines Oheims von Peter Andreas M., und bezog 1830 die Universität zu Christiania, wo er sich jurist. Studien widmete. 1841—46 war er Redacteur des Blattes «Den Constitutionelle». Seit 1850 als Amanuensis bei der Universitätsbibliothek angestellt, bewilligte ihm 1860 der Storthing einen Ehrengehalt, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sich ganz der Dichtkunst zu widmen. Als Dichter trat M. zuerst mit «Ephemerer» (1836) und dem Drama «Kong Sverres Ungdom» (1837) auf. Andere Gedichte, die zum großen Theile erst in Zeitschriften erschienen und allmählich seinen Ruf begründeten, stellte er in den Sammlungen «Digte, gamle og nye» (Christiania 1848), «Nye Digte» (1850), «Sorg og Tröst» (Christiania 1852; 4. Aufl. 1855) und «Digte og Fortällninger» (Christiania 1855) zusammen. Dieselben zeichnen sich durch tiefes, echt poetisches Gemüth, reiche Phantasie und ungemeine Gewandtheit in der Rhythmik aus. Eine Reise nach Italien 1847—48 schilderte M. in «Billeder fra Syd og Nord» (1848). Unter seinen dramatischen Dichtungen, von denen einige auch ins Deutsche übertragen wurden, sind hervorzuheben: «Salomon de Caus» (1854), «Lord William Russel» (1857), «En Aften paa Giske» (1855) und «Hertug Skule» (1863).

Münch (Ernst Herm. Jos. von), deutscher Geschichtschreiber, geb. 25. Oct. 1798 zu Rheinfelden, besuchte das Gymnasium zu Solothurn und studirte die Rechte auf der Universität zu Freiburg, wo er 1818 die Stiftung des engern Bundes der Burschenschaft bewirkte. Die Beschäftigung mit der schönen Literatur führte ihn zur Geschichte, der er sich später fast aus-

schließend widmete. Er war kurze Zeit Gerichtssecretär in seiner Vaterstadt, von 1819—21 Lehrer an der Cantonschule zu Aarau und kehrte sodann nach Deutschland zurück, wo er nun eine außerordentliche schriftstellerische Productivität entwickelte. 1824 wurde er als Professor der histor. Hülfswissenschaften in Freiburg angestellt. Von seinen Arbeiten sind aus dieser Zeit hervorzuheben: die Ausgabe der Werke Ulrich's von Hutten (5 Bde., Berl. 1821—25), die verdeutschte Ausgabe der «Auserlesenen Schriften Hutten's» (3 Bde., Lpz. 1822—24), «Die Heerzüge des christl. Europa wider die Osmanen und die Versuche der Griechen zur Freiheit» (5 Bde., Basel 1822—26), «Franz von Sickingen's Thaten» (3 Bde., Stuttg. 1827—29), «Charitas Pirkheimer, ihre Schwestern und Nichten» (Nürnb. 1826), «König Enzio» (Ludwigsb. 1827; 2. Aufl., Stuttg. 1841) und «Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg» (3 Bde., Aach. 1829—32). 1828 ging M. als Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts nach Lüttich, wo er wegen der antiröm. Tendenz seiner Schriften selbst seine persönliche Sicherheit so gefährdet sah, daß er gern den Ruf als Bibliothekar nach dem Haag annahm. In den Niederlanden gab er nun heraus: «Geschichte des Hauses Nassau-Oranien» (3 Bde., Aach. 1831—33), «Das Großherzogthum Luxemburg als integrirender Theil des Deutschen Bundes» (Haag 1831), «Vollständige Sammlung älterer und neuerer Concordate» (2 Bde., Lpz. 1831—33), «Die Fürstinnen des Hauses Burgund-Oesterreich in den Niederlanden» (2 Bde., Lpz. 1832). 1831 folgte er dem Rufe als Geh. Hofrath und Bibliothekar der Privatbibliothek des Königs nach Stuttgart. Er starb zu Rheinfelden 9. Juni 1841. In Stuttgart veröffentlichte er unter anderm noch die «Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit» (6 Bde., Lpz. 1833—35), «Erinnerungen und Studien aus den ersten 37 Jahren eines deutschen Gelehrten» (3 Bde., Karlsr. 1836—38), worin er sehr ausführlich sein Leben schildert, «Paolo Sarpi und sein Kampf mit dem Curialismus und Jesuitismus» (Stuttg. 1839), «Denkwürdigkeiten zur polit. Kirchen- und Sittengeschichte der drei letzten Jahrhunderte» (Stuttg. 1839) und «Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Este und Lothringen im 16. und 17. Jahrh.» (Bd. 1, Stuttg. 1840). Auch die zwei «Sendschreiben eines deutschen Publicisten an einen Diplomaten über die großen Fragen am Wiener Congreß» (1839) sollen von ihm herrühren und an Prokesch von Osten gerichtet gewesen sein, mit dem er durch die Herausgabe von Schneller's «Hinterlassenen Werken», in Verbindung gekommen, und dessen «Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient» (3 Bde., Stuttg. 1836) er herausgegeben hatte. M. bewies stets viel Takt in der zeitgemäßen Auswahl seiner Gegenstände, legte aber bei der Ausführung oft eine Flüchtigkeit an den Tag, die vor keiner gründlichen Kritik bestehen kann.

Münch-Bellinghausen (Eduard Joachim, Graf), österr. Staatsmann, ehemaliger Präsidialgesandter am Bundestage zu Frankfurt, geb. 29. Sept. 1786 zu Wien, der jüngste Sohn des 3. Oct. 1802 verstorbenen Reichsfreiherrn Franz Joseph von M., begann seine Laufbahn im Dienste des Deutschen Reichs, trat aber 1806 in den österr. Staatsdienst, in welchem er in den Kriegsjahren von 1809 und von 1813—15 Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen. Als österr. Commissar und Präsident der zu Dresden 1818 versammelten Elbschiffahrts-Commission brachte er 1821 den Vertrag zu Stande, infolge dessen seit dem 1. März 1822 die Elbe von dem Punkte, wo sie schiffbar wird, bis in die offene See dem Verkehr freigegeben ward. In der Zwischenzeit wurde M. zum Stadthauptmann in Prag ernannt. Durch die Gewandtheit, welche er in dieser Stelle entwickelte, erwarb er sich das besondere Vertrauen des Fürsten Metternich. Er kam zunächst in die deutsche Section des Ministeriums des Auswärtigen, 1823 aber als wirklicher Geheimrath und Gesandter zum Bundestage in Frankfurt a. M., wo er auf die polit. Verhältnisse von ganz Deutschland großen Einfluß übte. M. konnte als der vollendete Vertreter der Metternich'schen Politik gelten, und derselbe Tadel, der gegen die Verwaltung des Staatskanzlers erhoben wurde, traf auch ihn. Namentlich war die blos polizeiliche Thätigkeit des Bundestags, die man allen geistigen wie materiellen Bestrebungen der Nation entgegenstellte, wesentlich sein Werk. 1841 erfolgte die Ernennung M.'s zum österr. Staatsminister. In der Katastrophe von 1848 bot man ihm das Ministerium des Auswärtigen an. Allein er lehnte dies ab und zog sich nach Metternich's Sturze ganz ins Privatleben zurück. M. starb 3. Aug. 1866. Er war 1831 in den Grafenstand erhoben, 1847 zum Ehrenmitglied der Akademie, für deren Gründung er sehr thätig gewesen, erwählt und 1861 zum Mitglied des Herrenhauses des Reichsraths auf Lebenszeit ernannt worden. Graf M. ist ein Oheim des Dichters, Freiherrn Eligius Franz Joseph M. (s. d.).

Münch-Bellinghausen (Eligius Franz Jos., Freiherr von), bekannt als Dichter unter dem Namen Friedrich Halm, geb. 2. April 1806 zu Krakau, wo sein Vater, Kajetan, Frei-

herr von M. (geb. 1. Nov. 1776, gest. 27. Juni 1831), der später Staats- und Conferenzrath wurde, damals als Appellationsrath in österr. Diensten angestellt war. M. hatte schon in seinem 20. J. die jurist.-polit. Studien absolvirt, gleichzeitig aber auch sein erstes Trauerspiel geschrieben. Entscheidend für sein poetisches Wirken wurde die 1833 erneute Verbindung mit seinem ehemaligen Lehrer Enk von der Burg, der ihn endlich dazu brachte, 1834 unter dem Namen Friedrich Halm dem Hofburgtheater das Schauspiel «Griseldis» zu übergeben, wo dasselbe im folgenden Jahre zur Aufführung kam. Der Erfolg übertraf nicht nur die bescheidenen Erwartungen des Dichters, sondern selbst die seines Freundes. Auf derselben Bühne wurden 1836 sein «Adept», eine Tendenztragödie, 1837 seine Jugendarbeit, das dramatische Gedicht «Camoens», 1838 das historisch-romantische Trauerspiel «Imelda Lambertazzi» und 1840 das Trauerspiel «Ein mildes Urtheil» gegeben. Alle diese Dramen wurden mit Beifall aufgenommen, wenn auch der Erfolg nicht so durchgreifend war wie bei «Griseldis». Daneben versuchte sich M. in Bearbeitung ausländischer Meisterwerke für die Bühne, wovon Lope de Vega's «König und Bauer» (1841) durch Frische und Anmuth sehr ansprach, während Shakspeare's «Cymbeline» (1842) weniger Anklang fand. Dagegen bürgerte sich das romantische Originaldrama «Der Sohn der Wildniß» (1843) in kurzer Zeit auf allen deutschen Bühnen ein und wurde auch in fast alle europ. Sprachen übersetzt. Nach diesen Erfolgen im romantisch-lyrischen, mit allem Reiz der poetischen Diction ausgestatteten Liebesdrama wandte sich M. dem Gebiet der histor. Tragödie zu. Sein «Sampiero», den er im Jan. 1844 zur Aufführung brachte, bekundete seine Befähigung auch für diese Gattung der dramatischen Poesie. Das histor. Drama «Maria de Molina» (1847) ist seinen äußern Umrissen nach zwar Tirso de Molina entlehnt, die Charakteristik, die ideale Auffassung und das ethische Pathos gehören jedoch ganz M. selbst an. Fast gleichzeitig dichtete er das Lustspiel «Verbot und Befehl», eine feine Ironie der Vielregiererei. 1854 ging über die Bühne des Hofburgtheaters zu Wien das Drama eines ungenannten Verfassers, «Der Fechter von Ravenna», das großen Beifall fand. Namentlich infolge dieser Anonymität entspannen sich literarische Erörterungen, die eine sehr polemische Wendung nahmen, als der bair. Dorfschullehrer Franz Bacherl das Recht der Autorschaft beanspruchte. Dies bewog endlich M., sich als den Verfasser des Stücks zu erklären, und die Quellen, aus denen er seine Anregungen geschöpft, nachzuweisen. Das Drama selbst zeigt alle Lichtseiten der M.'schen Muse. Seitdem dichtete er eine «Iphigenie in Delphi» (1856) im Anschluß an Goethe's «Iphigenia auf Tauris»; ferner zur Schillerfeier 1859 das kleine Festspiel «Vor hundert Jahren». 1863 übergab er der Bühne das histor. Drama «Begum Somru» und das Lustspiel «Wildfeuer». Zur Shakspearefeier brachte er das Festspiel «Ein Abend in Titchefield». M.'s Bühnenstücke sind sämmtlich im Druck und meist in wiederholten Ausgaben erschienen. Die Gesammtausgabe seiner «Werke» (Bd. 1—8, Wien 1857—64) enthält auch seine «Gedichte» (Stuttg. 1850) und «Neue Gedichte» (Wien 1864). In diesen lyrischen Poesien bekundet er sich durch Wärme der Empfindung, Tiefe der Gedanken und Glanz der Sprache als einen der vorzüglichern deutschen Lyriker. Neben seiner dichterischen und literarischen hat M. auch eine achtungswerthe Thätigkeit als Staatsbeamter und Gelehrter entfaltet. Nachdem er seit 1840 als niederösterr. Regierungsrath gewirkt, übernahm er 1845 mit dem Titel eines Wirkl. Hofraths die Stelle eines ersten Custos an der kaiserl. Hofbibliothek. 1852 wurde er zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften erwählt. 1861 zum lebenslänglichen Mitgliede des österr. Herrenhauses berufen, nahm M. seinen Platz auf der Linken des Hauses. Seit 1865 ist er Vorsitzender des Verwaltungsraths der deutschen Schillerstiftung. In seiner Abhandlung «Ueber die ältern Sammlungen span. Dramen» (Wien 1852) legte er von seinen literarhistor. und sprachlichen Kenntnissen Zeugniß ab.

München, die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Baiern, in Oberbaiern, am linken Ufer der Isar, in einer Ebene, die im Osten von niedern Hügeln begrenzt wird, besteht aus der Altstadt und fünf Vorstädten, der ältern St.-Anna- und der Pfarrvorstadt, der neuen Schönfelder-, Maximilians- und Ludwigsvorstadt. Auch gehören dazu die drei auf dem rechten Isarufer liegenden Ortschaften Au, Haidhausen und Obergiesing. Ob M. das an der Isar gelegene Isunisca der Römer sei, ist unentschieden. Der Name Munichen kommt zuerst im Anfange des 12. Jahrh. vor; doch ist der Mönch erst im 13. Jahrh. in das Stadtwappen gekommen. Herzog Heinrich der Löwe erhob die Villa Munichen 1158 zu einer Münzstätte und zur Hauptniederlage für das von Reichenhall und Hallein kommende Salz. Dieser Zeit gehört unstreitig auch die Herrgottkapelle an, aus welcher noch im Laufe desselben Jahrhunderts die St.-Peters-

kirche erwuchs, die 1294 neu aufgebaut wurde und zuletzt 1607 durch Kurfürst Maximilian I. ihre gegenwärtige Gestalt erhielt. Durch die neuen Herzoge aus dem Geschlechte der Wittelsbacher, die zum öftern zu M. ihr Hoflager aufschlugen, blühte es mehr und mehr zu einer ansehnlichen Stadt empor. Ludwig der Strenge wählte die Stadt zu seiner beständigen Residenz und erbaute 1253 die Ludwigsburg, welche unter dem Namen des Alten Hofs noch jetzt zum Theil in der Form besteht, in der sie 1327 Kaiser Ludwig wiederherstellte. 1254 wurde die innere Stadt mit Ringmauern, Wällen und Gräben umgeben, und vier Thore vermittelten ihre Verbindung mit den Vorstädten. Außerhalb der Ringmauern, auf dem Haberfelde, an der Stelle der jetzigen Frauenkirche, wurde zu Ehren der Maria eine kleine Kirche erbaut (1271—84) und zur Pfarrkirche erhoben. Ziemlich gleichzeitig wurde auch die St.-Katharinenkapelle als Heiligegeistkirche zur Pfarrei und zu Ende des 13. Jahrh. die St.-Peterskirche neu aufgebaut. Die Straßen vor den Thoren vervollständigten sich dergestalt, daß sie mit in den Umfang der innern Stadt gezogen wurden, welche seit 1301 eine neue Umfassungsmauer erhielt. Unter Kaiser Ludwig dem Baier erhielt die Stadt nach dem furchtbaren Brande von 1327 ihren zum Theil noch gegenwärtigen Charakter. Sie nahm an Umfang zu und reichte mit ihren neuen Erweiterungen bis zu dem Isar-, Sendlinger-, Karls- und Schwabingerthore, von denen jedoch nur noch die drei erstern in veränderter Gestalt bestehen. Von den vier kleinern Thoren, die Ludwig der Baier erbauen ließ, ist gegenwärtig nur das Angerthor übrig, das indeß ebenfalls zum Abbruch kommen soll. Die St.-Peterskirche erhielt 1370 zwei neue, im altdeutschen Stil erbaute Spitzthürme, die 1607 einem schmalen, viereckigen Thurme Platz machten. Zwischen 1468—88 entstand an der Stelle des Marienkirchleins die Kirche zu Unserer Lieben Frauen mit ihren beiden unten viereckigen, oben achtseitigen und von Kuppeln überdeckten Thürmen, mit 30 großen Fenstern von 70 F. Höhe und 22 achteckigen Pfeilern im Innern, die das Gewölbe tragen. Jener Zeit gehört auch die gegenwärtig für den griech. Gottesdienst eingerichtete St.-Salvatorkirche an. Aus Wilhelm's des Frommen Zeit (1579—1626) stammen die Maxburg, das mit ihr in Verbindung stehende, für die Jesuiten bestimmte Collegialgebäude und die ehemalige Jesuiter-, jetzt Hofkirche zum heil. Michael, die 1597 mit beispielloser Pracht eingeweiht wurde. Kurfürst Maximilian I. (1626—51) ließ das Zeughaus, das Josephs- oder Herzogsspital und die neue (jetzt die alte) Residenz aufführen, ein Gebäude, welches besonders der innern Pracht wegen zu seiner Zeit gepriesen wurde. Auch der erzene Wasserbehälter im Brunnenhofe der Residenz, die Marianische Säule auf dem ehemaligen Schrannen-, jetzt Marienplatze, mit der vergoldeten Erzstatue der Madonna, und das bronzene Denkmal Ludwig's des Baiern in der Frauenkirche rühren aus dieser Zeit her. Unter Kurfürst Ferdinand Maria (1651—79) wurden die Theatiner-Hofkirche und das der Stadt benachbarte Schloß Nymphenburg erbaut. Mit Max Emanuel (1679—1726) gewann der Einfluß des franz. Geschmacks das Uebergewicht. Unter Karl Theodor (1777—99) erweiterte sich die Stadt nach allen Seiten hin. Sie hörte auf Festung zu sein, und die aus dem Dreißigjährigen Kriege übriggebliebenen Werke wurden geschleift. Das Karlsthor, nach dem Kurfürsten so benannt, empfing mit seinen Umgebungen unter diesem eine neue Gestalt, die aber noch viel von der frühern alterthümlichen Beschaffenheit beibehielt, bis 1857 eine Pulverexplosion den Hauptthurm zerstörte und eine Renovirung nöthig machte. Die nördl. Arcaden wurden höher gebaut. Der Minister Graf Rumford legte damals den Englischen Garten an.

Das erste öffentliche Gebäude, welches der König Maximilian I. (1799—1825) aufführen ließ, war die Kaserne des Infanterie-Leibregiments (1801—3), zu welcher bald nachher die Cavaleriekaserne und später (1824—26) die Infanteriekaserne am Türkengraben kamen. Entscheidend für die neuere Gestaltung der Stadt wurde die Umwandlung der Akademie der bildenden Künste (1808), die mit dem Institut der Akademie der Wissenschaften in eine erfolgreiche Wechselwirkung trat und den künstlerischen Bestrebungen jene höhere monumentale Richtung verlieh, die M. seitdem eigenthümlich geworden ist. Maximilian beschloß, seine noch immer verdüsterte Hauptstadt zu einer heitern Königsstadt umzuwandeln. Durch Abbrechen des alten Franciscanerklosters wurde der Max-Josephsplatz geschaffen. Wie die Au, gehörte auch die St.-Annavorstadt und das unter Karl Theodor angelegte Schönfeld zu M., und zumal vor dem Schwabinger- und Maxthore entstanden allmählich ganze Straßen. Es wurde das jetzige Palais des Prinzen Karl im Englischen Garten erbaut und 1812 der Botanische Garten angelegt. Um dieselbe Zeit entstand auch das zu Localpossen und komischen Opern bestimmte Theater vor dem Isarthore, welches später in ein Leihamt verwandelt wurde. Nach dem Frieden erweiterte man die Maximilians- und Ludwigsvorstadt, und ebenso rüstig baute man in der neuen Isar-

vorstadt. Bereits seit 1816 ließ der damalige Kronprinz Ludwig die Glyptothek, eins der schönsten Gebäude der Stadt, durch L. von Klenze aufführen. Die wichtigste Erweiterung der Stadt begann seit 1817 durch das Abbrechen des alten Schwabingerthors und die neuen Anlagen in den vor demselben gelegenen Theilen der Maximilians- und der Schönfelbervorstadt, wo der Odeonsplatz und die Ludwigsstraße mit ihren durch Größe, Mannichfaltigkeit der Baustile und Schönheit ausgezeichneten Gebäuden bald alles andere überstrahlen sollten. Nach dem Vorbilde ital. Paläste wurden durch Klenze erbaut: der Palast Leuchtenberg (seit 1817), jetzt der des Prinzen Luitpold, am Odeonsplatze, der demselben gegenüberliegende Bazar (vollendet 1822), dessen östl. Seite die berühmten Arcaden bilden, die neue königl. Reitbahn und das mit einer offenen Bogenhalle von sieben Arcaden versehene Gebäude des Kriegsministeriums in der Ludwigsstraße (begonnen 1824). Durch die zwischen 1821—28 vollendete Ludwigsbrücke sowie durch die (hölzerne) Reichenbachbrücke über die Isar wurde die Vorstadt Au mit der Hauptstadt besser als früher in Verbindung gesetzt. Das nach dem Vorbilde des pariser Odeons von K. von Fischer aufgeführte und 1818 vollendete Hof- und Nationaltheater, eine Hauptzierde des Max-Josephplatzes, wurde 1823 ein Raub der Flammen, aber sofort in der Hauptsache nach des Architekten ursprünglichem Plane durch Klenze von neuem aufgerichtet, sodaß es 1825 wieder eröffnet werden konnte. Ein vortreffliches Gebäude erhielt M. in der durch innere Zweckmäßigkeit und strengen Charakter des Aeußern ausgezeichneten Fronfeste, die der Oberbaurath Pertsch 1820 aufzuführen begann. Zu den vorzüglichsten Privatgebäuden dieser Zeit gehören die von Metivier aufgeführten Hotels der Freifrau von Baiersdorf (1824—25) und des Barons von Lotzbeck (1828—29). Außer dem Max-Josephsplatz waren inzwischen innerhalb der alten Stadt durch Abbrechen der alten Salzhallen 1778 und des Mauthgebäudes 1806 und außerhalb der alten Wallgräben der Stadtthore allmählich der Odeons-, Wittelsbacher-, Karolinen-, Maximilians- und Karlsplatz, sowie außerdem die mit einer vierfachen Baumreihe besetzte Sonnenstraße entstanden, die durch Abbrechen des Josephthors mit der innern Stadt in Verbindung gesetzt wurde.

Die bedeutendsten Veränderungen erfuhr M. unter der Regierung des Königs Ludwig I. Die Zahl der Häuser, die von 1808—19 von 1964 auf 2521 gestiegen, wuchs bald bis zu 4000; die der Einwohner von 40638 (1812) auf 167054 (1864), mit Einschluß der Vorstädte Au, Haidhausen, Giesing und Rammersdorf. Die Glyptothek, bereits 1816 von Klenze begonnen, wurde 1830 vollendet. Sie ist im ionischen Baustil mit einem Porticus von acht vordern und vier hintern Säulen erbaut und hat an der Außenseite Bilderblenden erhalten, um die Form des Gewölbes, dessen Anwendung für das Innere zur Bedingung gemacht war, auch im Aeußern hervortreten zu lassen. Das vordere Giebelfeld zieren seit 1836 neun kolossale freistehende Marmorfiguren (Minerva Ergane mit den sie umgebenden Vertretern der verschiedenen Zweige der Bildnerei) nach dem Entwurf von Haller, ausgeführt von verschiedenen. Für die Richtung der Kunst war dieses Gebäude besonders dadurch von dem entschiedensten Einfluß, daß an ihm zum ersten mal wieder die Malerei und Bildnerei mit der Baukunst auf eine großartige und bedeutsame Weise in eine unmittelbare Verbindung trat, indem der trojanische und der Göttersaal nebst ihrer Vorhalle von Cornelius mit den herrlichsten Darstellungen aus der griech. Götter- und Heldengeschichte al fresco ausgeschmückt wurden. Die Glyptothek ist von Gartenanlagen umgeben und bildet die nördl. Seite des Königsplatzes gegenüber dem neuen Kunstausstellungsgebäude. Zu der Pinakothek wurde 7. April 1826 der Grundstein gelegt, und 1836 war dieselbe bis auf die innere Decoration vollendet. Die Pinakothek, durch Größe und schöne malerische Verhältnisse imponirend, ist im Stil röm. Paläste erbaut. Die Hauptfaçade hat zwei Reihen Bogenfenster übereinander; inmitten der untern ist ein dreifaches Portal. Die 25 Fenster der obern befinden sich zwischen einer ionischen Halbsäulenstellung. Darüber erhebt sich ein verziertes Consolengesims, auf welchem 24 nach Schwanthaler's meisterhaften Modellskizzen in Kalkstein gearbeitete Malerstatuen stehen. Gekrönt ist das Ganze mit einer etwas zurücktretenden Attika von einfacher Pilasterstellung mit Schmuckziegeln. Hinter der Bogenfensterstellung des Hauptgeschosses ziehen sich 25 Loggien hin, die nach Zeichnungen von Cornelius al fresco ausgemalt sind. Das Gebäude umfaßt 9 große Säle von 40 F. Breite, 50 F. Höhe und 50—80 F. Länge, die zum Theil plastisch und mit Reliefbildern verziert sind, sowie 23 kleinere Cabinete.

Im J. 1826 entstand dem Leuchtenberg'schen Palais gegenüber und ganz in demselben Stil das Odeon, durch Klenze gebaut und durch Kaulbach, Anschütz und Eberle mit Deckengemälden geschmückt. Von 1827—29 wurden 16 Arcaden des Hofgartens durch mehrere

Künstler aus der Schule von Cornelius zum Theil mit Darstellungen aus der bair. Geschichte, in den folgenden Jahren die übrigen 28 der Westseite mit ital. Landschaftsbildern durch Rottmann al fresco gemalt, worauf sodann an der Nordseite 39 Bilder aus dem griech. Befreiungskampfe nach Zeichnungen von P. Heß ausgeführt wurden. 1830 kam der Bau des Kriegsministeriums zu Ende und 1832 der nach dem Plane des Oberbauraths Pertsch 1827 begonnene Bau der prot. Kirche, die ein von Norden nach Süden in die Breite gestelltes Oval von 150 F. Breite und 90 F. Tiefe bildet und mit einer Vorhalle von drei Arcaden gegen Norden und einem viereckigen Ausbau für die Sakristeien gegen Süden versehen ist. Von 1828—30 erbaute Klenze das Palais des Herzogs Max, dessen Façade ihren drei Stockwerken nach in eine dorische, ionische und korinth. Wandsäulenordnung getheilt ist. Die Zimmer sind zum Theil im pompejanischen Geschmack decorirt und mit Wandmalereien von Rob. von Langer, Kaulbach und Zimmermann geschmückt. Die Restauration des Isarthors nach Gärtner's Entwürfen wurde 1833 und die Bemalung am Fries desselben oberhalb des Schwibbogens mit der Darstellung des Einzugs Kaiser Ludwig's des Baiern nach der Schlacht bei Ampfing von Bernh. Neher 1835 zu Ende gebracht. An demselben Thore finden sich auch die Gemälde des heil. Benno und der Maria mit dem Kinde sowie die beiden Sandsteinfiguren des heil. Michael und des heil. Georg von Konr. Eberhard. In das J. 1833 fällt außerdem die Errichtung des 100 F. hohen ehernen Obelisken, von Stiglmaier, auf dem Karolinenplatze zum Andenken an die im russ. Feldzuge umgekommenen Baiern. 1835 wurde das von Rauch modellirte und von Stiglmaier in Erz gegossene Monument des Königs Maximilian I. auf dem Max-Josephsplatze enthüllt und der seit 1826 nach Klenze's Plan im Bau begriffene Neue Königsbau eingeweiht, der die nördl. Seite desselben Platzes begrenzt und zu den umfangreichsten und schönsten Bauwerken M.s gehört. Die Hauptseite ist 430 F. lang. Die Pilasterstellungen der drei Geschosse sind nach den drei Hauptsäulenordnungen der Griechen ausgeführt, das Ganze mit einem verzierten Consolengesims gekrönt. Fünf Säle des Erdgeschosses zur Linken des Eingangs, der aus drei hohen gewölbten Thoren besteht, sind von Schnorr mit Darstellungen aus den Nibelungen al fresco geziert. In den Gemächern des Königs und der Königin im obern Stockwerke sind die schönsten und erhabensten Dichtungen der Griechen und Deutschen durch die Kunst des Bildners und Malers veranschaulicht und von den berühmtesten Künstlern enkaustisch und al fresco, zum Theil auch in monochromatischer Weise ausgeführt.

Von 1832—36 wurde durch Klenze der Saalbau am Hofgarten vollendet, dessen mehr als 800 F. lange Façade mit einem grandiosen, in dem Stile Palladio's ausgeführten Portalvorbau versehen ist, der aus zwei Arcadenhallen übereinander besteht, deren zehn hervortretende Säulen ein gekropftes Gesims und über diesem zwei Löwenfiguren und die Marmorstatuen der acht Kreise des Königreichs nach Schwanthaler tragen. In Angemessenheit mit dem angrenzenden ältern Theile der Residenz ist die neue Façade im spätern röm. Stile gehalten. In dem Hauptgeschoß ist eine lange Reihe der prächtigsten Säle zu großen Hoffesten und Audienzen bestimmt: zuerst der Banketsaal mit Schlachtenbildern von P. Heß, W. von Kobell, A. Adam u. a. (die nächsten beiden Cabinete mit der berühmten Galerie weiblicher Schönheiten); der blos architektonisch verzierte Ballsaal; die drei Kaisersäle; der ebenfalls nur plastisch verzierte, 112 F. lange, 75 F. breite und 75 F. hohe Thronsaal, dessen Galerie von 20 korinth. Säulen getragen wird, zwischen welchen die nach Schwanthaler's Modellen von Stiglmaier in Bronze gegossenen und im Feuer vergoldeten 14 Statuen wittelsbacher Fürsten stehen. Die drei Kaisersäle sind Karl d. Gr., Friedrich Barbarossa und Rudolf von Habsburg gewidmet und mit Darstellungen aus dem Leben und Wirken dieser Kaiser nach Schnorr's Compositionen enkaustisch ausgemalt. Ausgezeichnet ist namentlich der plastische Fries im Saale Kaiser Friedrich's, den Kreuzzug dieses Kaisers darstellend, nach Schwanthaler's Zeichnungen aus Gips im Relief ausgeführt. In den Sälen des untern Geschosses befinden sich Darstellungen zu den 24 Gesängen der Odyssee nach Schwanthaler'schen Zeichnungen von Hiltensperger. Mit dem Prachtstiegenbau, der zu den Festsälen führt und 1840 in Angriff genommen wurde, schloß sich der Kreis der weitläufigen Gebäude, welche zur Residenz gehören. Mit zu dem Umfange der Residenz gehört die Allerheiligen-Hofkapelle, 1826—37 durch Klenze erbaut, eins der schönsten Gebäude. In allen ihren Theilen herrscht die vollkommenste Uebereinstimmung. Sie ist den ital.-byzant. Kirchen des 12. Jahrh. nachgebildet, und die Gewölbe sowie die beiden Kuppeln des Mittelschiffs, die große Hauptaltarnische und der Orgelchor nebst den sie verknüpfenden Bändern und Bogen sind mit Frescogemälden von Heinr. Heß auf Goldgrund geschmückt.

Eine doppelte Reihe großartiger Bauwerke in denen sich das Element des Rundbogens

geltend macht, entstand seit 1829 in der Ludwigsstraße. Zu diesen sämmtlich von Fr. von Gärtner herrührenden Gebäuden gehört zunächst als das vollendetste das 1832—43 erbaute Bibliothek- und Archivgebäude, dessen prächtige Hauptfaçade 518 F. lang ist und mit drei andern unter sich zusammenhängenden Flügeln zwei innere Höfe einschließt. Ferner ist hier zu erwähnen die 1829—38 erbaute Ludwigskirche mit ihrer schönen, mit Steinbildnereien von Schwanthaler geschmückten Façade und zwei Spitzthürmen. In der Hauptaltarnische ist das Jüngste Gericht von Cornelius in Fresco gemalt, das den Schlußstein einer Reihe anderer Gemälde an den Wänden und Decken bildet. In einem ähnlichen Stil wie das Bibliothekgebäude und die Ludwigskirche sind die gegenüberliegenden Gebäude des Damenstiftes (1836—39) und das Blindeninstitut (1833—35) aufgeführt. Nördlich vom Blindeninstitut, durch eine Querstraße getrennt, erhebt sich das 1838 gegründete Salz- und Bergamtsgebäude, an welches sich das neue, mit zwei langen Vorderflügeln versehene Universitätsgebäude anreiht, welches mit den beiden gegenüberliegenden, ebenfalls rechtwinkelig zusammengestellten Gebäuden des Georgianischen Seminars für junge Theologen (1835—39) und des Erziehungsinstituts für adeliche Fräulein (1836—39) einen großen viereckigen Platz einschließt, welchen zwei Springbrunnen (von Gärtner) schmücken. Auf dem Wittelsbacher Platze wurde 1839 die kolossale Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian I. von Baiern, nach Thorwaldsen's Modell von Stiglmaier in Erz gegossen, aufgerichtet. Zu dem Gärtner'schen Bau gehört endlich noch das mit dem allgemeinen Krankenhause verbundene Ordenshaus für die Barmherzigen Schwestern (1836—39). Eine großartige, prächtige Ansicht gewährt der Königsplatz, dessen nördl. Seite von der Glyptothek und ihren Gartenanlagen begrenzt ist, und an dessen Südseite sich ein Complex von Gebäuden erhebt, die unmittelbar unter sich verbunden sind und den Civilbauinspector Ziebland zum Erbauer haben. Dahin gehören zunächst die Basilika zum heil. Bonifacius oder die Bonifaciuskirche, eins der edelsten Bauwerke. Die Hauptfaçade zeigt einen Portalvorbau mit einer achtsäuligen Bogenstellung. Die Seitenfaçaden mit ihrer doppelten Reihe rundbogiger Fenster gewähren ihrer schönen, einfachen Verhältnisse wegen einen überaus befriedigenden Anblick. Das Innere wird durch vier Reihen von je 16 Marmorsäulen in korinth. Stil von 25 F. Höhe in fünf Schiffe getheilt. Ueber den beiden mittlern Reihen erheben sich die 75 F. hohen Mauern des Mittelschiffs bis zum Anfang des Daches. Das Innere ist mit Frescogemälden von Heinrich Heß verziert. An die hinter der Chornische in einem runden Vorbau hervortretende Sakristei schließt sich durch einen bedeckten Gang das zur Wohnung für Benedictiner bestimmte Gebäude des Bonifaciusstiftes an, welches mit dem nach Norden zu gelegenen Kunst- und Industrieausstellungsgebäude ein äußerlich ungetrenntes Ganzes bildet. Durch das letztere Gebäude, zu welchem 25. Aug. 1838 der Grundstein gelegt wurde, wird der korinthische wie durch die Glyptothek der ionische Baustil vertreten. Wie bei der Glyptothek ist das Vordergiebelfeld mit Marmorstatuen und zwar nach Schwanthaler's Modellen geziert. Endlich wurde in der Vorstadt Au die neue Maria-Hilf-Kirche im altdeutschen Stil von Ohlmüller 1831—39 aufgeführt, die ihre kunstgeschichtliche Bedeutsamkeit unter anderm dem Umstande zu verdanken hat, daß bei ihr die Glasmalerei des Mittelalters in angemessener Ausdehnung und Würde wieder in Anwendung gebracht wurde. Sie bildet in ihrer Grundform ein längliches Viereck, welches hinter dem Chor in einen fünfseitigen Schluß ausläuft. Alle innern Räume, das durch je fünf Säulen von seinen Abseiten getrennte Schiff und der durch sechs Säulen gebildete Chor, befinden sich unter einem gemeinschaftlichen Dache. Ueber der Mitte der Eingangsseite erhebt sich der 280 F. hohe, in eine aus durchbrochenen Hausteinen bestehende Pyramide ausgehende Thurm, umgeben rechts und links von niedrigen Treppenthürmen und Galerien. Sämmtliche neunzehn Hauptfenster der Kirche, wovon sieben dem Chor und zwölf dem Schiff angehören, wurden mit Glasmalereien nach Zeichnungen von Schraudolph, Fischer u. a. unter Leitung H. von Heß' und Ainmüller's geschmückt, die Räume darunter sowie die Altäre mit unbemalten Holzschnitzwerken. Von 1843—49 wurde der Wittelsbacher Palast im goth. Stil gebaut (von Gärtner und nach dessen Tode von Klumpp). Derselbe ist 260 F. lang, 224 F. breit, 103 F. hoch und ward nach der Thronentsagung des Königs Ludwig dessen Wohnung. Ein eigenes königl. Gebäude wurde für die Glasmalerei, wie früher für die Erzgießerei, aufgeführt, und ebenso 1846 von A. Voigt der Bau der Neuen Pinakothek (für Werke der Maler des 19. Jahrh.) begonnen. Dieses 1853 vollendete Gebäude (368 F. lang, 101 F. breit und 90 F. hoch) hat an den Außenseiten Frescobilder nach Zeichnungen W. von Kaulbach's. An den großen, allgemeinen Friedhof, den ein Leichenhaus und viele herrliche Monumente auszeichnen, wurde 1845 ein Campo-Santo im mittelalterlich-lombard. Stil von Gärtner angebaut, 450 F. ins Geviert, in glänzenden Backsteinen, mit einer zwölf-

kuppeligen Vorhalle. Zwischen der Theatinerkirche und der alten Residenz wurde 1841—44 durch Gärtner die Feldherrnhalle im mittelalterlich-toscan. Stil gebaut und mit den Erzstatuen von Tilly und Wrede geschmückt, und am Ende der Ludwigsstraße gleichfalls von Gärtner (vollendet von Metzger) das Siegesthor in röm. Triumphbogenstil 1844—50, dessen Wände mit Marmorreliefs und Statuen bedeckt sind, die Plattform aber mit einer auf einem Siegeswagen von vier Löwen gezogenen, in Erz gegossenen Bavaria geziert ist. 1845 wurden dem Verfasser des bair. Gesetzbuchs, von Kreitmayer, 1850 den Tonkünstlern Orlando di Lasso und Gluck Erzstatuen auf öffentlichen Plätzen gesetzt. Auf der Anhöhe über der Theresienwiese erhebt sich seit 1843 eine große dorische Säulenhalle aus Untersberger Marmor, dem bair. Ruhme gewidmet, bestimmt zur Aufnahme von Marmorbüsten ausgezeichneter Baiern, von L. von Klenze in sog. Hufeisenform aufgeführt, 230 F. lang, mit zwei vortretenden Flügeln zu je 105 F., und 45 F. hoch (ohne den Sockel). Die Marmorreliefs in den Giebeln und Metopen sind von Schwanthaler. Diese Bairische Ruhmeshalle umschließt von drei Seiten einen Hof, in welchem der Koloß der Bavaria steht, 66 F. hoch bis zur Spitze des erhobenen Kranzes und 96 F. mit dem Piedestal, nach Schwanthaler's Modell (1837—42) in Erz gegossen von F. von Miller 1844—50. Zu dieser Statue wurden 1500 Ctr. Erz verwendet; 31 Personen konnten im Kopfe derselben Platz finden, als die erzenen Divans noch nicht darin waren. Auch nach seiner Abdankung (1848) blieb König Ludwig I. noch immer Pfleger der Kunst in M. 1854 wurde auf der westl. Seite des Königsplatzes der Grundstein zu den Propyläen gelegt, die von Klenze aufgeführt und 25. Aug. 1862 eröffnet wurden. Den Haupt- und Mittelbau bildet eine offene Säulenhalle in altdorischer Ordnung, zu deren beiden Seiten nach oben sich verjüngende Thürme mit quadratischem Grundriß stehen. Die breiten weißen Wände der letztern sind mit Reliefs geschmückt, welche die Freiheitskämpfe der Griechen darstellen und nach dem Entwurfe L. Schwanthaler's von dessen Vetter Xaver in Marmor ausgeführt wurden. Kurz vorher hatte Ludwig I. dem Kurfürsten Max Emanuel ein ehernes Standbild auf dem Promenadenplatze errichten lassen. Die Statue Schiller's, entworfen und modellirt von Widnmann, in Erz gegossen von Miller, an der Brienner Straße, wurde 9. Mai 1863 enthüllt. Inzwischen hatte die Stadt M. ein kolossales Monument auf dem Odeonsplatze (enthüllt 25. Aug. 1862) errichten lassen, welches, ebenfalls von Widnmann modellirt und von Miller in Erz gegossen, den König Ludwig I. im Krönungsornate und zu Pferde zeigt.

König Maximilian II. wollte seinem Vater in dem Eifer für Förderung der Kunst nicht nachstehen. Unter ihm entstand die Maximiliansstraße, die zweite Prachtstraße M.s, welche jedoch in architektonischer Beziehung einen ganz andern Charakter trägt als die Ludwigsstraße. Unter den Privatbauten an derselben ist das Hotel zu den vier Jahreszeiten die schönste. Oeffentliche Gebäude sind die Münze am Eingange und das Regierungsgebäude in der Mitte der Straße. Letzterm gegenüber erhebt sich das bair. Nationalmuseum (nach den Plänen des Oberbauraths Riedel), das eine ungewöhnlich reiche Sammlung theils in Baiern gefundener, theils irgendwie auf Baiern bezüglicher cultur- und kunsthistor. Denkmäler enthält, die in streng chronol. Ordnung in 30—40, dem jedesmaligen Zeitcharakter gemäß eingerichteten und decorirten Sälen aufgestellt sind. Weit über 100 Frescobilder, die jedoch von sehr verschiedenem Kunstwerthe sind, schildern die Geschichte der wittelsbacher Fürsten sowie der alt- und neubair. Provinzen. Auf dem mit Blumen- und Rasenbeeten geschmückten Platze zwischen Nationalmuseum und Regierungsgebäude stehen die Erzstatuen Schelling's und Deroy's, erstere von Brugger, letztere von Halbig. Das Rondel zwischen den beiden Brücken der Maximiliansstraße ist zum Standort des projectirten Nationaldenkmals für König Maximilian II. bestimmt. Die 12. Oct. 1863 eröffnete Maximiliansbrücke (260 F. lang, 50 F. breit, von Zenetti erbaut) führt zum Athenäum oder Maximilianeum, das zur Aufnahme talentvoller, aber unbemittelter Studenten bestimmt ist, die sich dem Staatsdienste widmen wollen. Das äußerst reichgegliederte Gebäude, das ein Cyklus von 100 Oelbildern aus der Weltgeschichte (darunter Kaulbach's Schlacht von Salamis) schmücken wird, zeigt eine Hauptfronte von fast 1200 F. Breite und 260 F. größter Höhe und bildet den majestätischen Abschluß der Maximiliansstraße. Außerdem ließ König Maximilian II. 1857 das alte Residenztheater durch L. Foltz neu herstellen und zwischen dem Hoftheater und dem neuen Königsbau den Wintergarten, eine reizende Gartenanlage in einem glasbedeckten Salon (durch Kreuter) aufführen. Auch wurde der Bahnhof sehr erweitert, in welchem die mächtige, aus Holz construirte Einsteigehalle und die von Echter gemalten Friese in den Einfahrtsthoren sehenswerth sind. Die für den Getreidemarkt 1852 aufgeführte Schrannenhalle besteht aus einem zweistöckigen gemauerten Mittelbau und zwei Eckpavillons, zwischen

welchen sich zwei offene, von eisernen Säulen getragene Hallen, jede von 562 F. Länge und 86 F. Tiefe, hinziehen. Ein noch umfangreicherer Eisenbau war der sog. Glaspalast im Alten Botanischen Garten, der bei 1800 F. Länge ein Areal von 134400 Quadratfuß bedeckt, 1854 der deutschen Industrieausstellung diente und seitdem zu allerlei Ausstellungen und Productionen benutzt wurde. Neuerdings kamen in der Nähe der Exercirplätze das Zeughaus und eine neue große Kaserne, beides Ziegelbaue im sog. Maximiliansstil, zur Vollendung. Hinter König und Staat blieben die Stadtbehörden und Privaten nicht zurück. Das Rathhaus wurde im Stil des 15. Jahrh. renovirt. Ein neues wird auf der Stelle des frühern Regierungsgebäudes errichtet; vor demselben soll der von Knoll modellirte originelle «Fischbrunnen» stehen. Der Bau einer goth. Kirche in der Vorstadt Haidhausen war gegen Ende 1866 fast vollendet, der einer zweiten prot. Kirche in Aussicht genommen. Das entstellte Innere der Frauenkirche erhielt seine frühere Herrlichkeit zurück (Hochaltar von Knab, hölzerne Kanzel von Sickinger u. s. w.). Es entstanden neue Straßen, am Südende der Stadt ein ganz neuer Stadttheil; viele Wohnhäuser erhielten ein schönes Aeußere, theils im sog. Maximiliansstil, theils griff man in die beste Zeit der Renaissance zurück (Ecke der Barer- und Arcostraße). Auf dem Gärtnerplatze erhebt sich seit 1865 das neue Volkstheater mit geschmackvollem und reichem Innern (gemalte Decke von Neureuther).

M. ist der Sitz der obersten Regierungsbehörden des Königreichs; ferner des Ober-Appellationsgerichts und des Cassationshofs für die Rheinpfalz, des Regierungspräsidenten von Oberbaiern sowie des Erzbischofs von München-Freising und des prot. Oberconsistoriums. Unter den öffenlichen Anstalten für Wissenschaft und Kunst ist zuerst die 1759 von Kurfürst Max III. begründete und 1827 von König Ludwig I. erneuerte Akademie der Wissenschaften zu nennen. Dieselbe besitzt eine reiche Sammlung physik. und optischer Instrumente, ein Naturaliencabinet, eine besonders sehenswerthe Petrefactensammlung, ein namentlich in der brasilian. und griech. Flora sehr vollständiges Herbarium, eine geognostische Sammlung und ein reichhaltiges Münzcabinet. Außerdem stehen unter der Akademie: das sog. Antiquarium in der alten Residenz mit einer reichen Sammlung ägypt., griech. und röm. Alterthümer; ein Chemisches Laboratorium, unter Liebig's Aufsicht und nach dessen Angaben gebaut und eingerichtet; der Botanische Garten, 1812 gegründet, seit 1864 mit einem großen Palmenhause; die Sternwarte bei dem Dorfe Bogenhausen, gleichzeitig meteorolog. Beobachtungsstation. Die Akademie der bildenden Künste entstand aus der 1759 gegründeten Zeichenschule. Unter König Max I. erhielt sie 1808 eine verbesserte, 1842 ihre jetzige Einrichtung, wonach sie in drei Hauptabtheilungen zerfällt: Architektur (Lange und Ziebland), Sculptur (Widnmann), Malerei, mit den Unterabtheilungen der Zeichnungs- und Kupferstechschule (Kaulbach, Schwind, Schlotthauer, Piloty, Thäter u. a.). Als Hülfsmittel besitzt diese Akademie der bildenden Künste eine reiche Sammlung von Gipsabgüssen. Auch befinden sich hier die Teppiche mit den vaticanischen Gemälden Rafael's. Die Zeichnungsschule des Vereins zur Ausbildung der Gewerke sowie zahlreiche Privatunterrichtsanstalten können als Vorschulen zur Akademie gelten. Die Hof- und Staatsbibliothek, die durch die Bibliotheken der aufgehobenen Klöster eine ausgezeichnete Bereicherung erfuhr, umfaßt weit über 400000 Werke in mehr als 800000 Bänden (ohne Flugschriften, Dissertationen u. s. w.), außerdem noch 1300 Incunabeln, 50 alte Holzschnittwerke, 22000 Handschriften, eine Sammlung von Holzschnitten. Die Glyptothek birgt die Werke der Sculptur in 12 Sälen, welche je nach den darin aufgestellten Denkmalen den Namen führen. Die alte Pinakothek enthält in 9 großen Sälen und 23 Cabineten gegen 1300 großentheils treffliche Bilder älterer Künstler. Diese sind nach Schulen geordnet, und namentlich ist die Rubens' vollständiger als in irgendeiner andern Galerie vertreten. Im Erdgeschosse befinden sich die Kupferstichsammlung von 300000 Blättern, die gegen 10000 Blatt zählende Sammlung von Handzeichnungen, die der Vasen und der Miniatur-, Musiv-, Email- und Porzellanmalereien. Die neue Pinakothek ist den Bildwerken der modernen Meister gewidmet und Privateigenthum König Ludwig's I., jedoch viermal in der Woche dem allgemeinen Besuche geöffnet. Unter ihren Schätzen sind insbesondere Schorn's Sündflut, Kaulbach's Zerstörung von Jerusalem und die griech. Landschaften von Rottmann hervorzuheben. Außerdem ist M. reich an Privatsammlungen, von denen die von Schack's hervorgehoben zu werden verdient. Auch die Ateliers von Kaulbach, Schwind, Eugen Neureuther, Zimmermann, Morgenstern, Stademann u. a. sind meistentheils zugänglich. Die Ausstellungen des Kunstvereins werden seit 1866 in dem neuaufgeführten Gebäude desselben abgehalten. Die vereinigten Sammlungen in den Arcaden des Hofgartens (Privateigenthum des Königs Ludwig I.) enthalten antike Terracotten und Bronzen, Gold- und Silberschmuck aus Griechenland und Rom, Elfenbeinschnitzwerke, indische und chines. Kunstwerke und Denkwürdigkeiten, Waffen und Trachten wilder Völkerschaften,

eine Reihe phelloplastischer Modelle nach antiken und mittelalterlichen Gebäuden. Neuerdings ist auch die werthvolle Japanesische Sammlung hier aufgestellt worden.

Die Ludwigs-Maximilians-Universität wurde 1826 von Landshut nach M. verlegt und zerfällt in fünf Facultäten, indem zu den vier gewöhnlichen noch eine staatswirthschaftliche hinzugekommen ist. Ende 1866 zählte die Universität 64 ord., 96 außerord. Professoren und Privatdocenten und 1186 Studenten. Mit ihr stehen in Verbindung ein Priesterseminar (das Georgianum), ein philol. Seminar, die Anatomie, die Klinik und das allgemeine Krankenhaus. Außerdem besitzt sie eine eigene Bibliothek von mehr als 180000 Bänden. Durch die Berufungen, welche König Max II. an berühmte Gelehrte, wie Liebig, Jolly, Siebold, Carriere, Giesebrecht, Cornelius, Bluntschli, ergehen ließ, stieg, in Verbindung mit den frühern Kräften, wie Döllinger und Haneberg, Bayer und Dollmann, Hermann, Lasaulx, Kobell, Sendtner, Pettenkofer, Kaiser u. a., die Universität zu hohem Ansehen auch im Auslande. Ein sehr reges geistiges Leben entwickelte sich unter der Regierung dieses Königs, der seine Residenz nicht nur zu einem Hauptsitze deutscher Kunst, sondern auch zu einem Mittelpunkte für deutsche Wissenschaft und Poesie zu erheben trachtete. Geibel, Bodenstedt, Paul Heyse bildeten im Vereine mit Grosse, Herm. Schmidt, M. Meyr, Lingg, Kobell, Steub, Pocci gewissermaßen eine eigene Schule, der sich noch jüngere Talente, wie Hertz, Noë u. a., anschlossen. Ernst Förster, Zeising, Riehl, Carriere bilden hierbei die vermittelnden Glieder zwischen den Künstlern, Dichtern und Gelehrten. Außerdem sind an Unterrichtsanstalten zu nennen: die Polytechnische Hochschule, die 1866 in der Errichtung begriffen war, das obenerwähnte Athenäum für Aspiranten zum Staatsdienst, die Veterinärschule, drei Gymnasien (worunter eins unter Leitung des Benedictinerordens), eine militärische Hochschule (hinter dem Siegesthore), ein Cadettencorps, eine Pagerie. Ferner bestehen zu M. ein kath. Schullehrerseminar, eine Kreis-, Landwirthschafts- und Gewerbschule, eine Polytechnische Schule, mit welcher die Ingenieur-, Bau- und Bräuerschule verbunden, zwei Privathandelsschulen u. s. w. Ebenso sind zu erwähnen zwei Vereins-Turnanstalten, eine auch für Civilpersonen geöffnete Schwimmschule, eine Hof- und eine Universitätsreitschule und mehrere Fechtschulen. Unter den reichlich vorhandenen Wohlthätigkeitsanstalten jeder Art befindet sich eine Blindenanstalt (in der Ludwigstraße), das Taubstummeninstitut, die große neuerbaute Irrenheilanstalt «auf der Lüften» bei der Vorstadt Au u. s. w. Zu den gemeinnützigen Vereinen zählen das Centralcomité des landwirthschaftlichen Vereins für Baiern, der Polytechnische Verein (mit einer Sammlung von Landesproducten), der Verein zur Ausbildung der Gewerke unter den Arcaden des Hofgartens (mit einer Zeichenschule und einer permanenten Ausstellung). Viele andere bezwecken Förderung des geistigen Lebens wie der höhern Geselligkeit. Kunst- und Gewerbsfleiß haben bereits in M. eine hohe Ausbildung erlangt, obschon die eigentliche Fabrikthätigkeit noch sehr zurücksteht. Manche Erzeugnisse der Kunstgewerbe, wie Holzschnitzereien, Schlosser- und Silberarbeiten, genießen eines vorzüglichen Rufs. Von größern industriellen Etablissements verdienen Erwähnung: die große Maschinenfabrik des Reichsraths von Maffei, die Mannhardt'sche Thurmuhrenfabrik, das Ertl'sche Institut für Meßinstrumente, das berühmte von Fraunhofer (s. d.) und Utzschneider begründete, von März und Söhnen fortgeführte optische Institut; ferner die königl. Erzgießerei und die königl. Glasmalerei. Eigenthümlich sind M. eine Anzahl großartiger Brauereien, wie der Löwen-, Pschorr-, Spaten- und Hackerbräu. Treffliches leisten mehrere photographische (Bruckmann, Albert) und xylographische (Braun und Schneider) Etablissements. Der Hauptgegenstand des großen Handelsverkehrs ist das Getreide. Jährlich werden zwei große Messen (Dulten) gehalten. Das wichtigste Creditinstitut M.s ist die Bairische Hypotheken- und Wechselbank. Infolge der Anlage von Eisenbahnen hat sich der Fremdenzug nach M. während des Sommers außerordentlich gesteigert.

Die Stadt liegt 10—14 St. vom Nordrande der Alpen entfernt, 1658 par. F. über dem Meere in einer ursprünglich unfruchtbaren Ebene und ist fast nach allen Seiten hin von ausgedehnten Staatsforsten umgeben. 1789 wurde vom Kurfürsten Karl Theodor der Englische Garten, ein prachtvoller, an fließendem Wasser reicher Park begründet, der ein Areal von 695 Tagewerken umfaßt, mehrere Wirthschaften (Dianenbad, Chinesischer Thurm, Tivoli u. s. w.) enthält und mit dem von König Ludwig I. erbauten griech. Tempel (Monopteros) und andern Denkmälern geschmückt ist. Nördlich stößt an denselben der 1863 angelegte Zoologische Garten, mehr wegen seiner reizenden Anlage als wegen seiner Thierwelt bemerkenswerth. Südlich setzt sich der Garten als Hirschau fort, eine durch Hirsche, Rehe und Fasanen belebte und von breiten wohlgepflegten Wegen durchzogene Aue. Auf dem unschönen Geröllabhang des rechten Isarufers hat Maximilian II. eine reizende Gartenanlage im Parkstil herstellen lassen, welche schöne

Aussichten auf die Stadt, den Fluß und die bair. Alpenkette gewährt. Ebenso wurden neuerdings von seiten der Stadt die südlichen, nach den beliebten Spazierorten Harlaching und der Menterschwaige führenden Isarauen in einen großen, an Abwechselungen reichen Garten umgewandelt. Oestlich 1 St. entfernt liegt das Lustschloß Nymphenburg (erbaut 1663), mit seinem großen und prachtvollen Park, der noch an einigen Stellen den altfranz. Stil zeigt. Aufwärts der Isar ist die Umgebung M.s reich an malerischen Schönheiten. Dahin gehören das Schlößchen Schwaneck, von L. Schwanthaler im Burgstil erbaut, die Dörfer Pullach und Ebenhausen u. s. w. In neuerer Zeit sind durch die Eisenbahnen die schönen Gebirgspartien des Starnbergersees (s. d.), von Wiesloch, Tegernsee u. s. w. der Stadt sehr nahe gerückt.

Die im allgemeinen kräftige Bevölkerung der bair. Hauptstadt zeigt einen heitern Sinn und lebt in materieller Beziehung weit besser als die Einwohnerschaft anderer großer Städte. 1865 entfielen nach officiellen Angaben auf den Kopf 1,82 Ctr. Rindfleisch und Kalbfleisch, andere Fleischsorten ungerechnet; ferner 9⁷/₆₀ Eimer (1094 Seidel) Bier und nur 1 Metze Kartoffeln. Die hauptsächlichsten Vergnügungen sind im Sommer Kegelschieben und Scheibenschießen, beides mit einer gewissen Virtuosität geübt; im Winter füllt der Carneval die Tanzböden, und das Eis vereinigt die Liebhaber zum Eisschießen, ein dem alten Diskuswerfen verwandtes Spiel. Das jährliche Octoberfest auf der Theresienwiese, zur Erinnerung an König Ludwig's I. Vermählung mit der sächs. Prinzessin Therese gestiftet, zieht durch die damit verbundene landwirthschaftliche Ausstellung und Preisvertheilung viele Tausende, namentlich Landleute an. Die zwanglos wiederkehrenden Carnevals- und Maifeste der Künstler bieten stets viel Anziehendes. Sonst besteht an volksthümlichen Festgebräuchen, außer der pomphaften Fronleichnamsprocession (Antlas), noch der jeden Fastnachtsmontag stattfindende Metzgersprung und der alle sieben Jahre wiederkehrende Schäfflertanz. Vgl. Söltl, «M. und seine Umgebungen» (Münch. 1840); E. Förster, «München» (7. Aufl., Münch. 1858); Burgholzer, «Stadtgeschichte von M.» (2 Bde., Münch. 1796); Lipowsky, «Urgeschichte M.s» (2 Bde., Landsh. 1817); Hauff, «Neuester Wegweiser durch M.» (Münch. 1865); «Bavaria» (Bd. 1, Münch. 1859). Für die Umgebungen sind anzuführen: Steub, «Wanderungen im bair. Gebirge» (Münch. 1863), und Noë, «Bair. Seebuch» (Münch. 1865).

Münchengrätz, Stadt im nordwestl. Böhmen, im Kreise Bunzlau, liegt 3 St. südöstlich von Turnau und 2 M. nordwestlich von Jungbunzlau am linken Ufer der Iser, ist Sitz eines Bezirksamts und hat 3442 E. (1857). Die Stadt besitzt eine Dechanteikirche und ein schönes Schloß mit Park, Theater und Kapelle, welche die Ueberreste Wallenstein's birgt. Zu M. wurde 28. Juni 1866 der österr. General Clam-Gallas, der nach dem Gefecht bei Podol sein Corps nebst den Sachsen bei M. concentrirt hatte, vom Prinzen Friedrich Karl von Preußen geschlagen. Dieser ließ zwei Divisionen seiner Armee (Fransecky und Horn) gegen die österr. Stellung vorrücken, während Herwarth von Bittenfeld, der die Elbarmee führte, oberhalb M. auf einer Pontonbrücke die Iser überschritt und die Stadt angriff. Die steilen Höhen der Position wurden theils erklettert, theils umgangen und von der Seite erstürmt. So von zwei Seiten angegriffen und in seinem Rückzuge bedroht, räumte Clam-Gallas nach heftigem Kampfe den Ort und zog sich nach Gitschin zurück, wo er 29. nochmals geschlagen und dann von Benedek nach Königgrätz (s. d.) gezogen wurde.

Münchhausen (Gerlach Adolf, Freiherr von), ausgezeichneter hannov. Staatsmann, insbesondere verdient um die Begründung der Universität Göttingen, geb. 14. Oct. 1688 aus dem alten niedersächs. Adelsgeschlechte dieses Namens, das sich schon seit dem 14. Jahrh. in zwei Hauptlinien (die schwarze und die weiße) theilt, die sich wiederum vielfach gespalten haben. Er studirte zu Jena, Halle und Utrecht und wurde 1714 Appellationsrath in Dresden, 1715 Oberappellationsrath in Celle. Nachdem er schon vorher zu einigen diplomatischen Sendungen verwendet worden, ging er 1726 als Comitialgesandter nach Regensburg und trat 1728 als Wirklicher Geheimrath in das höchste Regierungscollegium zu Hannover. 1729 ward er zum Großvogt zu Celle und hierauf bald nach der Stiftung der Universität zu Göttingen zu deren Curator ernannt. Diese Stellung bekleidete er 32 J. Unter seinen Auspicien erfolgte die ganze Einrichtung der Universität, und die Bibliothek, die Societät der Wissenschaften und andere Institute verdanken ihm ihre Begründung und Ausstattung. Seinem liberalen Geiste sowie seinem Scharfblicke bei Anstellung der Professoren hatte man es vorzugsweise zuzuschreiben, daß die Universität schnell zur Blüte gelangte. Wie für die Universität, wirkte er mit gleicher Sorgfalt auch für das Wohl des Landes. Nachdem er dem Könige wiederholt in diplomatischen Sendungen und andern wichtigen Geschäften gedient, ward er 1765 zum ersten Minister erhoben. Er starb 26. Nov. 1770.

Münchhausen (Karl Friedrich Hieronymus, Freiherr von), aus der sog. Weißen Linie des Hauses, geb. 1720 auf dem väterlichen Gute Bodenwerder im Hannoverschen, war in seinen jüngern Jahren Cavalerieoffizier in russ. Diensten und lebte später auf seinem Gut, wo er auch 1797 starb. Er liebte es, höchst wunderbare und unglaubliche Kriegs-, Jagd- und Reiseabenteuer als wirklich selbsterlebte im Freundeskreise zu erzählen und hatte sich dadurch in seinem Vaterland weit und breit einen Namen gemacht. Noch bei seinen Lebzeiten (1785) erschienen zu London unter dem Titel «Baron M.'s narrative of his marvellous travels and campaigns in Russia», eine Sammlung von Lügengeschichten, welche vielen Beifall fand und in zwei Jahren fünfmal, zuletzt mit zahlreichen und umfangreichen Zusätzen, aufgelegt wurde. Diese Sammlung rührt ohne Zweifel von dem als Mineralog und Alterthumsforscher nicht unbedeutenden, seinerzeit auch durch belletristische Productionen bekannten ehemaligen kasselschen Professor und Bibliothekar R. E. Raspe (geb. 1737, gest. 1794) her, der, nachdem er die ihm anvertrauten Kunst- und Münzsammlungen bestohlen hatte, 1775 nach London geflohen war und sich dort mit Schriftstellerei in mehrern Sprachen beschäftigte. Nach der vierten engl. Ausgabe erschien die erste deutsche Uebersetzung von dem Dichter Bürger 1787 zu Göttingen, aber mit der fingirten Druckortsangabe London, welcher 1788 eine vermehrte und verbesserte Auflage, mit Benutzung der fünften englischen und zugleich mit verschiedenen Zuthaten des Uebersetzers und wahrscheinlich auch Lichtenberg's folgte. Mehrere der M.'schen Lügen finden sich übrigens schon in weit ältern Büchern. Man vergl. darüber sowie überhaupt über M. und das nach ihm genannte Buch Ellissen's Einleitung zu der 6. und 7. Ausgabe von «Des Freiherrn von M. wunderbare Reisen und Abenteuer» (Gött. 1849 und 1855). Eine mislungene Fortsetzung des Raspe-Bürger'schen Buchs lieferte Schnorr (3 Bde., Stendal 1794—1800). Nach M. nennt man noch jetzt alle grotesk-komischen Aufschneidereien Münchhausiaden.

Münchhausen (Alex., Freiherr von), hannov. Staatsmann, geb. 1813 zu Apelern in der Grafschaft Schaumburg, einem Gute seines Vaters, besuchte seit 1828 die Ritterakademie in Lüneburg und später das Gymnasium zu Rinteln, studirte dann von 1832—36 in Berlin und Göttingen die Rechte, trat 1836 als Auditor in den hannov. Staatsdienst und war 1844 Kammerrath. Seit 1841 saß er als Abgeordneter der hoyaschen Ritterschaft in der Ersten Kammer, wo er sich zu gemäßigt aristokratischen Grundsätzen bekannte, die er auch später nie verleugnete. Seine Vermählung mit der Tochter der damals am Hofe in hoher Gunst stehenden Gräfin Grote 1844 trug dazu bei, ihn in die nächste Umgebung des Königs zu bringen, der ihm bald sein besonderes Vertrauen zuwendete und ihn 1847 als Cabinetsrath in das Cabinet von Falcke's berief. Am 17. März 1848 ward M. die Aufgabe, dem damals kranken Könige die Wünsche des Volks vorzutragen und dann dessen Zugeständnisse und Verheißungen der Menge mitzutheilen. An dem Landtage von 1848 nahm er keinen Theil, wol aber an dem von 1849, als eins der vier vom Könige ernannten Mitglieder der Ersten Kammer, ebenso an dem im Nov. desselben Jahres wieder einberufenen Landtage, auf welchem er die Intentionen der Regierung in jeder Beziehung vertrat. Nach Rücktritt des Märzministeriums gelangte M. als Minister des königl. Hauses und des Auswärtigen 26. Oct. 1850 an die Spitze der neuen Regierung. In dieser Stellung vertrat er Hannover bei den Dresdener Conferenzen, wo er im Geiste einer milden Reaction zu wirken suchte. Ein vom Ministerium ausgegangenes, nach harten Kämpfen in den Kammern genehmigtes und 1. Aug. 1851 publicirtes Gesetz in Betreff der Provinziallandschaften führte zu Protesten der renitenten Land- und Ritterschaften sowie zu deren Beschwerden beim Bundestage, welcher durch Beschluß vom 3. Oct. 1851 von der Ausführung aller die provinziallandschaftlichen Verhältnisse berührenden Gesetze und Verordnungen einstweilen abrieth. Das Ministerium M. glaubte sich so in die Unmöglichkeit versetzt, das Gesetz vom 1. Aug. zu vollziehen. Mit Energie hingegen vertrat M. die Selbständigkeit des hannov. Staats in einer Note vom 5. Nov. 1851 an den Bundestagsgesandten, gegenüber der Bundescommission zur Prüfung der einzelnen deutschen Landesverfassungen. Nach dem Regierungsantritte des Königs Georg V. erhielt M. 22. Nov. 1851 seine Entlassung. Seitdem betheiligte er sich erst 1856 wieder an öffentlichen Angelegenheiten, indem er eine Wahl der Stadt Stade zur Zweiten Kammer annahm. In dieser opponirte er in Gemeinschaft mit den Exministern Graf Bennigsen, Braun, Windhorst gegen weitere Rückschritte als die, welche die Octroyirungen von 1855 mit sich führten, sowie gegen die vom Grafen Borries erlassenen sog. Nothgesetze. Im Verfassungsausschusse bekämpfte er namentlich mit sämmtlichen Mitgliedern der Zweiten Kammer die Vorlage eines Finanzkapitels mit Domanialausscheidung, die infolge der Ausschußanträge von der Zweiten Kammer nicht angenommen wurde. König Georg war

darüber so erzürnt, daß er M. wie dem Grafen von Bennigsen das Erscheinen bei Hofe untersagen ließ. Im Frühjahr 1866 wurde M. an die Stelle des frühern Cultusministers Lichtenberg als Deputirter der Universität in die Kammer gewählt. Hier stimmte er Anfang Juni für den Urantrag R. von Bennigsen's, der auf bundesstaatliche Gesammtverfassung, frei gewähltes Parlament und Neutralität im Conflicte zwischen Oesterreich und Preußen drang.

Mund (os) heißt im engern Sinne die zwischen der Nase und dem Kinn gelegene Queröffnung, die Mundspalte (fissura oris). Umgeben ist sie von den Lippen (labia), bestehend aus Muskelschichten (namentlich dem Ring- oder Schließmuskel des M., musculus orbicularis oris) und zwei Hautflächen, einer äußern, der Gesichtshaut, und einer innern, der Mundschleimhaut angehörigen. An der Stelle, wo die äußere Haut in die Schleimhaut übergeht, wird die erstere so dünn und zart, daß durch die Oberhaut das Blut der Haargefäße hindurchschimmert, woher die rothe Farbe der Lippen kommt. Außer dem Schließmuskel, welcher, ohne sich an einen Knochen anzusetzen, die ganze Mundspalte ringförmig umgibt, vermittelt noch eine ziemliche Menge kleinerer und größerer Muskeln die Bewegungen der Lippen, sodaß eine große Verschiedenheit der Mundstellungen bewirkt wird, welche nicht nur willkürlich beim Sprechen, Singen u. s. w. hervorgebracht werden können, sondern auch unwillkürlich oft die Bewegungen der Seele andeuten, welche sich nächst den Augen am meisten durch die Mundstellungen aussprechen. Im weitern Sinne bedeutet M. die Mundhöhle (cavum oris), welche vorn von der Mundspalte, hinten von dem Gaumensegel, an beiden Seiten von den Backen (Wangen), oben von dem Gaumen und unten von den das Zungenbein mit dem Unterkiefer verbindenden Muskeln eingeschlossen wird. Diese Höhle ist bei geschlossener Mundspalte nur nach hinten theilweise offen, indem das von oben herabhängende Gaumensegel den Boden derselben nicht erreicht, und wird durch die hierdurch entstandene Oeffnung (isthmus faucium) mit der Rachenhöhle verbunden. Die ganze Mundhöhle ist mit Schleimhaut ausgekleidet, welche zahlreiche Schleimdrüsen enthält, vorn über die Lippen in die äußere Haut übergeht und nach hinten sich in die Schleimhaut der Athmungs- und Verdauungswerkzeuge fortsetzt. In der Mundhöhle liegen die Zähne, die Zunge und die Ausführungsgänge der Speicheldrüsen. Durch den Verein dieser Organe ist die Mundhöhle theils der Sitz des Geschmacksinns, theils aber auch der Ort, wo die Nahrungsmittel ihre erste Vorbereitung zur Verdauung (Zerkleinerung, Einspeicheln) erhalten und die Stimme zur Sprache sich ausbildet (die Mund- und Rachenhöhle ist der Schallraum des Stimmorgans). Die Krankheiten des M. sind sehr mannichfaltig. Die Lippen, besonders vielen mechan. Verletzungen ausgesetzt, neigen zu krebsigen Entartungen (Lippenkrebs), zu andern Geschwüren, zu Ausschlägen. Die Zähne (s. d.) und die Zunge (s. d.) haben ihre besondern Krankheiten. Die auskleidende Schleimhaut des M. findet sich häufig entzündet, theils mehr oberflächlich, in Form eines leichten Katarrhs, des Mundkatarrhs, der auch oft andere, besonders fieberhafte Krankheiten begleitet, oder bläschen- und pustelartiger Ausschläge (Follicularkatarrh des M.), oder der Schwämmchen (s. Aphthen), theils tiefer erkrankend, als Mundcroup (besonders oft Begleiter der den Mercurialspeichelfluß bedingenden Mundentzündung), die Diphtherie als Mundskorbut (stomacace, sog. Mundfäule, welche zuweilen epidemisch herrschen kann und ähnliche Ursachen wie der Skorbut hat) und als Wangen- und Lippenbrand der Kinder (der sog. Wasserkrebs, noma, nome, gangraena oris, ein rasch die Weichtheile zerstörender feuchter, auf Entzündung beruhender Brand). Außerdem ist die Mundschleimhaut besonders oft bei secundärer Syphilis mit weißlichen Milchflecken oder fleckigen kupferrothen Entzündungen oder förmlichen Geschwüren besetzt. Bekannte Bildungsfehler des M. sind die Hasenscharte und der Wolfsrachen.

Mundart, s. Dialekt.

Münden, eine Stadt in der Landdrostei Hildesheim (Fürstenthum Göttingen) des ehemaligen Königreichs Hannover, zum Unterschiede von Minden (s. d.) in Westfalen (Preußisch-Minden) auch Hannoverisch-Münden genannt, liegt an dem Zusammenflusse der Fulda und Werra, über welche letztere zur Vorstadt Blume eine steinerne Brücke führt, in einer reizenden, von waldigen Bergen umgebenen Thalsenkung zwischen Ausläufern des Hagenbergs, des Kaufunger- und Reinhardswaldes, ist Sitz eines Amts und eines Amtsgerichts und zählt 4910 E. (1864, ohne Blume mit 320 E.). Die alterthümliche Stadt besitzt zwei lutherische (die alte Hauptkirche St.-Blasii mit einem Grabmale des Herzogs Erich II. von Braunschweig und die kleinere St.-Aegidii) und eine reform. Kirche, eine röm.-kath. Kapelle und eine Synagoge. In dem alten herzogl. Schlosse hat seit einiger Zeit das Amtsgericht seinen Sitz. M. war bis zur Eröffnung der von Hannover nach Kassel über Göttingen und M. führenden Eisenbahn ein Stapelplatz für die auf der Landstraße sowie auf der Werra und Weser beförderten Güter, und

die dadurch bedingten, sehr ansehnlichen Speditionsgeschäfte bildeten eine Haupterwerbsquelle für die Bewohner. Neuerdings sind diese Geschäfte in den Hintergrund getreten, wenn auch die Stromschiffahrt noch immer von Bedeutung ist. Dagegen bestehen zu M. Fabriken für Zucker, Taback, Mühlsteine, Blei, Holzwaaren, Buntpapier, Spielkarten u. s. w.; ferner drei Bierbrauereien und eine Linnenlegge. Die Stadt wurde im Dreißigjährigen Kriege 1626 von Tilly belagert und mit Sturm genommen. In der Nähe befinden sich Mühlsteinbrüche.

Mundharmonica nennt man gegenwärtig das durch die erstaunenswürdige Kunstfertigkeit einzelner zu Ehren gekommene, ursprünglich sehr einfache Instrument von Eisen, welches beim Spiel zwischen den Zähnen gehalten und durch Einziehen und Ausstoßen des Athems zum Klingen gebracht wird, indem man mittels des Fingers die daran befindliche eiserne Zunge in Schwingung setzt. Dasselbe ist eine ziemlich alte Erfindung und wird schon von Prätorius in seiner «Organographia» (Wolfenb. 1619) unter dem Namen Crembalum erwähnt. Früher und auch jetzt noch im gewöhnlichen Leben nannte man es Brummeisen oder Maultrommel. Scheibler in Krefeld, der ihm durch die Zusammensetzung mehrerer Eisen einen größern Umfang gab, nannte es Aura. Die meisten Brummeisen werden im ital. Tirol, besonders in dem Oertchen Riva verfertigt. Der erste Virtuos auf der Maultrommel war der preuß. Soldat Koch unter Friedrich d. Gr.; in neuerer Zeit zeichneten sich Kunert, Amstein u. a. aus, wobei sie sich einer größern Anzahl solcher verschiedenartig gestimmter Instrumente bedienten. Uebrigens nennt man auch das bei der Jugend beliebte, aus vier und mehr Metallblättchen bestehende Instrumentchen, welches in den Mund genommen, durch Ein- und Ausstoßen des Athems harmonisch ertönt, M.

Mündigkeit oder Majorennität, s. Minorennität.

Mundium, Vogtschaft, Vogtei, ist die alte Bezeichnung für ein Schutzverhältniß, wie es noch gegenwärtig bei der Vormundschaft besteht. Den Anfang der Staatenbildung bezeichnete auch in Deutschland ein Zustand, wo der einzelne nicht durch die öffentliche Gewalt, sondern nur innerhalb der privaten Beziehung zu engern Personenverbänden gesichert war. Als ein solcher Verband stellt sich zunächst die Familie dar, welche ihre schwächern Mitglieder zu stützen hat. Im M. des Hausvaters über Frau und Kind tritt mehr das Pflichtmäßige und die Befugniß, sie vor und außer Gericht namentlich durch die Forderung von Bußen und Wergeld zu vertreten, hervor, als der Zweck, die rechtliche Stellung des einen auf Kosten der Hülfsbedürftigen zu erhöhen. Das Recht des deutschen Familienoberhauptes ist also keineswegs so unbeschränkt, wie die harte altröm. manus und patria potestas, geht aber dafür nach jenes Tode auf den nächsten großjährigen Agnaten über. Während großjährig gewordene Söhne den Familienschutz selbst mitgewähren, bleiben unverheirathete oder verwitwete Personen weiblichen Geschlechts immer unter dem M., woraus sich die jetzt meist aufgehobene Geschlechtsvormundschaft entwickelt hat. An das Familienmundium schließt sich die Schutzgewalt des Herrn über seine Unfreien und das M. des öffentlichen Rechts, welches weiterhin nach der Ausbildung der innern Souveränetät auch anhanglose Personen (uneheliche Kinder, Fremde) unter den Schutz des Königs stellt. Mit dem Eindringen des röm. Rechts verschwand allmählich die altdeutsche Familienverfassung, wie denn auch der Begriff der allgemeinen Persönlichkeit immer mehr aus der Beziehung auf eine zufällige Schutzherrlichkeit gelöst und mit den nothwendigen Aufgaben des Staats in Verbindung gebracht wurde. Vgl. Kraut, «Die Vormundschaft nach den Grundsätzen des deutschen Rechts» (Gött. 1835).

Mundsperre, s. Starrkrampf.

Mundt (Theodor), deutscher Schriftsteller, geb. 19. Sept. 1808 zu Potsdam, studirte in Berlin Philologie und Philosophie und lebte dann seit 1832 eine Zeit lang in Leipzig. Wenige Jahre, nachdem er die schriftstellerische Laufbahn betreten, wurde er von den Maßregeln betroffen, die gegen ihn und mehrere andere, mit dem Namen des Jungen Deutschland bezeichnete Schriftsteller von den deutschen Regierungen ergriffen wurden. Hierdurch in seiner literarischen Thätigkeit wesentlich gehemmt, ging er auf Reisen und nahm seit 1839, wenn auch nicht ohne Unterbrechung, seinen Wohnsitz in Berlin. Erst 1842 gestattete man ihm, besonders auf Verwenden Schelling's, als Privatdocent an der Universität Vorlesungen zu halten. 1848 als Professor der allgemeinen Literatur und Geschichte nach Breslau versetzt, wurde er 1850 als Professor und Universitätsbibliothekar nach Berlin zurückgerufen, wo er 30. Mai 1861 starb. Seine literarische Laufbahn begann M. 1832 mit kritischen und mit novellistischen Arbeiten, wie «Madelon» (Lpz. 1832), «Das Duett» (Berl. 1832), «Der Basilisk» (Lpz. 1833), die noch wenig Bedeutung hatten. Daran schloß sich: «Madonna oder Unterhaltungen mit einer Heiligen» (Lpz. 1835), eine Verherrlichung der Rechte des Fleisches, und «Moderne Lebens-

wirren» (Lpz. 1834), worin er eine Persiflage des ringenden Zeitgeistes versuchte. Die Eindrücke, welche er auf seinen Reisen in England, Frankreich und der Schweiz empfangen, theilte er in den geistvollen Schriften «Spaziergänge und Weltfahrten» (3 Bde., Altona 1839—40) und «Völkerschau auf Reisen» (Stuttg. 1840) mit. M. galt als einer der Hauptvertreter des Jungen Deutschland (s. d.), doch schwindet, wie bei den übrigen, auch bei ihm dieses Element in seinen spätern Productionen mehr und mehr. In diese zweite Epoche seiner schriftstellerischen Thätigkeit gehören bereits die Romane: «Thomas Münzer» (3 Bde., Altona 1841; 3. Aufl. 1860), «Carmola, oder die Wiedertaufe» (Hannov. 1844), «Mendoza oder der Vater der Schelme» (2 Bde., Berl. 1847) und «Die Matadore» (2 Bde., Lpz. 1850). In allen diesen Arbeiten herrscht die Reflexion vor, doch fehlt dabei der schlagende, durchgreifende Gedanke, die Pointe in Stil, Einfällen, Charakteren. Es findet sich viel Brillantes, Seelenvolles, Sinniges, Inniges, Geistreiches, aber auch viel Groteskes, Verzerrtes, Unwahres. Die spätern Romane M.'s, wie «Graf Mirabeau» (4 Bde., Berl. 1858; 2. Aufl. 1860), «Robespierre» (Berl. 1859) und «Czar Paul» (6 Bde., Berl. 1860), gehören jener Mischgattung von Geschichte und Romantik an, welche von seiner Gattin, Klara Mundt (s. d.), mit Erfolg gepflegt wird. Bedeutenderes hat M. als Kritiker geleistet, wie die «Kunst der deutschen Prosa» (Berl. 1837; 2. Aufl. 1843) und die «Geschichte der Literatur der Gegenwart» (Berl. 1842; 2. Aufl. 1852) bekunden. Dies gilt auch von seinen populärwissenschaftlichen Arbeiten: «Die Götterwelt der alten Völker» (Berl. 1846; 2. Aufl. 1854), «Dramaturgie» (2 Bde., Berl. 1847), «Die Staatsberedsamkeit der neuen Völker» (Berl. 1848), «Aesthetik» (Berl. 1845), «Geschichte der Gesellschaft» (Berl. 1844; 2. Aufl., Lpz. 1856). Als besonders gelungen sind diejenigen Arbeiten M.'s zu bezeichnen, welche einem bestimmten polit. System oder der Charakteristik einer Persönlichkeit gewidmet. Dahin gehören: «Nicolo Machiavelli und das System der modernen Politik» (Lpz. 1851; 3. Aufl. 1861), ferner die Schilderung Knebel's in der von M. und Varnhagen von Ense veranstalteten Herausgabe von Knebel's «Literarischem Nachlaß und Briefwechsel» (3 Bde., Lpz. 1835—38), die Schilderung des Fürsten Pückler in Büchner's «Deutschem Taschenbuch» (Jahrg. 1) und das der unglücklichen Charlotte Stieglitz gesetzte «Denkmal» (Berl. 1835). Sehr thätig war M. auf den Gebieten der Journalistik und Publicistik. Er selbst gab 1835 den «Zodiakus», 1836—37 die «Dioskuren», 1837—38 das Taschenbuch «Delphin», 1840 den «Pilot» heraus und suchte dem Journalismus eine populärwissenschaftliche Färbung und einen größern Ernst zu verleihen. Seine publicistischen Arbeiten bekunden einen mehr oder minder socialistisch gefärbten Liberalismus. Außer zahlreichen Flugschriften ist auf diesem Gebiete namentlich die «Geschichte der deutschen Stände» (Berl. 1854) hervorzuheben. Während des Orientkriegs veröffentlichte er «Der Kampf um das Schwarze Meer» (Braunschw. 1855) und «Krim-Girai, ein Bundesgenosse Friedrich's d. Gr.» (Berl. 1855). In den «Pariser Kaiserskizzen» (2 Bde., Berl. 1856) und «Paris und Louis Napoleon» (2 Bde., Berl. 1858) entwarf er lebendige und scharfgezeichnete Bilder und Skizzen zur Charakteristik des neuen Kaiserreichs. Ebenso suchte er in seinen «Ital. Skizzen» (4 Bde., Berl. 1859—60) zum ersten mal Italien nach seiner polit. Physiognomie darzustellen.

Mundt (Klara), bekannt als deutsche Romanschriftstellerin unter dem Namen Luise Mühlbach, die Gattin des vorigen und die Tochter des Hofraths und Oberbürgermeisters Müller zu Neubrandenburg, wo sie 2. Jan. 1814 geboren wurde. Nachdem sie sich 1839 mit Theodor Mundt verehelicht, wandte sie sich alsbald der Romanschriftstellerei zu, in welcher sie seitdem eine staunenswerthe Productivität entfaltet hat. In ihrer literarischen Thätigkeit lassen sich zwei Abschnitte unterscheiden. In der ersten Reihe ihrer Romane gab sie die Tendenz kund, das einfache und wahre Naturleben im Gegensatze zur modernen Civilisation zu schildern. Sie ließ jedoch diesen Gegensatz nur in negativer Weise hervortreten, indem sie das Culturleben in Gemälden sittlicher Versunkenheit vorführte. Dabei zeigte sie sich bei großer Productivkraft in der Erfindung phantasiereich, als ein ursprüngliches Talent, obschon ihre Phantasie wild und regellos das künstlerische Maß und die ethischen Schranken überschritt. Besonders gilt dies von «Ein Roman in Berlin» (3 Bde., Berl. 1846), den «Hofgeschichten» (3 Bde., Berl. 1847) und «Die Tochter einer Kaiserin» (2 Bde., Berl. 1848). Von ihren frühern Arbeiten sind auch zu nennen: «Glück und Geld» (2 Bde., Altona 1842), «Justin» (Lpz. 1843), «Gisela» (2 Bde., Altona 1844), «Eva» (2 Bde., Berl. 1844), «Novellen und Scenen» (Lpz. 1845), «Nach der Hochzeit» (2 Bde., Lpz. 1844). Polirter und graziöser tritt ihr Talent hervor in «Aphra Behn» (3 Bde., Berl. 1849), womit überhaupt ihre frühere literarische Thätigkeit schließt. Seitdem wandte sie sich ausschließlich dem histor. Romane zu und veröffentlichte auf diesem

Gebiete eine Reihe von Schriften, denen zwar meist die echte dichterische Behandlung des histor. Stoffs abgeht, die aber doch ein reiches geschichtliches Leben entfalten und sich hier und da durch gelungene Charakteristik auszeichnen. Den Anfang hiermit macht ein Cyklus von Romanen aus der Zeit Friedrich's d. Gr.: «Friedrich d. Gr. und sein Hof» (3 Bde., Berl. 1853, 8. Aufl. 1865), «Berlin und Sanssouci oder Friedrich d. Gr. und seine Freunde» (4 Bde., Berl. 1854 u. öfter), «Friedrich d. Gr. und seine Geschwister» (2 Abth. zu je 3 Bdn., Berl. 1855 u. öfter), «Johann Gotzkowsky» (3 Bde., Berl. 1850; 2. Aufl. 1858). In ähnlicher Weise behandelte sie sodann die Geschichte Napoleon's I. und seiner Familie: «Napoleon in Deutschland» (4 Abth. zu je 4 Bdn., Berl. 1858; 3. Aufl. 1863), «Kaiserin Josephine» (3 Bde., Berl. 1861), «Königin Hortense» (2 Bde., Berl. 1856). Ein dritter Cyklus ist der österr. Geschichte gewidmet: «Kaiser Joseph II. und sein Hof» (3 Abth. zu je 4 Bdn., Berl. 1856; 8. Aufl. 1865), «Prinz Eugen und seine Zeit» (2 Abth. zu je 4 Bdn., Berl. 1863), «Kaiser Leopold II. und seine Zeit» (3 Bde., Wien 1860), «Erzherzog Johann und seine Zeit» (4 Abth. zu je 3 Bdn., Berl. 1859—62; 2. Aufl. 1865—66) u. s. w. Später folgten unter anderm noch «Der Große Kurfürst und seine Zeit» (3 Abth. zu je 4 Bdn., Jena 1864—66), «Graf von Benjowsky» (4 Bde., Jena 1865) und «Deutschland in Sturm und Drang» (Abth. 1, «Der alte Fritz und seine Zeit», 4 Bde., Jena 1867). Neben diesen bändereichen Werken verfaßte Klara M. noch verschiedene andere, wie «Histor. Charakterbilder» (4 Bde., Berl. 1856—59), «Federzeichnungen auf einer Reise nach der Schweiz» (4 Bde., Berl. 1864), «Novellen» (4 Bde., Berl. 1865) und «Kleine Romane» (2. Aufl., Bd. 1—21, Altona 1860—66).

Mungo Park, s. Park.

Municipien (municipia, von munia capere, an Pflichten und Rechten theilnehmen) waren ursprünglich diejenigen selbständigen Nachbarstädte, mit denen die Römer ein Bündniß auf dem Fuße der Gleichberechtigung (foedus aequum) unterhielten (so Lanuvium, Tusculum). Seitdem das Uebergewicht Roms diese Beziehungen in ein Abhängigkeitsverhältniß verwandelt hatte, hießen Municipalen (municipes) die Bürger einer Stadt mit dem Rechte der Selbstverwaltung, welche wenigstens die privatrechtlichen und militärischen Privilegien der röm. Bürger vor den geringern Bundesgenossen (socii im engern Sinne) voraushatten. Eine Stellung dieser Art ward im 4. und 3. Jahrh. v. Chr. namentlich vielen Städten Latiums und Campaniens verwilligt, womit noch das weitere Zugeständniß verbunden sein konnte, daß solche Bürger, wenn sie in Rom ihren Aufenthalt nahmen, daselbst stimm- und amtsberechtigt wurden. Hiervon schreibt sich der Unterschied zwischen municipia cum suffragio, wie Arpinum, und sine suffragio, wie Cäre. Neben ihnen gab es aber immer noch eine große Anzahl von Städten ohne dieses Vorrecht, deren Misstimmung endlich den Bundesgenossenkrieg entzündete (91 v. Chr.). Seine Folge war die lex Julia municipalis, 90 v. Chr., von der ein Bruchstück in der sog. tabula Heracleensis enthalten ist. Sie erhob alle freien Italiker, welche die Waffen niederlegen würden, zu Vollbürgern und ihre Städte zu municipia cum suffragio, behielt aber für die Reichsgewalt das Recht vor, die Statuten und Ordnungen jener Städte nach dem Bedürfniß der Beziehung zur Gesammtheit umzugestalten und erforderlichenfalls die Verwaltung röm. Commissarien zu untergeben. Seit Julius Cäsar, der zuerst eine in der Provinz gelegene Stadt, das hispan. Gades, mit dem Municipalrechte bewidmet hatte, gelangten auch andere Provinzialstädte zu gleichem Range, wiewol sie regelmäßig unter der Jurisdiction des Statthalters oder eines eigenen praefectus juridicundo standen und keine selbständige Rechtspflege, wie die bevorzugtern italischen M., erlangten. Die Verfassung, namentlich der autonomen M., war meistens der röm. Stadtverfassung nachgebildet. Den Senatoren entsprachen die Decurionen und den Rittern die Augustales, zu denen sich die übrigen Mitglieder der Bürgergemeinde als Plebejer verhielten. In Comitien wurden die Magistrate erwählt, welche als duumviri, triumviri oder quatuorviri juri dicundo der Rechtspflege, als censores, aediles und quaestores den verschiedenen Zweigen der Verwaltung vorstanden. Diesen Einrichtungen verdankten die Städte zur Kaiserzeit ihre hohe Blüte, welche weiterhin freilich die Habsucht Konstantin's und seiner Nachfolger in solchem Grade reizte, daß Steuerdruck und unablässige Regierungseingriffe den endlichen Verfall der sonst so glänzenden Gemeinwesen herbeiführten. Ueber das Hinüberdauern röm. Städteverfassung bis in das Mittelalter vgl. Savigny, «Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter» (Bd. 1); Raynouard, «Histoire du droit municipal en France» (Par. 1829). — Municipalität (municipality, municipalité) nennt man neuerdings, namentlich in Frankreich, theils die polit. Gemeinden selbst, theils die zu ihrer Vertretung und Verwaltung bestimmte engere Körperschaft, den Municipalrath.

Munition ist der Gesammtname für alle Geschosse, für die mit ihnen verbundenen oder doch dazugehörenden Ladungen und die Zündungen nebst den zum Schuß oder Wurf sonst gehörigen Erforderniſſen. Die M. wird im Laboratorium gefertigt und in Magazinen aufbewahrt. Die Masse der M., welche im Felde mitgeführt wird, unterscheidet man in die erste und zweite Chargirung. Die erste Chargirung soll selbst für eine große Schlacht ausreichen; die zweite dient, den augenblicklichen Ersatz zu bewirken, und eine dritte muß vorbereitet sein, um die zweite wieder zu completiren. Auf eine Chargirung rechnet man bei der Infanterie auf einen Mann 60, bei der Cavalerie 40 Patronen, für jedes Geschütz 200 Schuß; im Belagerungskriege werden täglich 50—100 Schuß auf jedes Geschütz gerechnet.

Munk (Salomon), verdienter Orientalist, geb. 14. Mai 1805 zu Glogau, wurde von seinem Vater schon früh zum Studium der hebr. Sprache, der Bibel und des Talmud angehalten. Er erhielt sodann seine weitere Ausbildung auf dem Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin und widmete sich auf der dortigen Universität, später zu Bonn besonders dem Studium der Philosophie und der orient. Sprachen. Da er als Jude keine Aussicht auf Anstellung in seinem Vaterlande hatte, ging er mit Unterstützung seines Freundes Michael Beer 1828 nach Paris, wo er unter de Sacy und Chézy das Studium des Arabischen, Persischen und des Sanskrit fortsetzte. Er stellte sich die Bearbeitung der bis dahin sehr vernachlässigten jüd.-arab. Literatur zur besondern Aufgabe. In der Absicht, eine Ausgabe von des Maimonides «Führer der Verirrten» im arab. Original zu veranstalten, begab er sich 1835 nach Oxford, wo er auch andere interessante Documente der rabbinisch-arab. Literatur sammelte. 1840 ward er neben Reinaud als Custos der orient. Manuscripte an der pariser Bibliothek angestellt. In demselben Jahre begleitete er die jüd. Abgeordneten Montefiore und Crémieux nach Aegypten, von wo er eine Sammlung arab. Manuscripte, besonders aus der ältern Literatur der Karaiten, mitbrachte. Durch die zunehmende Schwäche seiner Augen ward er genöthigt, 1852 seine Stelle an der Bibliothek niederzulegen. 1858 wählte ihn die Akademie der Inschriften zu ihrem Mitgliede. Obgleich vollständig erblindet, wurde M. 1865 auf einstimmigen Vorschlag der Akademie und des Professorencollegiums an Rénan's Stelle zum Professor der hebr., chald. und syr. Sprache am Collége-de-France ernannt. Doch starb er schon 6. Febr. 1867. Als Orientalist hat sich M. besonders um die arab.-jüd. Literatur die größten Verdienste erworben. Außer zahlreichen Aufsätzen in Zeitschriften und Beiträgen zu Sammelwerken sind von seinen, echt deutsche Gründlichkeit und umfassende Gelehrsamkeit bekundenden Schriften besonders hervorzuheben: «Réflexions sur le culte des anciens Hébreux dans ses rapports avec les autres cultes de l'antiquité» (Par. 1833), «Notice sur Rabbi Saadia Gaon» (Par. 1838), «Commentaire de Rabbi Tanchoum de Jérusalem sur le livre de Habakkouk» (Par. 1843), «Palestine. Description géographique, historique et archéologique» (Par. 1845), «Notice sur Abou'l-Walid-Merwan» (Par. 1851) u. s. w. Ein Theil von seinen Aufsätzen über arab. und jüd. Philosophie im «Dictionnaire des sciences philosophiques» ist in deutscher Uebersetzung unter dem Titel «Philosophie und philos. Schriften der Juden» (Lpz. 1852) erschienen. Zu den «Mélanges de philosophie juive et arabe» (Par. 1859) veranlaßte ihn die wichtige Entdeckung, daß der bei den Scholastikern so oft erwähnte Avicebron mit dem berühmten jüd. Dichter und Philosophen Salomon Ibn-Gabirol aus Malaga identisch sei. M.'s bedeutendstes Werk ist die Bearbeitung von des Maimonides «Le guide des égarés» (3 Bde., Par. 1856—66), welche zu dem Bedeutendsten gehört, was überhaupt in neuerer Zeit auf dem Gebiete der ältern jüd. Literatur geleistet worden. Vgl. Jellinek, «Salomon M.» (Wien 1865). — M.'s Bruder, **Eduard M.**, geb. zu Glogau 20. Jan. 1803, studirte zu Breslau und Berlin Philologie und wirkte 1827—48 als Lehrer und Inspector an der Wilhelmsschule zu Breslau. Nachdem er hierauf einige Zeit Unterricht am Gymnasium seiner Vaterstadt ertheilt, wandte er sich ganz der literarischen Thätigkeit zu. Sein wissenschaftlicher Ruf gründet sich auf seine trefflichen Hand- und Lehrbücher: «Metrik der Griechen und Römer» (Glog. und Lpz. 1834), «Geschichte der griech. Literatur» (2 Bde., Berl. 1849—50; 2. Aufl. 1863) und «Geschichte der röm. Literatur» (3 Bde., Berl. 1858—61).

Munkács, Marktflecken, Hauptort eines Bezirks im Bereghér Comitate des Königreichs Ungarn, in einer reizenden Ebene am Latorczaflusse gelegen, zählt (Oct. 1857) 7385 E. (ohne Militär), größtentheils Handwerker, deren Erzeugnisse auf den lebhaften, aus der Umgegend stark besuchten Wochenmärkten guten Absatz finden. Ungefähr 3/4 St. von M. entfernt liegt die 1359 von Theodor Keriatovich erbaute, auf dem Gipfel eines in der Ebene vereinzelt

stehenden Felsens befindliche Festung Munkács, die zwar klein und unansehnlich, aber durch ihre Lage und ihre starken Mauern als befestigter Platz beachtenswerth und durch die vielen Belagerungen, die sie in frühern Jahrhunderten bestanden, geschichtliche Berühmtheit erlangt hat. Bekannt ist besonders die Belagerung, welche hier die heldenhafte Helena Zrinyi, die Gemahlin des ungar. Revolutionshaupts Emmerich Tököly (s. d.), durch den österr. Feldherrn Caprara aushielt. Die Festung M. ward erst nach dreijähriger Vertheidigung 14. Jan. 1688 übergeben. Seit Anfang dieses Jahrhunderts und besonders seit dem Ausgange der jüngsten ungar. Revolution wird M. von der österr. Regierung als Staatsgefängniß benutzt.

Münnich (Burkhard Christoph, Graf von), russ. Feldherr, geb. 9. Mai 1683 zu Neuenhuntorf im Herzogthum Oldenburg, wo sein Vater, der Reichsritter von M., als ostfries. Geheimrath und Deichgraf lebte, erhielt eine sorgfältige Erziehung und trat 1701 als Hauptmann in hess.-darmstädt., 1705 in hess.-kass., 1716 als Oberster in poln.-sächs., später als Generalmajor in schwed. und 1720 in russ. Dienste. Kurze Zeit nachher ernannte ihn Peter d. Gr. zum Generallieutenant. Peter II. erhob ihn 1727 zum General-en-Chef und 1728 in den russ. Grafenstand, und unter Anna wurde er Generalfeldzeugmeister, Generalfeldmarschall und Präsident des Kriegscollegiums. Er gab dem russ. Landheere eine neue Organisation und errichtete das adeliche Cadettencorps. 1733—34 belagerte und eroberte er Danzig, und bei seiner Rückkehr wurde er nach Warschau gesendet, um die hier ausgebrochenen Unruhen beizulegen. Im Kriege gegen die Türken verwüstete er 1736 die Krim, eroberte 1737 Otschakow, ging 1739 über den Dnjestr, schlug die Türken bei Stawutschana, bemächtigte sich der Festung Choczim und besetzte die Moldau. Seinen weitern Planen wurde durch den 18. Sept. 1739 zu Belgrad geschlossenen Frieden ein Ziel gesetzt. Nach dem Tode der Kaiserin stürzte er den als Vormund des minderjährigen Thronfolgers Iwan zum Regenten des Reichs erklärten Herzog von Kurland und ließ ihn gefangen setzen, worauf die Prinzessin Anna, Iwan's Mutter, die Regentschaft übernahm. M. wurde nun Premierminister und betrieb mit vielem Eifer das Bündniß mit Preußen. Als aber die Regentin mit Wien und Dresden in Verbindung trat, fand er sich trotz der von ihr erhaltenen ungeheuern Geschenke so beleidigt, daß er im Mai 1741 seinen Abschied forderte. Kurz zuvor hatte ihn der Kurfürst von Sachsen als Reichsvicar in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben; doch die Urkunde erhielt er erst 1762. Denn als er, nachdem er seinen Abschied erhalten, nach Königsberg abreisen wollte, wurde er auf Befehl der Kaiserin Elisabeth, die sich im Dec. 1741 auf den Thron geschwungen hatte, verhaftet und zum Tode verurtheilt, nachmals aber seiner Güter und Würden für verlustig erklärt und nach Pelim in Sibirien verwiesen. Hier lebte er bis 1762, wo ihn Kaiser Peter III. zurückberief. Noch in demselben Jahre ernannte ihn Katharina II. zum Generaldirector der Häfen am Baltischen Meere. M. starb 27. Oct. (n. St.) 1767 in Petersburg. Er schrieb «Ébauche pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'empire de Russie» (Kopenh. 1774). Vgl. Halem, «Geschichte des Feldmarschalls Grafen M.» (Oldenb. 1803; neue Aufl. 1838).

Munster oder Mounster (irisch Mown), die südwestliche und größte Provinz Irlands, grenzt im N. an Connaught, von welchem sie zum Theil der Shannon und Derghsee trennt, im O. an Leinster, im S. und W. an den Atlantischen Ocean. Die sehr zersplitterte Fjordenküste bietet eine Menge tiefeingeschnittener Baien, Buchten und Häfen dar, so im W. die Galway- und Liscanorbai, den Mündungsbusen des Shannon, die Tralee- und Dinglebai, im SW. die Ballinskellig-, Kenmare-, Bantry- und Dunmanusbai, im S. die Long-Islandbai, die Häfen Baltimore, Kinsale und Cork, die Youghal- und Dungarvanbai und am Südostende den Hafen von Waterford. Auch von zahlreichen Inseln, Klippen und Riffen ist die Küste begleitet, unter welchen die Süd-Arraninseln vor der Galwaybai, Valentia südlich am Eingang der Dinglebai, mit dem westlichsten Hafen Europas, die Eilande Bull, Cow, Calf und Cat und die südlichste von allen, Cleareisland, die bemerkenswerthesten sind. M. ist zugleich der gebirgigste Theil Irlands und enthält dessen höchste Erhebungen. Im N. erhebt sich das kleine Bergland von Clare mit dem 1628 F. hohen Slieve-Bernagh am Derghsee, im SW. das hochromantische Bergland von Kerry (s. d.) oder die irische Schweiz. Dort steigt der Mangerton 2586 F., der Carran-Tual in den Macgillicuddy's Reeks 3203 F. hoch auf, letzterer als höchster Berg Irlands. Das mit Cap Drunmore, der westlichsten Spitze der Insel, endende Bergland der Halbinsel Corkaguiney, zwischen der Tralee- und Dinglebai, erreicht im Mount-Brandon an der Küste die Höhe von 2926 F. Die Berge von Cork dagegen bleiben unter 2200 F. zurück, während die von Waterford höher aufsteigen. Im N. von Lismore erhebt sich hier der Knockmeldown, 2448, und der Comeragh, 2436 F. In der Grafschaft Tipperary erreichen die Galty-

berge im SW. die Höhe von 2915 F., der Sliemanan im SO. von 2216, und der Keeper in den Silver-Mine-Mountains im NW. von 2130 F. Zwischen diese Berg- und Hügellandschaften, in denen sich Steinkohlenlager, Blei, Kupfer und Eisen finden, dringt in schmalern oder breitern Streifen, zum Theil bis an die Küste, die Tiefebene des Innern vor, die in Clare, Tipperary, Limerick und Cork ausgedehnte Flächen einnimmt und mit die reichsten Getreidefluren und Wiesengründe Irlands darbietet. Unter den Gewässern sind, außer dem Shannon mit dem Derghsee im N., bemerkenswerth im W. der Cashen, Mang und Lane, ein Abfluß des berühmten Sees von Killarney; im S. der Bandon, der Lee, welcher bei Cork, und vor allen der Blackwater, welcher in die Youghalbai, sowie der Suir, welcher in den Waterfordhafen mündet. Die drei letztern, wie der Shannon, sind schiffbar. Außer ihnen fördern den Binnenverkehr die große Süd- und Westbahn, die von Dublin bis Tralee führt, sowie die Zweigbahnen nach Limerick und Ennis, nach Cork, Waterford u. a. Den Seeverkehr begünstigen die zahlreichen Häfen, wie Waterford, Youghal, Cork, Kinsale, Baltimore, Tralee, Dingle, Valentia und Limerick. Von den 445,95 Q.-M. des Gesammtareals von M. kommt ein Drittheil auf unproductives Bergland, Moore und Seen. Die Provinz hatte 1841 eine Bevölkerung von 2,396161 E., 1851 aber von 1,857736 E. (22,47 Proc. weniger) und 1861 nur noch von 1,503200 (abermals 19,08 Proc. weniger), sodaß hier die Abnahme im erstern Jahrzehnt nur von der in Connaught (28,81 Proc.) überboten wurde, im zweiten aber stärker war als in jeder der drei andern Provinzen. In keiner Provinz ist die ländliche Bevölkerung ärmer; sie besteht hier meist aus Lohnarbeitern, die in Lehmhütten wohnen. Neben Ackerbau und Viehzucht ist die Fischerei wichtig. An der West- und Südküste erstrecken sich die große Westbank und die Nymphebank weit in den Ocean hinein, die von Fischen aller Art wimmeln, namentlich von Kabeljaus (Cod) und Heringen. 1861 beschäftigte die Fischerei im ganzen 3362 Boote und 24330 Fischer. Außerdem unterhält die Bevölkerung, namentlich die städtische, Manufacturen in Segeltuch, Leinwand, Tuch, Woll- und Baumwollzeugen, Leder, Papier, Leim und Glas. Auch wird Schlächterei, Brauerei und Brennerei, Schiffbau, Rhederei und Handel mit Getreide, Mehl, Fleisch, Speck und Butter betrieben. M. zerfällt in die sechs Grafschaften Clare, Cork, Kerry, Limerick, Tipperary und Waterford. Dieselben schicken mit den Städten zusammen 27 Abgeordnete in das Parlament.

Münster, s. Dom.

Münster, die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks sowie der preuß. Provinz Westfalen, der Sitz eines Bischofs und Domkapitels, des Oberpräsidiums, der königl. Regierung, des Generalcommandos des 7. Armeecorps, eines Kreis- und Appellationsgerichts, des Oberpostamts und der Provinzialsteuerdirection, liegt an dem unbedeutenden Flusse Aa, welcher nach einem nur siebenstündigen Laufe in die Ems fällt, und steht durch die Westfälische Eisenbahn, welche südlich in Hamm die Köln-Mindener und nördlich in Rheina die holländ. Bahn kreuzt, mit dem deutschen Eisenbahnnetz in Verbindung. Die Stadt selbst, in einer durchaus ebenen Gegend gelegen, ist gleichwol eine der schönsten Städte Westfalens, hat mit Einschluß der kleinen Vorstadt St.-Mauritz zehn kath. und eine prot. Kirche, größtentheils gutgebaute Häuser, von denen die am Markte (Bogenstraße) mit Arcaden versehen sind, breite Straßen und 27773 E. (1864, ohne 5068 Mann Militär). Von den Kirchen, zu deren Verschönerung in neuerer Zeit viel geschehen, sind besonders sehenswerth: die Domkirche auf dem geräumigen, von ansehnlichen Gebäuden (bischöfl. Hof, Museum, Ständehaus, Post, Regierung, Bank) umgebenen, von hochstämmigen Linden beschatteten Domhofe, 1168—90 und 1225—61 erbaut, im Innern von großartigen Verhältnissen, mit trefflichen Werken alter Sculptur und einigen guten neuern Gemälden; ferner die im schönsten goth. Stile gebaute Lambertikirche am Markte, an deren Thurm noch die drei eisernen Käfige sich befinden, in welchen die Wiedertäufer Johann von Leyden, Knipperdolling und Krechting nach erlittenem Martertode aufgehängt wurden; sodann die schöne, in goth. Stile erbaute Liebfrauenkirche mit ihrem kolossalen, aus großen Quadern aufgeführten Thurme; die Ludgerikirche mit ihrem achteckigen Thurme, dessen oberes Geschoß mit den offenen Fenstern, Stabwerk und Fialen zu einer zierlich krönenden Galerie aufsteigt. Von den weltlichen Gebäuden zeichnet sich aus das Rathhaus am Markte mit seinem stolzen goth. Giebel. Der in demselben befindliche Saal, in welchem 24. Oct. 1648 der Westfälische Friede unterzeichnet wurde, ist noch unverändert erhalten und mit den Porträts der sämmtlichen Gesandten geziert. Außerdem sind noch zu erwähnen: der alte Stadtkeller mit dem Museum des Kunstvereins; das neue, nach Pennsylvanischem Systeme erbaute Zuchthaus; der Bahnhof mit seinen Umgebungen;

die Pakiste der Freiherren von Romberg, des Grafen Droste und anderer Adelichen. Die ehemaligen Festungswerke wurden schon im 18. Jahrh. unter dem Minister von Fürstenberg zu einer rings um die Stadt sich ziehenden, von vier Reihen Linden beschatteten Allee umgeschaffen, und auf der ehemaligen Citadelle ward der fürstbischöfl. Palast (das Schloß am Neuen Platze) mit schönen Gartenanlagen erbaut. Die Einwohner bekennen sich größtentheils zur kath. Kirche; die Zahl der Protestanten beträgt etwa 2000. Der Gewerbfleiß ist sehr mannichfaltig. Man fertigt Leinwand, Baumwollzeuge, Leder, Lichter; auch bestehen ansehnliche Brennereien und Brauereien. Bildwerke aus Baumberger Stein, Schnitzwerk, Glasgemälde werden weithin versendet. Der Handel erstreckt sich auf Leinwand, Mehl und andere Landesproducte, darunter insbesondere «Westfälische Schinken» und Pumpernickel. Unter der großen Menge milder Stiftungen sind besonders das Clemenshospital mit den Barmherzigen Schwestern und das Krankenhaus der Franciscanerinnen auf St.-Moritz hervorzuheben. An der Spitze der Unterrichtsanstalten steht die Akademie (bis 1818 Universität) mit zwei Facultäten (einer katholisch-theologischen und einer philosophischen), 27 Lehrern und über 500 Studirenden. Außerdem besitzt M. ein Gymnasium (mit fast 700 Schülern), eine Real- und Gewerbeschule, ein Seminar für Lehrerinnen u. s. w. Die Paulinische Bibliothek enthält gegen 50000 Bände. Zur Akademie gehören ein Naturhistorisches und Mineralogisches Museum sowie ein Botanischer Garten. Von den wissenschaftlichen Vereinen ist der für westfäl. Geschichte und Alterthumskunde mit seinen Sammlungen von Alterthümern, Münzen u. s. w. hervorzuheben.

M. kommt unter dem Namen Mimigardevord schon zu Karl's d. Gr. Zeiten vor, der 791 dem zum Bischof der Sachsen ernannten heil. Ludger diesen Ort (ein Kloster) zu seinem Wohnsitze anwies. Die erste Ansiedelung um das Kloster wurde 1115 befestigt, und die sich bildende Außenstadt erhielt nun vom Kloster (lat. monasterium) den Namen M. Die Stadt hatte unter Bischof Hermann II. (1174—1203) ihren jetzigen Umfang schon erreicht, erhielt um 1180 Stadtrechte und umgab sich mit Mauern, Thürmen und Graben. Um die Mitte des folgenden Jahrhunderts ging sie mit andern Städten Westfalens Schutzbündnisse ein und suchte sich für ihren blühenden Handel nach dem Norden zur Ostsee und weiter nach Livland Bahnen zu eröffnen, während sie den Bischöfen und dem Domkapitel gegenüber ihre städtischen Freiheiten erweiterte und Theilnahme an den gemeinen Landtagen (1309) errang. Seitdem begannen im Innern der Stadt die Kämpfe der mächtigen Gilden gegen die patricischen Erbmänner-Familien, bis in den demokratischen Stürmen (1447—57) die Gilde in der Gesetzgebung gleiche Berechtigung erhielt. Dem stillen Aufschwunge, den die Wissenschaft und Schule durch den Domherrn Rudolf von Langen (gest. 1518) genommen, folgte die heftigere Erregung auf dem religiösen Gebiete, indem die Reformation seit 1532 auch hier unter Kämpfen Eingang fand, aber von den Wiedertäufern alsbald verschlungen wurde. Das phantastische Reich des Neuen Sion unter König Johann von Leyden fiel jedoch bald unter den Trümmern der mit Hülfe des Reichs eroberten Stadt zusammen (1534—35). Die ausgetriebenen ruhigern Bürger kehrten zurück; die religiösen Unruhen beschwichtigten sich allmählich; die Stadt erlangte ihre frühern Rechte wieder (1553) und blühte rasch empor. Nur der Uebermuth der Gilden und das Streben nach unmittelbarer Reichsfreiheit führte zu Streitigkeiten gegen die Machtstellung der Fürstbischöfe und endlich zu offenem Kampfe. Bischof Bernard von Galen eroberte die Stadt und unterwarf sie unter Vernichtung ihrer hergebrachten Rechte und Freiheiten unbedingt seiner Herrschaft (1661). Vgl. Erhard, «Geschichte M.s» (Münst. 1837); Geisberg, «Merkwürdigkeiten der Stadt M.» (Münst. 1866).

Das vormalige Hochstift M. war das größte des Westfälischen Kreises und zählte auf 180 Q.-M. etwa 350000 E. Anfangs unter der Vogtei der Grafen von Tecklenburg, wurde es im 12. Jahrh. zum Reichsfürstenthum erhoben. Auch erhielt der Bischof, der im Westfälischen Kreise erster kreisausschreibender Fürst und Director war, 1708 Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe, in den er aber nie eingeführt wurde. Seit 1719 waren die Erzbischöfe von Köln zugleich Bischöfe von M., das jedoch seine besondere Regierung behielt. Im Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 wurde das Hochstift säcularisirt. Das Territorium wurde getheilt und als Entschädigung an Preußen, an den Herzog von Holstein-Oldenburg, den Herzog von Aremberg, das fürstl. und rheingräfl. Haus Salm, den Herzog von Croy und den Herzog von Looz und Corswarem gegeben. Der dem letztern zugefallene Theil erhielt den Namen des Fürstenthums Rheina-Wolbeck. Preußen bildete aus seinem Antheile (60 Q.-M. mit 128000 E.) das Fürstenthum M., welches im Tilsiter Frieden 1807 an Frankreich abgetreten und zu dem neugebildeten Herzogthume Berg geschlagen, 1810 aber zum größten Theile mit den an die Häuser Salm, Aremberg, Croy und Looz und Corswarem gefallenen Theilen des Hochstifts M. mit

dem franz. Kaiserreiche vereinigt wurde. Infolge der Bestimmungen des Wiener Congresses erhielt Preußen das Fürstenthum M. zurück, mit Ausnahme von Kloppenburg und Vechta, die wieder unter oldenburg. Hoheit kamen, und zugleich die Souveränetät über die ehemals münsterschen Landestheile der Häuser Salm, Croy und Looz und Corswarem. Hannover aber wurde Souverän über die münsterschen Besitzungen der mediatisirten Herzoge von Aremberg und über einen kleinen Theil der Looz- und Corswarem'schen Besitzungen. Seitdem bildet das Fürstenthum M. den Hauptbestandtheil des preuß. Regierungsbezirks M., der ein Areal von 132,17 Q.-M. besitzt, 442472 E. (1864) zählt und in 11 Kreise (Stadt M., Münsterland, Warendorf, Beckum, Lüdinghausen, Koesfeld, Ahaus, Steinfurt, Tecklenburg, Borken und Recklinghausen) zerfällt. Im Kreise Münsterland (15,64 Q.-M. mit 43899 E.) liegt die Stadt Telgte, an der Ems, mit 2151 E. Vgl. König, «Statistik des Regierungsbezirks M.» (Münst. 1865); Brückmann, «Altes und Neues aus dem Münsterland» (Paderb. 1863); Cornelius, «Geschichte des münsterschen Aufruhrs» (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1855—60); Tücking, «Geschichte des Stifts M. unter Christoph Bernard von Galen» (Münst. 1865).

Münster-Ledenburg (Ernst Friedr. Herbert, Reichsgraf zu), hannov. Staatsmann, geb. zu Osnabrück 1. März 1766, aus einem alten deutschen Adelsgeschlechte, das sich gegenwärtig in die drei Aeste Langelage, Meinhövel und Ledenburg spaltet, die 1794 von Kurpfalzbaiern während des Reichsvicariats in den Reichsgrafenstand erhoben wurden. Er besuchte das Philanthropin in Dessau und die Ritterakademie zu Lüneburg und studirte 1784—87 in Göttingen. Nachdem er 1788 als Kammerauditor in den hannov. Civilstaatsdienst eingetreten, wurde er 1791 Hof- und Kanzleirath. 1793 erhielt er einen Auftrag an den nachmaligen Herzog von Sussex, der in Italien war, begleitete diesen hierauf auf Reisen und hielt sich bis 1798 in Italien auf. Sodann trat er wieder in die hannov. Finanzkammer ein. Von 1801—4 war er als außerordentlicher Gesandter am russ. Hofe. Nach seiner Rückkehr wirkte er als vortragender Minister am Hofe zu London, wo er sich auch während der Occupation Hannovers aufhielt und vielfach in die diplomatischen Verhandlungen verflochten war. Im Aug. 1814 wurde er zum Erblandmarschall in Hannover ernannt, und 1815 wohnte er dem Wiener Congresse bei. Gleichzeitig erhielt er die Specialvollmacht zur Führung der Vormundschaft des Herzogs Karl von Braunschweig. Als dieser, nachdem er die Regierung selbst übernommen, 1827 gegen die vormundschaftliche Verwaltung mit öffentlichen Anklagen auftrat, rechtfertigte M. sich und den König von England in der «Widerlegung der ehrenrührigen Beschuldigungen u. s. w.» (Hannov. 1827). Die Folge davon war, daß der Herzog ihm eine Herausforderung schickte, die er aber nicht annahm. Bei den Bewegungen in Hannover Anfang 1831 sah sich M. wegen seiner Verwaltung harten Angriffen ausgesetzt, namentlich in der Schrift «Anklage des Ministeriums Münster», die er in einer «Erklärung u. s. w.» (Hannov. 1831) zu entkräften suchte, und die auch durch die «Actenmäßige Würdigung u. s. w.» (Hannov. 1831) widerlegt wurde. Dennoch erhielt er 12. Febr. 1831 seine Entlassung als dirigirender Minister für die hannov. Angelegenheiten am londoner Hofe. Wie er schon 1815 die Erhebung in den Fürstenstand verweigert, lehnte er auch jetzt die Pension, deren Betrag er selbst bestimmen sollte, gänzlich ab und wurde dafür 22. Febr. 1831 zum Großkreuz des Bathordens ernannt. Er starb 20. Mai 1839.

Münsterberg, Kreisstadt und Garnisonsplatz im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien, an der Ohlau, 7½ M. im Südsüdwesten von Breslau, hat eine evang. und drei kath. Kirchen, eine Synagoge, ein evang. Schullehrerseminar (seit 1849) und 5377 E., die Tabacksfabrikation, Leinweberei, Gerberei und Töpferei sowie Tabacks-, Flachs-, Hopfen- und Erbsenbau treiben. Die alte Kirche der Kreuzherren wird jetzt anderweitig benutzt, und von der 1468 zerstörten Burg ist noch eine Kapelle vorhanden. In der Nähe befindet sich ein kaltes Schwefelbad und ein Graphitlager. Eine Meile im Norden liegt das Pfarrdorf Heinrichau mit 977 E. und einem ehemaligen, 1222 gegründeten Cistercienserkloster, welchem ein infulirter Abt vorstand, jetzt Besitzung der niederländ. Königsfamilie. Der Kreis M. zählt (1864) auf 6,43 Q.-M. 34641 E. Nur 2½ M. im Westen liegt an einem Zuflusse der Neisse und an der Liegnitz-Frankensteiner Eisenbahn die Kreisstadt Frankenstein, mit zwei Kirchen, einem Kloster der Barmherzigen Schwestern, den Trümmern eines Schlosses und 6985 E., welche Wagen, Strohhüte, Chemikalien und Leinwaaren fabriciren, Kardenbau, Garn-, Flachs- und Getreidemärkte unterhalten. Die Stadt brannte 1859 gänzlich ab, hat aber seitdem durch Neubauten sehr gewonnen. In dem Kreise Frankenstein, der auf 8,65 Q.-M. 50730 E. zählt, liegen Kamenz (s. d.) und die Städte Silberberg (s. d.) mit 1274 E., Reichenstein am Fuße des gleichnamigen Gebirgs mit drei Kirchen, 2315 E., Bergbau auf Arsenik, Pulvermühlen,

Vitriol-, Pottasche-, Stärke-, Porzellan- und Steingutfabriken, Weberei, Garn-, Wein- und Getreidehandel, und Warta an der Neisse und an einem wichtigen Passe, mit 1156 E., mancherlei Industrie und einer starkbesuchten Wallfahrtsstätte. Die beiden Kreise, zusammen jetzt mit 85371 E. auf 15,08 Q.-M., bildeten ehemals das niederschles. Fürstenthum M. Dieses fiel 1454 an die Krone Böhmen und wurde 1654 durch Kaiser Ferdinand III. an die fürstl. Familie Auersperg verliehen, welche es auch nach der preuß. Besitznahme Schlesiens behielt, indem Friedrich II. den Reichsfürsten Heinrich Johann von Auersperg 1750 mit M. förmlich belehnte. Doch schon dessen Sohn, Karl Joseph Anton, trat 1791 alle aus dieser Belehnung fließenden Rechte für 450000 Fl. an die Krone Preußen ab, und König Friedrich Wilhelm II. überließ die freie Standesherrschaft M.-Frankenstein mit 9 Dörfern, einen Theil der fürstlich-münsterberg. Kammergüter, dem Grafen Schlabrendorf.

Münsterthal heißen zwei Thäler in der Schweiz, eins im Elsaß und eins in Baden. Das M. des Schwarzwaldes im Kreise Freiburg des Großherzogthums Baden, vom Bache Neumagen durchflossen, öffnet sich bei dem Städtchen Staufen, 2 M. im Südsüdwesten von Freiburg, und zieht sich 3 St. weit ins Gebirge hinauf. Es ist oben eng und wildromantisch, gegen die Ausmündung hin ein weiteres, belebtes Wiesenthal, von waldbedeckten Bergen eingeschlossen, hin und wieder mit Häusergruppen bedeckt. Nur $^3/_4$ M. südöstlich von Staufen liegt das Dorf Obermünsterthal mit 1200 E., einer bedeutenden Silbergrube, einem Pochwerk und einer Schmelzhütte, in der Nähe das Dorf Untermünsterthal mit 1900 E. und $^3/_4$ St. aufwärts gegen Nordosten die im 12. Jahrh. gestiftete, 1810 aufgehobene, einst reiche Abtei Sanct-Trutpert. Von diesem Thale aus wird der 4355 F. hohe Belchen bestiegen, der eine prächtige Umsicht in die umliegenden Thäler gewährt. — Das Münster- oder Gregorienthal im franz. Depart. Oberrhein, das anmuthigste und interessanteste aller Vogesenthäler, ist von der reißenden Fecht, einem Zufluß der Ill, durchströmt und öffnet sich bei Türkheim im Westen von Kolmar. Es besteht aus dem großen und dem kleinen Thale, welche beide Getreide, Obst, Flachs und Hanf erzeugen. Die langen südl. Berghänge sind mit Reben, die nördlichen mit dichten Waldungen bedeckt. Die höchsten Berge fallen mit steilen Felswänden in tiefe Schluchten ab, während die Bergwiesen mit zahlreichen Sennhütten und Höfen geschmückt sind. Die Bewohner des Thals sind meistens Protestanten deutscher Zunge. Der Hauptort ist die alte gewerbreiche Stadt Münster, $2^1/_2$ M. im Südwesten von Kolmar, am Fuße des Mönchsberges, 1185 F. über dem Meere gelegen, mit 4995 E., einer luth. Kirche und großen Fabrikanstalten, namentlich einer Baumwollspinnerei und Kattunfabrik, welche 2600 Arbeiter beschäftigt. Die Ruinen des Bergschlosses Schwarzenberg sind von einem großen Park umgeben. Der Ort verdankt seinen Ursprung einer 660 vom Frankenkönig Childerich gestifteten Benedictinerabtei. — Das M. im schweiz. Canton Bern ist das tiefeingeschnittene, romantische und durch seine grotesken Felspartien ausgezeichnete Quer- oder Durchbruchsthal der bei Basel in den Rhein mündenden Birs (s. d.), welche auf der Strecke von Court bis Delsberg (Délémont) alle Juraketten, mit Ausnahme der östlichen oder Weißensteiner Kette, von Süden gegen Norden durchsetzt. Es besteht aus einer Reihe enger Felsenpässe (gorges), mit Thalkesseln abwechselnd, an den Bergen mit Nadelholz, unten mit Wiesen bedeckt, von Dörfern, Mühlen, Hohöfen, Hammerwerken und Schmieden belebt. Das Thal hat seinen Namen von dem Flecken Münster (Moutier-Grandval), dem Hauptorte des in 34 Gemeinden 12413 franz. Einwohner zählenden Bezirks Münster, mit 1570 E., einem großen Schloß und einer alten Propsteikirche, dem Reste einer im 7. Jahrh. zum Andenken des heil. Germanus, des ersten Cultivators dieser Gegend, gegründeten und zur Zeit der Reformation eingegangenen Abtei, die einst zu großer Macht und Blüte gelangt war. — Das M. (roman. Val-Mustair) im schweiz. Canton Graubündten, südlich vom untern Engadin gelegen, zum Etschgebiet gehörig, 3 St. lang und von hohen Gletscherbergen eingeschlossen, bildet einen besondern Bezirk von 1476 roman. Einwohnern, mit dem Dorfe Münster unweit der österr. Grenze, welches ein von Karl d. Gr. gegründetes Benedictinerinnenkloster aufzuweisen hat, und dem $^1/_2$ St. oberhalb gelegenen Dorfe Sta.-Maria. Aus diesem Thale gelangt man ostwärts über die tiroler Grenze nach Glurns im Etschthal und südwärts über den Umbrailpaß und das Wormser Joch nach Italien. Vgl. Foffa, «Das bündnerische M.» (Chur 1864).

Muntaner (En Ramon), einer der trefflichsten Chronisten des roman. Mittelalters, wurde 1265 zu Peralada, einem Flecken in Catalonien, geboren. Als 1285 bei Gelegenheit des franz. Einfalls in Catalonien Peralada in Flammen aufging und er all seine Habe verlor, verließ er den heimischen Boden und führte nun dreißig Jahre hindurch ein unstetes abenteuerliches

Leben in beständiger Kriegsübung und mannichfachem Wechsel des Schicksals, bis er endlich Valencia erwählte, um hier den Rest seines Lebens als ruhiger Bürger im Schose seiner Familie zu verbringen. Erst 1325 begann er seine Geschichte der Großthaten der Fürsten des aragonischen Hauses von Jayme dem Eroberer bis zur Krönung des Königs Alfons IV. von Aragon, der er selbst noch als Abgeordneter von Valencia beiwohnte, welche Geschichte zugleich großentheils die seines eigenen Lebens ist, da er meist als Augenzeuge und Mithandelnder berichtet. Es durchweht diese anspruchslose «Chronik» ein wahrhaft epischer Geist, und es verleihen ihr jene Unmittelbarkeit, Naivetät und Naturwahrheit einen Reiz und eine Frische, die keine Kunst zu ersetzen vermag. Trotzdem blieb sie bis in die Mitte des 16. Jahrh. ungedruckt; die ältesten Ausgaben des catalonischen Originals sind die von Valencia (1558) und Barcelona (1562), beide große Seltenheiten. Nach diesen Ausgaben hat Lanz einen sehr guten Abdruck des Originals für den stuttgarter literarischen Verein veranstaltet (Stuttg. 1844), nachdem er zuvor eine treffliche deutsche Uebersetzung (2 Bde., Lpz. 1842) herausgegeben hatte.

Münter (Balth.), bekannt als Kanzelredner und geistlicher Liederdichter, geb. zu Lübeck 24. März 1735, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte seit 1754 Theologie in Jena und wurde hier 1757 Privatdocent. 1760 kam er als Prediger nach Gotha und drei Jahre später als Superintendent nach Tonna. Nachmals folgte er dem Rufe als Hauptprediger an der deutschen Petrigemeinde nach Kopenhagen, wo er 5. Oct. 1793 starb. M. hat zur Verbreitung geläuterter Religionsbegriffe mächtig beigetragen. Unter den zahlreichen Predigtsammlungen, die er herausgab, zeichnen sich die Vorträge über die Reden Jesu nach den vier Evangelisten aus. Seine geistlichen Lieder (zwei Sammlungen, 1773 und 1774) ragen unter denen der Gellert-Cramer'schen Schule hervor, deren Schwächen sie theilen. 1772 wurde ihm die traurige Pflicht, den unglücklichen Grafen Struensee (s. d.) zum Tode auf dem Blutgerüste vorzubereiten, dessen «Bekehrungsgeschichte» (Kopenh. 1772) er herausgab, die ihn berühmter machte als alle seine übrigen Schriften. Seine Tochter war die als Schriftstellerin bekannte Friederike Sophie Christiane Brun (s. d.). — Friedrich M., des vorigen Sohn, bekannt als Theolog, Orientalist und Alterthumsforscher, wurde zu Gotha 14. Oct. 1761 geboren, in Kopenhagen aber erzogen. Nachdem er auf der dortigen Universität einige Jahre studirt, setzte er seine theol. Studien seit 1781 in Göttingen fort. Nach seiner Rückkehr machte er mit königl. Unterstützung eine Reise nach Italien, wo er sich über drei Jahre aufhielt. In Rom beschäftigte er sich besonders mit alterthümlichen Studien. 1786 ließ er daselbst eine Probe der kopt. Uebersetzung des Buchs Daniel drucken und entdeckte in der Corsini'schen Bibliothek das Statutenbuch der Tempelherren, das er später (Berl. 1794) herausgab. Ueber seine Reise berichtete er in dem Werke «Efterretninger om begge Sicilierne, samlede paa en Reise i disse Lande» (2 Bde., Kopenh. 1788—90), welches auch ins Deutsche (1790) übersetzt wurde. Seit 1790 ord. Professor der Theologie an der Universität zu Kopenhagen, wurde er 1808 Bischof von Seeland und starb als solcher 9. April 1830. M. erwarb sich einen europ. Ruf durch seine Schriften, von denen besonders hervorzuheben: das «Handbuch der Dogmengeschichte» (2 Bde., Kopenh. 1801; deutsch von Evers, Gött. 1802), «Geschichte der dän. Reformation» (2 Bde., Kopenh. 1802), «Die Religion der Karthager» (Kopenh. 1816; 2. Aufl. 1821), «Geschichte der Einführung des Christenthums in Dänemark und Norwegen» (3 Bde., Lpz. 1823—32) und das wichtige Werk «Die Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen» (Altona 1825). Auch an der von König Friedrich VI. veranstalteten Revision der kirchlichen Uebersetzung des Neuen Testaments nahm er thätigen Theil.

Münze und Münzwesen. Münze ist das in bestimmte Gewichtsstücke getheilte und mit einem Gepräge versehene Metallgeld. (S. Geld.) Die Erfindung der Münze wird dem Könige Pheidon von Argos zugeschrieben, welcher im 8. Jahrh. v. Chr. regierte. Schon die Münzen des Alterthums zeigen größtentheils die für ihren Zweck geeignetste Gestalt, die der Scheibe; abweichende Formen, z. B. viereckige, sechseckige und achteckige Platten, sowie kugelähnliche Klumpen sind selten angewendet worden und haben nirgends Beifall gefunden. Ursprünglich erhielten die Münzen nur auf einer Seite ein Gepräge; erst später stempelte man beide Flächen. Den Zusammenhang der Münze mit dem Gewicht deuten die Namen der bekannten ältesten Münzen und vieler neuern an, z. B. die griechische alte und jetzige Drachme; Pfund, Livre und Lira (das Pfund Sterling in England, die frühern Livres in Frankreich, die Lire in Italien); die Mark in Hamburg, Lübeck, Mecklenburg, Holstein, Dänemark u. s. w. Die kleinern Silbermünzen wurden im Mittelalter in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und England bei größern Zahlungen der Bequemlichkeit wegen noch gewogen, und so rechnete man namentlich

Pfunde verschiedener Sorten Denare (Pfennige). Anfänglich stand die Anfertigung der Münzen einem Jeden frei. Die betrüglichen Ausmünzungen mancher Privaten aber sowie das Bedürfniß nach Gleichförmigkeit der umlaufenden Sorten und nach einer vertrauenswürdigen Prägung waren der Anlaß, daß bald fast überall die Staatsregierungen das ausschließliche Münzrecht (Münzregal) sich zueigneten. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist bisjetzt die Gold- und Silbermünzung noch kein Vorrecht der Regierung, wol aber die Kupferprägung. Daher findet auch eine nicht unwichtige Privatmünzung von Goldstücken in Nordcarolina und Californien statt, begünstigt durch den Umstand, daß in dem erstern Unionsstaate und in seiner Nähe keine Staatsmünzstätte sich befindet, was bis 1852 auch in Californien der Fall war. Im Mittelalter, welches trotz der Vorrechte der Regierungen im Münzwesen weit größere Misbräuche aufweist, als die freien Münzen des Alterthums je gewagt haben würden, erwarben sich auch die mächtig gewordene geistliche und militärische Aristokratie sowie die Gilden und nachmals die Städte das Münzrecht, verloren dasselbe aber allmählich wieder mit der größern Stärkung der monarchischen Gewalt.

Aeußerlich hat man bei der Münze die Vorderseite oder den Avers (s. d.) und die Kehrseite oder den Revers (s. d.) zu unterscheiden. Die Charaktere der Münzen werden am zweckmäßigsten erhaben dargestellt, doch nicht in zu hohem Grade, um das schnelle Abschleifen im Umlaufe zu verhindern; die unschönen vertieften Gepräge kommen selten vor und sind nur auf dem Rande der Münze zweckmäßig. Gold- und Silbermünzen werden nicht aus unvermischtem Metall geprägt, sondern unter Zusatz eines geringern, jetzt immer des Kupfers, um die Mischung härter zu machen und der Abnutzung weniger auszusetzen, zugleich auch, was die kleinern Silbermünzen betrifft, um diesen eine für den Umlauf genügende Größe oder Stärke zu geben. Das Gewicht einer Münze heißt ihr Schrot (Bruttogewicht), diejenige Gewichtsmenge, welche sie an reinem Metall enthält, ihr Feingewicht oder Korn; das Verhältniß des Feingewichts zum Schrot heißt Feingehalt, beim Golde auch wol Karatigkeit, beim Silber Löthigkeit. Dieses Verhältniß bildet einen Bruch, welcher aber auf feststehende Nenner gebracht wird, und zwar nach älterer Art beim Golde auf Vierundzwanzigstel (Karat), beim Silber auf Sechzehntel (Loth); die Bruchtheile der Karate werden stets wieder in Zwölfteln oder Karats (Grän), die des Loths in Achtzehnteln des Loths (Grän) ausgedrückt. Die Grän sind demnach beim Golde und beim Silber gleiche Verhältnißtheile und zwar Zweihundertundachtundachtzigstel. Nicht selten drückt man den Feingehalt nur in Grän aus, sodaß z. B. der Feingehalt einer Legirung, welche $^3/_4$ Silber und $^1/_4$ Kupfer enthält, mit 216 Grän ($^{216}/_{288}$) bezeichnet wird, was mit 12 Loth ($^{12}/_{16} = ^3/_4$) übereinkommt. Diese ältere Bezeichnungsweise des Feingehalts ist der Eintheilung des Gold- und Silbergewichts (der Mark) entnommen, und mithin sind in einer Gewichtsmark einer Legirung ebenso viel Karat, Loth oder Grän feines Metall an Gewicht enthalten, als der Feingehalt angibt. Neuerlich wird fast in allen Ländern der Feingehalt in Tausendtheilen (millièmes, thousands) ausgedrückt, was für die Rechnung höchst bequem ist. Die gesetzliche Bestimmung über den durch Schrot und Feingehalt den Münzen zu gebenden Werth ist der Münzfuß (s. d.).

Mit Recht stellt man an ein geordnetes Münzwesen die Forderung, daß alle Münzstücke den vorgeschriebenen Feingehalt und das festgesetzte Gewicht wirklich besitzen, mit andern Worten, daß jedes Stück vollhaltig und vollwichtig sei; bei den werthvollern Stücken überzeugt man sich in den Münzstätten vom richtigen Schrot durch genaues Nachwägen der einzelnen ausgestückelten Platten vor der Prägung, das sog. Justiren; ist das Stück zu leicht, so wird es ausgeschossen und wieder eingeschmolzen, ist es zu schwer, so wird es durch Abfeilen oder Abschaben auf das richtige Schrot gebracht. Das Justiren ist das kostspieligste aller Geschäfte im Münzwesen. Jene vollkommene Genauigkeit kann indeß bei der Unzulänglichkeit alles menschlichen Könnens nur möglichst annähernd erreicht werden, und fast überall ist daher eine sehr kleine Abweichung der Münzen von ihrem streng gesetzlichen Gehalt und Gewicht durch die Münzvorschriften gestattet; diese erlaubte Fehlergrenze heißt das Remedium oder die Toleranz. Der Unterschied zwischen dem Marktpreise des in der Münze enthaltenen Goldes oder Silbers und demjenigen Werthe, zu welchem der Staat sie ausgibt und annimmt, heißt der Schlagschatz oder Prägeschatz und deckt soweit als thunlich die Kosten der Ausmünzung, die Fabrikationskosten der Münze. Die streng nach dem Hauptmünzfuße geprägten Stücke heißen Courantmünzen, die auf einem etwas geringern Fuße gemünzten kleinen Sorten Scheidemünzen. Immer bildet nur entweder das Gold oder das Silber das eigentliche Geld eines Volks, so auch die Goldmünze oder die Silbermünze seine eigentliche Münzart, und danach ist es zu verstehen, wenn man sagt, ein Land habe Goldwährung oder Silberwährung. Da ein Pfund Gold

in Silbergeld bezahlt ebenso einen veränderlichen Preis hat wie ein Pfund jeder andern Waare, so ist praktisch und auf die Dauer ein festes Verhältniß zwischen dem Werthe beider Metalle nicht aufzustellen. Demnach wird dort, wo die Hauptmasse des Circulationsmittels aus Silber besteht (in Ländern mit Silberwährung), die Goldmünze unvermeidlich einen veränderlichen Werth (Curs) haben, und alle entgegenstehenden Verordnungen helfen nichts. So ist z. B. in Frankreich der Napoleondor gesetzlich zu 20 Frs. Silbergeld tarifirt; aber noch vor 20 und weniger Jahren erhielt man dort beim Umwechseln der Goldstücke ein kleines Aufgeld, während jetzt, bei gesunkenem Goldwerthe, umgekehrt vier silberne 5-Frankenstücke etwas höher gehalten werden als ein goldenes 20-Frankenstück. In Ländern mit Goldwährung wird Silbergeld zu einem etwas unter seiner wahren Geltung stehenden Nennwerthe ausgeprägt, tritt nur für kleine Zahlungen in den Verkehr und spielt somit die Rolle der Scheidemünze. Allenfalls kann da, wo die Regierung für die Goldmünze nicht nur einen festen Werth in Silber vorgeschrieben hat, sondern ihn auch bei der Annahme in ihren Kassen aufrecht hält, derselbe feste Preis im gemeinen Leben gelten, während trotzdem der Geldhandel sich davon emancipirt, besonders wenn jener Preis über den Handelswerth hinausgehen sollte. So gilt z. B. der preuß. Friedrichdor in Preußen im gewöhnlichen Verkehr $5\frac{2}{3}$ Thlr. Silbercourant, wie ihn die Regierung festgestellt hat, weil diese ihn in ihren Kassen zu dem gedachten Preise annimmt. Ein derartiger Zustand ist jedoch nicht mehr haltbar, sobald die Masse des Goldes sehr groß oder gar überwiegend wird; der Staat geht dann thatsächlich zur Goldwährung über, weil jedermann mit Gold zahlt und das Silbergeld zurückgehalten, eingeschmolzen oder ausgeführt wird. Dieser Fall liegt neuerlich in Frankreich vor, welches dem Namen nach Silberwährung, in der That aber Goldwährung hat, wodurch kürzlich eine Gehaltsverminderung der kleinern Silbermünzen herbeigeführt wurde als einziges Mittel, sie (als Scheidemünze des Goldes) im Umlauf zu halten. Italien und Belgien sind in gleicher Lage mit Frankreich; England, Portugal und Nordamerika haben Goldwährung; Silberwährung herrscht in allen deutschen Staaten (mit Ausnahme Bremens), in Oesterreich, Rußland, Schweden, Dänemark, Spanien, den Niederlanden. Rechnungsmünzen, fingirte Münzen oder Idealmünzen nennt man diejenigen Geldrechnungseinheiten oder Rechnungsstufen, welche nicht wirklich ausgeprägt, nicht durch Münzen vertreten sind, wie z. B. die hamburger Bankmark. Handelsmünzen oder Fabrikationsmünzen heißen diejenigen Stücke, welche nicht sowol behufs des Umlaufs im Inlande als vielmehr für den Bedarf des auswärtigen Handels im Interesse der Kaufleute und auf deren Bestellung geprägt werden. Die wichtigste dieser Handelsmünzen ist der holländ. Dukaten, welcher für jenen Zweck gemünzt wird, während das Landesgoldgeld der Niederlande in dem einfachen und doppelten Wilhelmdor besteht, die einem andern Münzfuße angehören. Die meisten Staaten liefern übrigens dem Einbringer ungemünzten Goldes oder Silbers (in beliebiger Form und Feinheit) die dieselbe Menge des gleichen edeln Metalls enthaltenden fertigen Münzen in den von ihm gewünschten inländischen Stücken, doch unter Abzug der gesetzlich festgestellten Münzkosten (des Schlagschatzes).

Was die Technik des Münzens anbetrifft, so zerfällt dieselbe hauptsächlich in folgende Operationen: 1) die Verwandlung des Metalls in blechartige Streifen, sog. Zaine; 2) die Herstellung von Scheiben oder Münzplatten aus den vorigen; 3) die Anbringung der Randverzierung (Rändelung), wenn eine solche gegeben werden und nicht nachher beim Prägen mittels des Prägrings entstehen soll; 4) das Prägen, d. i. die Herstellung des Gepräges auf beiden Flächen (und bisweilen gleichzeitig der Randverzierung). Gold, Silber und Kupfer werden gewöhnlich in Graphittiegeln in Windöfen geschmolzen, dann in flache Stäbe (Zaine) von 15—24 Zoll Länge, 2—4 Linien Dicke und derjenigen Breite, welche der Durchmesser der betreffenden Münzgattung verlangt, gegossen. Die Zaine werden auf gewöhnlichen Walzwerken so weit als nöthig gestreckt, noch einmal geglüht und sodann durchschnitten oder ausgestückelt, worauf bei den werthvollern Stücken das Justiren und dann ein abermaliges Glühen der Platten erfolgt. Die nächste Arbeit ist das Sieden, welches bei allen Münzen nöthig, bei denen aus Silber und Gold aber zugleich die Verschönerung der Farbe bezweckt, die dadurch der Farbe des reinen edeln Metalls ziemlich nahe kommt, obschon die Masse mehr oder weniger mit Kupfer versetzt ist, sodaß selbst die geringsten Silberscheidemünzen neu ein blendendes Silberweiß zeigen, welches jedoch nach einiger Abnutzung der eigentlichen rothen Farbe ihrer Legirung Platz macht. Dieses Sieden geschieht mit verdünnter Schwefelsäure, mit oder ohne Zusatz von etwas Kochsalz. Silberne Platten verlieren dabei $\frac{3}{16}$—2 Proc. am Gewicht, geringhaltige mehr als feinere, kleine mehr als große. Rücksichtlich des Gepräges pflegt den Kupfermünzen und den kleinsten Silbermünzen eine Randverzierung nicht gegeben zu werden, während dieselbe bei kleinen Gold- und Silber-

münzen in Kerben, Streifen, Punkten, Sternen, Schuppen u. s. w., bei größern Münzen meist in Schrift (Randschrift) besteht. Bei den im Ringe zu prägenden Münzen mit erhöhter Randschrift oder mit einfachen Kerben entstehen diese Charaktere durch den Prägring, dagegen wird bei den im Ringe zu prägenden Stücken mit vertieftem Rande und bei allen ohne Prägring hergestellten die Randverzierung vor dem eigentlichen Prägen durch eine besondere Arbeit, das Rändeln, mittels einer kleinen Maschine, des Rändel- oder Kräuselwerks, hervorgebracht, die verschiedene Einrichtung hat, immer aber wesentlich aus zwei gehärteten stählernen Rändeleisen besteht. Das Prägen der Münzen erfolgt mittels zweier vertieft gravirter stählerner Stempel, welche gehärtet, gelb angelassen sind und zwischen denen eine Münzplatte nach der andern einem augenblicklichen Stoße ausgesetzt wird. Die Maschine, in welcher die Prägestempel angebracht sind, heißt Prägmaschine oder Münzmaschine. Oft ist dieselbe noch das früher allgemein gebräuchlich gewesene Stoßwerk oder Druckwerk mit Schraube, zu dessen Bewegung man in einigen großen Münzstätten Dampfmaschinen anwendet, an dessen Stelle man aber in der neuern Zeit mit großem Vortheile Kniehebelpressen eingeführt hat, welche durch Drehen einer Kurbel in Gang gesetzt werden, wegen des mangelnden Schwengels wenig Raum einnehmen, ohne heftige Erschütterung arbeiten und daher fast in jedem Zimmer aufgestellt werden können. Das Vollendetste dieser Art ist die Uhlhorn'sche Prägmaschine, welche von großen Münzen (Thalern und Doppelthalern) 30—36, von mittlern 40—50, von kleinen 60—75 Stück in einer Minute prägt. Da die zwischen zwei Stempeln frei liegend geprägte Platte nicht genau ihre runde Gestalt behält, so verhindert man diesen Uebelstand durch das Ringprägen (Prägen im Ringe), bei welchem der untere Prägstempel von einem stählernen Ringe umgeben ist, sodaß er dessen Oeffnung ausfüllt. Vor und bei dem Prägen steht der obere Rand dieses Rings um die Dicke der Münzplatte höher als die gravirte Fläche des Unterstempels; wenn aber nach dem Stoße der Oberstempel wieder hinaufgeht, so bewirkt die Schraube durch einen mit ihr verbundenen Mechanismus eine Hebung des Unterstempels oder eine Senkung des Rings in der Weise, daß hierdurch die Münze aus dem Ringe in die Höhe gestoßen, bloß gelegt wird und beiseitegeschoben werden kann. Medaillen werden ebenso wie die Geldmünzen geprägt; wegen ihres gewöhnlich viel erhabenern Gepräges erfordern sie aber in der Regel statt eines Stoßes deren viele, wol 10—15 und mehr, und nach jedem zweiten oder dritten Stoße müssen sie ausgeglüht und wieder abgebeizt werden, um der fortgesetzten Bearbeitung zwischen den Stempeln genügend nachzugeben. In Bezug auf die einzelnen Münzen s. die betreffenden Artikel dieses Werks. Ueber das deutsche Münzwesen bis gegen Ende des 18. Jahrh. vgl. Praun, «Gründliche Nachricht von dem Münzwesen» (3. Aufl., Lpz. 1784); über die gegenwärtigen Münzsysteme: Noback, «Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse» (2 Bde., Lpz. 1851); derselbe, «Münz-, Maß- und Gewichtsbuch» (Lpz. 1858); über das Staatswirthschaftliche des Münzwesens: Chevalier «De la monnaie» (in dessen «Cours d'économie politique», Thl. 3, Par. 1850); über die Fabrikation der Münzen: Prechtl, «Technolog. Encyklopädie» (Bd. 10); Karmarsch, «Handbuch der mechan. Technologie» (Bd. 1, 4. Aufl., Hannov. 1866).

Münzer (Thom.), ein berüchtigter Schwärmer zur Zeit der Reformation, war zu Stolberg am Harz geboren und studirte wahrscheinlich zu Wittenberg, wo er auch die Magisterwürde erwarb. Der Sage nach soll sein Vater von einem Grafen zu Stolberg ungerechterweise zum Tode verurtheilt worden und so seine spätere Richtung leichter erklärlich sein. Nachdem er Schullehrer zu Aschersleben, später Kaplan in einem Nonnenkloster zu Halle gewesen, hierauf einige Zeit in Stolberg mit Beifall gepredigt hatte, kam er 1520 als erster Prediger nach Zwickau. Schon im folgenden Jahre ging er nach Prag, um sich unter den Hussiten Anhänger zu verschaffen; 1523 wurde er Prediger zu Allstedt in Thüringen. Durch mystische Schriften berauscht, eiferte er in seinen Predigten heftig gegen scholastische und päpstl. Theologie. In Prag hatte er einen (noch vorhandenen) von ihm selbst geschriebenen heftigen Aufsatz «Contra Papistas» angeschlagen. Mit mehr Glück als Karlstadt in Sachsen wirkte M. in Thüringen für Verbreitung seiner Ansichten. Er bestritt nicht nur das Papstthum, sondern auch das «knechtische, buchstäbische und halbe» Wesen der Reformatoren, forderte mit Berufung auf sein «inneres Licht» eine radicale Reformation im Kirchlichen und Politischen und reizte das Volk unter Vorstellung einer vollkommenen, auch bürgerlichen Freiheit zum Ungehorsam gegen die Obrigkeiten. Seine Anhänger vermehrten sich so sehr, daß der Kurfürst Friedrich von Sachsen und der Herzog Johann von Weimar ihn 1524 von Allstedt zu entfernen befahlen. M. entwich aus der Stadt, ging zuerst nach Nürnberg, dann nach Schaffhausen und kam hierauf nach Thüringen zurück, wo er sich in Mühlhausen niederließ. Hier gewann er die Volksmenge, setzte

den alten Rath ab, plünderte die Klöster und die Häuser der Reichen und verlangte eine allgemeine Gütergemeinschaft. Gleichzeitig fiel ein anderer Schwärmer, Namens Pfeifer, mit seinem Anhange ins Eichsfeld und vereinigte sich mit M. Dieser Vorfall und die Nachricht, daß 40000 Bauern in Franken sich zusammengerottet (s. Bauernkrieg), entflammten M.'s Muth. Er rief seine Anhänger in Frankenhausen, die Bergleute im Mansfeldischen, sämmtliche Bauern zu Mühlhausen, Langensalza und Tennstedt auf, versprach ihnen, sie alle in den Herrenstand zu erheben, und rüstete sich, in den Krieg zu ziehen. Nachdem er Pfeifer als Statthalter in Mühlhausen eingesetzt, begab er sich mit 300 Auserwählten nach Frankenhausen, brach die von den Frankenhäusern mit dem Grafen von Mansfeld eröffneten Unterhandlungen ab und erhitzte aufs neue die Gemüther. Nun verbanden sich der Kurfürst Johann der Beständige und der Herzog Georg von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog Heinrich von Braunschweig und schickten 1500 Reiter und einige Fahnen Fußvolk gegen die Aufrührer. Diese waren gegen 8000 Mann stark und standen in vortheilhafter Stellung auf einer Anhöhe bei Frankenhausen, geschützt von einer Wagenburg. Nochmals versuchten die vereinigten Fürsten eine gütliche Beilegung; allein M. ging nicht darauf ein, sondern befeuerte den Muth der Seinigen durch die wüthendsten Reden und Gesänge. So kam es 15. Mai 1525 zur Schlacht, in welcher die Aufrührer nach einer hartnäckigen Gegenwehr gänzlich geschlagen wurden. Nach einigen blieben 5000, nach andern 7000 auf dem Platze. Die übrigen, darunter M. und Pfeifer, warfen sich nach Frankenhausen, das von den verbündeten Truppen genommen und geplündert wurde. Muthlos hatte sich hier M. auf dem Boden eines Hauses in einem Bette verborgen; er stellte sich krank und wäre vielleicht unerkannt geblieben, wenn nicht ein Soldat in seiner Reisetasche das Schreiben des Grafen von Mansfeld an ihn gefunden hätte. Man brachte ihn gefangen nach Heldrungen, wo er auf der Folter seine Verbündeten nannte. Hierauf wurde er nach Mühlhausen abgeliefert, wohin man auch Pfeifer, der sich hatte flüchten wollen, zurückbrachte. M. sowie Pfeifer und 24 andern Rädelsführern wurde das Schwert zuerkannt. Auf dem Wege zum Richtplatze verlor er allen Muth. Nach der Enthauptung wurde sein Körper gespießt und sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt. Vgl. Strobel, «Leben, Schriften und Lehren Thom. M.'s» (Nürnb. 1795); Seidemann, «Thom. M.» (Dresd. und Lpz. 1842).

Münzfälschung (falsum monetarium) oder Falschmünzerei wird durch die widerrechtliche Herstellung von falschem Metall- oder, wie die neuern Gesetze meistens hinzufügen, Papiergelde, ingleichen durch Verringerung oder betrügerische Werthserhöhung echter Münzen und deren Verausgabung begangen. Während hierbei die Verletzung der öffentlichen Treue den Hauptgrund der Strafbarkeit abgibt, ist die Anmaßung des Münzregals (s. d.), deren sich im Mittelalter geistliche und weltliche Herrschaften mit beschränkter Landeshoheit nicht selten schuldig machten, oder die unbefugte Herstellung von echten Scheidemünzen, um an dem fehlerhaft hohen Schlagschatze zu gewinnen, als Eingriff in die wesentlichen Hoheitsrechte des Staats anzusehen. Dagegen liegt in dem wissentlichen Wiederausgeben falscher Münzen, die man irrthümlich als echt angenommen, ein Betrug. Wider die Verwendung von devalvirten echten oder geringhaltigen ausländischen Münzen als Zahlungsmittel läßt sich, wo das Strafgesetz keine ausdrückliche Ahndung ausspricht, wenigstens aus polizeilichen Gründen einschreiten. Die ältern Gesetze über M. waren sehr streng; der Falschmünzer und seine Gehülfen, welche das unechte Geld in Umlauf gebracht hatten, sollten den Feuertod erleiden. In den neuern Gesetzen ist deshalb Zuchthaus und sonstige schwere Freiheitsstrafe angedroht, deren Dauer sich je nach der Gefährlichkeit des Unternehmens und der Höhe des dadurch angerichteten Schadens bemißt.

Münzfuß ist die gesetzliche Bestimmung über den durch Gewicht und Feingehalt den Münzen zu gebenden Werth. Der aus dieser Bestimmung resultirende wesentliche Theil ist die Vorschrift über das in den Münzen enthaltene Feingewicht, d. i. die Menge des reinen Goldes oder Silbers darin. So ist z. B. die wesentliche Bestimmung des norddeutschen Courantfußes die, daß 30 seiner Einheiten, Thaler, ein Pfund feines Silber enthalten (ein Pfund Feingewicht haben) sollen. Den Willkürlichkeiten der einzelnen Münzberechtigten in Deutschland, die im Mittelalter öfters große Verlegenheiten für die einzelnen Staaten herbeiführten, suchte Kaiser Ferdinand I. durch die Reichsmünzordnung von 1559 vorzubeugen, nach welcher die Mark Silber zu 9 Rthlr. ausgebracht werden sollte, und der nachgehends noch andere Bestimmungen folgten. Namentlich der Dreißigjährige Krieg brachte auch im Münzwesen alles wieder in Unordnung, und es wurden nun theils allgemeine, theils besondere Bestimmungen des M. nöthig: 1) Der Zinnaische M. von 1667, nach welchem die feine Mark Silber zu $10^1/_2$ Rthlr. ausgeprägt werden sollte. 2) Der Leipziger M. von 1690, der die Mark zu 12 Rthlr. aus-

brachte. Zwar wurde 1738 dieser M. zum Reichsfuß erhoben, doch erlangte derselbe keine allgemeine Geltung. 3) Der Preußische oder der nach dem damaligen Generalmünzdirector Ph. Graumann so genannte Graumann'sche M. von 1750 (durch Edict vom 29. März 1764 fester gestaltet), nach welchem die Mark zu 14 Thlr. ausgeprägt wurde. 4) Der Conventions- oder 20-Guldenfuß, der die Ausprägung der feinen Mark zu $13^1/_3$ Rthlr. oder 20 Fl. bestimmte und von Oesterreich 1748, von Baiern, Sachsen u. s. w. seit 1753 eingeführt wurde. 5) Der 24-Guldenfuß von 1766, nach welchem die Mark zu 16 Rthlr. gewürdigt wird. Ihm traten sämmtliche süddeutsche Staaten bei, namentlich Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen, Sachsen-Koburg und Sachsen-Meiningen. Man prägte aber (mit wenigen Ausnahmen) keine Courantmünzen nach demselben, sondern münzte diejenigen des 20-Guldenfußes weiter, die aber eine um ein Fünftel höhere Geltung als ihr Nennwerth erhielten, z. B. das 20-Kreuzerstück des 20-Guldenfußes 24 Kreuzer im 24-Guldenfuß, der Speciesthaler (zu 2 Fl. im 20-Guldenfuß) 2 Fl. 24 Kr. im 24-Guldenfuß. Der Graumann'sche M. wurde in Preußen beibehalten und durch ein Gesetz vom J. 1821 weiter ausgebildet, der Conventionsfuß bestand bis 1857 in Oesterreich. Der 24-Guldenfuß wurde später durch die Verträge in den Zollvereinsstaaten 6) in den $24^1/_2$-Guldenfuß oder die süddeutsche Währung verwandelt, wonach $24^1/_2$ Fl. aus der feinen Mark Silber zu prägen waren. Durch den wiener Münzvertrag vom 24. Jan. 1857 traten an die Stelle der Münzfüße 3, 4 und 6 die folgenden: 7) für Norddeutschland der 30-Thalerfuß (30 Thlr. aus 1 Pfd. fein Silber); 8) für Oesterreich der 45-Guldenfuß (45 Fl. aus 1 Pfd. fein Silber); 9) für Süddeutschland der $52^1/_2$-Guldenfuß ($52^1/_2$ Fl. aus 1 Pfd. fein Silber), wodurch das Münzwesen Nord- und Süddeutschlands nur höchst unbedeutend geändert wurde. 10) Der Lübische M., nach welchem die feine Mark Silber zu 34 Mark Courant oder $11^1/_3$ Thlr. ausgeprägt wurde, ist gegenwärtig beinahe ein bloßer Rechnungsfuß geworden, da man streng nach demselben keine Münze mehr ausprägt; man hilft sich durch die groben Sorten des 30-Thalerfußes und rechnet den Thaler desselben = 40 Schillingen oder $2^1/_2$ Mark. Er gilt in Lübeck und im Kleinverkehr in Hamburg. 11) Der Schleswig-Holsteinische M., nach welchem die feine Mark Silber zu $34^{11}/_{16}$ Mark ausgebracht wurde, theilte das Schicksal des vorigen. 12) Der Hamburger Bankfuß ist ein bloßer Rechnungsfuß, in welchem die Mark feines Silber zu $27^3/_4$ Bankmark gerechnet wird; man bedient sich seiner im Großhandel in Hamburg und Altona.

Munzinger (Werner), bekannt durch seine Reisen in Afrika, geb. 1832 zu Olten in der Schweiz, studirte in Bern Naturwissenschaften und Geschichte, in München und Paris orient. Sprachen. Im Juli 1852 ging er nach Kairo und trat 1853 zu Alexandria in ein kaufmännisches Geschäft. 1854 wurde er als Chef einer Handelsexpedition nach dem Rothen Meere geschickt, wo er ein Jahr in Massaua verweilte. Seine hier gemachten Erfahrungen und Beobachtungen theilte er in den «Briefen vom Rothen Meere» und dem Aufsatze über «Die Schohos und die Beduan» in der «Zeitschrift für allgemeine Erdkunde» (neue Folge, Bd. 1, Berl. 1855 und Bd. 6, Berl. 1857) mit. Von Massaua aus unternahm M. einen Ausflug nach dem damals ganz unbekannten Lande der Bogos. Auch 1855 kehrte er von Alexandria aus dahin wieder zurück, um sich eine Reihe von Jahren hindurch dem Studium ostafrik. Völker und Sprachen zu widmen. In Keren, dem Hauptorte der Bogos, und auf Wanderungen durch die benachbarten Landschaften brachte er sechs Jahre zu. Als erste Frucht dieser ethnogr. Untersuchungen erschien die Schrift «Sitten und Recht der Bogos» (Winterth. 1859), welche in solchem Grade Aufmerksamkeit erregte, daß M. zum Mitgliede der deutschen Expedition nach Innerafrika unter Th. von Heuglin (s. d.) gewählt wurde. Er vereinigte sich 1. Juli 1861 in Massaua mit dieser Expedition und blieb mit ihr bis Ende Oct. bei den Bogos, inzwischen die Takue und Marea besuchend. Doch trennte er sich 11. Nov. 1861 zu Mai-Scheka in Nordabyssinien von Th. von Heuglin, durchreiste mit Kinzelbach das nie zuvor betretene Land der Basen, stellte den Lauf des Gasch fest und ging über Kassala und Damer nach Chartum (Ankunft 1. März 1862). An Heuglin's Stelle zum Chef der Expedition ernannt, begab sich hierauf M. nach Kordofan, wo er Erkundigungen über Ed. Vogel (s. d.) einzog, mußte aber von der Weiterreise nach Darfur und Wadai abstehen und kehrte nach Europa zurück. Hier bearbeitete er seine «Ostafrik. Studien» (Schaffh. 1864) und «Die deutsche Expedition in Ostafrika» (Gotha 1865), zwei Schriften, welche zu dem Gediegensten gehören, was bisher über das nordöstl. Afrika veröffentlicht worden ist. Auch erschien von ihm ein «Vocabulaire de la langue Tigré» (Lpz. 1865), ein interessanter Beitrag zur Kunde des semit. Sprachstammes. Seit 1864 hält sich M. wieder in den nördlich und nordwestlich an Abyssinien grenzenden Ländern auf.

Münzkunde, s. Numismatik.

Münzregal heißt das ausschließliche Recht des Staats, Geld zu prägen und den Schlagschatz, d. h. den wegen der Prägekosten nachgelassenen Unterschied zwischen dem Nenn- und Metallwerthe der Münzen, als öffentliches Einkommen zu beziehen. Es ist ein Theil der Münzhoheit, welche das gesammte Aufsichtsrecht des Staats über das Münzwesen umfaßt und auch von solchen Staaten geübt wird, die von einem M. keinen Gebrauch machen. Man rechtfertigt es durch die Annahme, daß nur die Beglaubigung des Staats den Münzen den nöthigen Credit verleihen könne. Doch wird damit eigentlich nur das Valvationsrecht, nicht das Selbstmünzen begründet. (S. Valvation.) Früher wurde mit diesem Rechte viel Misbrauch getrieben, namentlich mittels Prägens von allzu geringhaltigen Münzen, um den Schlagschatz zu erhöhen; die neuere Staatsverwaltung bekennt sich jedoch auch hierin zu redlichern und weisern Grundsätzen. Schon die röm. Kaiser übten das Münzrecht als ein ausschließendes, und es war eine besondere Vergünstigung, daß sie das Recht, goldene Münzen zu schlagen, den goth. Königen ertheilten. In Deutschland stand dieses Recht ursprünglich blos dem Könige zu, der es durch eine besondere Körperschaft, die Münzer oder Hausgenossen, verwalten ließ und auch einzelnen Stiftern, Bischöfen, Aebten, weltlichen Fürsten und Städten verlieh. Die alten Herzoge von Sachsen, Baiern und Schwaben legten es sich aber ebenfalls bei, und so wurde es als ein gesetzliches Vorrecht der Kurfürsten in der Goldenen Bulle anerkannt. Sonst aber blieb das Münzrecht ein kaiserl. Reservat und konnte nur durch Verleihung erlangt werden. Zuletzt neigte man sich freilich dahin, dasselbe als einen Bestandtheil der Landeshoheit anzusehen, obwol der Buchstabe der Reichsgesetze dagegen war. Auch wurde der Kaiser in den letzten Zeiten bei Ertheilung der Münzprivilegien beschränkt; es kam die Ausübung des Münzrechts unter die Aufsicht des Reichs, und es konnte dasselbe wegen Misbrauchs eingezogen werden. Gegenwärtig ist es mit der Souveränetät verbunden. In Rußland durften bis auf Iwan II. Wasiljewitsch die Goldschmiede Münzen prägen, aber nur nach den gesetzlichen Bestimmungen.

Mur, ein reißender Nebenfluß der Drau in Oesterreich. Die M. entspringt im Salzburgischen am Mureckberge, durchfließt das hohe Lungau, tritt nach Steiermark über, wird bei Judenburg schiffbar und fließt bei Gratz vorbei. Sodann wendet sie sich nach Ungarn und Kroatien, wo sie bei Legrad im Warasdiner Comitate, nach einem Laufe von 56 M., mündet. Sie vereinigt mit sich nicht weniger als 100 Gewässer, unter denen die Kainach, Laßnitz, Sulm, Pöls und Mürz die bedeutendsten sind.

Muräne (Muraena) ist der Name einer Fischgattung, welche dem Aale sehr nahe verwandt ist, von dem sie sich durch den Mangel der Brustflossen und die an jeder Seite des Halses befindliche Kiemenspalte unterscheidet. Der Körper ist verlängert, die Rücken- und Afterflosse sind sehr niedrig und rings um den Schwanz zu einer Längenkante verwachsen. Von dieser Gattung ist die gemeine M. (M. Helena) seit alten Zeiten sehr berühmt, da sie ein sehr schmackhaftes Fleisch besitzt. Sie ist im Mittelländischen Meere häufig, wird 3 F. und darüber lang und ist schön gefärbt, nämlich vorn lebhaft braun, nach hinten mehr purpurroth und mit gelblichen, braun punktirten Flecken bestreut. In beiden Kiefern steht eine einfache Reihe langer Zähne, mit denen sie sehr heftig beißt. Unter den Kaisern trieben die Römer sehr großen Luxus mit dem Halten seltener und beliebter Seefische in besonders eingeteichtem Meerwasser, was auch mit den M. geschah. Es wird erzählt, daß der reiche Vedius Pollio, ein Freund des Kaisers Augustus, seine Sklaven wegen geringer Vergehungen lebendig in seine Muränenteiche werfen ließ und mit ihrem Fleische die M. mästete.

Murat (Joachim), König von Neapel, Schwager Napoleon's, war der Sohn eines Gastwirths zu Bastide bei Cahors im Depart. Lot und wurde daselbst 25. März 1767 oder 1768 geboren. Er kam in das Collége zu Cahors, widmete sich dann der Theologie, entsagte aber dem geistlichen Stande und trat als Freiwilliger bei der Ardennenarmee ein. Wegen Insubordination mit Strafe bedroht, verließ er die Fahne und ging nach Paris, wo er einige Zeit die Dienste eines Kellners verrichtet haben soll. Bei Errichtung der constitutionellen Garde Ludwig's XVI. wurde er in dieselbe aufgenommen und nach ihrer Auflösung als Unterlieutenant in ein Jägerregiment zu Pferde versetzt. Durch Tapferkeit und glühenden Republikanismus hatte er es bereits zum Obersten gebracht, als er mit dem Sturze der Schreckensregierung ausscheiden mußte. Nach den Ereignissen vom 13. Vendémiaire (5. Oct. 1795) wieder angestellt, ging er unter Bonaparte zur Armee in Italien ab. Als guter Cavalerieoffizier wurde er mit dem Obergeneral bekannt, der ihn unter seine Adjutanten nahm und ihm sein Vertrauen schenkte. Im Mai 1796 überbrachte er dem Directorium die eroberten Fahnen und wurde dabei zum

Brigadegeneral befördert. Als solcher zeichnete er sich in den folgenden Schlachten aus und begleitete 1798, fortan sein Schicksal an das Bonaparte's knüpfend, diesen nach Aegypten. Hier stieg er zum Divisionsgeneral, kehrte dann mit Bonaparte nach Frankreich zurück und leistete demselben in der Revolution vom 18. Brumaire (s. d.) gewichtigen Beistand, indem er zu St.-Cloud an der Spitze von 60 Grenadieren den Rath der Fünfhundert auseinandertrieb. Bonaparte vertraute ihm hierauf den Befehl über die Consulargarde und verheirathete ihn 20. Jan. 1800 mit seiner jüngsten, durch Geist und Charakter ausgezeichneten Schwester Carolina. Beim Aufbruche der Reservearmee nach Italien befehligte M. die Cavalerie und 1801 das Observationsheer, später wurde er General der Cisalpinischen Republik. Für das Depart. Lot trat er 1803 in den Gesetzgebenden Körper, und im Jan. 1804, als Bonaparte seine Thronbesteigung vorbereitete, wurde er Gouverneur von Paris. Bei Errichtung des Kaiserreichs sah sich M. als der Schwager Napoleon's mit Ehren überschüttet. Er wurde Marschall, kaiserl. Prinz, Großadmiral, Würdenträger der Ehrenlegion, und 1805 empfing er vom preuß. Hofe den Schwarzen Adlerorden, vom bairischen den St.-Hubertusorden. Im Kriege von 1805 führte er die Reservecavalerie über den Rhein. Er verfolgte nach der Capitulation von Ulm den Erzherzog Ferdinand, zwang den General Werneck die Waffen zu strecken, und nahm dann den Weg nach Wien. In der Schlacht bei Austerlitz, wo er zu dem Siege bedeutend mitwirkte, führte er die gesammte Cavalerie. Im folgenden Jahre verlieh ihm der Kaiser das neuerrichtete Großherzogthum Berg (s. d.). Auch im Kriege gegen Preußen führte er die Cavalerie. Nach dem Frieden von Tilsit gab ihm Napoleon den Oberbefehl über das Heer, welches nach Spanien bestimmt war. M. unterstützte sehr geschickt die Politik des Kaisers und zog 23. März 1808 in Madrid ein, mußte aber alsbald nach Paris zurückkehren, weil er sich als Nachfolger der vertriebenen Dynastie zu betrachten begann. Nachdem Joseph Bonaparte, der älteste Bruder Napoleon's, die span. Krone empfangen, erhielt an dessen Stelle M., auf die Bitten seiner Gemahlin, den Thron von Neapel. Er wurde 1. Aug. unter dem Namen Joachim I. Napoleon als König beider Sicilien proclamirt und nahm im Sept. Besitz von Neapel, während sich auf der Insel Sicilien die bourbonische Dynastie unter brit. Schutze forterhielt.

M. besaß eigentlich nicht die Fähigkeiten, welche seine Rolle als Herrscher unter den gegebenen Umständen erforderte. Er hatte ein glänzendes Aeußeres, Ehrgeiz und den Muth und die Thatkraft eines Kriegers; allein moralische Energie und der Scharfblick des Politikers gingen ihm ab. Dessenungeachtet gewann er die Herzen des Volkes und ordnete die zerrütteten innern Verhältnisse. Seine Sucht nach Glanz und Pomp, besonders sein theatralisches Auftreten in Kleidung und Manieren, was ihn in Frankreich und Deutschland lächerlich machte, verschaffte ihm bei den Südländern um so mehr Ansehen und Popularität. 1810 unternahm er, vielleicht gegen seinen Willen, eine Expedition gegen Sicilien, die jedoch gänzlich scheiterte. Seit dieser Zeit suchte er sich im Interesse seines Volks der Oberherrschaft Napoleon's zu entziehen. Wiewol vergeblich, forderte er die Entfernung der kaiserl. Truppen. Als er die in alle öffentlichen Aemter eingedrungenen Fremden entfernen wollte, ertheilte Napoleon aus eigener Machtvollkommenheit den in Neapel befindlichen Franzosen durch ein Decret das dortige Bürgerrecht, worüber M. aus Aerger schwer erkrankte. Als ihn der Kaiser jedoch zur Theilnahme am Feldzuge nach Rußland aufforderte, ließ er 10000 Neapolitaner zur Großen Armee stoßen und übernahm im April 1812 wieder den Oberbefehl über die gesammte Cavalerie. Bei allen Ereignissen des Feldzugs bewahrte er seine frühere ungestüme Tapferkeit, besonders in der Schlacht an der Moskwa. Auf dem Rückzuge gab ihm der Kaiser zu Wilna den Oberbefehl über die Heerestrümmer; allein M. legte denselben in die Hände des Prinzen Eugen und nahm, misvergnügt und besorgt, den Weg nach Neapel. Zwar kehrte er 1813 zur franz. Armee zurück, bewies aber nicht mehr den frühern Eifer. Nach der Schlacht bei Leipzig eilte er abermals seinen Staaten zu mit dem Entschluß, die franz. Fesseln zu brechen. Während die Verbündeten den Rhein überschritten, schloß er 11. Jan. 1814 mit Oesterreich einen Vertrag, mit dem brit. Admiral Bentinck einen Waffenstillstand, in welchem er seine polit. Existenz sicherte und den Verbündeten ein Hülfscorps versprach. Er setzte sich auch gegen den Vicekönig Eugen in Bewegung, verfiel aber bald aus Mistrauen gegen seine Verbündeten und alter Anhänglichkeit für den Kaiser in Unthätigkeit und Zwiespalt mit sich und seiner Lage. Nach dem Sturze Napoleon's verlangten die Bourbons seine Absetzung, und bei der Zweideutigkeit seines Betragens schienen sich auch für ihn die Verhandlungen auf dem Congresse zu Wien ungünstig zu gestalten. M. verstärkte deshalb sein Heer, suchte die Carbonari zu gewinnen, nährte die Freiheitsideen der ital. Völker und trat auch mit dem Kaiser auf Elba in geheime Verbindung. Als er die Rückkehr Napoleon's

vernahm, rückte er mit einer Armee von 40000 Mann über Rom, Florenz und Modena vor und begann ohne Plan und Mittel, den Friedensantrag des Congresses vom 31. März 1815 zurückweisend, die Feindseligkeiten gegen die Oesterreicher. Er hatte auf eine Diversion von seiten Frankreichs gerechnet, die jedoch nicht erfolgen konnte. Von den Oesterreichern 12. April bei Ferrara geworfen und alsbald mehrfach umgangen, trat er den Rückzug an und wurde 2. Mai bei Tolentino geschlagen, worauf sich sein entmuthigtes Heer völlig auflöste. M. floh mit einigen Reitern nach Neapel, wo er 19. Mai ankam und die Bevölkerung in Aufstand und Verwirrung fand. Schon am nächsten Tage entwich er auf die Insel Ischia und schiffte sich hier mit wenigen Getreuen nach Frankreich ein, während seine Familie auf der brit. Flotte Schutz suchte. Napoleon ließ ihn nicht in Paris erscheinen und verwies ihn in die Gegend von Toulon. Nach der Schlacht von Waterloo irrte er mehrere Tage hülflos an der franz. Küste umher und rettete sich endlich nach Corsica. Hier gesellten sich mehrere seiner frühern Offiziere zu ihm, die ihn zum Könige von Corsica machen wollten. Allein M. hatte seine verlorene Krone im Sinne und bereitete eine Expedition nach Neapel vor. Da erschien sein Ordonnanzoffizier Maceroni mit einem Schreiben, in welchem ihm unter der Bedingung, daß er den Königstitel ablege und den Namen eines Grafen von Lipona (Anagramm von Napoli) annehme, Schutz in den österr. Staaten angeboten wurde. M. rechnete jedoch auf die Stimmung der neapolit. Bevölkerung und schiffte sich 28. Sept. mit 250 seiner Anhänger ein. Ein Sturm zerstreute die Flotille an der Küste von Calabrien, und M.'s Barke blieb allein. Dessenungeachtet stieg er mit 29 seiner Begleiter 8. Oct. an der Küste von Pizzo ans Land und proclamirte sich als König und Befreier. Sogleich von einem Haufen Bewaffneter angegriffen, eilte er nach der Küste zurück und suchte sich in einem Fischerboote zu retten. Man ergriff ihn jedoch und brachte ihn unter Mishandlungen nach dem Schlosse zu Pizzo. Der Hof von Neapel, der längst vorbereitet war, ließ ihn durch ein Kriegsgericht als Usurpator verurtheilen und 13. Oct. 1815 in einem Saale des Schlosses erschießen. Er benahm sich in den letzten Augenblicken muthvoll und starb unter dem Rufe: «Schonet das Gesicht, Soldaten, und zielt auf das Herz!» Seine Witwe, Maria Annunciata Carolina, geb. 26. März 1782 zu Ajaccio, lebte fortan unter dem Titel einer Gräfin von Lipona auf der Villa Campo-Marzo in der Nähe von Triest. Sie starb zu Florenz 18. Mai 1839. M. hinterließ aus seiner Ehe mit Karolina zwei Söhne und zwei Töchter. Der ältere Sohn, Napoléon Achille M., geb. 21. Jan. 1801, wandte sich 1821 nach den Vereinigten Staaten, wo er eine Großnichte Washington's heirathete. Er veröffentlichte mehrere Arbeiten über die polit. Verfassung der Union und genoß die öffentliche Achtung in hohem Grade. 1839 unternahm er eine Reise nach Paris, wo er selbst vom Hofe gut aufgenommen ward. Doch kehrte er bald nach Amerika zurück, wo er 15. April 1847 auf seinem Gute starb. — Sein jüngerer Bruder, Napoléon Lucien Charles, Prinz M., wurde 16. Mai 1803 zu Mailand geboren. Auch ihn nahm die Mutter 1815 mit nach Oesterreich aber er ging 1825 nach Spanien, wo er verhaftet ward. Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt, wandte er sich ebenfalls nach den Vereinigten Staaten, wo er sich verheirathete. Seine Vermögensumstände bewogen ihn, eine Erziehungsanstalt für Mädchen zu stiften, welcher seine Frau vorstand. Die franz. Februarrevolution von 1848 veranlaßte ihn, nach Frankreich zurückzukehren, wo ihn das Depart. Lot in die Nationalversammlung wählte. 1849 wurde er zum Gesandten am Hofe zu Turin ernannt, 1852 vom Kaiser zum Senator erhoben. Auch erhielt er mit seiner Familie den Titel «Hoheit» (Altesse). Aus seiner Ehe entstammen zwei Töchter und drei Söhne: Joachim M., geb. 1831, Oberstlieutenant der Guiden, seit 1854 vermählt mit einer Tochter des Fürsten von Wagram; Achille M., geb. 1835; Louis Napoléon M., geb. 1852; Caroline, geb. 1830, vermählt mit dem Baron Chassiron; Anna, geb. 1841, vermählt seit 1865 mit Antoine de Noailles, Herzog von Mouchy. — Die Töchter des Königs M. aus der Ehe mit Carolina sind: Lätitia Josephe, geb. 25. April 1802, vermählt mit dem Grafen Pepoli zu Bologna, und Louise Julie Caroline, geb. 22. März 1805, vermählt mit dem Grafen Rasponi zu Ravenna. Vgl. Coletta, «Histoire des six derniers mois de la vie de Joachim M.» (franz. von Gallois, Par. 1821); Franceschetti, «Mémoires sur les événements qui ont précédé la mort de Joachim I^{er}» (Par. 1826); «Gallois, «Histoire de Joachim M.» (Par. 1828).

Muratori (Lodovico Antonio), ital. Gelehrter, geb. zu Vignola im Modenesischen 21. Oct. 1672, erhielt bereits 1694 die oberste Leitung des Ambrosianischen Collegiums zu Mailand und der damit verbundenen Bibliothek. 1700 vom Herzog von Modena als Unterthan zurückberufen, ernannte ihn dieser zu seinem Bibliothekar und Archivar, welche Stelle M. bis an

seinen Tod 23. Jan. 1750 behauptete, nachdem ihn seine Feinde aus Neid, obwol vergebens, gegen den aufgeklärten Papst Benedict XIV. der Ketzerei und des Atheismus beschuldigt hatten. M. besaß ausgezeichnete Kenntnisse in fast allen Wissenschaften, namentlich in der Alterthumskunde und neuern Geschichte, und seine Schriften füllen gegen hundert große Bände. Als die vorzüglichsten sind zu erwähnen: «Anecdota» (4 Bde., Mail., dann Padua 1697—1713); «Anecdota Graeca» (Padua 1709); «Rerum Italicarum scriptores» (25 Bde., Mail. 1725—51); «Antiquitates Italicae medii aevi» (6 Bde., Mail. 1738—42); «Annali d'Italia» (12 Bde., Mail. 1744—49); «Della perfetta poesia italiana» (2 Bde., Vened. 1748; 3 Bde., Mail. 1821); «Novus thesaurus veterum inscriptionum» (4 Bde., Mail. 1739—42).

Murawjew, eine russ. Adelsfamilie, die, ursprünglich im Großfürstenthum Moskau ansässig, 1488 durch Iwan Wasiljewitsch I. Ländereien im Nowgorodschen erhielt. Sie hat im 18. und 19. Jahrh. mehrere als Krieger, Staatsmänner oder Literaten bedeutende Männer hervorgebracht. — Nikolai Jerofejewitsch M. war Kapitän im Geniecorps und gab 1752 unter dem Titel «Natschalnyja osnowanija Matematiki» das erste Werk heraus, in welchem die Anfangsgründe der Algebra in russ. Sprache abgehandelt wurden. Unter Katharina II. mit der Leitung der topogr. Arbeiten in Rußland beauftragt, war er zuletzt Generallieutenant und Gouverneur von Livland und starb 1770 auf einer zur Herstellung seiner Gesundheit unternommenen Reise in Montpellier. — Michail Nikititsch M., geb. 1757 zu Smolensk, wurde von Katharina II. zum Lehrer der Großfürsten Alexander und Konstantin ausersehen, zu deren Gebrauch er eine Reihe von histor., moralischen und literarischen Aufsätzen verfaßte, die sich durch anziehende Schreibart und Adel der Gesinnung empfehlen. Unter Paul I. ward er Geheimrath, unter Alexander 1802 College des Ministers der Volksaufklärung. Er starb 1807. Seine Schriften «Opyty Istorii, Slowesnosti i Nrawoutschenia» sind von Karamsin herausgegeben worden (3 Bde., Mosk. 1810). Ein Nachtrag «Emiliewy pisma» erschien erst später (Petersb. 1815). — Nikolai Nasarowitsch M., Geheimrath, Staatssecretär und bis 1832 Director der kaiserl. Privatkanzlei, machte sich gleichfalls als Schriftsteller durch «Njekotoryja is sabaw otdochnowenija» (5 Bde., Petersb. 1828—29) bekannt. — Nikolai Nikolajewitsch M., Sohn des Generallieutenants Nikolai Jerofejewitsch, geb. 1768 zu Riga, wurde in dem Hause seines Stiefvaters, des Fürsten Urussow, erzogen und verbrachte dann vier Jahre auf der Universität Strasburg. 1788 nach Rußland zurückgekehrt, wurde er als Lieutenant bei der Ostseeflotte angestellt und gerieth, in der Schlacht von Rotschensalm verwundet, in schwed. Gefangenschaft. Nach dem Frieden von Werelä in Freiheit gesetzt, erhielt er das Commando des sog. goldenen Jachtschiffs der Kaiserin Katharina, vertauschte aber 1796 den Marinedienst mit der Armee und nahm 1797 als Oberstlieutenant den Abschied. Er siedelte sich auf einem kleinen Gute bei Moskau an, wo er eine Privatlehranstalt für Offiziere des Generalstabs gründete, aus welcher mehrere der ausgezeichnetsten russ. Generale hervorgegangen sind. Die Feldzüge von 1812—14 machte M. als Oberst und Stabschef des Grafen Tolstoi mit, schloß mit dem franz. General Dumas die Capitulation von Dresden ab und nahm hierauf an der Belagerung von Hamburg theil. Mit dem Range als Generalmajor kehrte er zu seiner Militärakademie zurück, die 1816 für kaiserlich erklärt wurde. Im Febr. 1823 mußte er die Leitung derselben aufgeben und widmete sich jetzt mit Eifer der Landwirthschaft. Er gehörte zu den Gründern und thätigsten Mitgliedern der moskauer ökonomischen Gesellschaft und veranlaßte 1830 eine russ. Uebersetzung von Thaer's «Grundlagen der rationellen Landwirthschaft», die er mit vielen auf Rußland bezüglichen Anmerkungen bereicherte. Allgemein geachtet starb er zu Moskau 1. Sept. 1840. Er hinterließ fünf Söhne. Der älteste, Alexander M., geb. 1792, wurde als Oberst wegen Theilnahme an der Verschwörung von 1825 nach Sibirien verbannt, aber später zurückgerufen. Beim Ausbruche des Kriegs von 1853 nahm er wieder Dienste, ward Generalmajor, 1856 Gouverneur von Nishni-Nowgorod, wo er mit Thätigkeit die Aufhebung der Leibeigenschaft betrieb, und starb als Generallieutenant und Senator zu Moskau im Jan. 1864. Der zweite, Nikolai M., geb. 1794, trat 1811 in die Armee, ward Kapitän im Generalstabe, focht in den Feldzügen von 1812—15 und im Kaukasus und erhielt 1819 vom General Jermolow eine Mission nach Chiwa, über welches bisher fast unerforschte Land er durch seine «Puteschestwie w' Turkmeniju i Chiwu» (Petersb. 1822) viel Licht verbreitete. Im pers. Kriege stieg er zum Generalmajor, zeichnete sich 1828 bei Kars und Achaltsiche, 1829 bei Kainly und Milli-Djus durch glänzende Tapferkeit aus und erhielt 1830 das Commando der litauischen Grenadierbrigade, mit welcher er im poln. Feldzuge von 1831 zum Siege bei Kazimierz das meiste beitrug, wofür er zum Generallieutenant befördert wurde. Beim Sturm von Warschau

befehligte er den rechten Flügel und nahm die Verschanzungen von Rakowiec. Ende 1832 ging er als außerordentlicher Bevollmächtigter Rußlands nach Aegypten, um Mehemed-Ali zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen, commandirte dann die am Bosporus gelandeten russ. Truppen und ward 1835 Befehlshaber des 5. Infanteriecorps. 1838 fiel er beim Kaiser Nikolaus in Ungnade, erhielt seinen Abschied und lebte mehrere Jahre in Zurückgezogenheit, bis er 1848 wieder in Dienst trat, zum Mitglied des Militärconseils, dann zum Chef des Grenadiercorps ernannt wurde. Im Dec. 1853 avancirte er zum General der Infanterie, und Ende 1854 ward er Statthalter von Kaukasien und Oberbefehlshaber der dortigen Armee. Im Feldzuge von 1855 übernahm er persönlich die Führung des Corps, das zu activen Operationen in der asiat. Türkei bestimmt war, und dessen Hauptaufgabe in der Eroberung von Kars bestand. Seine Anordnungen wurden mit solcher Umsicht getroffen, daß sich diese Festung, trotz des mislungenen Sturms vom 29. Sept., ihm 28. Nov. 1855 ergab. Der türk. Oberbefehlshaber, Muschir Wassif-Pascha, der engl. General Williams nebst dessen ganzem Stab, 8 Paschas und über 15000 Offiziere und Gemeine, mehr als 130 Kanonen und ungeheueres Kriegsgeräth fielen in die Hände M.'s, der die Gefangenen mit solchem Wohlwollen behandelte, daß sein Name auch bei seinen Gegnern populär wurde. Bald nach geschlossenem Frieden legte er im Juli 1856 den Oberbefehl nieder, ward in den Reichsrath berufen und zum Präsidenten der Commission ernannt, die zur Untersuchung der während des Krimfeldzugs in der russ. Armee vorgefallenen Misbräuche zusammentrat. Die Arbeiten dieser Commission wurden erst 1859 beendet und hatten die Cassirung mehrerer hoher Militär- und Civilbeamten zur Folge. Bei Gelegenheit seines 50jährigen Jubiläums, 1861, erfolgte die Ernennung M.'s zum Chef des samogitischen Grenadierregiments. Der Antrag, den Oberbefehl in Polen zu übernehmen, wurde von ihm abgelehnt. Er starb 4. Nov. 1866. — Der dritte Sohn, Michail M., geb. 1796, stiftete schon als 15jähriger Knabe in Moskau eine mathem. Gesellschaft, unterstützte hierauf den Vater in der Leitung seiner Militärakademie und übersetzte Garnier's «Géométrie analytique» ins Russische. In der Folge ward er Generalmajor und Militärgouverneur von Grodno, dann von Kursk, 1842 Oberdirector des Feldmessercorps, Generallieutenant und im Jan. 1850 Mitglied des Reichsraths. Als Vicepräsident der russ. Geographischen Gesellschaft betrieb er die Ausrüstung der großen wissenschaftlichen Expedition nach Sibirien und andere gelehrte Unternehmungen. Nach der Thronbesteigung Alexander's II. erhielt M., nachdem er bei der Krönungsfeier 7. Sept. 1856 zum General der Infanterie befördert worden, im April 1857 das Portefeuille des Ministeriums der Reichsdomänen und zugleich den Vorsitz im Verwaltungsrath der kaiserl. Apanagen. Er zeigte sich in dieser Stellung als tüchtiger Administrator, stiftete die Agronomische Akademie in Petrowsk bei Moskau und that überhaupt manches zur Hebung der Landwirthschaft. Dagegen widersetzte er sich consequent der Emancipation der Leibeigenen, rieth bei den Studentenunruhen im Herbst 1861 zu den schärfsten Repressivmaßregeln und machte sich dadurch so verhaßt, daß er im Dec. desselben Jahres seine Entlassung einreichen mußte. Nach Ausbruch des Aufstandes in Litauen wurde er im Mai 1863 mit außerordentlichen Vollmachten als Generalgouverneur und Oberbefehlshaber nach Wilna geschickt. Er unterdrückte hier den Aufstand mit einer grausamen Strenge, die in ganz Europa den peinlichsten Eindruck hervorbrachte, weshalb er endlich im April 1865 abberufen, zugleich aber in den Grafenstand erhoben wurde. Nach dem Attentat auf den Kaiser 16. April 1866 wurde ihm die Leitung der auf Anlaß desselben angeordneten Untersuchung übertragen. Kurz nach Beendigung derselben starb er auf seinem Gute Syrez bei Luga 10. Sept. 1866. — Der jüngste Sohn, Andrei M., widmete sich dem Civildienste, ward Titularrath und Kammerjunker und unternahm 1830 eine Reise nach Syrien und Palästina, die er im «Puteschestwie k' Swjatym Mjestam» (2 Bde., Petersb. 1832; 4. Aufl. 1840) beschrieb. Seine spätern Pilgerschaften nach den heil. Stätten Rußlands gaben zu den «Puteschestwija k' Swjatym Mjestam w' Otetschestwe» (3 Bde., Petersb. 1837—47), eine Reise nach Rom zu den «Rimskija pisma» (2 Bde., Petersb. 1846) und ein zweiter Ausflug nach dem Orient zu den «Pisma s' Wostoka» (2 Bde., Petersb. 1851) Veranlassung, deren glänzender Stil und religiös-poetischer Ton ihn zum Liebling des russ. Publikums machten. Außerdem hat man von ihm, neben mehrern Schriften streng theol. Inhalts, ein Trauerspiel «Bitwa pri Tiweriade» (Petersb. 1832) und die dramatische Skizze «Dante» (Petersb. 1841), eine «Geschichte von Jerusalem» (2 Bde., Petersb. 1844), eine «Biblische Geschichte» (Petersb. 1842), «Geschichte der ersten vier Jahrhunderte des Christenthums» (Petersb. 1842) und «Geschichte der russ. Kirche» (3. Aufl., Petersb. 1845), eine «Schilderung Grusiens

und Armeniens» (Petersb. 1848), «Eindrücke aus der Ukraine und Sewastopol» (Petersb. 1859) u. a. — Nikolai Nikolajewitsch, Graf M.-Amurskij, geb. um 1810, trat sehr jung bei einem Garderegiment ein, diente längere Zeit im Kaukasus und schwang sich durch Tapferkeit zum Generalmajor und Befehlshaber der Tschernomorischen Küstenlinie empor. Im Dec. 1847 ward er zum Generalgouverneur von Ostsibirien und 1848 zum Generallieutenant befördert. Er war es, der das Amurland für Rußland eroberte und den Vertrag von Aigun, 28. Mai 1858, schloß, durch den es von den Chinesen definitiv abgetreten wurde. Zur Belohnung erhielt er die Grafenwürde mit dem Beinamen «Amurskij» und den Charakter als General der Infanterie. Im Sommer 1859 begab er sich mit einem Geschwader von 12 Kriegsfahrzeugen nach Jeddo, wo er einen für Rußland höchst günstigen Tractat mit Japan abschloß. Von dort kehrte er über Sibirien nach Petersburg zurück, um der Regierung neue Plane für das Gedeihen der seiner Obhut anvertrauten Regionen zu unterbreiten, die jedoch an finanziellen Schwierigkeiten scheiterten. Er reichte deshalb seine Entlassung ein, die ihm 3. März 1861 unter Ernennung zum Mitgliede des Reichsraths gewährt wurde. — Ein Zweig der Familie M. hat infolge einer Heirath mit der Tochter des Kosackenhetmans Apostol (um 1730) den Namen M.-Apostol angenommen. Iwan Matwéjewitsch M.-Apostol, geb. 1769, war unter Paul I. Gesandter beim Niedersächsischen Kreise, dann in Madrid, wurde in der Folge Geheimrath und Senator und starb zu Petersburg 24. März 1851. Ein Kenner der alten wie fast aller neuern Sprachen, übersetzte er Sheridan's «Lästerschule» (1794), die «Satiren» des Horaz und die «Wolken» des Aristophanes ins Russische und machte 1820 eine archäol. Reise nach Taurien, deren Beschreibung («Puteschestwie po Tawride», Petersb. 1822) auch ins Deutsche (von Oertel, Berl. 1825) übertragen wurde. — Sein Sohn, Sergéi M.-Apostol, Oberstlieutenant im Regiment Tschernigow, ein Mann von Bildung und energischem Charakter, war einer der Hauptleiter der Verschwörung von 1825. Nach dem Fehlschlagen des Aufstandes in Petersburg ließ er den zu seiner Verhaftung abgeschickten Obersten Gebel festnehmen, rief den Großfürsten Konstantin zum Kaiser aus und bemächtigte sich der Stadt Wassilkow. Am 15. Jan. 1826 wurde er jedoch beim Dorfe Ustinowka von den zu seiner Verfolgung beorderten Truppen angegriffen und schwer verwundet gefangen genommen. Sein Bruder Ippolit fiel an seiner Seite; er selbst wurde nach Petersburg gebracht und dort 25. Juli 1826 durch den Strang hingerichtet. Ein dritter Bruder, Matwéi M.-Apostol, verabschiedeter Oberstlieutenant, ward zu 20jähriger Verbannung nach Sibirien verurtheilt.

Murchison (Sir Roderick Impey), einer der verdientesten Geognosten unserer Zeit, wurde 19. Febr. 1792 aus einer begüterten Familie in Schottland geboren und trat 1807 als Offizier bei einem Dragonerregiment ein, mit welchem er die Feldzüge in Spanien mitmachte. Doch verließ er schon 1816 den Militärdienst, um sich ganz den Wissenschaften hinzugeben. Namentlich fühlte er sich von geol. Forschungen angezogen und vereinigte sich mit Philipps zu einer Untersuchungsreise durch England, deren Ergebnisse er in dem Werke «The Silurian system» (Lond. 1836) veröffentlichte. Er gab darin zum ersten mal eine klare Darstellung der ältesten brit. Niederschlagsschichten und führte zugleich eine bestimmtere und feiner trennende Nomenclatur für die einzelnen Glieder der Grauwackengruppe ein. Durch diese Arbeit erwarb M. sogleich einen europ. Namen, und nachdem er ähnliche Untersuchungen in den Rheingegenden angestellt, wurde er 1839 aufgefordert, seine geognostischen Beobachtungen auf Rußland auszudehnen, wo sich trotz der werthvollen Vorarbeiten Strangways', Pander's, Erman's u. a. noch ein weites Feld für die Wissenschaft darbot. Auf einer zweimaligen Reise, die der unermüdliche M. in Begleitung Verneuil's und Keyserling's dorthin unternahm, durchforschte er das Land in allen Richtungen und drang bis zum Uralgebirge vor. Das Resultat dieser Expedition, welche die allgemeine Auffassung geognostischer Verhältnisse mächtig förderte, legten die Reisenden zuerst in der Abhandlung «On the geological structure of the northern and central regions of Russia in Europe» (Lond. 1841) und dann in dem Hauptwerke «Geology of Russia in Europe and the Ural mountains» (2 Bde., Lond. 1845; neue Aufl., Lond. 1853) nieder. In Anerkennung seiner Verdienste erhielt M. im Febr. 1846 von der Königin Victoria die Ritter- und im Jan. 1866 die Baronetswürde. Seit 1831 ist er mehrfach zum Präsidenten der Geologischen und seit 1845 auch zum Präsidenten der londoner Geographischen Gesellschaft erwählt worden, und 1855 wurde er Generaldirector der geol. Aufnahme der brit. Inseln. Außer einer populären Bearbeitung seines silurischen Systems unter dem Titel «Siluria» (Lond. 1853; 3. Aufl. 1864) hat er zahlreiche Beiträge zu den «Transactions of the Geological Society», den Abhandlungen der brit. Association und andern periodischen Schriften geliefert.

Murcia, eins der zur Krone Castilien gehörigen Königreiche, im S. vom Mittelmeere, im O. von Valencia, im N. von Neucastilien, im W. von Andalusien (Jaen, Granada, Almeria) begrenzt, umfaßt das Plateau von M., d. i. die südöstl. Ecke des neucastil. Tafellandes und die östl. Glieder des marianischen und bätischen Gebirgssystems sowie einen großen Theil der Litoralsteppe. Es besteht daher theils aus Hochflächen und Thalmulden, theils aus Gebirgen und Hügelgeländen, und wird in ostsüdöstl. Richtung vom Segura durchschnitten, der im Gebirgsknoten der Sagra-Sierra entspringt, in seinem obern Laufe sich durch große Felsmassen und die fast ganz unbewohnten Hochflächen oder Los Despoblados de M. windet, links den Mundo sowie im untern Laufe rechts den Sangonera aufnimmt und schiffbar in der Provinz Alicante mündet. Der Sangonera gibt den größten Theil seines Wassers an den Kanal de M. ab, der bei Cartagena mündet. M., 711 von den Arabern erobert, bildete über drei Jahrhunderte lang eine Provinz des Khalifats von Damaskus und dann von Cordova, nach dessen Auflösung aber ein eigenes maurisches Königreich bis 1241, wo sich der letzte König Mohammed Ibn-Hud dem König Ferdinand III. unterwarf. Seit 1833 zerfällt das Land in die beiden Provinzen M. und Albacete (s. d.) im NW., welche 1864 zusammen auf 491 Q.-M. 621728 E. zählten. Die Provinz M., mit 407500 E. auf 210,4 Q.-M., ist längs der meist von steilen Felsen umgürteten Küste sowie im W. und N. gebirgig, sonst hügelig oder eben, mit Ausnahme der gutangebauten und reichbevölkerten Thäler. Unter letztere gehört das Seguratthal, ein ödes, kahles und steppenreiches, aber malerisches Land, das in den bewässerten Gegenden eine große Menge Südfrüchte, Wein, Oel und Seide, in den Steppen und auf unbewässertem Terrain Sodapflanzen (Plantas barilleras) und Esparto in Fülle erzeugt, auch großen Reichthum an Erzgängen und daher zahllose Bergwerke besitzt, außerdem auch Steinkohlenlager, Salinen und Mineralquellen hat. Abgesehen von dem Berg- und Hüttenwesen, das hier bedeutender als in irgendeinem Theile Spaniens, besteht die Industrie fast blos in Fabrikation von Soda, Salpeter, Salz, Pulver, Töpfergeschirr, Ziegeln, Seife, Messerwaaren, Espartogeflechten und Seidestoffen. Die Hauptstadt M., Ciudad und Bischofssitz mit (1860) 87803 E. (einschließlich der 49 Ortschaften umfassenden Huerta), jetzt durch die Eisenbahn mit Cartagena, Albacete und so mit Madrid verbunden, liegt am linken Ufer des Segura und am nördl. Rande der prachtvollen, im weiten Umkreise von kahlen, aber höchst malerischen Felsgebirgen umschlossenen Huerta. Die Stadt ist sehr unregelmäßig, aber gut gebaut, hat breite Straßen, stattliche, zum Theil prächtige Häuser, deren Mehrzahl mit platten Dächern versehen. Die Kathedrale ist ein modernes, in verschiedenartigem Stil ausgeführtes Gebäude mit einem sehr hohen Thurme, drei Schiffen, einem silbernen Hochaltare, vielen andern Kostbarkeiten und Merkwürdigkeiten. Außerdem besitzt die Stadt 11 Pfarrkirchen, 9 Nonnen- und 10 ehemalige Mönchsklöster, ein Spital, ein Waisenhaus, ein Armenhaus, ein Gefängniß im ehemaligen maurischen Alcazar, einen imposanten bischöfl. Palast, eine große, schöne Getreidehalle, ein Theater, einen Circus für Stiergefechte, eine prächtige Brücke über den Segura, an welchem viele Mühlen liegen, herrliche Promenaden und öffentliche Gärten. Es bestehen ein Instituto, eine Zeichen- und eine Bauschule, ein geistliches Seminar und andere Lehranstalten, Kasernen, Pulver- und Salpeterfabriken, Espartoflechtereien und Seidenwebereien mit einem großen öffentlichen Spinn- und Färbehaus. Die zweite Stadt der Provinz ist Cartagena (s. d.), die dritte Lorca, eine blühende Ciudad von 48158 E. (mit der Huerta), höchst malerisch am Abhange einer felsigen Höhenkette, rechts am Sangonera gelegen, mit stattlichen Gebäuden, 8 Kirchen, 9 Klöstern, 2 Spitälern, 1 Waisenhaus, mehrern Unterrichtsanstalten, großen Salpeter- und Pulverfabriken, Bleischmelzwerken, Tuchwebereien und andern Manufacturen. Bemerkenswerth sind außerdem die Städtchen (Villas) und Badeörter Alhama, Mula und Archena mit Schwefelquellen von je 26—37°, 30° und 42° R., sowie die rasch emporgeblühte Hafenstadt Aguilas (s. d.).

Muret (Marc Antoine), meist mit lat. Namensform Muretus genannt, ausgezeichneter Humanist des 16. Jahrh., geb. 12. April 1526 zu Muret bei Limoges in Frankreich, ertheilte bereits von seinem 18. J. an zu Poitiers, Bordeaux, Paris und Toulouse Unterricht in verschiedenen Zweigen der altclassischen Literatur und legte sich an letzterm Orte zugleich auch auf das Studium der Rechtswissenschaften. Der üble Ruf aber, in den er sich vielleicht durch seine Ausschweifungen versetzt hatte, nöthigte ihn, Frankreich zu verlassen und nach Italien zu gehen, wo er seit 1554 abwechselnd in Venedig und Padua sich aufhielt, bis ihn der Cardinal Hippolyt von Este unter sehr vortheilhaften Bedingungen zu sich nach Rom berief. Als dieser 1562 als Legat nach Frankreich ging, begleitete ihn M. und hielt nach seiner Rückkehr, 1563, zu Rom

über griech. und lat. Classiker, namentlich über die Ethik des Aristoteles, öffentliche Vorträge, die bald so großen Beifall erhielten, daß er selbst Cardinäle zu Zuhörern hatte. 1567 begann er auch das bürgerliche Recht mit großer Eleganz vorzutragen. Seine Verdienste erwarben ihm die Gunst des Papstes Gregor XIII., der sich gegen ihn außerordentlich gütig bewies und seinen Gehalt vermehrte, als er von dem damaligen Könige von Polen, Stephan Bathori, an die zu jener Zeit neuerrichtete Universität zu Krakau berufen wurde. Mancherlei Hindernisse veranlaßten ihn jedoch, diesen bereits angenommenen Ruf wieder abzulehnen, worauf er sich 1576 zum Priester weihen ließ und 1584 seine Lehrstelle aufgab. Er starb in Zurückgezogenheit 4. Juni 1585. In M.'s Schriften herrscht durchgängig eine bewundernswürdige Einfachheit, Leichtigkeit und Eleganz in der Darstellung. Besonders gehören hierher seine «Orationes», größtentheils Eingangsreden zu Vorlesungen; die «Epistolae», Briefe, die wegen der Gefälligkeit, mit der sie geschrieben sind, eine angenehme Unterhaltung gewähren; die «Variae lectiones» in 19 Büchern und «Observationum juris liber singularis», worin theils Verbesserungen, theils Bemerkungen über verschiedene Stellen der alten Classiker enthalten sind. Außerdem sind von ihm vorhanden: Ausgaben des Terenz (Vened. 1555), des Catull, Tibull und Properz (Vened. 1558), des Philosophen Seneca (Rom 1585), von Cicero's «Philippinischen Reden» (Par. 1563) und eine Reihe trefflicher Bemerkungen zu andern Schriftstellern, z. B. zu Sallust, Tacitus, Aristoteles und Plato. Seine sämmtlichen Werke erschienen zuerst in einem unvollständigen und nachlässigen Abdrucke zu Verona (5 Bde., 1727—30); später gaben sie mit größerer Correctheit Ruhnken (4 Bde., Leyd. 1789), am besten Frotscher und Koch (3 Bde., Lpz. 1834—41) heraus. Die «Variae lectiones» wurden auch von Wolf und Fäsi (2 Bde., Halle 1791—1828) besonders bearbeitet. Auswahlen aus den Briefen und Reden für Schulzwecke sind mehrfach vorhanden.

Murexid oder Purpursäure, eine prachtvoll rothe Substanz, welche bei Einwirkung der Salpetersäure auf die (aus Schlangenexcrementen oder Taubenmist abgeschiedene) Harnsäure entsteht, hat eine kurze Rolle als Mittel zum Rothfärben der Wolle gespielt, ist aber durch die Anilinfarben (s. Anilin) schon gänzlich verdrängt.

Murg, ein rechter Nebenfluß des Rhein, entsteht auf der würtemb. oder östl. Seite des Schwarzwaldes aus drei Quellbächen, welche das Eigenthümliche haben, daß sie nach Osten fließen. Die Rothe M. kommt vom Ruhstein der Hornisgrinde-Gruppe in 2875 F. Höhe, die Rechte oder Weiße M. aus einer Waldschlucht am Gaiskopf, und der Forbach oder Vorbach vom Ostabhang des Kniebis in 2571 F. Höhe. Letzterer wendet sich bei Freudenstadt nordwärts und fließt bei Baiersbrunn mit der ebenfalls schon gegen Norden gerichteten vereinigten M. zusammen. Das vereinigte Gewässer tritt bei Schönmünzach auf das Gebiet von Baden und nimmt unterhalb Gernsbach eine nordwestl. Richtung bis zu der 200 F. breiten Mündung bei Steinmauern unterhalb Rastadt. Von dem $17^1/_{10}$ M. langen Gesammtlaufe kommen $3^9/_{10}$ auf Würtemberg und $13^2/_{10}$ auf Baden. Schiffbar ist die M. nicht, dagegen wird sie zu bedeutender Holzflößerei benutzt. Das Murgthal, besonders das mittlere bis zum Austritt des Flusses aus dem Gebirge bei Kuppenheim, ist wegen seiner Naturschönheiten hochberühmt und wird auch wol das Badensche Arkadien genannt. Es ist bald schauerlich und großartig, bald freundlich und mild, hier eng und einsam, dort weit und belebt von Städtchen, Flecken, Dörfern und zahlreichen Mühlen. Wild rauscht die M. über Granitblöcke; Burgen schauen von den Höhen, Kastanien- und Weinpflanzungen wechseln mit nackten Felsen und finstern Tannenwäldern, Wildbäche stürzen aus tiefen Klüften dem oft 200 F. tief unter der Straße tobenden Flusse zu. Besonders schöne Punkte sind die Schwellung bei dem Einfluß der Raumunzach, welche, losgelassen, ungeheuere Holzmassen in die M. stürzt; das Dorf Forbach mit Sägemühlen und 1315 E., meist Köhlern, Holzflößern, Schmieden u. s. w.; das Schloß Neu-Eberstein (3 Wegstunden östlich von Baden-Baden, nicht zu verwechseln mit der Burg Alt-Eberstein, $^3/_4$ St. von Baden) und das Städtchen Gernsbach mit 2203 E. Am 29. Juni 1849 hatten hier die Reichstruppen einen blutigen Kampf mit den bad. Insurgenten bei dem Flußübergang zu bestehen.

Murger (Henri), franz. Schriftsteller, geb. 1822 zu Paris von unbemittelten Aeltern, kam, nachdem er eine mangelhafte Schulbildung erhalten, als Copist zu einem Sachwalter und später (1838) als Secretär zum russ. Grafen Tolstoi, wo die Neigung zur Schriftstellerei in ihm erwachte. Er machte Gedichte, fand aber dafür keinen Verleger und stürzte sich nun in das literarische Abenteuer- und Jammerleben, für welches er den neuen charakteristischen Namen «Vie de Bohème» aufbrachte, und das er in den «Scènes de la vie de Bohème» (Par. 1848) beschrieb. Es glückte ihm, damit durchzudringen und seinen Autorruf zu begründen. Der sprudelnde Witz, die leichte, muntere Art, das eigenthümliche Gemisch von poetischer Laune und

realistischer Gefühlsweise, womit hier ein charakteristisches Moment socialer Zustände geschildert ist, gibt diesem Werke einen bleibenden Werth. Seitdem copirte sich M. noch öfters, erreichte sich aber nie wieder. Er lieferte noch anziehende Bruchstücke, sorgsam ausgearbeitete und correct geschriebene Bücher, z. B. das «Pays latin» und die «Vacances de Camille», allein seine spätern Schriften zeigten nur einen angenehmen Erzähler und Novellisten, während sein erstes Werk einen Dichter verkündigte. Seine sehr beschränkte Phantasie drehte sich beständig in demselben Kreise herum und schien unvermögend, sich zu verjüngen. Die Combinationen, welche den Knoten und Plan seiner Erzählungen bilden, sind mager, dürftig und kindlich einfach. Gewöhnt an einzelne, leichtbehandelte, mehr skizzirte als ausgemalte Scenen, verlor er Haltung und Fassung bei verhältnißmäßig umfangreichern Aufgaben, deren genügende Lösung einen Aufwand von Erfindung und Bearbeitung verlangte, welchen er nicht bestreiten zu können fühlte. Mit Freiheit, Sicherheit, Lust und Liebe bewegte er sich nur in Gegenständen, wo er aus seinen eigenen Erlebnissen Anekdoten, Reminiscenzen und Motive hernehmen konnte, und sein Geschick war mit demjenigen seiner Modelle verknüpft. Außer dem gewöhnlichen Kreise seiner Beobachtung bewies er sich ängstlich, linkisch und affectirt in der Form, unvollkommen und unergiebig im Inhalt. Er starb zu Paris 28. Jan. 1861. Seine «Oeuvres complètes» erschienen in 10 Bänden, wozu nach seinem Tode noch ein Band Gedichte, «Les nuits d'hiver», hinzukam.

Murhard (Friedr.), publicistischer Schriftsteller, geb. 7. Dec. 1778 zu Kassel von wohlhabenden Aeltern, widmete sich seit 1795 zu Göttingen neben sprachlichen besonders mathem. Studien und veröffentlichte, außer verschiedenen andern mathem. Schriften, eine «Bibliotheca mathematica» (5 Bde., Lpz. 1797—1805). In den J. 1799—1801 unternahm er eine Reise nach Konstantinopel, Kleinasien und dem Archipelagus, als deren Früchte das «Gemälde von Konstantinopel» (3 Bde., Penig 1804; 2. Aufl., Lpz. 1824), die Zeitschrift «Konstantinopel und Petersburg» (mit Reimers u. a., 1805—6) und das «Gemälde des griech. Archipelagus» (2 Bde., Berl. 1807) erschienen. Unter der westfäl. Regierung versah er die Redaction des officiellen «Westfäl. Moniteur», wurde Bibliothekar am Museum zu Kassel und Präfecturrath des Fulda-Departements. Nach der Restauration des Kurfürsten Wilhelm I. wählte M. Frankfurt a. M. zu seinem Wohnsitze. Erst um diese Zeit fing er an, mit dem Studium der Staatswissenschaften und mit polit. und publicistischer Schriftstellerei sich zu beschäftigen, und namentlich wurden ihm die in Sachen der westfäl. Domänenkäufer unter dem Namen des Dr. Schreiber im Druck erschienenen Ausführungen zugeschrieben. 1817 folgte er dem Rufe nach Bern zur Uebernahme der Redaction eines Tageblattes im freisinnigsten Geiste, der «Europ. Zeitung», die aber bald unterdrückt wurde. Seit 1821 setzte M. unter Nennung seines Namens die von Posselt begonnenen «Europ. Annalen» unter dem Titel «Allgemeine polit. Annalen» fort. Als einer der Führer der liberalen Partei wurde er infolge von Verdächtigungen durch die Reactionspartei in die famose Geschichte der 1823 an den Kurfürsten gerichteten Drohbriefe verflochten. Im Febr. 1824 auf einer Reise in Hanau verhaftet, führte man ihn einige Tage darauf nach Kassel ab und entließ ihn erst wieder nach siebenmonatlicher Haft. Einige Jahre später erfolgte ein völlig freisprechendes gerichtliches Urtheil. M. nahm hierauf wieder seinen Wohnsitz zu Kassel, von wo aus er in Begleitung seines Bruders wiederholt größere Reisen durch fast alle Länder Europas unternahm. 1844 wurde er in Kassel wegen einer in seiner Abhandlung über Staatsgerichtshöfe im «Staatslexikon» enthaltenen Stelle, die man auf Kurhessen bezog, abermals in einen polit. Proceß verwickelt, der erst durch die 1848 verkündigte Amnestie Beseitigung fand. M. starb 29. Nov. 1853 zu Kassel. Von seinen literarischen Arbeiten aus späterer Zeit sind hervorzuheben die «Grundlage des jetzigen Staatsrechts des Kurfürstenthums Hessen» (2 Bde., Kassel 1834—35) und das «Recueil général des traités» (Bd. 1—12, Gött. 1842—54), eine Fortsetzung zu dem von Martens (s. d.) begonnenen «Recueil des traités». — **Karl M.**, des vorigen jüngerer Bruder, geb. 23. Febr. 1781 zu Kassel, studirte zu Göttingen und Marburg und bekleidete hierauf unter der westfäl. Regierung verschiedene Staatsämter. Nach der Wiederherstellung der kurfürstl. Regierung blieb er anfangs im Staatsdienst, entsagte aber demselben nach kurzer Zeit und folgte 1818 seinem Bruder Friedrich M. nach Frankfurt a. M., wo er in glücklicher Unabhängigkeit den Wissenschaften lebte. In die 1824 gegen seinen Bruder eingeleitete Untersuchung verwickelt, fand er ein Asyl in Wetzlar, siedelte aber nach der Freisprechung seines Bruders mit diesem nach Kassel über, wo beide ein eigenthümliches Junggesellenleben führten. Er starb, gänzlich erblindet, 8. Febr. 1863 zu Kassel. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind besonders die «Theorie des Geldes und der Münze» (Lpz. 1817), «Theorie und Praxis des Handels» (2 Bde., Gött. 1831) und «Theorie

und Politik der Besteuerung» (Gött. 1834) hervorzuheben. Ein ehrenvolles Andenken haben sich beide Brüder in ihrer Vaterstadt gesichert, indem sie derselben die Summe von 150000 Thlrn. zur Begründung und Erhaltung einer Stadtbibliothek testamentarisch vermachten.

Murillo (Bartolomé Esteban), ausgezeichneter span. Maler, geb. 1618 zu Sevilla, erhielt den ersten Fachunterricht von seinem Oheim Juan del Castillo, einem Bambocciadenmaler, und ging sodann nach Madrid, wo er sich vornehmlich nach den Meisterwerken des Tizian, Rubens, van Dyck, Ribera und Velasquez weiter ausbildete. Nach der Rückkehr in die Vaterstadt fand er Gelegenheit, seine Kunst glänzend in zwei großen (jetzt in der Akademie zu Madrid befindlichen) Bildern zu bethätigen, welche er 1645 für die Kirche Sta.-Maria la Blanca malte, und in denen die Geschichte von der Stiftung der Kirche Sta.-Maria Maggiore in Rom dargestellt ist. Seit jener Zeit war er bis an seinen Tod, 27 J. lang, mit Bestellungen für Kirchen, Klöster und große Herren aus ganz Spanien überhäuft. Er brachte eine Unzahl von Werken hervor, die ihm einen weitverbreiteten Ruhm, ein großes Vermögen und den ersten Rang unter den Malern seines Jahrhunderts erwarben. M. starb zu Sevilla 3. April 1682. Ein großes und vielseitiges Talent von einer seltenen Fülle und Leichtigkeit in der Erfindung, von einem im Zauber der Farbe und in der Feinheit des Helldunkels wie auch in der schwärmerisch-phantastischen Sinnesweise dem Correggio verwandten Naturell, endlich von der erstaunlichsten Meisterschaft in der Pinselführung sowol in größter Breite als in elegantester und zartester Vollendung, versuchte sich M. mit gleicher Ueberlegenheit auf den verschiedenartigsten Gebieten der Malerei. Naturalist unstreitig, ist er es jedoch immer in so eigenthümlicher Weise und oft mit einer solchen Lebendigkeit und Begeisterung des Seelenausdrucks, daß man ihn doch auch nicht aus der Reihe der Idealisten streichen kann. In seinen Werken herrschen besonders, zuweilen nebeneinander, zwei Auffassungsweisen. Die eine, derb und kräftig naturwahr, ist vertreten durch eine beträchtliche Anzahl von Bildern, die zum Theil Vorgänge des gemeinen Lebens, Gassenbuben, Betteljungen, Bauern, Spinnerinnen u. s. w., zum Theil religiöse Gegenstände, besonders biblische Geschichten und heil. Familien, ebenfalls genrehaft behandelt, darstellen. Die andere Weise behält zwar auch das realistische Element zur Grundlage, verbindet aber damit das Bestreben nach größerer Zartheit und Milde und charakterisirt sich in vielen heil. Familien, Madonnen, Jesus- und Johannesknaben. Obgleich diese keine himmlisch schönen und idealischen Wesen darstellen, hat doch der Maler die Züge der Mütter und Kinder mit einer solchen Weichheit und Sanftheit der Empfindung, mit solcher Holdseligkeit der Lebensfreude übergossen, daß sie unwiderstehlich den Blick hinreißen. Einen höhern poetischen und pathetischen Schwung nimmt M., wenn er, wie es häufig geschieht, Verzückungen und Visionen von Heiligen darstellt. Gegen den Adel und Stil der Kirchenmalerei ist dabei vielfach gefehlt, aber der wunderbar wirksame Gegensatz des Tageslichts mit dem überirdischen Glorienlicht und der ungemein lebendige Ausdruck von trunkener Seligkeit und schwärmerischer Andacht der Mönchsgesichter bringen alle ästhetischen Regeln zum Schweigen. Zum höchsten und kühnsten Fluge versteigt sich M. in den Bildern der «unbefleckten Empfängniß», in welchen die Heilige Jungfrau, mit gefaltenen Händen, auf einem Halbmond in der Luft stehend und von Engeln umschwebt, ätherisch und verklärt, inbrünstige und heiße Blicke nach dem Himmel richtet, von wo goldener Strahlenglanz auf sie niederströmt. Solche Darstellungen, als Andachtsbilder sehr gesucht, waren ein häufiger Gegenstand für M. und sind charakteristisch für die von den Jesuiten in die kath.-christl. Malerei hineingebrachte religiöse Gefühlsweise, nur daß sie bei ihm noch mit der Kraft frischer, wahrer Begeisterung auftritt und nicht bis zur schwächlichen und süßlichen Sentimentalität späterer Zeit heruntersinkt. Was die technische Behandlung angeht, so unterscheiden die span. Kunsthistoriker in den Werken des M. drei Manieren: die «warme» (calido), die, in einem hellen Goldtone durchgeführt, Kraft mit Wärme und Klarheit der Farbe vereinigt; die «kühle» (frio) mit einem weichern Vortrag und einer zarten Stimmung und Harmonie der Farben in hellen Silbertönen, und die «duftige» (vaporoso), in welcher ein blasses, silbergraues Colorit vorherrscht, das oft noch von großem Reiz und schöner harmonischer Wirkung, bisweilen aber auch zu nüchtern und verschwommen ist. Zu M.'s berühmtesten Werken gehören: die Vision des heil. Antonius von Padua, in der Kathedrale von Sevilla, und die für die Kirche des Hospitals De la Caridad ebendaselbst gemalten acht Bilder der Werke der Barmherzigkeit. Nur drei von diesen Bildern sind noch an dem Orte ihrer ursprünglichen Bestimmung, nämlich das Schlagen des Moses an den Felsen, die Speisung der 5000 Menschen in der Wüste durch Christus, und der heil. Johannes de Dios, der einen Kranken nach dem Hospital trägt. Das Gegenstück des letztern, die heil. Elisabeth, Aussätzige verpflegend, befindet sich in der Aka-

demie zu Madrid. Die vier andern: die Aufnahme der drei Engel bei Abraham, die Rückkehr des verlorenen Sohnes, die Heilung des Gichtbrüchigen, die Erlösung des Petrus aus dem Gefängniß, sind aus der Galerie des Marschall Soult in Paris nach England und Rußland gegangen. Eine große Anzahl von Bildern aller Epochen und Manieren des Meisters sieht man im Museum zu Madrid. Der Louvre in Paris und die deutschen und engl. Gemäldesammlungen haben gleichfalls einzelne vortreffliche Proben seiner Kunst aufzuweisen.

Murmelthier (Arctomys) heißt eine zu den Nagethieren gehörende Säugethiergattung, deren Körper schwerfällig ist, die Krallen zusammengedrückt, groß, zum Graben geschickt, und die Ohren kurz sind. Backentaschen fehlen. Von den hierhergehörenden Arten ist das Alpenmurmelthier (A. Marmota) am bekanntesten, ein friedliches Thier, welches die Centralalpen Europas bis an die Schneegrenze bewohnt und familienweise in Höhlen lebt. Es ist ohne den 5 Zoll langen, in einen schwarzen Haarbusch endenden Schwanz 16—17 Zoll lang, am Bauche brandgelb, am Rücken gelblich und schwärzlich-grau und hat eine behaarte, nur auf der Scheidewand kahle Nase. Es frißt aufrecht sitzend, indem es mit den Vorderpfoten die Nahrung zum Munde bringt. Um die Mitte des September zieht es sich in seinen Bau zurück, dessen Oeffnung es mit Erde und Heu verstopft, und verfällt bald in einen bis zum April dauernden Winterschlaf. Da die M. im Herbste sehr fett sind, so werden sie zu dieser Zeit von den Alpenbewohnern, denen sie für einen Leckerbissen gelten, ausgegraben. Sie sind übrigens leicht abrichtbar. Arme Savoyardenknaben beginnen gewöhnlich ihre Laufbahn damit, daß sie mit einem solchen abgerichteten M. in fremde Länder ziehen, um durch Aufzeigen desselben den Grund zu ihrem Fortkommen zu legen. Im östl. Europa und Sibirien findet sich eine sehr ähnliche Art, der Bobac (A. Bobac). Das in Nordamerika heimische M. wird dort Prairiehund (A. Ludovicianus) genannt, weil sein Ruf dem Bellen eines jungen Hundes ähnlich ist; seine 1½ F. hoch aufgeworfenen und zu Gruppen vereinigten Wohnungen nennt man ebendeshalb Hundedörfer.

Murner (Thomas), ein bekannter deutscher Satiriker und Gegner der Reformation, geb. 24. Dec. 1475 zu Oberehenheim bei Strasburg, besuchte als Knabe die damals sehr berühmte Schule des Barfüßerklosters zu Strasburg, trat dann selbst, noch sehr jung, in den Franciscanerorden und wurde, wie es scheint, von den Ordensobern wegen seiner Fähigkeiten zum einstigen Lehrer jener Schule bestimmt. Um für dieses Amt sich auszubilden, besuchte er die Universitäten Paris, Freiburg, Köln, Rostock, Prag, Wien und Krakau, an welchem letztern Orte er die Würde eines Baccalaureus der Theologie erlangte. Nach der Sitte der Zeit an mehrern dieser Akademien Hörer und Lehrer zugleich, hielt er in Krakau Vorträge über seine logische Methode, in Freiburg über bürgerliches und geistliches Recht. Den größten und besten Einfluß mag wol der berühmte lat. Dichter Jakob Locher auf ihn geübt haben. Seine Schriftstellerei begann er in Freiburg mit einem «Tractatus de phitonico contractu» (Freib. 1499, wieder abgedruckt im zweiten Bande des «Malleus maleficarum»), in welchem er berichtet, wie er von einer Hexe als Knabe lahm gemacht und wieder geheilt worden sei. Diesem folgte zu Strasburg eine «Invectiva contra astrologos» (Strasb. 1499), gerichtet gegen eine astrol. Prophezeiung, nach welcher Kaiser Maximilian im eben ausgebrochenen Schweizerkriege seinen Untergang finden sollte. Kaum aber war M. in seine Vaterstadt zurückgekehrt, als er auch arge Händel anzettelte. Der treffliche Wimpfeling nämlich hatte in seiner «Germania» (Strasb. 1501) dem strasburgischen Rathe einen Plan vorgelegt zur Gründung einer humanistischen, von den Klosterschulen unabhängigen höhern Lehranstalt, gegen welche M. zur Rettung seiner lat. Klosterschule in einer groben, «Nova Germania» (Strasb. 1502) betitelten Schmähschrift auftrat, die sofort vom Rathe unterdrückt und von den Freunden Wimpfeling's mit dem beißendsten Spotte erwidert wurde. Wie es scheint, mußte M. infolge dieses Vorfalls Strasburg verlassen und führte nun durch eine Reihe von Jahren ein ziemlich unstetes Leben. So predigte er eine Zeit lang zu Frankfurt in einer zuweilen stark ans Possenhafte streifenden Weise und mit zweifelhaftem Erfolge, bis er wegen seiner Einmischung in den Streit der Dominicaner und Franciscaner über die Heiligkeit der Maria vertrieben wurde. Darauf verweilte er, nachdem er 1506 zu Worms vom Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt worden war, abwechselnd in Freiburg und Strasburg, auch 1508 auf kurze Zeit als Lesemeister in Bern, dann wieder in Freiburg, wo er gleichfalls wegen seiner groben und anzüglichen Predigten entweichen mußte. Dasselbe widerfuhr ihm bald darauf aus gleichem Grunde zu Trier. Nun streifte er bis nach Italien, verweilte einige Zeit in Bologna und hatte eben in Venedig eine Schule gegründet, als strasburger Kaufleute ihn erkannten und seinen Ruf so stark erschütterten, daß er die Schule aufgeben und davonziehen mußte. In diesen bewegten Zeitraum fallen mehrere seiner lat. Schriften. Endlich fand M.

eine Zuflucht zu Basel, wo er jurist. Vorlesungen hielt und mit der Veröffentlichung seiner theilweise wol schon früher abgefaßten deutschen Satiren die zweite Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit begann. Es erschienen die «Narrenbeschwörung» (Strasb. 1512; Elberf. 1518; umgearbeitet von G. Wikram, Strasb. 1556 u. öfter), eine Nachahmung von Sebastian Brant's «Narrenschiff»; «Der Schelmen Zunft» (Frankf. 1512 u. öfter; herausg. von Waldau, Halle 1688; lateinisch bearbeitet von J. Flitner unter dem Titel «Nebulo nebulonum»), die als Fortsetzung der «Narrenbeschwörung» gelten darf; «Die geistliche Badenfahrt» (Strasb. 1514), in welcher die christl. Besserung mit einem Bade verglichen wird; «Die Mühle von Schwindelsheim» (Strasb. 1515), gegen verschiedene Fehler und Thorheiten gerichtet; und die «Gäuchmatte», d. i. Narrenwiese (Basel 1519), gegen die Liebebethörten. Alle diese Satiren stehen an Form und sittlicher Reinheit unter Brant's «Narrenschiff», aber sie sind bei weitem lebendiger, greifen frisch ins Leben hinein und enthalten bei aller Derbheit und Roheit einen Reichthum des schärfsten und treffendsten Witzes. Dazwischen fallen nur wenige Werke wissenschaftlichen Charakters, eine Uebersetzung Virgil's (Strasb. 1515), eine mnemotechnische Anweisung zum Einprägen der Institutionen (Strasb. 1518) und eine Uebersetzung der Institutionen selbst (Bas. 1519). Daß M. der Verfasser, jedenfalls der Ordner und erste Herausgeber des zuerst 1519 zu Strasburg erschienenen Volksbuches vom «Eulenspiegel» (s. d.) ist, hat Lappenberg in seiner Ausgabe (Lpz. 1854) in überzeugender Weise dargethan.

Seit 1519 lebte und lehrte M., der nun auch Doctor der Theologie geworden war, wiederum zu Strasburg in seinem Kloster und verfaßte in der damit anhebenden dritten Periode seiner schriftstellerischen Laufbahn nur Schriften theol. Inhalts, die fast alle zugleich gegen die Reformation und die Reformatoren ankämpften. Darunter seine vorzüglichste Satire, welche zugleich wol überhaupt die beste unter allen gegen die Reformation gerichteten ist: «Von dem großen Lutherischen Narren, wie ihn Doctor M. beschworen hat» (Strasb. 1522; herausg. von H. Kurz, Zür. 1848). 1523 ging M. zufolge einer Einladung Heinrich's VIII. auf kurze Zeit nach England, gerieth aber nach seiner Rückkehr wieder in neue ärgerliche Händel. In seinem Kloster war nämlich seit mehrern Jahren die Zucht, die Schule und das Vermögen so gänzlich verfallen und zerrüttet, daß ein Theil der Mönche bei dem strasburger Rathe Abhülfe suchte und Reformvorschläge machte, die Gegenpartei aber sich widersetzte. M. erlaubte sich dabei starke Ausfälle und sogar Verleumdungen gegen Rath und Bürgerschaft, suchte auch gegen das ausdrückliche, auf den Beschluß des Wormser Reichstags gegründete Verbot des Rathes (demzufolge auch schon seine letzten Schriften verbrannt worden waren) seinen Federkrieg gegen die Reformation fortzusetzen und stellte, als die Buchdrucker ihm ihre Mitwirkung verweigerten, selbst eine Presse auf. Bei einem gegen verschiedene Klöster ausbrechenden Tumulte wurden jedoch auch sein Haus und seine Presse zerstört und er selbst zur Flucht gezwungen. In traurigem Aufzuge kam er nach Luzern, fand aber dort sehr freundliche Aufnahme, ward im Franciscanerkloster untergebracht, auf Kosten der Stadt mit neuer Kleidung versehen, mit einer Pfarrstelle und Professur begabt und erreichte sogar durch Vermittelung des Rathes einen Jahrgehalt von 52 Fl. aus seinem strasburger Kloster, gegen das Versprechen, allen weitern Ansprüchen an letzteres zu entsagen und gegen Strasburg sich ruhig und freundlich zu verhalten. Doch auch hier währte der Friede nicht lange. Bei einem Religionsgespräche zu Baden im Aargau (1526) erlaubte sich M. wiederum verletzende persönliche Ausfälle, und in der von ihm besorgten Ausgabe der Acten («Die Disputacion vor den xii orten einer löbl. eidgenossenschaft zw Baden in ergow», Luzern 1527) ward ihm Parteilichkeit vorgeworfen. Dazu kamen noch beleidigende Schriften, als «Die Gots heyl. Meß, wider die fünffte Schlußred zu Bern disputiert in der Eidtgenossenschafft» (Luzern 1528) und «Der Luterischen Evangelischen Kirchendieb und Ketzerkalender», sodaß Zürich und Bern wegen der erlittenen Beschimpfung von Luzern (1529) Genugthuung verlangten und M. auch von hier fliehen mußte. Endlich verlor er auf Betrieb der reform. Cantone (1530) auch seinen strasburger Jahrgehalt. Seine letzten Lebensschicksale liegen noch im Dunkeln; um 1536 soll er in Heidelberg gestorben sein. M.'s Schriften, die fast alle äußerst selten und für die Sprache wie für die Zeitgeschichte höchst wichtig sind, verdienen und erwarten noch, ebenso wie sein Leben, eine gründliche Durchforschung. Die Abdrücke mehrerer derselben in verschiedenen Bänden von Scheible's «Kloster» sind großentheils unbrauchbar. Vgl. Waldau, «Nachrichten von Th. M.'s Leben und Schriften» (Nürnb. 1775); Strobel, «Beiträge zur deutschen Literatur» (Par. 1827); Jung, «Beiträge zu der Geschichte der Reformation» (Strasb. und Lpz. 1830).

Murray, schott. Grafschaft, s. Elgin.

Murray oder Moray (James Stuart, Graf von), Regent von Schottland während der Gefangenschaft der Maria Stuart, war der natürliche Sohn Jakob's V. von Schottland mit Margarethe, der Tochter des Lord Erskine, und wurde 1531 geboren. In früher Jugend erhielt er das Priorat von St.-Andrews und sollte sich dem geistlichen Stande widmen. Allein seine Mutter nahm ihn 1542, nach des Königs Tode, zu sich auf das Schloß Lochleven und nährte in ihm ehrgeizige Plane. Als seine Halbschwester, die sechsjährige Königin Maria Stuart, 1548 nach Frankreich gebracht wurde, begleitete er dieselbe und suchte sich allenthalben nothwendig und beliebt zu machen. Nach seiner Rückkehr wendete er sich der prot. Partei zu, gelangte zu großem Einfluß und unterstützte insgeheim die engl. Politik, ohne mit dem franz. Hofe zu brechen. Später verband er sich aufs engste mit der Königin Elisabeth von England, um durch dieselbe zur schott. Krone zu gelangen, und trieb auch unter dieser Voraussetzung das kirchliche Zerwürfniß in Schottland auf die Spitze. Dessenungeachtet suchte Maria Stuart, als sie 1561 in ihr Erbreich zurückkehrte, in ihm eine Stütze, legitimirte ihn und erhob ihn zum Grafen. Nachdem er die Vermählung der Königin mit Darnley vergebens bekämpft, zog er sich nach Frankreich zurück, erschien aber bald wieder in Schottland und betheiligte sich, nach der Meinung einiger Geschichtschreiber, mit dem Grafen Bothwell an der geheimnißvollen Ermordung Darnley's. Seine Theilnahme an dem Verbrechen ist jedoch unwahrscheinlich und nicht erwiesen. Er klagte sogleich die Königin und Bothwell des Mordes an, stellte sich im Mai 1567 an die Spitze des zum Schutze des Reichs verbündeten Adels und nahm die Königin 15. Juni bei Carberry ohne Widerstand gefangen. Während er hierauf dieselbe auf Lochleven, dem Schlosse seiner Mutter, zur Abdankung zwang, ließ er sich von den prot. Baronen für den jungen Jakob VI. die Regentschaft zusprechen und verfolgte und unterdrückte mit großer Härte die Anhänger der Königin. Als er von der Flucht der Maria Stuart Nachricht erhielt, eilte er an der Spitze von 6000 Mann herbei, zerstreute deren Anhänger 15. Mai bei Langside und nöthigte dieselbe, Zuflucht in England zu suchen. Im Einverständnisse mit der Königin Elisabeth eröffnete er hierauf eine gerichtliche Untersuchung zu Edinburgh über die Theilnahme seiner Halbschwester an der Ermordung ihres Gemahls, wurde jedoch 23. Jan. 1569 zu Linlithgow von dem Edelmanne James Hamilton aus Privat- und Parteihaß ermordet. Er hinterließ zwei Töchter. Die älteste, Elizabeth, war die Gemahlin des Sir James Stuart von Doune und Aeltermutter des gegenwärtigen (zwölften) Grafen von Moray, John Stuart, geb. 25. Jan. 1797.

Murray (Sir George), brit. General, der jüngere Sohn eines altadelichen schott. Hauses, wurde 6. Febr. 1772 auf dem Familiensitze in Perthshire geboren. Er trat bereits 1789 als Fähnrich in die Armee, zeichnete sich zuerst im Feldzuge von 1793 in den Niederlanden aus, dann in Holland 1799 und wohnte 1801 dem Feldzuge in Aegypten bei. Als Generalquartiermeister Wellington's nahm er seit 1809 an allen Ereignissen und Kämpfen auf der Pyrenäischen Halbinsel theil, ward 1. Jan. 1812 Generalmajor und im Sept. 1813 Ritter des Bathordens. Nach dem ersten Friedensschlusse wurde er nach Nordamerika gesendet, um den Befehl über die brit. Streitkräfte in Canada zu übernehmen. Das Gerücht von dem Einfall Napoleon's rief ihn zurück; als er jedoch wieder in Europa ankam, war die Schlacht von Waterloo bereits geschlagen. Er blieb bis zur Räumung Frankreichs bei der Occupationsarmee, ward dann (1819) Director des Militärcollegiums und 1823 Generallieutenant der Artillerie und Parlamentsmitglied für Perthshire. Später berief ihn die Regierung als Oberbefehlshaber nach Irland; als jedoch im Jan. 1828 die Tories ans Staatsruder gelangten, ernannte ihn Wellington zum Staatssecretär für die Colonien. M. bewies in diesem Amte der Politik seines frühern Generals einen wahrhaft militärischen Gehorsam und zog sich mit ihm im Nov. 1830 von der Verwaltung zurück. Unter Sir Robert Peel erhielt M. im Dec. 1834 die Stelle eines Feldzeugmeisters, die er jedoch bei der Auflösung des Toryministeriums im April 1835 wieder niederlegen mußte. Auch wiesen ihn seine Wähler in Perthshire jetzt zurück, und es gelang ihm trotz wiederholter Versuche nicht, von neuem ins Unterhaus zu kommen. Nachdem Peel indeß im Aug. 1841 zum zweiten mal an die Spitze der Regierung getreten war, übernahm auch M. sein früheres Amt als Generalfeldzeugmeister. Er starb zu London 28. Juli 1846. Um die Kriegsgeschichte erwarb er sich durch die Herausgabe der Depeschen des Herzogs von Marlborough (5 Bde., Lond. 1845—46) ein nicht geringes Verdienst. Von Wellington, der ihn sehr hoch schätzte, war er ausersehen worden, die Geschichte seiner Feldzüge zu schreiben, wozu er jedoch die Zeit noch nicht gekommen glaubte.

Murray (John), einer der berühmtesten engl. Verleger, war der Sohn von John M. (eigentlich M'Murray), einem Schotten, der, nachdem er als Marineoffizier gedient, sich 1768

in London nieder gelassen und dort einen Buchhandel eröffnet hatte, aus welchem mehrere bedeutende Werke, z. B. Mitford's «Griech. Geschichte», Dalrymple's «Annalen» und Langhorne's «Plutarch» hervorgingen. Der junge John wurde 27. Nov. 1778 in London geboren, und da er bei dem 6. Nov. 1793 erfolgten Ableben seines Vaters erst sein 15. J. erreicht hatte, so mußte das Geschäft eine Zeit lang von einem Disponenten fortgeführt werden. Sobald er jedoch mündig geworden, übernahm er selbst die Leitung, und durch eine glückliche Mischung von Vorsicht und Kühnheit schwang er sich binnen kurzem zu einer der ersten Stellen unter den londoner Buchhändlern empor. Die Werke der namhaftesten Schriftsteller seiner Zeit, eines W. Scott, Byron, Campbell, Southey, W. Irving, erschienen unter seinen Auspicien, und der Umfang seines Verlags war so groß, daß er die ganze schöne Literatur Englands zu monopolisiren schien. Dabei zeigte er sich ebenso geschmackvoll in seiner Auswahl, als freigebig gegen die Literaten, mit denen er in Verbindung stand. So gab er Campbell für seine «Specimens of the poets» außer den geforderten 800 Pfd. St. aus eigenem Antriebe eine gleiche Summe, da er das ursprüngliche Honorar für zu gering hielt. Byron nannte ihn den ἄναξ (König) der Verleger. Er war es, der 1807 den Plan zu der «Quarterly Review» faßte, die nach längern Unterhandlungen mit Canning, Scott, Dundas u. a. 1. Febr. 1809 ins Leben trat und ihm bedeutenden Gewinn brachte, obwol M. als eifriger Tory bei dem Unternehmen eher den Vortheil seiner Partei als seinen eigenen pecuniären Nutzen im Auge hatte. Weniger glücklich war er mit dem Tageblatt «The Representative», das nach kurzem Bestehen eingehen mußte. Seine «Family library», von der 1830—41 achtzig Bände erschienen, und woran Scott, Lockhart, Brewster, Irving, Southey theilnahmen, gehört in die Reihe der wohlfeilen Volksbibliotheken, die in England so großen Anklang gefunden haben. Er starb in London 27. Juni 1843. — Sein Sohn, John M., setzt das väterliche Geschäft mit Erfolg fort und hat sich besonders durch die von ihm herausgegebenen Reisehandbücher, «Handbooks for travellers», bekannt gemacht.

Murrhinische Gefäße (lat. vasa murrhina oder blos murrhina) nannten die alten Römer eine Art aus einem kostbaren Stoffe gefertigter Prunkgefäße von durchweg mäßigem Umfange, die besonders als Trinkgeschirre verwendet wurden. Ihre Kenntniß verdankten sie dem Pompejus, der die ersten Exemplare aus dem erbeuteten Schatze des Mithridates, Königs von Pontus, 61 v. Chr. nach Rom brachte. Später entwickelte sich die Lust an ihnen zu einer mit besonderm Eifer getriebenen nobeln Passion, als deren Hauptvertreter der zu Nero's Zeiten lebende Senator T. Petronius und dieser Kaiser selbst gelten können. Der Werth wurde durch den Umstand wesentlich gehoben, daß schon die Alten über die Masse, aus der diese Geräthe gefertigt, nicht im Klaren waren, wie aus den vom ältern Plinius in seiner «Naturgeschichte» zusammengestellten Notizen erhellt. Nach ihm wurde die Murrha in einigen Gegenden des Parthischen Reichs, vornehmlich aber in Karmanien, und zwar überall in nur mäßig großen Stücken gefunden. Man hielt sie für eine ursprünglich flüssige, später in der Erde durch Wärme verdichtete Materie. Das Werthvolle an ihr war das Spiel der Farben, indem purpurne und weiße streifige Flecken, dann aber auch solche von einer gleichsam aus dem Zusammenfluß beider entstandenen röthlichen Milch- und Flammenfarbe sich an ihr zeigten. Ihr Glanz war matt und mehr ein Schimmer. Durchsichtigkeit galt ebenso gut wie völlige Mattheit für fehlerhaft, nicht minder Warzen von der Gestalt eines Salzkornes und solche, die keine Erhöhung bildeten; fettartige Flecken liebten einige, während andere besonders die regenbogenartigen Farbenreflexe am Rande schätzten. Auch von einem eigenthümlichen, angenehmen Geruch der Murrha weiß Plinius. Sicher scheint aus diesen und andern Angaben hervorzugehen, daß die Murrha ein Mineral war, nicht eine künstliche Composition, wie manche Neuere (z. B. Böttiger und andere chines. Porzellan) annehmen, ebenso bestimmt werden sie aber von den Edelsteinen unterschieden, weshalb die neuern Deutungen auf den Onyx, den Girasol oder Kacholong, den Dendrachat, den Sardonyx, den chines. Stein Yu u. s. w. abzuweisen sind. Am meisten spricht die zuerst von Rozière geltend gemachte Meinung an, Murrha sei Flußspat, welche Ansicht Thiersch («Ueber die vasa murrhina der Alten», Münch. 1835) weiter ausgeführt hat. Doch ist diese Frage noch nicht als erledigt zu betrachten.

Murschedabâd oder Murschidabad (engl. Moorshedabad), Stadt in dem gleichnamigen District der indobrit. Präsidentschaft Bengalen, 27 M. im Norden von Kalkutta und 1 M. von Barhampur (s. Burhanpur), dem jetzigen brit. Regierungssitz, zieht sich weit hin an beiden Seiten des Gangesarmes Bhagaratti. Im vorigen Jahrhundert war M. die Hauptstadt Bengalens, ist aber jetzt ein heruntergekommener Ort, fast nur aus einer verwirrten Masse von Lehmhäusern und Erdhütten bestehend, mit den Trümmern des alten, von Ali-Werdi-Khan

(1739—56) erbauten Palastes, dem prächtigen, 1840 mit ungeheuern Kosten vollendeten Palais des jetzigen Titular-Nabobs von Bengalen, der hier, wie seine Vorfahren seit 1764, sein Jahrgeld verzehrt, und mit einer von diesem gegründeten höhern Schule für Eingeborene. Die Stadt zählt wahrscheinlich noch über 100000 E., Mohammedaner und Brahmanen. Sie hat für den Handel eine sehr günstige Lage an dem befahrensten Wasserwege zwischen Kalkutta und den Nordwestprovinzen, ist aber während der drei Frühlingsmonate wegen der Seichtigkeit des Flußarmes für Schiffe unerreichbar und hat wegen mangelnden Wasserabzugs ein ungesundes Klima. M. hieß ursprünglich Makhusabad und erhielt den jetzigen Namen vom Nabob Mursched-Kuli-Khan. Als Hauptstadt Bengalens 1701—57 stand es durch Handel und Industrie in solcher Blüte, daß es von Lord Clive mit London verglichen wurde. Berühmt war es, wie die südlich dicht anstoßende Stadt Kossimbazar (ein Hauptmarkt für Seide), noch längere Zeit durch seine Fabrikate feiner Baumwoll- und Seidenstoffe und namentlich der schönsten Shawls von Bengalen. Durch die Concurrenz der brit. Importe hat diese Industrie bedeutend gelitten, doch bestehen in M. und dessen District noch immer Seidenfabriken, und man verfertigt grobe Baumwollzeuge, wollene Decken, Teppiche, Papier, Matten, Spielpuppen, Holz- und Elfenbeinschnitzereien, Messing- und Eisenwaaren.

Murten (lat. Muratum, franz. Morat), Stadt von 2300 E. im Schweizercanton Freiburg, an dem durch die Broye mit dem Neuenburgersee verbundenen Murtensee, 6 St. von Bern, ist besonders berühmt durch den Sieg der Eidgenossenschaft über den Herzog Karl den Kühnen von Burgund, 22. Juni 1476. Nach der Niederlage bei Grandson, 3. März 1476, hatte der erbitterte Herzog schnell wieder ein Heer von 40000 Mann gesammelt, mit dem er sich bereits 10. Juni vor den Thoren von M. zeigte. Den Schweizern eilten zu Hülfe die Banner der mit ihnen verbundenen rhein. Städte Strasburg, Basel, Kolmar, Schlettstadt, Kaiserberg, des Sundgaus und der Grafschaft Pfirdt. Auch der von Karl dem Kühnen vertriebene Herzog Renatus von Lothringen, ein kluger und herzhafter Mann, unterstützte sie. Von der Stellung ihrer an Zahl ihnen weit überlegenen Feinde durch einen Ueberläufer benachrichtigt, rückten die Eidgenossen vor, drangen auf die Wachen ein, brachen durch, stürzten sich mit den vor ihnen flüchtig Gewordenen in das Lager der Burgunder und erkämpften, durch die Besatzung von M. verstärkt, über jene einen vollständigen Sieg. Das ganze feindliche Lager mit allem Geschütz wurde von ihnen erbeutet, und nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes entging Karl der Kühne der Gefangenschaft. Von zwölf ihm übriggebliebenen Reitern begleitet, flüchtete er ohne Aufenthalt bis Morges. Dem braven Renatus, der im Streit einer der ersten gewesen, machten die Sieger mit des Besiegten Zelte sowie mit allen übrigen eroberten Geräthen und Geschützen ein Geschenk, versprachen ihm Hülfe, wo und wann er sie brauchen werde, und hielten Wort. Das an der Stelle, wo das erschlagene Heer begraben wurde, später errichtete Beinhaus wurde bei dem Einfalle der franz. Revolutionsarmee 2. März 1798 zerstört. Dafür ließ die Republik 1822 einen Obelisk als Nationaldenkmal aufrichten.

Murusis, eine berühmte Fanariotenfamilie, als deren Stammvater Panajottis betrachtet wird, der erste Grieche, welcher nach 1656 Pfortendolmetscher wurde, und dem in dieser Würde Alexander Maurokordatos folgte. Konstantin M., Hospodar der Moldau, wurde, des Einverständnisses mit den Russen verdächtig, 1806 von der Pforte abgesetzt, 1812 jedoch durch Rußlands Einfluß wieder eingesetzt, in dem nämlichen Jahre aber ermordet. Dimitrios M., im Anfang des 19. Jahrh., war ein Mann von großer Vaterlandsliebe, unternehmendem Geiste, wissenschaftlichen Kenntnissen und von polit. Wirksamkeit. Er that viel zur Verbesserung der Lage seiner Landsleute, namentlich für die Bildung derselben, z. B. durch Gründung des Lyceums in Kuru-Tschesme bei Konstantinopel. 1812 wirkte er als Dragoman der Pforte bei den Friedensunterhandlungen in Bukarest. Nach seiner Rückkehr aber wurde er, der Hinneigung zu Rußland verdächtig, im Hauptquartier des Großveziers von dessen eigener Leibwache getödtet und sein Kopf nach Konstantinopel gesendet, wo ein gleiches Schicksal auch seinen jüngern Bruder Panajottis traf, der Dragoman des türk. Arsenals war und in dieser Stellung seinen Einfluß im Interesse der Inseln des Archipels geltend machte. Unter anderm führte Dimitrios M. 1803 die Kuhpockenimpfung in Konstantinopel durch F. Hesse ein und bestimmte die Synode, durch Rundschreiben diese heilsame Neuerung besonders zu empfehlen. Ebenso machte er sich um die bessere Stellung des griech. Handelsstandes in der Türkei verdient, indem er diesem Vorrechte zu verschaffen wußte, die zugleich den Aufschwung des griech. Handels selbst begünstigten. Zwei seiner Neffen, Konstantin und Nikolaus M., waren, als der Aufstand der Griechen ausbrach, im Dienste der Pforte, ersterer als Pfortendolmetscher, letzterer als Dra-

goman des Arsenals, und wurden beide auf Befehl des Sultans Mahmud, der erstere zwei Tage vor der Hinrichtung des Patriarchen Gregorius, ermordet.

Murviedro, s. Sagunt.

Murzuk, s. Fezzan.

Mürzzuschlag, ein Marktflecken und Sitz eines Bezirksamts im ehemaligen Kreise Bruck des österr. Herzogthums Steiermark, reizend im Thale der Mürz gelegen, hat (Oct. 1857) 2024 E., ein Bürgerhospital, mehrere Eisenhämmer, Weißblechfabriken, Sensen- und Sichelschmieden und ist ein wichtiger Stationsplatz an der österr. Südbahn über den Semmering. Die Eisenbahn führt von hier durch das romantische Mürzthal mit schönen Burgruinen, Wallfahrtskirchen, Klöstern und Schlössern über Langenwang, Bruck u. s. w. nach Gratz. In dem polit. Bezirke von M. liegt auch das Dorf Mürzsteg mit vielen Eisenhammerwerken.

Musa, Name einer monokotylen, zur 21. Klasse des Linné'schen Systems gehörenden, aus riesigen, baumartigen Stauden der Tropengegenden bestehenden Pflanzengattung, welche den Typus einer eigenen nach ihr benannten Familie, der Musaceen, bildet. Diese unter dem malaiischen Namen Pisang bekannten Stauden besitzen einen palmenähnlichen Wuchs, indem ihr von den Scheiden der abgestorbenen Blätter umhüllter Stengel oder Schaft eine Krone von riesengroßen, kurzgestielten, meist länglichen und immer ganzrandigen Blättern trägt, zwischen denen lange, überhängende oder aufrechte Blütenkolben hervortreten. An diesen stehen zu unterst fruchtbare, weiter nach oben taube Zwitterblüten, zu oberst männliche Blüten, alle anfangs von meist sehr lebhaften Deckscheiden umhüllt, welche in dem Maße, als die Blüten zur Entwickelung gelangen, abfallen. Jede Blüte besteht aus einem sechsblätterigen, zweilippigen Perigon und enthält sechs Staubgefäße von sehr verschiedener Bildung und (die Zwitterblüte) einen drei- bis sechskantigen Fruchtknoten mit dickem Griffel und randständigen Samenträgern im Innern. Bei den beiden, in allen Tropenländern häufig angebauten Arten M. paradisiaca L. und M. sapientium L. haben die bis 10 Zoll Länge erreichenden, gurkenähnlichen Früchte in der Regel keine Samen. Sie sind unter dem Namen Bananen (s. d.) bekannt. M. paradisiaca erreicht einen bis 15 F. hohen Schaft, welcher 10—12 F. lange und bis gegen 2 F. breite Blätter trägt, und 4—5 F. lange Kolben treibt. Die Blütenscheiden sind gelblichweiß mit rosigen Spitzen. M. sapientium unterscheidet sich durch einen purpurroth gestreiften oder gefleckten Schaft, durch violette Blütenscheiden und kürzere gekrümmte Früchte. Bei beiden Arten stirbt der Schaft nach der Reife der Früchte ab, nachdem er zuvor am Grunde Nebenschossen getrieben hat, welche, schnell wachsend, schon nach wenigen Monaten neue Früchte spenden. Die Cultur des Pisangs ist daher sehr leicht und sehr ergiebig, übrigens uralt. Ein einziger Pisang genügt, wegen seiner Nachkommenschaft, um eine zahlreiche Familie zu ernähren, denn ein Stamm liefert jährlich mindestens 100 Pfd. Früchte. Im Laufe der Zeit sind eine große Anzahl Abarten entstanden; auf den Philippinen allein unterscheidet man deren gegen 70. Außer den Früchten spielen auch die riesigen Blätter in den Tropenländern eine große Rolle, indem sie den Eingeborenen als Servietten, Tischtücher, Teller, Sonnenschirme, Insektenwedel u. s. w. dienen. Die Bastfasern der Blätter und des Stengels geben einen vortrefflichen, hanfähnlichen Gewebstoff. Außer den beiden beschriebenen Arten ist die Enzeth oder Enseth Abyssiniens, M. Ensete Gmel., zu erwähnen, welche schon den alten Aegyptern bekannt war, da man auf alten Hieroglyphen die Isis oft zwischen Pisangblättern abgebildet findet. Der Schaft der Enseth erreicht bis 30 F. Höhe, und ihre Blätter messen bis 20 F. in der Länge und bis 3 F. in der Breite. Von dieser Riesenstaude ist nur das Mark des Stengels genießbar, welches gekocht wie frisch gebackenes Weizenbrod schmecken soll und auch mit Milch und Butter gegessen wird. Endlich verdient noch die in unsern Warmhäusern so häufig als Ziergewächs cultivirte Zwergmusa, die M. Cavendishii Paxt. aus China, deren ebenfalls eßbare Früchte im Gewächshause nicht selten vollkommen reif werden, genannt zu werden. Sie zeichnet sich durch die prächtig-grüne Farbe ihrer Blätter aus, welche wegen geringerer Größe nicht so schnell und leicht der Quere nach in Lappen zerreißen als diejenigen der genannten Arten, bei denen man selten ein ganzes Blatt findet.

Musäus (griech. Musaios), ein alter griech. Sänger der mythischen Zeit, der Sage nach ein Sohn des Eumolpus von der Selene, nach andern ein Nachkomme und Schüler des Linos oder Orpheus, soll zugleich die gottesdienstlichen Gebräuche nach der Vorschrift des Orpheus, besonders bei den Eleusinien und andern Mysterien, in Griechenland eingeführt haben und wird von den Alten als der Verfasser mehrerer Gedichte genannt. Von diesen Gedichten, die Orakel, Einweihungen und Reinigungen, Heilmittel gegen Krankheiten, ferner eine Titanomachie, Theogonie und Hymnen umfaßt haben sollen, werden noch einzelne Verse, die freilich in Hinsicht ihrer

Echtheit mehr als zweifelhaft sind, angeführt. — Von einem spätern Grammatiker M., der nach einigen Ende des 5. oder zu Anfang des 6. Jahrh. n. Chr., nach andern früher oder weit später lebte, ist ein im ganzen höchst anmuthiges und reizendes erotisches Epos erhalten, «Hero und Leander», welches in Anlage, Entwickelung und Darstellung ein seltsames Gemisch von antiker Einfachheit in Sprache und Gedanken mit neuerer Sentimentalität und Ueberladung darbietet. Die besten Ausgaben besorgten Passow (mit Einleitungen und Uebersetzung, Lpz. 1810) und Möbius (Halle 1814), deutsche Uebersetzungen Tornchy (Mitau 1859) und Buchholz (Marb. 1858).

Musäus (Joh. Karl Aug.), deutscher Schriftsteller, geb. 1735 zu Jena, studirte daselbst Theologie. Er sollte Landpfarrer werden, doch die Bauern widersetzten sich seiner Einführung, weil er einmal getanzt hatte. Darauf wurde er 1763 Pagenhofmeister in Weimar und 1770 Professor am dasigen Gymnasium. Er starb zu Weimar 28. Oct. 1787. Auf seinem Grabe ließ ihm ein Unbekannter ein einfaches Denkmal errichten. M.'s bedeutendste Schriften gingen aus dem Gegensatze gegen übertriebene Zeitrichtungen hervor und haben deswegen fast alle eine satirische Beimischung, die jedoch stets mit Gutmüthigkeit verbunden ist. Zuerst arbeitete er in «Grandison der Zweite» (2 Bde., Eisenach 1760—62; ganz umgearbeitet als «Der deutsche Grandison», 2 Bde., Eisenach 1781—82) der übertriebenen Verehrung des «Grandison» von Richardson (s. d.) entgegen. Nach langem Zwischenraume erschienen seine «Physiognomischen Reisen» (4 Hefte, Altenb. 1778—79) gegen Lavater. Der Beifall, den diese fanden, veranlaßte ihn zur Herausgabe seiner «Volksmärchen der Deutschen» (5 Bde., Gotha 1782 u. öfter; illustrirte Prachtausgabe, Lpz. 1843). Obgleich er dabei mit vieler Sorgfalt aus dem Volksmunde schöpfte, so wußte er doch den echten Märchenton nicht zu treffen, indem er satirische Seitenblicke auf die damals herrschende sentimentale Richtung nicht vermied. Dennoch sind diese Märchen mit Recht ein beliebtes Buch geblieben. Theils in Reimen, theils in Prosa sind seine Erklärungen zu «Freund Hein's Erscheinungen in Holbein's Manier von J. R. Schellenberg» (Winterthur 1785). Eine unter dem Titel «Straußfedern» (Bd. 1, Berl. 1787) begonnene Reihe Erzählungen fortzusetzen, verhinderte ihn der Tod. Nach seinem Tode erschienen die «Moralische Kinderklapper» (Gotha 1788; neue Aufl. 1794—1822 und Nordh. 1843) und von Kotzebue, seinem nahen Verwandten, herausgegeben die «Nachgelassenen Schriften» (Lpz. 1791). Die Gutmüthigkeit, Heiterkeit und Harmlosigkeit, welche M. im Leben besaß, spricht sich auch in seinen Schriften aus. Als Schriftsteller ist er ebenso unterhaltend als belehrend. Die gefälligste, munterste Laune, Offenheit und Biederherzigkeit, ungesuchte Anspielungen und eine Heiterkeit, die zuweilen zur possirlichsten Lebhaftigkeit wird, charakterisirt alles, was er schrieb. Dabei hatte er die deutsche Sprache vollkommen in seiner Gewalt und gebrauchte sie mit Leichtigkeit nach seinem jedesmaligen Zwecke. Vgl. Müller, «Joh. Karl Aug. M.» (Jena 1867).

Muscardine wird von den Seidenraupenzüchtern eine eigenthümliche Krankheit der Seidenraupen genannt, wobei sich dieselben mit weißem Schimmel bedecken und bald sterben. Die mikroskopische Untersuchung hat gelehrt, daß dieser Schimmelpilz (Botrytis Bassiane) ein echter Schmarotzer ist. Seine auf die Oberfläche der Raupe zufällig gelangten Sporen keimen daselbst, die Keimschläuche dringen gewaltsam durch die Haut oder durch die Luftlöcher (stigmata) des Raupenkörpers in dessen Inneres und entwickeln hier ein von den Säften der Raupe sich ernährendes Mycelium, welches den ganzen Körper durchwuchert. Der auf der Oberfläche des Thieres erscheinende weiße Schimmelüberzug besteht aus den aufrecht beisammenstehenden Sporen des Pilzes. Die befallenen Raupen sterben theils durch Entkräftung, theils durch Erstickung infolge der Verstopfung der Luft(Athmungs-)löcher. Die M. kann unter den Seidenraupen große Verheerungen anrichten und die Vernichtung oder wenigstens einen bedeutenden Ausfall der Ernte herbeiführen. Nasse Witterung begünstigt die Entwickelung des Pilzes.

Muschelkalk wird von den Geologen eine Flötzformation genannt, welche im westl. Deutschland sehr verbreitet ist und hier mit dem Buntsandstein, der darunter liegt, und dem Keuper, der darüber liegt, zusammengenommen die Triasgruppe bildet. Das in der Muschelkalkformation herrschende Hauptgestein, ein dichter, meist grauer Kalkstein, erhielt seine Benennung von der großen Menge versteinerter Muscheln, die zuweilen darin vorkommen. Die Formation aber zerfällt in drei Hauptglieder oder Abtheilungen: a) Oberer M., auch Kalkstein von Friedrichshall oder Hauptmuschelkalk genannt; b) Gips und Anhydrit, sehr gewöhnlich verbunden mit Steinsalz; c) Unterer M. oder Wellenkalk. In technischer Beziehung ist natürlich das mittlere dieser Glieder das wichtigste; es hat zu einer großen Zahl deutscher Salinen Veranlassung gegeben, so zu allen denen Würtembergs und Badens und auch zu einigen in Thüringen (Buffleben und Stotternheim), während das Salz der meisten thüring. Salinen aus dem Zechstein abstammt.

Außer dem Steinsalz findet man in einigen Gegenden im M. auch stockförmige Massen von Galmei, Bleiglanz und Brauneisenstein. So in Oberschlesien bei Tarnowitz und in Baden bei Wiesloch. Die Muschelkalkformation ist auch in den deutschen Alpen bekannt, hat aber da wegen ihrer etwas abweichenden Beschaffenheit die Benennung Guttensteiner Kalk erhalten.

Muschellinie, s. Konchoïde.

Muscheln (Conchifera) nennt man diejenigen Schalenthiere, welche ein aus zwei Schalen (Muschelschalen) bestehendes Gehäus besitzen. Der kopflose Leib ist mit einem zweilappigen Mantel versehen, zwischen dessen Lappen sich der Mund und meist zwei Paare blätteriger Kiemen befinden; der am Bauche befindliche fleischige Kiel oder Fortsatz wird Fuß genannt. Neben dem Fuße findet sich oft noch ein Bart (Byssus), wie bei der Steckmuschel (Pinna), der Riesenmuschel (Tridacna Gigas), mit welchem die Thiere befestigt sind. Die beiden Muschelschalen sind an der Rückenseite mit ineinandergreifenden Zähnen (dem Schlosse) versehen, welche aber bei der Teichmuschel (Anodonta) fehlen. Auf der Innenseite jeder Muschelschale bemerkt man ein oder zwei tiefere Eindrücke (Muskeleindrücke) oder die Befestigungspunkte der Muskeln, durch welche die Schalen geschlossen werden. Die Oeffnung geschieht durch die Elasticität eines am Schlosse befindlichen faserigen Bandes. Man unterscheidet zwei wesentliche Unterklassen: die Armfüßler (Brachiopoda), welche jetzt nur noch in wenigen Arten existiren, die aber in den ältern Formationen in sehr reichen Gestaltungen vertreten sind und keine getrennten Athemorgane besitzen; die Blattkiemer (Lamellibranchia), bei welchen selbständige Kiemenblätter vorhanden sind. Wegen der Häufigkeit versteinerter M. dienen dieselben oft zur Charakterisirung der verschiedenen aus Wasser abgesetzten Gesteinsschichten, weshalb man die besonders leicht kenntlichen Arten Leitmuscheln nennt. In culinarischer Beziehung versteht man unter M. vorzugsweise die gemeine Miesmuschel (Mytilus edulis), deren zwei Schalen fast keilförmig und einfarbig violett sind. Das orangegelbe Thier wird gegessen, doch folgt seinem Genusse nicht selten ein ernstes Uebelbefinden. Unter Muschelsauce versteht man eine aus solchen M., Eidotter, Mehl, Sardellen, Citronenschalen, Butter und weißem Wein bereitete Brühe. Die in ganz Indien beliebte scharfgewürzte Muschelsauce (amboinische Tunke) wird auf Amboina aus der Tunkenmuschel (Tellina gari) bereitet, als Handelsgegenstand weit verführt und ist als Zusatz zu Fleischspeisen beliebt. Muschelseide nennt man die seidenartigen Fäden (den Bart, Byssus), die von mehrern Muschelarten zu Geweben verwendet werden können, wie von der edeln Steckmuschel (Pinna nobilis), der schuppigen Steckmuschel (Pinna squamosa) u. s. w.

Muschenbroek (Peter van), eigentlich Musschenbroek, ausgezeichneter holländ. Physiker, geb. 14. März 1692 zu Leyden, studirte daselbst Medicin, Physik und Mathematik. In London, wohin er nach beendeten Studien reiste, wurde er mit Newton persönlich bekannt. Bald nach seiner Rückkehr erhielt er die Professur der Physik und Mathematik erst an der Universität zu Duisburg, dann 1723 zu Utrecht. Später (1739) übernahm er denselben Lehrstuhl in Leyden. Hier starb er 19. Sept. 1761. Die Regierungen von England, Preußen und Dänemark hatten sich vergebens bemüht, ihn in ihre Staaten zu ziehen. Durch M.'s Bemühungen wurden die Fortschritte der Naturlehre ungemein befördert, und seine Versuche wie seine Rechnungen zeugen von ungewöhnlichem Scharfsinn und größter Genauigkeit. Seine vorzüglichsten Werke sind die «Tentamina experimentorum naturalium» (Leyd. 1731), die «Elementa physicae» (Leyd. 1741), das «Compendium physices experimentalis» (Leyd. 1762) und die «Introductio in philosophiam naturalem» (2 Bde., Leyd. 1762).

Musen (griech. Musä, eigentlich die Sinnenden oder Erfindenden) heißen bei den Griechen die Göttinnen des Gesanges, der Dichtkunst und Musik, welche die Menschen zum Gesang, dann überhaupt fast zu jedem geistigen Schaffen begeistern. Ihr Cultus knüpfte sich ursprünglich durchaus an frische, in Wäldern und auf Bergeshöhen hervorsprudelnde Quellen, deren Geriesel dem Ohre des Naturmenschen Musik ist, und deren Wasser nach der Vorstellung der Alten wie ein geistiger Hauch Begeisterung weckte in der Seele dessen, der es trank. Die ersten Träger dieses Cultus waren die pierischen Thraker, die in der macedon. Landschaft Pierien (nach welcher die M. häufig Pieriden genannt werden) am nördl. Fuße des Olympos wohnten und von da nach dem mittlern Hellas, besonders nach Böotien einwanderten, wo der Helikon (s. d.) mit seinen Quellen und Hainen der Hauptsitz des Musendienstes wurde; hier hat jedenfalls auch die Verknüpfung desselben mit dem Cultus des Apollon, der nun zum «Führer der M.» (Apollon Musagetes) gemacht wurde, stattgefunden, und von hier aus hat sich der Musendienst über alle griech. Stämme verbreitet. Die Zahl der M. war nach der verbreitetsten und besonders durch die Poesie allgemein gültig gewordenen Ansicht neun, deren (zuerst in der Hesiodischen Theogonie

aufgeführte) Namen folgende sind: Kalliope, die Schönstimmige (nach späterer Auffassung die Vornehmste des ganzen Kreises); Kleio, die Verkündende, Rühmende; Euterpe, die Erfreuende; Thaleia, die Blühende, Gedeihenspendende; Melpomene, die Singende; Terpsichore, die Tanzfrohe; Erato, die Liebliche; Polyhymnia, die Gesangreiche; Urania, die Himmlische. Als Aeltern der M. betrachtete die gewöhnliche Sage (von der sich freilich wieder mehrfache, auf theogonischen Speculationen beruhende Abweichungen bei Dichtern und Philosophen finden) den Zeus und die Mnemosyne (d. h. Gedächtniß), als ihren gewöhnlichen Wohnsitz den Olympos, von dem sie herniedersteigen zu den Sterblichen, um ihren Lieblingen die Kunst des Gesanges zu lehren, aber auch, um die zu strafen, welche, wie Thamyris (s. d.), sich vermessen, mit ihnen zu wetteifern. Gewöhnlich werden sie als Jungfrauen gedacht; doch wissen mehrfache Sagen auch von Verbindungen einzelner M. theils mit Göttern, theils mit Sterblichen zu erzählen, aus denen Söhne, wie Orpheus, Linos, Hyakinthos, Rhesos u. a. entsproßten. Die bildende Kunst scheint sich in der ältesten Zeit mit der Darstellung von drei M. begnügt zu haben, denen die wichtigsten Musikinstrumente (Lyra, Barbiton, Flöte) als Attribute beigegeben wurden; dann aber wurden besonders durch attische Künstler mehrfach Gruppen von neun M. gebildet, die in der reichen Bekleidung des Körpers und dem sinnigen Ausdruck des Antlitzes einander ähnlich, durch Stellung und Haltung sowie durch mannichfache Attribute voneinander unterschieden wurden. Zahlreiche Musendarstellungen sind uns noch in Statuengruppen (oder Einzelstatuen) und Reliefs aus röm. Zeit erhalten, in welchen wir gewöhnlich folgende, mit der gleichfalls erst spätern Zeiten angehörigen Vertheilung der Dichtungsgattungen, Künste und Wissenschaften unter die einzelnen M. zusammenhängende Charakteristik derselben finden: Kalliope hält als Muse der epischen (heroischen) Dichtung Schreibtafel und Griffel, Klio als Muse der Geschichte eine Schriftrolle, Euterpe als Muse der lyrischen Dichtung zwei Flöten, Terpsichore als Muse des Tanzes und der chorischen Poesie Leier oder Barbiton, Erato als Muse der erotischen Poesie ebenfalls ein Saiteninstrument; Melpomene erscheint als Muse der Tragödie in dem Bühnencostüm der tragischen Schauspieler, in langem, faltenreichem Gewande mit breitem Gürtel, Kothurne an den Füßen, eine tragische Maske mit dem Aufsatz (Onkos) auf dem Haupte, in der Hand trägt sie häufig eine Keule; Thalia als Muse der Komödie und bukolischen Poesie trägt meist ein leichteres, der Bekleidung des bacchischen Kreises analoges Costüm, bisweilen auch eine komische Maske oder einen Hirtenstab; Polyhymnia, als Muse der ernsten, dem Cultus dienenden Dichtung, lehnt sich in reicher Kleidung ohne weitere Attribute an einen Pfeiler oder Felsen, auf den sie nachdenkend den Arm aufstützt; Urania endlich hält als Muse der Sternkunde eine Himmelskugel und ein Stäbchen in den Händen.

Musenalmanach. Mit dem Aufblühen der neuern deutschen Poesie entstanden die M., welche zugleich den Bedürfnissen der Dichter wie der Leser entgegenkamen und lange die Vereinigungspunkte für die besten poetischen Kräfte der Nation waren. Es liegt in dem Wesen der lyrischen Poesie, ihre Erzeugnisse, als die Ergüsse eines glücklichen Augenblicks, möglichst schnell in Umlauf zu bringen. Für diesen Zweck gab es auch bereits vor der Zeit, in welcher die M. ins Leben traten, Unternehmungen, wie die «Poesien der Niedersachsen», in denen Hagedorn seine Jünglingsversuche niederlegte, «Die Belustigungen des Verstandes und Witzes», in denen Gellert, Kleist u. a. zuerst ihre Kraft erprobten, und seit 1745 die «Bremischen Beiträge», welche jahrelang bedeutenden Einfluß auf den Gang der deutschen Literatur übten. Wie sich zur Herausgabe dieser letztern Zeitschrift eine Anzahl der bewährtesten vaterländischen Dichter zu Leipzig vereinigte, so einige Jahre später einige junge Männer zu Göttingen, nur daß diese für die äußere Erscheinung wie die innere Anordnung ihrer Gaben ein um wenige Jahre älteres franz. Unternehmen, den seit 1765 herauskommenden «Almanac des muses», zum Muster nahmen. Es waren dies Gotter (s. d.) und Boje (s. d.), die sich 1769 zur Herausgabe einer poetischen Blumenlese unter dem Titel «Musenalmanach» verbanden. Derselbe erschien 1770 zum ersten mal und wurde von da an, nachdem Gotter Göttingen verlassen, von Boje allein bis 1775 und dann von Göckingk fortgesetzt. In ihm legten auch die Mitglieder des Göttinger Dichterbundes (s. d.) oder des Hainbundes ihre neuesten Gaben nieder. Sechs Jahrgänge dieses ersten Göttinger M. waren erschienen, als J. H. Voß (s. d.) sich zur Herausgabe eines neuen M. entschloß, der 1776 zu Lauenburg, von 1777 an aber zu Hamburg erschien und deshalb gewöhnlich «Hamburgischer M.» genannt wird. Da auch Göckingk sich 1777 diesem Unternehmen anschloß, so übernahm im folgenden Jahre Bürger die Redaction des Göttinger M., der er sich bis zu seinem Tode (1794) mit Liebe unterzog, worauf K. Reinhard die Fortsetzung bis zum 35. Jahrgange (1805) besorgte. Die erste, mit einem so glücklichen Erfolge gekrönte Unternehmung zog bald andere

gleicher Art nach sich. Außer dem Hamburger M. (1776—1800) erschien gleichzeitig mit dem Göttinger ein anderer zu Leipzig von Ch. H. Schmid (1770—81), der jedoch mit dem, was er bot, weit hinter jenem zurückblieb. Der Wienerische M. seit 1777 erwarb sich durch Ratschky's und Blumauer's Beiträge mehrere Jahre hintereinander Theilnahme, ohne jedoch wesentlich in den Gang der Literatur einzugreifen, was auch zahlreichen ähnlichen Sammlungen, die in den nächsten Jahren von Schwaben, Hessen und Schlesien, von Königsberg und Berlin ausgingen, nicht gelingen wollte, bis endlich mit dem von Schiller herausgegebenen M. (1796—1801) für diese Erscheinungen eine neue Epoche einzutreten schien. Nicht blos Schiller und Goethe, sondern auch andere talentvolle gleichzeitige Dichter suchten ihre neuesten Erzeugnisse in die gebildete Lesewelt darin einzuführen, und namentlich machten sogleich im zweiten Jahrgange (1797) die darin enthaltenen «Xenien» allgemeines Aufsehen. Als dieser Almanach aufhörte, machte man neue Versuche, das Publikum zu fesseln. So entstanden die M. von A. W. Schlegel und Tieck (Tüb. 1802) und von Vermehren (Jena 1802—3), das «Poetische Taschenbuch» von Fr. Schlegel (Berl. 1805—6) und der «Musenalmanach» von Leo von Seckendorf (1807—8). Indessen vermochten diese Unternehmungen nicht, sich einen gleichen Beifall zu erwerben. Zu dem in der poetischen Ansicht eingetretenen Zwiespalte kam später die allmählich zunehmende Gleichgültigkeit gegen alles Metrische und die jährlich anwachsende und dem Geschmacke der Zeit sich williger bequemende Taschenbücherliteratur, die mit ihrem buntern Inhalte und reichern Schmucke ihren prunklosern Vorgängern nach und nach die Gunst der Lesewelt entzog. Erst als die Taschenbücher so weit gingen, alles Metrische aus ihrem Kreise zu verbannen, trat das Bedürfniß nach Sammlungen, die das beste Neue aus dem Gebiete der lyrischen und der lyrisch-epischen Poesie in Auswahl mittheilten, abermals hervor. So erschienen denn 1830 zwei M. nebeneinander, der eine von Wendt, der andere, der «Berliner M.», von Veit. Der letztere erlebte nur zwei Jahrgänge, während der erstere, mit seinem dritten Jahrgange als «Deutscher M.» (Lpz. 1834—39) von Chamisso und G. Schwab übernommen, zehn Jahre lang bestand. Von neuern Unternehmungen dieser Art sind nur etwa der «Deutsche M.» (Lpz. 1840), der von Echtermeyer und Ruge (Berl. 1840—41), der von Schad (9 Jahrg., Würzb. 1850—59) und der von Gruppe (5 Jahrg., Berl. 1851—55) hervorzuheben. Seit 1860 ist in Deutschland kein M. weiter erschienen.

Museum (griech. museion) hieß bei den Alten ein jeder den Musen (s. d.) heiliger Raum, Tempel, Hain u. s. w. Aus der häufigen Benutzung solcher Oertlichkeiten für musische Productionen und Wettkämpfe erwuchs die weitere Bedeutung des Wortes für einen jeden Ort, an welchem man Studien und Beschäftigungen trieb, die unter dem Schutze der Musen stehend gedacht wurden. Berühmt ist die mit dem Namen M. bezeichnete großartige Schöpfung des Ptolemäus Philadelphus zu Alexandria, welche unmittelbar am Tempel der Musen angelegt war und unter der obersten Leitung eines Priesters dieser Göttinnen stand. Diese Anstalt versammelte nicht nur die bedeutendsten einheimischen, sondern auch viele fremde Gelehrte auf königl. Kosten, damit sie ganz den Wissenschaften, deren Pflege und Verbreitung leben möchten. Das alexandrinische M. war eine Art von Gelehrtenrepublik, die in der ganzen civilisirten Welt bald zu höchstem Ansehen gelangte und auch an andern Orten Nachahmung fand. Vgl. die Schriften von Parthey (Berl. 1838) und Klippel (Gött. 1838). Schon im Mittelalter war das Wort M. in mancherlei allgemeinern Bedeutungen gebräuchlich. Die vom Studirzimmer, als einem den Musen geweihten Orte, ist gegenwärtig nicht mehr geläufig. Dagegen finden sich in fast allen größern Städten literarische Museen, Orte, an denen wissenschaftliche Zeitschriften, Zeitungen und sonstige Lektüre aufliegen, und die außerdem dem Gespräch und geselligen Vergnügen gewidmet sind. Auch hat man vielfach Zeitschriften, als Tummelplätzen für die von den Musen beschützten Studien, den Titel M. gegeben (z. B. Welcker's und Ritschl's «Rheinisches M.», Prutz' «Deutsches M.» u. s. w.). Vorzugsweise bezeichnet man jedoch mit M. eine Sammlung von Gegenständen der Natur oder Kunst, welche in einem eigens dazu hergerichteten Gebäude oder Raume theils zur Ansicht der Kenner und zum Genusse der Kunstfreunde, theils zur Belehrung für Schüler und Meister und überhaupt für Lernbegierige aufgestellt ist. So hat man zoolog., mineralog., anatom., archäol. Museen. Insbesondere jedoch bedient man sich der Bezeichnung für Sammlungen von Kunstgegenständen aller Art (aber selten für eine Gemäldesammlung), mögen diese nun allen Zeiten entstammen (culturhistor., ethnographische Museen) oder bestimmten Perioden, wie dem Alterthum, dem Mittelalter (Germanisches M. zu Nürnberg), der Neuzeit (z. B. Thorwaldsen-M. zu Kopenhagen, Schinkel- und Rauch-M. zu Berlin, Schwanthaler-M. zu München) angehören. Als die wichtigsten dieser Gattung von

Museen müssen die Sammlungen antiker Kunstwerke gelten, welche in der Regel zu verstehen sind, wenn das Wort M. schlechthin gebraucht wird.

Während im alten Griechenland Gemäldegalerien schon frühzeitig vorkamen, waren systematische und zu Kunstzwecken geordnete eigentliche Sammlungen von Werken der plastischen Kunst dem classischen Alterthum fremd. Dagegen bildeten sich unwillkürlich Museen in berühmten Tempeln, an gefeierten Heilorten und Orakelstätten durch die große Fülle von Weihgeschenken, an den Orten, wo die heiligen Spiele gefeiert wurden durch die Menge der Siegerstatuen, in den Heiligthümern durch das in Magazinen sorgfältig aufbewahrte abgängig gewordene Tempelgeräth und die außer Gebrauch gesetzten Götterbilder. In Rom war durch Sulla die Lust an Sammlungen von geschnittenen Steinen (Daktyliotheken) wachgerufen worden, während andere Massen Murrhinischer Gefäße aufhäuften. In den Bibliotheken pflegte man Reihen von Gelehrtenbüsten aufzustellen. Die Sammlungen der neuern Zeit beginnen etwa mit Cola Rienzi (1347); ein Münzcabinet besaß Petrarca. Die erste große, Statuen und Büsten aufnehmende, besonders aber an geschnittenen Steinen ausgezeichnete Kunstgalerie legte Lorenzo Medici (1472—92) in Florenz an. Später dienten die alten Bildwerke den Palästen der Großen zum Schmuck, wobei man vornehmlich auf Herstellung vollständiger Suiten von Statuen und Büsten röm. Kaiser bedacht war. In Deutschland war die erste selbständige, ihrer selbst willen angelegte und in einem besondern Gebäude aufgestellte Sammlung von einigem Belang das dresdener M.

Im neuern Griechenland selbst bestand bisher kein eigentliches M. Die aufgefundenen Antiken wurden früher in Aegina niedergelegt, dann in Athen an verschiedenen Orten (z. B. in den Tempeln des Theseus und der Nike Apteros) aufgestellt. 1867 wurde alles daselbst zu einem großen Nationalmuseum vereinigt. Die berühmtesten Museen Italiens sind die zu Rom (im Vatican, auf dem Capitol und im Lateran), welche in Betreff der Statuen, Reliefs und sonstigen Marmorsachen die ersten der Welt bilden. Das Museo Nazionale (früher Real Museo Borbonico) zu Neapel, vorzugsweise aus den Funden von Herculanum und Pompeji und den Farnesischen Schätzen gebildet, ist eins der bedeutendsten Europas, in Betreff der Wandgemälde einzig, in Bezug auf Bronzen, auf Hausrath und Gegenstände aus dem Privatalterthum aller Art sowie auf obscöne und phallische Monumente alle andern Cabinete weit übertreffend, auch sonst in jeder Branche der Kunstwerke reich ausgestattet. Auch Florenz besitzt in seinen öffentlichen, vorzugsweise aus den mediceischen gebildeten Sammlungen eins der reichsten Museen, in welchem besonders das Fach der geschnittenen Steine glänzend vertreten ist, das aber auch viele weltberühmte Statuen aufweist. Zu Venedig findet sich ein wichtiger Schatz griech. Marmorwerke in der Markusbibliothek. Auch in vielen andern Städten Italiens finden sich zum Theil werthvolle Sammlungen für Kunst und Alterthum. In Frankreich war zur Zeit des ersten Kaiserreichs das M. im Louvre zu Paris das erste und schönste der Welt, wie es denn auch noch gegenwärtig zu den größten und reichsten gehört. An dasselbe reihen sich die Sammlungen in der kaiserl. Bibliothek und das neue Musée Napoléon III., den größten Theil des früher in Rom befindlichen Museo Campana enthaltend. Die bedeutendsten Provinzialmuseen Frankreichs sind die zu Arles, Grenoble, Marseille, Nîmes, Orange und Toulouse. In England enthält das Britische Museum (s. d.) in Bezug auf griech. Kunst unbestritten die erste Galerie der Welt. Ansehnliche Museen befinden sich auch zu Oxford, Cambridge und Liverpool. Deutschland besitzt vier große Museen, die jedes in seiner Art von Bedeutung sind: zu Dresden, zu Wien, zu München und zu Berlin. Beträchtliche Sammlungen finden sich ebenfalls zu Kassel, Hannover, Arolsen (pompejanische Bronzen), Gotha, Weimar, Frankfurt a. M., Darmstadt, Mannheim, Mainz, Karlsruhe, Bonn, Köln u. s. w. In der Main- und Rheingegend hat fast jede bedeutendere Stadt ein Antiquarium, in welchem die in der Umgegend gefundenen Antiken niedergelegt werden. Auch besitzen alle deutschen Universitäten jetzt mehr oder minder reiche archäol. Sammlungen. In Rußland bergen die Sammlungen in der Eremitage zu Petersburg, zu Zarskoje-Selo und Pawlowsk reiche Schätze. Nicht unbedeutend ist das M. der Universität zu Dorpat. In Schweden bestehen Museen zu Stockholm, in Dänemark zu Kopenhagen (auch für nordische Alterthümer), in den Niederlanden die bedeutenden Sammlungen im Haag und zu Leyden. Die Schweiz besitzt viele kleinere Galerien (z. B. zu Basel und Bern). Auch in Ungarn und Siebenbürgen fehlt es nicht an Museen. Die Antikenschätze Spaniens sind erst in jüngster Zeit im übrigen Europa etwas bekannter geworden. Neuerdings sind sogar Museen zu Algier, Konstantinopel und in Aegypten entstanden. Vgl.

Böttiger, «Ueber Museen und Antikensammlungen» in dessen «Kleinen Schriften antiquarischen Inhalts» (Bd. 2, Dresd. und Lpz. 1838).

Musik umfaßte bei den Griechen, deren Sprache das Wort entstammt, alle auf Geistes- und Gemüthsbildung abzielenden Künste (studia humaniora) im Gegensatz zur Gymnastik, die den Körper bildet. In der engern Bedeutung als Tonkunst, welche sie namentlich erst in den christl. Zeiten erhalten, hat sie den Kern ihrer frühern Bedeutung bewahrt, ja in dieser Begrenzung erst völlig entwickelt, nämlich die unwiderstehliche gemüthbewegende Macht, eine unmittelbare Herrschgewalt über die menschlichen Empfindungen, worin ihr keine andere Kunst gleichkommt. Als Kunst der reinen Subjectivität sie fassen, wie neuerdings geschieht, heißt philos. Begriffe in ein fremdes Gebiet tragen, wodurch ihre Bedeutung nicht erhellt, sondern nur verengt wird; als Kunst des Gefühls sie bezeichnen, heißt ihre Wirkung zu ihrem Wesen stempeln und überdies in den meisten Fällen Ohr mit Gefühl verwechseln. Der M. gehört die ganze hörbare Welt, in deren Mittelpunkte sie schaltet, wie der bildenden Kunst die sichtbare; in dieser ist sie ganz in derselben Weise objectiv, wie die bildenden Künste in jener, denn die Objectivität hängt nicht an der Wiedergabe des Körperlichen, sondern an der Darstellung der Erscheinungen durch künstlerische Formthätigkeit. Das Wesen der M. wird bezeichnet durch das Wort Tonkunst; sie ist eine Darstellung aller Dinge oder der Natur durch künstlich geformte Töne. Den Zugang zu diesen Dingen, gleichsam den Schlüssel der Erscheinungen, hat die M. erhalten durch ihren Ursprung in und mit der Sprache; dieser Schlüssel ist der tonische Accent. Hierdurch erst ward ihr die Kraft, auch die Töne der Natur zu erfassen und nachzuahmen, und obwol ihr Weg zur Natur ein eben so unmittelbarer ist als bei den übrigen Künsten, folgt doch aus dem Gesagten, daß er anfangs nicht ein im selben Maße unabhängiger war, sondern an die Sprache gebunden blieb. Solange die Sprache blühte und im Zustande üppiger Bildung sich befand, ging der beste Theil der M. völlig in dieselbe auf, und sie kam nicht zum Bewußtsein ihrer eigenen Kraft und Bestimmung. Hieraus erklärt sich die auffallende Thatsache, daß einer Kunst, die so unmittelbar und so mächtig zum Herzen spricht, und deren zauberischer Gewalt die Menschheit schon in den frühesten Zeiten unterthan war, da selbst die ältesten Nachrichten des Preises ihrer Wirkung voll sind, doch erst zu allerletzt, als alle Künste schon eine hohe, zum Theil nie wieder erreichte Vollendung errungen hatten, in den Fluß der Entwickelung gerieth und in aufdämmerndem Bewußtsein langsam und bedächtig den rechten Weg betrat, dann aber unaufhaltsam verfolgte und endlich, wie im Fluge, in einer wahren Ueberfülle herrlichster Kunstwerke zur Vollendung sich aufschwang.

Die M. als die Kunst der Töne hängt mit dem ganzen Tonleben der Natur zusammen, folgt denselben Gesetzen und ist, von diesem Gesichtspunkte betrachtet, ein Theil der physik. Wissenschaften. Die alles Ton- und Schallwesen umfassende Lehre heißt Akustik (s. d.), eine Wissenschaft, deren musikalische Grundzüge schon von Pythagoras angedeutet sind, die aber erst seit dem 18. Jahrh. Selbständigkeit gewann und zu bedeutenden und sichern Resultaten gelangte. Die Akustik bildet die Vorhalle der Musikwissenschaft, die uns, wie die neuesten Forschungen von Helmholtz (s. d.) besonders deutlich gelehrt haben, geradeswegs dem Hauptgegenstande zuführt. Die eigentliche Musiklehre hat dreierlei zu behandeln: 1) den Rhythmus, der in der zeitlichen Abfolge dieser Kunst die Pulse der Bewegung bildet; 2) die Melodie, eine Folge von Tönen in gemessener und rhythmisch gegliederter Zeit; 3) die Harmonie, das gleichzeitige Erklingen mehrerer Stimmen oder Melodien zu Einer Wirkung. Aller Rhythmus haftete ursprünglich an dem Metrum der Sprache und am Tanze, mit welchem er eins war, löste sich aber mit der Zeit davon ab und erlangte seine Selbständigkeit zum Theil auch durch die Einführung der mehr rhythmischen als tonischen Instrumente, wie Trommel, Pauke u. dgl. In der M. gibt es zwei Arten von Rhythmen: den planen Rhythmus oder die Mensur, d. h. die musikalische Zeitmessung wie sie in den Takten und ihren Theilen zur Anwendung kommt, dann den kunstvoll gegliederten Rhythmus, der über die Takte hinausgreift und nicht nach dem Taktmaß, sondern nach der innern Natur der musikalischen Gedanken sich bildet. Letzterer hat seine feinste Durchbildung erst mit der Vollendung der reinen M. erhalten und ist in seiner wahren, echt kunstmäßigen und reichen Gestalt nur auf den Höhen der Tonkunst zu suchen. Die Melodie ist die Lebensader der M., ohne deren Bewegung Stillstand und Tod eintritt; die Melodie ist schlechterdings unentbehrlich, um das Getriebe der Tonkunst ins Werk zu setzen, sie kann aber je nach den Aufgaben oder Neigungen des Tonsetzers in einem Werke hell aufleuchten und den Reigen führen, oder mehr im Verborgenen wirkend die harmonischen Massen durchglühen. Zu der Melodie gehören die Tonarten, als die Urmelodien, welche sich im Durchgange durch die sog. acht Kirchentöne zu den modernen zwei Tonarten Dur und Moll

entwickelt und vereinfacht haben. Während Rhythmus und Melodie an sich für die Lehre nicht sehr ergiebig sind und gesondert nur einen geringen Raum beanspruchen, nimmt die Unterweisung in allen Regeln und Künsten der Harmonie die Musiklehre fast ausschließlich in Anspruch, so sehr, daß die Compendien des Musikunterrichts bekanntlich «Harmonielehre» genannt werden. Dies ist um so merkwürdiger, weil, äußerlich betrachtet, Melodie und Rhythmus durchaus nothwendige Theile der M. sind, nicht aber die Harmonie, da es viele M. gibt, die ohne alle Mehrstimmigkeit besteht, aber keine die ohne Rhythmus und Melodie wäre. Die Lehre legt also auf denjenigen Theil, der scheinbar der entbehrlichste, ihr Hauptgewicht, und mit Recht; denn die Harmonie fehlt ebenso wenig bei irgendeinem Tonstücke als Rhythmus und Melodie, nur hält sie sich verborgener. Indem die Lehrpraxis oder Kunstübung bei diesem verborgenen Theile einsetzt, ihn ins hellste Licht hebt und alle seine Geheimnisse auszubeuten sucht, bringt sie damit die neue musikalische Kunst in ihrer vollen Eigenthümlichkeit und in ihrer ganzen Macht zur Geltung. Die Musiklehre hat dreierlei zu behandeln: A) Die einfache oder unentwickelte Harmonik, gewöhnlich Generalbaß genannt, weil sie auf dem Grunde des Basses (Grundbaß, Fundament, das Basso continuo) ruht und schrittweise mehrstimmig, gewöhnlich vierstimmig, in allen Stimmen zugleich fortschreitet. Dahin gehört der zwei- bis vierstimmige Liedergesang, die Orgel- oder Klavierbegleitung der Kirchenmelodien und die gesammte Begleitung (Accompagnement) auf Grund eines bezifferten Basses. B) Die entwickelte Harmonik oder der Contrapunkt, wo die Harmonie auf eine völlig entgegengesetzte Art sich bildet. Ist beim Generalbaß die Harmonie in ihrer ganzen accordlichen Fülle der Ausgangspunkt, die nothwendige Voraussetzung jedes Tonschritts, so ergibt sie sich beim Contrapunkt erst als die Folge einer Combination, aus welcher die Mehrstimmigkeit hervorgeht. Hier entwickeln und verwickeln sich Melodien zu einem harmonischen Gewebe, in welchem den einzelnen Stimmen die Möglichkeit gegeben ist, in gestaltenfreier Selbständigkeit sich zu bewegen. Der Contrapunkt umfaßt Fugen (Canon und Fuge), Nachahmungen (Imitationen, concertirende Formen) und thematische Arbeit; die fugirte Schreibart muß gewissermaßen als der Kern des Contrapunktes angesehen werden, weil er sich in dieser am meisten und machtvollsten offenbart. C) Die Formenlehre, welche das ganze Gebiet der künstlerischen Gestaltung begreift, und in der auch alles, was die Lehre über Rhythmik und Melodik zu sagen hat, zur Anwendung kommt. Die Formen der Tonkunst sind unendlich mannichfaltig und ihre Namen ungemein zahlreich; die hauptsächlichsten werden sogleich bei der Eintheilung der M. namhaft gemacht werden.

Eintheilung der M. Die Haupteintheilung ergibt sich aus den beiden, voneinander wesentlich verschiedenen Organen der Tonkunst: der menschlichen Stimme und den von Menschenhand frei erfundenen und ausgebildeten Tonwerkzeugen oder Instrumenten. Sie zerfällt hiernach in Vocalmusik und Instrumentalmusik, und zwar erhellt aus dem angedeuteten Ursprunge der M. durch die Spracherzeugung, daß von beiden die Vocalmusik als die geistig bedeutendere, innerlichere und die frühesten und wichtigsten Kunstnormen abgebende Gattung den ersten Platz einnimmt. Die Instrumentalmusik dagegen übertrifft den Gesang weit an Vielseitigkeit, Umfang des Tongebiets und Mannichfaltigkeit der Farben und hat die Aufgabe, das Gebiet zu erweitern, zu festigen, dem Tonkörper Consistenz und den eigentlich musikalischen, den andern Dingen selbständig gegenübertretenden Charakter zu verleihen. Beide haben aber nicht die Aufgabe, miteinander zu rivalisiren, sondern vielmehr die, einander zu ergänzen und gemeinsam das Höchste zu leisten. Eine Unterabtheilung der Vocalmusik nach dem stofflichen Inhalte ist die in geistliche und weltliche M., welche aber keineswegs ausreichend ist und eben den besten Theil dieser Kunst der Gefahr aussetzt, verkannt zu werden. Hiernach pflegt man die Oratorien der geistlichen M. zuzuzählen, weil ihre Gegenstände meistens religionsgeschichtlichen Inhalts sind, die Opern nebst einer ganzen Reihe Oratorien und Cantaten aus demselben Grunde der weltlichen. Die Zerlegung der Vocalmusik in weltlich und geistlich, angewandt auf die genannten großen Formen, ist nun namentlich deshalb unrichtig, weil keine Stilunterschiede dafür sprechen, der die Anregung gewährende Stoff also eine Scheidung statuirt, gegen welche die künstlerische Einheit der Werke sich sträubt. Diese Eintheilung entstammt einem frühern, noch unentwickeltern Zustande der Kunst, für welchen sie Berechtigung hatte. Seit drei Jahrhunderten ist sie durch die Entwickelung überholt, und an ihre Stelle ist folgende einfache, das ganze Gebiet umfassende Theilung getreten, die jedem Zweige der Kunst sein Recht gewährt: Kirchenmusik, Bühnenmusik, Concertmusik. Jede dieser drei Kunstgattungen haftet an einer bestimmten Oertlichkeit als an ihrer ausschließlichen, allein berechtigten Heimat und hat demgemäß auch einen

besondern Kunststil zu vollster Selbständigkeit auszubilden vermocht. Die **Kirchenmusik** begreift in sich den einstimmigen Ritual- und Choralgesang sowie den mehrstimmigen Chorgesang (letzterer a capella oder alla capella genannt, wenn ohne alle Begleitung nur von Menschenstimmen vorgetragen) und das kirchliche Orgelspiel. Im engern Sinne gehört zu der Kirchenmusik nur die liturgische, d. h. die in die Cultusvorgänge aufgenommene und eingeordnete M. Weil aber verschiedene Confessionen bestehen, die auch über den der Tonkunst beim Cultus zu gewährenden Antheil verschiedene Ansichten hegen, so erweitert sich das Gebiet der Kirchenmusik dadurch beträchtlich, ohne indeß jemals zu einer sicher begrenzten Festsetzung zu gelangen. **Bühnen- oder Theatermusik** wird gewöhnlich als dramatische M. bezeichnet, weil sie aus dramatischen Vorgängen ihre Anregung empfängt und dieselben zu heben und zu verstärken bestimmt ist, ein Ausdruck der nicht zu beanstanden, aber nur mit demselben Rechte und derselben Einschränkung zu gebrauchen ist, mit welchem die Kirchenmusik auch wol gottesdienstliche M. genannt wird. Der Kern des Dramatischen, soweit dieses im Bereich der Bühne zur Geltung kommt, liegt in der Poesie; das Musikalisch-Dramatische aber, die volle Darstellung (nicht blos die Begleitung) von Handlungen und Vorgängen durch Aufbietung aller Mittel der Tonkunst, geht weit über die auf der Bühne in Scene gesetzte M. hinaus. Wäre solches nicht der Fall, so würden diejenigen allerdings recht haben, welche die dramatisch-theatralische M. als den Culminationspunkt der Tonkunst überhaupt ansehen, da in ihr Vocal- und Instrumentalmusik zu großen Aufgaben, in großen umfassenden Werken innig verschmolzen sind. Den Mittelpunkt dieser Gattung bildet die Oper, die ernste (jetzt gewöhnlich die Große genannt) und die komische (Opera seria und Opera buffa). Singspiel, Lustspiel oder Balladenoper, Melodrama, Couplet, Ballet sind Nebenarten, bei denen die M. eine weniger hervorragende Stellung einnimmt. Die **Concertmusik** hat sich von den drei Gattungen zuletzt eine berechtigte selbständige Stellung errungen, die indeß selbst zur Zeit so wenig gesichert ist, daß die Begriffe über Bedeutung und Umfang derselben sowie über ihr Verhältniß zu den beiden ersten Gattungen noch sehr auseinandergehen, da sie meistens nur als ein nebensächlicher Ausläufer von beiden angesehen wird. Als ein Ausläufer kann die Concertmusik auch angesehen werden, wenngleich in einem andern Sinne, denn sie ermöglicht die volle Ausgestaltung und dadurch die Vollendung dessen, was in der Kirche und auf der Bühne durch die sonstigen Vorgänge gehemmt und bedrängt ist. So entwickelt sich der Chorgesang erst im Bereiche der Concertmusik in seiner vollen Pracht und Größe, da in der kirchlichen M. die Instrumente, in der theatralischen die Singstimmen nicht völlig zur Geltung gebracht werden können und bei beiden für eine solche musikalische Breite auch nicht der rechte Boden vorhanden ist. Eine ähnliche Begünstigung erfährt der begleitete Sologesang, denn obwol ihm diejenigen Wirkungen abgehen, welche aus einer Verbindung mit Action und Costüm entstehen, bleibt doch das Concert die Pflegestätte und nunmehrige eigentliche Heimat alles im großen Stil, in breiten Formen gehaltenen Gesangs. Zu der Concertmusik ist auch das Kleine Concert oder die Haus- und Kammermusik zu rechnen, die Heimstätte der Instrumentalmusik sowie des geselligen Gesangs. Unter Hinzunahme dieses Gebiets ist die Ausbildung, welche namentlich die gesammte Instrumentalmusik durch das Concert erhalten hat, eine große und alle Zweige umfassende, von den Sätzen für einzelne Instrumente (Pianoforte, Violine, Flöte u. s. w.) aufsteigend durch die mehrstimmigen Formen (Trios für Streichinstrumente und Klavier, Quartette, Quintette, Sextette u. s. w.) zu der vollkommensten, der vielstimmigsten und vielgestaltigsten Form der Instrumentalmusik, der Symphonie. Die Vereinigung beider Hauptkräfte der Tonkunst, der vocalen und instrumentalen, erzeugt auf diesem Felde als größtes und vollkommenstes Werk das Oratorium, welches durch das Fehlen der Action und des Bühnenschmuckes an äußerm Reize und Anschaulichkeit der Handlung hinter der Oper zurückbleibt, aber dieselbe durch alles übertrifft, was ein Werk im letzten Grunde zu einem Tonwerke macht, durch die Fülle der M., der Viel- oder mehr Allseitigkeit der zur Anwendung gelangenden musikalischen Formen und die rein musikalische Charakteristik. Das Oratorium (dessen herkömmliche Eintheilung in geistlich und weltlich innerlich nichtig ist) hat, wie die Oper, einige kleinere Formen neben sich in Cantaten, Pastoralen, Oden u. s. w.; einige andere stehen auf der Grenze zwischen Kirche und Concert, wie die Passionen und Cantaten, welche in der Kirche aufgeführt wurden zu einer Zeit, wo Kirche und Concertsaal gleichsam vereinigt waren, die nach und nach aber immer mehr in den letztern überwandern. Dieser reichste und für das öffentliche Leben wirkungsvollste Theil der M., das Concert, erwartet noch diejenige Ausbildung und sichere Begründung, die der Kirchenmusik früher und der Oper später zutheil wurde. Das nähere Verständniß dieser Kunstgattungen und ihrer zeitlichen Entstehung gewährt der geschichtliche Verlauf der Tonkunst.

Geschichte der M. Mit den Sprachwurzeln reichen auch die Wurzeln der M. in eine unvordenkliche, durch keine Kunde erhellte Urzeit hinab, und die Völker des Morgenlandes haben das Erbe dieses Uralterthums zum Theil noch jetzt bewahrt. Aber dasjenige Volk, bei welchem mit den übrigen Künsten auch die M. zuerst als Kunst zum Bewußtsein gelangte, waren die Griechen, denen wir auch in musikalischer Hinsicht unendlich verpflichtet sind. Ihre Bedeutung für uns liegt nicht darin, daß sie uns namhafte Tonwerke hinterlassen hätten, was nicht der Fall ist, sondern darin, daß sie alle musikalischen Formen andeutend zuerst zur Entwickelung gebracht und auch für diese Kunst den allein richtigen Weg betreten, den wahren Grund zu ihrer noch höhern Vollendung gelegt haben. Mit dem Untergange des Alterthums trat eine lange Zeit der Dämmerung ein, in welcher sich die Kräfte sammelten, und in dieser Zeit, ein volles Jahrtausend hindurch, zog der christl. Cultus alle musikalischen Säfte der bekehrten Völker an sich und reinigte sie in den griech.-röm. Kunstnormen. So wurde eine Reihe von Tönen oder Tonarten festgesetzt, die sog. Kirchentonarten, welche den kirchlichen und nach und nach auch den außerkirchlichen Gesang der verschiedenen Völker in Ordnung brachten. Die Kirche stand den zu bekehrenden und ihren Ordnungen zu unterwerfenden Völkern gegenüber mit einem gesammelten Schatze und im vollen Bewußtsein des allein Richtigen; ihr Gesang war auf Universalität angelegt, entgegen den wilden nationalen Weisen der heidnischen Völker. Für diese Epoche ist daher die M. einzutheilen in kirchliche und außerkirchliche, denen aber nicht der Gegensatz des Geistlichen und Weltlichen, sondern der des Universalen und Nationalen zu Grunde liegt. Die eigentlich musikalischen Länder waren um diese Zeit schon Italien, England und das Reich Karl's d. Gr., an welchem diese Kunst einen Hauptförderer fand. In den beiden Jahrhunderten nach ihm blühte die Tonkunst namentlich im Kloster zu St.-Gallen. Das kanonische Buch für den Kirchengesang war die durch Gregor d. Gr. um 600 veranstaltete Melodiensammlung, die sich bald in Mittel- und Westeuropa verbreitete und in Guido von Arezzo (s. d.) einen Dolmetscher fand. Dieser Mönch verbesserte die Notenschrift, erleichterte die Musiklehre und gab den Anstoß zu fast allen großen Verbesserungen der folgenden Jahrhunderte; er wurde neben Gregor und dem die altgriech. Theorie überliefernden Boëthius für das ganze spätere Mittelalter die Hauptautorität.

Unmittelbar nach Guido, im Zeitalter der Kreuzzüge, verbreitete sich eine neue Kunst, deren Anfänge dunkel sind: die Harmonie oder Mehrstimmigkeit und der darauf gegründete Contrapunkt. Zu gleicher Zeit und zum Theil Hand in Hand damit gelangte fast in allen Ländern Europas der Liedergesang zu neuer Blüte und verdichtete sich zu Nationalmelodien, die zum Theil in der mehrstimmigen M., zum Theil unmittelbar im Volksgesange bis auf unsere Zeit sich erhalten haben. Von der Kirche wurde das musikalische Treiben dieser Zeit, soweit es auf neue Töne und Weisen sich bezog, mehr befehdet als befördert; selbst der mehrstimmige Gesang wurde anfangs ungern geduldet. Als derselbe aber in England, Nordfrankreich, den Niederlanden und Deutschland mit jedem Jahrzehnt glänzender sich entwickelte, wurde die päpstl. Kapelle in Avignon und Rom bald der Hauptsitz desselben, ein Sammelplatz der größten Meister aller Länder als Sänger, Kapellmeister und Tonsetzer. In der letzten Hälfte des 15. Jahrh. gewannen die Niederländer die Oberhand und verbreiteten sich über Europa; in Rom rivalisirten mit ihnen die Spanier. Dann aber erhob sich Italien selbst in dem großen Genie des Palestrina und brachte, in Zusammenfassung aller bisher gepflegten Richtungen nach der schon von Gregor d. Gr. angedeuteten Höhenrichtung des kirchlichen Gesangs hin, den mehrstimmigen Kirchengesang zur Vollendung, im Wetteifer mit zahlreichen großen Meistern (unter denen sein Zeitgenosse Orlando Lasso, der größte der Niederländer, besonders hervorragt), wodurch der Tonkunst in der Kirche und der Kirchenmusik in der Welt das volle Bürgerrecht errungen wurde. In dieser Periode hat die Theilung der M. in weltliche und geistliche Sinn und Berechtigung, denn in der ganzen Zeit war der Wetteifer, die Befehdung, der Kampf zwischen beiden und die endliche Bezwingung des Weltlichen durch das Kirchliche (zuerst in der Umwandlung des weltlichen Gesangs in Choralmelodien durch die Reformatoren, und sodann in der Vollendung des kirchlichen Chorgesangs durch Palestrina und seine Zeitgenossen) der treibende Factor.

In Palestrina's Zeit, nämlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., wurde der mehrstimmige Gesang auch im weltlichen Liede mit einer gewissen Einseitigkeit gepflegt. Dem entgegen tauchten Bestrebungen auf, welche auf die Wiedererweckung des Einzelgesangs in altgriech. Art und Wirkung ausgingen und schon um 1600 so viel Wurzel gefaßt hatten, daß in Florenz die erste Oper («Euridice» von Peri) und in Rom das erste Oratorium («L'anima e corpo» von E. del Cavalieri) aufgeführt werden konnten. Hiermit waren die beiden größten Formen der Tonkunst ins Leben gerufen und auf die Bahn der Entwickelung gestellt, die sie in unaufhaltsamem,

durch eine unendliche Fülle von Werken bezeichneten Laufe in kaum zwei Jahrhunderten bis zum Ziele hin zurücklegten, und zwar besonders seit dem J. 1638, wo das erste ständige Operntheater in Venedig errichtet wurde und Carissimi in Rom zur selben Zeit die eigentlichen musikalischen Grundlagen des Oratoriums und der Concertmusik legte. Die Ziel- und Höhenpunkte sind Händel im Oratorium und Mozart in der Oper, zwei Deutsche, deren Werk aber nicht möglich war und nicht verstanden werden kann ohne das, was ihre Vorgänger unter Betheiligung der Hauptnationen Europas geleistet haben. Die gesammte M. in ihrer modernen Richtung wurde zunächst fast ausschließlich gepflegt von ihren Schöpfern, den Italienern, denen hierfür alles zu statten kam, was derselben förderlich sein konnte, der griech.-röm. Culturgrund, die musikalische Sprache, ein ausgebildetes Theater und die Zerstückelung des Landes in kleine Herrschaften und Gemeinwesen, die in der Kunstübung einander zu überbieten suchten. Der Hauptort im 17. Jahrh. für die Oper war Venedig, wo Monteverde den Grund gelegt hatte und Cavalli weiter baute, für das Oratorium Rom. Im 18. Jahrh. gewann Neapel den Vorrang, hauptsächlich infolge der Wirksamkeit des fruchtbaren Alessandro Scarlatti. Auch in der Instrumentalmusik wurde Italien tonangebend durch den Organisten Frescobaldi und den Violinisten Corelli. Ital. Oper, Gesangskunst, Instrumentenbau und -Spiel verbreiteten sich jetzt über alle Länder wie ein Jahrtausend früher der gregorianische Kirchengesang. Namentlich in vier Völkergebieten wirkten sie befruchtend und erzeugten direct oder indirect neue Gestaltungen: in dem prot. Mittel- und Norddeutschland, in England, in Frankreich, und in Oesterreich mit Süddeutschland.

Das prot. Nord- und Mitteldeutschland, um die Mitte des 17. Jahrh. durch Heinrich Schütz repräsentirt, fand seit 1678 einen Mittelpunkt in der hamburger Oper, an der Reinhard Keiser, Mattheson, Telemann und andere bedeutende Musiker wirkten. Selbständig entwickelte sich das Orgel- und Klavierspiel unter den Händen vieler gediegener Meister und culminirte in J. S. Bach, der direct und durch die Wirksamkeit seiner Söhne und Schüler auf die folgende Entwickelung einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Auch die Vocalmusik der deutschen evang. Kirche dieser Zeit weist eine Reihe großer Werke auf; nur haben dieselben durch Anlehnung an die Formen der Oper sich dem Cultus oder der Kirche entfremdet, ohne zu der rein kunstmäßigen Abgeschlossenheit des Oratoriums durchzudringen. Ihnen ist daher eine gewisse Unentschiedenheit und zwitterhafte Gestalt eigen, wodurch ihre künstlerische Wirkung verkümmert und ihre Allgemeingültigkeit beeinträchtigt wird. Ein ähnlicher Mangel haftet der deutschen Oper dieser Periode an; von Anfang zu sehr der Nachahmung der italienischen ergeben, beeinflußte diese sie so sehr, daß zuletzt selbst die deutsche Sprache verdrängt wurde. Um die Mitte des 18. Jahrh., als Hasse und Graun die deutschen Theater beherrschten, wurde die Oper überall in ital. Sprache gesungen.

Dies war auch der Fall in England, wo die engl. Oper unter Purcel und andern nationalen Componisten auf die Dauer sich nicht als lebensfähig erwies, aber später die Balladenoper hervorbrachte, in deren Anregung das deutsche Sing- oder Liederspiel entstand. Die ital. Oper beschränkte sich hier auf London, und in ihrer glänzendsten Zeit, von 1710—40, sind ihre Schicksale eng verflochten mit dem Leben Eines Meisters, mit Händel, der durch sie den Weg nahm zum Oratorium, welches er aus der unvollkommenen Gestalt seiner Vorgänger plötzlich zur Vollendung erhob und damit der Concertmusik neben der Oper dasjenige große Gebiet gewann, auf welchem seit der Zeit das Bürgerthum in Gesangvereinen und Musikfesten seine wahre musikalische Bildungsstätte besitzt. Die werthvollsten Eigenthümlichkeiten der englischen M., die Kraft des Accents, vollwichtige Melodie und der rein musikalische (aber nicht dramatisch-theatralische) Sinn, sind in Händel's M. erhalten, ähnlich wie der deutsche Grund und die ital. Formgebung. Sein Oratorium konnte nur in England entstehen, welches damals allein wahre Freiheit und wahre Dichtung besaß, muß daher in dieser Hinsicht als ein engl. Product angesehen werden.

Frankreich war das einzige Land, welches die ital. Oper nachzuahmen wußte, ohne ein Sklave derselben zu werden, nämlich durch völlige Einbürgerung. Aehnlich wie in England bei Händel, wirkte auch hier in Frankreich der Volksgeist so stark, daß ein Ausländer, der Italiener Lully, der Gründer der franz. Oper werden konnte. Was er in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. gestaltete, baute Rameau in der Mitte des 18. weiter aus, und vollendete der deutsche Gluck einige Jahrzehnte später. Die franz. Musik hat eine starkausgeprägte Eigenthümlichkeit, und wenn auch in der rhetorischen Neigung der Sprache und in der Gewandtheit der dramatisch-theatralischen Action der italienischen verwandt, ist sie doch in allen wesentlichen Punkten der wahre Gegensatz derselben. Accent und Rhythmus sind im Französischen heftig, bestimmt und leicht, nicht im Tonstrome verschwimmend wie im Italienischen, die melodischen

Formen sind kurz und knapp, die harmonisch-contrapunktischen im Vergleich zu den italienischen und deutschen unentwickelt, das Ganze mehr auf das Charakteristische als auf das Schöne gerichtet. Daher ist die französische M. in vorzüglichem Maße für die Bühne geeignet, auf der sie eine reiche Entwickelung gefunden hat; in den rein musikalischen Arten, den oratorischen und instrumentalen, ist sie dagegen von geringerer Bedeutung.

In Oesterreich und Süddeutschland bürgerten sich Oper und Oratorium früh ein (Wien), hielten sich aber in den Grenzen der ital. Sprache und Musikformen. Eine Erweiterung des Ueberkommenen wurde aber auf dem Felde der Instrumentalmusik geschaffen, auf welchem sich hier und in Süddeutschland bis an den Rhein hin ein durchaus freier Geist immer mehr geltend machte, der zuerst in Haydn zu wahrer Kunstgröße gelangte. Gluck's glänzende Versuche an der Italienischen Oper in Wien leiteten auf die herrlichen Schöpfungen Mozart's, die das von Gluck Erstrebte musikalisch vertieften, das von Haydn Erreichte weiter führten, die ital. Oper vollendeten und durch Vollendung überwanden, womit zugleich der deutschen Oper eine neue Bahn gebrochen wurde. Der Geist dieser Epoche sammelte sich endlich in Beethoven und fand in der Instrumentalmusik desselben seinen höchsten Ausdruck, insofern er das zur reifsten Gestaltung brachte, was in der M. der genannten Länder und wesentlich in der ganzen Zeit seit 1750 die zur Vollendung aufstrebende bewegende Macht war. Mit den letzten Jahren von Beethoven's Leben schließt die Zeit, wo die Tonkunst in allen musikalischen Ländern national, in den Erzeugnissen ihrer ersten Meister aber universal angelegt war, und es beginnt eine neue Zeit, in welcher sie kosmopolitisch ist.

Literatur. Die Literatur der M. ist sehr umfangreich, wenn man alle einzelnen Schriften zusammen zählt, die sich in irgendeiner Hinsicht mit musikalischen Dingen beschäftigen; aber sehr dürftig, wenn man auf ausgeführte Gesammtdarstellungen der M. sein Augenmerk richtet. Dies kommt daher, daß die meisten derartigen Werke für die Unterweisung der Musiklernenden geschrieben werden, oder leichte Uebersichten des vorhandenen Stoffs und geschichtliche Nachrichten liefern wollen. Diese Literatur zerfällt daher in drei Zweige: Lehrbücher für die musikalische Praxis, Lexica und musikgeschichtliche Werke. Von Lehrbüchern der frühesten Zeit, seit 1500, sind die umfassendsten herausgegeben von Gafurius, Glarnan, Kircher und Fux lateinisch, von Zarlino italienisch, von Cerone spanisch, von Morley englisch, von Mersenne französisch, von Mattheson deutsch; die spätern sind von Marpurg, Martini, Kirnberger, Reicha, Weber, Marx u. a. Umfassende Lexica erschienen seit 1732 von Walther, Gerber, Lichtenthal, Schilling, Bernstein, Fétis, die zum Theil nur biographische, zum Theil auch theoretische Artikel darbieten. Lediglich theoretische und andere Sacherklärungen enthalten die Werke von Grassineau, Rousseau, Koch und Donner. Größere Werke unter dem Titel einer Geschichte der M. wurden seit 1668 verfaßt von Printz, Bontempi, Hawkins, Burney, La Borde, Forkel, Ambros u. a., sämmtlich nur einander mehr oder weniger ergänzende Materialiensammlungen. Die besten Arbeiten der jüngsten Zeit auf musikgeschichtlichem Gebiete behandeln einzelne Perioden oder Meister (wie z. B. die Werke von O. Jahn über Mozart, von Chrysander über Händel, u. s. w.).

Musikschule, s. Conservatorium.

Musivgold, Judengold, Mosaikgold nennt man eine künstlich dargestellte Verbindung von Zinn und Schwefel, welche wegen ihres goldähnlichen Glanzes zum Bronziren von Gipsfiguren, Messing, Kupfer, Papier, Holz, zu Goldlack, zu Anfertigung unechten Goldpapiers u. s. w. angewendet wird. Musivsilber zu ähnlichen Zwecken wird aus Zinn, Wismut und Quecksilber zusammengesetzt. Beide kommen vorzüglich von Nürnberg und Fürth in den Handel.

Musivische Arbeit, s. Mosaik.

Muskatellerweine oder Muskatweine heißen mehrere Arten süßer, starker, sowol rother als weißer Weine. Die Muskatellertraube, schon im Alterthum eine der bekanntesten Sorten (Uva apiana), wird fast überall gebaut, namentlich aber in Spanien, Italien und Südfrankreich, nur unter verschiedenen Namen, wie Muscat in Frankreich, Vernacolo in Italien, Weyrer bei Oedenburg, Bela Dinka in Syrmien, Weihrauch in Ungarn und Provence, Kümmeltraube an der Bergstraße, Katzendreckeler in Würtemberg. Aus dem weißgelben Muskateller wird der Tokayer Ausbruch, der berühmte Frontignan und Muscat-Lunel gemacht. Der Muskateller mit länglichen Beeren scheint aus Alexandrien nach Cypern, Samos u. s. w. gelangt zu sein. Aus ihm wird in Andalusien der ausgezeichnete Moscatel-Gornon bereitet, und auch in Ungarn und Syrmien baut man ihn viel. Der schwarzblaue, in Spanien und Frankreich stark gebaut, gibt als Raisin noir de Constance, mit andern Trauben gemischt, am Cap der guten Hoffnung den Constantiawein. An der warmen Küste von Valencia und Malaga (s. d.)

werden die Trauben weniger zur Weinbereitung als zu Rosinen benutzt, und es gelten die dort gewonnenen Moscateles für die feinsten der Welt. Von den M. gehören zur ersten Klasse: der von Rivesaltes, der beste von Frontignan und Lunel, die syrakuser von Sicilien, der rothe Muscat Alcorico von Monte-Pulciano in Toscana, der Moscatel-Gornon von Malaga und der Muskat-Tokayer-Ausbruch; zur zweiten Klasse der von Languedoc, namentlich von Frontignan und Lunel, der von Canelli und Choubave in Piemont, Lacrymae Christi vom Vesuv, der von Orvieto, Farnese, Montefiascone, Sta.-Maria di Capua, Conegliano, Bari in Mittel- und Unteritalien, die von Xeres, Malaga und San-Lucas in Spanien, die von Setuval und Carcavellos in Portugal, die von Tenedos, Cypern, Samos und Smyrna, vom Cap und von Madeira. Zur dritten und vierten Klasse rechnet man alle übrigen Muskatweine.

Muskatnuß neunt man den Samenkern des Muskatnußbaums (Myristica moschata Thbg.), eines zur 22. Klasse des Linne'schen Systems und zu einer besondern, den Laurineen nahe verwandten, nach ihm benannten Familie (den Myristiceen) gehörenden, auf den Molukken wildwachsenden Baums, der ehedem von der Holländisch-Ostindischen Compagnie des Monopols wegen nur auf Banda und den benachbarten Inseln angebaut, an andern Orten durch kleine Expeditionen sorgfältig aufgesucht und ausgerottet wurde, später aber von den Engländern, Franzosen und Portugiesen nach Surinam, Sumatra, Isle-de-France und den Antillen verpflanzt worden ist. Dieser etwa 30 F. Höhe erreichende Baum hat lederartige, 6 Zoll lange, eilanzettförmige, ganzrandige Blätter, achselständige, wenigblütige Trugdolden, deren Blüten blos aus einem urnenförmigen Perigon mit 6—8 in eine Säule verwachsenen Staubgefäßen oder mit einem Stempel bestehen, und fleischige, birnförmige, schön gelb gefärbte Früchte von der Größe einer Pfirsiche, welche zuletzt zweiklappig aufspringen. In der Mitte des herben, ungenießbaren Fleisches liegt ein nußartiger Same, welcher von einem eigenthümlichen Samenmantel (arillus), einer orangerothen, vielfach geschlitzten Hülle, der fälschlich so genannten Muskatblüte oder Macis, umgeben ist. Der eigentliche Same ist von einer dünnen, zerbrechlichen Schale eingehüllt. Der bei weitem größte Theil des Samenkerns wird von einem harten, hornigen Eiweißkörper gebildet, dessen vielfach gewundene Oberfläche einem Säugethiergehirn nicht unähnlich sieht, und welcher im Innern braun marmorirt erscheint. In den Handel gelangen nur diese Eiweißkerne (als Muskatnüsse, Nuces moschatae), indem man die Samenschale entfernt, und die sog. Muskatblüten. Noch immer kommen die besten Muskatnüsse von den Molukken, wo sie im März, Juli und November eingeerntet werden. Man sondert die sog. Muskatblüte von den Samen, welche dem Rauch ausgesetzt und getrocknet, dann, um ihr Ranzigwerden zu verhindern, in ein Gemisch von Kalk und Seewasser getaucht und in Fässer verpackt nach Europa verschifft werden. Durch warmes Pressen gewinnt man aus den Muskatnüssen die Muskatbutter (Muskatbalsam), ein bröckiges, talgähnliches, äußerlich braunes, innerlich gelbmarmorirtes Fett, das reichlich ätherisches Muskatnußöl enthält und sehr angenehm riecht. Erst von den Arabern wurden die Muskatnüsse in der Medicin eingeführt. Sie geben eins der kräftigsten, flüchtig-reizenden, auf den Magen und Darmkanal sowie auf das Gefäß- und Nervensystem erregend wirkenden Heilmittel ab, das in größern Gaben Betäubung und Irrereden bewirken kann. Am häufigsten werden sie jedoch als Gewürz gebraucht.

Muskau, eine Standesherrschaft im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, sonst zur Oberlausitz gehörig, umfaßt ein Areal von $8\frac{1}{2}$ Q.-M. und zählt (in 1 Stadt und 39 Dörfern) 14700 E., darunter 8800 Wenden, die zwar noch ihre Sprache reden, aber sämmtlich auch der deutschen mächtig sind. Die Herrschaft hat eine eigene Verwaltungsbehörde und ein eigenes Polizeiamt mit ausgedehnten Befugnissen. Das Gebiet wird im Westen von der Spree, im Osten von der Neisse bewässert und hat bedeutende Braunkohlenwerke sowie einen großen Holzreichthum (die 120000 Morgen umfassende Muskauer Heide). Der Betrieb eines früher wichtigen Alaunbergwerks ist eingestellt. Die ältesten bekannten Besitzer waren die Herren von Bieberstein. 1558 kam die Herrschaft durch Kauf an Fabian von Schönaich, nach dessen Tode (1597) sie gleichfalls durch Kauf an den Burggrafen von Dohna überging. 1645 fiel sie durch Heirath an den Landvogt Curt Reinicke von Callenberg, in dessen Familie sie verblieb, bis sie 1784, wiederum durch Heirath, in den Besitz des Grafen von Pückler gelangte. Des letztern Sohn, Ludw. Heinr. Hermann, nachmaliger Fürst Pückler-Muskau (s. d.), der sie seit 1811 besaß, verkaufte sie 1845 an den Generallieutenant Grafen Nostitz, der sie nach kurzer Zeit käuflich an den Prinzen Friedrich der Niederlande abtrat. Hauptort der Herrschaft ist die Stadt M., an der Neisse, mit (1864) 2876 E., die bedeutende Töpferei treiben. Die Hauptzierde der Stadt bilden das Schloß und der berühmte Park desselben. Der letztere, eine groß-

artige Schöpfung des Fürsten Pückler-M., umschließt die Stadt auf beiden Seiten und dehnt sich über einen Flächenraum von 4300 Morgen aus, wovon 2000 Morgen auf Gehölzpflanzungen, 1000 auf Wiesen und Rasenflächen kommen. Der Park wird von 11000 laufenden Ruthen Fahrwegen und 2500 Ruthen Fußwegen durchzogen. In demselben befinden sich ferner an 80 Morgen Baumschulen und ein Arboretum von 300 Morgen Areal. Letzteres ist eine neuere Anlage und wol die bedeutendste dieser Art in Europa. Dieselbe enthält 3000 Baum- und Straucharten, die systematisch geordnet und landschaftlich gruppirt sind. Eine besondere Abtheilung bildet die Aufstellung der Gehölze nach ihrer geogr. Vertheilung. Im Park liegen außerdem noch eine große Fasanerie und das Hermannsbad mit stark-salinischen Stahlwässern, Dampf- und Moorbädern. Neuerdings ist durch geschmackvolle Neubauten viel für Verschönerung des Parks geschehen. Auch wurde das nach den Zerstörungen des Dreißigjährigen Kriegs durch Callenberg ziemlich einfach aufgeführte Schloß von Grund aus im Renaissancestil umgebaut. 1½ M. von der Stadt M. liegt im Walde das gleichfalls renovirte Jagdschloß Hermannsruh, das von herrlichen Waldpartien und geschmackvollen Anlagen umgeben ist.

Muskeln (musculi) sind die Organe der relativen Bewegung des thierischen Körpers. Die ausgebildetsten M. finden sich bei den Säugethieren, Vögeln, Amphibien und Fischen, und den ausgedehntesten Gebrauch von diesen Organen macht der Mensch. Man unterscheidet nach Form und Thätigkeit die M. in willkürliche und unwillkürliche (animale und organische), quergestreifte und glatte. Bei den höhern Thieren bestehen die der willkürlichen Bewegung dienenden M. aus einer weichen, feuchten, rothen Substanz, welche gewöhnlich Fleisch genannt und von einer unendlichen Menge rundlicher, sehr langer Fäserchen (fibrillae musculares) gebildet wird. Diese Fäserchen vereinigen sich zu kleinen Bündeln, welche in Scheiden von Zellhaut eingeschlossen sind. Diese treten wieder zu größern, ebenso eingeschlossenen Bündeln zusammen, und so entsteht durch immer wiederholte Vereinigung der ganze Muskel, welcher wieder seine Zellhautscheide besitzt. In dieser sonach den ganzen Muskel durchdringenden Zellhaut verlaufen die Nerven und Gefäße. Die rothe Farbe, welche nach Alter, Geschlecht, Gesundheitszustand, Constitution und häufigerm oder seltenerm Gebrauch verschieden ist, rührt von der Gegenwart von Blutfarbestoff (Hämoglobin) her. Die willkürlichen M. bilden die M. des Stammes, die unwillkürlichen M. kommen nur in der Brust- und Unterleibshöhle vor und dienen den Bewegungen des Herzens, des Magens, des Darms, der großen Blutgefäße u. s. w., stehen unter dem Einflusse des Gangliensystems und sind somit dem Einflusse des Willens entzogen. Die unwillkürlichen M. besitzen nicht so viel rothen Farbestoff und bestehen aus kurzen, an beiden Seiten zugespitzten, glatten Fäserchen, während die Fasern der willkürlichen eine schöne Querstreifung zeigen. Die willkürlichen M. haben meist eine bedeutendere Länge als Breite und gehen an ihren Enden in breite oder runde, mehr oder weniger lange und starke Bänder, die sog. Sehnen oder Flechsen (tendines) über, mit denen sie sich an Knochen so anheften, daß sie ein Gelenk überspringen und so dasselbe bei ihrer Verkürzung beugen. Eingeleitet wird die Bewegung durch den Einfluß der Nerven, von welchen je einer zu jedem einzelnen (willkürlichen) Muskelbündel tritt, sodaß die Muskelfasern gewissermaßen die Endorgane der M. darstellen. Die Kraft mancher M. und die Schnelligkeit ihrer Bewegungen ist bewundernswürdig, wenn man bedenkt, welche Gewichte durch die Muskelkraft ersetzt werden, und welche Menge von Zusammenziehungen manche Verrichtungen nöthig machen. So ist zum Zerdrücken eines Pfirsichkerns, den manche Menschen zerbeißen können, die Kraftwirkung von 300 Pfd. erforderlich, und wenn nach Haller's Berechnung in einer Minute 1500 Buchstaben in Worten ausgesprochen werden können, so folgt daraus, daß in derselben Zeit ebenso viele Muskelzusammenziehungen stattfinden müssen. Einige der niedersten Organismen (Amöben, Protomyceten), die sich durch ihre eigenthümliche, die Gestaltung der Organismen fortwährend ändernde Bewegung auszeichnen, scheinen einzig und allein aus Muskelsubstanz zu bestehen. Die Lehre von den M. heißt Myologie. Von den Krankheiten der M. sind zu nennen Krampf (s. d.) und Lähmung (s. d.), der Muskelrheumatismus, der Schwund der M. Eine Form des letztern ist die sog. fortschreitende (progressive) Muskelatrophie, bei welcher ein Muskel nach dem andern im Verlaufe längerer Zeit zu Grunde geht. Die Trichinen (s. d.) haben ihren Sitz einzig und allein in den willkürlichen M., aber auch bei andern Constitutionskrankheiten (z. B. Typhus) nehmen die M. an der Erkrankung theil.

Muskete hieß eine Handfeuerwaffe von großem Kaliber, welche im Anfange des 16. Jahrh. gegen die wieder verstärkte Rüstung der Reiterei eingeführt wurde und die leichtere Hakenbüchse allmählich bis zum Ende des Jahrhunderts verdrängte. Der Name ist jedenfalls vom ital.

mosca, moschetta (Fliege) entnommen, wie man damals Feuerwaffen oft nach Thieren nannte (Schlangen, Basilisken u. s. w.). Die M. war mit einem Luntenschloß versehen, schoß eine bleierne, über 3 Loth schwere Kugel und wog etwa 15 Pfd., sodaß sie nicht aus freier Hand angeschlagen, sondern auf eine Musketengabel, die der Mann mit sich führte und in die Erde stieß, aufgelegt wurde. Die damit bewaffneten Leute, anfangs in jeder Fahne von 400 Mann nur 10—15, hießen Musketiere, trugen im Gegensatz der vollgerüsteten Pikeniere keinen Harnisch und wurden zum leichten Dienst gebraucht. Gustav Adolf von Schweden erleichterte die M. bedeutend und vermehrte die Musketiere bis auf zwei Drittel seines Fußvolks, in welchem schon 1631 zwei ganze Musketierregimenter bestanden. Gegen Ende des 17. Jahrh. wurde das franz. Steinschloßgewehr (Fusil) oder die Flinte mit Bajonnet eingeführt und die ältere schwere M. mit den Piken zugleich vollständig abgeschafft. Der Name Musketiere blieb aber in einigen Armeen für die schwere (besser Linien-) Infanterie, während man in andern dieselben von der neuen Waffe Füsiliere (s. d.) nannte. Musketon hieß ein kleines Geschütz von etwa 20 Loth Eisenkaliber, eine Handfeuerwaffe mit erweiterter trichterförmiger Mündung, welche ihre Geschosse weit umherstreuen und kartätschenartig wirken sollte. Beide Arten sind jetzt ganz außer Gebrauch. Im Französischen ist das Wort Musqueton gleichbedeutend mit dem deutschen Carabiner; dagegen bezeichnet Carabine ein gezogenes Gewehr.

Muspilli hat Schmeller das von ihm (Münch. 1832) herausgegebene, in die meisten altdeutschen Lesebücher aufgenommene Bruchstück eines im 9. Jahrh. vielleicht von Ludwig's des Deutschen eigener Hand aufgeschriebenen, aber in früherer Zeit verfaßten Gedichts vom Jüngsten Gericht betitelt, das in mehrfacher Hinsicht, namentlich durch seine alliterirende Form sowie durch die Spuren altheidnischer Vorstellungen, die sich in ihm neben dem Christlichen finden, zu den merkwürdigsten Ueberresten der althochdeutschen Poesie gehört. Das Wort M., das im Gedicht selbst vorkommt, im altsächsischen Heliand Mudspelli, in der nordischen Edda Muspell lautet, bedeutet so viel als Holzvernichter und ist poetische Umschreibung des Feuers, wie in der Edda die südl. Flammenwelt, von der der Untergang der Welt ausgeht, Muspellheimr heißt. Vgl. Zarncke in den «Berichten» der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (Jahrg. 1866).

Musselin oder Mousselin, nach der Stadt Mossul in Mesopotamien, heißen ursprünglich die glatten, aus sehr feinen Garnnummern ziemlich locker gewebten, daher zarten und leichten Baumwollenzeuge. In der neuern Zeit hat man den Namen auch auf ähnliche Gewebe aus Wolle oder Wolle und Baumwolle übertragen. Die Wollmusseline unterscheiden sich in Mousseline pure laine und Mousseline laine chaine coton, je nachdem sie aus reiner Wolle (Kammwollgarn) oder mit baumwollener Kette gewebt sind.

Musset (Louis Charles Alfred de), franz. Dichter, geb. 11. Nov. 1810 zu Paris, beschäftigte sich nach seinem Abgange von der Schule mit verschiedenen Fachstudien, Medicin, Jurisprudenz, Finanzwesen, Malerei, bis die romantische Richtung in der franz. Literatur ihn zur Poesie hinzog. Von Victor Hugo und Ch. Nodier aufgemuntert, wagte er sehr jung mit einem Band Gedichte, «Les contes d'Espagne et d'Italie» (1830) aufzutreten, deren absichtlich cavaliermäßige und fahrlässige Haltung großen Anstoß erregte. 1832 erschien «Le spectacle dans un fauteuil», ein Buch voller Contraste, das wundersamste Allerlei. Sodann ruhte M. einige Jahre auf den Lorbern seiner Jugend, bis er sich um 1840 wieder aufraffte und vier größere Gedichte, «Les nuits», herausgab, welche den Höhepunkt seines lyrischen Talents bezeichnen. M. hatte inzwischen seine Erfahrungen gemacht. Sein gedrücktes Herz quillt zum ersten mal über, und dieser Herzenswunde entströmen melodische Seufzer. Dennoch erwarb sich der Dichter nur wenig Bewunderer. Die feinern Kenner schätzten zwar längst seine kecke Energie und unvergleichliche Grazie, und die studirende Jugend in Paris wußte alle seine Gedichte auswendig; aber die Weltleute und Frauen kannten blos seinen Namen. Um seine Verse nach den Boudoirs und Salons hindringen zu lassen, dazu bedurfte es des zufälligen Umstandes, daß eins seiner Sprichwörterspiele, «Le caprice», 1847 auf dem Théâtre-Français gegeben ward und der Beifall, den es fand, noch mehrere andere, von ihm gar nicht für die Bühne geschriebene Stücke solcher Art zur Aufführung brachte. Die geistreichen und zierlichen Prosaskizzen führten nun das Publikum auch zu den Gedichten, und M. gewann Popularität in allen Klassen. Doch war dem Dichter inzwischen in einem etwas wilden Leben die poetische Inspiration vor der Zeit abhanden gekommen, sodaß ein 1850 veröffentlichter letzter Band seiner Gedichte eine frühe Erschöpftheit erkennen ließ. Die Französische Akademie bewilligte ihm 1852 einen Sitz in ihrer Mitte, nachdem sie ihn wiederholt abgewiesen und gegen mittelmäßige Talente zurückgesetzt hatte. Unter den neuern franz. Dichtern ist M. unstreitig einer der bedeutendsten und der ein-

zige, welcher die modernen Leiden und Freuden am tiefsten empfunden und verewigt hat, indem er sie mit gewaltigen Ausbrüchen von Leidenschaft ausdrückte. Darum ist M. auch der Lieblingsdichter der gegenwärtigen Generation in Frankreich. Als Prosaiker hat M. manches von der altfranz. Anmuth und Leichtigkeit im Erzählen. In seinen Novellen und kleinen Romanen ist er besonders ausgezeichnet im Schildern einer Empfindung oder Leidenschaft. In seinen Komödien und Proverbes findet sich wieder ganz dieselbe sprühende kaustische Laune, aber auch dieselbe gesuchte und witzelnde Art wie in seinen ersten Gedichten. M. starb zu Paris 2. Mai 1857. Er hinterließ, außer den von seinem Bruder Paul Edme de M. in «Lui et Elle» (1859) benutzten biographischen Notizen, mehrere Gedichte und ein unvollendetes Drama, die in der Prachtausgabe seiner «Oeuvres» (10 Bde., Par. 1865—66) mit abgedruckt sind.

Mustapha (Kara), Großvezier Sultan Mohammed's IV., der Sohn eines Spahi, wurde von Mehemed Köprili erzogen und machte sich schon frühzeitig durch seine Grausamkeiten gegen die Christen berüchtigt. Nach Achmed's Tode wurde er 7. Nov. 1676 Großvezier. Als solcher erklärte er 3. März 1677 den Krieg an Rußland, welcher ohne Erfolg geführt wurde und endlich zu dem für die Pforte nachtheiligen Waffenstillstande von Radzin 11. Febr. 1681 führte; auch begünstigte er den Aufruhr der Ungarn gegen Oesterreich. In der innern Verwaltung zeichnete er sich ebenso durch seinen gewaltthätigen Uebermuth, insbesondere gegen die europ. Gesandten, wie durch Geldgier aus. Ihn stürzte endlich der unglückliche Ausgang des Kriegs, den er 1682 gegen den Kaiser Leopold I. begann. Nachdem er Tökely, den Hauptrebellen in Ungarn, mit dem Königreiche Ungarn beliehen, drang er verheerend bis in die österr. Erblande vor. Am 14. Juli 1683 begann er mit 200000 Mann die Belagerung von Wien, das der Graf Starhemberg mit 10000 Mann vertheidigte. Die Stadt war dem Falle nahe, als das Entsatzheer der Polen und Deutschen erschien und 12. Sept. 1683 den übermüthigen Feind vollständig schlug. M. entfloh mit den Trümmern seines Heeres nach Ungarn. Vor Raab ließ er den alten Ibrahim-Pascha, den Statthalter von Ofen, hinrichten, weil er zuerst die Flucht ergriffen, und wälzte nun in seinem Berichte an den Sultan alle Schuld auf diesen. Der Sultan glaubte dem schlauen Großvezier und belohnte ihn noch dafür, daß er wenigstens einen Theil des Heeres gerettet. Als aber bald darauf die Nachricht von der 9. Oct. 1683 erfolgten Niederlage M.'s bei Parkany und dem Verluste der Feste Gran am Hofe des Sultans eintraf, gewannen M.'s Feinde die Oberhand, und der Oberstkämmerer, ein Zögling und Schützling M.'s, wurde mit dem Befehle, den Kopf des Großveziers in Empfang zu nehmen, nach Belgrad gesendet. Derselbe langte nach Sonnenuntergang 25. Dec. 1683 an, und noch vor Mitternacht war des Sultans Wille vollzogen. M. war kaum 50 J. alt. Ohne Feldherr zu sein, entwarf er aus Geiz und Hochmuth die größten Kriegsplane. Seinem Hochmuthe glich seine Prachtliebe. Sein Harem zählte mehr als 1500 Odalisken, ebenso viele Sklavinnen und 700 schwarze Eunuchen; seine Diener, Pferde, Hunde und Jagdvögel zählten nach Tausenden.

Muster ist einestheils gleichbedeutend mit Probe, d. h. ein kleiner Theil einer Waarenpartie, nach welcher eine größere Menge rücksichtlich ihrer Güte und Aeußerlichkeit beurtheilt werden soll; anderntheils bedeutet es die Zeichnung, welche durch die Verschiedenartigkeit des Gewebes oder der sonstigen Manipulation (namentlich auch Pressung oder Farbendruck) den gewebten, gewirkten, gestrickten, gehäkelten u. s. w. Waaren ertheilt wird. Im letztern Sinne ist der rechtmäßige Erwerber eines originellen M. gesetzlich alleiniger Eigenthümer desselben, und es sollte sein Eigenthumsrecht vor der Nachmachung und Nachahmung billigen Schutz finden. Ein solcher Musterschutz besteht namentlich in Frankreich und England, während er in Deutschland zum Nachtheile der redlichen Fabrikanten bisher größtentheils empfindlich vermißt, doch in neuester Zeit wenigstens angestrebt wird. M. heißen endlich alle Vorlagen, welche zur Copie dienen, wie z. B. die Stickmuster zur Nachbildung mittels der Stickerei. Musterreisender wird bisweilen derjenige Geschäftsreisende, besonders des Manufacturenfachs, genannt, welcher auf vorgezeigte M. (Proben) hin Bestellungen sammelt. Musterrolle heißt im Seewesen die von der Obrigkeit beglaubigte Liste der Schiffsmannschaften oder sog. Equipage; sie ist eins der unentbehrlichen Schiffspapiere.

Musterwirthschaften nennt man landwirthschaftliche Anstalten, welche sich durch in jeder Hinsicht vorzügliche Einrichtung und Leitung auszeichnen und somit zur Nachahmung dienen. Von einer Musterwirthschaft verlangt man, daß sie nach einem System eingerichtet ist, und daß dieses in allen Einzelheiten auf solche Weise durchgeführt wird, wie es die vortheilhafteste Benutzung der bewirthschafteten Fläche erfordert. Es gehört mithin dazu ein musterhaftes System und ein musterhafter Betrieb. Das System begreift die Wahl der anzubauenden Gewächse, das

quantitative Verhältniß ihres Anbaues, die Fruchtfolge und die wirthschaftliche Verwendung der erzielten Producte. Der Betrieb dagegen umfaßt alle die einzelnen Verrichtungen, mittels welcher das System durchgeführt werden muß, das Düngerwesen, die Bestellung und Pflege der Gewächse, die Ernte, die Wiesenwirthschaft, die Viehzucht, die Haus- und Hofwirthschaft, die Buchführung u. s. w. Das System wird musterhaft sein, wenn durch dessen consequente und tüchtige Durchführung der unter den gegebenen natürlichen Verhältnissen größte Reinertrag in sicherer Annäherung und dauerndem Fortschritt erwartet werden darf; der Betrieb ist musterhaft, wenn alle jene Verrichtungen im einzelnen genau und untadelhaft, in der Totalität sowol übereinstimmend und ineinandergreifend als den gegebenen Verhältnissen angemessen ausgeführt werden. Derartige M. für Großgüter sind die weit und breit berühmten Stätten des rationellen Ackerbaues zu Möglin, Hofwyl, Hohenheim, Grignon, Proskau, Annaberg a. Rh., Salzmünde, Schlan; die kaiserl. französischen M. zu Vincennes und Gevrolles; die englischen in Cirencester, Bedford, Rothamstead, Myer-Mill, Shaw-Farm in Windsor, Triptree-Hall u. s. w. Da es Zweck der M. ist, auch den bäuerlichen Landwirthen ein gutes Beispiel zu geben, so hat man in neuester Zeit angefangen, solche für einzelne Gegenden auf Kosten des Staats zu errichten, wie z. B. in einigen Kreisen Ostpreußens.

Musterzeichner nennt man diejenigen, welche sich mit der Erfindung und Aufzeichnung von Gegenständen der verschiedensten Art beschäftigen, die alsdann den Verfertigern von Sachen des häuslichen Bedarfs und täglichen Lebens bei der Fabrikation zum Muster dienen. Besonders werden dergleichen Zeichnungen für die Erzeugnisse der Weberei, Stickerei, Tapeten- und Zeugdruckerei u. dgl. gebraucht. In Frankreich bestehen zu Paris und Lyon eigene Schulen für den Unterricht in dieser Geschicklichkeit, welche man Dessinateurschulen nennt. Ebenso sind dergleichen Schulen (theils selbständig, theils in Verbindung mit Weberschulen) in Preußen, Sachsen, Oesterreich u. s. w. eingerichtet worden. Soweit die Mode auf diesem Gebiete herrscht, hat Paris immer den Ton angegeben; wo aber in Deutschland die Beschäftigung mit der Mustererfindung auftauchte, hat sie Vortreffliches, von künstlerischem Geiste Erzeugtes geleistet. So war Berlin eine Zeit lang ein Hauptstapelplatz für Stickmuster. Nicht unbedeutend war die Anregung, welche Schinkel zu dergleichen Arbeiten gab. Karl Bötticher verschmähte nicht, eine Sammlung von selbsterfundenen, sehr geschmackvollen Mustern für Kattundrucker herauszugeben. Der geniale Adolf Schrödter hat ein Musterbuch für Schnurstickerei veröffentlicht.

Muth bezeichnet das Vermögen einer Anspannung unserer Thatkraft in der Verrichtung schwieriger Werke oder im Widerstande gegen drohende Gefahr. Da der M. in einem Antriebe besteht, den wir uns selbst zu etwas geben oder in einem Anreize von innen her, so setzt er die Fähigkeit voraus, gegen niederdrückende Einflüsse äußerer Reize von uns selbst aus reagiren zu können. Dieses Vermögen richtet sich gewöhnlich nach dem Selbstvertrauen in unsere Kräfte, welches durch Uebung derselben wächst, kann jedoch auch ohne dieses in Wirksamkeit treten. Ein M. bei mangelndem Vertrauen auf unsere Kraft zum Widerstande ist dann ein tollkühner oder verzweifelter M. Der der richtigen Schätzung unserer Kräfte und Fähigkeiten entsprechende muthige Gebrauch derselben heißt Tapferkeit. Ein M., welcher auf Ueberschätzung unserer Kräfte beruht, ist Hochmuth und Aufgeblasenheit, eine auf Unterschätzung derselben beruhende Herabspannung unserer Thatkraft ist Kleinmuth. Der Hochmuth kann leicht durch unerwartete Demüthigung, welche selten ausbleibt, in Kleinmuth und Verzagtheit übergehen. Der Kleinmuth läßt sich hingegen durch Kraftübung zum tapfern Selbstvertrauen emporrichten. Man unterscheidet moralischen M. von physischem M. Unter letzterm wird das Selbstvertrauen auf eine wohlgeübte Körperkraft verstanden, verbunden mit der Bereitwilligkeit, im ehrenvollen Kampfe sein Leben auf das Spiel zu setzen; unter dem erstern die Unbeugsamkeit des Willens, von einem einmal gefaßten Vorsatze trotz aller erdenklichen Hindernisse, und folglich auch nöthigenfalls mit Aufopferung des Lebens, nicht nachzulassen. Daher fallen moralischer und physischer M. in ihrem höchsten Grade in eins, während die niedern Grade derselben oft weit auseinandergehen. Obwol M. zur Durchführung guter und großer Werke nicht entbehrt werden kann, so ist doch lange nicht aller M. schon an sich selbst eine Tugend; der moralische M. dann nicht, wenn er auf das Festhalten schlechter Maximen und egoistischer Endziele geht; der physische M. dann nicht, wenn das Leben entweder um einer verbrecherischen Absicht willen oder aus Lebensüberdruß auf das Spiel gesetzt wird. Unter den alten Philosophen haben die Stoiker den moralischen M. zum Princip ihrer Moral erhoben, sowol im Sinne einer Unerschütterlichkeit der Seele in Festhaltung ihrer aus Ueberzeugung geschöpften Grundsätze, als auch einer durch Uebung und Gewohnheit zu steigernden Hinaufspannung der Willensthätigkeit überhaupt mit Verachtung

alles Genießens. Sie rechneten um beider Endzwecke willen sowol das Unglück als die mühselige Arbeit unter die höchsten Lebensgüter, weil diese beiden Zustände für die Uebung unserer activen Willensvermögen häufig sich als die günstigsten erweisen.

Mutschirung nannte man im Mittelalter die abwechselnde Regierung zweier oder mehrerer nachgelassener Söhne über ein Land, das zufolge der bestehenden Hausverträge oder der testamentarischen Bestimmungen nicht getheilt werden durfte, und das man doch auch nicht gemeinschaftlich regieren wollte. Eine solche M. trat 1566 im Herzogthum Sachsen ein zwischen Johann Friedrich II. oder dem Mittlern und Johann Wilhelm, den Söhnen Johann Friedrich's des Großmüthigen. Man theilte das ganze Land in zwei Theile, und aller drei Jahre wollte man mit der Regierung in denselben wechseln, wozu es aber infolge der Grumbach'schen Händel und der dadurch herbeigeführten Achtserklärung Johann Friedrich's II. nicht kam.

Mutterkorn (Secale cornutum oder Clavus secālis der Apotheker) nennt man schwarzviolette, oft gebogene, hornartige Körper, welche aus den Spelzen der reifenden Roggenähren hervorstehen und wie abnorm vergrößerte, ausgewachsene Roggenkörner aussehen. Ganz ähnliche, nur kleinere Mutterkörner beobachtet man bisweilen auch bei Weizen, Spelz, Gerste sowie bei vielen wildwachsenden Gräsern (namentlich beim engl. Raygras, beim Taumellolch, Timotheegras, Knaulgras u. a.). Alle diese Mutterkörner sind im Innern weiß und mehlig, auswendig oft bläulich bestäubt, an der Spitze zusammengeschrumpft und mit einem bräunlichen, trockenen Mützchen versehen, der Länge nach unregelmäßig gefurcht oder grubig, anfangs weich, fast schmierig, und am Grunde innerhalb der wie mit Oel getränkt aussehenden Spelzen von einem zähen, ekelhaft süß schmeckenden Schleim umgeben, zuletzt hart, hornig und trocken. Ueber die Bildung des M., welches sich besonders in fruchtarmen Sommern reichlich zu entwickeln pflegt, ist viel gefabelt worden. Man hielt es lange Zeit für den ausgewachsenen, monströs gewordenen Fruchtknoten der Grasblüte und schrieb seine Entstehung theils dem Stiche von Insekten, theils einer eigenthümlichen Krankheit der Pflanze, theils Witterungs-, Boden- und Düngungseinflüssen zu. Die Naturforscher erkannten jedoch, daß bei der Bildung der Mutterkörner mikroskopische Pilze thätig seien, ja Decandolle erklärte den Mutterkornkörper selbst für einen Pilz und nannte ihn Spermoedia Clavus. Aber erst der neuesten Forschung, den Untersuchungen Léveillé's, Tulasne's und Jul. Kühn's, war es vorbehalten, die Bildung, Vermehrung und Fortpflanzung des M. vollständig aufzuklären. Hiernach ist der Vorläufer des M. die als Honigthau des Roggens den Landwirthen bekannte, oft übersehene Erscheinung. Um die Blütezeit des Roggens dringt eine kleberige, übelriechende, widerlich süße, zähe Flüssigkeit zwischen den Spelzen hervor, welche von zahllosen mikroskopischen länglichen Sporen wimmelt und von einem schimmelartigen Pilzmycelium ausgeschieden wird, das den Fruchtknoten der Roggenblüte überzieht und von Léveillé als ein selbständiger Pilz betrachtet und Sphacelia segetum genannt worden ist. Dieser Pilz hat das Bestreben, sich nach oben auszubreiten und bildet so allmählich einen die Länge der Blütenspelzen erreichenden oder überragenden, weichen, schmuzigweißen, schmierigen Körper, dessen Oberfläche von den erwähnten Sporen dicht bedeckt ist. Dieselben keimen sehr leicht in gesunden Roggenblüten, und indem sie vom Wind oder von Insekten fortgeführt werden, wird die Mutterkornbildung rasch verbreitet. Durch die Ausbildung dieses nach oben wachsenden Pilzkörpers wird das Roggenkorn meist gänzlich zerstört; höchst selten bleibt ein Theil erhalten, der dann dem fertigen M. aufgepflanzt erscheint. Allmählich verändern sich nun die diesen Körper zusammensetzenden Myceliumfäden, und zwar vom Grunde aus, indem sie sich in kurze Zellen abschnüren. Die äußern umwachsen den Pilzkörper der Sphacelia und bilden, eine violette Farbe annehmend, die Rinde des M. Durch die immer weiter um sich greifende Umbildung der Myceliumfäden wird die ursprüngliche Pilzbildung, die Sphacelia, nach der Spitze des nunmehr fertigen M. gedrängt und erscheint hier als das schon erwähnte Mützchen. In diesem Zustande, als ausgebildetes M., als Spermoedia Clavus, verharrt der Pilz längere Zeit. Die Mutterkörner fallen endlich aus den Spelzen heraus und gelangen so auf und in die Erde, oder beim Ausdreschen unter die gesunden Roggenkörner. Aus den in den Boden gekommenen Mutterkörnern wachsen im nächsten Frühlinge kleine Pilze hervor, welche auf einem purpurrothen oder violetten Stielchen ein bräunliches Köpfchen tragen, in welchem sich zahllose mikroskopische Schläuche mit fadenförmigen Sporen befinden, die zuletzt durch feine Oeffnungen an der Oberfläche des Köpfchens entweichen. Dieser neue, von Tulasne als Claviceps purpurea beschriebene Pilz ist die vollkommenste Form des Mutterkornpilzes; seine Sporen vermögen, wenn sie zur Zeit der Roggenblüte in die Blüten eindringen und dann feuchtes Wetter herrscht, zu keimen und entwickeln dann sofort das Honigthau ausscheidende Mycelium der Sphacelia. In ganz

gleicher Weise entwickelt sich auch das M. der übrigen Gräser. Vgl. Kühn, «Untersuchungen über die Entwickelung, das künstliche Hervorrufen und die Verhütung des M.» (Halle 1863).

Das M. des Roggens besitzt höchst giftige Eigenschaften, was früher vielfach bezweifelt, doch durch die neuern Untersuchungen durchaus erwiesen worden ist. Der Genuß von Brot, welches aus mit Mutterkornmehl vermengtem Mehl gebacken wurde, ruft je nach der Menge des Mutterkorngehalts zwei gefährliche Krankheiten hervor, die man unter dem Namen Ergotismus (von Ergota, Mutterkorn) oder Mutterkornvergiftung zusammenfaßt. Die eine wird Kriebelkrankheit oder Mutterkornkrampf (Ergotismus convulsivus) genannt; ihr charakteristisches Symptom ist ein Kriebeln in der Haut. Außerdem stellen sich Taubheit, Gefühllosigkeit an den Fingern und andern Körpertheilen, schmerzhaftes Zucken der Zunge, Uebelkeit, Erbrechen und Durchfälle ein. Bei fortgesetzter Vergiftung mit mutterkornhaltigem Brot stellen sich heftiger Durst und Heißhunger, schmerzhaftes Ziehen im Rücken, jo sogar quälende, langanhaltende Gliederkrämpfe, Gesichtskrämpfe, Blindheit, epileptische Anfälle, Tobsucht und Blödsinn ein, bis zuletzt der Tod dem Leiden ein Ende macht. Die zweite Form des Ergotismus beginnt mit Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel, Betäubung, Krämpfen, Diarrhöe, Erbrechen und endet mit Brandigwerden einzelner Glieder, welche erst anschwellen und sich rothlaufartig röthen, dann kalt werden und zuletzt entweder zu einer schwarzen, hornartigen Masse zusammentrocknen oder, nachdem sich zuvor auf der Haut mit blutiger Jauche erfüllte Blasen gebildet haben, in eine penetrant stinkende, schmierige Masse verwandeln. Amputationen können oft den Patienten retten; bei raschem Umsichgreifen des Brandes tritt aber unvermeidlich der Tod durch Eitervergiftung des Bluts (Pyämie) ein. Diese furchtbare Form des Ergotismus, welche epidemisch aufzutreten vermag (so 1747 in der Sologne in Frankreich) wird Mutterkornbrand (Ergotismus gangraenosus) genannt. Das eigentliche giftige Princip des M. ist das Ergotin, chemisch dargestellt ein indifferentes, braunrothes, widerlich aromatisches, scharfbitterliches Pulver. Außerdem enthält das M. fettes Oel und eine flüchtige, nach Hering riechende Base, Secalin. Das M. wird auch in der Heilkunde benutzt, indem das Ergotin wehenbefördernde Eigenschaften besitzt. Man gebraucht das M. daher bei Gebärenden zur Anregung der Wehen, wo solches nöthig erscheint, und zwar schon seit langer Zeit. Daher kommt der Name dieses seltsamen Pilzkörpers.

Mutterkraut, s. Parthenium.

Muttermale (naevi materni) nennt man verschiedene Arten von angeborenen, örtlich begrenzten (Flecke oder Inseln bildenden), durch Farbeveränderung oder Hervorragung über die Oberfläche sich kundgebenden bleibenden Fehlern der Haut. Früher theilte man sie nach ihrer Aehnlichkeit mit irgendeinem Gegenstande in viele Klassen ein, jetzt aber nach ihrem anatomischen Charakter in bloße Flecken, die sich in der Haut befinden und entweder aus Farbestoffablagerungen (Chloasmata, Melasmata, und zwar die großen: Pigmentmale, naevi spili, die kleinen: Leberflecke, lentigines) oder aus Gefäßnetzen (naevi vasculosi) bestehen, ferner in über die Haut sich erhebende Gefäßwucherungen (telangiectasiae) und in hervorstehende Degenerationen des Fettzellgewebes der Haut, z. B. Warzen, Balggeschwülste u. s. w. Manche dieser M. bleiben immer so groß, wie sie bei der Geburt waren, andere nehmen mit der fortschreitenden Entwickelung des ganzen Körpers zu. Während die einfachen Pigmentmale niemals Gefahr bringen, können die Gefäßmale durch unvorsichtiges Oeffnen zu bedenklichen Blutungen Anlaß geben und die Geschwülste durch Vergrößerung andere Organe beeinträchtigen. Daher wendet man zu ihrer Entfernung vielerlei Methoden an, von denen manche guten Erfolg erweisen. Die Entstehung der M. hat man früher oft auf das sog. Versehen der Schwangern zurückführen wollen. So sollen Kinder mit großen Gefäßmalen behaftet worden sein, weil die Mutter während der Schwangerschaft über ein Feuer heftig erschrak (Brandmal) u. dgl. Sicher aber ist man zu dieser Annahme nicht mehr berechtigt als zur Erklärung anderer Misbildungen.

Muttertheil ist alles, was die Kinder aus dem Nachlasse der Mutter empfangen, besonders wenn ihr Vater als Ehegatte der Verstorbenen unter den Miterben auftritt. Unmündigen wird dann ein Vormund bestellt, dessen Verwaltung jedoch, nachdem der M. ausgemittelt ist, für die Regel zugleich mit dem Nießbrauche an diesem Vermögen auf den Vater übergeht.

Mykăle, ein Waldgebirge in Ionien mit einer Stadt gleiches Namens, der Insel Samos gegenüber, erstreckte sich an der rechten Seite des Mäander von Magnesia bis zur Küste und wurde durch ein Seetreffen berühmt, in welchem der Rest der pers. Flotte, die vorher bereits bei Salamis eine empfindliche Niederlage erlitten hatte, 479 v. Chr. durch den griech. Befehlshaber Xanthippos vollends vernichtet wurde.

Mykenä, alte Stadt im Innern der Landschaft Argolis, ziemlich in der Mitte zwischen Argos und Korinth gelegen, war in den Zeiten der achäischen Herrschaft reich und blühend als Herrscherſitz mächtiger Könige, wie des Homerischen Agamemnon, daher es in der Ilias gewöhnlich als «das goldreiche M.» bezeichnet wird. Obschon durch die Dorisirung von Argolis ihres alten Glanzes beraubt, bestand die Stadt doch noch als selbständiges Gemeinwesen fort und sandte noch einen Theil ihrer Bewohner zur Theilnahme an dem Befreiungskriege gegen die Perser aus; aber bald darauf (463 v. Chr.) wurde sie von den Argivern erobert und infolge dessen von ihren Bewohnern verlassen. Noch jetzt aber steht auf einem Felsrücken bei dem Dörfchen Charvati der größte Theil der alten Ringmauer mit dem sog. Löwenthore (benannt nach einer Reliefplatte über dem Thore, welche zwei Löwen mit einer Säule dazwischen darstellt, dem ältesten Werke griech. Sculptur, das wir kennen) in unverwüstlicher Mächtigkeit da und auch außerhalb derselben finden sich noch mehrfache Reste hochalterthümlicher Bauwerke, unter denen sich der im Volksmunde als «Grab des Agamemnon», von den Gelehrten gewöhnlich als «Schatzhaus des Atreus» bezeichnete unterirdische Kuppelbau, jedenfalls ein altachäisches Königsgrab, durch seine gute Erhaltung auszeichnet.

Mykonos, jetzt gewöhnlich Mykóni genannt, eine Insel im Aegäischen Meere, östlich von Delos, zwischen Tenos und Naxos, zur Gruppe der Cykladen gehörig, mit einem Flächenraum von ungefähr 3 Q.-M. und etwa 6000 E. Sie besteht ganz aus Granit, und die Gipfel der Berge (unter denen der Dimastos im NW. der Insel der höchste ist) sind mit mächtigen Granitblöcken überstreut, was zu der Sage Veranlassung gegeben hat, daß hier der Kampf der Giganten gegen die Götter stattgefunden habe. Das Innere der Insel ist jedoch ziemlich fruchtbar und bringt Gerste, Wein und Feigen hervor. Die mit der Insel selbst gleichnamige Stadt liegt jetzt wie im Alterthume in der Mitte der Westküste an einer geräumigen Bucht, die den Haupthafen der Insel bildet.

Mylitta, eine große babylon. Naturgöttin, in Wesen und Cult der griech. Aphrodite, auf die manche Züge aus dem Mylittadienste übergegangen sein mögen, sehr ähnlich und oft mit dieser identificirt. Man verehrte in ihr besonders das schaffende und gebärende Princip, welche Bedeutung sich (nach Herodot) am schärfsten in einem zu Babylon herrschenden Brauche ausspricht, welcher ein jedes einheimische Weib nöthigte, sich einmal in ihrem Leben im Tempel der M. irgendeinem sie im Namen der Göttin begehrenden Fremden, dessen Geldspende dann dem Heiligthum zugute kam, preiszugeben. Von einer goldenen Venus-Mylitta-Statue, die Milto weihte, gibt Aelian Kunde. Während man sie nach Macrobius mit den Füßen auf einem Löwen stehend vorstellte, hat Münter auf einem Cylinder sie thronend nachweisen zu können geglaubt, neben ihr Hunde; Waffen überragen die Schultern.

Mynster (Jak. Pet.), ausgezeichneter dän. Kanzelredner und Theolog, geb. zu Kopenhagen 8. Nov. 1775, widmete sich nach vollendeten Universitätsstudien eine Zeit lang dem Erziehungssache und wurde 1801 Prediger zu Spjellerup auf Seeland, 1811 zweiter Prediger an der Frauenkirche zu Kopenhagen, 1828 Hof- und Schloßprediger. Gleichzeitig war er Mitglied der Direction der Universität und gelehrten Schulen, bis er 1834 zum Bischof von Seeland befördert wurde. Er starb als solcher 30. Jan. 1854. M. war nicht nur einer der ausgezeichnetsten dän. Kanzelredner der neuern Zeit, sondern zugleich auch ein geistvoller und gründlicher Theolog, der sich besonders um die Gebiete der praktischen Theologie und der biblischen Einleitung verdient gemacht hat. Am werthvollsten unter seinen isagogischen Schriften sind die Einleitungen in die Briefe an die Philipper (Kopenh. 1811) und an die Galater (Kopenh. 1816). Die homiletische Literatur bereicherte er mit der Schrift «Om den kunst at praedike» (Kopenh. 1810) und einer Reihe von Predigtsammlungen. Als musterhaft müssen besonders seine «Ordinationsreden» (1. Sammlung, Kopenh. 1840, deutsch von Kalkar, Hamb. 1843; 2. Sammlung 1846) gelten. Dem dogmatischen Gebiete gehören an «Entwickelung des Begriffs des Glaubens» (1820), «Ueber den Begriff der christl. Dogmatik» (deutsch in den «Theol. Studien und Kritiken», 1831) und vor allem die «Betrachtungen über die christl. Glaubenslehre» (2 Bde., Kopenh. 1833; deutsch von Schorn, 2 Bde., Hamb. 1835). Außer theol. Arbeiten verfaßte er auch die Biographien Münter's (1834) und Bröndsted's (1844). Kurz vor seinem Tode veröffentlichte er seine Selbstbiographie («Meddedelelser om mit livnet», Kopenh. 1854). M.'s kleinere isagogische Arbeiten erschienen deutsch in den «Kleinen theol. Schriften» gesammelt; anderes ist in den «Blandede Skrifter» (3 Bde., Kopenh. 1852—53) enthalten.

Myologie, s. Muskeln.

Myopie, s. Kurzsichtigkeit.

Myriāde (griech.), eigentlich eine Zahl von Zehntausend, bezeichnet in der poetischen Sprache überhaupt eine unzählige Menge.

Myriapoden, s. Tausendfuß.

Myrica, Name einer zur 22. Klasse des Linné'schen Systems gehörenden Strächergattung, welche den Typus einer kleinen Familie (Myricaceen) der kätzchentragenden Gewächse bildet, und deren Arten über die warme und gemäßigte Zone zerstreut sind. Sie zeichnen sich durch Absonderung eines kleberigen aromatischen Wachsharzes an den Blättern, Zweigen, Kätzchenschuppen oder Früchten aus und entwickeln ihre Blütenkätzchen vor dem Laubausbruche. In den männlichen Kätzchen befinden sich unter jeder Schuppe zwei bis acht freie oder verwachsene Staubgefäße, in den weiblichen ein Stempel, welcher aus einem von Perigonschüppchen gekrönten unterständigen Fruchtknoten und zwei fadenförmigen Narben besteht. Die Frucht ist ein trockenes oder fleischiges (beerenartiges) Nüßchen. In Deutschland kommt blos eine Art, der Gagelstrauch oder die Gerbermyrte (M. Gale L.), vor, ein Kleinstrauch mit lanzettförmigen, an der Spitze gesägten, oberseits grünen und harzig punktirten, unterseits braunfilzigen Blättern, welcher in Torfmooren Norddeutschlands und des nördl. Europa wächst. Seine braune Rinde liefert ein vortreffliches Gerbmaterial, seine Blätter waren unter dem Namen Herba Myrti brabanticae ehedem als adstringirendes Mittel officinell. In unsern Gärten wird nicht selten der Wachsgagel (M. cerifĕra L.) aus Nordamerika cultivirt, dessen kugelrunde, kleinen Erbsen ähnelnde Nüßchen mit einer weißen Wachskruste bedeckt sind.

Myrmidonen, ein Völkerstamm in Phthia in Thessalien, sollen von Myrmidon, einem Sohne des Zeus und der Eurymedusa und Vater des Antiphos und Aktor, den Namen haben. Nach einer andern Sage entstanden sie aus Ameisen und verdanken diesem Umstande ihren Namen. Sie bewohnten unter Aeakos die Insel Aegina, kamen mit Peleus, dem Sohne des Aeakos und Enkel des Aktor, nach Thessalien, waren mit Achilles, des Peleus Sohn, vor Troja und zeigten sich hier als tapfere Krieger.

Myron, einer der bedeutendsten Vertreter der ältern attischen Bildnerschule, war in der im nordwestl. Theile Attikas nahe der böotischen Grenze gelegenen Ortschaft Eleutherä geboren und genoß seine künstlerische Bildung, ebenso wie seine beiden etwas jüngern Zeitgenossen Pheidias und Polykleitos, bei dem argivischen Meister Ageladas. Seine Werke, fast ausschließlich Erzstatuen, waren in verschiedenen Theilen Griechenlands zerstreut und stellten sowol Götter und Heroen als Athleten wie auch Thiere dar. Einige den beiden letztern Gattungen angehörende Werke werden von den Alten besonders gerühmt: so die in vielen Epigrammen gefeierte Kuh des M., die Statue des Läufers Ladas, der, nachdem er in Olympia im Dauerlauf gesiegt hatte, auf dem Wege nach seiner Vaterstadt Sparta infolge der übermäßigen Anstrengung starb; endlich der Diskobol (Athlet im Begriff die Wurfscheibe abzuschleudern), von welchem uns noch mehrfache Nachbildungen in Marmor und Erz erhalten sind. Der Hauptvorzug der Kunst des M. war die vollendete Naturwahrheit in der Bildung des menschlichen wie des thierischen Körpers, wodurch er den von ihm geschaffenen Gestalten den Schein wirklichen Lebens gab. Weniger glücklich war er in der Bildung des menschlichen Antlitzes und in der Behandlung der Haare, indem man ihm hier Mangel an tieferm seelischen Ausdruck und eine gewisse alterthümliche Steifheit zum Vorwurfe machte.

Myroxylon, s. Balsambaum.

Myrrhe heißt der erhärtete Saft des in Arabien wachsenden Balsambaums (s. d.). Der Saft dringt aus der Rinde dieser Bäume in öligen, gelblichen Tropfen hervor, welche an der Luft allmählich dunkler, dickflüssiger und endlich ganz hart werden. Die ausgelesene M., ein Gummiharz, bildet Stücke von ungleicher Größe und Gestalt, welche halb durchsichtig, äußerlich mehr oder weniger braun gefärbt sind und ein mattes, bestäubtes Ansehen haben. Die Oberfläche ist uneben und mit Höhlungen versehen. Die Masse ist spröde. Der Bruch ist wachsglänzend, uneben, mit weißlichen Adern durchzogen. Der Geruch der M. ist balsamisch, der Geschmack gewürzhaft bitter. Die M. besteht aus einem Gemenge von Harz, ätherischem Oel, Gummi, Salzen und Wasser. Man benutzt sie in der Medicin bei Krankheiten der Mundhöhle, bei cariösen Zähnen als fäulnißwidriges Mittel. Früher wurde sie zum Salböl und zum Einbalsamiren von Leichen angewendet. Nach den biblischen Berichten befand sich M. unter den Geschenken, welche Jakob dem ägypt. Könige überschickte und die Weisen aus dem Morgenlande dem Christuskinde darbrachten.

Myrte (Myrtus L.) ist der Name einer zur 12. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems gehörenden Pflanzengattung, welche der Typus einer dikotylen Pflanzenfamilie, der

Myrtaceen, geworden ist. Ihre Arten, lauter immergrüne Sträucher und Bäume der warmen und wärmern gemäßigten Zone beider Hemisphären, haben achselständige Blütenstände, Blüten mit vier- bis fünftheiligem Kelchsaum, vier bis fünf Blumenblättern, zahlreichen freien Staubgefäßen, einem fast kugeligen, unterständigen Fruchtknoten und eine zwei- bis dreifächerige, mit dem Kelchsaume bekrönte Beere mit nierenförmigen Samen. Seit den ältesten Zeiten ist die gemeine M. (M. cummunis L.) beliebt, ein immergrüner, gewürzhafter, 3—4 F. hoher Strauch oder mäßiges Bäumchen mit weißen Blumen, in allen Ländern am Mittelländischen Meere einheimisch und sonst häufig cultivirt. Man hat Varietäten mit schmalern und breitern Blättern und mit gefüllten Blüten. Da sie den Winter Deutschlands nicht verträgt, so muß sie bei uns im Hause überwintert werden. Ihre bitterlich-zusammenziehenden und gewürzhaften Blätter und Beeren waren ehedem als Heilmittel gebräuchlich. In den classischen Zeiten Griechenlands war sie als Symbol der Jugend und Schönheit der Aphrodite geweiht und wurde bei ihren Festen und bei den Eleusinien vielfach gebraucht. Selbst bis auf unsere Zeiten ist der Gebrauch eines Myrtenkranzes als Ehrenschmuck jungfräulicher Bräute bei Vermählungen geblieben. Dazu wählt man die kleinblätterige Varietät, während die großblätterige (die gemeine wildwachsende Form) zu Kränzen und Guirlanden für Verstorbene benutzt zu werden pflegt und deshalb den Namen Todtenmyrte erhalten hat. Die erbsengroßen rothen Beeren der kleinblätterigen M. (M. microphylla) in Peru sind wohlschmeckend und zuckersüß. Auch die schmackhaften Beeren der Lumamyrte (M. Luma) werden in Chile häufig gegessen.

Mysien (griech. und lat. Mysia) nannten die Alten im weitern Sinne die ganze Landschaft im nordwestl. Kleinasien, welche im N. von der Propontis und dem Hellespont, im W. durch das Aegäische Meer begrenzt, im S. an Lydien, im O. an Phrygien und Bithynien stößt. Im engern Sinne werden jedoch nur der nordöstlichere und mittlere Theil dieses Landstriches mit dem Namen M. bezeichnet, der nordwestlichere als Troas, der südwestlichere als Aeolis, der südlichste als Teuthrania davon unterschieden. Die Landschaft ist größtentheils von Gebirgen durchzogen, unter denen der troische Ida im W., der Temnos im S., der mysische Olympos im NO. die bedeutendsten sind. Unter den zahlreichen Flüssen sind der Rhyndakos, der Aesepos, der Granikos, der Simoeis, der Skamander und der Kaikos zu nennen. Der Boden war im Alterthume zu einem beträchtlichen Theile mit Wäldern und Sümpfen bedeckt, sodaß die Landschaft keineswegs zu den fruchtbarsten Gegenden Kleinasiens gehörte; doch producirte sie guten Weizen, und die Fischerei an den Küsten lieferte treffliche Fische und Austern. Unter den Städten waren Kios, Prusa, Kyzikos und Lampsakos im N. und Pergamon im S. die bedeutendsten. Die Bewohner gehörten, abgesehen von den griech. Einwanderern, ursprünglich wahrscheinlich dem thrazisch-phrygischen Volksstamme, also der indogerman. Völkerfamilie an, doch waren sie infolge des Verkehrs mit ihren südl. Nachbarn, den Lydern, stark mit semit. Elementen gemischt, wie auch ihre Sprache den Charakter einer Mischsprache an sich trug. Eine polit. Rolle spielte M. erst in der Diadochenzeit infolge der Gründung des Pergamenischen Reichs durch Philetäros (283 v. Chr.), das unter den Nachfolgern desselben, Eumenes I., Attalos I., Eumenes II., Attalos II., zu bedeutender Blüte gelangte, von Attalos III. aber bei seinem Tode (133 v. Chr.) den Römern als Erbe hinterlassen wurde.

Myslowitz, eine Stadt im Regierungsbezirk Oppeln der preuß. Provinz Schlesien, $2\frac{1}{2}$ M. im SO. von der Kreisstadt Beuthen, 26 M. im SO. von Breslau und 9 M. im NW. von Krakau, an dem 11 M. langen Weichselzuflusse Przemza gelegen, welcher hier die Grenze gegen Polen bildet, ist eine wichtige Eisenbahn- und Telegraphenstation, hat zwei kath. Kirchen, eine Synagoge, ein Zollamt und (1864) 5659 E. Das benachbarte Dorf M. hat ein Schloß, 1500 E. und mehrere Zinkhütten.

Mysore (spr. Maißur oder Maißor), ein Vasallenstaat innerhalb der brit. Präsidentschaft Madras in der vorderind. Halbinsel, nimmt den südl. Vorsprung des Tafellandes von Dekan, zwischen den Ost- und Westghats im Norden des Gaps ein und zählt auf $1452\frac{3}{4}$ Q.-M. 3,460696 E., zum größten Theil Brahmanen. Die Hochebene, im Durchschnitt 2000 F. hoch, wird im S. vom obern Kaweri und dessen Nebenflüssen, im N. vom Kistnazuflusse Tumbudra und dem ihm tributären Wedawatti oder Haggri, im NW. von dem ins Arabische Meer fallenden Scherawatti durchflossen. Bei der hohen Lage des Landes ist das Klima nicht so heiß wie in der benachbarten Küstenebene und, weil es beiden Monsuns ausgesetzt, sehr regenreich; namentlich in den Westghats ist die Feuchtigkeit ungeheuer. Im Boden findet sich Eisen im Ueberfluß, außerdem sind Goldstaub, Salz, Granaten und Korund oder Demantspat vorhanden.

Die äußerst fruchtbaren Thäler erzeugen alle indischen Producte der Tropenzone wie manche der gemäßigten Zone. Tekholz und andere riesige Bäume, Sandelholz und kaum durchdringliches Unterholz bilden die Wälder, meist jedoch in den Thälern, während die Höhen nur mit Dschangel bedeckt sind. Eine Plage des Landes sind die Tiger, Leoparden, Tschita oder Jagdleoparden, Bären u. s. w. Auch Elefanten sind vorhanden, wilde einheimische Hunde, giftige Schlangen und Heuschrecken. Das Pferd ist schlecht, die Zahl der Büffel größer als die der Kühe, die Schafe zum Theil gut. Die Bewohner sind durchgehends ein kräftiger Hinduschlag, betrügerisch, liederlich, aber höflich. Die Manufactur beschränkt sich auf grobe Wollstoffe, Baumwolle, Seide und Glas und ist im ganzen ohne Wichtigkeit. Auch der Handel ist gering, und die Geschäfte befinden sich in den Händen der nur in Zelten lebenden Rasse der Brindscharris, welche, von ihren Familien begleitet, in großen Gesellschaften reisen. M. war unter eigenen Hindu-Radschas aus brahmanischem Stamme bis 1556 ein Vasallenstaat des Reichs Bidschanagar oder Karnata (s. Karnatik) und seit 1650 des Sultanats Visapur oder Bedschapur (s. d.), wurde 1685 durch Aureng-Zeyb dem Delhireiche einverleibt und kam so unter die Oberhoheit des Nizam oder Statthalters von Dekan. Die brahmanische Dynastie wurde 1759 von Hyder-Ali (s. d.) verdrängt, den Stifter des neuen mohammed. Sultanats M., welches, nachdem es dessen Sohn Tippo-Saïb (s. d.) nach allen Seiten erweitert, ganz Süddekan, außer dem Küstenlande Karnatik und den Reichen Cochin und Travancore, aber mit Einschluß von Canara und Malabar, umfaßte. Schon Tippo-Saïb verlor im Vertrage vom 19. März 1792 mit den Briten die Hälfte seiner Besitzungen. Nach dem Untergange Tippo-Saïb's 1799 wurde das Reich abermals zerstückelt, und die Engländer setzten in dem Reste, dem jetzigen M., einen Sproß der frühern brahmanischen Dynastie, den sechsjährigen Prinzen Krischna, als Radscha auf den Thron, der bis 1812 unter der vormundschaftlichen Leitung des Brahmanen Purnea stand. Während der Verwaltung dieses ausgezeichneten Mannes erfreute sich M. großer Ruhe und Ordnung. Seit der selbständigen Regierung des Krischna Radsch Wadejar traten indeß arge Zustände ein, und 1832 ward deshalb das Land unmittelbar brit. Beamten unterstellt und der Radscha durch ein Jahrgeld abgefunden. Seitdem nahm M. einen neuen Aufschwung. Das Land zerfällt in die vier Districte Bangalore, Astragam (das eigentliche M.), Tschitteldrug und Bednore. Die Briten haben die Besatzungsplätze Bangalore (s. d.), Harikar und French-Rocks im Besitz; dagegen ist Seringapatam (s. d.), die frühere Hauptstadt des Reichs, wegen der sehr ungesunden Lage aufgegeben. Nur 2 M. südlicher als letztere liegt in 2300 F. Seehöhe die jetzige Hauptstadt M., Sitz des Titular-Radscha und des engl. Residenten sowie der engl. Regierungscommission und sehr bedeutender Kaufleute und Bankiers. Die Stadt ist auf zwei gleichlaufenden Höhenzügen regelmäßig angelegt, hat viele massive Häuser, ein Fort und den Residenzpalast des Radscha und zählt 54729 E. Außerdem ist noch wichtig Bednore oder Nagger, in einem überaus regenreichen Becken der Westghats, über 3750 F. über dem Meere gelegen und von prachtvollen Wäldern umgeben, durch Befestigungen auf den Höhen gedeckt. Diese Stadt ward 1645 Sitz eines eigenen Radscha und blühte rasch auf, sodaß sie mehr als 100000 E. zählte. Hyder-Ali eroberte und plünderte sie 1763 und erkor sie dann unter dem Namen Hydernaggur zu seiner Hauptstadt. 1783 mußte sie vom General Matthews, der sie besetzt hielt, nach tapferer Vertheidigung an Tippo-Saïb übergeben werden, der die höhern Offiziere erschießen, die Truppen selbst grausam behandeln ließ. Der Ort ist schon längst ganz in Verfall gerathen.

Mystagog hieß bei den Griechen derjenige Priester, welcher den in die Mysterien (s. d.) Einzuweihenden einführte; in Sicilien nannte man dagegen auch diejenigen Mystagogen, welche die Fremden in die geheimen, besonders gottesdienstlichen Oerter führten, um ihnen alles Merkwürdige zu zeigen. Gegenwärtig bezeichnet man damit zuweilen im verächtlichen Sinne einen Geheimnißkrämer.

Mysterien (griech. mysteria, d. i. Geheimnisse) nannten die Griechen im Gegensatze zu der öffentlichen Gottesverehrung gewisse Religionsformen und Cultgebräuche, an denen nur Personen theilnehmen durften, welche nach Bestehung gewisser Prüfungen und nach Ablegung des Gelübdes unbedingter Verschwiegenheit in den Kreis der Eingeweihten aufgenommen worden waren. Der Inhalt aller dieser M. war, soweit wir davon Kunde haben, ein doppelter: theils Cultuslegenden über die Thaten und Schicksale der Gottheiten, denen die M. geweiht waren, theils Cultgebräuche, indem an den Festversammlungen der Theilnehmer unter Leitung des priesterlichen Personals der Inhalt jener Legenden gewöhnlich in dramatischer Form dargestellt wurde. Von einer religiösen Belehrung in unserm Sinne, d. h. Mittheilung von reinern Vorstellungen über die Gottheit, Ausdeutung der Mythen des Volksglaubens im philos. Sinne,

findet sich in den alten M. keine Spur; vielmehr beruhte ihre Bedeutung durchaus nur auf der ohne Zweifel zum Theil sehr mächtigen Wirkung, welche jene dramatischen Darstellungen von der Geburt und Hochzeit, dem Leiden und Tod und der Wiedererstehung gewisser Gottheiten auf die Phantasie und das Gemüth der «Schauenden» (Epopten) ausübten, indem sie in denselben das Gefühl der Reinigung und Heiligung und die tröstliche Hoffnung auf ein Fortleben nach dem Tode in einem seligen Jenseits erweckten. Den ersten Rang unter allen griechischen M. nahmen sowol in Hinsicht ihres Ansehens als der Zahl der Theilnehmer die attischen Eleusinien ein (s. Eleusis), welche unter dem besondern Schutze des Staats standen. Ihnen stehen an Alter und Heiligkeit zunächst die Samothrazischen M., deren Mittelpunkt der ursprünglich phöniz. Cultus der Kabiren bildete, mit welchem pelasgische und phrygische Religionselemente verschmolzen waren. Während diese beiden M. an bestimmte Orte gebunden und dadurch unter den Schutz und die Aufsicht einer polit. Gemeinde gestellt waren, waren andere, wie namentlich die bacchisch-orphischen, nur an die Personen der Theilnehmer geknüpft, also durchaus Privatsache und dadurch leicht allerhand Misbräuchen, wie der Versumpfung durch crassen Aberglauben und dem Verfallen in ein wüstes sittenloses Treiben, ausgesetzt. Einen solchen bedenklichen Charakter hatten diese bacchischen Weihen namentlich in Italien angenommen, daher der röm. Senat 166 v. Chr. durch das bekannte «Senatus consultum de Bacchanalibus» die Theilnahme an denselben auf das strengste untersagte. Auch die M. der Isis, die von Aegypten aus in Rom und dem übrigen Italien Eingang und bald sehr große Verbreitung gewonnen hatten, waren vielfach mit derartigen unreinen Elementen versetzt. Beim Auftreten des Christenthums suchte das Heidenthum seine M. mehrfach als Bollwerk gegen die Angriffe der Vorkämpfer der neuen Religion zu benutzen, aber vergeblich: die M. geriethen mit der weitern Verbreitung des Christenthums immer mehr in Verfall und erloschen endlich aus Mangel an Theilnahme von selbst, ebenso wie die Orakel der heidnischen Götter verstummten. Vgl. Sainte-Croix, «Recherches historiques et critiques sur les mystères du paganisme» (Par. 1784; deutsch von Lenz, Gotha 1790; 2. Aufl. des franz. Originals von Silvestre de Sacy, Par. 1817); Lobeck, «Aglaophamus» (2 Bde., Königsb. 1829); Muth, «Ueber die M. der Alten» (Hadamar 1842); Petersen, «Der geheime Gottesdienst bei den Griechen» (Hamb. 1848).

Mysterien nannte man im Mittelalter eine Art geistlicher Schauspiele, bestehend in Darstellung von Scenen aus der heil. Geschichte, hauptsächlich aus der Geschichte der Passion, Auferweckung und Wiederkunft Christi. Sie wurden seit dem frühen Mittelalter, anfangs nur in Kirchen, durch Geistliche und Chorknaben, später, als weltliche und niedrigkomische Elemente immer weitern Raum darin gewannen, auf Straßen und öffentlichen Plätzen, von Bürgern und dann von eigens dazu gebildeten Gesellschaften dem Volke zum besten gegeben. Die ältesten Spuren derselben reichen bis ins 11., vielleicht in das 9. Jahrh. zurück. Aufgeführt wurden sie am Oster- und am Pfingstfest. In einem Decretal Innocenz' III. von 1210 wird bereits von theatralischen Darstellungen mit abscheulichen Masken (monstra larvarum) geredet, die man in Kirchen gäbe, und bei denen selbst Priester mitwirkten. Es mögen dies wol nur Pantomimen ohne Dialog gewesen sein, wie sie noch gegenwärtig in Italien vorkommen, und gewiß war auch der nachmals hinzutretende Dialog anfangs blos improvisirt. Aufzeichnungen derartiger christl. Dramen kommen erst im 15. Jahrh. vor. In England scheinen bereits im 13. Jahrhunderte M. im Freien gespielt worden zu sein, wobei Stühle vermiethet wurden, auch Einsammlungen von Geld stattfanden. Als eins der ältesten auf uns gekommenen Dramen dieser Art werden «Die Wunder der heil. Katharina» betrachtet. Die Aufführungen im Freien fanden, wenigstens im 16. Jahrh., auf Karren, Spielwagen (pagiants) statt, welche von Straße zu Straße zogen. Sobald ein Wagen abgespielt hatte, folgte ein anderer. Die Bühnen der Wagen waren in drei Stockwerke getheilt, um Himmel, Erde und Hölle vorstellen zu können, und mit Teppichen behängt; in dem untersten Raume des Wagens kleideten sich die Schauspieler an. Außer den Darstellungen der göttlichen Geheimnisse (Mysteries) und Wunder der Heiligen (Miracles) gab man moralisch-lehrhafte Darstellungen aus der biblischen Geschichte (Moralities). Die geistlichen Dramen Deutschlands waren ursprünglich lateinisch abgefaßt und wurden von Geistlichen aufgeführt. Erst als auch Laien mitspielten, wurden deutsche Verse in immer größerm Umfange beigemischt; zugleich nahmen dieselben auch vielfach komische Bestandtheile in sich auf. Das älteste durchaus deutsche Mysterium, das wir haben, ist ein Passionsspiel, rührt von einem höfisch gebildeten Dichter her und gehört der Blütezeit des 13. Jahrh. an. Das 14. Jahrh. weist mehrere auf, das berühmteste darunter ist das «Spiel von den zehn Jungfrauen». In Paris

bildete sich 1380 eine Gesellschaft, welche M. gab, die Confrérie de la passion, welche zuerst bei Karl's VI. Einzuge im Hospitale der Trinité, später im Hôtel de Bourgogne spielte und 1402 ein Privilegium erhielt. Ihre Stücke pflegten viele Abtheilungen zu haben, die an verschiedenen Tagen nacheinander aufgeführt wurden. Die Sitte, geistliche Dramen aufzuführen, hat sich an vielen Orten der kath. Christenheit bis in die späteste Zeit erhalten, z. B. die Bauernspiele (s. d.) im Oberammergau in Oberbaiern. Sammlungen französischer M. veranstalteten Monmerqué und Michel (Par. 1839) und Jubinal (2 Bde., Par. 1837); deutsche M. veröffentlichte Mone, «Deutsche Schauspiele des Mittelalters» (Quedlinb. 1841) und «Schauspiele des Mittelalters» (2 Bde., Karlsr. 1847). Vgl. Devrient, «Geschichte der deutschen Schauspielkunst» (Bd. 1, Lpz. 1848); derselbe, «Das Passionsspiel im Oberammergau» (Lpz. 1851); Pichler, «Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol» (Innsbr. 1850); Magnin, «Les origines du théâtre moderne» (Bd. 1, Par. 1838); Taillandier, «Notice sur les confrères de la Passion» (Par. 1834); Leroy, «Études sur les mystères» (Par. 1837); Wright, «Early English mysteries» (Lond. 1844).

Mysticiren heißt nach der zuerst in Frankreich seit Poinsinet (s. d.) gewöhnlich gewordenen Bedeutung die Leichtgläubigkeit und Beschränktheit eines Menschen benutzen, um ihm allerlei lächerliche Dinge aufzuheften und ihn zu Lächerlichkeiten zu veranlassen.

Mystik oder Mysticismus bezeichnet nach kirchlichem Sprachgebrauch die Erkenntniß Gottes und den Umgang mit Gott aus innerer Erleuchtung und Gnadenwirkung, im Gegensatze einerseits zum überlieferten Glauben (pistis) und andererseits zur speculativen Vernunfterkenntniß (gnosis). Der moderne Sprachgebrauch des Wortes ist zwar ebenfalls hiervon ausgegangen, hat aber wegen der vielen von jeher hinzugeflossenen unreinen Elemente allmählich eine solche Wendung genommen, daß in der Regel nicht mehr eine religiöse Hingabe des Herzens und Willens in die göttliche Lenkung selbst, sondern nur die geistigen Verirrungen, welche bei einer solchen vorfallen können, darunter verstanden werden. Mysticismus im modernen Sinn ist daher die krankhafte Liebe zum Geheimnißvollen und der mit derselben verbundene Hang, in unklaren Phantasien zu schwelgen, ein Zustand, wie er entspringt, wenn der Geist sich nicht auf wahrhaft religiöse Art in dem Geheimniß seiner Existenz beruhigt, sonderm einem frucht- und ziellosen Gelüsten fröhnt, das Unfaßbare fassen oder auch in einen außergewöhnlichen Verkehr mit den Bewohnern höherer Welten treten zu wollen. Der Mysticismus ist eine Art von Gefühlsschwindel, verbunden mit einem regellosen Spiele der Phantasie. Von der theol. Speculation unterscheidet er sich dadurch, daß die erstere an der Hand von Grundsätzen der Vernunft und Erfahrung sich so weit auf das Gebiet des Ungewissen hinauswagt, als die Folgerungen aus jenen reichen, während der Mysticismus beim Aufhören dieser bestimmten Anhaltspunkte erst sein eigentliches Geschäft beginnt. Gesellen sich hierzu noch Hallucinationen (s. d.), so kann der Mysticismus leicht in völligen Wahnsinn ausarten. Die M. stammt aus dem Heidenthum, wo man unter Mysterien (s. d.) Lehren und heil. Gebräuche verstand, welche im Verborgenen mitgetheilt und stillschweigend bewahrt wurden. Diese nährten insofern einen mystischen Hang, als sie einestheils durch Mittheilung vieldeutiger und räthselhafter Symbole und Aufführung allegorischer Schauspiele die Phantasie zur Erdichtung verborgener und verhüllter Dinge entflammten, anderntheils in Verbindung mit Opfern, Augurien und Orakeln einen Verkehr mit dem Jenseits einzuleiten sich bemüht zeigten. Die antike Mythologie war das Erzeugniß dieses Hanges, welcher das Jenseits mit Phantasiebildern menschlicher Verhältnisse, Wünsche und Bestrebungen bevölkerte. Auch die Philosophie des Alterthums ist nicht von Mysticismus frei geblieben. Anfangs ging sie zwar nur accommodationsweise auf mytholog. Phantasien ein, wie bei Pythagoras und Heraklit; aber bei ihrem Verfall im Neuplatonismus wandte sie die Ausdrücke der Mysterien auf die Platonische Philosophie an, verlangte von jedem in die letztere Einzuführenden die in den Mysterien gelehrte Andacht und artete, namentlich bei Jamblichus und in den dem Hermes Trismegistus untergeschobenen Schriften, ganz ins Visionäre und Phantastische aus. Das Christenthum leistete zwar im ganzen den Ausschweifungen der M. einen geringern Vorschub, als das Heidenthum durch seine unsichere und subjectivere Haltung gethan hatte. Dies hinderte jedoch nicht, daß sehr bald die christl. Erlösungsmittel als Mysterien bezeichnet, die Getauften Mysten genannt und die in den Mysterien gelehrte «Einigung» mit Gott (henosis) auf das Christenthum übertragen wurde. Die Vermischung erreichte ihren Gipfel in den Schriften des sog. Dionysius Areopagita (s. d.) zu Ende des 5. Jahrh., welche das Christenthum als eine neuplatonische Mysteriosophie darstellen. Dieser Pseudo-Dionys gewann insbesondere durch Hugo von St.-Victor im 12. Jahrh. eine weite Verbreitung und stand überhaupt bis zur Zeit der Refor-

mation in großem Ansehen. An ihm entzündete sich gegenüber der Scholastik (s. d.), welche sich mit der begrifflichen Auseinandersetzung der Glaubenslehren und der Beweisführung dafür beschäftigte, eine Theologie der Andacht, des Gefühls und der unmittelbaren Erleuchtung, welche auf die begriffliche Thätigkeit des Verstandes ein sehr geringes Gewicht legte, ein desto größeres dagegen auf Reinigung des Herzens und eine ascetische Moral. In diesem Sinne waren z. B. Hermann von Fritzlar, Eckhart (s. d.) und Thomas a Kempis (s. d.) Mystiker. Insofern ihre Opposition gegen die Scholastik zugleich eine indirecte Auflehnung gegen die verderbten Zustände der Geistlichkeit in sich schloß, hat man sie als Vorläufer der Reformation bezeichnet. Vgl. Helfferich, «Die christliche M. in ihrer Entwickelung und ihren Denkmalen» (2 Thle., Hamb. 1842); Görres, «Die christliche M.» (4 Bde., Regensb. 1836—42); Noack, «Die christliche M.» (2 Bde., Königsb. 1853); Pfeiffer, «Deutsche Mystiker des 14. Jahrh.» (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1845—57).

In einer von dieser wesentlich verschiedenen Bedeutung unterlag wiederum die Philosophie des 15. und 16. Jahrh. in Paracelsus, Bruno, Campanella u. a. der M. als einem übermäßigen Schalten der Phantasie in der Speculation über die Natur und den Zusammenhang der Wesen in ihr, eine Richtung, welche später von naturphilos. Seite das Treiben der Alchemisten und Rosenkreuzer (s. d.) zur Folge hatte, von theol. Seite aber durch das Ansehen, welches einige hervorragende Geister dieser Art, wie Jakob Böhme (s. d.) und Swedenborg (s. d.), bei ihren Anhängern gewannen, in religiöse Sektirerei ausschlug. Vgl. Carriere, «Philos. Weltanschauung der Reformationszeit» (Stuttg. und Tüb. 1847). Der Inhalt mystischer Schriften kann übrigens von dem allerverschiedensten Werthe sein, je nachdem nämlich in ihnen lediglich phantasirt wird oder der vergeblich nach voller Klarheit ringenden Production allerdings gewisse feste Begriffe und Grundsätze im Hintergrunde liegen, welche ihrer Natur nach recht wol eine nähere Verdeutlichung vertragen, die sie nur bei ihrem erstmaligen Erwachen in der Seele des mystischen Autors noch nicht zu gewinnen wissen. In dieser Beziehung bieten die Schriften der Mystiker nicht nur dem Psychologen einen lehrreichen Stoff der Nachforschung über das Verhältniß der verschiedenen geistigen Functionen im Menschen, sondern sind auch insofern wichtig für das Studium der fortschreitenden Geistesentwickelung in der Geschichte, als sie dienen, die Zeiträume zu bestimmen, in denen schon gewisse neue wissenschaftliche, ethische und religiöse Anschauungen im Menschengeschlechte aufdämmerten, bevor sie es lernten, sich im klaren Begriffe eine endgültige Ausprägung zu geben. Auch der Islam, obgleich zu Anfange wegen seiner kriegerischen Stimmung die M. wenig begünstigend, hat später unter dem Namen des Sufismus (s. d.) eine solche, und zwar eine von ziemlich schwindeliger Höhe hervorgebracht. Vgl. Tholuck, «Blütensammlung aus der morgenländischen M.» (Berl. 1825).

Mythographen heißen diejenigen Schriftsteller des Alterthums, welche die verschiedenen Sagen und Dichtungen der frühern Zeiten meist in Prosa bearbeiteten und zusammenstellten. Sie zerfallen in zwei Klassen. Die erstere umfaßt die eigentlichen M., welche es blos mit schlichter Erzählung der alten Sagen in der überlieferten Form zu thun haben. Die zweite Klasse wird durch die Schriftsteller gebildet, denen es nicht eigentlich um den Mythus selbst, sondern nur darum zu thun ist, ihr System, ihre Erklärungsmethode durch Anwendung auf einzelne Mythen zu veranschaulichen. Die Hauptschriften der letztern Gattung, das Werk des Cornutus «Ueber das Wesen der Götter» und die «Homerischen Allegorien» des Heraklides oder Heraklitus, haben eine vorwiegend philos. Tendenz und repräsentiren die Hauptrichtung der allegorischen Mythenerklärung, die physische, welche das Wesen der Götter als Träger der alten Sagen auf die Naturkräfte zurückführt. Die zweite Richtung der allegorischen Mythenerklärung, die historische oder pragmatische, ist durch die anonymen «Libri incredibilium», die dritte Richtung, die ethische, durch die wenig bekannte Schrift «De Ulixis erroribus» vertreten. Die wichtigsten griechischen M. sind die «Bibliotheca» des Apollodor (s. d.), die nur bei Photius im Auszug erhaltenen «Narrationes» des Conon und die «Nova historia» des Ptolemäus, die «Narrationes amatoriae» des Parthenius, die «Transformationes» des Antoninus Liberalis, die «De Incredibilibus» betitelten Schriften des Paläphatus, Heraklitus und eines Unbekannten, ferner die Schrift des Joannes Pediasimus «De Herculis laboribus» und die «Deorum cognomina» des Nicetas. Hierzu kommen unter den Römern noch die «Fabulae» des Hyginus, die «Mythologiae» des Fulgentius, Lactantius, des Julius Firmicus Schrift «De erroribus profanarum religionum», des Albricus Buch «De deorum imaginibus» u. a. Die beste Sammlung der «Mythographi Graeci» veranstaltete Westermann (Braunschw. 1843); die «Mythographi Latini» gaben Muncker (2 Bde., Amsterd. 1681) und van Staveren (2 Bde., Leyd. 1712) heraus.

Mythus und Mythologie, insbesondere der Griechen und Römer. Die Mythologie

ist die Wissenschaft vom Mythus; es kommt also, um ihre Bedeutung erfassen zu können, zuerst auf eine Definition des Begriffs des Mythus an. Der Wortbedeutung allein nach ist der Mythus nichts als Rede, Erzählung ganz allgemein, so bei Homer; aber schon die spätern Griechen gebrauchen die Worte Mythus und mythisch in engerer Anwendung für Erzählung aus vorhistor. Zeit, und ungefähr in diesem Sinne gebrauchen wir das Wort mythisch populärerweise im täglichen Leben. In der modernen wissenschaftlichen Sprache ist Mythus sehr verschieden definirt worden; man wird ihn aber am besten bezeichnen äußerlich: als Erzählung, deren Mittelpunkt ein göttliches Wesen ist, und innerlich: als das in concreter Erzählungsform auftretende Dogma der griech. (röm.) Religion. Wenn nun Mythologie die Wissenschaft vom Mythus, so ist sie äußerlich der Complex aller Erzählungen der Alten von ihren Göttern, dämonischen und halbgöttlichen Wesen, innerlich aber ist Mythologie Dogmatik der griech. (röm.) Religion.

Die Entstehung des Mythus hat man sich folgendermaßen zu denken. Der in der Natur lebende Mensch erkennt in derselben eine Anzahl von Kräften, welche die Erscheinungen der Natur bedingen, und welche miteinander oder gegeneinander zu wirken scheinen, oder welche die gegenseitigen Producte und Wirkungen fördern oder zerstören. Der warme Frühlingsregen z. B. fördert die Vegetation, ebenso der milde Sonnenschein, während der Sturm den Baum entblättert, entästet, entwurzelt oder der dürre Sonnenbrand des höchsten Sommers die Pflanzen welken macht. Diese Kräfte aber, welche die Naturerscheinungen bedingen, abstract als Kräfte aufzufassen, als Wärme, Elektricität, vegetative Kraft u. s. w., vermag nur das abstracte Denken, während die unmittelbare Anschauung der Phantasie in oder hinter der Kraft einen Willen erkennt, welcher dieselbe hervorbringt oder sendet, und der ihre Wirkungen beabsichtigt oder leitet. Ein Wollen und dem Wollen gemäßes Handeln kann aber nur bei einem persönlichen Wesen gedacht werden. Mit Nothwendigkeit setzt also eine Zeit, deren Phantasie und Intuition den Gedanken und die Abstraction überwiegt (und eine solche Zeit ist allein mythenbildend), an die Stelle der abstracten Naturkraft eine willensbegabte Persönlichkeit, von der nach freiem Entschluß die in ihrer Wirkung wahrgenommene Kraft ausgeht. Mit andern Worten, die erste Stufe der Mythenbildung ist die Personification (s. d.). Da aber die Kraft und deren Wirkung immer dieselbe oder wenigstens immer ähnlich bleibt, so erscheint sie als die der Persönlichkeit anhaftende Eigenschaft, und diese Eigenschaft bildet sich zum Charakter aus. Je nachdem nun die Wirkungen, welche man dem Willen dieser oder jener Persönlichkeit zuschrieb, dem Menschen gegenüber freundlich, angenehm, erwünscht, segensvoll waren, oder verderblich, furchtbar, zerstörend, erschien die Persönlichkeit als eine milde und freundliche oder als eine zürnende und feindliche. Da aber im einen wie im andern Falle die Wirkung und also auch die sie hervorbringende Persönlichkeit weit über menschliche Kraft erhaben, der menschlichen Einwirkung entzogen war, so erscheint diese Person als Gottheit, und zwar mußte man nothwendig in der auf den unmittelbaren Eindruck, nicht auf Abstraction bauenden Zeit gerade so viele Gottheiten statuiren, wie man voneinander unabhängige Kräfte erkannte. Von diesen göttlichen Personen, von ihrer höhern Kraft, von ihrem Segen oder ihrem Zorn fühlt sich in jedem Falle und in jedem Augenblicke seines mit der Natur zusammenhängenden Lebens der Mensch abhängig, woraus das religiöse Gefühl entsteht: der Mensch tritt seinen Gottheiten gegenüber in ein religiöses Verhältniß, fühlt gegen die freundlichen Liebe, Dank und Verehrung, vor den feindlichen Furcht und Scheu, sucht die freundliche Gottheit durch Gebet und Opfer für sich zu gewinnen, die feindliche durch dieselben Mittel zu entfernen oder, da er sie als zürnend denkt, zu versöhnen. Aber nicht allein auf den Menschen, sondern direct aufeinander wirken die Naturerscheinungen bedingend ein; es müssen also die göttlichen Personen auch zueinander in bestimmtem und zwar dauerndem Verhältniß gedacht werden. Je nachdem die von ihnen ausgehend gedachten Kräfte sich einander fördern oder aufheben, erscheinen sie, um nur das allgemeinste Verhältniß zu nennen, in Liebe und Haß gegeneinander, und da gar bald eine Verschiedenheit der Kräfte erscheint, so ergibt sich dadurch das Verhältniß der Neben- und Unterordnung der göttlichen Personen zueinander.

Fassen wir das bisher Gesagte scharf ins Auge, so stellt sich alles Folgende eigentlich von selbst heraus. Sind einmal göttliche Persönlichkeiten, willensbegabte, freundliche und unfreundliche, voneinander abhängige, im Glauben des Menschen vorhanden, so muß er mit Nothwendigkeit nach dem Ursprunge der Personen und nach dem Grunde ihres Verhältnisses zum Menschen und zueinander fragen. Da aber der Mensch sich höhere Persönlichkeiten, als er selbst ist, nur als potenzirte, erhöhte Menschen denken kann, so müssen sie erstens auch einen dem menschlichen analogen Ursprung haben, sie müssen geboren sein, folglich Aeltern haben; sie müssen zweitens, da sie auf menschliche Weise leben und empfinden, in ihrem Zusammenleben dies und das erfahren

haben, welches ihre gegenseitigen Verhältnisse bedingt; da sie aber nicht aufhören sich in der Natur zu manifestiren, so müssen sie drittens unsterblich sein. Die in jedem einzelnen Fall von Menschen gestellte Frage nach diesen Verhältnissen seiner Götter beantwortet ihm zum Theil die einfache Anschauung der Natur. Einige Beispiele werden das klar machen. Die Sonne taucht jeden Morgen, wo sie also geboren wird, scheinbar aus der Erde heraus, sie strahlt aber vom Himmel. Erde und Himmel haben also die nächste Beziehung zur Sonne, also auch die Gottheit des Himmels und die Gottheit der Erde zur Gottheit der Sonne. Sie sind seine Aeltern: Apollon (Gott des Sonnenlichts) ist Sohn des Zeus (Gott des Himmels) und der Leto (Latona, Göttin der dunkeln, verborgenen und verbergenden Erde). Neben der Sonne leuchtet der Mond am Himmel. Sonne und Mond wirken zusammen oder abwechselnd zu demselben Zweck, die Erde zu erleuchten: sie sind die beiden analogsten Erscheinungen der Welt, folglich sind sie verwandt; der griech. Mythus nannte sie Zwillingsgeschwister. Vom Himmel strömt der Regen, die Erde nimmt ihn auf, dadurch wachsen alle Pflanzen: Himmel und Erde lieben sich, vereinigen sich in Liebe; der Mythus sagt: Zeus umarmt Here (Erde), und zum Hochzeitslager breitet sich der reiche Teppich der Vegetation aus; oder Zeus liebt Demeter (Erdmutter, Mutter Erde), und aus ihrer Vereinigung entspringt Persephone (Proserpina, die Vegetationsgöttin). In ähnlicher Weise werden Eigenschaften, innere wie äußere, von der Naturerscheinung auf die Gottheit übertragen. Je nach dem Eindruck, den eine Naturerscheinung, in der sich die Gottheit offenbarte, auf den Menschen machte, wurde die Gottheit männlich oder weiblich gedacht, die stärkern, bewegtern, finstern Gottheiten waren männlich, die mildern, still wirkenden, empfangenden weiblich. Was die äußern Eigenschaften anlangt, wurde z. B. der Sonnengott blondlockig gedacht, weil die Sonne goldglänzende Strahlen hat; er war Bogenschütz, weil man die Strahlen der Sonne mit rasch dahinfliegenden Pfeilen verglich, u. dgl. m. Alle diese und eine sehr große Zahl ähnlicher Vorstellungen sind nicht etwa Resultate der Reflexion, sondern der unmittelbaren, phantasiereichen Anschauung und der durch sie bewirkten Empfindung. Fragen wir uns nun aber, welche Einkleidung für die Mittheilung dieser Anschauungen wol die natürlichste sei, so werden wir uns gewiß bei einigem Nachdenken antworten: die Form der Erzählung ist die natürliche, und zwar die Erzählung des Vorgangs als einer einmaligen concreten Handlung. Diese Erzählung aber ist eben der Mythus: alle Mythen haben diese Form.

Die bisherige Darstellung führte uns aber erst auf eine Art der Mythen, auf die physischen Mythen oder diejenigen, deren Kern ein Vorgang oder eine Erscheinung der Natur ist. Wenn das Gesagte richtig ist, so müssen diese Mythen die ursprünglichen und ältesten sein, an welche sich eine fortwirkende Mythenbildung anschließt und neben sie die jüngern ethischen Mythen stellt. Die Entstehung dieser ethischen Mythen können wir uns so denken. Die auf Naturwahrnehmung gestützten physischen Mythen haben bei jedem göttlichen Wesen einen festen Hauptcharakterzug und ein bestimmtes Verhältniß sowol zu andern Göttern wie zum Menschen ausgeprägt. Ein solcher Charakterzug will aber zum Charakterbilde ergänzt sein, und derjenige Mensch, welcher die göttliche Persönlichkeit lebendig glaubt, kann unmöglich sich mit einem unfertigen Bilde seines Gottes begnügen. Es wird deshalb auf Grund der ursprünglichen Gestaltung fortgebaut und der Charakter jedes Gottes nach Analogie des primitiven Typus und unter Mitwirkung des Verhältnisses, in welchem er zu andern göttlichen Wesen steht, ausgeprägt. Die unausbleibliche Folge hiervon ist, daß auch der Bezug des so vollendeten göttlichen Wesens zum Thun und Treiben des Menschen sich vermannichfacht, und daß, je fester sich infolge hiervon das religiöse Verhältniß setzt, um so mehr der physische Bezug und die erste physische Gestaltung des göttlichen Wesens in den Hintergrund, der ethische Bezug und die ethische Gestaltung desselben in den Vordergrund tritt. Der zurückgelegte Weg ist also dieser: das göttliche Sein (als Object des Glaubens) in der Natur ist zuerst zu einem göttlichen Wesen hinter der Natur, daraus zu einer bestimmten Gottheit, zu einem Charakter, zu einer sittlichen, menschenartigen Persönlichkeit geworden, welche zu der sittlichen menschlichen Persönlichkeit (als dem Subject des Glaubens) in demselben nothwendigen Bezuge steht, wie das physische göttliche Wesen zu dem physischen Menschen. Das ist aber die Entwickelungsstufe, auf der wir die griech. und die von den Griechen entlehnten röm. Götter kennen: sie sind durchaus ethische, potenzirt menschliche Wesen. Derjenige Gott, der als der mächtigste erscheint, weil die Erscheinungen der Natur, die man auf ihn zurückführte, dem Menschen die größten und gewaltigsten erschienen, dieser Gott wird als König der Götter betrachtet. Indem sich nun die ethische Fortbildung dieses Götterkönigs bemächtigt, muß sie ihn nothwendig in gesteigertem Maße mit denjenigen Eigenschaften ausstatten, welche wir von einem guten irdischen Könige fordern, also neben der Macht und

Majestät mit Gerechtigkeit, Milde, Weisheit, festem Willen u. s. w. Der religiöse Bezug des Gottes zum Menschen schließt sich an diesen ethisch vollendeten Charakter, und so wird der Götterkönig als der natürliche Schirmherr sowol des irdischen Königthums wie auch der Gerechtigkeit, Milde (z. B. gegen Arme, Flüchtige, Fremde), der Treue und Mannhaftigkeit gedacht und geglaubt werden müssen. In der That sind das Züge, welche dem griech. Zeus, dem Gotte des Himmels, dem Herrscher des Olymps, dem König und Vater der Götter und Menschen angehören. Aber auch hiermit hört die gestaltende mythische Thätigkeit nicht auf, sie knüpft vielmehr an die sittliche göttliche Persönlichkeit an und leitet aus dem Wesen dieses Charakters in seinem Verhältniß zu andern Charakteren Begebenheiten, Erlebnisse und Conflicte ab, in denen, sofern sie wirklich mythischer Art und nicht etwa dichterische Erfindungen sind, sich immer nur wieder der mit seinem Ursprunge in Zusammenhang stehende Charakter des Gottes oder eine Seite des Charakters manifestirt.

Als endliche und letzte Phase dieser fortarbeitenden mythischen Thätigkeit ist die vollendete Vermenschlichung ursprünglich göttlicher Wesen zu bezeichnen. Diese ist erst dann und nur dann möglich, wenn die Naturbedeutung gegen die ethische Entwickelung in den Hintergrund getreten, und sie tritt wol am häufigsten ein durch die Berührung der verschiedenen Stämme, welche Gottheiten gleicher Geltung haben. Da, wo sich nicht beide miteinander völlig und unter Einem Namen verbinden können, tritt die eine Gottheit in ein abhängiges Verhältniß zu der andern, oder sie wird gänzlich von ihr verdrängt. Letzteres ist namentlich bei feindlichem Zusammenstoß verschiedener Stämme anzunehmen. Die vermenschlichte Gottheit erhält dann eine neue menschliche Genealogie, in der sich ihr gegenüber die letzte Thätigkeit des Mythus offenbart, tritt aber dann aus dem Gebiete des Mythus in das der Sage (s. d.) über, welche dann auf ihre Weise an das vom Mythus Ueberkommene anknüpft und daran fortspinnt. Als Beispiel möge Helena gelten. Helena ist reine Mondgöttin gewesen (Selene), als solche Tochter des Zeus (Himmels) und der Leda (Leto, Erde, selbst einer infolge der Vermenschlichung ihrer Tochter vermenschlichten Göttin) und Schwester der Dioskuren Kastor und Pollux (Abend- und Morgenstern). Verdrängt aus ihrem göttlichen Range, wurde sie Heroine, und man gab ihr als solcher neben Zeus den irdischen Vater Tyndareus. An diese vermenschlichte Helena knüpft sich die Sage von der hohen Schönheit und von den Schicksalen im Trojanischen Kriege, mit denen die Mondgöttin und der Mythus ebenso wenig zu thun haben wie mit der Entführung durch Paris. Ebenso wenig wie die Sage berührt aber den eigentlichen Mythus die Fortentwickelung mythischer Erzählungen durch die Dichter, und ebenso wenig die theol. und philos. Fortentwickelung des vom ethischen Mythus geschaffenen göttlichen Wesens eine Fortentwickelung durch die Speculation, welche bereits vor Homer beginnt und durch die ganze Blütezeit Griechenlands dauert.

Erwähnt werden müssen aber als Elemente der Mythenbildung noch erstens die Berührung verschiedener Stämme Griechenlands und zweitens die Aufeinanderfolge verschiedener Culte. Bei der Berührung verschiedener Stämme erfolgte natürlich ein Austausch von immer local entstehenden Mythen und von religiösen Ideen, und es entstanden infolge hiervon, wenn solche Ideen und Mythen oder auch Culte aufgenommen wurden, die Sagen von Wanderungen der Götter. Aus der Aufeinanderfolge verschiedener Cultusepochen aber entstanden die Sagen von Vernichtungskämpfen einzelner Götter oder von Göttergeschlechtern gegeneinander, wie z. B. die Sage von dem siegreichen Kampfe gegen die Urgötter, die Titanen, durch welchen die jüngere olympische Götterdynastie zur Herrschaft gelangte. Schließlich muß noch daran erinnert werden, daß in der griech. Götterwelt neben diesen aus Naturpotenzen zu sittlichen Wesen gewordenen Göttern solche existiren, welche die bloßen directen Personificationen ethischer Begriffe sind, wie Nike Sieg, Arete Tugend, Aidos Scham u. a. m. Diese sind jünger als die andern Götter, sind nicht Producte des Mythus, sondern der Speculation und Abstraction, sind daher entweder mythenlos oder mythenarm, z. B. nur genealog. Verbindung mit andern Göttern, stehen meistens zu den ältern Göttern in untergeordnetem Verhältniß und haben gewöhnlich keinen oder wenigstens keinen ausgebildeten Cultus.

Die Quellen der Mythologie sind die Schriftwerke und die Kunstwerke der Alten, und zwar die Schriftwerke derart, daß sie sinnlich für die Mythologie sehr verschiedenen Werth haben, aber zugleich so allgemein, daß kaum ein Schriftsteller von den uns erhaltenen ganz ohne Ertrag für die mytholog. Forschung ist. Am wichtigsten sind die ältesten Dichter, besonders Homer und Hesiod, bei denen die griech. Mythologie zuerst in so geschlossener Gestalt auftritt, daß eine irrige Ansicht des Alterthums die Schöpfung der Mythologie auf diese Dichter zurückführt, und von den Prosaikern die ältern Geschichtschreiber, die auf Griechenlands Urgeschichte näher

eingehen, die Geographen und Periegeten, welche viele locale Mythen berichten, und die Mythographen, welche Mythensammlungen machten. Die Kunstwerke, und zwar aller Art, Sculpturen, Vasenbilder, geschnittene Steine, Münzen u. s. w., sind ergänzende Quellen unserer mytholog. Kenntniß, wichtig theils, indem sie manchen neuen Stoff darbieten, Mythen überliefern, die entweder in schriftlicher Ueberlieferung verloren gegangen oder gar nicht überliefert sind, besonders aber, weil die Kunstwerke die directesten Zeugnisse enthalten, während in der schriftlichen Ueberlieferung ein Mythus oft durch viele Hände ging, also vielfach entstellt wurde, ehe er an einen vielleicht späten Schriftsteller gelangte, der jetzt unsere Quelle bildet. Die schriftlichen Quellen sind am vollständigsten gesammelt in Jacobi's «Mytholog. Wörterbuch» (Lpz. 1847). Für die monumentalen Quellen (Kunstmythologie) ist noch immer Millin's «Galerie mythologique» (deutsch von Toelken, 3. Aufl., Berl. 1848) unentbehrlich. Besser sind die «Denkmäler alter Kunst» von O. Müller und C. Oesterley (2 Bde., Gött. 1834—46; 2. Aufl., von Wieseler, 1846).

Die Aufgabe der wissenschaftlichen Mythologie ist die Sammlung, Deutung und Systematisirung der Mythen. Die ältere Zeit begnügte sich mit Mythensammlung; die unsere arbeitet nach sehr verschiedenen Ansichten und Methoden an der Deutung und verhandelt über deren Principien. Die Systematisirung, d. h. die Aufstellung eines Religionssystems der Griechen, obwol mehrfach bereits versucht, bleibt Aufgabe der Zukunft. Die Mythensammlungen, die schon mit den alten Mythographen (z. B. Apollodor, Hyginus) beginnen und bis auf unsere Zeit fortgesetzt werden, behandeln ihren Stoff entweder in Form fortlaufender Erzählung (am vollständigsten Schwenck's «Mythologie der Griechen», Frankf. 1843, nur ohne Quellenangabe) oder in lexikalischer Form (Jacobi, Mindwitz). Vollständigkeit und Schöpfen aus den Quellen muß hier verlangt werden. Die Mythendeutung oder die wissenschaftliche Mythologie beginnt nach schwachen ältern Versuchen (Bocatius, Lil. Gyraldus, Natalis Comno, Is. Vossius, Banino) mit Heyne (s. d.) und Voß (s. d.). Nach ihnen sind die verschiedensten Principien der Mythendeutung aufgestellt, je nachdem man dem Mythus einen rein physischen, oder einen rein ethischen, oder einen pragmatisch-historischen, oder einen symbolischen Inhalt zuschrieb; je nachdem man ihn ferner aus dem Volksglauben oder aus uralter Priesterweisheit und Speculation ableitete, und je nachdem man seine Quelle in Griechenland selbst oder im Orient suchte. Nach dem, was eben über Wesen, Entstehung, Form und Fortbildung des Mythus erläutert worden, ist es klar, daß keins der genannten Principien ausschließlich nur allein richtig sei, daß es keinen ganz und allein physischen, kaum einen ganz und allein ethischen Gott, also auch keinen allein physischen oder allein ethischen Mythencomplex geben könne, von pragmatischen und symbolischen ganz zu schweigen; daß ferner jeder ursprüngliche Mythus auf Naturanschauung, also auf dem Walten des Volksgeistes beruhe, daß jeder einzelne Mythus local und von dem Local bedingt entstanden ist, und daß folglich eine Uebertragung aus dem Orient in der Urzeit nicht denkbar sei. Als das oberste Princip aller Mythendeutung erscheint folglich das Scheiden der verschiedenen Elemente des Mythus. Die Mythenforschung muß den umgekehrten Weg gehen, den die Mythenbildung gegangen ist: sie muß das allmählich Vereinigte auflösen, nicht sowol um zu dem einen und letzten Kern des Mythus, der physischen Urpotenz, zu gelangen, als vielmehr, um die verschiedenen Phasen nachzuweisen, welche ein göttliches Wesen durchgemacht hat, und so den Stoff zu einer Dogmengeschichte zu liefern.

Ueber die Methode der Mythendeutung, d. h. die Art und Weise, wie die Mythologie zum Verständniß eines Mythus oder einer Mythenreihe gelangt, sei Folgendes bemerkt. Wir erkennen die Bedeutung der Mythen 1) durch die Mythen selbst, welche z. B. den einen Gott als Wassergott, als Herrscher des Meeres, den andern als Sonnengott, die dritte Gottheit als Erdgöttin bezeichnen. 2) Durch die Namen der Götter oder dämonischen Wesen, und zwar entweder unmittelbar bei den personificirten Abstractbegriffen oder mittelbar durch Etymologie. Dazu kommen 3) als nahe verwandt die Beinamen, indem diese entweder das Wesen charakterisirende Eigenschaften enthalten oder die ältesten Hauptnamen selbst sind. 4) Durch Genealogie der Götter, denn wenn die Wesenheit der Aeltern bekannt ist, so ist die des Kindes, wenn auch nicht absolut bestimmt, so doch in gewisse Grenzen gewiesen; andererseits kann aber auch aus der erkannten Wesenheit des Kindes auf die der Aeltern geschlossen werden. 5) Durch Vergleichung verwandter Mythen, wo sich aus dem Uebereinstimmenden und nicht Uebereinstimmenden das Charakteristische und das Zufällige ergibt. 6) Aus dem Cultus und den Cultusformen, indem die meisten Ceremonien feststehende symbolische Bedeutung haben, die mit der Wesenheit der Gottheit in Zusammenhang steht.

An die theoretische Erläuterung des Mythus und der wissenschaftlichen Mythologie schließt

sich nun die zusammenfassende Uebersicht über die wichtigsten Momente des factischen Inhalts der griech. und der röm. Mythologie. Auf dem Gebiete der griech. Mythologie theilen sich die sämmtlichen Gottheiten, der obigen Darstellung gemäß, in ursprünglich physische und in solche, die von vornherein nur ethische Bedeutung hatten. Bei den erstern stellen wir nach dem Namen zunächst die physische Bedeutung voran, auf welche wir die ethische folgen lassen und, wo es in der Kürze geschehen kann, den Uebergang der einen in die andere andeuten. Zeus war Gott des Himmels, daher der Blitzende, der Donnerfrohe, der Wolkensammler u. s. w. bei Homer und den spätern Dichtern genannt. Weil der Himmel die gewaltigste und dem Menschen am meisten imponirende Naturerscheinung ist, wurde Zeus Götterkönig und Göttervater und in seiner ethischen Ausbildung mit allen Eigenschaften eines erhabenen und guten Königs ausgestattet. Als Allwaltender stand er den meisten Thätigkeiten der Menschen, namentlich den politischen vor. Seine von den Dichtern so bunt ausgemalten Liebschaften, welche den majestätischen Herrscher des Olymps in so unwürdigem Lichte erscheinen lassen, erklären sich alle aus ursprünglichen physischen Mythen; wie z. B. der Mythus von Io. Io ist der Mond, ihr Name ist Wandlerin, weil der Mond dahinwandelt durch die Nacht nach einer auch uns nicht fern liegenden Anschauung. Daß Zeus (Himmel) sie liebe, wird gesagt, weil der Mond am Himmel dahinzieht, gleichsam von ihm umfangen und getragen. Here, die rechtmäßige Gattin des Zeus, verwandelt Io in eine Kuh, weil die Mondsichel Kuhhörnern gleicht, und setzt ihr den tausendäugigen Argos (weißscheinend) zum Wächter, d. h. die Sterne. Den Argos tödtet Hermes (der Gott des Morgengrauens, das die Sterne erbleichen macht), und darauf entweicht Io aus ihrer Bewachung, d. h. der Mond wird auch unsichtbar, wenn der Tag kommt. Das eine Beispiel möge für viele genügen. Zeus' rechtmäßige Gattin war Here, die Erde, weil Himmel und Erde sich zu ergänzen scheinen. In ihrer ethischen Ausbildung ward der Begriff der rechtmäßigen Gemahlin des Zeus festgehalten, weshalb Here Ehegöttin wurde. Von Zeus allein stammt ab: Pallas Athene, d. i. Göttin des Blitzes, welche aus Zeus' Haupte geboren wird, d. h. aus den schwarzen Wolken (Locken) des Himmels gewaffnet (glänzend) hervorstürmt. In ihrer ethischen Ausbildung ward der Begriff der Zeustochter festgehalten, weshalb sie als Tochter des gewaltigen und weisen Herrschers die gewaltige Kriegsgöttin und die Göttin der Weisheit wurde. Von Here allein stammt Hephästos, d. i. der Gott des Erdfeuers, des vulkanischen Feuers (Vulkan), das ja aus der Erde (Here) allein kommt, während der Blitz allein vom Himmel stammt. Die ethische Ausbildung knüpfte sich an das Feuer und die Vulkane, und so wurde Hephästos Feuergott, Schmiedegott, Handwerker und Künstler. Nach einer etwas andern Anschauung war eine zweite Erdgöttin Demeter (Mutter Erde), mit der Zeus die Persephone (Proserpina), die Vegetation, hervorbringt. In einer noch andern Anschauung als die dunkle, geheimnißvolle Göttin war die Erdgöttin Leto (Latona, die Verborgene, Dunkle) und als solche Mutter von Sonne und Mond, Apollon und Artemis. An Leto knüpft sich keine nennenswerthe ethische Ausbildung. Demeter blieb Mutter Erde, d. i. die milde Göttin des Getreidesegens. An die Erscheinung des Absterbens und Neukeimens der Vegetation im Winter und Frühling knüpften sich Unsterblichkeitsgedanken, welche aller Wahrscheinlichkeit nach in symbolischem Gewande den Inhalt der berühmten Eleusinischen Mysterien, die sich an den Cultus von Demeter und Persephone knüpften, ausmachten. Apollon blieb in seiner ethischen Ausbildung der Gott des reinen Lichts, daher auch der Reiniger, Nährer und Heiler der Menschen, wurde Arztgott, als solcher Prophet und, weil man auch der Musik (d. h. der einfachen) eine das Gemüth erhebende und reinigende Wirkung zuschrieb, Gott der Musik und Führer der Musen. Artemis erschien als die keusche Jungfrau, weil der Mond diesen Eindruck macht, und wurde daraus die rasche und frische Jägerin sowie daraus wieder die Beschützerin des Wildes. Poseidon war der Gott des Meeres und blieb dies. Er erschien als Bruder des Zeus, und der Mythus erzählt, daß, als die drei Söhne des Kronos, Zeus, Poseidon und Pluton (Hades), um die Welt gelost, Zeus den Himmel, Poseidon das Meer, Pluton (Hades) die Unterwelt erhalten habe, während die Erde allen Dreien gemeinsam blieb. Hades Pluton wurde Gott der Unterwelt, die man sich unter der Erde dachte; als solcher Herrscher der Todten (Hades), aber auch Gott des Reichthums (Pluton) wegen der Bergwerke. Weil im Winter die Vegetation verschwand, sagte man, die Göttin sei in der Unterwelt, und so wurde Hades der Gemahl der Persephone. Bei Hermes, der physisch theils Gott des Morgenlichts, theils Gott der Heerdenfruchtbarkeit war, ist der Uebergang ins Ethische nicht so leicht zu fassen. Er war ethisch Gott des Besitzes, deswegen Gott des Handels, der Klugheit, wahrscheinlich als solcher Götterbote. Dionysos (Bakchos) war Gott des Blühens und Gedeihens überhaupt, dann speciell Gott des Weinstocks, und wurde daraus Wein-

gott. Der reiche Kreis von Dämonen, der sich an ihn schließt, bezieht sich theils auf seine erstere Bedeutung, so die Satyrn als Walddämonen, theils auf sein Wesen als Weingott, so die Mänaden, Thyiaden u. a. m. Andere specielle Naturerscheinungen wurden einfach personificirt, so die Winde, der Regenbogen als Iris, eine zarte Jungfrau mit bunten Flügeln u. s. w. Neben den oben angeführten Göttern des Himmels, der Erde, der Sonne, des Mondes u. s. w. bestanden nun noch andere derselben Bedeutung, die entweder frühern Culten oder andern Stämmen Griechenlands ihre Entstehung verdanken, so als Himmelsgötter: Uranos (Himmel) und Kronos, als Sonnengott Helios, als Mondgöttinnen Europa (die Hellglänzende), Hekate (die mit geheimen Kräften begabte Mondgöttin, entstanden aus der Beobachtung des Einflusses des Mondes auf das animalische Leben, daher Zauberin) und so manche andere. Entweder ohne ursprünglich physische Bedeutung oder von einer im Laufe der Zeiten so verhüllten, daß sie hier nicht nachgewiesen werden kann, waren: Aphrodite, die Göttin der Schönheit und Liebe, und Ares, der Gott des Kriegs, beide als ein verehelichtes (oder wenigstens verliebtes) Paar gedacht, weil schon in alter Zeit der Krieger leicht Einfluß auf die Liebe der Frauen erwarb. Neben Aphrodite stand Eros, der Gott der Liebe. Hestia galt als Göttin des häuslichen Herdes, und war daher Göttin des Hauses und der Familie u. a. m. Rein ethisch waren: die Moiren, Schicksalsgöttinnen, Tyche Glück, Nike Sieg, Dike Gerechtigkeit, Nemesis Vergeltung und viele andere personificirte Abstracta.

Was die Mythologie der Römer anlangt, so unterscheiden sich in deren Götterwelt drei Klassen: 1) die altitalischen, eigenthümlich röm. Götter; 2) die übernommenen griech. Götter; 3) die nach Weise der Griechen, aber mit weniger Phantasie personificirten Abstracte. Die erste Klasse ist fast ganz von der zweiten verdrängt und für das Verständniß sowol der Dichter wie der Kunstwerke von so gut wie gar keiner Bedeutung. Die Götter der zweiten Klasse, die von Griechenland übernommenen, behielten wesentlich ihre Bedeutung, weshalb hier nur die griech. und röm. Namen nebeneinander zu stellen sind: Zeus = Jupiter, Here = Juno, Demeter = Ceres, Leto = Latona, Apollon = Apollo, Artemis = Diana, Hephästos = Vulcanus, Poseidon = Neptunus, Hades Pluton = Pluto, Hermes = Mercur, Dionysos = Bacchus, Aphrodite = Venus, Eros = Amor, Hestia = Vesta. Die Götter der dritten Klasse, Virtus (Tugend), Honos (Ehre), Fortuna (Glück), Pax (Friede) und viele andere, erklären sich von selbst aus der Wortbedeutung. (Ueber die einzelnen griech. und röm. Gottheiten, deren Attribute, Darstellungen in der Kunst u. s. w. geben die betreffenden Artikel des Werks weitern Aufschluß. Die Mythologie der Inder, der alten Deutschen und Skandinavier behandeln die Artikel: Indische Religion, Deutsche Mythologie und Nordische Mythologie.)

Aus der Literatur der griech. und röm. Mythologie sind die wichtigsten Erscheinungen: Creuzer, «Symbolik und Mythologie der alten Völker» (4 Bde., Lpz. 1810—12; 3. Aufl., 4 Bde., Lpz. und Darmst. 1836—43); J. H. Voß, «Antisymbolik» (2 Bde., Stuttg. 1824—26) und «Mytholog. Briefe» (Königsb. 1792); Lobeck, «Aglaophamos» (2 Bde., Königsb. 1829); O. Müller, «Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie» (Gött. 1825); Baur, «Symbolik und Mythologie der Naturreligion des Alterthums» (3 Bde., Stuttg. 1824 fg.); Buttmann, «Mythologus» (2 Bde., Berl. 1828 fg.) und mehrere einzelne Abhandlungen; Stuhr, «Allgemeine Religionsgeschichte der heidnischen Völker» (Bd. 1 u. 2, Berl. 1836 fg.); Schweigger, «Einleitung in die Mythologie aus dem Standpunkt der Naturwissenschaften» (Halle 1836); Heffter, «Die Religion der Griechen und Römer» (neue Aufl., Brandenb. 1848); Eckermann, «Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker des Alterthums», nach der Anordnung K. O. Müller's (Bd. 1 u. 2, Halle 1845—47); Braun, «Griech. Götterlehre» (Hamb. und Gotha 1854); Preller, «Griech. Mythologie» (2 Bde., Lpz. 1854; 2. Aufl., besorgt von Sauppe, Berl. 1861—62) und «Röm. Mythologie» (Lpz. 1857); Gerhard, «Griech. Mythologie» (Berl. 1854—55); Welcker, «Griech. Götterlehre» (3 Bde., Gött. 1857—62); Petersen in der «Allgemeinen Encyklopädie» (1. Section, Bd. 83, Lpz. 1865). Unter den populären Darstellungen ist besonders Stoll, «Die Götter und Heroen des classischen Alterthums» (2 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1861), hervorzuheben.

Mytilene, gewöhnlich auf Inschriften und Münzen, auch Mitylene oder nach einheimischem Dialect Mytilana, die Hauptstadt der Insel Lesbos (s. d.), auf einem Vorsprunge der Ostküste an der Stelle des jetzigen Städtchens Kastri (oder, wie es auch noch mit dem alten Namen genannt wird, Mitilini) gelegen. Die Stadt hatte zwei Häfen, einen an der Nord- und einen an der Südseite, die beide durch weitvorgeschobene Steindämme geschützt und durch einen quer durch die Stadt laufenden Kanal untereinander verbunden waren. Dieser Kanal ist jetzt

gänzlich verschwunden, der nördl. Hafen ganz verlassen, auch der südliche nur noch für kleinere Schiffe brauchbar. Kenntlich ist noch die Akropolis auf dem gegen das Meer steil abfallenden Hügel nordöstlich über der Stadt, und die Form des Theaters am Abhange des westlich von der Stadt sich erhebenden Hügels; von den sonstigen Bauten der Stadt, die bis in die röm. Kaiserzeit Glanz und Anziehungskraft bewahrte, sind nur noch vereinzelte Trümmer erhalten. Vgl. Conze, «Reise auf der Insel Lesbos» (Hannov. 1865).

Myus, eine oft genannte Stadt in Karien, die kleinste unter den ionischen Städten, am südl. Ufer und unweit der Mündung des Mäander, war schon zu Strabo's Zeiten wenig bewohnt, sodaß sich die Bevölkerung zu den Bürgern von Milet rechnete, später aber ganz dahin übersiedelte. Dies geschah angeblich wegen der großen Menge von Stechfliegen, welche die Ueberschwemmungen des Mäander in der Gegend von M. erzeugten. M. gehörte auch zu den Städten (Lampsakus, Magnesia), welche Artaxerxes dem aus seinem Vaterlande vertriebenen Themistokles (s. d.) schenkte. Die Ruinen von M. führen jetzt den Namen Pallatia oder Palatscha.

Myxogasteres oder, nach Nägeli, Myxomyceten (d. h. Schleimpilze) heißt eine Gruppe niedriger Kryptogamen, welche man früher zu den Pilzen und zwar zu den Bauchpilzen (s. d.) rechnete, gegenwärtig aber als eine selbständige Abtheilung des Kryptogamenreichs betrachtet. In der That unterscheiden sich diese in mehrfacher Hinsicht höchst merkwürdigen Gewächse sehr wesentlich von den eigentlichen Pilzen, mit denen sie nur insofern übereinstimmen, daß auch sie nur auf und in verwesenden organischen Substanzen (z. B. in faulem Holz, auf verwesender Gerberlohe) vegetiren. Sie entwickeln sich aus einer sehr verschiedenartig gestalteten Masse von schleimiger Beschaffenheit (dem Plasmodium), die ihrerseits aus dem Inhalt der Sporen hervorgeht und bei der Mehrzahl eigenthümliche Bewegungserscheinungen wahrnehmen läßt. Aus den Plasmodien wachsen Sporenbehälter hervor von blasiger oder röhriger Form, welche entweder nur mit Sporen angefüllt oder außerdem mit einem aus meist netzförmig verbundenen zarten Röhren bestehenden Fasergeflecht (dem Capillitium) angefüllt sind. Die stets einzelligen, meist kugeligen Sporen platzen bei der Keimung zweiklappig auf, worauf ihr gallertartiger Inhalt als ein einziger zusammenhängender Körper herauskriecht und nun im Wasser eine mehr oder weniger lebhafte, schaukelnde oder springende, außer dem Wasser eine kriechende Bewegung zeigt. Derselbe ist mit einer langen Wimper versehen, welche im Wasser als Ruderorgan dient, weshalb diese unbestimmt geformten Gallertkörper an die Schwärmsporen der Algen und an gewisse Infusorien erinnern. Diese Gallertkörper (Schwärmer) vermehren sich durch Theilung und indem sich mehrere oder viele miteinander vereinigen und verschmelzen, entstehen die schon geschilderten Plasmodien, welche die Sporenbehälter erzeugen. Die Myxomyceten sind theils mikroskopisch, theils von ansehnlicher Größe. So bilden z. B. die Fruchtkörper von Aethelium, der sog. Lohblüte der Gerber, polsterförmige Massen von 1 Zoll bis 1 F. Durchmesser. Sie sind sehr lebhaft gefärbt (gelb, roth, violett) und alle auch dadurch ausgezeichnet, daß sie große Mengen von Kalk theils in amorpher, theils in krystallinischer Form enthalten. Die Aufklärung der Entwickelungsgeschichte dieser seltsamen Gebilde, welche in mehr als einer Beziehung an gewisse niedere Thiere erinnern und in der That ein Mittelglied zwischen dem Pflanzen- und Thierreich zu bilden scheinen, verdankt man besonders de Bary, welcher über sie zwei interessante Schriften, «Die Mycetomyceten, ein Beitrag zur Kenntniß der niedersten Organismen» (2. Aufl., Lpz. 1864) und «Die Myxomyceten» (Bd. 2 von Hofmeister's «Handbuch der physiol. Botanik», Lpz. 1866) veröffentlicht hat.

N.

N, in unserm deutschen Alphabete der 14., im griechischen und lateinischen der 13. Buchstabe, gehört zu den Dentalen und zur Lautklasse der Liquidä. Das griech. und diesem sehr ähnliche lat. Schriftzeichen stammt aus dem phöniz. Alphabet, aus welchem auch zunächst das hebräische und die übrigen des semit. Orient hervorgingen. Im Hebräischen und jedenfalls auch dem Phönizischen führte der Buchstabe den Namen Nun, d. i. Fisch, wie er denn auch in seiner ursprünglichen Form das rohe Bild eines Fisches dargestellt zu haben scheint. Von den Semiten kam der Name unter der Form Nü zu den Griechen. Während das N bei letztern sehr häufig

im Auslaut erscheint, duldet es das Lateinische nur in einzelnen Fällen an dieser Stelle, weshalb auch griech. Eigennamen, die auf ν endigen, dieses bei den röm. Schriftstellern abwerfen, z. B. Platon und Plato. In den german. Sprachen tritt es sehr häufig im Auslaut auf, namentlich in den jüngern Sprachniedersetzungen, wo es nicht selten aus einem ursprünglichen m hervorgegangen ist. Im Französischen wird ein n im Auslaut einer Silbe oder eines Wortes stets nasalirt. Als Abkürzung bezeichnet N. bei den Römern den Vornamen Numerius. Im Handel, besonders im Buchhandel, ist n. die geläufige Abbreviatur von netto.

Nabatäer, im Alterthum ein Volksstamm im Peträischen Arabien zwischen dem Aelanitischen Meerbusen und dem Todten Meere, der in der Namensform Nabajot bereits in der Genesis (25,13) unter den Abkömmlingen Ismael's aufgeführt wird. Später begegnet man ihnen in den Keilinschriften Sanherib's (700 v. Chr.) und Sardanapal's V. (660), in denen sie Nabat heißen und ihre Könige mit echt arab. Namen genannt werden. Bei den classischen Autoren erscheinen sie zuerst in der Zeit der Diadochen bei Gelegenheit verunglückter Feldzüge, welche Athenäos und Demetrius in den J. 309 und 308 v. Chr. nach jenen Gegenden unternahmen. Erst in der Makkabäerzeit lassen sie sich genauer verfolgen, und man kennt verschiedene ihrer Könige, von denen mehrere Aretas heißen. Pompejus bekriegte und unterjochte die N. Unter Trajan wurde ihrem Reiche durch Palma 105 n. Chr. ein Ende gemacht. Die Hauptstadt dieses Reichs war Petra (s. d.). Die Alten rühmen die freisinnigen Institutionen der nabatäischen Monarchie; den Königen war unter dem Namen «Bruder» ein von den Magnaten erwählter Mitregent beigegeben. Ihre Religion war Sonnen- und Sterndienst; die Sonne wurde unter dem Namen Dusare verehrt. Die N. trieben während vieler Jahrhunderte einen lebhaften Zwischenhandel zwischen Aegypten und den Euphratländern und müssen röm. Cultur sehr zugethan gewesen sein. In jüngster Zeit hat man mehrfach den N. die Abfassung der sog. Sinaitischen Inschriften zugeschrieben, und einzelne Forscher bezeichnen die Felseninschriften des Wadi Mukatteb geradezu als nabatäische Inschriften. Neuerdings ist der Name der N. durch eine arab. Fälschung aus dem 10. Jahrh. weiter bekannt geworden. Ein Araber, Namens Abubekr Ahmed Ibn-Ali Ibn-Wahshiyah, gab vor, aus angeblich nabatäischen Originalen verschiedene große Werke ins Arabische übersetzt zu haben. Von diesen sog. nabatäischen Werken, die sich übrigens als entschieden dem Islam feindlich bekunden, sind noch vier vorhanden, unter denen die «Nabatäische Ackerbaukunde» das bedeutendste ist. Dieselbe wurde angeblich im zweiten Jahrtausend vor Christi Geburt von einem gewissen Kuthâni verfaßt. Außerdem gibt es noch ein Werk von Jarbûgâ über Gifte, von einem Teukelûshâ dem Babylonier (Teukros der Griechen) über Bilder und Grade der Sphären, und Fragmente eines Werks über die Geheimnisse der Sonne und des Mondes von Asqelubitha (Asklepiades) und Adami (Adam). Sonst werden von nabatäischen Autoren noch Ishita (Set), Ahnoha (Henoch), Nuha (Noah), Abraham, Moses und ein gewisser Janbushad genannt. Nachdem sich zuerst Quatremère mit dem Werke des Ibn-Wahshiyah beschäftigt, wurden die genannten nabatäischen Schriften von Chwolson («Ueber die Ueberreste der altbabylon. Literatur», Petersb. 1859) als die 10—20 Jahrtausende alten Ueberreste einer altbabylon. Literatur hingestellt. Renan zweifelte hierauf zuerst die geschichtliche Bedeutung dieser Schriften an, und neuerdings hat Gutschmid (in der «Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft», Jahrg. 1862) mit unwiderlegbaren Gründen die Fälschung nachgewiesen.

Nabel (Umbilicus). Der thierische Embryo besteht in einer sehr frühen Zeit seiner Entwickelung aus einem scheibenförmigen Körper, welcher der aus dem Dotter hervorgegangenen sog. Keimblase aufliegt. Dieser scheibenförmige Körper schlägt sich mit den Rändern nach innen um und bildet so die erste Anlage der Leibeshöhle, welche zuletzt nur noch durch ein kleines Loch, die Nabelöffnung, mit der Keimblase zusammenhängt. Der in der Leibeshöhle eingeschlossene Theil der Keimblase bildet die erste Anlage des Darms, während der außerhalb der Leibeshöhle befindliche Theil der Keimblase von nun an Nabelblase heißt. Aus dem untern Theil der Leibeshöhle wächst dann durch die Nabelöffnung neben dem Stiel der einschrumpfenden Nabelblase ein schlauchförmiger Körper hervor, die Allantois oder der Harnsack, der sich an die Wand der Gebärmutter anlegt, und dessen Gefäße sich später zu dem Nabelstrang (Nabelschnur) umgestalten. Dieser besteht aus zwei Arterien und einer Vene, welche das Blut vom Embryo zum Mutterkuchen und zurückführen (s. Kreislauf), spiralig umeinandergewunden sind und, von einer gallertartigen Masse (Wharton'sche Sulze) umhüllt, in einer Scheide der Schafhaut (Amnion) liegen. Die Nabelschnur, welche demnach für die Erhaltung und Ernährung der Frucht von höchster Wichtigkeit ist, erreicht eine Länge von 18—20 Zoll, ist aber oft kürzer oder länger. Bei großer Länge derselben umschließt sie oft Theile der Frucht (den Hals, einen

Arm oder ein Bein) und kann so durch ihre Lagerung nicht blos zu einem Geburtshindernisse werden, sondern durch Druck auf die umschnürten Körpertheile zu Verkümmerung derselben Anlaß werden, ja selbst das Leben des Kindes in Gefahr bringen. Zur Zeit der Geburt sind die Bauchdecken bereits rings um den Nabelstrang geschlossen und bilden hier einen festen Ring, den Nabelring. Sofort nach der Ausstoßung des Kindes pulsiren die Nabelarterien noch, sobald aber das Kind kräftig zu athmen beginnt, eröffnen sich dem Blutkreislauf neue Bahnen, und der Blutlauf hört in den Nabelgefäßen auf. Beim Menschen wird dann der Nabelstrang unterbunden und abgeschnitten; bei den Thieren beißt die Mutter die Nabelschnur ab. Während sich gleichzeitig die nicht mehr dem Kreislauf dienenden Theile der in der Leibeshöhle gelegenen Nabelgefäße in solide Stränge verwandeln (obliteriren), vernarbt der N. Nicht immer aber geht diese Vernarbung so leicht ab; öfters tritt eine selbst das Leben gefährdende Entzündung der Wunde ein, oder es öffnen sich die nur locker geschlossenen Gefäße und es erfolgt eine gefährliche Blutung. Der häufigere Zwischenfall bei der Verheilung des N. ist das Entstehen eines Nabelbruchs, der so zu Stande kommt, daß sich an dieser dünnen Stelle der Darm nach außen drängt und die Haut sackartig vor sich herschiebt, was namentlich leicht geschieht, wenn die Kinder viel schreien. Das Uebel läßt sich leicht durch einen festen, den Bruch zurückhaltenden Verband beseitigen. Tritt bei Erwachsenen ein Nabelbruch ein, was häufig bei starker Ausdehnung des Bauchs (z. B. in der Schwangerschaft) geschieht, so ist die Aussicht auf Heilung sehr gering. Es bleibt dann in den meisten Fällen nichts weiter übrig, als den Bruch durch Aufbinden eines festen Körpers (einer Metallscheibe u. dgl.) zurückzuhalten. Verheilung ist meist nicht möglich.

Nablus, eigentlich Nabulus, das Sichem (s. d.) der Bibel, später dem Kaiser Flavius Vespasianus zu Ehren Flavia Neapolis, aber auch blos Neapolis genannt, die Hauptstadt eines zum türk. Ejalet Said (Sidon) gehörigen Liwas in Palästina, ist Sitz eines Pascha oder Bei und liegt 12 Reisestunden (7½ M.) nördlich von Jerusalem in einer reichbewässerten, fruchtbaren Thalebene zwischen zwei steilen Bergen, dem etwas bewaldeten Garizim von 3166 F. Höhe im S. und dem kahlen, 2982 F. hohen Ebal im N. Der Ort hat fünf Moscheen, mehrere Synagogen, eine griech. Kirche, ein griech. Kloster, ansehnliche Privatgebäude der mächtigen Scheikhfamilien des Gebirges, eine große Kaufhalle, drei Quellbrunnen, viele Gärten und 12000, nach andern 14—20000 E., unter denen etwa 10000 höchst glaubenseifrige Mohammedaner, 900 Griechen und gegen 100 evang. Christen, 200 Juden und 122 Samaritaner oder Samariter (s. d.). Letztere bringen noch jetzt auf dem Garizim ihre Opfer, bewohnen ein eigenes kleines Stadtviertel und treiben Handelsgeschäfte und Geldwechsel. Durch ihre Lage bildet die Stadt die Vermittlerin des Verkehrs zwischen Damaskus und dem Meere. Die Bevölkerung bereitet eine berühmte Seife und fertigt wollene Decken, Handtücher sowie lederne Tabacksbeutel. Nirgends in Palästina soll die Vegetation so frisch und grün sein wie hier. Die Umgegend erzeugt Oliven, Sesam, Feigen, Baumwolle, Mandeln, Maulbeeren und vor allem Wassermelonen, die in großer Menge nach Damaskus gehen. Der Jakobsbrunnen der Bibel, ¼ M. südöstlich von der Stadt, inmitten der von üppigem Kräuterwerk umsponnenen Trümmer einer Kirche gelegen, ist 75 F. tief, aber jetzt ohne Quellwasser. Einige hundert Schritt nördlich von ihm zeigt man Joseph's Grab, ein kleiner, aber fester Bau mit einem Dach. In der südl. Wand des Ebal befindet sich eine große Menge alter Grabhöhlen. Nur 1¼ M. im Nordwesten von N. liegt in schöner Gegend das Dorf Sebastijeh, an der Stelle von Samaria (s. d.).

Nabob, eigentlich Nuwwâb, d. i. Abgeordneter, hieß im Reiche des Großmoguls in Ostindien der den Subahdars oder Statthaltern der großen Landschaften untergeordnete Befehlshaber und Administrator einer einzelnen Provinz. Nach dem Sturze des Reichs des Großmoguls behielten diesen Titel diejenigen, die sich der brit. Herrschaft als Vasallen unterwarfen. So wurde der Titel N. in Ostindien ein sehr gewöhnlicher, den später auch andere reiche und angesehene Indier erhielten. In Europa und namentlich in England wird mit einer gewissen spöttischen Nebenbedeutung jeder, der in Ostindien zu Macht und Reichthum gelangt ist oder überhaupt mit orient. Pracht lebt, ein N. genannt.

Nabonassar (in assyr. Form Nabunasir) heißt ein König von Babylon, der 747—733 regierte, aber ganz unbekannt geblieben sein würde, wenn sich nicht an seinen Namen eine durch Ptolemäus berühmt gewordene Aera (s. d.), die Aera des N., geknüpft hätte. Dieselbe beginnt am Mittwoch, den 26 Febr. (Julianischen Kalenders) 747 v. Chr. (nach den Chronologen, im J. 746 nach den Astronomen). Die Jahre sind ägyptische zu 365 Tagen; sie werden nach Jahren N.'s und nach Regierungsjahren der Könige gezählt. Für letztere ist ein besonderes (von Theon entworfenes) Verzeichniß vorhanden, das als das älteste wissenschaftlich begründete chronol. Denk-

mal gelten kann. Dieses bis in die röm. Kaiserzeit gehende Verzeichniß nennt man den Ptolemäischen Kanon. N. ist der erste König in dieser Reihe und überhaupt bisher nur durch den Kanon bekannt, wogegen sich mehrere seiner (von den Alten nicht erwähnten) Nachfolger in den Keilinschriften vorfinden. Wie aus Hunderten von datirten Documenten aus Babylon hervorgeht, haben die Bewohner dieses Landes nie nach der Aera N.'s, sondern nach Jahren der regierenden Könige gezählt. Die Aera hängt auch nicht mit einem histor. Ereignisse, z. B. der Zerstörung Ninives, zusammen, wie man höchst irrthümlich geglaubt; möglicher ist, daß sie eine Periode der Unabhängigkeit Babylons von Ninive bezeichnete. Die ganze Chronologie, die sich an das genannte Datum geknüpft, ist sicher nicht babylonisch, sondern ägyptisch.

Nachahmung oder Imitation kann, wenn von schönen Künsten die Rede ist, objectiv und subjectiv verstanden werden. Die N. in objectiver Hinsicht betreffend, so hat es Aesthetiker gegeben, wie z. B. Batteux, welche die Theorie der schönen Künste auf den Begriff der N. der Natur überhaupt oder wenigstens der schönen Natur zurückführen wollten. Allein diese Ansicht war zu wenig in der Sache selbst gegründet, als daß sie sich lange hätte behaupten können. Dagegen läßt sich nicht leugnen, daß die ersten rohen Anfänge der Kunst in der N. der Natur ihren Ursprung haben. Es soll aber der Künstler eine Herrschaft ausüben über die Natur und den bedürftigen Stoff zur freien Schönheit erheben. In subjectiver Hinsicht, wo gefragt wird, inwiefern der Künstler andere Werke und Meister seiner Gattung nachahmen dürfe, unterscheidet man die freie N. von der sklavischen. Frei ahmt der Mann von höherm Talent nach, der, von einem Vorbild begeistert, ohne am Nebenwerk zu haften, den Geist desselben in seine Schöpfungen aufnimmt.

Nachdruck nennt man die widerrechtliche Vervielfältigung und Verbreitung eines Geistesproducts gegen den Willen des Urhebers und zum Schaden des rechtmäßigen Verlegers. Aus der Thatsache, daß Geistesschöpfungen Ergebnisse einer freien Thätigkeit ihres Urhebers sind und durch die besondere Form, welche derselbe damit dem allgemeinen Gedanken verliehen, immer auf ihn zurückweisen, ergibt sich mit Nothwendigkeit dessen Recht zu der Bestimmung, ob und wie seine Schöpfungen veröffentlicht werden sollen. Schon in der Verbreitung von vertraulichen Briefen ohne Genehmigung des Schreibers liegt daher, abgesehen von der groben Indiscretion, eine wirkliche Rechtsverletzung. Geht der Urheber eines Geisteswerks mit der Veröffentlichung vor, so ist das von ihm dazu gewählte Mittel bis auf weiteres als das einzige und ausschließliche zu betrachten. Der akademische Lehrer, welcher sein System nur in mündlichen Vorträgen entwickelt, will offenbar dasselbe ebenso wenig gedruckt sehen, als der Componist solche Tonschöpfungen, die er vorderhand lediglich in Concerten ausführen läßt. Nicht minder steht es dem Autor zu, für die Veröffentlichung seines Werks ein Entgelt zu fordern und sonstige Bedingungen festzustellen, wie z. B., daß ein in Druck gegebenes Drama ohne seine Genehmigung auf keiner Schaubühne aufgeführt, daß auch die Erlaubniß zur Uebersetzung in fremde Sprachen bei ihm eingeholt werden solle. Diese selbstverständlichen Sätze hat man indessen geraume Zeit namentlich in dem Falle nicht anerkennen wollen, wo die Autoren und die von ihnen ermächtigten Stellvertreter, die Verleger, Schriften, Tonstücke, Zeichnungen und plastische Kunstwerke in mechanischen Vervielfältigungen zum Verkauf stellen. Wie unverkennbar auch damit die Absicht ausgedrückt ist, das Werk nur in dieser Ausstattung und in dieser Anzahl von Exemplaren für den verlangten Preis und lediglich bei diesem Unternehmer zugänglich zu machen, so hat man doch jedem Käufer das Recht zusprechen wollen, das Schrift- oder Kunstwerk nicht blos geistig auf sich wirken zu lassen, sondern auch das erworbene Exemplar nachzubilden und diese Copien zu eigenem Vortheile zu vertreiben. Der Kauf sollte ein Eigenthum sowol an dem Körper des Duplicats als an den darauf geprägten Gedanken und Vorstellungen gewähren, obgleich letztere sich nicht als Sachen im rechtlichen Sinne des Worts ansehen lassen. Noch bis in die neuere Zeit hinderte die Erfahrung, daß erfolgreiche Werke alsbald wohlfeile Nachdrucke hervorriefen, nicht selten weitaussehende Verlagsspeculationen und eine angemessene Honorirung der Verfasser. In Deutschland gewährten selbst kaiserl. und landesherrl. Privilegien gegen die unbefugte Nachbildung bestimmter Werke nicht immer den erwarteten Schutz, und keiner der wissenschaftlichen Versuche, welche die Rechtswidrigkeit des N. mit der Annahme eines unveräußerlichen geistigen Eigenthums des Autors, oder aus dem Vorbehalt einer Servitut der Nichtnachahmung an jedem verkauften Exemplar, oder aus den Bestimmungen des röm. Rechts über Injuria begründen wollten, konnte sich allgemeine Anerkennung verschaffen. Dem Bedürfniß einer allen N. verbietenden Gesetzgebung genügten zuerst Sachsen 1686 und 1773, England 1710, Frankreich 1792, Preußen 1794. Für das gesammte Deutschland stellte hierauf Art. 18 der Bundesacte zwar gleiche Bestimmungen in Aussicht, doch blieb die Erfüllung dieser Zusage im Rückstande,

und die Gesetzgebungen und Verträge der einzelnen deutschen Staaten vermochten einen vollständigen Ersatz nicht zu gewähren. Erst die nach dem Vorbilde des preuß. Gesetzes vom 11. Juni 1837 ergangenen Bundesbeschlüsse vom 9. Nov. 1837 und 19. Juni 1845, deren Durchführung zu einer Reihe von Particulargesetzen Veranlassung gab, wurden billigen Ansprüchen gerecht. Der erste Vertrag gegen N. zwischen deutschen Staaten und dem Auslande war der zwischen Preußen und England vom 13. Mai 1846. Diesem schloß sich der Zusatzvertrag vom 14. Juni 1855 an, welchem zugleich Sachsen und verschiedene andere deutsche Staaten beitraten. Seit Beginn der funfziger Jahre war es besonders Frankreich, welches sich um das Zustandekommen von internationalen Verträgen zur Sicherung des literarischen Eigenthums bemühte. Zuerst schloß Frankreich mit Hannover den Vertrag vom 20. Oct. 1851, dem andere deutsche Staaten folgten, so Sachsen 19. Mai 1856. Hierauf wurden geschlossen zwischen Frankreich und England der Vertrag vom 3. Nov. 1851 und zwischen Frankreich und Belgien der wichtige Vertrag vom 22. Aug. 1852, welcher dem belgischen N. das Ende bereitete. Der von Preußen als Vormacht des Zollvereins mit Frankreich abgeschlossene allgemeine Handelsvertrag führte zugleich zwischen beiden Mächten zu dem das literarische Eigenthum betreffenden Vertrage vom 2. Aug. 1862 (erst ratificirt 9. Mai 1865), welchem auch die meisten andern deutschen Staaten (Sachsen 26. Mai 1865) sich anschlossen. Diesem folgte zwischen Preußen und Belgien, unter denselben Verhältnissen, der Vertrag vom 28. März 1863. Frankreich und Oesterreich schlossen zur Sicherung des literarischen Eigenthums den Vertrag vom 11. Dec. 1866. Obgleich bei den Nachdrucksverboten meist ein Literarisches Eigenthum (s. d.) dem Ausdrucke nach Anerkennung gefunden, wird doch den darunter enthaltenen Gerechtsamen im einzelnen mehr eine höchst persönliche, mit ihren Wirkungen nicht allzu weit über den Autor hinausgreifende Eigenschaft beigelegt. Die deutschen Gesetze beschränken den Schutz der Autorenrechte auf die Lebensdauer des Verfassers und in Anbetracht, daß zur Zeit seines Ablebens die billig berechneten materiellen Erfolge der Veröffentlichung noch nicht erlangt sein könnten, auf etwa noch 30 J. nach dem Tode. Bei unerlaubtem N. ist Confiscation der angefertigten Exemplare, Unbrauchbarmachung der Vervielfältigungsmittel und eine nach den verschiedenen Gesetzgebungen verschieden zu berechnende Geldstrafe angedroht. Auch hat der Nachdrucker Schadenersatz zu dem Betrage zu gewähren, welchen der Beweis des Verletzten oder aushülfsweise das richterliche Ermessen feststellen. Vgl. Schletter, «Handbuch der deutschen Preßgesetzgebung» (Lpz. 1846); Friedländer, «Der Rechtsschutz gegen N.» (Lpz. 1857); Wächter, «Das Verlagsrecht» (Stuttg. 1857); Eisenlohr, «Sammlung der Gesetze und internationalen Verträge zum Schutze des literarisch-artistischen Eigenthums» (Heidelb. 1856); Carey, «Briefe über schriftstellerisches Eigenthum» (deutsch von Dühring, Berl. 1866).

Nachfolge Christi. Mit diesem Namen wurde namentlich im 15. Jahrh. die echte, in hingebender Gottesliebe beruhende Frömmigkeit gegenüber der Mönchsmoral und äußerlicher Ascese bezeichnet. Besonders berühmt geworden ist das unter dem Namen «Von der Nachfolge Christi» («De imitatione Christi») seit 1415 verbreitete Erbauungsbuch. Ueber den Verfasser hat man in alter und neuer Zeit, zum Theil aus Ordens- und Nationalinteresse, vielfach gestritten. Indessen sprechen für die Abfassung von Thomas a Kempis (s. d.) nicht blos innere Gründe, wie die vielen eigenthümlichen Germanismen und die ganze Manier des Buchs, sondern auch äußere, wie das Zeugniß seines Zeit- und Ordensgenossen, des Joh. Busch, der ihn ausdrücklich als Verfasser erwähnt, ebenso das Zeugniß von Petrus Schottus (1488) und von Joh. Trittenheim (1494). Der Ruhm, den Gerson als mystischer Schriftsteller sich erwarb, mochte die Ursache sein, die Autorschaft diesem zu vindiciren, da Thomas damals weniger bekannt war. Andere schrieben sie dem heil. Bernhard, noch andere dem Joh. Gersen, Gessen oder Gesen, einem Benedictinerabt von Vercelli (um 1230), zu. Der Streit, der sich hierüber zwischen den regulirten Kanonikern und Benedictinern in Frankreich erhob, wurde durch das Parlament zu Paris 1652 dahin entschieden, daß das Buch nur unter dem Namen des Thomas zu drucken sei. Das namentlich unter Katholiken noch heute vielgelesene Buch ist fast in alle bekannten Sprachen übersetzt. Auch wurde es mehrfach für Protestanten bearbeitet (von Krehl, Lpz. 1846).

Nachgeboren kommt in doppelter Bedeutung vor. Das eine mal bezeichnet es die erst nach dem Tode des Vaters erfolgte Geburt eines Kindes, ein Verhältniß, welches wegen seiner rechtlichen Folgen in Bezug auf das Erbe von großer Wichtigkeit sein kann. Gewöhnlich bedient man sich in solchem Falle des lat. Wortes Posthumus (weiblich Posthuma). Häufiger gebraucht man die Bezeichnung N. in den Fällen, wo die Erstgeburt gewisse Vorrechte gewährt, deren die nachgeborenen Geschwister entbehren. Namentlich haben bei den herrschenden Familien

die nachgeborenen Söhne ein Recht der Nachfolge nur für den Fall des kinderlosen Ablebens des Erstgeborenen und werden deshalb anderweit, in der Regel durch eine Geldrente entschädigt (Apanage). Aehnliche Bestimmungen finden sich bei der engl. Peerage, welche auf dem Princip beruht, daß die nachgeborenen Söhne (the younger sons) weder das Besitzthum noch die Titel und Würden des Vaters erben, daher auch nicht den Adelsnamen desselben, sondern nur den ursprünglichen Familiennamen führen.

Nachgeburt, s. Geburt.

Nachhut oder Nachtrab, s. Arrièregarde.

Nachimow (Paul Stepanowitsch), russ. Admiral, geb. 1803 im Gouvernement Smolensk, wurde im Seecadettencorps zu Petersburg erzogen und machte 1822—25 unter Lasarew die Reise um die Welt. Er wohnte der Schlacht von Navarin bei und erhielt 1828 als Kapitänlieutenant das Commando einer den Aegyptern abgenommenen Corvette, mit der er an der Blokade der Dardanellen theilnahm und 1830 nach Kronstadt zurückkehrte. 1831 kreuzte er an der Küste von Kurland, um die Zufuhr von Waffen und Munition an die litauischen Insurgenten zu verhindern, und commandirte 1833 die Fregatte Pallas. Zur Flotte im Schwarzen Meere versetzt, kam er 1845 dem von den Bergvölkern angegriffenen Fort Golowin zu Hülfe, landete mit seiner Schiffsmannschaft und vertrieb den Feind. Dafür zum Contreadmiral erhoben, ward er später Chef der 5. Flottendivision und 1852 Viceadmiral. Nach Ausbruch des Kriegs von 1853 erhielt er den Befehl über die ganze russ. Seemacht im Schwarzen Meer und vernichtete 30. Nov. ein türk. Geschwader in der blutigen Schlacht von Sinope. In dem Kriegsrath, der nach der Landung der Alliirten in der Krim gehalten wurde, drang er darauf, mit seiner Flotte der ihrigen entgegengehen zu dürfen, was ihm jedoch von Menschikow nicht gewährt wurde. Während der Belagerung von Sewastopol nahm er mit rastloser Energie und unerschrockener Tapferkeit an der Vertheidigung theil und wurde mit zahlreichen Auszeichnungen und im April 1855 mit der Ernennung zum Admiral belohnt. Am 10. Juli 1855 aber wurde er von einer tödlichen Kugel in die Schläfe getroffen und starb nach 36 Stunden.

Nachlaßvertrag heißt das Uebereinkommen, bei welchem ein Gläubiger, ohne Gegenleistung zu empfangen, seine Forderung ganz oder theilweise aufgibt und der Schuldner oder ein anderer Gläubiger, zu dessen Gunst der Verzicht erfolgt, dies annimmt. Nur dispositionsfähige Personen sind befugt, in solcher Weise ihre Rechte aufzugeben. Ueber den N. zur Abwendung oder Abkürzung des Gantverfahrens (Accord), s. Concurs.

Nachod, Stadt im Kreise Königgrätz im Königreiche Böhmen, Sitz eines Bezirksamts, liegt nur 1 St. von der preuß. Grenze (Grafschaft Glatz) entfernt, an der Mettau und der Straße, die von Glatz über Reinerz aus Schlesien nach Böhmen führt, sowie an der Eisenbahn, die von Josephstadt bis Schwadowitz (1¾ M. nordwestlich von N.) reicht. Die Stadt hat (1857) 3137 E., darunter viele Israeliten, besitzt eine Dechanteikirche, eine Synagoge, ein altes Bergschloß sowie eine Haupt- und Unterrealschule. Die Bewohner treiben starke Leinweberei. 2 St. westsüdwestlich von N. liegt die Stadt Skalitz, am rechten Ufer der Aupa und der genannten Eisenbahn, mit 2045 E., und in derselben Richtung abermals 2 St. weiter der Bezirksamtssitz Jaromierz an der Mündung der Mettau in die Elbe, über die hier eine Kettenbrücke führt, mit 4695 E. Diese Stadt ist nur ½ St. von der Festung Josephstadt entfernt und Station der Süднorddeutschen Verbindungsbahn (Pardubitz-Turnau). — In dem österr.-preuß. Kriege von 1866 fielen an den genannten Orten in den Tagen vom 27. bis 29. Juni bedeutende Gefechte vor, in denen die Preußen Sieger blieben. Am 27. Juni wurden bei N. die Oesterreicher von dem General von Steinmetz mit dem 5. preuß. Armeecorps geschlagen. Dasselbe bildete beim Einmarsche der Zweiten Armee unter dem Kronprinzen in Böhmen die linke Flügelcolonne, und seine Avantgarde stieß beim Debouchiren auf das 6. österr. Corps (Ramming), das die Preußen in den schwierigen Engpaß, der von Truppen vollgestopft war, zurückzuwerfen drohte. Es gelang Steinmetz jedoch, sein Corps nach und nach zu entwickeln, wobei er sogleich mit Energie zum Angriffe überging. Eine glänzende Cavalerieattake der Brigade Wundt warf die österr. Kürassiere, welche ihre beiden Standarten verloren. Nun konnte die ganze Artillerie vorgezogen werden, und die Infanterie gewann im blutigen Kampfe immer mehr Terrain. Der Sieg war um 3 Uhr entschieden. Zu dem geschlagenen österr. Corps stieß nunmehr das 8., Erzherzog Leopold übernahm den Befehl, wurde aber am 28. bei Skalitz ebenfalls von Steinmetz geschlagen, der am 29. bei Jaromierz nochmals siegte. Diese drei Gefechte sind auch wol zusammen als die dreitägige Schlacht bei N. bezeichnet worden.

Nachspiel nennt man dramatische Dichtungen geringen Umfangs, welche bestimmt sind, nach dem Schlusse größerer Stücke gespielt zu werden. Entweder stehen sie mit einem solchen in innerm Zusammenhang, wo dann aber ihre Absonderung meist unkünstlerisch ist; oder sie bestehen für sich, in welchem Falle sie dann oft nur Fest- und Gelegenheitsspiele für bestimmte Zwecke sind. Während man früher, wie schon in Griechenland, gern komische N. auf ernste Hauptdarstellungen folgen ließ und noch im vorigen Jahrhundert kleinere Dramen oft ausdrücklich als N. bezeichnete, ist dieser Name für eine besondere Gattung des Dramas jetzt ziemlich außer Gebrauch gekommen.

Nacht heißt in der Astronomie der Zeitraum vom Untergang bis zum Wiederaufgang der Sonne, währenddessen die Sonne oder eigentlich deren Mittelpunkt für den betreffenden Ort unter dem Horizont verweilt. Dieser Zeitraum ist ebenso verschieden nach den Jahreszeiten wie nach den Ländern. Unter dem Aequator herrscht beständig Tag- und Nachtgleiche, zwischen den Polen und dem Aequator aber verursacht die Schiefe der Ekliptik eine ungleiche Dauer der Nächte und Tage, und zwar zweimal im Jahre, um den 21. März und 23. Sept., fällt hier die Tag- und Nachtgleiche (s. Aequinoctium) ein. Die kürzeste und längste N. findet in der Zeit der Sonnenwenden statt, am 21. Juni und 21. Dec. Die Verschiedenheit der Dauer der Nächte ist um so größer, je näher ein Ort nach den Polen liegt. Unter den Polarkreisen gibt es einmal im Jahre einen Tag ohne N. und eine N. ohne Tag, in den kalten Zonen aber, zwischen den Polarkreisen und den zugehörigen Polen, geht die Sonne im Winter mehrere Tage, Wochen und Monate, je nach der nähern Lage des Orts nach dem Pole, gar nicht auf und im Sommer ebenso lange nicht unter. Unter den Polen selbst herrscht eine N. von einem halben Jahre, welcher am Nordpol um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche und am Südpol um die Zeit der Herbstnachtgleiche ein ebenso langer Tag folgt. Die genaue astron. Bestimmung des Anfangs der N. richtet sich nach dem Augenblicke, wo der Mittelpunkt der Sonnenscheibe unter den Horizont hinabsinkt, abgesehen von der Strahlenbrechung, welche die Sonne noch am Horizont erscheinen läßt, während sie schon untergegangen ist, und die wahre Dauer unserer Nächte um mehrere Minuten, ja in den Polargegenden die längste N. um mehrere Tage abkürzt. Die darauffolgende Abenddämmerung macht die Scheidewand der N. in astron. Bedeutung und in der Sprache des gemeinen Lebens. — In der Mythologie ist die N. (lat. nox, griech. nyx) eine Tochter des Chaos und Schwester des Erebos, mit welchem sie den Tag und den Aether zeugt. Alles Unbekannte, Dunkle, Schreckliche gehört zu ihrer Nachkommenschaft, mithin Tod und Schlaf, Träume, Schicksale, Krankheiten und Plagen; ferner Zank, Streit, Zwietracht, Krieg, Mord, Betrug und Tadelsucht. Auch die Hesperiden werden ihre Töchter genannt. Sie bewohnt abwechselnd mit dem Tage einen schauervollen Palast in der Unterwelt. Nach Orphischen Sagen war sie Göttin der Liebe. Die neuere Mythologie läßt sie auf einem Wagen über den Himmel fahren und gibt ihr einen besternten Schleier. — Heilige N. heißt in der alten Kirche die N. vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten, welche die Christen der ersten Jahrhunderte singend und betend durchwachten. Insbesondere feierlich wurde die Osternacht begangen, weil man in dieser die Wiederkunft Christi erwartete. Da aber allerhand Misbräuche aus jener Nachtfeier entsprangen, so schaffte sie die Kirche ab.

Nachtfalter oder Spinner (**Lepidoptera bombycida**) heißen diejenigen Schmetterlinge, welche erst nach der Dämmerung fliegen und am Tage versteckt sitzen. Die Fühler sind bei dem Männchen stark gekämmt, bei dem Weibchen meist borstenförmig, seltener gekämmt; der Leib des Weibchens ist dick und am Ende abgerundet-stumpf. Die meist düster gefärbten Flügel sind in der Ruhe dachförmig anliegend oder ausgebreitet, die Raupen sechzehnbeinig, und die Puppen meist in einen Cocon eingehüllt. In diese Abtheilung gehören die verschiedenen Seidenspinner, worunter vor allen der Maulbeerseidenspinner (**Bombyx Mori**), und mehrere andere neuerdings eingeführte, auf dem Götterbaume (**Ailanthus**), der Eiche u. s. w. lebende Arten. Durch schöne Färbung sind die Arten der Gattungen Nachtpfau (**Saturnia**) und Bär (**Euprepia**) ausgezeichnet, wie der braune Bär oder Nesselspinner (**E. caja**), der schwarze Bär oder Spinatspinner (**E. villica**) u. a. Auch der Jakobskrautspinner (**Callimorpha Jacobaeae**) ist mit lebhaften Farben geschmückt. Als besonders schädliche N. sind dem Menschen die Arten der Gattungen **Gastropacha** und **Sericaria** verhaßt, wie der Kiefernspinner (**Gastropacha Pini**), der Processionsspinner (**G. processionea**), der Ringelspinner (**G. neustria**), der Fichtenspinner oder die Nonne (**Sericaria Monacha**), der Schwammspinner (**S. dispar**), der Weidenspinner (**S. Salicis**), der Goldafter (**S. chrysorrhoea**) u. a. Minder schädlich ist der Weidenbohrer (**Cossus ligniperda**), dessen Raupe nur im faulen Holze der Weiden und Pappeln lebt, und den man jetzt einer eigenen

Familie zurechnet. Eine eigenthümliche, auffallende und sonderbare Gestalt besitzen die nur vierzehnfüßigen Raupen des Bandweidenspinners oder Gabelschwanzes (Cerura vinula), des Buchenspinners (C. fagi) und des Erlenspinners (Notodonta camelina). Die steifen Haare der Raupen mancher N., z. B. der Kupferglocke (Gastropacha quercifolia), der Processionsraupe u. a., fallen leicht aus und dringen bei der Berührung in die Haut der Hand ein, wodurch heftiges Jucken und öfters auch starke Entzündung erregt wird, gegen welche am besten Oel angewendet wird. Bei einigen Gattungen (Orgyia, Psyche) sind die Weibchen ungeflügelt.

Nachtgleiche, s. Aequinoctium.

Nachtigall (Sylvia Luscinia) ist ein unansehnlicher, dunkel-rostgrauer, am Schwanze rostfarbiger, unterseits weißgrauer Zugvogel mit gestiefelten, langen Läufen, der über ganz Europa, das gemäßigte Asien und Nordafrika verbreitet, doch nicht an allen Orten gemein ist und am zahlreichsten in Portugal, Spanien und Italien angetroffen wird. Bei uns erscheint er um die Mitte oder gegen das Ende des April, wählt sich Laubholz zum Aufenthalte und baut in niedern Büschen nahe an der Erde sein Nest, in welches das Weibchen vier bis sechs graugrüne, einfarbige oder gefleckte Eier legt. Seine Nahrung besteht aus Insektenlarven, Puppen und Beeren, von welchen letztern er die Beeren des Traubenflieders (Sambucus racemosa) vorzieht; in der Gefangenschaft wird er mit Mehlwürmern und Ameiseneiern ernährt. Wegen seines melodischen, lauten und an Abwechselungen reichen Gesangs (Schlag) ist er seit den ältesten Zeiten berühmt. Am schönsten ertönt der Gesang, zumal des Nachts, dann, wenn das Weibchen brütet; nachher wird er leiser und seltener und hört um Johannis ganz auf. In vielen Ländern ist es streng verboten, N. einzufangen, da sie wegen ihrer Arglosigkeit sehr leicht greifbar, durch anhaltende Verfolgung aus unsern Gegenden völlig vertrieben werden müßten. Dennoch werden sie als Stubenvögel häufig gehalten und von den Liebhabern als Tagschläger, Nachtschläger und Repetirvögel unterschieden. Besonders geschätzt ist der Sprosser oder die große N. (S. Philomela), welche im östl. Deutschland, besonders in Ungarn und Polen einheimisch und größer, hauptsächlich aber durch die Länge der Schwingfedern verschieden ist, von denen die erste sehr kurz und schmal, die zweite fast so lang als die dritte und länger als die vierte ist, während bei der gemeinen N. die zweite Schwingfeder kürzer als die gleichlange dritte und vierte ist. Der Sprosser singt noch lauter, jedoch auch etwas minder angenehm.

Nachtkerze, s. Oenothera.

Nachtmahlsbulle, s. In coena domini.

Nachtschatten, s. Hesperis und Solanum.

Nachtstücke nennt man Gemälde oder Zeichnungen, in denen die Scene nicht von der Sonne oder dem Tageslichte, sondern vom Monde oder einem künstlichen Lichte erleuchtet wird. Mit Absichtlichkeit und entsprechender Virtuosität sind dergleichen Gegenstände meist nur von solchen Malern und Malerschulen behandelt worden, welche im Colorit und in der Beleuchtung, zumal im Helldunkel, sich auszeichneten. So hat der Schöpfer des Helldunkels, Correggio, auch das berühmteste Nachtstück hinterlassen, die Anbetung der Hirten (in der Galerie zu Dresden), wo das Licht vom Kinde ausgeht. Namentlich haben die Holländer sehr Bedeutendes in diesem Fache geleistet, z. B. Neefs, van der Neer, Rubens, Rembrandt, Honthorst, der davon den Beinamen dalle notti erhielt, u. a. Am raffinirtesten bildete Gottfr. Schalken die Nachtstückmalerei aus, in dessen Gemälden oft eine ganze Anzahl der verschiedensten Lichter sammt Reflexen und Helldunkel sich kreuzen. Unter den Franzosen ist in Bezug auf Nachtstücke M. Valentin, unter den Italienern die Schule von Neapel zu nennen. Unter den Künstlern der jüngsten Zeit zeichnete sich C. Verreyt von Köln durch meisterhafte Mondscheinlandschaften, der Holländer van Schendel durch Bilder mit Lichteffecten vortheilhaft aus.

Nachtviole, s. Hesperis.

Nachtvögel. Fast in allen Ordnungen der Vögel finden wir Typen, welche, im Gegensatze zu der großen Mehrzahl, auf die Nacht zur Entfaltung ihres activen Lebens angewiesen sind. Gewöhnlich unterscheiden sie sich, wie alle Nachtthiere, durch ganz besondere Entwickelung der Sinnesorgane: große runde Augen, deren weitgeöffnete Pupillen die geringsten Lichtstrahlen aufzunehmen, das Tageslicht aber nicht zu ertragen vermögen; außerordentlich feines Gehör, oft noch durch besondere Gruppirung der Federn um die Ohröffnung unterstützt, weiches aufgebauschtes Gefieder, das einen unhörbar leisen Flug gestattet, meist weit gespaltenen Rachen. Typisch sind die Nachtraubvögel oder Eulen (s. d.). Die nächtlichen Insektenfresser gruppiren sich hauptsächlich in der Familie der Nachtschwalben oder Ziegenmelker (s. d.), welche in dem-

selben Verhältnisse zu den Mauerschwalben stehen wie die Eulen zu den Falken. In Südamerika sind tiefe Felsenhöhlen von dem Guacharo (s. d.) bewohnt, einem nächtlichen Körnerfresser. Die Klettervögel haben den Neuholland bewohnenden Erdpapagai, die Stelzengänger die Rohrdommeln oder Nachtreiser (Nycticorax), die Läufer den Kiwi (s. d.) als Repräsentanten dieser Lebensweise. Alle N. bewohnen tagsüber Höhlen, dunkle Löcher oder auch Erdlöcher und kommen erst nach Sonnenuntergang hervor.

Nachtwandler, s. Mondsüchtig.

Nacken, Genick (cervix, nucha) nennt man den hintern Theil des Halses (s. d.), welcher, breiter und länger als der vordere, vom Hinterhaupte beginnt und sich nach unten in den Rücken und die Schultern verliert. Der mittlere und der Länge nach etwas vertiefte obere Theil des N. führt den Namen Nackengrube. Die Grundlage des N. bilden die in seiner Tiefe liegenden sieben Halswirbel, deren Brüche und Verrenkungen sofort den Tod herbeiführen und als sog. Genickbrechen bekannt sind. Genickfang nennt man das Zerschneiden des Halsrückenmarks. An diese Wirbel lagert sich eine große Anzahl ziemlich starker und in Schichten übereinanderliegender Muskeln an. In der Mittellinie zwischen diesen Muskeln der rechten und linken Seite ist das Nackenband verborgen, welches besonders bei den Wiederkäuern sehr stark ist und zur Befestigung des Kopfs und seiner Muskeln dient. Die Nackenmuskeln, deren krampfhafte Zusammenziehung (beim Starrkrampf) von sehr schlimmer Bedeutung ist, besorgen die Bewegungen theils des Kopfs und des Halses (besonders das Strecken und Aufrichten), theils der Schulter (das Heben derselben). Wichtige Blutgefäße und Nerven findet man am N. nicht.

Nacktes bezeichnet in der bildenden Kunst zunächst den von Kleidung entblößten menschlichen Körper, daher die Redensarten: N. studiren, zeichnen, Kenntniß des N. haben u. s. w., und es ist das N. das Wesentliche in der Plastik. Daß das Studium des N. aber auch dann unerlaßlich sei, wenn drapirte Figuren dargestellt werden, erhellt daraus, weil die Formen und Verhältnisse der Bekleidung durch die natürlichen Grundformen des Körpers bestimmt werden, daher selbst die geschicktesten und erfahrensten Bildhauer auch jede Gewandfigur erst nackt modelliren, ehe sie ihr die Bekleidung umlegen. Allerdings ist die Malerei in der Darstellung des N. beschränkter als die Plastik. Denn die Plastik hat wesentlich durch den menschlichen Körper den Ausdruck ihrer künstlerischen Ideen wiederzugeben, während die Malerei die ihrigen innerlicher und vergeistigter durch das Antlitz auszudrücken im Stande ist. Die Triumphe der Plastik liegen in der antiken, die der Malerei in der christl. Kunst, und der letztern ist natürlich der unverhüllte Körper nicht von so großer Bedeutung als der erstern. So wenig indeß der sinnliche Reiz der Farbe aufgerufen werden darf, um rein sinnlichen Ideen zum Ausdruck zu dienen, so wenig will die Malerei das N. umgehen, wo ein echt malerischer Vorwurf es fordert. Alles Absichtliche, Gemachte aber ist hier wie überhaupt zu meiden. Freilich hat die christl. Sculptur rücksichtlich der Gewandung mit Schwierigkeiten zu kämpfen; deshalb aber Statuen von gelehrten Männern der modernen Zeit nackt darzustellen, wie die Franzosen versucht haben, bleibt ebenso unstatthaft, als den antiken Marmorgestalten blecherne Deckblätter vorzuheften. Ebenso lag es ganz in der Natur und der Anschauung Michel Angelo's, die Figuren des Weltgerichts unbekleidet darzustellen, sodaß wir über die spätere Behosung derselben lächeln müssen. Wie unnatürlich diese Maßregel war, so unnatürlich würden wir es auch finden, wenn heutzutage ein Maler mit einem ganz nackten Christus auftreten wollte. Bei Darstellung des N. in der Malerei kommt es hauptsächlich auf Anatomie und auf die Farbengebung an, die man, insofern sie sich mit der Nachahmung des N. beschäftigt, die Carnation (s. d.) nennt. Will der Künstler hierin den Anforderungen der schönen Kunst Genüge leisten, so muß er zuvörderst die Localtöne richtig treffen, d. h. die natürliche Farbe des Gegenstandes so wiedergeben, wie sie auf ihrem Standort erscheint. Die verschiedenen Abstufungen müssen aber in dem Haupttone der Carnation harmonisch vereint sein. Doch der Stoff bleibt immer Fleisch, und es kommt daher endlich darauf an, den materiellen Charakter dieses Stoffs richtig auszudrücken. Hier kann gegen die Wahrheit gefehlt werden entweder durch zu viel Härte, wie in den Werken der ältern Maler des 15. Jahrh., oder durch zu große Mürbheit (morbidezza), die sich vornehmlich bei Guido Reni findet, dessen Fleisch häufig blutleer, schleimig und grünlich aussieht. Die franz. Schule ist darin so weit gegangen, daß man nicht mehr Fleisch, sondern Porzellan oder Wachs zu sehen meint. In der wahren Carnation ist Tizian das unübertroffene Muster.

Nádasdi, ein altes magyar. Geschlecht, dessen berühmtester Ahn, Thomas N., 1554—62 Palatinus von Ungarn war. Derselbe hatte seine Studien in Italien gemacht und wurde vom Papst Adrian VI. 1523 dem Könige Ludwig II. von Ungarn empfohlen, der ihn zu seinem

Secretär ernannte. Von Ludwig nach Speier an den deutschen Reichstag gesandt, um Hülfe gegen die Türken zu erwirken, traf er nach der Schlacht bei Mohacs wieder in seiner Heimat ein. Er schloß sich nun der Partei der Königin-Witwe an, welche den Erzherzog Ferdinand, Bruder des Kaisers Karl V., zum Könige von Ungarn machte. Als N. 1529 Ofen gegen den Sultan Soliman vertheidigte, gerieth er in dessen Gefangenschaft. Soliman lieferte N. dem Gegenkönig Johann Zapolya aus, der ihn jedoch begnadigte. Schon 1534 trat er zur Partei Ferdinand's zurück. — Thomas N. war im 16. Jahrh. ein eifriger Beschützer der Reformation in Ungarn, dem Melanchthon seine Schüler zu empfehlen pflegte. Er errichtete mehrere Schulen und in Uj-Sziget auch eine Buchdruckerei, aus welcher 1539 die erste lat.-ungar. Grammatik des Johannes Sylvester Pannonius und 1541 dessen ungar. Uebersetzung des Neuen Testaments hervorgingen. — Franz N. gehörte als Judex Curiae der sog. Wesselényischen Verschwörung an. Obgleich er nach dem Tode Wesselényi's, in der Hoffnung, die Würde eines Palatinus zu erlangen, zum Verräther an seinen Mitgenossen wurde, ließ ihn dennoch Leopold I. verhaften, nach Wien führen und daselbst 30. April 1671 im Stadthause enthaupten. Er war durch seinen Schwiegervater Nikol. Esterházy dem Protestantismus abwendig gemacht worden, worauf er sofort 40000 seiner Unterthanen zum Uebertritt zur kath. Kirche zwang. — Franz Leopold N. zeichnete sich als General im Oesterreichischen Erbfolgekriege und im Siebenjährigen Kriege aus. Er kämpfte glücklich 1742 und 1743 gegen die verbündeten Baiern und Franzosen, dann 1744 am Rhein und 1746 in Italien. 1757 trug er als Feldzeugmeister das meiste zum Siege bei Kollin bei. Bald darauf schlug er den preuß. General Winterfeld und nahm Schweidnitz ein. Demselben Geschlechte gehört an: Graf Franz N., geb. 1. April 1801, der sich als ein eifriger Anhänger des Bach'schen Systems bekundete und seit Mai 1857 den Posten eines Justizministers bekleidete, welchen er bis nach Veröffentlichung des Octoberdiploms von 1860 behielt. Seit 7. Nov. 1861 Leiter der siebenbürg. Hofkanzlei, trug er wesentlich dazu bei, daß der siebenbürg. Landtag den wiener Reichsrath beschickte. Mit dem Antritte des Ministeriums Belcredi (Juli 1865) trat N. von seinem Posten zurück.

Nadel. Man bezeichnet mit diesem Namen bekanntlich ein längeres oder kürzeres, entweder an einem Ende oder an beiden Enden zugespitztes, meist gerades, für gewisse Zwecke aber auch gebogenes Stück Draht. Die Verfertigung der N. bildet eine der Hauptverwendungen des Drahtes. Abgesehen von den aus Gold und Silber gemachten Schmucknadeln, ist das Material zu N. regelmäßig nur Stahldraht (zu Näh-, Strick- und chirurgischen N.), Eisendraht (zu Haarnadeln) oder Messingdraht (zu Stecknadeln). N. verschiedener Art waren schon den Alten bekannt, welche deren Erfindung der Göttin Bellona zuschrieben; doch wurden anfangs wol Holzspitzen, Dornen, Fischgräten u. s. w. angewendet. Die Phrygier und Babylonier mußten die N. kennen, da sie gestickte Gewänder besaßen. In Nürnberg bestand schon 1370, in Augsburg 1406 das Nadlergewerbe als Zunft. Gegenwärtig hat die Nähnadelfabrikation ihre Hauptsitze in England (namentlich in den Grafschaften Worcester und Warwick zu Redditch, Hathersage, Alcester, Birmingham u. s. w.), Frankreich (L'Aigle im Orne-Departement) und Preußen (Aachen, Iserlohn); die Nadelfabriken Oesterreichs, Baierns, Belgiens und der Niederlande sind hiergegen von geringerer Bedeutung. Große Stecknadelfabriken befinden sich in Birmingham, Aachen u. s. w., doch wird in Deutschland die Verfertigung der Stecknadeln mehr noch handwerksmäßig betrieben. In der Nähnadelfabrikation wird die meiste Arbeit durch die Oehre veranlaßt; die vollständige Herstellung einer guten Nähnadel erfordert gegen 100 Operationen, und doch gibt es (geringe) Sorten zu dem fast unbegreiflichen Preise von 6 Sgr. das Tausend. Bei den Stecknadeln werden die Köpfe nach älterer Art aus Drahtwindungen gebildet und aufgesetzt, nach neuerer Art aus dem stumpfen Nadelende selbst durch Pressen in einer Maschine geformt.

Nadel der Kleopatra heißt ein altägypt. Obelisk aus rosenrothem Granit von 60 F. Höhe und 7 F. 7 Zoll im Quadrat, der in Alexandria (s. d.) in Aegypten, etwa 600 Schritt von der Pompejussäule entfernt, sich befindet. Daneben liegt halbverschüttet ein zweiter Obelisk hingestreckt, welcher 66 F. groß ist. Beide standen einst wahrscheinlich vor Cäsar's Palast.

Nadelgeld oder Spillgeld (von Spille, d. i. Spindel) nennt man die jährliche Summe Geldes, welche der Mann der Frau zur Bestreitung ihrer kleinen Ausgaben für Kleidung, Putz und Leibwäsche aussetzt. Bestimmte Zahlungen dieser Art pflegen nur bei den Ehen des hohen Adels bedungen zu werden. Ihr Betrag richtet sich nach den Observanzen des betreffenden Hauses und nach besondern Umständen. Etwas Anderes, wiewol im Resultat ganz Aehnliches ist es, wenn sich die Frau bei der Verheirathung aus ihrem Vermögen etwas zur eigenen Disposition und Verwaltung vorbehält.

Nadelhölzer oder Zapfenbäume bilden eine sehr natürliche phanerogame Pflanzenfamilie (die Coniferen), welche sich an die kryptogamischen Familien der Schachtelhalm- und Bärlappgewächse anschließt und alle diejenigen Holzgewächse umfaßt, deren Blätter nadelartig oder schuppenartig und deren Eierchen (Samenknospen) nackt, d. h. nicht in einem Fruchtknoten eingeschlossen sind. Die sog. Früchte der N., welche theils als holzige Zapfen, theils als fleischigsaftige oder auch harte Beeren (z. B. beim Wachholder) auftreten, sind nämlich nichts anderes als vergrößerte und verholzte oder fleischig gewordene Blütenstände und zwar weibliche Kätzchen, deren Spindel verschieden geformte Fruchtblätter trägt, an denen die aus nackten Samenknospen (Eiern) hervorgegangenen Samen haften. Weil letztere nicht von einem Fruchtgehäuse (Fruchtknoten) umhüllt sind, betrachtet man die N. als gymnosperme Gewächse (s. Gymnospermen), gleichviel ob ihre Samen zwischen zuletzt auseinanderweichenden Schuppen (bei den Zapfen) oder zwischen fleischig gewordenen und miteinander zu einem beerenartigen Körper (Beerenzapfen) verschmolzenen Fruchtblättern eingeschlossen sind. Der Same enthält stets einen großen Eiweißkörper, welcher den Keimling umschließt. Dieser ist mit zwei gegenständigen oder häufiger mit mehrern (bis 15) quirlständigen Kotyledonen versehen, welche anfangs über dem Knöspchen kuppelartig zusammenschließen, nach der Keimung aber und nachdem das Knöspchen über den Boden emporgehoben worden ist, sich sternförmig ausbreiten. Die bei weitem größte Anzahl der N. gehört der nördl. Halbkugel unserer Erde an, und wir finden bei ihnen im ganzen das gesellige Vorkommen häufiger als bei andern Pflanzenfamilien, ja manche Arten nehmen ausschließlich ausgedehnte Landstriche ein, denen sie eine eigenthümliche Physiognomie ertheilen. Ihre Dauer ist eine lange, und kaum möchte es eine Art geben, die nicht wenigstens 100 J. alt werden könnte, während manche selbst ein Alter von 2000—3000 J. erreichen können, wie die Cedern vom Libanon (Cedrus Libani), die Eibentanne (Taxodium distichum) und die californische Ceder (Sequoia s. Wellingtonia gigantea). Hinsichtlich der Höhe sind die N. vor allen zweisamenlappigen Laubbäumen ausgezeichnet, was sich ganz besonders in der Andentanne (Araucaria excelsa), der Riesenkiefer (Pinus Lampertiana) und der californischen Riesenceder (Sequoia gigantea) zeigt, von denen die letztere in Californien 300 F. hoch wird. Das Holz des Stamms der N. besteht nur aus getüpfelten Zellen, und der nach Abhub des Stammes übrigbleibende Stock treibt in der Regel nicht wieder aus. Die Blätter sind meistens immergrün und dunkel (schwarzgrün), weshalb man auch die Nadelholzwälder als Schwarzwald bezeichnet; selten fallen die Blätter alljährlich ab, wie bei dem Lärchenbaume (Pinus Larix) und bei der Eibentanne. Die männlichen und weiblichen Blüten sind getrennt, und zwar so, daß sie entweder auf verschiedenen Bäumen, wie bei dem Eiben, dem Wachholder, oder auf verschiedenen Stellen eines und desselben Baums sich befinden, wie bei der Kiefer. Als chem. Bestandtheile treffen wir vorherrschend ätherisch-ölige und harzige Stoffe an, ferner zusammenziehende Stoffe in der Rinde und fettes Oel in den Samen, von denen die größern gegessen werden, wie die Zirbelnüsse, Pinien und die Samen der Andentanne (Araucaria), welche letztern den Araukanern einen großen Theil ihrer Nahrung liefern. Man theilt die N. in: 1) tannenartige, welche umgekehrte Samenknospen (Eierchen) und holzige Zapfen tragen, und zu denen Kiefer, Fichte, Tanne, Lärchenbaum, Andentanne u. a. gehören; 2) cypressenartige, welche aufrechte Samenknospen und holzige oder beerenartige Zapfen tragen, und zu denen Wachholder, Lebensbaum, Cypresse, Eibentanne u. a. gerechnet werden; 3) taxusartige, welche die Samen einzeln (nicht in Zapfen) tragen, wie Eiben (Taxus), Salisburie u. a. Die N. sind von großer Wichtigkeit wegen ihres schnell wachsenden und leichten, aber durch den großen Harzgehalt dennoch lange ausdauernden Holzes, wegen der Menge der harzigen und ätherisch-öligen Stoffe und wegen mancher anderer, in technischer, ökonomischer und medic. Beziehung sehr schätzbaren Eigenschaften. Wegen der getüpfelten Zellen des Holzes ist das letztere für die Resonanz der Töne besonders geeignet, und es wird daher auch allgemein solches Holz zu musikalischen Instrumenten verwendet, und zwar ist dasjenige Holz am besten dazu zu brauchen, dessen Zellen nur eine Reihe, aber möglichst großer Tüpfel haben. Die ausländischen Coniferen spielen schon seit langer Zeit eine wichtige Rolle in der Landschaftsgärtnerei und in den Gewächshäusern. Sie verlangen zu ihrem Gedeihen im allgemeinen mit Sand und Lehm vermengte Heideerde und mäßige Bewässerung.

Nadir (arabisch) oder Fußpunkt nennt man den dem Zenith (s. d.) genau gegenüberstehenden Punkt an der Himmelskugel, den wir, da die Erde zwischen ihm und uns liegt, nie sehen, sondern ihn nur denken können. N. und Zenith sind die Pole der besonders in der Astronomie so oft gebrauchten Fundamentalebene des Horizonts und liegen daher von diesem überall um einen Viertelkreis oder 90° entfernt.

Nadir, Schah von Persien, geb. 1688, gest. 1747, stammte aus einer angesehenen Familie, welche früher im Besitz mehrerer Districte in Khorasan war. Schon in frühester Jugend zeigte er ebenso viel Schlauheit und Tapferkeit als Ehrgeiz und Herrschsucht. Er diente unter verschiedenen Statthaltern in Khorasan, die er zu beseitigen suchte, um selbst ihre Stelle einzunehmen, lebte dann, als ihm dies nicht gelang, als Räuberhauptmann, brandschatzte an der Spitze zahlreicher Banditen verschiedene Districte seiner Heimat und ward endlich Herr mehrerer Festungen in Khorasan. Trotz seines widerspenstigen Geistes und vieler verübter Verbrechen suchte doch der regierende Schah Thamasp II. ihn für sich zu gewinnen. Der Schah hatte im Innern seinen Thron gegen die Afghanen zu vertheidigen, an deren Spitze Alaschraf stand, und mußte zugleich die nördl. Provinzen gegen Rußland und den Westen gegen die Pforte schirmen. N. schlug die Afghanen wiederholt, zuletzt 1729 in der Nähe der Ruinen von Persepolis, und nöthigte Alaschraf, sich nach Kandahar zurückzuziehen, wo derselbe ermordet wurde. Im folgenden Jahre kämpfte N. mit Erfolg gegen die Türken. Während er aber, um eine Empörung in Khorasan niederzuschlagen, das Heer verließ, wurde Thamasp bei Hamadan von dem Pascha von Bagdad geschlagen und zu einem nachtheiligen Friedensschlusse genöthigt. Diesen Umstand benutzte N., um Thamasp des Throns unwürdig zu erklären und selbst, im Namen eines minderjährigen Sohnes des Entthronten (Abbas III.), die Zügel der Regierung zu ergreifen. Er setzte dann den Krieg mit der Pforte mit wechselndem Erfolg fort, bis er endlich nicht nur Hamadan und Tebris zurückeroberte (1735), sondern auch Herr von Georgien und des größten Theils von Armenien, mit den Festungen Kars und Eriwan, blieb. Da er zu gleicher Zeit auch Rußland nöthigte, ihm mehrere eroberte Provinzen wieder abzutreten, war er so mächtig, daß er Abbas III. aus der Welt schaffen und sich selbst im März 1736 als Schah krönen lassen konnte. Nicht zufrieden mit dem unbestrittenen Besitze von ganz Persien, führte N. seine ihm blindlings folgenden Scharen zuerst gegen die Afghanen in Kandahar, dann nach Indien, gegen den Großmogul Mohammed XIV., und drang durch das Pendschab über Lahore bis Delhi vor, wo er, um seine Habsucht zu befriedigen, die scheußlichsten Grausamkeiten beging (1739). Mit gleichem Glück focht er später noch gegen die Fürsten von Buchara und Charism, sodaß die Grenzen seines Reichs sich bis an den Indus, den Oxus, das Kaspische Meer und den Euphrat ausdehnten. Als er 1742 auf einem Feldzuge gegen die Lesgier von Mördern überfallen ward, hielt er seinen ältesten Sohn für den Anstifter des Attentats und ließ diesen blenden. Später scheint er von der Unschuld desselben überzeugt worden zu sein, und die Großen, die den ungerechten Verdacht in ihm erweckt hatten, fielen jetzt als Sühne für den verstümmelten Prinzen. N. selbst fand aber keine Ruhe mehr; sein Inneres war von Reue und Mistrauen erfüllt. Ueberall witterte er Verrath, und sein Argwohn verleitete ihn zu den größten Grausamkeiten gegen einzelne sowol als gegen ganze Städte und Provinzen. Indessen setzte er den Krieg gegen die Türken siegreich fort, zeigte sich jedoch später (1746) zu einem Friedensschlusse geneigt und wollte sogar den Frieden dadurch zu einem dauerhaften machen, daß er die religiöse Scheidewand zwischen Türken und Persern wegräumte. Er sagte sich nämlich von den extravaganten Dogmen der Schiiten, denen seine Vorgänger, die Safiden, huldigten, los, ließ den vier ersten Khalifen nicht mehr, wie seither, auf den Kanzeln fluchen und gründete eine fünfte orthodoxe Schule, welche, nach seiner Meinung, Schiiten und Sunniten vereinigen sollte. Hierdurch hoffte er nicht nur den Haß zwischen Persern und Türken zu mildern, sondern auch die Eintracht im Reiche selbst herzustellen, in welchem die Zahl der Sunniten beträchtlich war. Aber weder die Osmanen noch seine eigene schiitische Geistlichkeit pflichteten seinen religiösen Anschauungen bei, und es fehlte nicht an Aufständen, welche die Priester, deren Güter auch eingezogen wurden, allenthalben anstifteten. N. neigte sich jetzt immer mehr den Afghanen und Usbeken zu, welche Sunniten waren, und ging damit um (so behaupten wenigstens seine Feinde, die Schiiten), den aus schiitischen Persern bestehenden Theil seines Heeres niedermetzeln zu lassen. Die Führer desselben kamen ihm aber zuvor und ermordeten ihn auf einem Feldzuge gegen die Kurden. An der Spitze der Verschworenen stand sein Oberhofmarschall und der Befehlshaber der pers. Leibwache. N. erhob das Persische Reich zu großer Land- und Seemacht, indem er auch eine Flotte auf dem Kaspischen und dem Persischen Meere bauen ließ, um die Russen und die Araber im Zaum zu halten. Mit N. sank jedoch Persien wieder in seinen frühern Zustand der Zersplitterung und Erniedrigung zurück. Innere Kriege zwischen seinem Sohne und seinem Neffen schwächten das Reich, das bald wieder auf die westl. Provinzen sich beschränkte, während der Osten ein Raub der Afghanen ward. (S. Persien.)

Näfels, ein Flecken im Canton Glarus, liegt an der Linth sowie an der von Weesen nach

Glarus führenden Eisenbahn und zählt 2187 E., die meist Katholiken sind. Die Kirche des Orts, in welchem sich auch ein Kapuzinerkloster befindet, ist die schönste des ganzen Cantons. Historisch bekannt ist N. durch den Sieg, welcher 9. April 1388 von 1500 Schweizern über 8000 Oesterreicher erfochten wurde. Das Schlachtfeld (die Rautifelder) ist mit Denksteinen bezeichnet, und alljährlich wallfahrten die Glarner am zweiten Donnerstage des April nach N. zur Gedächtnißfeier. In geringer Entfernung jenseit der Linth liegt das Dorf Mollis mit 2110 E., gewöhnlich das Standquartier für die Besucher des Linththals, des Klönthals und besonders des südl. Ufers des Wallensees.

Nagasaki, auch Nangasaki, eine bedeutende Handelsstadt Japans auf der Insel Kiusiu, ausgezeichnet durch schöne Lage in einer fruchtbaren Berglandschaft und durch einen sehr guten, zwischen zwei Vorgebirgen in der Bai von Kiusiu liegenden Hafen, welcher dem Welthandel eröffnet ist und 1863 von 267 Schiffen der bedeutendsten seefahrenden Nationen besucht wurde. Die Stadt zählt etwa 100000 E. und hat enge, winkelige Gassen und 62 Tempel, unter denen der Suwatempel der berühmteste ist. Wichtig für die Geschichte des Handels mit Japan ist Desima (d. h. Insel Sima), die nur durch einen Graben mit Brücken von der Stadt getrennte alte holländ. Factorei. Als erst die Jesuiten, welche in N. einen Bischofssitz hatten, dann, mit Ausnahme der Holländer, alle übrigen Europäer 1639 aus Japan vertrieben wurden, erhielten die Niederländer infolge des klugen Benehmens ihres Generalstatthalters von Indien, van Diemen, allein noch die Erlaubniß, jährlich 10 Schiffe nach der Insel Firando schicken zu dürfen. 1641 beschränkte man sie jedoch auf Desima und gestattete ihnen nur zwei Schiffe jährlich dorthin zu senden. Die japan. Regierung steigerte den Einfuhrzoll bis auf 15 Proc., legte ihren Münzen im Handel mit den Fremden einen höhern Werth als im Lande selbst bei und verschärfte die Ueberwachung. Lange Zeit nahm man sogar das Steuerruder aus den Schiffen und gestattete niemand, die eigentliche Stadt N. zu betreten. Die Holländer brachten Zinn, Blei, Zucker, Elfenbein, Farbehölzer, Eisen, Schildpat, Kampher, Glas und holten dafür Kupfer, Lederwaaren und Seidenzeuge. Dieses System strenger Ausschließlichkeit blieb 200 J. in Kraft, bis zuerst die Amerikaner durch den Vertrag von Kanagawa 1854 das Land auch dem Handel anderer Nationen öffneten. Andere japan. Häfen überflügelten nun N. Desima, jetzt noch meist von Holländern und Deutschen bewohnt, zeichnet sich vor den ärmlichen Holz- und Papierhäusern N.s durch saubere, zweistöckige Gebäude aus Steinen aus. Engländer und Russen haben in der Nähe eigene Niederlassungen gegründet.

Nagel heißt ein zugespitztes und meist mit einem Kopfe versehenes Stück Metall, gewöhnlich Eisen, dessen Hauptbestimmung darin besteht, als Verbindungsmittel bei Holzarbeiten und einigen andern Gegenständen zu dienen. Nach Form und Größe werden die Nägel in sehr viele Gattungen geschieden, wie Schiff- oder Mühlnägel, Bodennägel, Lattennägel, Bretnägel, Schloßnägel, Schiefernägel, Hufnägel, Schuhnägel u. s. w. Hinsichtlich der Verfertigungsart unterscheidet man geschmiedete Nägel, welche aus Stabeisen unter dem Hammer geschmiedet werden; geschnittene Nägel (Maschinennägel), welche aus Eisenblechstreifen durch eine Schneidmaschine geschnitten und dabei zugleich mit dem Kopfe versehen werden; Drahtnägel (Drahtstifte), zu welchen Eisendraht das Material ist, und deren Verfertigung gegenwärtig meist ebenfalls auf Maschinen stattfindet; endlich gegossene Nägel, aus Gußeisen in Sandformen gegossen. Nägel von Zink und Kupfer (erstere zum Aufnageln des Zinkblechs bei Dachdeckungen, letztere zum Annageln des Kupferbeschlags der Seeschiffe) kommen weit seltener vor als eiserne.

Nagel (unguis) nennt man die Hornplatte, welche von jedem Finger und jeder Zehe mehr als die Hälfte der Rückenfläche des letzten (des dritten oder beim Daumen und der großen Zehe des zweiten) Gliedes bedeckt. Die Nägel sind an drei Seiten in einen Falz der Lederhaut eingesenkt, welcher an der dem Fingerende entgegenstehenden Seite mehr als zwei Linien tief ist. Die Lederhautstelle, auf welcher der N. aufsitzt, führt den Namen des Nagelbetts. Von diesem Bette und dem Falze wird fortwährend die Nagelsubstanz abgesondert, sodaß dadurch der N. von hinten nach vorn geschoben und dicker wird. Der hinterste Theil des N. heißt die Nagelwurzel, die weichere und dünnere, halbmondförmige, weiße Stelle derselben das Mondchen (lunula). Beim Embryo entwickeln sich die Nägel erst im fünften Monate seines Lebens; bei der reifen Frucht überragen die Nägel die Fingerglieder. Der N. ertheilt dem letzten Fingergliede, welches nur einen ganz kleinen, kurzen Knochen enthält, seine bedeutende Festigkeit und gewährt ihm auch einen nicht geringen Schutz gegen Verletzungen. Im Nagelbett sitzen, wie in der Haut namentlich des ersten Fingergliedes, zahlreiche Hautwärzchen, welche den N. zum Tastorgane machen. Die Nägel selbst bestehen, wie die Oberhaut, die Haare, die Hörner und Hufe, aus empfindungs-

losem Horngewebe. Ihr Wachsthum geht sehr langsam von statten, und in ihnen spiegelt sich daher auch auf längere Zeit der Ernährungszustand des ganzen Körpers wieder. Während tiefgreifender, anhaltender Ernährungsstörungen wachsen die Nägel nur langsam in die Länge und Dicke, und daher trifft man bei solchen, welche eine Krankheit überstanden haben, noch lange Zeit quere Furchen auf den Nägeln. Ist der ganze N. aus irgendwelcher Ursache sehr dünn, so bricht er leicht der Länge nach (auch in die Quere) entzwei, und es entsteht dann der sog. Nagelspalt. Bei mangelhafter Ernährung des Körpers, wie dies z. B. bei Tuberkulose der Fall ist, krümmt sich der N. oft klauenförmig (Nagelkrümmung). Kommt es an den seitlichen Rändern des Nagelbettes zu einer Entzündung, so entsteht das sehr schmerzhafte Nagelgeschwür; der N. erscheint dann zu breit. Ein in das Nagelbett tiefer eingewachsener N. (Nagelzwang) veranlaßt, wegen der großen Spannung und der Empfindlichkeit des Nagelbettes, eine sehr schmerzhafte Verschwärung. Früher glaubte man eine Heilung nur durch Ausreißen des Nagels herbeiführen zu können; jetzt schneidet man den N. an der kranken Stelle schmaler und behandelt dann das in seiner ganzen Ausdehnung bloßgelegte Geschwür wie ein gewöhnliches. Nagelgeschwür nennt man auch eine dem Karbunkel ähnliche, mit Brand einhergehende Entzündung innerer Theile der Fingerglieder. Diese Entzündung befällt meist das erste Glied und wird geheilt entweder durch eine frühzeitige Blutentziehung, oder, da es dazu meist zu spät, durch Beschleunigung der Eiterung vermittels feuchtwarmer Umschläge oder warmer Handbinden und möglichst frühe Entleerung des Abflusses. Der sehr heftige Schmerz läßt dann sofort nach, und bald tritt Heilung ein. Manchmal, namentlich bei mangelhafter Behandlung des Leidens, wird auch der Knochen des Gliedes brandig. Dieses Nagelgeschwür nennen die Aerzte Panaritium. Der Nagelgrind entsteht, wie der Kopf- und Erbgrind, dadurch, daß sich Pilze in das Nagelbett einnisten, welche dann den N. zerstören. Dieser Grind kommt sehr häufig vor bei mit Erbgrind Behafteten und entsteht hier durch Ueberpflanzen der Pilze beim Kratzen; er ist schwer heilbar. Der Niet- oder Neidnagel kann gleichfalls ein sehr schmerzhaftes oder doch sehr unbequemes Leiden werden. Derselbe entsteht durch Abblättern eines Stückchens Haut zur Seite der Nägel, hat an sich nichts auf sich, macht aber durch das fortwährende Zerren des Hautläppchens Schmerzen und selbst Entzündungen. Man beseitigt das Uebel dadurch, daß man das Hautläppchen mit einer scharfen Schere so nahe als möglich an der Haut abschneidet, worauf die Haut bald wieder ganz glatt wird.

Nägele (Franz Karl), ausgezeichneter Geburtshelfer, geb. 12. Juli 1778 zu Düsseldorf, wo sein Vater Director der medic.-chirurgischen Schule war, wurde im dortigen Jesuitencollegium und von seinem Vater unterrichtet und versah schon frühzeitig die Stelle eines Prosectors und Repetitors an der genannten Lehranstalt. Hierauf studirte er in Strasburg, Freiburg und Bamberg, wo er 1800 die medic. Doctorwürde erhielt, machte dann Reisen und ließ sich in Barmen als praktischer Arzt nieder. 1807 als außerord. Professor nach Heidelberg berufen, erhielt er 1810 die ord. Professur der Geburtshülfe und das Directorium der Entbindungsanstalt und starb nach 40jährigem Wirken 21. Jan. 1851. Von seinen Schriften sind besonders zu erwähnen: «Erfahrungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der Krankheiten des weiblichen Geschlechts» (Manh. 1812), «Schilderung des Kindbettfiebers nach der Epidemie von 1811—12» (Heidelb. 1812), «Ueber den Mechanismus der Geburt» (2. Aufl., Heidelb. 1822), «Das weibliche Becken» (Karlsr. 1825; 2. Aufl. 1850), «Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen» (11. Aufl., Heidelb. 1861), «Das schräg verengte Becken nebst einem Anhange über die wichtigsten Fehler des weiblichen Beckens überhaupt» (Mainz 1839, mit Kupfern), «Zur Methodik der Geburtshülfe» (Heidelb. 1848). Außerdem lieferte er eine Menge kleinerer werthvoller Schriften und viele Aufsätze in medic. Zeitschriften, besonders in den «Heidelberger klinischen Annalen», deren Mitherausgeber er seit 1825 war. — Hermann Franz Joseph N., älterer Sohn des vorigen, geb. zu Heidelberg 1810, hat sich gleichfalls als geburtshülflicher Schriftsteller und Lehrer bekannt gemacht. Derselbe habilitirte sich 1835 als Privatdocent zu Heidelberg, wurde im Nov. 1838 außerord. Professor und später Kreisoberhebarzt, starb aber schon 5. Juli 1851. Sein Hauptwerk ist das Lehrbuch der Geburtshülfe» (4. Aufl., besorgt von Grenser, Mainz 1854). Ein jüngerer Bruder desselben, Maximilian N., seit 1846 Privatdocent der Rechte in Heidelberg, gest. 9. März 1852, machte sich durch «Studien über altital. Rechtsleben» (Heidelb. 1849) bekannt.

Nagelfluhe ist eine Bezeichnung vieler Alpenbewohner für Felsen, die aus grobem Conglomerat bestehen, weil die einzelnen abgerundeten Geschiebe oft wie große Nagelköpfe daraus hervorragen; «Fluhe» ist nämlich gleichbedeutend mit Felsen. Diese Bezeichnung ist dann auch von den Geologen, und zwar vorzugsweise für diejenigen groben Conglomerate angenommen

worden, welche in der alpinischen Molasseformation auftreten und zahlreiche Geschiebe von den vielerlei Gesteinen der Hochalpen, besonders aber Kalksteingeschiebe, enthalten. Natürlich sind diese Conglomeratschichten alle durch Wasser zusammengeschwemmt und abgelagert. Da die Schichten der N., z. B. am Rigi, oft mit sandigen und thonigen Lagen wechseln und diese theils verwittern, theils durch eindringendes Wasser erweichen, so wird dadurch den Nagelfluhebänken zuweilen ihre feste Unterlage entzogen, sodaß sie dann mit großer Gewalt von Bergabhängen herabrutschen. Eine solche Veranlassung hatte z. B. der große Bergsturz oder Erdschlipf am Ruffiberge in der Schweiz, welcher 1805 das Dorf Goldau (s. d.) verschüttete.

Nagethiere, Nager (Glires) machen eine große, zugleich aber auch natürliche Gruppe der Säugethiere aus, welche sich hauptsächlich durch die in jedem Kiefer zu zweien stehenden, meißelförmigen und gebogenen Vorderzähne (Nagezähne) auszeichnet, die tief in die Kinnladen eindringen und von der hohlen Wurzel aus fortwährend nachwachsen. Nur bei den Hasen findet sich hinter dem vordern noch ein sehr kleines zweites Paar von Nagezähnen. Eckzähne fehlen ganz; zwischen den Nagezähnen und den mit mahlenden Oberflächen und Schmelzfalten versehenen Backzähnen befindet sich eine große Lücke. Die N. sind fast alle von kleiner Gestalt; am größten unter ihnen ist das amerik. Wasserschwein. Bei vielen sind die Hinterfüße weit länger als die Vorderfüße, was am auffälligsten bei den Springmäusen stattfindet; bei andern, welche ein unterirdisches Leben führen, wie die Blindmäuse, sind die Vorderfüße besonders stark ausgebildet. Die meisten gehen auf der Sohle, wenige auf den Zehen; bei einigen ist eine weit ausdehnbare Seitenhaut des Körpers vorhanden, welche beim Springen einen Fallschirm abgibt, wie bei dem Flughörnchen. Die Augen stehen immer seitlich und sind zum Theil groß, zum Theil klein, ja bei den Blindmäusen sogar mit der ungespaltenen behaarten Körperhaut überzogen. Backentaschen als Magazine für das eingesammelte Futter sind bei vielen vorhanden und münden meistens im Innern des Mundes, selten nach außen, wie bei der Taschenratte. Die Mundöffnung ist stets ziemlich eng und die Oberlippe tief gespalten. Im allgemeinen führen die N. mehr ein Nacht- als Tagleben, wohnen unter der Erde, im Wasser, auf Bäumen oder auf dem bloßen Boden, leben von Pflanzentheilen oder sind Omnivoren und finden sich unter allen Klimaten der Erde. Sie zeigen meistens Lebhaftigkeit, auch Muthwillen, selten Bosheit, wie die Ratten, sind übrigens scheu und schreckhaft und entbehren mit geringen Ausnahmen der Intelligenz. Zwar können sie gezähmt und abgerichtet werden, aber Anhänglichkeit an den Menschen und Dankbarkeit ist ihnen fremd. Einige zeichnen sich durch Herstellung von kunstreichen Nestern, wie die Zwergmaus, der Hamster, Biber u. a., aus. Man theilt sie in solche, welche mit Schlüsselbeinen versehen sind, wie Eichhorn, Maus, Hamster, Biber, und solche, welche keine Schlüsselbeine haben, wie Hase, Meerschweinchen, Stachelschwein. Die meisten sind dem Menschen schädlich durch ihr Nagen über und unter der Erde; einige (Hase, Aguti u. s. w.) sind geschätzte Jagdthiere, andere (Biber, Cinchilla u. s. w.) liefern Pelzwerk.

Nagler (Karl Ferd. Friedr. von), ein um das deutsche, besonders preuß. Postwesen sehr verdienter preuß. Staatsmann, wurde zu Ansbach, wo sein Vater Regierungsrath war, 1770 geboren. Er studirte zu Erlangen und Göttingen die Rechte und wurde unter dem nachmaligen Staatskanzler Hardenberg Expedient des fränk. Departements und Referendar der ansbachischen Regierung, dann Kriegsrath und Mitglied des Regierungscollegiums. 1798 folgte er dem Minister von Hardenberg nach Berlin als Rath für das ansbach-baireuth. Departement und wurde 1802 Geh. Legationsrath. Er hatte 1806 das Fürstenthum Ansbach an den franz. Bevollmächtigten, Marschall Bernadotte, zu übergeben, ging gegen Ende des Jahres nach Königsberg und Memel und wurde 1809 Geh. Staatsrath und Director der zweiten Section des Cabinetsministeriums. In den J. 1810—21 außer Dienst, widmete er diese Muße hauptsächlich seiner Liebe zur Kunst und brachte, namentlich durch Reisen in Deutschland, Holland und Frankreich, in fast allen Zweigen derselben umfassende Sammlungen zu Stande, welche, mit Ausnahme der Gemälde, 1835 für das Museum zu Berlin vom Staate angekauft wurden. Insbesondere sind es die Schätze N.'s, welche die Grundlage für die Kupferstichsammlung des Museums bilden. Nach dem Tode Segebart's 1821 zum Chef des Postwesens und hierauf im April 1823 zum Generalpostmeister ernannt, brachte er mit Energie, Umsicht und seltener Ausdauer einen völligen Umschwung in diesen Zweig, sodaß er in Preußen und mittelbar in Deutschland als der Begründer des modernen Postwesens angesehen werden kann. 1823 erhob ihn der König in den Adelstand, und 1824 sandte er ihn, mit Belassung des Postdepartements, als Gesandten auf den Bundestag nach Frankfurt, wo er ebenfalls Talent und Gewandtheit geltend machte. Von Frankfurt 1835 abberufen, blieb er Generalpostmeister, wurde aber zugleich 1836

zum Staatsminister erhoben und richtete nun seine ganze Thätigkeit auf die Fortentwickelung des Postwesens. N. starb 13. Juni 1846.

Nagpore, richtiger **Nagpur**, ein ehemaliger Maharattenstaat im nördl. Dekan der vorderind. Halbinsel, der einen großen Theil von Gondwana und Berar (s. d.) umfaßt, auch wol nach letzterm benannt, 1854 aber als ein besonderes Verwaltungsgebiet dem indobrit. Reiche einverleibt wurde, bildet jetzt eine, und zwar die bedeutendste der 1861 neugebildeten drei «Centralprovinzen» (zusammen 1861 auf 5111 Q.-M. 7,041480 E.). Nach dem Census von 1842 zählte N. auf 3597 Q.-M. 4,650000 E. Schon 1855—56 brachte es nicht weniger als 529127 Pfd. St. Einkünfte, während die Ausgaben nur 348657 Pfd. St. betrugen. Ein großer Theil des Landes ist, schon seitdem es den Briten zinsbar, gut angebaut. Producte sind Reis, Mais, Weizen, Bohnen, Gurkengewächse, Baumwolle, Oel- und Leinsaat, Sesam, Senf, Gewürze, Betel, Taback, Gemüse und Früchte aller Art. Auch wird viel Eisen, außerdem Kupfer und andere Metalle sowie Marmor gewonnen. Exportartikel sind: rohe Baumwolle, Getreide, Lack und Wachs. Die ursprünglichen Bewohner, die **Gonds**, von denen das Land **Gondwana** seinen Namen hat, und deren Sprache (das Gondi) im ganzen Gebiete gesprochen wird, haben flache, breite Nasen, dicke Lippen und krauses Haar. Sie sind treu, intelligent und weniger lügenhaft als die Brahmanen und Mohammedaner und beten den Phursipen an, der als eiserne Speerspitze dargestellt wird. Die **Hauptstadt** N., westlich an dem Höhenzuge Sitabaldi in einer morastigen Vertiefung von 872 F. Seehöhe an dem zum Gebiet des Godavary gehörenden Flusse Nag sehr ungesund gelegen, hat $1^1/_2$ M. im Umfang, ist aber zerstreut und unregelmäßig gebaut und besitzt nur eine gute Straße, sonst enge, von zahlreichen Wasserläufen durchzogene und zur Regenzeit schwer zu passirende Gassen. Zwischen den Häusern stehen außerordentlich viele Bäume, die den freien Luftzug verhindern. Die meisten Häuser sind aus Lehm erbaut und mit Blättern oder Ziegeln gedeckt. Die Stadt hat nicht ein einziges bemerkenswerthes Gebäude und zählt 111231 E., davon $2^1/_3$ Proc. Mohammedaner. Ihre Industrie ist nicht ganz unbedeutend. Man fertigt grobe und feine Baumwollzeuge, Zitze, Turbane, Seiden- und Brocatstoffe, Decken und andere grobe Wollwaaren, Zeltleinwand, Kupfer-, Messing- und andere Metallwaaren.

Naharro (Bartolomé de Torres), einer der Gründer der span. Bühne, stammte aus angesehener Familie, wurde in Latorre bei Badajoz geboren und gehörte dem geistlichen Stande an. Durch Schiffbruch gerieth er in algierische Gefangenschaft; nach seiner Befreiung hielt er sich in Rom auf, wo er mit der Familie Colonna in genauerer Verbindung stand. Bald nach dem J. 1517, vielleicht infolge der Verdrießlichkeiten, die er sich durch eine allzu freie Sprache in seinen Komödien zuzog, ging er nach Neapel. Seine spätern Lebensschicksale sowie die Zeit seines Todes sind unbekannt. Die «Propaladia», das einzige Werk, das man von ihm hat, erschien zuerst zu Rom 1517, dann von N. selbst besorgt zu Neapel und nach dessen Tode wiederholt zu Sevilla, Toledo und Antwerpen. Auf Befehl der Inquisition gereinigt von den Ausfällen gegen den röm. Hof, wurde sie zu Madrid 1573 herausgegeben. Diese Sammlung enthält außer einigen lyrischen und satirischen Gedichten in den beiden frühern Ausgaben sechs, in den spätern acht Komödien, die zu den wichtigsten Urkunden für die Geschichte des span. Dramas gehören, indem sie den Beweis liefern für dessen Entwickelung aus rohen Fest- und Gelegenheitsspielen zu mit künstlerischem Bewußtsein geschaffenen, mehr idealisirten eigentlichen Kunstdramen. Er hat seine Komödien in fünf Acte abgetheilt, die er zuerst Jornadas, d. i. Tagereisen, weil sie ihm Aehnlichkeit mit Stationen zu haben schienen, nannte; und vor jeder Komödie findet sich ein Introito, worin ein Lustigmacher das Publikum zur Aufmerksamkeit auffordert und ein Argumento oder ein kurzer Abriß der Handlung, aus welchen beiden einleitenden Gedichten sich später die Loas bildeten. Auch in seinen Stücken ist der Gracioso schon eine stehende Person, und selbst in den mehr ideal gehaltenen dient die parodisch-komische Wirklichkeit, durch die Dienerschaft repräsentirt, den ritterlich galanten Abenteuern der Hauptpersonen zur Folie. Vier seiner Stücke sind in Böhl de Faber's «Teatro español» (Hamb. 1832) und die «Himenea» in Ochoa's «Tesoro del teatro español» (Par. 1838) abgedruckt.

Nahe (bei den Römern Nava), ein 14 M. langer linker Nebenfluß des Rhein, entspringt 1275 F. hoch bei Selbach am Südabhange des Hochwaldes (Hundsrück) im Nordwesten von St.-Wendel und fließt, auf eine weite Strecke das pfälz. Steinkohlengebirge durchschneidend, in überaus zahlreichen Windungen erst gegen Nordosten über Oberstein (869 F. hoch) und Kirn, dann ostwärts über Monzingen, Sobernheim, Münster am Stein und Kreuznach (306 F.), von hier im Unterlauf noch 2 M. nach Norden und mündet (232 F. hoch) zwischen der rhein-

heſſ. Stadt Bingen und der preuß. Eiſenbahnſtation Bingerbrück, in der Felſenkluft zwiſchen dem Rochus- oder Scharlachberg und dem Ruppertsberg. In ihrem obern Laufe bis Oberſtein windet ſie ſich über eine rauhe Hochfläche hin, dann im Mittellauf in einem tiefeingeſchnittenen, am Idarwald ſich hinziehenden, höchſt maleriſchen Thale, das, bald ganz eng, bald erweitert, von ſteilabfallenden Felſenketten, Porphyrklippen und Waldbergen mit Burgruinen umgürtet, reich an Weinpflanzungen ſowie in den Weitungen mit fruchtbaren, vortrefflich angebauten Feldern bedeckt iſt. Bei Kreuznach öffnet ſich das Thal, welches erſt durch die Rhein-Nahebahn, die mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten von Bingerbrück nach Saarbrücken geführt wurde, dem großer Verkehr erſchloſſen worden. Auf der rechten Seite münden in die N., außer kleinern Bächen, der (oder die) Glan mit der Lauter bei dem ehemaligen Kloſter Diſibodenburg unterhalb Sobernheim, die Alſenz bei Münſter am Stein zwiſchen der berühmten Ebernburg und dem Rheingrafenſtein (ſ. Kreuznach), der Apfelbach und der Wiesbach. Auf der linken Seite nimmt die N. ſehr zahlreiche Hundsrückbäche auf, von welchen der Traunbach der weſtlichſte, der Simmerbach der größte, der Güldenbach der öſtlichſte iſt. Das Gebiet der Nahe, etwa 65 Q.-M. groß, gehört theils Rheinbaiern und Rheinheſſen, theils dem oldenburg. Fürſtenthum Birkenfeld an, größtentheils aber Rheinpreußen mit Einſchluß des durch den Berliner Vertrag vom 3. Sept. 1866 demſelben einverleibten, bis dahin heſſ.-homburg. Oberamtes Meiſenheim. Es war dies das ehemalige «Wild-, Rauh- und Rheingrafenland», in welchem es immer eine Menge kleiner Staatsgebiete gab, im 16. Jahrh. der Hauptttummelplatz des revolutionären Ritterthums. Viele der alten Burgen ſanken in jener Zeit oder ſchon früher in Trümmer, andere wurden ſpäter von den Franzoſen zerſtört, wie der Rheingrafenſtein 1689 und das große Schloß Dhaun im Thale des Simmerbachs in dem Revolutionskriege.

Näherrecht, ſ. Retract.

Naheweine heißen die im Thale und Gebiete der Nahe (ſ. d.) erzeugten Weine, welche, den Pfälzern verwandt, weich und voll ſind und ungefähr den Rang der Saarweine einnehmen. Die Cultur der Rebe wird beſonders im untern Thale ſehr ſorgfältig betrieben, weshalb die um Kreuznach und weiter abwärts producirten Gewächſe gleich guten Rheinweinen geſucht ſind und auch als Rheinweine in den Handel kommen, während andere auch wol als Moſelweine in die Welt gehen. Auf preuß. Gebiet wurden an der Nahe 1849—53 auf 6711 Morgen Rebland im Durchſchnitt 60979 Eimer, 1846—49 durchſchnittlich 105223 Eimer, im Oberamte Meiſenheim auf 1436 Morgen 5406 Eimer erzeugt. Die beſte Sorte liefert der Scharlachberg in der Gemeinde Büdesheim bei Bingen. Dem Kauzenberg bei Kreuznach folgen dann Norheim und Monzingen, ferner Winzenheim, Boſenheim (in Rheinheſſen), endlich Hüffelsheim, Laubenheim (ſ. d.), Roxheim, Bretzenheim u. ſ. w.

Nahl, eine Künſtlerfamilie, deren Mitglieder ſchon ſeit dem 17. Jahrh. in fortlaufender Reihe in beachtungswerther oder ausgezeichneter Weiſe als Bildhauer oder Maler thätig waren. — Johann Samuel N., geb. zu Ansbach 1664, geſt. zu Jena 1727, Sohn des markgräfl. Holzſchnitzers Matthias N., kam als Hofbildhauer nach Berlin und wurde dort Ehrenmitglied der Akademie der Künſte. Er fertigte Bildwerke von Gips, den er gegen Regen und Schnee härten zu können erfunden haben ſoll, für die Schlöſſer und Paläſte in Berlin und Potsdam ſowie auch das ſteinerne Piedeſtal zum Denkmal des Großen Kurfürſten von Schlüter. Obgleich ſpäter Rector der Akademie geworden, ging er doch zuletzt nach Sachſen. — Johann Auguſt N., des vorigen Sohn, geb. 1710 in Berlin, ſtudirte unter Schlüter und erwarb ſich dann auf Kunſtreiſen nach Frankreich und Italien viel Geſchick und Kenntniſſe. Nachdem er bis 1741 in Strasburg gearbeitet, wurde er nach Berlin gerufen und hatte unter dem Titel eines königl. Directors die Prachtgebäude der Reſidenz ſowie diejenigen von Charlottenburg, Sansſouci und Potsdam mit Statuen, Reliefs, Vaſen und Ornamenten aller Art an Decken, Säulen u. ſ. w. zu ſchmücken. 1746 ging er nach Bern in der Schweiz, wo er berühmte Monumente für die Kirche zu Hindelbark verfertigte. Sodann erhielt er 1755 eine Anſtellung als Profeſſor am Collegium Carolinum zu Kaſſel. Endlich wurde er fürſtl.-heſſ. Rath und ſtarb als ſolcher 1781. Sein beſtes Werk in Kaſſel iſt das Standbild des Landgrafen Friedrich II. von Heſſen-Kaſſel; N. fertigte indeß nur das Modell; die Ausführung blieb ſeinem Sohne Samuel. — Samuel N., Sohn des vorigen, geb. 1748 zu Bern, beſuchte nach vorausgegangener väterlicher Anleitung zuerſt die Akademie zu Wien, ging dann 1772 nach Paris und zwei Jahre darauf nach Rom. Nach kurzer Zeit wurde er nach Kaſſel gerufen, um das erwähnte Monument anfertigen zu helfen, welches 1783 zu Stande kam. Andere Bildwerke von ſeiner Hand ſind: ein über den Verluſt eines Vogels weinendes Kind, ein Flußgott, beides in Marmor,

Reliefs im Marmorsaale zu Wilhelmshöhe bei Kassel, Grabmonumente u. s. w. N. wurde zum Professor und akademischen Rath ernannt und 1808 zum königl. westfäl. Akademiedirector in Kassel. Er kam 1813 in den Wellen der Fulda um. — Johann August N., des vorigen Bruder, wurde 7. Jan. 1752 auf der Elanne bei Bern, dem Gute des Vaters, geboren, von dem er, ebenfalls zum Bildhauer bestimmt, auch den ersten Unterricht bekam. Obwol seiner Neigung für die Malerei kein Hinderniß in den Weg gelegt ward, vielmehr er die Unterweisung des berühmten Tischbein erhielt, so zeigten sich doch weder hier noch später in Strasburg unter Tannasch und Bemmel entschiedene Fortschritte. Erst Lesueur in Paris brachte sein Talent zur Entfaltung. Als N. genugsam in den Geist desselben eingedrungen war, ging er 1774 nach Rom, wo er sieben Jahre hindurch eifrig studirte und einen großen Theil dieser Zeit ganz der Antike widmete. Dann copirte er Rafael und Guido Reni, und erst im fünften Jahre trat er mit einer eigenen Composition, einem Opfer an die Venus, auf. Als er, durch die Krankheit des Vaters 1781 heimgerufen, diesen kurz darauf verlor, wandte er sich nach England, besuchte auch Holland, traf aber 1788 wieder in Rom ein, um einen längern Aufenthalt daselbst zu nehmen. Das Beispiel Hackert's führte ihn nun auf die Landschaft, welche er wiederum mit Eifer nach der Natur und den großen Meistern studirte. Brachte er es auch hierin nicht zu entschiedenen Resultaten, so verlieh er doch dadurch seinen histor. und mytholog. Darstellungen einen harmonischen landschaftlichen Hintergrund. Durch einen Kunstliebhaber in Basel angeregt, schuf er eine Reihe histor. Zeichnungen in brauner Tusche, welche ungemeinen Beifall fanden, sodaß diese Art Darstellungen eine Zeit lang die Oelmalerei bei ihm in den Hintergrund drängte. Zu letzterer zurückkehrend, fuhr er fort, mythologische, besonders erotische Scenen in reizenden Landschaften zu liefern, z. B. Venus, der Amor einen Dorn aus dem Fuße zieht, Ariadne auf Naxos, Narciß, Olinth und Sophronia u. s. w. 1792 nach Kassel zurückgekehrt, wurde N. Professor an der Akademie und 1815 Director der Malerklasse. Er führte nun seine zahlreichen Studien aus, gewann die von Goethe in den «Propyläen» gestellte Preisaufgabe für malerische Composition zweimal durch seinen Abschied des Hektor von der Andromache und durch den Achill an dem Hofe des Lykomedes. Dies trug ihm nun viele Aufträge vom weimar. Hofe ein, dem er eine nicht unbedeutende Anzahl von histor.-mytholog. Bildern lieferte. N. starb 31. Jan. 1825. Seine ausgebreiteten Studien machten sich in seinen Werken durch einen plastischen Charakter seiner Darstellungen sowie durch eine harmonische und fleißige Durchbildung geltend. Man hat auch einige radirte Blätter von ihm.

Nähmaschine. Die Aufgabe, die einfache Arbeit des Nähens durch eine Maschine zu verrichten, bietet große Schwierigkeiten dar, solange man das der Handnäherei zu Grunde liegende Princip beibehalten will, die Nadel gänzlich durch den zu nähenden Stoff hindurchstechen und den Faden nach sich ziehen zu lassen. Alle Versuche in dieser Richtung (deren einige schon bald nach Anfang dieses Jahrhunderts zum Vorschein kamen) haben auch wirklich keinen praktischen Erfolg gehabt. Die ersten N., welche eine wesentliche Aehnlichkeit mit den jetzt gebräuchlichen darbieten, rührten von den Engländern Bisser und Gibbons (1844) und dem Amerikaner Elias Howe (1845) her. Seitdem ist Nordamerika fast ausschließlich das Land gewesen, welches die wichtige Erfindung weiter ausbildete und zu ihrer jetzigen Vollkommenheit erhob. Doch werden in England und in Deutschland (besonders zu Leipzig, Berlin, Wien und Hamburg) auch gute N. aller Constructionen angefertigt. Die Nadel der jetzigen N. enthält das Oehr sehr nahe bei der Spitze; sie wird nur so weit durch den Stoff hindurchgestochen, daß das Oehr jenseit desselben auf eine geringe Entfernung heraustritt, zieht sich aber dann sogleich wieder zurück und hinterläßt zunächst den Faden in Form einer freistehenden Schlinge gebogen. Bevor diese Schlinge mittels völligen Rückganges der Nadel sich zuzieht, wird durch deren Oeffnung entweder derselbe Faden von der wiederkehrenden Nadel oder aber ein zweiter Faden vermittels eines besondern Maschinentheils (Schiffchen oder Greifer) gezogen, um den Stich auf der Rückseite des Stoffs zu halten. Hiernach entstehen also zwei Klassen von N.: einfädige, welche den sog. Kettenstich machen, und zweifädige zur Bildung des Steppstichs (Hakenstichs) und Doppelkettenstichs (von den Amerikanern Grover und Baker erfunden). Nur die Maschinen der zweiten Klasse liefern eine bei fehlerfreier Ausführung durchaus haltbare Naht; die von den einfädigen Maschinen gemachte Kettenstichnaht hat den wesentlichen Fehler, daß sie sich sofort auf größere Länge auflöst, wenn der Faden an einem einzigen Punkte bricht. Daher bedient man sich der einfädigen Maschinen vorzugsweise zur Ziernäherei und weniger zu Nähten, die etwas zu halten haben. Außer dem Mechanismus zur Bewegung der Nadel und beziehungsweise des Schiffchens oder des Greifers enthält die N. besondere Vorrichtungen zum Halten und schrittweisen Fortrücken

des Stoffs sowie zur stetigen Zuleitung und Spannung des Fadens, oft auch zum Säumen, zum Einfassen mit Band, zum Aufnähen von Litzen und Corden, zum Ausnähen der Knopflöcher. Das Ganze wird durch einen Tritt mit Schwungrad, seltener mittels Handkurbel in Bewegung gesetzt. Im einzelnen des Baues kommen vielerlei Abänderungen vor, welche unabhängig sind von der Art des Stichs und zum Theil durch die Verschiedenheit des zu nähenden Stoffs (Leinwand, Tuch, Leder u. s. w.) begründet werden. Vgl. Herzberg, «Die N.» (Berl. 1863).

Nahrungsmittel. Der thierische und pflanzliche Organismus braucht zu seinem Aufbau und zu seiner Erhaltung stets neues Material, und dieses nennt man N. Im weitesten Sinne umfassen dieselben aber nicht blos feste und flüssige Substanzen, sondern auch gasförmige. Die letzten Bestandtheile der N. sind natürlich dieselben, welche im thierischen und pflanzlichen Organismus enthalten sind, also Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Schwefel, Phosphor und verschiedene Mineralsubstanzen (Kali, Natron, Kalk, Magnesia, Eisen, Chlor); doch stellen sie nicht schon in dieser ebengenannten Form N. dar, sondern werden es erst durch bestimmte Verbindungen untereinander. Hier zeigt sich nun zwischen den N. der Pflanze und des Thiers der wesentliche Unterschied, daß die Pflanze von Substanzen lebt, welche sich im höchsten Zustand der Oxydation oder doch in sehr einfacher Anordnung befinden, während das Thier dagegen blos von solchen zu leben vermag, welche sich auf der niedrigsten Stufe der Oxydation befinden. Die Pflanze nimmt den Kohlenstoff auf als Kohlensäure, den Stickstoff als Salpetersäure, den Wasserstoff als Wasser, den Schwefel als Schwefelsäure. Doch ist eine Ernährung der Pflanze auch mit nicht völlig oxydirten oder schon complicirter gebauten Körpern möglich, so mit Ammoniak, Harnstoff u. dgl., wenn auch nicht in der Regel. Dem Thiere dagegen sind Kohlensäure, Salpetersäure u. s. w. nicht nur keine N., sondern unter Umständen sogar Gifte. Die N. des Thieres sind in chem. Hinsicht großentheils sehr complicirt gebaute und sauerstoffarme Körper. Je nach ihrem Gehalt an verschiedenen Grundstoffen theilt man sie ein in stickstofflose Nährstoffe (bestehend aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff) und stickstoffhaltige (bestehend aus den genannten Elementen und Stickstoff, dazu noch Schwefel und Phosphor). Eine dritte Gruppe bilden die Mineralbestandtheile (Wasser, Salze) und die vierte der Sauerstoff allein. Zu den stickstoffhaltigen Nährstoffen gehören blos die Eiweißkörper (s. Albumin), zu den stickstofflosen die Fette und der Zucker, außerdem noch in zweiter Linie der Alkohol, organische Säuren u. dgl. Gleichen Werth mit dem Zucker haben diejenigen Substanzen, welche im Darmkanal in Zucker übergeführt werden können, so das Stärkemehl, vielleicht auch ein Theil der Holzfaser.

Unsere N. sind nun nicht reine Nährstoffe, sondern mit seltenen Ausnahmen Gemenge verschiedener Nährstoffe mit unverdaulicher, also auch nicht nährender Substanz. Wir entlehnen sie theils dem Pflanzen-, theils dem Thierreich und nennen sie danach pflanzliche (vegetabilische) und thierische (animalische) N. Am reichsten an Eiweißkörpern und verhältnißmäßig arm an stickstofflosen Stoffen sind die thierischen N. (Fleisch, Eier, Milch, Käse); an stickstofflosen Körpern enthalten sie vorzugsweise Fett, nur ausnahmsweise und in geringen Mengen daneben noch Zucker (die Milch, die Eier). Dagegen sind nur wenige pflanzliche N. reich an Eiweißsubstanz (wie die Hülsenfrüchte) und Fett, während sie meist sehr viel Stärkemehl (die Getreidearten, die Kartoffeln und andere Knollen) enthalten. Viele vegetabilische N. sind aber auch sehr arm an Nahrungsstoffen, wie die grünen Gemüse, das Obst u. dgl. Aus dem Mineralreich entlehnen wir das Wasser und vorzugsweise als unentbehrliches Gewürz das Kochsalz. Nicht alle N. können indeß ohne weiteres zu Körpersubstanz werden; sie bedürfen dazu einer Vorbereitung, welche im Darmkanal vor sich geht, der Verdauung. Unmittelbar können, ohne weitere Veränderung, aus dem Darm in die Blutbahn übergehen das Fett, der Zucker, das Wasser und die Salze. Dagegen müssen die Eiweißkörper (im Magen und Darmkanal) erst in lösliche, aufsaugungsfähige Substanzen, und das Stärkemehl (durch den Mund- und Bauchspeichel) in Zucker übergeführt werden. Um so schwerer geschieht dies, je weniger leicht die genossenen Substanzen den Verdauungsflüssigkeiten zugänglich sind; doch wird die Verdaulichkeit der N. unterstützt durch die Zubereitung, welche sie erfahren. In weichgekochtem oder gebratenem Fleisch sind die Fleischbündel gelockert und fallen dann im Darmkanal leicht auseinander. Das Kochen zersprengt die oft sehr festen Zellhäute der Pflanzen, quellt das Stärkemehl und löst andere Körper auf. Das Backen macht das Stärkemehl gleichfalls leicht löslicher und zerstört die Zellsubstanz zum großen Theil. Wir genießen aber trotzdem viel, was den Darmkanal völlig unverändert durchwandert (z. B. Cellulose). Diese Substanzen verhindern das Zusammenballen der verdaulichen Nahrungsstoffe zu einem Klumpen und bewirken das uns angenehme Gefühl der Füllung des Magens.

Nur die in das Blut übergegangenen verdauten Theile der Nahrung sind von Wichtigkeit

für uns. Sie haben innerhalb des Kreislaufes eine verschiedene, von ihrer chem. Zusammensetzung abhängige Bedeutung. Die Eiweißkörper sind von ihnen die wichtigsten und unentbehrlichen; sie sind das Material, in welchem der Körper für die während des Lebens abgenutzte eigene (Eiweiß-)Substanz fast unmittelbaren Ersatz findet (Substanzbilder Liebig's), und sie allein unter den festen N. genügen, mit einigen Salzen, zur Erhaltung des Körpers. Ein Theil ihrer Thätigkeit läßt sich aber auch durch stickstofflose Stoffe in weniger kostspieliger Weise ersetzen, wie es im täglichen Leben in der That auch nicht anders möglich ist. Die warmblütigen Thiere besitzen nämlich eine Temperatur, welche höher ist als die der umgebenden Luft (der Mensch z. B. 29,3 bis 30° R.), und diese wird auf ein und derselben Höhe erhalten durch diejenige Wärme, welche bei den im Körper ablaufenden chem. Processen (der Oxydation) frei wird. Zu solchen chem. Processen können nun ebenso gut stickstofffreie Nahrungsstoffe dienen als stickstoffhaltige, und diese sind daher Wärme- oder Heizmittel genannt worden. Die stickstofflosen Nährstoffe sind aber den stickstoffhaltigen als Wärmemittel vorzuziehen, weil sie nicht erst verdaut zu werden brauchen, und weil sie billiger sind. Der Zucker entwickelt zwar bei seiner Verbrennung im Körper nur etwa drei Fünftel so viel Wärme als ein gleiches Gewicht Eiweiß (im trockenen Zustande gewogen), das Fett aber nahezu noch einmal so viel. Außer als stoffersetzende Mittel haben die Eiweißkörper noch eine andere Bedeutung für die Ernährung; sie sind nämlich das Material zu den Blutkörperchen und diese die Träger des Sauerstoffs im Körper. Je mehr rothe Blutkörperchen ein Thier besitzt, desto mehr Sauerstoff kann es aufnehmen und desto leichter und schneller oxydiren und Wärme entwickeln. Es wird nun blos ein Theil der Wärme als solche an die Umgebung abgegeben, ein anderer Theil wird innerhalb des Körpers (innerhalb der Muskeln) umgesetzt in mechan. Arbeit. Daraus folgt, daß die stickstofflosen Mittel nicht blos einfach Wärme, sondern auch Arbeit erzeugen, aber nur unter Beihülfe der Eiweißkörper, welche einerseits den arbeitenden Apparat darstellen, andererseits den zur Verbrennung nöthigen Sauerstoff herbeiführen. Letztere ist auch der Grund, warum ein mit eiweißreichem Futter (ein Pferd mit Hafer) gefüttertes Thier mehr Arbeit leisten kann als ein mit eiweißarmem Futter (ein Pferd mit Heu) gefüttertes Thier. Den Werth eines N. beurtheilt man von diesen Gesichtspunkten aus, also nach seinem Gehalte an Eiweiß, an Stärkemehl und Fett, unter Berücksichtigung der Form, unter welcher sie genossen werden; denn nur diejenigen Nährstoffe haben einen Werth für uns, welche verdaut werden, in das Blut gelangen. Vgl. außer den Werken Moleschott's (s. d.): Reich, «Die Nahrungs- und Genußmittelkunde» (2 Bde., Gött. 1860—61).

Nahrungssaft, s. Chylus.

Naht (sutura) wird in der Medicin in zwei Bedeutungen gebraucht. In anatom. Sinne bezeichnet N. diejenige Art unbeweglicher Knochenverbindung, wo Knochen mit Knochen, meist mit unebenen Rändern zusammenstoßend, miteinander fest und unverschiebbar zusammenhalten. Derartige Nähte kommen nur am Kopfe vor. An einzelnen Gegenden stößt die Haut der beiden Körperhälften in der Mittellinie in einem dickern Wulst zusammen, z. B. am Damm, und diese nennt man gleichfalls N. (raphe). — In chirurgischer Beziehung nennt man N. die künstliche Aneinanderlegung der Ränder verwundeter und getrennter Weichtheile. Geschieht diese Aneinanderlegung auf die Art, daß man Nadeln durch die Ränder der getrennten Theile sticht und sie mittels Fäden zusammenzieht, so nennt man sie blutige N.; bewirkt man dagegen die Vereinigung nur durch Heftpflaster, Bandagen u. s. w., so heißt sie eine unblutige N. Erstere wird gewöhnlich so ausgeführt, daß man in die Oehre der Nadeln Fäden von Zwirn, Seide, Metall (z. B. Silber) u. s. w. einfädelt und mittels dieser die Wundränder zusammenbindet (Knopfnaht). Die umschlungene N. besteht darin, daß man die eingestochenen Nadeln selbst in den beiden Wundrändern liegen läßt und diese mittels darüber gewickelter Fäden zusammenzieht. Man benutzt dazu lange Messingnadeln (Karlsbader oder Insektennadeln). Je nach der Art zu nähen spricht man noch von einer fortlaufenden, einer Schnür-, Kürschnernaht u. s. w. Nach der Art der Gewebe, welche zusammengeheftet werden, unterscheidet man eine Knochennaht, Hautnaht u. s. w.

Nahum, einer der sog. zwölf Kleinen Propheten, lebte unter dem hebr. Könige Hiskias um 720 v. Chr. Er verkündigt den Sturz des den Hebräern so gefährlichen assyr. Reichs, insbesondere die bevorstehende Zerstörung der assyr. Hauptstadt Ninive. Sein Vortrag ist voll Feuer, Phantasie und Originalität und hat zugleich auch Klarheit und Rundung. Eine Erläuterung seiner Weissagung aus den assyr. Monumenten hat O. Strauß gegeben (Berl. 1853).

Nairn, eine Grafschaft im nördl. Schottland, südlich am Murraybusen gelegen, im übrigen von Elgin und Inverneß begrenzt, zählt auf 10,11 Q.-M. 10065 E. (1861). Im Innern, besonders im Süden, ist sie gebirgig, hat dort wenig urbaren Boden, dagegen ziemlich ausge-

dehnte Moräste. Die Küste ist flach und großentheils mit Flugsand bedeckt, strichweise aber auch fruchtbar, wie das Thal des Nairn. Neben diesem ist der größte Fluß der 12 M. lange Findhorn. Derselbe ist durch die wechselvollen schönen Scenerien seiner Ufer berühmt, aber auch durch sein plötzliches Anschwellen und seine verwüstenden Ueberschwemmungen berüchtigt. Das Land hat viel Waldung. Die urbaren Gegenden (22 Proc. des Areals) sind gut bebaut und liefern Getreide, Kartoffeln und Flachs. Auch die Viehzucht wird mit Sorgfalt betrieben. Die Grafschaft steht mit Elgin unter einem Sheriff, und beide schicken zusammen ein Mitglied, ihre Hauptstädte abwechselnd ein zweites in das Parlament. Die Hauptstadt N., an der Eisenbahn, nahe der Mündung des Nairn, der den Hafen bildet, ist eine kleine, aber wohlgebaute, reinliche Marktstadt und Borough mit Seebädern und 3827 E., welche hauptsächlich Heringsfischerei treiben. Etwa 1 M. im Süden der Stadt liegt das Dorf Cawdor mit großartiger Schloßruine.

Naivetät, abgeleitet von dem lat. nativus (im Mittelalter naivus), d. h. angeboren oder natürlich, wurde aus dem Französischen (naïf und naïveté) durch Gellert in die deutsche Sprache eingeführt. An das bloße Wort sich haltend, haben viele das Naive für den höchsten Grad des Natürlichen im Ausdrucke der Gedanken und Empfindungen erklärt; allein der Begriff, den man nach und nach mit diesem Worte verknüpfte, ist viel complicirter. Im wesentlichen bezeichnet das Wort die natürlichen und ungekünstelten Empfindungen und Gedanken einer arglosen und unverstellten Seele, welche sich ohne Rücksicht auf das äußert, was durch die herrschende Uebereinkunft des gesellschaftlichen Tons für schicklich oder unschicklich gehalten wird. Das Naive ist so das Natürliche im Gegensatz des Gekünstelten, d. h. des blos durch Sitte und Uebereinkunft Geltenden. Es erscheint daher nur aus einem besondern Standpunkt als solches. Der am künstlichsten gebildete oder verbildete Beobachter bemerkt es am leichtesten, weil ihm der Abstich am fühlbarsten ist; dem Naiven selbst ist seine N. Natur. Daraus erklären sich dann alle Eigenschaften, die man mit dem Ausdruck des Naiven und der N. zu bezeichnen gewohnt ist. Der künstlich gebildete Mensch ist dem Naiven an Verstand und Welterfahrung überlegen; daher erscheinen ihm Aeußerungen der N., der kindlichen Einfalt, oft als Albernheit. Für die Aesthetik hat der Begriff des Naiven dadurch eine besondere Bedeutung erhalten, daß Schiller und Goethe die naive und sentimentale Poesie als zwei wesentliche Grundformen der poetischen Darstellung erkannten. Vgl. Schiller, «Ueber naive und sentimentale Dichtung», und den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Das Naive bezeichnet hier Schiller als den Bildungszustand, der Natur ist; als das Sentimentale aber denjenigen, der nach der Natur sucht. Deshalb nennt er die Kunst des Alterthums naiv, die Kunst der neuern Zeit sentimental. Es ist klar, daß im Wesen der N. immer die höchste Unschuld und Unbefangenheit liegt.

Najāden heißen in der griech. Mythologie die Nymphen (s. d.) der Binnengewässer und Quellen, die in mancher Beziehung Aehnlichkeit mit den deutschen Nixen (s. d.) haben. Man stellte sie als halbbekleidete Mädchen dar, welche häufig große Muscheln vorhalten, nicht selten mit dem Pan zusammen oder auch mit Hercules, dem Beschützer warmer Quellen.

Name (lat. nomen, griech. ŏnoma) ist dasjenige Wort, wodurch man ein Einzelwesen kennzeichnet zur Unterscheidung von andern, daher auch Eigenname (nomen proprium) genannt, im Gegensatz zu dem grammatischen Kunstausdrucke Gemeinname (nomen commune), der zur Bezeichnung eines Begriffs, also einer Art oder Gattung von Dingen, wie Baum, Mensch, Geist u. dgl., dient. Die N. der alten Morgenländer waren häufig von der Benennung einer Gottheit oder von einem Ereignisse bei der Geburt des Kindes hergenommen, wie Belsazar, Mose (2 Mos. 2, 10); auch legte man sich wol, veranlaßt durch wichtige Lebensereignisse, einen neuen N. bei (1 Mos. 17, 5). Bei den Semiten führten die Söhne zuweilen auch den N. des Vaters mit vorgesetztem Bar oder Ben, wie Barnabas, Benjamin, Benhadad. Bei den Griechen gab es in ältester Zeit keine Geschlechtsnamen. Nur gewisse Familien in Athen und Sparta, namentlich Priesterfamilien, die eine polit. Bedeutung hatten, führten einen gemeinschaftlichen Familiennamen, wie z. B. die Eumolpiden (von Eumolpos). Doch war es Sitte, die Abstammung beizusetzen durch ein sog. Patronymikon (eine vom Vaternamen abgeleitete Wortform) oder durch ein zugefügtes oder angedeutetes Sohn, wie Ἀχιλλεύς ὁ Πηλείδης, Achilles, der Sohn des Peleus, Σωκράτης ὁ Σωφρονίσκου, Sokrates, der (Sohn) des Sophroniskos. Den Kindern ward der N., und zwar gewöhnlich der des Großvaters, durch den Vater bestimmt und beigelegt, in der Regel am zehnten Tage nach der Geburt unter mancherlei Feierlichkeiten in Gegenwart der Verwandten. Vgl. Pape, «Wörterbuch der griech. Eigennamen» (Braunschw. 1843; 2. Aufl. 1850). Auch die Römer führten ursprünglich nur einen N.; doch schon seit den ältesten Zeiten der Republik regelmäßig drei, von denen der eine (nomen) das Geschlecht (gens)

bezeichnete, zu dem der Träger desselben gehörte, und fast stets auf ius auslautete, wie Fabius, Julius, Tullius. Da aber die Geschlechter in Familien (familiae) sich spalteten, trat zur unterscheidenden Bezeichnung dieser ein Familienname (cognomen) hinter den Geschlechtsnamen, wie Cicero, Cäsar, Scipio. Endlich kam für jeden einzelnen ein vor den Geschlechtsnamen tretender Vorname (praenomen) hinzu, der in der Schrift häufig abgekürzt wurde, wie A. = Aulus, C. = Cajus, M. = Marcus, T. = Titus. In dem vollständigen Namen Marcus Tullius Cicero ist also Marcus das praenomen, welches den Redner von seinem Bruder Quintus unterscheidet, während das nomen Tullius sein Geschlecht (gens) und das cognomen Cicero den bestimmten Zweig oder die Familie des Geschlechts angibt, zu der er gehörte. Zuweilen tritt auch noch hinter den Familiennamen ein vierter, ein Zu- oder Beiname (agnomen), welcher durch berühmte Thaten, durch Adoption oder durch andere Umstände erworben wurde und gewöhnlich auch den Nachkommen blieb, wie Africanus oder Cunctator. Auch in mehrtheiliger Gestalt erscheint dies agnomen, wie bei P.(ublius) Cornelius Scipio Africanus Aemilianus Minor, wo das erste agnomen Africanus zugleich mit dem nomen Cornelius und dem cognomen Scipio vom Adoptivvater auf den Adoptivsohn übergegangen war, während das zweite agnomen Aemilianus die Abstammung aus der gens des leiblichen Vaters Cajus Aemilius Paulus festhielt, und das dritte agnomen Minor (der Jüngere) zur Unterscheidung von dem Major (der Aeltere) des Adoptivgroßvaters Publius Cornelius Scipio Africanus Major diente. Feierlich beigelegt wurde den Knaben ihr N. am neunten, den Töchtern am achten Tage nach der Geburt, und zwar dem ältesten Sohne gewöhnlich das praenomen des Vaters, während die Töchter in der Regel nur den weiblich abgewandelten Geschlechtsnamen des Vaters führten, als Tullia, Livia, und, wenn ihrer mehrere vorhanden waren, durch major und minor (ältere und jüngere) oder durch prima, secunda, tertia u. s. w. (älteste, zweite, dritte u. s. w.) unterschieden wurden. Die Sklaven wurden nach dem Vaterlande, wie Numidicus, oder nur mit einem einzelnen N., wie Tiro, benannt, dem bei der Freilassung Vor- und Geschlechtsname des Herrn zutraten, wie Marcus Tullius Tiro.

Die Kinder der Germanen wurden vor geladenen Zeugen gebadet, von dem angesehensten derselben, gewöhnlich dem Mutterbruder oder Großvater, mit Wasser übergossen und dabei mit einem einzigen Namen belegt, den man gern von diesem Hauptzeugen selbst entlehnte, und der für den Freien und den Edeln wie für den Knecht ausreichte. Denn es gab zwar Geschlechter der Merovinger, Agilolfinger u. s. w., aber der einzelne führte den Geschlechtsnamen nicht. Natürlich hatten, wie bei allen Urvölkern, diese N. eine allgemein verständliche Bedeutung und bewegten sich in dem Kreise der nationalen Lieblingsanschauungen. Dieselben waren ursprünglich sämmtlich aus zwei Wortstämmen zusammengesetzt (z. B. Gerbald, Garibald aus gêr, Speer, und bald, kühn; Ortwin aus ort, Spitze, Schwert, und win, Freund). Daneben finden sich aber auch äußerst zahlreiche einstämmige Namensformen sowol ohne als auch mit Derivationsendungen (Diminutiva, Koseformen u. dgl.), die jedoch nur zum geringen Theile eine etymologische Deutung zulassen und als Abkürzungen zweistämmiger Formen (wie Fritz aus Friedrich, Uz aus Ulrich, Buck aus Burkhard u. s. w.) zu betrachten sind. Vgl. Wackernagel, «Die german. Personennamen» (im «Schweizerischen Museum», Bd. 1, Frauenfeld 1837); Abel, «Die deutschen Personennamen» (Berl. 1852); ferner außer den Schriften Stark's: Förstemann, «Altdeutsches Namenbuch» (2 Bde., Nordh. 1854—59). Mit der Einführung des Christenthums ward ein einzelner Taufname üblich, zu dem man theils die althergebrachten heimischen, theils biblische und kirchliche Benennungen verwandte. Familiennamen kamen erst im spätern Mittelalter auf, zuerst bei dem Adel mit dem 12. und 13. Jahrh. nach den Stammsitzen, als Konrad von Wettin, Rudolf von Habsburg, dann bei dem Bürgerstande seit dem 14. und allgemein üblich seit dem 16. Jahrh.

Der Schatz unserer deutschen Familiennamen zerfällt in zwei große Klassen. Die erste Klasse, welcher weit mehr N. zufallen, als es auf den ersten Blick scheint, besteht aus N., die auf die alten heidnischen sowie auf die mit dem Christenthume eingeführten zurückgehen und theilweise auch noch jetzt als Vornamen (z. B. Friedrich, Dietrich, Peter, Paul) gebräuchlich sind. Sehr viele dieser N. haben, abgesehen von den dialektischen Verschiedenheiten, ihre ursprüngliche Form im Laufe der Zeit eingebüßt (z. B. Humboldt aus altdeutsch hun-bold, Gervinus, latinisirt aus ger-win, Arndt, contrahirt aus Arnold, Gieseler aus gisal-heri). Eine große Anzahl anderer, die etymologisch nicht erklärbar sind, wurzeln in den obenerwähnten altdeutschen abgekürzten Namensformen (z. B. Goethe, Bopp). Viele N. haben zwar jetzt eine bestimmte Be-

deutung (z. B. Blume, Tuch, Pilz u. s. w.), doch ist diese in den meisten Fällen nur auf dem Wege der Volksetymologie den zu Grunde liegenden uralten Formen (bluomo, tucco, pilizo) aufgeprägt. Die zweite Hauptklasse unserer Familiennamen besteht aus ursprünglichen Beinamen, deren Bildung natürlich den verschiedensten Veranlassungen entnommen sein kann. Im allgemeinen sind dieselben ihrem Ursprunge nach entweder Localnamen, oder eigentliche Beinamen (Prädicate), oder patronymische Bildungen. Zur erstern Gruppe dieser Art von Familiennamen gehören alle diejenigen, welche einestheils den N. von Ländern und Ortschaften (Baier, Schwabe, Franke, Böhme, Sachse; Wiener, Prager, Nürnberger) entlehnt sind, theils auf gewissen Eigenthümlichkeiten des Wohnsitzes oder Besitzthums (Lage, Lehnsverhältniß, Hausschild u. dgl.) ihres ersten Trägers beruhen (z. B. Winkler, Wegener, Gruber, Lindner, Buchner, Höfer u. s. w.). In vielen Fällen tritt der Localname ohne weitere Derivationsendung oder präpositionale Verbindung (von, zu, am u. s. w.) für den Personennamen ein (Herzberg, Kassel, Falkenstein, Holdheim, Sugenheim). Zur zweiten Gruppe, den prädicativen Familiennamen, gehören alle diejenigen, welche eine physische oder moralische Eigenschaft (Große, Lange, Kurz, Langbein, Breitkopf; Wunderlich, Hitzig, Kluge), eine gewerbliche (Schneider, Müller, Wagner, Fischer, Schlosser, Pfeifer) oder amtliche Berufsthätigkeit (Schulze, Richter, Vogt, Hauptmann, Schreiber, Pfaff, Kirchner, Henker), oder eine sociale Beziehung (Hübner, Maier, Bauer, Hausmann, Lehmann, Bürger) bezeichnen. Hierher gehören außer den imperativischen Namensformen (Schlagintweit, Hauenschild, Bleibtreu, Kohlschütter, Schaffrath) auch in den meisten Fällen die Personennamen, welche Thiere, Pflanzen, Werkzeuge u. dgl. bezeichnen und theils als Uebertragungen, theils als wirkliche Spitznamen zu fassen sind. Zu den patronymischen Bildungen endlich gehören die Familiennamen mit der lat. oder deutschen Genitivendung (Georgi, Fabri, Pauli; Heinrichs, Jacobs), die durch Anfügung von —sohn (niederdeutsch, friesisch und dänisch: —sen) gebildeten Formen (Wilmsen, Michelsen, Mendelssohn, viele N. deutscher Israeliten), theilweise wol auch die N. auf —ing, —ling (Kinderling, Kayserling). Vgl., außer den verschiedenen «Namenbüchlein» Hoffmann's von Fallersleben, besonders Vilmar's «Deutsches Namenbüchlein» (4. Aufl., Frankf. 1866).

Ganz entsprechend verhält es sich mit den N. der übrigen german., roman. und celt. Völker. Zur Ableitung vom Vaternamen bedienten sich die Normannen des Wortes Fitz (Filius), wie Fitzgerald, Fitzwilliam; die Engländer eines angehängten —son, wie Johnson; ebenso die Schweden, wie Erikson, und die Dänen, wie Martensen; die Schotten eines vorgesetzten Mac, wie Macdonald, Macaulay; die Iren eines vorgesetzten O, wie O'Connel, O'Brien, und die Spanier eines angehängten ez, wie Hernandez. Zur Aenderung des Familiennamens bedarf es jetzt der Genehmigung des Landesherrn. Bei den Arabern gibt es Vornamen, gewöhnlich gebildet von dem Vaternamen oder auch einer Bezeichnung für eine Haupteigenschaft des Benannten, mit vorgesetztem Abu (s. d.), wie Abu-Dschafar, Abu-Bekr; Eigennamen wie Hassan, denen dann gewöhnlich des Vaters, Großvaters oder Urgroßvaters Name mit zwischengeschobenem Ebn oder Ben folgt, wie Ebn-Sina (Avicenna); Zunamen, von der Religion oder dem Hofe hergenommen, wie Salah-ed-din (Saladin); Beinamen, bezüglich auf Geburts- oder Aufenthaltsort, Beschäftigung, Schutzherrn, Stamm, Sekte u. dgl., von denen mehrere nebeneinander vorkommen können; lobende und tadelnde Spitznamen; endlich Dichternamen, deren sich nur die Dichter in ihren Gedichten zu bedienen pflegen. Vgl. Hammer-Purgstall, «Die N. der Araber» (Wien 1852). Das Hauptwerk über Namenkunde hat bisjetzt Pott («Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten», Lpz. 1853; 2. Aufl. 1859) geliefert.

Namenstag heißt der Tag, der im kirchlichen Kalender dem Heiligen geweiht ist, dessen Namen man führt. In kath. Ländern wird dieser Tag gewöhnlich statt des Geburtstags gefeiert.

Namur, eine von den neun Provinzen Belgiens, begrenzt im N. von Brabant, im NO. von Lüttich, im O. von Luxemburg, im W. von Hennegau und im S. von Frankreich, zählt (1866) auf 66½ Q.-M. 311134 E. Der Boden ist theils eben, theils erhebt er sich zu stark bewaldeten Hügeln, die man als Vorberge der Ardennen ansehen kann, welche die Grenze der Provinz streifen, und ist außerordentlich fruchtbar. Die Hauptflüsse sind die Maas, die Sambre und die Lesse. Außer den Erzeugnissen des Ackerbaues ist die Provinz reich an Eisen, Blei, Galmei, Schwefel, Alaun, Feuersteinen, Schiefer- und Kalksteinen, guter Thonerde, Steinkohlen und Marmor. N. war bereits im 10. Jahrh. eine selbständige Grafschaft, zusammengesetzt aus Theilen der Grafschaften Lomme und Arnau. Unter Heinrich I., dem Blinden, wurde sie mit Luxemburg vereinigt. Dann ward sie wieder davon getrennt und kam 1188, noch vor dem Tode Heinrich's (1196), als Markgrafschaft in den Besitz zunächst des Hauses Hennegau, bald dar-

auf jedoch durch Heirath an Peter von Courtenay, Kaiser von Konstantinopel (gest. 1219). Des letztern Sohn Balduin verkaufte die Grafschaft (1264) an Guy von Dampierre, Grafen von Flandern, dessen Erben sie bis 1420 innehatten, wo Graf Johann III. von N., der keine leiblichen Erben besaß, die sehr verschuldete Grafschaft an Philipp den Gütigen, Herzog von Burgund, für 132000 Goldkronen verkaufte. Hierauf bildete sie eine der 17 Provinzen der Niederlande und theilte deren Schicksal. Nachdem Frankreich schon im Nymweger Frieden 1679 von dieser Grafschaft die Festung Charlemont nebst andern Ortschaften sich zugeeignet hatte, die es noch gegenwärtig besitzt, kam im Luneviller Frieden mit den übrigen Provinzen die ganze Grafschaft als Depart. Sambre-Maas unter franz. Herrschaft. Seit 1814 bildete sie eine Provinz der Niederlande, zu welcher Theile von Lüttich, Luxemburg, Brabant und Hennegau geschlagen wurden, und in diesem Umfange ging sie 1831 an das neue Königreich Belgien über. Sie zerfällt in die drei Bezirke N., Dinant und Philippeville. — Die Hauptstadt N., vlämisch Namen, am Einflusse der Sambre in die Maas, eine starke Festung mit Citadelle, der Sitz eines Bischofs, hat 27196 E., einen Dom und 16 andere Kirchen, ein Gericht erster Instanz, ein theol. Seminar, ein königl. Athenäum, eine von Jesuiten geleitete Erziehungsanstalt, eine Malerakademie, ein Conservatorium der Musik, eine Bibliothek, ein naturhistor. und Antiquitäten-Museum und eine Strafanstalt für weibliche Verbrecher. Der Dom oder die St.-Albinuskirche ist eine der schönsten neuern Kirchen Belgiens, eingeweiht 1772, und enthält das Grabmal des Don Juan d'Austria. Die von Jesuiten zu Anfange des 17. Jahrh. erbaute St.-Lupuskirche strotzt von Vergoldung und Pracht. In großem Rufe stehen die Arbeiten der Messerschmiede N.s; außerdem gibt es sehr ansehnliche Ledergerbereien und Fabriken in Messing und andern Metallwaaren. Die Stadt war schon in frühester Zeit befestigt und wurde 1691 von Coehoorn verstärkt. Dessenungeachtet wurde sie 1692 von Ludwig XIV. und Vauban nach 6tägiger, das Fort Wilhelm nach 22tägiger und die von Coehoorn selbst vertheidigte Citadelle nach 30tägiger Belagerung eingenommen. Der Erbstatthalter Wilhelm III. eroberte 1695 die letztere, welche Vauban noch bedeutend verstärkt hatte, sowie die Stadt, die von 16000 Mann unter dem Herzog Bouflers vertheidigt wurde, nach zehnwöchentlicher Belagerung. Seit 1701 von den Franzosen besetzt, wurde die Stadt vergebens von den Verbündeten beschossen, 1715 aber den Barrièreplätzen beigesellt und von den Holländern besetzt. 1746 nahmen die Franzosen unter dem Grafen Clermont die Stadt und das Fort ein, gaben aber beide 1748 im Aachener Frieden zurück, worauf Joseph II. 1784 die Werke schleifen ließ, was 1794 auch mit der von den Franzosen eroberten Citadelle geschah. Seitdem wieder befestigt, wurde sie 1815 von den Franzosen beim Rückzuge nach der Schlacht bei Belle-Alliance besetzt, von dem von Wavre sich zurückziehenden Corps des Generals Vandamme gegen das zweite preuß. Armeecorps unter dem General Pirch tapfer vertheidigt und erst nach dem freiwilligen Abzuge der Franzosen den Niederländern eingeräumt und durch sie seit 1816 stärker befestigt. Seit 1866 sind die Festungswerke bis auf die Citadelle wieder niedergerissen worden. Die Ausfuhr der reichen Ackerbau-, Fabrik- und Mineralerzeugnisse wird durch die fünf Eisenbahnverbindungen nach Lüttich, Brüssel, Charleroi, Luxemburg, Givet sowie die Schiffahrt auf Maas und Sambre begünstigt.

Nancy (deutsch Nanzig), Hauptstadt und Garnisonsplatz des franz. Depart. Meurthe, wie früher Lothringens, in einer fruchtbaren, gutangebauten und angenehmen Ebene, unweit des linken Ufers der schiffbaren Meurthe gelegen, durch den Marne-Rheinkanal und die Ostbahn mit Paris und Strasburg sowie durch eine Zweigbahn mit Metz und Saarbrücken verbunden, zerfällt in die Altstadt im Norden, die unregelmäßig gebaut und finster, und die untere oder Neustadt im Süden, eine der freundlichsten Städte Frankreichs, von regelmäßiger Anlage, mit geraden, 20 Schritt breiten, reinlichen Straßen, prachtvollen Gebäuden, mit Fontainen geschmückten Plätzen, großartigen Thoren und schönen Spaziergängen. Ueberall zeigt sich Luxus in der Architektur, selbst in den Kasernen und Hospitälern, nicht aber in den Kirchen. In der Altstadt sind bemerkenswerth: das goth. Schloß der ehemaligen Herzoge von Lothringen, später Gensdarmeriekaserne, in der neuesten Zeit für das Historische Museum ausgebaut, mit imposanter Façade und Eingangspforte; die Franciscanerkirche mit zahlreichen Grabmonumenten, Statuen u. s. w.; dicht daneben die 1822 auf Kosten Frankreichs und Oesterreichs restaurirte Runde oder Begräbnißkapelle der alten Herzoge von Lothringen; die seit 1864 restaurirte Kirche St.-Epvre, an dem nach ihr benannten, mit einer Fontaine und der Reiterstatue René's II. geschmückten Platze; das alte Opernhaus, jetzt Cavaleriekaserne, die alte Präfectur, jetzt Hotel des Marschall-Commandanten; das 1862 mit einem Kostenaufwande von 1 Mill. Frs. vollendete

Palais-des-Facultés am Grèveplatz; der schöne Platz La-Carrière mit einer Colonnade; die Reste des Arsenals; die ausgedehnte Promenade der Pépinière; der Cours-Léopold oder Drouot mit der 17. Juni 1855 errichteten Bronzestatue des Generals Drouot; der Platz Dombasle, seit 1849 mit der Statue des Agronomen Matthieu Dombasle; im Norden die Citadelle, der einzige Rest der alten Befestigungswerke; St.-Charles, das Mutterhaus des Ordens der Barmherzigen Schwestern, das hier 1652 gegründet wurde. In der Neustadt zeichnen sich aus der 1751 angelegte Königs- oder Stanislasplatz, von dem sehr schönen Rathhause, dem bischöfl. Palast, dem Theater und eleganten Privathäusern umgeben, seit 6. Nov. 1831 mit dem Standbilde des Königs Stanislas und mehrern, 1863—64 renovirten, kunstvollen Bronzefontainen geschmückt; der 1757 von Stanislas zu Ehren Ludwig's XV. erbaute Triumphbogen; der Allianzplatz mit einer monumentalen Fontaine zum Andenken des 1. Mai 1757 von Ludwig XV. und Maria Theresia geschlossenen Bündnisses; die Kathedrale, ein einförmiger Bau mit einigen guten Gemälden und Statuen, die Neue Börse, der Douanenpalast, die ehemalige Universität, jetzt zur öffentlichen Bibliothek benutzt. Auch in mehrern Vorstädten finden sich merkwürdige Gebäude; so im Faubourg St.-Pierre das bischöfl. Seminar und die 1738 erbaute Kirche Bon-Secours (Mariahilf) mit dem Mausoleum ihres Gründers Stanislas und dessen Gemahlin Katharina Opalinska; im Faubourg Ste.-Catherine die Schlachthäuser; im Faubourg St.-Jean in einem Teiche ein steinernes Kreuz nebst Inschrift, an der Stelle, wo Karl's des Kühnen Leichnam zwei Tage nach der Schlacht vom 5. Febr. 1477 aufgefunden wurde. N. ist der Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Besançon, eines Oberappellations- und eines Assisenhofs und anderer Behörden, des Marschall-Commandanten des 3. Armeecorps (der 5., 6. und 7. Militärdivision), einer Universitätsakademie für vier Departements mit Facultäten für Wissenschaften, für Literatur und durch Decret vom 9. Dec. 1864 für Jurisprudenz (sieben Lehrstühle), eines prot. und eines jüd. Consistoriums, einer Handels-, einer Gewerbe- und einer Ackerbaukammer. Die Stadt hat ein Lyceum, eine medicinische und eine pharmaceutische Vorbereitungsschule, ein Priester- und ein Lehrerseminar, eine Gewerbeschule, Curse für Zeichenkunst und Malerei, Vorlesungen über Botanik, Chemie, Mathematik und Baukunst, eine Taubstummen- und eine Blindenunterrichtsanstalt, eine kaiserl. Gesellschaft der Wissenschaften, Künste und Literatur (Académie de Stanislas), eine centrale Ackerbaugesellschaft, eine Acclimatisations-, eine medicinische, eine archäologische und andere Gesellschaften. Ferner bestehen Museen für Gemälde und Sculpturen, für lothring. Alterthümer und Naturalien, ein von Stanislas 1758 angelegter Botanischer Garten, eine Universitäts- und eine öffentliche Bibliothek, endlich eine Menge Wohlthätigkeitsanstalten. Die großartige Heilanstalt für Irr- und Blödsinnige ist zu Maréville, ½ M. im Norden der Stadt. N. zählt (1866) 54231 E., die vielseitigen und lebhaften Gewerbs- und Handelsbetrieb unterhalten und daher im Wohlstande leben. Man zählt an 400 Fabrikanten von weltberühmten Stickereien aller Art, 10 Tuchfabriken und außerdem Fabriken für Wollzeuge, Musselin, Watte, Ziegenhaarzeuge, Strumpfwaaren, Strohhüte, physik. und musikalische Instrumente, metallische Gewebe, Kupfer-, Blech- und Messingwaaren, für Pfeifen, Billards, Chemikalien, Farben, Taback, Buntpapier, Stärke, Nudeln, Oel, Lichte, Firnis u. s. w. Dazu kommen noch Baumwollspinnerei und Weberei, Färberei, Gerberei, Bierbrauerei und die Destillation von Liqueurs de Lorraine. Der Handel, begünstigt durch die erwähnten Eisenbahnen und Wasserstraßen, ist sehr ansehnlich, nicht nur mit den Erzeugnissen der eigenen Industrie, namentlich den Stickereien, sondern auch mit Getreide, Wolle, Bauholz, Hopfen, Wein, Branntwein, Leder und Lumpen. Einer der fünf Märkte dauert 20 Tage (20. Mai bis 10. Juni). Auch ist zu N. ein Salzentrepot und eine Bankfiliale. Die Stadt war seit Mitte des 13. Jahrh. Residenz der Herzoge von Lothringen und theilte die Schicksale des Landes (s. Lothringen), bis sie mit diesem 1766 nach dem Tode des letzten Herzogs, des Exkönigs von Polen, Stanislas Leszczynski, dem sie viel zu verdanken hat, an Frankreich fiel.

Nangasaki, s. Nagasaki.

Nänie (naenia oder nenia) nannten die Römer ein Trauerlied oder einen Klaggesang, dergleichen gewöhnlich bei Begräbnissen von Weibern, die dazu gedungen waren und Praeficae hießen, unter dem heftigsten Weinen abgesungen wurden. Da diese Lieder von den Weibern meist selbst verfertigt wurden, so waren sie in der Regel ganz sinnlos, und daher kam es, daß man das Wort N. oft für jedes ungereimte und gehaltlose Lied oder für einen weinerlichen, klagenden Gesang überhaupt gebrauchte. Auch war N. der Name der Klagegöttin selbst, welche bei dem Begräbnisse der Greise angerufen wurde und nach Festus außerhalb der Stadt Rom vor dem Viminalischen Thore eine Kapelle hatte.

Nanking, d. h. südliche Residenz, im Gegensatz zu Peking (s. d.), d. h. nördliche Residenz, eigentlich Kiang-ning (Stromesruhe) genannt, die Hauptstadt der chines. Provinz Kiang-su (2000 Q.-M. mit über 54 Mill. E.), am südl. Ufer des Kiang, nicht weit von der Mündung dieses Flusses, war bis 1405, wo Peking dazu erwählt wurde, die Residenz der chines. Kaiser. Das merkwürdigste Gebäude, welches jedoch 1853 durch die Taipings von Grund aus zerstört worden, war der zum Tempel der Erkenntlichkeit gehörige, 253 F. hohe, neunstöckige, achteckige, von Backsteinen erbaute, mit Porzellan überkleidete und mit zahllosen Glocken und Lampen behangene Porzellanthurm. Ehemals gehörten auch die kaiserl. Gräber, welche bei dem Einfalle der Mandschu zerstört wurden, zu den Herrlichkeiten der Stadt. Die aus der Mongolenherrschaft stammenden Instrumente des berühmten Observatoriums wurden während der Regierung Kanghi's nach Peking gebracht. In der Umgebung der Stadt findet man in Fülle die gelbliche Gattung von Baumwolle, von welcher der bekannte Stoff Nanking (s. d.) verfertigt wird. Zu N. mußten die Chinesen mit den Engländern 26. Aug. 1842 den Frieden eingehen, welcher China zum ersten mal im Verlaufe der Geschichte in die Weltbewegung zog. In dem Aufstande der Taiping (s. China) gegen die kaiserl. Regierung spielte N. eine große Rolle. Nachdem die Rebellen in mehrern Schlachten gesiegt, eroberten sie die Stadt 8. bis 12. Febr. 1853, wodurch der kaiserl. Partei ein schwerer Schlag versetzt wurde. N. beherrscht nämlich den Kaiserkanal, welcher die Zufuhr der Waaren und Lebensmittel des reichern Südens nach dem ärmern Norden vermittelt. Es gelang den Taiping, N. zum Mittelpunkte ihrer Herrschaft zu machen und sich hier elf Jahre lang zu behaupten. Erst als nach dem Kriege mit den europ. Westmächten die kaiserl. Regierung den Kampf gegen die Rebellen energischer begann, wurde auch N., nach zweijähriger Belagerung, 19. Juli 1864 erstürmt. Der Taipingkaiser Tieng-Wang gab sich nebst seinen Weibern den Tod unter den brennenden Trümmern des Palastes. Die Stadt, welche 1852 noch 400000 E. zählte, war fast gänzlich verheert worden. Ihre Bewohner, die sich vor andern Chinesen durch Bildung und Gewerbfleiß auszeichneten, sodaß hier mehr Bibliotheken, Fabriken und öffentliche Anstalten als an andern Orten bestanden, waren entflohen oder niedergemetzelt. Der Wiederaufbau ging seitdem nur langsam von statten.

Nanking heißt ein dichtes und festes, leinwandartig gewebtes, glattes Baumwollzeug von fahler oder röthlich-gelber Farbe, welche bei dem chinesischen und ostindischen N. durch die natürliche Farbe der Baumwolle, bei dem europäischen durch Färben erzeugt ist. Man hat auch geköperte, gestreifte und melirte N. Nankinet ist etwas feiner als N., aber ebenso dicht und von verschiedenen Farben.

Nannini (Agnolo, eigentlich Giovannini), gewöhnlich Firenzuola genannt, wie sich auch sein Vater Bastiano nach dem Stammorte der Familie nannte, war 28. Sept. 1493 zu Florenz geboren und studirte zu Siena und Perugia. Später begab er sich nach Rom, wo er in den Orden von Vallombrosa getreten sein soll, was aber Tiraboschi nicht wahrscheinlich findet, und nachher die beiden Abteien von Sta.-Maria di Spoleti und San-Salvador die Vajano erhielt. Mit Pietro Aretino (s. d.) befreundet, theilte er dessen leichtes und lustiges Leben. Wie Aretino erwarb er sich großen Ruf als Schriftsteller, sowol in Versen als in Prosa, im burlesken und satirischen, wie im ernsten moralischen Fache, als Novellist und als Dramatiker; die Crusca zählt ihn unter die Classiker und führt ihn häufig an. Seine Werke, darunter zwei Lustspiele, eine der Zeit angepaßte, freie Bearbeitung des «Goldenen Esel» des Apulejus («Discorsi degli animali») und acht Novellen nach dem Muster des «Decamerone», erschienen erst spät vollständig gesammelt (3 Bde., 1763). Die Zeit seines Todes ist nicht ganz gewiß; 1548 war er seit mehrern Jahren verstorben.

Nantes, die Hauptstadt des franz. Depart. Unter-Loire, liegt in einer freundlichen und fruchtbaren Gegend der Ober-Bretagne an der Westbahn und am rechten Ufer der Loire, 7 M. von deren Mündung bei St.-Nazaire (s. d.). Der Strom nimmt hier die schiffbare Erdre und den Bach Chezinne, gegenüber die schiffbare Sèvre-Nantaise auf und bildet mehrere durch Brücken verbundene Inseln. Die Stadt hat sich im Laufe dieses Jahrhunderts fortwährend erweitert und verschönert, gehört zu den Großstädten Frankreichs, unter denen sie mit einer Bevölkerung von 113625 E. (1861; etwas weniger im J. 1866) die sechste Stelle einnimmt, und gewährt den Anblick eines freundlichen, überaus belebten und reichen Orts. Die fünf Vorstädte, von denen die südlichste an der Sèvre, die schönsten auf den Inseln Feydeau und Gloriette liegen, übertreffen die ältere, zum Theil düstere Stadt an Umfang und Eleganz. Die zahlreichen, meist schönen Brücken, die prachtvollen Quais mit stattlichen Häusern und herrlichen Ulmen, die vielen Schiffe und Kähne auf den Flüssen sowie die Reinlichkeit und Nettigkeit er-

innern an die großen holländ. Städte, die neuen Stadttheile an die eleganten Viertel von Paris. Im ganzen hat N. 33 öffentliche Plätze. Unter den 17 Kirchen sind hervorzuheben: die im 6. Jahrh. gegründete, 1434 umgebaute, noch nicht vollendete Kathedrale St.-Pierre mit prachtvollem Innern und dem Grabmal des Herzogs Franz II. von Bretagne und der Herzogin Margarethe von Foix, einem Meisterstück (1507) der Renaissance; die gleichfalls unvollendete Kirche St.-Nicolas aus dem 13. Jahrh.; die ursprünglich auf den Resten eines heidnischen Tempels aufgeführte Kirche St.-Croix, welche 1685 umgebaut und neuerdings restaurirt wurde; die prot. Kirche, u. s. w. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden sind zu bemerken: das die Loire beherrschende Residenzschloß der ehemaligen Herzoge von Bretagne, das vom J. 930 stammt, aber Ende des 14. Jahrh. von Franz II. umgebaut wurde; die sehr schöne Präfectur (ehemals Rechenkammer, vom J. 1763), das Stadthaus von 1808, der prachtvolle Justizpalast (1844—53 erbaut), die Börse, das ausgezeichnet schöne Theater, die ehemalige Münze, die Getreidehalle, die Leinwandhalle, die großen granitenen Magazine für Colonialwaaren (les salorges). Außer den Quais hat die Stadt mehrere schöne Promenaden, Boulevards oder Avenues und einen Botanischen Garten mit prächtiger Magnolien-Allee. N. ist Kriegsplatz dritter Klasse, Hauptort der 15. Militärdivision, Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Tours, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und eines Arbeiterschiedsgerichts, einer Instanz von sechs Friedensgerichten, einer Handels- und einer Ackerbaukammer sowie zahlreicher Consulate. Die Stadt hat eine reform. Consistorialkirche, ein Priesterseminar, ein Lyceum, eine hydrographische Schule mit einer Sternwarte, mehrere andere zur Förderung der Nautik und des Commerzwesens dienende Institute, Vorbereitungsschulen für Mediciner und Pharmaceuten, für Handel und Gewerbe, eine höhere Schule für Wissenschaften und Literatur, Freischulen für Zeichenkunst, engl. Sprache, Botanik und angewandte Chemie, einen Lehrstuhl für Landwirthschaft, ein Conservatorium für Musik, ein Taubstummeninstitut, eine öffentliche Bibliothek (50000 Bände und 600 Handschriften), Museen für Gemälde und Sculpturen, für Alterthümer, Naturalien u. s. w., mehrere gelehrte und gemeinnützige Gesellschaften, darunter die kaiserl. Akademie für N. und Unter-Loire. Auch besitzt die Stadt zwei große, splendid eingerichtete Hospitäler, das Hôtel-Dieu und das Hôtel-de-St.-Jaques mit der Irrenanstalt, sowie mehrere kleinere Krankenhäuser und verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten.

N. entwickelt sich immer mehr als blühende Industriestadt. Nur der Schiffbau hat in neuester Zeit merkbar abgenommen. 1857 wurden 85, 1862 dagegen (außer 1 Fregatte für Italien und 3 Kanonenbooten) nur 45 Schiffe vom Stapel gelassen. Sehr bedeutend ist dagegen die Fabrikation fast aller zur Ausrüstung der Schiffe nöthigen Stoffe, Geräthe und Werkzeuge. Es gibt hier Ankerschmieden, Kesselschmieden für Dampfschiffe, Eisen- und Kupfergießereien, bedeutende Fabriken für Maschinen jeder Art, große Zuckerraffinerien, berühmte Fabriken für Conserves alimentaires, Salzfleisch, Sardellen u. dgl., Brauereien, Seifensiedereien, Lohgerbereien, Fabriken für Leder, Papier, Kattun, Tuch und andere Wollstoffe sowie viele andere industrielle Etablissements. N. ist das Entrepot für das Salz und die Weine des Departements, das allgemeine Lager der Lebensmittel und Munition der Marine, zumal für die Häfen Brest, Lorient und Rochefort. Nur $^1/_2$ M. unterhalb der Stadt liegt das Städtchen Chantenay mit 7252 E., Werften für N., Eisenhütten und Eisengießereien, Firnis-, Oel-, Branntwein- und andern Fabriken, und $^4/_5$ M. weiter im Westen der Flecken Basse-Indre mit 3840 E. und einem berühmten Eisenwalzwerk, dabei auf einer Insel der Loire das wichtige Etablissement Indret, wo der Staat Dampfmaschinen für die Marine bauen läßt und gegen 2000 Arbeiter beschäftigt sind. Schon im Mittelalter war N. ein wichtiger Handelsplatz. Solange der Sklavenhandel blühte, stand es als Hauptausrüsteplatz der Sklavenhändler mit Westindien in bedeutendstem Verkehr. Die große Seefischerei ist gegen früher sehr herabgekommen. Nach Marseille, Havre und Bordeaux ist N. der wichtigste Handelshafen Frankreichs und steht im wachsenden Verkehr mit allen Theilen der Erde. Zur Wasserstraße der Loire sind in den letzten Jahrzehnten noch der 48,3 M. lange Kanal von N. nach Brest, der vier Departements durchschneidet und jährlich eine Schiffbewegung von 3—4 Mill. Tonnen hat, der Außenhafen von St.-Nazaire und die Eisenbahnverbindungen mit Tours, Orleans und Paris, mit St.-Nazaire, Lorient, Brest, Le Mans, Rennes und St.-Malo gekommen. Der Speditions- und Zwischenhandel mit dem innern, südl. und nördl. Frankreich hat sich daher mächtig gehoben. Der an einem Arm der Loire gelegene Hafen der Stadt kann 200 Schiffe, jedoch, da die Flut nur 5 F. steigt, nur bis zu 200 Tonnen Last, aufnehmen. Größere Schiffe laden bei Paimboeuf oder schon bei St.-Nazaire um, dem Außen- und eigentlichen Seehafen von N. Regelmäßiger Dampfschiff-

fahrtsverkehr findet direct mit Brest und Bordeaux, Packetbootverband über St.-Nazaire mit Spanien, Martinique, Cuba und Mexico statt. Der Seehandel von N. beschäftigt 664 Schiffe von 112000 Tonnen. Von 1850—61 steigerte sich im überseeischen Verkehr die Zahl der eingelaufenen Schiffe von 917 auf 1511 und die Tonnenzahl von 97975 auf 194902, die Zahl der ausgelaufenen Schiffe von 942 auf 1290 und deren Tonnenzahl von 103472 auf 185506. Doch nur sehr wenige Schiffe kommen bis N. selbst hinauf, die meisten stationiren bei St.-Nazaire. Die Gesammtausfuhr belief sich 1861 auf 25 Mill., dagegen die Gesammteinfuhr (blos zum innern Bedarf Frankreichs) auf 79 Mill. Frs. N., im Alterthum die Hauptstadt der gallischen Namnetes, zur Römerzeit auch Condivicuum, später Namneta oder Nannete genannt, war die Residenz der Grafen und Herzoge von Bretagne und erhielt vom Herzog Franz II. 1460 eine Universität, die bis zur Revolution bestand. Heinrich IV. gab hier 13. April 1598 das berühmte, von Ludwig XIV. 22. Oct. 1685 widerrufene Edict von N., welches den Reformirten die freie Ausübung ihrer Religion gestattete. In der Zeit der Revolution wurde die Stadt hart heimgesucht theils durch den bis unter ihre Thore geführten Krieg der Vendée, theils durch das Wüthen Carrier's (s. d.), theils durch die Unterbrechung des Handels.

Naphtāli, nach der hebr. Stammsage der siebente Sohn Jakob's und der Bilha, Rahel's Magd, und Stammvater eines der zwölf israel. Stämme, der bei der Zählung vor dem Einzuge in Kanaan 45000 waffenfähige Männer stark gewesen sein soll. Das Gebiet dieses Stammes lag in Nordpalästina, östlich vom Jordan, nördlich vom Antilibanon begrenzt, und gehörte zu den fruchtbarsten Landstrichen Palästinas. Die Naphtaliten lebten ziemlich lange Zeit mit Kanaanitern untermischt, zeichneten sich aber in der sog. Richterzeit durch kriegerische Tapferkeit aus. Die Ueberlieferung wußte namentlich die Thaten des Helden Barak zu rühmen. Später gehörten sie zum Reiche Israel, und ein Theil des Stammes wurde schon unter Pekah (um 740) von den Assyrern aus dem Lande geschleppt.

Naphtha heißt eigentlich das farblose oder wenig gelblich gefärbte, dünnflüssige, mineralische Oel, welches an einigen Orten (am Kaspischen Meere auf der Halbinsel Abscheron, am Monte-Ciara bei Piacenza u. s. w.) aus der Erde quillt, zum Unterschiede von dem dunkel gefärbten und meist dickflüssigern Erd- oder Steinöl. (S. Mineralöl.) Misbräuchlich kommt das rectificirte Steinkohlentheeröl zuweilen unter dem Namen N. vor. Ehemals wurden auch die Aetherarten (s. Aether) N. genannt, und dieses Wort ohne Beisatz bezeichnete dann den einfachen Aether (Schwefeläther), während die zusammengesetzten Aether als Salpeternaphtha, Essignaphtha u. s. w. aufgeführt wurden.

Napier (Sir Charles), brit. Admiral, ein Enkel des sechsten Lord N., geb. 6. März 1786 zu Falkirk, nahm, nachdem er zeitig in den brit. Seedienst getreten war, an mehrern Seezügen gegen die Franzosen theil, wurde 1809 Flottenkapitän und eroberte in demselben Jahre das Fort Eduard auf Martinique. 1810 machte er als Freiwilliger den Feldzug auf der Pyrenäischen Halbinsel mit, wo er sich in mehrern Gefechten auszeichnete. Noch größern Ruhm erwarb er sich aber in dem Kriegszuge, den die Engländer im Sept. bis Nov. 1811 von Sicilien aus gegen die neapolit. Küsten unternahmen, durch die Eroberung der Insel Ponza bei Gaëta, weshalb er auch von dem Könige beider Sicilien, Ferdinand, zum Cavaliere di Ponza ernannt wurde. Zuletzt befehligte er mehrere Jahre lang die Fregatte Galatea, auf der er sich durch seine Versuche, das Schiff durch Ruderräder zu bewegen, bemerklich machte, sowie er bald darauf auch einer der ersten Beförderer der Dampfschiffahrt war. 1832 gab er sein Commando auf und trat als Admiral in die Dienste Dom Pedro's, in welcher Stellung er sich durch seine wirksame Thätigkeit zu Gunsten der Einsetzung der Königin Doma Maria in Portugal, insbesondere aber durch seinen Seesieg beim Vorgebirge St.-Vincent, 5. Juli 1833, auszeichnete und deshalb von Dom Pedro zum Visconde do Cabo de San-Vicente ernannt wurde. Nach Vertreibung Dom Miguel's aus Portugal ging er wieder nach England zurück, wo er, von den Tories angefeindet, auf Halbsold lebte. Erst nach der Thronbesteigung der Königin Victoria, die ihn 1840 zum Ritter ernannte, trat er wieder in activen Seedienst. Er nahm in gedachtem Jahre als Commodore unter Admiral Stopford's Oberbefehl den wesentlichsten Antheil an dem Kriegszuge gegen Mehemed-Ali und Ibrahim-Pascha an der Küste Syriens und schloß bald darauf den Vertrag mit dem erstern. Diese Ereignisse beschrieb er selbst in dem Werke «The war in Syria» (2 Bde., Lond. 1842). Nach England zurückgekehrt, wurde er daselbst ins Parlament gewählt, wo er sich als consequenten Whig bewährte und durch seinen Eifer für Hebung der brit. Seemacht bemerklich machte. Bei der derben Offenheit und rücksichtslosen Geradheit seines Charakters überwarf er sich jedoch bald mit seiner Partei und wurde daher, obwol 1846 zum Contre-

admiral befördert, überall zurückgesetzt und auch bei den Wahlen von 1847 in seiner Bewerbung um einen neuen Parlamentssitz nicht unterstützt. Er rächte sich durch eine Reihe von Briefen an die «Times», in welchen er die Misbräuche in der Verwaltung der engl. Marine aufdeckte und welche von seinem Vetter, dem General William Napier, gesammelt wurden («The navy, its past and present state», Lond. 1851). Im Mai 1853 avancirte er durch Anciennetät zum Viceadmiral der Blauen Flagge. Nach Ausbruch des russ. Kriegs wurde er 1854 zum Oberbefehlshaber der brit. Flotte in der Ostsee ernannt, vermochte aber nur wenig auszurichten. Misvergnügt über die Angriffe, die er deshalb vom Ministerium und der Presse zu erleiden hatte, legte er nach seiner Rückkunft das Commando nieder. Ende 1855 ward er Abgeordneter für Southwark und fuhr seitdem fort, im Parlament die Misverwaltung der brit. Marine zu rügen und auf Abstellung derselben zu dringen. Am 6. März 1858 zum Admiral der Blauen Flagge erhoben, starb er auf seinem Gute Merchiston-Hall in Hampshire 6. Nov. 1860. Vgl. Elers Napier, «Life and correspondence of Sir Charles N.» (2 Bde., Lond. 1862).

Napier (Sir Charles James), der Eroberer von Sind, Vetter des vorigen, geb. 10. Aug. 1782 in London, trat im 12 J. in Militärdienste, nahm 1798 und 1803 an den Operationen gegen die irischen Insurgenten theil und wurde 1804 Major im 50. Infanterieregiment. Im Kriege auf der Pyrenäischen Halbinsel zeichnete er sich durch unvergleichliche Tapferkeit aus; doch hatte er dabei viel Unglück, wie er denn in der Schlacht von Coruña im Einzelnkampf mit mehrern Franzosen fünf gefährliche Wunden empfing und in der Schlacht von Busaco mit zerschmetterter Kinnlade vom Schlachtfelde getragen wurde. 1812 zum Oberstlieutenant aufgerückt, focht er am Chesapeake gegen die Amerikaner. Um von der Schlacht bei Waterloo Zeuge zu sein, eilte er nach Europa zurück, kam aber zu spät. Doch begleitete er die engl. Armee nach Paris und that sich beim Sturme von Cambray hervor. Nach dem Frieden ward er Oberst und 1821 Gouverneur von Cephalonia, wo er sich um Hebung der Insel in allen Zweigen menschlicher Cultur die größten Verdienste erwarb, durch diese Verbesserungsplane aber dem Lord-Obercommissar der Ionischen Inseln, Adam, sich unbequem machte, weshalb man ihn seiner Stelle enthob. Während des Freiheitskriegs der Griechen interessirte er sich aufs lebhafteste für dieselben und entwarf einen Plan zu ihrer Befreiung, dem Lord Byron den höchsten Beifall ertheilte. Da das londoner Philhellenencomité aber nicht darauf einging, so konnte N. nicht zu dessen Ausführung schreiten und war nun genöthigt, mehrere Jahre zurückgezogen von militärischer Thätigkeit zu leben. Während dieser Zeit widmete er sich literarischen Beschäftigungen, gab die nach A. de Vigny bearbeiteten «Lights and shades of military life» (neue Aufl., Lond. 1851) heraus nnd schrieb sogar einen Roman. Erst 1837 wurde er zum Generalmajor befördert und ihm 1839 der Militärbefehl in den nördl. Grafschaften Englands anvertraut. Im Herbst 1841 ging er als Chef des Truppencorps in der Präsidentschaft Bombay nach Ostindien. Dort angekommen, legte er dem neuen Generalgouverneur, Lord Ellenborough, einen Plan vor, die Unglücksfälle in Afghanistan wieder gut zu machen, der dessen Beistimmung fand. Bald darauf erhielt er den Oberbefehl über die Armee in Sind und Beludschistan. Hier war es, wo er durch die glänzenden Siege bei Meanee 17. Febr. und Hyderabad 24. März 1843 die Macht der Emire von Sind vernichtete, die Beludschen zähmte und durch den Feldzug gegen die Bergstämme am rechten Indusufer 1845 die Unterwerfung des Landes vollendete. Sein rasches, energisches Verfahren wurde zwar von der Regierung, die ihm das Großkreuz des Bathordens verlieh, aber nicht von der Ostindischen Compagnie gebilligt, die ihre ohnehin zu weitläufigen Besitzungen ungern noch weiter ausgedehnt sah, und im Oct. 1847 ward N. abberufen. Die Schlappen, welche das engl.-indische Heer im zweiten Kriege gegen die Sikhs erlitt, nöthigte den Directorenhof, der Stimme des Publikums und dem Rathe Wellington's nachzugeben und den bewährten Feldherrn an die Spitze der sämmtlichen Streitkräfte zu stellen. Am 24. März 1849 schiffte sich N. zum zweiten mal nach Ostindien ein; bei seiner Ankunft fand er jedoch den Krieg schon beendet, und es blieb ihm nichts übrig, als strenge Maßregeln zur Reform der in der Armee eingerissenen Misbräuche zu treffen, wodurch er sich zahlreiche Feinde zuzog. 1851 kehrte er nach England zurück, wo er auf Anlaß der nach dem 2. Dec. von der brit. Regierung ergriffenen Vorsichtsmaßregeln einen «Letter on the defence of England by corps of volunteers and militia» (Lond. 1852; deutsch Braunschw. 1852) erscheinen ließ. Er starb 29. Aug. 1853 zu Oaklands bei Portsmouth. In Trafalgar-Square wurde ihm ein Standbild errichtet. — Sein Bruder, der Generallieutenant Sir George Thomas N., geb. 30. Juni 1784, war Adjutant des Generals Moore in der Schlacht von Coruña, 1838—44 Gouverneur des Caplandes und starb zu Genua 8. Sept. 1855. — Ein dritter Bruder, Sir William Francis

Patrick N., geb. 17. Dec. 1785, widmete sich ebenfalls dem Kriegerstande und kämpfte mit Auszeichnung in den span.-franz. Feldzügen, in welchen er schwere Wunden davontrug. Nach geschlossenem Frieden schrieb er seine «History of the war in the Peninsula and in the south of France» (6 Bde., Lond. 1828—40; neue Aufl. 1853) ein Werk, das nicht nur für die Kriegswissenschaft von hoher Wichtigkeit ist, sondern sich auch durch markigen Stil und unabhängiges Urtheil empfiehlt. Außer zahlreichen Beiträgen zur «Edinburgh» und «Westminster Review» veröffentlichte er ferner eine Reihe von Schriften zur Vertheidigung seines Bruders Charles, dem er auch in dem «Life and opinions of Sir Charles James N.» (4 Bde., Lond. 1857) ein Denkmal gesetzt hat. Er starb als General, Chef eines Infanterieregiments und Commandeur des Bathordens zu Clapham 12. Febr. 1860.

Napier (John), auch Neper genannt, ein berühmter Mathematiker, geb. 1550, war der älteste Sohn des schott. Barons Archibald von Merchiston. Nachdem er in St.-Andrews seine Studien vollendet und Frankreich, Italien und Deutschland bereist hatte, wählte er in seiner gelehrten Muße die Mathematik zu seinem Hauptstudium. Am berühmtesten machte er sich durch die Entdeckung der Logarithmen, auf welche er durch die Bemühungen, eine kürzere Methode zur Berechnung der Dreiecke zu finden, geführt wurde. Auch ist er bekannt als Erfinder der Neper'schen Rechenstäbchen, welche die Vielfachen der einzelnen Ziffern bis zum Neunfachen enthalten, und mittels deren man auf eine leichte Art multipliciren und dividiren kann. Ein Ergebniß seiner eifrigen Beschäftigung mit der Offenbarung Johannis war sein «Commentarius in apocalypsin» (Edinb. 1593; Lond. 1611 u. öfter). Kepler widmete ihm seine «Ephemerides». Er starb auf seiner Baronie zu Merchiston 3. April 1617. Seine Hauptwerke sind die «Mirifici logarithmorum canonis descriptio» (Edinb. 1614; vermehrt 1618) und «Rhabdologia, seu numerationis per virgulas libri duo» (Edinb. 1617 u. öfter). Vgl. M. Napier, «Memoirs of John N. of Merchiston» (Lond. 1834), der auch ein hinterlassenes Werk desselben, «De arte logistica» (Lond. 1842), veröffentlichte. — Sein ältester Sohn, Archibald N., ein gelehrter Jurist, wurde 1622 Lord-Justice-Clerk am schott. Obergericht und 1627 zum Lord N. von Merchiston erhoben. Er starb 1645. Francis Scott, der Sohn seiner Urenkelin Elisabeth, folgte 1706 seiner Tante in der Pairie und nannte sich seitdem Napier. — William John, neunter Lord N., geb. 13. Oct. 1786, war brit. Marinekapitän und einer der Repräsentativpeers für Schottland. Er ist bekannt durch die unglückliche Rolle, die er als Oberaufseher des engl. Handels in Kanton spielte, und die seinen Tod 11. Oct. 1834 zu Macao herbeiführte. — Francis, zehnter Lord N., Sohn des vorigen, geb. 15. Sept. 1819, betrat die diplomatische Laufbahn, ward Attaché bei der Gesandtschaft in Konstantinopel und im Mai 1846 Legationssecretär in Neapel. Während des Revolutionsjahrs 1848 fungirte er eine Zeit lang als Geschäftsträger, suchte aber ohne Erfolg eine Verständigung zwischen der Regierung und den sicilischen Insurgenten zu vermitteln. 1852 ging er als Gesandtschaftssecretär nach Petersburg, 1854 nach Konstantinopel und 1857 als Gesandter nach Washington. 1860 wurde er zum Botschafter in Rußland ernannt, wo er durch das Verhalten seiner Regierung in der poln. Angelegenheit in eine schwierige Stellung gerieth, welche ihn veranlaßte, seinen Posten 1864 mit dem am berliner Hofe zu vertauschen. Im Jan. 1866 erhielt er das Amt eines Gouverneurs von Bombay. — Macvey N., geb. 1777 aus einer Seitenlinie derselben Familie, wurde 1799 Sachwalter, dann Registrator des schott. Court of Session und 1825 Professor des Uebertragungsrechts an der Universität Edinburgh. Nachdem er mit «Remarks illustrative of the scope and influence of Lord Bacon's writings» (Edinb. 1818) hervorgetreten, übernahm er die Redaction des Supplements zur «Encyclopaedia Britannica», welches 1824 in sechs Bänden erschien, worauf ihm die Leitung der siebenten Auflage dieses großartigen Werks anvertraut wurde, die er 1842 mit dem 21. Bande zu Ende brachte. Seit 1829 war er auch an Jeffrey's Stelle Redacteur der «Edinburgh Review». Er starb zu Edinburgh 11. Febr. 1847. — Ein Abkömmling der schottischen N. von Merchiston ist ferner der ausgezeichnete irische Rechtsgelehrte Joseph N., geb. 1804 zu Belfast, vom Febr. 1852 bis Jan. 1853 Generalanwalt und vom Febr. 1858 bis Juni 1859 Lord-Kanzler für Irland im Ministerium Derby. Man hat von ihm «Lectures on Butler's analogy of religion» (Dublin 1864).

Napoleon I., Kaiser der Franzosen, König von Italien und Protector des Rheinbundes, geb. 15. Aug. 1769 zu Ajaccio auf der Insel Corsica, war der zweite Sohn des Patriciers Carlo Bonaparte (s. d.) und der Maria Lätitia, aus dem Hause der Ramolini. Der junge N. erhielt durch Protection des franz. Gouverneurs Grafen von Marboeuf 1779 eine Freistelle in der Militärschule zu Brienne, dann 1784 in der Militärschule zu Paris, wo er sich namentlich

in der Mathematik auszeichnete, während seine Lieblingslektüre die Lebensbeschreibungen des Plutarch waren. Am 1. Sept. 1785 trat er als Lieutenant in das Regiment Lafère und 1786 in das vierte Artillerieregiment, welches zu Grenoble und Valence (Dauphiné) garnisonirte; am 6. Febr. 1792 wurde er Artilleriehauptmann. Inzwischen war die franz. Revolution ausgebrochen, und in Corsica regte sich jetzt eine Partei, welche mit Hülfe Englands die Selbständigkeit der Insel wiederzuerlangen strebte. Man suchte auch N. dafür zu gewinnen, aber er verwarf diesen Plan aufs entschiedenste und nahm sogar zweimal Urlaub, um auf Corsica unter der franz. Fahne (1791—93) zu kämpfen. Er wurde deshalb, nebst seiner ganzen Familie, von den Aufständischen geächtet und kehrte nach Frankreich zurück, wo er als eifriger Anhänger des Convents und Gegner des Föderalismus auftrat. Demzufolge übertrug ihm der Wohlfahrtsausschuß den Oberbefehl über das Belagerungsgeschütz vor Toulon, welchen er 12. Sept. 1793 übernahm. Er erhielt hiermit die erste Gelegenheit, sein Feldherrntalent zu bethätigen, indem durch seine Dispositionen Toulon von den Engländern und Spaniern geräumt und zur Capitulation (19. Dec.) gezwungen wurde. Nachdem er 6. Febr. 1794 zum Brigadegeneral der Artillerie befördert worden, diente er in der Armee von Italien, wo er bei den Conventscommissaren im Hauptquartier, besonders dem jüngern Robespierre, als militärischer Rathgeber großen Einfluß gewann. Die Folge war, daß er sich in den Sturz Robespierre's verwickelt sah. Er wurde nach der Katastrophe vom 9. Thermidor verhaftet und angeklagt, und wenn er auch schon nach 14 Tagen seine Freiheit wiedererhielt, ward ihm doch bald das Commando entzogen. N. lebte nun längere Zeit zurückgezogen und in ärmlichen Verhältnissen zu Paris und dachte sogar daran, russ. oder türk. Dienste zu nehmen. Doch erhielt er durch den Deputirten Doulcet-Pontecoulant Beschäftigung im topogr. Ausschuß des Kriegsministeriums, und bei der Krisis vom 13. Vendémiaire übertrug ihm der Convent, auf Vorschlag von Barras, 4. Oct. 1795 den Oberbefehl über die pariser Garnison. Nachdem er den Aufstand der Sectionen mit schonungsloser Energie niedergeschlagen, wurde er 16. Oct. zum Divisionsgeneral und 26. Oct. zum Oberbefehlshaber der Armee des Innern ernannt. Am 9. März 1796 vermählte er sich mit Josephine (s. d.), der Witwe des während der Schreckenszeit hingerichteten Generals Alexander Beauharnais, welche ihm zwei Stiefkinder, Eugen (s. Leuchtenberg) und Hortense (später vermählt mit Ludwig Bonaparte, s. d.) zubrachte; diese Ehe blieb kinderlos.

Bereits 22. Febr. 1796 hatte N. durch den Einfluß der Directoren Carnot und Barras den Oberbefehl über die Armee von Italien erhalten, und 21. März ging er von Paris dahin ab. Er fand das Heer in dem traurigsten Zustande, kaum 36000 Mann stark, während demselben an 60000 Oesterreicher und 30000 Sardinier gegenüberstanden. Durch ein meisterhaftes kurzes Manifest wußte er indeß seine Soldaten zu begeistern, und Anfang April eröffnete er seine Operationen mit einem Angriff auf die Mitte der weitausgedehnten feindlichen Stellung. Durch einige glückliche Gefechte bei Montenotte, Millesimo u. s. w. (11. bis 15. April) gelang es, die Oesterreicher bis an den Po zurückzudrängen. Die Sardinier waren nunmehr isolirt und wurden nun bei Ceva und Mondovi (20. und 22. April) geschlagen, worauf der König von Sardinien den Waffenstillstand von Chirasco 28. April durch Uebergabe von drei Festungen erkaufen mußte. N. ging hierauf gegen die Oesterreicher vor, überschritt 8. Mai den Po bei Piacenza, erzwang 10. Mai den Uebergang über die Adda bei der Brücke von Lodi und zog 15. Mai siegreich in Mailand ein. Binnen wenig Wochen war die ganze Lombardei bis zur Etsch erobert, und die Oesterreicher sahen sich in Mantua eingeschlossen. N. schaltete nach diesen Erfolgen als unumschränkter Gebieter und kümmerte sich wenig um die Weisungen der Regierung in Paris. Auf eigene Hand schloß er Verträge, erhob Contributionen und organisirte die Verwaltung, wie es ihm gutdünkte. Die Fürsten von Parma, Modena und Sardinien, auch der Papst, welche sich mit England und Oesterreich eingelassen hatten, mußten Waffenstillstand und Frieden durch Gebietsabtretungen, Naturallieferungen und Contributionen erkaufen, auch zahllose Kunstwerke ausliefern, welche nach Paris in das Nationalmuseum wanderten. Ende Juli 1796 erschien ein österr. Heer unter Wurmser an der Etsch, um Mantua zu entsetzen; aber N. schlug ihn 3. und 4. Aug. bei Lonato und Castiglione, 4. und 8. Sept. bei Roveredo und Bassano, und am Ende ward Wurmser nach Mantua hineingedrängt und mit eingeschlossen. Auch ein zweites österr. Heer hatte keinen bessern Erfolg. N. siegte wiederum 12. bis 17. Nov. bei Caldiero und Arcole, 14. und 17. Jan. 1797 bei Rivoli und Favorita und drängte dasselbe nach Tirol zurück, worauf Wurmser in Mantua 2. Febr. capituliren mußte. Damit war die Eroberung der Lombardei vervollständigt, und die zweideutige Haltung der Nachbarstaaten gab gerechten Vorwand zu weitern Erwerbungen. Der Herzog von Modena ward verjagt, der

Papst verlor die Legationen, und alle diese Gebiete wurden nun nach franz. Muster organisirt, zuerst als zwei getrennte Republiken diesseit und jenseit des Po (Cispadana und Transpadana), später aber zur Cisalpinischen Republik (s. d.) vereinigt. N. ergriff sodann die Offensive gegen Oesterreich. Er drang in Istrien, Kärnten, Steiermark vor und besetzte 5. April Judenburg, worauf das Wiener Cabinet, vollständig eingeschüchtert, die Friedenspräliminarien zu Leoben 18. April abschloß und die Lombardei abtrat. Als Entschädigungsobject mußte die Republik Venedig dienen, welche durch ihre zweideutige Politik N. gereizt hatte. Fast ohne Gegenwehr wurde das ganze Landgebiet und auch die Hauptstadt von den Franzosen occupirt, und man überließ den größten Theil davon im Frieden von Campo-Formio (17. Oct. 1797) an Oesterreich. Auch Genua verwandelte man nach franz. Muster in eine Ligurische Republik (s. d.), sodaß der Einfluß Frankreichs nunmehr unbeschränkt in Ober- und Mittelitalien vorherrschte.

Am 5. Dec. 1797 traf N. wieder in Paris ein, wo er als der gefeierte Nationalheld mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen wurde. Bei der Käuflichkeit und der gemeinen Habsucht, welche unter den Machthabern der Republik gewöhnlich waren, machte seine Uneigennützigkeit um so größern Eindruck. Er hatte mehr als 120 Mill. an baaren Contributionen eigenmächtig erhoben und vertheilt, und doch brachte er nur 300000 Frs. Ersparnisse mit, wofür er seiner Gemahlin das Schloß Malmaison kaufte. Das Directorium sah mit Eifersucht auf den populären und eigenwilligen General und bot alles auf, um denselben wieder von Paris zu entfernen. Nachdem N. die angebotene Gesandtschaft zum Rastadter Friedenscongreß abgelehnt, erhielt er den Oberbefehl über die sog. Armee von England, welche an den Ufern des Kanals zusammengezogen wurde und die brit. Inseln mit einer Landung bedrohte. Das geschah indeß nur zum Schein, N. hatte vielmehr den abenteuerlichen Plan zu einer Expedition nach dem Orient entworfen, und die Directorialregierung ging bereitwillig darauf ein. Es galt, Aegypten zu erobern und von hier aus die brit. Colonialbesitzungen in Ostindien zu bedrohen. Zu diesem Zweck rüstete man insgeheim eine Flotte mit Landungstruppen in Toulon aus, die 19. Mai 1798 unter Segel ging. Zahlreiche Gelehrte und Künstler hatten sich der Expedition angeschlossen. Unterwegs ward 12. Juni die Insel Malta (s. d.) durch Capitulation genommen. Am 2. Juli landete N. bei Alexandria, erfocht 21. Juli einen entscheidenden Sieg über das Heer der Mamluken bei den Pyramiden und zog 25. Juli in Kairo ein. Inzwischen aber wurden seine Verbindungen mit Frankreich völlig unterbrochen, indem der engl. Admiral Nelson die franz. Flotte bei Abukir 1. Aug. vernichtete. Trotzdem bewahrte N. seinen Gleichmuth und begann das eroberte Aegypten neu zu organisiren, als gelte es der Begründung einer dauernden Herrschaft. Im Frühjahr 1799 drang er sogar nach Syrien vor, mußte jedoch vor der Festung St.-Jean d'Acre nach längerer Belagerung unverrichteter Sache wieder abziehen und 21. Mai den Rückzug antreten. Dagegen ward ein türk. Heer, welches mit engl. Hülfe in Aegypten landete, bei Abukir 25. Juli bis zur Vernichtung geschlagen. Unterdessen hatte in Europa der Krieg zwischen Frankreich und der zweiten Coalition begonnen, und das Kriegsglück war den franz. Waffen ungetreu geworden, während gleichzeitig die Misverwaltung des Directoriums im Innern Uneinigkeit und Unzufriedenheit erregte. Darauf hin entschloß sich N. zur Heimkehr, indem er eigenmächtig 21. Aug. den Oberbefehl in Aegypten an General Kleber übergab und 24. Aug. zu Schiffe abging. Am 9. Oct. 1799 landete er zu Frejus, und unterwegs mit Jubel begrüßt, traf er 14. Oct. wieder in Paris ein. Sein Entschluß war gefaßt; «das Volk will und braucht einen Herrn», sagte er zu seinen Vertrauten. Nachdem er sich mit Sieyès (s. d.) und den einflußreichsten Generalen verständigt und der unbedingten Anhänglichkeit des Heeres versichert hatte, stürzte er durch den militärischen Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799) die allgemein verhaßte und verachtete Directorialregierung.

Von diesem Tage an war N. der anerkannte Gebieter Frankreichs. Die neue Constitution, welche man nach seinen Wünschen entwarf, trat bereits 27. Dec. 1799 in Kraft und ward nachträglich durch eine allgemeine Volksabstimmung mit mehr als drei Millionen Stimmen sanctionirt. Demnach erhielt er unter dem Titel eines Ersten Consuls auf zehn Jahre die volle monarchische Gewalt, während seine beiden Nebenconsuln nur eine berathende Stimme hatten. Auch verlegte er seine Wohnung alsbald in den Palast der Tuilerien und hielt hier einen glänzenden Hof, dessen Sitten und Bräuche schnell für die pariser Gesellschaft maßgebend wurden. Die Emigrantenliste wurde geschlossen, und fast neun Zehntheile der Ausgewanderten durften zurückkehren. Die Hoffnungen der Royalisten, daß der Erste Consul die Rolle eines Monk spielen und die Bourbons zurückberufen werde, erwiesen sich aber bald als nichtig. Andererseits waren die exaltirten Republikaner aufs höchste erbittert über die neue Ordnung der Dinge. Während der

nächsten Jahre sah sich N. durch Verschwörungen und Attentate wiederholt am Leben bedroht, welche theils von den Republikanern, theils von den Royalisten angestiftet wurden. Am 24. Dec. 1800 entging er nur zufällig der Explosion einer Höllenmaschine. Eine andere Verschwörung, bei welcher George Cadoudal (s. d.), Pichegru (s. d.) und vielleicht auch Moreau (s. d.) betheiligt, wurde Febr. 1804 entdeckt. N. sah sich dadurch zu außerordentlichen Repressivmaßregeln veranlaßt; zahlreiche Verdächtige wurden durch Specialgerichtshöfe und Militärcommissionen abgeurtheilt oder nach Guiana deportirt. Auch der Justizmord, welchen N. an dem Herzog von Enghien (s. d.) vollstrecken ließ (22. März 1804), ward durch diese Umtriebe veranlaßt.

Seine erste Sorge richtete N. dahin, das militärische und polit. Uebergewicht Frankreichs wiederherzustellen. Im Mai 1800 zog er mit einem Heer über die Alpen, griff die Oesterreicher im Rücken an und erfocht 14. Juni den entscheidenden Sieg bei Marengo. Die Oesterreicher mußten hierauf gemäß der Convention von Alessandria 16. Juni die Lombardei räumen, und die Cisalpinische Republik trat wieder ins Leben. N. kehrte hierauf 3. Juli nach Paris zurück. Da die Franzosen auch in Deutschland glücklich kämpften, so mußte sich das Wiener Cabinet zum Frieden von Luneville 9. Febr. 1801 bequemen, wodurch in Deutschland der Rhein, in Italien die Etsch als Grenze festgesetzt wurden. Piemont ward nunmehr (April 1801) der franz. Republik einverleibt. Schon vorher hatte N. das von den Franzosen occupirte Großherzogthum Toscana unter dem Namen eines Königreichs Etrurien (s. d.) an den Herzog von Parma verliehen (1. Oct. 1800), wogegen Parma unter franz. Herrschaft kam. Alle diese Besitzveränderungen mußte jetzt Oesterreich förmlich anerkennen, und N.'s Einfluß in Italien war somit unbeschränkt. Demnächst gelang es ihm auch mit Rußland ein freundschaftliches Verhältniß herzustellen. Beide Mächte im Einverständniß übten den entscheidenden Einfluß in Deutschland, wo die Vertheilung der durch Säcularisation gewonnenen Entschädigungsmasse unter die durch Abtretung des linken Rheinufers benachtheiligten Fürstenhäuser beginnen sollte. Zahllose Gesandtschaften der Mittel- und Kleinstaaten pilgerten nach Paris, um die Protection des Ersten Consuls zu erbitten und zu erkaufen; selbst die deutschen Großmächte bewarben sich wetteifernd um seine Unterstützung. Unter franz. und russ. Vermittelung kam endlich der Reichsdeputationshauptschluß (s. d.) vom 25. Febr. 1803 zu Stande. Mit England schloß N. Frieden auf den status quo ante bellum zu Amiens 25. März 1802; desgleichen mit der Türkei 25. Juni 1802, nachdem inzwischen die Franzosen Aegypten geräumt hatten. So war der allgemeine Weltfriede wiederhergestellt. N. dachte nun zunächst daran, ausgedehnte Colonialreiche in Amerika zu begründen. Von Spanien, welches längst vollständig dem franz. Einfluß unterlegen, hatte er sich die Provinz Louisiana (s. d.) abtreten lassen (21. Febr. 1801). Auch sandte er im Nov. 1801 eine Flotte nach der Insel Hayti (s. d.), welche daselbst die franz. Herrschaft wiederherstellte. Beim Wiederausbruch des Kriegs gegen England konnten indeß diese weitabgelegenen Besitzungen nicht behauptet werden. Die Insel Hayti erkämpfte ihre Unabhängigkeit, und Louisiana verkaufte N. an die Vereinigten Staaten (30. April 1803).

Nicht minder wichtig und erfolgreich war die Thätigkeit des Ersten Consuls im Innern. Die Verwaltung ward organisirt, indem an die Stelle der gewählten Municipalitäten eine von oben her ernannte, in strengster Subordination gehaltene Bureaukratie (Präfecten, Unterpräfecten, Maires) eintrat. Die Steuererhebung ward neu geregelt und zur Hebung des Credits eine Amortisationskasse und die Bank von Frankreich gegründet. Eine strenge und gewandte Polizei unter Fouché (s. d.) überwachte die Presse und die Parteien und schaltete mit großer Willkür. Durch das Concordat vom 15. Aug. 1801 wurde die kath. Kirche mit 9 Erzbischöfen und 41 Bischöfen wiederhergestellt; doch mußte dieselbe auf ihre in der Revolution eingezogenen Güter verzichten, wogegen der Staat die Besoldung der Geistlichkeit übernahm. Gleichzeitig geschahen die ersten Schritte zur Herstellung eines geordneten Volksschulwesens. Auch ward 1801 eine Commission niedergesetzt, um einen neuen Civilcodex auszuarbeiten. (S. **Französisches Recht.**) Im ganzen erhielt das öffentliche Leben Frankreichs immer mehr ein monarchisches Gepräge, wie denn auch der Orden der Ehrenlegion (s. d.) gestiftet wurde. Im Mai 1802 ließ sich N. durch den Senat seine Amtsgewalt auf weitere zehn Jahre verlängern. Am 2. Aug. 1802 wurde er zum lebenslänglichen Consul ernannt, nachdem bei allgemeiner Abstimmung eine Majorität von 3,568885 Bürgern sich dafür erklärt hatte. Zugleich geschah eine Veränderung der Verfassung, wodurch N. mit einer fast unumschränkten Gewalt bekleidet ward. Aehnlich erging es in den Tochterrepubliken. Die Niederlande (Batavische Republik) erhielten 17. Oct. 1801 eine neue Verfassung; desgleichen regelte N. die Verhältnisse der Schweiz (Helvetische Republik) durch die sog. Mediationsacte vom 11. Febr. 1803. In der Cisalpinischen oder

Italischen Republik ließ er sich zum Präsidenten erwählen (26. Jan. 1802), und die Ligurische Republik übertrug ihm das Recht, ihren Dogen zu ernennen (Juni 1802).

Der Friede mit England dauerte kaum ein Jahr. Die brit. Regierung misgönnte dem Ersten Consul die Alleinherrschaft über den Continent und wollte die Insel Malta (s. d.) nicht aufgeben; auch die Reclamationen N.'s wegen der feindseligen Haltung der engl. Presse und wegen der Umtriebe der franz. Flüchtlinge in England blieben vergeblich. Nach einem erbitterten Notenwechsel erfolgte die engl. Kriegserklärung (18. Mai 1803), worauf N. das Kurfürstenthum Hannover (s. d.) occupirte und am Kanal ein Heer und eine Flotte zum Behuf einer Landung in England sammelte. Zugleich entwarf er die Grundzüge des Continentalsystems (s. d.), indem er 20. Juli 1803 die Einfuhr der brit. Waaren untersagte. Das Londoner Cabinet dagegen suchte Bundesgenossen auf dem Continent zu gewinnen und eine neue Coalition gegen Frankreich zu stiften; zugleich ließ dasselbe die franz. Häfen bloquiren und unterstützte insgeheim die Umtriebe und Verschwörungen der franz. Flüchtlinge. Unmittelbar nach Entdeckung des Complots vom Febr. 1804 that N. den entscheidenden Schritt zur Wiederherstellung der erblichen Monarchie. Durch einen Senatsbeschluß, 18. Mai 1804 zu St.-Cloud überreicht, wurde er zur Befestigung des Staats und zur Sicherheit seiner eigenen Person zum erblichen Kaiser erklärt, mit dem Titel: Napoleon I. von Gottes Gnaden und durch die Constitutionen der Republik Kaiser der Franzosen. Bei einer allgemeinen Abstimmung sanctionirte diese neue Ordnung der Dinge eine Majorität von 3,572329 Stimmen. Am 2. Dec. geschah die Krönung in der Notre-Damekirche zu Paris mit unerhörter Pracht. Papst Pius VII., welcher zu dieser Feier geladen war, salbte den Kaiser und die Kaiserin Josephine; dann setzte N. sich selbst und seiner Gemahlin die Krone auf. Der neue Thron umgab sich mit einem glänzenden Hofstaat. Auch ward bald ein neuer Erbadel (Herzoge, Grafen, Barone, Ritter) errichtet, welcher auf Majorate basirt werden sollte; doch blieb die Gleichheit vor dem Gesetz bestehen. Reichswappen ward der goldene Adler, auf dem Donnerkeil sitzend, im blauen Feld. Die republikanischen Einrichtungen und Erinnerungen wurden vollends beseitigt und die Rechte der großen Staatskörperschaften (Senat und Legislative) aufs äußerste beschränkt, sodaß nur ein hohler Scheinconstitutionalismus übrigblieb, während thatsächlich ein starrer Absolutismus eingetreten war. Auch die Italische Republik wandelte man nunmehr in ein Königreich Italien um (17. März 1805), und N. krönte sich selbst 26. Mai zu Mailand mit der Eisernen Krone und stiftete den nach derselben benannten Orden. Dagegen wurden die Ligurische Republik 4. Juni und Parma 21. Juli dem franz. Kaiserthum einverleibt, indem N. jetzt und später den Grundsatz festhielt, daß auf der Halbinsel die Küsten des Mittelländischen Meeres zu Frankreich und nur die des Adriatischen Meeres zum Königreich Italien gehören sollten.

Inzwischen war die dritte Coalition abgeschlossen, in der bestimmten Absicht, Frankreich wieder auf die Grenzen von 1792 zu beschränken. Infolge davon gab N. die Plane gegen England auf, um dessen Bundesgenossen Oesterreich und Rußland anzugreifen. Am 24. bis 26. Sept. 1805 ging er mit der Hauptarmee über den Rhein, worauf Baiern, Würtemberg und Baden sich mit ihm verbündeten. Ein zahlreiches österr. Heer unter Mack wurde durch geschickte Operationen umzingelt und capitulirte 20. Oct. bei Ulm. Bereits 13. Nov. zog N. in Schönbrunn bei Wien ein, wo er die Nachricht erhielt von der Vernichtung der franz.-span. Flotte bei Trafalgar (s. d.). Einen Augenblick erschien die Lage bedenklich, da Preußen Miene machte, der Coalition beizutreten; doch die glorreiche Dreikaiserschlacht bei Austerlitz 2. Dec. entschied zu Gunsten N.'s. Das russ. Heer kehrte heim; Preußen verstand sich zu dem demüthigenden Vertrag von Schönbrunn 15. Dec., wo es gegen Abtretung alter Erblande Hannover zugewiesen erhielt; Oesterreich verlor im Frieden von Presburg, 26. Dec., den letzten Rest seiner ital. Besitzungen sowie Tirol und Vorderösterreich. An demselben Tage erklärte N. zu Schönbrunn die Dynastie von Neapel wegen ihrer zweideutigen Haltung für abgesetzt, und binnen wenig Wochen war die ganze ital. Halbinsel von den Franzosen occupirt; nur auf den Inseln Sicilien und Sardinien behaupteten sich die gleichnamigen Könige unter dem Schutze der engl. Flotte. Dagegen wurden die deutschen Bundesgenossen mit Gebietsvergrößerung belohnt; Baiern und Würtemberg erhielten auch den Königstitel. Am 27. Jan. 1806 kehrte N. nach Paris zurück und suchte nun seine vorherrschende Machtstellung in Mitteleuropa durch Begründung eines sog. Föderativsystems dauernd zu befestigen. Zunächst begann er seine Familie mit neuen Thronen auszustatten. Sein Bruder Joseph Bonaparte (s. d.) wurde König von Neapel, sein Bruder Ludwig Bonaparte (s. d.) König von Holland, sein Stiefsohn Eugen Vicekönig von Italien, sein Schwager Joachim Murat (s. d.) Großherzog von Berg; seine Schwestern erhielten ital.

Fürstenthümer, Elise (s. Bacciochi) Lucca und Piombino, Pauline (s. Borghese) Guastalla. Ein kaiserl. Familienstatut vom 31. März erklärte den franz. Kaiser zum Familienhaupt und verurtheilte sämmtliche Glieder mit ihren Herrschaften zum strengsten Vasallenthum. Am 12. Juli folgte die Unterzeichnung des Rheinbundes (s. d.), welchem allmählich die sämmtlichen deutschen Mittel- und Kleinstaaten beitreten mußten, um ihre Existenz zu retten. N. war im Grundvertrage als Protector des Bundes anerkannt und hatte die unbeschränkte Verfügung über dessen Militärmacht. Das Deutsche Reich löste sich auf, und N. konnte nunmehr unbestritten den Anspruch erheben, als der rechte Nachfolger Karl's d. Gr. zu gelten.

Die Friedensunterhandlungen, welche um diese Zeit in Paris mit Rußland und England geführt wurden, blieben erfolglos, und bald darauf kam es auch zum Bruch mit Preußen, welches nunmehr die Räumung Deutschlands von franz. Truppen forderte. Am 25. Sept. 1806 reiste N. von Paris nach Bamberg, wo er seine Armee concentrirte und dann nach Thüringen vorrückte. In der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt, 14. Oct., wurde die preuß. Hauptmacht vollständig geschlagen. Am 27. Oct. zog N. triumphirend in Berlin ein, und noch im Nov. ward alles Land bis zur Weichsel von den Franzosen occupirt. Die Dynastien von Braunschweig und Kurhessen wurden verjagt; dagegen ward Kursachsen in das franz. Bündniß aufgenommen und erhielt den Königstitel. Inzwischen hatte eine starke russ. Heeresmacht sich mit den Preußen vereinigt; aber trotz des tapfersten Widerstandes gewann N. einen Sieg nach dem andern, insbesondere bei Preußisch-Eylau 7. und 8. Febr. 1807 und bei Friedland 14. Juni; am 16. Juni fiel auch Königsberg in seine Gewalt. Nun wurden Unterhandlungen eröffnet, welche zum Abschluß des Friedens von Tilsit 7. und 9. Juli führten. Preußen verlor dabei den größten Theil seiner Provinzen, während sich Rußland mit der größten Schonung behandelt sah und sogar noch eine Gebietsvergrößerung erhielt. Aus den eroberten Landen westlich von der Elbe bildete N. das Königreich Westfalen, welches er seinem jüngsten Bruder Hieronymus Bonaparte (s. d.) verlieh; die preuß.-poln. Provinzen aber fielen unter dem Namen eines Herzogthums Warschau dem Könige von Sachsen zu. Die starke Festung Erfurt und die wiederhergestellte Republik Danzig (s. d.) behielt N. als militärische Stützpunkte in der Hand; auch blieb ganz Norddeutschland von franz. Truppen besetzt. Von wichtigen Folgen war, daß während der Unterhandlungen in Tilsit N. persönliche Freundschaft mit dem Kaiser Alexander I. von Rußland schloß. Wie es scheint, fanden damals geheime Verabredungen statt, wodurch N. Schweden und Türkei dem russ. Kaiser preisgab, während dieser darein willigte, daß die franz. Herrschaft auch über die Pyrenäische Halbinsel ausgedehnt würde. Zunächst kam Portugal an die Reihe. Der pariser «Moniteur» vom 13. Nov. verkündigte die Absetzung der Dynastie Braganza, weil dieselbe immer zu England gehalten habe, und franz. Truppen besetzten das Land. Dann mußte der König von Etrurien resigniren (10. Dec. 1807), und sein Königreich ward dem franz. Kaiserthum einverleibt; dafür versprach N. denselben mit einem Stück von Portugal zu entschädigen, welche Zusage jedoch unerfüllt blieb. Endlich gab ein Familienzwist im span. Königshause auch hier den Vorwand zur Einmischung. König Karl IV. (s. d.) und sein Sohn Ferdinand VII. (s. d.) erkannten N. als Schiedsrichter an und kamen auf dessen Einladung zu ihm nach Bayonne, wo sie beide genöthigt wurden, auf die span. Krone zu verzichten (5. und 10. Mai 1808). N. setzte darauf seinen Bruder Joseph zum König von Spanien und Indien ein und gab dessen bisheriges Königreich Neapel an Joachim Murat; das dadurch erledigte Großherzogthum Berg kam unter franz. Verwaltung. Aber nun begann sofort auf der Pyrenäischen Halbinsel der nationale Freiheitskrieg gegen den fremden Usurpator und wurde von England kräftig unterstützt, sodaß seitdem fortwährend ein großer Theil der franz. Armee hier beschäftigt war. Am 27. Sept. 1808 traf N. zu Erfurt mit Kaiser Alexander I. zusammen, und das in Tilsit begründete Einverständniß zwischen beiden Mächten wurde hier durch den Vertrag vom 12. Oct. besiegelt. Die Vasallen des Rheinbundes u. s. w., 4 Könige, 34 Fürsten und Prinzen waren erschienen, um diesen Congreß durch ihre Gegenwart zu verherrlichen.

Unmittelbar darauf, Ende Oct. 1808, ging Napoleon nach Spanien, und es gelang ihm durch die Ueberlegenheit seiner Armee und seiner Taktik allerdings für den Augenblick die nationale Insurrection niederzuschlagen; nach wiederholten Siegen zog er 5. Dec. in Madrid ein. Von hier aus erließ er 15. Dec. jenes berüchtigte Decret, wodurch der Freiherr von Stein (s. d.) als Feind Frankreichs und des Rheinbundes förmlich in die Acht erklärt wurde. N. gedachte sich nun nach Portugal zu wenden, um die Engländer vollends zu verjagen, aber auf die Nachricht von den großen Rüstungen Oesterreichs kehrte er 28. Jan. 1809 nach Paris zurück. Das wiener Cabinet war entschlossen, nochmals das Kriegsglück zu versuchen und appellirte dabei

nicht vergebens an die Sympathien der deutschen Nation; doch blieben die Insurrectionen in Hessen und Tirol sowie die Parteigängerzüge des Majors Schill (s. d.) und des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig (s. d.) ohne Einfluß auf den Verlauf des großen Kriegs. Am 17. April 1809 traf N. in Donauwörth ein und übernahm den Oberbefehl. Dann schlug er die Oesterreicher bei Thann, Landshut, Eggmühl und Regensburg 19. bis 23. April und verfolgte sie ungestüm die Donau abwärts, sodaß er bereits 13. Mai Wien einnahm. Hier erfolgte das Decret vom 17. Mai, welches den Kirchenstaat vollends dem franz. Kaiserthum einverleibte; Papst Pius VII. wurde gefangen nach Frankreich abgeführt. Als aber N. versuchte, die Donau zu überschreiten, um das österr. Heer auf dem Marchfelde anzugreifen, erlitt er 21. Mai die erste Niederlage in der blutigen Schlacht bei Aspern und Eßling; nur mit Mühe brachte er seine Armee auf das südl. Stromufer zurück. Erst 5. Juli gelang der Uebergang über die Donau, und Tags darauf, 6. Juli, erfocht N. den entscheidenden Sieg bei Wagram, worauf 12. Juli der Waffenstillstand von Znaim unterzeichnet wurde. Im Frieden zu Wien (Schönbrunn) 14. Oct. mußte Oesterreich 2000 Q.-M. abtreten, die theils zur Vergrößerung des Herzogthums Warschau, theils zur Herstellung eines besondern franz. Gouvernements der Illyrischen Provinzen dienten. Mitten im Siegesglück bedrohte Friedrich Staps (s. d.) das Leben N.'s zu Schönbrunn 12. Oct.; doch wurde das beabsichtigte Attentat rechtzeitig entdeckt und verhindert.

Dem Wiener Frieden folgte ein kurzer Zeitraum der Ruhe, wo N. auf dem Gipfel seiner Macht und seines Glücks die Waffen niederlegte, um sich mit der Befestigung seines Throns und der polit. Gestaltung seines Weltreichs zu beschäftigen. Zwar dauerte der Krieg auf der Pyrenäischen Halbinsel unausgesetzt fort, aber dies störte den Frieden des Continents nicht weiter. Der Kampf gegen England wurde jetzt, nachdem Frankreich seine Seemacht, Handel und Colonien eingebüßt, nur noch durch das sog. Continentalsystem (s. d.) fortgesetzt. N. verschärfte dasselbe durch wiederholte Decrete, und allmählich mußten alle Staaten des Continents demselben gern oder ungern beitreten. Im übrigen fällt in diese Epoche vorzugsweise die Errichtung der großen Bauwerke, Kunststraßen, Kanäle und Industrieanstalten, durch welche N. nicht nur in Frankreich, sondern auch in den Nebenlanden sich verewigte. Um die Zukunft seines Reichs und seiner Dynastie zu sichern, ließ er durch Senatsbeschluß vom 16. Dec. 1809 sich von seiner kinderlosen Gemahlin Josephine scheiden. Zunächst dachte er an eine Heirath mit der russ. Großfürstin Anna (nachmals Königin der Niederlande); aber die Verhandlungen zerschlugen sich. Dagegen bewilligte Kaiser Franz von Oesterreich die Hand seiner Tochter, der Erzherzogin Marie Luise (s. d.), welche Napoleon durch Procuration in Wien 11. März und persönlich in Paris 2. April angetraut wurde. Dem Sohne, welcher 20. März 1811 aus dieser Ehe geboren ward, verlieh N. sofort den Titel eines Königs von Rom (Napoleon II., nachmals Herzog von Reichstadt, s. d.). Um diese Zeit erreichte auch der Uebermuth N.'s den höchsten Grad, und selbst den Mitgliedern seiner Familie ward das Abhängigkeitsverhältniß unerträglich. Der König von Spanien, Joseph Bonaparte, bot seine Abdankung an; der König von Holland, Ludwig Bonaparte, legte nach vielfachen Reibungen wirklich seine Krone nieder, worauf Holland 9. Juli 1810 dem Kaiserthum einverleibt wurde. Ein gleiches Schicksal betraf die Republik Wallis (s. d.), 11. Nov., und die deutschen Rheinbundländer an der Ems-, Weser- und Elbmündung, 13. Dec. 1810. So reichte das franz. Kaiserthum von der Nordsee bis jenseit der Tiber und vom Atlantischen Meere bis an die Ostsee; es zählte 130 Departements und 42 Mill. Einwohner. Paris war die erste, Rom die zweite, Amsterdam die dritte Stadt des Reichs. Die letzten Annexionen Hollands und der Nordseeküsten hatte N. mit der Nothwendigkeit einer strengern Handhabung des Continentalsystems zu rechtfertigen gesucht; auch an die verbündeten Staaten wurden in dieser Hinsicht immer strengere Anforderungen gestellt. Darüber kam es am Ende zu Zwistigkeiten mit Schweden und Rußland. Kaiser Alexander I., ohnehin durch die Entthronung des verwandten Herzogs von Oldenburg sowie durch die fortwährende Vergrößerung des Herzogthums Warschau gereizt, verweigerte seine weitere Mitwirkung und gab den Eingang brit. Waaren in sein Reich wieder frei, während er zugleich die Einfuhr franz. Fabrikate beschränkte. Zwar verhandelte man noch längere Zeit über eine Ausgleichung, aber man rüstete auf beiden Seiten. N. glaubte die Zeit gekommen, auch den letzten ebenbürtigen Gegner auf dem Continente niederzuwerfen, und entbot seine Vasallen und Bundesgenossen zur Heeresfolge gegen Rußland; auch Preußen und Oesterreich mußten dazu Hülfstruppen stellen. Am 9. Mai 1812 reiste N. von Paris nach Deutschland ab, und nachdem er in Dresden nochmals die deutschen Könige und Fürsten um sich versammelt, stellte er sich an die Spitze der großen Armee, welche an der Weichsel zusammengezogen war und etwa ½ Mill. Soldaten zählte. Am 24. Juni

überschritt N. den Niemen und schlug die Russen bei Smolensk 17. Aug. und bei Borodino an der Moskwa 7. Sept. Dann zog er 15. Sept. siegreich in Moskau ein, wo er eine Ruhestätte bis zum nächsten Frühjahre zu finden hoffte. Doch der Brand dieser ungeheuern und an Hülfsquellen überreichen Stadt vereitelte mit einem Schlage alle Hoffnungen und Berechnungen (15. bis 20. Sept.). Nachdem N. noch einen ganzen Monat in den Trümmern Moskaus verweilt und nunmehr dem Feinde, jedoch vergebens, den Frieden angeboten, entschloß er sich, sein durch Kämpfe und Entbehrungen bereits sehr gelichtetes Heer an die Düna und den Dnjepr zurückzuführen. Der Rückzug begann 15. Oct. bei günstigem Wetter, aber schon Anfang Nov. trat eine ungewöhnliche Kälte ein; Frost und Hunger rafften die Soldaten zu Tausenden hinweg, und die furchtbaren Kämpfe und Aufopferungen, mit denen der Uebergang über die Beresina (s. d.) erkauft werden mußte (22. bis 28. Nov.), vollendeten die Auflösung der großen Armee, von der nur geringe Ueberreste in die Heimat zurückkehrten. (S. Russisch-deutscher Krieg.) Mitten auf diesem schrecklichen Rückzuge erhielt N. die Nachricht von der Verschwörung des Generals Mallet (s. d.), welche ihm zu seiner traurigen Ueberraschung bewies, daß seine Dynastie in Frankreich noch keineswegs eingewurzelt war. Darum übergab er bei Smorgoni 5. Dec. den Oberbefehl an Murat und eilte im strengsten Incognito über Warschau und Dresden nach Paris zurück, wo er 19. Dec. eintraf, fast gleichzeitig mit dem berühmten 29. Bulletin, welches die ungeheuere Niederlage offen eingestand.

Während nunmehr die Russen nach Polen und Deutschland vordrangen und Preußen sich erhob, um die franz. Fremdherrschaft abzuschütteln, war N. mit großartigen Aushebungen und Rüstungen beschäftigt, und wirklich stellte er zum Frühjahre 1813 eine neue zahlreiche Armee ins Feld, welcher der größte Theil der Rheinbundscontingente sich anschließen mußte. Am 15. April ging er von Paris über Mainz nach Dresden, übernahm den Oberbefehl und besiegte die vereinigten preuß.-russ. Heere 2. Mai bei Groß-Görschen, 20. und 21. Mai bei Bautzen. Dennoch hielt er für gerathen, die angebotene Vermittelung Oesterreichs anzunehmen und den Waffenstillstand vom 4. Juni zu schließen, worauf Unterhandlungen in Prag eröffnet wurden. Vergebens versuchte N. die Verbündeten zu trennen und Oesterreich durch das Angebot Illyriens für sich zu gewinnen. Am Ende stellte man ihm das Ultimatum, auf Illyrien, die überrhein. Provinzen und das Protectorat des Rheinbundes zu verzichten (8. Aug.), und als er nicht sofort darauf einging, trat auch Oesterreich der bereits zwischen Preußen, Rußland, Schweden und England abgeschlossenen Allianz bei. So begann der Krieg aufs neue. N. nahm jetzt eine centrale Stellung bei Dresden und erfocht hier 26. und 27. Aug. einen glänzenden Sieg, als die Verbündeten ihn angriffen, während ringsum seine Generale eine Niederlage nach der andern erlitten. Darauf zog er sich, um die Verbindung mit dem Rheine zu behalten, nach Leipzig zurück. Die Alliirten rückten indeß von allen Seiten gegen ihn heran, und die Entscheidungsschlacht vom 16. bis 19. Oct. endigte mit der vollständigen Niederlage der Franzosen. N. mußte jetzt den Rückzug nach Frankreich antreten. Nachdem er bei Hanau 30. Oct. noch den bair. General Wrede (s. d.), welcher ihm den Weg verlegen wollte, geschlagen hatte, erreichte er die Rheingrenze. Doch war sein Heer durch Kämpfe, Strapazen und Krankheiten so gut wie ganz aufgerieben. Gleichzeitig wurden die Franzosen vollends aus Spanien (s. d.) hinausgeworfen. Nichtsdestoweniger blieb der Respect vor N. noch immer so groß, daß die Alliirten am Rheine stehen blieben und in Frankfurt a. M. neue Unterhandlungen anknüpften. Sie erklärten sich bereit, Frankreich seine «natürlichen Grenzen», Rhein, Alpen und Pyrenäen, zu belassen, und forderten nur, daß N. auf jede Herrschaft in Deutschland, Holland, Spanien und Italien verzichte und die Wiederherstellung der alten Dynastien daselbst anerkenne. Als darauf eine ausweichende Antwort erfolgte, besetzten die Alliirten im Dec. die Schweiz und Holland und überschritten 1. Jan. 1814 den Rhein, während ein engl.-span. Heer unter Wellington (s. d.) über die Pyrenäen vordrang. Unterdeß erlebte N. in Paris zum ersten mal seit 1802 eine Opposition im Gesetzgebenden Körper, worauf er die Deputirten mit harten Worten nach Hause schickte und ohne ihre Zustimmung neue Steuern und Rekruten ausschrieb. Aber es zeigte sich, daß die alte Begeisterung erloschen war; das franz. Volk war der ewigen Kriege müde und wünschte den Frieden, sodaß der Aufruf zur Bildung eines Landsturms wenig Erfolg hatte. Trotzdem beharrte N. in hartnäckiger Verblendung. Nach den ersten Gefechten bei Brienne 29. Jan. und bei La Rothière 1. und 2. Febr. wurde nochmals ein Friedenscongreß zu Châtillon eröffnet, und die Alliirten erklärten sich bereit, Frankreich in den Grenzen von 1792 zu belassen. Jedoch der Kaiser, welcher nach den Erfolgen vom 10. bis 18. Febr. bei Champaubert, Montmirail, Château-Thierry, Vauxchamps und Montereau seine volle Zuversichtlichkeit wiedergewonnen hatte, wies diese

Vorschläge zurück und wollte nur auf Grundlage der frankfurter Anerbietungen verhandeln. Dagegen schloß er mit König Ferdinand VII. von Spanien und Papst Pius VII. Verträge ab, infolge deren diese wieder in Freiheit gesetzt wurden und (März) in ihre Staaten zurückkehrten. Doch blieben diese Friedensschlüsse ohne Einfluß auf den Verlauf des großen Kriegs. Das Geschick N.'s kam nunmehr zur raschen Entscheidung. Von allen Seiten drangen die alliirten Heere gegen Paris vor, und die blutigen Kämpfe bei Bar-sur-Aube 27. Febr., bei Laon 9. und 10. März, und bei Arcis-sur-Aube 20. und 21. März fielen für die franz. Waffen unglücklich aus. Der Congreß von Châtillon ging unverrichteter Sache auseinander. N. faßte jetzt den verzweifelten Entschluß, sich nach Lothringen in den Rücken der Feinde zu werfen und deren Verbindungen mit dem Rhein zu bedrohen, indem er hoffte, sie dadurch zum Rückzug zu zwingen. Aber die Alliirten begnügten sich, ihm ein Beobachtungscorps nachzusenden, und marschirten mit der Hauptmacht weiter gegen Paris, das 31. März capitulirte. Auf diese Schreckensnachricht eilte N. schnell herbei, kam aber einige Stunden zu spät und zog sich nun nach Fontainebleau zurück, wo der Rest seines Heeres sich um ihn sammelte. Anfangs dachte er daran, noch einen Entscheidungskampf zu wagen, stand jedoch davon ab, als seine Marschälle sich geradezu widersetzten. Nachdem der Senat und der Gesetzgebende Körper schon 3. April die Absetzung des Kaisers ausgesprochen hatten, entsagte N. zu Gunsten seines Sohnes Napoleon II.; als dies jedoch verworfen wurde, bequemte er sich 11. April zu einer unbedingten Abdankung. Dagegen sollte er die Insel Elba als Souverän und eine Jahresrente von 2 Mill. Frs. erhalten; auch durften ihm 400 Mann von seiner Garde als Freiwillige folgen. Am 20. April verließ N. Fontainebleau, um nach der Südküste zu reisen. Unterwegs wurde er wiederholt von aufgeregten Pöbelhaufen bedroht, sodaß er sich verkleiden mußte. Am 28. April schiffte er sich zu St.-Rapheau auf einer brit. Fregatte ein und erreichte 3. Mai 1814 die Rhede von Porto-Ferrajo auf Elba.

N. entfaltete auf seiner kleinen Insel anfänglich eine lebhafte Regententhätigkeit, vermochte sich aber nicht in den kleinlichen Verhältnissen zufrieden zu geben. Dazu kam, daß die franz. Regierung ihm die versprochene Jahresrente vorenthielt; ja er mußte für seine persönliche Sicherheit besorgt sein, denn es gingen Gerüchte, daß zwischen den Großmächten über seine Abführung nach einem abgelegenen Verbannungsorte (Malta oder St.-Helena) verhandelt werde. Die Misvergnügten in Frankreich und Italien knüpften Verbindungen mit ihm an; ebenso der König Joachim Murat, welcher sich im Besitze seines Königreichs Neapel bedroht sah. Als nun zudem durch die fortwährenden Misgriffe der Bourbons die Unzufriedenheit in Frankreich immer mehr wuchs, entschloß er sich, durch einen kühnen Handstreich die verlorene Krone wiederzugewinnen. Die Gelegenheit schien günstig, da eben die Großmächte auf dem Wiener Congresse über die poln. und sächs. Frage in offenen Streit gerathen waren. Am 26. Febr. 1815 ging N. mit etwa 900 Soldaten zu Schiff und landete 1. März an der Küste der Provence im Golfe Juan. In den ersten Tagen zeigte sich die Bevölkerung unsicher und besorgt. Als er aber weiter vordrang, wurde er mit immer lebhafterm Zurufe empfangen, und die gegen ihn ausgesandten Truppen gingen zu ihm über, so 6. März die Besatzung von Grenoble unter Oberst Labedoyère (s. d.), das Armeecorps von Lyon am 10. und Marschall Ney (s. d.) in Macon 13. März. Bereits 20. März abends zog N. wieder in Paris ein, nachdem die Bourbons am Tage vorher geflüchtet waren; er hatte ganz Frankreich ohne Schwertstreich wiedererobert. Um die liberale Partei, welche ihm das vorige Jahr Opposition gemacht hatte, für sich zu gewinnen, erließ er 22. April eine Zusatzacte zur Verfassung des Kaiserthums, welche eine Anzahl liberaler Bestimmungen enthielt, und nahm sogar den Republikaner Carnot (s. d.) zum Minister des Innern. Am 1. Juni versammelte er die Deputationen der Departements, der Armee und der Flotte auf dem Marsfeld (s. d.) in Paris, wo mit großem Prunk die neue Verfassung proclamirt und dem Kaiser gehuldigt wurde. Aber das Ausland weigerte sich, diese Restauration des franz. Kaiserthums anzuerkennen, und alle Hoffnungen, welche N. auf die Zwietracht der Großmächte gebaut hatte, zeigten sich als illusorisch. Vergebens versuchte N. mit Rußland und Oesterreich anzuknüpfen und versprach, mit den Grenzen von 1792 sich zu begnügen. Die Alliirten erneuerten zu Wien ihre Allianz und erließen gegen ihn als allgemeinen Feind und Ruhestörer eine förmliche Achtserklärung (13. März). Sein einziger Bundesgenosse, Joachim Murat, unterlag nach einem kurzen Feldzuge. Unterdeß stellte N. mit gewohnter Energie wieder ein starkes Heer ins Feld und drang 14. Juni in Belgien ein, um die dort versammelten engl. und preuß. Streitkräfte zu vernichten, bevor die Russen und Oesterreicher herbeikämen. Am 16. Juni schlug er die

Preußen bei Ligny. Dann wandte er sich gegen die Engländer, und es kam 18. Juni zur Schlacht bei Waterloo, wo der rechtzeitige Anmarsch der Preußen die vollständige Niederlage des franz. Heeres entschied. Nach eiliger Flucht traf N. 20. Juni wieder in Paris ein, aber die Stimmung der Nation war gleichgültig und die Haltung der Kammern geradezu feindselig; niemand wollte sich mehr für den Ruhm des Kaisers aufopfern, sondern man forderte seine Entfernung. So dankte N. 22. Juni abermals zu Gunsten seines Sohnes Napoleon II. ab. Er verweilte hierauf noch bis zum 29. Juni in Malmaison und reiste darauf nach Rochefort, um sich nach den Vereinigten Staaten von Amerika einzuschiffen; als er aber 3. Juli daselbst anlangte, war der Hafen bereits durch engl. Kriegsschiffe gesperrt. N. beschloß darauf, um nicht den Continentalmächten in die Hände zu fallen, lieber an die Großmuth Englands zu appelliren. Er schrieb an den Prinz-Regenten Georg IV., daß er sich unter den Schutz des größten, aber auch edelmüthigsten seiner Feinde stelle, und ging 15. Juli an Bord des von Kapitän Maitland befehligten Linienschiffs Bellerophon. Allein die Landung in Plymouth und der Schutz der engl. Gesetze wurden ihm nicht bewilligt; vielmehr ward ihm der Beschluß der alliirten Mächte mitgetheilt, daß der «General Bonaparte» im Interesse der allgemeinen Ruhe nach der engl. Insel St.-Helena (s. d.) deportirt werden solle. Der Kaisertitel, den England übrigens niemals anerkannt hatte, wurde ihm von jetzt an versagt. Am 7. Aug. bestieg N. das Linienschiff Northumberland und langte 16. Oct. 1815 in St.-Helena an, wo ihm ein neuerrichtetes Gebäude zu Longwood als Wohnsitz angewiesen wurde. Die Generale Bertrand, Gourgaud, Montholon, Graf Las-Cases u. a. durften seine Verbannung theilen, in welcher er sich vorzugsweise mit Abfassung seiner Denkwürdigkeiten beschäftigte. Außerdem lebte er in fortwährendem Streite mit dem Gouverneur der Insel, Sir Hudson Lowe (s. d.), der durch sein strenges und pedantisches Wesen den Gefangenen vielfach verletzte. Namentlich konnte N. nicht verschmerzen, daß der Gouverneur ihn hartnäckig nur als General Bonaparte behandelte. Nach längerer Kränklichkeit starb er 5. Mai 1821 am Magenkrebs. Neunzehn Jahre später wurde, nach Verständigung zwischen der engl. und franz. Regierung, sein in einem kleinen Thale der Insel gelegenes Grab geöffnet und der Leichnam durch den Prinzen von Joinville nach Paris geführt, wo man ihn 15. Sept. 1840 im Dome der Invaliden beisetzte.

Die eigenen Schriften N.'s erschienen nach seinem Tode mehrmals gesammelt («Oeuvres», 6 Bde., Par. 1821—22; 5 Bde., Stuttg. und Tüb. 1822—23). Außerdem veröffentlichten die Generale Gourgaud und Montholon die sog. «Dictées de Ste.-Helène» («Mémoires pour servir à l'histoire de France sous N., écrits à Ste.-Helène, sous la dictée de l'empereur», 8 Bde., Lond. und Par. 1822—24; 2. Aufl., 9 Bde., Par. 1830; deutsch, 9 Bde., Berl. 1823—25). Hierzu kam neuerdings die auf Befehl Napoleon's III. veranstaltete Sammlung der «Correspondance de N. I» (Bd. 1—15, Par. 1858—66). Zu den wichtigsten Quellenschriften für die Geschichte des ersten Kaiserreichs gehören auch die zahlreichen Memoiren der Feldherren N.'s und anderer Personen aus dessen Umgebung, wie z. B. von O'Meara, Las Cases, Antommarchi, Hudson Lowe, Bausset, Durand, Bourrienne, Abrantes, Montholon, Masséna, Ney, Belliard, Marmont, Miot, Beugnot u. s. w. Die geschichtlichen Darstellungen, die seit dem Anfange dieses Jahrhunderts über das Privatleben und die öffentliche Laufbahn N.'s erschienen, sind ungemein zahlreich, doch zum Theil ohne eigentlichen histor. Werth. Von franz. und engl. Werken dieser Art sind hervorzuheben die von Arnault (3 Bde., Par. 1822—26), Norvins (4 Bde., Par. 1827 u. öfter, sehr populär), Walter Scott (9 Bde., Edinb. 1827 u. öfter; eine sehr parteiische Arbeit, die viel Gegenschriften veranlaßte), Jomini (4 Bde., Par. 1827), Hazlitt (4 Bde., Lond. 1828), Laurent (Par. 1828 u. öfter), Bailleul (4 Bde., Par. 1829—30), Hugo (Par. 1833), Thibaudeau (6 Bde., Par. 1827—28), Mitchell (3 Bde., Lond. 1839), Saint-Hilaire (2 Bde., Par. 1842), Michaud (Par. 1844), Regnault (4 Bde., Par. 1846), Bégin (5 Bde., Par. 1853—54), Martin de Gray (3 Bde., 2. Aufl., Par. 1858), Leynadier (Par. 1866 fg.); ferner die Werke von Bignon (s. d.), Thiers (s. d.) u. s. w. Von deutschen biographischen Arbeiten über N. sind etwa zu nennen die von Bergk (4 Bde., Lpz. 1825), Kolb (7 Bde., Speier 1826—27), Buchholz (3 Bde., Berl. 1827—29), Schlosser (3 Bde., Frankf. 1833—35), Becker (2 Bde., Lpz. 1838—39), Roth (2 Bde., Stuttg. 1843) u. s. w. Hierzu kommen von Schriften über einzelne Lebensepochen des Kaisers: Coston, «Biographie des premières années de N.» (2 Bde., Par. 1840); Nasica, «Mémoires sur l'enfance et jeunesse de N.» (Par. 1852); Ségur, «Histoire de N. et de la grande armée pendant l'année 1812» (2 Bde., Par. 1824 u. öfter); Fain, «Manuscrit de 1812» (2 Bde., Par. 1824); Forsyth, «History of the captivity of N.» (2 Bde., Lond. 1853) u. s. w.

Napoleon II., s. Reichstadt (Herzog von).

Napoleon III., Kaiser der Franzosen, der dritte Sohn des Königs Ludwig Bonaparte (s. d.) von Holland und der Königin Hortense (Beauharnais), wurde 20. April 1808 zu Paris geboren, aber erst 4. Nov. 1810 zu Fontainebleau getauft (Karl Ludwig Napoleon), wobei Napoleon I. und die Kaiserin Marie Louise Taufpathen waren. Er erhielt seine Erziehung zuerst in Paris, und sowol für ihn wie für seinen ältern Bruder bewies Napoleon I. große Zuneigung. Auf dem Maifelde 1. Juni 1815 stand der junge Prinz zur Seite des Kaisers, und als dieser ihn in Malmaison zum letzten mal umarmte, wollte er durchaus dem Oheim folgen, und nur mit Mühe vermochte die Mutter ihn zu beruhigen. Nach der zweiten Restauration der Bourbons folgte N. seiner Mutter in die Verbannung, erst nach Konstanz und von da 1816 nach Arenenberg im Thurgau. Dann wurde er auf das Gymnasium nach Augsburg geschickt, wo er acht Jahre zubrachte. Wiederholt kam er von hier nach München zu seinem Oheim, dem Herzog Eugen (Beauharnais) von Leuchtenberg. Nach seiner Rückkehr nach Arenenberg 1824 unterrichtete ihn der schweiz. General Dufour in den Kriegswissenschaften. Auch machte er unter dessen Leitung einen Artilleriecursus in der Militärschule zu Thun durch. Außerdem bildete er sich in mannichfachen geistigen und körperlichen Uebungen aus. Mehrmals reiste er mit seiner Mutter nach Italien, wo sein Vater in Florenz lebte, und überdies verkehrte er mit den verwandten Höfen der Großherzogin Stephanie (Beauharnais) von Baden und der Fürstin Antoinette (Murat) von Hohenzollern-Sigmaringen. Nicht minder lebhaft war der Verkehr mit den nächsten Nachbarn. Der Prinz trat in die Schützengesellschaft zu Ermatingen und in die Thurgauische Cantonalgesellschaft, machte eidgenössische Schützenfeste mit u. s. w. Mit Frankreich wurden ebenfalls Verbindungen unterhalten. Viele Franzosen besuchten Arenenberg, und die Königin Hortense bestärkte ihren Sohn in dem zuversichtlicher Glauben, daß er berufen sein werde, das Werk seines großen Oheims wieder aufzunehmen. Durch die Bewegung des J. 1830 wurde N. zuerst in das öffentliche Leben hineingezogen, indem die Unzufriedenen in Mittelitalien mit den Napoleoniden anzuknüpfen suchten. N. befand sich damals in Rom, von wo er wegen Betheiligung an einer polit. Demonstration ausgewiesen und mit Gensdarmen im December über die Grenze gebracht wurde. So ging er nach Florenz, wo er mit seinem ältern Bruder, Napoleon Ludwig, zusammentraf. Beide hatten hier Besprechungen mit Ciro Menotti und andern Verschwörern. Als der Aufstand in der Romagna und den benachbarten Herzogthümern ausbrach, Anfang Febr. 1831, eilten sie nach Bologna, um sich der provisorischen Regierung zur Disposition zu stellen. Sie dienten in dem Insurrectionsheere, welches unter Generalmajor Sercognani auf dem Wege nach Rom bis gegen Civita-Castellana vordrang, und machten einige Gefechte mit. Aber schon zu Anfang März verfügte die bologneser Regierung aus Rücksicht auf den franz. König Ludwig Philipp, den man sich geneigt zu machen suchte, ihre Entlassung aus dem Kriegsdienst, und als sie dann nach Bologna zurückkehrten, erhielten sie den Befehl, die Stadt zu verlassen. Auf der Weiterreise starb der ältere Bruder, Napoleon Ludwig, zu Forli 27. März. Auch N. erkrankte an den Masern, kam aber glücklich nach Pesaro, wo er mit seiner Mutter zusammentraf, und von da nach Ancona. Hier wußte die Königin Hortense ihren kranken Sohn vor den österr. Militärbehörden und der röm. Polizei zu verbergen, indem sie das Gerücht verbreitete, daß er bereits nach der Insel Korfu entflohen sei. Sobald er sich einigermaßen erholt, führte sie ihn, als Bedienten verkleidet, mit sich hinweg durch den Kirchenstaat und Toscana nach Genua und überschritt die franz. Grenze unweit Cannes. Mit Vorwissen des Königs Ludwig Philipp und des Ministerpräsidenten Casimir Périer durften Mutter und Sohn kurze Zeit in größter Heimlichkeit zu Paris verweilen, mußten dann aber 6. Mai weiter nach England reisen, da der franz. König bonapartistische Demonstrationen besorgte. Die Bitte N.'s, in die franz. Armee eintreten zu dürfen, ward nicht bewilligt. In London tauchte damals das Gerücht auf, daß Hortense gekommen sei, um für ihren Sohn von der Londoner Conferenz die belg. Königskrone zu erbitten. Nach einigen Monaten erhielt Hortense auf Ansuchen einen franz. Paß unter dem Namen einer Herzogin von Arenenberg und reiste dann mit ihrem Sohne durch das nördl. Frankreich, ohne Paris zu berühren, zurück nach der Schweiz (Aug. 1831). Gleich darauf traf eine nichtofficielle Deputation aus Polen in Arenenberg ein, welche N. einlud, sich an die Spitze der poln. Insurrection zu stellen. Wiewol die Mutter dringend abrieth, machte sich der Prinz heimlich auf den Weg; aber schon in Sachsen erfuhr er den Fall Warschaus, worauf er wieder umkehrte. Am 30. April 1832 ertheilte der Kleine Rath des Cantons Thurgau dem Prinzen N. das

Ehrenbürgerrecht «als Zeichen der Dankbarkeit für die vielen Gunstbezeigungen, welche die Familie Saint-Leu dem Canton erwiesen habe». N. erwiderte diese Ehrenbezeigung mit einem Gegengeschenk von zwei Kanonen. Im Juni 1834 erhielt er das Ehrenpatent eines Artilleriehauptmanns im Contingent des Cantons Bern. Während dieser Zeit beschäftigte sich N., der abwechselnd auf Arenenberg und dem später angekauften Schloß Gottlieben unweit Constanz wohnte, vorzugsweise mit schriftstellerischen Arbeiten. Zuerst erschienen von ihm 1832 «Rêveries politiques», worin er geradezu aussprach, daß eine Wiedergeburt Frankreichs nur durch Wiederherstellung des Napoleonischen Kaiserthums mit demokratischen Institutionen möglich sei. «Man kann nur durch Vereinigung der beiden volksthümlichen Dinge: Napoleon II. und Republik, dahin gelangen.» Bald darauf starb der Herzog von Reichstadt (22. Juli 1832), und nunmehr sah N. sich als den nächstberechtigten Erben des großen Kaisers an. Doch die Versuche der Napoleoniden, eine Einigung zwischen der bonapartistischen und der republikanischen Partei in Frankreich herzustellen, blieben erfolglos. 1833 veröffentlichte N.: «Considérations politiques et militaires sur la Suisse» und 1835 ein «Manuel d'artillerie». Damals tauchte ein Gerücht auf, daß er sich um die Hand der Königin Maria da Gloria von Portugal bewerbe. Der Prinz widerlegte indeß dieses Gerücht in einem offenen Briefe vom 14. Dec. 1835, indem er zugleich erklärte, «daß die Hoffnung, dereinst Frankreich als Bürger und Soldat dienen zu dürfen, in seinen Augen mehr werth sei als alle Throne der Welt».

Inzwischen hatte N. zu Baden-Baden, wo er oft verweilte, eine Anzahl franz. Offiziere aus der Garnison von Strasburg kennen gelernt, insbesondere den Oberst Vaudrey vom 4. Artillerieregiment. Er faßte den kecken Plan, mit deren Hülfe sich dieser wichtigen Festung zu bemächtigen und von dort aus das Signal zur Wiederherstellung des franz. Kaiserthums zu geben. Aber die ersten Aufforderungen in dieser Richtung wurden von den Offizieren in unsicherer, ängstlicher Weise beantwortet; einzelne setzten sogar die franz. Regierung davon in Kenntniß. Dennoch beschloß N. das Wagestück zu versuchen und ließ durch seinen Vertrauten Persigny (s. d.) die Verschwörung in Strasburg organisiren. Am 28. Oct. 1836 abends traf er heimlich daselbst ein, und nachdem er mit den Mitverschworenen sich beredet, erschien er am 30. morgens 5 Uhr in der Austerlitzkaserne, wo er von dem 4. Artillerieregiment mit Jubel als Kaiser begrüßt wurde. Von hier begab er sich nach der Finckmattkaserne zum 46. Infanterieregiment, wo der Empfang ebenfalls nicht ungünstig war. Da aber verbreitete sich unter den Soldaten das Gerücht, man habe es mit einem Betrüger zu thun; es sei der Neffe des Oberst Vaudrey, der sich den Kaisernamen anmaße. Ein Lieutenant Pleignier legte zuerst Hand an N., und nach einer kurzen unblutigen Rauferei wurde er nebst den meisten Mitschuldigen verhaftet. Bereits um 7 Uhr war alles vorbei. In der Nacht vom 9. bis 10. Nov. wurde N. nach Paris abgeführt, und hier empfing er die Mittheilung, daß die franz. Regierung beschlossen habe, ihn nicht vor Gericht zu stellen, sondern nach Amerika zu schicken. Darauf brachte man ihn nach dem Seehafen Lorient (Bretagne) und an Bord der Fregatte Andromeda, welche 21. Nov. die Anker lichtete. Das Schiff segelte nach Rio-de-Janeiro und blieb dort einige Zeit, ohne daß der Gefangene Erlaubniß erhielt, mit dem Lande zu verkehren. Dann ging die Reise weiter nach Neuyork, wo N. zu Anfang März 1837 ans Land gesetzt wurde. Die in Amerika ansässigen Mitglieder der Familie Bonaparte nahmen ihn mit großer Theilnahme auf, aber schon nach einigen Monaten erhielt er einen Brief seiner Mutter, welche ihm mittheilte, daß sie im Begriff stehe, sich einer gefährlichen Operation zu unterwerfen. Sofort schiffte sich der Prinz nach England ein, ging von da nach Holland und den Rhein aufwärts und kam unerkannt über Karlsruhe nach Arenenberg zurück, wo Hortense bald darauf (5. Oct. 1837) starb. In dieser Zeit erhielt N. von der Bevölkerung des Thurgaus viele Beweise der Sympathie. Die Gemeinde Salenstein verlieh ihm das Bürgerrecht; Diessenhofen wählte ihn in den großen Rath. Als er im Sommer 1838 das eidgenössische Schützenfest zu St.-Gallen besuchte, wurde ihm ein glänzender Empfang bereitet. Die franz. Regierung wollte indeß den unbequemen Prätendenten aus der Nachbarschaft los sein. Kurz zuvor war eine Broschüre des Lieutenant Laity zur Rechtfertigung des strasburger Attentats erschienen und über ganz Frankreich verbreitet worden; man glaubte wol nicht mit Unrecht, daß N. daran mitgearbeitet habe. Die franz. Regierung ließ den Verfasser vor Gericht stellen und verurtheilen; zugleich forderte sie durch ihre Gesandtschaft die sofortige Ausweisung N.'s aus der Schweiz (Aug. 1838). Der Große Rath von Thurgau protestirte, da der Prinz thurgauer Bürger sei; auch andere Cantone nahmen sich seiner lebhaft an. Allein Frankreich drohte mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen, ließ die Grenze sperren und zog Truppen zusammen. In der westl. Schweiz traf man An-

stalten zu bewaffneter Gegenwehr. Da erklärte N. in einem Schreiben an den Landammann von Thurgau, 22. Sept., daß er freiwillig abreisen werde, um der Schweiz jede Ruhestörung zu ersparen. Am 14. Oct. 1838 verließ er Arenenberg, ging durch Deutschland und Holland und kam 24. Oct. in London an. Arenenberg und Schloß Gottlieben wurden bald nachher veräußert. In England traf N. mit seinen Oheimen Joseph und Hieronymus Bonaparte zusammen; auch ward er von der engl. Aristokratie freundlich aufgenommen. In London vollendete er seine bereits in der Schweiz begonnene Schrift «Des idées Napoléoniennes» (Par. 1839), in welcher er sich zur Aufgabe stellte, den großen Kaiser als den Begründer und Vorkämpfer der ganzen fortschreitenden Entwickelung des modernen Europa zu schildern. «Die freien Völker», heißt es am Schluß, «arbeiten überall, um sein Werk wiederherzustellen.» Dieser Auffassung blieb er auch bis in die neueste Zeit treu, indem er sogar in officiellen Actenstücken dem Kaiser Napoleon I. den Gedanken der Einigung Italiens und Deutschlands unterlegte. Als im nächsten Frühjahre 1840 die Uebertragung der kaiserl. Leiche von St.-Helena nach Paris vorbereitet wurde und infolge dessen der bonapartistische Enthusiasmus in Frankreich einen neuen Aufschwung nahm, ließ der Prinz eine zweite Schrift über die «Napoleonische Idee» folgen («L'idée Napoléonienne; oeuvre mensuelle»), mit dem Motto, daß man nicht allein die Asche des Kaisers, sondern auch seine Ideen zurückbringen müsse. Er glaubte jetzt abermals die Zeit gekommen, wo er sich durch einen verwegenen Handstreich in den Besitz des franz. Throns setzen könnte. Am 4. Aug. 1840 schiffte er sich mit General Montholon, Persigny, Dr. Conneau und etwa 50 bewaffneten Begleitern auf dem Dampfschiff Stadt Edinburgh ein und landete am 6. morgens 2 Uhr bei Vimieux, unweit Boulogne. Die Zollwache ward überrumpelt, und um 5 Uhr zog die kleine Schar unter dem Rufe: Es lebe der Kaiser! in Boulogne ein. Aber der Versuch, die Garnison zu gewinnen, schlug fehl; auch ein Angriff auf das Schloß mislang. So mußte sich N. an die Küste zurückziehen, wo er seinen Adler auf der Napoleonssäule aufpflanzen ließ. Bald wurde er hier von den Truppen und der Nationalgarde angegriffen, und nachdem er vergebens versucht hatte, sein Schiff wieder zu erreichen, mußte er sich nebst seinen Genossen gefangen geben. Eine königl. Ordonnanz vom 9. Aug. verfügte, daß die franz. Pairskammer über dies Attentat von Boulogne richten sollte, und am 28. Aug. begann der öffentliche Proceß im Luxemburgpalast zu Paris, wobei der berühmte Advocat Berryer (s. d.) als Vertheidiger N.'s fungirte. Der Generalprocurator trug auf Todesstrafe an; aber das Urtheil vom 6. Oct. lautete auf lebenslängliche Gefangenschaft für den Prinzen und auf kürzere Haft für seine Mitschuldigen. Am 7. Oct. wurde N. nach der Citadelle von Ham (im Departement Somme) abgeführt; General Montholon und Dr. Conneau durften sein Gefängniß theilen. Hier beschäftigte er sich fast ausschließlich mit schriftstellerischen Arbeiten, welche theils dem Gebiete der Politik und Volkswirthschaft, theils der Artilleriewissenschaft angehörten. Auch veröffentlichte er viele Aufsätze in dem Journal «Progrès du Pas-de-Calais». Am bemerkenswerthesten aus dieser Epoche ist seine Broschüre über die Ausrottung des Pauperismus («De l'extinction du paupérisme», Par. 1844), weil er darin mit den Ideen des Socialismus anknüpfte. Im Aug. 1845 bemühte sich Ludwig Bonaparte, der schwer erkrankt war, um die Freilassung seines Sohnes. N. selbst richtete 25. Dec. ein Gesuch an die franz. Regierung, worin er um die Erlaubniß bat, seinen Vater zu besuchen; er versprach, freiwillig in sein Gefängniß zurückkehren zu wollen. Aber diese Bittschrift sowie ein gleichlautendes Schreiben an König Ludwig Philipp vom 14. Jan. 1846 wurden abschlägig beschieden. Man verlangte, daß der Prinz ein unumwundenes und unbedingtes Gnadengesuch einreiche, wozu er sich nicht herbeilassen wollte. Bald darauf entwich jedoch N., in der Verkleidung eines Arbeiters, aus der Citadelle von Ham (25. Mai 1846) und kehrte über Valenciennes und Ostende nach London zurück. Hier schrieb er (27. Mai) an die franz. Gesandtschaft, daß er nicht daran denke, «von neuem den Krieg zu beginnen, der so unglücklich für ihn ausgefallen», und bat, die franz. Regierung von seinen «friedlichen Absichten» zu benachrichtigen. Er wollte sich nun nach Livorno zu seinem Vater begeben; aber die österr. Gesandtschaft und das engl. Ministerium verweigerten ihm die Pässe nach Italien. N. sah sich so genöthigt, in England zu bleiben, während sein Vater 25. Juli 1846 starb. Er hielt sich seitdem in London auf, wo er als Lebemann bekannt und in den aristokratischen Kreisen gern gesehen war. Auf die Nachricht von der franz. Februarrevolution 1848 eilte er sofort nach Paris und erklärte in einem Briefe an die Provisorische Regierung (28. Febr.), daß er gekommen sei, «um unter die Fahne der Republik zu treten». Tags darauf (29. Febr.) folgte ein zweiter offener Brief: «Da die Regierung denke, daß seine Gegenwart in Paris gefährlich sei, werde er sich augenblicklich entfernen.» So kehrte

N. nach London zurück, wo er sich bei der großen Chartistendemonstration am 10. April als Specialconstabler einschreiben ließ. Im Mai kam in der franz. Nationalversammlung zur Sprache, ob man nicht das unter dem 12. Jan. 1816 und 10. April 1832 erlassene Verbannungsdecret gegen die Familie Bonaparte, wenigstens in Betreff des Prätendenten N., aufrecht erhalten solle. N. nahm davon Veranlassung, ein Schreiben an die Versammlung zu richten, in dem er protestirte und fragte, wodurch er eine solche Strafe verdient habe; aber die Nationalversammlung beschloß, diesen Brief nicht vorlesen zu lassen. Kurz darauf wählte man N. in Paris und drei andern Departements zum Mitgliede der Nationalversammlung (4. Juni), wobei es nicht an bonapartistischen Demonstrationen fehlte. Nochmals ward in der Sitzung vom 12. Juni seine Ausschließung und Verbannung beantragt, aber seine Vettern, der Prinz Napoleon (s. d.) und Peter Bonaparte, sowie Jules Favre, Louis Blanc u. a. traten lebhaft für ihn ein, sodaß seine Zulassung 13. Juni mit großer Majorität genehmigt wurde. Doch N. lehnte nun die Wahl (15. Juni) ab und blieb in London, bis man ihn bei den Neuwahlen vom 17. Sept. abermals in Paris und fünf andern Departements zum Repräsentanten wählte. Am 24. Sept. abends langte er in Paris an und nahm 26. Sept. seinen Sitz ein. Indeß betheiligte er sich wenig an den Arbeiten der Nationalversammlung und ergriff fast nur das Wort, um gelegentlich jeden Verdacht einer Prätendentenpolitik von sich abzulehnen. Nichtsdestoweniger nahm jetzt die bonapartistische Bewegung immer größere Dimensionen an, und als es sich um die Präsidentenwahl handelte, gab der große und populäre Name bei der Masse des Landvolks den Ausschlag. Ein Amendement, welches alle Mitglieder der vormals regierenden Familien von der Wahl ausschließen wollte, konnte in der Nationalversammlung nicht durchdringen (9. Oct. und 3. Nov.). Am 27. Nov. erließ N. sein Wahlmanifest, und am 10. Dec. fand die Wahl statt, wobei im ganzen 7,941161 Stimmen abgegeben wurden. Davon erhielt N. 6,048872. Der «Erwählte von sechs Millionen» wurde sodann 20. Dec. 1848 feierlich als Präsident der franz. Republik installirt.

Die weitern Geschicke N.'s gehören der neuesten Geschichte von Frankreich an. Der Präsident nahm zuerst ein parlamentarisches Ministerium ohne bestimmte Parteifarbe und schlug sowol in der innern wie in der auswärtigen Politik eine conservative Richtung ein, wobei er sich auf die Majorität der Nationalversammlung stützte. Die extremen Parteien wurden durch strenge Maßregeln niedergehalten, auch im April 1849 eine Expedition nach dem Kirchenstaat abgesandt, um die päpstliche Gewalt daselbst wiederherzustellen. Bald zeigte sich jedoch, wie N. bemüht war, eine selbständigere Stellung zu gewinnen. Während die Versammlung durch tumultuarische Scenen und contrerevolutionäre Beschlüsse sich in Miscredit setzte, suchte er durch Reisen, Ansprachen und andere kleine Mittel seine Popularität zu vergrößern und an die Erinnerungen des ersten Kaiserthums anzuknüpfen. In demselben Sinne wirkten bonapartistische Journale und die sog. «Gesellschaft vom 10. Dec.». Man agitirte geradezu für eine Wiederherstellung der Dynastie Bonaparte, und schon verbreiteten sich unheimliche Gerüchte von einem bevorstehenden Staatsstreich. Am 18. Aug. 1849 richtete N. ein ostensibles Schreiben an seinen nach Rom abgeschickten Adjutanten Edgar Ney, worin er das Verfahren der wiederhergestellten päpstl. Regierung entschieden misbilligte und Reformen im Kirchenstaat befürwortete. Auch ließ er diesen Brief, obwol derselbe rein persönlich und von keinem Minister gegengezeichnet war, im «Moniteur» vom 7. Sept. veröffentlichen, was lebhafte parlamentarische Reclamationen veranlaßte. Eine Botschaft vom 31. Oct. sprach offen die Tendenzen eines bonapartistischen Systems aus, und darauf folgte 2. Dec. 1849 die Einsetzung eines neuen Ministeriums, welches aus lauter dem Präsidenten persönlich ergebenen Personen bestand. Die Folge war, daß eine Spannung zwischen N. und der Nationalversammlung eintrat, welche niemals wieder ganz ausgeglichen wurde. Allerdings ward in Betreff der allgemeinen Politik und einzelner reactionärer Maßregeln (Beschränkung des Wahlrechts 31. Mai 1850, der Preßfreiheit 16. Juli, u. s. w.) noch das Einverständniß bewahrt; aber die beantragte Erhöhung des Präsidentengehalts (von 600000 Frs. auf 3 Mill.) wollte die Versammlung nur auf ein Jahr bewilligen (24. Juni 1850). Unterdeß war die bonapartistische Agitation beflissen, zunächst wenigstens eine Verlängerung der Amtsgewalt N.'s durchzusetzen. Zu dem Zweck galt es, durch Revision der Verfassung den Artikel 45 zu beseitigen, wonach der abtretende Präsident nur nach einer Zwischenzeit von vier Jahren sollte wiedergewählt werden dürfen. Noch im Laufe des J. 1850 sprachen sich die Generalräthe in mehr als zwei Drittel der Departements für eine Verfassungsrevision aus. Die «Gesellschaft vom 10. Dec.», welche sich immer weiter ausbreitete, verlangte in einer Petition an die Nationalversammlung außerdem noch die Präsident-

schaft N.'s auf zehn Jahre mit 6 Mill. Civilliste und der Residenz in den Tuilerien. Wichtiger war, daß N. selbst die parlamentarischen Ferien im Herbst 1850 nicht allein zu den gewohnten Rundreisen, Ansprachen u. s. w., sondern auch zur Bearbeitung des Militärs benutzte. Auf der Ebene von Satory bei Versailles hielt er im Sept. und Oct. zahlreiche Revuen und ließ die Truppen dabei glänzend bewirthen, worauf diese ihn wiederholt mit dem Zuruf: Es lebe der Kaiser! begrüßten. Dadurch vergrößerte sich noch die Spannung mit der Nationalversammlung, und das Ministerium konnte sich nicht länger halten. N. reconstruirte nun 9. Jan. 1851 sein Cabinet in bonapartistischem Sinne; gleichzeitig sah sich der General Changarnier, der in einem Tagesbefehle die imperialistischen Manifestationen von Satory als der Disciplin zuwider gerügt hatte, seines Commandos über die Militärdivision von Paris enthoben. Die Nationalversammlung nahm diese Maßregeln als eine offene Kriegserklärung des Bonapartismus auf und antwortete mit einem Mistrauensvotum gegen das neue Ministerium (18. Jan.) N. lenkte jetzt ein, indem er eine versöhnliche Botschaft (24. Jan.) erließ und ein neues «Uebergangsministerium aus Fachmännern» ernannte. Der Friede war damit nur zum Schein wiederhergestellt, und ein abermaliger Antrag auf Erhöhung des Präsidentengehalts wurde von der Versammlung 10. Febr. verworfen. Darauf folgte 11. April 1851 die Einsetzung eines vorwiegend bonapartistischen Cabinets, unter dessen Mitwirkung die Agitation auf Verfassungsrevision mit allen Kräften fortgesetzt wurde. Namentlich betonte man dabei zwei Punkte: die gesetzliche Verlängerung der Amtsgewalt des Präsidenten, und die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts, indem man hoffte, dadurch die Wiederwahl N.'s zu sichern. Allein die Nationalversammlung lehnte 19. Juli die beantragte Revision der Verfassung ab und erließ 21. Juli ein scharfes Tadelsvotum gegen die Regierung, weil sie «im Widerspruch mit ihrer Pflicht» diese Agitation unterstützt habe. Dagegen erklärten sich wiederum die Generalräthe der Departements fast sämmtlich für die Revision. Inzwischen war die Candidatur des Prinzen von Joinville zur nächsten Präsidentenwahl bestimmter hervorgetreten, was die Entschlüsse N.'s beschleunigte. Das Ministerium ward 27. Oct. im streng bonapartistischen Sinne reorganisirt. Die Botschaft vom 4. Nov. forderte die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts, und als dieser Antrag am 13. Nov. in der Nationalversammlung verworfen wurde, erfolgte der Staatsstreich vom 2. Dec. 1851. N. decretirte die Auflösung der Nationalversammlung und die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts und appellirte an das franz. Volk, welches berufen wurde, in Urversammlungen über einen neuen Verfassungsentwurf abzustimmen. Der bewaffnete Widerstand in Paris, 3. und 4. Dec., ward blutig mit Militärgewalt unterdrückt; auch die vereinzelten Erhebungen in den Provinzen unterlagen. Es folgten zahlreiche Verhaftungen, Deportationen u. s. w. und strenge Ausnahmegesetze, sodaß die Ruhe bald allerorten wiederhergestellt war. Gleichzeitig wurden die vorgekommenen Excesse in sehr übertriebenen Farben geschildert und von der bonapartistischen Presse ausgebeutet, um N. im Lichte eines «Retters der Gesellschaft» vor den sog. «Rothen» (Socialisten und Communisten) erscheinen zu lassen. Unter diesen Eindrücken fand die allgemeine Volksabstimmung 20. und 21. Dec. statt. Eine Majorität von 7,481636 Stimmen sanctionirte die Vorlage, wodurch N. auf weitere zehn Jahre mit seiner Amtsgewalt bekleidet ward. Ganz Europa, wo damals die Reaction in höchster Blüte stand, erkannte die neue Ordnung der Dinge bereitwillig an. Der «Prinz-Präsident» verkündigte nunmehr die Verfassung vom 14. Jan. 1852, welche der Consularverfassung vom Jahre VIII (1799) nachgebildet war und ihm die unbeschränkte monarchische Gewalt verlieh. Die Civilliste ward vom Senat auf 12 Mill. Frs. festgesetzt. Um den Einfluß der Familie Orleans zu brechen, erließ N. das Decret vom 22. Jan., welches das Orleans'sche Hausvermögen, wie König Ludwig Philipp es bei seiner Thronbesteigung besessen, nach Maßgabe des alten monarchischen Herkommens zu Gunsten der Staatsdomäne confiscirte und den Verkauf aller Orleans'schen Privatgüter binnen Jahresfrist verordnete. Am 10. Mai 1852 fand eine große Heerschau auf dem Marsfelde statt, bei welcher Gelegenheit N. die Adler, wie sie unter Napoleon I. üblich gewesen, an die einzelnen Regimenter vertheilte. Ueberhaupt wurde jetzt rückhaltlos mit allen Mitteln der Staatsgewalt auf die Wiederherstellung des Kaiserthums hingearbeitet, und um den imperialistischen Enthusiasmus der Volksmassen noch höher zu steigern, bereiste N. selbst die Provinzen. Dabei war er zugleich beflissen, das besitzende Bürgerthum (Bourgeoisie) zu beruhigen, indem er für die Zukunft eine friedliche Politik in Aussicht stellte. Bei einem Banket zu Bordeaux, 9. Oct., behandelte er geradezu das Thema: «Das Kaiserthum ist der Friede!» Unter dieser Losung wurde in allen Theilen Frankreichs ein Adressensturm organisirt, welcher die größte Ausdehnung gewann, da in der That die über-

wiegende Mehrzahl der Nation nach dem langen Interregnum die Wiederherstellung einer festen monarchischen Ordnung wünschte. Der Senat, welcher durch Decret vom 19. Oct. berufen ward, um über die Wünsche des Volks zu berathen, trat 4. Nov. zusammen. Schon am 7. Nov. erfolgte ein Senatsconsult, welches das Erbkaiserthum wiederherstellte, und dieser Beschluß ward bei der allgemeinen Volksabstimmung (21. und 22. Nov.) mit einer Majorität von 8,157752 Stimmen sanctionirt. Am 1. Dec. abends begaben sich die in Paris versammelten drei großen Staatskörperschaften nach St.-Cloud, um dem Prinz-Präsidenten das Plebiscit officiell mitzutheilen und ihn als Kaiser zu begrüßen. Tags darauf, 2. Dec. 1852, hielt der neue Souverän, welcher den Titel «Napoleon III. von Gottes Gnaden und durch den Willen der Nation Kaiser der Franzosen» annahm, seinen feierlichen Einzug in Paris, wo er die Tuilerien bezog. Die Civilliste wurde auf 25 Mill. Frs. festgesetzt und die Verfassung den neuen monarchischen Formen angepaßt. In einer Botschaft vom 22. Jan. 1853 verkündigte N. den großen Staatskörperschaften seine bevorstehende Vermählung mit der Gräfin Eugenie (s. d.) de Montijo, indem er hinzufügte, daß es ihm rühmlicher scheine, die Stellung eines «parvenu» zu bewahren und nach freier Neigung zu heirathen, als sich um jeden Preis durch eine Ehe in die Familie der Könige einzukaufen. Die Civiltrauung fand 29. Jan., die kirchliche Einsegnung 30. Jan. 1853 statt, und den Festlichkeiten folgte eine theilweise Amnestie. Aus dieser Ehe entsprang ein einziger Sohn, der kaiserl. Prinz Napoleon Eugen Ludwig Johann Joseph, geb. 16. März 1856.

Das neue Kaiserthum ward von allen übrigen Mächten bereitwillig anerkannt; nur der russ. Kaiser Nikolaus versagte N. die unter Souveränen übliche Anrede «Monsieur mon frère». Bald bot sich eine Gelegenheit, dafür Vergeltung zu üben. Als Kaiser Nikolaus 1853 die Zeit zum Umsturz des Osmanischen Reichs gekommen glaubte, trat N. gegen ihn auf, verbündete sich mit England und Sardinien und sandte Flotte und Heer erst nach der Türkei, dann nach der Krim. (S. Orientkrieg.) Diese Bundesgenossenschaft veranlaßte auch, daß das franz. Kaiserpaar mit den alten Höfen in persönlichen Verkehr trat. Im April 1855 reisten N. und die Kaiserin Eugenie nach London und wurden auf das glänzendste empfangen; in demselben Jahre kamen die Monarchen von Portugal, England und Sardinien nach Paris. Zwei Attentate gegen N. durch Pianori (28. April 1853) und Bellamare (8. Sept.) mislangen. Nach der Beendigung des Orientkriegs durch den Pariser Frieden, 30. März 1856, stand Frankreich unbestritten als die erste Großmacht in Europa da, und alle andern Staaten bewarben sich um seine Freundschaft. Im Laufe der Jahre 1856—58 folgte ein fürstl. Besuch auf den andern. N. seinerseits besuchte abermals die Königin Victoria zu Osborne (Mai 1857) und traf in Stuttgart (Sept. 1857) mit dem russ. Kaiser Alexander II. zusammen. In dem neuenburger Conflict zwischen Preußen und der Schweiz trat N. als Vermittler auf. Am 12. Aug. 1857 stiftete er die St.-Helena-Medaille, welche allen und jedem zutheil werden sollte, der in den J. 1792—1815 unter den franz. Fahnen gefochten. Dieser Versuch, die napoleonischen Erinnerungen und Sympathien auch über die franz. Grenze hinaus zu beleben, hatte indeß keinen besondern Erfolg. Um dieselbe Zeit (Aug. 1857) wurden drei Italiener, Tibaldi, Bartoloni und Grilli, welche aus London nach Paris kamen und ein Attentat gegen N. beabsichtigten, rechtzeitig verhaftet. Gefährlicher war ein anderes Attentat. Als der Hof 14. Jan. 1858 beim Opernhause vorfuhr, wurden aus der umstehenden Volksmenge drei Bomben geschleudert, welche unter dem kaiserl. Wagen explodirten; doch blieb das Kaiserpaar unverletzt. Als Schuldige verhaftete man vier Italiener, Orsini, Pieri, Rudio und Gomez, welche eben aus London gekommen waren. Die beiden ersten wurden (13. März) hingerichtet, die andern zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Außerdem ward ein Franzose Bernard in London als Mitschuldiger Orsini's angeklagt, aber von den engl. Gerichten freigesprochen. Dies Attentat gab den Anstoß zu außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln und zu einer Verschärfung des bisherigen Systems im allgemeinen. Nur eine parlamentarische Opposition von fünf Mitgliedern erhob noch hin und wieder ihre Stimme im Gesetzgebenden Körper; sonst waren die abgeneigten Parteien zum Stillschweigen verurtheilt. Die große Masse zeigte sich durch die polit. und kriegerischen Erfolge sowie durch mancherlei gemeinnützige Einrichtungen längst für das Kaiserthum gewonnen; Heer und Flotte fanden ehrenvolle Beschäftigung in den Colonien und den Expeditionen nach China (1857—60), Japan (1858), Annam (1858—62) und Syrien (1860—61). Auch in Europa gab es nach einigen Friedensjahren einen neuen Krieg. N. hatte seit dem Orientkriege seine Politik vorzugsweise auf Italien (s. d.) gerichtet und sich entschlossen, Oesterreich aus seiner vorherrschenden Stellung auf der Halbinsel zu verdrängen, und zu diesem Zwecke hatte er einen

festen Bundesgenossen an Sardinien gewonnen. Im August 1858 erschien der sardin. Premierminister Graf Cavour in Plombières und traf geheime Verabredungen mit N. Gleich darauf ward eine Heirath zwischen dem Vetter des Kaisers, Prinz Napoleon, und der Prinzessin Clotilde von Sardinien eingeleitet. Beim Neujahrsempfange in den Tuilerien (1859) sprach N. dem österr. Gesandten von Hübner sein Bedauern aus, daß die beiderseitigen Beziehungen nicht mehr so gut seien wie früher. Eine officiöse Broschüre: «Napoleon III. und Italien» und die Thronrede vom 7. Febr. constatirten den bevorstehenden Bruch. Nachdem Oesterreich nun seinerseits Sardinien angegriffen, erließ N. 3. Mai sein Kriegsmanifest, worin er den Entschluß aussprach: «Italien sich selbst wiederzugeben; frei, bis zum Adriatischen Meer!» Am 10. Mai verließ er Paris, landete am 12. in Genua und nahm 14. sein Hauptquartier in Alessandria. Nach der Schlacht bei Magenta, 4. Juni, hielt N., begleitet von dem Könige von Sardinien, seinen triumphirenden Einzug in Mailand, 8. Juni, und nochmals erfocht er bei Solferino 24. Juni einen glänzenden Sieg über die Oesterreicher. Doch mitten im Siegeslaufe hielt er inne. Die Haltung Deutschlands, wo allerseits große Rüstungen anhoben, erschien bedenklich, und überdies hatte N. keine Lust, die kühne Annexionspolitik des Grafen Cavour unbedingt zu unterstützen. Unter diesen Verhältnissen fanden die österr. Friedensanträge bereitwillig Gehör. Nachdem 8. Juli ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, traf N. zu Villafranca 11. Juli mit dem Kaiser von Oesterreich zusammen und unterzeichnete die Friedenspräliminarien. Darin erhielt er die Lombardei abgetreten, welche er dem Könige von Sardinien übergab. Unmittelbar darauf verließ N. den Kriegsschauplatz und war 17. Juli wieder in St.-Cloud. Nun erließ er das Decret vom 16. Aug., welches allen polit. Verurtheilten und Verbannten der J. 1848—51 volle und ausnahmlose Amnestie gewährte. Die Dinge in Italien verliefen aber nicht ganz nach Wunsch. In den Präliminarien von Villafranca und dem Frieden von Zürich (10. Nov. 1859) war die Bildung einer ital. Conföderation vorgesehen, welche den besten Deckmantel zur Begründung eines dauernden franz. Einflusses abgegeben hätte. Aber das turiner Cabinet arbeitete nunmehr darauf hin, eine große selbständige ital. Monarchie zu begründen, und ließ sich darin auch durch die öffentlichen Abmahnungen N.'s nicht irre machen. Ebenso vergeblich blieb es, daß N. dem Papste und dem Könige von Neapel eine versöhnliche Politik und polit. Reformen anrieth. Der europ. Congreß zur Regelung der ital. Verhältnisse, welchen N. im Nov. nach Paris einlud, scheiterte an der Weigerung des Papstes. Die Folge war, daß N. nun die Annexion von Mittelitalien geschehen ließ; dagegen mußte Sardinien durch Tractat vom 24. März 1860 das Herzogthum Savoyen und die Grafschaft Nizza abtreten. Beide Provinzen wurden mit Frankreich vereinigt, nachdem eine allgemeine Volksabstimmung unter geschickter Leitung eine ungeheuere Majorität für die Annexion ergeben hatte. Die Reclamationen der Schweiz wurden nicht beachtet. Dieser Vorgang erregte in ganz Europa Aufsehen und Mistrauen; doch beruhigten sich die Gemüther, als N. in Baden-Baden 15. Juni und die folgenden Tage eine Zusammenkunft mit dem Prinz-Regenten von Preußen hatte, bei der auch die Könige von Baiern, Würtemberg, Sachsen und Hannover nebst andern deutschen Fürsten erschienen. Der weitern Entwickelung des ital. Einheitsstaats sah N. mit maßvoller Zurückhaltung zu, indem er immer beflissen war, die Rolle des Vermittlers zu spielen. Am Ende begnügte er sich damit, den Papst im Besitze des Patrimonium Petri zu beschirmen, wodurch ihm ein fester Anhaltspunkt und fortwährende Gelegenheit zur Einmischung gesichert blieb. Diese Politik erregte das Misfallen des Klerus und der ultramontanen Partei in Frankreich, welche immer feindseliger auftrat und auf jede Weise das Volk aufzuwiegeln suchte. Dazu wurden die Industriellen misvergnügt, seit N. durch Abschluß des Handelsvertrags mit England 23. Jan. 1860 in die Bahn des Freihandels einlenkte. Jedoch weder die schutzzöllnerische noch die ultramontane Opposition konnte ernstliche Besorgnisse erregen. N. gestand sogar jetzt durch Decret vom 24. Nov. 1860 dem Senat und dem Gesetzgebenden Körper eine Ausdehnung der parlamentarischen Befugnisse zu. Die nächsten Kammersessionen zeigten denn auch eine größere Lebhaftigkeit; namentlich ward die Finanzverwaltung einer ernsten Kritik unterzogen. Aber erst bei den Neuwahlen vom Sommer 1863, bei denen zum ersten mal wieder hervorragende Männer der alten Parteien (Thiers, Berryer u. a.) als Candidaten auftraten, erhielt die parlamentarische Opposition eine namhafte Verstärkung.

Unterdeß hatte wiederum eine überseeische Expedition begonnen. Wie N. in Europa als der Vorkämpfer der lat. Rasse aufzutreten liebte, so wollte er dieselbe Rolle auch in Amerika führen, und die Gelegenheit erschien günstig, da die Vereinigten Staaten durch einen furchtbaren Bürgerkrieg zerrissen waren. Ein franz. Expedition eroberte Mexico (s. d.), 1862—63, und daselbst ward ein Kaiserthum begründet, dessen Krone durch Vertrag vom 10. April 1864 der Erz-

herzog Maximilian (s. d.) von Oesterreich erhielt. Aber das mexic. Kaiserthum erwies sich als eine Schöpfung, welche nur durch franz. Waffen aufrecht erhalten werden konnte, und war somit für Frankreich eine Quelle fortwährender Verlegenheiten. Dadurch wurde die Actionskraft der franz. Politik gelähmt. N. mußte es sich gefallen lassen, daß Rußland seine diplomatische Intervention zu Gunsten Polens kurz von der Hand wies (7. Sept. 1863). Als er gleich darauf (4. Nov. 1863) die Souveräne Europas zu einem Congresse in Paris einlud, «um die Gegenwart zu regeln und die Zukunft zu sichern», scheiterte dieser Plan an dem Widerspruch Englands. Am 4. Jan. 1864 wurden Greco und drei andere Italiener wegen beabsichtigten Attentats verhaftet und verurtheilt; auch gegen Mazzini, als angeblichen Mitwisser, erging ein Urtheilsspruch in contumaciam. Als der deutsch-dän. Conflict ausbrach, lehnte N. seinerseits ab, sich mit England für die Aufrechthaltung des Londoner Protokolls zu engagiren (28. Jan. 1864) und bewies überhaupt in dieser Krisis am meisten Verständniß und Schonung für die deutschen Nationalwünsche und Rechtsansprüche. Anfangs suchte er zu vermitteln und beschickte auch die Londoner Conferenz; aber nach deren fruchtlosem Ausgang begnügte er sich, wiederholt den Wunsch auszusprechen, daß man in dieser Frage das Grundprincip des modernen franz. Staatsrechts zur Geltung kommen lasse und auf die Wünsche der Bevölkerungen höre. Gleichzeitig war N. bemüht, das in den letzten Jahren erkaltete Verhältniß zum Königreich Italien wieder enger zu knüpfen, indem er durch Vertrag vom 15. Sept. 1864 versprach, unter gewissen Bedingungen binnen zwei Jahren seine Truppen aus Rom zurückzuziehen. (S. Frankreich.) Im Frühjahr 1865 besuchte N. die afrik. Provinz Algerien. Nachdem er 29. April Paris verlassen, landete er 3. Mai in Algier, von wo aus er weitere Rundreisen unternahm, und kehrte erst 10. Juni wieder nach Paris zurück. Später (17. Aug.) reiste er mit seiner Gemahlin nach der Schweiz und besuchte unter anderm das Schloß Arenenberg, welches er inzwischen wieder an sich gekauft hatte. Um dieselbe Zeit kam es zu einer diplomatischen Spannung mit den Vereinigten Staaten, weil diese hartnäckig jede Anerkennung des mexic. Kaiserthums verweigerten; auch England hatte Differenzen mit derselben Macht. So wurden die großen gemeinsamen Revuen der franz. und engl. Flotte zu Cherbourg 15. Aug., Brest 21. Aug. und Plymouth 28. Aug. vielfach als Demonstrationen gegen Nordamerika aufgefaßt. Doch war N. keineswegs gewillt, sich mit den Vereinigten Staaten zu überwerfen. Schon in der Note vom 18. Oct. erklärte er sich bereit, seine Truppen aus Mexico zurückzuziehen, wenn Nordamerika den Kaiser Maximilian anerkennen wolle. Aber das Cabinet von Washington lehnte diesen Vorschlag ab und drängte hartnäckig auf einen bedingungslosen Rückzug der Franzosen. Am Ende verstand sich N. auch dazu. Der «Moniteur» vom 5. April 1866 verkündigte wörtlich, daß die Rückkehr der franz. Truppen aus Mexico im Nov. 1866 beginnen und März und Nov. 1867 beendigt werden solle. Doch ward der Beginn dieses Rückzugs abermals verschoben. Auch bei dem weitern Verlaufe der deutschen Frage zeigte N. große Zurückhaltung, während in der Kammer und in der Presse viele Stimmen eine Wiederaufnahme der altfranzösischen, auf Deutschlands Theilung und Schwächung berechneten Politik befürworteten. Großes Aufsehen machte die Rede des Kaisers auf dem landwirthschaftlichen Feste zu Auxerre, 6. Mai 1866, wo er rückhaltlos aussprach, daß er die Verträge von 1815 verabscheue. Dann versuchte N., in Gemeinschaft mit Rußland und England, zwischen den deutschen Großmächten zu vermitteln, und lud zu einer Friedensconferenz nach Paris ein, jedoch ohne Erfolg. Bald darauf genoß N. den Triumph, daß Oesterreich nach der Niederlage bei Königgrätz (3. Juli) seine Vermittelung anrief und ihm die Provinz Venetien abtrat. Doch auch dadurch ließ er sich nicht aus seiner Neutralität reißen, sondern begnügte sich, beim Abschluß der Nikolsburger Friedenspräliminarien (23. Juli) mitzuwirken, und nach dem Definitivfrieden übermittelte er Venetien an das Königreich Italien. Allerdings machte der franz. Minister des Auswärtigen, Drouyn de l'Huys, Andeutungen wegen einer kleinen Compensation an der Saar; als aber Preußen davon nichts hören wollte, wurde der Minister desavouirt und mußte zurücktreten (1. Sept.). Ein diplomatisches Circular vom 16. Sept. suchte die kaiserl. Politik gegenüber der nationalen Eifersucht der Franzosen zu rechtfertigen, indem es darauf hinwies, daß «ein stärker constituirtes, durch schärfer bestimmte Gebietseintheilungen gleichartigeres Europa eine Bürgschaft für den Frieden des Continents und weder eine Gefahr noch ein Schaden für die franz. Nation sei». Doch setzte der Kaiser gleichzeitig eine Commission nieder, welche über eine Reorganisation des Heerwesens zum Behuf einer Verstärkung der franz. Militärmacht berathen sollte. Bis Mitte Dec. 1866 erfüllte N. auch seine, zwei Jahre früher übernommene vertragsmäßige Verpflichtung gegen das Königreich Italien, indem er die franz. Truppen aus dem Kirchenstaat zurückzog. Die frühern Schriften N.'s sind in einer Gesammtausgabe, «Oeuvres

de N. III» (4 Bde., Par. 1856), überdies die «Oeuvres militaires» noch besonders (Par. 1856) erschienen. Eine deutsche Uebersetzung der sämmtlichen Schriften N.'s III. wurde von Richard (4 Bde., Lpz. 1857—58) veranstaltet. Neuerdings trat der Kaiser als Schriftsteller auf, indem er eine «Histoire de Jules César» (Bd. 1, Par. 1865; Bd. 2, 1866) veröffentlichte, die fast in alle europ. Sprachen übertragen ward. Für dieses Werk waren weitläufige topogr. Voruntersuchungen in Frankreich veranstaltet worden. Von den zahlreichen Satiren und Pasquillen gegen N. haben besonders «N. le Petit», von Victor Hugo (bei Gelegenheit des Staatsstreichs), und «Les propos de Labiénus», von Rogeard (beim Erscheinen der «Geschichte Julius Cäsar's») Aufsehen gemacht.

Napoleon (Joseph Karl Paul Bonaparte, Prinz), der Vetter Napoleon's III., geb. zu Triest 9. Sept. 1822, ist der jüngste Sohn des Königs Hieronymus Bonaparte (s. d.) und der Prinzessin Katharina von Würtemberg. Nachdem er im älterlichen Hause zu Rom und Florenz, darauf in einem Pensionat zu Genf die erste Erziehung erhalten, bezog er die würtemb. Kriegsschule zu Ludwigsburg und blieb daselbst fünf Jahre. Als 1840 ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich auszubrechen drohte, verließ er den würtemb. Dienst und trat eine längere Reise an durch Deutschland, England und Spanien. 1845 erhielt er die Erlaubniß, auf vier Monate Paris besuchen zu dürfen. Als er jedoch daselbst Verbindungen mit der demokratischen Opposition anknüpfte und seine Sympathien für den in Ham gefangenen Vetter (Napoleon III.) rücksichtslos zur Schau trug, befahl ihm die franz. Regierung, binnen acht Tagen Frankreich zu verlassen. Aber schon 1847 wurde, auf Verwendung der Deputirtenkammer, ihm zugleich mit seinem Vater die Rückkehr nach Frankreich gestattet. So war er in Paris, als die Februarrevolution 1848 ausbrach, und stellte sich sogleich der Provisorischen Regierung zur Disposition; doch wurden seine Dienste nicht angenommen. Dagegen ward er auf Corsica zum Mitglied der Constituirenden Versammlung gewählt und machte sich hier durch seine demokratischen und republikanischen Reden bemerkbar. Auch wirkte er eifrig für die Zulassung seines Vetters und für dessen Wahl zum Präsidenten der Republik. Im März 1849 wurde N. zum Gesandten in Madrid ernannt. Auf der Reise dahin hielt er zu Bordeaux eine Rede, worin er die Politik des Präsidenten als reactionär bekämpfte. Darauf ertheilte dieser ihm einen Verweis durch Schreiben vom 10. April, welches in den Zeitungen veröffentlicht wurde. Nun verließ N. ohne Urlaub seinen Posten in Madrid, um seinen Platz in der Nationalversammlung wieder einzunehmen, und wurde deshalb 27. April 1849 seines Amtes entsetzt. Nichtsdestoweniger blieb er dem Familieninteresse getreu und bewahrte ein gutes Einvernehmen mit dem Präsidenten, ohne daß er jedoch in dessen Vertrauen und in das Geheimniß des Staatsstreichs eingeweiht wurde. Nach der Wiederherstellung des Kaiserthums erhielt er durch Decret vom 18. Dec. 1852, zugleich mit seinem Vater, den Titel eines franz. Prinzen und das eventuelle Thronfolgerecht. Während des Orientkriegs wurde er zum Divisionsgeneral ernannt. Am 1. Mai 1854 traf er in Konstantinopel ein und übernahm bald darauf das Commando der dritten Division, an deren Spitze er den Sommerfeldzug in der Türkei und die Schlachten von Alma und Inkerman in der Krim mitmachte. Doch noch vor Ende des Jahres wurde er nach Paris zurückberufen, wo er als Generaldirector der Industrieausstellung von 1855 fungirte. Im nächsten Jahr unternahm er auf der Dampfcorvette Königin Hortense eine Reise in das nördl. Eismeer. Am 15. Juni 1856 verließ er Havre, besuchte Schottland, Island, Grönland und auf dem Rückwege auch die Faröer und Shetlandinseln, von da Norwegen. Nachdem er noch die Höfe von Stockholm und Kopenhagen besucht, traf er 6. Oct. wieder in Havre ein. In Veranlassung des neuenburger Conflicts wurde N. im Frühjahr 1857 in besonderer Mission nach Berlin geschickt, bei welcher Gelegenheit er das Grab Friedrich's d. Gr. in Potsdam besuchte. 1858 erhielt er das neugeschaffene Ministerium für Algerien und die Colonien; doch trat er bald wieder zurück, da er mit seinen Reformbestrebungen gegen die rein militärische Verwaltung des Landes und gegen das alte System der Colonial- und Handelspolitik nicht durchzudringen vermochte. Ueberdies machte Prinz N. sich besonders dadurch bemerkbar, daß er seine alten Verbindungen mit der Demokratie festhielt, sodaß er gewissermaßen als der Repräsentant des demokratischen Kaiserthums galt. Am 30. Jan. 1859 heirathete er die älteste Tochter des Königs Victor Emanuel II. von Sardinien, Prinzessin Clotilde (Maria Theresia Luise), geb. 2. März 1843, aus welcher Ehe bisher zwei Söhne entsprangen: Napoleon Victor Hieronymus Friedrich, geb. 18. Juli 1862, und Napoleon Ludwig Joseph Hieronymus, geb. 16. Juli 1864. Im ital. Krieg erhielt N. das Commando des 5. Armeecorps, mit welchem er Toscana occupiren sollte. Am 23. Mai 1859 segelte er von Genua nach Livorno ab und nahm 31. Mai sein Hauptquartier zu Florenz im Palazzo Pitti. Wie es scheint, dachte Napoleon III. daran, seinen Vetter auf den erledigten Thron

von Toscana zu setzen und zu seinen Gunsten das Königreich Etrurien wiederherzustellen. Doch dieser geheime Plan scheiterte an dem Widerstreben der ital. Patrioten, insbesondere des toscan. Ministerpräsidenten Ricasoli. Das 5. Corps wurde darauf zur Hauptarmee berufen, traf aber erst nach der Schlacht bei Solferino ein und kam nicht mehr ins Gefecht. Am 24. Juni 1860 starb der Vater des Prinzen, Hieronymus Bonaparte, und die Familie Bonaparte-Patterson erhob Ansprüche auf die Erbschaft, welche jedoch von den franz. Gerichten abgewiesen wurden (16. Febr. 1861). Bei der Adreßdebatte im Senat, 2. März 1861, hielt N. eine bemerkenswerthe Rede, in welcher er die ital. Politik Napoleon's III. vertheidigte und zugleich die frühern Dynastien Bourbon und Orleans mit beispielloser Heftigkeit angriff. Diese Rede machte ungemeines Aufsehen, und der Minister des Innern sorgte für ihre Verbreitung durch ganz Frankreich. Darauf erschien 13. April zu Paris eine Broschüre des Herzogs von Aumale: «Lettre sur l'histoire de France», in welcher die Napoleoniden ihrerseits einer scharfen Kritik unterworfen wurden. Es hieß auch, der Herzog von Aumale habe den Prinzen N. zum Duell herausgefordert, dieser aber die Herausforderung unter dem Vorwande abgelehnt, daß der Kaiser den Zweikampf nicht gestatte. Am 22. Mai 1861 wurde N. zum Großmeister des franz. Freimaurerordens gewählt, aber diese Wahl erhielt nicht die kaiserl. Bestätigung. Bei der nächsten Adreßdebatte im Senat, 22. Febr. 1862, redete N. über die innern Angelegenheiten, indem er besonders gegen die Legitimisten auftrat, und 1. März gegen die weltliche Herrschaft des Papstes. Auch ließ er 18. Nov. eine Broschüre erscheinen, welche die Zustände im Kirchenstaat auf Grund diplomatischer Actenstücke scharf kritisirte. Im folgenden Jahre betheiligte er sich lebhaft bei der Debatte über Polen (17. bis 19. März 1863), wurde jedoch gleich vom Kaiser ausdrücklich desavouirt, worauf er bei den Debatten der nächsten Jahre ein vollständiges Stillschweigen bewahrte. Am 24. Dec. 1864 wurde N. zum Mitglied und Vicepräsidenten des Geheimen Raths ernannt; auch wurde ihm der Vorsitz in der Commission für die Ausstellung von 1867 übertragen. Am 15. Mai 1865 war der Prinz in Ajaccio (Corsica) bei der festlichen Einweihung der Bildsäulen Napoleon's I. und seiner Brüder und hielt hier eine Rede, worin er das System des großen Kaisers in seiner Weise verherrlichte und, daran anknüpfend, ein Programm liberaler Politik aufstellte. Darauf gab ihm Napoleon III. durch Schreiben vom 23. Mai seine entschiedene Misbilligung zu erkennen und ließ diesen Brief durch den «Moniteur» vom 27. Mai amtlich veröffentlichen. Die Folge war, daß Prinz N. sofort seine Entlassung aus dem Geh. Rath und der Ausstellungscommission einreichte. Erst im Laufe des nächsten Jahres trat eine vollständige Aussöhnung zwischen beiden Vettern ein, und Prinz N. wurde im Herbst 1866 in die Commission berufen, welche den Entwurf zu einem neuen Wehrsystem für Frankreich ausarbeiten sollte.

Napoleoniden. Nach der Wiederherstellung des Kaiserthums bestimmte Napoleon III. durch Decret vom 18. Dec. 1852, daß, falls er keine directen legitimen oder adoptirten Erben hinterlassen würde, die Thronfolge auf seinen Oheim Hieronymus Bonaparte (s. d.) und dessen directe und legitime Nachkommenschaft aus der (zweiten) Ehe mit der Prinzessin Katharina von Würtemberg übergehen solle, nach dem Recht der Erstgeburt und mit beständigem Ausschluß der Frauen. Durch Senatsconsult vom 25. Dec. 1852 erhielten die zur Thronfolge berufenen Familienglieder den Titel «Französische Prinzen»; der älteste Sohn des Kaisers aber sollte «Kaiserlicher Prinz» heißen. Demgemäß sind zur Thronfolge in Frankreich berechtigt 1) der kaiserl. Prinz Napoleon Eugen Ludwig Johann Joseph, geb. 16. März 1856, einziger Sohn des Kaisers Napoleon III., und eventuell 2) der Prinz Napoleon (s. d.) nebst dessen Söhnen. Nur diese gehören zu dem eigentlichen Kaiserhaus oder der sog. politischen Familie der N. Daneben blüht noch eine zweite Linie des Hauses Bonaparte (s. d.), welche aus der Verschmelzung der beiden Linien Lucian und Joseph entstanden ist. Ihre Mitglieder erhielten im Dec. 1852 den Titel «Prinzen der kaiserl. Familie», blieben aber von der Thronfolge ausgeschlossen.

Napoléonville, ehemals Pontivy, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Morbihan (Bretagne) und ehemals befestigter Hauptort des Fürstenthums Rohan, in fruchtbarer Gegend am schiffbaren Blavet und am Kanal von Nantes nach Brest, 7⅔ M. von Vannes gelegen, hat in der Altstadt noch ein altes, 1485 restaurirtes Schloß, in der auf Befehl Napoleon's I. angelegten, aber nicht vollendeten Neustadt mehrere schnurgerade, schöne Straßen, den hübschen Napoleonsplatz und in der Umgebung schöne Promenaden. Es besitzt N. einige sehenswerthe Kirchen, ein Standbild des Generals Lourmel (7. Juli 1861 enthüllt), eine der schönsten Cavaleriekasernen Frankreichs, ein Militär- und ein anderes Gefängniß. Die Stadt ist der Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz und einer Ackerbaukammer, hat ein Lyceum, einen

landwirthschaftlichen Verein, ein Gestüte und zählt 7602 E. (1861), welche «bretagnische Leinwand» weben, Beinschwarz fabriciren, Hüttenwerke, Gerbereien und sehr besuchte Märkte unterhalten und Handel mit Garn, Leinwand, Leder, Eisen, Getreide, Hanf, Honig, Butter, Pferden und Schlachtvieh treiben. Die Stadt führte schon unter Napoleon I. ihren jetzigen Namen, den sie mit der Restauration mit dem frühern wieder vertauschte, aber durch Decret vom 22. April 1852 aufs neue erhielt.

Narbe (cicatrix) bezeichnet im allgemeinen das sichtbare Merkmal einer früher stattgehabten Verletzung eines lebenden Körpers, oder bestimmter: diejenige organische Substanz, welche die getrennt gewesenen Theile wieder miteinander verbunden hat. Man unterscheidet nach der Ursache Wundnarben, Geschwürsnarben, Pockennarben, Verbrennungsnarben u. s. w. (die sich schon durch das äußere Ansehen unterscheiden, was oft in der gerichtlichen Medicin wichtig ist), und nach dem Sitze Hautnarben, Muskelnarben, Sehnennarben, Gefäßnarben u. s. w. Heilen die getrennt gewesenen Theile unmittelbar wieder zusammen, so ist die N. oft sehr klein oder verschwindet ganz; in den meisten Fällen ist dies aber nicht der Fall, sondern der Spalt oder die durch Substanzverlust entstandene Lücke füllt sich unter Eiterung wieder aus. Das neu entstandene Gewebe ist meist nur das allen Organen gemeinsame Bindegewebe, und nur wenig Organe wachsen durch Gewebe ihrer Art zusammen (so die Nerven, die Knochen). Die Hautnarben sind solche blos aus Bindegewebe mit einer Oberhautschicht bestehende N.; sie entbehren der Nerven fast gänzlich, haben keine Hautwärzchen und keine Talgdrüschen, sind deshalb auch glatter und bedecken sich nicht mit Haaren. Dieselben haben auch nur wenige Haargefäße, sehen deshalb blasser aus, sind kühler und werden, obgleich sie unempfindlicher als die Haut, doch durch schädliche Einflüsse leichter beeinträchtigt als diese, machen daher das kranke Glied gegen Luft- und Wetterwechsel empfindlicher (die sog. Kalender verwundeter Personen). Bei innern Krankheitszuständen brechen sie leicht auf und heilen, wenn sie verletzt werden, schlechter und langsamer.

Narbonne, die Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Aude (Languedoc), 1,6 M. vom Golfe du Lion, an der Eisenbahn und dem Kanal von N. oder Canal de la Robine, der durch den Strandsee von Sigean südwärts mit dem Mittelmeer, nordwärts mit dem Canal du Midi und so mit dem Atlantischen Ocean in Verbindung steht, in einer von mäßigen Bergen umschlossenen ungesunden Tiefebene gelegen, ist mit Wällen und Mauern umgeben, welche, unter Franz I. aus Resten röm. Bauten aufgeführt, mancherlei Antiquitäten enthalten. Die Stadt ist im Innern eng und schlecht gebaut, hat aber einen durch Portal, Schiff, Chor und Orgel ausgezeichneten Dom aus der Zeit, wo es noch Sitz eines später nach Toulouse verlegten Erzbisthums war. N. gilt als Kriegsplatz dritter Klasse, ist der Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts und einer Ackerbaukammer, hat eine hydrograph. Schule, eine Alterthumsgesellschaft, eine öffentliche Bibliothek und ein Museum in dem Rathhause (dem frühern erzbischöfl. Palaste) und zählt 16062 E. (1861), die sehr gewerbfleißig sind, namentlich Branntwein, Grünspan, Kerzen, Wollmützen und Tuch fabriciren, Gerbereien, Färbereien, zahlreiche Töpfereien, Ziegel- und Backsteinbrennereien unterhalten und ansehnlichen Handel treiben, insbesondere mit ausgezeichnetem Honig, sehr geschätzten Weinen, Branntwein, Getreide, Oel, Salz, Salzkraut (Salicot), Salpeter und trockenen Gemüsen. Der Verkehr wird durch die Eisenbahn von Cette nach Bordeaux, an welche sich jetzt die südwärts nach Perpignan führende Zweigbahn anschließt, sowie durch den genannten Kanal sehr gefördert. An der Mündung des letztern und an der Zweigbahn liegt in 3½ M. Entfernung das Städtchen La Nouvelle oder Port de la Nouvelle, welches als Hafen von N. anzusehen ist und 1980 E. zählt, die Schiffe von 3—400 Tonnen bauen, Hohöfen und Schwefelfabriken unterhalten und ziemlich lebhaften Handel treiben. 1861 liefen 255 Schiffe weiter Fahrt und 278 Küstenfahrer ein. N. wurde 118 v. Chr. von den Römern durch den Consul Quintus Marcius Rex gegründet und hieß Narbo Marcius, später auch Narbona, war die Hauptstadt der gall. Provincia Romana, die nach der Eroberung des übrigen Gallien nach ihr Gallia Narbonensis genannt wurde, und blieb bei der spätern Zertheilung der größern Provinzen Hauptstadt der Provincia Narbonensis prima. (S. Gallien.) Ihre röm. Alterthümer sind nicht bedeutend. Unter den Westgothen eine der bedeutendsten Städte Septimaniens (s. d.), fiel sie mit diesem 720 an die Araber, denen sie, nachdem Karl Martell es vergebens versucht hatte, sie zu erobern, erst sein Sohn, Pipin der Kleine, 759 entriß. Seit Karl d. Gr. hatte sie eigene Grafen oder Vicegrafen, von denen die Grafen von Toulouse, Carcassonne und Foix abstammten; der letzte, Wilhelm III., fiel 1424 vor den Mauern von Ivry. Die Vicegrafschaft kaufte darauf Gaston IV. von Foix (später König von Navarra). Im Mittelalter hatte die Stadt N. über 40000 E., trieb be-

deutenden Handel mit dem Orient und schloß Verträge mit Alexandria und Konstantinopel. Auch war sie wegen ihrer reinen Luft berühmt, während diese heutzutage durch die Ausdünstungen der umliegenden Sümpfe und Moräste verpestet wird.

Narcisse (Narcissus) heißt eine zur 6. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Amaryllideen gehörende Pflanzengattung mit unterständigem Fruchtknoten, deren blumenkronartige, tellerförmige Blütenhülle sechsspaltig und am Schlunde mit einer mehr oder minder großen glockigen oder becherförmigen, am Rande oft gelappten oder gekräuselten Krone besetzt ist, welche die Staubgefäße und den Stempel umgibt. Alle N. sind Zwiebelgewächse. Aus ihrer schaligen Zwiebel wachsen lineale Blätter und ein blattloser Stengel (Schaft) hervor, welcher an seiner Spitze bald nur eine, bald mehrere Blüten trägt. Die Blüten sind gestielt, nickend, ihre Stiele am Grunde von einem häutigen Deckblatt umschlossen. Einige Arten derselben sind auch in Deutschland einheimisch, die meisten gehören aber Südeuropa und Kleinasien an. Viele werden wegen ihrer frühzeitigen angenehmen und häufig auch wohlriechenden Blüten in unsern Gärten als Zierpflanzen gezogen, wie die bei uns im Freien ausdauernde weiße N. (N. poeticus L.), deren Zwiebel den Alten als Brechmittel diente; die gelbe N. (Pseudo-Narcissus L.) und die große N. (N. major Curt.), die wieder eine große Anzahl von Gartenvarietäten geliefert haben, und deren bitter und schleimig schmeckende gelbe Blüten einen narkotisch-scharfen Stoff enthalten, sodaß das aus ihnen bereitete Extract selbst tödlich wirken kann. Ferner dienen uns vorzüglich als angenehme Zierpflanzen die Jonquille (N. Jonquilla L.), die Tazette (N. Tazetta L.), die vielblütige N. (N. polyanthos Lois.), die sternförmige N. (N. stellatus Lois.), die italienische N. (N. Italicus Ker.) und andere, welche auf dem Schafte viele Blüten tragen, die ihres starken und angenehmen Geruchs wegen von den arab. Aerzten zur Bereitung des Narcissenöls verwendet werden. Alle N. verlangen einen nahrhaften humusreichen, aber sandigen lockern Boden und dürfen nicht zu oft verpflanzt werden, da sie in starken, gutbestockten Büschen am reichlichsten und schönsten blühen.

Narcissus (griech. Narkissos) war nach der insbesondere bei der böotischen Stadt Thespiä localisirten Sage ein schöner Jüngling, Sohn des Flußgottes Kephissos und der Nymphe Leiriope, der die Liebe der Männer wie der Frauen (darunter auch der Nymphe Echo, die aus Sehnsucht nach ihm verschmachtete, sodaß nur die Stimme von ihr übrigblieb) verschmähte. Zur Strafe für diesen Uebermuth erfüllte ihn die Nemesis mit leidenschaftlicher Liebe zu seinem eigenen Bilde, das er in einer Quelle erblickte, sodaß er, von vergeblicher Sehnsucht verzehrt, dahinsiechte oder, nach anderer Tradition, sich selbst tödtete. Auf der Stätte seines Todes sproß die mit seinem Namen bezeichnete Blume auf, welche bei den Griechen ein Symbol der Vergänglichkeit und des Todes und daher den unterirdischen Gottheiten geweiht war. Vgl. Wieseler, «Narkissos» (Gött. 1856).

Narde nannten die Alten mehrere angenehm riechende Pflanzen, besonders aus der Familie der Baldriangewächse, sowie auch ein daraus bereitetes Oel. Man unterscheidet die gallische oder celtische N., welche jetzt als celt. Baldrian oder Speik (Valeriana Celtica L.) und wohlriechender Baldrian (V. saliunca All.) unterschieden wird; die cretische N., worunter man den ital. Baldrian (V. Italica L.) und den knolligen Baldrian (V. tuberosa L.) begriff; die arabische N., welche wahrscheinlich aus dem Nardenbartgrase (Andropogon Nardus L.) bestand; die italienische N., jetzt unser Lavendel (s. d.), und vor allen die indische N., aus welcher das kostbare Nardenöl bereitet wurde. Die letztere, welche bei den Alten im höchsten Ansehen stand, jetzt in Europa kaum noch angetroffen wird, in Asien aber auch als Arzneimittel sehr berühmt ist, stammt von der auf den Gebirgen Ostindiens wachsenden echten N. (Nardostachys Jatamansi Dec.), einer zu den Baldriangewächsen gehörenden Pflanze mit purpurrothen Blütenbüscheln und vier Staubgefäßen in jeder Blüte. Mit einer Salbe von N. pflegten die Alten sich bei den Gastmählern zu salben. In der Bibel finden wir die N. im Hohenliede Salomonis und im Neuen Testamente erwähnt. Mit dem Speik oder der celtischen N., welche bei den Alten ebenfalls in sehr großem Ansehen stand, wird noch jetzt von Triest aus ein bedeutender Handel nach der Türkei und Aegypten und von da weiter nach Indien und Aethiopien getrieben, indem diese Pflanze dort noch jetzt zur Bereitung einer beliebten Salbe zu den Bädern verwendet wird. Von allen diesen Pflanzen wird nur der Wurzelstock verwendet.

Nardini (Pietro), einer der größten Violinisten des 18. Jahrh., geb. 1722 zu Fibiana, einem Dorfe im Toscanischen, erhielt seinen ersten Violinunterricht in Livorno und ging später nach Padua zu Tartini, dessen vorzüglichster Schüler er wurde. 1753 wurde er bei der Kapelle zu Stuttgart angestellt, wandte sich 1767, als man ihm seinen Gehalt bedeutend kürzte, nach Livorno zurück und besuchte 1769 seinen alten Lehrer zu Padua, den er in seiner letzten Krank-

heit mit wahrhaft kindlicher Zärtlichkeit pflegte. Im folgenden Jahre kam er als erster Violinist in die Kapelle nach Florenz, wo er 7. Mai 1793 starb. N. hat viel für die Violine und auch einige Trios für die Flöte geschrieben. Seine Compositionen haben im ganzen einen ernsten Charakter und verlieren, wenn sie nicht im Geiste der alten Tartini'schen Schule vorgetragen werden. Er glänzte vorzüglich im Vortrage des Adagio; hier glaubte man oft mehr Gesang als ein Instrument zu hören.

Narkotica (griech.), betäubende Mittel, nennt man eine Anzahl Arzneimittel, welche in verhältnißmäßig geringen Mengen schon sehr heftig, gewöhnlich lähmend auf das Gehirn und Rückenmark wirken (denn eben die Hirnlähmung und ihre Folge, die Unempfindlichkeit aller Sinne, nennt man Betäubung und die damit verbundene Schlafsucht Narkose). Da eine verhältnißmäßig sehr geringe Quantität eines Narkoticums schon hinreicht, diese Wirkung bis zu der gänzlichen Lähmung des Nervensystems und dem daraus folgenden Tode zu steigern, so rechnet man die N. zu den Giften (s. d.), von denen sie eine eigene Klasse bilden. Die Wirkung der N. hängt davon ab, daß sie, ins Blut aufgenommen, den betreffenden Nervenmassen zugeführt werden. Auch richtet sich die Wirkung in ihrer Stärke nach der Art, wie man einen narkotischen Stoff in den Körper bringt. Dieselbe Quantität, welche durch Einspritzung in eine Vene schnell tödlich wirkt, bleibt ohne alle bemerkbaren allgemeinen Folgen, wenn man sie als Einreibung auf die äußere unverletzte Haut anwendet. Außerdem hängt die Wirkung ab von der Empfänglichkeit des betreffenden Individuums und von der Menge des Gifts, welche dasselbe ins Blut aufnimmt. Daher verzehren z. B. manche Thiere Bilsenkraut und andere giftig-narkotische Pflanzen ohne Schaden. Die gewöhnlichen sogenannten N. gehören dem Pflanzenreiche an; doch wird die in den bittern Mandeln und im Kirschlorber sich (durch Zersetzung des Amygdalins) erzeugende Blausäure auch durch Zersetzung thierischer Stoffe gewonnen. Es ist der Chemie gelungen, aus vielen Pflanzen den Stoff, in dem sich das narkotische Princip concentrirt, gesondert darzustellen, z. B. das Morphin aus dem Mohnsafte, das Atropin aus der Belladonna, das Nikotin aus dem Tabak, das Strychnin aus der Brechnuß u. s. w. Diese narkotischen Principien sind quaternär (aus Kohlen-, Wasser-, Sauer- und Stickstoff) zusammengesetzte, meist sehr stickstoffreiche Substanzen, welche der Mehrzahl nach die Eigenschaft haben, sich mit Säuren zu verbinden und Salze zu bilden, sog. Alkaloide (s. d.). Ihrer Benutzung nach gehören die N. zu den stärksten, aber auch heilsamsten Arzneimitteln. Man gebraucht sie besonders zur Beruhigung des Nervensystems (z. B. um Schlaf hervorzubringen), als schmerzstillende Mittel und gegen Krämpfe. Am meisten werden von ihnen angewendet die Belladonna (s. Atropa), der Stechapfel (s. Datura), das Bilsenkraut (s. d.), das Opium (s. d.) und die im Kirschlorber und einigen andern Pflanzen enthaltene Blausäure (s. d.). Die Pharmacie hat, um ihre Einführung in den Körper zu erleichtern, sie in verschiedene Formen gebracht, sodaß man sie ebenso wol in ihrer natürlichen Gestalt als in Tincturen, Extracten, Pflastern, Salben u. s. w., je nachdem es der Fall fordert, anwenden kann. Manche N. bringen innerlich, in gewissen Quantitäten genommen, einen Zustand der Verzückung oder wollüstigen Sinnenrausches hervor, weshalb dieselben von gewissen Völkerschaften genossen werden. Dahin gehören das Opium, welches von den Türken und vielen asiat. Völkern gegessen oder mit Tabak geraucht wird, das in Ostindien sehr beliebte Bang (s. d.) und die Coca (s. d.) der Peruaner. Während in manchen Staaten, z. B. in England, der Kleinhandel mit narkotischen Stoffen keiner Beschränkung unterliegt, ist es in vielen andern den Apothekern und Droguisten streng verboten, N. und deren Präparate ohne ärztliche Vorschrift zu verabreichen.

Narrenfest nannte man das Fest, welches seit dem 5. Jahrh. in mehrern christl. Ländern Europas von Geistlichen und Laien regelmäßig mit den größten Narrheiten gefeiert wurde und eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Bildungsgeschichte bleibt. Zu den Festen der Heiden, welche die christl. Religion nicht sobald verdrängen konnte, gehörten die Saturnalien (Calendae Januarii), die in der momentanen Mischung und Umkehrung aller Stände und der ausgelassensten Fröhlichkeit selbst unsere freiesten Carnevals übertrafen. Aus diesen Saturnalien, zu deren völliger Ausrottung alle bis ins 9. Jahrh. erlassenen kirchlichen Verbote nicht hinreichten, gingen ohne Zweifel die N. (festa stultorum) der Christen hervor, deren erste Spur sich in einer Schrift des Joh. Beleth gegen Ende des 12. Jahrh. findet. Sie wurden wie die Saturnalien im December gefeiert. Die Hauptfeierlichkeiten fielen auf den Tag der unschuldigen Kindlein oder auf den Neujahrstag; im ganzen aber dauerte das N. von Weihnachten bis auf den letzten Sonntag nach Epiphanias. Anfangs machten dabei Chorknaben und junge Sacristane die Hauptpersonen, sehr bald nahmen aber auch die untern Kirchendiener und die Laien

theil daran, während Bischof und Geistliche die Zuschauer abgaben. Man wählte bei diesem Feste, das nun auch das Fest der Unterdiakonen, die Decemberfreiheit oder das Fest der Calenda genannt wurde, einen Narrenbischof, der unter vielen lächerlichen Feierlichkeiten in der Hauptkirche eingesegnet wurde. Er nahm sodann den gewöhnlichen Sitz des Bischofs ein, hielt das Hochamt und gab unter lächerlichen Grimassen dem Volke den Segen. Gleichzeitig verübten die in Maskenkleidung gehüllten Narren in der Kirche allerlei Thorheiten und Possenstreiche; man sang die schmuzigsten Lieder, führte die üppigsten Tänze auf und nahm die unanständigsten Stellungen an. Noch von mehrern Orten bewahrt man die Ritualien, nach welchen das N. begangen wurde. Der Hauptsitz dieser Feste war Frankreich, wo sie auch entstanden sein sollen. Von Deutschland weiß man nur, daß es in den Städten am Rhein gefeiert wurde. Uebrigens wurden die N. von Päpsten, Bischöfen, franz. und span. Concilien wiederholt verdammt und verboten, und zwar schon in der Zeit, aus welcher die erste Spur des N. vorhanden, nämlich 1198 durch den päpstl. Legaten Cardinal Petrus in einem Schreiben an den Bischof Odo von Paris. Auch die Sorbonne verbot die N. noch 1544.

Narrheit nennt man im gemeinen Leben ein in Reden und Handlungen zur Schau getragenes Abweichen von den Regeln des gesunden Menschensinns zum Aergernisse und Gespötte anderer. So viele Arten der geflissentlichen Abweichungen dieser Art es gibt, so viele Arten von Narren kann es auch geben, wie z. B. Projectnarren (Schwindler), Sparsamkeitsnarren (Geizhälse), Eitelkeitsnarren (Gecken), Regelnarren (Pedanten), Unbesonnenheitsnarren (Tölpel), Unterhaltungsnarren (Schwätzer), Hochmuthsnarren, Galanterienarren, Steckenpferdnarren, wie Hundenarren, Pferdenarren, Büchernarren und so ins Unendliche. Weil bei der N. ihr Abweichen vom gesunden Menschensinn in der Regel darauf beruht, daß entweder auf unwichtige Dinge und Kleinigkeiten oder selbst auf gar nicht vorhandene Dinge, wie z. B. auf vermeintliche, aber nicht wirklich bestehende Vorzüge und Verdienste des lieben Ich, ein großes Gewicht gelegt und das verkehrte Bewußtsein davon zur Schau getragen und jedermann angemuthet wird, so verbindet sich mit der N. leicht und häufig die Gefahr eines Selbstbetrugs, welcher unter ungünstigen Umständen zur fixen Idee werden und mit Geisteszerrüttung enden kann. Wer die N. blos simulirt, entweder um andere zu ärgern, wie die bösen Buben ihren Lehrer, oder zur Belustigung, wie die Hofnarren, ist kein wirklicher Narr, sondern ein bloßer Schalksnarr oder Fastnachtsnarr, welcher Narrenspossen treibt. Uebrigens soll man sich hüten, jede Abweichung von der Mode als der für verständig und gesund geltenden Lebenssitte schon als N. aufzufassen, indem die Schönheit des Lebens wesentlich darin besteht, daß einem jeden mit der größtmöglichsten Liberalität ein freies Ausleben seiner eigenpersönlichen Natur gestattet werde. Hierbei kann es nicht selten vorkommen, daß dem einen das als N. erscheint, worin der andere vielleicht das Zeichen eines sich über die gewöhnliche heuchlerische Sitte erhebenden, selbstgewissen Geistes erblickt, wobei es nicht immer leicht ist, die Geistesstärke, welche sich im Trachten nach dem Bessern an die gewöhnliche Sitte nicht bindet, von der Geistesschwäche zu unterscheiden, die unfähig, den gewöhnlichen Anforderungen des gesellschaftlichen Lebens zu entsprechen und darum in kleinlichen Ungewöhnlichkeiten eine Auszeichnung sucht. Unter den wirklichen Geistesstörungen wird mit N. (moria) der Zustand bezeichnet, wo eine innere Selbsttäuschung oder Einbildung (fixe Idee) von exaltirter Art ein fieberloses Delirium und Irrereden erzeugt. Ungewöhnliche Selbstgefälligkeit und Lustigkeit, verbunden mit der Sucht durch Kleidung und Benehmen aufzufallen und zu imponiren, sind die gewöhnlichen Symptome dieser Geisteskrankheit, welche zu den Arten des Wahnsinns (s. d.) gerechnet wird und, wenn nicht beizeiten Heilung erfolgt, gewöhnlich in schwerere Arten der Seelenstörung, entweder in Manie und Raserei, oder in Blödsinn und vollkommenen Idiotismus übergeht.

Narses, der Zerstörer des Reichs der Ostgothen in Italien, lebte anfangs als Verschnittener an dem Hofe des byzant. Kaisers Justinianus I., der ihn zu seinem Schatzmeister machte. Schon in dem pers. Kriege hatte er sich ausgezeichnet, und so wurde er 538 n. Chr. nach Italien mit einem Heere gesendet, um den Belisar (s. d.) im Kriege gegen die Ostgothen zu unterstützen, aber 539, da er mit Belisar in Uneinigkeit gerieth, zurückgerufen. Nach Belisar's Abgang sendete ihn indeß Justinianus 552 zum zweiten mal nach Italien, mit einem Heere, das zum größten Theil aus Longobarden, Herulern, Hunnen, Armeniern und Persern bestand, die N. mit gewaltiger Feldherrnkraft zusammenzuhalten wußte. Er nahm seinen Weg zu Lande über Istrien und zog, um den Rüstungen der Gothen auszuweichen, ganz an der Küste des Adriatischen Meeres, zum Theil auf Schiffbrücken, bis in die Nähe von Ravenna, von da weiter nach dem Gebirge, wo es bei Tagina unweit Gubbio zu einer Schlacht kam, in der Totilas, der König der Gothen,

seinen Tod fand. Von Rom aus, das N. eingenommen hatte, zog er 553 gegen Tejas, den die Gothen zu ihrem Könige gewählt hatten, nach Campanien; den Führer der goth. Flotte gewann er durch Bestechung und Tejas fiel in der Schlacht, die erst am dritten Tage beendet wurde. Während N. 553—54 beschäftigt war mit der Eroberung der Städte, besonders in Tuscien, durchzogen große Scharen der Franken und Alemannen unter Leutharis und Buccelinus verwüstend das Land. Nachdem sie sich in Unteritalien getrennt, gingen die Franken mit Leutharis auf dem Rückzuge durch Klima und Unmäßigkeit zu Grunde; die Alemannen, ebendadurch geschwächt, vernichtete N. in der Schlacht bei Capua 554. Kurz vorher hatte ihm auch der Gothe Aligern die Feste Cumä übergeben, und die wenigen Orte, die noch in goth. Gewalt waren, unterwarfen sich ihm in den nächsten Jahren. Als Statthalter verwaltete N. nun Italien mit Festigkeit und Klugheit bis 567, wo er die Stelle niederlegen mußte und bald darauf in Rom starb. Das Jahr darauf fielen die Longobarden in Italien ein, nach einer, jedoch nicht hinlänglich verbürgten Sage von N. dazu aufgefordert, der sich für die Absetzung an Kaiser Justinus II. und dessen Gemahlin Sophia, die ihn höhnisch habe in die Spinnstube zurückgehen heißen, durch die «Anspinnung dieses Fadens» habe rächen wollen.

Naruszewicz (Adam Stanislaw), poln. Historiker und Dichter, geb. 20. Oct. 1733 aus einer alten Familie in Litauen, trat 1748 in den Jesuitenorden und wurde, nachdem er Deutschland, Frankreich und Italien bereist hatte, Vorsteher bei dem Collegium nobilium der Jesuiten in Warschau. Nach Aufhebung des Ordens ernannte ihn Stanislaus August, der sich von dem Geist und Witz sprühenden jungen Manne angezogen fühlte, zum Bischof von Smolensk und später von Luck, doch ließ er ihn nicht von seiner Seite. 1773 trug ihm der König auf, die Geschichte der ersten Theilung Polens ausführlich darzustellen. N.' Arbeit, von welcher aber nichts gedruckt erschienen ist, fand des Königs vollen Beifall, der ihn nun zur Abfassung einer vollständigen Geschichte Polens aufforderte und ihn dabei auf das großmüthigste unterstützte. So entstand N.' mit scharfsinniger Kritik, ausgebreiteter Belesenheit und in einem gedrängten, schmucklosen, dem Tacitus nachgebildeten Stile abgefaßtes Geschichtswerk (Bd. 2—7, Warsch. 1780; 1803—4). Als sein Gönner vom Throne gestürzt war, widmete sich N. ausschließend seinem bischöfl. Amte und lebte zu Janowiec in Galizien, wo er 8. Juli 1796 aus Gram über das Schicksal seines Vaterlandes starb. Zu dem ersten Bande seines Geschichtswerks, der am Schlusse des Ganzen nachgeliefert werden sollte, hinterließ er eine Materialiensammlung von 360 Foliobänden. Eine Gesellschaft warschauer Gelehrter unterzog sich der Bearbeitung desselben (2 Bde., Warsch. 1824); das Ganze erschien sodann in neuer Ausgabe (10 Bde., Lpz. 1836). Außerdem hat man von N. eine poln. Uebersetzung des Tacitus (4 Bde., Warsch. 1775), in welcher er den Geist des Originals richtig aufgefaßt und die kräftige Kürze des Stils glücklich nachgebildet hat; dann eine Biographie des litauischen Feldherrn J. K. Chodkiewicz (2 Bde., Warsch. 1805) und eine Geschichte der Tataren der Krim. Seine Dichtungen, besonders seine Idyllen und Satiren (neue Aufl., 3 Bde., Lpz. 1835) fanden zu ihrer Zeit großen Beifall, entbehren aber aller wahren Poesie.

Narvaez (Ramon Maria), Herzog von Valencia, span. Marschall und Minister, wurde 5. Aug. 1800 zu Loja in Andalusien geboren und trat als 15jähriger Jüngling in die wallonische Garde. 1820 war er Offizier und focht unter Mina in Catalonien. Nach dem Einmarsche der Franzosen verabschiedet, beschäftigte er sich in der Zurückgezogenheit mit dem Studium der Militärwissenschaft. Beim Ausbruche des Bürgerkriegs trat er 1834 als Hauptmann in ein Jägerregiment der Königin Isabella und zeichnete sich wiederholt aus, sodaß er schon 1836 zum Brigadegeneral avancirte. Insbesondere machte er sich einen Namen durch die unermüdliche Verfolgung des karlistischen Generals Gomez auf dessen abenteuerlichem Streifzuge 1836. Später säuberte er die Mancha von karlistischen Banden. Nun ward er beauftragt, eine große Reservearmee bei Madrid zu formiren; aber da Espartero (s. d.) aus Eifersucht sich dem widersetzte, wurde das Commando zurückgenommen. Obwol N. sonst zur Partei der Moderados gehörte, betheiligte er sich 1838, zugleich mit dem progressistischen General Cordova, bei einer Schilderhebung der Stadt Sevilla, benahm sich dabei jedoch ziemlich zweideutig. Am Ende entfloh er nach Paris. Hier verbündete er sich später mit der 1840 vertriebenen Königin-Mutter Marie Christine, um den Regenten Espartero zu stürzen. Allein der Anschlag, den er Oct. 1841 von Gibraltar aus zur Wegnahme von Cadix machte, mislang. Als im Sommer 1843 der allgemeine Aufstand gegen Espartero ausbrach, landete N. in Valencia und fand großen Zulauf. Die gegen ihn abgeschickten Truppen gingen zu ihm über, und bereits 23. Juli

ergab sich ihm auch die Hauptstadt Madrid. Am 6. Nov. 1843 abends, als N. ins Theater fuhr, wurde siebenmal auf ihn geschossen; sein Adjutant erhielt schwere Wunden, er selbst blieb unverletzt. Nach der Rückkehr der Königin-Mutter Marie Christine nach Madrid bildete N. ein Moderado-Ministerium (Mai 1844) und ließ vor allem die Verfassung von 1837 durchgreifend in conservativem Sinne revidiren (23. Mai 1845). Zum Lohn für seine Dienste erhob ihn die Königin Isabella 1844 zum Rang eines Generalkapitäns der Armee (Marschall) und im Herbst 1845 auch zum Granden erster Klasse mit dem Titel Herzog von Valencia. Aber schon im Febr. 1846 ward das Ministerium durch Hofcabalen und innere Zwietracht gestürzt. N. wurde bald nachher auf ehrenvolle Weise aus Spanien entfernt, indem man ihm die Gesandtschaft in Paris übertrug. Aber schon im Oct. 1847 sah er sich wieder zurückberufen und bildete ein neues Cabinet, welches während der allgemeinen europ. Aufregung die Ruhe in Spanien fast ungestört bewahrte. Aufsehen machte besonders das energische Verfahren N.'s gegen den engl. Gesandten Bulwer, der, weil er sich bei oppositionellen Demonstrationen compromittirt, den Befehl erhielt, binnen 48 St. das Land zu verlassen (Mai 1848). Da sich indeß N. mit der intriguanten Königin-Mutter entzweite, mußte er 10. Jan. 1851 seine Entlassung nehmen. Er ging wieder nach Paris, wurde aber schon im Dec. bei der Geburt der Kronprinzessin zurückberufen. Jetzt trat er als Führer der Opposition gegen die absolutistischen Bestrebungen des Hofs auf, und als das Ministerium Bravo-Murillo 3. Dec. 1852 eine Verfassungsrevision vorschlug, stellte er sich an die Spitze des vereinigten Wahlcomité der Moderados und Progressisten. Darauf erhielt er den Befehl, sofort nach Wien abzureisen, um die dortigen Militärarchive zu studiren. Am 11. Dec. verließ er Madrid und ging nach Bayonne, von wo aus er gegen diese rein illusorische Mission protestirte; dann begab er sich nach Paris. Erst im Nov. 1853 durfte er nach Madrid zurückkehren. Nach längerer Zurückgezogenheit kam N. im Oct. 1856 als Präsident eines Moderado-Ministeriums wieder ans Staatsruder. Inzwischen hatte er sich aber der Reaction zugeneigt und bewerkstelligte nunmehr selbst eine constitutionelle Reform (17. Juli 1857), durch welche die Verfassung von 1845 wesentlich verstümmelt wurde. Doch vermochte er sich nur bis zum Oct. 1857 zu behaupten. Auch ein späteres Ministerium unter N.' Vorsitz (Sept. 1864 bis Juni 1865) war von kurzem Bestand. Bemerkenswerth ist, daß er damals sofort der seit 1854 verbannten Königin-Mutter Marie Christine erlaubte, nach Spanien zurückzukehren. Bei dem Militäraufstande zu Madrid 22. Juni 1866 focht N., neben dem damaligen Ministerpräsidenten Marschall O'Donnell (s. d.) an der Spitze der treugebliebenen Truppen, welche nach zwölfstündigem Kampfe den Sieg davontrugen. Bald darauf (Juli 1866) wurde er mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt und war seitdem bemüht, durch militärische und polit. Zwangsmaßregeln den wankenden Thron der Königin Isabella zu stützen. (S. Spanien.)

Narwa oder Narowa, Kreisstadt, Hafen und Festung im russ. Gouvernement Petersburg, am linken Ufer der 9¾ M. langen Narwa oder Narowa, die aus dem Peipussee kommt und hier, 2 M. von ihrer Mündung in den Finnischen Meerbusen, bei dem Fabrikorte Joala, einen 20 F. hohen, mehrere hundert Fuß breiten, durch eine Insel in zwei Theile getheilten Wasserfall bildet, besteht aus der eigentlichen, meist von Deutschen bewohnten Stadt und der Vorstadt und Festung Iwangorod auf dem rechten Ufer des von einer schönen Brücke überspannten Flusses, wo nur Russen wohnen. Die Stadt hat einen Hafen, ein Arsenal, eine Börse und (1863) 5921 E., die einen lebhaften Handel mit Bretern und Bohlen, Getreide, Flachs und Hanf sowie mit hier gefangenen Neunaugen, Kuloströmlingen und Lachsen unterhalten. 1865 liefen 183 Schiffe mit 18062 Commerzlasten ein, und der Import betrug 1,461416, der Export 815078 Rubel. N. wurde 1223 vom Dänenkönig Waldemar II. erbaut. Es gehörte lange zur Hansa, wurde 12. Mai 1558 vom Großfürsten Iwan II. Wasiljewitsch eingenommen, 6. Sept. 1581 aber von den Schweden zurückerobert. In den J. 1590 und 1658 hielt es die Belagerungen der Russen aus. Am 30. Nov. 1700 schlug Karl XII. von Schweden mit 8430 Mann in der Nähe der Stadt das 32000 Mann starke Heer der Russen unter dem Herzog von Croy und erstürmte deren verschanztes Lager. Vier Jahre später sühnte Peter d. Gr. diese Schmach, indem er 20. Aug. 1704 die Stadt mit Sturm einnahm, worauf Rußland sich diese Eroberung für immer zu sichern wußte. Vgl. Hansen, «Geschichte der Stadt N.» (Dorpat 1858).

Narwal (Monodon monoceros) heißt ein zur Familie der Delphine gehöriges, nur im nördlichsten Eismeer vorkommendes Walthier von weißer Farbe mit braunen Flecken, das bis 20 F. lang wird. Die Bezahnung dieses dicken, fast drehrunden Fisches ist höchst eigenthümlich. Es hat ursprünglich nur zwei Zähne im Zwischenkiefer, wovon regelmäßig der eine, meist der

rechte, verkümmert, der andere aber schraubenartig bis zu 10 F. Länge auswächst und so eine furchbare, gerade, spitze Waffe darstellt, die vom härtesten Elfenbein gebildet ist. Man findet diesen Stoßzahn häufig in Sammlungen. Man harpunirt den N. nur gelegentlich, da er sehr wild und unbändig ist und verhältnißmäßig wenig Thran liefert.

Nase (nasus) ist der oberhalb der Mundhöhle in den Rachen führende Kanal, welcher mit einem knorpeligen, mit Haut überzogenen Fortsatz (die äußere N.) in das Gesicht hervorragt. Hinter der äußern N. liegt die Nasenhöhle (cavitas narium), welche aus einer Haupthöhle und den in den benachbarten Knochen befindlichen Nebenhöhlen besteht. Die Haupthöhle liegt unter dem vordersten Theile der Schädelgrube, zwischen den beiden Augenhöhlen und über der Mundhöhle, und wird hauptsächlich durch das Pflugscharbein in eine rechte und linke Hälfte getheilt. Doch reicht das Pflugscharbein nicht bis in die Gesichtsfläche, sodaß die N. vorn nur eine gemeinschaftliche Oeffnung hat, deren Ränder nur wenig über das Gesicht vorstehen. Von den Nebenhöhlen liegen die zwei obern im Stirnbeine, die zwei hintern im Körper des Keilbeins, und die zwei äußern werden durch die Oberkiefer gebildet. Die seitlichen Wände der Haupthöhle sind nicht glatt, sondern mit vielen Vorsprüngen versehen, von welchen die drei größten, längsgerichtete Gänge zwischen sich lassenden nach ihrer Gestalt Nasenmuscheln heißen. Die äußere N. ist dem Gesicht aufgesetzt. Man unterscheidet an ihr die Wurzel, die Spitze (apex nasi) und den großentheils noch knöchernen Rücken; ferner die an der untern Fläche befindlichen Nasenlöcher (nares) und die Seitentheile dieser, die Nasenflügel. Sie wird gebildet aus zwei obern und zwei untern (Flügel-) Knorpeln und der knorpeligen Naseschceidewand. Die obere Wand der innern Nasenhöhle ist von einem siebförmig durchbrochenen Knochen (Siebplatte, lamina cribrosa) gebildet, durch dessen Löcher der Geruchsnerv in die Nasenhöhle tritt; unter der untern Nasenmuschel, in den untern Nasengang, mündet vorn der Thränenkanal. Die ganze Nasenhöhle sowie die Nebenhöhlen sind mit Schleimhaut ausgekleidet, in deren oberm Theile sich die Enden der Geruchsnerven ausbreiten. Die Tastempfindung vermittelt dagegen ein Zweig des fünften Hirnnervenpaars.

Die Gestalt der N., welche indeß erst mit dem Eintritt der Geschlechtsreife fertig gebildet ist, ertheilt dem Gesicht zum großen Theil mit seinen charakteristischen Ausdruck. Als Geruchsorgan ist die N. für uns von hoher Bedeutung (s. Geruch), nicht blos durch die Uebermittelung angenehmer Eindrücke, sondern namentlich auch dadurch, daß uns der Geruchssinn schädliche Gase, welche wir sonst zu unserm großen Schaden einathmen würden, schon bei ihrem Eintritt in die ersten Athmungswege sogleich anzeigt. Uebrigens wird die durch die N. eingeathmete Luft, während sie durch den verhältnißmäßig engen und langen Kanal streicht, stärker erwärmt als beim Athmen mit offenem Munde, was für Brustkranke nicht gleichgültig ist. Die Nasenhöhle bildet ferner mit der Mundhöhle das Ansatzrohr, den Schallraum, für das Stimmorgan und ertheilt dem hervorgebrachten Laut eine eigenthümliche Färbung. Die Nasenhöhle wird nämlich während des Sprechens bald durch das Gaumensegel geschlossen, bald bleibt sie offen, sodaß also die Luft der Nasenhöhle bei der Lautbildung bald mitschallt, bald nicht. Das Näselnde der Sprache, welches bei der Bildung mancher Laute absichtlich hervorgebracht wird und die Sprache solcher Leute in störender Weise fortwährend begleitet, deren Gaumensegel entweder gelähmt oder zerstört, durchlöchert, gespalten ist, entsteht durch Offenstehen der Nasenhöhle. Das Niesen, die in einem kräftigen Stoß erfolgende, von einem schallenden Geräusch begleitete Ausathmung, wird in den meisten Fällen auf reflectorischem Wege durch Reizung der Empfindungsnerven der N. hervorgerufen. Der Katarrh (s. d.) der Nasenschleimhaut ist als Schnupfen bekannt. Wucherungen der Schleimhaut, die in Form von mehr oder minder flachen Hügeln oder selbst schlauchförmigen Anhängen auftreten, nennt man Nasenpolypen. Diese führen zu theilweisem Verschluß der Nasenhöhle (Stockschnupfen) und werden durch Ausreißen beseitigt, wobei jedoch eine Verwechselung der Nasenmuscheln mit den Polypen verhütet werden muß. Blutungen aus der Nasenschleimhaut stellen das Nasenbluten (epistaxis) dar, das auftritt bei Verletzungen der Schleimhaut, bei dem Bestehen von Geschwüren in der N., endlich bei Ueberfüllung der Blutgefäße der Schleimhaut. Bei häufiger Wiederholung und langer Dauer können durch den Blutverlust Schwächezustände eintreten, und man muß deshalb die Anlässe zu demselben (Bohren in der N., Genuß von Alkohol u. s. w.) vermeiden. Das Nasenbluten wird gestillt durch Einschlürfen kalten Wassers, von Alaunlösung, verdünntem Eisenchlorid und andern blutstillenden Mitteln, oder durch kalte Aufschläge auf die N., endlich durch Verstopfen der (vordern und hintern) Nasenöffnung. Geschwüre in der N. entstehen ent-

weder infolge von Verletzungen oder sind Theilerscheinungen allgemeiner Krankheiten (z. B. der Syphilis). In manchen Fällen ergreift die Zerstörung auch den Knochen. Bei langdauernden tiefen Geschwüren, bei welchen der Eiter und Schleim in faulige Zersetzung übergeht, nimmt der Athem einen stinkenden Geruch an (Stinknase), den man am zweckmäßigsten durch fleißiges, anhaltendes Ausspülen der N. mit Wasser unter Heilung des Geschwürs beseitigt. Verstümmelungen der N. infolge von Krankheiten (namentlich die fressende Flechte, der Lupus) oder Verletzungen verunstalten das Gesicht in einer Weise, daß sich solche Kranke gern einer sog. plastischen Operation unterziehen (Rhinoplastik), bei welcher aus Haut der Stirn oder Wangen oder des Arms eine neue häutige N. hergestellt wird. Zur Untersuchung der Nasenhöhle dient der Nasenrachenspiegel, durch welchen die Nasenhöhle von der Rachenhöhle aus beleuchtet wird. Längs des untern Nasenganges, auf dem Boden der Nasenhöhle hin, werden Instrumente zur Untersuchung des innern Gehörganges (Ohrkatheter, Sonden) eingeführt. Die Haut der N. ist mit sehr großen Talggrübchen versehen, deren Inhalt sich in Form von Würstchen auspressen läßt (Mitesser). Erweiterung der Haargefäße bedingt die sog. **Kupfernase**, wie sie sich bei Säufern und Leuten, die am Feuer arbeiten, häufig findet.

Nasenbär, s. Coati.

Nashorn oder **Rhinoceros** heißt eine Gattung von Säugethieren aus der Familie der Dickhäuter, von andern unterschieden durch dreizehige Füße und ein oder zwei auf der Nase stehende Hörner, welche nur mit der Haut verbunden und aus Hornfasern zusammengesetzt sind. Der Körper ist sehr groß und plump und steht auf verhältnißmäßig ziemlich niedrigen Füßen; die Haut ist dick, meist rauh, fast unbehaart und höchstens mit spärlichen Borsten besetzt. Die Schnauze ist verlängert, aber ohne Rüssel, und das Maul stumpf und breit, der Schwanz kurz, dünn, mit einem Haarpinsel versehen. Sie leben familienweise zusammen in den tropischen Gegenden Asiens und Afrikas. Alle nähren sich von Pflanzen allein, ziehen sumpfige Gegenden zum Wohnorte vor, wälzen sich im Moraste und sind ziemlich träg und stumpfsinnig, gereizt aber meistens sehr wild und gefährlich, zumal da sie dann eine unerwartete Beweglichkeit und Schnelligkeit entwickeln. Gehör und Geruch sind unter den Sinnen bei ihnen am meisten ausgebildet. Man theilt sie nach der Anzahl der Hörner in ein- und zweihörnige. Zu den erstern gehört das indische N. (Rhinoceros Indicus), welches sich hauptsächlich durch das 2 F. lange einzelne Horn und die tiefgefaltete Haut unterscheidet; das javanische N. (Rh. Sondaicus) und das sumatranische N. (Rh. Sumatranus). Zu den zweihörnigen Arten gehört das schwarze N. (Rh. bicornis) in Südafrika, dessen Körper 12 F. lang und an der Schulter 5 F. hoch ist. Es ist sehr wild und die Jagd auf dasselbe nicht ohne Gefahr. Die Eingeborenen essen das Fleisch, welches dem Rindfleische ähnlich ist; aus der im frischen Zustande zu Riemen zerschnittenen Haut werden dort Reitgerten und Peitschen (Schamboks) zusammengedreht. Auch in Nordafrika werden auf ähnliche Art Reitgerten verfertigt, welche unter dem Namen Corbage einen Handelsartikel in England bilden. Auch das stumpfnasige N. (Rh. simus) und das Keitloa-N. (Rh. Keitloa) leben in Afrika und sind mit zwei Hörnern versehen. Unter den Ueberresten untergegangener Säugethiere hat man auch viele Arten des N. gefunden, worunter namentlich eine, das N. mit knöcherner Nasescheidewand (Rh. tichorhinus), welches ein ungeheueres Horn trug, stark behaart war und als Begleiter des Mammuth (s. d.) überall in Europa und Sibirien im Schwemmlande gefunden wird.

Nashville, Hauptstadt des nordamerik. Staats Tennessee und von Davidson-County, liegt am linken Ufer des Cumberlandflusses, über den hier eine prächtige eiserne Hängebrücke führt, und ist 45 M. von dessen Mündung entfernt. Es zählte 1850 erst 10478, 1860 dagegen 16988 E. und hat durch den Bürgerkrieg noch bedeutend gewonnen. Der Ort betreibt einen lebhaften Handel, indem von hier aus die Dampfschiffe den größern Theil des Jahres den Cumberlandfluß befahren. Außerdem ist es der Anfangspunkt der Nashville- und Chatanooga-Eisenbahn, wodurch es in directen Verkehr mit Savannah und Charleston tritt, und hat noch Eisenbahnverbindungen mit Louisville, Memphis und Neuorleans. Hervorragende Gebäude der Stadt sind das neue Capitol, welches sich auf einem, den schönsten Ueberblick bietenden Hügel 175 F. über den Fluß erhebt, das Irrenhaus, das Zuchthaus und die Universität mit medic. Collegium. Es erscheinen hier 12 Zeitschriften, darunter 6 tägliche und 1 deutsche. Die Stadt besitzt 14 Kirchen und 3 Banken, letztere mit einem Kapital von über 5 Mill. Dollars. Einzelne ihrer Privatwohnungen wetteifern an Eleganz und Comfort mit den schönsten in Amerika.

Nasiräer, d. h. Geweihte, hießen bei den Israeliten diejenigen, welche, sei es auf eine bestimmte Zeit, sei es lebenslang, das Gelübde auf sich genommen hatten, aller berauschenden Ge-

tränke sich zu enthalten und das Haupthaar nicht scheren zu wollen. Lebenslängliche N. waren nach der hebr. Sage z. B. Simson und Samuel. Noch in der Zeit Jesu kamen häufig Nasiräatsgelübde vor. Die N. auf Zeit mußten nach Ablauf derselben sich durch verschiedene Opfer beim Tempel von ihrem Gelübde lösen.

Nassau, ein ehemals souveränes und zum Deutschen Bunde gehöriges Herzogthum, das infolge der Ereignisse von 1866 (durch Besitzergreifungspatent vom 3. Oct. desselben Jahres) dem Königreiche Preußen (s. d.) einverleibt wurde. Das Herzogthum hatte im N. und W. Westfalen und die preuß. Rheinprovinz, im S. und O. im ganzen die hess. Länder zur Grenze, umfaßte 85,5 Q.-M. und war zusammengesetzt aus 27 Gebietstheilen des vormaligen Oberrheinischen und Westfälischen Kreises (namentlich den ältern nassauischen Besitzungen, Nassau-Oranien, Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg) sowie aus Theilen von Kurmainz, Kurtrier und Kurköln. Das Land ist mehr gebirgig als eben, von vielen tiefen Thälern durchschnitten und, mit Ausnahme der höhern Gebirgsgegenden des Westerwaldes, von mildem Klima. Die Hauptgebirge sind der Taunus, welcher die südl. Hälfte des Landes zwischen dem Main und der Lahn erfüllt, in seinem höchsten Punkte bis zu 2700 F. (der Große Feldberg) aufsteigt und das herrliche Rheinthal (Rheingau) nördlich umschließt, und der rauhe, unfruchtbare Westerwald, der, mit seinem höchsten Punkte, dem Salzburger Kopf, 1960 F. hoch, die nördl. Hälfte des Landes bedeckt. Von den zahlreichen Flüssen sind der Main und der Rhein zwar die Haupt-, aber doch nur Grenzflüsse. Dagegen durchströmt die Lahn, welche bei Gießen schiffbar wird, in einem reizenden Thale das Land von O. nach W., und mit ihr vereinigen sich die Weil, Embs und Aar, die vom Taunus, die Dill und die Elbe, welche vom Westerwald herabkommen. Außerdem ist nur noch die Nidda oder Nied zu erwähnen. An Producten erzeugt das Land hinreichendes Getreide, treffliches Obst und allerlei Gemüse, auch Hanf, Flachs und Taback, besonders aber die edelsten Weine im Rheingau und die gleichfalls sehr geschätzten Weine an der Lahn. Die Gebirge sind mit schönen Laubholzwaldungen bedeckt, die Bäche und Flüsse reich an Fischen. In den Gebirgen findet sich Eisen, Blei, Kupfer, auch etwas Silber, im Westerwald Stein- und Braunkohlen, an der Lahn Marmor u. s. w. Von besonderer Wichtigkeit für den Wohlstand des Landes ist die große Zahl berühmter Mineralquellen, wie die zu Wiesbaden, Weilbach, Langen-Schwalbach, Schlangenbad, Ems, Selters, Niederselters, Fachingen, Geilnau, die Dinkholderquelle bei Braubach u. s. w. Ende 1865 belief sich die Bevölkerungszahl des Herzogthums auf 465636, wovon 242656 Protestanten, 215494 Katholiken, 328 Deutschkatholiken, 162 Mennoniten und 6995 Juden waren. Diese Bevölkerung vertheilte sich auf 32 Städte (darunter Wiesbaden mit 27000 E.), 35 Flecken, 817 Dörfer und eine Anzahl einzelner Wohnsitze. Im Friedensschlusse zwischen Preußen und dem Großherzogthum Hessen 1866 trat jedoch ersteres an letzteres von dem bisherigen nassauischen Territorium 0,309 Q.-M. (das Amt Reichelsheim und den Ortsbezirk Harheim) ab, sodaß sich jene Bevölkerungszahl um 2297 Seelen verminderte. Die für das Land wichtige Weincultur nahm 1865 an 14872 Morgen (darunter Marcobrunn, Steinberg, Rüdesheim, Rauenthal, Johannisberg und Hochheimer Dombechanei) in Anspruch. 42 Proc. des Areals waren Waldungen. Ueber den größern Theil des Landes legte sich die herzogl. Dynastie ein Jagdregal bei, und Land- wie Forstwirthschaft litten sehr durch Hegung eines übermäßigen Wildstandes. Erst seit Anschluß an den Zollverein 1836 hoben sich die materiellen Zustände des Landes, namentlich Industrie und Bergbau, obgleich die herzogl. Domanialverwaltung mit ihren Privilegien vielfach hinderlich war. Die Production von Mineralien betrug in dem sehr ergiebigen J. 1857 an 85,484 Ctr. Silbererze und Blei, 6324 Ctr. Kupfer, 6,013039 Ctr. Eisen, 24056 Ctr. Nickel u. s. w. Der Gesammtwerth der Hütten- und Hammerwerke konnte in jenem Jahre auf 14 Mill. Fl. veranschlagt werden. Der Weinbau des Landes zeichnet sich durch rationellen Betrieb und sorgfältige Kellerbehandlung aus. Eine gute Weinernte liefert 10000 Stück (1 Stück = 1200 franz. Liter) im Werthe von 3—4 Mill. Thlrn. Bei seinen Naturschätzen und seiner günstigen Lage geht das unter der nassauischen Dynastie durch Domanial- und Patrimonialdruck niedergehaltene Land einer glänzenden wirthschaftlichen Zukunft entgegen. Namentlich kommen ihm seine Lage an drei schiffbaren Flüssen und seine Eisenbahnen längs des Rhein, der Lahn und der Dill zugute.

Die luth. und die reform. Confession wurden im Herzogthum N. durch das Unionsedict von 1817 zur «evangelischen Landeskirche» vereinigt, an deren Spitze ein Landesbischof steht. Die Bestrebungen für eine weitere (repräsentative) Ausbildung der Kirchenverfassung blieben erfolglos. Dagegen wandte der letzte Herzog, Adolf, seine Gunst der kath. Kirche zu, indem er dem kath. Bischof in Limburg an der Lahn auf Kosten der Regierungs- und Volksrechte durch eine mit

demselben 1861 abgeschlossene Convention die ausgedehntesten Befugnisse einräumte. Auch gestattete man dem Bischofe, die Jesuiten ins Land zu rufen, denen der Herzog 1864, gegen den Protest der Stände, eine im Eigenthum der Landessteuerkasse befindliche, mit ständischen Mitteln acquirirte Besitzung auf dem Westerwalde für einen geringen Preis überließ und zugleich Corporationsrechte u. s. w. verlieh. Das früher vortreffliche Volksschulwesen des Landes machte Rückschritte, seitdem man unter der Regierung des letzten Herzogs von dem gesetzlich bestehenden Princip der Communalschulen abwich und sich den Confessionsschulen näherte, auch das früher gemeinschaftliche Seminar für Volkslehrer in ein katholisches (in Montabaur) und ein protestantisches (in Usingen) trennte. Außer drei Gelehrtengymnasien (in Weilburg protestantisch; in Hadamar katholisch; in Wiesbaden paritätisch) hat das Land ein Realgymnasium und ein Landwirthschaftliches Institut (beide in Wiesbaden), eine Bergschule (in Dillenburg), eine große Anzahl von Real- und Gewerbschulen, ein Taubstummeninstitut (in Camberg), eine Blindenanstalt (in Wiesbaden) und zwei theol. Seminare (für Katholiken in Limburg, für Protestanten in Herborn). Außerdem gibt es nahe an 1000 Elementarschulen. Das für das Jahr 1866 den Ständen vorgelegte Budget veranschlagte die Ausgaben zu 5,804975, die Einnahmen aus Domänen und indirecten Steuern zu 4,461410 Fl.; die weitere Einnahme beruhte auf directen Steuern. Die Staatsschuld (der Kapitalbetrag der Landessteuer- und Domänenkasse-Schulden) belief sich am Ende 1864 auf 6,038300 Fl.; das Anlehen zum Bau der Staatseisenbahnen auf 29 Mill. Fl. Zum Bundesheere stellte das Herzogthum N. ein Contingent von 6721 Mann.

Die Gegend des heutigen N. war in der german. Vorzeit von Alemannen besetzt, die dann den Franken unterlagen, worauf das Gebiet zu dem Fränkischen und nach der Theilung desselben zum Deutschen Reiche gehörte. Unter die großen freien Grundbesitzer dieser Gegend, die allmählich die Landeshoheit gewannen und sich zu Dynasten emporschwangen, gehörten auch die reichbegüterten Grafen von Laurenburg, so benannt nach dem Schlosse Laurenburg an der Lahn in der nachmaligen Grafschaft Holzappel. Als den Stammvater derselben nennt man Otto von Laurenburg, den Bruder König Konrad's I., im 10. Jahrh. Sein Sohn, Walram I. (gest. 1020) wurde durch seine Söhne der Stifter zweier Linien. Der ältere, Walram II., pflanzte die Linie Laurenburg fort, die seit 1160 nach dem neuerbauten Schlosse N. sich nannte; der jüngere, Otto, vermählte sich mit der Erbin von Geldern und stiftete die Linie Nassau-Geldern, welche 1423 im Mannsstamme erlosch. Die nassauischen Erblande theilten 1255 die Söhne des Grafen Heinrich II. oder des Reichen. Walram IV., der ältere, erhielt den südl. Theil, Idstein, Wiesbaden und Weilburg, Otto, der jüngere, die nördl. Partie, Dillenburg, Beilstein und Siegen. Sie stifteten die Walramische (die sich wieder in verschiedene Zweige theilte) und die Ottonische Linie, von denen erstere bis 1866 in N. regierte, während letztere den Thron der Niederlande (s. d.) erhielt. Der rasche Beitritt zum Rheinbunde brachte 1806 dem damaligen Senior des Hauses Nassau-Walram, dem Fürsten Friedr. Aug. von Nassau-Usingen, den Herzogstitel, die Souveränetät und eine Territorialvergrößerung von 31 Q.-M. mit 84500 E. Dieser Zuwachs wurde ohne jeden weitern Rechtstitel auf dem Wege der Annectirung der Territorien von 27 verschiedenen geistlichen und weltlichen Herren erworben. Gleichzeitig wurden sämmtliche Besitzungen der Walramischen Linie für ein untheilbares Herzogthum erklärt. Nach der Schlacht bei Leipzig traten die beiden nassauischen Linien auf die Seite der Verbündeten, und auf dem Congreß zu Wien wurde das Recht der Walramischen Linie auf Luxemburg nach Aussterben der Ottonischen Linie ausdrücklich anerkannt. Durch Tauschverträge mit Preußen erhielten 1815 der Herzog von Nassau-Usingen und der Fürst von Nassau-Weilburg fast alle Besitzungen der Ottonischen Linie und 1816 auch die Niedergrafschaft Katzenellnbogen. Nach dem Erlöschen der Linie Nassau-Usingen mit dem Herzog Friedr. August, 24. März 1816, fielen gesammte Besitzungen der Walramischen Linie dem einzig übrigen Zweige Nassau-Weilburg zu.

Der Fürst von Nassau-Weilburg, Wilhelm (geb. 1792), der kaum zwei Monate vorher seinem Vater in der Regierung gefolgt war, wurde nun alleiniger Regent in N. und Herzog. Bereits 1814 hatten beide Fürsten dem Lande eine ständische, schon in ihrer unbestimmten Fassung mangelhafte Constitution verliehen, die erst 1818 in Wirksamkeit trat. Herzog Wilhelm gerieth alsbald mit den Landständen in starken Conflict, indem er die Ansicht aufstellte, daß die Domänen vollständiges Eigenthum des fürstl. Hauses seien, daß ihr Ertrag lediglich für den Herzog und die herzogl. Familie zu verwenden, und daß daher der ganze übrige Staatsbedarf durch Steuern aufgebracht werden müsse. Nur die eigentlichen Steuern sollten von den Ständen beaufsichtigt werden, und um diese von dem Domänenvermögen zu trennen, wurden eine besondere Domänenkasse und eine Landessteuerkasse gebildet. Weil sich hierbei nicht alles genau trennen ließ, be-

anspruchte die Regierung von der Landessteuerkasse eine jährliche Entschädigung von 140000 Fl. Im übrigen theilte der Herzog seiner Domänenkasse die Activa und der Landeskasse und den Gemeinden die Passiva zu. Bei der Schwäche der Stände blieb die Sache in der Schwebe bis 1831, wo endlich die Stände energisch die Verschmelzung jener Kassen und die Aufstellung eines Budgets für das herzogl. Haus verlangten. Dem zufolge wurde der Landtag 2. Mai 1831 vertagt und erst im Oct. 1831 wieder berufen, nachdem die Herrenbank durch die Bevollmächtigten der beiden Söhne des Königs der Niederlande und die eigenwillige Ernennung dreier anderer Mitglieder so verstärkt worden war, daß bei Bewilligungen, wo die beiden Kammern zusammen zu stimmen hatten, der Regierung die Majorität gesichert schien. Die Deputirtenkammer protestirte in ihrer Mehrheit gegen eine derartige Zusammensetzung der Herrenbank, doch ohne Erfolg. Durch eine Mehrheit von 22 Stimmen (den 18 Stimmen der Herrenbank und 4 Deputirten) gegen 17 Stimmen wurden die Steuern bewilligt und hierauf der Landtag aufgelöst. Die neuen Wahlen fielen fast durchaus wieder auf die frühern Deputirten. Von denselben erklärten beim Zusammentritt 16 ihre Wirksamkeit für so lange suspendirt, bis die ungesetzliche Zusammensetzung der Herrenbank beseitigt sein würde. Doch die Regierung ließ durch die zurückgebliebenen fünf Deputirten (die Bischöfe Brand und Müller, den Kirchenrath Ammann, den Oberschulrath Friedemann und den Gutsbesitzer Schott) den Landtag fortsetzen, das Budget bewilligen und die Ausgeschiedenen für unfähig erklären, je wieder gewählt zu werden. Auch wurden diese in Untersuchung gezogen, zum Theil mit Gefängniß bestraft. Obschon die 1833 an die Stelle der Ausgeschlossenen gewählten Deputirten freisinnige Männer waren, kam es doch zu keiner compacten Opposition, und die Steuern wurden verwilligt. Eine mildere Praxis fand erst Eingang nach dem Tode des Ministers von Marschall, dem 1834 als dirigirender Minister Graf Walderdorff folgte. Während Marschall den Beitritt N.s zum Zollverein verhindert und zu diesem Zwecke sogar mit Frankreich conspirirt hatte, vollzog Graf Walderdorff Ende 1835 den Beitritt.

Nachdem Herzog Wilhelm 20. Aug. 1839 gestorben, folgte ihm sein Sohn Adolf (s. d.). 1842 nahm der Minister Walderdorff seine Entlassung, und an seine Stelle trat nach längerm Interimisticum der Geheimrath von Dungern, ein Werkzeug der Camarilla, unter dem die Verwaltung des Landes immer mehr verfiel. Seit 1846 kam wieder ein wenig Regsamkeit in die Stände, derer schüchterner Liberalismus indeß den activen Widerstand des Hofs und den passiven der Regierung nicht brechen konnte. Erst die Bewegung von 1848 änderte rasch die Lage der Dinge. Schon in den ersten Tagen des März fanden in N. große Versammlungen statt, infolge deren man, neben den gewöhnlichen deutschen Forderungen, die Wiederherstellung der Domänen als Staatseigenthum und die Berufung einer einzigen Kammer zur Entwerfung eines neuen Wahlgesetzes verlangte. Der Herzog, anfangs abwesend, beschwichtigte bei seiner Rückkehr 4. März durch zustimmende Erklärung die erste Gärung. Indeß sowol diese Zugeständnisse als die Berufung des liberalen Abgeordneten Hergenhahn ins Ministerium reichte nicht hin, die Aufregung zu besänftigen, welche die Frucht langer polit. Unmündigkeit und versäumter materieller Interessen war. Es kamen Verwüstungen adelicher Güter, gewaltsame Absetzungen von Gemeindebeamten in Menge vor, und der Bauer rächte das erlittene Unrecht durch schrankenlose Uebung des Jagdrechts. Die Kammern wurden einberufen, um ein Wahlgesetz zu entwerfen. Dieses kam zu Stande mit Einkammersystem, indirecter Wahl und allgemeinem Stimmrechte. Die Herrenkammer dankte freiwillig ab. Unruhen im Juli 1848 in Wiesbaden fanden durch Reichstruppen rasch ihr Ende. Inzwischen hatte die Regierung den Landtag nach dem neuen Wahlgesetz berufen, und dieser, aus 42 Abgeordneten gebildet, kam im Mai zusammen und begann die im März verheißenen Reformen in Vollzug zu setzen. In der deutschen Angelegenheit stimmte N. dem Bundesstaate mit preuß. Leitung zu, und als die Reichsverfassung vom 28. März vollendet war, nahmen diese Regierung und Stände als verbindlich auf. Als dann die Haltung Preußens den Umschlag brachte, trat Hergenhahn im Juni 1849 aus dem Ministerium und ward durch Wintzingerode ersetzt, unter dem der Beitritt N.s zum Dreikönigsbündnisse erfolgte. Ende 1849 vereinbarte der Landtag mit der Regierung in aller Form die Verfassung, kraft welcher die Domänen für Staatseigenthum erklärt und deren Verwaltung den Staatsfinanzbehörden unter Controle der Ständeversammlung übergeben wurde. Die Civilliste sollte vereinbart werden. Da aber der Landtag nicht so hoch hinaufgehen wollte, wie der Herzog wünschte, so griff die Regierung, welche sich 1850 von dem preuß. Unionsproject losgesagt und wieder ganz Oesterreich und dem Bundestag zugewandt hatte, zu dem Ausweg der Octroyirung und erließ im Nov. 1851 ein neues «Wahlgesetz». Die Veränderungen in der deutschen Politik veranlaßten

außerdem im Febr. 1852 einen Ministerwechsel, indem Prinz August von Wittgenstein, Mitglied des letzten Reichsministeriums, als Staatsminister an die Spitze der Verwaltung trat. Der nach jenem octroyirten Wahlgesetz berufene, nunmehr aus zwei Kammern bestehende Landtag hatte, da sich die Liberalen großentheils der Wahl enthielten, fast nur Klerikale und Gouvernementale zu Mitgliedern, die sich beeilten, alle seit 1848 geschaffenen Einrichtungen und Gesetze theils abzuschaffen, theils nach Wunsch der Regierung zu revidiren. Ausgenommen blieben nur die Ablösungsgesetze, zu deren Schutz sich die bäuerlichen Abgeordneten mit den Liberalen vereinigten. Ebenso mislang der Regierung die Wiedereinführung der 1849 abgeschafften Todesstrafe.

In der Restaurationsarbeit sahen sich indeß das Ministerium Wittgenstein und der Landtag gestört durch den unter dem Namen des Oberrheinischen Kirchenconflicts bekannten Streit zwischen den Regierungen und den kath. Bischöfen des südwestl. Deutschland. Dieser Conflict gewann in N. eine so acute Gestalt, daß der Bischof den bestehenden Gesetzen förmlich den Gehorsam aufsagte und die Beamten, welche die Regierungsbefehle gegen ihn vollzogen, wenn sie Katholiken waren, excommunicirte, während die Regierung den kath. Geistlichen, die der Bischof im Widerspruch mit Gesetz und Herkommen einseitig ernannt hatte, die Temporalien sperrte und den Bischof selbst sowie die Mitglieder seines Ordinariats und Kapitels in eine große Criminaluntersuchung verwickelte. Infolge dessen verweigerte die im Landtage zahlreich vertretene ultramontane Partei dem Minister Wittgenstein ihre Unterstützung. Dieser suchte sich deshalb den Liberalen zu nähern, welche, da das Mandat der Kammer von 1852 inzwischen (1857) zu Ende gegangen war, sich bei den Neuwahlen von 1858 wieder betheiligt hatten und in der neuen Kammer wenigstens in einer ansehnlichen Minorität erschienen, die sich bei spätern Vacanzen und Neuwahlen stets verstärkte. Seit 1859 kam überhaupt wieder ein reges polit. Leben in das bis dahin der Verstimmung und Abspannung verfallene Ländchen. In keinem südwestdeutschen Lande zählte namentlich der hier die ganze liberale Partei umfassende Nationalverein so viele Anhänger wie in N. und Hessen-Darmstadt. Der Versuch des Ministeriums, sich den Liberalen zu nähern, fand seinen Ausdruck darin, daß ein Führer der Liberalen, Braun, 1859 Präsident der Zweiten Kammer wurde und dies auch bis 1863 blieb, obgleich die Liberalen nicht die Majorität hatten. Die Regierung gab den Liberalen nach in der Organisation der Realschulen, in der Förderung des Eisenbahnbaues, durch Einführung der Zug- und Gewerbefreiheit u. s. w. Dagegen gaben die Liberalen nach in Erhöhung der Staatsdienerbesoldungen und durch Abschluß einer Art von Waffenstillstand in der Domänenfrage, welche infolge der Octroyirung von 1851 wieder aufgelebt und angesichts gefahrdrohender europ. Verwickelungen dem Herzoge Adolf sehr peinlich geworden war. Außerdem machte die Regierung den Liberalen bindende Zusagen in verschiedenen wichtigen Punkten. Namentlich versprach sie, kein Concordat mit Rom zu schließen, wie es kurz vorher Oesterreich, Würtemberg und Baden gethan, dem Fürsten von Thurn und Taxis die Post abzunehmen, die Vielregiererei und die Ueberzahl der Beamten (deren einer auf je 36 E. kam) zu beseitigen. Die Erklärung der liberalen Partei für die Erhaltung des Zollvereins und gegen den Eintritt Oesterreichs, für den von Preußen beabsichtigten Deutsch-Französischen Handelsvertrag und gegen das von Süddeutschland befürwortete Schutzzollsystem führten jedoch vermittels österr. Einflüsse eine Coalition der klerikalen, büreaukratischen und schutzzöllnerischen Elemente des Landes herbei, die den Herzog Adolf von der Annäherung an die Liberalen abzubringen und damit an der Erfüllung seiner Zusagen zu hindern wußte. Als in den Neuwahlen für 1864 die Liberalen in beiden Kammern die Majorität errungen, brach der ganze Haß der Regierung gegen diese hervor. Bereits vorher hatte die Regierung, zur Beseitigung des Kirchenconflicts und Herstellung des Friedens mit den Klerikalen, mit dem kath. Bischofe in Limburg eine Convention (nach dem Muster der zwischen dem darmstädtischen Minister von Dalwigk und dem mainzer Bischofe von Ketteler zu Stande gekommenen) abgeschlossen. Gegen den bisherigen Landtagspräsidenten Braun eröffnete die Regierung eine Untersuchung wegen Majestätsbeleidigung u. s. w., und als sie sich von deren Erfolglosigkeit überzeugt hatte, suchte sie denselben von der Kammer fern zu halten, indem sie ihn wegen einer angeblichen Bestechung, die bei seiner Wahl vorgefallen sein sollte, von der Einberufung ausschloß. Es war auf einen sofortigen Conflict mit der neuen Kammer abgesehen, den diese jedoch vorerst klug zu vermeiden wußte. Vielmehr kämpfte die Kammer unter Führung des Abgeordneten Lang tapfer gegen die Regierung an, an deren Spitze inzwischen 19. Jan. 1864 der Generalauditeur Werren getreten war. Nachdem im Aug. 1864 auf Kosten der Staats- und Communalkassen das 25jährige Regierungsjubiläum des Herzogs begangen worden, löste man die Kammer auf, weil man sich unter der Nachwirkung des Festes günstige Neuwahlen versprach. Doch die liberale Partei erhielt abermals die

Majorität, wenn auch eine geringere, und auch die beiden Führer der Opposition wurden wieder gewählt, Lang in Wiesbaden, Braun in Bibrich, obschon der Regierungsdirector Werren sich zur Erwirkung gouvernementaler Wahlen in ausgedehntestem Maße gesetzwidriger Mittel bedient hatte. Als nun der Landtag 1865 zusammentrat und bei der Wahlprüfung die durch jene Einwirkungen zu Stande gekommenen Wahlen untersuchen und nach Recht behandeln wollte, erklärte die gouvernementale und klerikale Minorität, daß sie aus den Sitzungen wegbleiben würde, wenn die liberale Majorität nicht ihre Absicht aufgäbe. In der That führte man auch diese Arbeitseinstellung 3—4 Wochen lang durch und machte so die Kammer beschlußunfähig. Es erfolgte abermals eine Auflösung, aus welcher die liberale Majorität sehr ansehnlich verstärkt zurückkehrte. Von sämmtlichen 33 Sitzen (9 in der ersten, 24 in der zweiten Kammer), welche aus Wahlen hervorgingen, konnten sich die Klerikalen und Gouvernementalen nur auf 4 behaupten. Der Regierungsdirector Werren, auf welchen der Hof so große Hoffnung gesetzt, war unmöglich geworden, und statt seiner trat Präsident Winter an die Spitze der Landesregierung. Dennoch blieb Werren's Einfluß vor wie nach in Sachen der innern Verwaltung der entscheidende, während die äußere Politik General von Zimiecky, Adjutant des Herzogs, im österr. Sinne lenkte. So ging die Regierung, ihrem Lande völlig entfremdet, in das verhängnißvolle Jahr 1866 über. Nachdem der Herzog die österr. Anfrage vom 16. März 1866 hatte bejahend beantworten lassen, verfügte er 11. Mai die Mobilmachung. Den Landständen wurde dabei versichert, es handle sich nur um Einberufung der Urlauber, weil man die üblichen Herbstübungen diesmal im Frühjahre vorzunehmen beabsichtige, und als dies die Stände natürlich nicht glauben wollten, erfolgte ihre Vertagung auf drei Wochen. Nach ihrer Rückkehr forderte man von ihnen vorläufig 700000 Fl. für Kriegszwecke. Wider deren Willen stimmte die Regierung 14. Juni für den gegen Preußen gerichteten Bundesbeschluß, und ohne deren Wissen nahm sie beim Bankhause Rothschild insgeheim ein Darlehn von einer halben Million zur Kriegführung auf. Am 29. Juni 1866, während in Wiesbaden die Telegramme über die angeblichen Siege der Oesterreicher eintrafen, verwarf die liberale Majorität der Stände, trotz aller Drohungen der Hofzeitung, die Kriegscreditforderung, während die Rechte für den Krieg und die Verwilligung war. Die Regierung stellte sofort eine neue höhere Anforderung. Aber auch diese wurde 6. Juli abgelehnt, und da inzwischen die Schlacht bei Königgrätz geschlagen worden, stimmten jetzt auch die Klerikalen gegen den Credit. Am 7. Juli wurde der Landtag aufgelöst. Das nassauische Contingent, eine Brigade stark, marschirte zwischen der Wetterau und N. hin und her, um dort zum 8. Bundesarmeecorps zu stoßen und hier einzelne Colonnen eines preuß. Landwehrbataillons abzuwehren, die sich durch ihre Neckereien den Anschein eines ganzen Armeecorps zu geben wußten. An einer Schlacht nahm die nassauische Brigade nicht theil, aber sie mußte noch bis in den Sept. hinein in und bei Günzburg an der Donau campiren, bevor sich der Herzog zur Entlassung entschließen konnte. Der Brigadier General Roth (vormals unter Don Carlos Chef einer Proviantcolonne in Spanien) fiel während der Campagne in Ungnade. Ueberall witterte man Verräther. Am 13. Juli 1866 wurde auf Befehl des Herzogs eine Anzahl Bürger, darunter auch ein liberaler Abgeordneter, wegen preußenfreundlicher Gesinnung verhaftet und nach der Festung Mainz geschleppt. Nach der Affaire bei Aschaffenburg entfloh der Herzog 15. Juli mit Hinterlassung einer Proclamation, worin er baldige Rückkehr versprach und an das Jubiläum vom Aug. 1864 erinnerte. Am Abend des 18. Juli wurde Wiesbaden, am 19. Bibrich durch preuß. Truppen besetzt. Bald darauf erschien als Civilcommissar der Landrath von Diest aus Wetzlar, um kraft Vollmacht des Königs von Preußen die vorläufige Verwaltung des eroberten Landes zu übernehmen. Es erfolgte die Auflösung der bisherigen Centralbehörden und 8. Oct. 1866 zu Wiesbaden die Publication des königl. Patents vom 3. Oct., wodurch das nassauische Land dem Königreich Preußen einverleibt wurde. N. nebst einigen angrenzenden Gebietstheilen (Wetzlar, Homburg u. s. w.) sollte nunmehr einen eigenen Regierungsbezirk der neuen preuß. Provinz Hessen und Franken bilden. Der Herzog Adolf erhielt eine reichliche Jahresrente als Dotation und nahm seinen Wohnsitz im Schlosse Rumpenheim bei Offenbach. Vgl. Vogel, «Beschreibung des Herzogthums N.» (Wiesb. 1843—44); derselbe, «Histor. Topographie von N.» (Herborn 1836); Keller, «Drangsale des nassauischen Volks während des Dreißigjährigen Kriegs» (Gotha 1846); derselbe, «Geschichte von N.» (Wiesb. 1863); Schliephake, «Geschichte von N.» (Bd. 1, Wiesb. 1864); von Arnoldi, «Geschichte von Nassau-Oranien» (3 Bde., Hadamar 1799—1801); die «Annalen» und sonstigen Publicationen des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung; Braun, «Die wirthschaftlichen Verhältnisse des Herzogthums N.» (Wiesb. 1865).

Die jüngere Linie des Hauses N., die Ottonische, welche den Grafen Otto (gest. 1292) zum Stifter hat und im Königreich der Niederlande (s. d.) herrscht, wurde erst seit Graf Wilhelm's des Aeltern Zeit, der 1559 starb, geschichtlich merkwürdig. Sein Sohn, Wilhelm I. (s. d.), Graf von N., erbte 1544 von seinem Vetter Renatus das Fürstenthum Oranien und nannte sich nun Prinz von Oranien. Er wurde 1574 von den insurgirten Niederländern zum Generalkapitän und Statthalter erwählt und starb 1584 durch Meuchelmord. Sein erstgeborener Sohn, Philipp Wilhelm, Prinz von Oranien, geb. 1554, starb 1618. In der Statthalterschaft der Niederlande folgten dem Vater nacheinander seine beiden jüngern Söhne, Moritz (geb. 1567, gest. 1625) und Heinrich Friedrich (geb. 1584, gest. 1647), der auch, da seine beiden ältern Brüder ohne Erben starben, das Fürstenthum Oranien erbte. Obschon auf Moritz wie auf Heinr. Friedrich des Vaters Tapferkeit forterbte, hatte doch namentlich der erstere zu wenig polit. Mäßigung, um ruhig das Staatsschiff der Republik zu leiten. Des letztern Sohn und Nachfolger in der Statthalterschaft der Vereinigten Niederlande, Wilhelm II. (geb. 1626, gest. 1650) erlebte zwar 1648 die Anerkennung des Freistaats; allein seine Verheirathung mit Maria, der Tochter Karl's I. von England, und die von seinem Hause begünstigten Reactionen der königl. Partei in England erregten den Groll Cromwell's gegen die Niederländer und die schrecklichen Seekriege beider Nationen. Sein kriegerischer Sohn, Wilhelm III. (s. d.), geb. wenige Tage nach des Vaters Tode, wurde 1674 Erbstatthalter von Holland und 1689 König von England. Er starb 1702 ohne männliche Erben. Aus Dankbarkeit für den Beistand, den das Haus Brandenburg ihm bei der Besitznahme des Throns von England geleistet, vermachte er diesem Hause die Fürstenthümer Oranien und Mörs nebst mehrern Herrschaften in Westfalen. Alles übrige erbte sein nächster Agnat, Johann Wilhelm Friso, Fürst von Nassau-Dietz und Erbstatthalter von Friesland (geb. 1687, gest. 1711). Dieser stammte ab von dem Bruder Wilhelm's I., des Stifters der Freiheit der Niederlande, vom Grafen Johann von Dillenburg, der im Revolutionskriege als Statthalter in Geldern und Zütphen 1606 starb. Von Johann's von Dillenburg Söhnen stiftete Johann der Mittlere die Linie Nassau-Siegen (erloschen 1743), Georg Nassau-Dillenburg (erloschen 1739), Ludw. Johann Nassau-Hadamar (erloschen 1811) und Ernst Kasimir Nassau-Dietz. Nacheinander waren Wilh. Ludwig (gest. 1620), Ernst Kasimir (erschossen 1632), dessen Sohn und Enkel Wilh. Friedrich (gest. 1664) und Heinr. Kasimir (gest. 1696) Statthalter von Friesland und Gröningen. Des letztern Sohn war der obengenannte Joh. Wilh. Friso, Statthalter in Friesland, der sich seit Wilhelm's III., Erbstatthalters von Holland, Tode Prinz von Oranien nannte und 1711 ertrank. Was ihm nicht gelungen, gelang seinem Sohne Wilhelm IV., der durch den Einfluß der oranischen Partei in der Republik neben der Statthalterschaft in Friesland allmählich auch die Statthalterschaften Geldern, Zütphen, Gröningen, Omeland und Drenthe erhielt, 1748 Erbstatthalter wurde und 1751 starb. Ihm folgte sein Sohn Wilhelm V., geb. 1748, der anfangs unter der Vormundschaft des Herzogs Ludwig von Braunschweig stand und später mit viel Unglück regierte. Er mußte, von den Patrioten gedrängt, fast allen Vorrechten entsagen und vermochte nur durch preuß. Waffen sich zu behaupten. Bei dem Vordringen der Franzosen 1795 genöthigt, nach England zu fliehen, mußte er 1802 seinen Würden und Besitzungen in den Niederlanden entsagen, wofür er in Deutschland mit dem Fürstenthume Fulda entschädigt wurde. Er starb 8. April 1806. Sein Sohn, König Wilhelm I. (s. d.), verlor 1807 sowol Fulda wie die Souveränetät seiner Erblande in Deutschland, kehrte aber als Souverän nach den Niederlanden zurück und wurde 1815 König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg. Er starb 1843, nachdem er 1840 abdicirt hatte. Ihm folgte sein Sohn Wilhelm II. (s. d.) und diesem seit März 1849 dessen Sohn, König Wilhelm III. (s. d.). (S. Niederlande.)

Nassau, ein am rechten Ufer der Lahn im ehemaligen Herzogthum Nassau gelegenes Städtchen mit 1424 E., ist geschichtlich berühmt durch die ihm gegenüber an dem linken Lahnufer auf einem hohen Felsen gelegene Burg N., das angeblich 1181 erbaute Stammschloß des Hauses Nassau. Der Ort entstand durch eine daselbst befindliche Reichsdomäne Nasowa, welche der röm. König Konrad 915 mit allem Zubehör auf beiden Seiten der Lahn dem Stifte St.-Walpurgis zu Weilburg schenkte. Die ganze Landschaft gewährt einen malerischen Anblick, und für die Curgäste zu Ems sind Stadt und Burg, namentlich die letztere mit ihrer weithin reichenden Aussicht, sowie die am westl. Fuße des nassauer Burgfelsens sich erhebende Ruine der Burg Stein ein anmuthiger Ausflug. Bemerkenswerth sind noch im Orte ein Thurm, welchen der Staatsminister Freiherr von Stein zum Andenken an die Befreiung Deutschlands in alterthümlicher Form aufführen ließ, und die 1830 vollendete Kettenbrücke über die Lahn. N. ist eine frequente

Station der aus Staatsmitteln gebauten, seit 1861 vollendeten Lahn-Eisenbahn, welche, das ganze Herzogthum von Osten nach Westen durchschneidend, Gießen mit Koblenz verbindet.

Nassau-Siegen (Joh. Moritz, Graf von), bekannt als Feldherr und Staatsmann, geb. 17. Juni 1604, der Sohn des Grafen Johann von N.-Siegen, dessen gleichnamiger Vater der Bruder des großen Wilhelm von Oranien, des Gründers der niederländ. Unabhängigkeit, war. Moritz trat früh in die Dienste der holländ. Republik, zeichnete sich dann 1632 zu Mastricht aus, wo er Pappenheim zum Rückzuge nöthigte, und trug später (1636) wesentlich zur Eroberung der Schwedenschanze bei. Seine ausgezeichneten Eigenschaften erwarben ihm in demselben Jahre die wichtige Rolle eines Oberbefehlshabers in Brasilien, dessen Eroberung begonnen hatte. Im Jan. 1637 landete er auf der Küste Brasiliens bei Pernambuco, schlug die Portugiesen, nahm ihnen die Festung Parasoa, richtete im Sommer eine Expedition nach der Küste von Guinea, welche den Holländern die Festung St.-Georg del Mina erwarb, drang dann im Frühjahr 1638 an der brasilian. Küste südlich vor und ward erst vor St.-Salvador (Bahia) in seinem weitern Siegeslaufe aufgehalten. Auch im Laufe der nächsten Jahre wußte N. die Herrschaft der Holländer in Brasilien, trotz mancher ungünstiger Wendung der Verhältnisse, glücklich zu behaupten und machte zugleich in Afrika neue Erwerbungen. Seine Verwaltung war nicht minder rühmlich wie seine Kriegszüge; aber seine weise Mäßigung und Großmuth entsprach nicht überall dem Krämergeiste der Handelsleute, die ihn hinübergeschickt hatten. Zerwürfnisse mit ihnen waren die Ursache, weshalb er seine Entlassung nahm und im Sommer 1644 nach Holland zurückkehrte. Er nahm, während ungeschickte Nachfolger sein Werk in Brasilien zu Grunde richteten, wieder eine Stelle im Heere an, ward General der Reiterei und erwarb sich so sehr das Vertrauen der Generalstaaten, daß er später bei der 1665 und 1666 drohenden Kriegsgefahr zweimal zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen ernannt wurde. Indessen zog er es vor, die holländ. Dienste mit den brandenburgischen zu vertauschen. Er war von früher mit dem Großen Kurfürsten näher befreundet, der ihm verschiedene diplomatische Sendungen übertrug und ihn dann zum Statthalter von Kleve ernannte. Als solcher starb er 20. Dec. 1679 zu Bergenthal bei Kleve, wo er auch beerdigt ist. Die brasilian. Stadt Olinda hatte er nach ihrer Zerstörung neu aufbauen lassen und Moritzburg genannt. Sein Leben hat Driesen (Berl. 1849) beschrieben.

Nassau-Siegen (Karl Heinr. Nik. Otto, Prinz von), ein ritterlicher Sonderling, stammte aus der kath. Linie des Hauses Siegen ab und war 1745 geboren. Wegen der Misheirath seines Großvaters, Emanuel Ignaz, wurde er, gleichwie sein Vater, nicht für legitim anerkannt, obschon auf den Antrag seines Vormundes das Parlament in Paris 1756 für seine rechtmäßige Herkunft entschied. Hierdurch in die Nothwendigkeit versetzt, sich selbst eine Bahn zu eröffnen, trat er im 14. J. als Freiwilliger in franz. Kriegsdienste, die er als Rittmeister verließ, um Bougainville (s. d.) auf seiner Reise um die Welt zu begleiten (1766—69). Nach vielfachen Abenteuern, namentlich auf Otaheiti und in den Wüsten Afrikas, kehrte er nach Frankreich zurück, wo er wieder als Oberst eines Infanterieregiments in Dienste trat. 1779 machte er einen vergeblichen Versuch, die Insel Jersey zu nehmen. Im Kriege zwischen Spanien und England befehligte er vor Gibraltar eine von Arçon's schwimmenden Batterien. Er setzte sich hier mehr als irgendeiner dem Tode aus, dem er auch nur durch kühnes Schwimmen entging. Der König von Spanien belohnte ihn mit dem Patente als Generalmajor und dem Titel eines Granden erster Klasse. Wo nur immer der Kanonendonner in Europa ertönte, da fehlte auch N. nicht lange. Durch den Grafen Ségur der Kaiserin Katharina II. von Rußland empfohlen, erhielt er als Viceadmiral den Befehl über ein Geschwader, welches gegen die Türken kreuzen sollte. An der Spitze von Galeren und flachen Fahrzeugen griff er im Juni 1788 bei Otschakow die viel stärkere Flotte des Kapudan-Pascha an, nahm einige Schiffe desselben, steckte andere in Brand und zerstörte in mehrern Gefechten die ganze dort stationirte Seemacht der Pforte. In dem Kriege gegen Gustav III. von Schweden übertrug ihm die Kaiserin ein Commando bei ihrer Flotte im Finnischen Meerbusen. Er schlug die schwed. Scherenflotte, trieb sie in den Busen von Viborg und glaubte hier den König, der sie befehligte, gefangen zu nehmen, als dieser (9. Juli 1790) von neuem angriff, seine Linie durchbrach und 46 seiner Galeren in den Grund bohrte oder nahm. Dieser Unfall, vielleicht auch die Politik Katharina's gegen Polen, wo er infolge seiner Heirath mit der reichen Fürstin Sanguszko das Indigenat erhalten hatte, und sein Widerwille, gegen Frankreich kämpfen zu sollen, benahmen ihm endlich die Lust zum Kriege. Unter Paul's I. Regierung reiste er in Europa herum, bis er nach dem Frieden mit Frankreich nach Paris ging, um Napoleon kennen zu lernen. Nach Rußland zurückgekehrt, starb er auf dem Gute seiner Gemahlin, Tynna in Podolien, 22. April 1808. Bei allen Anlagen zum Helden ließ er nur den

Namen eines Abenteurers zurück. An Großsprechereien, aber auch an Großmuth und an Empfänglichkeit für Polens Schicksal gab ihm seine Gemahlin nichts nach. Sie unterstützte von Tynna aus die poln. Sache auf alle Art, und auch die franz. Emigranten fanden in ihrem Palaste die gastfreundlichste Aufnahme.

Nasser Weg nennt man eine chem. Untersuchungsmethode, die dem Probiren auf trockenem Wege entgegengesetzt ist. Unter dem trockenen Wege versteht man diejenige chem. Operation, bei welcher zur Erkennung der Natur und Eigenschaften einer Mineralsubstanz nur Erhitzung, Calcination, trockene Destillation und Schmelzung (diese wonöthig unter Zuhülfenahme sog. Flußmittel) angewendet werden. Die durch solche Analyse gewonnenen Resultate bieten aber keineswegs in allen Fällen diejenige Genauigkeit dar, welche man ihnen beigelegt hat. Als die Chemie neue Hülfsmittel auffand, wendete man deshalb den nassen Weg an, nämlich flüssige chem. Agentien zur Auflösung und Ausscheidung der Körper bei gewöhnlicher oder den Siedepunkt der angewandten flüssigen Reagentien nicht überschreitender Temperatur. Aus der Anwendung des nassen Wegs ist die Mineralanalyse entstanden, eine Wissenschaft, deren Zweck die qualitative und quantitative Bestimmung aller Bestandtheile einer Mineralsubstanz ist, und der die allgemeine Chemie, die Künste und Gewerbe eine Menge wichtiger Entdeckungen verdanken.

Natal, brit. Colonie an der Südostküste von Afrika, so genannt weil die Portugiesen am Weihnachtstage (dies natalis Domini) 1498 zuerst an diesen Theil der Küste kamen. Nachdem die Capcolonie (s. d.) aus holländischem in engl. Besitz übergegangen, verließen diese die holländ. Bauern (boers) in großer Zahl und gelangten nach langen Wanderungen über die Drakenberge 1837 hinab nach der Ostküste, wo sie an dem Hafen Port-Natal die Stadt D'Urban gründeten. Weiter landeinwärts bauten sie die Hauptstadt Pieter-Maritzburg, nach ihren beiden Anführern, Pieter Retief und Gert Maritz benannt. Schon vor ihrer Ankunft bestand eine kleine Niederlassung von Engländern am Port-Natal, 1845 aber erhob die brit. Regierung Anspruch auf N. unter dem Vorwande, daß alle holländ. Colonien in Südafrika an England abgetreten seien, und 1847 besetzte sie das Land. Der größere Theil der Boers wanderte wieder über die Drakenberge zurück und gründete die Oranje- und Transvaal-Republik, während von der See her Einwanderer, namentlich brit. Ursprungs, N. allmählich bevölkerten. Die Grenzen der Colonie sind im O. das Meer, im W. die Drakenberge oder Quathlamba-Gebirge, im N. der Tugela-Fluß, im S. der Umtamtuma-Fluß (bis 1865 der Umsimkulu). Der Flächeninhalt beträgt 910 Q.-M., die Bevölkerung (1863) 156165 Seelen, davon 14534 Weiße und 141631 farbige Eingeborene, die dem Volke der Zulukaffern angehören. Von den sechs Grafschaften zählen Pieter-Maritzburg 32010, D'Urban 5020, Klip-River 31342, Victoria 28953, Umvoti 4100, Weenen 20595 Bewohner. Außerdem haben die Division Upper-Umkomanz 12661 und Lower-Umkomanz 12258, die Hauptstadt Pieter-Maritzburg 4913, die Stadt D'Urban 4313 Bewohner. Man unterscheidet von der Küste bis zu den Drakenbergen vier Terrassen von je 4 M. Breite. Der niedrige Küstenstrich, mit tropischer Vegetation, Palmyrapalmen u. s. w., meist dicht bewaldet, erzeugt Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffee, Arrowroot, Bananen, Indigo. Die mittlere Jahrestemperatur von D'Urban ist 16° R. Der Niederschlag erreicht hier die bedeutende Höhe von 117 Zoll, und zwar fällt der Regen meist zwischen Juli und October. Die zweite Terrasse, ausgedehntes Weideland, ernährt große Heerden und trägt als Feldfrucht vorzugsweise Mais. Auf der dritten Stufe gehen die wellenförmigen Bodenerhebungen in Hügel über, und der Wald wird wieder vorherrschend. Das Klima gleicht hier dem vom mittlern England, und die europ. Feldfrüchte gedeihen vortrefflich. Die letzte Stufe nehmen die Abhänge der bis 9000 F. hohen Drakenberge ein, auf denen der Schnee im Winter tagelang liegen bleibt. Die untern Theile der Berge bekleidet herrlicher Wald, weiter oben folgen Farrn, Heide und Wiesen. Zahlreiche Flüsse durchschneiden das Land, doch ist keiner schiffbar. Kohlen, Eisen und Gold finden sich an einigen Stellen, der eigentliche Reichthum von N. besteht aber in dem fruchtbaren Boden und dem gesunden, für subtropische und europ. Producte zugleich geeigneten Klima. Die Colonie führte 1864 aus: 1½ Mill. Pfd. Wolle, 56900 Ctr. Zucker, 3994 Ctr. Häute, 1414 Ctr. Arrowroot, 765 Ctr. Elfenbein, 100 Tonnen Spermaceti, 651 Pfd. Straußfedern. Im ganzen hatte der Export einen Werth von 234949 Pfd. St. Die öffentliche Einnahme beträgt etwa 124000 Pfd. St.

Nathan, ein hebr. Prophet zur Zeit David's, der als ein freimüthiger und weiser Rathgeber des Königs gefeiert wurde. Er widerrieth dem Könige den schon beschlossenen Tempelbau und stellte ihn später in einem schönen Gleichnisse wegen der Blutschuld an Uria zur Rede, welche David aus Begierde nach Uria's Weib Bathseba auf sich geladen. Ihm war die Er-

ziehung des Salomo anvertraut, den er auch nachmals zum Könige salbte, und dessen sowie David's Historiograph er gewesen sein soll. Die Weisheit und Charaktergediegenheit, die N. beigelegt wird, veranlaßte Lessing, eins seiner Dramen nach ihm zu benennen.

Nathanael wird nur im Johannes-Evangelium als Jünger Jesu erwähnt, dessen Bekehrung durch eine von Jesu abgelegte Probe wunderbaren Wissens veranlaßt worden sei (Joh. 1, 46 fg.). Nach Joh. 21, 2 war er aus Kana in Galiläa. Der Umstand, daß ihn der vierte Evangelist in Verbindung mit Philippus nennt, hat die Veranlassung zu der Vermuthung gegeben, daß N. Eine Person mit dem Apostel Bartholomäus (s. d.) sei. Andere haben ihn mit Matthäus identificirt, wegen der ähnlichen hebr. Bedeutung des Namens.

Nathusius (Gottlob), einer der größten Industriellen Deutschlands, wurde 30. April 1760 zu Baruth geboren, wo sein Vater eine Acciseinnehmerstelle bekleidete. Er lernte in Berlin bei einem Kleinkrämer, wußte sich aber durch Fleiß und Thätigkeit höhere Kenntnisse von seinem Fache zu verschaffen und brachte es dahin, daß er von dort aus als erster Buchhalter in ein angesehenes Handelshaus zu Magdeburg kam. Hier erwarb er sich das Vertrauen seines Principals, sodaß ihm dieser die Geschäftsführung fast unbedingt überließ und vor seinem Tode die Verfügung traf, daß seine Handlung nur dann fortgeführt werden solle, wenn N. als Compagnon und Dirigent des Hauses eintrete. N. trat ein, und das Haus, welches bisher Sengewald geheißen, nahm nun die Firma Richter (der Schwager des verstorbenen Principals) und Nathusius an. Wiewol N. in den ersten Jahren mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, halfen ihm doch Muth, Glück und Klugheit, ein bedeutendes Kapital vor sich zu bringen. Nebenbei beschäftigte er sich aber auch mit den praktischen Wissenschaften, insbesondere mit der technischen Chemie. Als mit dem Tode Friedrich's II. das Tabacksmonopol aufhörte, legte er eine Tabacksfabrik an, die sich rasch einen solchen Ruf erwarb, daß er bei der bald darauf stattfindenden Wiedereinführung des Monopols zum königl. General-Fabrikdirector ernannt wurde. Doch war er unzufrieden mit den von der Regierung ergriffenen Finanzmaßregeln und legte die Stelle nieder. Nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's III. wurde N. mit der Auflösung der Monopolverwaltung betraut, und er übernahm seine frühere Fabrik, die inzwischen als Kronfabrik fortbestanden, wieder für eigene Rechnung. Dieselbe gewann nunmehr eine ungewöhnliche Ausdehnung, aber zur Zeit der westfäl. Regierung (seit 1807) verminderte sich der Absatz, sodaß er die müßig werdenden Kapitale auf den Ankauf des Klosters Althaldensleben (s. d.) mit dem dazu gehörigen Vorwerke Glüsig verwandte; auch kaufte er das Gut Hundisburg. In diesem Arrondissement von etwa ½ Q.-M. der fruchtbarsten Ländereien in der Nähe Magdeburgs entfaltete N. sein Genie in wahrhaft erstaunlicher Weise, indem er neben großartigem landwirthschaftlichen Betrieb eine ganze Reihe der umfassendsten und verschiedenartigsten industriellen Anstalten begründete. Nie ließ er sich aber in Speculationen mit Staatspapieren ein. Schlicht in seinem Aeußern, lebte er auch sehr einfach. N. starb hochgeachtet 23. Juli 1835. Von seinen fünf Söhnen wurden der älteste 1840, die übrigen vier 1861 in den Adelsstand erhoben.

Nathusius (Hermann Engelhard von), vorzüglich bekannt als Thierzüchter, Sohn des vorigen, geb. 1809 zu Magdeburg, studirte Naturwissenschaften und veröffentlichte verschiedene zoolog. und botan. Arbeiten in Wiegmann's «Archiv» und der «Flora». Familienverhältnisse veranlaßten ihn zur Uebernahme des Guts Hundisburg, wodurch er der Landwirthschaft zugeführt wurde. Namentlich studirte er die engl. Landwirthschaft und machte vielfache Versuche, die engl. Viehrassen nach Deutschland zu verpflanzen. Diese Versuche waren von günstigstem Erfolge begleitet, sodaß von Hundisburg aus edle Zuchtthiere sich über einen großen Theil Deutschlands verbreiteten. Neben seiner praktischen Thätigkeit blieb N. auch ununterbrochen seinen naturwissenschaftlichen Studien zugewandt. Vor allem widmete er sich der Theorie der Thierzucht und bildete für diesen Zweck eine Sammlung von anatom. Präparaten, Zeichnungen u. dgl., die als einzig in ihrer Art gelten muß. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen veröffentlichte er in einer Reihe von Schriften, wie «Ansichten und Erfahrungen über die Zucht von Fleischschafen» (Berl. 1856), «Ueber Constanz in der Thierzucht» (Berl. 1858), «Ueber Shorthorn-Rindvieh» (2. Aufl., Berl. 1861), «Die Rassen des Schweins» (Berl. 1860), «Vorstudien zur Geschichte und Zucht der Hausthiere» (Berl. 1864). Auch lieferte er zahlreiche Beiträge zu landwirthschaftlichen Zeitschriften. In allen seinen wissenschaftlichen Arbeiten bekundet er sich als Gegner der Züchtungstheorie des Engländers Darwin (s. d.). 1847 war N. Mitglied des preuß. Vereinigten Landtags. Seit längerer Zeit ist er Mitglied des Landesökonomie-Collegiums zu Berlin, Director des Landwirthschaftlichen Centralvereins für die Provinz Sachsen, Präsident der Deutschen Ackerbaugesellschaft u. s. w. — **Wilhelm von N.**, ein jüngerer

Bruder, geb. 1821 zu Hundisburg, widmete sich besonders zu Paris und Berlin chem. Studien und übernahm dann das Gut Königsborn bei Magdeburg. Er betheiligte sich lebhaft an den polit. Bewegungen und saß 1855 im preuß. Abgeordnetenhause, in welchem er der Fraction Gerlach angehörte. Seit 1852 ist er Mitglied des Landesökonomie-Collegiums. Von seinen Schriften ist eine Broschüre über «Die Grundsteuer» (Berl. 1859) sowie die mikroskopischen Untersuchungen über «Das Wollhaar des Schafs» (Berl. 1866) hervorzuheben. Von den übrigen Brüdern haben sich Heinrich von N., auf Althaldensleben, und August von N., auf Meyendorf, ebenfalls der Landwirthschaft gewidmet. — Philipp Engelhard von N., geb. 5. Nov. 1815 in Althaldensleben, übernahm schon frühzeitig die Verwaltung der väterlichen Güter, gab dieselbe aber 1849 auf und lebte seit 1850 zu Neinstadt am Harz seinen literarischen Neigungen. In den J. 1839—41 veröffentlichte er einige Gedichtsammlungen. Nachdem er sich seit 1848 lebhaft an der «Kreuzzeitung» betheiligt, übernahm er das «Volksblatt für Stadt und Land», in welchem er die polit. und kirchlichen Interessen der Partei jenes Blattes eifrig vertheidigte. In dem Schriftchen «Zur Verständigung über Union» (Halle 1857) bekundete er sich als einen Gegner der Union. Wegen eines Artikels über denselben Gegenstand in seinem «Volksblatte» zog er sich Ende 1858 eine gerichtliche Verfolgung zu, über die er in einer «Actenmäßigen Darstellung» (Halle 1860) berichtete. Zu Neinstadt hat N. ein größeres Knabenrettungs- und Brüderhaus (Lindenhof) nach dem Muster des Rauhen Hauses begründet. Seine Gattin, Marie N., geb. 10. März 1817 zu Magdeburg, erhielt zu Calbe an der Saale als Tochter des dortigen Superintendenten Scheele eine einfache Erziehung, zeigte sich aber als Mädchen schon sehr originell. Sie vermählte sich 1841 und wurde Mutter von sieben Kindern, starb aber bereits 22. Dec. 1857 zu Neinstadt. Ihre literarische Thätigkeit begann sie mit anonymen Beiträgen zum «Volksblatt» ihres Gatten. Ihren literarischen Ruf begründete sie mit einer Reihe von Novellen, die ein christlich-frommes Gemüth bekunden und einen großen Leserkreis gefunden haben. Dahin gehört vor allem «Elisabeth» (2 Bde., 8. Aufl., Halle 1866), ferner «Tagebuch eines armen Fräuleins» (9. Aufl., Halle 1866), «Langenstein und Boblingen» (5 Aufl., Halle 1865) u. s. w. Zur Ausgabe ihrer «Gesammelten Schriften» (9 Bde., Halle 1858—59; 2. Aufl. 1860 fg.) erschienen als Nachträge: «Tagebuch einer Reise durch die Provence, Italien und die Schweiz» (1860), «Zwei Jugendnovellen» (1861) sowie die beiden ersten Bände ihrer Selbstbiographie (1866). Außer zartsinnigen lyrischen Poesien hat man von Marie N. auch gelungene Liedercompositionen, die von Erk in Gemeinschaft mit ihrem Gatten (Halle 1865) herausgegeben wurden.

Nation (lat., d. i. Geburt), deutsch Volk, bezeichnet ein durch Gemeinsamkeit des Charakters (Nationalcharakter), der Lebens-, Denk-, Empfindungs- und Handlungsweise sich von andern unterscheidender und in sich zusammenschließender Bruchtheil der Menschheit. Worin dieses Unterscheidende einer N., die Nationalität, bestehe oder bestehen sollte, ist nicht so leicht anzugeben. Gewöhnlich nennt man als solches die Abstammung und Sprache, und gewiß ist, daß diese beiden sich als wesentliche Factoren der meisten Nationalitäten darstellen; aber doch nicht aller. Niemand wird leugnen, daß es eine schweiz. und eine nordamerik. Nationalität gibt; dennoch spricht das Schweizervolk dreierlei verschiedene Sprachen, und die Bevölkerung der Vereinigten Staaten ist das bunteste Gemisch angelsächs., franz., deutscher, holländ. und noch vieler anderer Stammeseigenthümlichkeiten. Ebenso ist die franz. Nationalität, der man einen scharf ausgeprägten Typus am wenigsten absprechen wird, keineswegs eine nach Abstammung der Sprache ursprünglich einartige, vielmehr zusammengewachsen aus celt., iberischen, röm., fränk., normann. Elementen. Den Elsasser wird man, trotz seiner deutschen Abstammung, des noch großentheils erhaltenen Sprachidioms und der langen gemeinsamen Geschichte, welche ihn der deutschen N. als Stammverwandten zuweist, dennoch heutzutage seiner ganzen Denk- und Sinnesweise nach kaum anders denn als einen Franzosen betrachten können, während andererseits von den slaw. Stämmen, welche deutscher Herrschaft unterworfen wurden, manche gänzlich (wie die im heutigen Preußen und Mecklenburg), andere zum größten Theile (wie die Wenden in der Lausitz) in der deutschen Nationalität aufgegangen sind. Angesichts dieser Erscheinungen wird man das Wesen der Nationalität tiefer fassen müssen. Wie nämlich das Individuum neben dem, was ihm angeboren ist oder was es ohne sein Zuthun überliefert erhält (wie gewisse körperliche und geistige Anlagen oder Dispositionen, Sprache, Gewöhnungen u. dgl.), noch vieles andere durch die eigene, selbstthätige Entwickelung hinzuerwirbt und herausbildet, ja wie sogar dies letztere erst seinen eigentlichen Charakter ausmacht, während Abstammung, Muttersprache und angeborene Talente nur seinem Naturell angehören, ebenso verhält es sich auch mit dem National-

charakter im Gegensatz zum bloßen Volksnaturell, als dem natürlichen Rassentypus einer Völkergruppe. Daher bildet sich auch der eigentliche Nationalcharakter immer erst bei vorgeschrittener Civilisation als das Product des Zusammenwirkens von Culturelementen, gemeinsamen Staatseinrichtungen und Gesetzen, gemeinsamer Geschichte, oder auch der Handels- und Verkehrseinheit, der religiösen Glaubensgemeinschaft u. s. w. Die Nationalitätsbestrebungen und Nationalitätskämpfe, welche in der neuesten Geschichte, insbesondere auch Deutschlands, eine so große Rolle spielten, hatten daher gewöhnlich zu ihrer veranlassenden Ursache die gehemmte Entwickelung jener Culturelemente, zu ihrem Ziel die Herstellung dieser Entwickelung in ihrer naturgemäßen Freiheit. Nicht die Sprache allein war es, was Schleswig-Holstein von Dänemark schied und zu Deutschland hinzog, sondern überhaupt der Wunsch, das lebendige Glied eines großen Gemeinwesens zu sein, nicht das unfreie Werkzeug im Dienste eines fremden Volksthums. Der sog. Panslawismus hatte seine Hauptwurzeln in demselben Gefühl der Unfreiheit staatlicher und gemeinheitlicher Verhältnisse, worin sich das Slawenthum erhalten sah. Eine gänzlich irrige Auffassung ist es, wenn man das Wesen des Nationalcharakters in solchen Eigenthümlichkeiten sucht, welche nur die Folge gehemmter oder gestörter Entwickelung einer N. sind, so z. B. wenn man als das eigenste Wesen, wol gar als einen Vorzug der deutschen N. die lange Abwendung von den polit. Interessen darstellt. Dergleichen Einseitigkeiten, die infolge eigenthümlicher Bildungsphasen einer N. anhaften, sollen vielmehr durch eine fortgesetzte thatkräftige Entwickelung des Nationalcharakters überwunden werden, und diejenige N. steht am höchsten an Charakterbildung, welche alle Richtungen menschlicher Thätigkeit zu möglichster Vollkommenheit ausgebildet und sich dadurch zum energischen Eingreifen in den allgemeinen Culturfortschritt der Menschheit am meisten befähigt hat. Je höher die Cultur steigt, desto mehr müssen die verschiedenen Nationalitäten sich einander nähern, ohne daß sie deshalb ihre Ursprünglichkeit und Besonderheit gänzlich aufzugeben und ineinander zu verschwimmen brauchen. Auch jene schlechthin ausschließende, abstoßende und feindselige Stellung, welche bisweilen der Nationalitätseifer den einzelnen Nationalitäten gegeneinander anzuweisen versucht, ist ein Zeichen mangelhafter oder einseitiger Cultur. Ebendeshalb darf die Nationalbildung keineswegs auf eine Hätschelung der einer N. anhaftenden Schwächen und Einseitigkeiten, muß vielmehr auf eine möglichst allseitige, kräftige und freie Entwickelung des Geistes und Charakters gerichtet sein, also eigentlich gar keinen besondern, sondern nur den allgemeinen Zweck aller Menschenbildung verfolgen. Unter Nationalitätsprincip wird die polit. Theorie verstanden, welche Völker von derselben Sprache und Abstammung auch ebendeswegen als politisch zusammengehörig ansieht. Aus dieser Ansicht folgt für zerstückelte Völker das Streben nach Einigung, und in diesem Sinne hat sie insbesondere bei den Völkern Italiens ihre großen Wirkungen hervorgebracht. Dagegen folgt daraus für die in fremde Staaten wider Willen einverleibten Volksstämme das zweifache Bestreben: 1) dem polit. Ganzen gegenüber, welchem sie erzwungenermaßen angehören, möglichst ihre angestammte Sprache und Sitte zu bewahren; 2) sich mit ihren in andern Staatsverhältnissen lebenden Brüdern im engsten Verkehr zu erhalten, damit das Bewußtsein der auf Sprache und Sitte gegründeten Volksgemeinschaft nicht erlösche, sondern als eine Handhabe zur einstigen Verbesserung ihrer polit. Lage festgehalten bleibe.

Nationalconvent hieß in der Französischen Revolution die Versammlung von Volksdeputirten, welcher nach dem Umsturze des Throns die Staatsgewalt zufiel, und die bald das Organ alles Großen und Schrecklichen wurde, das jene Epoche auf ihrer Höhe auszeichnete. Nachdem die Nationalversammlung (s. d.) in den Ereignissen vom 10. Aug. 1792 die Suspension des Königs decretirt, veranstaltete sie zur weitern Maßnahme den N., welcher 750 Mitglieder zählte und 21. Sept. seine Sitzungen eröffnete. Die Wahlen, die unter dem Einflusse der Septembergreuel geschahen, fielen sehr zu Gunsten der Jakobiner aus, sodaß nun die meist constitutionell gesinnten Girondisten (s. d.) in der öffentlichen Meinung wie in der Versammlung zum conservativen Element herabsanken. Die erste Thathandlung des N. war die Erklärung Frankreichs zur Republik 25. Sept. Hierauf folgten die Verhandlungen über das Schicksal Ludwig's XVI., wobei unter der Mitwirkung der aufgeregten Volksmassen die Jakobiner- oder die sog. Bergpartei die Oberhand behielt. Der Aufstand der Vendée und die Kriegserklärung der auswärtigen Mächte, die der Hinrichtung des Königs folgten, verschafften der exaltirten Partei in der Versammlung das volle Uebergewicht. Das Revolutionstribunal wurde errichtet, zur Concentrirung der Regierungsgewalt im Schose des N. selbst der Wohlfahrtsausschuß und der Sicherheitsausschuß gebildet, endlich die Unverletzlichkeit der Deputirten aufgehoben. Von der fanatisirten Volksmasse unterstützt, begann jetzt die Bergpartei die Vernichtung der Gironde. Unter einer

Reihe von Volksaufständen unterlagen die Girondisten in den ersten Tagen des Juni 1793 der Verbannung und der Guillotine, und die Gewalt vereinigte sich nun gänzlich in den Händen des Berges. In diesen blutigen Wirren ertheilte der N. 10. Aug. eine neue, ganz auf das Princip der Demokratie gegründete Verfassung, die jedoch bis zur Herstellung des Friedens suspendirt wurde. Zugleich entwickelten die Machthaber gegen ihre innern und äußern Feinde eine furchtbare Energie. Fast eine Million Bürger trat unter die Waffen; ein ungeheueres Kriegsmaterial wurde durch gewaltsame Requisition aufgehäuft; eine sog. Revolutionsarmee mußte im Lande herumziehen und die schlechten Patrioten vernichten; Hunderttausende von Verdächtigen schmachteten in den Kerkern. Der Hungersnoth begegnete der N. durch das Gesetz des Maximum (s. d.), und seine Milliarden von Assignaten wurden durch das Revolutionsgericht im Credit erhalten. Mitten in diesem Treiben verfiel der N. selbst der Dictatur Robespierre's (s. d.), und nachdem die sog. Ultras (Hébert) sowie die Gemäßigten (Danton) das Schaffot bestiegen, erreichte der Schrecken und auch die Gefahr für die Mitglieder der Versammlung ihre Höhe. Das sog. Triumvirat (Robespierre, Saint-Just, Couthon) überlieferte binnen einigen Wochen alle seine Feinde der Guillotine, sodaß die Zahl der Deputirten sehr zusammenschmolz. Die sog. Ebene oder der Morast, die große Menge derer, welche zu feig oder zu vernünftig waren, sich den Machthabern anzuschließen, stimmte nur noch ohne Discussion. Endlich vereinigte die gewisse Aussicht auf den Tod die kühnsten Mitglieder zu einem Versuch, das furchtbare Joch abzuschütteln. Am 10. Thermidor (27. Juli 1794), als Robespierre neue Hinrichtungen verlangte, erhob sich Tallien (s. d.) und gab seinen Genossen die Sprache; schon am folgenden Tage mußte die Partei Robespierre's erliegen, und die Herrschaft des Schreckens nahm ein Ende. Der N., fortgerissen von dem Reactionsgeiste, der im Volke hervorbrach, vervollständigte sich durch Zurückrufung der geächteten Mitglieder und begann die Unterdrückung des bewaffneten Pöbels und der Jakobiner. Eine Reihe von Aufständen, welche die letztern gegen den N. versuchten, endete in den Emeuten vom 12. Germinal (2. April 1795) und 1. Prairial (20. Mai) mit der vollständigsten Niederlage der Empörer. Indeß griff die Reaction in den Mittelklassen so gewaltig um sich, und die royalistische Partei gewann ein solches Uebergewicht, daß sich der N., als der Träger der Revolution und des Republikanismus, genöthigt sah, seine Waffen gegen die Reaction selbst zu kehren. Auch in dieser Krisis blieb er Sieger, indem der junge General Bonaparte 13. Vendémiaire (4. Oct.) die von Royalisten geführten Sectionen der pariser Gemeinde durch Kartätschenfeuer auseinandertrieb. Die stürmische Laufbahn des N. nahte hiermit ihrem Ende. Nachdem er den Frieden mit Preußen und Spanien geschlossen und Freiheit der Religionsübung wie die Einführung eines neuen Unterrichtssystems decretirt, löste er sich 4. Brumaire des J. IV (26. Oct. 1795) auf und hinterließ der Nation eine neue Verfassung, nach welcher die Regierungsgewalt einem Directorium (s. d.) überliefert wurde. Die Zahl der Decrete, welche der N. erlassen, belief sich auf 8370. (S. Frankreich.)

Nationalfarben nennt man die Farben, welche einem Staate oder Volke als polit. Abzeichen dienen und gewöhnlich in Cocarden, Schärpen, Fahnen, Flaggen und Ordensbändern getragen werden, auch zum Anstrich von Grenzzeichen, Schlagbäumen und Schilderhäusern sowie bei festlichen Gelegenheiten zum Schmuck von öffentlichen und Privatgebäuden dienen. Die N. sind in der Regel den Wappen entlehnt. Preußen hat als N. Schwarz und Weiß, Oesterreich Schwarz und Gelb, Baiern und Schwarzburg Hellblau und Weiß, die sächs. Staaten (mit Ausnahme von Weimar) und Anhalt Grün und Weiß, Würtemberg Schwarz und Roth, Baden Roth und Gelb, Hessen Weiß und Roth, Reuß Gelb, Schwarz und Roth, Braunschweig Dunkelblau und Gelb, Oldenburg Dunkelblau mit Roth, Mecklenburg Roth, Blau und Gelb, die Hansestädte wie die Schweiz Weiß und Roth, Holland Orange, Belgien Schwarz, Gelb und Roth, Dänemark Roth und Weiß, Schweden Gelb und Blau, Norwegen Schwarz und Gelb, Rußland Schwarz, Orange und Weiß, Griechenland Weiß und Blau, Spanien Roth und Gelb, der Kirchenstaat Gelb und Weiß, Italien Roth, Weiß und Grün, Mexico Grün, Weiß und Roth, Brasilien Grün und Gelb u. s. w. Die Zusammenstellung einiger neuangenommenen N. ist im symbolischen Sinne erfolgt. So besteht in Großbritannien die roth-blau-weiße Unionsflagge aus den Kreuzen des St.-Georgs-, Andreas- und St.-Patricks-Ordens, um auf die Vereinigung von England, Schottland und Irland hinzuweisen. Die blau-roth-weiße Tricolore ist in Frankreich während der Revolution vor dem Anbruche der Schreckensherrschaft so entstanden, daß die von den Bourbonen geführte weiße Farbe den Stadtfarben von Paris hinzugefügt und auf diese Art die Verbindung des Königthums mit dem Bürgerthum angedeutet wurde. Das deutsche Schwarz-Roth-Gelb soll mit den Hoffnungen zusammenhängen, welche

die deutsche Burschenschaft zur Zeit der Annahme dieses Abzeichens auf den König von Würtemberg setzte. Das Roth in den würtemb. Farben aber erinnert an das Recht der Herzoge von Schwaben, im Vorstreite des Reichs Sturmfahne zu führen, und soll deshalb von jenem Studentenbunde zwischen die alten Reichsfarben eingeschaltet worden sein. In dem Verfassungsentwurfe für den Norddeutschen Bund (vom 7. Febr. 1866) ist Schwarz, Weiß und Roth als Flaggenfarbe desselben bestimmt.

Nationalgarde, s. Volksbewaffnung.

Nationalliteratur ist ein Ausdruck, welcher durch Wachler (s. d.) in Umlauf gekommen ist. Es soll damit, im Gegensatz zur Fachliteratur der einzelnen Wissenschaften, diejenige Art Literatur bezeichnet werden, die unmittelbar aus dem eigensten Volksgeist erwachsen ist und sich darum auch wieder an die allgemeine Volksbildung wendet, also hauptsächlich Poesie und Beredsamkeit. Seitdem die neuere culturgeschichtliche Auffassung und Behandlung der Literaturgeschichte eine solche strenge Unterscheidung nicht mehr zuläßt, sondern auch Philosophie, Theologie und, soviel als möglich, auch die andern Wissenschaften in den allgemeinen Fluß der Geschichte zieht und ihre jedesmaligen Standpunkte und Entwickelungen als die naturnothwendigen Ergebnisse der jedesmal maßgebenden allgemeinen Entwickelungszustände betrachtet und darstellt, ist dieser Ausdruck wieder veraltet. Nur Koberstein hat ihn festgehalten. Gervinus, der seine Literaturgeschichte zuerst «Geschichte der poetischen N. der Deutschen» nannte, läßt dieselbe seit der vierten Auflage als «Geschichte der deutschen Dichtung» erscheinen. Jüngere, wie Hettner und Julian Schmidt, gebrauchen, nach Vorgang der Engländer und Franzosen, den einfachen Ausdruck «Literaturgeschichte».

Nationalökonomie oder Volkswirthschaftslehre ist diejenige Wissenschaft, welche sich mit dem wirthschaftlichen Leben der Völker, der Production, dem Umlauf und der Consumtion der Güter sowie mit allen Verhältnissen, welche sich daran knüpfen, beschäftigt und die Gesetze und Regeln festzustellen sucht, auf welchen das wirthschaftliche Leben der Menschen begründet ist, oder welche auf dasselbe wenigstens wesentlichen Einfluß ausüben. Die Grundlagen dieser verhältnißmäßig sehr jungen Wissenschaft sind die bisher gemachten Erfahrungen, aus denen sich die Gesetze regeln und feststellen lassen. Die alten Völker und das Mittelalter wußten von der N. noch nichts, obwol einzelne kleinere Theile derselben, z. B. diejenigen, welche mit der Finanzwissenschaft zusammenhängen, in der Politik mitbearbeitet wurden. Aus der Finanzwissenschaft gingen später auch die ersten Anfänge der Volkswirthschaftslehre hervor. Praktische Finanzbeamte und Männer der Wissenschaft beschäftigten sich mit der Frage, worin der Reichthum der Staaten bestehe, welches seine Quelle sei, wie man der Verminderung dieses Reichthums entgegentreten und seine Vermehrung fördern könne, aber sie thaten dies wesentlich behufs Lösung der Frage, in welcher Weise und woher der Staat die ihm nothwendigen materiellen Mittel zu nehmen habe. Erst später fand man, daß die Volkswirthschaft eine weit größere Bedeutung hat, daß sie, indem sie die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen des Güterlebens ermittelt und feststellt, nicht nur von geradezu bestimmender praktischer Wirksamkeit rücksichtlich der wirthschaftlichen Betriebe der einzelnen und der Genossenschaften ist, sondern auch auf die Thätigkeit der Regierungen, auf die wichtigsten Verhältnisse des Staats und seiner Glieder und endlich auf die menschliche Gesellschaft überhaupt den mächtigsten Einfluß ausübt. Der Grund, warum die Volkswirthschaftslehre sich anfänglich sehr mangelhaft gestaltete, läßt sich leicht begreifen. Man ging bei der Aufstellung des ersten Systems von den wirthschaftlichen Verhältnissen der einzelnen Personen aus und kam, da der Privatmann das Geld, das ihm die Befriedigung aller materiellen Bedürfnisse leicht ermöglichte, über alles schätzte, in diesem seinen Reichthum sah und es in jeder zulässigen Weise zu vermehren suchte, zu der Meinung, der Reichthum der einzelnen Staaten bestehe in der geringern oder größern Menge der innerhalb ihrer Grenzen befindlichen edeln Metalle (Silber und Gold). Hiernach kam es für die Regierungen, wenn sie den Reichthum des Landes fördern wollten, vorzugsweise nur darauf an, die Entfernung der edeln Metalle zu verhindern, das Hereinströmen derselben dagegen in jeder Weise, selbst mit Opfern zu fördern. Indem man jede Gold- und Silberausfuhr verbot, suchte man Rohproducte und gewerbliche Fabrikate massenhaft auszuführen und gegen edle Metalle, die man importiren konnte, auszutauschen. Man begründete, um dies zu erleichtern, Colonien und Handelsgesellschaften, schloß Handelsverträge, gestattete die Einfuhr von Rohstoffen, während die der Fabrikate verboten war u. s. w. Man hieß dieses System das Handels- oder das Mercantilsystem (s. d.), und sah es am ersten und vollständigsten durchgeführt durch den franz. Minister Colbert (1661—85), nach welchem es in Italien auch Colbertismus genannt wurde. Als man sich später überzeugt, daß Länder, welche

das Handelssystem streng durchführten, verarmten, andere, welche, wie England, die Geldausfuhr zuließen, reich blieben, als man außerdem fand, daß durch das Handelssystem verderbliche Krisen veranlaßt wurden, so kam man zu dem sog. Physiokratischen System (s. d.), das an die Grundsätze des berühmten Sully anknüpfte. Dieses System ging von dem Satze aus, daß die Natur alle Stoffe hervorbringt und dieselben dem Boden abgewonnen werden, weshalb die Erdarbeiten (Ackerbau u. s. w.) die einzigen sind, welche die Gütermenge vermehren. Es hieß deshalb auch das ökonomistische System. Der Gründer desselben war (um 1750) der Franzose Franz Quesnay (s. d.), obwol die Grundzüge desselben wenigstens theilweise schon viel früher aufgestellt wurden (z. B. von Serra, von Beccaria, Filangieri). Jedenfalls besitzen die Physiokraten das Verdienst, eine große Zahl schädlicher Irrthümer beseitigt und das Handelssystem zum Wohl der Völker und Staaten gestürzt zu haben. Erst mit ihnen begannen wirklich wissenschaftliche Studien und Forschungen über Volkswirthschaft. Merkwürdigerweise bestand dies System erst wenige Jahre, als schon ein neues, das sog. Industrie- oder Smith'sche System aufgestellt ward und zur Geltung gelangte. Adam Smith (s. d.) erkannte das physiokratische System als einseitig und unvollkommen und fand, daß zwar die Naturkräfte bei der Erzeugung der Güter mitwirken, die Quelle aller Güter aber die menschliche Arbeit ist. Er führte an, daß die gewerbliche Arbeit und Handel productiv seien, daß deshalb die Bearbeitung des Bodens, die Industrie und der Handel vom Staat gleichmäßig gefördert zu werden verdienen, daß indeß die Staatsverwaltung nur die Schranken, welche die Betriebsamkeit einengen, zu beseitigen hat, nicht aber in die Production und Consumtion selbst eingreifen und diese regeln dürfe. Obwol Smith sein System nicht in allen Theilen gleichmäßig durchführen konnte, ward es doch bald als das einzig richtige anerkannt und im Laufe der Zeit von seinen Nachfolgern im einzelnen verbessert, ergänzt und tiefer begründet. Selbst seine Gegner, wie Friedrich List, Adam Müller, Say, die Socialisten u. s. w., haben nur dazu beigetragen, das System strenger zu prüfen, zu revidiren und allgemeiner zur Anerkennung zu bringen, da es sich in seinen Grundlagen in keiner Weise ernstlich erschüttern ließ. Daß das Industriesystem von einzelnen Schriftstellern der neuern Zeit auf die Spitze getrieben und zugleich das wirthschaftliche Leben der Völker allzu sehr in den Vordergrund und die erste Stelle gedrängt worden, ist richtig, und es mußte sich dagegen eine Reaction geltend machen. Allein die Bedeutung der Volkswirthschaftslehre wird dadurch nicht geringer. Dieselbe ist eine der wichtigsten menschlichen Wissenschaften geworden und verdient im vollen Maße diesen Platz. Aus der bereits sehr reichen Literatur der Geschichte und Lehre der Volkswirthschaft sind besonders für die neuere Zeit die Werke von Rau (s. d.) und Roscher (s. d.) hervorzuheben. Vgl. Mohl, «Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften» (3 Bde., Erl. 1855—58) und den Artikel über N. in Rotteck's und Welcker's «Staats-Lexikon» (3. Aufl., Bd. 10, Lpz. 1864).

Nationaltheater bezeichnet eine Schaubühne, welche sich zur Aufgabe stellt, vorzugsweise einheimische Stücke von wesentlich nationalem Charakter zur Aufführung zu bringen und eben dadurch auch die nationale Ausbildung der dramatischen Dichtkunst zu fördern. Für Frankreich ist ein solches N. das Théâtre-Français in Paris. In Deutschland wurde ein solches zuerst 1767 unter Lessing's Mitwirkung von zwölf hamburger Bürgern unternommen, scheiterte aber schon nach zwei Jahren. Einen zweiten Versuch machte Joseph II. mit dem Theater an der Burg 1776, welches aber nach des Kaisers Tode nur den Namen, nicht das nationale Streben beibehielt. 1779 errichtete Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz ein N., welches Heribert von Dalberg leitete, und das durch Iffland geistig belebt wurde; auch Schiller war eine Zeit lang für dasselbe thätig. Endlich führte noch das königl. Theater in Berlin unter Iffland's Leitung 1796—1814 den Namen N. Der große Gedanke eines wahren N. wird sich nur dann verwirklichen lassen, wenn die Pflege des Theaters, unabhängig von allen Hofeinflüssen und Finanzspeculationen, als unverbrüchliche Staatsangelegenheit erkannt und vom Staat selbst erhalten und verwaltet wird.

Nationalverein (Deutscher). Der patriotische Aufschwung in Deutschland (s. d.) während des ital. Kriegs von 1859 gab den Anstoß zur Bildung dieses polit. Vereins, der sich nach verschiedenen Vorbesprechungen zu Eisenach und Hannover in einer Versammlung Gleichgesinnter zu Frankfurt a. M. 15. und 16. Sept. 1859 förmlich constituirte. Hier wurde ein vorläufiges Statut beschlossen und ein Ausschuß von 12 Personen gewählt, welcher sich durch Cooptation verstärkte. Gutsbesitzer von Bennigsen (s. d.) zu Bennigsen bei Hannover übernahm den Vorsitz, den er auch seitdem fortführte. Als Geschäftsführer fungirte bis zum April 1865 der Rechtsanwalt Streit in Koburg. Andere hervorragende Mitglieder des Ausschusses waren Metz (Darmstadt), Brater (München), Lang (Wiesbaden), Fries (Weimar), Schultze (Delitzsch), von Unruh

(Berlin), Löwe (Kalbe), Miquel (Göttingen), Riesser (Hamburg), Th. Lehmann (Kiel) u. a. Die Zahl der Mitglieder stieg binnen kurzem bis über 20000, deren jedes jährlich mindestens 1 Thlr. beisteuerte. Einen Antrag auf Herabsetzung des Jahresbeitrags, um auch die ärmern Klassen heranzuziehen, lehnte man ab. Der Sitz des Vereins ward durch Beschluß des Ausschusses vom 16. Oct. 1859 nach Koburg verlegt und zugleich festgestellt, daß der N. einheitlich für ganz Deutschland bestehe, und daß die Bildung von Zweig- und Nebenvereinen, die mit demselben in Verbindung treten wollen, als der deutschen Vereinsgesetzgebung widersprechend, durchaus ausgeschlossen sei. Doch hielten an vielen Orten die Mitglieder mehr oder minder regelmäßige Zusammenkünfte zur Besprechung der Tagesfragen, wodurch wenigstens die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten in weitern Kreisen geweckt und gefördert wurde. Auch der Ausschuß, welcher von Zeit zu Zeit abwechselnd in verschiedenen Städten zusammentrat, suchte durch Erklärungen, Ansprachen u. dgl. sowie auch durch die Presse auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Seit Mai 1860 wurde eine «Wochenschrift des Deutschen Nationalvereins» herausgegeben unter Redaction von A. L. von Rochau. Außerdem erschienen von 1859—64 neun «Flugblätter des Deutschen Nationalvereins». Die erste Generalversammlung des Nationalvereins fand statt zu Koburg 3. bis 5. Sept. 1860, wo das polit. Programm definitiv festgestellt wurde. Der ursprüngliche Zweck dieser Parteibildung war, alle liberalen Fractionen, sowol Constitutionelle wie Demokraten, zu gemeinschaftlicher Wirksamkeit für die Herstellung eines deutschen Bundesstaats unter preuß. Führung zu vereinigen. Die sog. kleindeutsche Tendenz ward auch in dem Programm vom 4. Sept. 1860, allerdings mit einiger Zurückhaltung, ausgesprochen. Deshalb fand der N. in Deutsch-Oesterreich fast gar keine Anhänger, und die süddeutsche Demokratie erklärte sich laut gegen die sog. preußische Spitze. Auch die Regierungen der Mittelstaaten verhehlten ihr Misfallen nicht; namentlich verfolgte Hessen-Darmstadt und später Mecklenburg-Schwerin die Vereinsmitglieder mit Polizeimitteln. Die zweite Generalversammlung zu Heidelberg (23. und 24. Aug. 1861) beschloß sogar, Preußen bei der Begründung einer norddeutschen Flotte durch Geldsammlungen zu unterstützen, und bis Ende des J. 1861 wurde ein Betrag von 80000 Thlrn. an die preuß. Marineverwaltung abgeliefert. Die Wendung, welche die innere Entwickelung Preußens (s. d.) nahm, führte indeß einen Umschwung herbei. Schon am 4. März 1862 beschloß der Ausschuß, die weitere Ablieferung der sog. Flottengelder zu sistiren, und dieser Schritt wurde von der dritten Generalversammlung zu Koburg (6. und 7. Oct. 1862) genehmigt. Ebendaselbst erfolgte eine Resolution, welche die von den Mittelstaaten und Oesterreich ausgegangenen Bundesreformplane verwarf und die Reichsverfassung vom 28. März 1849 sammt Grundrechten und Wahlgesetz als das zunächst zu erstrebende Ziel bezeichnete. Wie es schien, hoffte man auf diese Weise die süddeutsche Demokratie zu gewinnen und den Verein numerisch bedeutend zu verstärken. Diese Hoffnung ging jedoch nicht in Erfüllung. Im Gegentheil, der N. fand jetzt einen Nebenbuhler an dem (großdeutschen) Reformverein, der sich zu Frankfurt a. M. am 27. und 28. Oct. 1862 constituirte und alle preußenfeindlichen Elemente an sich zog. Seit Eintritt des Ministeriums Bismarck streifte übrigens auch der N. mehr und mehr die preuß. Sympathien ab. Die vierte Generalversammlung zu Leipzig (16. Oct. 1863) sprach sich einstimmig aus gegen die Bundesreformacte des Frankfurter Fürstentags, während der Reformverein in seiner Generalversammlung vom 28. Oct. dieselbe als geeignete Grundlage annahm. Als nach dem Tode Königs Friedrich VII. der dän.-deutsche Conflict entbrannte, erließ der Ausschuß des N. einen Aufruf für Schleswig-Holstein und suchte die Bewegung möglichst zu unterstützen. Zu dem Zweck wurde sogar mit der Gegenpartei angeknüpft. Die Führer des N. und des Reformvereins kamen in Nürnberg 6. Dec. zusammen und beriefen zum 21. Dec. 1863 nach Frankfurt a. M. eine Versammlung von Mitgliedern deutscher Landesvertretungen, welche ihrerseits den sog. Sechsunddreißiger-Ausschuß bestellte. Obwol in diesem die Nationalvereinsmitglieder entschieden das Uebergewicht erhielten, hatte doch damit der Verein als solcher auf jede selbständige Action verzichtet. Der N. verlor deshalb immer mehr an polit. Bedeutsamkeit, während gleichzeitig innerhalb desselben die preußenfeindlichen Elemente die Oberhand gewannen. Die fünfte Generalversammlung zu Eisenach (31. Oct. und 1. Nov. 1864) verurtheilte die innere und auswärtige Politik Preußens und erklärte es für die Pflicht des deutschen Volks, über das sog. Selbstbestimmungsrecht Schleswig-Holsteins zu wachen. Eine zweite Resolution ging sogar dahin, daß über die künftigen Träger der deutschen Centralgewalt erst die im Parlament vertretene gesammte Nation entscheiden solle. Der N. ließ also nunmehr geradezu die preuß. Spitze fallen, und dieser Ab-

fall von der ursprünglichen Tendenz machte in Preußen und Norddeutschland den peinlichsten Eindruck, wie das namentlich eine Resolution der Vereinsmitglieder zu Wolfenbüttel bewies. Die sechste Generalversammlung zu Frankfurt (29. Oct. 1865) zeigte das bemerkenswerthe Streben, an das Programm von 1860 wieder anzuknüpfen; aber zugleich wurden die Resolutionen des vorigen Jahres mit nicht geringerer Schärfe wiederholt. Als Preußen 9. April 1866 seine Reformvorschläge beim Bundestag einreichte, bezeichnete der Ausschuß in seiner Ansprache vom 14. Mai dieselben als nicht geeignet, das Vertrauen und die Theilnahme des deutschen Volks zu gewinnen. Aber durch die Ereignisse der nächsten Monate wurden die Bestrebungen des Vereins vollständig überholt. Der Ausschuß fand sich daher bewogen, die Generalversammlung für 1866 auszusetzen, und damit war die Wirksamkeit des N. als abgeschlossen zu betrachten, wenn auch die Organisation zum Theil noch fortbestand. Der Reformverein, der übrigens schon in den J. 1864 und 1865 auf Abhaltung von Generalversammlungen verzichtet hatte, erfuhr natürlich dasselbe Schicksal.

Nationalvermögen oder Volksvermögen ist die Summe aller wirthschaftlichen Güter und Kräfte, welche ein Volk als Gesammtheit und in seinen einzelnen Gliedern besitzt, die Masse des Vermögens des Staats und aller einzelnen, bei dessen Feststellung aber auch werthvolle Verhältnisse, ein Klima, Wasserreichthum, günstige Form der Seeküste, in Betracht zu ziehen sind. Die specielle Feststellung und Abschätzung des N. ist nicht gerade unmöglich, aber doch kaum durchführbar. Vermehrt wird das N. durch die Production der Güter vermittels der menschlichen Arbeit und mit Hülfe der Naturkräfte und des angesammelten Kapitals.

Nationalversammlung (Assemblée nationale) war der Name, den sich 17. Juni 1789 in Frankreich der Bürgerstand in der von Ludwig XVI. (s. d.) zusammenberufenen und 5. Mai eröffneten Reichsversammlung (États généraux) aus eigener Machtvollkommenheit beilegte. Zwar suchte der Hof in einer königl. Sitzung vom 23. Juni diesen Beschluß zu vernichten; allein die Deputirten des Dritten Standes, zu denen sich schon die Freisinnigern der beiden andern Stände gesellten, schworen sich 20. Juni im Ballhause den feierlichen Eid, nicht eher auseinander zu gehen, bis sie Frankreich eine Constitution gegeben haben würden, und erklärten zugleich jede Gewaltthat von seiten des Hofs für Hochverrath. Der Hof gab hierauf nach und befahl dem Adel und der Geistlichkeit, sich der N. anzuschließen. Die Revolution hatte hiermit begonnen, und die Versammlung eröffnete nun unter dem Namen der Constituirenden (Constituante) eine unermeßliche Thätigkeit, durch welche Frankreich (s. d.) einer gänzlichen Veränderung unterlag. Der Abschaffung der Privilegien in der Nacht vom 4. Aug. folgte die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, der Zehnten, des Religions- und Preßzwangs und die Erklärung der Menschenrechte (s. d.). Im Febr. 1790 unterdrückte man die Mönchsorden und die Ueberreste des Feudalismus; im März die Lettres de cachet (s. d.) und die Salzsteuer; im Juni sämmtliche Orden und Titel. Im Juli erhielten die Nichtkatholiken die ihren Voreltern confiscirten Güter zurück; die Juden wurden vom Leibzinse befreit und die Jagdgerechtigkeiten abgeschafft. Ein Decret vom 18. Oct. hob die grausamen Criminalstrafen Ludwig's XIV. auf. Im Febr. 1791 gestattete man den Quäkern polit. Rechte; im Mai wurde die Verbrauchssteuer an den Thoren der Städte, 1. Juni die Folter abgeschafft; auch wurde die Verletzung des Briefgeheimnisses zum Verbrechen erklärt. Im Sept. erhielten alle Bürger, von welcher Farbe oder Religion sie auch sein möchten, polit. Rechte. Ebenso kühn verfuhr die Versammlung in ihren polit. Schöpfungen. Die Grundsätze hierbei waren die Volkssouveränetät, die Selbständigkeit der Gemeinden, die Beschränkung der königl. Gewalt durch ein bedingtes Veto (s. d.), die Trennung der polit. Gewalten und die Verantwortlichkeit der Minister. Im Jan. 1790 folgte die Eintheilung des Reichs in Departements; im April die Einführung der Geschworenengerichte; am 22. Mai die Erklärung, daß der Nation, mithin der Versammlung, allein das Recht des Kriegs und Friedens zustehe. Im Jan. 1791 wurde das Zunftwesen aufgehoben und vollständige Handels- und Gewerbfreiheit eingeführt. Was die Finanzfrage betraf, wegen welcher die Versammlung eigentlich berufen worden, so waren die Reformen nicht minder durchgreifend. Zunächst erklärte die Versammlung, daß fortan die Abgaben ohne Ansehen des Standes und der Person einer gleichen Vertheilung und Erhebung unterlägen. Dem folgte, gegen Necker's Plan, die Bewilligung einer fünfprocentigen Anleihe von 80 Mill. und die Befreiung des Getreidehandels. Ein Decret vom 6. Sept. 1789 bewilligte die Annahme von freiwilligen Geschenken an den Staat; ein anderes vom 27. Nov. verordnete die Veröffentlichung der Finanzrechnungen, ein drittes vom 5. Dec. die Gründung einer Nationalbank. Im März 1790 erschien das erste Gesetz, welches den Verkauf der Nationalgüter bis zum Betrage von 400 Mill.

bewilligte, und 17. April ein zweites, welches die Creirung von Assignaten auf die Nationalgüter befahl. Am 10. Juni stellte ein Decret die Civilliste auf 25 Mill. Frs. fest, ein anderes vom 8. Oct. erklärte die Assignaten zur unverzinslichen Schuld. Ein im Schose der Versammlung errichtetes Comité zur Reform der kirchlichen Angelegenheiten bewirkte den gänzlichen Umsturz des alten Kirchensystems. Nach der Erklärung, daß der Katholicismus aufgehört, Staatsreligion zu sein, wurde der Zehnt abgeschafft und das Kirchengut eingezogen. Die Kostbarkeiten der Kirchen wurden als ein patriotisches Geschenk an den Staat weggenommen, die Civilgerichtsbarkeiten der Bischöfe aufgehoben, die Beneficien unter Sequester gestellt, die Mönche und Nonnen ihres Gelübdes entbunden. Hierauf stellte man eine sog. Civilconstitution des Klerus auf, wonach jedes Departement einen bischöfl. Sprengel bildete, in welchem die Gemeinden den Bischof wie die Pfarrer wählten und besoldeten. Sämmtliche Geistliche wurden den weltlichen Gerichten, ohne Appellation an den Papst oder Einmischung einer sonstigen Kirchenautorität, unterworfen. Jeder Geistliche mußte auf diese Constitution einen Eid leisten, was die Auswanderung des einen Theils der Geistlichkeit und die härtesten Gesetze gegen die widerspenstigen Priester veranlaßte. Nachdem die Constituirende Versammlung der Revolution in der Form von 3250 Decreten eine positive Grundlage zu geben versucht und 3. Sept. die neue Constitution mit dem Könige und den Abgeordneten der Departements beschworen hatte, löste sie sich 30. Sept. auf, um einer Gesetzgebenden Versammlung Platz zu machen, welche nun das bürgerliche wie das Strafrecht nach den Ideen des neuen öffentlichen Rechts reformiren sollte. Diese Versammlung, die alle vorigen Mitglieder ausschloß, trat 1. Oct. 1791 zusammen. Allein die Revolution entfaltete so mächtig ihre Schwingen, daß sich die Versammlung sogleich von ihrem Zwecke entfernte und einen fortgesetzten Kampf mit den Resten der königl. Gewalt begann, der 10. Aug. 1792 mit dem Umsturz des Throns und der Suspension des Königs endete. Die Gesetzgebende (législative) N. rief hierauf, ihrem Rechte gemäß, einen Nationalconvent (s. d.) zusammen, der, mit der Gewalt des Souveräns bekleidet, über das Schicksal der Monarchie entscheiden und eine neue Form aller öffentlichen Verhältnisse begründen sollte. — Den Namen N. erhielten auch später mehrere, ebenfalls aus Volksbewegungen hervorgegangene und polit. Umgestaltung anstrebende Parlamente. So in Frankreich die Versammlung, welche nach der Februarrevolution von 1848 die Republik constituirte, und der 28. April 1849 abermals eine legislative Versammlung folgte; ferner die Deutsche N. in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. und die Preußische N. 1848.

Nativität oder Horoskop heißt die Prophezeiung der Schicksale eines Menschen, welche auf die bei seiner Geburt stattfindenden Aspecten (s. d.) gegründet ist. Im Alterthum wurden Horoskope von den Priestern, im Mittelalter von den Astrologen gestellt. Bekannt ist, daß Kepler noch Horoskope anfertigen mußte und Wallenstein seinen Astrologen Seni hatte. Mit der Erweiterung der Ansicht über das Sonnensystem und der Erkennung der Gesetze der Bewegung fielen auch diese auf Unwissenheit und Aberglauben gegründeten Prophezeiungen.

Natolien, türk. Anadoli, das griech. Anatóle, d. h. das Morgenland, wird Kleinasien (s. d.) oder die westlichste Halbinsel Asiens genannt, die im N. vom Schwarzen Meer, von der Meerenge von Konstantinopel, dem Meer von Marmara und der Straße der Dardanellen, im W. von dem Aegäischen Meer, im S. vom Mittelländischen Meer und im O. von Armenien und den nordwestl. Theilen von Mesopotamien und Syrien begrenzt ist. Das Land, einen Flächenraum von etwa 10000 Q.-M. einnehmend, erhält seine Gestaltung durch die westl. Fortsetzung der Hochflächen und Randgebirge Armeniens. Das ziemlich unbekannte Innere bildet ein großes Plateau oder vielmehr eine Reihe von 2400—5000 F. hohen Plateaustufen mit kahlen Steppen, Salz- und Sumpfflächen, verschiedenen Seen, mit vulkanischen Unterlagen und vereinzelten Kegelbergen, unter denen der Ardschisch (s. d.) mit zwei Kratern die durchschnittlich 3800 F. hohe Ebene von Kaisarijeh (Caesarea) noch um 8000 F. überragt. Der nördl. Rand oder das pontisch-paphlagonisch-bithynische Gebirge, ein langer Zug von parallelen, aber durch viele Querthäler zerstückten, 4—6000 F. hohen Waldgebirgsketten, fällt steil zu einem schmalen Küstensaume mit sanften und waldlosen Gehängen nach innen hinab; ebenso der Südrand, der Taurus, oder das cilicisch-pamphylisch-lycische Gebirge, nur daß er zusammenhängender und höher ist, im Norden des Meerbusens von Skanderun oder Issus bis 11000 F., weiter westwärts 8—9000 F. hoch. Der Westrand ist vielfach durchbrochen, seine Thäler sind dem Aegäischen Meere geöffnet in den karisch-lydisch-mysischen Berglandschaften, an deren Fuße die gesegneten Küstenlandschafen der Levante liegen, und zu deren nördlichsten die Berge Ida und Olymp gehören. Auf dem Plateau des innern N. entspringen die Flüsse Jeschil-Irmak

(Iris), Kisil-Irmak (Halys) und Sakkariah (Sangarius), welche ins Schwarze Meer, sowie der Sarabat (Hermus) und Minder (Mäander), welche ins Aegäische Meer strömen. Das Klima trägt im ganzen noch den südeurop. Charakter; doch sind vier Regionen desselben zu unterscheiden. Das wasser- und holzarme Plateau in der Mitte hat im Sommer ein heißes, im Winter aber ein kaltes Klima; die Südküste des Landes hat milde Winter und brennend-heiße Sommer; dagegen erfreut sich die Westseite am Aegäischen Meere des mildesten Klimas und einer herrlichen Vegetation. Wenn an der Nordseite das Klima auch nicht ganz so mild und die Vegetation nicht so südlich ist als an der Westküste, so hat sie dafür einen um so üppigern Pflanzenwuchs, und es ist diese Nordseite vom Meer von Marmara bis Trapezunt jedenfalls einer der schönsten, angenehmsten und reichsten Erdstriche. Die ganze Halbinsel wird ihres vulkanischen Charakters wegen häufig von Erdbeben heimgesucht. Die Einwohner bestehen aus den verschiedensten Völkerschaften. Das herrschende Volk sind die osman. Türken, ungefähr 1,200000 Köpfe stark und über das ganze Land verbreitet. Nach diesen kommen, zu demselben Stamm gehörend und einen Dialekt ihrer Sprache sprechend, die Turkmanen, auf dem Plateau im Innern als Nomaden hausend. Daselbst findet man auch Horden nomadisirender Kurden und in den Gebirgen östlich von Trapezunt die räuberischen Lazen. Die Städte sind neben den Türken im Westen hauptsächlich von Griechen und Juden und im Osten von Armeniern bevölkert, welche, nebst den Franken in den Seestapelplätzen, den ganzen Handel des Landes in ihrer Gewalt haben. Die gesammte Bevölkerung des Landes wird auf 4,800000 E., von andern mit Cypern und den westl. Inseln (sicherlich übertrieben) zusammen auf 10,790000 E. angegeben. Die polit. und sociale Verfassung ist im ganzen wie in der Türkei. Eine Eigenthümlichkeit derselben sind jedoch die alttürk. Vasallendynastien, die sog. Dere-Begs, die Thalfürsten, welche unter Oberhoheit des Sultans erbliche Verwalter und Kriegsanführer in ihren Gebieten sind. Ihre frühere Macht hat indeß der Sultan Mahmud gebrochen. Das ganze Land zerfällt gegenwärtig in acht Ejalets oder Generalstatthalterschaften und jede derselben in mehrere Provinzen oder Liwas, nämlich: 1) Khudawendikjar, der nordwestlichste Theil, das alte Mysien, Westbithynien und Theile von Phrygien, mit der Hauptstadt Brussa (s. d.) und den Liwas Brussa, Balikesri, Kaleh-Sultanieh, Kodscha-Ili, Kutahia (s. d.) und Afium-Karahissar (s. d.); 2) Kastamuni, der mittlere Theil der Nordküste, das alte Paphlagonien, Ostbithynien und Theile von Pontus, mit der Hauptstadt Kastamuni und den Liwas Kastamuni, Boly, Zafaranboly und Sinub oder Sinope (s. d.); 3) Tarabison, der östl. Theil der Nordküste, das Küstenland des alten Pontus und das Land der Lazen (s. d.), mit der Hauptstadt Tarabison oder Trapezunt (s. d.) und den Liwas Tarabison, Karahissar-Scharky, Dschanik (Lasistan), Gümisch-Khaneh und Ordu; 4) Aidin, der südwestl. Theil, das alte Lydien, Karien und Phrygien, mit der Hauptstadt Ismir oder Smyrna (s. d.) und den Liwas Aidin-Güselhissar, Ismir-Akhissar und Denisly; 5) Karaman oder Karamanien (s. d.), ostwärts von Aidin, das alte Lycien, Pamphylien, Pisidien, Lykaonien und West-Cilicien sowie Theile von Phrygien, Kappadocien und Kataonien, mit der Hauptstadt Konia (s. Iconium) und den Liwas Konia, Beischehr, Akschehr, Nigde, Buldur-Isbarta (Hamid), Adalia (Teke) und Ermenek (Itschili); 6) Adana, das östl. Cilicien und Theile von Kataonien, mit der Hauptstadt Adana (s. d.) und den Liwas Adana, Tersus oder Tarsus (s. d.), Beilan, Marasch und Levkosia (Cypern); 7) Bosok, der mittelste Theil der Halbinsel, das alte West-Kappadocien und Galatien, mit der Hauptstadt Angora (s. d.) und den Liwas Angora, Iösgad, Kjankary und Kaisarijeh (s. Cäsarea); 8) Siwas, östlich von Bosok, das Binnenland von Pontus, Theile von Kappadocien und Klein-Armenien, mit der Hauptstadt Siwas und den Liwas Siwas, Amasia (s. d.) und Diwirigi.

Natron, Natriumoxyd oder Mineralisches Alkali (franz. soude) ist das zweite und nächst dem Kali (s. d.) das wichtigste unter den Alkalien (s. d.). Es ist die Sauerstoffverbindung eines Metalls, des Natriums oder Sodiums, das sich nirgends frei, sondern nur in Verbindung mit Chlor als Chlornatrium, Kochsalz oder Steinsalz, oder als Sauerstoffverbindung in einigen Mineralien, wie z. B. in dem Natronfeldspat oder Albit findet. Das Natrium ähnelt in seinen Eigenschaften sehr dem Kalium, ist jedoch weniger weich und behält seinen silberweißen metallischen Glanz auf der Schnittfläche länger bei. Es schmilzt bei 97,6° C. und verflüchtigt sich schon bei niedrigerer Temperatur als das Kalium. Man gewinnt es durch Destillation aus einem Gemenge von kohlensaurem N., Kreide und Kohle in großen schmiedeeisernen Röhren, von denen mehrere gleichzeitig in einem Ofen beschickt werden. In Frankreich und England wird jetzt das Natrium in großen Mengen erzeugt, da man es besonders auch zur Reduction und Darstellung des Aluminiummetalls gebraucht. Sein Gas ist farblos. Es ist nur

0,97 mal so schwer als Wasser, daher es auf diesem schwimmt und zugleich sich oxydirt, jedoch nicht unter Feuererscheinung wie das Kalium. Die Verbindung des Natriums mit Sauerstoff und Kohlensäure, das kohlensaure N. oder die Soda, ist schon seit den ältesten Zeiten bekannt. Es findet sich als Bestandtheil vieler Mineralquellen (Natrokrene), z. B. in denen von Karlsbad, Burtscheid u. s. w.; ferner als Auswilderung an vulkanischen Gesteinen sowie in großer Menge in der Berberei, wo es die Erdoberfläche überzieht und Trona genannt wird. In Columbia in Südamerika krystallisirt die Soda in der heißen Jahreszeit aus den natronhaltigen Seen heraus und wird von den Indianern Urao genannt. Früher gewann man die Soda aus der Asche von Strandpflanzen, namentlich aus den Gattungen Salsola, Atriplex, Salicornia, welche zu diesem Zwecke in einigen Gegenden cultivirt wurden. Die nach dem Verbrennen der Pflanzen zurückbleibende Asche (Pottasche) führt den Namen rohe Soda und wird je nach den verschiedenen Gewinnungsarten und den verschiedenen Ländern Barilla, Salicor, Blanquette, Kelp und Varec genannt. Seitdem man aber gelernt, aus dem Kochsalze und Glaubersalze durch einfache chem. Processe die Soda in großer Menge, Reinheit und Billigkeit darzustellen, hat sie für die meisten technischen Anwendungen die Pottasche verdrängt. Man benutzt sie hauptsächlich zur Seifensiederei und zur Glasfabrikation. Durch Kalk wird die Soda in Aetznatron verwandelt; eine Auflösung desselben führt den Namen Seifensiederlauge. Das doppeltkohlensaure N. (bicarbonâte de soude), ein in der neuern Zeit zur Anfertigung kohlensäurehaltiger Getränke vielfach angewendetes Salz, enthält doppelt so viel Kohlensäure als die Soda. Nächst der Soda ist das Kochsalz oder Chlornatrium (s. Salz) die wichtigste Natronverbindung. Außerdem sind von den Natronverbindungen zu erwähnen das schwefelsaure N. oder Glaubersalz (s. d.), das borsaure N. oder Borax (s. d.), das salpetersaure N. oder der Chilisalpeter (s. d.), das kieselsaure N. oder das Glas (s. d.).

Natter (Joh. Lorenz), einer der berühmtesten Steinschneider des 18. Jahrh., der als der Wiederhersteller seiner Kunst angesehen werden kann, geb. 1705 zu Biberach in Schwaben, ging als Juwelier in die Schweiz und dann nach Italien, wo er, vorzüglich auf Ermunterung des Gemmenkenners Baron von Stosch, sich auf die Nachahmung der alten geschnittenen Steine legte, in welcher er eine solche Uebung erlangte, daß einige seiner Copien von den Originalen kaum zu unterscheiden sind. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Italien, wo er 1732—35 in Diensten des Großherzogs von Toscana stand, ging er nach England und machte dann verschiedene Reisen nach Holland, Dänemark, Rußland und Schweden, wo an den Höfen überall seinen Leistungen reicher Lohn wurde. 1762 nahm er den vortheilhaftesten Antrag, sich in Petersburg niederzulassen, an, starb aber bald nach seiner Ankunft 27. Oct. 1763. Seine Sammlungen von geschnittenen Steinen, Abdrücken, Medaillen, Büchern und Kupferstichen wurden für den Großfürsten erkauft. N. schnitt vorzüglich Bildnisse. Zu seinen Hauptwerken gehören eine Schaumünze zu Ehren des Sir Robert Walpole und eine siegende Britannia auf einer Gemme mit fünf Lagen und ebenso viel Farben. Er wagte sich sogar an den schwersten Theil seiner Kunst und schnitt in Diamanten. Zu mehrern Medaillen hat er die Stempel geschnitten, und eine Zeit lang verwaltete er die Stelle eines Obermedailleurs der Staaten von Holland. Sein «Traité de la méthode antique de graver en pierres fines, comparée avec la méthode moderne», der von Lessing sehr getadelt ward, ist im engl. Originale (Lond. 1754, mit Kupfern) sehr selten, weil er kein Exemplar unter zwei Guineen verkaufte, daher nur wenig Absatz hatte, den Rest aber verbrannte. Der zweite Theil des Werks liegt noch handschriftlich zu Petersburg.

Natterkopf, s. Echium.

Nattern bilden die umfassendste Familie unter den Schlangen und sind dadurch ausgezeichnet, daß ihnen die Giftzähne und jede Spur von Hintergliedern abgehen. Alle sind mit Ziegelschuppen bekleidet, die einander genau decken und lanzettförmig zugespitzt, oberseits mehrentheils glatt, seltener mit einem flachen Kiele versehen sind. Sie sind über den ganzen Erdkreis verbreitet und bieten die zahlreichsten Beispiele einer besonders glänzenden Färbung. Größtentheils Landthiere, leben sie doch gern am oder selbst im Wasser, wie die Lappenschlange (Homalopsis). Sie nähren sich alle von kleinen Thieren, bei deren Verfolgung sie eine große Schnelligkeit und Gewandtheit entwickeln, Fröschen, Eidechsen, Mäusen; keine ist giftig, keine dem Menschen schädlich. Die gemeinste von allen N. ist in Deutschland die gemeine Ringelnatter, Kragennatter oder gemeine Natter (Tropidonotus Natrix), welche bis gegen 2 Ellen lang werden kann, im ganzen bläulich oder grünlich-grau, auf dem Rücken mit zwei Reihen schwärzlichen Flecken gezeichnet ist und hinter den Schläfen jederseits einen schwarzgesäumten weißlichen Mondfleck (die vermeintliche Krone) trägt. Sie hat gekielte Schuppen, hält sich gewöhnlich in der Nähe

von Gewässern auf, nimmt auch Besitz von Gängen, welche Maulwürfe oder Wasserspitzmäuse im weichen Boden gegraben haben, und stellt vorzugsweise Fröschen und Wassersalamandern nach. Doch fängt sie auch Eidechsen, Wasserspitzmäuse und selbst Ratten. Ihre Eier, die gemeiniglich zu 20—30 mittels dünner, zäher Fäden zusammenhängen, bringt sie gern an feuchten warmen Orten unter, daher auch in Mistbeeten, auf Düngerhöfen und selbst in Viehställen. Sie ist übrigens scheu und sanft, kann auch gereizt niemand empfindlich verwunden, wird leicht zahm, lernt ihren Herrn kennen, läßt sich von ihm erfassen und erträgt die Gefangenschaft lange, wenn man ihr das nöthige Wasser nicht fehlen läßt, da sie sich gern badet. Ehedem wurden mehrere Theile dieser Natter als Heilmittel verwendet; jetzt braucht man höchstens noch die Haut als Ueberzug von Stöcken. Außer ihr kennt man noch in Deutschland die glatte, österreichische oder Schlingnatter (Coronella laevis s. austriaca), röthlich-grau, mit einer Doppelreihe dunkelbrauner Rundflecken auf dem Rücken und ganz glatten, ungekielten Schuppen, und die Schwalbacher Natter oder Aesculapschlange (Coluber flavescens) in Thüringen und bei Schwalbach, mit hornbraunem Rücken und schwefelgelbem Bauche, wozu in der Schweiz und weiter südlich noch die der Kreuzotter sehr ähnlich gezeichnete Vipernnatter (Tropidonotus viperinus) kommt.

Natur (von dem lat. nasci, d. i. werden oder entstehen) heißt im weiten Sinne alles, was ohne fremdes Zuthun so ist, wie es sich gibt, was nach eigenen, inwohnenden Trieben, Kräften und Gesetzen sich gestaltet und entwickelt. «Von Natur» heißt im gewöhnlichen Sprachgebrauch so viel als «von selbst»; es wird dadurch von einem Dinge, einem Ereignisse alles abgewiesen, was nicht in ihm selbst liegt und wirkt. Besonders unterscheidet man die N. von allem, was Product des Gedankens, der Absicht, der Kunst, der Cultur und Erziehung ist: das Natürliche steht dem Gemachten, Künstlichen oder Gekünstelten als das von selbst Entstehende gegenüber. Insofern aber für das geistige Leben das bewußtvolle und absichtliche Wollen und Handeln, die Selbstbestimmung nach Zwecken und Planen, die überlegende Wahl unter mehrern Mitteln charakteristische Merkmale sind, erscheint der Geist für sich selbst, sammt allem, was Product und Ausdruck des geistigen Lebens ist, als Gegensatz der N., und somit spricht man von einem Gegensatze bald der N. und des Geistes, bald der N. und der Freiheit, bald der N. und der Geschichte, wobei Geschichte im engern Sinne als Geschichte der Menschheit, nicht des Weltalls, verstanden wird. Zwar gehört auch der Geist insofern mit zur N., als er in seinem absichtlichen Handeln eben seine eigene N. für sich hat. Weil er aber vermöge der Gesetze derselben den Kreis seiner bisherigen Gewohnheiten, Sitten, Kenntnisse und Erfindungen beständig überschreitet und sich mit Anstrengung von veralteten Zuständen hinweg neuen selbstgesteckten Zielen entgegenarbeitet, so entsteht hierdurch ein wesentlicher Unterschied zwischen seiner und derjenigen N., welche wir ohne Veränderung und Anstrengung ihre einmal eingeschlagenen Bahnen fortsetzen sehen. Da nun die letztere N. als die unbewußte sich als ein im Raume ausgedehntes körperliches Dasein erweist, so bezeichnet man mit N. im engern Sinne den unermeßlichen Raum oder das Weltall sammt allen in ihm vereinigten Stoffen und Kräften, Gesetzen und Veränderungen, oder den ganzen Inbegriff dessen, was durch die äußern Sinne wahrnehmbar ist, im Gegensatze zu dem, was durch unmittelbares Selbstbewußtsein im Innern vernommen wird. In diesem Sinne gehört der Mensch nur in einer gewissen Hinsicht, nämlich den Thätigkeiten zufolge, deren Wirkungen ebenfalls in die Wahrnehmung der äußern Sinne fallen, der N. an, während er den Thätigkeiten zufolge, welche sich einer solchen Wahrnehmung entziehen, über ihr steht und in ihr nichts weiter als den gegebenen Grund und Boden seines Daseins, sein zeitweiliges Wohnhaus, den Schauplatz seines Wirkens und Leidens, das Mittel zur Bethätigung seiner Absichten erblickt. Wie der Mensch die N. ansieht und sich in ihr zurechtfindet, das hängt vom Grade seiner geistigen Ausbildung ab. Zunächst ist sein Verhältniß zur N. theils ein praktisches, indem sie ihm die Fundgrube zur Befriedigung seiner Bedürfnisse ist, theils ein ästhetisches, indem sie durch die Lieblichkeit oder Erhabenheit ihrer Eindrücke religiöse Empfindungen in ihm weckt.

Das Hirtenleben und der Ackerbau bezeichnen die ältesten thätigen Beziehungen des Menschen zur N.; die empirische Beobachtung der Vortheile, die ihm diese oder jene Naturproducte gewähren, lehrte ihn frühzeitig die N. für seine Zwecke benutzen und ausbeuten. Diesen Bedürfnissen kommt nun die N. oft genug freundlich und wohlthätig entgegen; oft aber geht sie auch, unbekümmert um des Menschen Nothdurft und das Werk seiner Hände verwüstend und zerstörend, ihren eigenen Gang. Daher erscheint sie dem Menschen bald als gütig und mild, bald als tückisch und grausam, und der noch kindliche Natursinn, der die Zustände und den Inhalt des eigenen Bewußtseins leicht und unbedacht auf alles überträgt, was sich ihm als thätig und

wirksam darstellt, kam unwillkürlich dazu, die N. mit Geschöpfen seiner Phantasie zu bevölkern, die Naturereignisse zu personificiren, dem Rollen des Donners wie dem Rauschen des Baches lebende Wesen unterzulegen. Ueberhaupt ist die N. in ihrer Größe, in dem unermeßlichen Reichthum ihrer Gestaltungen, in dem geheimnißvollen Dunkel ihres Schaffens und Zerstörens, in ihrem Wechsel des Furchtbaren und Lieblichen, des Seltsamen und Traulichen, des Erhebenden und Schreckenden, in ihren proteusartigen Verwandlungen, hinter welchen sie eine wunderbare Regelmäßigkeit ahnen läßt, für den kindlichen Menschen, wenn er nicht dumpf und gedankenlos ist, zunächst der Gegenstand eines tiefen Staunens, und was er ihr ablauscht, was er über sie ahnt, nimmt die Gestalt eines bald anmuthigen, bald düstern Gedichts an. Hier liegt der Ursprung aller Naturreligion, d. h. einer Vergötterung sowol der N. im ganzen, als der einzelnen in ihr vorausgesetzten Kräfte, ja selbst einzelner Naturproducte. Die N. als das Mächtige, unaufhaltsam Waltende wird für den Menschen ein Gegenstand der Furcht und der Hoffnung, der Andacht, der Verehrung, der Anbetung. Die Auffassung der N. ist somit ursprünglich die Quelle eines unbefangenen Mysticismus, einer natürlichen Phantastik, einer ernsthaft spielenden Symbolik, die auch für höhere Culturstufen eine Fülle poetischen Reizes behält. Diese Form der Naturbetrachtung tritt aber nothwendig allmählich zurück, wenn die beweglichen Bilder der Phantasie in Begriffen sich zu fixiren, wenn die Dichtung von der Wirklichkeit sich zu sondern beginnt. Dieser Umwandlungsproceß einer phantastischen Natursymbolik in die eigentliche Naturforschung (s. d.) ist bei manchen Völkern gar nicht, bei andern im Zusammenhange mit der philos. Cultur nur langsam und allmählich eingetreten. Die Astronomie hatte schon längst die Grundlage ziemlich genauer Beobachtungen gewonnen, als man die Gestirne noch immer von den sie beherrschenden Intelligenzen in ihren Bahnen getrieben werden ließ, nur ungern astrol. Träume aufgebend, welche die Geschicke an der Erde in unmittelbarem Zusammenhange mit den Constellationen am Himmel erscheinen ließen; die Chemie hatte einen langen und hartnäckigen Kampf mit der Alchemie zu kämpfen, ehe sie von aller Mystik sich befreien konnte, und noch in unsern Tagen umkleidet man bisweilen jedes geheimnißvolle und noch nicht hinlänglich durchforschte Gebiet der Naturerscheinungen, wie z. B. die des animalischen Magnetismus, mit dem Schleier des Wunderbaren und Geisterhaften. Der leitende Grundgedanke der Naturforschung: daß die N. nach unabänderlichen, in dem Wesen der Dinge selbst gegründeten Gesetzen wirke, konnte erst allmählich zur vollen Klarheit und allgemeinen Gültigkeit kommen, weil diese Gesetze unter der scheinbaren Unregelmäßigkeit der Erscheinungen tief verhüllt sind und die N. oft mit einer launenhaften Freiheit zu spielen scheint, wo ihre Producte dennoch der gesetzmäßige Erfolg ineinander verwebter, sich gegenseitig bedingender Nothwendigkeiten sind. Auf den Begriff eines Naturgesetzes, als einer Regel, nach welcher sich die Erscheinungen in ihrem Zusammenhange richten, führte zunächst die wiederholte Beobachtung solcher Erscheinungen, deren Regelmäßigkeit unverkennbar ist. Die Anwendung des einmal gewonnenen Begriffs erweiterte sich, je mehr jeder Fortschritt der Naturforschung zeigte, daß auch das scheinbar Unregelmäßige häufig nur auf verwickeltern Zusammenhängen beruhe, bis endlich unzählige Erfahrungen zu der allgemeinen Voraussetzung drängten, daß die N. immer und überall nach unverbrüchlichen Gesetzen wirke, daß der Begriff des Zufalls für die Erklärung derselben durchaus keine Bedeutung habe, und daß die scheinbaren Ausnahmen von jener Gesetzmäßigkeit nicht ein gesetzloses Spiel seien, sondern immer nur Lücken der Naturkenntniß verrathen, die noch nicht alle die Gesetze ergründet hat, welche bei bestimmten Erscheinungen concurriren.

Der Gedanke, daß die Naturwissenschaften die Bestimmung haben, das Weltall als ein einziges, großes, systematisches Ganzes der Existenz zu durchdringen und zu begreifen, hat zwar in der Theorie etwas Erhebendes, erweist sich aber in der Praxis darum als unfruchtbar, weil unsere Kenntniß der N. lediglich an der Erfahrung der Sinne hängt und alle sinnliche Erfahrung im genauern Detail nicht nur auf den Erdball (ein bloßes Pünktchen im Weltall), sondern auch blos auf dessen Oberfläche bis zur Tiefe des Meeres und der Bergwerke beschränkt ist, sodaß schon das allernächste und zur Uebersicht des Ganzen unentbehrlichste Requisit, nämlich die Kunde von den auf unsern Mitplaneten lebenden Wesen, für uns jenseit der Grenzen einer möglichen Erfahrung fällt. Die Ausbildung der Idee der N. in ihrer Ganzheit ist das Geschäft der Naturphilosophie (s. d.). Der Stolz der Naturwissenschaften ist umgekehrt, den festen Boden der Empirie nirgends unter den Füßen zu verlieren und folglich, unberührt von speculativen Standpunkten, sich in das unsern Sinnen geöffnete Fragment der Schöpfung aufs tiefste einzugraben, hiermit alles dem Menschen zunächst Liegende ihm völlig durchdringlich und nutzbar zu machen. Eben diese freiwillige Selbstbeschränkung, worin sich die Naturwissenschaften (s. d.) nicht

als eine, sondern als viele und mannichfaltige erkennen, hat dieselben zu ihren großen Eroberungen geleitet. Die Stufen ihrer Ausbildung lassen sich am einfachsten auf folgende Weise bestimmen. Zuerst wird es darauf ankommen, die unermeßliche Fülle von Thatsachen, welche die N. vor Augen legt, zu sammeln und zu beschreiben. Bloße Naturbeschreibung, Naturgeschichte und Klassifikation der Naturproducte bezeichnen aber nur die erste Stufe der Naturforschung. Es kommt zweitens darauf an, die Naturgesetze zu entdecken und nachzuweisen. Die beiden großen Hülfsmittel dieser Aufgabe sind das Experiment und die Anwendung der Mathematik. Das Experiment, d. h. die künstliche Herbeiführung gewisser Naturerscheinungen unter Bedingungen, die man genau kennt und in seiner Gewalt hat, zwingt die N., auf die Fragen des Forschers zu antworten. Es gestattet, die Phänomene zu isoliren und die Elemente zu bestimmen, aus welchen verwickeltere Erscheinungen resultiren; es gibt reine, von fremden Beimischungen geläuterte, genau begrenzte Thatsachen. Es gestattet eben dadurch, die Größenbestimmungen mit ins Auge zu fassen, denen die Erscheinungen unterworfen sind, und erst durch Beachtung der letztern wird es möglich, allgemeine Ausdrücke, d. h. eben Gesetze über das Verhalten der Naturkräfte zu gewinnen. Mit der Anwendung der Mathematik beginnt das strenge Wissen über die N., und die verschiedenen Gebiete der Naturforschung nähern sich um so mehr einer streng wissenschaftlichen Untersuchung, je mehr es gelingt, zu mathematisch bestimmten Ausdrücken der Gesetze, die ein gewisses Gebiet der Erscheinungen beherrschen, zu gelangen. Diese Theile der Naturwissenschaft heißen daher auch vorzugsweise exacte Wissenschaften.

Die Erweiterung und Vertiefung der Naturkenntniß ist von dem wichtigsten praktischen Einflusse auf die Gestaltung der menschlichen Lebensverhältnisse. Die Herrschaft des Menschen über die N., die Benutzung ihrer Reichthümer für seine Zwecke, die Verhütung des Ungemachs, welchem die Unwissenheit den einzelnen wie die Gesellschaft bloßstellt, hängen zum größten Theile von der Ergründung der Naturgesetze ab, und es war namentlich der neuern Zeit vorbehalten, in dieser Beziehung Eroberungen zu machen, deren Möglichkeit noch vor einigen Jahrhunderten in das Reich der Fabel verwiesen worden wäre. Die Ergebnisse der Mechanik, der Physik, der Chemie haben für den Ackerbau, die Gewerbe und Künste, die Mittel des Verkehrs u. s. w. eine unermeßliche Wichtigkeit erlangt, und wenn sich die neuere Zeit in irgendeinem Punkte über das Alterthum wesentlich erhoben hat, so beruht diese Erhebung zum größten Theile auf den Erfolgen des Naturstudiums. Ebenso ist es eine falsche Ansicht, als müsse die Naturbetrachtung in demselben Maße, in welchem der Schleier des Wunderbaren und Geheimnißvollen sinkt, aufhören, eine Quelle der dichterischen und religiösen Erhebung zu sein, als müsse die verständige Untersuchung den reinen Natursinn, die Freude an dem mühelosen Sein und Wirken der N. ertödten. Die Größe und Schönheit der N. strahlt in den Augen dessen, der die N. kennt, nur um so reiner, und es gibt eine Bewunderung, eine Liebe zu derselben, die nicht die Tochter der Unwissenheit, sondern gerade des Wissens ist. Der Tempel der N. bleibt ein Tempel, auch wenn seine Construction nicht mehr ein unverstandenes Räthsel ist. Wie sehr der Naturgenuß durch die Wissenschaft veredelt wird, zeigt am besten Alexander von Humboldt's «Kosmos».

Naturalien sind eigentlich alle durch Kunst noch nicht umgeänderten Erzeugnisse der Natur; gewöhnlich aber versteht man darunter jene den drei Naturreichen entnommenen Körper, durch deren Zusammenstellung in größerer Menge naturhistor. Sammlungen (Naturaliencabinete) entstehen. Der wahre Zweck solcher Sammlungen kann nur ein ernster sein, indem die aufgestellten Naturkörper theils beim Unterrichte als Belegstücke dienen, theils dem Naturforscher selbst die Möglichkeit genauer Untersuchung darbieten müssen. Die Nothwendigkeit solcher Sammlungen ergibt sich bei Erwägung der ungemeinen Schwierigkeit, welche das Herbeischaffen einheimischer Naturkörper im Augenblicke des Bedürfnisses für den Lehrer und Forscher haben würde, sowie aus der Unmöglichkeit, die Erzeugnisse weit entlegener Länder in frischem Zustande zu erlangen. Verdient der frische oder gar lebend erhaltene Gegenstand immer den Vorzug vor dem künstlich bewahrten und vor Zerstörung geschützten, so vermag die Kunst doch sehr viel und wird in zahlreichen Fällen der Untersuchung das nöthige Material fast in demselben brauchbaren Zustande liefern können, in welchem der frische Körper sich einst befand. Die Anordnung und Aufstellung solcher Sammlungen werden daher wesentlich unter dem Gesichtspunkte der Belehrung geschehen müssen; es werden die Consequenz und Regelrichtigkeit, welche das klare Naturstudium bezeichnen, sich auch in der Einrichtung der Sammlung darzulegen haben, weil diese als wichtiges Hülfsmittel des Studiums selbst gilt. Daß eine gewisse Eleganz im äußern, wo irgend die Mittel sie erlauben, Anwendung erhalten dürfe, versteht sich zumal bei den vom Staate erhaltenen Sammlungen von selbst. Indessen darf diese Eleganz nicht einen vorwiegenden Ein-

druck hervorbringen, noch viel weniger in die Spielerei sich verlieren, die man in den Raritätenkammern zu treiben pflegt. Der wissenschaftlichen Bestimmung muß die Wahl der Gegenstände, die Namengebung und die systematische Folge entsprechen. Im allgemeinen kann man in solchen Sammlungen zwei Richtungen verfolgen: entweder die Darstellung der gesammten Naturkörper in ihren Haupttypen, um die Verkettung und die Uebergänge der einzelnen Formen zu zeigen (hierzu sind besonders größere Sammlungen und solche, die Schul- und Universitätszwecken dienen, berufen), oder die Darstellung der Producte einer bestimmten Gegend, welche die organischen und unorganischen Körper, Fauna, Flora und Mineralien umfaßt und besonders für kleinere Centren geeignet erscheint. Die ältern Sammlungen waren meist nur Raritätenkammern; die zahlreichen Sammlungen der gegenwärtigen Zeit sind meist nur 30—60 J. alt und in allen Beziehungen denjenigen früherer Jahrhunderte ganz unähnlich. Als die reichsten des Continents dürften die von Leyden, Paris, Berlin, Wien und Petersburg anzusehen sein; alle übertrifft das British-Museum in London. Reiche Sammlungen, der Schweiz gewidmet, finden sich in Zürich, Bern, Basel und Genf. Privatsammlungen, theils von großem Werthe, aber gewöhnlich nur auf ein Fach gerichtet, gibt es unzählige. Die zunehmende Liebe zum Sammeln hat den Naturalienhandel hervorgerufen, der hin und wieder sehr im großen getrieben wird und jetzt meist in den Händen wissenschaftlich gebildeter Männer sich befindet.

Naturalisation nennt man die Aufnahme eines Fremden in die Staatsverbindung, oder Ertheilung des Indigenats (s. d.), d. h. der Rechte eines Eingeborenen. Die einzelnen Staaten haben hinsichtlich der N. von jeher sehr verschiedene Grundsätze aufgestellt; einige haben es den Fremden sehr leicht, andere sehr schwer gemacht. Die meisten gestatten gegenwärtig den Fremden den Aufenthalt und die Betreibung erlaubter Gewerbe, desgleichen den Erwerb von Grundstücken, wozu jedoch in Deutschland mehrerntheils erfordert wird, daß sie wenigstens das Ortsbürgerrecht gewinnen. Von eigentlichen staatsbürgerlichen Rechten bleiben aber die Fremden überall ausgeschlossen, bis ihnen dieselben durch die N. ertheilt werden. Diese ist in den meisten Ländern eine Regierungs- und Gnadensache; in andern muß die gesetzgebende Gewalt dabei concurriren.

Naturalismus nennt man im gewöhnlichen Sinne die Ausübung einer Kunst oder Wissenschaft nicht nach Studium der Regeln derselben, sondern nach natürlicher Anlage, und im tadelnden Sinne: Mangel an Schule. Wenn nun gleichwol alle Künste vom N. ausgegangen sind, so kann derselbe doch in den Zeiten der höhern Bildung nicht ausreichen; auch das große Talent bedarf der Schule und Methode, nicht sowol, um den Grad der Vollkommenheit zu erreichen, der sich in den Künsten nicht lehren läßt, als um Fehler zu vermeiden. In der Geschichte der Malerei kommt das Wort N. auch im Gegensatze des Idealismus in der Kunst vor; so wird z. B. Caravaggio wegen seiner Nachahmung der Natur vorzugsweise der Naturalist genannt. Im metaphysischen Sinne versteht man unter N. eine Ansicht, welche die letzten Gründe aller Dinge in der Natur sucht, im Gegensatze zum Supranaturalismus, welcher ein an die Gesetze der Natur nicht gebundenes Urwesen annimmt. Der N. sucht alles auf natürlichem Wege zu erklären, was der Supranaturalismus auf dem übernatürlichen Wege der Wunder vorgegangen annimmt. Der N. nimmt an, daß sich die höchsten Wahrheiten durch die natürlichen Geisteskräfte des Menschen erkennen lassen, was nach der Meinung des Supranaturalismus nur durch übernatürliche Einwirkung möglich ist. Vom Rationalismus unterscheidet sich der N. dadurch, daß sich der Rationalismus gegen die Offenbarungslehren kritisch, der N. hingegen polemisch verhält, indem der Rationalismus sich die Prüfung derselben vorbehält, der N. hingegen die Offenbarung leugnet. (S. Rationalismus.)

Naturdichter pflegt man die Dichter ohne gelehrte Schulbildung zu nennen. Ihr Talent reicht meist nur zur Lyrik aus. Volksthümlich in ihren Gegenständen, behängen sie sich doch in ihrer Form nur allzu gern mit dem eiteln Flittertand einer schnell aufgerafften Halbbildung; sie sind meist kokett oder platt oder beides zugleich. Dies gilt namentlich von Gottlieb Hiller (1778—1826), welcher einst in Deutschland viel Aufsehen machte. Am ansprechendsten, weil in ihrem Kreise bleibend, sind diese Dichter als Dialektdichter, wie der nürnberger Flaschnermeister Grübel (s. d.). Unter den Franzosen haben der Friseur Jasmin (s. d.) und der Bäckermeister Jean Reboul (s. d.) sich einen Namen erworben. Vor allem ist der Schotte Robert Burns (s. d.) hervorzuheben, welcher freilich von Jugend auf die Mängel seiner Erziehung und Lebenslage durch umsichtigste Lern- und Leselust ersetzt hatte.

Naturforschung ist ein Begriff, welcher erst der modernen Zeit angehört. Im Alterthum fiel er mit dem der Naturphilosophie (s. d.) in eins, von dem er sich bei steigenden Fortschritten der Wissenschaft immer weiter getrennt hat. Doch war auch nicht die Naturphilosophie des

Alterthums der erste Standpunkt der Menschheit, die Natur zu betrachten. Dieser war vielmehr der mythologische der Naturreligion, entstanden aus der Unfähigkeit, zwischen mechan. Naturwirkungen und bewußter Wirksamkeit lebender Personen zu unterscheiden. (S. **Natur**.) Unter den Philosophen des Alterthums sind es Demokrit und die seinen Grundsätzen folgenden Epikuräer, welche die gegenwärtige N. angebahnt haben, theils durch ihr Bestreben, die Wissenschaft ganz auf Erfahrung, Beobachtung und Experiment zu gründen, theils durch ihre Verwerfung aller Erklärung aus Zweckursachen, verbunden mit der aus ihrer atomistischen Naturansicht fließenden mechan. Erklärungsmethode. Freilich unterschieden sie sich hierbei von der heutigen N. noch immer durch den Misgriff, die mechan. Erklärungsmethode über ihre Grenzen auszudehnen als ein hinreichendes Erklärungsmittel für alle Erscheinungen, die geistigen und sittlichen mit eingerechnet; wogegen die heutige N. genau die Grenzen kennt, bis wo die mechan. Erklärungsprincipien reichen, und wo sie entgegengesetzten Erklärungsprincipien anderer Wesenstufen und Daseinsgebiete das Feld zu räumen haben. Nur ausnahmsweise wirkt in der modernen N. auch der alte Demokritische Irrthum nach in Gestalt des Materialismus (s. d.). Einen engern Zusammenhang hat unsere N. mit ihren Anfängen bei Demokrit beibehalten durch ihre Atomlehre (s. **Atom**), welche noch heutzutage die herrschende in ihr zu nennen ist, was sie nicht ihrer Begriffsschärfe, sondern ihrer sinnlichen Anschaulichkeit verdankt.

Die heutige N. unterscheidet sich von der Naturphilosophie dadurch, daß sie überall sich allein auf eine möglichst breite Grundlage von Beobachtungen und Experimenten (s. d.) verläßt, und alle Demonstrationen aus kosmologischen Grundsätzen ausschließt; ferner dadurch, daß sie sich so viel als irgend möglich auf die mechan. Erklärungsmethode aus Bewegungsursachen bei körperlichen Einwirkungen von außen her beschränkt, als da sind Einwirkungen der Anziehung und Abstoßung, Ausdehnung und Zusammenziehung, Trennung und Verbindung unter den kleinsten Körpertheilchen, und daher alle Wissenschaftsgebiete, auf denen diese Erklärungsprincipien nicht mehr zureichen, wie die geistigen und moralischen, von sich ausschließt. Durch diesen letzten Umstand entsteht der stärkste Gegensatz zwischen ihr und der Naturphilosophie, deren Hauptnutzen darin besteht, gerade das geistige Leben vorzugsweise mit in ihr Gebiet zu ziehen, nebst allen den Uebergangsgliedern, welche das geistige Leben mit den mechan. Processen in Verbindung setzen, und deren Erkenntniß der mechan. Methode der N. für sich allein unerreichbar ist. Die großen Vortheile der mechan. Naturerklärung beruhen aber darin, daß die Mechanik in ihrer heutigen Ausbildung sich zum Range einer mathem. Wissenschaft erhoben hat und daher an allen Vollkommenheiten einer solchen, Präcision, Exactheit, Unwiderleglichkeit und absoluter Festigkeit ihrer Einsichten theilnimmt. Weil die heutige N. sich überall soweit irgend möglich auf den mathem. Calcul der Mechanik zu stützen strebt, so sind die Begriffe einer nach mathem. Methode verfahrenden und einer exacten oder genauen Wissenschaft bei unsern Naturforschern identisch geworden. Die Naturphilosophie kann in diesem Sinne niemals genau oder exact werden, weil das geistige Gebiet, dessen Verbindung mit den mechan. Naturprocessen ihr hauptsächliches Thema ist, von ganz andern Gesetzen beherrscht wird als den mechanischen. Aber ebenso sehr hat ein gewisser Theil der N. selbst nothwendig und für immer auf Exactheit im genannten Sinne zu verzichten, nämlich der der Naturbeschreibung oder Naturgeschichte (s. d.), welche in Beziehung auf die Erforschung der lebendigen Organismen in Botanik, Zoologie und Anthropologie nur die Wahl hat, sich entweder an einer bloßen Methode äußerlicher Klassifikation genügen zu lassen, oder die Methode der Naturphilosophie als einer herbeigezogenen Hülfswissenschaft mit jener der exacten Physik in Verbindung zu setzen. Das erstere Verfahren gehört mehr den ältern und unreifern, das letztere mehr den neuern und reifern Zuständen der Wissenschaft an.

Naturgeschichte nennt man jetzt allgemein und ausschließlich diejenige Wissenschaft, welche uns die Körper kennen lehrt, aus denen unsere Erdrinde und das Leben auf derselben zusammengesetzt ist. Die N. beschäftigt sich also sowol mit den unorganischen als den organischen Körpern. Die unorganischen Körper, welche das Mineralreich bilden, unterscheiden sich von den übrigen organischen Körpern durch ihre Entstehung, ihren Bau, ihre Zusammensetzung, Wachsthum, Gestalt und ihr Ende; sie entstehen unter dem Einflusse allgemeiner physik. Gesetze, sind aus gleichartigen Moleculen aufgebaut, haben eine sehr verschiedenartige chem. Zusammensetzung, sind entweder gestaltlos oder krystallisirt, d. h. durch gerade Linien und Flächen begrenzt, wachsen durch Ansatz von Theilchen von außen möglicherweise ins Unendliche und zerfallen nur durch äußere auf sie einwirkende Einflüsse. Die organischen Körper dagegen entstehen durch Fortpflanzung ähnlicher Körper; sie bestehen ursprünglich aus Zellen; ihre Zusammensetzung in chem. Hinsicht begreift im allgemeinen nur wenige Grundstoffe (Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff

und Stickstoff), deren unendlich verschiedene Gruppirung die Verschiedenheit der organischen Substanzen bedingt; sie wachsen durch Aufnahme ins Innere der Zellen und der daraus hergestellten Organe (Intussusception) nur bis zu einer gewissen Grenze, sind von krummen Linien und Flächen begrenzt und verfallen nothwendig nach kürzerer oder längerer Zeit dem Tode. Die organischen Körper allein leben. Sie bilden zwei große Reiche, das Pflanzenreich und das Thierreich. Das Pflanzenreich begreift diejenigen organischen Körper, welchen die Empfindung und die willkürliche Bewegung abgehen, während das Thierreich diese beiden Eigenschaften besitzt.

Die N., indem sie die drei angegebenen Reiche umfaßt, spaltet sich begreiflicherweise in eine Menge verschiedener Wissenschaftszweige. Mit dem Mineralreiche befaßt sich die Mineralogie, welche die einzelnen Mineralkörper nach ihren physik. und chem. Eigenschaften kennen lehrt, die Geologie oder Geognosie, welche die Art und Weise darstellt, wie diese verschiedenen Körper zur Bildung der Erdrinde mitwirken und mitgewirkt haben, und die Paläontologie oder Versteinerungskunde, welche sich mit den organischen Körpern befaßt, deren Reste in den Erdschichten gefunden werden. Mit dem Pflanzenreiche beschäftigt sich die Botanik, mit dem Thierreiche die Zoologie, und auch diese beiden zweigen sich in mannichfaltiger Weise ab. Die Anatomie lehrt die Structur des Thier- und Pflanzenleibes, der einzelnen Organe, und der dieselben zusammensetzenden, meist mikroskopischen Gewebtheile kennen (Pflanzenanatomie, vergleichende Anatomie [so viel wie Anatomie der Thiere], menschliche Anatomie, Anatomie der Gewebe oder mikroskopische Anatomie). Die Embryologie oder Entwickelungsgeschichte verfolgt die Entstehung der Organismen von ihrem Keime bis zu ihrer vollendeten Ausbildung. Die Physiologie macht uns mit den Functionen des Gesammtorganismus, der einzelnen Organe und Gewebtheile bekannt. Die beschreibende N. beschäftigt sich besonders mit den äußern Formen und der Klassifikation, welche zum Zweck hat, die einander näher verwandten Pflanzen und Thiere in größere und kleinere Gruppen (Kreise, Klassen, Ordnungen, Familien, Gattungen, Arten) zusammenzustellen und diese zu charakterisiren. Alle diese Wissenschaftszweige werden, sobald sie den Menschen vorzugsweise behandeln, auch unter dem Namen der Anthropologie (Menschenkunde) zusammengefaßt. Für die Thiere und den Menschen ergibt sich endlich noch als Zweig der Physiologie ein besonderes Feld, die Erforschung der geistigen Eigenschaften, Psychologie oder Seelenkunde.

Das Gebiet der N. ist sonach außerordentlich umfassend, und je mehr die Kenntnisse zugenommen haben, desto unmöglicher ist es für den einzelnen geworden, alle Zweige derselben zu beherrschen. Im Alterthum glänzt in ihr fast nur ein einziger schaffender Geist, Aristoteles; Plinius war nur ein geist- und kritikloser Compilator. Das Mittelalter beschäftigte sich fast nur mit Erläuterung des Aristoteles; die Renaissance mußte gegen die Fesseln ankämpfen, welche besonders religiöser Fanatismus der Wissenschaft anlegte. Erst von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an datiren die Fortschritte, welche aus den zerstreuten Kenntnissen wahrhafte, gegliederte Wissenschaften hervorgehen ließen. Die wahren Fundamente der Wissenschaft, auf welchen alle Spätern fortbauten und noch fortbauen, wurden gelegt für die Mineralogie von Haug und Mohs; für die Geologie von Werner und Leopold von Buch; für die Paläontologie von Cuvier; für die Botanik von Linné und den beiden Jussieu; für die Zoologie von Linné, Cuvier und Geoffroy-Saint-Hilaire; für die Entwickelungsgeschichte von Karl Ernst von Baer; für die Physiologie von Harvey, Haller und Johannes Müller. Die Literatur ist außerordentlich zahlreich, sodaß umfangreiche Werke erschienen sind (z. B. von Engelmann und Carus über Zoologie, von Pritzel über Botanik), welche nur allein die Aufzeichnung des über einzelne Fächer Geschriebenen enthalten, und außer den Handbüchern sind Hunderte von Gesellschaften und Zeitschriften in allen Ländern vorhanden, welche sich nur mit N. und deren einzelnen Zweigen abgeben.

Natürliche Kinder sind eigentlich die von den Ehegatten wirklich abstammenden im Verhältniß zu den durch Adoption in die Familie aufgenommenen. Heutzutage bezieht man jedoch diese Benennung mehr auf uneheliche Kinder, die Illegitimi des röm. Rechts, welches wieder die aus einer wilden Ehe (s. Concubinat) entsprungenen als eigentliche Filii naturales vor denjenigen auszeichnet, die aus einer blutschänderischen, ehebrecherischen oder nicht sträflichen vorübergehenden Geschlechtsverbindung hervorgehen (incestuosi, adulterini, spurii) oder deren Mutter mit so vielen außereheliche Gemeinschaft unterhalten hat, daß sie über den Erzeuger ihrer Sprößlinge (vulgo quaesiti) im Ungewissen sich befindet.

Naturphilosophie. Die metaphysischen Untersuchungen über die Sphäre der durch die äußern Sinne erkennbaren Existenz, sowol in ihren innern allgemeinen Zusammenhängen als auch in ihrem Verhältniß zu dem durch das Bewußtsein als den innern Sinn unmittelbar erkennbaren geistigen Dasein, wurden ehemals unter dem Titel der Kosmologie als ein untergeord-

neter Theil der Metaphysik (s. d.) behandelt. Seitdem aber die letztere Wissenschaft sich durch ihr Wachsthum zu einer freiwilligen Selbstbeschränkung auf das rein ontologische Gebiet bewogen fand, blieb die Kosmologie unter dem Namen der N. besondern Bearbeitungen überlassen, welche sich nun in der ganzen Breite des Spielraums bewegen, der zwischen den empirischen Naturwissenschaften einerseits und den strengen Untersuchungen der Metaphysik andererseits ist. Im Alterthum, wo weder die Methode der empirischen Naturwissenschaften noch die entgegengesetzte Metaphysik in ihrer Reinheit erkannt war, flossen die drei gegenwärtig getrennten Gebiete völlig in eins unter dem allgemeinen Namen der Physik. Eine Sonderung mußte eintreten, sobald einerseits die empirische Naturforschung, andererseits die Metaphysik zum klaren Selbstbewußtsein ihrer einzig fruchtenden Methoden gelangte. Der Versuch der Schelling'schen Schule, die drei Gebiete aufs neue nach antiker Weise in eins zu mischen, ist an seiner Unklarheit gescheitert. Es kann also von einer N. nur dann die Rede sein, wenn die Möglichkeit einer Metaphysik anerkannt wird. In England z. B., wo man eine Metaphysik im Gegensatz zur Methode der empirischen Naturforschung nicht anerkennt, wird unter N. noch immer nach dem Sprachgebrauche Newton's die mathem. Physik verstanden. Eine wirkliche N. hat zur Aufgabe, die Resultate der einzelnen Naturwissenschaften zu größern Zusammenhängen zu verknüpfen, hiernach den Plan und Umriß des Weltganzen zu entwerfen, ganz besonders aber, die Erfahrungen der einzelnen Naturwissenschaften mit den allgemeinen innern Thatsachen des Bewußtseins in Einklang zu setzen und zu diesem Zwecke die Grundbegriffe von Materie und Kraft, Bewegung und Veränderung, Anziehung und Abstoßung in Nähe und Ferne, Zeit und Raum, Substanz und Ursache u. dgl. mehr, welche die Naturwissenschaften bei Verarbeitung ihres Materials als Werkzeuge voraussetzen, einer Kritik zu unterwerfen. Dasselbe gilt von gewissen obersten Grundsätzen, wie z. B. dem von der Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung, von der Unvermehrbarkeit der Materie im Weltall, von der Unmöglichkeit aller Veränderung ohne äußerlichen Anreiz und mehrern andern, deren Gültigkeit innerhalb gewisser Grenzen durch die Naturwissenschaften beglaubigt wird, ohne daß dieselben jedoch über die Grenzen, innerhalb deren diese Grundsätze allein Gültigkeit haben, ein Urtheil zu fällen im Stande wären. Dieses zu thun ist vielmehr das Amt derjenigen Forschung, welche die entgegengesetzten Sphären der Erfahrung gegeneinander wägt und ihre Werthe gegeneinander abmißt, nämlich der metaphysischen.

In Beziehung auf die Principien einer Naturphilosophie sind bereits im Alterthum die hauptsächlichen Gegensätze hervorgetreten. Der vornehmste unter ihnen ist der, ob ein Dualismus von Geist und Materie gesetzt wird, sodaß der Geist aus einem entgegengesetzten materiellen Princip die Natur bildet und entwickelt, oder ob Geist und Materie für eines und dasselbe angenommen werden. Jenen Dualismus behaupteten im Alterthum Anaxagoras, Pythagoras sowie auch Plato und Aristoteles, obgleich jeder unter ihnen mit höchst verschiedenen Modificationen. Wird eine Identität beider angenommen, so finden sich die entgegengesetzten Ansichten innerhalb dieses Gedankens ebenfalls schon bei den Alten. Derselbe verträgt sich nämlich ebenso wol mit dem reinen Materialismus des Demokrit und Epikur, welchem die Atome die einzige Wirklichkeit sind, als mit dem Idealismus der Neuplatoniker, welchem alle Materie nur für eine Emanation des Geistes galt, und dem Hylozoismus des Heraklit und der Stoiker, welche das Weltall mit der Weltseele identificirten. Die neuere Zeit hat diese Gegensätze theils wiederholt, theils aber auch mit neuen Hypothesen vermehrt. Wiederholt wurde z. B. der Hylozoismus des Heraklit und der Ionier im wesentlichen von Paracelsus, der Dualismus von Descartes und der Materialismus der Atome von den franz. Philosophen des 18. Jahrh. Dagegen trat in Leibniz die neue Hypothese hinzu von Monaden als Atomen, welche in sich selbst nicht von materieller, sondern geistiger Natur seien, und in Spinoza die Hypothese von einer so beschaffenen Identität des Geistes und der Materie, daß der Unterschied beider dabei keineswegs aufgehoben, sondern nur aus einem Unterschiede in der Substanz zu einem Unterschiede entgegengesetzter Attribute oder Eigenschaften eines und desselben Grundwesens herabgesetzt wird. Dadurch daß die Anhänger der Dynamik, welche Kant gegen den Atomismus in den Naturwissenschaften aufgestellt hatte (s. Atome und Dynamik), die Spinozistische Ansicht von der ideellen und reellen Erscheinungsweise einer und derselben Substanz in ihrem polaren Gegensatze sich aneigneten, kam diese einstweilig zu einem so großen Ansehen, daß die Gewohnheit entstand, in einem noch gegenwärtig fortklingenden Sprachgebrauche unter N. nichts anderes zu verstehen als nur allein die Anwendung dieser Hypothese mit ihren modernen Modificationen auf das Gebiet der Naturwissenschaften. Die Folge davon ist gewesen, daß die letztern durch den übermäßigen Einfluß, welchen diese Hypothese trotz der mannichfaltigen Unklarheiten, an denen sie fortwährend litt, sich

anzumaßen wußte, sich beengt und beeinträchtigt fanden, und zuletzt im Widerschlage gegen dergleichen unberechtigte Eingriffe der Speculation in die empirische Methode das Bewußtsein ihrer völligen empirischen Selbständigkeit in einem geschärften Maße wieder erwachte, während auf seiten der Speculation der Spinozisch-Schelling'schen Hypothese gegenüber ebenfalls die Leibniz'sche der Monadologie durch Herbart eine geistvolle Wiedererneuerung und Umwandlung erfuhr.

Die N. steht nicht nur abwärts mit den einzelnen Naturwissenschaften, sondern auch aufwärts mit der Psychologie und Religionsphilosophie in höchst naher Verbindung. Die Psychologie als empirische Wissenschaft von der Seele gibt den Speculationen über das Naturganze dadurch einen vorzüglichen Halt, daß sie der äußerlich empirischen Basis der Naturwissenschaften einen innerlich empirischen Standpunkt außerhalb derselben hinzufügt, dessen weitere Ausbeutung mit der Zeit sehr weit führen dürfte. Wenn sich hierdurch das Verhältniß der Psychologie zur N. so gestaltet, daß jene zusammt den Naturwissenschaften als eine Hülfswissenschaft dieser erscheint, ohne welche sie schlechterdings nicht bestehen kann, so tritt zur Religionsphilosophie das umgekehrte Verhältniß ein, daß diese, obgleich wesentlich auf ethischen Grundlagen ruhend, doch ohne eine Zuhülfenahme naturphilos. Ideen niemals zu irgendeiner Bestimmtheit ihrer Begriffe gelangen würde. Man bezeichnet das Hauptgebiet der naturphilos. Forschungen, welche zur Befestigung und Stützung des religiösen Bewußtseins dienen, mit dem Namen der Physikotheologie. Es gehören zu ihr alle Thatsachen, welche den innern Zusammenhang, die Schönheit und Zweckmäßigkeit der vorliegenden Naturordnung beurkunden, und es liegt der N. ob, die Beschaffenheit dieser Thatsachen näher zu untersuchen, um zu entscheiden, ob dieselben auf den bloßen Begriff einer blind wirkenden Natur zurückgeführt werden können, oder ob sie auf eine nach Zwecken wirkende Intelligenz hinweisen. (S. Teleologie.) Je nachdem auf diese Frage eine verschiedene Antwort erfolgt, gewinnen die Systeme der Religionsphilosophie einen entweder mehr theistischen oder mehr pantheistischen Charakter. Vgl. Schaller, «Geschichte der N. von Baco bis auf unsere Zeit» (2 Bde., Lpz. 1841—46).

Naturrecht, s. Rechtsphilosophie.

Naturselbstdruck ist von dem Erfinder, Auer (s. d.) in Wien, 1849 ein eigenthümliches Verfahren genannt worden, durch welches man naturgetreue Abdrücke von Pflanzenblättern, Blumen, Flechten u. s. w. darstellt. Die vorher getrocknete Pflanze wird dabei, flach ausgebreitet, zwischen eine polirte Stahl- und eine Bleiplatte gelegt und sodann das Ganze durch die Walzen einer Kupferdruckerpresse gezogen. In dem Blei bildet sich ein vertiefter Abdruck, den man auf galvanoplastischem Wege in Kupfer reproducirt, um eine zum Druck auf Papier geeignete Platte zu erhalten. In gleicher Weise hat man auch Spitzen, gemusterten Tüll u. dgl. copirt. Doch ist die Anwendbarkeit dieses Verfahrens weit beschränkter, als man anfänglich vermeinte.

Naturwissenschaften. Die N. enthalten die Erfahrungserkenntniß aller uns zugänglichen Theile des unermeßlichen Gebiets, welches Natur (s. d.) im engern Sinne genannt wird. Sie fangen mit der Beobachtung und dem Experiment an und schreiten zur reinen Theorie fort, sodaß die erstere überall als Mittel, die letztere als der Zweck der Wissenschaft angesehen wird. Nun aber findet in den verschiedenen N. in Bezug auf diese verschiedenen Functionen ein recht großer Unterschied statt, welcher zu dem Unterschiede des organischen und unorganischen Daseins in einer gewissen Beziehung steht. Denn während man in vielen Gebieten des Unorganischen bereits so tief in den Zusammenhang der Thatsachen eingedrungen ist, daß man selbst die complicirtesten Erscheinungen aus höchst einfachen Gesetzen abzuleiten versteht, ist dies im Gebiete des organischen Lebens noch an keiner Stelle völlig gelungen, sodaß das organische Gebiet sich in den allermeisten Beziehungen noch einer bloßen Naturbeschreibung preisgegeben sieht. Die N. beziehen sich theils auf die allgemeinen Elemente und Grundstoffe, aus denen alle Körper bestehen, nebst deren Kräften und Eigenschaften, theils auf die aus jenen Grundstoffen zusammengesetzten Klassen von individuellen Naturproducten. Die elementarischen Grundwissenschaften sind Physik und Chemie. Die Physik (s. d.) beschäftigt sich mit der Erkenntniß der Materie, ihrer Kräfte und Processe im Allgemeinen, also mit der Natur der Schwere, des Widerstandes, der Cohäsion, des Lichts, der Wärme, des Magnetismus, der Elektricität u. s. w. Bleibt die Physik bei der Beschreibung dieser Grundphänomene stehen, wie dieselben sich erfahrungsmäßig durch das Experiment ergeben, so ist sie Experimentalphysik. Sofern sie aber übergeht zur theoretischen Construction dieser Phänomene durch das Werkzeug der Mathematik, wird sie zur mathem. Physik. Die Wissenschaften der mathem. Physik sind allesammt Anwendungen der mathem. Bewegungslehre oder Mechanik und enthalten das Vollkommenste, wozu es menschliche Einsicht im empirischen Gebiete bisher gebracht hat. Auf sie vorzugsweise paßt der Name

exacter Wissenschaften. Hierher gehört die Mechanik im engern Sinne als Lehre der Bewegung durch Schwere, Druck und Stoß, welche in besonderer Anwendung auf die Gestirne Astronomie, auf Flüssigkeiten Hydraulik und Hydrodynamik ist; die Statik als Lehre vom Gleichgewicht ruhender Körper, in Anwendung auf das Flüssige die Hydrostatik, auf die luftförmigen Körper die Aërostatik; die Optik als Lehre von der Fortpflanzung des Lichts durch Wellenbewegung, mit der Dioptrik, welche seine Brechung, und der Katoptrik, welche seine Zurückstrahlung behandelt; die Akustik als Lehre von der Verbreitung der Schallwellen und ihren Schwingungsverhältnissen u. s. w. Der am spätesten zur Bearbeitung gelangte Theil der Physik ist die dynamische Physik als Lehre von den elektromagnetischen und galvanischen Kräften. Dieser Theil ist überaus schnell durch seine vielfache praktische Anwendbarkeit zu einem der wichtigsten geworden und eröffnet durch seine engen Beziehungen zum chem. und organischen Proceß die weitesten Aussichten für ein unausgesetztes Fortschreiten der Wissenschaft. Zu den physikal. Wissenschaften gehört auch die Chemie (s. d.) als Wissenschaft von den Grundstoffen der Körper, ihren Verwandtschaften und Verbindungen untereinander. Aber diese Wissenschaft hat sich theils durch ihr selbständiges Wachsthum, theils durch ihren eigenthümlichen Charakter von der Physik getrennt. Auch sie zwar hat in der Stöchiometrie (s. d.), als der Lehre von den quantitativen Mischungsverhältnissen der Stoffe, mathem. Bestimmungen in sich Raum gegeben, jedoch ohne daß in ihrem Gebiete ein mathem. Calcul irgendwie bisher Platz zu greifen vermocht hätte. Sodann ist sie, während die Gesetze der mathem. Physik uns ihre Wirksamkeit durch den ganzen Weltraum hindurch beweisen, auf die Erforschung des Tellurischen beschränkt und zerfällt gemäß den verschiedenen Wesenreichen unsers Planeten, in denen dieselben Elemente zu verschiedenen Arten von Mischung untereinander gelangen, in die anorganische Chemie einerseits, die organische oder Pflanzen- und Thierchemie andererseits.

Während nun so Physik und Chemie von verschiedenen Seiten her unmittelbar in die Processe des Werdens überhaupt sich einen Weg suchen, tritt ihnen eine zweite Gruppe der N. gegenüber, welche sich mit den einzelnen Gebieten des Gewordenen beschäftigen und daher von einer ganz äußerlichen Naturbeschreibung oder sog. Naturgeschichte (s. d.) ihren Ausgang nehmen. Hebt man hier an mit einer Beschreibung des Weltbaues im großen, der Sonnensysteme und Fixsterngruppen, so ist dies die Kosmographie oder Weltbeschreibung, von welcher die Erdbeschreibung als physische Geographie einen untergeordneten Theil bildet. Als Hülfswissenschaft bei beiden dient die Astrognosie (s. d.), als die Kenntniß des erscheinenden Himmelsgewölbes mit seinen Sternbildern, Polen, Ekliptik u. s. w. Bemächtigt sich nun die Mathematik dieses ganzen Stoffs, so entsteht daraus die Astronomie (s. d.), welche die Bahnen und Bewegungen der Weltkörper nach den Verhältnissen ihrer Größe, Masse, Stellung und Entfernung berechnet. Die Astronomie behauptet den Rang einer durchaus exacten Wissenschaft, bildet einen Theil der angewandten Mechanik und ist aus dem Gebiete der Naturbeschreibung völlig in das Gebiet der allgemeinen Physik übergewandert. Dies ist jedoch nur geschehen in Bezug auf die Bewegungen der Gestirne sowie auf ihre Bildungsformen, soweit dieselben von mechan. Gesetzen abhängen. Dagegen ist die Wissenschaft, welche die Entstehung des Weltalls zum Gegenstande haben sollte (Kosmogonie, in Beziehung auf den Erdball Geogonie) und außer den Gesetzen der Mechanik ebenso sehr die der Chemie und dynamischen Physik zu berücksichtigen hätte, noch immer bloßen Hypothesen preisgegeben. An die physische Geographie als die Beschreibung der Erde in ihren astron. Verhältnissen schließen sich die Wissenschaften von der nähern Beschaffenheit der Erdoberfläche, ihrer Gebirge, ihrer Gewässer und der Vertheilung derselben, ihrer Atmosphäre und des Einflusses derselben auf das Leben der Pflanzen und Thiere u. s. w. Hierher gehören die Meteorologie (s. d.) als Wissenschaft der atmosphärischen Veränderungen, des Kreislaufs der Winde u. s. w.; die Geologie (s. d.) als Wissenschaft von den Veränderungen der festen Erdrinde durch Wasser, vulkanische Thätigkeit u. s. w.; die Orologie als Wissenschaft von den Lagerungen der Gebirge und dem Streichen ihrer Züge; die Hydrographie als Physik der Gewässer, Flüsse und Meere; die Geognosie als Lehre von der Beschaffenheit der Gebirgsarten; zuletzt die Mineralogie (s. d.) als die Wissenschaft von den in der Geognosie vorgefundenen einzelnen Producten und ihrer auf chemischen und krystallinischen Beschaffenheiten beruhenden Eintheilung. Hier hat die Krystallographie als reine Formlehre des mineralischen Processes durch ihre enge Verwandtschaft mit der Stereometrie vor der chem. Stofflehre jenes Processes bereits einen bedeutenden Vorsprung gewonnen. Endlich zerfällt die Wissenschaft des organischen Lebens auf der Erde in die des Pflanzenreichs, die Botanik (s. d.), und des Thierreichs als die Zoologie (s. d.). Auch hier hat die Wissenschaft mit einem beschreibenden Theile, einer sog. Naturgeschichte, anzufangen,

deren Zweck eine Klassifikation alles Vorhandenen in eine übersichtliche Ordnung ist, wonach sich dann die Unterabtheilungen gliedern, wie z. B. Entomologie (Insektenkunde), Helminthologie (Kenntniß der Würmer), Ichthyologie (der Fische), Ornithologie (der Vögel) u. s. w. Soll nun aber in die Natur dieser Organismen näher eingedrungen werden, so tritt in Beziehung auf jedes ihrer Organe die Morphologie als die Wissenschaft von der Entstehung und dem Uebergange ihrer Formen einer Wissenschaft ihres chem. Stoffwechsels gegenüber. Die Morphologie erbaut sich auf dem Grunde der Zergliederungswissenschaft oder Anatomie (s. d.) als Anatomie der Menschen, Thiere und Pflanzen, wobei besonders die vergleichende Anatomie die größte Hülfe leistet. Die Wissenschaft des organischen Stoffwechsels ist die organische Chemie selbst. Beide Wissenschaften aber sind untergeordnete Theile einer erklärenden Wissenschaft von den organischen Lebensprocessen überhaupt, welche mit dem Namen der Physiologie (s. d.) als Physiologie der Menschen, Thiere und Pflanzen bezeichnet wird. Diese Wissenschaft leidet ganz vorzüglich darum noch an so vielen Dunkelheiten, weil das Verhältniß der Processe des Seelenlebens zu den Processen der Chemie und Physik ein noch gänzlich unaufgeklärtes ist, sodaß die Psychologie (s. d.), welche zur Morphologie und organischen Chemie als dritte Hülfswissenschaft bei einer allgemeinen Physiologie mitzuwirken hat, ihre Stellung im Verhältniß zu jenen bisher mit Sicherheit noch nicht hat angewiesen bekommen können.

Wirft man auf dieses ganze Naturgebiet noch einen allgemeinen Blick, so bekundet sich eine auffällige Verschiedenheit in Bezug auf das Fortgeschrittensein der Wissenschaften, wobei überall als allgemeines Gesetz gilt, daß eine jede derselben eine desto größere Höhe ihrer Vollendung erreicht, je mehr es ihr gelingt, sich zu einem untergeordneten Theile der allgemeinen oder elementaren N., namentlich der mathem. Physik und damit der angewandten Mathematik, umzugestalten. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß unter den elementaren Wissenschaften ebenfalls noch Theile vorkommen, welche eine Auflösung in angewandte Mathematik bisher hartnäckig verweigert haben, wohin besonders die ganze Chemie gehört, sodaß es von diesen Theilen und allem, was mit ihnen zusammenhängt, noch dahin steht, ob auch sie einer solchen Einschmelzung fähig sind oder ein eigenthümliches Gebiet für sich bilden, welches nicht mehr auf blos mechan. Bewegungsgesetzen beruht, sondern seine letzten Erklärungen auf anderm Wege in sich selbst zu suchen hat. Obgleich mit dem Eintreten des ersten Falls scheinbar die großartigste Einheit der Naturerkenntniß eintreten würde, so ist dies doch darum bloßer Schein, weil die Processe des Seelenlebens sich aus Principien der Mechanik nicht erklären lassen und folglich doch zu einer Annahme mehrerer verschiedenartiger wissenschaftlicher Standpunkte zwingen, bei welcher es durchaus keinen Uebelstand bilden kann, wenn zwischen dem mechan. Gebiete auf der einen Seite und dem psychologischen auf der andern noch Mittelglieder sich einschieben. Mit den N. in durchgehender enger Verbindung steht die Medicin (s. d.), sowol indem sie ihre Heilmittel aus allen Reichen der Natur herbeinimmt, als auch sich auf eine Kenntniß der Functionen des menschlichen Organismus, sowol des normalen als des gestörten, gründet.

Die Geschichte der N. hat einen langsamen Verlauf gehabt, denn im Alterthum begnügte man sich mit allgemeinen Philosophemen über die Natur. (S. Naturphilosophie.) Die werthvollen Entdeckungen, auf welche sich eine genauere Erkenntniß der Naturgesetze stützen ließ, blieben theils zusammenhangslos stehen, theils vertrugen sie sich wegen innerer Lückenhaftigkeit noch recht wohl mit falschen Theorien, wie dies z. B. bei den astron. Beobachtungen des Alterthums der Fall war. Erst mit Galilei kamen die N. zum vollen Bewußtsein des Verfahrens, welchem sie ihre Fortschritte in der Neuzeit verdanken, und welches man als die experimentirende und inductorische Methode (s. Induction) bezeichnet. Dieses empirische Verfahren modificirt sich zwar gemäß dem Inhalt der einzelnen Fächer, aber es bleibt sich doch darin immer gleich, daß es den Anfang der Untersuchung beim Besondern und Einzelnen macht, von ihm allmählich und sicher zum Allgemeinen aufsteigt und mit der Construction des Besondern aus dem Allgemeinen erst zum Schluß sein Werk krönt. Das erste Gebiet, worin die N. bedeutende Fortschritte machten, waren die Gesetze des Weltbaues und der Mechanik; es folgte die Naturgeschichte, sodann die dynamische Physik und zuletzt die Chemie. (S. Naturforschung.) Vgl. Whewell, «Geschichte der inductiven Wissenschaften» (deutsch von Littrow, 3 Bde., Stuttg. 1839—42).

Natzmer (Oldwig Ant. Leop. von), preuß. General, wurde 18. April 1782 zu Villin in Pommern geboren. Sein Vater war zuletzt Oberst und Commandant der Festung Kolberg, seine Mutter eine nahe Verwandte des Feldmarschalls Gneomar von N., dessen Einfluß auf den König Friedrich Wilhelm I. bei der beabsichtigten Flucht des Kronprinzen, des nachmaligen Fried-

rich II., von Wichtigkeit gewesen war. Nachdem er seit seinem 13. J. als Leibpage König Friedrich Wilhelm's II. gedient, trat N. 1798 in die Garde als Offizier und wurde 1801 Adjutant. 1806 wohnte er der Schlacht von Auerstädt bei, fiel dann bei Prenzlau in Gefangenschaft, sah sich jedoch 1807 wieder ausgewechselt. Nach dem Tilsiter Frieden erhielt er als Stabskapitän das Commando der Leibcompagnie in dem neuerrichteten Garderegiment. Nachdem er 1809 zum Flügeladjutanten und wirklichen Hauptmann gestiegen, übertrug man ihm die Bildung des Gardefüsilier-Bataillons, verwandte ihn auch häufig zu wichtigen Sendungen. 1810 zum Major befördert, nahm er theil an der Ausarbeitung des neuen Exercirreglements für Infanterie und Cavalerie. Er begleitete den König zu dem Fürstencongresse in Dresden, erhielt im Herbst 1812 eine Sendung an das wiener Cabinet, bald darauf in das franz. Hauptquartier, um über die Trennung des Generals von York von der franz. Armee Erklärung zu geben. Unmittelbar darauf vertraute man ihm eine geheime und sehr wichtige Sendung an den Kaiser von Rußland an. 1813 wurde er als königl. Flügeladjutant in das Hauptquartier des Generals von York geschickt, bei welchem er bis zur Schlacht von Großgörschen blieb. Nach derselben befand er sich beim General Blücher bis zu dem Gefechte bei Hainau 26. Juni. Für sein Benehmen in der Schlacht von Bautzen erhielt er das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. Während des Waffenstillstandes zum Oberstlieutenant befördert, war er mit bei der Bildung der schles. Landwehr beschäftigt. Beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten trat er in sein Verhältniß als Flügeladjutant zurück und wohnte allen Schlachten bei bis zur Schlacht von Leipzig. Er erhielt das Eiserne Kreuz erster Klasse, wurde im Dec. zum Obersten ernannt und war auch während des Feldzugs von 1814 im Gefolge des Königs, den er nach dem Pariser Frieden nach England begleitete. Im Herbst 1814 erhielt er das Commando der Grenadierbrigade in Berlin, mit der er am Feldzuge von 1815 theilnahm, und wurde dann zum Generalmajor befördert. 1820 wurde ihm das Commando der 11. Division in Breslau zugetheilt. Er begleitete den Kronprinzen zu dem Congresse zu Troppau, wohnte als preuß. Militärcommissar dem Feldzuge der Oesterreicher gegen Neapel bei und ging dann mit dem Corps des Generals Grafen von Walmoden nach Palermo. 1825 wurde er Generallieutenant und erhielt 1827 das Commando der 8. Division in Erfurt. Nachdem er infolge des Ausbruchs der franz. Julirevolution gegen zwei Jahre mit der 8. Division in und um Köln gestanden, erfolgte 1832 seine Ernennung zum commandirenden General des 1. Armeecorps in Preußen. Hier entwaffnete er die über die Grenze getretenen poln. Truppen. Im Nov. 1839 wurde N. auf sein Ansuchen vom Commando entbunden, dann aber zum Mitglied des Staatsraths und Generaladjutanten des Königs ernannt und 1840 zum General der Infanterie befördert. Er starb 1. Nov. 1861.

Naubert (Christiane Benedicte Eugenie), eine der ersten Romanschriftstellerinnen Deutschlands, die aus Bescheidenheit ihre Anonymität bis kurz vor ihrem Tode selbst gegen ihre nächsten Angehörigen behauptete, war 13. Sept. 1756 in Leipzig geboren und die Tochter J. E. Hebenstreit's, Professors der Medicin. Nach dem Tode des Vaters ließ ihr Stiefbruder, der Professor der Theologie Hebenstreit, ihr eine sehr sorgfältige, völlig gelehrte Erziehung geben. Insbesondere beschäftigte sie sich mit Geschichte und neuern Sprachen. Zuerst war sie mit dem Kaufmann Holdenrieder, dann mit dem Kaufmann Joh. Georg Naubert zu Naumburg verheirathet, wo sie in Eingezogenheit und häuslicher Thätigkeit lebte. Einer Augenoperation wegen in Leipzig, starb sie daselbst 12. Jan. 1819. Die Zahl ihrer geist-, phantasie- und gemüthreichen Romane ist sehr groß; zwar liegt den meisten ein histor. Stoff zu Grunde, doch ist die treue Auffassung verschiedener Zeiten in ihnen am wenigsten gelungen. Ihr erster bedeutender Versuch in dieser Gattung war «Walter von Montbarry» (1786). Diesem folgten «Thekla von Thurn», woraus Schiller in seinem «Wallenstein» manches, sogar wörtlich, benutzte; ferner «Elisabeth, Erbin von Toggenburg», «Konradin von Schwaben», «Gebhard, Truchseß von Waldburg», «Eudoxia» und viele andere. Ihre «Neuen Volksmärchen der Deutschen» (5 Bde., Lpz. 1789—93) stehen ihrem Vorbilde Musäus nicht nach und treffen sogar den Märchenton zum Theil noch besser. Ohne geschichtliche Grundlage sind ihre spätern Arbeiten, wie «Alexis und Luise» (Lpz. 1819), «Turmalion und Lazorta» (2 Bde., Lpz. 1820) und «Letzte Originalromane» (5 Bde., Lpz. 1827).

Nauheim, Stadt und Hauptort eines bis 1866 kurhess., seitdem großherzogl. hess. Amts in der Wetterau, an dem Bache Use und der Main-Weserbahn 5 M. nördlich von Frankfurt, am nordöstl. Abhang des Taunus gelegen, besteht meist aus neuen Häusern und zählt (1864) 2345 E. Der Ort hat eine bedeutende Saline mit Gradirwerken und ein in neuerer Zeit sehr in Aufnahme gekommenes Solbad mit freundlichen Badeanstalten, Trinkhalle, prachtvollem Cursaal, Gärten, Hotels u. s. w. Es finden hier besonders Skrophel-, Unterleibs- und chro-

nische Hautkrankheiten sowie gichtische Leiden Heilung. Man rechnet jährlich 3000 Curgäste, aber auch die Spielbank hat große Anziehungskraft geübt. Schon in uralter Zeit wurde hier Salz gesotten, wie sich dies aus den zahlreich aufgefundenen sog. Celtengräbern, großen, zum Theil eingemauerten Thongefäßen, worin noch der Pfannenstein haftete, ausgedehnten Aschenhaufen u. s. w. ergibt. Die erste schriftliche Nachricht von der Salzsole ist vom J. 1338. Die Gradirwerke wurden 1579 angelegt. Vielfach fanden sich fußhoch mit Sinter bedeckte Stellen, die jetzt geschlossenen, einst offenen Ausgänge der Quellen. Bei weitem die meisten Quellen sind zum Zwecke der Salzgewinnung erbohrt. Das Solbad wurde erst 1834 errichtet. Der Curbrunnen, der Salzbrunnen und die Natronquellen werden zum Trinken, andere zum Baden benutzt. Der 1838 erbohrte «Gassprudel» blieb 1848 plötzlich aus, wurde aber alsbald durch den 98 F. tief erbohrten «Kleinen Sprudel» ersetzt, der täglich 25000 Kubikfuß Sole und 21000 Kubikfuß Gas für die Gasbäder liefert, 22° R. Wärme hat, aber nur 9—12 Zoll hoch springt. Der «Große Sprudel» brach infolge einer Erderschütterung in der Nacht vom 22. Dec. 1846 plötzlich aus einem 1839—43 gebohrten, aber dann als erfolglos aufgegebenen Loche hervor, wurde 1846 gefaßt, blieb 1855 sechs Wochen lang aus, fand sich aber dann wieder ein. Derselbe springt 8—10 F. hoch, hat 26° R. Wärme, versorgt das alte und das neue Badehaus sowie das Armenbad und liefert auf die Saline noch jährlich 75000 Ctr. Salz. Nur 34 F. östlicher bricht der Friedrich-Wilhelmssprudel aus einem 1852—55 ausgeführten, 616 F. tiefen Bohrloche in einem 56 F. hohen, armdicken Wasserstrahl von nahezu 30° R. Wärme hervor. Eine schätzenswerthe Zugabe zu den Solquellen bilden die zwischen den 1/4 M. gegen SO. entfernten Dörfern Dorheim und Schwalheim befindlichen Sauerbrunnen. Das Schwalheimer Wasser ist ein sehr beliebtes Luxusgetränk und wird in Tausenden von Krügen versendet. N. gehörte früher den Herren von Münzenberg, seit 1419 den Herren und Grafen von Hanau, seit 1736 zu Kurhessen. Am 1. Sept. 1762 schlug Prinz Condé den Erbprinzen von Braunschweig bei dem nahe im W. der Stadt gelegenen Johannisberg, auf welchem die Reste einer angeblich 724 von Winfried erbauten Kirche stehen. Am 28. Oct. 1792 eroberte Houchard die Stadt nebst den hess. Verschanzungen. Unter Napoleon I. war N. eine Dotation Davoust's. Mit den Dörfern Dorheim, Schwalheim und Rödchen bildete die Stadt das kurhess. Amt Dorheim, später Amt N. genannt, welches als Exclave innerhalb der hessen-darmst. Provinz Oberhessen lag und zur Provinz Hanau gehörte. Durch den Berliner Vertrag vom 3. Sept. 1866 wurde das ganze Amt (0,88 Q.-M. mit 3838 E.) von Preußen an Hessen-Darmstadt abgetreten.

Naukratis, eine ägypt. Stadt, welche unter dem ersten Psametich am Ende des 7. Jahrh. v. Chr. von siegreich zur See eindringenden Milesiern gegründet wurde. Später wurde sie von dem griechenfreundlichen Könige Amasis den sich ansiedelnden oder nach Aegypten Handel treibenden Griechen ganz überlassen und erlangte unter anderm auch eine gewisse Berühmtheit durch ihre schönen griech. Hetären. Der König Psametich II. sollte sogar eine dieser Buhlerinnen von N., die schöne Rhodopis, welche von andern auch Doricha genannt wird, zu seiner Gemahlin erhoben haben. Die Stadt lag an dem kanopischen Nilarme, an seinem rechten Ufer, und gehörte zum saitischen Nomos; Plinius nannte sie sogar als Hauptort eines besondern, nach ihr genannten Nomos. N. blieb bis in späte Zeiten immer ein bedeutender Handelsort.

Naumachĭa (griech.), eigentlich ein Schiffsgefecht oder bedeutendes Seetreffen, wurde bei den Römern auch die Nachahmung eines solchen als Schauspiel genannt, und denselben Namen führte der dazu eigens eingerichtete Ort. Julius Cäsar ließ zuerst 46 v. Chr. in Rom eine N. aufführen und hatte zu diesem Behuf auf dem Marsfeld einen Platz ausgraben lassen. Eine N., die noch unter Titus bestand, legte Augustus jenseit der Tiber in Cäsar's Gärten an, wahrscheinlich mit amphitheatralischen Sitzreihen für die Zuschauer; ihr Becken war 1800 F. lang, 1200 F. breit; eine andere ließ in derselben Gegend Domitian bauen. Wie es scheint, konnten die Becken ebenso schnell gefüllt als trocken gelegt und dann auch noch zu andern Fechterspielen benutzt werden; daß aber auch im Circus Naumachien gehalten worden seien und man ihn dazu unter Wasser gesetzt habe, ist an sich unwahrscheinlich und nicht begründet.

Naumann (Joh. Friedr.), verdienter deutscher Ornitholog, geb. 14. Febr. 1780 zu Ziebigk bei Köthen, Sohn des ebenfalls als Ornitholog bekannten Landwirths Johann Andreas N. (geb. 13. April 1747, gest. 15. Mai 1826), besuchte von 1790—94 die Hauptschule zu Dessau und widmete sich dann im Hause seines Vaters, der ihn zu seiner Unterstützung wieder zu sich genommen, unermüdlich dem Studium von Schriften über Land- und Gartenbau, Pomologie und alle Zweige der Naturgeschichte, Botanik und Zoologie, vor allem jedoch der Orni-

thologie. Später wendete er sich der letztern Wissenschaft ausschließlich zu, beschränkte sich aber wesentlich auf das Studium der deutschen Vögel. Er wurde Professor und Inspector des Ornithologischen Museums des Herzogs von Anhalt-Köthen und starb 15. Aug. 1857 zu Ziebigk. N. war unstreitig der gründlichste und gewissenhafteste Forscher auf dem Gebiete der deutschen Ornithologie. Die Menge und der Umfang der mit größter Ausdauer und Umsicht von ihm gesammelten Beobachtungen ist staunenswerth und verleiht seinem Hauptwerke «Naturgeschichte der Vögel Deutschlands» (12 Bde., Lpz. 1822—44; Bd. 13, fortgesetzt von Blasius, Baldamus und Sturm, 1852 fg.), zu dem er die große Anzahl vortrefflicher Platten selbst gestochen hat, einen unvergänglichen Werth. Mit Buhle gab er früher «Die Giftpflanzen Deutschlands» (Köthen 1804), eine kleine Schrift, sowie später «Die Eier der Vögel Deutschlands» (5 Hefte, Halle 1819) heraus. Zu seiner «Taxidermie» (Halle 1815; 2. Aufl., 1848) hat er ebenfalls die Kupfer selbst gestochen. Ihm zu Ehren nannte die Deutsche ornithologische Gesellschaft ihr Organ «Naumannia» (seit 1850).

Naumann (Joh. Gottlieb oder Amadeus), ein vorzüglicher Kirchencomponist, wurde 17. April 1741 zu Blasewitz bei Dresden geboren, wo sein Vater Landmann war. In seinem 16. J. nahm ihn ein schwed. Musiker, dessen Aufmerksamkeit er durch seine musikalischen Talente erregt hatte, zur Bedienung mit sich nach Hamburg und 1758 nach Italien. Sein Herr benutzte in Padua den Unterricht Tartini's; später gelang es auch N., unter dessen Schüler aufgenommen zu werden und Unterstützung zu finden, sodaß er drei Jahre in Padua bleiben konnte. Nachher ließ er sich in Venedig nieder, wo er Unterricht ertheilte und einige theatralische Compositionen lieferte, die Beifall fanden. Nach einem siebenjährigen Aufenthalte in Italien berief ihn die Kurfürstin-Mutter, Marie Antonie, nach Dresden, wo er 1765 kurfürstl. Kirchencomponist, bald darauf Kammercomponist und, nachdem er noch zweimal Italien besucht hatte, 1774 Kapellmeister, endlich 1786 Oberkapellmeister wurde. In spätern Jahren war die Kirchenmusik sein Lieblingsfach. Er starb 23. Oct. 1801. Von seinen Opern sind «Amphion» (1776), namentlich «Cora» (1780), «Gustav Wasa» (1780) und «Orpheus» (1785) die vorzüglichsten. Seine Kirchencompositionen, darunter sein «Vaterunser» (Text von Klopstock), mehrere Psalmen und viele Missen, Oratorien und Vespern, sind größtentheils Eigenthum der dresdener Hofkapelle. Noch ist zu erwähnen, daß er auf der Glasharmonika große Fertigkeit besaß und für dieselbe sechs Sonaten componirt hat. Vgl. Meißner, «Bruchstücke zur Biographie J. G. N.'s» (2 Bde., Prag 1803—8). Ein aus freiwilligen Beiträgen seiner Verehrer an seinem hundertjährigen Geburtstage in Blasewitz gegründetes Schulhaus versieht als Naumanns-Stiftung zugleich die Stelle eines dauernden Monuments.

Naumann (Karl Friedr.), ausgezeichneter Mineralog und Geognost, der älteste Sohn des vorigen, geb. 30. Mai 1797 zu Dresden, besuchte seit 1812 die Landesschule zu Pforta und seit 1816 die Bergakademie zu Freiberg. Nachdem er letztere nach Werner's Tode verlassen, studirte er dritthalb Jahre hindurch unter manchen störenden Verhältnissen Philosophie und Naturwissenschaften zu Leipzig und zu Jena, wo er auch promovirte. N. ging hierauf nochmals nach Freiberg, besonders um Mohs zu hören, und machte dann 1821—22 eine wissenschaftliche Reise nach Norwegen, als deren Frucht die «Beiträge zur Kenntniß Norwegens» (2 Bde., Lpz. 1824) erschienen. Nach der Rückkehr habilitirte er sich 1823 zu Jena, 1824 zu Leipzig, doch siedelte er schon 1826 nach Freiberg über, um daselbst, als Mohs einem Rufe nach Wien gefolgt, die Professur der Krystallographie und die Stelle eines Disciplinarinspectors an der Bergakademie zu übernehmen. 1835 erhielt er die Professur der Geognosie daselbst und den Auftrag zur Bearbeitung der geognostischen Karte von Sachsen. Im Aug. 1842 kam N. als Professor der Mineralogie und Geognosie an die Universität nach Leipzig, wo er seitdem mit günstigstem Erfolge gewirkt hat. 1866 wurde er zum Geh. Bergrath ernannt. N. hat eine Reihe trefflicher Hand- und Lehrbücher für die von ihm vertretenen naturwissenschaftlichen Disciplinen veröffentlicht. Außer dem «Versuch einer Gesteinslehre» (Lpz. 1824) gehören dahin: «Grundriß der Krystallographie» (Lpz. 1825); «Lehrbuch der Mineralogie» (Berl. 1828); «Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie» (2 Bde., Lpz. 1830); «Anfangsgründe der Krystallographie» (Dresd. 1841; 2. Aufl., Lpz. 1854); «Elemente der Mineralogie» (Lpz. 1846; 6. Aufl. 1864); vor allem das «Lehrbuch der Geognosie» (2 Bde., Lpz. 1850—53; 2. Aufl., 3 Bde., Lpz. 1858—67). Einen Beitrag zur Botanik lieferte er in der Schrift «Ueber den Quincunx als Grundgesetz der Blattstellung» (Dresd. und Lpz. 1845). Zu der von ihm mit Cotta bearbeiteten «Geognostischen Specialkarte des Königreichs Sachsen» (12 Blatt, Dresd. 1835—43), welche den meisten ähnlichen Arbeiten zum Vorbild gedient hat, verfaßte

N. die «Erläuterungen» (Heft 1—5, Dresd. 1836—45; 2. Aufl., Heft 1—4, 1845). Neuerdings veröffentlichte er eine «Geognostische Beschreibung des Kohlenbassins von Flöha in Sachsen» (Lpz. 1865) und die «Geognostische Karte des erzgebirgischen Bassins im Königreiche Sachsen» (2 Sectionen, Lpz. 1866).

Naumann (Moritz Ernst Adolf), einer der namhaftesten deutschen Aerzte, Bruder des vorigen, geb. 7. Oct. 1798 zu Dresden, bezog 1816 die Universität Leipzig, wo er sich für das Studium der Medicin entschied und 1820 die Doctorwürde erwarb. Nachdem er sich zu Leipzig und Berlin bis 1822 weiter ausgebildet, habilitirte er sich 1824 als Privatdocent an ersterer Universität, wurde jedoch 1825 als außerord. Professor nach Berlin berufen, von wo er 1828 als ord. Professor nach Bonn versetzt ward. N. gehört daselbst zu den ausgezeichnetsten Lehrern der medic. Facultät. Während der letzten Lebensjahre Nasse's nahm er an der Leitung der propädeutischen Klinik Antheil. Nach dessen Tode erhielt er 1851 die Direction des gesammten Klinischen Instituts und wurde bald darauf zum Geh. Medicinalrath ernannt. 1864 legte er die Leitung der Klinik nieder. Die Bedeutung N.'s als klinischer Lehrer, besonders als Diagnostiker, ist nicht blos in Deutschland, sondern auch im Auslande anerkannt worden. Seine Hauptwerke sind das «Handbuch der medic. Klinik» (Bd. 1—8, Berl. 1829—39; 2. Aufl., Bd. 1, Berl. 1848), die «Pathogenie» (Bd. 1—3, Berl. 1841—45), die «Allgemeine Pathologie und Therapie» (Bd. 1, Berl. 1851) und die «Ergebnisse und Studien aus der medic. Klinik zu Bonn» (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1858—60). In letztern Werken hat er die Betrachtung krankhafter Lebenszustände zum Theil auf diejenigen physiol. Folgerungen zurückgeführt, die er schon früher in den «Problemen der Physiologie» (Bonn 1835) entwickelt hatte. Zu denselben gehören unter anderm die wichtigen Gesetze, daß die Primitivfäden der Nerven nicht in ihrem Verlaufe, sondern lediglich an ihren Ursprungsstellen ihre Ernährungsquellen haben, und daß die vordern Rückenmarksnerven nicht blos als motorische, sondern auch als trophische Nerven zu betrachten seien. In den «Ergebnissen und Studien» sind reichhaltige Erfahrungen über die Lungenschwindsucht, den Rheumatismus, den Typhus und andere Krankheiten niedergelegt. Unter N.'s übrigen Schriften sind noch hervorzuheben: «Kritische Untersuchung der allgemeinen Polaritätsgesetze» (Lpz. 1822), «Ueber die Grenzen zwischen Philosophie und Naturwissenschaften» (Lpz. 1823), «Handbuch der allgemeinen Semiotik» (Berl. 1826), «Theorie der praktischen Heilkunde» (Berl. 1827), «Versuch eines physiol. Beweises für die Unsterblichkeit der Seele» (Bonn 1830) und «Metaphysisches in der Physiologie» (Bonn 1848).

Naumann (Emil), deutscher Musiker, Sohn des vorigen, geb. 8. Sept. 1828 zu Berlin, widmete sich frühzeitig der Tonkunst und hatte das Glück, den Unterricht Mendelssohn's bis zu dessen Tode zu genießen. Sein erstes größeres Werk, das Oratorium «Christus der Friedensbote», gelangte seit Dec. 1848 erst zu Dresden, dann 1849 auch in Berlin zur Aufführung. Demselben folgten eine große Messe, eine Cantate («Zerstörung Jerusalems»), die Opern «Judith» und «Mühlenhexe» sowie die Ouverture zu «Loreley». Alle diese Compositionen wurden in Dresden, Berlin, Weimar, Köln, London, Neuyork und anderwärts aufgeführt und mit Beifall aufgenommen. Inzwischen war N. infolge der Abhandlung «Die Umgestaltung der prot. Kirchenmusik», durch die er die Aufmerksamkeit des Königs Friedrich Wilhelm IV. erregt hatte, als Hofkirchenmusikdirector nach Berlin berufen worden, in welcher Stellung er seitdem ununterbrochen wirkte. N. hat für das berliner Domchor bereits über 30 Psalmen und Sprüche componirt, auch das umfangreiche Werk: «Psalmen auf alle Sonn- und Feiertage des evang. Kirchenjahres» herausgegeben. Von seinen übrigen Compositionen sind, außer vier Heften «Lieder», noch in Druck erschienen: eine Sonate, zwei Hefte vierstimmige Lieder, ein «Deutsches Kriegslied», ein Festmarsch und Fackeltanz, ein Singwalzer. Nach Beendigung des Feldzugs von 1866 widmete N. dem Könige eine «Dank- und Jubelcantate». Für eine Abhandlung über das Alter des Psalmengesangs wurde ihm die philos. Doctorwürde verliehen.

Naumburg an der Saale, Kreisstadt im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, liegt an der Sächsisch-Thüringischen Eisenbahn in anmuthiger Gegend. Die Stadt ist Sitz des prot. Domkapitels Naumburg-Zeitz, eines Obergerichts, eines Kreisgerichts, eines Landrathsamts sowie einer Superintendentur und zählt 14857 E. (1864, ohne 438 Mann Garnison). Sehenswerth sind die Domkirche in goth. Stile, in der sich viele Denkmäler altdeutscher Kunst an Statuen, Schnitz- und Gußwerken, Gemälden u. dgl. befinden, und das alte Schloß am Markte, erbaut für Herzog Moritz von Sachsen-Zeitz, der von 1656—63 hier residirte. In neuerer Zeit ist dasselbe dem Hauptsteueramt sowie theilweise auch dem Kreisgerichte eingeräumt worden. Außer dem Dom hat die Stadt noch vier Pfarrkirchen und eine

kath. Kirche; ferner ein Gymnasium, die Domschule, mit der 1808 die lat. Stadtschule vereinigt wurde; eine höhere Bürgerschule, eine höhere Töchterschule u. s. w. Die Bevölkerung beschäftigt sich mit der Fabrikation von Wollzeug, Leder, Kämmen, Strümpfen, Bleiweiß, Vitriol und Seife. Jährlich wird in N. eine vom Kaiser Maximilian 1514 privilegirte Messe gehalten, die von den Patronen der Domkirche den Namen Petri-Paulmesse führt. 1818 wurde der Stadt eine zweite, die Wintermesse, bewilligt, die jedoch nicht von langem Bestande war. Einen nicht ganz unbedeutenden Handelsartikel gewährt der Wein, welcher um N. wächst, namentlich der rothe, welcher für besser gilt als der weiße und häufig für französischen verkauft wird. Das jährliche Kinderfest, das Hussiten- oder Kirschfest, soll seine Entstehung dem Angriff der Hussiten auf die Stadt unter Procopius (28. Juli 1432) verdanken. Der Bischof von N., von Goch, habe nämlich in Kostnitz für Huß' Tod gestimmt, Procopius aber dafür die Stadt zu zerstören gedroht. Auf den Rath eines Bürgers, des Viertelmeisters Wolf, seien daher sämmtliche Kinder in Sterbekleidern, eine Citrone und einen grünen Zweig in der Hand, aus der Stadt gezogen, um die Gnade des Hussitenfeldherrn zu erflehen, und dieser habe, durch den Aufzug gerührt, die Belagerung aufgehoben und die Kinder mit Kirschen bewirthet. Neuere Geschichtsforscher ziehen das ganze Ereigniß in Zweifel, da die Hussiten gar nicht nach N. gekommen sein sollen. Auf die erwähnte Sage beziehen sich Kotzebue's «Hussiten vor N.», die Mahlmann's Parodie «Herodes vor Bethlehem» hervorriefen. In der Gegend von N. lag einst die Stadt Jena, deren Stelle jetzt das Dorf Großjena einnimmt, der Stammsitz Eckard's I., Markgrafen von Meißen und Thüringen (982—1002), der die nach ihm benannte Eckardsburg und auf der Stelle, wo jetzt das Appellationsgerichtsgebäude steht, die Neuenburg erbaute, so geheißen im Gegensatze zu der über dem Dorf Allmrich einst befindlichen Altenburg. In der Nähe dieser Neuenburg, von der die jetzige Stadt den Namen führt, gründete Markgraf Eckard eine den Aposteln Petrus und Paulus von ihm geweihte Stiftskirche und ein dem heil. Georg zugeeignetes Benedictinerkloster. Der Schutz, den die Neuenburg den Umwohnern gewährte, sowie die angenehme Lage derselben, führte noch zu Eckard's Lebzeiten viele Ansiedler hierher, und schon unter Eckard's Söhnen war N., welches indessen das Stadtrecht erhalten hatte, so bedeutend, daß der Sitz des bisher in Zeitz lebenden Bischofs 1028 dahin verlegt werden konnte. Nach dieser Verlegung wurde der Ausbau der von Eckard begonnenen Stiftskirche aufgegeben und der Neubau einer Domkirche nach einem großartigern Plane beschlossen und fortgeführt, sodaß schon 20 J. darauf der Gottesdienst in derselben beginnen konnte. Aber erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. brachte Bischof Dieterich diesen Bau in seinen Haupttheilen zu Schlusse, die drei Thürme aber (von einem vierten ward nur der Grundbau ausgeführt) wurden erst 1349 vollendet. Nach dem Tode des letzten kath. Bischofs, Julius Pflugk, 1564, kam die Verwaltung des Stifts an Kursachsen, welches stets die Schutzgerechtigkeit über dasselbe behauptet hatte. 1656 wurde es einer Seitenlinie des sächs. Hauses, Sachsen-Zeitz, zugetheilt, nach deren Absterben es 1726 wieder an Kursachsen kam. 1815 wurde das Stift mit an Preußen abgetreten; das Domkapitel besteht noch. Im Kreise N., der auf 2,9 Q.-M. 26233 E. zählt, liegen die Landesschule Pforta (s. d.) und der Badeort Kösen (s. d.). Vgl. Philipp, «Geschichte des Stiftes N. und Zeitz» (Zeitz 1800); Lepsius, «Ueber das Alterthum und die Stifter des Doms zu N.» (Naumb. 1822); Puttrich, «N. an der Saale, sein Dom und andere alterthümliche Bauwerke» (Text von Lepsius, Lpz. 1841—43); Lepsius, «Die Sage von den Hussiten vor N.» (Zeitz 1811).

Naupaktos, s. Lepanto.

Nauplia oder Napoli di Romania, die Hauptstadt einer Eparchie in der Nomarchie Argolis im Königreich Griechenland, liegt im östl. Theile des Peloponnes im Hintergrunde des Meerbusens von Argos oder N. auf einer schmalen Halbinsel und ist durch seine Lage wie durch Festungswerke, besonders die drei Forts Palamidi (auf einem 665 F. hohen, steilen, die ganze Stadt beherrschenden Felsen), Albanitika und das Hafenschloß Itschkali, die festeste Seestadt Griechenlands. Der wohlgeschützte und sichere Hafen kann 600 Schiffe fassen. Die Stadt hat zu ihrer malerischen Lage in neuer Zeit durch Geradelegung und Pflasterung der Straßen, Erbauung hübscher Häuser und eines Quais ein westeurop. Ansehen gewonnen und ist nächst Athen und Patras der schönste Ort Griechenlands. N. zählte (1861) 6024 E., die einen nicht unbedeutenden Handel treiben, ist der Sitz der Nomarchie, eines griech. Erzbischofs, eines Appellationsgerichts, eines Gerichtshofs erster Instanz sowie eines Friedensgerichts. Auch hat die Stadt ein Zeughaus, ein Gymnasium, drei Gemeindeschulen, sieben Kirchen und ein Lazareth. Im Alterthum war N. der Hafen von Argos und etwas nördlicher als jetzt gelegen. Es theilte die Ge-

schichte dieser Stadt und Landschaft und später im Mittelalter die des Peloponnes (s. d.) unter byzant., fränk. und venet. Herrschaft. 1539 wurde es von den Türken genommen, 1686 von den Venetianern erobert, und 1715 kam es wieder an die Türken. Eine große Bedeutung gewann die Stadt in der Zeit seit der Erhebung Griechenlands. Im Jan. 1823 von den Türken übergeben, wurde es 1824 Hauptstadt und Sitz der griech. Regierung. 1831 ward Kapodistrias daselbst ermordet, und 6. Febr. 1833 landete im Hafen König Otto, der 10. Jan. 1835 die Residenz nach Athen verlegte. In der Nähe der am nördl. Fuße der Festung unter Kapodistrias angelegten Vorstadt Pronia hat König Ludwig I. von Baiern 1841 in lebendigen Fels einen Löwen hauen lassen als Denkmal der in Griechenland gefallenen Baiern.

Nausikäa, Tochter des Königs der Phäaken, Alcinous (s. d.), und der Arete, ist namentlich bekannt wegen ihrer Freundschaft für Odysseus. Nach einigen soll sie später Gemahlin des Telemachos geworden sein und mit diesem den Perseptolis oder Ptoliporthos gezeugt haben.

Nautik, s. Schiffahrtskunde.

Nautilus oder Schiffsboot (Nautilus), der Name einer zu den Kopffüßern (Cephalopoden) gehörenden Gattung von Weichthieren, bei welchen das Thier, das vier Kiemen und zahlreiche kurze, zurückziehbare, fadenförmige Arme ohne wahre Saugnäpfe besitzt, in ein vielkammeriges, spiralig gewundenes Kalkgehäus eingeschlossen ist, dessen Scheidewände in der Mitte durch eine Röhre durchbohrt und am Rande eben, ungetheilt und ohne Zähne sind. Das Thier bewohnt nur die letzte Kammer des Gehäuses, die übrigen sind leer und dienen als Schwimmblase. Ein durch die Röhre der Kammern (sipho) hindurchgehender sehniger Strang verbindet das Thier mit diesen leeren Kammern. Diese merkwürdige Gattung erregt unser Interesse um so mehr, als sie das einzige auf unsere Zeit lebend übergegangene Glied einer großen Familie darstellt, welche schon von den frühesten Schöpfungsperioden an in allen Meeresschichten vorkommt, freilich in sehr verschieden gestalteten Typen, die man Orthoceren, Lituiten, Clymenien u. s. w. genannt. Da der N. nur bei ganz ruhigem Wetter an die Oberfläche kommt und beim Herannahen eines Bootes sich schnell in die Tiefe versenkt, so gelingt es sehr selten, ein lebendes Exemplar zu erhalten. Man kennt zwei Arten von Gehäusen, die man aus den südasiat. Meeren erhält: den gewöhnlichen N. oder das gemeine Schiffsboot (N. Pompilius), mit großem, ungenabeltem, milchweißem und rothbraun gebändertem Gehäuse, das bis zu 1 F. im Durchmesser getroffen wird, und den genabelten N. oder das genabelte Schiffsboot (N. umbilicatus), an dessen genabeltem Gehäuse die letzte Windung die frühern nicht verbirgt. Diese letztere Art gehört zu den Seltenheiten und wird daher sehr geschätzt; die erste Art dagegen ist häufig, besonders an den Molukken, und sein Gehäus allgemein bekannt. Dasselbe besteht aus einer äußern, durch Säure löslichen Kalkschicht und einer innern harten Perlmutterschicht und ward nach Entfernung der erstern von jeher gern als Zierde aufgestellt oder auch als Trinkgefäß benutzt.

Navarino, eine feste Hafenstadt mit Citadelle an der Südwestküste Moreas, die Hauptstadt der zur Nomarchie Messenien gehörigen Eparchie Pylos im Königreich Griechenland, zählt gegen 3000 E. und ist von Bedeutung durch seinen Hafen, an dessen Südeingange es liegt. Derselbe bildet die $1\frac{1}{2}$ M. lange und 1 M. breite Bai von N., von der sich die Insel Sphagia oder Sphakteria lang hin erstreckt, sodaß die Bai nur im Norden und Süden derselben mit dem Meere durch schmale Arme zusammenhängt, welche die leicht zu vertheidigende Einfahrt bilden. Gegenüber der Nordseite der Insel, die dortige höchst enge Einfahrt beschützend, liegt das befestigte Altnavarin oder Paläokastro, an der Stelle, wo Pylos, die Residenz Nestor's, gestanden haben soll. Schon im Alterthum war die Bai von N. durch die große Seeschlacht im Peloponnesischen Kriege, 425 v. Chr., berühmt. Das gegenwärtige Neunavarin oder Neokastro wurde im Mittelalter während der fränk. Herrschaft im Peloponnes durch Nikolaus von St.-Omer angelegt und kam später abwechselnd unter venet. und türk. Herrschaft, unter welcher letztern es bis auf den griech. Befreiungskampf blieb. In diesem erlangte es Berühmtheit durch die 20. Oct. 1827 von der vereinigten engl.-franz.-russ. Flotte der ägyptisch-türkischen gelieferte Seeschlacht.

Navarra, ein ehemaliges Königreich, aus Obernavarra auf der Südseite und Niedernavarra auf der Nordseite der Pyrenäen bestehend, ging aus der sog. Spanischen Mark Karl's d. Gr. hervor und erhob sich während der Unruhen im Fränkischen Reiche unter den Karolingern zur Selbständigkeit. Durch Verheirathung der letzten Erbin Johanna mit Philipp dem Schönen kam N. 1284 an Frankreich. Durch Vermählung Philipp's III., Grafen von Evreux, mit Ludwig's X. Tochter, Johanna II., erhielt es wieder einen neuen Herrscherstamm, bis es zugleich

mit der Hand Blanca's, der Erbin des letzten Königs, 1445 an Johann von Aragonien überging, mit welchem Königreiche es 54 J. vereinigt blieb. Johann's Enkeltochter Katharina, die ganz N. ihrem Gemahl Johann von Albret als Mitgift zubrachte, verlor 1512 im Kampf mit Ferdinand dem Katholischen den span. Antheil des Königreichs N. (Obernavarra), den auch in einem erneuten Kriege 1521 ihr Sohn Heinrich II. trotz des Beistandes von Frankreich nicht wieder zu erobern vermochte. Die ihm von seiner Gemahlin Margaretha, der Schwester Franz' I., geborene Tochter Johanna vermählte sich 1548 mit Anton von Bourbon, und die Frucht dieser Ehe war Heinrich IV., der, seit 1582 König von N., als er durch seine Geburt 1589 auf den franz. Thron berufen wurde, sein kleines Erbreich mit Frankreich, dessen König daher den Titel König von Frankreich und N. führt, für immer vereinigte. — Obernavarra, noch immer häufig das Königreich N. genannt, bildet die jetzige span. Provinz N. oder Pamplona (s. d.). Niedernavarra, meist von Basken bevölkert, bildete nebst Béarn (s. d.) bis zur franz. Revolution von 1789 ein eigenes Gouvernement und gehört jetzt nebst Pau und Bayonne zum Depart. Nieder-Pyrenäen.

Navarrete (Don Martin Fernandez de), ausgezeichneter span. Gelehrter, geb. 9. Nov. 1765 zu Abalos in der Provinz Rioja, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung in dem Seminar von Bergara, das er 1780 verließ, um in die Gardemarine einzutreten. Er machte den Krieg gegen England mit und kreuzte dann an der afrik. Küste gegen die Mauren. Nach dem Frieden setzte er seine Studien in Cartagena fort und erhielt 1789 den Auftrag, die Archive zu bereisen behufs einer Sammlung aller auf die span. Marine und die Entdeckungsreisen der Spanier sich beziehenden Handschriften und Urkunden. Im Kriege gegen die franz. Republik diente er als Adjutant des Commandanten der Flotte, Don Juan de Langara, machte auch die Belagerung von Toulon mit und wurde dann Fregattenkapitän. Als Langara 1797 Marineminister ward, stellte er N. als dritten Official in seinem Departement an. In dieser Zeit schrieb er mehrere Abhandlungen, die in den Schriften der königl. Akademie der Geschichte gedruckt sind, und unter denen die «Ueber den Antheil der Spanier an den Kreuzzügen» am berühmtesten. N. war Fiscal des obersten Admiralitätsraths, als 1808 der Invasionskrieg ausbrach. Da er von der franz. Partei keine Anstellung annahm, ging er nach Sevilla und dann nach Cadiz. Auch nach der Restauration beschränkte er sich meist auf seine gelehrten Arbeiten. So gab er 1819 die Biographie des Cervantes als Anhang zu dem von der Akademie besorgten «Don Quixote» heraus. 1820—23 wurde er von den Cortes zum Mitgliede mehrerer Junten und vom Könige zum Director des hydrographischen Instituts ernannt. Seit 1825 war er Mitglied der Directionsjunta der königl. Armada, und 1834 wurde er als Dekan derselben zum Rathe von Castilien und Indien für die Section der Marine und zum Procer des Reichs, sowie, nach der Revolution von La Granja, 1837 zum Senator und Director der Akademie der Geschichte ernannt. Dabei unternahm er die Herausgabe der «Colleccion de los viajes y descubrimientos, que hicieron los españoles desde fines del siglo XV» (5 Bde., Madr. 1825—37). Dieses Werk, das sich durch die Masse neuen Materials und besonnene kritische Verarbeitung auszeichnet, gilt als eine der wichtigsten Arbeiten auf seinem Gebiete. Die ersten Bände, die Reisen des Columbus und seiner Gefährten enthaltend, wurde auch ins Französische übersetzt (Par. 1828). N. starb 8. Oct. 1844. Nach seinem Tode erschien die «Disertacion sobre la historia de la nautica» (Madr. 1846) und die «Biblioteca maritima española» (2 Bde., Madr. 1851).

Navigationsacte hieß das Gesetz, welches das republikanische engl. Parlament 9. Oct. 1651 zur Förderung der brit. Schiffahrt erließ. Dasselbe war hauptsächlich gegen die Holländer gerichtet, die fast alle Frachtfahrt der Welt an sich gerissen hatten. Diese Acte bestimmte: 1) daß alle in Asien, Afrika oder Amerika erzeugten Waaren nur durch brit. Schiffe nach England, Irland und den brit. Colonien direct, und ohne die Ladung wo anders zu vervollständigen, sollten verführt werden können; 2) daß alle in jedem europ. Lande erzeugten oder verfertigten Waaren nur in brit. oder solchen Schiffen in Großbritannien sollten eingeführt werden, welche das Eigenthum des Landes wären, woher die Waaren rührten oder von wo sie ausgeführt würden. Das waren die Hauptbestimmungen dieser Acte, welche auch von dem königl. Parlament, welches dem Cromwell'schen folgte, angenommen wurde. Doch beschränkte man dabei die letztere Bestimmung dahin, daß sie nur bei Waaren aus Rußland oder aus der Türkei und bei gewissen Artikeln anwendbar sein solle, die im Handel seitdem als «enumerated articles» bezeichnet wurden, während alle andern Artikel in Schiffen jeder Art eingeführt werden konnten. In der Hauptsache wurde indessen hierdurch wenig geändert, da alle Hauptartikel unter den

«enumerated» sich befanden. Bald glaubte man sogar durch diese Abänderung zu weit gegangen zu sein und verbot nun, hauptsächlich mit Rücksicht auf Holland, alle Einfuhr aus diesem Lande, den Niederlanden und Deutschland unter jedem Verhältnisse oder in jedem Schiffe, britischem oder fremdem, bei Strafe der Confiscation des Schiffs und der Waaren. Obschon diese außerordentliche Strenge später gemäßigt ward, blieben doch die Hauptbestimmungen bis in die neuere Zeit in Kraft. 1787 erließen die Vereinigten Staaten von Amerika ein der britischen N. wörtlich entlehntes und als Repressalie angekündigtes Gesetz. Auch die nordischen Mächte drohten in gleicher Weise zu verfahren. Daher wurde die englische N. 1821 und 1825 durch neue Gesetze und durch die Annahme des sog. Reciprocitätssystems wesentlich gemildert und der Verkehr aller mit England im Frieden lebenden europ. Länder auf gleichen Fuß gesetzt. Infolge der großen, durch Peel eingeleiteten Reformen der engl. Handelspolitik, wodurch der Uebergang zum Freihandelssystem angebahnt ward, mußten auch die Schiffahrtsgesetze eine weitere Umgestaltung erfahren. So legte denn 15. Nov. 1848 das Ministerium Russell dem Parlamente eine Bill vor, wonach alle noch übrigen Bestimmungen der N., mit alleiniger Ausnahme der Beschränkungen der Küstenschiffahrt und der Fischerei zu Gunsten des einheimischen Gewerbes, gänzlich aufgehoben wurden. Doch behielt sich die Regierung vor, gegen solche Länder, welche die engl. Schiffe nachtheilig behandeln würden, Repressalien eintreten zu lassen. Nach heftiger Opposition der schutzzöllnerischen Partei ging der Vorschlag in der folgenden Session in beiden Häusern durch. 1854 wurde auch die Beschränkung des Küstenhandels vollends aufgehoben. Es ist nicht zu leugnen, daß die N. der Entwickelung der brit. Schiffahrt seinerzeit großen Vorschub geleistet. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen hat sich jedoch deren Abschaffung als eine durchaus richtige und für das eigene Interesse des Landes günstige Maßregel erwiesen.

Navigationsschulen, s. Schiffahrtsschulen.

Nävius (Cnejus), einer der ältesten röm. Dichter, aus Campanien, von Geburt ein Grieche, trat, nachdem er während des ersten Punischen Kriegs im röm. Heere gedient hatte, 235 v. Chr. in Rom als Trauerspieldichter auf, scheint sich aber durch seine Lustspiele, die er, wie Livius Andronicus und Ennius, nach griech. Muster bearbeitete, größern Ruhm erworben zu haben, und versuchte sich zuletzt auch in einem epischen, im saturninischen Versmaße verfaßten Gedichte «De bello Punico». Infolge des Hasses, den er sich durch seinen ausgelassenen und persönlichen Spott von seiten der röm. Großen zugezogen hatte, mußte er nach Utica flüchten, wo er 204 v. Chr. starb. Die ziemlich unbedeutenden Bruchstücke seiner Dichtungen sind gesammelt in Bothe's «Poetarum Latinorum scenicorum fragmenta» (Bd. 2, Halberst. 1824) und von Klußmann (Jena 1843); die Fragmente der Dichtung «De bello Punico» gab Vahlen (Lpz. 1854), die der Dramen Ribbeck in den «Poeseos scenicae Romanorum fragmenta» (2 Bde., Lpz. 1852—55) heraus.

Naxos, jetzt Naxia oder Axia, die größte unter den Kykladischen Inseln, mit etwas über 5 Q.-M. Flächeninhalt, wurde von den Alten wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit auch Klein-Sicilien genannt. Zwischen den größtentheils wohlbewaldeten Granit-, Marmor- und Schiefergebirgen der Insel nämlich, unter denen der jetzt Zia, von den Alten Drios genannte Berg in der südlichern Hälfte sich bis zu einer Höhe von mehr als 3000 F. erhebt, ziehen sich herrliche Thäler hin, in welchen Getreide, Wein, Oel und Südfrüchte verschiedener Art in reicher Fülle und besonderer Trefflichkeit gedeihen. Außer diesen Producten bildet jetzt, wie im Alterthum, Smirgel, von welchem an der Ostküste bedeutende Ablagerungen sich finden, den Hauptausfuhrartikel. In der Mitte der Insel findet man auch Brüche weißen Marmors, die im Alterthum fleißig ausgebeutet worden sind. Die mit der Insel selbst gleichnamige Hauptstadt liegt noch jetzt an derselben Stelle wie im Alterthum, auf dem nördlichern Theile der Westküste in einer fruchtbaren Strandebene am Fuße eines niedrigen Felshügels. Der berühmteste Tempel derselben war im Alterthum der des Dionysos (Bacchus), dessen Cult, von den ältesten Bewohnern der Insel, den Thraziern, begründet, auch in der histor. Zeit, als die Insel von Griechen ionischen Stammes bevölkert war, im höchsten Ansehen stand, wie denn auch die Sage von der Vermählung des Gottes mit der Ariadne hier localisirt war. Die Insel war schon vor den Perserkriegen so reich und mächtig, daß sie 8000 Schwerbewaffnete und viele Kriegsschiffe stellen konnte. Dann wurde sie von den Persern unterworfen und mußte zu der Flotte des Xerxes vier Schiffe stellen, die aber zu den Griechen übergingen und in der Schlacht bei Salamis auf seiten dieser kämpften, wie auch die Naxier an dem Siege über die Perser bei Platää theilnahmen. Darauf schloß sich die Insel dem Bunde der ionischen Seestaaten unter Athens Führung an, wurde aber, da sie sich von demselben wieder losmachen wollte, von den Athenern

unterworfen (466 v. Chr.). Seitdem hat sie weder im Alterthum noch im Mittelalter mehr eine selbständige polit. Rolle gespielt, bis sie 1207 durch den Venetianer Marco Sanudo erobert und zum Mittelpunkt des Herzogthums der Inseln des Aegäischen Meeres gemacht wurde, das unter Herzogen erst aus dem Geschlecht Sanudo, dann aus dem Geschlecht Crispo bis zum J. 1566 bestand, wo es durch Sultan Selim II. einem Juden, dem Don Joseph Nasi, überlassen wurde, nach dessen Tode (2. Aug. 1579) N., wie die übrigen Inseln des Archipels, unmittelbar unter die Herrschaft der Türken kam. Seit der Begründung des Königreichs Hellas gehört N. zu diesem und bildet mit der Nachbarinsel Paros eine zu der Nomarchie der Cykladen gehörige Eparchie, deren Bevölkerung etwa 22000 Seelen beträgt. Der Hauptort derselben, die Stadt Naxia mit nicht ganz 4000 E., ist der Sitz eines griech. und eines röm.-kath. Bischofs. Vgl. Roß, «Reisen auf den griech. Inseln des Aegäischen Meeres», Bd. 1 (Stuttg. und Tüb. 1840); Curtius, «Naxos» (Berl. 1846).

Nazaire (Saint-), neu aufblühende Seestadt im franz. Depart. der Unter-Loire (Bretagne), nördlich an der Mündung der Loire, 7 M. unterhalb Nantes, dessen Außenhafen sie bildet, und an der Westbahn gelegen, hat eine hydrographische Schule und zählt (1861) 10845 E., welche 2 Jahr- und 12 Monatsmärkte unterhalten, fast alle Lootsen für die Einfahrt der Schiffe in die Loire stellen und lebhaften Küstenhandel, auch viele dem Schiffahrtsbedarf entsprechende Gewerbe treiben. Der Ort ist sehr alt, hat aber erst neuerdings Wichtigkeit erlangt durch seinen Hafen, welcher in regelmäßiger Dampfpacketboot-Verbindung mit Malaga (über Vigo, Lissabon, Cadiz, Gibraltar) und mit Veracruz in Mexico (über Martinique und Santiago de Cuba) steht. Der Hafen theilt sich in das kleine und das große Bassin. Das erstere, für dessen Ausbau 1855 die Summe von 8 Mill. Frs. decretirt wurde, nimmt $10\frac{1}{2}$ Hektaren ein und steht durch zwei Schleusen von je 13 und 25 Meter Breite mit einem 200 Meter langen Kanal in Verbindung, der bei Hochwasser 15 Meter Tiefe hat. Das große Bassin, dessen Bau 1861 bestimmt wurde, hat eine Fläche von 20 Hektaren und enthält die Docks. Die Hafenarbeiten sind durch einen Deichbau von 1200 Meter Entwickelung geschützt, vor welchem sich der Strandhafen (Port d'échouage) befindet. Ein Molo und zwei Höfte oder Dämme in der Loire werden den Schutz des Ganzen vervollständigen. Der Hafen kann 120 Seeschiffe aufnehmen. Abgesehen von den nach und von Nantes gehenden Schiffen, die hier stationiren und theilweise oder, wenn sie zu großen Tiefgang haben, ganz umladen, liefen 1860, dem vierten Jahre der Eröffnung des Hafens, mit Einschluß der Küstenfahrer 822 Schiffe von 142952 Tonnen ein und 793 Schiffe von 130327 Tonnen aus. Der Flußverkehr wies 3243 Gabarren von 81000 Tonnen nach. Die Ausfuhr der Stadt besteht hauptsächlich in Fässern, Waaren, Salz und Dünger, die Einfuhr in Wein, Seife, Waaren, Holz, Korn und Mehl. Die Stadt hat noch Ruinen eines alten festen Schlosses, an dessen Mauern die Kirche angebaut ist. Etwa eine Viertelstunde von ihr befindet sich einer der bedeutendsten Dolmen (s. d.) des Departements. Außer der Seestadt St.-N. gibt es übrigens in Frankreich 16 andere Ortschaften dieses Namens.

Nazarēner, Nazaräer wurden bei den Juden die ältesten Bekenner der Messianität Jesu genannt, solange sie noch als innerjüd. Secte gelten konnten. Später kam der Name als Benennung der jüd. Christen wieder in Aufnahme. (S. Ebioniten.) In der neuern deutschen Malerei pflegt man die Mitglieder der religiös-romantischen Schule Overbeck's (s. d.) als N. zu bezeichnen.

Nazareth (jetzt En-Nâssira), ein offenes Landstädtchen Galiläas, in einem Thalkessel des die Jesreelebene nördlich begrenzenden Kreidegebirgs gelegen, verdankt seine Bedeutung lediglich dem Umstande, daß daselbst Jesus Christus von seinen in dem Orte ansässigen Aeltern erzogen wurde und somit die Anschauungen und Ideen dort zuerst entwickelte, welche ihn zum Begründer der Weltreligion gemacht haben. Das Alte Testament erwähnt des Orts so wenig wie der jüd. Geschichtschreiber Flavius Josephus. Auch aus den kurzen Notizen im Neuen Testamente ist nichts Empfehlenswerthes für den Ort zu entnehmen; vielmehr haben wir uns ihn als den Sitz eines der Reform unzugänglichen, barbarischen Fanatismus zu denken, sowie uns auch ausdrücklich bezeugt wird, daß seine Bewohner, wol ihrer Roheit und Unwissenheit wegen, unter den gebildetern Juden verachtet waren. Der Beiname Nazarener, den Jesus führte, scheint ihm demnach von den Gegnern der neuen Lehre in herabsetzender Absicht beigelegt worden zu sein. Die Schriftsteller des Neuen Testaments bemühten sich jedoch, den Namen zu Ehren zu bringen, aber es gelang dies so wenig, daß in Syrien die ersten Christen ebenfalls zur Schmach vielfach nach der galiläischen Stadt benannt wurden. Ja diese Bezeichnung erlangte bis tief nach Arabien hinein solche Verbreitung, daß der aus ihr hervorgegangene Ausdruck Nussrani (Pl. Nassâra) für Christ am Ende in der arab. Welt zum allgemein üblichen geworden ist. Das Christenthum

schenkte N. früh seine Beachtung. Schon Hieronymus (im 4. Jahrh.) fand daselbst eine über der Stätte des Ave-Maria errichtete Kirche; Arculf um 700 noch eine zweite auf der Stelle des Hauses der Maria. Die Kreuzfahrer verlegten hierher den Sitz eines Erzbisthums, dessen Residenz früher in Besean gewesen war. Gegenwärtig hat N. gegen 5000 E., von denen ungefähr zwei Drittel zum Islam und ein Drittel zum Christenthum sich bekennen. Juden gibt es dort nicht. Unter den Christen ist die griechische, die katholische, die melchitische, die maronitische und die protestantische Confession vertreten. Das wichtigste Heiligthum, die Verkündigungskirche, ist Eigenthum des Katholicismus und wird von dem benachbarten, der Terra-Santa (s. d.) angehörigen Franciscanerkloster bedient.

Neander (Dan. Amadeus), evang. Bischof und preuß. Consistorialrath, geb. zu Lengefeld im sächs. Erzgebirge 17. Nov. 1775, erhielt seine Bildung zu Chemnitz und Leipzig und wurde 1805 Pfarrer zu Flemmingen bei Naumburg, 1817 Superintendent und Consistorialrath zu Merseburg, 1823 Oberconsistorialrath, Mitglied des Cultusministeriums, Propst und Pfarrer zu St.-Petri in Berlin. 1829 erfolgte seine Beförderung zum ersten Generalsuperintendenten der Provinz Brandenburg und Director des Consistoriums, 1830 seine Ernennung zum Bischof der evang. Kirche und im Nov. 1831 zum Mitgliede des Staatsraths. Infolge vorgerückten Alters ward N. 1853 von der Verwaltung der Generalsuperintendentur und von den kirchenregimentlichen Geschäften, 1865 auch von dem Amte als Propst und Pfarrer entbunden. Seine theol. Richtung ist die des ältern Supernaturalismus. Schriftstellerisch ist er namentlich durch Predigten bekannt, von denen er 1826 eine zweibändige Sammlung veröffentlichte. Mit Bretschneider und Goldhorn gab er das «Journal für Prediger» heraus.

Neander (Joh. Aug. Wilh.), ausgezeichneter prot. Kirchenhistoriker, geb. zu Göttingen 16. Jan. 1789 von jüd. Aeltern, verlebte den größten Theil seiner Jugend in Hamburg, wo er das Gymnasium und Johanneum besuchte. Nachdem er sich zum Christenthum bekehrt, studirte er seit 1806 in Halle und in Göttingen. 1811 habilitirte er sich in Heidelberg und wurde hier 1812 außerord. Professor der Theologie. Noch in demselben Jahre folgte er dem Rufe an die Universität zu Berlin, wo er ununterbrochen bis an seinen Tod, der 14. Juli 1850 erfolgte, gewirkt und namentlich auf die akademische Jugend einen bedeutenden geistigen Einfluß geübt hat. N. war eins der namhaftesten Häupter der sog. Vermittelungstheologie. Als Historiker verband er mit weitherziger Anerkennung individueller Eigenthümlichkeit besonders eine erbauliche Tendenz. Namentlich baute er die kirchenhistor. Monographie an. Seine erste Schrift war die «Ueber den Kaiser Julianus und sein Zeitalter» (Lpz. 1812). Diesem Werke folgten: «Der heil. Bernhard und sein Zeitalter» (Berl. 1813); «Genetische Entwickelung der vornehmsten gnostischen Systeme» (Berl. 1818); «Der heil. Chrysostomus und die Kirche, besonders des Orients, in dessen Zeitalter» (2 Bde., Berl. 1821—22; 3. Aufl. 1849); «Antignosticus. Geist des Tertullianus und Einleitung in dessen Schriften» (Berl. 1826; 2. Aufl. 1849), das Ergebniß vieljähriger Studien. In seinen «Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums und des christl. Lebens» (3 Bde., Berl. 1822; 3. Aufl. 1845—46), die aber nur bis auf die Zeiten des Ansgar reichen, suchte er den Laien das aus der Kirchengeschichte besonders Wichtige mitzutheilen. Sein unvollendetes Hauptwerk aber ist die «Allgemeine Geschichte der christl. Religion und Kirche» (Bd. 1—6, in 11 Abth., Hamb. 1825—52; Bd. 1 u. 2, 2. Aufl. 1842—43). Eine Darstellung des Entwickelungsgangs der christl. Religion und Kirche im apostolischen Zeitalter gab er sodann in der «Geschichte der Pflanzung und Leitung der Kirche durch die Apostel» (2 Bde., Hamb. 1832—33; 4. Aufl. 1847). Gegen Strauß schrieb er «Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange» (Hamb. 1837; 5. Aufl. 1853). Auch seine «Kleinen Gelegenheitsschriften», meist praktisch-christl. und histor.-exegetischen Inhalts, die ursprünglich Programme für die Feier der berliner Bibelgesellschaft waren, vereinigte er in einer Sammlung (3. Aufl., Berl. 1829); seine «Wissenschaftlichen Abhandlungen» (Berl. 1851) gab Jacobi heraus. Eine neue Gesammtausgabe seiner Schriften erscheint seit 1862 in Gotha. N.'s Vorlesungen an der Universität, von denen ein großer Theil nach seinem Tode im Druck veröffentlicht wurden, erstreckten sich über alle Zweige der histor. Theologie. Seine Wirksamkeit als Mitglied des Consistoriums der Provinz Brandenburg umfaßte vorzüglich die theol. Prüfungen.

Neapel (ehemaliges Königreich), s. Sicilien (Königreich beider).

Neapel (ital. Napoli), das alte Neapolis (s. d.), die Hauptstadt des ehemaligen Königreichs beider Sicilien, in der Landschaft Terra di Lavoro, an dem schönen Golf von N., den im Norden das Vorgebirge Miseno, im Süden das Vorgebirge Campanella und die Inseln Capri,

Ischia und Procida umschließen, zeichnet sich durch diese seine Lage vor allen andern Seestädten aus und läßt sich nur etwa mit Konstantinopel, Genua und Lissabon vergleichen. Die Stadt ist eine der schönsten Italiens und zugleich die volkreichste. Sie hat gegen 5 M. im Umfange, zählt über 50000 Häuser, ist weder ummauert noch mit Thoren versehen und in 12 Districte getheilt. Die Zahl der Einwohner war 1. Jan. 1862 auf 418968 (mit dem Gemeindebezirk auf 447065) gestiegen. Die Straßen sind durchgehends mit Lava gepflastert, aber zum größten Theil eng und winkelig, die Häuser fünf bis sechs Stock hoch, mit Balconen und platten Dächern versehen. Die größte und prächtigste unter allen Straßen ist die Straße Toledo, wo fortwährend das größte Gewühl von Menschenmassen stattfindet. In der längs des Meeres sich erstreckenden Riviera di Chiaia wohnt und bewegt sich, besonders des Abends, die vornehmere Welt. Diese Straße enthält sehr viele stattliche Paläste, vor denen, unmittelbar am Meere, die Villa-Nazionale, ein mit Baumreihen, einer Menge Statuen, Rasenplätzen und Terrassen gezierter öffentlicher Garten, sich hinzieht. Unter den öffentlichen Plätzen, die alle der Regelmäßigkeit ermangeln, sind die schönsten die Piazza del Plebiscito beim königl. Palaste, die Piazza del Municipio, der Largo di Monte Oliveto mit einem schönen Springbrunnen und der Statue Karl's II. von Bronze, der Largo dello Spirito-santo, nahe an der Straße Toledo, mit einem halbrunden, durch 26 Statuen verzierten Prachtgebäude zu Ehren Karl's III., und der größte von allen, der Largo del Mercato, auf welchem Konradin von Hohenstaufen enthauptet wurde. Von den sechs Castellen, die N. besitzt, sind als die bedeutendsten zu nennen: St.-Elmo, welches eine regelmäßige sechseckige Sternschanze auf einem Hügel über der Stadt, mit in Felsen gehauenen Graben, Minen, Kasernen und unterirdischen Gewölben bildet, die Stadt von der Landseite vertheidigt und zugleich mit seinen Kanonen beherrscht; ferner das Castello-Nuovo (zum Theil abgetragen) am Hafen bei dem königl. Palaste, welches die Stadt von der Seeseite östlich, und das Castello dell' Uovo, auf einer Erdzunge im Meere gelegen, welches sie von der westl. Seite her schützt. Die Stadt hat verhältnißmäßig wenig Denkmale der Baukunst, und die etwa vorhandenen sind, mit einziger Ausnahme des Finanzgebäudes in der Straße Toledo, von außen und innen durch Ueberladung, Schnörkeleien und unangemessene Zuthaten eines entarteten Geschmacks verunziert oder tragen durch Kahlheit und Einförmigkeit das Gepräge der Bedeutungslosigkeit. Unter die sehenswerthen Gebäude gehören das königl. Schloß an der Piazza del Plebiscito, unweit des Meeres, das wegen seiner Größe, Architektur des Frontispice, seiner prächtigen Treppe, der Pracht seiner Gemächer und seiner reichausgeschmückten Kapelle merkwürdig ist; der königl. Palast Capo di Monte, mit entzückender Aussicht; der erzbischöfl. Palast, mit schönen Fresken von Lanfranco; das Reclusorio oder Armenhaus, das größte Gebäude der Stadt, mit vier Höfen und einer Kirche in der Mitte; der Palazzo degli Studj, mit dem National-Museum, in dessen unterm Geschosse sich die besten Wandgemälde und Mosaiken aus Herculanum und Pompeji sowie die antiken Statuen befinden (darunter der Farnese'sche Stier, der Farnese'sche Hercules, die Farnese'sche Flora, die Venus Kallipygos, ein Aristides aus Herculanum, die Reiterstatuen der beiden Balbus, der tanzende Faun, Narciß und Silen), und dessen zweites Stockwerk eine bedeutende Sammlung etruskischer Vasen, eine Gemäldegalerie, den Papyrussaal mit den herculanischen Handschriften nebst der Anstalt zur Abwickelung derselben, endlich die Nationalbibliothek mit 150000 Bänden und vielen seltenen Handschriften umfaßt; ferner das schöngebaute Theater San-Carlo, das größte Italiens, das 1816 abbrannte und von Niccolini wiederhergestellt wurde, 165 Palmen breit und 330 lang ist und ohne die den sechsten Rang bildende Galerie 142 Bogen enthält. Unter den 258 Kirchen, von denen keine sich durch ihre Bauart auszeichnet, steht obenan die Kirche des heil. Januarius oder der Dom, von Niccolo Pisano 1299 erbaut, dessen ursprünglich goth. Charakter namentlich durch die Veränderungen des Cardinals Caraffa mit Absichtlichkeit getilgt ist. Sie ist die größte und zugleich reichste Kirche der Stadt; ihr Eingang wird von zwei Porphyrsäulen geziert und das Gewölbe von 110 antiken Marmor- und Granitsäulen getragen. Unter ihrem Hauptaltar ruht der Körper des heil. Januarius, dessen Blut man in einer besondern Kapelle in zwei Fläschen aufbewahrt, und das vor den Verwüstungen des Vesuvs wie vor jeder andern Noth schützt, auch angeblich im Jahre dreimal (6. Mai, 19. Sept. und 16. Dec.) flüssig werden soll. Von den übrigen Kirchen sind erwähnenswerth: die Kirche il Giesu nuovo, die wegen ihrer Kuppel berühmt ist; die Klosterkirchen Sta.-Chiara mit alten Grabdenkmälern; San-Domenico mit werthvollen Gemälden; San-Paolo, auf einem Tempel des Castor und Pollux erbaut, dessen Reste man an der Vorderseite erblickt; San-Francesco di Paola, ein dem Pantheon in Rom nachgebildeter Bau, dessen schöne, 200 F. hohe Kuppel von 34 Marmorsäulen getragen wird,

und vor welchem die kolossalen Reiterstatuen Karl's III. (von Canova) und Ferdinand's I. (von Righetti) aufgestellt sind; ferner Sta.-Maria del Parto, zwar klein, aber berühmt durch das Grab Sannazar's; endlich Sti.-Apostoli, auf den Resten eines Tempels des Mercur erbaut, eine der schönsten und reichsten Kirchen der Stadt. Außerdem besitzt die deutsch-franz.-evang. Gemeinde eine eigene Kirche, desgleichen die englische. Als besondere Merkwürdigkeit müssen gelten die in den Bergen, an die sich N. gegen Norden anlehnt, befindlichen Katakomben. Unter den Privatpalästen verdienen in Bezug auf ihre Bauart Erwähnung der des Prinzen Doria-Angri, der Palast Maddaloni und der Palast der Vicaria oder Castello Capuano. Unter den wissenschaftlichen Anstalten sind bemerkenswerth die 1224 von Friedrich II. gestiftete Universität mit Bibliothek und guten Sammlungen, die besuchteste Italiens (2300 Studenten); die Sternwarte, von geschliffener Lava, auf dem Hügel Capo di Monte; die Bibliothek Brancacciana, aus mehr denn 50000 Bänden bestehend und reich an Manuscripten; die Bibliothek San-Giacomo; die Società reale di scienze, archeologia, letteratura e belle arti; ferner das Conservatorium der Musik, die Marineschule, die Polytechnische Schule u. s. w. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten, deren es mehr als 60 gibt, sind zwei Spitäler, degli Incurabili, wo Kranke aller Art aufgenommen werden, und della Annunziata, welches sehr reich ist und meist Findlinge, weibliche Büßende u. s. w. aufnimmt, und das königl. Armenhaus Real Albergo di Poveri, wo die Regierung an 6000 Kindern Unterricht in allen Künsten und Handwerken ertheilen läßt. Manufacturen und Fabriken sind nur wenige vorhanden, und der Handel ist zum großen Theil in den Händen der Fremden. Das Volk, gern dem Genuß und dem Reize des Nichtsthuns hingegeben, scheut im ganzen ernste Beschäftigung und zieht es vor, den Erheiterungen durch Pulcinellen, Improvisatoren und Theater Auge und Ohr zu leihen und in den unzähligen Kaffeehäusern zu verweilen. Der Adel ist größtentheils reich und prachtliebend; unter den Bürgern herrscht Wohlstand. Die unterste Volksklasse der Lazzaroni (s. d.) lebt in der Regel müßig und sorglos. Doch zeigt sich das Volk N.s keineswegs unsittlicher als das anderer Hauptstädte, und neben südl. Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit besitzt dasselbe die Tugenden der Mäßigkeit, Heiterkeit, Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit. N.s Umgebungen sind reich an Herrlichkeiten der Natur, Kunst und unzähligen Ueberresten des Alterthums. Als die merkwürdigsten Punkte sind zu erwähnen: der Berg Posilippo oder Pausilipp (s. d.) mit seiner merkwürdigen Grotte; der See von Agnano (s. d.); die Schwitzbäder von San-Germano; die Hundsgrotte (s. d.); das vulkanische Thal Solfatara (s. d.); das reizende Pozzuoli (s. d.); der Monte-Nuovo, welcher 1538 in einer Nacht bei einem Erdbeben entstand; ferner Castellamare, das entzückende Sorrent, die Inseln Procida, Ischia und Capri, die mythenreiche Gegend von Bajä (s. d.) und der Vesuv (s. d.), Herculanum (s. d.) und Pompeji (s. d.), Portici (s. d.) und Caserta (s. d.). Die 1861 gebildete Provinz N. des neuen Königreichs Italien begreift, außer der frühern gleichnamigen neapolit. Provinz, auch einen Theil von Terra di Lavoro. Dieselbe hat ein Areal von 20,168 Q.-M., zählt 867983 E. und zerfällt in die Kreise N., Casoria, Castellamare und Pozzuoli.

Neapŏlis (eigentlich Neustadt), ein Name, mit welchem verschiedene griech. Städte (z. B. eine in Macedonien am Strymonischen Meerbusen, eine auf der thrazischen Halbinsel Pallene, eine auf der Küste Kleinasiens in der Nähe von Ephesus) im Alterthum bezeichnet wurden. Die bekannteste derselben, welche diesen Namen bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, an der Westküste der Landschaft Campanien im südlichern Italien, wurde von der ältesten griech. Ansiedelung in Italien, von Cumä, aus begründet in geringer Entfernung nordöstlich von einer ältern griech. Ansiedelung, welche ursprünglich Parthenope, dann aber im Gegensatz zu der neuern Stadt, mit welcher sie in der engsten polit. Verbindung stand, gewöhnlich Paläpolis (Altstadt) hieß. Diese letztere verfiel seit dem J. 326 v. Chr., als Q. Publilius Philo nach verrätherischer Entfernung der samnitischen Besatzung sich der beiden Städte bemächtigt hatte; N. aber bestand fortwährend als blühende griech. Stadt, wenn auch in weit geringerm Umfange als das heutige Neapel (s. d.).

Nearchos, der Sohn des Androtimos aus Amphipolis, ein berühmter Flottenführer Alexander's d. Gr., führte während dessen Feldzuge nach dem westl. Indien 327—326 v. Chr. die Flotte vom Indus aus durch das Erythräische Meer in den Persischen Meerbusen und entdeckte auf dieser Fahrt die Mündungen des Euphrat und Tigris, während Alexander selbst mit dem größten Theile des Heeres den Rückzug nach Persien zu Lande antrat. Einen Auszug aus dem unter dem Titel «Paraplus» von ihm verfaßten Reiseberichte hat uns Arrianus (s. d.) in seiner «Indischen Geschichte» erhalten.

Nebel heißen die zuweilen über der Oberfläche der Erde sichtbar schwebenden Dünste, die der Niederschlag des Wasserdampfes in der Luft bildet. Da bei warmer Luft mehr Wasserdampf

in der Luft aufgelöst sein kann als in kalter, so muß, wenn die Luft schon ziemlich mit Dämpfen gesättigt, jede Erniedrigung der Temperatur einen Niederschlag von Wasserdampf, also N. erzeugen. Ebenso entstehen N., wenn über einem feuchten warmen Boden eine kältere Luftschicht liegt, indem die von ersterm aufsteigenden Wasserdämpfe in der letztern niedergeschlagen werden. Auf gleiche Weise entstehen am Abend N. über Sümpfen, Flüssen und Seen, indem das Wasser noch wärmer ist als die darüber befindliche Luft. Liegt die Temperatur der Luft merklich unter 0°, so erscheint ein aus sehr feinen Eiskrystallen bestehender N., der sog. «Frostdampf», den man namentlich auf den Polarmeeren beobachtet, wo er nach Scoresby eine 80—100 F. hohe scharfabgeschnittene Nebelschicht bildet. Häufige und schnelle Temperaturwechsel müssen, wenn es sonst an Feuchtigkeit nicht fehlt, auch häufige N. bringen. Diese Verhältnisse finden sich sehr oft an den Küsten realisirt; so in Europa an den niederländ. Küsten, an den Küsten Englands, Irlands und Norwegens. Bekannt sind auch die Küsten von Peru wegen ihrer oft vier bis fünf Monate andauernden N. Ebenso geben die warmen Wasser des Golfstroms bei ihrem Fortschreiten nach höhern Breiten zu einer reichlichen Nebelbildung (besonders bei Neufundland) Veranlassung. Bilden die N. sich am Morgen, so werden sie, wenn die Sonne bei ihrem Aufsteigen die Temperatur wieder hinlänglich erhöht, aufgelöst. Bekanntlich deutet man, und zwar mit Recht, einen sog. fallenden N. auf einen heitern Tag, dagegen einen sog. steigenden auf einen trüben, regnerischen Tag. Ist nämlich die Luft verhältnißmäßig trocken, so werden mit steigender Sonne die Nebelschichten von oben allmählich aufgelöst, und es hat den Anschein, als ob der N. falle. Ist dagegen die Luft schon ziemlich mit Wasserdämpfen gesättigt, so wird der N. in verticaler Richtung eine bedeutende Höhe erreichen, jedoch in den untern Luftschichten dünner werden und selbst verschwinden, da dieselben mit steigender Sonne von seiten des Erdbodens bedeutend erwärmt werden. Mit dem eigentlichen N. ist der Höhenrauch (s. d.) nicht zu verwechseln.

Nebelbilder, bei den Engländern Dissolving views, sind eine in neuerer Zeit beliebt gewordene optische Belustigung, in England erfunden, in Deutschland besonders durch Döbler bekannt geworden. Sie sind Laterna-Magica-Bilder, welche infolge der Anwendung starker Linsengläser und der sehr intensiven Hydrooxygengas-Beleuchtung in bedeutender Größe und Deutlichkeit auf einer Wand erscheinen. Durch allmähliche Entfernung des auf Glas gemalten Bildes, welches sehr gut ausgeführt sein muß, können die Bilder aus dem Focus zum nebelhaften Verschwimmen und umgekehrt zum allmählichen Erscheinen gebracht werden, nach Belieben aus der tiefsten Nacht plötzlich auftauchen und wieder verschwinden, auch sich allmählich vergrößern und verkleinern oder scheinbar nähern und entfernen. In der beschriebenen Weise waren alle diese Effecte schon früher in den sog. Phantasmagorien benutzt worden, nur nicht immer in gleicher Größe und Deutlichkeit der Bilder. Die neue Zugabe ist die, daß man zwei magische Laternen gleicher Einrichtung so aufstellt, daß die Bilder beider sich genau decken. Man kann nun, während das eine Bild dasteht, das der andern Laterne mit schwacher Beleuchtung darauf fallen lassen, und indem man nun die Beleuchtung des letztern allmählich verstärkt, die des erstern aber schwächt, entwickelt sich aus dem ersten durch einen nebelhaften Mittelzustand hindurch das zweite Bild. Dies gibt dann vorzügliche Effecte, wenn beide aufeinanderfolgende Bilder dieselbe Gegend, aber in verschiedenen Jahreszeiten und mit verschiedenen Staffagen darstellen.

Nebelflecke nennt man hellere Stellen, die man mit bewaffnetem und theilweise selbst mit bloßem Auge an vielen Gegenden des Himmels wahrnimmt. Sie werden im allgemeinen in zwei Klassen getheilt, nämlich in auflösliche N. oder Sternhaufen und in unauflösliche oder eigentliche N. im engern Sinne. Von den erstern kann man zwei, im Krebs (genannt die Krippe) und im Schwertgriffe des Perseus, schon mit bloßem Auge erkennen; in Fernröhren werden dieselben in eine große Menge von Sternen aufgelöst und gehören alle völlig in eine Kategorie mit den Plejaden und dem Haar der Berenice, wo schon das unbewaffnete Auge wenigstens die größern Sterne unterscheiden kann. Viele N. hält man für auflöslich, weil sie in starken Fernröhren ebenso erscheinen wie aufgelöste N. in schwachen Fernröhren, welche sie noch unaufgelöst zeigen. Die Gestalt der N. ist sehr verschieden; viele derselben sind kugelförmig und werden nach der Mitte zu dichter, sodaß man sie für ein einziges, durch das Band der Anziehung zusammengehaltenes Sternsystem halten muß, zu welchem oft 20000 und noch mehr Sterne gehören. Am häufigsten sind die N. der zweiten Klasse, die aller Wahrscheinlichkeit nach stets auch für die stärksten Fernröhre unauflösbar bleiben werden und nur aus einer dünnen, schwach leuchtenden Materie zu bestehen scheinen. Der ältere Herschel hat etwa 200 Sternhaufen und auflösliche N. und 2300 eigentliche N. beobachtet, welche letztere ungefähr 150 Quadratgrade einnehmen. Jetzt kennt man über 5000 N. Zuweilen zeigen solche N. glänzendere Stellen, die auf eine größere

Dichtigkeit der leuchtenden Materie schließen lassen. Auf ein allmähliches, durch Attraction bewirktes Zusammenballen derselben deutet auch die rundliche oder ovale Form, welche sehr häufig vorkommt. Auch die N. dieser Art, unter denen der in der Andromeda mit bloßen Augen sichtbar ist, müssen von uns wenigstens so entfernt als die Fixsterne sein, da man bisher an keinem eine Parallaxe bemerkt hat. Merkwürdig ist übrigens, daß manche Gegenden des Himmels, z. B. das Sternbild der Jungfrau und die Magellanischen Wolken (J. Herschel zählte in der großen 291 N. und 46 Sternhaufen, in der kleinen 37 N. und 7 Sternhaufen), vorzüglich reich an N. sind, und daß nicht selten zwei oder drei derselben einen Doppelnebel bilden, d. h. so nahe beisammenstehen, daß sie ein einziges System zu bilden scheinen. Den ersten Nebel beobachtete 1612 Simon Marius. Es war der in der Andromeda, welcher elliptisch ½ Grad breit und 15—20 Minuten lang und von Bond 1848 in über 1500 Sternchen aufgelöst worden ist. Huyghens beobachtete den Orionnebel; Messier gab 1771 ein Verzeichniß von über 100 Nebeln. Der ältere Herschel beobachtete von 1779 an 2396 Nebel, sein Sohn am Vorgebirge der guten Hoffnung (von 1834—38) noch nahe an 2000 neue. Die Herschel'schen Nebel sind nebst neuentdeckten von d'Arrest, Auwers, Rosse, Bond, Struve u. a. von John Herschel in neuester Zeit in einem Kataloge von 5079 Nebeln und Sternhaufen in den «Philosophical Transactions» für 1864 zusammengestellt. Der ältere Herschel hatte acht verschiedene Klassen: 1) hellglänzende Nebel, die er nicht in Sterne auflösen konnte; 2) lichtschwache Nebel; 3) sehr mattschimmernde, auch unauflösbare Nebel; 4) planetarische Nebel mit einer kreisförmigen Gestalt, wozu auch Nebelsterne und Sternnebel gerechnet wurden; 5) große, oft auf mehrere Quadratgrade ausgebreitete Nebelstellen mit auslaufenden Zweigen oder Armen; 6), 7) und 8) Sterngruppen von verschiedener Dichtigkeit. Diese Eintheilung hat sich, da in neuester Zeit noch viele Nebel in Sternhaufen aufgelöst, andere ringförmige Nebel, besonders von Rosse, als spiralförmige erkannt wurden, nicht gehalten. Von Interesse ist noch, daß in neuester Zeit d'Arrest einen in der Helligkeit veränderlichen Nebel nachgewiesen hat, und daß Secchi im Orionnebel mit einem Spectralapparate lichte Linien gesehen, wie man sie nur in gasförmigen Körpern wahrnimmt.

Nebenius (Karl Friedr.), bad. Staatsmann und ausgezeichneter Nationalökonom, geb. 29. Sept. 1784 zu Rhodt bei Landau, besuchte 1793—1802 das Gymnasium zu Karlsruhe und hierauf bis 1805 die Universität zu Tübingen, wo er die Rechte studirte. Sodann wurde er Advocat beim Hofgerichte in Rastadt und 1807 Geh. Secretär im Finanzdepartement. 1809 ging er mit Empfehlungen des Ministers von Reitzenstein nach Frankreich, um die franz. Verwaltung kennen zu lernen. Nach seiner Zurückkunft 1810 wurde er als Kriegsrath zu Durlach, 1811 als Finanzrath in Karlsruhe angestellt, 1819 zum Geh. Referendar ernannt. Er hatte großen Antheil an der bad. Verfassungsurkunde, die von ihm zum Theil entworfen ist, gewann beim ersten bad. Landtag 1819 als Regierungscommissar bei der Kammer durch weise Mäßigung und enges Anschließen an den nachmaligen Staatsminister Winter das allgemeine Vertrauen und bewies sich außerordentlich thätig bei den ersten Versuchen zur Herstellung eines großen Zollvereins in Süddeutschland. Doch wollte es ihm nicht gelingen, auf dem Handelscongresse zu Darmstadt seinen patriotischen Ansichten den Sieg über momentane Interessen zu verschaffen. Mit Böckh bearbeitete er das Steuerwesen. Er wurde nun zum Geheimrath ernannt, Vorstand der Gesetzgebungscommission und Staatsrath, im Nov. 1835 jedoch der Vorstandschaft bei der Gesetzgebungscommission enthoben. Ein ganz entschiedenes Verdienst erwarb er sich in dieser Zeit um Baden durch seine eifrige Thätigkeit für den Anschluß des Landes an den Deutschen Zollverein, wofür er sich auch in einer Schrift: «Der Deutsche Zollverein, sein System und seine Zukunft» (Karlsr. 1835), aussprach. Nachher zum Director des Ministeriums des Innern befördert, wurde er im April 1838 nach des Ministers Winter Tode Präsident des Ministeriums des Innern. Schon im Oct. 1839 zog er sich aber infolge der eintretenden Reaction aus dieser Stellung zurück, wobei sich im ganzen Lande die lauteste Anerkennung seiner Verdienste zu erkennen gab. Um so freudiger begrüßte man seine Ernennung von seiten der Regierung zum Mitgliede der ersten Kammer 1843 und zum Präsidenten des Ministeriums des Innern 1845, worauf er im März 1846 nach dem Abtreten des bisherigen Präsidenten des Staatsministeriums, von Böckh, auch zum Präsidenten des Staatsraths erhoben wurde. In dieser Stellung nahm er an der im Laufe des J. 1846 im liberalen Sinne modificirten Verwaltung theil, bis die Revolution im Mai 1849 das Ministerium zum Rücktritt veranlaßte. Seitdem lebte N., von Staatsgeschäften zurückgezogen, literarischen Arbeiten und trat nur bei den Verhandlungen über die deutsche Verfassungsreform in der Broschüre «Baden in seiner Stellung zur deutschen Frage» (Karlsr. 1850) öffentlich hervor. Er starb 8. Juni 1857. N. war ein Mann von

umfassender gelehrter Bildung, geregelt durch den Geist der liebenswürdigsten Humanität. Von seinen staatswissenschaftlichen Einsichten zeugen seine Schriften: «Betrachtungen über den Zustand Großbritanniens in staatswirthschaftlicher Hinsicht» (Karlsr. 1818); «Der öffentliche Credit» (Karlsr. 1820; 2. Aufl. 1829); «Ueber die Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden» (Stuttg. 1837); «Ueber die Zölle des Deutschen Zollvereins zum Schutze der einheimischen Eisenproduction» (Karlsr. 1842). Auch schrieb er «Ueber technische Lehranstalten in ihrem Zusammenhange mit dem gesammten Unterrichtswesen» (Karlsr. 1833) und «Die kath. Zustände in Baden» (Karlsr. 1842). Vgl. die Biographie N.' von Beck (Manh. 1866).

Nebenniere nennt man den platten drüsenartigen Körper, welcher oberhalb jeder Niere im Nierenfette zu beiden Seiten der Wirbelsäule liegt. Diese N. haben die Gestalt einer gebogenen und an einigen Stellen gefalteten Haut, an welcher man eine festere, gelbbräunliche äußere und eine weichere, braunrothe innere Lage unterscheiden kann. Einen Ausführungsgang besitzen die N. nicht. Ihre Bedeutung für den thierischen Haushalt ist unbekannt.

Nebenplaneten oder Monde, auch Trabanten oder Satelliten nennt man diejenigen Planeten, welche sich um die Hauptplaneten bewegen und dieselben bei ihrem Laufe um die Sonne begleiten. Außer der Erde, welche unser Mond (s. d.) begleitet, werden nur die vier größten und entferntesten Planeten von N. begleitet, und es hat Jupiter deren vier, Saturn acht, Uranus wenigstens sechs, Neptun wenigstens einen. Hiernach gäbe es in unserm Sonnensystem wenigstens 20 N. Daß die Venus einen Mond habe, wie einige früher glaubten, hat sich nicht bestätigt. Mit Ausnahme unseres Mondes kann von allen N. keiner mit bloßen Augen gesehen werden, und die Angabe, daß mit außerordentlich scharfem Gesicht begabte Personen zuweilen die Jupitersmonde gesehen haben sollen, ist nicht hinlänglich constatirt. Alle bewegen sich um ihren Hauptplaneten in Ellipsen, in deren einem Brennpunkte der letztere steht, und zwar von Westen nach Osten, jedoch mit Ausnahme der Monde des Uranus, die sich in entgegengesetzter Richtung von Osten nach Westen bewegen. Der größte aller Monde ist, absolut genommen, der sechste Saturnusmond, relativ aber, nämlich im Verhältniß zum Hauptplaneten, der Erdmond, dessen Durchmesser über ein Viertel des Erddurchmessers beträgt, während jener Mond einen 17mal kleinern Durchmesser als Saturn hat. Der absolute Abstand eines Mondes von seinem Hauptplaneten ist am größten bei dem achten Saturnusmonde, wo er über 500000 M. beträgt, am kleinsten bei dem ersten Saturnusmonde, wo er noch nicht 26000 M. erreicht. Bei allen Monden wie bei den Hauptplaneten sind die Bahnen wenig gegen die Ekliptik geneigt; nur die Uranusmonde machen auch hierin eine Ausnahme, indem ihre Bahnen auf der Ekliptik fast senkrecht stehen. Endlich stimmen höchst wahrscheinlich alle N. darin überein, daß ihre Rotationszeit der Dauer eines Umlaufs um den Hauptplaneten gleich ist, weshalb sie diesem immer dieselbe Seite zukehren.

Nebensonne nennt man eine glänzende Lufterscheinung, welche darin besteht, daß sich in der Nähe der Sonne oder ihr gerade gegenüber ein glänzender, gewöhnlich farbiger Fleck von der Größe der Sonne zeigt. Gewöhnlich zeigen sich bei ihrem Erscheinen noch mannichfache Höfe um die Sonne und andere durch sie gehende Kreise. Die N. entstehen nun in den Gegenden, wo zwei dieser Höfe und Kreise sich schneiden. Am häufigsten erscheinen die beiden N., welche auf dem Durchschnitt eines solchen Hofs mit einem durch die Sonne gehenden horizontalen Kreise liegen und ungefähr 22° jederseits von der Sonne abstehen. N., die der Sonne gerade gegenüberstehen, nennt man auch Gegensonnen. Nach Venturi, Fraunhofer und Galle entstehen die N., wie die Höfe, durch die Brechung des Lichts in Eisprismen, welche in der Luft schweben. Nebenmonde entstehen in Bezug auf den Mond unter denselben Bedingungen, sind jedoch weit seltener.

Nebraska (d. i. in der Sprache der Otoes-Indianer: breit und seicht) ist der einheimische Name des von den Weißen auch Platte genannten Nebenflusses des Missouri in dem centralen Gebiete der Vereinigten Staaten von Amerika. Derselbe entsteht unter 40° nördl. Br. in dem sog. Nordpark, einem Hochthale des Felsengebirgs, windet sich nord- und ostwärts mit Katarakten und Stromschnellen durch das Gebirge, fließt dann reißend abwärts, nimmt unter dem Namen N. oder North-Fork nach einem Laufe von 87 M. den südl. Quellarm, den Paduca oder South-Fork, auf und fließt dann gegen Osten, viele fruchtbare, aber baumleere Inseln und einen gleichfalls fruchtbaren Bottom bildend, dem Missouri zu, den er 130 M. oberhalb St.-Louis nach einem Laufe von 326 M. erreicht. Sein stets schlammiges Wasser ist so seicht, daß er drei Viertheile des Jahres selbst für leichte Boote nur mit großer Schwierigkeit fahrbar ist. Nach diesem Fluß führt auch das Territorium N. seinen Namen, welches,

früher bedeutend größer, jetzt nur 2977 Q.-M. umfaßt und im N. von Dakotah, im O. von Iowa und Missouri, im S. von Kansas und im W. von Colorado und Wyoming (früher Idaho) begrenzt wird. Am 30. Mai 1854 organisirt, hatte das Territorium N. 1860 erst 28841 E., 1867 höchstens 40000. Die Hauptstadt ist Omaha-City am Nebraskafluß, nicht weit von dessen Mündung in den Missouri. Nur der kleinste östl. Theil des Territoriums ist erst angebaut. Der Boden besteht aus Prairieland, und Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptserwerbszweige. N. wird von der großen Straße nach Salt-Lake-City und dem Pacific durchschnitten und hat bisjetzt nur durch seine centrale Lage Bedeutung. In den zu ihm gehörigen Black-Hills oder schwarzen Hügeln finden sich Kohle und Gold. Anfang 1867 handelte es sich um die Aufnahme des Territoriums als Staat in die Union, dem jedoch der Präsident Johnson entgegenstand. — Nebraska-Bill nennt man das vom Senator Stephan A. Douglas befürwortete und 25. Mai 1854 vom Congreß der Vereinigten Staaten angenommene Gesetz, welches die Nichtintervention des Congresses in die Sklavereiangelegenheiten der Territorien als Princip aufstellt und den achten Paragraphen des sog. Missouri-Compromisses aufhebt, nach welchem die Sklaverei in allen nördlich von 36° 30′ der Breite gelegenen Theilen des ehemaligen Territoriums Louisiana ausgeschlossen war. Die Bill beabsichtigte die Sklaverei auf Umwegen in die nordwestl. Gebiete einzuführen und gewann unter dem Vorwande, daß sie dem Volke die Entscheidung seiner eigenen Angelegenheiten überlasse, den Beifall der Mehrheit des damals von den Sklavenhaltern beherrschten Congresses. Sie bewirkte aber das Gegentheil von dem, was sie angeblich beabsichtigt hatte. Statt die Sklavereifrage zu beseitigen, entzündete sie den Bürgerkrieg, der von 1855—59 in Kansas (s. d.) wüthete und bald die ganze Union ergriff.

Nebukadnezar (Nebukadrezar im Jeremias und Ezechiel; griech. Nabuchodonosor; assyr. Nabukadurrusur, d. i. Nebo, beschütze die Krone), König von Babylon, geb. gegen 625 v. Chr., regierte von 604—561 und war der Sohn Nabopolassar's, der Babylon definitiv von der assyr. Monarchie unabhängig gemacht hatte. Wahrscheinlich noch bei Lebzeiten seines kranken Vaters schlug er den heranahenden Pharao Nechao bei Circesium am Euphrat (606). N. unterwarf darauf Syrien und Palästina und zerstörte 587 Jerusalem und den Salomon'schen Tempel. Schon seit 607 waren Juden nach Babylon verpflanzt worden, deren Aufenthalt daselbst man als die Babylonische Gefangenschaft bezeichnet, die nach 70 J. durch Cyrus ihr Ende erreichte. Später belagerte N. 13 J. hindurch Tyrus. Die Prachtbauten Babylons wie die ungeheuere Ausdehnung der Stadt (9 Q.-M.) war das Werk N.'s. Wir besitzen über diese Werke ausführliche Keilinschriften, doch haben sich bisjetzt keine histor. Documente über die Feldzüge N.'s gefunden. Nach einer Sage, die Strabo aufbewahrt hat, soll der gewaltige König bis nach Spanien durch Libyen vorgedrungen sein. Die Erzählung des Buchs Daniel, er habe sieben Jahre lang Gras gefressen wie ein Ochse, kann als Geisteskrankheit gedeutet werden. Herodot nennt auch ihn ungenau Labynetus, welcher Name mit dem Nabonid's identisch ist. N. hinterließ den Thron 561 v. Chr. seinem Sohne Evilmerodach. — Der N. des Buchs Judith, den christl. Chronographen Nebukadnezar I. genannt und mit dem König Saosduchin des ptolemäischen Kanons (667—647) identificirt haben, ist, wie die ganze Erzählung, eine sehr späte Fiction.

Neckar (lat. Nicer), einer der größten deutschen Nebenflüsse des Rhein und der Hauptfluß Würtembergs, entspringt nicht weit von der Donau, auf der Wasserscheide des Schwarzwaldes, oberhalb des würtemb. Fleckens Schwenningen an der bad. Grenze, in der Landschaft Baar, auf sumpfigem Boden 2146 F. über dem Meere und macht auf seinem Laufe durch das Terrassenland von Niederschwaben, dessen Hauptwasserader er bildet, einen großen, gegen Osten gerichteten Bogen. Sein Ufer bietet die reizendsten Abwechselungen, sein Gebiet die reichsten Gefilde dar. Im obern Laufe fließt er über Rottweil, Oberndorf und Sulz bis Horb nordwärts in einem schmalen, bis 300 F. eingefurchten Thale, in engem Bette. Bei Horb beginnt sein Mittellauf. Der Fluß wendet sich nun erst gegen Nordosten an der Alb her über Rottenburg, Tübingen und Nürtingen bis Plochingen. Von hier entfernt er sich mehr von der Alb und geht unter oft ansehnlichen Krümmungen gegen Norden über Eßlingen, Cannstatt ($^3/_4$ St. von Stuttgart), Marbach, Besigheim, Lauffen, Heilbronn, Wimpfen, Neckarsulm und Gundelsheim, dann auf bad. Gebiete bis Eberbach. Das Thal dieser Strecke des mittlern Laufs besteht aus einer Reihe weiter Kessel mit herrlichen Wiesengründen und dazwischenliegenden Durchbrüchen. Jene sind $^1/_2$—1 St. breit und von sanften Gehängen und Weinbergen umschlossen, diese dagegen zeigen steile Formen, und ihre Wände nähern sich bis auf $^1/_4$ St. Von Eberbach an durchbricht der Fluß in westl. Richtung den Odenwald in engem, tiefem Thale bis Heidelberg.

Dieser Durchbruch hat höchst romantische Partien, namentlich bei Neckarsteinach. Bei Heidelberg tritt der N. mit seinem untern Laufe in die Rheinebene, die er bis zu seiner Mündung bei Manheim in nordwestl. Richtung durchströmt. Außer vielen andern kleinern Zuflüssen nimmt er links die Enz mit der Nagold, rechts Fils, Rems, Murr, Kocher und Jaxt auf. Der directe Abstand der Mündung von der Quelle beträgt nur 22, die Stromentwickelung dagegen 64,5 M., sein Gebiet 230 Q.-M. Bei Rottweil wird der N. flößbar, bei Cannstatt für kleinere Fahrzeuge, bei Heilbronn für größere, bis Holland gehende Fahrzeuge und für Dampfsboote schiffbar. Die bei Marbach in Würtemberg gefundenen Denkmäler begründen die Vermuthung, daß schon unter den Römern die Schiffahrt auf dem N. im Gange gewesen. Später scheint sie auf dem obern N., vom Dorfe Berg ober Cannstatt bis Heilbronn, wegen Versandung des Flußbettes aufgehört zu haben, und erst im Anfange des 18. Jahrh. ließen die Herzoge von Würtemberg die Schiffbarkeit wiederherstellen. Der untere N. von Heilbronn bis Manheim war fortwährend schiffbar und der Verkehr auf demselben frei, bis Baden 1808 Manheim zum Hauptspeditionsplatz für den N. bestimmte. Der Wiener Congreß sprach auf den Antrag Würtembergs die völlige Schiffahrtsfreiheit auf dem N. für die betheiligten Regierungen aus, und seitdem wurden Manheim und Heidelberg für Freihäfen erklärt. In Würtemberg sind Cannstatt und Heilbronn Freihäfen. Die Schiffahrt auf dem N. ist der vorzüglichste Kanal für den Handel mit der Schweiz durch den Friedrichshafen, sodann nach Baiern, Oesterreich u. s. w. über Ulm in die Donau. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Holz, getrocknetes Obst, Gips, Pottasche, Lohrinde und Tabacksblätter; Einfuhr und Transito bestehen hauptsächlich in Colonialwaaren. — Der **Neckarkreis** in Würtemberg, auf 60,43 Q.-M. mit 512107 E. die Hauptstadt Stuttgart, 37 andere Städte, 360 Flecken und Dörfer sowie 17 Oberämter umfassend, ist der bevölkertste Theil des ganzen Königreichs (8474 E. auf die Quadratmeile), ja eins der volkdichtesten Gebiete Deutschlands.

Neckarweine heißen im engern Sinne die am Neckar in Würtemberg gezogenen Weine, von denen die besten auf den der Sonne zugewandten Thalrändern stromaufwärts bis Eßlingen wachsen, im weitern Sinne aber auch die Gewächse der Seitenthäler des Neckar, wie des Enz-, Rems-, Murr-, Kocher-, Jaxt- und Sulm- oder Weinsberger Thales sowie des Zabergaus. Man cultivirt hier als gewöhnliche Reben den Elbling, Sylvaner, Gutedel und Trollinger, aber auch die edlern Sorten Klevner, Riesling und Traminer, und erzielt zum Theil sehr gute rothe, weiße und blaßrothe (Schiller-) Weine. Obgleich sich im ganzen der Weinbau in Würtemberg verringert hat, so steht doch dieses Weingebiet hinsichtlich der Quantität der Production unter allen Ländern des Deutschen Zollvereins obenan. Das Areal der Weinberge wurde 1861 zu 70774 würtemb. Morgen angegeben, aber die wirklich in Anbau gewesene Fläche betrug in der Zeit von 1827—62 im jährlichen Durchschnitte nur 52218 Morgen bei einem Ertrage von 127046 würtemb. Eimer (im Werthe von 3,404439 Fl.). Unter den erbauten Weißweinen gelten die von Untertürkheim und Kleinheppach, von Herrenberg, Weiler und Eschenau aus der weinsberger und gilfingerhofer Gemarkung für die vorzüglichsten. Sie sind stark, markig und bouquetreich und werden im Alter den Rhein- und Frankenweinen ähnlich. Die besten Rothweine wachsen zu Untertürkheim, Hoheneck, Mundelsheim, Besigheim, Mühlhausen an der Enz und Roßweg. Diese sind jung dunkelroth, werden im Alter etwas heller, aber gewürzig, kräftig und geistreich. Die N. verbraucht man meist nur im Lande. Sie eignen sich vortrefflich zur Fabrikation von Schaumwein. Die erste Fabrik dieser Art legte Keßler in Eßlingen an, welcher die zu Heilbronn (von Zeller und von Stauch), Stuttgart, Weinsberg und anderwärts folgten.

Necker (Jacques), berühmter Finanzmann und Minister Ludwig's XVI. von Frankreich, geb. 30. Sept. 1732 zu Genf, wo sein Vater, ein geborener Brandenburger, Professor des deutschen Staatsrechts war, erlernte die Handlung und ging 1750 als Commis nach Paris, wo er als Bankier während des Siebenjährigen Kriegs ein großes Vermögen erwarb. Nachdem er sein Geschäft aufgegeben, übernahm er für seine Vaterstadt am franz. Hofe die Stelle eines Ministerresidenten. Als praktischer Finanzmann sehr geachtet, benutzte er den Kampf der Oekonomisten (Physiokraten) mit der Ostindischen Compagnie, um sich auch als staatswirthschaftlicher Schriftsteller einen Namen zu verschaffen. Er gab 1769 ein Werk heraus, in welchem er sich als Anhänger des Mercantilsystems (s. d.) zeigte, aber auch zugab, daß unter gewissen Verhältnissen die von den Oekonomisten verlangte Freiheit des Handels eintreten müsse. Diese rein praktischen Ansichten verfolgte er weiter in dem «Essai sur la législation et le commerce des grains» (Par. 1775), der außerordentliches Aufsehen machte. Der Hof, der sich des Ministers Turgot (s. d.), des Haupts der Oekonomisten, entledigen wollte, wurde dadurch auf N. aufmerksam und

verlieh ihm nach Turgot's Entlassung im Juni 1776 die Stelle eines Finanzraths. Nach der kurzen und abscheulichen Verwaltung Clugny's erlaubte die Königin endlich im Juni 1777, daß N. mit dem Titel eines Generaldirectors an die Spitze der Finanzen treten konnte. Der Name eines Generalcontroleurs wurde ihm vorenthalten, weil er als Protestant keine Stimme im Staatsrathe haben durfte. Ohne auf tiefgreifende Veränderungen einzugehen, wußte er als geschickter Bankier durch Anleihen nicht nur die Bedürfnisse des amerik. Kriegs zu bestreiten, sondern überhaupt das Staatsschuldenwesen erträglich zu ordnen. Die Ersparnisse, die er im königl. Haushalte einführte, verbunden mit seinem strengen prot. Wesen, machten ihn jedoch dem Hofe und der Königin sehr bald aufs äußerste verhaßt. Als er sogar in einem «Compte rendu au roi» (Par. 1787) der Nation Rechenschaft von dem Zustande der Finanzen ablegte und den Eintritt in den Staatsrath verlangte, gab ihm Ludwig XVI. 12. Mai 1781 plötzlich die Entlassung. N. ging nach Genf zurück, kaufte sich in dessen Nähe die Herrschaft Coppet und veröffentlichte hier seine Schrift «De l'administration des finances», wodurch er seine Feinde nur noch mehr reizte. Nachdem Calonne die Verwaltung der franz. Finanzen übernommen, kehrte er 1787 nach Paris zurück, wurde aber, weil er das Verschwendungssystem des Ministers angriff, nach kurzem Aufenthalte verwiesen. In der finanziellen und polit. Krisis, welche die Finanzverwaltung Loménie de Brienne's verursachte, sah sich Ludwig XVI. im Nov. 1788 genöthigt, N., als dem einzigen Retter aus der Noth, das Amt eines Generalcontroleurs und Staatsministers anzutragen. N. fühlte sich durch diese Zurückberufung sehr geschmeichelt und trat sein Amt mit Freuden an. Schon 1779 hatte er die Bildung von Provinzialständen vorgeschlagen; jetzt erklärte er sich auch für die Berufung der Reichsstände und erlangte dadurch beim Volke die größte Popularität. Wie wenig er indeß geschickt war, in die polit. Verhältnisse selbst einzugreifen, bewies er, indem er 1788 die Anzahl der einzuberufenden Deputirten des Dritten Standes dem Gutachten einer Notabelnversammlung unterwarf. Als sich hierauf die Notabeln gegen jede Neuerung erklärten, sah er sich genöthigt, die Einberufung des Dritten Standes in gleicher Anzahl mit den übrigen Ständen durch ein königl. Machtgebot zu erzwingen. Indeß besaß er nicht Muth genug, auch die Form der Berathung und der Abstimmung in gleicher Weise festzustellen, und so wurde er dadurch eigentlich der Urheber des Conflicts, welcher nach dem Zusammentritt der Reichsstände zur Constituirung der Nationalversammlung (s. d.) führte. Als der Hof 23. Juni 1789 den Entschluß des Dritten Standes durch eine königl. Sitzung vernichten und die Reichsstände wiederherstellen wollte, weigerte sich N., in der Sitzung zu erscheinen. Der König gab ihm deshalb 11. Juli seine Entlassung und ersuchte ihn, ungesäumt über die Grenze zu gehen. Die Nachricht von seiner Entlassung wurde die Veranlassung zu den Unruhen vom 12., 13. und 14. Juli, und der König sah sich sofort genöthigt, ihn wieder zurückzurufen. N. erschien und war in der That überzeugt, daß er Frankreich aus dem Abgrunde der Revolution herausziehen werde. Er verband sich zuvörderst mit Mounier und andern Ministern zur Einführung des Zweikammersystems nach dem Muster der brit. Verfassung, wodurch er in der öffentlichen Meinung schon sehr verlor. Obschon er die Finanzen unter den Umständen so gut als möglich ordnete, mußte er doch Mirabeau und andern großen Capacitäten der Nationalversammlung gegenüber alsbald seine Unzulänglichkeit empfinden. Nachdem die Versammlung seinen Plan zu einer Anleihe verworfen, hingegen den Vorschlag Mirabeau's zur Creation von Assignaten angenommen, bat er im Sept. 1790 um seine Entlassung, die ihm auch sofort gewährt wurde. Er zog sich nach Coppet zurück und starb daselbst 9. April 1804. Außer den angeführten Schriften N.'s sind noch zu erwähnen: «Sur l'administration de N., par lui-même» (Par. 1791), «Réflexions adressées à la nation française», zur Rechtfertigung des Königs, und «Du pouvoir exécutif dans les grands états» (Par. 1792), «De la révolution française» (4 Bde., Par. 1796 u. öfter), «De l'importance des opinions religieuses», «Derniers vues de politique et de finances» (Par. 1802). Seine Tochter war die berühmte Frau von Staël (s. d.). Seine Gemahlin, Susanne, die Tochter des Predigers Curchod zu Nyon im Canton Bern, geb. 1739 zu Crassier in Waadt, gest. im Mai 1794 zu Coppet, zeichnete sich durch treffliche Charaktereigenschaften und wissenschaftliche Bildung aus. Aus den gelehrten und geistreichen Gesellschaften, die sie in ihrem Hause versammelte, gingen hervor die «Mélanges tirés des manuscrits de Mme. N.» (3 Bde., Par. 1798) und die «Nouveaux mélanges» (3 Bde., Par. 1801). Außerdem schrieb sie «Des inhumations précipitées» (Par. 1790), «Mémoire sur l'établissement des hospices», «Réflexions sur le divorce» (Genf 1793). Vgl. «Notice sur Mme. N. par Aug. de Staël-Holstein» (Par. 1820).

Nedschd, auch Nedjd oder Nedjed geschrieben, heißt das Hochland im mittlern Arabien, das die fünf Centralprovinzen Sedeir, Woschem, Aared, Afladsch und Yemama des Reichs der Wahabiten (s. d.) umfaßt und zum großen Theil von den Höhen des Dschebl-Tuweik (bis 3000 F. über dem Meere) ausgefüllt wird. Gegen S. grenzt dieses Hochland an die große Sandwüste Dahna, und Arme dieser Wüste trennen es im O. von dem Küstenlande El-Hasa, im NW. vom Dschebl-Schomer und der Provinz Kasim. Der Charakter der Landschaft ist der eines Hochplateau, aus dem sich Felsen meist steil und schroff erheben. Ein wahres Labyrinth von Thälern und Wasserläufen, von denen aber die meisten nur in der Regenzeit fließen und keiner das Meer erreicht, durchschneidet die Berge. Die Höhen sind den größten Theil des Jahres hindurch mit gutem Gras bedeckt. Die Thäler haben fruchtbaren Boden, und dort wohnt auch die in Städten und Dörfern ansässige ackerbauende Bevölkerung, während die Beduinenstämme auf die Wüstenstriche beschränkt sind. Regen fällt im Norden vom Nov. bis Febr., während den Sommer hindurch der Passatwind trockenes und heiteres Wetter bedingt. Die Trockenheit ist dann so groß, daß geschlachtete Thiere binnen drei oder vier Tagen eintrocknen, ohne in Fäulniß überzugehen. Die Hitze bei Tage wird durch kühle Nächte erträglich gemacht; im Winter wird morgens und abends geheizt. Das Klima ist sehr gesund, die Bevölkerung ausgezeichnet wohl und kräftig gebaut; Lungenschwindsucht kommt selten vor. Die Hauptstadt Riad mit 28000 E. liegt nach Pelly's Bestimmung in 24° 38′ 34″ nördl. Br. und 46° 41′ 48″ östl. L. von Greenwich. Wie sie früher der Aufenthalt des Propheten Moseilema, des bedeutendsten Nebenbuhlers Mohammed's, war, so ist sie jetzt das Centrum der mohammed. Orthodoxie und des Fanatismus. Andere bedeutende Städte sind Medschma, Toweim, Sadik (je 18000 E.), Horeimele (12000 E.), Deraîe, Suleimîe, Schakra, Charsah. N. ist hauptsächlich durch Palgrave's Reise in den J. 1862—63 bekannt geworden («Narrative of a year's journey through Central and Eastern Arabia», Lond. 1865). Vor ihm durchreiste es Sadlier 1819 («The diary of a journey across Arabia», Bombay 1866), nach ihm besuchte Pelly 1864 die Hauptstadt Riad («A visit to the Wahabee capital, Central Arabia» im «Journal of the Royal Geographical Society», Bd. 35).

Neefs (Pieter), der ältere, ein Architekturmaler, geb. zu Antwerpen nach 1560, lernte bei dem ältern H. Steenwijk. Sein Hauptfach war Architektur und Perspectivmalerei; vorzüglich hat er sich durch seine innern Ansichten von Kirchen, namentlich der oft von ihm behandelten Kathedrale von Antwerpen, großen Ruhm erworben. Bei letzterer stellt er das Innere meist von Lichtern oder Fackeln beleuchtet dar und läßt das Licht auf einen ausgezeichneten Gegenstand der Kirche fallen. Die Klarheit der Darstellung und das Helldunkel darin sind meisterhaft; dagegen tadelt man eine gewisse Härte und den Mangel an Luftperspective. Die Zahl seiner Bilder ist ziemlich groß. Daß Frank, Breughel, van Thulden und Teniers gewöhnlich die Figuren in seine Bilder malten, hat deren Werth nur erhöht. Er starb 1651. Sein Sohn, Pieter N., der Jüngere, dessen Blütezeit von 1650—60 fällt, malte in gleichem Genre, erreichte aber den Vater nicht.

Neer (Aart van der), ein Landschaftsmaler, wurde wahrscheinlich zu Amsterdam 1613 oder 1619 geboren und soll nach einigen 1683, nach andern weit später gestorben sein. Er ist einer der größten Repräsentanten der naiven, nichthistorischen Landschaftsmalerei und steht seinem großen Zeitgenossen Ruysdael vielleicht am nächsten. Er verstand namentlich das Wasser, vom niedern Horizont begrenzt und zwischen flachen Ufern eingeschlossen, durch zitterndes Mondlicht zu verschönern und ist hierin unübertroffener Meister. Ebenso naturtreu stellte er Winterlandschaften und Feuersbrünste dar. Sein Sohn, Eglon Hendrik van der N., geb. zu Amsterdam 1643, lernte bei J. Vanloo und malte besonders histor. Bilder und Landschaften, außerdem auch Gesellschaftsstücke, welche in der Ausführung sorgfältig, aber in einer manieristischen Eleganz befangen sind. Er lebte anfangs in Paris, dann zu Orange und endlich am kurpfälz. Hofe zu Düsseldorf, wo er 1703 starb. Er war Hofmaler des Königs von Spanien und hatte unter anderm van der Werff zu seinem Schüler.

Neerwinden, ein kleiner Ort im Bezirk Huy der belg. Provinz Lüttich, mit 419 E., 2 St. im Südosten von Tirlemont gelegen, ist besonders denkwürdig wegen Luxembourg's (s. d.) Sieg über die Engländer unter Wilhelm III. 29. Juli 1693 und wegen der Niederlage Dumouriez' (s. d.) 18. März 1793, wodurch der Prinz von Koburg wieder Herr der belg. Lande wurde.

Nees von Esenbeck (Christian Gottfried), ausgezeichneter deutscher Botaniker und Naturphilosoph, geb. 14. Febr. 1776 auf dem Reichenberg im Odenwald, besuchte das Gymnasium zu Darmstadt und studirte zu Jena Medicin, wo er auch promovirte. Frühzeitig dem Studium der Natur zugethan, wendete er sich immer mehr, namentlich während seines Aufenthalts

in Frankfurt a. M., der Entomologie, Ornithologie und Botanik zu. Nachdem er längere Zeit als praktischer Arzt gewirkt, erhielt er 1818 die Professur der Botanik zu Erlangen. Im Aug. desselben Jahres von der Leopoldinischen Akademie der Naturforscher zum Präsidenten erwählt, folgte er 1819 einem Rufe als Professor der Botanik nach Bonn, von wo er 1831 in gleicher Eigenschaft nach Breslau versetzt wurde. 1848 wandte er sich nach Berlin, ward aber hier im Jan. 1849 ausgewiesen, später, 29. Jan. 1851, wegen seiner Betheiligung an der Arbeiterverbrüderung als Professor der breslauer Universität suspendirt und infolge richterlichen Erkenntnisses 13. März 1852 seines Amts völlig entsetzt. In demselben Jahre ging die Direction der Leopoldinischen Akademie an Kieser über. N. behielt seinen Wohnsitz zu Breslau, wo er auch 16. März 1858 starb. Unter den deutschen Botanikern nimmt N. eine vorzügliche Stellung ein, indem er nicht allein auf dem Gebiete der beschreibenden Pflanzenkunde Bedeutendes leistete, sondern auch den philos. Theil der Botanik so geistvoll behandelte, daß man ihn als einen der einflußreichsten Urheber der eigenthümlichen Anschauung, welche die neue Botanik auszeichnet, betrachten muß. N. hat keinen Theil seiner Wissenschaft unbeachtet gelassen. Er schrieb ebenso über Kryptogamen (wie «Das System der Pilze und Schwämme», Würzb. 1816; mit Hornschuch und Sturm die «Bryologia Germanica», 2 Bde., Nürnb. 1823—31, mit 43 colorirten Tafeln; mit Gottsche und Lindenberg das «Systema Hepaticarum», Hamb. 1844—47) als über große, ganz exotische Gruppen, wie z. B. das «Systema Laurinarum» (Berl. 1836). Von seinen zahlreichen übrigen botanischen Werken sind, außer dem «Handbuch der Botanik» (2 Bde., Nürnb. 1820—21), hervorzuheben: «Die Entwickelung der Pflanzensubstanz» (Erlang. 1819), mit Bischof und Rothe bearbeitet; «De cinnamo» (Bonn 1823); «Agrostologia Brasiliensis» (Stuttg. 1829), die einen Theil von Martius' Werke über Brasilien bildet; «Enumeratio plantarum cryptogamicarum Javae et insularum adjacentium» (Bresl. 1830); «Genera et species Asterearum» (Bresl. 1832); «Agrostographia Capensis» (Halle 1853) u. s. w. Die Herausgabe eines illustrirten Lehrbuchs der allgemeinen Naturgeschichte hat er mit «Die allgemeine Formenlehre der Natur» (Bresl. 1852) begonnen. Auch als origineller Philosoph und selbständiger Denker nimmt N. eine hervorragende Stellung ein, wie sein «System der speculativen Philosophie», von dem nur der erste Band, die Naturphilosophie, erschienen ist (Glog. 1841), sowie einige spätere Abhandlungen beweisen. — Theodor Friedrich Ludwig N., Bruder des vorigen, geb. 26. Juli 1787, gest. 12. Dec. 1837 zu Hières, Professor und Inspector des Botanischen Gartens zu Bonn, hat sich ebenfalls durch mehrere bedeutende Werke einen Namen in der Geschichte der Botanik erworben. Besonders hervorzuheben sind seine «Genera plantarum Florae Germanicae» (Bonn 1833 fg.), ein Kupferwerk, das nach seinem Tode erst von Spenner, dann von Putterlick, Endlicher u. a. fortgesetzt wurde.

Negativ heißt verneinend, oder durch Verneinung gedacht. Der Ausdruck für die reine Verneinung ist das Nichts (s. d.). Verneinungen oder Negationen haben nur einen Sinn als Aufhebung einer Bejahung oder Setzung, und der ganze Begriff der Verneinung hat seinen Ursprung in den Beziehungen der Gedanken. Die Negation wurzelt im Urtheile; der Satz: Cirkel ist nicht Viereck, oder: Holz ist nicht Eisen, sagt, daß der Begriff des Cirkels nicht durch das Prädicat des Vierecks u. s. w. gedacht werden könne. Negative Begriffe nennt man diejenigen, deren ganze Bedeutung auf der Verneinung eines andern beruht, z. B. Finsterniß als Abwesenheit des Lichts, Freiheit als Verneinung des Zwangs u. s. w. Die Anwendung des Begriffs der Verneinung ist immer relativ; wer den Weg nach rechts hin als positiv betrachtet, für den ist der Weg nach links hin negativ, und umgekehrt. Hierauf beruht der Begriff negativer Größen in der Mathematik, welcher nicht die Größen selbst, sondern ihre Beziehungen trifft. Auch der reelle Gegensatz der Naturkräfte ist von der Art, daß bei einander direct widerstrebenden Bewegungen jede, sofern sie als Hinderniß der ihr entgegengesetzten wirkt, für die letzte als negative Größe in Anschlag kommt, obwol eine jede für sich selbst eben so positiv ist als die andere. (S. Positiv.)

Neger, in der volksthümlichen Sprache auch Mohr (entstanden aus dem lat. Maurus, wie im Alterthum die dunkelfarbigen Bewohner Nordwestafrikas hießen), nennt man die schwarzen, wollhaarigen Bewohner Afrikas. Dieselben werden in allen ethnogr. Systemen als eine Hauptrasse von andern abgesondert und stehen als schiefzähnige Langköpfe (prognathe Dolichocephalen nach Retzius) neben Negritos und Papuas auf der niedersten Stufe der Rassenentwickelung. (S. Mensch.) Während man früher alle Eingeborenen von Afrika, mit Ausnahme des Nordrandes, als N. bezeichnete, haben genauere Forschungen gezeigt, daß nicht nur die Berbern und Kopten im Norden, die Abyssinier (welche Semiten sind), die Bedscha, Galla und

Nubier im Osten von ihnen zu trennen sind, sondern auch die über den Sudan verbreiteten Fulah oder Fellatah und alle südafrik. Stämme, im Westen von 8° nördl. Br., im Osten vom Aequator an, als Negroide von den eigentlichen N. unterschieden werden müssen. Das Gebiet der letztern umfaßt daher nur einen Gürtel im Süden der Sahara von 10—12 Breitengraden. Der Knochenbau des N. ist stark und massiv, namentlich zeichnet sich auch der Schädel durch Schwere, Dicke und Härte aus. Das Gehirn ist kleiner als beim Europäer und hat weniger entwickelte Windungen. Die hochgewölbte Scheitelgegend entspricht dem vorherrschend ausgebildeten Mittelhirn, während das Vorderhirn mehr zurücktritt, das Hinterhaupt aber oft lang ausgezogen ist. Der Kopf erscheint als von beiden Seiten zusammengedrückt, das Gesicht lang und schmal, sein unterer Theil tritt mehr heraus als beim Europäer, der Gesichtswinkel beträgt oft nur wenig über 70°. Die Backenknochen stehen hervor und lassen das Gesicht, aus welchem die breite, dicke, flache Nase mit weiten Löchern nur wenig sich erhebt, als von vorn plattgedrückt erscheinen. An dem langgestreckten und nach vorn gerichteten Oberkiefer sitzen schief nach vorn geneigte Schneidezähne meist von blendender Weiße. Der Mund ist weit und die Lippen wulstig, das Kinn klein, wenig prominirend. Der Bart ist meist schwach. Ferner charakterisirt den Negertypus der starke Nacken, die geringere Biegung der Wirbelsäule, das kleinere, keilförmige, nach rückwärts geneigte Becken mit vertical stehenden Darmbeinen, die schwarze, sammtweiche, stets kühle, stark ausdünstende, übelriechende Haut und das krause, wollähnliche, nicht über 3 Zoll lange Haar. Dieser häßliche Typus findet sich jedoch keineswegs allgemein bei den N. ausgeprägt; er ist nur die extreme Form. Meist sind die N. viel weniger häßlich, und man trifft innerhalb der Rasse auf die mannichfaltigsten Varietäten, die zum Theil durch die Vermischung mit fremden Völkern, wie den Berbern, Arabern, Negroiden u. s. w., entstanden sind. Am reinsten zeigt sich der Typus in heißen Tiefländern, deren Bewohner zugleich auf niedriger intellectueller Stufe stehen. Latham rechnet zu dem eigentlichen Gebiete der N. nur das Land vom Senegal bis zum Niger nebst Darfur, Kordofan und Sennaar. (Ueber die Abgrenzung der N. von den Negroiden und andern Völkern Afrikas, ferner über ihre Religion, Cultur, Handel, Sklaverei, Staatenbildung, s. den Art. Afrika.) Die Hauptstämme der N. sind: die Mandingo nebst den Serrakolet (Soninkié), Vei, Bambuki und Kuranko, die sich vom Gambia bis Bambara und südlich bis Cap Palmas ausbreiten; die Jolof oder Wolof, die schwärzesten und schönsten N., zwischen Senegal und Gambia; die westatlantische Gruppe (Sererer, Nones, Felup, Joats, Baiotes, Fuluns, Biafaren, Jamburen, Papels, Bissagos, Birames, Balantes, Nagas, Cassanguas, Bagnuns, Tiapis, Bagoes, Landamahs, Nalus, Bullom); die Sonrhay am mittlern Niger; die Haussa; die Kanuri oder die Bewohner von Bornu, mit denen sprachlich die Tebu der östl. Sahara verwandt sind; die Kru an der Körnerküste; die Avekwom (Quaqua) an der Elfenbeinküste; die Aschanti (Asante) nebst den gleichfalls die Odschisprache redenden Fanti, Akim, Aquapim und Akwambu; die Dahomey; die Yoruba; die Ibo und Nuffi am untern Niger; die Edeeyah oder Adiah auf Fernando-Po; die Batta in Adamaua; die Murghi sowie die Massastämme (Kotoko, Gamerghu, Mundera, Logun, Mußgu) südlich von Bornu; die aus verschiedenen Stämmen bestehenden Bewohner von Baghirmi, Wadai und Darfur; die sog. Nubaneger von Kordofan; die Stämme am Weißen Nil von den Schilluk und Dinka aufwärts; die Schongollo, Kamamil, Oli, Köli und Bertat im Fazogl und weiter südlich. Vgl. außer den allgemeinen Werken über Ethnologie: Waitz, «Die Negervölker und ihre Verwandten» (Lpz. 1860); Kölle, «Polyglotta Africana» (Lond. 1854); Barth, «Sammlung central-afrik. Vocabularien» (Gotha 1862—66).

Negritos, s. Australneger.

Negroponte, s. Euböa.

Nehemia, ein vornehmer Hebräer und Mundschenk des Königs Artaxerxes Longimanus von Persien, wurde 444 v. Chr. als pers. Statthalter nach Jerusalem geschickt. Er ließ die Mauern und Thore Jerusalems wieder aufbauen und machte sich namentlich um die Herstellung der gottesdienstlichen Ordnung, die Befestigung des mosaischen Gesetzes und die Hebung des jüd. Nationalgefühls verdient, obwol die von ihm gepflegte polit. und religiöse Exclusivität der Juden gegenüber den Samaritanern das jüd. Gemeinwesen in große Gefahr brachte. Er kehrte 432 v. Chr. nach Persien zurück, machte jedoch später, um eingeschlichene Misbräuche zu beseitigen, noch eine zweite Reise nach Jerusalem. Das nach ihm benannte Buch des alttestamentlichen Kanon beruht theilweise auf des N. eigenen Aufzeichnungen. In der gegenwärtigen Gestalt rührt er aber aus bedeutend späterer Zeit her und bildet mit der Bearbeitung der ältern Aufzeichnungen Esra's (s. d.) ein Ganzes.

Neher (Bernhard), Historienmaler, geb. 1806 zu Biberach, erhielt den ersten Kunstunterricht von seinem Vater und bildete sich dann in Stuttgart und München weiter aus. Einige Compositionen N.'s, unter Cornelius' Leitung ausgeführt, veranlaßten den König von Württemberg, ihm ein Reisestipendium zu gewähren, sodaß er sich vier Jahre in Rom aufhalten konnte. Unter den dort ausgeführten Bildern sind die Erweckung des Jünglings von Nain und der Tod Ulrich's in der Schlacht bei Döffingen hervorzuheben. Dieselben zeigen Anlehnung an die Compositions- und sorgfältige Ausführungsweise des altdeutschen Malerstils. Nach seiner Rückkehr nach München schmückte N. die äußere Seite des Isarthors über dem Haupteingange mit dem Einzug des Kaisers Ludwig des Baiern, über den beiden Seiteneingängen mit den Gestalten der Heiligen Jungfrau und des heil. Benno. 1836 wurde er nach Weimar gerufen, um an der Ausstattung der Goethe und Schiller gewidmeten Räume im großherzogl. Schlosse theilzunehmen. Im Schillerzimmer zeigen sieben Hauptbilder ebenso viele Hauptscenen aus sieben Dramen des Dichters, und jedes dieser Bilder hat noch zwei Lünetten über sich. Ueber den Thüren und Fenstern sind dann vier Bilder zu vier Balladen angebracht. Ueber der Nische mit Schiller's Büste von Dannecker stellte N. die Huldigung der Künste dar. Außerdem ist an den sechs Pfeilern, welche die Hauptbilder umgeben, das Lied von der Glocke in Arabesken behandelt. Die Goethegalerie zierte er mit Malereien nach des Dichters Balladen und Hymnen. N. widmete sich diesen Arbeiten größtentheils im Sommer, während er sonst an der Malerakademie in Leipzig wirkte, an welche er seit 1844 als Director berufen war. Auch als er 1846 als Professor an der Kunstschule nach Stuttgart ging, arbeitete er von dort aus an der Vollendung der weimarischen Aufgaben, die er 1847 durch die Entwürfe von drei Bronzethüren zur Goethegalerie schloß. Daneben malte er noch für die neue Petrikirche in Hamburg ein großes Altargemälde sowie ein Kirchenbild für die kath. Gemeinde der Stadt Ravensburg. Auch fertigte er die Cartons für die von Scheerer ausgeführten Glasgemälde des Chors der Stiftskirche in Stuttgart. Andere Glasfenster, in den letzten Jahren nach seinen Zeichnungen für die Leonhardtskirche ausgeführt, sind 1865 bei einer Gasexplosion fast völlig zerstört worden. Für die Staatsgalerie lieferte er eine Kreuzabnahme, ein größeres Oelgemälde. Seit 1854 fungirt N. auch als Mitleiter der Kunstschule.

Neher (Michael), deutscher Architekturmaler, wurde 1798 zu München geboren und, obwol er Talent zur Kunst zeigte, wegen Sorge für eine gesicherte Zukunft doch von seinem Vater in die Lateinische Schule geschickt. So gelang es ihm nur auf Umwegen, in die Akademie zu treten, und auch diese mußte er wieder verlassen, um sich durch Bildnißmalerei Erwerb zu verschaffen. Mit Empfehlungen ging er nach Trient, wo er sich durch seine Bildnisse Mittel genug zur Reise nach Italien erwarb. Er hielt sich sechs Jahre in den Hauptstädten Oberitaliens auf und gelangte 1823 nach Rom, wo er die alten Meister eifrig studirte, nebenbei aber Bedeutendes im Genrefache leistete. Auch entwarf er sehr hübsche Federzeichnungen von den Umgebungen Roms und Neapels. 1825 kehrte er nach München zurück und überraschte durch eine Fülle der anziehendsten Genrescenen, Costümstücke, Landschaften und Architekturen, die bald allgemein beliebt wurden. Bei der Ausschmückung des Schlosses Hohenschwangau malte er die Bilder des Schwanenritters nach Ruben'schen Entwürfen. Das eigentliche Gebiet N.'s ist die Architekturmalerei geworden, worin er die größte malerische Illusion mit Verständniß der Formenbildung, correcter Zeichnung und selbst einer bis ins kleinste gehenden Durchführung zu verbinden weiß. Der Dom von Magdeburg, der Münster von Freiburg, der frankfurter Dom, der von Mecheln, das Stadthaus und die Peterskirche von Löwen sind auf solche Weise durch seine thätige Hand dargestellt worden.

Nehrung, s. Haff.

Neid ist die Gefühlsstimmung, worin sich das Verlangen nach einem Gute oder Glück, welches ein anderer besitzt, mit dem Wunsche verbindet, daß jener es nicht besitzen möge. Findet der letztere Wunsch allein statt ohne jenes Verlangen, so tritt an die Stelle des N. die Misgunst. Denn man kann einem andern wol etwas misgönnen, welches man selbst doch nicht zu haben begehrt, wenn es jenem z. B. nützlich ist, uns hingegen nichts nützen würde. N. sowol als Misgunst gehören, als auf dem Misvergnügen am Wohlergehen anderer beruhend, zu den rein egoistischen Stimmungen, welche daher bei der Erziehung ohne Rücksicht zu bekämpfen sind, indem sie, wo man ihnen freien Lauf läßt, immer eine niedrige Sinnesart erzeugen. Ein ungewöhnlich hoher Grad des N. wird als Scheelsucht bezeichnet. Betrifft der N. Vorzüge, welche andern von einer geliebten oder verehrten Person zu unserm Nachtheil eingeräumt werden, so heißt er Eifersucht. Steigern sich diese Gefühle zu Affecten empor, oder nehmen sie

durch Gewohnheit zuletzt sogar den Charakter der Leidenschaft an, so bleiben sie in der Regel nicht ohne nachtheilige Folgen für die Gesundheit, indem sie Eßlust und Schlaf rauben und die körperlichen Kräfte überhaupt herabdrücken; von ebenso nachtheiligen Folgen aber auch sind sie begleitet für das geistige Wohlbefinden, indem sie das Gemüth verdüstern und dadurch leicht zu Seelenstörungen Anlaß geben. Insbesondere ist die Eifersucht häufig Ursache des Wahnsinns.

Neidhart von Neuenthal, einer der bedeutendsten Lyriker des deutschen Mittelalters, der ungefähr von 1210—40 dichtete, war gebürtig aus Baiern, nachher aber in Oesterreich (am Hofe Leopold's und Friedrich's des Streitbaren) ansässig. Er wurde der Urheber einer neuen Dichtungsgattung, indem er, abweichend von der herrschenden, aus franz. Quelle stammenden höfischen Manier, seine Stoffe und Formen hauptsächlich aus der eigenen heimischen Umgebung, und zwar aus dem Leben der Bauern, von ihren Tänzen und den damit verbundenen Spielen, Aufzügen und Liedern entnahm, doch so, daß er nicht in die Anschauungsweise des Dorfes sich versetzte und die Liebe und die Jahreszeiten nach Volksart besang, sondern daß er das bäuerische Leben und Treiben selbst den höfischen Kreisen zur Anschauung brachte. Diesem Ursprunge gemäß zerfallen seine Dichtungen in zwei Hauptklassen: in Frühlingslieder, wie sie zum Reigen gesungen zu werden pflegten, in zwietheiligen oder auch untheiligen Strophen, beginnend mit einer Ankündigung und Feier der frohen, zu Liebeslust und Tanz unter der Linde rufenden Zeit, woran sich dann eine entsprechende Situation oder Scene knüpft, und in Winterlieder zum Tanz in der Stube, die in dreitheiliger Strophe schon mehr dem Einflusse der franz. pastourelle nachgeben und nach einem der winterlichen Jahreszeit gewidmeten Eingange und einigen minniglichen Uebergangsstrophen die «gogelheit der dörper», den ausgelassenen Uebermuth der tölpelhaften Dorfbewohner schildern, ihren Streit untereinander und mit dem unter ihnen in Liebeswerbung auftretenden Dichter. Schon die rein objective Vorführung solcher Scenen würde hingereicht haben, um diese Gesellschaft in den Augen des Hofs lächerlich zu machen; aber N. brauchte diese Form wol auch absichtlich, um unter ihrer Maske alles in sich Kleinliche und Erbärmliche, aber Anmaßende, was seine Umgebung am damaligen, nur noch den Schein alter Feinheit und alten Glanzes bewahrenden österr. Hofe reichlich genug zeigen mochte, mit frischem Humor und einer oft kecken Derbheit zu verspotten. Mit diesem Humor führte er sich auch selbst unter seinem eigenen Namen redend und handelnd in seinen Liedern ein und erleichterte dadurch den bald anhebenden und bis durch das 15. Jahrh. dauernden Misbrauch, daß ihm zahlreiche, dem Inhalte wie der Form nach rohe Lieder und Strophen untergeschoben, daß er als Bauernfeind aufgefaßt und Abenteuer ihm angedichtet wurden nach Art des Kalenbergers und Eulenspiegel's, bis er zuletzt sogar unter dem Namen Neidhart Fuchs (dem an der südl. Mauer der St.-Stephanskirche zu Wien ein Grabmal errichtet ist) wirklich als ein Zeitgenosse des tölpelhaft-gespaßigen Pfarrers vom Kalenberge und wie dieser als eine Art Hofnarr am Hofe des österr. Herzogs Otto des Fröhlichen (gest. 1339) dargestellt wurde, während zugleich überhaupt in lyrischer Form erzählte Schwänke, Schalksstreiche und Abenteuer mit Bauern schlechthin den Namen Neidharte erhielten. N.'s Lieder sind außer in den großen Minnesingerhandschriften (s. Minnesinger) auch in mehrern eigenen Sammlungen auf uns gekommen, von denen die beste, noch dem 13. Jahrh. angehörende sich in der Bibliothek des Schlosses Riedegg befindet und von Benecke in den «Beiträgen zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur» (Bd. 2, Gött. 1832) herausgegeben wurde. Alles Erhaltene (Echtes und Unechtes) ist gesammelt in von der Hagen's «Minnesinger» (Lpz. 1838). Eine kritische Ausgabe der echten Lieder lieferte Haupt (Lpz. 1858). Vgl. Liliencron, «Ueber N.'s höfische Dorfpoesie» in Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum» (Bd. 6); Schröder, «Die höfische Dorfpoesie des deutschen Mittelalters» in Gosche's «Jahrbuch der Literaturgeschichte» (Berl. 1865).

Neipperg, ein altes, ehemals reichsunmittelbares Rittergeschlecht aus dem Kreichgau in Schwaben, wurde 5. Febr. 1726 in den Reichsgrafenstand erhoben und erhielt 1766 Sitz und Stimme in dem schwäb. Grafencollegium. Es besitzt die Standesherrschaft Schwaigern, unter würtemb., und halb Gemmingen, unter bad. Hoheit, zusammen $1^1/_4$ Q.-M. — Graf Wilhelm Reinhard von N., geb. 1684, kaiserl. Feldmarschall, schloß 1739 den Frieden zu Belgrad und verlor 1741 die Schlacht bei Mollwitz gegen Friedrich d. Gr., die Schlesiens Schicksal entschied, blieb aber nichtsdestoweniger bis zu seinem Ende ein Günstling von Franz I. und Maria Theresia. Er starb 1774 als Hofkriegsrath und Commandant von Wien. — Sein Enkel war Graf Adam Adalbert von N., geb. 8. April 1775. Derselbe trat frühzeitig in österr. Dienste und kam bald in den Generalstab, wurde aber am Rhein von den Franzosen gefangen, die ihn, als einen angeblichen Emigranten, arg mishandelten, wobei er ein Auge einbüßte. Dennoch diente

er fort und zeichnete sich namentlich in den Feldzügen in Italien aus. Im Kriege von 1809 stand er bei dem Corps des Erzherzogs Ferdinand, und 1811 ging er als Gesandter nach Schweden. Sein rühmlicher Antheil an den Ereignissen vor und in der Schlacht bei Leipzig brachte ihm die Ehre, die Siegesnachricht nach Wien zu überbringen. Auch in dem Feldzuge in Frankreich zeichnete er sich mehrfach aus. Im Herbste 1814 erhielt er den Grad als General-Feldmarschallieutenant und wurde zum Oberhofmeister der Kaiserin Maria Luise ersehen, die sich später mit ihm in morganatischer Ehe verbunden haben soll. Nach langer Krankheit starb er 22. Febr. 1829. — Sein ältester Sohn, Graf Alfred von N., geb. 26. Jan. 1807, gest. 16. Nov. 1865, war würtemb. Generalmajor und mit der Prinzessin Maria von Würtemberg vermählt. Dessen Bruder, Graf Erwin von N., geb. 6. April 1813, österr. Feldmarschall-lieutenant, ist gegenwärtig Standesherr und Chef des Hauses.

Neisse ist der Name dreier zum Stromgebiet der Oder gehöriger Flüsse. — Die Glatzer N., ein wildes, durch häufige Ueberschwemmungen verheerendes Wasser, entspringt auf dem Kleinen Glatzer Schneeberge, fließt bis Glatz nach Norden, dann durch ein enges Thal (den Paß von Wartha) zwischen dem Eulen- und Reichensteiner Gebirge nach Nordosten, berührt hierauf die Städte Paschkau, Ottmachau, Neisse, Löwen und Schurgast und mündet 1½ St. unterhalb letzterer Stadt in die Oder. Der Fluß ist 26 M. lang, der Lauf aber jäh, sein Bett voller Steine. Er wird schon oberhalb Habelschwerdt flößbar, von Löwen an auf eine kurze Strecke schiffbar. Unter den Nebenflüssen sind die bedeutendsten: rechts die Biela, aus dem Reichensteiner Gebirge kommend; dann eine andere Biela (auch Biele und Bielau), die vom Altvater nach Norden fließt und bei der Festung Neisse mündet; die Steinau, die Löwen gegenüber der N. in ihrem Unterlaufe zugeht. Links empfängt die N. die Weistritz oberhalb und die Steine unterhalb der Stadt Glatz. Die Glatzer N. ist das Hauptgewässer des glatzer Kessellandes. Die hier oberhalb Habelschwerdt einmündende Wölfel durchströmt den anmuthigen Wölfelsgrund und bildet den Wölfelsfall, den schönsten und einzigen ganz naturwüchsigen Wasserfall der Sudeten (10 F. breit und 50 F. hoch). — Die Lausitzer oder Görlitzer N. entspringt in Böhmen am Iserkamm oberhalb Reichenberg und tritt unterhalb Grottau in die sächs. Oberlausitz ein, in welcher sie die Städte Zittau, Hirschfelde und Ostritz berührt. Nachdem sie unterhalb Leuba die Grenze des Königreichs Sachsen (von welchem 11,9 Q.-M. ihrem Stromgebiete angehören) überschritten, durchfließt sie zunächst den nordwestl. Theil des preuß. Regierungsbezirks Liegnitz, in welchem sie an Görlitz, Rothenburg, Priebus und Muskau vorüberströmt, dann durch den preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, in welchem sie die Städte Forste und Guben berührt. Sie mündet 2 M. unterhalb Guben bei Schiedlow, da, wo die Oder nach Norden umbiegt. Auf ihrem 33,5 M. langen Laufe, der im allgemeinen nach Norden und der Spree parallel gerichtet ist, und von dem Preußen allein 25 M. angehören, wird sie von Muskau ab flößbar, bei Guben schiffbar. Die Lausitzer N. hat keinen Nebenfluß von Bedeutung. — Die Wüthende oder Jauersche N., die oberhalb Bolkenhain am Mittelgebirge entspringt, berührt die Stadt Jauer und mündet nach einem nur 5 M. langen Laufe in der Gegend von Kroitsch in die Katzbach.

Neisse, Kreisstadt und Festung im Regierungsbezirke Oppeln der preuß. Provinz Schlesien, früher Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums und fürstbischöfl. Residenz, liegt in breiter Thalung rechts an der Neisse (s. d.) und deren die Stadt in zwei Armen durchströmendem Zufluß Biele. Die Stadt ist Sitz eines Kreisgerichts, eines Landrathsamts sowie der Landschaft des Neisse-Grottkauer Fürstenthums und zählte (mit der 1865 zum platten Lande geschlagenen Altstadt und der Pulvermühle) 3. Dec. 1864, ohne die 4979 Mann starke Garnison, 18833 E., die sich, bis auf etwa 2300 Evangelische und gegen 500 Juden, zum Katholicismus bekennen. Unter den Plätzen sind der Marktplatz und der Salzring die größten, die Zollstraße, Breslauer- und Berlinerstraße breite Hauptstraßen. Unter den acht kath. Kirchen zeichnen sich die große, 1430 neuerbaute goth. Pfarrkirche des heil. Jakobus, die im ionischen Stil 1715 aufgeführte Curatialkirche zu St.-Peter und Paul und die schöne Gymnasialkirche Mariä Himmelfahrt (1688 von den Jesuiten erbaut) aus. Die Evangelischen besitzen zwei Kirchen. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu N. ein kath. Gymnasium und eine 1832 eröffnete, neuerdings in die erste Ordnung erhobene Realschule mit 300 Schülern. Das aus bischöfl. Zeit stammende große Hospital im Kloster des ehemaligen Kreuzstiftes ist den Barmherzigen Schwestern anvertraut. Ein ansehnliches städtisches Theater wurde 1852 erbaut. In den Räumen des alten bischöfl. Schlosses ist eine Artilleriewerkstatt eingerichtet; in dem neuern bischöfl. Residenzgebäude befinden sich jetzt mehrere königl. Behörden. Industrie und

Handel des Orts, zu deren Unterstützung eine Bankagentur besteht, sind nicht ohne Bedeutung. Der Gewerbfleiß erstreckt sich besonders auf Woll- und Leinweberei, Zwirn- und Garnspinnerei, Fabrikation von Taback, Chemikalien, Vitriol, Branntwein. Auch besteht zu N. eine königl. Pulver- und eine Gewehrfabrik. In der Umgegend baut man viel Gemüse, auch Flachs. In der Stadt werden jährlich zwei Wollmärkte gehalten. Es bestehen zu N. zwei Buchdruckereien, vier Steindruckereien, drei Buchhandlungen, fünf Leihbibliotheken und ein Musikleihinstitut. N. ist durch eine Zweigbahn mit Brieg und der Oberschlesischen Eisenbahn verbunden und wird von starken Festungswerken umgeben. Schon 1350 erhielt es durch Bischof Preczlaus Mauern, hinter welchen die Bewohner 1428 den Hussiten tapfern Widerstand leisteten, und 1594 wurde es mit Schanzen und Basteien schwach versehen. Während des Dreißigjährigen Kriegs ward die Stadt dreimal feindlich besetzt: 1621 vom Markgrafen Joh. Georg von Jägerndorf, 1632 von Sachsen und Dänen und 1642 von den Schweden. Seit 1643 durch Wall und Graben stärker befestigt, ging die Festung, von den Preußen belagert, 1741 durch Capitulation über, worauf Friedrich II., der die strategische Lage wohl zu würdigen wußte, einen großartigen Festungsbau begann. An die Stelle der eingeäscherten Vorstädte wurden verstärkte Werke gesetzt und auf dem bis dahin schutzlosen linken Ufer der Neisse, wo der König zugleich die nach ihm benannte, bis 1810 eine eigene Stadt bildende Friedrichstadt erbauen ließ, einige Hauptbollwerke, insbesondere seit 1743 das Fort Preußen aufgeführt. 1758 von den Oesterreichern vergeblich belagert, mußte sich N. 16. Juni 1807 nach harter Belagerung den Franzosen durch Capitulation ergeben, die es nun bis 13. Nov. 1808 besetzt hielten. Neuerdings ist die gegen Oesterreich gerichtete und zwei wichtige Sudetenstraßen beherrschende Festung erweitert und verstärkt worden. Vgl. Minsberg, «Geschichtliche Darstellung der merkwürdigsten Ereignisse der Fürstenthumstadt N.» (Neisse 1834); Kastner, «Urkundliche Geschichte der Stadt N.» (Neisse 1854). Das Fürstenthum N., anfangs von der Hauptburg Ottmachau das Ottmachauer Land, mit dem Aufkommen der Stadt N. das Neisser Land genannt, gelangte 1201 durch Schenkung an das Bisthum Breslau und wurde durch die Bischöfe allmählich vergrößert. 1344 erwarb der Bischof Preczlaus durch Kauf das Grottkauer Land, weshalb sich auch später die breslauer Bischöfe Fürsten von N. und Herzoge von Grottkau nannten. Das ganze Fürstenthum war gegen 40 Q.-M. groß. Nach dem Breslauer Frieden von 1742 blieb bei Oesterreich nur der kleinere, gebirgige südl. Theil (gegen 17 Q.-M.), in dem noch jetzt das breslauer Bisthum Grundherrlichkeit hat; der größere nördl. Theil (gegen 23 Q.-M.) gelangte an Preußen und wurde 1810 bei der allgemeinen Säcularisation der geistlichen Güter gleichfalls für Staatseigenthum erklärt. Die Hauptstadt des österr. Antheils ist Jauernik, neben welcher noch die Bergstadt Freiwaldau, der Hauptsitz der Feinleinen- und Damastfabrikation Oesterreichisch-Schlesiens, sowie die Städte Zuckmantel, Friedeberg, Weidenau und Reichenstein zu nennen sind. Der preuß. Antheil (noch immer Fürstenthum N. genannt) gehört zum Regierungsbezirk Oppeln und zerfällt gegenwärtig in die beiden Kreise: N. (13,29 Q.-M. mit 91219 E.) und Grottkau (9,52 Q.-M. mit 44482 E.). Im Kreise N. liegen noch die Städte Ziegenhals an der Biela, mit 4019, und Patschkau an der Neisse, mit 4710 E. und drei Kirchen. Im Kreise Grottkau ist, außer der Kreisstadt (mit 4327 E.), noch die Stadt Ottmachau an der Neisse, mit 3340 E., bemerkenswerth.

Neith ist eine ägypt. Göttin, welche vorzüglich in der unterägypt. Stadt Saïs als Localgottheit verehrt wurde und daher hieroglyphisch sehr häufig die Bezeichnung «Herrin von Saïs» führt. Sie wurde von den Griechen mit der Athene verglichen, an welche ihre Symbole, in älterer Zeit zwei Pfeile, in späterer ein Instrument, welches für ein Weberschiffchen gehalten wird, erinnern. Sie erscheint besonders häufig als Gefährtin des Ptha, welcher als Localgott der alten Residenz Memphis an der Spitze der unterägypt. Götterkreise steht; daher führt sie öfters den Beinamen der großen Göttermutter. Wie alle großen Göttinnen wurde sie nicht selten mit der Isis identificirt. Zu Saïs wurde ihr jährlich ein eigenthümliches Fest gefeiert, an welchem man die ganze Nacht hindurch unzählige Lampen anzündete, wovon es das Lampenfest genannt wurde. Plutarch und Proklus führen an, daß ihr Tempel zu Saïs die Inschrift führte: «Ich bin das All, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige; mein Gewand (peplos) hat noch kein Sterblicher gelüftet», eine Inschrift, die durchaus keinen ägypt. Charakter trägt und noch weniger als eine besondere Tempelaufschrift gedacht werden kann.

Nekrologien, d. i. Todtenbücher, nannte man im Mittelalter die Kalender der geistlichen Stifter und Klöster, in welchen an den betreffenden Tagen die Namen derer eingezeichnet wurden, deren Andenken man durch Einschließung in die öffentliche Fürbitte ehren wollte. Gleich-

bedeutend ist Necrologium mit Mortilogium und Obiturnium; auch gebrauchte man dafür Regula und Martyrologium, weil das Nekrologium meist der Ordensregel und dem Martyrologium angehängt war, sowie Liber oblegiorum und Liber praesentiarum, weil man darin neben dem Namen des Verstorbenen zugleich die Gabe zu bemerken pflegte, die man ihm verdankte. In den N. wurden, außer den Hauptfesttagen und den Namen der Heiligen und Märtyrer, in chronol. Ordnung eingezeichnet die Namen der Päpste, Kaiser und Könige; der Landesherren, Metropolitan- und Diöcesanbischöfe; der Aebte, Aebtissinnen, Pröpste des Stiftes selbst; der Ordensmitglieder; der in dem Stifte verstorbenen Pilger (peregrini); der bekehrten, in den Mönchsstand getretenen Sünder (conversi); der in früher Jugend dem geistlichen Stande geweihten Jünglinge (oblati) und Jungfrauen (velatae); der eingezellten Büßenden (reclusi); der untern Kirchendiener, der Laienbrüder und der Laienschwestern; die Hauptstelle aber nehmen ein die Stifter mit ihren Familien und die Wohlthäter (benefactores), welche für ihre Schenkungen die Brüderschaft des Klosters (fratres conscripti) gewonnen oder Seelenmessen gestiftet hatten. Sie pflegten durch größere Schrift, durch farbige Tinte und durch Kreise ausgezeichnet zu werden; doch mußten freilich in dem mehr und mehr sich füllenden Buche namentlich die Namen der ältern Wohlthäter denen der neuern weichen. Die N. entstanden aus den geschriebenen Diptychen, von denen sie sich dadurch unterscheiden, daß diese bei den Einzeichnungen meist die genealog. Ordnung beobachten und so gewissermaßen die ersten genealog. Geschlechtstafeln bilden. Die frühesten N. sind unstreitig verloren gegangen; allein aus dem 8. Jahrh. hat sich bereits das der Abtei Lorch erhalten. Eine bedeutende Anzahl derselben (verzeichnet im Anhange zu Wattenbach's «Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter», Berl. 1858; 2. Aufl. 1866) ist in den Quellensammlungen deutscher Geschichten und in den Schriften mehrerer histor. Vereine abgedruckt. Das für die Geschichte der deutschen Fürstengeschlechter so wichtige Nekrologium von Fulda, aus den J. 780—1065, ist kein eigentliches Nekrologium, sondern ein nach den Jahren geordneter Auszug aus mehrern N. In neuerer Zeit wählte zuerst Schlichtegroll den Namen **Nekrolog** als Titel für seine «Nachrichten von dem Leben merkwürdiger verstorbener Deutschen in den J. 1790—1800» (22 Bde., Gotha 1791—1801, nebst einem Supplementband, 1798), denen er den «Nekrolog der Deutschen für das 19. Jahrh.» (5 Bde., Gotha 1802—6) folgen ließ. Der Buchhändler B. F. Voigt griff die Idee von neuem auf, und es erschien nun seit 1823 der «Neue Nekrolog der Deutschen», zuerst unter F. A. Schmidt's Redaction, nach dessen Tode aber unter Voigt's Leitung selbst, der ihn bis 1852 fortsetzte.

Nekromantie (griech.) bezeichnete im Alterthum das Heraufbeschwören der Abgeschiedenen, um sie über die Zukunft zu befragen, und bildete eine besondere Art der Wahrsagung. Wie fast alle abergläubischen Gebräuche, stammt auch diese Sitte aus dem Orient und verliert sich in die graueste Vorzeit. Beispiele finden sich unter anderm auch in den Schriften des Alten Testaments, wo die N. als Kunst des bösen Geistes verboten wird. Im elften Buche der «Odyssee», welches daher die Ueberschrift «Nekromantie» führt, läßt Homer den Schatten des Tiresias vom Ulysses aus der Unterwelt hervorrufen und weissagen. Die Gebräuche, welche daselbst beschrieben werden, enthalten aber durchaus nichts Zauberisches und bestehen im Grunde blos in einem mit besondern Feierlichkeiten vollzogenen Opfer. Ueberhaupt gab es seit den ältesten Zeiten in manchen Gegenden Griechenlands sog. **Nekromanteia** oder Todtenopfer, und selbst die Sage von dem Hinabsteigen des Orpheus (s. d.) in die Unterwelt wird von einigen hierher gezogen. Während im übrigen Griechenland die N. unter Leitung der Priester oder gottgeweihter Personen in Tempeln ausgeübt wurde, beschäftigten sich in Thessalien, dem Sitze der Zauberei, damit eigene Personen, welche **Psychagogen** oder Herausführer der Schatten genannt wurden und zauberische Formeln und Gebräuche dabei anwendeten. Doch artete sie in diesem Lande später aus und führte zu den empörendsten Handlungen, indem die Zauberer, die dem menschlichen Blute und allem, was aus den Gräbern kam, eine höhere Kraft beilegten, halbverbrannte Menschen vom Scheiterhaufen rissen, andere lebendig begruben, die unzeitige Frucht aus dem Mutterleibe schnitten und bisweilen sogar Menschen schlachteten, um ihre Geister, noch ehe sie zur Unterwelt hinabeilen könnten, zu befragen. Insofern die hervorgerufenen Schatten sich dem Beschwörer angeblich wirklich zeigten, nannte man die N. **Skiomanteia** und **Psychomanteia**, d. h. Wahrsagen der Schatten oder abgeschiedenen Seelen. Auch in den Gesängen der schott. Barden, namentlich bei Ossian und in mehrern altdeutschen Liedern, finden wir Andeutungen und Spuren dieser Wahrsagung.

Nekropolen, Todtenstädte, werden die Begräbnißplätze in der Nähe der alten Städte genannt. Am berühmtesten waren die ägyptischen wegen ihrer oft sehr bedeutenden Ausdehnung

und weil hier die zum großen Theil stattlich aufgebauten oder in den Fels gehauenen Gräber, in welchen die Mumien beigesetzt wurden, noch passender als anderswo mit Wohnungen der Todten verglichen werden konnten. Die N. von Memphis und Theben zogen sich meilenweit am Rande der Wüste hin; die Grabgebäude bildeten öfters breite regelmäßige Straßen, wie die in der Nähe der größten Pyramiden von Gizeh, und enthielten zuweilen größere Complexe von Höfchen und bedeckten Räumen, welche der Familie jederzeit zugänglich blieben, um den Verstorbenen darin die Todtenopfer zu bringen.

Nekrose ist eine besondere Art des Brandes der Gewebe. (S. Brand.) Gewöhnlich bezeichnet man damit den Brand der Knochen und Knorpel (s. Knochenfraß), während man Brand (Gangrän) schlechthin die Mortification (das Absterben) der weichen Gewebe benennt. Mit der N. wird häufig die Caries, die Vereiterung der Knochen und Knorpel, verwechselt.

Nektar (griech.) nannten die Alten, besonders Homer, Hesiod und Pindar, sowie die Römer, den specifischen Trank der Götter, Ambrosia aber die Speise derselben. Bei den Lyrikern Sappho und Alkman fand das umgekehrte Verhältniß statt. Homer beschreibt den Trank als äußerlich dem Wein ganz ähnlich, roth und mit Wasser vermischt getrunken; doch unterscheidet er sich wesentlich vom Weine, insofern der fortgesetzte Genuß des N. Unsterblichkeit verleiht. Auch Menschen, welche Lieblinge der Götter sind, wird er gereicht, wie z. B. dem Achilles, bei dem der einmalige Genuß von N. und Ambrosia wenigstens eine augenblickliche Stärkung bewirkte. Spätere Dichter verbinden mit N. und Ambrosia vorzugsweise den Begriff des anmuthig, lieblich Duftenden; so hauchen z. B. das Hauptthaar des Zeus, die Locken der Here, der Gürtel der Aphrodite, die Sandalen der Athene u. s. w. Ambrosiadüfte. Was mit N. beträufelt, mit Ambrosia gesalbt ist, bewahrt ewige Jugend, bleibt frei von Runzeln und Verwesung. In weiterer übertragener Bedeutung vergleicht man mit N. und Ambrosia alles, was sich durch Lieblichkeit des Geschmacks auszeichnet.

Neleus, der Sohn des Kretheus oder eigentlich des Poseidon und der Tyro, der Tochter des Salmoneus, ein Zwillingsbruder des Pelias, Gemahl der Chloris und Vater des Nestor, wurde nebst seinem Bruder von der Tyro ausgesetzt. Pferdehirten fanden die beiden Knaben und zogen sie auf. Erst erwachsen, erfuhren sie, wer ihre Mutter sei. Wegen grausamer Behandlung ihrer Mutter durch deren Stiefmutter Sidero erstach Pelias die letztere. Nach dem Tode des Kretheus geriethen beide Brüder in Zwist über die Herrschaft von Iolkos in Thessalien, und N. zog vertrieben nach Messenien, wo er Pylos erbaute. Hier kam er mit Herakles in Kampf, weil er ihn nach der Ermordung des Iphitos nicht sühnen wollte; dafür erschlug Herakles die Söhne des N., den Nestor (s. d.) ausgenommen. Auch hatte N. Kämpfe mit den Arkadiern und dem Epeierkönig Augeas zu bestehen. Er starb endlich nach Pausanias zu Korinth, wo ihm Sisyphos ein Grabmal errichtete. Seine Nachkommen, die Neliden, wurden von den Herakliden aus Messenien vertrieben und gingen zum größten Theil nach Athen.

Nelke (Dianthus L.) heißt eine artenreiche, zur 10. Klasse, 2. Ordnung, des Linné'schen Systems und zur Familie der Sileneen gehörende Pflanzengattung mit schönen und häufig sehr wohlriechenden Blüten, deren röhriger fünfzähniger Kelch am Grunde mit zwei bis zwölf Schuppen umgeben ist und fünf am Schlunde plötzlich in einen linealischen Nagel zusammengezogene Blumenblätter, zehn Staubgefäße und einen Fruchtknoten mit zwei Griffeln enthält. Die Platte der Blumenblätter ist im Umriß meist dreieckig, selten ganzrandig, gewöhnlich gezähnt, gefranst oder geschlitzt. Aus dem Fruchtknoten entwickelt sich eine einfächerige, mit vier Zähnen aufspringende Kapsel, welche schildförmige, breitgeflügelte Samen enthält. Die vorzüglichste und bekannteste Art ist die Gartennelke (D. Caryophyllus L.), welche auf Felsen und altem Gemäuer im südlichern Europa wild wächst, im mittlern Europa hier und da verwildert vorkommt und mit einer Unzahl von Spielarten hinsichtlich der Farbe, Anzahl, Form und Stellung der Blumenblätter allgemein in Gärten cultivirt wird. Sie trägt einzelnstehende, sehr angenehm und gewürzhaft riechende Blüten mit kurzen, fast rautenförmigen Kelchschuppen, besitzt am Rande glatte Blätter und treibt zahlreiche niederliegende, sehr ästige, verlängerte Stämmchen. In Hinsicht auf den Bau der Nelkenblumen unterscheiden die Blumisten den Nelkenbau, Ranunkelbau, Rosenbau, Kegelbau, Triangelbau und gemischten Bau, und hinsichtlich der Grundfarbe und Zeichnung theilen sie die N. ein in Picotten, Bizarden, Picott-Bizarden, Doubletten, Feuerfaxe, Fameusen und Concordien. Auch hat man eine ziegelschuppige Spielart. Neuerdings ist die chinesische N. (D. sinensis L.) beliebt geworden, von welcher namentlich in Rußland prachtvolle Spielarten mit bis 3 Zoll im Durchmesser haltenden Blumen erzeugt worden sind. Die zum Theil auch in Deutschland einheimische Federnelke (D. plumarius L.) wird in den

Gärten häufig zur Einfassung der Beete verwendet. Die ihr nahe verwandte Prachtnelke (D. superbus L.), welche auf feuchten Stellen nicht selten wächst, besitzt sehr wohlriechende Blüten. Die aus Südeuropa stammende Bartnelke oder Büschelnelke (D. barbatus L.) hat am Ende des Stengels dicht-büschelig gehäufte und von zugespitzen, ausgespreizten Deckblättern umgebene Blüten, die in Farbe und Zeichnung äußerst mannichfach abändern, weshalb diese Art eine in unsern Gärten häufige Zierpflanze abgibt. Unter den bei uns häufig wild wachsenden N. verdienen namentlich die auf Feldrainen und Grasplätzen wachsende deltafleckige oder Heidenelke (D. deltoides L.) wegen ihrer schönen brennendrothen Blumen, und die auf Abhängen häufige Kartäusernelke (D. Carthusianorum L.) mit kopfförmig gehäuften Blüten bemerkt zu werden. Die Gartennelken vermehrt man durch Zertheilung der Stöcke, durch Senker und durch Samen. Varietäten erzieht man durch künstliche Bastarderzeugung, d. h. durch Uebertragung des Blütenstaubes einer Sorte auf die Narben einer andern. Die N. verlangen einen aus gleichen Theilen Gartenerde, Humus und Kuhdüngererde und etwas Sand gemengten Boden. — Ueber die Frucht des Gewürznelkenbaums s. Gewürznelken.

Nelkenwurz (Geum L.), Name einer zur 12. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Rosaceen gehörige Pflanzengattung, welche sich dadurch auszeichnet, daß die zahlreichen Stempel jeder Blüte auf einer walzigen Verlängerung der Blütenaxe sitzen. Die regelmäßig gebildeten Blumen bestehen aus einem fünftheiligen Kelch, dem ein ebenfalls fünfzipfeliger Außenkelch angewachsen ist, und einer fünfblätterigen Blumenkrone; der Griffel ist bald in der Mitte gegliedert, bald nicht, oft federartig behaart und vergrößert sich nach der Blütezeit. Die Arten dieser Gattung, der Mehrzahl nach in Europa heimisch, sind Kräuter mit stark entwickeltem Wurzelstock, fiedertheiligen Grund- und breitheiligen oder dreilappigen Stengelblättern. In Deutschland kommen namentlich zwei vor, die gemeine N. (G. urbanum L.), eine an Hecken, Mauern, auf Schutt, unter Gebüsch u. s. w. wachsende Pflanze mit gelben aufrechten, ausgebreiteten Blumen, deren aromatischer Wurzelstock unter dem Namen Radix Caryophyllatae als adstringirendes Mittel officinell ist, und die an Bächen, quelligen Orten und Flußufern wachsende Bachnelkenwurz (G. rivale L.) mit hängenden, glockenförmigen, röthlichgelben Blumen.

Nelson (Horatio, Viscount), einer der größten Seehelden Englands, war der Sohn des Pfarrers N. zu Burnham-Thorpe in der Grafschaft Norfolk und wurde daselbst 29. Sept. 1758 geboren. Sein Oheim, der Kapitän Suckling, nahm ihn im Alter von 12. J. auf ein Linienschiff. Seitdem bereitete er sich unter Seereisen für den Kriegsdienst vor und bestand 1777 die Prüfung als Schiffslieutenant. Auf der Fregatte Lowestoffe that er sich als solcher bei der Wegnahme eines Amerikaners in der Nähe von Jamaica so hervor, daß er den Befehl über einen zur Expedition gehörigen Schoner erhielt. Der Admiral Parker nahm ihn hierauf auf sein Flaggenschiff und gab ihm noch 1778 eine bewaffnete Brigg, mit welcher er an der Hondurasbai und der Mosquitoküste kreuzen mußte. Die Unternehmungen gegen die span. Besitzungen 1780 gaben ihm wiederum Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Doch war ihm das tropische Klima so nachtheilig, daß er den Befehl über das Schiff Janus zu Jamaica niederlegen und nach England zurückkehren mußte. Im Winter 1781 kreuzte er in der Nordsee, aber schon im Sommer des folgenden Jahres ging er in die amerik. Gewässer ab und trat unter das Commando des Lord Hood. Im März 1784 erhielt er das Commando über eine Fregatte, die unter Sir Edward Hughes' Befehl vor den Inseln unter dem Winde kreuzen sollte. Nachdem er sich 1787 zu Nevis mit einer Westindierin, der Witwe des Dr. Nesbit, verheirathet, kehrte er nach England in den Privatstand zurück, bis ihn 1793 der Krieg gegen Frankreich wieder auf den Schauplatz rief. Er segelte unter dem Befehle des Lord Hood ins Mittelmeer ab, wo er im Aug. 1793 mit Aufträgen an den brit. Gesandten nach Neapel geschickt wurde. Hier entspann sich zwischen ihm und der Lady Hamilton (s. d.) ein Verhältniß, das später seinem Rufe so nachtheilig werden sollte. Noch in demselben Jahre zur Aufrechterhaltung der brit. Sache nach Corsica geschickt, hatte er das Unglück, bei der Einnahme von Calvi das rechte Auge zu verlieren. Unter Lord Hotham, der den Befehl im Mittelmeere übernahm, leistete er sehr wichtige Dienste, sodaß er den Rang eines Obersten der Marinetruppen erhielt. Als Sir John Jervis (Lord Saint-Vincent) im Nov. 1795 das Commando antrat, wurde er von diesem zum Commodore ernannt. In der Schlacht beim Vorgebirge St.-Vincent, 14. Febr. 1797, trug er das meiste zur Entscheidung bei, indem er ein Schiff von 74, ein anderes von 112 Kanonen eroberte. Hierauf führte er als Contreadmiral den Befehl über das Blokadegeschwader von Cadiz. Auf die Nachricht, daß ein überaus reiches span. Schiff im Hafen von Sta.-Cruz liege, versuchte er im Juli 1797 die Wegnahme desselben an der Spitze von drei Fregatten. Bei diesem Unternehmen, welches misglückte, erhielt

N. einen Schuß in den rechten Arm, sodaß derselbe amputirt werden mußte. Nach seiner Herstellung bekam er den Auftrag, mit einigen Schiffen den Hafen von Toulon zu bewachen, wo die Expedition nach Aegypten (s. Napoleon I.) ausgerüstet wurde. Indeß zwang ihn ein Sturm, die Station zu verlassen, und unterdeß konnte die franz. Flotte auslaufen. Nachdem er eine Verstärkung von acht Linienschiffen an sich gezogen, eilte er zufolge einer Nachricht, die er auf Sicilien eingezogen, nach der ägypt. Küste, wo er indeß früher ankam als die Franzosen. Er kehrte hierauf nach Sicilien zurück und erhielt hier die Gewißheit von der Landung der Franzosen bei Alexandria. Mit Eifer setzte er seinen Weg zum zweiten mal nach Aegypten fort, traf die franz. Flotte bei Abukir (s. d.) vor Anker und lieferte hier jene denkwürdige Schlacht, die mit Zerstörung der feindlichen Streitmacht endete. Seine eigene Regierung erhob ihn dafür zum Baron N. vom Nil und gab ihm eine Pension von 2000 Pfd. St.; vom türk. wie vom russ. Kaiser erhielt er reiche Geschenke und vom Könige von Neapel den Titel eines Herzogs von Bronte. N. wurde zu Neapel mit Festlichkeiten empfangen, und der Hof erklärte nun Frankreich den Krieg. Als jedoch die Franzosen in Neapel eindrangen, geleitete er den Hof, dessen beschränkte und blutige Reactionspolitik er wesentlich förderte, nach Palermo und suchte die Gegenrevolution im Neapolitanischen zu bewirken. Nachdem Lord Keith den Befehl im Mittelmeere erhalten, reiste er mit der Lady Hamilton über Triest nach Deutschland und kehrte im Nov. 1800 nach England zurück. Kurze Zeit darauf wurde er Viceadmiral der Blauen Flagge. In dieser Eigenschaft übernahm er die Stelle eines zweiten Befehlshabers in der großen Flotte, die unter dem Admiral Parker in die Nordsee bestimmt war, um das Bündniß der nordischen Seemächte zu trennen. Nachdem die brit. Flotte den Sund passirt, erhielt N. 2. April 1801 den Auftrag, mit 12 Linienschiffen und 3 Fregatten die Defensionslinie von Kopenhagen anzugreifen. So ungemein auch die Tapferkeit war, mit welcher die Dänen kämpften, so gelang es N. doch, nach einem fünfstündigen Gefechte ihren Widerstand zu brechen, worauf ein ihnen angetragener Waffenstillstand zu einem Vergleiche führte. Während sich Parker auch mit Schweden und Rußland verständigte, kreuzte N. an den Küsten der Ostsee und kehrte dann im Mai nach England zurück, wo ihn der König zum Viscount erhob. Er erhielt hierauf den Befehl über die Küstenflotte, mit welcher er 16. Aug. 1801 einen Angriff auf die franz. Schiffe vor Boulogne machte, der jedoch mislang. Als die Feindseligkeiten wieder begannen, übernahm er den Oberbefehl im Mittelmeere. Er beobachtete hier unausgesetzt die franz. Flotte aus der Ferne, die endlich im März 1805 den Hafen zu Toulon verließ, sich mit dem span. Geschwader zu Cadiz vereinigte und den Weg nach Westindien einschlug. Als N. diese Nachricht vernahm, eilte er nach, fand aber den Feind nicht, der wieder nach Cadiz zurückgekehrt war. Von England ging er im Sept. ins Mittelmeer zurück, wo er 27 Linienschiffe vor Cadiz versammelt fand. Mit dieser Streitmacht verfolgte er die span.-franz. Flotte, die 33 Linienschiffe stark 19. Oct. ausgelaufen war, und traf dieselbe am 21. früh um 9 Uhr beim Vorgebirge Trafalgar (s. d.). Während er durch ein telegraphisches Signal den Seinen das kurze, historisch gewordene Wort zurief: «**England expects every man to do his duty**» («England erwartet, daß jeder seine Pflicht thue!»), entspann sich sogleich ein furchtbarer Kampf, der mit der gänzlichen Niederlage der Franzosen und Spanier endigte. Noch war die Schlacht nicht entschieden, als N. aus dem Mastkorbe des feindlichen Schiffs, mit dem er kämpfte, einen Musketenschuß in die Schulter erhielt, der durch die Lunge drang und das Rückgrat zerschmetterte, sodaß er nach wenigen Stunden verschied. Seine Leiche langte 8. Jan. 1806 in London an, wo man dieselbe in der Paulskirche unter einem prächtigen Denkmale beisetzte. Den Titel eines Grafen N. erhielt sein Bruder William, der ihn 1835 auf den Schwestersohn, Thom. Bolton, vererbte. Letzterer starb 1836, und es führt nun den Titel dessen Sohn, Horatio N., geb. 7. Aug. 1823. Mit der Lady Hamilton hatte N. eine Tochter erzeugt, die seinen Namen führte. Sein Leben haben beschrieben Clarke (2 Bde., Lond. 1810), Churchill, (Lond. 1813) und Southey (2. Aufl., Lond. 1831). Vgl. außerdem Nicolas, «**Despatches and letters of Admiral Viscount N.**» (7 Bde., Lond. 1845—46); Pettigrew, «**Memoirs of the life of N.**» (2 Bde., Lond. 1849).

Nemea, ein von dem gleichnamigen Bache durchflossenes, größtentheils von Weideland eingenommenes Längethal in Argolis zwischen den Gebirgen Trikaranon (im Westen), Apesas (im Osten) und Treton (im Südosten), das heutzutage ganz unbewohnt ist und auch im Alterthum keine städtische Ansiedelung, sondern nur einen Flecken, Bembina mit Namen, aufzuweisen hatte. Oberhalb der Südostseite des Thales zeigte man die Grotte, in welcher der von Herakles erwürgte Nemeische Löwe gehaust haben sollte. Den Mittelpunkt des Thales bildete der in einem Cypressenhain gelegene Tempel des Zeus Nemeios (von dem noch jetzt drei auffallend schlanke

dorische Säulen aufrecht stehen), bei welchem aller zwei Jahre der sog. **Nemeische Agon**, eins der vier großen Nationalspiele der Hellenen, mit gymnischen (körperlichen) und musischen (poetisch-musikalischen) Wettkämpfen gefeiert wurde. Die Leitung des Festes hatten ursprünglich die Bewohner der benachbarten Stadt Kleonä, zu deren Gebiete das Thal gehörte; allein 573 v. Chr. wurde es diesen von den Argivern entrissen, die seitdem mit kurzen Unterbrechungen bis in die späteste Zeit des Alterthums sich im Besitze des Heiligthums behaupteten; sie ernannten die Kampfrichter (Hellanodiken), welche, zwölf an Zahl, in dunkeln Gewändern (weil der Agon zugleich als Leichenfeier für den Tod des Knaben Opheltas oder Archemoros galt) den Vorsitz bei den Spielen führten und den Siegern die Preise (Eppichkränze) überreichten. Vgl. Krause, «Die Pythien, Nemeen und Isthmien» (Lpz. 1841).

Nemesianus (Marcus Aurelius Olympius), ein röm. Dichter aus dem 3. Jahrh. n. Chr., von Geburt ein Karthager, soll sich durch mehrere didaktische Gedichte über den Fischfang, die Jagd und das Seewesen, die von ihm unter dem Titel «Halieutica», «Cynegetica» und «Nautica» angeführt werden, großen Ruhm erworben haben. Vorhanden ist noch ein größeres Bruchstück der «Cynegetica», aus 325 Versen bestehend, herausgegeben von Haupt (Lpz. 1838), desgleichen einiges aus einem Gedichte «De aucupio», und vielleicht gehörte ihm auch das dem Claudianus (s. d.) früher fälschlich beigelegte Gedicht «Laus Herculis». Mit Unrecht halten ihn aber einige für den Verfasser der dem Ovidius zugeschriebenen «Halieutica» und der vier Eklogen, die nach dem Urtheile der Kritiker von Calpurnius (s. d.) herrühren und zuletzt mit deutscher Uebersetzung von Müller (Lpz. 1834) erschienen sind. Eine Sammlung der echten und unechten Ueberreste des N. findet sich in Wernsdorf's «Poetae Latini minores» (Bd. 1 und 4) und in Weber's «Corpus poetarum Latinorum» (Frankf. 1833).

Neměsis, eine der Homerischen Dichtung noch unbekannte, zuerst bei Hesiod neben der Aidos (Scham) genannte griech. Göttin, die Personification des sittlichen Rechtsgefühls, der Scheu vor strafbaren Handlungen. Dann erscheint sie als die Göttin des Gleichgewichts, die jedem Uebermaß im Menschenleben feind ist. Sie läßt den Menschen nie zu übergroßem, die von der Gottheit gezogenen Grenzen überschreitendem Glück gelangen, sondern weist ihn, den Sterblichen, in seine Schranken zurück und straft den aus dem Glück erwachsenden Uebermuth. Hierdurch wird sie verwandt mit der Ate (s. d.) und den Eumeniden (s. d.). Sie heißt auch Adrastea (s. d.) und Rhamnusia. Letztern Beinamen erhielt sie von dem zwischen Marathon und Oropus am Meere gelegenen attischen Flecken Rhamnus, in dessen Nähe sie einen Tempel mit einem Standbilde hatte, welches Agorakritos (oder Phidias) der (sicher unbegründeten) Sage nach aus einem parischen Marmorblock gefertigt hatte, den die Perser unter Datis und Artaphernes zur Errichtung eines Siegeszeichens mitgebracht hatten. Dargestellt wurde sie in der ältern Zeit der Aphrodite ähnlich (wie jenes Standbild in Rhamnus eigentlich eine Aphrodite dargestellt haben und durch Veränderung der Attribute in die N. umgeändert worden sein soll), später in sinnender Haltung mit allerhand allegorischen Attributen (Rad, Zaum, Geisel, Schwert); bisweilen auch geflügelt oder auf einem von Greifen gezogenen Wagen.

Nemi, ein Dorf im Kirchenstaate, 3½ M. südöstlich von Rom, unweit der Straße nach Velletri, in einer reizenden, an Obst und Gartenfrüchten reichen Gegend, malerisch auf einem steilen Vorberge des Albaner Gebirgs und am Lago di Nemi gelegen, den die Römer wegen eines der Diana geweihten Hains **Lacus Nemorosus** oder wegen seiner ruhigen Fläche den Spiegel der Diana nannten, nimmt wahrscheinlich die Stelle des berühmten Tempels der Diana Nemorensis in dem ihr geweihten Haine ein. Im Mittelalter hieß der Ort, in welchem ein altes, noch von den Frangipani, den Verräthern Konradin's von Hohenstaufen, herstammendes Schloß sich befindet, **Massa Nemus**, später **Castrum Nemoris**. Der **Lago di Nemi** oder **Nemisee** hat 4 Miglien im Umfange, liegt etwa 1000 F. über dem Meere, zeigt eine Art von Ebbe und Flut, füllt den Krater eines ehemaligen Vulkans und war einst, wie der Albanersee, durch ein Emissar zum Theil abgeleitet, von dem man noch Spuren im Thale von Ariccia sieht. Merkwürdig ist ein auf seinem Grunde befindliches antikes Prachtschiff aus der Zeit des Tiberius von 140 F. Länge, von dem durch Fischer zu Zeiten einzelne Bruchstücke heraufgezogen werden; alle Versuche, dies Wrack empor und ans Land zu bringen, sind dagegen gescheitert.

Nemours, eine Stadt im franz. Depart. Seine-Marne, im Thale des Loing, 10⅖ M. von Paris an der Lyoner Eisenbahn gelegen, hat (1861) 3739 E., ein altes, jetzt als Gefängniß dienendes Schloß mit vier Rundthürmen und einem Donjon und ist besonders durch den daselbst zwischen König Heinrich III. und der Ligue geschlossenen Vergleich vom 7. Juli 1585, das **Edict von N.** genannt, denkwürdig. Die Stadt nebst dem Gebiet wurde schon 1404 zu

Gunsten der Grafen von Evreux zum Herzogthum erhoben. Nachdem die Besitzungen 1425 durch Heirath an den jüngern Zweig des Hauses Armagnac übergegangen, stellte Ludwig XI. die Herzogswürde 1461 zu Gunsten des Jacques d'Armagnac, Grafen von Marche, wieder her. Weil sich jedoch d'Armagnac wiederholt in Verschwörungen gegen den König einließ, ließ ihn derselbe 1476 in der Bastille in einen eisernen Käfig sperren und 4. Aug. 1477 enthaupten. Einer seiner Söhne, Louis d'Armagnac, erhielt zwar unter Karl VIII. die Würde und einen Theil der Güter zurück, starb aber kinderlos 1503. Ludwig XII. gab hierauf das Herzogthum 1507 an seinen Neffen Gaston de Foix (s. d.), der 1512 in der Schlacht bei Ravenna blieb. Dasselbe wurde nun von Franz I. 1528 an Philipp von Savoyen, den Bruder seiner Mutter, verliehen, der sich mit Charlotte von Orleans vermählte und 1532 starb. Seine Nachkommen und Erben, die sich in den Kriegen Frankreichs bekannt machten, waren Jakob von Savoyen, gest. 1585; Karl Emanuel, gest. 1595, und dessen Bruder Heinrich I. von Savoyen, gest. 1632; Karl Amadeus, gest. 1652, und dessen Bruder Heinrich II. von Savoyen, der 1659 ohne männliche Erben starb. Seine Gemahlin, Marie von Orleans, einzige Tochter des Herzogs von Longueville, gest. 16. Juni 1707, ist bekannt als die Verfasserin geistreicher Memoiren (Köln 1709). Die weiblichen Nachkommen des Hauses Savoyen-N. verkauften das Herzogthum 1689 an Ludwig XIV., welcher dasselbe der Familie Orleans gab. Später verlieh der König Ludwig Philipp seinem zweiten Sohne, Philippe Louis Charles Raphael (s. Orleans) den Titel eines Herzogs von N.

Nenndorf oder Bad Nenndorf, dicht bei dem Kirchdorf Großnenndorf, in der bis 1866 kurhess., jetzt preuß. Provinz Niederhessen, und zwar im Justizamt Rodenberg der Grafschaft Schaumburg oder des Bezirks Rinteln, $^1/_2$ M. nördlich von dem mit einem alten, sechsfach ummauerten Schloß versehenen Städtchen Rodenberg (1950 E.) an der Kaspaue, $3^3/_4$ M. im W. von Hannover und $^3/_4$ M. südlich von der Station Haste an der Berlin-Kölner Eisenbahn, am westl. Abhange des Galenbergs, eines Vorbergs des Deister (s. d.), in schöner Gegend gelegen, ist besonders wegen seiner vier salinischen Schwefelquellen bekannt, die eine Temperatur von 8° R., starken Schwefelgeruch, eigenthümlichen bittersalzigen Geschmack und ziemlich gleiche Mischungsverhältnisse haben. Sowol äußerlich als innerlich werden dieselben vorzüglich bei Hautkrankheiten, krankhafter Schleimabsonderung, Blutstockungen im Unterleibe, Gicht, chronischen Nervenkrankheiten u. s. w. mit Nutzen angewendet. Seit 1814 ist auch zur Benutzung der in der Nähe befindlichen Salzsole von Rodenberg eine eigene Badeanstalt angelegt worden. Außerdem gibt es noch Anstalten für die verschiedenen Arten Wasserbäder sowie für Gas- und Mineralschlammbäder. Die Schwefelquellen waren schon frühzeitig bekannt; doch erst 1789 wurden sie durch die Sorgfalt des Kurfürsten Wilhelm I. nutzbarer gemacht. Vgl. d'Oleire und Wöhler, «Die Schwefelwasserquellen zu N.» (Kass. 1835).

Nenner, s. Bruch.

Nennwerth, s. Nominalwerth.

Neográd, Comitat im diesseitigen Donaukreis des Königreichs Ungarn, grenzt nördlich an Sohl, östlich an Gömör und Heves, südlich an Pesth und westlich an Hont und hat einen Umfang von 79,3 Q.-M. Mit Ausnahme einiger ebener Flächen ist N. durchgehends bergig und besitzt einen romantischen Charakter, vereinigt aber auch die schärfsten klimatischen Gegensätze. Während im Norden der Boden steinig und unfruchtbar ist und selbst der Hafer und die Kartoffel nur mühsam gebaut wird, ist der südl. Theil reich an allen Getreide-, Obst- und Weingattungen, mit denen ausgedehnter Handel getrieben wird. Im nördl. Theile werden viel Hülsenfrüchte gebaut und in den unterungar. Gegenden für Getreide umgetauscht; auch ist der Holzhandel, bei dem sehr großen Waldareal des Comitats, recht bedeutend. Pferde- und Viehzucht werden nur in geringer, hingegen in größerer Ausdehnung wird die Schafzucht betrieben, und die Losonczer Wollmärkte nehmen fortwährend an Bedeutung zu. Auch wird von den nördl. Slawen treffliches Thongeschirr gefertigt und ausgeführt. Die zwei Hauptflüsse N.s, der Eipel und die Zagyva, sind namentlich für den Holztransport und Handel von Bedeutung 1857 zählte man 182340 E. Der Nationalität nach waren hierunter circa 106000 Magyaren, 65000 Slowaken, über 2000 Deutsche, 2300 Zigeuner und über 6300 Juden; der Confession nach 123000 Katholiken und 48000 Lutheraner, während der Rest der reform. Kirche und der jüd. Religion angehörte. Hauptort des Comitats ist der sehr schön gelegene Marktflecken Balassa-Gyarmat, mit 5487 E. und einem alten Bergschlosse. Der Ort ist Sitz des Comitatsmagistrats und hat bedeutenden Obst- und Weinbau. Seinen Namen verdankt das Comitat der früher sehr bedeutenden Festung N., die wiederholte Stürme von seiten der Türken bestand, doch 1685 theils durch deren

Angriffe, theils durch das Einschlagen des Blitzes in den Pulverthurm zerstört wurde und jetzt nur noch ein Ruinenhaufen ist. Nennenswerth ist außerdem noch der sehr alte Marktflecken **Losoncz**, mit 3399 E., einer eisenhaltigen Mineralquelle und bedeutenden Getreide- und Wollmärkten.

Neologie (griech. von neos, neu) heißt Spracherneuerung, besonders im tadelnden Sinne, wenn man ohne dringende Veranlassung neue Wörter, Redensarten und Wendungen (**Neologismen**) statt derer einführt, welche die classische Periode der Sprache in ausreichender und entsprechender Weise bereits darbietet. In einer abgeleiteten Bedeutung bezeichnet man mit N. jede andere Neuerung, jedoch gewöhnlich mit einer gehässigen Nebenbedeutung des Gefährlichen, Verderblichen und Werthlosen. In der Mitte des 18. Jahrh. bezeichneten die orthodoxen Lehrer der christl. Kirche die Meinungen der Heterodoxen (s. d.) mit dem Worte N. und nannten jene deshalb **Neologen**.

Neophyten, d. i. Neugepflanzte, hießen in der alten Kirche die Neugetauften. Sie trugen nach der Taufe, die gewöhnlich in der Osterzeit vorgenommen wurde, acht Tage lang weiße Kleider und legten dieselben am Sonntage Quasimodogeniti unter gewissen Feierlichkeiten ab. Später wurden auch die in einen Mönchsorden Neuaufgenommenen N. genannt.

Neorama nennt man, zum Unterschiede vom Diorama (s. d.) und vom Panorama (s. d.), diejenige Einrichtung, wo man von einem Punkte in der Mitte aus ein Rundgemälde, das Innere eines Gebäudes darstellend, von Figuren belebt, bei einer wechselnden Beleuchtung betrachtet. Der Franzose Allaux erfand diese Vorrichtung und stellte 1827 das erste Bild, das Innere der Peterskirche in Rom, in einem eigens dazu erbauten Gebäude aus.

Nepaul (spr. Nipâl) oder **Nepâl** (eigentlich Nijampal, d. h. heiliges Land) ist der Name eines ostind. Königreichs, das längs des Himalajagebirgs auf dessen Südseite von 98—106° östl. L. in einer Breite von 20—32 M. sich hinzieht und den Raum zwischen der Dschangelregion und der höchsten Schneegebirgskette des Himalaja einnimmt, der hier seine höchsten Spitzen (den Mount-Everest sowie den Kintschindschanga und den Dhawalagiri) hat. Das Land wird sonach im N. von Tibet, im W. und S. von den engl.-ostind. Besitzungen begrenzt, im O. durch Sikkim von Bhotân getrennt und ist ein schwer zugängliches Gebirgs-, zum größten Theil Alpenland, das aus mehrern, von Gangeszuflüssen bewässerten Thalsystemen besteht. Es hat einen Flächenraum von 2565 Q.-M., und die Bewohner, deren Zahl Thornton auf 1,940000 schätzt, bestehen aus verschiedenartigen Völkerschaften, zwar größtentheils hinduischen Ursprungs, aber mehr oder weniger mit tibetanischem Blute gemischt, weshalb der Unterschied der Sprachen und Religionen der Bewohner, die mehr Buddhisten als Brahmadiener sind, sehr groß ist. Unter ihnen treten besonders zwei Völkerschaften hervor: die **Parbatijas** oder Gebirgshindu, welche Brahmadiener sind und einen Hindudialekt sprechen, der über den größten Theil N.s verbreitet ist, weil die aus ihnen herstammende, jetzt herrschende Dynastie ihn spricht; und die **Nirwaris**, das eigentliche Culturvolk N.s, aus einem Gemisch von Tibetanern und Hindu entsprungen, die Buddhisten, auch am weitesten im Ackerbau und den Gewerben vorgeschritten sind und eine mit Sanskritwörtern gemischte tibetanische Sprache sprechen. Außer diesen beiden Völkerschaften sind noch die Bhotijas, die Hauptmasse der Bevölkerung des benachbarten Bhotan oder Bhutân, zu erwähnen, welche in N. die Ureinwohner in den höchsten Gegenden des Himalaja bilden. Hauptgegenstände des Anbaues, der hauptsächlich in den fruchtbaren Thälern der mittlern Regionen des Himalaja betrieben wird, sind Reis, Mais und andere indische Körnerfrüchte, Baumwolle, Zuckerrohr, Ingwer, ein großer Cardamom, indischer Krapp und im Winter Weizen und Gerste. Manga und Tamarinde werden um die Dörfer gepflanzt und tragen zur Zierde der Landschaft nicht wenig bei. Von Hausthieren ist besonders das Schaf häufig; auf den weidereichen Alpen des Hochgebirgs betreiben die Bhotijas auch die Zucht der Kaschmirziege. Das Gebirge liefert Kupfer, Eisen, Blei und Schwefel, und in den Flußbetten findet man Goldsand. Im Betrieb der technischen Gewerbe zeichnen sich die Nepaulesen besonders in der Verarbeitung der Metalle aus. Was ihre geistige Cultur anlangt, so ist der Buddhismus mit seinen Einflüssen vorherrschend, der zu Bhatgong, einer der Hauptstädte des Landes, eine Schule seiner Gelehrsamkeit gegründet und in den dortigen Tempelbibliotheken große Schätze seiner Literatur aufgehäuft hat. Die frühere Dynastie wurde 1768 von dem Radscha von Gorkha, dem Haupte eines kriegerischen Stammes im westl. Theile N.s, vertrieben, der nun seine Dynastie und mit ihr seinen Stamm zum herrschenden in N. machte. Diese Dynastie, die noch herrscht, zeichnete sich hauptsächlich durch ihre Eroberungslust aus, infolge deren sie die ehemals unabhängigen Staaten, welche neben der alten Dynastie in N. bestanden, zu einem Reiche vereinigte, die sie

aber auch in mehrere nachtheilige Kriege verwickelte. So hatten die Einfälle, welche die Gorkhas 1784 und 1792 in Tibet unternahmen, einen Krieg mit China zur Folge, der unglücklich ausfiel und N. diesem Reiche zinspflichtig machte. Auch mit den Engländern geriethen sie in Streitigkeiten, die 1815 mit ihrer Besiegung und im Frieden von Kathmandu 1816 mit der Abtretung der westl. Gegenden ihres Gebiets endigten, wodurch England in den Besitz der Gangesquellen kam. Die feindliche Stellung, welche die Gorkhas gegen die Nachbarländer einnahmen, sowie die Abhängigkeit von China, in die sie gerathen, ist die Veranlassung, daß zwischen N. und den engl.-ostind. Besitzungen nur ein geringer Handelsverkehr besteht; etwas lebhafter ist der Verkehr mit Tibet. Die Residenz des Radscha ist die Stadt **Kathmandu** oder **Khatmandu**, welche 50000 E. zählt. Der Radscha gebietet über ein europäisch disciplinirtes Kriegsheer von 17000 Mann, und seine Einkünfte belaufen sich auf 50 Lakh Rupien (3⅓ Mill. Thaler).

Nepenthes L., artenreiche Pflanzengattung des tropischen Asien und der Insel Madagaskar, welche sich dadurch auszeichnet, daß die Mittelrippe der einfachen und ganzrandigen Blätter in eine Ranke ausläuft, welche einen hohlen, kannenförmigen, mit einem beweglichen Deckel verschließbaren Schlauch trägt. Diese oft mehrere Zoll langen und bis 1 Zoll im Durchmesser haltenden Blattschläuche füllen sich während der Nacht, wo sie geschlossen sind, mit Wasser an, welches von ihren Wandungen abgesondert wird. Am Tage, wo der Deckel emporgerichtet und folglich der Schlauch geöffnet ist, verdunstet das Wasser wieder. Man nennt diese seltsamen Pflanzen wegen ihrer Schläuche **Kannenträger**. Es sind Halbsträucher und Sträucher mit abwechselnd gestellten, meist lederartigen Blättern und traubig oder rispig angeordneten, eingeschlechtigen Blüten, die ein viertheiliges Perigon besitzen. Manche Arten wachsen in dürren Gegenden und sind deshalb den dürstenden Menschen und Thieren ein willkommener Fund. Man zieht diese Pflanzen häufig in Gewächshäusern, doch gedeihen sie nur im Warmhause.

Nephrit heißt ein compactes, in dünnen Platten durchscheinendes, meist lauchgrünes, zuweilen auch weißliches, außerordentlich zähes und schwer vor dem Löthrohre zu einem weißen Glase schmelzendes Mineral, das von Säuren nicht angegriffen wird und etwa die Härte des Feldspats besitzt. Es besteht aus einem Doppelsalze von Kieselerde mit Talk- und Kalkerde, die Farbe wird von Eisen und Manganoxydul gegeben. Die Lagerstätte kennt man nicht genau. Der echte orientalische N. wird von China und dem südl. Sibirien gebracht; eine Abart findet sich in Oceanien. Das Mineral hat in neuerer Zeit eine besondere Wichtigkeit erhalten, weil man im westl. Europa in den Pfahlbauten der vorhistor. Zeit und den entsprechenden Lagerstätten geschliffener Steininstrumente daraus gefertigte Aexte gefunden hat, die auf Tauschhandel mit dem Orient hindeuten.

Nepomuk (Johann von) oder, wie die böhm. Chronisten ihn auch nennen, Johannek, ist einer der berühmtesten Heiligen der kath. Kirche und der Schutzpatron Böhmens. Was die urkundlich beglaubigte Geschichte von ihm weiß, besteht in Folgendem. Er war der Sohn eines Bürgers des Städtchens Pomuk, Namens Welfin, trat in den geistlichen Stand, war 1372 öffentlicher kaiserl. Notar, 1380 Pfarrer an der St.-Gallikirche zu Prag, Notar und Secretär des Erzbischofs, 1381 Doctor des kanonischen Rechts und Domherr, bald nachher Generalvicar und Mitglied des prager Metropolitankapitels zu St.-Veit. In dem wegen der eigenmächtigen Wahl des kladrauer Abts (1393) zwischen König Wenzel und dem prager Erzbischof Johann von Jaustein und seinem Domkapitel entstandenen heftigen Streit scheint er eine hervorragende Rolle gespielt zu haben, infolge dessen der König ihn ergreifen, grausam foltern und von der Brücke in die Moldau werfen ließ (20. März 1393). Aus diesem magern histor. Kern entwickelte sich im Laufe des 15. bis 16. Jahrh. eine sagenhafte Legende, die während des 17. Jahrh. immer größere Ausdehnung gewann und 1729 in der Heiligsprechung des Johannes durch Benedict XIII. ihren Abschluß fand. Danach wurde er zwischen 1320—30 unter wunderbaren Himmelserscheinungen geboren, widmete sich früh schon dem Dienste des Herrn und stand nach kaum erhaltenen Weihen zu Prag im Rufe des ersten Predigers der Stadt. Das ihm angetragene Bisthum Leutomisl schlug er aus, rückte aber allmählich zum Dechant an der Collegiatkirche Allerheiligen, zum Almosenier und Beichtvater der Königin auf. Der gegen seine Gemahlin von Haß erfüllte, kranke und argwöhnische Wenzel verlangte von N. zu wissen, was ihm die Königin beichte, wie sie von ihm denke, ob sie einen andern liebe u. dgl. Auf die fortgesetzte Weigerung des pflichtgetreuen Priesters, jene Aussagen zu machen, ließ ihn der König nachts packen, auf die Moldaubrücke schleppen und, an Händen und Füßen gebunden, in den angeschwollenen Fluß werfen (29. April 1383). Als Heiliger, der im Wasser den Märtyrertod erlitten, wird er als Spender von Regen bei großer Dürre angerufen, insbesondere auch gegen Verleumdungen und lügenhafte

Anklagen. In der Domkirche zu Prag ist ihm ein prachtvolles Grabmal vom besten böhm. Marmor und aus gediegenem Silber errichtet. Sein Gedächtnißtag ist der 16. Mai. Die Entstehung der Legende und deren geschichtlichen Gehalt hat Abel in der kleinen Schrift «Die Legende des heil. Johann von N.» (Berl. 1855) erörtert. Seiner gründlichen Untersuchung zufolge ist es die wunderbar bewegte, erhebende und tragische Kirchengeschichte Böhmens in den zwei Jahrhunderten von Huß bis zur Erneuerung der habsburgischen Herrschaft nach der Schlacht auf dem Weißen Berge (1620), die sich im Mythus und Cultus des heiligen N. verfolgen läßt. Thatsache ist, daß der Cultus erst nach dieser Zeit, mit Ferdinand II. und der Herrschaft der Jesuiten, in rechte Aufnahme kam und von da an die Wunder beginnen. Nach Abel ist der heil. Johann von N. eine Umwandlung der ketzerischen Volkshelden Huß und Ziska in einen zugleich böhm. und katholisch-nationalen Heiligen.

Nepos (Cornelius) heißt ein röm. Geschichtschreiber zweiten Rangs, von dessen Lebensumständen man nichts Sicheres weiß, außer daß er ein jüngerer Zeitgenosse von Atticus, Cicero und Catull war und unter Augustus starb. Seine Werke («Chronicorum libri III», «Libri illustrium virorum», «Vita Ciceronis» u. a.) waren meist biographischer und literarhistor. Art. In ursprünglicher Gestalt hat man von diesen Schriften nichts mehr, und ob die jetzt unter seinem Namen herausgegebenen 22 «Vitae excellentium imperatorum» auch nur dem Stoffe nach auf N. zurückgehen, ist zweifelhaft. Die Sprache, obwol manche Abweichungen vom classischen Gebrauche zeigend, ist doch im ganzen einfach und correct und hat das Buch zu einem vielgelesenen und oft herausgegebenen Schulbuche gemacht. Unter den neuern Ausgaben sind hervorzuheben die von Roth (Baſ. 1841), Benecke (Berl. 1843), Siebelis (Lpz. 1851 u. öfter) und Nipperdey (Lpz. 1850 u. öfter). Eine gute Uebersetzung lieferte Oehlinger (Stuttg. 1827).

Nepotismus (vom lat. nepos, Enkel, Neffe) nennt man die ungebührliche, meist mit Zurücksetzung verdienterer Männer verbundene Begünstigung der Verwandten einflußreicher Staatsbeamten bei Verleihung von Würden, Aemtern, Sinecuren, Pensionen u. s. w. Der Name rührt daher, daß diese Ungerechtigkeit hauptsächlich von den Päpsten geübt wurde, die ihre Nepoten oder Enkel, natürlichen Söhne und nächsten Verwandten mit Zurücksetzung verdienterer Männer, zuweilen aus dem niedrigsten Stande, zu den höchsten geistlichen und weltlichen Ehren erhoben.

Neptun (lat. Neptunus), der altröm., vielleicht von den Etruskern (bei denen sein Name Nethuns lautet) entlehnte Gott alles Fließenden und Strömenden, insbesondere des Meeres, und zugleich, wie der altlatinische Consus, als Neptunus-Equester der Schutzgott der Rosse und aller ritterlichen Uebungen, daher er einen Tempel beim Circus Flaminius in Rom hatte. In beiden Beziehungen entsprach er dem griech. Poseidon, mit welchem er auch seit dem Eindringen griech. Bildung in Rom völlig identificirt worden ist. Dieser, nach der mythol. Anschauung ein Sohn des Kronos und der Rhea, war der Gott alles Flüssigen, vorzugsweise des Meeres, dessen Herrschaft bei der Theilung der Welt unter die drei Söhne des Kronos ihm zugefallen ist; in der Tiefe desselben hat er seinen Palast, in welchem er mit seiner Gattin Amphitrite (s. d.) thront; mit dieser fährt er über die Wogen desselben dahin in einem von Rossen mit ehernen Hufen und goldenen Mähnen gezogenen Wagen, den die übrigen Gottheiten, Dämonen und die mannichfaltigen Ungeheuer der Meerestiefe umspielen, Scenen, welche von der bildenden Kunst häufig dargestellt worden sind. Die Poesie und die bildende Kunst haben auch seinen Streit mit Athene um das Land Attika, seine Betheiligung am Trojanischen Kriege zu Gunsten der Griechen, seinen Zorn gegen Odysseus (s. d.), dessen Heimkehr er zu verhindern sucht, seine Theilnahme am Kampfe gegen die Giganten, endlich seine Liebesverhältnisse zu vielen Frauen, besonders Quellnymphen, mit denen er eine zahlreiche Nachkommenschaft erzeugt, behandelt. Verehrt wurde er allerorten in Griechenland, wie dies bei einem so küsten- und hafenreichen, von einem seefahrenden Volke bewohnten Lande natürlich ist, und in den griech. Colonien. Die berühmtesten Stätten seines Cultus waren der korinth. Isthmus (s. d.), die Insel Kalaurea nahe der Ostküste von Argolis und das Vorgebirge Mykale im kleinasiat. Jonien. In der Blütezeit der griech. Kunst wird er dem Zeus ähnlich gebildet, doch mit derberer Muskulatur bei etwas schlankerm Körperbau, mit weniger Majestät und Ruhe im Ausdruck des Antlitzes und mit etwas starrerm, mehr gesträubtem Haar, auch häufiger stehend als sitzend. Seine gewöhnlichsten Attribute sind der Dreizack, mit welchem er das Meer aufwühlt, die Erde erschüttert und Quellen aus felsigem Boden hervorspringen läßt, und der Delphin oder auch, besonders in alterthümlichern Bildwerken, der Thunfisch. Das Roß (Symbol der beweglichen Meereswellen) galt als sein Ge-

schöpf und spielt daher in den an ihn sich knüpfenden Sagen eine bedeutende Rolle, wie auch an vielen Orten Griechenlands Wettkämpfe mit Roß und Wagen ihm zu Ehren gefeiert wurden. Vgl. Gerhard, «Ueber Ursprung, Wesen und Geltung des Poseidon» (Berl. 1851).

Neptun, ein Planet, der 23. Sept. 1846 von Galle (damals in Berlin) auf merkwürdige Veranlassung entdeckt wurde, und mit dessen Auffindung die Wissenschaft einen ihrer herrlichsten Triumphe gefeiert hat. Es ist eine von den Astronomen gelöste Aufgabe, die Einwirkung zu berechnen, die ein Planet auf die Bewegung eines andern Planeten ausübt, wenn Masse und Entfernung beider Körper bekannt sind, und diese Einwirkung heißt die Störung. So waren unter andern auch die Störungen berechnet, welche der Planet Uranus namentlich durch die Planeten Saturn und Jupiter erfährt. Wenn man aber den beobachteten Ort des Uranus mit dem aus den Rechnungen gefundenen verglich, so zeigte sich nicht jener Grad der Uebereinstimmung, den man sonst zu erreichen pflegte, und mehrere Astronomen, namentlich Bessel in Königsberg, waren geneigt, die Ursache der Nichtübereinstimmung zwischen Rechnung und Beobachtung in der Existenz eines jenseit des Uranus befindlichen unbekannten Planeten zu suchen. Um über Ort, Masse u. s. w. des vermutheten Planeten ins Klare zu kommen, mußte aus den vorhandenen Abweichungen zwischen Rechnung und Beobachtung die Bahn und der Ort des unbekannten störenden Planeten hergeleitet werden. An die Lösung dieser Aufgabe machten sich fast gleichzeitig, aber völlig voneinander unabhängig, zwei Männer, Adams zu Cambridge in England, und Leverrier zu Paris. Ersterer theilte schon im Sept. 1845 dem Professor Challis zu Cambridge sowie im Oct. dem Astronomen Airy zu Greenwich die Resultate seiner Rechnungen mit, ohne jedoch etwas darüber zu publiciren. Wenig später (31. Aug. 1846) veröffentlichte Leverrier die Resultate seiner Rechnungen. Durch einen Brief ward Galle von diesen Resultaten in Kenntniß gesetzt. Er durchforschte die bezeichnete Stelle des Himmels, und war so glücklich, am 23. Sept. den neuen Planeten nahe am bezeichneten Orte aufzufinden. Der N. ist von den bekannten Planeten unsers Sonnensystems der von der Sonne am weitesten abstehende: seine mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 621,9 Mill. M. Der größte Abstand ist 627,1, der kleinste 616,7 Mill. M. Der Erde kann sich dieser Planet bis auf 596 Mill. M. nähern, sich aber bis auf 648 Mill. M. von ihr entfernen. Im letztern Falle erscheint N. unter einem Gesichtswinkel von 2″,5, im ersten von 2″,7, sodaß der mittlere scheinbare Durchmesser 2″,6 beträgt. Dies setzt einen wahren Durchmesser von 7380 geogr. M. voraus. Der N. übertrifft daher den Erddurchmesser 4,55 mal an Größe; die Oberfläche desselben ist darum fast 21, das Volumen 94 mal so groß als die entsprechenden Größen der Erde. Seine Bahn, die nur eine äußerst geringe Excentricität besitzt (etwa $^1/_{118}$ der großen Axe), und deren Neigung gegen die Ekliptik nur 1° 47′ beträgt, durchläuft der N. siderisch in 164 J. 286 Tagen; er legt deshalb in einer Secunde durchschnittlich 0,76 M. zurück. Seine Bewegung ist also 5,4 mal so langsam als die der Erde, und man sieht ihn, als einen Stern siebenter bis achter Größe, nur sehr langsam unter den Fixsternen fortschreiten. Was die Masse des N. betrifft, so schwanken die Angaben derselben zwischen $^1/_{14446}$ und $^1/_{20000}$ der Sonnenmasse. Der ersten Angabe würde eine Dichtigkeit von 0,230 der Erde oder 1¼ im Verhältniß zum Wasser entsprechen. Wegen der großen Entfernung hat man eine wahrscheinlich vorhandene Drehung um seine Axe noch nicht bemerken können. Kurz nach der Entdeckung 1847 fand Lassell in seinem 20füßigen Spiegelteleskope einen Mond oder Trabanten des N., der von andern Astronomen ebenfalls gesehen worden ist, sodaß seine Existenz als gewiß bezeichnet werden kann. Dieser Mond befindet sich etwa 12,6 Halbmesser des N. vom Mittelpunkte dieses und vollendet seine Bahn um N. in 5 Tagen 20 St. Wahrscheinlich besitzt der N. noch einen zweiten Mond; Lassell will ihn 1850 gesehen haben.

Neptunisten nennt man die Geologen, welche der Ansicht Werner's (s. d.) von der Bildung der Erdrinde durch alleinige Mitwirkung des Wassers beipflichten. (S. Geognosie.)

Nerbudda oder Nerbadda (sanskrit. Narmadâ), ein 173,8 M. langer Fluß Vorderindiens auf der Grenze von Dekan und Hindostan, entspringt etwa 3200 F. hoch in einem ummauerten Teiche eines besonders heiligen Tempels auf dem Plateau von Amarakantaka (Ammerkuntuk) in Gondwana und bildet alsbald einen 73 F. hohen Wasserfall. Der Fluß strömt erst 41 M. west- und nordwestwärts mit starkem Gefälle nach Dschabbalpur (Jabbalpoor), das noch 1367 F. über dem Meere liegt, und tritt sodann in das sog. Nerbuddathal, eine Einsenkung zwischen dem Vindhya- und Rewatagebirge im N., den Saugor-, Satpura- und Paripatraketten im S., welche er ohne bedeutende Krümmungen und Zuflüsse in westl. Richtung über Hoschangabad, Hindia und Mahesware (Mheisir) durchfließt, und ergießt sich 6½ M. unterhalb Barotsch (s. d.) in breiter Mündung in den Golf von Cambay (s. d.). Das genannte Thal ist ein

tiefer, bald breiter, bald enger Spalt, der sich streckenweise abwechselnd zu Becken ausweitet oder zu Felsengen sich scharf zusammenschnürt. Die Schiffahrt ist wiederholt durch stufenweise Absätze mit starkem Gefälle, durch Stromriegel, Basaltbänke, Stromschnellen und Wasserfälle unterbrochen, wodurch die Ausbeutung der reichen, im Thal vorhandenen Eisenerz- und Steinkohlenlager (unweit Hoschangabad) gehindert ist. Die Flut steigt im Strom 11,9 M. aufwärts. Kleinere Seeschiffe gelangen bis Barotsch, doch ist die Einfahrt durch eine Barre und zahlreiche Sandbänke erschwert. Schwere Kähne gehen von der See 18,4 M. weit bis Tullukwara, mit Mühe 5,4 M. weiter bis Sulpan-Mahadeo an der Stromenge Makri-Fall, sodaß die ununterbrochene Fahrstraße höchstens 23,8 M. beträgt. Bei Hoschangabad erreicht die von Bombay ausgehende Eisenbahn das Stromthal und wird in diesem aufwärts bis Dschabbalpur, von dort bis Mirzapur am Ganges fortgeführt.

Nereus, nach griech. Mythos der älteste Sohn des Pontos und der Gäa, Gemahl der Doris, Vater von 50 anmuthigen Töchtern, den Nereiden, mit denen er in den Tiefen des Meeres, namentlich im Aegäischen Meere wohnt. Hesiod und andere Dichter schildern ihn als einen wahrhaften, mildgesinnten und gleich Proteus und Glaukos die Gabe der Weissagung und Verwandlung besitzenden königl. Meeresgreis. Herakles bezwang ihn im Kampfe und nöthigte ihn, ihm den Weg zu den Hesperiden zu zeigen. Dargestellt wird er theils in halb menschlicher, halb thierischer Gestalt, wie die Tritonen, aber bekleidet, theils ganz menschlich, wie bei dem Kampfe mit Herakles; seine Töchter, die Nereiden, erscheinen besonders in den Werken der jüngern attischen Kunstschule als anmuthige, leicht- oder gar nicht bekleidete Mädchengestalten mit weichen, geschmeidigen Körperformen, auf Tritonen oder Seeungeheuern verschiedener Art reitend.

Neri (Filippo), s. Oratorium (Priester vom).

Nerly (Friedr.), eigentlich Nehrlich, deutscher Maler, wurde 1807 in Erfurt geboren. Seine Anlagen zur Kunst bemerkte und förderte der Kunstforscher von Rumohr, der ihn zum Thier- und Landschaftsmaler ausbildete. Als solcher sowie als Genremaler machte er auch bald Aufsehen und ging dann nach Italien, welches er von Rom aus nach allen Richtungen hin kennen zu lernen suchte. Endlich ließ er sich für immer zu Venedig nieder, wo er sich mehr und mehr architektonischen Darstellungen, insbesondere aus der Lagunenstadt, zuwandte, die er in allen Beleuchtungen gern malt und mit oft sehr figurenreichen Schilderungen des Volkslebens auszustatten liebt. Eine Ansicht der Piazzetta, mit den fernen Lagunen im Mondschein, welche er für den König von Preußen malte, mußte er siebenmal wiederholen. Eine große Landschaft mit Staffage aus Wieland's «Oberon» erhielt sein Gönner Rumohr; eine große Ansicht von Venedig der Kaiser von Oesterreich. Nach Rußland in den kaiserl. Besitz kam seine Heimkehr sicil. Fischer im Golf von Palermo sowie ein Gemälde, die Büffel darstellend, welche den Marmorblock ziehen, aus welchem Thorwaldsen die Statue Pius' VII. meißelte. Das Museum dieses berühmten Bildhauers enthält ebenfalls Arbeiten von N. Zu seinen neuesten Schöpfungen gehören: Heimkehrende neapolit. Schnitter auf Monte-Circallo, der Jupitertempel zu Girgenti (wiederholt dargestellt), dessen Gegenstück die Tempelgruppe zu Pästum bildet. L'heure du dîner schildert das Innere des Palastes Pisani, die Bezeichnung von der Staffage genommen. In der Fahrt zum Lidofeste ist eine Schilderung ital. Lebens gegeben nach Art von Robert, ohne Anlehnung an Architektur. In dem einen wie andern bewährt sich N. als ein Künstler, der Treue und Sorgfalt in der Darstellung sowie Reiz des Colorits und der Beleuchtung mit Beobachtungsgabe und Ausdruck vereinigt.

Nero (Lucius Domitius, nach der Adoption durch seinen Stiefvater, den Kaiser Claudius, mit verändertem Namen Claudius Drusus), röm. Kaiser 54—68 n. Chr., geb. zu Antium 37 n. Chr., war der Sohn des wilden Cnejus Domitius Ahenobarbus und der Tochter des Germanicus, der schrecklichen jüngern Agrippina, und nach der 49 n. Chr. erfolgten Verheirathung der letztern mit dem Kaiser Claudius von diesem adoptirt und mit des alten Kaisers leiblicher Tochter Octavia verlobt. Nach des Claudius Tode, den Agrippina's Gift 12. Oct. 54 herbeigeführt hatte, wurde er von den Prätorianern, denen ihr Präfect Burrus ihn vorstellte, während Agrippina den Britannicus, des Claudius leiblichen Sohn von Messalina, im Hause zurückhielt, als Kaiser ausgerufen und vom Senat anerkannt. Der milde Anfang seiner Herrschaft erregte gute Hoffnungen. Sein trefflicher Minister Seneca (sein Erzieher) und jener Burrus leiteten mehrere Jahre lang das Reich vortrefflich. Inzwischen war der geistig hochbegabte, aber des rechten sittlichen Ernstes entbehrende, jeder Ausschweifung zugeneigte Prinz wegen seiner regellosen Liebschaften mit seiner Mutter zerfallen und hatte schon 55 seinen Stiefbruder Britannicus vergiften lassen, weil die zürnende Agrippina nun diesen auf den Thron zu erheben drohte. Als er

aber erst, geleitet von der schönen, aber entsetzlichen Poppäa Sabina, seine Mutter 59 hatte ermorden lassen, wich jeder gute Geist von ihm. Mehr und mehr entzog er sich dem Einflusse seiner tüchtigen Minister, und als erst 62 Burrus gestorben, Seneca vom Hofe entfernt, die schrecklichen «Majestätsgesetze» wieder reactivirt und vor allem der ebenso weichliche und ausschweifende als blutgierige, räuberische und verruchte Tigellinus Sophonius Gardepräfect geworden war, da begann für Rom eine böse Zeit. Kolossale Ausschweifungen jeder Art, maßlose Verschwendung, Entehrung der kaiserl. Würde durch die ganz unröm. persönliche Beschäftigung des N. mit Circusspielen und theatralischen Spielereien, daneben rücksichtslos blutiges Wüthen gegen jeden Verdächtigen haben den letzten Jahren dieser Regierung einen entsetzlichen Ruf verschafft. Vor allen beklagt wurde die edle Octavia, des Kaisers Gemahlin, die N., um jene Poppäa heirathen zu können, 62 schändlich verleumden und dann grausam tödten ließ (Poppäa selbst soll er dann 65 wider seinen Willen ums Leben gebracht haben, indem er ihr, die eben gesegneten Leibes war, in einem Anfalle sinnlosen Zorns einen Fußtritt versetzte). Daß er aber den furchtbaren achttägigen Brand, der im Juli 64 den größten Theil der Stadt Rom zerstörte, selbst veranlaßt habe, ist sehr unwahrscheinlich; weil ihm aber die Stimme des Volks auch diese Calamität schuld gab, so wälzte er den Verdacht auf die Christen in Rom, die nun mit Grausamkeit verfolgt wurden. Die Stadt selbst ließ er, wie er es gewünscht hatte, prächtiger ausbauen, am prächtigsten seinen Palast mit weitläufigen Anlagen, die sog. Aurea domus (das goldene Haus); dafür wurden aber Italien und die Provinzen schonungslos geplündert, während man den röm. Pöbel durch Kornspenden und Spiele befriedigte. Eine Verschwörung, die seinen Sturz und die Erhebung des Cajus Piso beabsichtigte, misglückte 65 n. Chr. Piso tödtete sich selbst, viele angesehene Männer fielen, meistens unschuldig, als Opfer der Rache, unter ihnen Seneca und der Dichter Lucanus, und 66 auch der edle Thrasea Pätus. Eitelkeit und Neigung hatten N. schon 64 veranlaßt, in Neapel öffentlich als Sänger, Schauspieler und Wagenlenker aufzutreten. Im J. 67 machte er einen Zug nach Griechenland, von dem er mit Preisen reich geschmückt, da die Griechen sehr gut wußten, wie gefährlich es sei, ihn nicht zu bewundern, nach Rom zurückkehrte. Als 68 erst Gallien und Spanien, dann auch die Prätorianer zu Gunsten des Galba (s. d.) sich erhoben, entfloh er von Rom; der Senat erklärte ihn nun als Feind des Vaterlandes des Todes schuldig. Auf die Nachricht faßte er den Entschluß, sich zu tödten, was er auch 11. Juni 68 ausführte. Mit ihm erlosch das Geschlecht der Cäsaren auch in den adoptirten Zweigen. In Britannien hatte während seiner Regierung Suetonius Paulinus den Aufstand der Königin Bouduica unterdrückt, im Orient schützte Domitius Corbulo Armenien und Syrien gegen den Partherkönig Vologeses, und Vespasian bekämpfte den Aufstand der Juden.

Nerthus, der von Tacitus («Germania», Kap. 40) überlieferte Name der großen Göttin, welche von den deutschen Stämmen der Reudinger, Avionen, Angeln, Wariner, Eudoser, Svardonen und Nuitonen auf einer Insel in heil. Haine verehrt wurde. Jährlich führte ein Priester ihr Bild auf einem verhüllten, von Kühen gezogenen Wagen durch das Land, während allgemeiner Friede herrschte. Die Sklaven, welche Bild und Wagen nach dem Umzuge in altüblichem Bade reinigen mußten, wurden ertränkt. Jene Insel ist nicht mit voller Sicherheit zu bestimmen. Femern oder gar das heute mit Holstein verbundene, früher jedoch inselartige Land Oldenburg scheinen größern Anspruch zu haben als Rügen, wo die Notiz des Tacitus durch die Gelehrten localisirt ist, noch dazu mit der ganz falschen Namensform Hertha, die aus dem erst von Beatus Rhenanus 1533 in seiner Ausgabe der «Germania» gesetzten Herthum (für Nerthum) herstammt. Die Richtigkeit von N. ist durch das nordische Niördhr bewiesen.

Nertschinsk, eine Stadt von (1862) 3774 E. in der sibir. Provinz Transbaikalien, am linken Ufer der Nertscha, unweit deren Mündung in die Schilka, welche einen Quellstrom des Amur ausmacht. Die erste Ansiedelung geschah hier 1652 durch den Kosackenführer Bekelow, der das Land jenseit des Apfelgebirgs für Rußland in Besitz nahm und einen Weiler an der Schilka baute, welcher 1781 zur Stadt N. erhoben, später aber wegen bedeutender Ueberschwemmungen an den Fluß Nertscha verlegt wurde. Die Stadt hat zwei aus Ziegeln und Steinen erbaute russ. Kirchen, eine Sternwarte und Bergschule, während alle übrigen Häuser aus Holz sind. Rußland schloß hier 1689 seinen ersten Grenzvertrag mit China. Der Handelsverkehr von N. ist sehr lebhaft. Russen, Mongolen, Turkomanen, Tungusen und selbst Californier treffen hier im Bazar (Gostinoi-Dwor) zusammen und treiben Tauschgeschäft mit Thee, Pulver, Blei, Pelzen. N. bildet auch den Mittelpunkt für die ungemein ergiebigen Blei- und Silbergruben eines großen Bergreviers. Auch Zinn, Zink und Gold wird gewonnen, letzteres in den vielen Thälern des Jablonoi- und Chingangebirgs. Das gewonnene Blei wird nach Barnaul geführt,

wo es zur Verhüttung der altaischen Erze dient. — Nertschinskoi-Sawod ist ein östlich von N. am Argun gelegener neuer aufblühender Bergwerksort, rings umgeben von reichen Erzgruben.

Nerva (Marcus Coccejus), röm. Kaiser 96—98 n. Chr., gebürtig aus Narnia, war wahrscheinlich ein Sohn des seinerzeit mit dem Kaiser Tiberius lange Jahre hindurch befreundeten röm. Ritters und Juristen Coccejus Nerva und seinerseits eins der edelsten, humansten und allgemein geachtetsten Mitglieder des röm. Senats in der letzten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. Nach der Ermordung des Domitianus (s. d.) wurde er 18. Sept. 96 n. Chr. vom Senat zum röm. Kaiser erklärt. Er bewährte als solcher die Tugend und Weisheit, die ihn als Senator ausgezeichnet hatte, hob die Untersuchungen über Majestätsverbrechen auf, besserte die Gerechtigkeitspflege und minderte die Steuerlast; nur seine Milde wurde zuweilen fast zur Schwäche. Da er sich wegen Alters und körperlicher Leiden nicht kräftig genug fühlte, allein dem Uebermuthe der Prätorianer zu widerstehen, die ihn unter anderm im blutigen Tumulte zwangen, der Niedermetzelung der Mörder Domitianus' zuzusehen, so adoptirte er den damals am Rheine commandirenden Feldherrn Trajanus (s. d.), der ihm nach seinem Tode 27. Jan. 98 folgte. N. war bei seinem Tode 66 J. alt.

Nerven, Nervensystem. Die Nerven sind blos den Menschen und Thieren eigenthümlich und werden selbst bei den einfachsten, auf der Grenze zwischen Thier- und Pflanzenreich stehenden Organismen vermißt. Diesen scheinen sie in der That entbehrlich zu sein. Bei den höhern Thieren sind sie es indeß nicht, denn sie vermitteln das harmonische Zusammenspiel der Thätigkeit der einzelnen Organe, machen aus dem Hauswerke zahlreicher Organe erst ein einheitliches Ganzes. Die Nerven fehlen daher auch keinem mit der Fähigkeit zu selbständiger Thätigkeit ausgerüsteten Organe und gehen nur solchen Geweben ab, deren Verrichtung eine blos passive ist, den Oberhautgebilden (der Oberhaut selbst, den Haaren, Hörnern u. s. w.), den Knochen. Für die Regelung der gemeinsamen Thätigkeit aller Körpertheile besteht eine Oberleitung, welche ihren Sitz im Mittelpunkt des Nervensystems hat; von diesem aus erstrecken sich in alle Provinzen des Körpers Nerven und führen aus diesen wieder in die Centralstätte zurück. Dieses Nervencentrum, der sog. Sitz der Seele, ist das Gehirn (cerebrum) mit seinem ihm untergeordneten Anhang, dem Rückenmark (medulla spinalis), und man unterscheidet demnach ein Cerebralnervensystem und ein Spinalnervensystem. Vom Gehirn gehen 12 Paare von Nervensträngen ab, vom Rückenmark dagegen 31—32. Diese treten, umhüllt von einer Bindegewebsscheide, dem Neurilema, in verschiedene Körpertheile, lösen sich zu immer feinern Strängen und endlich zu einzelnen Nervenfäden auf, welche nun in bestimmten Theilen der betreffenden Organe, ihrem Bestimmungsort, enden. Ein solcher Nervenfaden (auch Nervenfaser genannt) besteht aus einem häutigen Schlauch (Nervenscheide oder Nervenhülle), mit einem Inhalt, der zweierlei Art sein kann. Derselbe ist entweder einfacher Natur und besteht aus einem Cylinder aus Eiweißsubstanz, oder um diesen herum liegt noch eine fettähnliche Substanz, das Nervenmark oder die Markscheide. Der innere, centrale, in der Achse des Nerven gelegene Cylinder heißt dann Achsencylinder, Achsenfaser. Achsencylinder und Markscheide sind jedoch an ganz frischen Nerven nicht getrennt sichtbar; sie treten erst in Erscheinung, wenn die Nerven absterben. Die markhaltigen Nerven besitzen eine Breite bis zu 0,01 Linie, die marklosen sind aber selbst nur 0,0005 Linie breit. Die Zahl der aus dem Gehirn und Rückenmark austretenden einzelnen Nervenfäden ist nun keineswegs so groß als die an der Endigungsstelle, an der Peripherie des Körpers befindliche Menge, und es muß daher eine Vervielfältigung der Nerven auf ihrer Bahn stattfinden. Diese Vervielfältigung geschieht entweder so, daß sich die Nervenfäden in zwei oder mehr Zweige, und diese sich wieder in gleicher Weise ohne weiteres spalten, oder so, daß die Nervenfaser in einen kugeligen Körper eintritt, aus welchem dann auf der andern Seite zwei oder mehr Fäden wieder austreten. Diese Kugeln, welche untereinander durch Nervenzweige in Verbindung stehen, die also nicht blos eine Vervielfältigung der Nerven, sondern auch den Verkehr zwischen verschiedenen Nervenbahnen vermitteln, heißen Nervenkugeln, Nervenzellen, Ganglien. Sie bilden die Hauptmasse des Rückenmarks und Gehirns, und aus dieser Anordnung wird es erklärlich, wie das gesammte Nerven- und (Körper-) Leben einer einheitlichen Leitung untergeordnet sein kann.

Die von den Centren abgehenden Nerven vermitteln die Bewegung der einzelnen Glieder des Körpers. Es verlaufen nun aber nicht blos Nerven von den Centren nach den Körperprovinzen, sondern auch umgekehrt aus den einzelnen Körpertheilen nach Gehirn oder Rückenmark: die Empfindungsnerven (sensible Nerven, im Gegensatz zu den Bewegungsnerven, motorischen Nerven). Zu diesen Empfindungsnerven gehören die der Sinnesorgane (Gesicht, Ge-

hör, Geruch, Geschmack, Tastsinn), deren Erregung uns zum Bewußtsein kommt, während es noch eine große Zahl nach den Centren verlaufende (centripetale) Nerven gibt, von deren Thätigkeit wir keine unmittelbare Vorstellung haben. Durch diese Vorrichtung wird das Nervencentrum von allen auf die centripetalen Nerven einwirkenden Vorgängen immer gewissermaßen in Kenntniß erhalten und trifft danach ohne weiteres seine Vorkehrungen, reagirt auf den Reiz; es wird infolge dessen eine Bewegung ausgeführt. Diese Umsetzung der Empfindung in Bewegung geschieht entweder unter unserer Kenntniß von dem Vorgang, ist uns bewußt, oder unbewußt; sie wird beeinflußt von unserm Willen oder geschieht unwillkürlich. Solche uns bewußte willkürliche Aeußerungen sind die Handlungen. Bewußte unwillkürliche Thätigkeiten nennt man reflectorische, uns unbewußte, natürlich auch unwillkürliche, automatische. Dergleichen automatische Thätigkeiten sind z. B. die Athem- und Herzbewegungen, die Bewegungen der Gedärme. Ihnen steht ein besonderes Nervensystem vor, welches in gewisser Selbständigkeit nur einen Anhang zum Gehirne und Rückenmark bildet, nämlich das an marklosen Fasern und an Ganglien reiche, vorzüglich in der Bauch- und Brusthöhle liegende sympathische System. Außer den genannten Organen versorgt dieses System auch alle Drüsen sowie die Gefäßhäute mit Nerven, beeinflußt hier wahrscheinlich nur die diesen Organen eigenthümlichen (sog. vegetativen) Muskeln und vermittelt so die Ernährung und die Absonderung (daher trophisches, secretorisches System). Einzelne, für das Leben sehr wichtige Organe, z. B. das Herz, besitzen ein eigenthümliches Gangliensystem und sind daher bis zu einem gewissen Grade unabhängig von den Nervencentren. Die motorischen Nerven sowol als die sensiblen und wahrscheinlich auch die sympathischen sind mit besondern Endorganen versehen. So enden die Muskelnerven in oder auf jeder einzelnen Muskelfaser mit einer plattenförmigen Ausbreitung. Die Tastnerven enden (oder vielmehr beginnen) mit einer eigenthümlichen knopfförmigen Anschwellung, dem Tastwärzchen, welches durch Druck in Reiz versetzt wird. Die chem. Bestandtheile der Nerven sind verschiedener Art. Wesentlich sind nur die eiweißartige Substanz, welche den Achsencylinder bildet, und der eigenthümliche fettähnliche Bestandtheil des Nervenmarks, das Protagon, Nervenfett, das eine sehr complicirte chem. Zusammensetzung besitzt. Die Lehre von den Nerven bildet einen eigenen, gewöhnlich Neurologie genannten Zweig der Anatomie.

Nervenfieber, s. Nervöse Zufälle.

Nervengifte, s. Nervenmittel.

Nervenkrankheiten sind solche Krankheiten, von welchen die Nerven allein oder doch in vorwiegendem Grade betroffen werden. Sie zerfallen in zwei große Gruppen, solche N. nämlich, in welchen sich eine anatom. Veränderung im Bereich der erkrankten Nerven nachweisen läßt (materielle, anatomisch nachweisbare N.), und solche ohne bisjetzt nachweisbare Störung im Bau und der chem. Zusammensetzung der Nerven. Im letztern Falle ist nachweisbar nur die Thätigkeit der Nerven gestört, und man nennt diese N. daher dynamische N. oder Neurosen (s. d.). Eine Abweichung der Nerventhätigkeit ohne Veränderung der Nervensubstanz ist indeß nicht denkbar, und es bleibt daher der Zukunft vorbehalten, diese noch verborgenen, vielleicht an sich geringfügigen, aber durch ihren Sitz bedeutungsvollen anatomischen oder chemischen und dann vielleicht allgemeinern Veränderungen aufzuweisen. Nach den Erscheinungen, mag die Ursache bekannt sein oder nicht, theilt man die N. ein in solche mit erhöhter und solche mit geschwächter Thätigkeit der Nerven, und da die Nerven entweder die Empfindung oder die Bewegung vermitteln, demnach in vier Klassen, in: Krampf (erhöhte Thätigkeit der motorischen Nerven), Lähmung (abgeschwächte oder vernichtete Thätigkeit derselben), Hyperästhesie (Ueberempfindlichkeit) und Anästhesie (geschwächte Empfindlichkeit oder Unempfindlichkeit). Weitere Abtheilungen der N. trifft man nach dem befallenen Theil des Nervensystems. Man unterscheidet so Krankheiten des Gehirns, des Rückenmarks und der einzelnen (peripherischen) Nerven und Nervenstämme. An diesen kann erkranken die Nervensubstanz selbst oder ihre Hülle, also die Häute des Gehirns und Rückenmarks sowie die Bindegewebshülle der Nervenbündel, und die Knochenkapseln des Gehirns und Rückenmarks. Erkrankungen dieser Hüllen ziehen das Nervengewebe entweder unmittelbar in den Bereich ihrer Veränderungen, oder sie wirken mittelbar (durch Druck u. s. w.) auf die Nervensubstanz ein. Endlich gibt die Art der anatom. Veränderungen Anhaltspunkte für die Eintheilung. Es können den N. zu Grunde liegen Störungen in der Versorgung (des Nervengewebs oder der Umhüllung desselben) mit Blut (Blutüberfüllung, Blutarmuth, Blutergüsse), Entzündungen, Tuberkulose, Geschwulstbildung, Einwanderung von Parasiten, Ergüsse von Blutwasser, Atrophie (Schwindsucht) u. s. w. Je nachdem die eine oder die andere anatom. Störung in der Nervensubstanz selbst oder in der Nervenhülle vorhanden ist, treten ver-

schiedene Erscheinungen auf, die natürlich dann eine ebenso verschiedene Behandlung nöthig machen. Die Geisteskrankheiten, welche sich naturgemäß den N. anreihen und nur eine besondere Art derselben bilden, werden aus praktischem Grunde von diesen getrennt behandelt.

Nervenmittel (Nervina) sind Arzneistoffe, welche im gesunden oder kranken Körper vorzugsweise Veränderungen der Nerventhätigkeiten (also der Empfindungs-, Bewegungs- oder Denkfunctionen) hervorrufen. Sie zerfallen in mehrere Klassen: 1) Nervenreizmittel (nervina excitantia), welche eine lebhaftere, gesteigerte Thätigkeit im Hirn, Rückenmark oder gewissen Nervengebieten hervorrufen, wie z. B. Weine und andere Spirituosa, Aetherarten, ätherische Oele, balsamische Harze, flüchtige Substanzen überhaupt; 2) herabstimmende (nervina deprimentia), welche lähmungsartige, beruhigende Herabsetzung der Nerventhätigkeiten hervorbringen, das Gehirn betäuben, die Sinnesnerven unempfindlich machen u. dgl. (wie namentlich die sog. Narkotica); 3) sog. umstimmende (nervina alterantia), welche auf eine noch unbekannte Weise die Ernährung oder die Thätigkeiten des Nervensystems abändern sollen, wohin besonders die giftigen Metalle gezählt werden. Doch fließen diese Unterschiede sehr ineinander. Viele Narkotica (s. d.) sind, in kleinern Mengen gegeben, stark aufregend für das Gehirn (z. B. das Opium, die Belladonna). Fast alle Nervenreizmittel wirken in starken Dosen betäubend: so z. B. Wein, Branntwein, Aether, Kampher. Ja die flüchtigsten ätherischen Stoffe sind neuerdings ganz besonders als Anästhetica (s. Anästhesiren) berühmt geworden: so z. B. der Aether, das Chloroform. Endlich wirken manche Metallgifte offenbar lähmend auf die Nervencentra, z. B. Blei, Arsen, Kupfer u. s. w. Zu den N. gehören auch die Nervengifte, Substanzen, welche selbst in sehr kleinen Mengen die Eigenschaft besitzen, die Nerven zu lähmen und zu tödten, ohne auf andere Organe (z. B. die Muskeln) einzuwirken. Eins derselben ist das amerik. Pfeilgift (s. Curare) mit seinem wirksamen Bestandtheile, dem Curarin. Dies und andere Nervengifte haben in der Hand der Physiologen neuerdings hohe wissenschaftliche Bedeutung gewonnen.

Nervenschmerzen, s. Neuralgie.

Nervensystem, s. Nerven.

Nervöse Zufälle. Wenn im Verlauf anderer Krankheiten auffallende Störungen der Nerventhätigkeit auftraten, oder auch wenn sie allein erschienen, so sprachen die alten Aerzte und sprechen wol auch noch manche jüngere von nervösen Zufällen. Diese Begleiterscheinungen meist schwerer Krankheiten sind mannichfaltigster Art, von leichten Delirien bis zur Tobsucht, von leichter Schlafsucht bis zur tiefsten Bewußtlosigkeit, von leichten Zuckungen einzelner Muskeln bis zu den heftigsten Krämpfen. Man sagte dann wol auch, die Krankheit, das Fieber sei nervös geworden, und bezeichnete sie wol auch ohne weiteres als Nervenfieber. Jetzt weiß man aber, daß solche Erscheinungen seitens des Nervensystems zu allen möglichen Krankheiten hinzutreten können, und daß sie neben diesen aus gemeinschaftlicher Ursache (Erschöpfung, Störungen in der Blutvertheilung, Gegenwart schädlicher Substanzen im Blute) auftreten können oder in gewissen Krankheiten (Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten) ganz bestimmte Ursachen haben. Der Ausdruck Nervenfieber wird manchmal noch gleichbedeutend mit Typhus (s. d.) gebraucht.

Neshin oder Njeshin, Kreisstadt im russ. Gouvernement und $10^5/_7$ M. östlich von Tschernigow, 103 M. im SW. von Moskau, am linken Ufer des Ostr gelegen, zählt (1864) 18008 E., darunter viele Griechen, und hat außer der Kathedrale 19 andere Kirchen, ein Kloster, ein Lyceum des Fürsten Besborodko mit einem Gymnasium und einer adelichen Pension, eine Kreisschule, eine griech. Kreisschule (Alexanderschule) sowie eine Pfarrschule. Die Stadt unterhält viele Fabriken und bedeutenden Handel, zieht auch Tabadk der geringen, Bakun und Schnuronwli genannten Sorte. In dem zum Kreise N. gehörigen Flecken Noßowska ist der Tabacks- und Getreidebau auf den adelichen Gütern wie bei den Bauern gleich vorherrschend, und auf dem Gute Njeshin wird virginischer Taback gezogen.

Nessel (Urtica) ist der Name einer zur 21. Klasse des Linné'schen Systems gehörigen Pflanzengattung mit ein- oder zweihäusigen grünlichen Blüten, von denen die männlichen eine viertheilige Blütenhülle und vier, anfangs eingeschlagene, dann elastisch aufschnellende Staubgefäße, die weiblichen aber eine zweitheilige Blütenhülle und einen Fruchtknoten mit sitzender, kopfförmig-pinseliger Narbe haben. Es sind Kräuter und Sträucher mit gegen- und kreuzweisstehenden, gesägten Blättern, von denen viele mit Brennhaaren besetzt sind, die bei der Berührung an der meist kopfig angeschwollenen Spitze abbrechen, die Haut ritzen, einen brennendscharfen Saft in die kleine Wunde fließen lassen und dadurch Brennen und Entzündung erregen. Nur wenn man die N. recht fest anfaßt, sodaß die Brennhaare seitwärts an den ergriffenen Theil angedrückt werden und also nicht in die Haut eindringen können, erfolgt kein Brennen. Das von unsern

einheimischen N. verursachte Brennen ist zwar lästig, aber nur sehr unbedeutend im Vergleich mit einigen südasiatischen N. Unter diesen zeichnet sich vorzüglich die feingekerbte N. (U. crenulata Roxb.) durch heftiges Brennen aus, indem sie auch bei nur leiser Berührung mit einem Finger ein anfangs schwaches Brennen erregt, das sich jedoch binnen einer Stunde zu einem solchen wüthenden Schmerze steigert, als ob mit einem glühenden Eisen fortwährend über den Finger gestrichen würde, ohne daß Geschwulst oder Röthe erscheint. Der Schmerz verbreitet sich bald über das Glied, z. B. den ganzen Arm, erregt fast Kinnbackenkrampf und dauert in gleicher Heftigkeit an 24 St. Derselbe läßt die folgenden Tage zwar nach, verschwindet aber erst am achten oder neunten Tage, kehrt indeß in dieser Zeit bei Benetzung mit kaltem Wasser sogleich in voller Heftigkeit wieder. Ueberhaupt werden alle durch N. verursachte Entzündungen durch hinzugebrachte Nässe nur verlängert, und es kehrt der Schmerz selbst noch einige Zeit, nachdem derselbe ganz verschwunden war, bei Anwendung von kaltem Wasser sogleich zurück. Von der bei uns überall gemein wachsenden ausdauernden zweihäusigen oder großen N. (U. dioica) und der einjährigen kleinen N. (U. urens) war sonst Kraut und Samen als Heilmittel gebräuchlich. Die jungen Triebe der erstern werden hier und da als Salat und die jungen Pflanzen wie Spinat oder Kohl als Gemüse gegessen. Die festen Fasern des Stengels können von allen etwas stärkern Arten zu Gespinsten und Geweben sowol von der feinsten als auch gröbsten Art verwendet werden, und zwar nennt man das aus den Bastfasern der Nesselstengel producirte zarte Gespinst Nesselgarn, das Gewebe Nesseltuch. Gegenwärtig nennt man Nesseltuch bisweilen auch den baumwollenen Musselin (s. d.); häufiger bezeichnet man mit N. leichtere Sorten von Futter- und Druckkattunen. So bereitete man früher auch in Deutschland und der Schweiz, ehe noch die Flachsspinnerei eingeführt war, aus den Bastfasern der großen N. ein sehr schönes Nesselgarn und Nesselzwirn, mit welchen Namen man jetzt das feinste Leinengarn zum Batist belegt hat. Noch jetzt werden die Bastfasern der schneeweißen N. (U. nivea) in China, der japanischen N. (U. Japonica) in Japan und anderer zu Gespinsten und Geweben verwendet. Die im mittlern Asien einheimische hanfartige N. (U. cannabina) liefert ein vorzüglich schönes Nesseltuch, und in England wird eine ihr sehr ähnliche Art, Whitlaw's N. (U. Whitlawi), eigens cultivirt, welche die feinsten Spitzen wie auch die stärksten Seile und Taue gibt. Die häutige N. (U. membranacea Poir.) braucht man in Aegypten, wie früher bei uns auch die große und kleine N., als Aphrodisiacum. Die N. sind der Typus einer großen Familie, der Urticaceen, deren sehr zahlreiche Arten, zum großen Theil Holzgewächse, worunter mächtige Bäume, in vielgestaltigen Formen in allen Tropengegenden einen wesentlichen Bestandtheil der Vegetation bilden.

Nesselrode (Karl Rob., Graf von), russ. Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Kanzler des Reichs, einer der ausgezeichnetsten Diplomaten der neuern Zeit, geb. 14. Dec. 1780 in Lissabon, wo sein Vater, der Graf Max Julius Wilhelm Franz von N. (geb. 24. Oct. 1724, gest. zu Frankfurt 8. März 1810), damals russ. Gesandter war, vertauschte schon früh die militärische Laufbahn mit der diplomatischen und erwarb sich allmählich, seit 1802 bei der Gesandtschaft in Berlin, dann in Stuttgart, 1805—6 als Legationssecretär und Chargé d'Affaires im Haag, 1807 als Gesandtschaftsrath in Paris angestellt, das höchste Vertrauen des Kaisers Alexander. Im Kriege Rußlands gegen Frankreich schloß er 19. März 1813 zur Ergänzung des Kalischer Vertrags nebst dem Baron Stein den Vertrag zu Breslau mit Hardenberg und Scharnhorst und 15. Juni 1813 zu Reichenbach in Schlesien den Subsidienvertrag mit dem brit. Bevollmächtigten Lord Cathcart. Hierauf kam er mit Metternich über die wichtigsten Punkte des Bündnisses überein, welches 9. Sept. zu Teplitz zwischen Rußland und Oesterreich nebst zwei ähnlichen Verträgen zwischen Oesterreich und Preußen vollzogen wurde. In dem Feldzuge von 1814 folgte er dem Kaiser nach Frankreich und unterzeichnete 1. März die Quadrupleallianz zu Chaumont. In der Nacht vom 30. zum 31. März schloß er nebst Orlow und Paar den Vertrag mit dem Marschall Marmont wegen Uebergabe der Stadt Paris ab. Von ihm wurden alle damals von den verbündeten Mächten erlassenen Noten und Erklärungen, an denen er bedeutenden Antheil hatte, unterzeichnet, sowie auch der Pariser Friede vom 30. Mai 1814. Auf dem Congresse zu Wien war er einer der Bevollmächtigten, welche die Hauptrollen spielten Er unterzeichnete 13. März 1815 die Achtserklärung gegen Napoleon und 25. März den erneuerten Vertrag der zu Chaumont verbundenen Mächte. Als einer der thätigsten Diplomaten der Heiligen Allianz begleitete er den Kaiser Alexander auf die Congresse zu Aachen, Troppau, Laibach und Verona. Der Kaiser Nikolaus schenkte ihm dasselbe Vertrauen und erhob ihn 1829 zum Vicekanzler, 1844 zum Kanzler des Reichs. Den Glanzpunkt seiner Thätigkeit

bildete die glückliche Leitung der auswärtigen Politik in den Angelegenheiten Griechenlands und des Osmanischen Reichs. Der Vertrag von Hunkiar-Skelessi (8. Juli 1833), der überwiegende Einfluß Rußlands in dem jungen griech. Königreich, der Julivertrag von 1840 waren die hauptsächlichsten Erfolge, die N.'s Staatskunst zu Wege brachte. Während der bewegten Jahre 1848 und 1849 führte N. die auswärtige Politik Rußlands in zurückhaltender Weise, bis er den Augenblick gekommen glaubte, durch die Intervention in Ungarn Oesterreich an das russ. Interesse zu knüpfen und der Revolution einen tödlichen Schlag zu versetzen. Auch wurde damals die Verwirrung in den Donauprovinzen geschickt benutzt, um durch den Vertrag von Balta-Liman den Einfluß Rußlands zu erweitern. Zugleich war N.'s Bestreben darauf gerichtet, die durch die revolutionären Ereignisse gelockerte Allianz der östl. Mächte wieder fester zu knüpfen und durch diese den europ. Frieden zu sichern. In der orient. Verwickelung von 1853 galt N. für den Vertreter einer friedlichen und gemäßigtern Politik; doch gelang es ihm nicht, den Krieg abzuwenden. Nach Beendigung desselben zog er sich im April 1856 von den Geschäften zurück und starb zu Petersburg 23. März 1862. Eine Selbstbiographie N.'s in franz. Sprache (deutsch, Berl. 1866) wurde nach seinem Tode veröffentlicht. Aus seiner Ehe mit Maria, Gräfin Gurjew, gest. 19. Aug. 1849, hinterließ er zwei Töchter, die Gräfin Chreptowitsch und Gräfin von Seebach, und einen Sohn, Graf Dmitry N., russ. Geheimrath und Hofmarschall, geb. 23. Dec. 1816. Derselbe war vermählt mit der Gräfin Lydia Zakrewskaja, Tochter des ehemaligen Generalgouverneurs von Moskau, die ihm 28. Febr. 1850 einen einzigen Sohn, Anatol, geboren hat. — Die Familie N. ist ein altadeliches, am Niederrhein angesessenes Geschlecht, dessen jetzt im männlichen Stamme erloschene ältere Linie (N.-Reichenstein und Landskron) 1702 die Reichsgrafenwürde erhielt, während sich die jüngere 1705 die reichsgräfliche und 1729 die ungar. Magnatenwürde erwarb. Gegenwärtiges Haupt der letztern (N.-Ereshoven) ist Graf Maximilian Bertram von N., geb. 20. Dec. 1817, preuß. Kammerherr und Oberhofmeister der Königin Augusta sowie Mitglied des Herrenhauses auf Lebenszeit.

Nesselsucht oder Nesselausschlag (urticaria) ist eine Hautkrankheit, welche sich durch flache, unregelmäßig begrenzte Erhebungen der Haut von bleicher Farbe mit entzündlich-rothem Rande zu erkennen gibt. Diese Nesselmäler (Quaddeln, pomphi) sind nicht wassergefüllte Blasen, sondern blos eine Erhebung des durch Ausschwitzungen geschwellten Maschengewebes der Lederhaut, daher sie auch ohne alle Spuren wieder verschwinden können. Bisweilen sind sie mit rothen Knötchen (den geschwollenen Hautbälgen) besetzt (Nesselfriesel). Die N. bricht unter heftigem Jucken und Brennen aus, ohne besondere Vorliebe für bestimmte Hautstellen zu zeigen, bleibt längere oder kürzere Zeit stehen und ist entweder von Fieberbewegungen, dem Nesselfieber, begleitet oder verläuft fieberlos. In ersterm Falle ist meist der Ausschlag von größerer Ausbreitung, wobei sich zuweilen etwas Abschilferung zeigt, in letzterm ist er weniger ausgebreitet, verschwindet manchmal ganz und kehrt nach sehr kurzer Zeit zurück, oder wandert von einer Stelle zur andern. Die Krankheit ist nicht ansteckend, steht oft mit leichten Unregelmäßigkeiten in den Functionen der Unterleibseingeweide in Verbindung und erscheint nicht selten bei manchen Personen nach dem Genusse von Muscheln, Krebsen, Schnecken, manchen Fischen, Pilzen, Erdbeeren, Käse u. s. w. infolge einer Idiosynkrasie (s. d.), nach äußern Reizen und überhaupt bei Personen, deren Haut sehr reizbar ist. Die Krankheit ist ungefährlich, wird aber manchmal durch häufige Rückfälle lästig. Sie heilt bei gutem Verhalten von selbst; doch bisweilen muß man bei der Behandlung den Zustand der Unterleibsfunctionen berücksichtigen und diesen durch passende Mittel zur Regelmäßigkeit zurückführen.

Nesseltuch, s. Nessel.

Nest nennt man vorzugsweise diejenige Wohnung, welche die Vögel aus verschiedenen weichen Stoffen, und mehr oder minder aus demselben Material bereiten, um ihre Eier darein zu legen und sie auszubrüten. Manche Vögel scharren freilich nur Löcher in die Erde, wie die Lerchen, und manche hochnordische Seevögel legen die Eier auf kahle Felsen, während andere mehr oder minder künstliche Wohnungen bauen, was ganz vorzüglich von dem Schneidervogel (Sylvia sartoria) in Westindien gilt, der die Ränder eines großen Blattes zu einer Tasche zusammennäht und noch ein zweites Blatt annäht, wenn das erstere nicht groß genug war, wobei feine zusammengedrehte Pflanzenfasern die Stelle des Zwirns vertreten. Künstliche N. bauen besonders auch die verschiedenen Arten des Trupial (Icterus), die Webervögel (Ploceus), der Webersänger (Sylvia textrix) u. a. Unter den deutschen Vögeln sind als kunstreiche Nestbauer bekannt der Teichrohrsänger (Sylvia arundinacea), der Kreuzschnabel, die Schwanzmeise, die Bartmeise und die Beutelmeise. Als Delicatesse werden die weltberühmten Indischen Vogel-

nester (s. d.) der Salanganschwalbe und der tangfressenden Schwalbe geschätzt. Außer den Wohnungen der Vögel bezeichnet man aber auch die angelegten Wohnungen anderer Thiere als N., wie die Baue der Ameisen, Wespen, Bienen, des Hamsters, des Bibers u. s. w.

Nestel heißt ein Band, Riemen oder eine Schnur, gewöhnlich an dem einen Ende mit einem Stift oder einer blechernen Einfassung versehen, um das Durchziehen zu erleichtern, wo es dann auch Senkel genannt wird. Daran knüpft sich der Aberglaube vom Nestel- oder Senkelknüpfen (franz. nouer l'aiguillette). Durch die Schürzung eines Knotens in vorgeschriebener Weise, verbunden mit Hersprechung eines Knüpfspruchs, glaubte man nämlich auf Ehegatten einen Zauber ausüben zu können, der den Mann zum Zeugen, die Frau zum Empfangen untüchtig mache.

Nestor, der Sohn des Neleus und der Chloris, aus dem messenischen (nicht dem triphylischen) Pylos, nach Homer der Gemahl der Eurydice, der Tochter des Klymenos, nach andern der Anaxibia, der Tochter des Kratieus, blieb allein am Leben, als Herakles seine Brüder tödtete, weil er nicht zu Hause, sondern in Gerena war, wo er erzogen wurde. In den Jahren seiner Jugend zeichnete sich N. ebenso durch Tapferkeit wie in seinem Alter durch Weisheit aus und verrichtete manche Heldenthat. Besonders ist seine Theilnahme am Kampfe der Lapithen gegen die Centauren zu erwähnen. Auch wird er unter den kalydonischen Jägern und unter den Argonauten aufgezählt. Obgleich er schon zwei Menschenalter durchlebt hatte, als der Zug gegen Troja unternommen wurde, nahm er dennoch theil an demselben, führte in 90 Schiffen seine Pylier und andere Stämme dorthin und war ungeachtet seines Alters tapfer und kühn im Streite. Besonders aber glänzte er vor allen übrigen als erfahrener Rathgeber, und an Beredsamkeit übertraf er sogar den Odysseus. Bei allen wichtigen Berathungen gab er durch sein Ansehen den Ausschlag; auch veranlaßte er die Versöhnung des Agamemnon und Achilles. Nach Trojas Fall kehrte er mit Menelaos und Diomedes über Lesbos glücklich in seine Heimat zurück, wo er noch ein behagliches Alter mitten unter seinen Söhnen verlebte. So traf ihn Telemachos, der ihn besuchte, um Nachrichten über den Odysseus einzuziehen. Noch spät, zur Zeit des Pausanias (150 n. Chr.), zeigte man in Pylos seine Wohnung. Hochbejahrte Männer, die sich durch Weisheit und Beredsamkeit auszeichnen, benennt man noch jetzt sprichwörtlich mit seinem Namen.

Nestor, der erste russ. Chronist, geb. um 1050, war Mönch im petscherischen Kloster in Kiew und starb um 1114. Außer den Lebensbeschreibungen einiger Aebte und Mönche seines Klosters, deren Bruchstücke aber erst von fremder Hand zusammengereiht sind, schrieb er in altslaw. oder kirchlicher Sprache eine Chronik, welche für die Geschichte des Nordens von höchster Wichtigkeit ist. Sichtbar benutzte er darin für die älteste Geschichte die Byzantiner; seine andern Quellen sind unbekannt; vieles schrieb er als Zeitgenosse und aus der mündlichen Ueberlieferung eines alten Mönchs seines Klosters. Die Jahresangaben beginnen mit 852. Die Darstellung ist dem Geiste seiner Zeit angemessen; fromme Betrachtungen und biblische Sprüche werden in die Erzählung häufig verwebt und die Personen meist redend eingeführt. Da der Urtext seiner Chronik verloren und dieselbe durch die Einschaltungen seiner Fortsetzer, des Bischofs Sylvester zu Kiew und mehrerer Ungenannten, in hohem Grade entstellt ist, so läßt es sich kaum noch ermitteln, wie viel von dem jetzt Vorhandenen N.'s Eigenthum ist. Man kann nicht einmal mit Gewißheit bestimmen, bis zu welchem Jahre seine Arbeit reicht. Die ältern Ausgaben sind von 1767, 1781, 1786, 1793 und 1795, theils in Petersburg, theils in Moskau verlegt. Ein großes Verdienst um diese Chronik hat sich Schlözer durch seine Uebersetzung und Erklärung derselben erworben, die unter dem Titel «Russische Annalen» (5 Bde., Götting. 1802—9; ins Russische übersetzt von Jasykow, 3 Bde., Petersb. 1809—19) erschien, aber nur bis 980 geht. Einen Auszug und eine Ergänzung der Schlözer'schen Arbeit enthält Jos. Müller's «Altruss. Geschichte» (Berl. 1812). Eine vollständige Ausgabe der N.'schen Chronik und ihrer Fortsetzungen mit Vergleichung der verschiedenen Codices lieferte die russ. Archäographische Commission (8 Bde., Petersb. 1841—62); eine Handausgabe mit lat. Uebersetzung und Glossar hat Miklosich (Bd. 1, Wien 1860) begonnen. Die von Katschenowskij und andern gegen die Authenticität derselben erhobenen Zweifel wurden von Butkow (1840) und Pogodin («N., eine histor.-kritische Untersuchung»; deutsch von Löwe, Petersb. 1844) widerlegt.

Nestorianer, d. h. Anhänger des Nestorius (s. d.), heißt seit der ersten Hälfte des 5. Jahrh. eine Kirchenpartei, welche zwischen dem Göttlichen und Menschlichen in Christus scharf unterschied und sich daher weigerte, die Maria Mutter Gottes zu nennen. Auf der Kirchenversammlung zu Ephesus (431) hatte man dem Nestorius schuld gegeben, daß er die zwei Naturen Christi zu zwei Personen mache, und unter demselben Vorwande kam zwischen den Patriarchen Cyrillus von Alexandrien und Johannes von Jerusalem ein Kirchenfriede zu Stande, welcher die

wirkliche Lehre des Nestorius im wesentlichen sanctionirte, aber seine Person als ketzerisch opferte. Als aber der Kaiser die syr. Bischöfe und die Lehrer der blühenden theol. Schule zu Antiochia zwingen wollte, die Verdammung des Nestorius anzuerkennen, flüchteten dieselben nach Persien und gründeten unter Thomas Barsumas (489) die Separatkirche der Chaldäischen Christen oder, wie sie in Ostindien heißen, der Thomaschristen. Ihr Oberhaupt (zuerst der Bischof von Ktesiphon) erhielt den Titel Katholikos; die Feststellung des Dogmas erfolgte auf dem Concil zu Seleucia (500). Die N. erhielten sich nicht nur in Persien, wo sie Rom gegenüber nachhaltigen Schutz fanden, sondern verbreiteten sich auch im 6. Jahrh. nach allen Seiten Asiens hin, namentlich nach Arabien und Indien. 636 sollen sie selbst nach China gekommen sein. Sie bewahrten zugleich die Gelehrsamkeit der syr. Kirche (ihre wichtigste Schule war zu Nisibis) und vermittelten die Kenntniß der griech. Wissenschaft für Asien. Im 11. Jahrh. gelang es ihnen, den tatar. Fürstenstamm der Kerait zu bekehren. Vergebens machte Papst Alexander III. den Versuch, mit dem Fürstenstamme auch die N. sich zu unterwerfen, die vielmehr nur einen größern Einfluß erlangten. Ebenso vergeblich waren die neuen Versuche unter Innocenz IV. und Nikolaus IV. 1551 entstand jedoch über die Wahl eines Bischofs eine Spaltung, indem ein Theil den von Papst Julius III. unter dem Namen Johannes geweihten Priester Sulakas, ein anderer den Priester Barmas als Bischof anerkannte. Derjenige Theil, welcher Sulakas anerkannte, trat unter dem Einflusse des Erzbischofs von Goa, Alexis de Menesis (Alexius Menezius), zur röm. Kirche über und bildete die sog. Unirten N.; man nennt sie jetzt gewöhnlich Chaldäische Christen. Sie zählen etwa 90000 Seelen, erkennen den päpstl. Primat und die sieben Sakramente an, haben aber übrigens ihr Hauptdogma beibehalten und beobachten den Ritus der griech. Kirche. Die Nichtunirten N. haben nur drei Sakramente: Taufe, Abendmahl und Priesterweihe; ihre Geistlichen dürfen sich verheirathen; ihre Zahl beträgt etwa 70000 Seelen. Die frühere wissenschaftliche Bildung ist jetzt fast ganz verschwunden. Die Nestorianischen Mönche und Nonnen sind Religiose von der Regel des heil. Antonius. Sie haben viele Klöster, von denen aber nur wenige zahlreich besetzt sind. Ihr Hauptkloster ist das Kloster Hormoz. Neuerdings wirken unter den syrischen N. amerik. Missionare in der Absicht, dieselben für den Protestantismus zu gewinnen, was wenigstens den guten Erfolg gehabt hat, daß sich unter ihnen wieder einige allgemeine Bildung zu verbreiten beginnt.

Nestorius, Patriarch von Konstantinopel 428—431, eine in der Geschichte der kirchlichen Streitigkeiten vielgenannte Persönlichkeit. In Antiochia, wo er zum Presbyter geweiht wurde, im Geiste der dortigen Theologenschule (s. Antiochenische Schule) gebildet, ein Schüler des Diodor von Tarsus und Theodor von Mopsveste, gab er durch seine Weigerung, die Jungfrau Maria «Mutter Gottes» zu nennen, weil sie nur Jesu Mutter sei nach seiner menschlichen Natur, Veranlassung zu der Anklage, daß er den Einen Christus in zwei Personen zerreiße und die wahre Gottheit Christi leugne. Besonders auf Betrieb des Cyrillus (s. d.) von Alexandrien wurde er auf der Kirchenversammlung zu Ephesus 431 als Häretiker seines Amts entsetzt. Er starb, auch von den meisten seiner Gesinnungsgenossen aus Feigheit aufgegeben, um 440 in der Verbannung. (S. Nestorianer.)

Nestroy (Johann Nepomuk), beliebter wiener Komiker und Lustspieldichter, war der Sohn eines Rechtsgelehrten zu Wien und wurde daselbst 7. Dec. 1802 geboren. Er widmete sich ebenfalls dem Studium der Jurisprudenz, aber bald gewann bei ihm die Neigung für Musik und Schauspiel so die Oberhand, daß er sich noch vor Beendigung des akademischen Cursus ganz dem Theater zuwandte. Mit vorzüglichen Stimmitteln ausgerüstet, trat er 1822 zum ersten mal als Sarastro in der «Zauberflöte» auf dem kaiserl. Hofoperntheater auf und erntete solchen Beifall, daß er sofort ein Engagement bei der Oper erhielt. 1823 ging er als erster Bassist nach Amsterdam, 1824 nach Brünn und 1826 nach Graz. Schon in Brünn spielte N. auch komische und carikirte Rollen, und in Graz widmete er sich fast ausschließlich diesem Fache unter steigendem Beifall. 1831 traf ihn in Graz der Schauspieldirector Carl, der N.'s große Befähigung für die Localposse erkannte und ihn für sein Theater in Wien zu gewinnen wußte. Dieser Bühne blieb er fortan treu, nur daß er nach Carl's Tode auf sechs Jahre als Director derselben fungirte und zuletzt sich nur auf einzelne Gastrollen beschränkte. N. starb am 31. Mai 1862 zu Graz. Wie als Schauspieler, so war er auch als Dichter zu seiner Zeit der bedeutendste Vertreter des wiener Volksstücks. Seine komische Darstellungsweise blieb sich in ihrer pikanten Eigenthümlichkeit, in dem unerreicht drastischen Liedervortrage und der oft von dem eigentlichen Textbuch abweichenden schöpferischen Auffassung von Anbeginn bis in seine letzten Jahre unverändert gleich. Als Theaterdichter erzielte er schon mit seinem Erstlingswerke «Lum-

paci-Vagabundus» (1831) große Erfolge. Von seinen übrigen Stücken, deren Zahl etwa 55 beträgt, wurden noch mehrere, wie «Zu ebener Erde und im ersten Stock», «Eisenbahnheirathen», «Einen Jux will er sich machen», auf den mittlern und kleinern deutschen Bühnen eine Zeit lang mit vielem Beifall gegeben. N. begnügte sich in seinen Stücken nicht mit der naiven Schilderung der Menschen und Zustände, sondern zog auch die satirische Geiselung derselben in den Bereich seiner Aufgabe. Der Stoff seiner Stücke ist großentheils fremden, namentlich franz. Quellen entlehnt, und seine eigene dramatische Gestaltungsgabe erscheint nicht bedeutend. Doch wirken die Stücke durch eine treffliche Situationskomik, getreue Schilderung wirklicher Zustände und eine Fülle witziger Einfälle und Worthiebe gegen moderne Verkehrtheiten. In seinen spätern Arbeiten vergriff sich sein Witz freilich auch an Dingen, wo derselbe ungehörig war und auf das Volk demoralisirend wirken mußte. Mit dem J. 1847 machte er Versuche, das socialpolit. Element herbeizuziehen, doch war seine Zeit vorüber, und er vermochte etwas Wirksames nicht mehr zu schaffen. Gleichzeitig begann er auch als Schauspieler zu altern und verlor bei der sich rasch ändernden Geschmacksrichtung immer mehr Anhaltspunkte im Publikum, dessen Liebling er mehr als 20 Jahre gewesen war. Mit N. ist gewissermaßen die alte wiener Volksmuse zu Grabe gegangen.

Neszmély, deutsch: Neßmühl, ein durch seinen Weinbau berühmtes ungar. Dorf, am rechten Donauufer im Komorner Comitat gelegen, mit 1300 E. Das Dorf ist rund von Weinbergen umgeben. Auf dem vulkanischen, zuweilen von geringen Erdbeben heimgesuchten Boden gedeiht der Weinstock so trefflich, daß nach dem Tokayer der Neszmélyer Wein als der beste Ungarns gilt und im Inlande wie im Auslande nach jenem am meisten geschätzt und gesucht wird. Der jährliche Verbrauch an Neszmélyer ist viel bedeutender als die Quantität des Erzeugnisses, da die ganze Umgegend ihren Wein in Neszmélyer umtauft.

Netscher (Kasp.), einer der vorzüglichsten Maler des 17. Jahrh., geb. zu Heidelberg 1639, der Sohn des Bildhauers Joh. Netscher, verlor sehr früh den Vater und wurde von Tullekens, einem Arzte zu Arnheim, an Kindesstatt angenommen und von diesem anfangs für die Arzneikunde bestimmt. Neigung und Talent aber führten ihn zur Malerei. Er lernte bei de Koster, einem Stillebenmaler, und malte dann vieles für Kunsthändler. Zu seiner weitern Ausbildung wollte er nach Italien gehen, kam aber nur bis nach Bordeaux, wo er sich verheirathete. Hierauf ging er wieder nach Holland und ließ sich im Haag nieder. Die Nothwendigkeit, eine zahlreiche Familie zu ernähren, bestimmte ihn, Porträtmalerei neben seinen Conversationsstücken zu treiben, obschon er Talent und Neigung genug hatte, sich in höhern Gattungen der Malerei auszuzeichnen. In dem, worin die Niederländische Schule eine eigenthümliche Stärke besitzt, in der treuen Nachahmung der Natur, wetteiferte er mit den berühmtesten seiner Zeitgenossen; er wird Terburg und Dow gleichgestellt, welchen er auch in seiner humoristischer Auffassung des Lebens der höhern Stände am nächsten steht. Neben der graziösen Erfindung ist besonders seine Darstellung der Gewandstoffe berühmt. Der weiße Atlas und Sammt in den Gewändern und Draperien seiner Gemälde und das Haarige der türk. Teppiche haben bei ihm eine täuschende Wahrheit. Besonders sind seine kleinen Cabinetsstücke ihrer Vollendung wegen geschätzt. In der histor. Malerei wählte er seine Gegenstände gewöhnlich, doch wenig glücklich, aus der röm. Geschichte. Indeß auch in diesen Historienbildern wird trotz der manierirten Zeichnung das Colorit bewundert. König Karl II. lud ihn ein nach England zu kommen; doch sein Leiden, die Gicht, ließ dies nicht zu. Er starb 15. Jan. 1684 und hinterließ ein Vermögen von 83000 Fl. Zwei seiner Söhne, Theodor N., geb. 1661, gest. 1732, und Konstantin N., geb. 1670, gest. 1722, waren ebenfalls tüchtige Maler, jedoch nicht ausgezeichnet.

Nettelbeck (Joachim), Bürger zu Kolberg, das Muster eines guten Bürgers und Patrioten, geb. 20. Sept. 1738 zu Kolberg, wo sein Vater Brauer und Branntweinbrenner war, zeigte von Jugend an Neigung zum Schifferhandwerk und tummelte sich von 1753 an bis zu seinem 45. J. als Schiffer auf allen europ. Meeren, in Westindien und an der Küste von Guinea umher. Ein wechselvolles Leben hatte ihn zu einem Manne von Energie, Muth, Umsicht und Lebensklugheit gemacht, als er sich 1782 in Kolberg, um das er bereits bei der Belagerung im Siebenjährigen Kriege sich sehr verdient gemacht, als Branntweinbrenner niederließ. Er hatte sich 1762 verheirathet; doch fiel diese Verbindung sehr unglücklich aus. N. mußte Schande an seiner Frau wie an der während seiner jahrelangen Abwesenheit geborenen Tochter erleben, während sein einziger Sohn ihm starb. Auch eine zweite Ehe, die er 1799 einging, mußte er lösen. Dagegen stand er selbst bei seinen Mitbürgern in großem Ansehen und wurde durch ihr Vertrauen Bürgerrepräsentant, welches Ehrenamt er bis zur Einführung der neuen Städteordnung

1809 bekleidete. Allgemeineres Aufsehen erregte er indeß seit 1807, wo Kolberg von den Franzosen belagert wurde. Seine Anstrengungen in einem Alter von beinahe 70 J., sein Muth, seine Erfahrung, seine Rathschläge und seine Bereitwilligkeit, Gut und Leben zu opfern, geben ein herrliches Beispiel eines patriotischen und gemeinnützigen Bürgers. In Verbindung mit seinem Freunde Schill bildete er dem schwachen Festungscommandanten, Obersten von Loucadou, gegenüber ein wirksames Gegengewicht, wodurch dieser gleichsam mit Gewalt zur Bewahrung des Platzes gezwungen wurde. Seinem schriftlichen Anhalten beim Könige verdankte die Stadt die Zusendung eines neuen Befehlshabers, des Obersten Gneisenau, dem N. sofort als Bürgeradjutant zur Seite trat. Es wurde ihm die Leitung der Ueberschwemmungen übertragen. Wenn bei stürmischem Wetter kein anderer das Lootsenboot zu besteigen den Muth hatte, da war es N., der die Hülfe bringenden Schiffe in den Hafen geleitete. Als Pilot führte er namentlich das schwed. Kriegsschiff, welches die Belagerer in der Flanke und im Rücken zu beschießen bestimmt war, zunächst dem Ufer in die vortheilhafteste Stellung. Auch die Löschanstalten in der Festung standen unter seiner Aufsicht, und wo es galt, dem Feuer Einhalt zu thun, ließ er sich im dichtesten Kugelregen an der Spitze der Löschenden finden. Bei jedem Ausfalle war er in der Nähe, um den Fechtenden Munition und Erquickungen zuzuführen und die Verwundeten in Sicherheit zu bringen. Seine Meldungen an den Commandanten waren stets die sichersten, und seine Beurtheilung der Vertheidigungsanstalten würde der Einsicht jedes Kriegers Ehre gemacht haben. Auf seinen Rath wurde eine Belagerungsmünze eingeführt, welche die wesentlichsten Dienste leistete. Seinem Einflusse gelang es, jede Mishelligkeit zwischen Bürgerschaft und Besatzung sofort zu unterdrücken. Sein Beispiel und seine Ermunterungen belebten den Muth und die Ausdauer seiner Mitbürger unter Entbehrungen und schrecklichen Einbußen. In dem Augenblicke, wo 2. Juli die Belagerer, nachdem sie sich der wichtigsten Außenwerke bemächtigt, einen allgemeinen Angriff unternahmen, traf die officielle Nachricht von dem zu Tilsit abgeschlossenen Waffenstillstande ein. N.'s Name gehörte zu den gefeiertsten jener Tage. Der König von Preußen ertheilte ihm eine goldene Verdienstmedaille, gab ihm die Erlaubniß, die preuß. Admiralitätsuniform zu tragen, und bewilligte ihm 1817, als er in seinen Vermögensumständen zurückgekommen, eine lebenslängliche Pension von 200 Thlrn. Bis an seinen Tod durch lebenskräftigen Geist, hellen Blick und Gemeinsinn ausgezeichnet, starb er zu Kolberg 19. Juni 1824. Seine von Haken herausgegebene Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet (3 Bde., Lpz. 1821—23; 3. Aufl. 1863), ist ein treffliches Volksbuch.

Nettement (Alfred), franz. Schriftsteller legitimistischer Richtung, geb. 22. Juli 1805 zu Paris, trat 1829 zuerst mit literarischen Kritiken im «Universel» auf und lieferte nachher für die «Quotidienne» die «Variétés du lundi», vermischte Aufsätze, die viel Beifall fanden. Eine Meinungsverschiedenheit mit diesem Blatt über die polit. Bedeutung der Abdankung Karl's X. veranlaßte seinen Uebergang zur «Mode», in welcher Wochenschrift er sehr geistreiche und persönliche Artikel gegen die Mitglieder der Julidynastie veröffentlichte. Auch schrieb er für die «Gazette de France» und ließ in dieser eine kritische Geschichte des «Journal des débats» erscheinen (besonders abgedruckt als «Histoire du Journal des débats», 2 Bde., Par. 1838). Nach dem Febr. 1848 gründete er das Tageblatt «L'opinion publique», wo er zugleich das Princip der Legitimität und die nach seiner Meinung annehmbaren Doctrinen der Revolution vertheidigte. Die Wähler des Depart. Morbihan sandten ihn in die Gesetzgebende Versammlung, wo er zur legitimistischen Gruppe gehörte. Seit dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 beschränkte sich seine Thätigkeit auf Veröffentlichung literarischer und histor. Beiträge zur «Revue contemporaine», von welcher er sich trennte, als diese Zeitschrift 1855 eine Umgestaltung erlitt, die seinen polit. Gesinnungen widersprach. N. ist ein charakterfester, tüchtiger, sehr satirischer Schriftsteller. Unter seinen größern Werken sind, außer zahlreichen andern historischen, biographischen und literarisch-kritischen Arbeiten, besonders hervorzuheben: «Histoire de la révolution de Juillet» (2 Bde., Par. 1833), «Histoire de la littérature française sous la restauration» (2 Bde., Par. 1852), «Histoire de la littérature française sous la royauté de Juillet» (2 Bde., Par. 1854). In diesem Hauptwerke wird die ganze franz. Literatur der jüngsten Vergangenheit durchgemustert und aus dem polit. Gesichtspunkte des Verfassers beurtheilt. Hieran schloß sich noch «Histoire de la restauration» (Bd. 1—3, Par. 1860—63).

Netto (ital., d. i. rein) heißt zunächst das Gewicht (Nettogewicht), welches eine Waare ohne die ihr beigegebene Umhüllung (Sack, Faß, Kiste, Bindfaden, Glas u. s. w.) hat. Nettoeinnahme heißt die reine Einnahme, nach Abzug der Unkosten u. s. w. (S. Brutto und Tara.)

Netz (omentum, epiploon) nennt man die eigenthümlichen Verlängerungen der die Unter-

leibseingeweide überziehenden Bauchhaut. Das große N., eine Fortsetzung des Ueberzugs des Magens, der Milz und des Grimmdarms, besteht aus zwei Platten der Bauchhaut, welche dicht aneinandergelegt und von Gefäßen und Fett netzförmig durchzogen sind, und hängt vom großen Bogen des Magens wie ein Vorhang zwischen den Bauchwänden und den dünnen Gedärmen bis zum Becken herab. Das kleine N., eine Verlängerung des äußern Ueberzugs des Magens und der Leber, schlägt sich vom kleinen Bogen des Magens nach hinten und oben, sodaß es den Magen mit der untern Fläche der Leber verbindet. Noch kommen am Grimmdarme verschiedene derartige kleinere und fettreiche Anhänge vor (appendices epiploicae). Die glatte Beschaffenheit des N. und sein Fettreichthum bewirken, daß sich die Gedärme an demselben mit sehr geringer Reibung bewegen; seine Lage schützt das Bauchfell vor der Berührung mit dem übrigen Inhalt des Bauches. Netzbrüche sind solche Eingeweidebrüche (Hernien), deren Inhalt aus N. besteht. (S. Bruch.)

Netze (poln. Notec), ein rechter und der größte Zufluß der Warthe, welche in die Oder fällt, entspringt in Russisch-Polen 3 M. im NO. von Kolo an der Warthe aus einem kleinen See bei Przedecz und tritt weiterhin in den 3 M. langen und 1/2 M. breiten, größtentheils zur preuß. Provinz Posen gehörigen Goplosee. Nachdem der Fluß dessen Nordende verlassen, strömt er in vielen bedeutenden Krümmungen im ganzen gegen NNW. durch ein moor- und sumpfreiches Land und erreicht bei Nakel die am Südfuß der pommerschen Seeplatten hinziehende Senke und damit seinen Wendepunkt. Bereits 90 F. breit und schiffbar, speist er hier den ostwärts zur Brahe und damit zur Weichsel führenden Bromberger Kanal und wendet sich nun durch den sumpfigen, mit zahlreichen Deichen besetzten Netzebruch, erst gegen W. über Uscz, dann südwärts bis Tscharnikow und nun nach WSW. über Filehne und Driesen, und mündet 350 F. breit bei Pollychen, 1 M. oberhalb Landsberg in der Neumark. Von dem 45 M. langen Laufe der N. entfallen 33,5 M. auf das preuß. Gebiet, auf welchem sie 6,1 M. flößbar (von Labischin) und 27,4 M. schiffbar ist (von Nakel an). Ihre namhaftesten Zuflüsse erhält sie von der pommerschen Seenplatte: bei Birkenbrück die Lobsonka von Lobsens und Wirsitz her, bei Uscz die 2 M. schiffbare und 8,4 M. flößbare Küddow aus dem Vilmsee, oberhalb Driesen, wo sie 300 F. breit ist, die Drage auf der Grenze der Neumark aus dem Obersee. — Netzedistrict heißt das 1772 durch die erste Theilung Polens außer Westpreußen an das Königreich Preußen gekommene Gebiet zu beiden Seiten der N. Dasselbe umfaßte nach den 1776 und 1777 festgesetzten Umgrenzungen 218,54 Q.-M., bildete ein besonderes Kammerdepart. Bromberg und zerfiel in die vier Kreise Bromberg, Inowraclaw, Kammin und Deutsch-Krone. Der Friede zu Tilsit 1807 verband den größten Theil des Districts mit dem Großherzogthum Warschau, doch gewann Preußen durch den Wiener Congreß außer andern poln. Landen auch dieses Gebiet wieder und bildete aus ihm und einigen Grenzbezirken des 1807—13 bei Preußen gebliebenen Netzelandes sowie aus einem nach S. hin gelegenen, damit vereinigten Landstrich den Regierungsbezirk Bromberg der Provinz Posen. In diesem werden seitdem zum Obern Netzedistrict die Kreise Bromberg, Schubin und Inowraclaw, zum Untern Netzedistrict die Kreise Wirsitz, Chodziesen und Tscharnikow gerechnet. Erstere umfassen 78,73 Q.-M. mit 210249 E. (1864), letztere 69,72 Q.-M. mit 180791 E.; beide zusammen 148,45 Q.-M. mit 391040 E. Dagegen gehören zum Regierungsbezirk Marienwerder in Westpreußen die Kreise Flatow (ehemals Kreis Kammin) und Deutsch-Krone, zusammen 66,96 Q.-M. mit 124131 E.

Netzflügler (Neuroptera). Linné, der auf die Verwandlung der Insekten nur geringes Gewicht legte, begriff unter diesem Ordnungsnamen alle Insekten mit gleichartig gegitterten, häutigen Flügeln und beißenden Mundtheilen. Genauere Untersuchungen haben gelehrt, daß die Familien mit unvollkommener Verwandlung, worunter namentlich die Eintagsfliegen (s. d.), Libellen (s. d.) und Termiten (s. d.) gehören, den Geradflüglern oder Orthopteren beigesellt werden müssen. Die eigentlichen Neuropteren begreifen also nur noch wenige Insektenfamilien mit vollkommener Verwandlung, beißenden Mundtheilen, freier Vorderbrust und häutigen, gegitterten Flügeln, meist langem, schmächtigem Leibe, kleinen Augen, vielgliederigen, borstenförmigen Fühlern. Die Larven der einen, wozu namentlich der bekannte Ameisenlöwe und die Blattlauslöwen (Hemerobius) gehören, haben große Saugzangen, welche sie den gefangenen Insekten in den Leib schlagen, um sie auszusaugen, und leben im Freien oder in der Erde; die der andern (Frühlingsfliegen, Phryganida) haben einfache Kinnbacken und leben im Wasser, in oft sehr niedlichen walzenförmigen Röhrchen, die sie aus Steinchen, Schneckchen oder Pflanzentheilen zusammenkleben und überall mit sich herumschleppen. Bei den vollkommenen Insekten dieser Familie sind die Mundtheile meist verkümmert und verwachsen. Die Schnabelfliegen

(Panorpida), Kamelhalsfliegen und Schlammfliegen (Sialida), Florfliegen (Hemerobida), Ameisenlöwen (Myrmeleontida) und Frühlingsfliegen (Phryganida) bilden diese, der menschlichen Oekonomie fast gleichgültige Ordnung; höchstens werden die Larven der Ameisenlöwen und Florfliegen durch Vertilgung schädlicher Insekten nützlich und die Frühlingsfliegen in manchen am Wasser gelegenen Orten durch ihre dem Lichte nachfliegenden Schwärme unangenehm.

Netzhaut, s. Auge.

Neu-Amsterdam, eine kleine Insel mitten im Indischen Ocean, unter 37° 58′ 30″ südl. Br. und 95° 14′ 35″ östl. L. von Ferro, also etwa im Meridian der Südspitze Vorderindiens gelegen, ist ein erloschener Vulkankegel, 1,2 Q.-M. groß und bis 2706 F. hoch, von ungeheuern basaltischen Lavablöcken überdeckt, ein Bild der wildesten Verwüstung und der traurigsten Einsamkeit, überdies fast unzugänglich wegen der steilen, im W. 1000—2000 F. hohen Felsabstürze. Die Insel hat eine kräftige Krautvegetation, wenn auch wenig Bäume, und ihre vor den Westwinden geschützten Küsten bieten günstige Punkte für den Anbau dar. Wegen des Mangels an Häfen und sicherm Ankergrund wird sie jedoch kaum jemals Bedeutung erlangen. Das etwas über 11 M. südlicher gelegene Eiland St.-Paul ist ein auf der Ostseite dem Meere geöffneter Krater von verhältnißmäßig neuer Entstehung und hat einen Durchmesser von $\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ M., ein Areal von 0,13 Q.-M. Das Kraterbassin bildet einen 100—175 F. tiefen, aber nicht gegen alle Stürme geschützten Hafen. Das Wasser zeigt sich warm, und am Rande entspringen viele, selbst kochendheiße Quellen. Am Spiegel des Meeres ist der größte Durchmesser des Bassins 3872, der kleinste 3347 F., während am obern Rande des Kraters der größte Durchmesser 5345, der kleinste 4345 F. und der Culminationspunkt nur 823 F. beträgt. Das Eiland, baumlos, mit dürftiger Vegetation, hauptsächlich aus Gräsern, Flechten und Moosen, bildet eine Station für die Walfisch- und Robbenfänger. Beide Inseln, die übrigens früher oft miteinander verwechselt wurden, stehen unter dem engl. Gouvernement von Mauritius. N. wurde, wie man neuerdings ermittelt, schon 18. März 1522 von Sebastian del Cano, dem Begleiter Magellan's, entdeckt. Der Holländer van Diemen kannte schon beide Inseln und benannte die eine nach seinem Schiffe Amsterdam. 1687 wurde die Insel vom franz. Geschwader Tachard's gesehen, lange Zeit aber galt der Holländer van Vlaming als Entdecker, der sie allerdings zuerst 1696 betrat. Die ersten Messungen von St.-Paul stellten 1793 die Engländer an. Später wurden beide Inseln, welche als Meilensteine auf einer der frequentesten Straßen im Indischen Ocean vom Cap der Guten Hoffnung nach Australien dienen, sehr häufig von wissenschaftlich gebildeten Seefahrern besucht (von Blackwood 1842, von Denham 1853), aber die gründlichsten Forschungen über dieselben verdankt man der österr. Novara-Expedition, welche im Nov. und Dec. 1857 daselbst mit wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt war.

Neu-Amsterdam (Stadt), s. Berbice.

Neubeck (Valerius Wilh.), ein deutscher Lehrdichter, geb. 29. Jan. 1765 zu Arnstadt im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen, wo sein Vater Hofapotheker war, besuchte die dortige Schule, dann die Ritterakademie zu Liegnitz in Schlesien und studirte seit 1785 zu Göttingen und in Jena, wo er 1788 als Doctor der Medicin promovirte. Er practicirte eine Zeit lang als Arzt in Liegnitz, kam dann 1793 als Kreisphysikus nach Steinau in Niederschlesien und erhielt 1822 den Hofrathstitel. Nachdem er 1823 die erbetene Entlassung erhalten, lebte er erst zu Steinau, seit 1834 zu Waldenburg und Altwasser, wo er 20. Sept. 1850 starb. Seinen Ruf als Dichter begründete er durch «Die Gesundbrunnen» (Bresl. 1795; Lpz. 1798 und 1809), welches Gedicht, in wohlklingenden Hexametern abgefaßt, eine reiche und gesunde Phantasie beurkundet und das beste schildernde Lehrgedicht der Deutschen ist. A. W. Schlegel machte zuerst auf dasselbe aufmerksam. Außer andern Dichtungen gab er «Die Zerstörung der Erde nach dem Gericht» (Liegn. 1785) und «Gedichte» (Bd. 1, Lpz. 1792) heraus.

Neuber (Friederike Karoline), gewöhnlich «die Neuberin» genannt, eine um die deutsche Schauspielkunst hochverdiente Künstlerin, geb. 9. März 1697 zu Reichenbach im Voigtlande, war die Tochter des Gerichtsinspectors Daniel Weißenborn, der sich 1702 nach seiner Geburtsstadt Zwickau wandte, wo er 1705 seine Gattin verlor. Die Tochter wurde seitdem sehr streng gehalten, sodaß sie Neujahr 1712 das väterliche Haus verließ, in das sie jedoch zu Ostern zurückkehrte. Da der Vater ein alsbald angeknüpftes Liebesverhältniß mit dem Rechtscandidaten Zorn nicht dulden wollte, entfloh Karoline abermals und trieb sich mit ihrem Geliebten im Voigtlande umher, bis beide steckbrieflich verfolgt, verhaftet und in die zwickauer Fronfeste gebracht wurden, in welcher sie sieben Monate gefangen saßen. Fünf Jahre später verließ Karoline abermals das

väterliche Haus mit dem Primaner Joh. Neuber, welcher Schauspieler wurde und sie bald darauf heirathete. Sie wandten sich zunächst nach Weißenfels, wo sie in die Spiegelberg'sche Gesellschaft eintraten. Das Talent der jungen Frau entwickelte sich sehr rasch. Sie war die erste deutsche Schauspielerin, die einen Begriff von Versen und tragischer Action hatte, spielte aber auch mit großem Beifall in keck-komischen Rollen. Auf verschiedenen Bühnen, namentlich in Braunschweig, erwarb sie sich schnell einen solchen Ruf, daß sie an der Spitze einer eigenen Gesellschaft 1727 in Leipzig auftrat und auch ein kurfürstl. Privilegium erhielt, obschon sie noch immer in Deutschland bis nach Strasburg und Hamburg mit ihrer Gesellschaft umherzog. Als Directrice sammelte sie die besten Talente um sich und wußte ihrer Gesellschaft einen für die damaligen Zeiten in Deutschland ungewöhnlichen höhern Geist einzuflößen. Unter Gottsched's Einfluß, mit dem sie in nähere Verbindung trat, brachte sie Uebersetzungen franz. Tragödien sowie Gottsched's und seiner Freunde im franz. Geschmack geschriebene Stücke auf die Bühne und verbannte 1737 feierlich den Hanswurst vom Theater, der bis dahin sein Wesen auf der Bühne getrieben. Bald nachher aber überwarf sich die N. mit Gottsched. Ihre ökonomischen Verhältnisse geriethen zugleich in Verfall, und ein Ruf nach Petersburg, den sie 1740 annahm, brachte ihr nur Nachtheil. Nachdem sie 1741 nach Leipzig zurückgekehrt, nahm sie an den Angriffen gegen Gottsched theil und brachte diesen sogar in einem Vorspiele auf das Theater. Ihr Unternehmen erlangte indessen nicht wieder den frühern Glanz und löste sich später ganz auf. In den dürftigsten Umständen starb sie 30. Nov. 1760 zu Laubegast bei Dresden, wo Freunde der Kunst ihr 1776 ein Denkmal errichteten. Bei Gelegenheit einer durch E. Devrient 17. Sept. 1852 veranstalteten Gedächtnißfeier wurde dasselbe erneuert und die mit einem Denksteine gezierte Grabstätte der Künstlerin auf dem Kirchhofe zu Leuben nachträglich geweiht. Sie schrieb Vorspiele und Schäferspiele, von denen auch einige gedruckt sind.

Neubildungen (Neoplasma, Neophyton) sind neuentstandene, schon vorhandenen ähnliche oder von diesen mehr oder minder verschiedene Gewebe oder Gewebscomplexe des thierischen und menschlichen Körpers. Eine Neubildung wäre z. B. das neugewachsene Haar, die Wand der schwangern Gebärmutter. Indeß rechnet man solche Gewebszunahmen nicht zu den N., weil sie Vorgängen des gesunden Körpers angehören, sondern bezeichnet als N. blos die krankhafte Art. Eine Neubildung kann schon bestehendem Gewebe ganz gleich sein und nur eine Massenzunahme desselben bedingen, was man dann Hypertrophie (homologe Neubildung) nennt; oder dieselbe ist verschieden von schon bestehendem Gewebe und heißt dann heterologe Neubildung. Läßt sich die Neubildung bestimmt von dem Gewebe abgrenzen, in welchem sie liegt, so nennt man sie Geschwulst (Tumor). Homologe N. sind z. B. das Narbengewebe, die Fettgeschwulst (Lipom), die Knochen- und Knorpelwucherung (Osteoid und Enchondrom), die Neubildung von Drüsengewebe (Adenom) u. s. w.; heterologe der Eiter, der Tuberkel, der Krebs, die fressende Flechte (Lupus), das Syphilom (syphilitische Neubildung) u. s. w. Praktisch wichtig ist die Eintheilung der N. in gutartige und bösartige. Die gutartigen sind an sich unschädlich für den Organismus, wenn sie nicht etwa durch ihre Lage lästig werden, und zu ihnen gehören z. B. die Fettgeschwülste, das Adenom, Osteoid. Bösartig werden manche Geschwülste (Krebs, Lupus, Tuberkel) dadurch, daß sie entweder an sich oder durch die sie begleitenden tiefen Störungen zum Tode führen müssen, und daß sie, auch wenn man sie entfernt (ausgeschnitten) hat, doch leicht wiederkehren (Krebs). Die N. sind theils erblich (Krebs, Tuberkel, Fettsucht), theils entstehen sie durch Gelegenheitsursachen, so das Syphilom durch Ansteckung, die Tuberkulose unter epidemischen Einflüssen u. dgl. In vielen Fällen läßt sich keine Ursache angeben. Sie befallen die verschiedensten Organe, so der Krebs häufig die Leber, den Magen, die Gebärmutter, die weibliche Brust. Die Tuberkulose tritt auf in den Lungen, in den Gehirn- und Rückenmarkshäuten, im Bauchfell, das Syphilom am häufigsten in der Haut, in der Knochenhaut, der Leber; der Lupus an der Nase. Die gutartigen N. sind heilbar, wenn sie an Stellen sitzen, an denen sie weggeschnitten werden können. Auf die bösartigen läßt sich dieses Verfahren nur dann anwenden, wenn sie zugänglich (Brustkrebs) sind. Durch innere Behandlung läßt sich von ihnen fast nur das Syphilom heilen.

Neubrandenburg, eine Stadt im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, nach Neustrelitz die bedeutendste und wichtigste Stadt des Landes, am Nordostende des $1\frac{1}{2}$ M. langen Tollensersees und der Hamburg-Stettiner Eisenbahn gelegen, ist die Vorderstadt des stargardschen Kreises auf den Landtagen, Sitz eines Hauptzollamts, hat vier ausgezeichnet schöne alte goth. Thore, die in den letzten Jahren mit großer Sorgfalt hergestellt wurden, zwei Kirchen (von denen die goth. Marienkirche neuerdings restaurirt worden), ein Gymnasium, eine Realschule, eine Mäd-

chen- und eine Armenschule, ein großherzogl. Palais, ein Schauspielhaus und 6912 E. (1864). Dieselben unterhalten einen starken Gewerbsbetrieb, namentlich ansehnliche Gerbereien, Tuchmacherei, Damast- und Wollweberei, Tabacksfabriken, eine chemische und eine Kartenfabrik, eine Papiermühle, zwei Bierbrauereien und Branntweinbrennerei. Auch der Handelsverkehr der Stadt ist lebhaft; nach Güstrow hat sie den größten mecklenburg. Wollmarkt sowie auch besuchte Pferderennen. ½ St. von der Stadt, auf einer steilen Anhöhe an der Tollense, liegt das großherzogl. Lustschloß Belvedere mit der schönsten Aussicht in Mecklenburg.

Neubraunschweig (engl. New Brunswick), Gouvernement im brit. Nordamerika, begrenzt im N. von Canada, im O. vom Lorenzbusen, im S. von dem Isthmus von Chignecto und der Fundybai, im W. von Maine, hat ein Areal von 1274,88 Q.-M. Obgleich nicht so tief von Meerbusen eingeschlossen wie Neuschottland, besitzt N. doch eine für Seehandel und Seefischerei günstige Küste, und diese maritime Stellung wird noch bedeutend erhöht durch die großentheils schiffbaren Ströme, welche fast das ganze Land durchfließen. Dahin gehört der St.-John, der in die Fundybai fließt und 43 M. aufwärts, bis zu seinen großen, 74 F. hohen Wasserfällen und Stromschnellen schiffbar ist; der Restigouche, der Nipisiguit und der Miramichi, welche gegen Osten strömen. Ihr Lauf deutet die allgemeine Abdachung des Terrains an, das im allgemeinen eine wellenförmige Ebene bildet. Doch erfüllt die Mitte des Landes, zwischen dem Restigouche und Miramichi, ein breites Bergland, welches eine mittlere Höhe von 1000 F. hat, in einzelnen Bergen bis über 2000 F. hoch aufsteigt und von verschiedenen Thälern tief eingeschnitten ist. Das Klima von N. gilt für sehr gesund. Indessen theilt das Innere noch mit Canada die großen Contraste zwischen Sommer- und Wintertemperatur, und die Küsten sind dicken Nebeln und großer Unbeständigkeit des Wetters unterworfen. Deshalb bleiben auch an den Küsten die Ernten von Weizen unsicher, während das Innere klimatisch zum Ackerbau ganz geeignet und sehr fruchtbar ist. Der Ackerbau wird jedoch noch sehr vernachlässigt, indem die ausgedehnten Wälder, die schönsten in Nordamerika, den Holzhandel zum Haupterwerbszweig machen. Die Bevölkerung betrug 1824 erst 74226, 1840 schon 156162, 1861 bereits 252047 Seelen. Sie besteht theils aus Akadiern oder Abkömmlingen der Franzosen, der ersten Ansiedler, theils aus Nachkommen der spätern brit. Colonisten, denen sich fortwährend neue Ansiedler aus Großbritannien zugesellt haben, sodaß jetzt die brit. Bevölkerung überwiegt. Indianer zählt man noch etwa 2000, denen 61000 Acres Landes vorbehalten sind. Dem religiösen Bekenntnisse nach bilden die Anhänger der Anglikanischen Kirche die Majorität; nächstdem sind die Presbyterianer am zahlreichsten. Die Katholiken stehen unter einem eigenen Bischofe. Den Rest bilden vornehmlich Wesleyaner und Baptisten. Die Verfassung der Colonie ist ähnlich derjenigen von Canada, nur daß dem von der Krone ernannten Gouverneur (Lieutenant Governor) ein eigener executiver Rath zur Seite steht. Die gesetzgebende Versammlung oder das Parlament besteht aus einem Oberhaus, von der Regierung ernannt, und einem Unterhaus, dessen Mitglieder von den 14 Grafschaften des Landes und von der Stadt St.-John gewählt werden. Der Obergerichtshof besteht aus einem Oberrichter und drei andern Richtern; außerdem gibt es Grafschaftsgerichte und Untergerichte. Die Civilverwaltung ist ganz selbständig; nur in Militärangelegenheiten ist der Gouverneur von dem Generalgouverneur von Canada abhängig. Die Einnahmen beliefen sich 1862 auf 668097, die Ausgaben auf 675189 Dollars. Die wichtigsten Ausfuhrproducte sind Bauholz (namentlich von Tannen, deren das Land sieben Species enthält), Fische, Thran und etwas Pelzwerk. Der Gesammtwerth der Ausfuhr war 1862 3,856538 und der Einfuhr 6,199701 Dollars. Die Colonie hat zwei Eisenbahnen: die European- und North-American-Bahn sowie die St.-Andrews- und Quebec-Bahn. Die für ihren Bau contrahirten Schulden belaufen sich auf 4,739880 Dollars. Dazu kommen noch 1,048286 Dollars, sodaß die Gesammtschuld 5,788166 Dollars beträgt. Im Innern N.s finden sich noch Bären, Wölfe, Füchse, Marder, Luchse, Wolverene, Biber, Masquash oder Bisamratten, das Elennthier (Cervus Alces) und der Caribou oder das amerik. Renthier. Die Flüsse, Landseen und benachbarten Meere sind sehr fischreich; in den erstern werden vornehmlich verschiedene Arten von Salmen gefangen, in der See Kabeljaus, Heringe und Makrelen. Der Ertrag der Fischerei beläuft sich jährlich im Durchschnitt auf etwas mehr als 300000 Dollars. Auch nimmt N. am Walfischfang theil. Ueberdies ist das Land reich an Eisen, Kalkstein und Gips, und neuerdings hat man ausgedehnte Kohlenlager entdeckt. Hauptstadt ist Frederictown am St.-John, 18 M. von der Mündung und vortheilhaft an der obern Grenze der Schiffbarkeit desselben für größere Fahrzeuge gelegen. Sie ist der Sitz der Regierung, des Parlaments und des engl. Bi-

schofs, weitläufig und regelmäßig gebaut, enthält mehrere stattliche Gebäude, wie das der Regierung und des Kings-College, der bedeutendsten Lehranstalt des Landes mit vortrefflichen Lehrkräften, hat außerdem noch ein anderes, von Baptisten gegründetes College, eine Episkopalkirche und vier andere Gotteshäuser, eine Bibliothek, mehrere gemeinnützige Gesellschaften und eine Bank, zählt aber wenig über 4000 E. Sie ward im Nov. 1850 durch eine Feuersbrunst größtentheils zerstört. Die größte Stadt und der bedeutendste Handelsplatz von N. ist aber Saint-John an der Mündung des St.-John, dessen Handel sie beherrscht, mit einem sichern, geräumigen Hafen, in welchen mit der Flut große Schiffe einlaufen können. Die Stadt zählt 30000 E., hat zwei engl. Kirchen und fünf andere Gotteshäuser, ein Gymnasium, eine Bank und mehrere religiöse und Wohlthätigkeitsgesellschaften. Schiffahrt und Handel sind sehr bedeutend. Die Stadt Saint-Andrew, auf einer von dem St.-Croix und der Pasamaquoddybai gebildeten Landzunge gelegen, ist regelmäßig gebaut, hat 6000 E., ein Gymnasium, eine Bank, einen der besten Häfen Amerikas, ansehnlichen Holzhandel und Seefischerei und scheint sich zu einer bedeutenden Handelsstadt emporheben zu wollen. N., ehemals ein Theil des franz. Akadien, kam 1763 an die Briten, wurde zu Neuschottland gezogen und von demselben erst 1783 als ein besonderes Colonialgouvernement unter dem Namen New-Brunswick abgetrennt. Bis dahin war es eine wilde Einöde. Seinen Aufschwung verdankt es erst dem hohen Eingangszoll, den England 1809 auf baltisches Holz legte.

Neubritannien, eine halbkreisförmige Gruppe schmaler Inseln im westl. Großen Ocean, durch die Dampiersstraße von der Ostseite Neuguineas getrennt und um 5° südl. Br. und 169° östl. L. gelegen, mit einem Areal von ungefähr 730 Q.-M., besteht aus dem eigentlichen N. (von den Eingeborenen Birara genannt), Neuirland (bei den Eingeborenen Tombara), Neuhannover und mehrern andern kleinen Inseln. Die Inseln N.s sind vulkanischen Ursprungs und gebirgiger Natur und zum Theil mit Korallenriffen an den niedrigen Küsten umgeben. Noch gibt es in N. thätige Vulkane, und auf Neuirland erhebt sich das Gebirge bis zu 7000 F. Die natürliche Beschaffenheit der Inseln ist noch wenig bekannt, scheint aber im ganzen mit der Neuguineas (s. d.) übereinzustimmen; sie sind stark bewaldet, vortrefflich bewässert und meist sehr fruchtbar an tropischen Erzeugnissen. Die Einwohner bestehen aus Australnegern, die denen von Neuguinea in körperlicher und geistiger Beziehung ähnlich sind. Sie bauen das Land sorgfältig mit Yams, Bananen u. s. w. an. Gegen die Europäer bezeigen sie sich wild und feindselig.— Sonst wurden unter dem Namen N. von den Geographen auch die beiden Canada, Neuwales und andere Besitzungen der Engländer auf dem Continente von Nordamerika begriffen.

Neuburg, an der Donau, im bair. Kreise Schwaben und Neuburg, war früher die Hauptstadt des reichsunmittelbaren Fürstenthums Neuburg, das zuletzt auf etwa 50 Q.-M. gegen 90000 E. umfaßte. Das Fürstenthum wurde nach langwierigen Kämpfen von Baiern 1503 nebst Sulzbach an die Pfalz abgetreten und seitdem auch die Junge Pfalz genannt. Bei der Theilung des Landes nach dem Tode des Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken 1569 kam es an dessen ältesten Sohn Philipp Ludwig, welcher der Stifter der Linie Pfalz-Neuburg wurde, die 1742 mit dem Kurfürsten Karl Philipp erlosch. Das Fürstenthum ging nun als Erbe auf die Linie Pfalz-Sulzbach über, bei deren Erlöschen mit dem Tode des Kurfürsten Karl Theodor 1799 es an die Linie Pfalz-Zweibrücken fiel. Nunmehr zu Baiern gehörig, kam 1802 ein kleiner Theil davon an das neugeschaffene Kurfürstenthum Salzburg, mit diesem aber 1810 wieder an Baiern. Bei der neuen Landeseintheilung 1837 wurde es mit Schwaben zu einem Kreise vereinigt. — Die ehemalige Hauptstadt des Fürstenthums, N. an der Donau, von 1596—1742 die Residenz der Linie Pfalz-Neuburg, jetzt Hauptort eines Amts- und Landgerichtsbezirks, liegt malerisch am rechten Ufer der Donau, 4 M. östlich von Donauwörth, und zählt 8369 E. (1864), die in Handel und Donauschiffahrt ihre Hauptnahrungszweige finden. Sie ist eine unmittelbare Stadt zweiter Klasse, der Sitz des Appellationsgerichts für den Kreis Schwaben und Neuburg sowie eines unter dem Bezirksgericht Donauwörth stehenden Stadt- und Landgerichts, hat ein königl. Schloß, welches eine merkwürdige Waffensammlung enthält, einen schönen Schloßgarten mit sehr kunstreich angelegten Wasserwerken, ein Gymnasium, ein (kath.) Studienseminar, eine 1859 gegründete königl. Landwirthschafts- und Gewerbeschule sowie ein Englisches Fräuleinstift nebst weiblicher Erziehungsanstalt. In der Nähe von N. beginnt das Donaumoos (s. d.). Auch liegen in dessen Umgebung die Ruinen der Kaisers- oder Altenburg, die Lustschlösser Grünau (bekannt durch den Landtagsabschied zwischen Wolfgang und seinen Ständen 1562) und Retzelheim sowie das Dorf Oberhausen, bei welchem das Denkmal des hier gefallenen Latour d'Auvergne (s. d.) steht.

Neucaledonien oder Baladea, eine 315 Q.-M. große Insel im südwestl. Großen Ocean, zwischen 20° 10′ und 22° 26′ südl. Br., 161° 35′ und 164° 40′ östl. L. von Paris gelegen, fünfmal so lang als breit und von Korallenriffen umgeben. Von Cook 4. Sept. 1774 entdeckt, wurde N. 24. Sept. 1853 von Frankreich in Besitz genommen und als Strafcolonie benutzt. Es gründete in der Numeabai den Hauptort Port-de-France, besiegte den Widerstand der Eingeborenen, baute das Fort Wagap an der Ostküste und das Fort Gatope an der Westküste und besetzte 1864 auch die östlich benachbarten Loyalty-Inseln, die nebst der Ile-des-Pins zur Colonie Nouvelle-Calédonie gehören. Früher dem Gouverneur der Établissements français de l'Océanie unterstehend, ist dieselbe seit 1860 selbständig unter eigenem Gouverneur. Die Insel wird ihrer Länge nach von Bergen durchzogen, die 1500 Meter Höhe erreichen, und besteht größtentheils aus plutonischen und Uebergangsgesteinen; ihr Inneres ist jedoch fast noch unbekannt. Unter den zahlreichen kleinen Flüssen ist nur der Diaot eine Strecke weit schiffbar. Das Klima ist gesund, die Temperatur gemäßigt, zwischen 13 und 25° R.; die Regenzeit dauert von Jan. bis April. Die Eingeborenen stehen den Papuas von Neuguinea nahe, sind wild, der Anthropophagie ergeben und zählen etwa 27000 Köpfe; 5000 jedoch sind von den seit 1843 auf der Insel thätigen kath. Missionaren getauft. Colonisten gab es 1866 etwa 500. Der erste Transport Sträflinge, 250 Mann, kam 1864 in Port-de-France an, ein zweiter von 200 Mann 1866; sie werden zu öffentlichen Arbeiten verwendet. 900 Mann Militär halten die Ordnung aufrecht und die Eingeborenen in Respect. Angebaut werden Dioscorea alata, Taro, Bataten, Zuckerrohr, Bananen und Kokospalmen; die Franzosen haben außer Cerealien und Taback auch Baumwolle und Kaffee eingeführt. Der an den Küsten häufige Trepang (Holoturia edulis) bildet den wichtigsten Ausfuhrartikel neben Kokosnußöl, Schildkrot, Sandelholz, Wolle und Häuten. Im ganzen hatte 1864 der Export einen Werth von 61000, der Import einen solchen von 1,600000 Frs.

Neudietendorf, Colonie der evang. Brüdergemeinde (Herrnhuter) im Herzogthum Gotha, an der Eisenbahn zwischen Gotha und Erfurt in anmuthiger Gegend und im Angesicht der drei Gleichen gelegen. 1743 zum ersten mal gegründet und 1753 erneuert, erhielt die Colonie 1764 die landesherrl. Concession. Obschon der Ort nur eine Bevölkerung von 557 Seelen (1864) hat, tritt er doch vor allen andern des Herzogthums durch sein städtisches Gepräge, seine Industrie und seine große Erziehungsanstalt hervor. N. besitzt Fabriken in Fischbeinwaaren, Federposen, Siegellack, Zinnober, Weber- und Strumpfwaaren, Möbeln sowie eine bedeutende Bierbrauerei, auch beschäftigt es sehr viele Arbeiter in den benachbarten Dörfern. Die Bewohner zeichnen sich durch Bildung, Sittlichkeit und Moralität aus; über die Hälfte sind mit Industrie und Handel beschäftigt.

Neuenburg, Neufchâtel oder Neuchâtel, ein in sechs Bezirke getheilter Schweizercanton, besteht aus dem ehemaligen Fürstenthum Neufchâtel und der Grafschaft Valengin, grenzt westlich an Frankreich, ist in seiner größten Ausdehnung 12 St. lang und etwa 4½ breit und hat auf 14,51 Q.-M. 88000 E., davon 77500 Protestanten, 9500 Katholiken, 550 Juden. Mehrere Ketten des Jura durchziehen das Land. Der zum Flußgebiet des Rhein gehörende Neuenburgersee liegt 206 F. höher als der Genfersee, ist fischreich, 6 M. lang, 1½ M. breit, 400 F. tief und bildet den größten Theil der Ostgrenze. Die Bevölkerung unterhält beträchtliche Rindviehzucht, guten Weinbau (Cortaillod) und eine ausgedehnte Industrie, welche besonders Taschenuhren, Bijouterien und Spieldosen (in Lachaux-de-Fonds, Locle, Val-de-Travers u. s. w.) liefert und ihren Absatz in allen Welttheilen findet. Seine Blüte verdankt N. zum Theil gerade den vielen fremden Arbeitern, die sich hier besonders seit der letzten Hälfte des 17. Jahrh., wo die Uhrenindustrie eingeführt wurde (um 1665), niederließen. Gegenwärtig leben in N. gegen 33000 Schweizer anderer Cantone und 10000 Ausländer. Die Landessprache ist die französische, doch wird auch deutsch gesprochen. Nach vielfachem Wechsel der Besitzer gehörte N. der alten Familie Longueville. Als diese mit dem Tode der Herzogin von Nemours, Marie von Orleans, 1707 erlosch, wurde der König von Preußen, als Erbe des Hauses Oranien, dessen alte Rechte auf das Fürstenthum anerkannt waren, von den Ständen desselben zur Herrschaft berufen und die darauf erfolgte Besitzergreifung im Utrechter Frieden bestätigt. 1806 mußte der König von Preußen das Fürstenthum an Frankreich abtreten, worauf Napoleon den Marschall Berthier (s. d.) als souveränen Fürsten damit belehnte, der es nach dem Sturze Napoleon's wieder verlor. Im pariser Frieden von 1814 wurde N. vergrößert an den König von Preußen zurückgegeben, der dem Lande von London aus 18. Juni 1814 eine der genfer ähnliche Charte constitutionelle gab und die Rechte eines für sich bestehenden, von dem preuß. Staatsinteresse ganz getrennten Staats erneuerte. Hierauf erfolgte 11. Sept. 1814 die

Aufnahme N.s als 22. Canton in die Eidgenossenschaft, in der es der einzige monarchische Canton war. Bei den Bewegungen in der Schweiz seit 1831 gab es auch in N. Unruhen, die bald gedämpft wurden. Infolge davon ward im Wege einer Verordnung von 1831 die Verfassung in mehrern Punkten modificirt. Auch ertheilte der Fürst der neuenburger Regierung auf deren Wunsch Vollmacht, mit der Eidgenossenschaft wegen Austritts des Cantons aus dem Bunde zu unterhandeln. Die Tagsatzung verwarf indeß diesen Vorschlag im Juli 1834 einstimmig, und der Canton blieb in der frühern Verbindung mit der Schweiz. In seinen innern Verhältnissen waren Besteuerung und Gesetzgebung getheilt zwischen dem Fürsten und den Landständen, zu denen der Fürst zehn Mitglieder ernannte. Während N. eine Civilliste von 70000 Frs. bezahlte und ein Bataillon geworbener Neuenburger von 400 Mann zur königl. Garde nach Berlin sandte, mußte es zugleich auch sein eidgenössisches Contingent stellen. Unter diesen Umständen erneuerten sich von Zeit zu Zeit die Reibungen der republikanisch und eidgenössisch gesinnten Mehrheit mit der royalistischen Minderheit, und namentlich steigerte sich der Zwiespalt infolge der Ereignisse von 1847. Im Frühjahr 1848 wurde durch eine bewaffnete Demonstration der eidgenössisch Gesinnten (1. März) der frühere Staatsrath zur Abdankung genöthigt, worauf eine Provisorische Regierung die Abschaffung der Monarchie und die Einführung der Republik erklärte. Ein Verfassungsrath entwarf sodann im Geiste der repräsentativen Demokratie eine neue, vom Volke (30. April) genehmigte und von der Eidgenossenschaft gewährleistete republikanische Constitution. Der König von Preußen protestirte seitdem wiederholt, insbesondere 1850 bei Veräußerung des fürstl. Domanial- und Kirchenguts, gegen die einseitige Aufhebung seiner Rechte, und ebenso fanden mehrfache, aber vergebliche Versuche von seiten der königlich Gesinnten statt, das frühere Verhältniß herzustellen. Auch ein 24. Mai 1852 bei der Londoner Conferenz von sämmtlichen Großmächten unterzeichnetes Protokoll erkannte auf Grund der Verträge von 1815 das Recht des Königs auf N. sowie auf Wiederherstellung seiner Autorität an, sodaß diese Angelegenheit ihren drohenden Charakter für die Schweiz (s. d.) behielt. Endlich fand in der Nacht vom 2. auf 3. Sept. 1856 ein Aufstandsversuch der Royalisten statt, welche sich in der Stadt Neuenburg des Schlosses bemächtigten und einige Regierungsmitglieder festnahmen. An der Spitze der Aufständischen befanden sich Graf Pourtalès und Herr von Meuron. Doch schon am frühen Morgen des 4. Sept. wurde das Schloß von den republikanischen Milizen fast ohne Widerstand genommen, und auch in Locle hatten sich die Royalisten vor den Republikanern zurückziehen müssen. 17 Personen waren getödtet, 700 Royalisten gefangen worden, von denen man 66 zur Untersuchung zog. Preußen verlangte unter Bezug auf seine alten Rechte Sistirung des Processes und Freilassung der Gefangenen. Diplomatische Verhandlungen, bei welchen Kaiser Napoleon III. hauptsächlich die Vermittelung übernahm, führten, nachdem Preußen mit Krieg gedroht und die Eidgenossenschaft unter großer patriotischer Begeisterung ihr ganzes Heer theils mobil gemacht, theils auf Piket gestellt hatte, zu dem Vergleich, daß die Eidgenossenschaft den Proceß (15. und 16. Jan. 1857) niederschlug, die Kosten trug und vollständige Amnestie erließ, wogegen der König von Preußen (Ende Mai 1857) auf alle seine Rechte (bis auf den beibehaltenen Titel eines Fürsten von N.) verzichtete. Seitdem hat sich der Canton friedlich entwickelt. Doch führten die Eisenbahnangelegenheiten zu manchen Streitigkeiten im Großen Rath. Unter vielen aristokratischen Familien leben noch heute preuß. Traditionen und Sympathien fort. Das Budget des Cantons für 1867 zeigte 1,268401 Frs. Einnahmen und 1,277009 Frs. Ausgaben. — Die gleichnamige Hauptstadt N. oder Neufchâtel, am Fuße des Jura, wo der brausende Seyon sich in den Neuenburgersee ergießt, in einer sehr schönen Gegend gelegen, ist von freundlichen Weilern und Landhäusern umgeben. Die schön, zum Theil selbst prächtig gebaute Stadt zählt 10382 E. (1860, gegen 7727 im J. 1850). Die Bevölkerung treibt ausgedehnten Handel und ist sehr wohlhabend. Gute Schulen, zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten und andere öffentliche Institute verdanken zum Theil den Vermächtnissen und Stiftungen reicher Bürger (Lallemand, David Pury, J. de Pourtalès u. a.) ihre Entstehung oder Ausdehnung.

Neuengland (New England) hieß ursprünglich dasjenige Küstenland der Vereinigten Staaten von Amerika, welches der engl. Kapitän John Smith, als erster Vorläufer der Colonisation, 1614 zwischen der Penobscotbai in Maine und der Codbai südöstlich von Boston befuhr und so günstig schilderte, daß König Jakob I. es N. nannte. Ebenderselbe verlieh aber unter diesem Namen das ganze Land zwischen 40—48° nördl. Br. durch einen Freibrief der Plymouth-Compagnie, welche ihrerseits das ihr zugesprochene Gebiet an andere Vereine oder Privatleute gab. 1639 erklärte Karl I. ihren Freibrief für erloschen, und das von ihr noch nicht vertheilte Land, welches das nachherige Pennsylvanien, Neuyork und Neujersey sammt dem ganzen

Westen umfaßte, fiel der Krone anheim. Jakob II. verschmolz das Land nördlich vom Delaware, also Neujersey, Neuyork, Rhode-Island, Connecticut, Neuhampshire und Massachusetts, zu einer einigen königl. Provinz unter dem Namen N. Zufolge der engl. Revolution von 1688 wurde diese große Nordprovinz wieder in ihre frühern Bestandtheile zerlegt. Später beschränkte sich der Name N. auf die vier Provinzen Neuhampshire, Massachusetts, Rhode-Island und Connecticut, die seit 1778 in der Reihe der 13 alten Freistaaten der Union auftreten und seit 1783 als solche anerkannt wurden. Dazu kamen 1791 und 1820 zwei neue Staaten, Vermont und Maine, die bis dahin zu den Gebieten der beiden erstgenannten gehört hatten. So geschieht es, daß man noch jetzt diese sechs nordöstlichsten Staaten der Union die New England States oder Neuengland-Staaten nennt. Vgl. Talvj, «Die Colonisation von N.» (Lpz. 1847); Palfrey, «History of New England» (2 Bde., Bost. 1859).

Neuer Bund oder Neues Testament, s. Bund und Bibel.

Neuschâtel, s. Neuenburg.

Neufundland (engl. New Foundland, franz. Terreneuve), eine den Engländern gehörige Insel an der Nordostküste Amerikas, östlich vor dem St.-Lorenzgolf gelegen, hat ein Areal von wenigstens 1400 Q.-M. und bildet mit Anticosti, den Magdalenen- und andern kleinen Nachbarinseln ein eigenes Gouvernement im brit. Nordamerika, dessen Gebiet auf 1890,32 Q.-M., laut Census von 1861 mit 122638 E. angegeben wird. N. wurde von Giov. Caboto (s. d.) und dessen Sohne Sebastian entdeckt und 1583 von England in Besitz genommen. Indeß sollen schon im 11. Jahrh. Normänner sich daselbst angesiedelt haben. Als seit dem Ende des 16. Jahrh. Franzosen daselbst sich festsetzten, entstanden unaufhörliche Streitigkeiten. Zwar wurde die Insel im Utrechter Frieden 1713 ganz an England abgetreten, aber die Conflicte dauerten fort, weil die Franzosen sich das Recht vorbehalten hatten, an den Küsten der Insel von Bonavista bis Cap Rich am Stockfischfang theilzunehmen. Im Pariser Frieden von 1783, der auch den Nordamerikanern Antheil an dieser Fischerei gewährte, erlangten die Franzosen noch vortheilhaftere Bedingungen in Ansehung der Fischerei, die aber in dem Revolutionskriege wieder ganz in die Hände der Engländer kam, nachher jedoch sowol den Franzosen als den Nordamerikanern wieder zugestanden wurde. N.s Küsten sind sehr unregelmäßig gestaltet und, besonders an der Ost- und Südseite, durch tiefe Baien und Meeresarme vielfach zerrissen. Auch steigen die Küsten, außer an der minder zersplitterten Westseite, wo sich niedrige ebene Strecken finden, überall steil aus dem Meere empor. Das Innere ist durchgängig hoch und uneben, eine von vielen Seen und Flüssen, Sümpfen und Morästen erfüllte, noch wenig bekannte Wildniß. Das Klima, bedeutend kühler und wechselnder als in den Ländern Westeuropas unter gleicher Breite, gilt trotz der großen Unbeständigkeit für sehr gesund. Charakteristisch sind für N. die dicken Nebel an der Süd- und Ostküste, welche, wie auch die verhältnißmäßige Milde des Winters, vornehmlich dem Einflusse des Golfstroms zuzuschreiben sind. Urbarer Boden findet sich fast nur an einzelnen Buchten, und Ackerbau wie Viehzucht sind daher sehr unbedeutend. Man baut fast nur Kartoffeln, etwas Hafer und Gerste; Brotkorn, Mehl und andere Lebensmittel werden, wie auch Manufacturen, eingeführt. Das Innere hat noch beträchtliche Waldungen von Fichten, Lärchen und Birken. Von Landthieren sind zu nennen der Caribou oder das amerikan. Renthier, welches im Innern heerdenweise weidet, der jetzt selten gewordene Biber, Füchse, Wölfe und Bären. Bekannt ist der Neufundländische Hund, der sich durch seine große Stärke, Gelehrigkeit und Treue auszeichnet und hier meist mit gesalzenen Fischen gefüttert wird. Wichtiger als die Landthiere sind für N. die Fische seiner Küsten, namentlich der Kabeljau (Codfish), von dem die Bevölkerung fast ausschließlich abhängt, und auf dessen Fang sich alle ihre Thätigkeit richtet. Die Fischereien N.s haben bis heute nichts von ihrer Bedeutung verloren und sind noch immer die großartigsten der Erde. Am ergiebigsten erweist sich die sog. Große Bank von N. im Osten und Südosten der Insel, welche 130 M. lang, an einigen Stellen 43 M. breit ist und zwischen 25—95 Faden Wasser über sich hat. Außerdem gibt es noch eine Aeußere oder Falsche Bank und eine südwärts gegen Neuschottland sich ausdehnende Reihe von Bänken. Ueber diesen Bänken herrscht ein fast beständiger Nebel. Das häufige Vorkommen von Eisbergen macht in diesen Nebeln die Schiffahrt sehr gefährlich. Die besten Fischreviere liegen zwischen 42° und 46° nördl. Br., weshalb auch die Hauptniederlassungen im südöstl. Theile der Insel concentrirt sind. Die ansässige Bevölkerung N.s wohnt sehr zerstreut an den Küsten. Sie ist theils franz., theils brit. Ursprungs. Die Nordküste ist sehr unwirthbar und fast ganz unbewohnt. Die Ureinwohner der Insel, die sog. Rothen Indianer, scheinen ganz ausgerottet zu sein; später eingewandert sind die Indianer vom Stamme der Mic-Mac. Die

weiße Bevölkerung gilt für ehrlich und thätig, aber auch für unwissend und roh. Die Katholiken bilden die Mehrzahl; unter den Protestanten sind die Presbyterianer die zahlreichsten. Für den Volksunterricht hat man erst in neuerer Zeit einigermaßen gesorgt. N. erhielt 1832 eine Repräsentativverfassung, die fast allgemeines Stimmrecht gewährte, sich aber verderblich für die Colonie zeigte, sodaß sie gegen eine andere vertauscht werden mußte, in welcher das Wahlrecht und die Befugnisse der gesetzgebenden Versammlung sehr beschränkt wurden. An der Spitze der Verwaltung steht ein Gouverneur, der auch den Oberbefehl über die Landtruppen der Colonie hat. Ihm zur Seite steht ein Rath (Council), der die Functionen des executiven und legislativen Raths in sich vereinigt und 15 Mitglieder zählt. Das House of Assembly besteht aus 30 Deputirten, welche von den 9 Wahldistricten der Insel gewählt werden. Seine Sitzungen hält dasselbe nur aller 4 Jahre. Die Einnahmen der Colonie betrugen 1862 116929, die Ausgaben 138058 Pfd. St. Der Export belief sich zu derselben Zeit auf 1,171723, die Einfuhr dagegen auf 1,007082 Pfd. St. Die Hauptstadt St.-Johns, an der Ostküste der Halbinsel Avalon, der Großen Neufundlandbank gegenüber, mit einem an 200 Schiffe fassenden Freihafen, der durch starke Batterien und die zwei Forts Townshend und William zugleich einen Kriegshafen von Wichtigkeit bildet, ist Sitz der Regierung, Hauptstapelplatz der Insel und hat eine sehr schöne kath. Kathedrale, auch viele andere, aber unansehnliche hölzerne Gotteshäuser sowie ein Hospital. Sie gewährt im ganzen den Anblick einer Fischerstation und zählt im Winter 18000 E. Ihr Antheil am Fisch- und Robbenfang ist sehr bedeutend. Südlich davon liegt Cap Race, die bisherige Haupttelegraphenstation nach Europa, und nördlich davon Trinity-Bay, wo der atlantische Telegraphendraht ausläuft. Besser gebaut ist Harbour-Grace, an der Westküste der Conceptionbai, mit 6000 E. Trinity-Harbour an der nördlichern Trinitybai zeichnet sich durch einen vortrefflichen Hafen aus. Placentia an der Südwestküste von Avalon, früher die starkbefestigte Hauptstadt der franz. Niederlassungen, ist jetzt ein Dorf mit einem schönen Hafen. Die zum Gouvernement N. gehörige Insel Anticosti hat keinen einzigen Hafen und wird nur von wenigen Familien bewohnt. An der Südküste von N., vor der Fortunabai, liegen die drei den Franzosen gehörigen Inselchen Groß-Miquelon, Klein-Miquelon oder Langlade und St.-Pierre, zusammen mit 5760 E. auf 8,35 Q.-M. Auf der letztern wohnt ein franz. Gouverneur; auch hält Frankreich hier gewöhnlich eine Compagnie Soldaten, darf aber keine Befestigung anlegen. Ueberhaupt sind diese Eilande nur als Fischerstationen von Belang. Vgl. Moreton, «Life and work in Newfoundland» (Lond. 1863); Pedley, «The history of Newfoundland» (Lond. 1863).

Neugewürz, s. Eugenia.

Neugranada (Nueva Granada) oder seit 20. Sept. 1861 Vereinigte Staaten von Columbia (Statos unidos de Colombia), eine südamerik. Föderativrepublik, im N. vom centralamerik. Staat Costa-Rica und dem Antillenmeer, im O. von Venezuela, im S. von Brasilien und Ecuador, im W. vom Stillen Ocean begrenzt, hat (nach Angabe aus Bogotá von 1864) ein Areal von 24178 Q.-M., worin jedoch bedeutende, von Venezuela und Brasilien beanspruchte Gebiete mit inbegriffen sind, die im O. und SO. bis an den Cassiquiare, Orinoco und Amazonas reichen. Seiner Bodengestaltung nach zerfällt das Staatengebiet in zwei Haupttheile, in das von den Cordilleren gebildete Hochland im Westen und das ebene Tiefland im Osten. Jenes nimmt den größern Theil N.s ein und umfaßt ein eigenes, an den mannichfaltigsten Bodenformen reiches Glied im System der südamerik. Cordilleras (s. d.), gebildet von drei Gebirgsketten, die vom Knoten von Pasto fächerartig ausgehen, fast parallel nach Norden streichen und durch die großen Längenthäler des Cauca- und des Magdalenenstroms (s. d.), der beiden, wie der Atrato (s. d.), nordwärtsströmenden Hauptflüsse des Landes, getrennt werden. Die centrale Kette oder Cordillera von Quindiu und Suma-Paz trägt den Culminationspunkt des Landes, den 17010 oder 17217 F. hohen Vulkan von Tolima. Isolirte Gebirgssysteme von geringem Umfang sind im Norden die niedrige Isthmuscordillere im Staate Panama und die 17000 F. hohe Sierra-Nevada de Sta.-Marta. Das große Tiefland auf der Ost- und Südostseite des Staatengebiets ist ein Theil der centralen Ebenen Südamerikas, welcher den Uebergang zur nordbrasil. Ebene und den Llanos (s. d.) des Orinocogebiets bildet und dem letztern mittels des obern Rio-Meta und Guaviare, wie dem Amazonasgebiet mittels des obern Yapurá oder Caquetá, seine Hauptgewässer zusendet. Von viel geringerer Ausdehnung sind die Küstenebenen an der Südsee und dem Antillenmeer, die nur ein bis 1000 F. sich erhebender Höhenzug trennt. In den Cordilleren N.s sind die erhobensten Gipfel fast ohne Ausnahme Trachyte, welche aus dem den Kern der höchsten Gebirgsketten bildenden, aber vielfach von secundären und tertiären

Schichten bedeckten Uebergangs- und plutonischen Gestein hervortreten. Die Vulkane vertheilen sich in drei Gruppen: der Volcan de Ruiz und der nahe Tolima (besonders bekannt durch seine Eruption vom 12. Mai 1595), der Purace und Sotara bei Popayan, der Vulkan von Pasto, der Puquerres oder El-Azufral, der Chiles und Cumbal. Diese Vulkane sind fast alle noch thätig oder doch seit der Entdeckung thätig gewesen. Die nicht seltenen Erdbeben zeigen sich aber gewöhnlich nicht so zerstörend wie in Centralamerika. Das secundäre Gebirge gehört (nach Karsten) ganz der Kreideformation an, welche hier durch ihre große Verbreitung und die ungeheuere Mächtigkeit ihrer Schichten (in der Ostcordillera über 6000 F.) sich auszeichnet. Noch ausgedehnter ist die tertiäre Formation und das angeschwemmte Land, die auch über den größten Theil der niedrigen Ebenen sich ausbreiten und den ganzen Küstenhöhenzug im Westen des Atratothals bilden, in größter Mächtigkeit jedoch im ganzen Magdalenenthal vorkommen. Die Diluvialformation und die sehr ausgedehnten Schuttmassen im Caucathal sowie auf der Choco- und Westcordillera ist die Fundstätte von Gold und vielfach auch von Platina, welches Metall hier zuerst und für längere Zeit ausschließlich gefunden wurde.

Das Klima zeigt sich in einem orographisch so wechselvollen Tropenlande wie N. im höchsten Grade mannichfaltig. In die Region des ewigen Schnees, dessen untere Grenze am Tolima 14376 F. hoch liegt, ragen nur die höchsten Erhebungen. In der Region der Paramos (rauhe und trockene, windige und unbewohnte Bergeinöden) ist die mittlere Temperatur 7,2° R., sinkt aber zuweilen auf 3,2° R., und nicht selten fällt auch etwas Schnee. Die Tierra fria nimmt einen großen Theil des Hochlandes ein, und eine noch größere Ausdehnung hat die Tierra templada, zu welcher, außer den untern Stufen der Cordilleren und deren niedrigern Ausläufern, die Hochthäler des Cauca und Magdalena gehören. Der bei weitem größte Flächenraum gehört indeß der Tierra caliente an, nämlich die sämmtlichen Küstenebenen, die untern Thäler des Cauca und Magdalena und das weite Tiefland im Osten. Die von der Configuration des Bodens bedingten Verhältnisse der Witterung, der Regenzeit und selbst der Jahreszeiten bewirken eine große Verschiedenheit bezüglich der Salubrität des Klimas. Den größten Theil des Landes kann man als gesund betrachten, und obschon in den milden Regionen der Gesundheitszustand des Volks im allgemeinen kein günstiger ist (bösartige Hautkrankheiten, auch Leprose), so trägt doch daran hauptsächlich der gesunkene Culturzustand die Schuld. Wirklich ungesund sind nur die feuchten und sumpfigen Küstenniederungen mit ihrem excessiv heißen Klima. Die Flora ist, mit Ausnahme der kahlen Paramos, eine sehr mannichfaltige, reiche und üppige. Die Baumgrenze reicht am Tolima bis 10360 F., die Grenze der Gerste bis 9300 F. Ein sehr großer Theil des Landes ist noch mit Urwäldern bedeckt, welche treffliches Bauholz, den kostbaren Chinabaum (s. d.), den sog. peruvianischen Balsam und viel Kautschuk zur Ausfuhr liefern, während die vielfach wildwachsende Vanille nicht zum Export gesammelt wird. Die Fauna ist ebenfalls sehr reich und kommt im allgemeinen in den nützlichen Thieren (Hirsch, Tapir, Armadill, Tauben u. s. w.) wie in den schädlichen und lästigen (Jaguar, Schlangen, Mosquitos, Flöhe u. s. w.) mit derjenigen von Centralamerika überein.

Die Bevölkerung N.s belief sich, mit Ausschluß der unabhängigen Indianer (**Indios bravos**), nach dem Census von 1851 auf 2,243837, worunter man etwa 450000 Weiße, 1,030000 Mestizen und Quarteronen, also 1,480000 Weiße und nahezu Weiße, ferner 300000 ungemischte civilisirte Indianer (ohne 120000 Bravos), 383000 Mulatten und Zambos und 80000 Neger rechnete. Eine Mittheilung aus Bogotá von 1864 gibt die Bevölkerungszahl auf 2,794473 an, mit Ausschluß der Bravos, deren man gegenwärtig 126000 annimmt. Sklaven gab es 1834 noch 84350, dagegen 1851 nicht über 20000; seit 1. Jan. 1852 ist die Sklaverei aufgehoben. Die physische Cultur steht auf sehr niedriger Stufe. Obgleich die Culturpflanzen aller Zonen vorzüglich gedeihen, wird davon doch kaum der eigene Bedarf erzeugt. Angebaut werden fast alle Nahrungsgewächse, doch mit sehr geringer Sorgfalt. Mais und die fast ohne alle Cultur wachsenden Bananen und Plantanen oder Pisang gewähren die Hauptnahrungsmittel. Reis wird wenig, Weizen noch weniger gebaut, und selbst der Cacao reicht für den starken Verbrauch nicht aus. Die einzigen Culturpflanzen, welche ansehnliche Exportartikel liefern, sind Taback (von Ambalema im Magdalena- und von Palmira im Caucathal) und Kaffee, der in der Tierra fria vortrefflich gedeiht, und dessen Anpflanzung neuerdings besonders in der Provinz Ocaña Aufschwung genommen. Bei der Indolenz der Bevölkerung fehlen indeß für den Kaffeebau die Arbeitskräfte, ebenso für den Anbau des Indigo und der Baumwolle. Zucker wird ziemlich viel in den tiefern Thälern gebaut, aber wegen der Mangelhaftigkeit des Betriebs ist eine Concurrenz mit Westindien unmöglich. Die Viehzucht, im ganzen ohne Bedeutung,

bildet in einigen Landestheilen die Hauptbeschäftigung. Der Industriebetrieb ist sehr gering, und es sind eigentlich nur zwei Manufacturen, die Anfertigung von Hangematten und groben Geweben aus Baumwolle und das Flechten von sog. Panamahüten, zu nennen. Einige Bedeutung seit Freigebung der Dampfschiffahrt auf dem Rio-Magdalena hat auch der Schiffbau erlangt. Nennenswerth ist die Branntweinbrennerei aus Zucker, welche von der Regierung verpachtet und zum Theil im großen, meist von Fremden, betrieben wird. Zuckersiedereien gibt es viele, doch ist die Fabrikation unvollkommen. Seit der Aufhebung des Tabackmonopols hat die Fabrikation von Cigarren in einigen Städten Aufschwung genommen. Der Bergwerksbetrieb ist im Verhältniß zu dem Metallreichthum des Landes nicht bedeutend. Der größte Theil des Goldes wird durch Waschen gewonnen, namentlich in den goldreichen Provinzen Choco und Cauca. Der bergmännische Betrieb der Goldminen von Antioquia geschieht seit längerer Zeit durch engl. Compagnien, die aber dabei wenig Glück gemacht. Die bedeutendsten Silberminen sind die von Sta.-Ana bei Mariquita. Berühmt sind seit der Entdeckungszeit die Smaragdgruben von Muzo und Somondoco auf dem Plateau von Bogotá, auf welchem sich auch die unerschöpflichen Steinsalzlager von Zipaquirá, die Kupferminen von Moniquirá und die Eisensteinlager bei Pacho befinden. Auch Steinkohlenlager finden sich dort und in andern Landestheilen, namentlich am Rio-Magdalena. Bemerkenswerth sind außerdem die mächtigen Asphaltlager in den Gebirgen von Ocaña und des Quindiu sowie Schwefellager in verschiedenen Gegenden und Lager sehr schönen Bernsteins unweit Honda, die oft Stücke von 12 Pfd. Gewicht liefern und neuerdings von einer Gesellschaft ausgebeutet werden. Der Handelsbetrieb entspricht dem außerordentlichen Productenreichthum noch in keiner Weise. N. ist, wie kein anderer Staat Südamerikas, von zwei Oceanen bespült, an beiden, außer der herrlichen Bai von Panama, dem Verknüpfungspunkt zwischen Europa, Westamerika und Ostasien, mit mehrern bedeutenden Häfen ausgestattet, also durch eine sehr vortheilhafte Handelslage begünstigt. Aber die Indolenz der Bevölkerung, der Mangel an Industrie und die Schwierigkeit des Verkehrs zwischen dem Innern und den Seehäfen hindern den commerziellen Aufschwung. Fahrstraßen gibt es nur auf den Hochebenen von Bogotá. Die einzige große, wichtige Verkehrsstraße bietet der Magdalenenstrom, auf dem unter größter Anstrengung der Regierung die Dampfschiffahrt eingeführt worden. Die seit längerer Zeit sehr freisinnige Handelspolitik hat bisher nur sehr wenig zur Belebung des auswärtigen Handels beigetragen. Die fremden Flaggen sind der nationalen gleichgestellt in der Küsten- wie in der Dampfschiffahrt auf den Flüssen. 1863 erreichte die Einfuhr die Summe von $14\frac{1}{2}$, die Ausfuhr $12\frac{1}{2}$ Mill. Dollars. Abgesondert finden sich die Angaben über den Handel des Isthmus mit den Häfen Panama und Colon oder Aspinwall. Dort wurde 1863 im eigenen Handel die Einfuhr auf 350000, die Ausfuhr auf 300000, dagegen der Transit auf der 1853 eröffneten Eisenbahn auf 82,500000, der Gesammtverkehr also auf 83,150000 Dollars geschätzt. 1864 waren die Resultate noch bedeutender und die gesammte Ein- und Ausfuhr ergab die Summe von 102 Mill. Dollars. Unter den Flaggen herrschen die englische und nordamerikanische vor. Der Hauptexport N.s geht über Savanilla. Die bedeutendsten Ausfuhrgegenstände sind Chinarinde, Taback, Strohhüte und neuerdings auch Kaffee.

Wie in der physischen, so steht N. auch in der sittlichen und intellectuellen Cultur auf sehr niedriger Stufe. Die früher überaus reiche und mächtige Kirche ist seit der Losreißung des Landes von Spanien sehr an Besitz und Ansehen gesunken. Es bestehen noch ein Erzbisthum zu Bogotá und fünf Bischöfe zu Popayan, Cartagena, Sta.-Marta, Antioquia und Panama. Der Klerus ist durchgängig unwissend, ohne veredelnden Einfluß auf das Volk. Den prot. Confessionen ist völlige Freiheit des Cultus gewährt. Das Volksschulwesen befindet sich in der traurigsten Verfassung. Von höhern Unterrichtsanstalten gibt es eine, freilich nicht bedeutende Universität zu Bogotá sowie eine ziemliche Anzahl von Collegien und Priesterseminaren. Die Finanzen des Staats waren von jeher in elendem Zustande. Bei der Theilung der Schuld von Columbia übernahm die Republik N. 50 Proc. im Betrag von 3,406500 Pfd. St. und dazu noch 1844 die auf Ecuador kommenden $21\frac{1}{2}$ Proc., im Betrag von 1,464795 Pfd. St. Durch die rückständigen Zinsen und neuen Anleihen wuchs die Gesammtschuld noch mehr an. Die öffentliche Schuld betrug 1861 44 Mill. Dollars, von denen 34,690000 Dollars engl. Gläubigern gehörten. 1862 accordirte die Regierung mit den letztern und trat denselben gegen Verzichtleistung auf 240000 Pfd. St. jährlicher Zinsen über 7 Q.-M. Staatsländereien ab. Die Haupteinnahmequellen sind die Zölle, das Salz- und das Branntweinmonopol. 1864 gab man die Einnahme auf 2,2 Mill., die Ausgabe auf 2,7 Mill. Dollars an, und in der Präsidentenbotschaft vom 1. Febr. 1865 wurde für das kommende Finanzjahr die erstere auf 2,020000,

die letztere auf 2,715128 Dollars berechnet. Das föderale Heer zählt in Friedenszeit 2000 Mann. In Kriegsfällen sind die einzelnen Staaten gehalten, ein Contingent von 1 Proc. der Bevölkerung zu stellen. Eine Kriegsmarine ist nicht vorhanden. Nach der Constitution, die vom 8. Mai 1863 datirt, besteht eine repräsentative Volksregierung, gegründet auf Nationalsouveränetät. Die legislative Gewalt hat eine Kammer der Volksrepräsentanten (66) und ein Senat der Bevollmächtigten der neun Staaten, deren ein jeder drei schickt. Die executive Gewalt üben der Präsident und vier Minister (Secretarios). Der Präsident, zugleich Oberbefehlshaber der Truppen, wird auf zwei Jahre durch die absolute Mehrheit der neun Staaten, in den Staaten selbst aber durch das Volk erwählt. Der Anfang einer neuen Präsidentschaftsperiode ist auf den 1. April festgesetzt. Die Mitglieder des obersten Gerichtshofs zu Bogotá werden von den Legislativen der neun Staaten gewählt. Die polit. Eintheilung des Landes hat öfters gewechselt. Früher zerfiel die Republik N. in 5 Departements mit 20 Provinzen, dann in die 7 Departements Cundinamarca, Cauca, Istmo (Panama), Magdalena, Boyaca, Antioquia und Guanente, die sich wieder in 36 Provinzen theilten. Durch Gesetz vom 15. Juni 1858 traten an die Stelle dieser Departements die 8 Staaten Antioquia, Bolivar, Boyaca, Cauca, Cundinamarca, Magdalena, Santander und Panama, zu welchen durch Gesetz vom 23. Juli 1861 der aus Theilen der Provinzen Mariquita und Neiva des Staates Cundinamarca gebildete Staat Tolima hinzukam.

N. gehörte einst zu dem span. Vicekönigreiche Neugranada, welches 1718 aus der bereits 1547 gegründeten Generalkapitanie dieses Namens hervorgegangen war. Seit 1710 wurde dazu auch die Präsidencia Quito, d. i. Ecuador (s. d.), gerechnet. Die Spanier hatten sich zunächst hauptsächlich auf den Hochebenen der Cordilleren niedergelassen, auf den Trümmern des Culturstaats Cundinamarca der Muiscas oder Chibchas, dessen König in der Stadt Tunja residirte. Nach der Loßreißung von der span. Herrschaft 1811 bildete der nördl. Theil des Vicekönigreichs mit Venezuela (s. d.) seit 17. Dec. 1819 die Centralrepublik Columbia, deren Constitution vom Congreß zu Cucuta 1821 proclamirt wurde, und welcher sich im Mai 1822 auch Ecuador anschloß. Aber diese Schöpfung Bolivar's (s. d.) verfiel schon vor dessen Tode, indem der zur Feststellung einer neuen Constitution nach Bogotá berufene Congreß, ohne diese Aufgabe erledigen zu können, 11. Mai 1830 seine Sitzungen schloß und, wie schon im Nov. 1829 Venezuela, so nun auch Ecuador sich von dem Bunde trennte. Die nur 10 J. vereint gewesenen drei Glieder constituirten sich zu selbständigen Republiken. Die erste Constitution der neuen Republik N. proclamirte der Congreß zu Bogotá 21. Nov. 1831. Der Staat hatte jedoch seitdem nur wenige Jahre hintereinander innere Ruhe. Liberale, klerikale und militärische Revolutionen und Aufstände wechselten miteinander und erhielten das Land fast ununterbrochen in Aufregung. Zunächst entspann sich der Kampf zwischen den sog. Liberalen oder Patrioten und den Bolivianos, welche in der letzten Zeit Bolivar's dictatorische Gewalt vertheidigt hatten. Die erste Wahl, welche stattfand, verlieh 9. März dem General Santander die Präsidentenwürde auf vier Jahre. Unter seiner Verwaltung übernahm der Staat N. die Hälfte der Gesammtschuld von Columbia. Dies und die Parteileidenschaft gegen die Bolivianos hatten zur Folge, daß bei der Wahl 1837 nicht der von Santander begünstigte General José Maria Obando, sondern der Candidat der Opposition, Dr. José Ignacio de Marquez, zum Präsidenten erhoben wurde. Es entwickelte sich jetzt eine Insurrection, an deren Spitze Obando stand, und ein grauenhafter Bürgerkrieg stürzte von 1839—41 das Land in das tiefste Elend. Endlich wurde der Aufstand bewältigt, und Dr. Marquez erreichte nach einer Periode der fürchterlichsten Stürme das gesetzliche Ende seines Mandats. Sein Nachfolger ward 2. Mai 1841 General Don Pedro Alcantara Herran, einer der Besieger der Insurrection. Am 19. Oct. 1840 hatte sich Cartagena von N. getrennt; bald darauf folgten auch andere Provinzen. Am 18. Juni 1841 beschworen zu Panama die Provinzen Panama und Veragua eine neue Constitution, durch welche dieselben unter dem Namen des Staats des Isthmus von Panama sich für unabhängig erklärten. Doch vereinigten sie sich wieder mit N. Auf General Herran folgte 1845 General Tomas Cipriano Mosquera. Unter diesen drei, vom Geiste der Mäßigung beseelten Präsidentschaften konnte sich das Land allmählich wieder erholen. Unter Herran wurde die Verfassung reformirt, der öffentliche Unterricht befördert und mit den engl. Staatsgläubigern ein Vertrag abgeschlossen. Unter Mosquera ward ein großer Theil der einheimischen Schuld getilgt, der Handel mit Gold und Taback für frei erklärt, die Dampfschiffahrt auf dem Magdalenenstrome ins Leben gerufen, die Zolltarife revidirt, Schulen für Mineralogie, Geologie und Botanik gegründet und die Einwanderung begünstigt. Ein im Anfang Mai 1846 mit Ecuador ausgebrochener Krieg endete schon 29. Mai mit dem Frie-

den zu Sta.-Rosa de Carchi. Indessen fehlten die drei genannten Präsidenten nacheinander darin, daß jeder von ihnen großmüthig Amnestie bewilligte. Die Folge davon war, daß die revolutionäre Partei sich von neuem organisiren konnte. Sie vereinigte ihre Stimmen auf einen neuen Candidaten, den General José Hilario Lopez, der auch 7. März 1849 zum Präsidenten gewählt wurde. Man ging an die Durchführung einer Reihe von Veränderungen, welche die Herstellung der reinen Demokratie bezweckten, aber nur abermals zur Anarchie führten. Bei der Präsidentenwahl des J. 1853 wurde der von der Regierung und den demokratischen Gesellschaften unterstützte bisherige Generalcommandant, General José Maria Obando, gewählt. Schon 1843 und 1851 waren Verfassungsänderungen vorgenommen. Von tiefgreifenden Folgen war die decentralisirende Constitution von 1853. Eine Zusatzacte derselben behielt jeder Provinz das Recht vor, sich mit Zustimmung des Congresses zu einem eigenen, souveränen Staate zu erklären und mit dem Mutterstaate N. in Föderationsverband zu treten. Davon machte 27. Febr. 1857 Panama (s. d.) und 11. Juni 1856 Antioquia Gebrauch. Auf Obando folgte in der Präsidentschaft 1857—61 Mariano Ospina, ein gebildeter Rechtsgelehrter, der für den fähigsten Kopf und für einen durchaus rechtlichen Mann galt. Er wollte mit aller Energie die Ordnung mit der Freiheit zur Geltung bringen, aber es gelang ihm dies nur auf kurze Zeit. Mosquera konnte es nicht verschmerzen, daß sein an Kenntnissen und Geist ihm überlegener Rival Ospina Präsident geworden, und gab das Geld und den Namen zu einer Bewegung her, die seit 1859 zu einem allgemeinen Bürgerkriege entbrannte. Die Hauptveranlassung zu diesen Wirren gab die längst vorbereitete Umgestaltung der Verfassung durch das neue Staatsgrundgesetz vom 15. Juni 1858. Dieses führte das nordamerik. Föderativsystem in N. ein und vereinigte die bisherigen 36 Provinzen in 8 große Staatsgebiete, welche als unabhängige Republiken nur durch das lose Band der Centralregierung zu Bogotá zusammengehalten werden. Die Föderalverfassung war aber kaum proclamirt und zur Hälfte statuirt, als sich schon ihre Unzweckmäßigkeit zeigte. Bereits bei der Proclamation des neuen Wahlgesetzes, das zur Wahl der Senatoren und Repräsentanten seitens der einzelnen Staaten für den neuen Föderalcongreß nöthig war, begannen einzelne der halbsouveränen Staaten sich gegen die Centralgewalt aufzulehnen und untereinander Krieg zu führen. Dies hatte alsbald einen allgemeinen Bürgerkrieg zur Folge, der jahrelang wüthete. Im allgemeinen standen sich zwei Hauptparteien gegenüber, die conservative, gewissermaßen legitime und constitutionelle, bis zum 13. März 1861 mit dem Präsidenten Ospina, dann unter dessen constitutionell gewähltem Nachfolger, dem General Julio Arboleda, und eine liberale oder eigentlich revolutionäre, demokratische, seit 1859 unter Mosquera, der zur Zeit der Proclamation der Föderativverfassung im Staate Cauca fast unumschränkt herrschte. Seit dem Erlasse des neuen Wahlgesetzes erklärte derselbe der Regierung den Krieg und verband sich, bevollmächtigt durch eine außerordentliche Legislatur seines Staats, mit einigen andern oppositionellen Staaten. Am 18. Juli 1861 nahm Mosquera nach einem siegreichen Gefecht die Hauptstadt Bogotá ein. Die Gegenpartei hielt sich jedoch an andern Punkten des Landes. Arboleda, der im Aug. 1862 ein Bündniß mit dem Präsidenten von Ecuador (Don Garcia Moreno) geschlossen, schien in den westl. Staaten das Feld zu behaupten, wurde aber Ende 1862 ermordet. Inzwischen hatten die «liberalen» Staaten auf einem Congresse zu Bogotá sich zuerst unter dem Namen der Conföderation von N. vereinigt, dann durch den 20. Sept. 1861 abgeschlossenen Unionsvertrag den Namen «Vereinigte Staaten von Columbia» sammt einer neuen Verfassung angenommen. Nach dem Tode Arboleda's übernahm General Canal die Leitung der Conservativen. Zwischen diesem und Mosquera kam zu Cali im Staate Cauca 29. Dec. 1862 eine Convention zu Stande, welche dem Bürgerkriege ein Ende machte. Canal unterwarf sich mit seinen Truppen der Regierung von Columbia, welche sich dagegen verpflichtete, ihm und seinen Parteigenossen die vollen Bürgerrechte zuzuerkennen und eine Amnestie zu erlassen. Der Staat Panama, der sich gegen Mosquera erhoben, hatte sich bereits im Sept. diesem unterworfen. Am 4. Febr. 1863 traten die Deputirten der einzelnen Staaten zu Rio-Negro in Antioquia zu einer constituirenden Versammlung zusammen. Mosquera legte die ihm seit dem 20. Sept. 1861 übertragene dictatorische Gewalt in die Hände der Constituante, und diese ernannte für die Dauer der Ausarbeitung der Constitution eine aus fünf Ministern bestehende Provisorische Regierung. Die neue, noch 1867 zu Recht bestehende liberale Constitution wurde 8. Mai 1863 votirt. Präsident für die Periode vom 1. April 1864 bis 31. März 1866 wurde Dr. Manuel Murillo. Bis zu dessen Regierungsantritt fungirte Mosquera provisorisch als Präsident. In dem Wunsche, die frühere Centralrepublik Columbia wiederherzustellen, machte er zunächst Versuche mit Ecuador, die aber zu einem kurzen Kriege führten und mit dem Frie-

den vom 30. Dec. 1863 aufgegeben wurden. Unter der Präsidentschaft Murillo's begannen neue revolutionäre Bewegungen auf verschiedenen Punkten, wie in den Staaten Panama und Bolivar (Cartagena), doch weniger gegen die Centralregierung als gegen die eigenen Regierungen, die in beiden Staaten gestürzt wurden. Für die Periode vom 1. April 1866 bis 31. März 1868 wählte man wieder Mosquera zum Präsidenten der Föderativrepublik. Vgl. Restrepo, «Historia de la revolucion de Colombia» (10 Bde., Par. 1827); Karsten, «Ueber die geognostischen Verhältnisse des westl. Columbia» (Wien 1856); Samper, «Ensayo sobre las revoluciones politicas y la condicion de las republicas Colombianas» (Par. 1861); Powles, «New Granada, its internal resources» (Lond. 1863); Mosquera, «Memoria sobre la geografia fisica y politica de la Nueva Granada» (Neuyork 1852) und dessen «Compendio de geografia general politica, fisica y special dos Statos unidos de Colombia» (Lond. 1866).

Neugriechen nennt man das die griech. Sprache redende Volk, welches hauptsächlich über das jetzige Königreich Griechenland mit den Ionischen Inseln, die südl. und südöstl. Provinzen der europ. Türkei, den Griechischen Archipelagus, Candia und Cypern, die Küsten Kleinasiens und Syriens verbreitet ist und auch in andern Seestädten des Mittelländischen und Schwarzen Meeres vorkommt. Der Ursprung desselben ist ein sehr gemischter. Das reinste altgriech. Blut bewahren wol noch theils die Inselgriechen, die am wenigsten mit fremdartigen Elementen vermischt sind, obschon auch hier fränk. und venet. Elemente und später albanesische (z. B. auf Hydra und Spezzia) nicht ohne Einfluß blieben, theils die Bewohner einzelner Gebirgsstriche, wie die Mainoten, die Griechen des Olymp, ferner der Gebirge von Agrapha und Baltos in Westgriechenland, von Sphakia auf Candia u. s. w. Gemischter sind die Griechen Kleinasiens und in Konstantinopel oder die eigentlichen byzant. Griechen, die schon in den spätern Zeiten des Mittelalters auf mannichfache Weise mit fremdartigen Elementen zersetzt waren. Von den Griechen des europ. Continents, insbesondere von denen des heutigen Königreichs Griechenland, ist es dagegen geschichtlich nachgewiesen, daß sie aus einer Vermischung altgriech. Ureinwohner und zum Theil byzant. Griechen mit slaw. und später albanes. Eindringlingen, die nach und nach gräcisirt wurden, entstanden sind, obschon die Behauptung Fallmerayer's, daß das altgriech. Element in Morea und dem eigentlichen Hellas infolge der slaw. Einwanderungen im 6. bis 10. Jahrh. gänzlich vernichtet worden sei, für eine einseitige und übertriebene gelten muß. Der Charakter und die Bildungsstufe der N. sind mit theilweiser Ausnahme des Königreichs überall dieselben. (S. Griechenland.) Im allgemeinen neigen sie sich mehr zu den beweglichen als seßhaften Beschäftigungen, daher sie sich weniger dem Ackerbau und den Gewerben als der Schiffahrt, dem Handel und Hirtenleben widmen und auf manchen Inseln wie in einzelnen Küstenorten fast nur mit Handel und Schiffahrt befassen. Mit Ausnahme der Nachkommen fränk. und venet. Eingewanderter und der von ihnen gemachten Convertiten auf einigen Inseln des Aegäischen Meeres, z. B. auf Naxos, und der vielen Katholiken auf den Ionischen Inseln, bekennen sich alle N. zur orient.-orthodoxen Kirche, die deshalb auch die Griechische Kirche genannt wird. Vgl. Fallmerayer, «Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters» (2 Bde., Stuttg. 1830—36), und «Welchen Einfluß hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slawen auf das Schicksal der Stadt Athen?» (Stuttg. 1835); Zinkeisen, «Geschichte Griechenlands» (Bd. 1, Lpz. 1832); Finlay, «Die Geschichte Griechenlands von seiner Eroberung durch die Kreuzfahrer bis zur Besitznahme durch die Türken, und des Kaiserthums Trapezunt, 1204—1461» (aus dem Englischen, Tüb. 1853), und desselben «Griechenland unter den Römern, von 146 v. Chr. bis 716 n. Chr.» (aus dem Englischen, Lpz. 1861).

Neugriechische Sprache und Literatur. Es ist eine falsche, wenn auch weitverbreitete und tiefeingewurzelte Ansicht, daß die neugriech. Sprache im Verhältniß zur altgriechischen eine wirklich neue Sprache sei, und daß sie im Laufe der Zeit so verschieden von derselben und so ganz eigenthümlich sich gestaltet habe, daß man sie als eine besondere, in ihrem Kerne und nach ihrem ganzen Wesen von dem Altgriechischen gesonderte Sprache anzusehen habe. Die Verschiedenheit zwischen dem Neugriechischen und Altgriechischen, die allerdings stattfindet, ist jedoch nicht so wesentlich und durchgreifend, als man bei der völligen Umgestaltung der äußern und innern Verhältnisse des alten Griechenland und nach den Ergebnissen der Geschichte des Mittelalters und den Einwirkungen dieser Zeit auf Land und Volk zu glauben berechtigt wäre. Findet auch jene Verschiedenheit, selbst insofern sie nicht blos eine äußerliche ist und in Ansehung der einzelnen Wörter und des gesammten Wortschatzes der neugriech. Sprache sich kundgibt, sondern zugleich ihr Wesen angeht und in die Grammatik und Syntax derselben eingreift, theils in dem Einflusse der Zeit selbst, theils in den polit. Einwirkungen, denen die Griechen seit dem Unter-

gange ihrer polit. Unabhängigkeit ausgesetzt gewesen sind, und in den Einwanderungen und Durchzügen fremder Stämme in Griechenland ihren Erklärungsgrund, so muß doch gleichwol diese Verschiedenheit um so unbedeutender erscheinen, je gewisser es ist, daß auch im alten Griechenland nicht immer so geschrieben, noch weniger gesprochen worden, wie die ersten und besten Schriftsteller das Altgriechische schrieben, und daß auch in den Zeiten der höchsten Blüte der altgriech. Literatur das Volk nicht nur nicht so wie jene ersten und besten Schriftsteller das Altgriechische geschrieben, und wie etwa die Gebildetern es gesprochen, dasselbe ebenfalls gesprochen haben, sondern daß auch im alten Griechenland neben der ausgebildetsten Schrift- und Umgangssprache eine weniger geregelte, vielmehr regellose und ungebundene Art des Ausdrucks im Munde der Ungebildeten, im Leben des Volks gewöhnlich gewesen sei. Belege hierzu finden sich z. B. in den Komödien des Aristophanes, deren Sprache für das Volk in Athen berechnet war, und die sogar mehr oder weniger in den untern Kreisen des griech. Volks selbst spielten. Die neugriech. Sprache ist eben an und für sich nur die gesprochene Sprache des Volks, wie sie, im Gegensatze zu der Schriftsprache und der Umgangssprache der gebildetern Klassen der Nation, im Umgange des gewöhnlichen Volks die herrschende war, nur daß sie durch die Vermischung mit fremden, namentlich mit slaw. und roman. Sprachen vielfach ausgeartet ist, auch in ihrem innern Wesen viele grammatische und syntaktische Eigenthümlichkeiten der altgriech. Sprache eingebüßt hat und äußerlich als eine durch fremdartige Elemente zersetzte und in ihren Formen verderbte Sprache allerdings sich darstellt. Ist dies auch nicht selten in einem solchen Grade der Fall, daß das altgriech. Element in der neugriech. Sprache scheinbar bis zur Unkenntlichkeit verwischt ist, so ist dies doch nur scheinbar, und wie es anerkannt werden muß, daß sich in der neugriech. Sprache wesentlich viel altgriech. Elemente und dialektische Eigenthümlichkeiten wunderbarerweise erhalten haben, so ist auch die Meinung gerechtfertigt, daß die neugriech. Sprache keine neue, sondern nur die noch mehr verderbte Volkssprache der alten Griechen ist und daß sie auch in ihrer Ausartung als eine Stiefschwester der altgriech. Sprache, mit welcher sie aus einem und demselben Stamme entsprossen, angesehen werden muß. Die neugriech. Sprache ist ihrem Kerne nach keine andere Sprache als die altgriechische, und ihre Grundlage ist der äolische Dialekt. Dieses Verhältniß kann dadurch nicht geändert werden, daß die erstere manches von der letztern ganz aufgegeben, manches der äußern Form und dem innern Gehalte nach anders gestaltet und viel Fremdartiges in sich aufgenommen hat; vielmehr bleibt dieses Verhältniß das nämliche, auch wenn man die neugriech. Sprache, statt sie irrthümlich für eine neue ausgeben zu wollen, nur als die im Laufe der Jahrhunderte zur Volksredeweise herabgesunkene, mit fremden Elementen gemischte und gewisser innerer und äußerer Schönheiten sowie einzelner grammatischer und syntaktischer Feinheiten und eigenthümlicher Vorzüge entkleidete altgriech. Sprache darstellt.

Will man die Geschichte der neugriech. Sprache bis zu ihrem Ursprunge verfolgen, so muß man ihre Anfänge geradezu an die Blütezeit der altgriech. Sprache und Literatur selbst anknüpfen, und im einzelnen kann man sogar noch weiter zurückgehen. Dabei muß man freilich, namentlich wenn von dem Neugriechischen unserer Tage die Rede ist, den Unterschied zwischen der eigentlichen Volkssprache (ἡ καθομιλουμένη oder χυδαία und δημώδης, auch ἁπλὴ oder ἁπλο-ἑλληνικὴ oder νεο-ἑλληνικὴ sowie ῥωμαϊκὴ γλῶσσα), wie sie von dem gemeinen Manne im täglichen Leben geredet wird, und zwischen der Schriftsprache festhalten. Jene erstere, das ursprüngliche Erzeugniß des Volksgeistes, das ungekünstelte Wort der bloßen Ueberlieferung vom Vater auf den Sohn, die Sprache der täglichen Gewohnheit, ist das eigentliche Neugriechisch. Indem sich dieses bei der Ausartung der altgriech. Schriftsprache gleichsam weiter fortbildete und immer mehr von der Blüte der altgriech. Literatur entfernte, besonders nachdem im 15. Jahrh. das griech. Kaiserreich vernichtet worden war, ward es zugleich in den spätern Jahrhunderten des gänzlichen Verfalls griech. Bildung und seit dem Ende des 11. Jahrh. (wenn schon die altgriech. Sprache auch als Umgangssprache niemals ganz ausstarb) diejenige Sprache, in der einzelne wissenschaftlich gebildete Männer schrieben und dichteten. Nur in dieser Volkssprache konnten sie damals für das Volk schreiben und dichten, auch wenn sie eines edlern und reinern Griechisch mächtig waren, während vielleicht andere das dem Volke unverständliche Altgriechische anwendeten. Dieses Verhältniß blieb ziemlich bis in das 18. Jahrh., nachdem im Laufe der Zeit und beim Mangel aller Bildungsmittel für das Volk sowie beim Mangel einer besondern Literatur die Sprache immer mehr verwildert war; und dieser Zustand mußte um so mehr in offenbare Verwirrung ausarten, als dies Neugriechische von vielen, aber nicht nach bestimmten Grundsätzen, vielmehr nach verschiedenen Systemen geschrieben zu werden und eine besondere neugriech. Schriftsprache sich bilden zu wollen anfing. Diese Umwälzung in dem innern

Leben des griech. Volks zeigte sich nur als die Folge äußerer günstiger Umstände und der theilweise veränderten polit. Verhältnisse im Leben des Volks selbst. Zunächst war die Erhebung der Fanarioten (s. d.) zu besonderm Einflusse und anerkannter Wirksamkeit im Serail und bei Verwaltung gewisser Staatsämter, namentlich seitdem Alexander Maurokordatos (s. d.) Pfortendolmetscher und sein Sohn, Nikolaos, Hospodar der Walachei geworden war, in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. von wichtigen Folgen. Denn der Werth der Bildung und Kenntnisse, denen allein die Fanarioten diese Erhebung und die Erhaltung ihres Einflusses verdankten, machte sich hierbei besonders geltend, und infolge dessen suchten die Griechen noch mehr als bisher auf abendländ. Universitäten die nöthige und nützliche Bildung sich anzueignen, und sie brachten nicht nur Kenntnisse, sondern noch mehr das Bedürfniß nach weiterer Bildung in die Heimat zurück. Die erforderlichen Mittel, diesem Bedürfnisse zu entsprechen, gewährte besonders seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. der griech. Handel; die Theilnahme an der, bestimmten Familien der Fanarioten ausschließlich zugestandenen Verwaltung der Moldau und Walachei erhob die Blicke der Griechen zu öffentlicher Thätigkeit, und die von einzelnen ausgehende Errichtung von Schulen erregte nicht nur im allgemeinen den schlummernden Eifer der Griechen nach Bildung und nach Kenntnissen, sondern sie mußte ihre Aufmerksamkeit zugleich auch auf ihre Sprache richten. Hatte man bisher von seiten der gelehrten Neugriechen zum Theil wenigstens das Griechische gleichsam in den Tag hinein geschrieben, ohne danach zu fragen, wie man es denn eigentlich schreiben müsse, in welchem Verhältnisse namentlich die gesprochene Sprache des Volks zu der Idee einer Schriftsprache und eine neugriech. Schriftsprache zum Altgriechischen stehen müsse, und inwieweit die Bildung einer solchen von der Volkssprache abhängig sein müsse und sich an den gegenwärtigen, selbst ausgearteten Zustand dieser letztern halten dürfe, so machten sich in Beantwortung dieser Fragen nun auf einmal sogar mehrere Systeme praktisch geltend. Die einen hielten sich nur an die Vergangenheit und schrieben, gleich als ob die Neugriechen gar keine eigene Sprache redeten, die todte Sprache der alten Griechen und wollten, daß sich das Neugriechische ohne weiteres durch Einführung altgriech. Formen und Wörter bereichere (z. B. Neophytos Dukas, Stephanos Kommitas); andere (wie Katartschis) hielten allein den von der Gegenwart vorgezeichneten Weg für den besten und richtigen und meinten das Griechische auch nur so schreiben zu müssen, wie es das Volk sprach, eine Meinung, die Christopulos (s. d.) noch weiter führte, indem er das verderbte Neugriechisch zu einer fünften altgriech. Mundart erheben wollte; wieder andere, die hervorhoben, daß diese Sprache des Volks von einer schönern und ausgebildetern Sprache abstamme, hielten die Idee einer Verbesserung der Volkssprache fest und suchten eine solche Verbesserung darin, daß sie viele Fetzen von dem prächtigen Kleide der altgriech. Sprache entlehnten und damit jene Volkssprache ausputzten (das sog. Μιξοβάρβαρον, das besonders die Sprache der Fanarioten und vielfach nur ein Gemisch von Altgriechischem, Türkischem und Französischem war). Dagegen schlug Korais (s. d.) behufs der Verbesserung der neugriech. Sprache (die er mit Recht nur als συνήθεια, nämlich als die Sprache der bloßen Gewohnheit und des täglichen Lebens bezeichnete) und für Bildung einer neugriech. Schriftsprache einen Mittelweg ein, indem er sie correct und verständlich zu schreiben anrieth, dabei aber ebenso unter Beachtung ihrer Verwandtschaft mit der altgriechischen als mit Berücksichtigung des Geistes der neugriechischen die Nothwendigkeit einer sorgfältigen Vergleichung beider Sprachen nachdrücklich geltend machte, und darauf drang, theils die Verschiedenheit beider in Form und Syntax nicht unbeachtet zu lassen und nur so viel von der altgriechischen für die neugriechische zu entlehnen, als diese letztere bedürfe, damit sie für das Volk verständlich sei, theils sie von den vielfach eingedrungenen fremden Elementen zu befreien, auf diese Weise zu reinigen und zu veredeln und aus dem Schatze des Altgriechischen zu verbessern und zu bereichern, nicht aber umzugestalten. Diese Ansicht von Korais und das auf sie gegründete System, das Neugriechische zu schreiben und nach und nach zu verbessern, ward zwar anfänglich aus der Mitte der griech. Nation selbst vielfach bekämpft, z. B. von Kodrikas, Neophytos Dukas, Nisos Nerulos; indeß ward es von ihm selbst in den Prolegomenen zu den von ihm besorgten Ausgaben altgriech. Classiker und in andern Schriften ohne Unterlaß empfohlen und zur Anwendung gebracht und von seinen Anhängern immer weiter verbreitet, auch endlich als allein der Vernunft entsprechend und den geschichtlichen Verhältnissen der Vergangenheit und Gegenwart angemessen fast ausschließlich von den Gelehrten und im Volke selbst anerkannt. Besondern Einfluß übte in dieser Hinsicht die wissenschaftliche, auf Korais' Rath 1811 gestiftete Zeitschrift «Ἑρμῆς ὁ λόγιος» in Wien. Dieses Sprachreinigungssystem des Korais, das er für Darstellung einer Grammatik der neuen Sprache, namentlich auch in Ansehung der Lexikographie des gesammten

griech. Sprachgebiets weiter ausführte, hat, wenngleich der Reinigungs- und Bildungsproceß, in welchem seitdem die neugriech. Sprache sich befunden, noch immer fortdauert, doch bereits den wohlthätigsten Einfluß auf dieselbe und auf die beginnende neugriech. Literatur geäußert, und ebenso hat auch diese selbst in Verbindung mit allem dem, was nach dem J. 1821 für Volksunterricht und für das höhere Schulwesen in Griechenland geschehen ist, namentlich infolge der Errichtung der Universität Athen 1837, auf die neugriech. Sprache in hohem Grade eingewirkt, die seitdem bei ihrer innern Bildsamkeit und der Möglichkeit, sie der altgriech. Sprache näher zu bringen, auf ihrer alten Grundlage die glücklichsten Fortschritte gemacht hat. Unter solchen Einflüssen konnte die poetische und prosaische Sprache der Neugriechen ziemlich gleichmäßig zum Bessern fortschreiten, und beide haben auch bereits eine hohe Stufe der Entwickelung und Bildung erlangt, auf der sie theilweise fast ganz in der altgriech. Sprache aufgehen. Dagegen muß es als eine unglückliche Ansicht gelten, die alte attische Schriftsprache wieder in die Literatur einführen zu wollen, wofür namentlich Panagos Sutsos vielfach thätig gewesen ist.

Was den Unterschied des Neugriechischen vom Altgriechischen im einzelnen anlangt, so besteht er theils in dem Gebrauch fremder Wörter und Ausdrucksweisen, die das erstere mehrfach von andern Sprachen entlehnt hat, die man jedoch durch neue Bildungen oder mit Hülfe des altgriech. Sprachschatzes zu beseitigen gewußt hat, und in der veränderten Bedeutung mancher altgriech. Wörter, während zugleich ein großer Theil der letztern ganz in Vergessenheit gerieth, sowie in der Bildung neuer, theils und hauptsächlich im Wegfall mancher Formen der Declination und Conjugation, indem in jener der bald durch den Genitiv oder Accusativ, bald durch eine Präposition ersetzte Dativ, in dieser das Medium, der Infinitiv und Optativ, das Perfectum, Plusquamperfectum und Futurum, in beiden aber der Dual außer Gebrauch gekommen sind. Nur in einzelnen Redensarten und einzelnen aus dem Altgriechischen herstammenden Zusammenstellungen haben sich manche jener altgriech. Formen auch für das Volk unverändert erhalten. Auch in der Syntax offenbarte sich in Gemäßheit jener Verschiedenheiten in den Formen ein bedeutender Unterschied, indem, besonders infolge der erlittenen Einbuße an dem Partikelreichthum der altgriech. Sprache, an die Stelle des bei aller Einfachheit doch ebenso künstlichen als gedrungenen und ausdrucksvollen Baues der griech. Sätze eine gewisse schleppende Unbeholfenheit getreten war. Die Aussprache der Neugriechen ist in der Hauptsache die unter dem Namen der Reuchlin'schen bekannte, in welcher namentlich eine übermäßige Häufung des J-Lauts, der sog. Itacismus, vorherrscht. Dabei ist dem Neugriechischen auch noch das Ignoriren des Spiritus Asper (πνεῦμα δασύ), die Vernachlässigung der Quantität der Silben auf Kosten des Accents und der Mangel der zwar für das Auge, aber nicht für das Ohr vorhandenen Diphthonge eigenthümlich. Der Charakter der neugriech. Sprache, als einer nicht quantitirenden, sondern accentuirenden Sprache, hat sogar für die Metrik der neugriech. Dichtkunst die unerquickliche Folge gehabt, daß einzelne neuere Dichter den hexametrischen Vers ohne Berücksichtigung der Quantität nur nach dem Accent zur Anwendung gebracht haben.

Der reiche Schatz der neugriech. Sprache, wie er im Munde des Volks zerstreut sich findet, kann aus den zahlreich vorhandenen Wörterbüchern nur mangelhaft erkannt werden. Indeß sind diese Wörterbücher (Somavera, ital. und neugriech., Par. 1709; Vendoti, neugriech., ital. und franz., Wien 1790; Weigel, neugriech., deutsch und ital., Lpz. 1796; Zalikoglu, franz., altgriech. und neugriech., Par. 1809 und 1824; Alexandridis, türk. und neugriech., Wien 1812; Komas, neugriech., russ. und franz., Mosk. 1811; Vlanti, neugriech. und ital., Vened. 1806; Gazis [nach Schneider], alt- und neugriech., 3 Bde., Ven. 1811—16; 2. Aufl., Wien 1835—37; Schmidt, «Neugriech.-deutsches Wörterbuch», Lpz. 1825; Dehèque, neugriech. und franz., Par. 1825; Kumas [nach Riemer], alt- und neugriech., 2 Bde., Wien 1826; Theocharopulos, franz., engl., neu- und altgriech., Münch. 1834; Anselm, neugriech. und deutsch, Münch. 1834; Skarlatos Byzantios, «Λεξικὸν τῆς καθ' ἡμᾶς ἑλληνικῆς διαλέκτου», Athen 1835, 2. Aufl. 1857, «Λεξικὸν ἐπίτομον τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης», Athen 1839; 2. Aufl. 1852, besonders nach Henr. Stephanus, und «Λεξικὸν ἑλληνικὸν καὶ γαλλικόν», Athen 1846; Kind, «Handwörterbuch der neugriech. und deutschen Sprache», Lpz. 1841) zur Kenntniß der Sprache und für den Gebrauch des einzelnen genügende Hülfsmittel, auch wenn manche von ihnen für den Gesichtspunkt der Eigenthümlichkeiten der neugriech. Sprache zu viel Altgriechisches enthalten, andere dagegen begreiflicherweise hinter den Fortschritten der neugriech. Sprache zur Ungebühr zurückbleiben. Auch zur Kenntniß und zur Erlernung der Grammatik dieser Sprache haben sich die Hülfsmittel bedeutend vermehrt. Hierher gehören die Grammatiken von Christopulos (neugriech., Wien 1805), Darvaris (neugriech., Wien 1806), Schmidt (deutsch, Lpz. 1808),

Rojadschi (deutsch, Wien 1821 und 1823), Jul. David (franz. Par. 1821 und 1827; auch Lpz. 1828), dessen «Συνοπτικὸς παραλληλισμὸς τῆς ἑλληνικῆς καὶ γραικικῆς ἢ ἁπλοελληνικῆς γλώσσης» (Par. 1820, deutsch, Königsb. 1827) eine gute Uebersicht der Verschiedenheiten beider Sprachen gewährt; ferner von Münnich (deutsch, Dresd. 1826), Lüdemann (deutsch, Lpz. 1826), Minas (franz., Par. 1827 und 1828), M. Schinas (franz., Par. 1829), Theocharopulos (griech. und franz., Par. 1830), Benthylos (1832), Russiadis (deutsch, Wien 1834), Possart (deutsch, 1834), Johannes Franz (lat., Rom 1837), Chrysovergis (griech., Athen 1839), Mullach (deutsch, Berl. 1856), Rangawis (franz., Athen 1857) und Blachos (deutsch, Lpz. 1864). Als ein Werk, das für die Sprache, wie sie im Volke lebt, von Wichtigkeit ist, müssen die «Researches in Greece» von Leake (Lond. 1814) gelten.

Was die neugriech. Literatur anlangt, die früher weit mehr als jetzt auf Uebersetzungen sich beschränkte, gegenwärtig aber eine selbständigere Richtung auf dem Gebiete der Wissenschaften zu nehmen angefangen hat, so kann es hier nur auf allgemeine Andeutungen und übersichtliche Bemerkungen über die Hauptrichtungen ankommen, welche die Literatur der Neugriechen eingeschlagen und verfolgt hat, um dadurch, übrigens unter Ausschließung bloßer Uebersetzungen, ein Bild der Anfänge und Bestrebungen des wissenschaftlichen Lebens und der Literatur des neuen Griechenland zu gewähren. Als das älteste Erzeugniß der neugriech. Literatur gilt eine Chronik von Simeon Sethos (1070—80), der am Hofe des Alexius Komnenus I. Protovestiarios war, und in welcher der Volksdialekt zum ersten mal als Schriftsprache auftritt. Als der erste neugriech. Dichter muß dagegen Theodor Prodromos oder Ptochoprodromos (in der Mitte des 12. Jahrh.) angesehen werden, in dessen Dichtungen wir den ersten Anfängen der neugriech. Dichtkunst begegnen, wennschon sie in der Sprache derselben noch mehr Altgriechisches erkennen lassen, als man erwartet. Ueber die fernern Werke in neugriech. Prosa ist bis in das 18. Jahrh. nicht viel zu sagen. Nach dem Untergange des griech. Kaiserreichs machten längere Zeit hindurch die kirchlichen Schriften, geistlichen Reden u. s. w. die ganze Literatur aus. Die Kirche war überhaupt damals das einzige Verhältniß, in dem das griech. Volk eine Art polit. und literarischer Existenz fand; und wie nur die Kirche, in Verbindung mit der Sprache des Volks, die griech. Nationalität gerettet hat, so blieb sie auch fortwährend das Band, das in der innigen Anhänglichkeit des Volks an sie und an ihren Glauben die griech. Nation unter dem Drucke der türk. Herrschaft zusammenhielt. Mit dem 18. Jahrh. änderte sich diese Richtung infolge des im Schose des griech. Volks neuerwachten Lebens, und namentlich fanden einzelne Zweige der philos. Wissenschaften, wofür die «Logik» des Bulgaris die Grundlage ward und lange Zeit blieb, eine Art selbständiger Pflege. Von hier aus verbreitete sich die literarische Thätigkeit der Griechen auch auf andere Gebiete. Auf dem der Theologie behielt die bereits 1783 in vier Bänden erschienene Kirchengeschichte des Meletios, Erzbischofs von Athen, noch lange ihren Werth. In neuester Zeit zeichneten sich auf diesem Gebiete Pharmakidis und Kakris als Vertreter des rationalen Princips und Konst. Oikonomos als Vertreter der kirchlichen Orthodoxie aus. Für das Kirchenstaatsrecht war die Schrift des Pharmakidis: «Περὶ ἀληϑείας» (1852), worin er die Freiheit der Kirche des Königreichs Griechenland von dem polit. Einflusse des Patriarchen in Konstantinopel mit Entschiedenheit wahrte, eins der bedeutendsten Erzeugnisse der neuesten Literatur. Neben ihm war G. Maurokordatos für die orthodoxe Kirche und ihre staatsrechtliche Stellung in einzelnen Schriften (1852 fg.) besonders thätig. K. Oikonomos schrieb (1845) über die Septuaginta, Kontogonis eine «Kritische Geschichte der Kirchenväter der ersten Jahrhunderte» (2 Bde., 1846—53) sowie eine Kirchengeschichte (Bd. 1, 1866), und der Archimandrit Dimitrakopulos in Leipzig gab unter dem Titel: «Ἐκκλησιαστικὴ βιβλιοϑήκη» (Bd. 1, 1866) einige noch ungedruckte Schriften griech. Theologen des 6. bis 13. Jahrh. aus Handschriften der moskauer Bibliothek heraus. Eine Sammlung der Kirchengesetze der morgenländ. Kirche in fünf Bänden unternahmen 1852 J. A. Rallis und Mich. Potlis. Von Soph. Oikonomos erschienen geistliche Reden des Patriarchen Photius (1859) und zwei Bände «Kirchliche Schriften» seines Vaters, K. Oikonomos (1860 fg.); von Apostolidis (1847) eine «Christl. Sittenlehre» und von Nikolaïdis (1865) ein Sittenspiegel nach Art der Charaktere des Theophrast. Von den philos. Wissenschaften wurden seit Ende des 18. Jahrh. bis in die neueste Zeit die Logik, Ethik, Physik, Metaphysik, Rhetorik, Aesthetik und Mathematik von Philippidis, Steph. Dukas, Bardalachos, Neophytos Dukas, Kumas, Benjamin Lesbios, Bambas, Oikonomos, Kakris und Braïlas selbständig behandelt.

Auf dem Felde der Geschichte lieferte Philippidis (1816) ein Werk über Rumänien oder die

walach., moldau. und bessarab. Völkerschaften, Perräbos eine Geschichte Suli's (1815; 2. verm. Aufl. 1857) und Denkwürdigkeiten über den Freiheitskrieg von 1820 (1836), dergleichen auch vom Erzbischof Germanos (1837), sowie von Theod. Kolokotronis (s. d.) eine Autobiographie («Ὁ γέρων Κολοκοτρώνης», 1851), auch «Ἀπομνημονεύματα» von demselben (1858), ferner von Spiliadis (2 Bde., 1851 fg.) und Photakis (1858) erschienen. Trikupis veröffentlichte eine «Geschichte des griech. Aufstands» (4 Bde., 1853 fg.; 2. Ausg. 1862), desgleichen Philimon einen «Geschichtlichen Versuch» über denselben (4 Bde., 1859 fg.) und Kutsonikas eine «Γενικὴ ἱστορία τῆς ἑλληνικῆς ἐπαναστάσεως» (1863 fg.). Eine urkundliche Geschichte des griech. Aufstandes von 1821—32 gab Mamukas (1839—52) heraus. Surmelis lieferte eine «Geschichte Athens zur Zeit des Freiheitskampfes» (1834), Vlastos eine Geschichte der Insel Chios (1840), und Miaulis, Anargyros und Nikodemos geschichtliche Denkwürdigkeiten über die Inseln Hydra, Spezzia und Psara, Sakellarios über Cypern, Stamatiadis über Samos, und Aravantinos eine «Χρονογραφία τῆς Ἠπείρου» (2 Bde., 1856 fg.). Früher schon hatte Risos Nerulos eine «Histoire de la Grèce moderne» (1828), sowie Alex. Sutsos eine «Histoire de la révolution grecque» (1829) herausgegeben, und ebenso waren von Chrysovergis eine Geschichte der Jonischen Inseln (1834) und von Philimon und Xanthos (1834 u. 1845) Schriften über die polit. Hetärie erschienen. Konst. Paparrigopulos, der sich vorzüglich mit der Geschichte Griechenlands im Alterthum und im Mittelalter beschäftigt hat (von ihm erschien 1853 ein «Handbuch der alten Geschichte», und 1860 folgte eine «Geschichte des griech. Volks»), und Anast. G. Levkias schrieben 1843 gegen Fallmerayer über die Abstammung der heutigen Griechen, und K. D. Schinas lieferte (1845) eine Geschichte der alten Völker. Wichtige und interessante Aufschlüsse über den mittelalterlichen Hellenismus gewähren die gelehrte und umfangreiche Abhandlung des Leukadiers Spyridon Zampelios vor seiner Sammlung der «Ἄσματα δημοτικὰ τῆς Ἑλλάδος» (Korfu 1852) und dessen «Βυζαντιναὶ μελέται» (1858). Eine gute Geographie erschien bereits 1791 von Philippidis und Konstantas; Skarlatos Byzantios lieferte ein geogr.-histor. Werk über Konstantinopel in drei Bänden (1851—66), dagegen N. Chortakis eine mathem. und physische Geographie (1839), J. D. Stamatakis einen nach officiellen Quellen verfaßten, auch statistisch nicht unwichtigen «Πίναξ χωρογραφικὸς τῆς Ἑλλάδος» (1846), J. N. Valetas eine Geographie des alten und neuen Griechenland (3. Aufl., 1851), Angelopulos eine Statistik von Piräos (1852), sowie Spiliotakis (1864) mehrere statist. Schriften über Griechenland. Rangawis gab (1853 fg.) eine geogr.-histor.-archäol.-statist. Beschreibung des alten und neuen Griechenland in drei Bänden unter dem Titel «Τὰ Ἑλληνικά» und Surmelis einzelne Monographien über Athen heraus. Als polit. Schriftsteller verdienen Minas, Polyzoidis, Paläologos (von ihm erschien ein Buch über Staatsökonomie sowie eine «Γεωργικὴ καὶ οἰκιακὴ οἰκονομία», 1835), Saripolos (über das constitutionelle Recht, 1851), Phrearitis und P. Paparrigopulos (von ihm «Strafrecht», 1857) erwähnt zu werden.

Auf dem Gebiete der Archäologie gab früher G. Sakellarios ein Werk über die griech. Alterthümer (1796), sowie neuerdings Pittakis ein Buch über das alte Athen und seine Alterthümer (1835), ferner Alex. Risos Rangawis «Antiquités helléniques» (1842) heraus. Letzterer schrieb auch eine «Geschichte der alten Kunst» (1865), und als ästhetischer Schriftsteller über bildende Kunst muß Kumanudis und für die Numismatik Lampros genannt werden. In der Philologie waren außer Korais vornehmlich Neophytos Dukas, Darvaris, Asopios und Rangawis in Bearbeitung und Herausgabe der alten Classiker thätig, und auch Pikkolos, von dem ein «Supplément à l'Anthologie grecque» (Par. 1835) erschien, darf hier nicht übergangen werden. Für altgriech. Lexikographie sowie zu tieferer Kenntniß der alten und neuen Sprache lieferte Korais viele schätzbare Beiträge; eine methodischere Grammatik der altgriech. Sprache schrieb Neophytos Dukas unter dem Titel «Τερψιθέα» (1804 u. öfter), während später auch Bambas, Asopios, Gennadios, Bernardakis u. a. ihre Bemühungen der altgriech. Grammatik zuwandten, und eine Syntax von Bambas (1828; 2. Ausg. 1846) und von Asopios («Περὶ ἑλληνικῆς συντάξεως», 1841; 6. Aufl. 1864) erschienen; eine Metrik der Alten lieferte bereits früher Zenobios Pop (1803) und neuerdings (1851) J. Benthylos sowie Rangawis (1862). Auch die Grammatik anderer Sprachen, der lateinischen, italienischen, französischen, englischen und deutschen, ward von Griechen (der lateinischen von Kastorchis, der italienischen von Samurkasis) bearbeitet. Eine Grammatik der hebr. Sprache gab Theokl. Bimpos 1866 heraus. Von Skarlatos Byzantios erschien ein neugriech. Wörterbuch (1835), ein altgriechisches (1839) und ein «Λεξικὸν ἑλληνικὸν καὶ γαλλικον» (1846), dagegen ein französisches und griechisches von Rangawis, Samurkasis und N. Lewadievs (1842). Eine altgriech. Chrestomathie von

Rangawis und Byzantios (in 5 Bänden) erschien 1863 in sechster Auflage. Die altgriech. Literaturgeschichte behandelten Anthim. Gazis, Dim. Alexandridis und K. Asopios («Ἱστορία τῶν Ἑλλήνων Ποιητῶν καὶ Συγγραφέων» Bd. 1, 1850), die neuere Steph. Kanellos (in den die Grundlage von Iken's «Leukothea» bildenden Briefen) und Risos Nerulos («Cours de littérature grecque moderne», 1827); A. Papadopulos Bretos gab eine «Ἑλληνικὴ βιβλιογραφία» (1845) und eine biographisch-bibliogr. «Νεοελληνικὴ φιλολογία» (2 Bde., 1854—57) heraus. Die «Indischen Uebersetzungen» von Dim. Galanos, wovon bis 1853 sieben Bände erschienen, verdienen hier, auch wenn sie indische Dichtungen u. dgl. aus dem Sanskrit im Gewande der altgriech. Sprache enthalten, eine besondere Erwähnung. Von A. Christopulos erschienen 1853 «Ἑλληνικὰ ἀρχαιολογήματα», literarischen und linguistischen Inhalts, namentlich über die alt- und neugriech. Sprache. Im Romane versuchten sich Alex. und Panag. Sutsos; ersterer schrieb einen polit. Roman: «Ὁ Ἐξόριστος τοῦ 1831 ἔτους» (1834; deutsch, Berl. 1837), letzterer einen philosophisch-politischen: «Λέανδρος» (1835) sowie einen christlich-philosophischen: «Χαριτίνη» (1864) gegen Renan, und außerdem Ramphos einige histor. Romane aus Griechenlands neuerer Geschichte. Als polit. Redner aus der Zeit des Freiheitskampfes ist Trikupis zu nennen, von dem eine kleine Sammlung polit. Reden erschien (1829; 2. verm. Aufl. 1862), wogegen aus neuerer Zeit als polit. Gelegenheitsredner Tertsetis und als geistliche Redner der obgenannte Konst. Oikonomos, Kontogonis und Lykurgos eine besondere Erwähnung verdienen.

Das durch Errichtung der Universität in Athen hervorgerufene wissenschaftliche Leben in Griechenland gab sich auch literarisch insofern kund, als manche der Lehrer für ihre Vorlesungen besondere Leitfaden drucken ließen, die wissenschaftlichen Werth haben. Eine namentliche Erwähnung verdienen als Frucht selbständiger Thätigkeit die ausführliche Anatomie des Professors der Anatomie, Dim. Alex. Maurokordatos (1836), ferner die Schriften des Professors der Theologie Kontogonis über altgriech. Mythologie (1837), hebr. Archäologie (1844) und testamentliche Hermeneutik (1859), des Professors der Chirurgie, Olympios, über die physische Erziehung der Kinder (1837), von Mawrojannis über das Klima von Athen (1842), von Bambas ein Handbuch der geistlichen Beredsamkeit (1851) u. s. w. Einen bestimmten Vereinigungspunkt für wissenschaftliche Thätigkeit der Gelehrten bot sich in der seit 1840 in Athen erschienenen wissenschaftlichen Zeitschrift «Εὐρωπαϊκὸς Ἐρανιστής» dar, welche theils selbständige Aufsätze, theils Kritiken enthielt. Ueberhaupt dürfen in diesem Zusammenhange die neugriech. Zeitschriften nicht vergessen werden, welche schon früher und bereits vor 1821 außer Griechenland sowie in späterer Zeit («Ἑλληνομνήμων» von Mustoxydis, 1843 fg., «Φιλολογικὸς Συνέκδημος», seit 1848, «Πανδώρα», seit 1851, «Φιλίστωρ», 1861 u. 1862, «Χρυσαλλίς», seit 1863) in Griechenland erschienen und in der Hauptsache wissenschaftliche Zwecke verfolgten und selbst einzelne Fächer (theol., jurist., medic., archäol., militär., agronom., technolog., pädag. Zeitschriften) vertraten. Auch erschien in Athen seit 1852 eine «Volksbibliothek» zur Aufklärung des Volks.

Was die neugriech. Poesie betrifft, so muß zwischen der Volksdichtkunst und der gelehrten oder Kunstpoesie unterschieden werden. In der Volksdichtkunst offenbart sich die ganze Elasticität und Beweglichkeit des griech. Volksgeistes, der volle Reichthum des poetischen Volkssinns und Volkscharakters in seiner Innigkeit, Naivetät und Energie. Namentlich sind die Klephthenlieder und die aus der Geschichte des Freiheitskampfes herstammenden Volksgesänge ein treuer Spiegel des öffentlichen Volkslebens und der Zeit, der sie angehören, und wahre Blätter der Geschichte. Andere Klassen der Volkslieder, theils bunte Bilder eines beweglichen Lebens aus dem häuslichen Kreise, oder der Natur, oder dem geselligen Beisammensein, theils Erzeugnisse einer edlern Romantik, ziehen durch die Gemüthlichkeit und Zartheit wie durch den rührenden und schwärmerischen Ausdruck an, der ihnen eigen ist. Sie umfassen und bringen die innere Welt der Leiden und Freuden des griech. Volks, das selbst bei dem Mangel eines öffentlichen Lebens durch Gesang sich zu entschädigen und unter dem Drucke der Gegenwart die Sehnsucht nach einem bessern Zustande unverkümmert zu erhalten wußte, zur Anschauung. Auch die Kunstpoesie der Neugriechen läßt den Geist und den poetischen Sinn des Volks erkennen, der sich bereits in verschiedenen Gattungen der Dichtkunst nicht ohne Glück versucht hat, wiewol für ihre weitere Entwickelung erst eine eigene poetische Sprache zu schaffen war. Aus dem 16. Jahrh. ist ein Ritterroman in Versen: «Erotokritos», von Vincenz Cornaro, auf uns gekommen, das umfangreichste griech. Gedicht seit Konstantinopels Fall, das bei den Griechen in hohem Ansehen steht und eine große Popularität erlangt hat. Aus dem 17. Jahrh. verdient ein Trauerspiel

«Erophile», von Georg Chortatzis, ferner ein Gedicht «Der Kampf der Elemente» sowie eine Idylle «Boskopula» (Die Schäferin), dagegen aus dem 18. Jahrh. ein gereimtes Gedicht «Βοσπορομαχία» (Der Wettstreit der beiden Ufer des Bosporus) und eine erotische Erzählung «Kleanthes und Abrokome» besondere Erwähnung. Aus dem Anfange des 19. Jahrh. stammt ein kleines satirisches Drama «Ῥωσσ-Ἀγγλο-Γάλλος» (Der Russe, Engländer und Franzose), in dem ein durch die Zeitereignisse veranlaßter nationaler Freiheitsdrang sich kund gab. Damals hatte bereits Rigas (s. d.) seine berühmten Kriegs- und Freiheitshymnen gesungen, und die Nation hatte sie mit Begeisterung in sich aufgenommen. Später, nach der Erhebung des griech. Volks 1821, sangen Panagos und Alex. Sutsos, Kalwos, Solomos, Risos Nerulos und Angelika Pali Hymnen, Oden und Elegien von Kampf und Freiheit, beklagten die Unglücksfälle und Leiden ihrer Landsleute und feierten die Helden und die Großthaten des Kampfes. Neuerdings haben sich dieser Richtung besonders Karatschutschas, Typaldos und Valaoritis angeschlossen, doch waren sie zugleich auf andern Gebieten der Lyrik thätig. Der Satire huldigten beide Sutsos (s. d.) in ihren patriotischen Dichtungen, namentlich gegen den Präsidenten Kapodistrias und dessen Partei (1830 fg.), Alex. Sutsos auch noch später vor und nach 1843, nicht minder Orphanidis. Der lyrischen Gattung gehören ferner aus früherer Zeit an: Mavrudis («Der Traum», auf den Tod der Maria Ghika, und «Ἡ νοσταλγία», Wien 1808) sowie Perdikaris, gleichfalls satirisch; Christopulos (s. d.), der «neue Anakreon», mit seinen Liebesliedern und bacchischen Gesängen voll Gefälligkeit, Lieblichkeit und Anmuth, und sein Gegensatz, Sakellarios. In ähnlicher Weise, wie Christopulos, dessen Lieder das Volk nachsang, dichtete später auch Panagos Sutsos und Tantalidis, und in neuester Zeit haben sich als lyrische Dichter Blachos und Bernardakis ausgezeichnet. In der dramatischen Dichtung versuchten sich Risos Nerulos in seinen Trauerspielen «Polyxena» und «Aspasia» und in komisch-satirischen Dichtungen; ferner Pikkolos («Der Tod des Demosthenes»), Joann. Zampelios («Timoleon», «Konstantin Paläologos», «Rigas» u. a.), Evanthia, die Schwester des Theologen Theophilos Kairis, in ihrem die Katastrophe von Missolonghi 1826 schildernden Trauerspiel «Nikiratos»; Rangawis in seinem patriotisch-histor. Trauerspiel «Der Vorabend»; Panagos Sutsos in seinem «Wanderer» und einigen histor. Trauerspielen aus der neuesten Geschichte Griechenlands, z. B. «Euthymios Blachawas» und «Karaiskakis», ebenso Alex. Sutsos in seinem «Markos Botsaris»; neuerdings auch Bernardakis in seiner «Maria Doxapatri» und «Merope». Unter den Griechen, die Lustspiele gedichtet haben, sind außer Risos Nerulos («Κοραχιστικά») besonders Churmusis («Ὁ Τυχοδιώκτης», 1835, «Ὁ Λεβρέντης» und «Ὁ Φιλάργυρος») sowie Rangawis («Die Hochzeit des Kutrulis», deutsch von Sanders, 1849), ferner Alex. Sutsos für das politisch-satirische Drama («Ὁ Πρωθυπουργός» und «Ὁ ἀτίθασσος ποιητής», 1843) zu nennen. Von Panagos Sutsos ist ein didaktisches Drama «Messias», zwar nicht ohne Schwulst, aber voll erhabener und tiefer Gedanken. In dem komischen Epos «Der Raub der Truthenne» gab Risos Nerulos (s. d.) ein lebendiges Bild der Sitten und des intriguanten Charakters und Treibens der Fanarioten, und in der epischen Dichtung «Στράτις Καλοπίχειρος» von Kumanudis (1851) stellte der Dichter die gewöhnlichen Verhältnisse des untern Volkslebens mit leichtem Humor und Witz in anmuthiger Form dar. An historisch-epischen Dichtungen verdienen aus einer frühern Zeit die des Manthos Joannou aus Janina aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh., darunter «Συμφορὰ καὶ αἰχμαλωσία Μωρέως», und aus neuerer Zeit das romantische Epos «Δῆμος κ' Ἑλένη» von Rangawis Erwähnung. Von diesem ist auch das geschichtliche Epos «Der Volksverführer», und neuerdings haben in dieser Gattung Alex. Sutsos in seinem histor. Epos «Ἡ Τουρκομάχος Ἑλλάς» (wovon aber nur vier Gesänge 1850 im Drucke erschienen), sowie Zalakostas in seinem Gedichte auf die Katastrophe von Missolonghi (1851) und der Dichtung «Die Armatolen und die Klephthen» (1853) beachtenswerthe Proben ihres Talents gegeben. Ein gleiches gilt theils von den romantisch-epischen Dichtungen von Orphanidis («Ἄννα καὶ Φλῶρος») und Bernardakis («Εἰκασία»), theils in Ansehung des erstern von den historisch-epischen Dichtungen «Χῖος δούλη» und «Ἅγιος Μηνᾶς» und dem heroisch-komischen Epos «Τίρι Λίρι». Zu der romantisch-episch-polit. Gattung gehört auch das größere Gedicht «Der Umherirrende» von Alex. Sutsos, in dem er die Geschicke seines Vaterlandes beweint und den Ruhm Griechenlands feiert, und das besonders wegen der Schönheit und Erhabenheit der Sprache hochgeschätzt wird.

Kann das in vorstehender Zusammenstellung über die neugriech. Literatur Bemerkte nur ein schwaches Bild dessen gewähren, was in ihr versucht worden ist, so gewährt sie doch zugleich die Ueberzeugung, daß nicht geringe Kräfte in dem griech. Volke schlummern, die nur geweckt und

gehörig gepflegt werden müssen, damit das neugriech. Volk die Beachtung verdienen könne, die es beansprucht. Vgl. über die neuere Literatur und Culturgeschichte der Neugriechen im allgemeinen: Villemain, «Lascaris» (1825); Iken, «Leukothea» (1825); «Eunomia» (1827); Risos Nerulos, «Cours de littérature grecque moderne» (1827; deutsch, 1827), und Brandis, «Mittheilungen über Griechenland» (Bd. 3, 1842). Für die neuere Poesie insbesondere ist Ellissen's «Versuch einer Polyglotte der europ. Poesie» (Bd. 1, 1846) ein trefflicher Führer und Erklärer, während der 1841 in Athen erschienene «Ἑλληνικὸς Παρνασσός» den Reichthum der neugriech. Kunstpoesie erkennen läßt. Zur nähern Kenntniß der Volkspoesie dienen die Sammlungen: «Chants populaires de la Grèce moderne par Fauriel» (2 Bde., Par. 1824—25, deutsch von Wilhelm Müller, Lpz. 1825, und von einem Ungenannten, Kobl. 1825); Schmidt-Phiseldeck, «Neugriech. Lieder» (Braunschw. 1827); Kind, «Neugriech. Volkslieder» (Lpz. 1827 u. 1849); Firmenich, «Neugriech. Volksgesänge» (Berl. 1840); «Ὁ Ἀμάραντος ἤτοι τὰ ῥόδα τῆς ἀναγεννηθείσης Ἑλλάδος» (Petersb. 1843); «Τραγούδια ἐθνικά» (2 Bde., Korfu 1850), von Anton Manusis; M. de Marcellus, «Chants du peuple en Grèce» (2 Bde., Par. 1851) und «Chants populaires de la Grèce moderne» (Par. 1860); «Ἄσματα δημοτικὰ τῆς Ἑλλάδος» (Korfu 1852) von Spyridon Zampelios, und A. Passow, «Popularia carmina Graeciae recentioris» (Lpz. 1860). Die «Neugriech. Poesien» von Kind, nur im Urtexte (Lpz. 1833), sowie dessen «Neugriech. Anthologie» (Bd. 1, Lpz. 1845) umfassen theils Volkslieder, theils Kunstgedichte, dagegen dessen «Anthologie neugriech. Volkslieder» (Lpz. 1861) nur erstere. Ebenso berücksichtigt Kind's «Neugriech. Chrestomathie» (Lpz. 1835) Poesie und Prosa gleichmäßig, und allgemein-literarische und auf die Culturgeschichte der Neugriechen Bezug habende Nachweisungen und Mittheilungen enthalten dessen «Beiträge zur bessern Kenntniß des neuen Griechenland» (Neust. a. d. O. 1831). Für Kenntniß der neuen griech. Dichtkunst im allgemeinen, namentlich der Volksdichtkunst, ist Sanders' «Das Volksleben der Neugriechen» (Manh. 1844) eine reichhaltige Zusammenstellung, und über einzelne Seiten des neugriech. Volkslebens und Volksgeistes bieten Bybilakis, «Neugriech. Leben, verglichen mit dem altgriechischen» (Berl. 1840), sowie Wachsmuth, «Das alte Griechenland im neuen» (Bonn 1864) lehrreiche Aufschlüsse und Vergleichungspunkte dar. Besondern wissenschaftlichen Werth, auch für die Kenntniß der neugriech. Sprache, haben Ellissen's «Analekten der mittel- und neugriech. Literatur» (5 Bde., Lpz. 1855—62).

Neuguinea, eine der größten Inseln der Erde, nördlich von Australien zwischen dem Aequator und 10° südl. Br. gelegen, hat einen Umfang von 12900 Q.-M. Die Insel wurde wahrscheinlich von dem Portugiesen de Meneses 1526 entdeckt, 1528 von Spaniern besucht und erhielt ihren Namen wegen der dunkeln kraushaarigen Bewohner, die man den afrik. Negern am ähnlichsten fand. Schon 1605 sandten die Holländer Fahrzeuge nach N. aus, und nachdem Torres 1607 die Straße zwischen N. und Australien entdeckt hatte, lernten 1616 Schouten und Lemaire die Ostküste kennen. Ziemlich zahlreiche Expeditionen der Holländer, Franzosen und Engländer haben in neuerer Zeit zwar den Küstenumriß in einiger Vollständigkeit hergestellt und über die Naturproducte wichtige Nachrichten gesammelt, das Innere der Insel ist aber nie von einem weißen Manne betreten worden und eins der wenigen Gebiete, auf denen noch große Entdeckungen möglich sind. 1828 legte die holländisch-indische Regierung das Fort Du-Bus unter 3° 45′ südl. Br. und 134° 15′ östl. L. von Greenwich an, gab jedoch 1835 die Niederlassung wieder auf, weil das Klima zu viele Opfer forderte und die erwarteten Vortheile nicht erreicht wurden. Trotzdem behauptet Holland seine Ansprüche auf die westl. Hälfte der Insel und glaubt daselbst etwa 200000 Unterthanen zu besitzen. Die Küsten sind meist hoch, selbst gebirgig, wie bei Doreh, wo das Arfakgebirge bis 9000 F. aufsteigt. Im Innern will man Schneegebirge bemerkt haben, und die südöstl. Halbinsel wird von alpenartigen Höhen (Owen Stanley 13205 F.) ausgefüllt. An größern Gewässern fehlt es dagegen. Die Hitze wird durch die Gebirge und ausgedehnten Wälder etwas gemäßigt, der Südost-Monsun bringt im April die Regenzeit, während der Nordwest-Passat trocken ist. Von der geol. Beschaffenheit weiß man so gut wie nichts; an den Küsten fand sich Jurakalk, Sandstein, Korallenbildungen, hier und da Chlorit- und Glimmerschiefer. Edle Metalle wurden bisher nicht entdeckt. Die üppige Vegetation gehört der asiat. Aequatorialflora an; sie hat die meiste Aehnlichkeit mit der auf Borneo, Celebes und den Molukken. Man kennt 17 Baumarten, welche ausgezeichnetes Holz für feine Möbelarbeiten wie für den Schiffbau abgeben. Muskatnüsse und Sago bilden Ausfuhrartikel. Hinsichtlich seiner Fauna steht N. aber Australien bei weitem näher als den Sunda-Inseln. Besonders stark sind die Papagaien und Tauben vertreten, und als eigentliche Charakterform müssen die Para-

diesvögel bezeichnet werden. Als der Insel eigenthümlich kennt man bisjetzt nur 2 Säugethiere und 58 Vögel. Die Küsten liefern die in China so gesuchten Holothurien (Tripang). Die negerähnlichen Bewohner, Papuas, über deren ethnogr. Stellung man noch nicht im Klaren ist, sind wegen ihrer mörderischen Anfälle gegen Reisende berüchtigt, scheinen aber keineswegs zu den barbarisch rohen Völkern zu gehören. Die Sklavenjagden der Sultane von Tidore seit dem 16. Jahrh. mögen ihnen den Haß gegen Fremde eingeflößt haben. Die Bekehrungsversuche der niederländ. Missionsstation in Doreh seit 1855 blieben fast fruchtlos. Der Handel ist unbedeutend; außer einigen holländ. Schiffen treiben nur buginesische, amboinesische und namentlich ceramische Fahrzeuge an einzelnen Punkten der Westküste und mit Doreh auf der Nordküste Tauschhandel, der sich fast nur auf Masoibast, Tripang, Schildpatt, Perlen, Muskatnüsse, Paradiesvögelhäute u. s. w. beschränkt. Vgl. außer den Reisewerken von Duperrey und Dumont d'Urville: «Nieuw Guinea ethnographisch en natuurkundig onderzocht in 1858» (Amsterd. 1862); Finsch, «N. und seine Bewohner» (Brem. 1865).

Neuhampshire (engl. New Hampshire), einer der nordöstlichsten der Vereinigten Staaten von Amerika, im N. von Untercanada, im O. von Maine, im SO. vom Atlantischen Meere, im S. von Massachusetts begrenzt, im W. durch den Connecticutfluß von Vermont getrennt, hat auf 438 Q.-M., wovon 166 urbar gemacht und bebaut sind, eine Bevölkerung, die sich von 1790—1860 von 141899 auf 326073 Seelen (darunter 494 freie Farbige) vermehrte. Der kaum 4 M. lange Küstenstrich ist ein schmaler, im allgemeinen sandiger Strand mit Mündungen geringerer Flüsse, geringern Einschnitten und Buchten und wenigen Häfen, wie am Ausfluß des Piscataqua bei Portsmouth, welcher den einzigen Hafen des Landes, aber auch einen der vortrefflichsten der Vereinigten Staaten bildet. Etwa 4—6 M. hinter dem Meeresstrande erhebt sich der Boden allmählich und wird besser; weiter landeinwärts folgt Hügelland und im Norden völliges Gebirgsland. Die Hauptkette, eine Fortsetzung des Alleghanygebirgs und mit einigen der höchsten Berge desselben, beginnt zwischen dem Connecticut und Merrimac, zieht sich nördlich an den Quellen des letztern hin und bildet die Thäler dieser beiden Flüsse. Die höchsten Gipfel sind der Grand-Monadnock, der Sunapee an dem gleichnamigen See, weiter nördlich der Moosehillock, noch weiter nördlich die Gruppe des Weißen Gebirgs (White Mountains), die sich in majestätischer Pracht erhebt und in der höchsten Spitze, dem Mount-Washington, bis zu 6234 F. Höhe aufsteigt. Berühmt ist durch seine wildromantische Scenerie das Notch oder Gap in the White Mountains, eine tiefe Bergspalte an der Westseite, welche an einer Stelle nur 22 F. breit ist. Durch sie führt die Straße von Portland nach Lancaster in Connecticut den obern Sacofluß entlang. N. ist sehr reichlich bewässert, jedoch mehr durch viele große Landseen als durch große Flüsse. Unter den erstern, die wol gegen 9 Q.-M. einnehmen, ist der größte der Winnipiseogee, 23 engl. M. lang und 2—10 M. breit. Unter den Flüssen sind der Merrimac und an der Westgrenze der Connecticut die bedeutendsten. Das Klima ist großen Extremen von Winterkälte und Sommerhitze unterworfen, aber nicht ungesund. Der Boden ist im allgemeinen fruchtbar und an den Flußufern zum Theil sehr ergiebig; in den höhern Gegenden eignet er sich mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau. Besonders werden Kartoffeln, Hafer, Gerste, Roggen und Mais, auch Weizen und Hopfen gebaut; Butter, Käse und Wolle sowie Ahornzucker gewinnt man in Menge; Aepfel und Birnen verwendet man zu Cider. Die wichtigsten Waldbäume sind Eichen, Birken, Zuckerahorn, die canadische Fichte und die Weymouthskiefer. Neuerdings hat man reiche Kupfer- und Eisenerze aufgefunden; eisenhaltige Heilquellen gibt es mehrere, und bei Chester sprudelt eine Schwefelquelle. Ackerbau und Viehzucht bilden die Haupterwerbszweige; doch hat N. auch eine ziemlich schwunghafte Industrie, welche, von der Wasserkraft unterstützt, sich vorzugsweise der Verarbeitung der einheimischen Wolle sowie der Baumwoll-, Papier- und Lederfabrikation befleißigt. Im J. 1860 betrug der Werth der Baumwollfabrikate 16,661531, der Wollfabrikate 2,876000 und des fabricirten Schuhwerks 3,863866 Dollars. Außerdem bilden Waldwirthschaft, Seehandel und Fischerei ergiebige Nahrungsquellen. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Bauholz, Fische, Rind- und Schweinefleisch, Pferde, Schafe, Perlasche und Pottasche. In den letzten Jahrzehnten hat indeß der überseeische Handel merklich abgenommen. Die 18 Eisenbahnen von N. haben eine Länge von 465 engl. M. Die Finanzen sind in gutem Stande; die Gesammtausgaben betrugen 1860 nur 109146, die Einnahmen 164140, die Staatsschuld aber 82148 Dollars. Der Werth des beweglichen und unbeweglichen Eigenthums im Staate ward auf 156,310860 Dollars geschätzt. Die Zahl der Banken beläuft sich auf 51 mit einem Kapital von 4,981000 Dollars. Für den Unterricht sorgen vier höhere Lehranstalten, unter welchen das Dartmouth-College zu

Hanover am bedeutendsten ist, 68 Akademien oder Mittelschulen und 2284 Volks- oder Districtsschulen. Die ersten Ansiedelungen in N. fallen in das J. 1623. Eine besondere, von Massachusetts abgesonderte Provinz wurde es 1679; die Unionsverfassung nahm es 21. Juni 1778 an. Die Constitution wurde 1784 gegeben und 1792 abgeändert. Dieselbe ist nur in geringem Maße demokratisch. Die executive Gewalt ist dem Gouverneur, der 1000 Dollars Gehalt bezieht, und einem Beirathe von 5 Mitgliedern übertragen. Die Legislatur (General-Court of N.) übt ein Senat von 12 und ein Repräsentantenhaus von 250 Mitgliedern. Alle Wahlen sind jährlich. N. sendet zwei Senatoren und drei Repräsentanten zum Congreß und ist in zehn Counties eingetheilt. Die polit. Hauptstadt ist Concord (s. d.). Die einzige Seestadt ist Portsmouth, auf einer Landzunge an der Südseite des Piscataqua, 3/4 M. vom Meere gelegen, wohl gebaut, mit schönen öffentlichen Gebäuden, acht Kirchen, sieben Banken, einer Akademie, dem Athenäum nebst Bibliothek und naturhistor. Sammlung. Sie zählt 9335 E., hat bedeutenden Schiffbau und Seehandel sowie Antheil an der Kabeljaufischerei und unterhält Gerbereien, Mehlmühlen und Manufacturen. Der Hafen ist vortrefflich wegen der starken Strömung bei Ebbe und Flut, die hier 10 F. hoch steigt, fast immer eisfrei und durch mehrere Castelle vertheidigt. Auch an der an der Ostseite des Piscataqua liegenden Insel Navy-Island befinden sich bedeutende Schiffswerften der Bundesregierung. Die volkreichste Stadt ist Manchester, an den durch einen Schiffahrtskanal umgangenen Amoskeagfällen des Merrimac gelegen. Ihre Bevölkerung wuchs von 1850—60 (mit dem Fabrikort Amoskeag) von 13932 auf 20109 Seelen.

Neuhäusel (ungar. Ersek Ujvár), ein Marktflecken im ungar. Comitate Neutra, am Neutraflusse und an der Eisenbahn von Wien nach Pesth, mit (Oct. 1857) 7622 E., einem Oberstuhlrichteramte, einem Franciscanerkloster, einem Gymnasium, einer Hauptschule, einer Sparkasse, starker Viehzucht und Landwirthschaft, war früher, bis 1724 sämmtliche Werke geschleift wurden, eine wichtige Festung und hat während der Bethlen'schen und Rakoczy'schen Unruhen sowie in den Türkenkriegen mehrmals eine wichtige Rolle gespielt. In dem vom Kaiser Leopold I. geführten Türkenkriege von 1661 wurde die Stadt von dem Großvezier Achmed Köprili 16. Sept. 1663 erstürmt und blieb nun in den Händen der Türken, bis sie der Herzog Karl von Lothringen 19. Aug. 1685 mit Sturm eroberte.

Neuhebriden, eine Inselgruppe im Stillen Ocean, nordöstlich von Neucaledonien (s. d.), erhielten ihren Namen 1773 von Cook, der den größten Theil dieser Inseln entdeckte, während Quiros 1606 die von ihm entdeckte größte Insel der Gruppe für einen Continent hielt und Australia del Espiritu-Santo benannte, Bougainville aber dem nördl. Theil der Gruppe den Namen Cyclades gab. Die Inseln sind gebirgig, zum Theil mit thätigen Vulkanen und mit üppiger Vegetation bedeckt; namentlich produciren sie Sandelholz in großer Menge. Das Klima ist ungesund, Europäer und selbst Polynesier leiden an Ruhr und Fieber. Das Areal der N. beträgt 270 Q.-M., und ihre Bevölkerung schätzen die Missionare auf 150000 Köpfe. Die Bewohner sind Australneger, denen der Salomoninseln am ähnlichsten, aber die unverbesserlichsten Menschenfresser. Wol nirgends auf der Erde ist die Anthropophagie so allgemein und so untilgbar wie hier. Die aufopfernden Anstrengungen prot. Missionare haben deshalb wenig gefruchtet. Auf der Insel Eromanga wurde der berühmte Missionar Williams 20. Nov. 1839 erschlagen und gefressen. Die größern Inseln der Gruppe sind von S. nach N. Aneiteum oder Anatom, Tana, Eromanga, Vate oder Sandwich, Ambrym, Mallicollo und Espiritu-Santo.

Neuhof (Theodor, Baron von), unter dem Namen Theodor I. König von Corsica, geb. 1686, stammte aus einer adelichen Familie in Westfalen. Sein Vater war Hauptmann der bischöflich-münsterschen Garde und starb 1695. Er studirte im Jesuitencollegium zu Münster und dann zu Köln, wo er einen jungen Mann aus einem bedeutenden Hause im Zweikampf tödtete. Deshalb flüchtig, wendete er sich nach dem Haag. Durch die Vermittelung des dortigen span. Gesandten erhielt er eine Lieutenantsstelle in einem span. Regimente, das gegen die Mauren in Afrika bestimmt war. Er war Hauptmann, als er bei einem Ausfall aus der Festung Oran in die Hände der Mauren gerieth, die ihn dem Dei von Algier auslieferten, der ihn 18 Jahre als Dolmetscher gebraucht haben soll. Als die Corsicaner nach mehrern mislungenen Versuchen, sich und ihre Insel von den Bedrückungen Genuas zu befreien, 1735 eine eigene Regierungsform einzuführen beabsichtigten und die Deis von Tunis und Algier um Unterstützung angingen, sendeten ihnen diese unter N.'s Oberbefehl zwei Regimenter. Schon im folgenden Jahre ernannten ihn die Corsen zu ihrem Könige. Um auswärtige Verbindungen anzuknüpfen, ging er im Nov. 1736 nach Holland, von wo er im nächsten Jahre mit vielem Kriegsgeräthe zurückkehrte, das er von einigen Handelshäusern, denen er Hoffnung auf einen vortheilhaften Baumölhandel mit Corsica

gemacht, erhalten hatte. Indeß schon 1738 unterwarfen franz. Hülfstruppen Corsica von neuem den Genuesern, sodaß N. zur Flucht genöthigt war. Als die Franzosen 1741 wieder abgezogen, entstanden zwar neue Unruhen, die auch N. für seine Zwecke zu benutzen suchte; allein er vermochte sich nicht zu halten und flüchtete nach England, wo er, von seinen Lieferanten verfolgt, Schulden halber verhaftet wurde. Zu seiner Freimachung veranlaßte der brit. Minister Walpole 1756 eine Subscription. N. befriedigte davon im Accorde seine Gläubiger und starb 11. Dec. 1756. Seine Freunde setzten ihm ein Denkmal mit der Inschrift: «Das Glück gab dem Manne ein Königreich und versagte ihm im Alter Brot.» Vgl. Varnhagen von Ense, «Biographische Denkmale» (Bd. 1, 2. Aufl., Berl. 1845).

Neuholland (Australcontinent), s. Australien.

Neuilly, eine Stadt im franz. Seine-Departement, nordwestl. von Paris, mit 30000 E., ist von der großen Stadt blos durch die Ringmauer der Befestigungswerke abgeschnitten und liegt dicht an der Seine, über welche hier eine schöne steinerne Brücke von fünf breitgespannten Bogen und 750 F. Länge führt. Die größte Zierde und Berühmtheit des Orts war früher das Lustschloß der Orleans'schen Familie mit einem großen, herrlichen Park, der Lieblingssommeraufenthalt Ludwig Philipp's, als dieser noch Herzog von Orleans war. Nach den Julitagen von 1830 nahm er hier die ihm angetragene Königskrone an, und während der letzten Jahre seines Lebens in England führte er von dieser Besitzung den Namen eines Grafen von N. Eine Bande herumstreifenden Gesindels plünderte 25. Febr. 1848 das Schloß, welches dabei bis auf einen Flügel abbrannte. 1853 wurde das Ganze von Staats wegen veräußert, der Schloßbaurest niedergerissen, der Park zerstückelt, und an seiner Stelle bildete sich seitdem eine neue Ansiedelung von Landhäusern und Gärten nach dem jetzigen Modegeschmack für wohlhabende Bürgerfamilien.

Neujahrsfest bezeichnet die festliche Feier des ersten Tags in einem Jahre. Sie war schon bei den Römern üblich, welche das Jahr zu Ehren des Gottes Janus (s. d.) mit dem 1. Jan. begannen. Auch die Parsen feierten ein N. (No-ruz). Die israel. Gesetzgebung bestimmte (3 Mos. 23, 24; 4 Mos. 29) zur Feier den Monat Ethanim (Tisri, nach unserm Kalender gegen Ende Sept. beginnend). Die jüd. Feier bestand vorzüglich in Brandopfern. Weil das Fest durch Posaunenschall verkündet wurde, hieß es das Posaunenfest, auch Sabbat des Blasens. Den Christen der ältesten Zeit war die kirchliche Feier des ersten Tags im bürgerlichen Jahre durchaus unbekannt, sie glaubten durch eine solche Feier in befleckende Gemeinschaft mit den Heiden zu kommen. Namentlich wegen der bei den Römern zur Feier des Festes gebräuchlichen geräuschvollen Belustigungen (s. Saturnalien) warnten mehrere Synoden vor der Theilnahme an einem solchen Feste, als einem Ueberreste heidnischer Festlichkeiten. Eine solche Warnung erließ noch die Trullanische Synode zu Konstantinopel (692). Die Kirche feierte vielmehr als ihren Neujahrstag das Fest der Beschneidung Christi (das sog. Große oder Hohe Neujahr). In Deutschland begann man bis ins 9. Jahrh. das Jahr mit dem Feste Mariä Verkündigung (25. März). Auch findet sich die Rechnung nach der Geburt Jesu (25. Dec.) bis in das 16. Jahrh. — Wie die Feier des Neujahrs, so waren auch Neujahrsgeschenke schon im alten Rom gebräuchlich. Sie gehörten zu den Vorrechten der Patricier, und jeder Client hatte dem Patricier, den er zu seinem Patron erkoren, am Neujahrstage ein kleines Geschenk zu bringen. Die Kaiser forderten nachmals einen gleichen Tribut von allen Bewohnern Roms, ja Caligula trat sogar in eigener Person vor die Thür seines Palastes, um die Neujahrsgeschenke einzusammeln. Auch bei den Deutschen war früher die Sitte der Neujahrsgeschenke ganz allgemein. In prot. Ländern wurden die Neujahrsgeschenke durch die Weihnachtsgeschenke (wenigstens innerhalb der Familienkreise) völlig verdrängt, und letztere sind neuerdings auch im kath. Deutschland immer allgemeiner an die Stelle der erstern getreten. Dagegen kennt man in Frankreich noch jetzt nur Neujahrs-, keine Weihnachtsgeschenke. — Was die Neujahrswünsche betrifft, so wurden dieselben ebenfalls schon zu Rom den Magistratspersonen dargebracht. Der Gebrauch ging sodann in die christl. Gemeinden über, blieb aber hier nicht in den Grenzen einer Ehrfurchtsbezeigung gegen Staatsbeamte stehen, sondern wurde ein allgemeiner Gebrauch.

Neujersey (engl. New Jersey), ein Staat in den Vereinigten Staaten von Amerika, grenzt im N. an Neuyork, im O. an den untern Hudson und an das Atlantische Meer, im S. an dasselbe Meer, im W. an Pennsylvanien und Delaware, von welchen Staaten es durch den Delawarefluß und die Delawarebai getrennt ist. Der Staat hat ein Areal von 392$^{7}/_{10}$ Q.-M., wovon der dritte Theil bebaut ist. Die Oberfläche zeigt sich im nördl. Theile, der von der östl. Kette der Alleghanys, der Blue Ridge, durchzogen wird, durchgängig uneben und zum Theil

gebirgig, der mittlere Theil vorherrschend hügelig; der größere südl. Theil gehört der atlantischen Küstenebene an. Größere schiffbare Flüsse fehlen bis auf die beiden Grenzflüsse, den Hudson im Nordosten und den Delaware im Westen. Auch gestaltet sich die Seeküste für den Verkehr nicht günstig, indem sie durchweg flach ist, tieferer Hafenbuchten entbehrt und wegen der ihr vorliegenden vielen Sandbänke für den Seefahrer gefährlich ist. Der Haupthafen des Staats, Perth-Amboy, an der Mündung des Raritan in die Raritanbai, gilt nur als Hafen zweiter Klasse. Die Bodenbeschaffenheit ist im allgemeinen nur mittelmäßig. Bessere Districte finden sich im mittlern und nördl. Hügel- und Bergland, welches letztere sich jedoch mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau eignet. Die ganze Küstenebene dagegen ist sehr mager und theilweise ganz steril, in weiten Strecken noch mit brakigen Sümpfen, Eichengestrüpp oder Kiefern bedeckt. Das Klima gleicht dem südl. Theile von Neuyork, ist zum großen Theil Seeklima, im Innern jedoch schon bedeutenden Extremen unterworfen. In der Küstenebene kommen viele, zum Theil sehr bösartige Wechsel- und Sumpffieber vor. Die Hauptproducte des Landes bestehen in den Erzeugnissen der Landwirthschaft; in dem nördl. Theile des Landes finden sich aber auch nutzbare Mineralien, wie Kupfer, Blei und besonders Eisen, wozu seit 1850 noch ein ergiebiges Zinklager kam. Auch hat gegenwärtig das früher fast als unbrauchbar angesehene Holz der Küstenebene für das benachbarte Neuyork namentlich als Brennholz einen bedeutenden Werth erhalten. Die Bevölkerung betrug 1702 nur 10000, 1860 bereits 672035 Seelen, darunter 26000 Farbige. Die Sklaverei wurde bereits 1846 aufgehoben. Der wichtigste Erwerbszweig ist die Landwirthschaft; namentlich hat die Viehzucht im nördlichen höhern Theile des Landes bedeutende Ausbildung erlangt. Sehr ausgedehnt ist der Gemüse- und Obstbau. Die Fabrikthätigkeit, in Eisen, Baumwolle und Wolle, in Kutschen, Wagen und neuerdings in Nadeln, ist verhältnißmäßig erheblich. Dagegen sind Seehandel und Schiffahrt unbedeutend, indem hier die Concurrenz von Neuyork und Philadelphia erdrückend wirkt. Der Zwischenverkehr ist durch die Kanal- und Eisenbahnbauten sehr belebt worden, und der Staat bezieht sein Haupteinkommen aus dem Transitozoll und der Besteuerung des in den Eisenbahnen angelegten Kapitals. N. besitzt sechs bedeutende höhere Lehranstalten. Das College von N. oder Nassau-Hall zu Princeton, 1738 gegründet, ist eins der besten Institute dieser Art in der Union, und die damit verbundene Rechtsschule hat großen Ruf. Rutger's-College (früher Queen's-College), zu Neubraunschweig 1770 gegründet, ist ebenfalls angesehen sowie das 1846 errichtete College zu Burlington. Mittelschulen gibt es gegen 70, Volksschulen 1612. Dem religiösen Bekenntnisse nach bilden die Methodisten die Mehrzahl der Bevölkerung. Die ersten Ansiedelungen im Lande gingen von einigen Holländern aus, die 1623 unter Cornelius Mey oder May am Cap May landeten. 1638 gründeten die Schweden einige Niederlassungen, wurden aber 1655 von neuyorker Holländern vertrieben, wie diese ihrerseits 1664 von den Engländern. N., wie die Colonie seitdem hieß, gab sich 2. Juli 1776 eine eigene Constitution und nahm 19. Dec. 1787 die Verfassung der Vereinigten Staaten an. Die gegenwärtige Staatsverfassung ist 2. Sept. 1844 in Wirksamkeit getreten. Nach derselben werden die Senatoren (20) auf drei, die Repräsentanten (60) auf ein Jahr, der Gouverneur auf drei Jahre gewählt. Letzterer hat 1600 Doll. Gehalt und ist für die drei nächsten Jahre nicht wieder wählbar. Zum Congreß der Union schickt N. 2 Senatoren und 5 Repräsentanten. Die Finanzen des Staats sind in sehr gutem Zustande. Seine öffentliche Schuld belief sich 1860 auf 95000, seine Einnahme 1860 auf 207738, die Ausgaben auf 200993 Doll. Ebenfalls 1860 bestanden 50 Banken, welche ein Kapital von 8,246944 Doll. sowie 4,164799 Doll. Circulation und 1,049099 Doll. Baarvorrath hatten. Die Hauptzweige der Fabrikthätigkeit sind Tuch, Wollwaaren, Baumwollwaaren, Juwelen, Gold- und Silbersachen, Eisenguß und Stabeisen, Gummiwaaren. Der Staat zerfällt in 21 Counties und hat zur polit. Hauptstadt Trenton am linken Ufer des Delaware, an der obern Grenze seiner Schiffbarkeit für Sloops und Dampfboote und nahe seinen Wasserfällen gelegen. Die Stadt wird von zwei Kanälen durchschnitten und mit Neuyork, Philadelphia und andern Städten durch Eisenbahnen verbunden, ist regelmäßig gebaut, besitzt schöne Privat- und öffentliche Gebäude, elf Kirchen, ein Staatsirrenhospital, ein Lyceum und zählt 14358 E. Die Stadt wurde im Befreiungskriege durch die Schlacht vom 25. Dec. 1776 bekannt, in welcher Washington 800 Hessen zu Gefangenen machte. Der volkreichste und lebhafteste Ort des Staats N. ist Newark (s. d.). Außerdem sind bemerkenswerth: die Städte Neubraunschweig (New-Brunswick), an der Ostseite des Raritanflusses, mit 9662 E., dem schon erwähnten Rutger's-College und großen, namentlich Gummi-(India Rubber) Fabriken; ferner Patterson, an den schönen Wasserfällen des Passaicflusses, mit neun Kirchen, einem literarischen Institut, blühenden

Fabriken und 17221 E.; Jersey-City, am Hudson, Neuyork gegenüber, mit 29226 E., geräumigen Docks, wo unter andern die Cunard-Dampfer landen, großen Eisenbahnhöfen und bedeutender Fabrikthätigkeit; Hoboken mit 9662 E., wovon über die Hälfte Deutsche, mit den Landungsplätzen der bremer und hamburger Dampfer und einer höhern deutschen Schule.

Neukirch (Benjamin), deutscher Dichter, geb. 27. März 1665 zu Reinke, einem Dorfe an der schlesisch-poln. Grenze, studirte die Rechte, widmete sich aber bald ganz den schönen Wissenschaften. Nachdem er längere Zeit als Erzieher thätig gewesen war, wurde er 1703 Professor an der neuerrichteten Ritterakademie zu Berlin und nach deren Auflösung Hofrath und Erzieher des Erbprinzen von Ansbach, wo er 15. Aug. 1729 starb. Ohne wahres Dichtertalent, ergab er sich anfangs der schwülstigen Manier der zweiten schles. Dichterschule; später kehrte er zwar zu größerer Einfachheit und Natürlichkeit zurück, doch um so mehr trat nun der Mangel an geistiger Kraft in seinen Arbeiten hervor. Jetzt können höchstens seine «Satiren» (Frankf. und Lpz. 1732 und 1757) noch einige Beachtung verdienen. Seine «Auserlesenen Gedichte» gab Gottsched heraus (Regensb. 1744). Den großen Ruhm, in welchem N. bei seinen Zeitgenossen stand, verdankte er hauptsächlich seinen «Begebenheiten des Prinzen von Ithaka» (3 Bde., Ansb. 1727—39), einer Uebersetzung von Fénélon's «Telemach», welche sich aber auch mehr durch prachtvolle äußere Ausstattung, Kupfer u. s. w. als durch innern Werth auszeichnet. Eine Auswahl seiner Gedichte enthält W. Müller's «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.», fortgesetzt von Förster (Bd. 14, Lpz. 1838).

Neukomm (Sigismund), deutscher Componist, geb. 10. Juli 1778 zu Salzburg, wurde daselbst durch den Organisten Weißauer unterrichtet und bereits in seinem 15. J. als Universitätsorganist und drei Jahre später als Chorrepetitor beim Hoftheater angestellt. Nachher genoß er den Unterricht Mich. Haydn's, und als er 1797 nach Wien ging, wurde er auf dessen Empfehlung der Schüler Jos. Haydn's. 1804 wandte er sich nach Petersburg, wo er alsbald Kapellmeister der deutschen Oper wurde. Diese Stelle mußte er aber krankheitshalber schon 1805 wieder niederlegen, und er privatisirte nun in Moskau und andern russ. Städten. 1808 kehrte er nach Wien zurück und lebte dann bis zum Mai 1810 bei einer befreundeten Familie in Mömpelgard. Hierauf wandte er sich nach Paris, wo er in dem Hause des Fürsten Talleyrand Aufnahme fand. Mit diesem ging er auch 1814 zum Congreß nach Wien. 1816 begleitete er den Herzog von Luxembourg auf dessen Gesandtschaftsreise nach Rio-de-Janeiro. Hier gab er bei Hofe Musikunterricht, betrieb auch neben seiner Kunst fleißig naturwissenschaftliche Studien. Nachdem er 1821 nach Europa zurückgekehrt, lebte er, wie früher, in der Umgebung des Fürsten Talleyrand zu Paris; 1826 bereiste er Italien, später Belgien und Holland, und 1830 ging er mit Talleyrand nach London. Von hier aus durchreiste er behufs Aufführung seiner Werke wiederholt England, Schottland und Irland, besuchte aufs neue Italien und Frankreich, 1834 Algier, 1837 Deutschland. Nach mehrjährigem Aufenthalte in der Schweiz erschien er 1842 abermals in Deutschland und war hier bei den Inaugurationsfeierlichkeiten der Denkmale Gutenberg's in Mainz und Mozart's in Salzburg als Componist und als Dirigent thätig. Seitdem lebte er abwechselnd in England und in Frankreich, und starb 3. April 1858 zu Paris. N. war ein äußerst fruchtbarer Componist und hat beinahe in allen Kunstgattungen gearbeitet. Ein Tonsetzer von Genialität und Eigenthümlichkeit war er nicht, aber seinen Erzeugnissen ist Klarheit und Besonnenheit der Anlage, Gediegenheit in der Ausarbeitung und schöner Fluß der Darstellung eigen. Von seinen Werken aus der Zeit bis 1821 sind zu nennen: die Oper «Alexander am Indus»; eine melodramatische Musik zu Schiller's «Braut von Messina»; verschiedene große Messen; ein Tedeum (zur Feier des Einzugs Ludwig's XVIII. in Paris); ein Vocalrequiem (zur Gedächtnißfeier für Ludwig XVI. während des Congresses in Wien componirt und ausgeführt); Phantasien und andere Stücke für Orchester u. s. w. Von seinen spätern Arbeiten sind anzuführen: die Oratorien-Trilogie «Christi Grablegung», «Himmelfahrt» und «Auferstehung»; die Cantaten «Der Ostermorgen» und «Pfingsten»; die Oratorien «David» und «Das Gesetz des alten Bundes» (in England als «Mount Sinaï» bekannt); vier- und achtstimmige A-capella-Psalmen; viele Lieder und Gesänge, Instrumentalstücke u. s. w.

Neuleon, Nuevo-Leon, Departement in Mexico, im S. von San-Luis-Potosi, im W. von diesem und Cohahuila, im N. von diesem und dem vom Rio-Grande del Norte landeinwärts ziehenden Streifen von Tamaulipas, im O. vom übrigen Tamaulipas begrenzt, zählt (1865) auf 758,51 Q.-M. 152645 E. Das Land gehört größerntheils der östl. Abdachung des mexic. Hochlandes an, das hier sanfter als weiter südlich abfällt, sodaß, mit Ausnahme des südwestl. Theils, durch welchen ein höherer Gebirgszug, die Sierra de la Silla, aus

San-Luis-Potosi im Süden von Monterey vorbei nach Cohahuila hindurchzieht, wellenförmiges Hügelland mit weiten Ebenen gemischt vorherrscht. Die bedeutendsten Flüsse sind im Norden der Rio-Sabinas, in der Mitte der wasserreiche Rio-San-Juan, zwei Zuflüsse des Rio-Grande, und im Süden der Rio-Linares, der in den obern Rio de Tigre fließt. Das Klima ist im allgemeinen warm, im Sommer sogar heiß, doch nicht ungesund, der Boden durchweg fruchtbar und wohlbewässert. Auch finden sich hier noch Waldungen von werthvollen Hölzern. Den Haupterwerbszweig der Bevölkerung, die größtentheils aus Weißen und Mestizen besteht, bildet die Landwirthschaft, insbesondere die Viehzucht, welche durch herrliche Wiesen und Weiden an den Flußufern vorzüglich begünstigt wird. Die Gebirge sind zwar reich an Metallen, doch ist der Bergbau nie von großer Bedeutung gewesen, und 1864 führte man nur eine einzige Mine als in Betrieb stehend an. Manufacturen und Fabriken fehlen. Dagegen findet ziemlich viel Handel mit Landesproducten statt, namentlich mit Pferden, Maulthieren und Ochsenhäuten. Die gegen diesen Export eingeführten ausländischen Manufacturwaaren werden vorzüglich auf den jährlichen Messen zu Monterey (s. d.), der Hauptstadt, und zu Linares umgesetzt. Letzteres ist ein hübsches Städtchen von 5—6000 E., in gut angebauter Gegend, 22 M. im Südosten von Monterey.

Neumann (Karl Friedrich), deutscher Orientalist und Geschichtschreiber, geb. 22. Dec. 1798 zu Reichmannsdorf unweit Bamberg von armen jüd. Aeltern, folgte trotz drückender Verhältnisse seiner Neigung zu ernsten Studien und bezog 1816 von Frankfurt aus, wo er in einem Kaufmannsgeschäft gearbeitet hatte, die Universität Heidelberg. Hierauf ging er nach München, wo er zur evang. Kirche übertrat, und dann nach Göttingen. 1822 wurde er Professor am Gymnasium zu Speier, 1825 aber angeblich wegen zu freier Aeußerungen in religiöser Beziehung beim Geschichtsunterrichte seines Amts enthoben, worauf er bis 1827 in München privatisirte. Er wandte sich hierauf nach Venedig, um in dem Kloster auf San-Lazaro Armenisch zu lernen, und von hier 1828 nach Paris, wo er seine orient. Studien fortsetzte und sich dem Chinesischen widmete. Einen Theil des J. 1829 brachte er in London zu, und hier eröffnete sich ihm infolge seiner Sprachkenntniß die Aussicht, Indien und China zu besuchen. Im April 1830 trat er die Reise nach China an. Sein Hauptbestreben war, sich im Chinesischen zu vervollkommnen und eine chines. Büchersammlung, woran es in Deutschland gänzlich fehlte, anzukaufen. Es gelang ihm auch, eine chines. Bibliothek von ungefähr 10000 Bänden zusammenzubringen, die alle Fächer der Literatur umfaßte. Auch für die königl. Bibliothek in Berlin kaufte er über 2400 Bände. Bald nach seiner Rückkehr 1831 wurde N. in München Conservator seiner dem Staate unentgeltlich überlassenen chines. Büchersammlung und Professor an der Universität. Seine Vorlesungen erstreckten sich nicht nur auf chines. und armen. Sprache, sondern auch auf Länder- und Völkerkunde, auf politische und Literaturgeschichte, sodaß er sich bald einen großen Zuhörerkreis erwarb. Dabei nahm er an allen Bestrebungen für geistigen, religiösen und polit. Fortschritt regen Antheil; so auch bei den Bewegungen in Baiern während der J. 1847 und 1848. N. war Mitglied des Vorparlaments, sprach häufig öffentlich in polit. Vereinen, und diese Umstände trugen hauptsächlich dazu bei, daß er 1852 ohne Angabe eines Grundes in den Ruhestand versetzt wurde. Er lebte hierauf in München seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Wegen einer Sammlung von Geldbeiträgen zu Gunsten des Nationalfonds, zu der er bei Gelegenheit einer Schillerfeier im Nov. 1862 aufgefordert hatte, vor Gericht gestellt, wurde er doch in beiden Instanzen freigesprochen. Er veröffentlichte hierüber die Schrift «Das Erkenntniß des Bezirksgerichts zu München u. s. w.» (2. Aufl., Münch. 1863). 1863 siedelte er nach Berlin über, wo er seitdem seinen Wohnsitz behalten hat. N.'s orient. Studien sind vorzüglich auf die Geschichte und Geographie Armeniens, Hoch- und Ostasiens sowie Indiens gerichtet. Besondere Erwähnung verdienen in dieser Beziehung seine «Pilgerfahrten buddhistischer Priester aus China nach Indien» (Lpz. 1833) und «Mémoires sur la vie et les ouvrages de David, philosophe arménien du cinquième siècle de notre ère» (Par. 1829). Aus dem Armenischen übersetzte er ins Englische «History of Vartan by Elisaeus» (Lond. 1830) und «Vahram's chronicl of the Armenian kingdom in Cilicia» (Lond. 1830); aus dem Chinesischen «Catechism of the Shamans» (Lond. 1831), den er auch deutsch (Lpz. 1834) erscheinen ließ, und «History of the Chinese pirates» (Lond. 1831). Nach dem Italienischen bearbeitete er den «Versuch einer Geschichte der armen. Literatur» (Lpz. 1833), nach dem Russischen und Armenischen die «Geschichte der Uebersiedelung von 40000 Armeniern» (Lpz. 1834). N.'s «Asiatische Studien» (Lpz. 1837) bestehen aus einzelnen Aufsätzen, und sein «Lehrsaal des Mittelreichs» (Münch. 1836) ist eine Art chines. Chrestomathie. Hierzu kommen seine «Beiträge zur armen. Literatur»

(Münch. 1849). Mit der Schrift «Die Völker des südl. Rußland in ihrer geschichtlichen Entwickelung» (Lpz. 1847; 2. Aufl. 1855) gewann er einen Preis des Französischen Instituts. Um die Geschichte Chinas und Hochasiens machte er sich durch Herausgabe von Gützlaff's «Geschichte des chines. Reichs» (Stuttg. 1847), die «Geschichte des engl.-chines. Kriegs» (Lpz. 1846; 2. Aufl. 1855) und seine Zusätze zu Bürck's «Marco Polo» (Lpz. 1846) verdient. Diesen Arbeiten reihten sich in neuerer Zeit an: die «Geschichte des engl. Reichs in Asien» (2 Bde., Lpz. 1857), die «Ostasiat. Geschichte vom ersten chines. Krieg bis zu den Verträgen in Peking» (Lpz. 1861) und die «Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika» (3 Bde., Berl. 1863—66). Außerdem hat N. eine bedeutende journalistische Thätigkeit, wie besonders für das «Ausland», die «Gegenwart» und «Unsere Zeit», die augsburger «Allgemeine Zeitung» u. s. w., entwickelt.

Neumark heißt derjenige Theil der Mark Brandenburg (s. d.), welcher, auf dem rechten Oderufer und an der Warthe, von dieser gegen NO. als langer, schmaler Landstrich sich hinziehend, im W. an die Mittel- und Ukermark, im N. an Pommern, im O. an Preußen und Polen und im S. an Schlesien und die Niederlausitz grenzt. Die N. bildete früher eigentlich den zweiten Haupttheil der ganzen Mark, die man in die Kurmark und die N. eintheilte. Letztere zerfiel 1) in die sieben «ursprünglichen Kreise», und zwar die drei vordern, Soldin, Königsberg (mit Küstrin) und Landsberg, und die vier hintern, Friedeberg, Arnswalde, Dramburg und Schiefelbein; 2) in die fünf (später) «einverleibten Kreise» im Süden der Warthe: Drossen (Land Sternberg), Krossen, Züllichau und Kottbus. Nach einigen spätern Gebietserweiterungen (z. B. der Vereinigung des vorher schles. Kreises Schwiebus mit Züllichau) und der Incorporation einiger Orte Pommerns und Posens umfaßte die N. 243,75 Q.-M. Ihre Hauptstadt war einst Soldin, später Küstrin, und nur während der franz. Invasionszeit Königsberg. Seit der neuen administrativen Eintheilung Preußens gehören die beiden Kreise Dramburg und Schiefelbein (zusammen 30,95 Q.-M. mit 56367 E. im J. 1864) zum pommerschen Regierungsbezirk Köslin, und die übrige N. bildet den größten Theil des Regierungsbezirks Frankfurt der Provinz Brandenburg. Die N. umfaßt 212,80 Q.-M. mit 576843 E. (1864), wovon 114,62 Q.-M. mit 318259 E. auf die genannten «ursprünglichen Kreise» (ohne Dramburg und Schiefelbein) und 98,18 Q.-M. mit 258584 E. auf die «einverleibten Kreise» entfallen. Vgl. Voigt, «Die Erwerbung der N.» (Berl. 1863).

Neumark (Georg), ein deutscher Lyriker, Meister auf der Gambe, Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er den Beinamen «Der Sprossende» führte, wurde zu Mühlhausen in Thüringen 16. März 1619 geboren. Er lebte amtlos und in drückender Armuth zu Hamburg, als der schwed. Gesandte von Rosenkranz sich seiner annahm und ihn zu seinem Secretär machte. Durch die Vermittelung desselben kam er nach Weimar, wo er Archivsecretär und Bibliothekar wurde und 8. Juli 1681 starb. Bekannt ist er besonders durch seinen «Hochsprossenden poetischen Palmbaum» (Nürnb. 1668), eine geschmacklose, aber werthvolle Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft. Seine weltlichen Gedichte, z. B. sein «Poetisches und musikalisches Lustwäldlein» (Hamb. 1652), welches er in einer vermehrten Ausgabe unter dem Titel «Fortgepflanzter musikalisch-poetischer Lustwald» (Jena 1657) erscheinen ließ, gehören zu den geistlosen Nachahmungen der ersten schles. Dichterschule. Höher stehen seine geistlichen Lieder, von denen mehrere in die öffentlichen Gesangbücher übergegangen sind. Das Lied «Wer nur den lieben Gott läßt walten» dichtete er in Kiel, als er, von allem entblößt, unverhofft die Stelle eines Erziehers im Hause des Amtmanns Hennings erhalten hatte. Die Geschichte von der versetzten und wiedereingelösten Gambe ist eine Sage. Eine Auswahl von N.'s Gedichten findet sich in W. Müller's «Bibliothek deutscher Dichter», fortgesetzt von Förster (Bd. 11, Lpz. 1838).

Neumeister (Erdmann), als deutscher geistlicher Liederdichter, zugleich aber auch als intoleranter Theolog bekannt, geb. zu Uechteritz bei Weißenfels 12. Mai 1671, besuchte Schulpforte und die Universität zu Leipzig, wurde 1697 Pfarrsubstitut zu Bibra in Thüringen, 1698 Pastor zu Eckartsberga, 1704 Hofdiakonus und hierauf Hofprediger zu Weißenfels, wo er zugleich den Unterricht der einzigen Tochter des damals regierenden Herzogs von Weißenfels leitete, 1706 Superintendent zu Soran und 1715 Hauptpastor an der St.-Jakobikirche zu Hamburg. Hier starb er 18. Aug. 1756. Sowol bei den pietistischen als unionistischen Streitigkeiten war er betheiligt. Unter den von ihm herausgegebenen Dichtungen sind die «Geistlichen Cantaten» (Halle 1705), die «Psalmen, Lobgesänge und geistlichen Lieder» (Hamb. 1755) und «Fünffache Kirchenandachten» (Lpz. 1716) nebst «Fortgesetzte fünffache Kirchenandachten» (Hamb. 1725) zu erwähnen.

Neumen (vom mittellat. pneuma, Hauch, Hauchzeichen) heißen die alten wunderlichen Noten-

zeichen des Mittelalters, welche in Punkten, Strichen, Häkchen u. s. w. bestehen und der Verschiedenheit des Gebrauchs und der Ungenauigkeit der Abschreiber wegen kaum zu entziffern sind. Auch bezeichnete man damit die Tonreihen, die dem Schlusse des Kirchengesangs angehängt wurden, oft gar keine artikulirten Worte hatten, sondern nur auf einen Vocal, meist a, erklangen.

Neumexico, ein 9. Sept. 1850 organisirtes Territorium der Vereinigten Staaten von Amerika, grenzt im N. an Colorado, im O. an das Indianerterritorium und Texas, im S. an den letztern Staat und Mexico, im W. an Arizona und zählte 1860 auf etwa 5800 Q.-M. nur 93516 E. (darunter 85 freie Farbige) und etwa 30000 wilde und ebenso viel ansässige Indianer. N. ist ein theils plateauartiges, theils gebirgiges Binnenland, etwa in der Mitte von zwei Gebirgsketten, von S. gegen N. durchzogen, einer westlichen, der bis gegen 3000 F. hohen Cordillera von N., und einer östlichen, der Sierra de Comanches, mit der Sierra-Blanca, del Sacramento und andern, und mit Bergen, die in den nördl. Gegenden 10—12000 F. hohe, schneebedeckte Gipfel tragen. Beide Ketten schließen das 2—7000 F. hohe Plateau von N. ein, welches größtentheils den Charakter einer Hochsteppe hat. Die Gebirge bestehen größtentheils aus plutonischem Gestein, sind in den obern Regionen des Baumwuchses mit Fichten, in den niedern mit Cedern, zum Theil mit Eichen bestanden. Das Land ist wasserarm und hat keinen einzigen schiffbaren Fluß. Der Hauptstrom ist der obere Rio del Norte (s. Norte), der hier entsteht. Die Nordgrenze berührt der Arkansas, die Südgrenze bildet der Gila, ein Nebenfluß des Rio-Colorado, eines schönen Gebirgsstroms, der den nordwestl. Theil des Territoriums durchfließt, dann die Westgrenze bilden hilft und in den Meerbusen von Californien mündet. Das Klima ist im allgemeinen gemäßigt, beständig und gesund, der Himmel gewöhnlich klar, die Luft trocken. Der Boden ist dürr und selbst im Thale des Rio del Norte fast durchgängig sandig, gibt aber bei künstlicher Bewässerung gute Ernten. Man baut hauptsächlich Mais, Weizen, Bohnen, Zwiebeln, rothen Pfeffer, auch etwas Obst, Wein und Taback. Die Trockenheit des Klimas und die Dürre des Bodens wird stets den Ackerbau auf die mit Flüssen versehenen Landstriche beschränken. Desto ausgedehnter sind die Bergweiden, weshalb denn auch ziemlich starke Viehzucht getrieben wird. Die Gebirge sind reich an Gold, Silber, Kupfer und Eisen. Gold wird in großer Ausdehnung besonders um Santa-Fé, südwärts 22 M. bis zur Ruinenstadt Gran-Guivira, nordwärts 26 M. weit bis zum Flusse Sangre de Cristo gefunden. Der Bergbau wurde im 17. Jahrh. und später von den Spaniern sehr schwunghaft betrieben. Die Hauptstadt Santa-Fé, 4 M. östlich vom Rio del Norte, 7047 engl. F. über dem Meere, in einer großen, von Bergen umschlossenen Ebene, ist unregelmäßig und schlecht gebaut, jetzt durch ein Fort vertheidigt, hat wichtigen Karavanenverkehr und Handel und zählte 1860 4635 E. Nördlich liegt der starkbefestigte Ort Taos in einem der angenehmsten Thäler N.s. Die übrigen Wohnplätze liegen südlich im Stromthale des Rio del Norte, z. B. Albuquerque, Valencia, Valverde, San-Diego u. s. w. N. nannten die Spanier nur das zu Ende des 16. Jahrh. unter Don Juan de Oñate von ihnen besetzte Land am Rio del Norte. Die Territorialregierung entspricht den von Washington aus für alle Bundesgebiete gleichmäßig getroffenen Bestimmungen.

Neumond, s. Mond.

Neumünster, Marktflecken und Hauptort eines Amtes ($4^{5}/_{8}$ Q.-M. mit 11244 E. im J. 1861) im Herzogthum Holstein, zu beiden Seiten der Schwale und an der Eisenbahn, 10 M. im Norden von Altona, 4 M. im Südsüdwesten von Kiel gelegen, hat 7800 E. (1864), eine schöne neue Kirche, drei öffentliche Schulen, viele höchst bedeutende Tuchfabriken (darunter eine mit 900 Arbeitern und 9010 Spindeln), mehrere Färbereien, zehn Baumwoll- und Leinwebereien, acht Gerbereien, eine Salzsiederei, außerdem Fabriken für Kratzen, Teppiche, Tapeten, Papier, Watte und Essig, mehrere Walkmühlen, Bierbrauereien sowie Korn-, Schweine-, Pferde- und Tuchhandel. Der Ort ist aus Faldera und Worpendorf erwachsen. In Faldera stiftete Vicelin 1130 ein Augustinerkloster, welches 1328 oder 1332 nach Bordesholm (jetzt Dorf und Amtssitz, $1^{1}/_{2}$ M. im Nordnordosten, mit einer Domkirche) verlegt, 1566 aufgehoben und später in eine Fürstenschule verwandelt wurde, die 1665 zu Gunsten der Universität Kiel einging.

Neun (die Zahl) oder Enneas hat in der Pythagoräischen Zahlensymbolik eine der Dreiheit oder Trias verwandte Bedeutung als Zahl der Abrundung oder Vollendung. Aehnlich bei den Neuplatonikern und im Mittelalter. Weil zufolge der allgemeinen Denkgesetze alle Begriffe sich ordnen nach Thesis, Antithesis und Synthesis (s. Drei), so entstehen hieraus Triaden, und durch deren Verkettung Enneaden. Plotin's 54 hinterlassene Schriften wurden durch seinen Schüler Porphyrius in sechs Enneaden geordnet, und Proklus gliederte sein ganzes Philosophiren nach Triaden und Enneaden. Raimundus Lullus verband in seiner «Ars magna» eine Enneade

höchster Ideen mit einer Enneade realer Wesen, einer Enneade von Tugenden, einer Enneade von Lastern u. s. w. zu einem encyklopädischen Begriffssystem. Auch die Neunzahl der Mythologie (wie in den neun Musen) ist anzusehen als eine Vervielfältigung der für die höchste Ideenwelt bereits im hohen Alterthum zum Symbol gewordenen Dreiheit.

Neunauge (Petromyzon), eine Fischgattung aus der Ordnung der Rundmäuler oder Sauger, unterscheidet sich durch aalförmigen Körper, sieben Kiemenlöcher jederseits am Halse, Mangel der Kiefer, starke, harte Zähne und zahnartige Höcker am Rande und im Innern der Mundscheibe und zwei Rückenflossen, von denen die hintere mit der Schwanzflosse zusammenfließt. Mit ihrem Saugmunde saugen sich diese Fische unglaublich fest an Steine und andere Fische an, indem sie durch Zurückziehen der kolbenförmigen Zunge die Höhle des Mundes luftleer machen. Sie durchlaufen eine Art Larvenzustand, in welchem sie Querder (Ammocoetes) heißen. Die gewöhnlichste Art ist das gemeine N. oder die Flußpricke oder Bricke (P. fluviatilis), welche die Flüsse Europas bewohnt. Sie ist 1—1½ F. lang, grünlich, an den Seiten gelblich, ihre hintere Rückenflosse eckig und in die Schwanzflosse verlaufend. Die Nasenlöcher öffnen sich in ein einziges Loch, vor welchem eine blinde, nicht in den Mund führende Höhlung liegt. Die Bricken oder Pricken geben sowol frisch als marinirt eine wohlschmeckende, aber ziemlich unverdauliche Speise ab und bilden einen bedeutenden Handelsartikel. Gewöhnlich werden sie in Essig mit Lorberblättern und Gewürz gelegt, in Fässer verpackt und so versendet. In Norddeutschland sind die Lüneburger Bricken die beliebtesten. In den Süßgewässern Deutschlands, besonders in Gebirgsbächen, findet sich auch Planer's N. oder die kleine Bricke (P. Planeri), welche nur 7—10 Zoll lang und blaugrünlich ist und zwei zusammenstoßende Rückenflossen trägt. Zu dieser Gattung gehört auch die Lamprete (s. d.).

Neuorleans (engl. New Orleans), die bedeutendste Stadt des nordamerik. Unionsstaats Louisiana (s. d.), liegt im Delta und am linken Ufer des Hauptarms des Mississippi, der hier bis 150 F. tief ist, 22 M. von dessen Mündung in den Mexicanischen Meerbusen, 30 M. unterhalb der polit. Hauptstadt Baton-Rouge, in einer durch Sümpfe verpesteten Niederung, in welcher es nur durch kostbare Dämme (Levees) gegen die Fluten des Stroms geschützt werden kann und häufig durch Deichbrüche (Crevasses) heimgesucht wird. Die Stadt wurde 1718 von den Franzosen gegründet, kam mit dem franz. Louisiana an die Vereinigten Staaten und hob sich nun reißend wegen ihrer ausgezeichneten commerziellen Lage als Hauptstapelplatz nicht nur Louisianas, sondern des ganzen productenreichen Mississippigebiets. 1803 hatte die Stadt erst 9000, 1840 schon 102193, 1860 bereits 168675 E., darunter über 30000 Deutsche und ebenso viel Irländer. N. heißt auch wol Crescent City oder Halbmondstadt, weil der Strom sich hier halbmondförmig biegt. Die Altstadt bildet ein längliches Viereck, das sich 1320 Yards weit an dem Strome hinzieht; die Gesammtlänge der Stadt aber, mit Einschluß der Vorstädte mit ihren hübschen, in Orangengärten liegenden Gebäuden, dehnt sich über 1 M. weit am Strome hin. Sie ist regelmäßig gebaut, in dem innern, früher mit Wällen umgebenen Theile nach altfranz. Weise. Architektonisch schöne Gebäude sind indessen nur wenige vorhanden, z. B. die 1835 erbaute Münzstätte der Union, das neue Zollhaus, die City-Exchange mit Bank, Waarenlager und Gasthof, die Kaufmannsbörse, das St.-Charleshôtel. Bemerkenswerth sind dagegen die großartigen Waarenlager und Baumwollpressen. N. hat 35 Kirchen, darunter fünf katholische, ein großartiges Hospital, die 1849 gegründete Universität von Louisiana, mehrere Mittel- und andere Schulen, gemeinnützige Gesellschaften, darunter auch eine deutsche, fünf Schauspielhäuser, drei Markthallen, drei Börsen u. s. w. Sitten und Sprache, früher durchaus französisch, nahmen durch die Ansiedelung von Angloamerikanern mehr und mehr die Weise der übrigen Unionsstaaten an. Infolge seiner sumpfigen Umgebungen, der brennenden Sonnenhitze im Sommer, des häufigen und raschen Temperaturwechsels im Winter, des Mangels an genießbarem Brunnenwasser, des schlechten, lauwarmen, oft übelriechenden Cisternenwassers gilt N. als eine sehr ungesunde Stadt und ist als Herd des Gelben Fiebers, des Typhus und der Cholera verrufen. Gleichwol ist es nächst Neuyork die bedeutendste Handelsstadt der Union und die wichtigste Seestadt an den Küsten des Golfs von Mexico. Es hat acht incorporirte Banken mit einem Kapital von 15 Mill. Dollars. Auf dem Strome vor der Stadt und dem durch zwei Kanäle und eine Eisenbahn mit ihr verbundenen Hafen an dem Binnensee Pontchartrain liegen zu zeiten 1000—1500 Fahrzeuge; Dampfschiffe kommen und gehen fast in jeder Stunde. Besonders bedeutend ist die Ein- und Ausfuhr von Naturerzeugnissen des Mississippigebiets, die 1852 einen Gesammtwerth von mehr als 76 Mill. Dollars erreichten. Das Hauptstapelproduct bildet die Baumwolle. Auch Tabak, Zucker, Mais, Weizen, Mehl, Talg, Schmalz, Schweinefleisch und

viele andere Nahrungsmittel werden in ungeheurer Menge ein- und ausgeführt. Die Stadt hat durch den jüngsten Bürgerkrieg mehr wie jede andere gelitten, und es wird lange dauern, ehe sie sich von den ihr geschlagenen Wunden wieder erholt. Nicht so bedeutend wie der Handel ist N.s Industrie; wichtig dagegen die Thätigkeit der Münze. Historisch merkwürdig ist N. wegen des Siegs, den hier der General Jackson (s. d.) 8. Jan. 1815 gegen die Engländer erfocht.

Neuplatoniker. Die ursprüngliche Form der Platonischen Philosophie (s. Plato) hatte sich nur auf dessen nächste Schüler, namentlich Speusipp und Xenokrates, vererbt. Sie machte innerhalb der Platonischen oder Akademischen Schule bei Arkesilaos und Karneades bald einem skeptischen Probabilismus Platz und gerieth bei der Erschlaffung des speculativen Geistes bald in Vergessenheit. Erst im 1. und 2. Jahrh. n. Chr. trat der Platonismus in Griechenland und Rom wieder auf, jedoch vielfach in unklarer Mischung mit Aristotelischen und Pythagoräischen Lehren. Zu den N. dieser Zeit gehören Theon von Smyrna, Alkinoos, Plutarch von Chäronea, Lucius Appulejus, Maximus von Tyrus u. a. Von ihnen sind aber diejenigen wohl zu unterscheiden, welche seit dem 3. Jahrh. besonders in Alexandria auftraten und gewöhnlich schlechthin die N., richtiger aber die Platoniker der alexandrinischen Schule genannt werden. Ihr Wesentliches ist, daß sie die griech. Philosophie mit orient. Philosophemen verschmolzen, worin schon der Jude Philo (s. d.) und der Syrer Numenius vorangegangen waren. Der Schwung, welchen damals die Platonische Philosophie in ihrer veränderten Gestalt nahm, erklärt sich, abgesehen von der Individualität der diese Umgestaltung des spätern Platonismus repräsentirenden Denker, aus dem Hinneigen des durch Luxus entarteten griech. Sinns zur Mystik und orient. Schwärmerei und aus dem Bestreben, dem immer mehr siegreichen Christenthum durch eine philos. Begründung des Heidenthums einen Damm entgegenzusetzen. Als der Urheber dieser Schule wird gewöhnlich Ammonius, mit dem Beinamen Sakkas, aus Alexandrien genannt, der von dem Christenthum zum Heidenthum zurücktrat. Seine Lehre vertraute er seinen Schülern, unter denen Longin, Plotin, Origenes und Herennius die vorzüglichsten waren, als Geheimniß und alte göttliche Weisheit an. Er selbst hinterließ nichts Schriftliches, und wir können daher seine Ansichten nur aus der Lehre seines Schülers Plotin (s. d.) errathen, der die Theorie dieser neuplatonischen Philosophie durch seine Schriften begründete. Plotin ging von dem Gedanken aus, daß Philosophie nur dann möglich sei, wenn das Erkennen und das Erkannte, Subjectives und Objectives, identisch sind. Die Philosophie soll nach ihm das Eine, welches Grund und Wesen aller Dinge ist, und mit welchem sie selbst zum Theil identisch ist, nicht durch Denken und Reflexion, sondern durch eine vollkommenere Weise, durch eine unmittelbare Anschauung, die dem Denken vorangeht, erkennen. Denn das Eine, das allem Denken und Begreifen vorausgeht und auch als das Gute bezeichnet wird, ist als solches vor und über aller Erkenntniß. Das Princip seiner Erkenntniß ist der Nus oder die zunächst von ihm ausgehende göttliche Intelligenz. Erst dadurch, daß diese als Abglanz und Bild des Einen oder der Gottheit zu dem Einen hinschaut, macht sie durch ihr Denken das Mögliche wirklich und gibt dadurch den Anlaß zur Entstehung aller Dinge. Die erste Hervorbringung oder Emanation aus der Intelligenz ist die Psyche oder Weltseele als die nach außen gerichtete Thätigkeit der sinnlichen Anschauung. Diese bringt aus sich zunächst die verschiedenen Seelen hervor, welche als die zweckmäßig bildenden Kräfte oder Entelechieen in der Materie gedacht werden, zu deren untersten Graden auch zuletzt die die Materie selbst hervorbringenden Bewegungskräfte mitgehören, sodaß es die Seele selbst ist, welche sich durch ihre anschauenden Thätigkeiten ihren Leib erzeugt. Demnach bilden das unvordenkliche Eine nebst der ewigen Intelligenz und der aus dieser entspringenden Weltseele die Plotinische Dreieinigkeit, deren Personen nach der Idee einer ewigen Emanation voneinander ausfließen. Die menschlichen Seelen, deren Urquell die göttliche Intelligenz ist, sinken auf den verführerischen Pfaden der Weltseele durch eigene Schuld in den Erdenstoff herab und können durch einen sittlich reinen Lebenswandel, noch mehr aber durch Beschaulichkeit und geistige Eingewöhnung in das Göttliche, zu welchem sie zurückstreben, aufs neue zurückgelangen.

Dieser mystische Idealismus fand viele Anhänger. Unter den Schülern Plotin's zeichneten sich vorzüglich aus Porphyrius (s. d.) und Amelius. Auch Jamblichus (s. d.), ein Schüler des Porphyrius, hatte sehr viele Schüler, darunter Eustathius, Aedesius und den Kaiser Julian (s. d.). In der Folge wurde Athen der Hauptsitz der N. Unter den spätern N. war Proklus (s. d.), 412—85, der berühmteste. Die neuplatonische Philosophie ist nicht nur für die Geschichte der Philosophie von großer Wichtigkeit, weil sie namentlich in Plotin einen der merkwürdigsten, wenn auch später in Phantasterei und Aberglauben aller Art verkümmerten Versuch bezeichnet, das Absolute in der Form unmittelbarer Anschauung zu erkennen, in welcher Be-

ziehung sie vielfache Vergleichungspunkte mit neuern Philosophen darbietet, sondern sie hat auch ein allgemeines culturhistor. Interesse, weil sie eine der wichtigsten Phasen des ungeheuern Gärungsprocesses darstellt, durch welchen die antike Welt in sich zusammensank. Als ein reines Erzeugniß des griech. Geistes kann sie nicht betrachtet werden. Orient. Anschauungsweisen sind das vorherrschende Element in ihr, und daraus erklärt sich auch der ganz willkürliche Synkretismus, mit welchem sie Platonische und Aristotelische Lehren benutzte. Die N. bestrebten sich, die Volksreligion in ihrer ursprünglichen Bedeutsamkeit zu fassen und brachten daher zur Unterstützung ihrer Ansicht viele histor. Notizen bei. Diese hat man früher häufig verworfen und dagegen behauptet, daß sie in einem spätern Zeitalter nicht mehr Zeugen für Thatsachen abgeben könnten, die sich zum Theil in das Dunkel der Geschichte verlieren. Allein viele dieser antiquarischen und mytholog. Notizen, welche wir zuerst und allein bei den N. finden, tragen zu sehr das Gepräge der Wahrheit, als daß wir sie als von ihnen erdichtet ansehen könnten, und sie dürften daher leicht aus frühern echten Quellen geschöpft sein, welche uns verloren gegangen sind. Bei der Hinneigung derselben zum Wunderbaren wird freilich immer eine große Vorsicht in der Benutzung ihrer Nachrichten nöthig sein. Die Herrschaft der neuplatonischen Schule war nicht zugleich mit ihrer Blüte im Alterthum beschlossen. Der Scholastik des Mittelalters gegenüber bildete eine der neuplatonischen verwandte mystische Denkart, welche sich hauptsächlich an den von neuplatonischen Ideen durchdrungenen Schriften des Areopagiten Dionysius (s. d.) entzündete, eine fortwährende, weniger öffentlich als im Verborgenen ihr Wesen treibende Opposition. Dieselbe brach offen hervor, als der Ueberdruß an der Scholastik und ihren dialektischen Subtilitäten in der letzten Hälfte des 15. Jahrh. seine Höhe erreichte. Die nächste Folge davon war eine Wiedererneuerung der neuplatonischen Philosophenschule in Italien, unter deren Anhängern und Vorfechtern vor allen Marsilius Ficinus glänzte, und welche von den Mediceern in Florenz in ihren besondern Schutz genommen wurde. Vgl. Vogt, «Neuplatonismus und Christenthum» (Berl. 1836); Matter, «Essai historique sur l'école d'Alexandrie» (2 Bde., Par. 1820); Simon, «Histoire de l'école de l'Alexandrie» (2 Bde., Par. 1843); Barthélemy Saint-Hilaire, «De l'école d'Alexandrie» (Par. 1845); Vacherot, «Histoire critique de l'école d'Alexandrie» (3 Bde., Par. 1846—50); Kirchner, «Die Philosophie des Plotin» (Halle 1854).

Neuralgien oder Nervenschmerzen nennt man jene Arten krankhafter Schmerzen, welche nur in dem Verbreitungsgebiete eines (oder mehrerer) bestimmten Empfindungsnerven (s. Nerven) auftreten und sich schon durch diese Begrenzung von den andern, z. B. durch Entzündung oder Desorganisation bedingten Schmerzen unterscheiden, weil bei diesen der Sitz und die Ausbreitung der befallenen Gewebe auch dem Schmerze seine Begrenzung anweisen. So findet sich also z. B. bei Neuralgie des fünften Nerven genau die eine Gesichtshälfte, wenn sein mittlerer Ast leidet, nur die Oberkieferpartie schmerzhaft; die Neuralgie des vordern Schenkelnerven (ischias antica) verbreitet sich an der innern Seite des Oberschenkels bis ins Knie und die des hintern Schenkelnerven (ischias postica) vom Gesäß aus bis zum Knöchel und Plattfuß hinab, während die N. der Zwischenrippennerven band- oder gürtelförmige Schmerzen um die Brust herum bewirken. Außer diesem Hauptkennzeichen (der anatom. Begrenzung), welches sich nur dann verwischt, wenn benachbarte Nervenstämme durch Ueberstrahlung im Gehirn (Irradiation des Schmerzes) mitschmerzen, erkennt man eine echte Neuralgie gewöhnlich noch an folgenden Zeichen: die Schmerzanfälle sind unverhältnißmäßig stark und peinigend (in Vergleich zu dem übrigen Befinden des Kranken und den vorzufindenden örtlichen Uebeln); sie kommen in Anfällen periodisch mit freien (oder nur durch ein dumpferes Gefühl ausgefüllten) Zwischenräumen; sie werden oft hervorgerufen durch Anlässe, welche bestimmt das Nervensystem treffen (z. B. Gemüthsbewegungen), oder welche verhältnißmäßig unbedeutender sind (z. B. leise Berührung der Haut), wogegen andere, anscheinend weit verletzendere Anlässe (z. B. ein starker Druck auf dieselbe Stelle) den Schmerz nicht wecken oder gar lindern, während diese doch den durch Gewebskrankheit bedingten Schmerz sehr deutlich hervorrufen. Bei vielen, aber nicht bei allen N. findet sich auch das zuerst von Valleix entdeckte anatom. Kennzeichen: daß ein Druck auf den Stamm des befallenen Nerven, da wo derselbe entweder aus einem Knochenkanal hervor oder durch eine sehnige Haut hindurchtritt, sofort einen lebhaften, in die Ausbreitungen des kranken Nerven hinabschießenden Schmerz weckt (die sog. Schmerzpunkte, points douloureux). Uebrigens kann auch der Fall vorkommen, daß dieselbe Hautstelle, in welcher dem Patienten der Schmerz wüthet, für eine äußere Berührung (Stiche, Kneipen u. dgl.) ganz unempfindlich ist (anaesthesia dolorosa). Dann ist der Nerv in seinem Verlauf so erkrankt, daß die eine nach dem Gehirn zu liegende Hälfte desselben Schmerzen empfindet, während die andere nach außen hin verlaufende Hälfte durch dasselbe

Krankheitsproduct (z. B. eine drückende Geschwulst) in ihrer Leitungsfähigkeit ganz unterbrochen wird. Die häufigsten und am meisten studirten N. sind die der Hautnerven (die Dermalgien); doch kommen N. auch in andern Theilen vor, z. B. in den Gelenken (Myalgien), in Eingeweiden (Enteralgien). Manche der innern Eingeweide mögen Sitz ähnlicher Nervenstörungen sein, die sich aber nicht als Schmerz, sondern in Form anderer Gefühlsstörungen äußern, z. B. in den Herznerven als Herzensangst und Außerathemkommen (die sog. Brustbräune, angina pectoris). Die eigentliche (Grund-) Störung, welche der Nerv bei N. erleidet, kann sehr verschieden sein: eine Entzündung desselben oder seines Neurilems, eine Geschwulst in oder an demselben (ein sog. Neurom), ein denselben reizender Eiterherd, Splitter u. dgl., eine denselben drückende oder zerrende Anschwellung benachbarter Theile (besonders der Knochenkanäle) u. s. w. Es kann aber auch eine centrale Erkrankung des Gehirns oder Rückenmarcks durch sog. excentrische Erscheinung des Schmerzes N. bedingen (z. B. bei Hirnerweichung, bei Bleivergiftung). Endlich können N. auch nach Art des Nervenreflexes entstehen, indem die Reizung eines entfernten Nervengebiets auf die Nervencentra übertragen und dort auf andere Nervengebiete überstrahlt (irradiirt) wurde. So entstehen oft die N. hysterischer Frauen von Uteruskrankheiten, oder Knieschmerz bei Hüftgelenksentzündung, Gesichtsschmerz bei Caries eines einzigen Zahns u. s. w. Nervenschwache, blutarme (anämische) Personen sind besonders zu N. geneigt. Die Krankheit ist hiernach von verschiedener Bedeutung und Dauer; oft sehr chronisch (in wiederholten Anfällen); doch beobachtet man auch rasch kommende und gehende N. im Verlaufe acuter Krankheiten, z. B. bei typhösen oder Sumpfwechselfiebern. Die Vorhersage und Behandlung der N. sind nach diesen Verschiedenheiten der Ursache sehr verschieden. Einige sind verhältnißmäßig leicht heilbar, wenn die Ursache erkannt wird, z. B. die von syphilitischen Knochenhautübeln oder von Zahncaries, von operirbaren oder zertheilbaren Geschwülsten, von Wechselfiebermiasma, von Bleivergiftungen, von Blutmangel abhängigen. Andere, namentlich die von centralen Nervenmarkübeln abhängigen, sind meist unheilbar, und es bleibt dann der Kunst nur übrig, sie durch betäubende oder anästhesirende Mittel, oder durch Ableitungen (Körperbewegungen, Hautreize, Localbäder u. s. w.) zu lindern.

Neureuther (Eugen), ein origineller Künstler, besonders bekannt durch die Illustrationen deutscher Dichter, der Sohn Ludwig N.'s, eines sehr geschickten Malers, der am Hofe des Kurfürsten Max von Baiern lebte und als Zeichenlehrer am Gymnasium zu Bamberg 1830 starb, wurde 15. Jan. 1806 geboren und bis zu seinem 17. Jahre in der Kunst vom Vater unterrichtet. Dann ging er nach München und studirte mit königl. Unterstützung an der Akademie. Später beschäftigte ihn Cornelius bei den Fresken in der Glyptothek, wo er die Blumen- und Arabeskeneinfassungen des trojanischen Saals malte. Da der Meister schon früher die Hinneigung seines Schülers zu solchen Gegenständen bemerkt hatte, rieth ihm derselbe, sich auch in Randzeichnungen zu versuchen und dazu die Balladen und Romanzen Goethe's zu nehmen. Es geschah, und der Dichter, dem die Arbeiten N.'s übersandt wurden, zeigte eine so aufmunternde Freude darüber, daß N. die Sachen mit der Feder auf Stein zeichnete und in fünf Heften (1829—39) herausgab. Der Verleger derselben sandte ihn 1830 nach Paris, um zu den Julirevolutions-Liedern und den neuen Nationalgesängen gleichfalls Randzeichnungen zu liefern. Der Künstler löste diese Aufgabe auf eine sinnvolle und geistreiche Art. Auf solche Weise wurde N. der Schöpfer eines neuen Gebiets, des der Dichterillustration. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich schuf er zu den Dichtungen deutscher Classiker mit unerschöpflicher Phantasie und romantischem Sinn formenreiche Rahmen, die oft auf die anmuthigste Weise den Inhalt der Dichtungen weiter ausspinnen. Auch diese Arbeiten kamen gesammelt unter dem Titel «Randzeichnungen» in sechs Heften heraus. Alle wurden aber übertroffen durch das einzelne, in sehr großer Ausdehnung angelegte Blatt, welches das Märchen vom Dornröslein behandelt (1836). Im Königsbau erhielt N. die Aufgabe, für den Salon der Königin Wieland's «Oberon» zu illustriren. Ehe er 1837 nach Rom ging, lieferte er noch die Zeichnungen zu dem Herder'schen «Cid» und schuf somit das erste illustrirte Buch, dem in allen Zweigen der Literatur seitdem so viele gefolgt sind. Nach seiner Rückkehr aus Italien fuhr er fort, aus seinen vermehrten Schätzen zu spenden; am liebsten lehnte er sich dabei, wie früher, an die Dichter an. Innige Bekanntschaft mit der Pflanzenwelt, mit deren reichem Material er so erfindungsreich hauszuhalten weiß, glücklicher Humor, der sich gelegentlich gegen die Kunstkritik zu richten pflegt, ein romantischer, märchenhafter Zug, der in der phantastischen Formenwelt sein liebenswürdiges oder tolles Wesen treibt: das ist der Charakter der Randdichtungen des Künstlers. In dieser Weise illustrirte er das Becker'sche Rheinlied, gab er einzelne Blätter zu Goethe'schen Gedichten, zu

Kobell'schen Liedern in bairischer Mundart u. s. w. Von dem großen Künstlerfeste zu München 1840 lieferte er eine Composition in Gouache, welche den allgemeinsten Beifall fand und 1844 von ihm selbst in Stahl radirt wurde. Mit Julius Schnorr illustrirte er das Nibelungenlied. Zu den «Radirungen münchener Künstler» trug er namentlich durch eine sehr humoristische Weihnachtsbescherung bei. Zedlitz' «Waldfräulein» und verschiedene deutsche Märchen, wie Aschenbrödel u. a., haben sich seiner illustrirenden Hand zu erfreuen gehabt, der zahllosen anderweitigen Zeichnungen nicht zu gedenken, die er für verschiedene Zwecke des geselligen und künstlerischen Lebens mit immer frischem Humor und nie versiegender Erfindung ausführte. Umfassende Kenntniß der Decorationsformen zeigte N. in mannichfaltigen Entwürfen zur Decoration von Baulichkeiten aller Art. Seit 1848 mit der Leitung der königl. Porzellanmanufactur zu Nymphenburg betraut, widmete er in seiner Eigenschaft als Künstler sich lediglich dieser Anstalt, bis dieselbe 1856 als Kunstanstalt aufgelöst wurde. Seit dieser Zeit hat sich N. mehr der Oelmalerei zugewandt und eine Reihe von Bildern (meist in der Galerie des Freiherrn von Schack in München) geliefert, zu denen er die Motive aus Dichtungen von Wieland, Uhland u. a. entnahm.

Neurologie, s. Nerven, Nervensystem.

Neuropteren, s. Netzflügler.

Neurosen nennt man solche Nervenkrankheiten, bei denen man keine materielle (anatom. oder chem.) Veränderung der Nerven oder ihrer Hüllen als greifbare Ursache nachgewiesen hat, womit indeß nicht behauptet werden kann, daß ihnen auch keine solche zu Grunde liegt. (S. Nervenkrankheiten.) Die N. treten ebenso auf als Störungen der Empfindung oder der Bewegungen, wie die übrigen Nervenkrankheiten. Man theilt die N. weiter ein nach dem erkrankten Organe und spricht so von einer Neurose des Herzens (mit Herzklopfen oder schmerzhafter Empfindung in der Herzgegend), einer Neurose der Harnblase, des Darmkanals u. s. w., und trennt von diesen eine Gruppe N. mit allgemeiner Betheiligung des ganzen Organismus. Zu diesen letztern rechnet man den Veitstanz, die Epilepsie, den Starrkrampf, die Hysterie und Hypochondrie.

Neusatz (ungar. Uj-Vidék), königl. Freistadt im ungar. Comitate Bács-Bodrog, am linken Ufer der Donau gegenüber von Peterwardein, Sitz des griechisch-orient. Bischofs von Bacska, mit einem griechisch-orient. Gymnasium, einer Unterreal- und einer Hauptschule, zehn Kirchen und einer Synagoge. Die Stadt zählt (1857) 15822 E. (ohne Militär). Sie ist neuern Ursprungs, treibt wichtigen Handel mit Deutschland und der Türkei und baut vorzügliches Obst und Gartengewächse. Am 11. Juni 1849 wurde N. durch die kaiserl. Truppen unter Jellachich mit Sturm genommen und bei dieser Gelegenheit durch das Feuer der Insurgenten aus der Festung Peterwardein in einen Schutthaufen verwandelt.

Neuschottland oder Nova-Scotia, ein brit. Gouvernement in Nordamerika von 878,2 Q.-M., welches früher zusammen mit dem Gouvernement Neubraunschweig (s. d.) den Namen Acadia (s. d.) führte, besteht aus einer von Nordosten nach Südwesten sich hinziehenden Halbinsel am Atlantischen Ocean, die blos im Nordwesten durch einen schmalen Isthmus mit Neubraunschweig zusammenhängt, und aus der nordöstlich liegenden Insel Cap-Breton (s. d.). N. hat viele und gute Häfen, darunter namentlich den zu Annapolis (s. d.) an der Fundybai. Ebbe und Flut sind hier am stärksten auf der ganzen Erde, indem in der Fundybai die letztere bis zu einer Höhe von 55, ja an einigen Stellen von 70 F. steigt. Wegen seiner hohen und felsigen Küsten hat das Land ein rauhes Ansehen. Auch im Innern ist es meist uneben, wenn auch ohne bedeutende Erhebungen, im allgemeinen stark bewaldet und an den Küsten und Flüssen gut angebaut. Der Boden ist ziemlich fruchtbar und das Klima wegen der oceanischen Lage des Landes gemäßigter als der westwärts unter gleicher Breite gelegene Continent, aber aus derselben Ursache auch sehr feucht und im Winter fast in immerwährende Nebel eingehüllt, besonders an den Küsten. Die Producte sind dieselben wie im ganzen nordöstl. Theil Nordamerikas. Die Bewohner, 332264, wovon 30000 auf Cap-Breton kommen, sind größtentheils brit. Ursprungs; doch gibt es unter ihnen auch viele Franzosen und Nachkommen von Deutschen. Alle Religionsbekenntnisse genießen in der Colonie völlige Toleranz. Die Presbyterianer bilden die Mehrzahl, doch wird die Anglikanische Kirche als die herrschende angesehen. Unter den Unterrichtsanstalten ist die bedeutendste das King's-College zu Windsor; die Baptisten haben das Acadia-College zu Horton, die Presbyterianer eine höhere Schule zu Pictou, die Methodisten zu St.-George, die Katholiken ein Seminar (St.-Mary's-College) zu Halifax. Außerdem gibt es noch 10 höhere und Mittelschulen und über 600 Elementarschulen. Neben Viehzucht und Ackerbau wird mit Erfolg Fischerei getrieben. Die Eisenlager liegen unbenutzt; die reichen Steinkohlenlager werden wenig ausgebeutet. Salz wird viel gewonnen, doch nicht ausreichend für den Bedarf der See-

fischerei. Der übrige Gewerbfleiß, höchstens mit Ausnahme des Schiffbaues, ist unbedeutend, der Handel dagegen von Wichtigkeit, desgleichen die Rhederei. Die wichtigsten Gegenstände der Ausfuhr sind Fische, besonders Stockfische, Thran, Holz und Steinkohlen. Die Verfassung ist ähnlich der von Canada. Dem von der Krone ernannten Gouverneur (Lieutenant-Governor), der in militärischen Anordnungen dem General-Governor von Canada untersteht, sonst aber unabhängig ist, steht ein executiver Rath zur Seite. Die legislative Versammlung besteht aus einem Oberhause, dessen Mitglieder von der Krone auf Vorschlag des Gouverneurs ernannt werden, und einem Unterhause, dessen Mitglieder die 15 Grafschaften und die Städte der Provinz wählen. Für den ersten Entdecker von N. gilt Sebast. Caboto (s. d.). Da die Engländer das Land anfangs vernachlässigten, so ließen sich auch Franzosen daselbst nieder, die jedoch 1613 von jenen vertrieben wurden. Vermöge eines Vertrags mit England kamen 1652 die Franzosen in den Besitz von N., indeß schon 1654 wurden sie unter Cromwell wieder vertrieben. Durch den Vertrag von Breda ward zwar das Land abermals an Frankreich abgetreten, 1690 aber während des Kriegs zwischen Frankreich und England von den Bewohnern Neuenglands wieder für England erobert, worauf im Frieden von Utrecht 1713 Frankreich auf dessen Besitz verzichtete. Als Hauptstadt des ganzen Gouvernements gilt Halifax (s. d.). Andere bedeutendere Ortschaften sind Liverpool mit 10000 E., Pictou mit 4000 E., von Hochschotten angelegt, die auch in der Umgegend die Hauptbevölkerung bilden und in Tracht, Sprache und Sitte viel Nationales bewahrt haben; Lunenburg (Lüneburg) mit 6000 E., welches von deutschen Einwanderern 1753 gegründet ist und bedeutende Rhederei, Seefischerei und Handel besonders mit Westindien und Neufundland treibt.

Neuseeland (engl. New-Zealand), eine Inselgruppe südöstlich von Australien im südl. Großen Ocean zwischen den Parallelkreisen von $34\frac{1}{2}$ und $47\frac{1}{2}°$ südl. Br. und den Meridianen von $166\frac{1}{2}$ und $178\frac{3}{4}°$ östl. L. von Greenwich gelegen, hat bei einer Längenausdehnung von 200 und einer durchschnittlichen Breite von 30 M. einen Flächeninhalt von 4998 Q.-M. Die Gruppe besteht aus zwei großen und mehrern kleinen Inseln. Die erstern sind die Nordinsel (bei den Eingeborenen Te-Ika-a-Maui) und die durch die Cookstraße von ihr getrennte Südinsel (Te-Wahi-Punamu). Die Foveauxstraße trennt die Südinsel von der kleinen Stewartinsel (Rakiura). Von den übrigen kleinen Inseln sind besonders White oder Whakari, ein thätiger Vulkan in der Bai of Plenty, und die Große Barrierinsel im Hauraki-Golf bemerkenswerth. Die von dem ersten engl. Gouverneur Hobson officiell eingeführten Namen Neuulster für die Nordinsel, Neumunster für die Südinsel und Neuleinster für die Stewartinsel sind ganz außer Gebrauch gekommen. Eine große Gebirgskette durchstreicht die beiden Hauptinseln in ihrer Längenrichtung von Südwest nach Nordost, nur unterbrochen durch die Cookstraße. Die großartigste und mannichfaltigste Entwickelung erreicht sie auf der Südinsel, in deren mittlerm Theil sie vollständigen Alpencharakter annimmt und den Namen Südliche Alpen erhält. Neben dem Mount-Cook als höchstem Gipfel (13200 engl. F.) ragen zahlreiche Bergriesen bis über 10000 F. empor, so Mount-Tyndall, Forbes, Arrowsmith, Petermann, De la Beche. Dieselben sind von 7500 bis 7800 F. an mit ewigem Schnee bedeckt und haben zahlreiche, zum Theil sehr große Gletscher, die bis zu 3000 F. Meereshöhe herabreichen. Großartige Gletscherströme, herrliche Gebirgsseen, prachtvolle Wasserfälle, Engpässe und düstere Felsschluchten, von tosenden Gebirgsströmen durchrauscht, bilden die Zierde einer wilden, unbewohnten, erst in neuester Zeit von einzelnen Reisenden und Goldgräbern betretenen Gebirgslandschaft. Die erste wissenschaftliche Erforschung dieser Südlichen Alpen verdankt man Julius Haast in Christchurch. Gegen Westen fällt das Alpengebirge steil ab und läßt nur einen schmalen Küstensaum frei, auf dem seit 1865 namentlich bei Hokitika Gold gegraben wird. Gegen Osten liegen am Fuß des Gebirgs ausgedehnte Ebenen und Alluvialflächen, vortrefflich geeignet für Ackerbau und Viehzucht und von europ. Colonisten in Besitz genommen, während im Norden und Süden die Ausläufer und Abhänge des Gebirgs in mächtigen Thonschieferformationen jene goldhaltigen Quarzadern bergen, denen die Provinzen Nelson und Otago ihren Reichthum verdanken. Auf der Nordinsel führt die Gebirgskette verschiedene Namen, wie Tararua, Ruahine, Kaimanawa, Te Waiti; ihre Spitzen erreichen hier nur die Höhe von 5—6000 F. Westlich legt sich an sie ein Hochplateau, das gegen Nord und Süd allmählich abdachend den übrigen Theil der Nordinsel bildet und an mehr als hundert Punkten von den vulkanischen Kräften der Tiefe durchbohrt ist. Nahezu in der Mitte der Nordinsel, am südl. Ufer des großen Binnensees Taupo, erheben sich der noch thätige Tongariro-Vulkan (6500 F.) und der erloschene, schneetragende Ruapahu (9195 F.),

an der Westküste ragt der schneegipfelige Taranaki oder Mount-Egmont bis 8270 F. empor. Nordöstlich vom Tongariro aber bis zur Bai of Plenty breitet sich der geologisch berühmte Seedistrict aus. Hier dampft es an mehr als tausend Stellen aus tiefen Spalten, welche die Lavaschichten durchziehen, während zahlreiche Seen die größern Bodensenkungen erfüllen, kochende Quellen, Solfataren und brodelnde Schlammkessel überall an die noch vorhandene unterirdische Glut erinnern. Nordwestlicher bei Auckland und in der Inselbai gibt es ungemein zahlreiche erloschene Vulkankegel. Von den ältesten plutonischen Gesteinen bis zu den jüngsten vulkanischen Bildungen und von den ältesten metamorphischen Bildungen an durch die ganze Reihe der versteinerungführenden Formationen bis zu den jüngsten Sedimentbildungen sind nach Hochstetter's Forschungen alle Hauptglieder vertreten. Auch ist N. reich an Mineralschätzen aller Art, Gold, Kupfererz, Eisenerz, Chromerz, Graphit, Kohlen. In seiner fossilen Flora und Fauna wie in seiner lebenden charakterisirt sich N. als eins der abgeschlossensten Schöpfungscentren; es muß seit uralten Zeiten ringsum durch tiefes Meer von andern Ländern getrennt gewesen sein. Die Fossilien sind von denen Australiens und Südamerikas gänzlich verschieden. Nahe an 70 Proc. seiner Pflanzen sind ihm eigenthümlich, und ähnlich verhält es sich mit der Thierwelt. Landsäugethiere kennt man nur drei, zwei Fledermäuse und eine kleine einheimische Ratte; außerdem scheint eine Fischotter vorzukommen. Unter den etwa 100 bekannten Vögeln sind drei höchst merkwürdige flügellose (Apteryx, Kiwi), während eine ebenfalls flügellose Riesenart (Palapteryx ingens, Moa) ausgestorben. Aus der Klasse der Amphibien fehlen die Schlangen ganz, ebenso die Schildkröten; nur elf Eidechsen und ein einziger, am Koromandel-Hafen selten vorkommender Frosch vertreten die Klasse. An Fischen herrscht großer Reichthum. Unter den Pflanzen sind als besonders charakteristisch zu nennen die sehr zahlreichen Farren (120 Arten), die fast alles offene Land in Berg und Thal bedecken und in den baumartigen Species (Dicksonia und Cyathea) bis 30 und 40 F. Höhe erreichen. Dem Lande eigenthümliche Nutzpflanzen sind die Kaurifichte (Dammara australis), die vortreffliches Bauholz und ein sehr gesuchtes Harz, einen der wichtigsten Ausfuhrartikel, liefert, und der neuseeländ. Flachs (Phormium tenax). Die Eingeborenen sind echte Polynesier und gehören derselben Rasse an, welche die Inseln der Südsee von den Samoa- und Tongainseln östlich bis zur Osterinsel sowie den Sandwich-Archipel bewohnt. Sie nennen sich selbst Maori und treten nach Zahl wie nach körperlicher und geistiger Begabung als der bedeutendste Stamm der Polynesier auf. Ihren Sagen nach sind sie aus Hawaiki eingewandert, das man bald mit Hawaii der Sandwichinseln, bald mit Sawaii der Samoa-Gruppe identificirt hat, während die Ansichten über die Zeit der Einwanderung zwischen 1300 v. Chr. und 1300 n. Chr. schwanken. Wie Schirren wahrscheinlich gemacht hat, ist jedoch die Sage nicht historischer, sondern mythischer Natur. Den Europäern gegenüber zeigten sie sich anfangs feindselig. Kannibalismus und Kindermord waren bei ihnen gewöhnlich; beide Geschlechter tättowirten sich. Dagegen trieben sie schon damals neben Jagd und Fischerei Ackerbau, verzierten ihre Hütten mit kunstvollen Holzschnitzereien, lebten in Dörfern beisammen und bereiteten aus dem neuseeländ. Flachs Matten und Mäntel.

N. wurde 13. Dec. 1642 von Tasman entdeckt. Die erste genauere Kenntniß verdankt man aber Cook, der es 1769, 1773 und 1777 besuchte und vollständig umsegelte. Derselbe führte Kartoffeln, Schweine und Gemüse auf N. ein. Die gewaltsame Entführung eines Häuptlings durch den franz. Kapitän de Surville 1769 rächten die Maori 1772 durch Ermorden und Aufessen des Kapitän Marion und seiner 15 Leute. Von dieser ersten blutigen That an ist die Geschichte der ersten Jahrzehnte nach Cook kaum etwas anderes als eine Reihe blutiger Conflicte zwischen den wilden Kannibalen und den ruchlosen Repräsentanten europ. Civilisation. Erst mit Samuel Marsden beginnt durch die Gründung der Mission 1814 eine neue Epoche. Die Eingeborenen wurden allmählich zu Christenthum und Civilisation übergeführt und der Weg zu friedlicher, geordneter Civilisation gebahnt. Den letzten, unter furchtbaren Grausamkeiten geführten Bruderkrieg (1820—27) veranlaßte der Häuptling Hongi (der Neuseeland-Napoleon). Von da an nahm das Missionswerk raschen Fortgang, und seit 1843 ist kein Fall von Kannibalismus wieder vorgekommen. Nachdem einige Ansiedelungen an der Inselbai entstanden waren, Baron von Thierry 1838 am Hokianga einen unabhängigen Staat zu gründen versucht und die New-Zealand-Association 1839 Wellington an der Cookstraße errichtet hatte, wurde 1840 N. für eine selbständige Colonie der brit. Krone erklärt. Streitigkeiten, verfehlte Verwaltungsmaßregeln, Krieg hielten die Entwickelung der Colonie zurück, bis der Gouverneur Sir George Grey (1847—53) einen glänzenden Aufschwung herbeiführte, der auf der Nordinsel seit 1860 durch den Aufstand der Eingeborenen neuerdings gelähmt wurde, auf der Südinsel

dagegen seit der Goldentdeckung 1861 in großartigster Weise fortschritt. N. zerfällt in neun Provinzen, deren Bewohnerzahl Ende 1864 folgende war: Auckland 42132, Taranaki 4374, Wellington 14987, Hawke's Bai 3770 (die Nordinsel zusammen 65263); Nelson 11910, Marlborough 5519, Canterbury 32276, Otago 49,019, Southland 8085 (die Südinsel zusammen 106809). Ganz N. zählt 172072 E., außer den Eingeborenen, deren Zahl 1860 auf der Nordinsel 53056, auf der Südinsel 2219, im ganzen 55275 betrug, seitdem aber bedeutend abnahm. Von 1858—64 hat sich die Zahl der Colonisten fast verdreifacht. Hauptstadt von N. und Sitz der Colonialregierung ist Auckland (s. d.). Die öffentlichen Einnahmen beliefen sich 1863 auf 1,380836 Pfd. St. Der gesammte Tonnengehalt der angekommenen und abgegangenen Schiffe betrug 814600 Tons, der Werth der Einfuhr 7,024674, der Werth der Ausfuhr 3,485405 Pfd. St. Vgl. Hochstetter, «Neuseeland» (Stuttg. 1863), «Topogr.-geol. Atlas von N.» (mit Petermann, 6 Blatt, Gotha 1863), «Geologie von N.» (Wien 1864) und «Paläontologie von N.» (Wien 1864); ferner Thomson, «The history of New Zealand» (2 Bde., Lond. 1859); Fox, «The war in New Zealand» (Lond. 1866).

Neusibirien (russ. Nowaja Sibir), eine Inselgruppe im nördl. Eismeere, zum ostsibir. Oblast oder Gebiete Jakutsk gerechnet, nordöstlich von den Mündungen der Lena, zwischen 72° 50′ und 76° 20′ nördl. Br., zu beiden Seiten des Meridians von 160° östl. L. ausgebreitet, besteht, abgesehen von einigen kleinern Eilanden, aus den vier Hauptinseln Nowaja-Sibir im Osten, Fadejewskij oder Thaddäusinsel in der Mitte, Kotelnoj-Ostrow oder Kesselinsel im Westen und Lächowskij oder Blishni (d. h. die Nahe) im Süden, gegenüber dem Swjatoi-Noß oder Heiligen Vorgebirge. Sämmtliche Inseln, die ein Areal von 975,6 Q.-M. einnehmen, sind felsig, baumlos, überhaupt sehr vegetationsarm, an den Küsten freilich mit großen Massen von Treibholz besetzt und fast das ganze Jahr mit Eisschollen umgeben. Die Inseln sind des rauhen Klimas wegen unbewohnt und werden von den Russen nur wegen der Jagd auf Seethiere und wegen der großen Menge von Knochen und Zähnen vorweltlicher Thiere (Mammuth, Rhinoceros, Büffel u. s. w.) besucht, die sich auf und in dem Boden finden und einen Handelsartikel abgeben. Insbesondere sind die urweltlichen Elefantenzähne, die daselbst vorkommen, unter dem Namen des Lächow'schen Elfenbeins wegen ihrer Schönheit berühmt. N. wurde 1760 von dem Jakuten Emerikam aus Ustjansk entdeckt. Im April 1770 fand der russ. Kaufmann Lächow die dem Heiligen Vorgebirge am nächsten liegende Insel, welche Katharina II. nach ihm benennen ließ, und die noch unberührte Schätze von Mammuthzähnen barg. Im Sommer 1773 fand Lächow das nächste Eiland Maloi (d. i. das Kleine), von welchem aus wiederum Land im Norden, nämlich die Kesselinsel, erblickt wurde. Erst 1805 fand Sannikow, ein Beamter des Eigenthümers der drei Lächow'schen Inseln, die Insel Fadejew, und ein anderer Russe, Namens Sirowatskoj, die Insel Nowaja-Sibir. Die gesammte Gruppe wurde 1809—11 durch Hedenström, einen Beamten aus Irkutsk, aufgenommen und 1823 durch Lieutenant Anjou trigonometrisch vermessen, der zugleich damals, im Frühjahr, eine Schlittenreise über die Inselgruppe hinaus ins Meer bis 76° 35′ nördl. Br. ausführte, die höchste bisher erreichte Polhöhe im asiat. Eismeere.

Neusiedlersee (ungar. Fertö), fischreicher See im Westen Ungarns, zwischen dem Oedenburger und dem Wieselburger Comitat gelegen, ist nach dem Plattensee der bedeutendste See des Landes, hat ein Areal von 6½ Q.-M., eine Länge von 4, eine Breite von 1—1½ M., ist jedoch wegen seiner geringen Tiefe (6—13 F.) nur für Kähne und kleine Flöße fahrbar. Sein Wasser erhält er aus dem kleinen Fluß Vulka; seine Ufer sind mit dichtem Schilf bewachsen, das Heerden von wilden Gänsen, Enten und andern Wasservögeln zum Aufenthalt dient, von den Bewohnern der Umgegend aber auch als Dachbedeckung und zur Feuerung stark benutzt wird. Das Wasser ist sehr salzhaltig und soll gegen Hautausschläge sehr gute Dienste leisten. Von drei Seiten ist der See von blühenden Weingebirgen umringt, die ein treffliches Erzeugniß (darunter der Ruster) liefern. Im Osten aber schließt sich ihm der nur durch einen schmalen Damm getrennte große Sumpf Hánság an, der an 6 Q.-M. Ausdehnung hat, von Schilf und Rohr dicht bedeckt ist, bei hohem Wasserstande die Nachbarfelder überschwemmt, oft aber auch zurücktritt und einen Theil seines Grundes dem Anbau überläßt.

Neusilber, s. Argentan.

Neusohl (ungar. Besztercze-Bánya), königl. Frei- und Bergstadt im Sohler Comitat, liegt am Zusammenflusse der Gran und Bistritz in einem von hohen Bergen rund umschlossenen Thale und gehört zu den schönsten Städten Ungarns, sowol wegen ihrer reizenden, an Bergen, Hügeln, Gewässern, Wiesen, Waldungen, Schlössern und Erzhämmern reichen Umgegend, als wegen der

schönen Gebäude, welche die Stadt selbst zieren. Am bedeutendsten sind unter diesen das alte Castell mit zwei kath. Kirchen, die Kathedrale, die schönen evang. Kirchen, die bischöfl. Residenz, das Domkapitelhaus, das Comitats-, das Stadthaus und der Kammerhof oder das königl. Bergamtsgebäude. N. ist Hauptort des Sohler Comitats, der Sitz der Comitatsbehörde, eines Comitatsgerichtsstuhls und eines Berggerichts, einer Hüttenverwaltung, wie des neusohler Bisthums und Kapitels. Es hat ferner ein bischöfl. Lyceum und Seminar, ein Obergymnasium, eine Lehrerbildungsanstalt, eine Hauptschule und verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten. Die Einwohnerschaft (5661 im J. 1857), die hauptsächlich vom Eisen- und Kupferbergbau und den verwandten Gewerbszweigen lebt, besteht aus Slawen (Slowaken) und Deutschen, die Stephan I. des Bergbaues wegen aus Thüringen herbeigerufen hatte, und vertheilt sich der Confession nach fast zu gleichen Hälften auf die kath. und evang. Kirche.

Neuß, Kreisstadt im Regierungsbezirk Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz, liegt 1 M. südwestlich von Düsseldorf und 1/2 St. vom Rhein, mit dem es durch die von hier aus schiffbare Erft und eine Dampffähre in Verbindung steht. Die Wälle, welche früher die Stadt umgaben, sind jetzt zu öffentlichen Spaziergängen umgeschaffen. N. ist Sitz eines Landrathsamts und eines Kreisgerichts, hat einen Freihafen und zählt 12003 E. (1866). Die im Rundbogenstile in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. erbaute kath. Münsterkirche zum heil. Quirinus ist eins der schönsten Baudenkmale dieser Periode am Niederrhein. Dieselbe wurde neuerdings in entsprechender Weise restaurirt. Außerdem hat die Stadt eine prot. Kirche. 1852 wurde ein kath. Gymnasium eröffnet. N. ist der wichtigste Getreidemarkt der preuß. Rheinprovinz sowie für Oel- und Mehlfabrikation der bedeutendste Platz ganz Deutschlands. Fünf große Wasser- und sechs Dampfmühlen sind für Oel, drei Wasser- und vier Dampfmühlen für Mehlproducte in beständigem Betrieb. Auf erstern werden täglich ungefähr 700 Ctr. Rüböl im Werthe von 12000 Thlr. gewonnen, während auf letztern täglich 1200—1500 Ctr. Weizen im Werthe von 4—5000 Thlr. zum Vermahlen gelangen. Auch auf andern Gebieten ist die Fabrikindustrie in fortschreitender Entwickelung begriffen. Außer verschiedenen andern Etablissements bestehen zu N. eine Stearinfabrik und mehrere Maschinenfabriken. Bedeutend ist ferner der Handel mit Steinkohlen, und die Viehmärkte sind stark besucht. Durch die Aachen-Düsseldorfer und die diese durchschneidende Rheinische Bahn hat N. directe Verbindungen mit Frankreich und Belgien erhalten, während zugleich die frühern Verbindungen mit Holland und dem Oberrhein vermittels des Erftkanals und des Rhein durch diese Bahnen wesentlich erleichtert worden sind. Die Stadt verdankt ihr Entstehen den Römern, die hier, zu Novesium, ein Standlager hatten. Historisch denkwürdig ist die Belagerung von N. durch den Herzog Karl den Kühnen von Burgund. Als infolge der Streitigkeiten des Bischofs Ruprecht von Köln mit seinem Domkapitel ersterer seinen Verwandten, den Herzog Karl, zu Hülfe rief, erschien dieser mit seiner ganzen Heeresmacht 14. Juli 1474 vor N. Allein trotz der größten Anstrengungen vermochte er die Stadt nicht einzunehmen. Nachdem die Belagerung bereits elf Monate gedauert und dem Herzoge 10000 Mann gekostet, bestimmte ihn das Erscheinen Kaiser Friedrich's III., der sich mit der Reichsarmee vor N. gelagert hatte, zum Frieden und Abzuge. — Der Kreis N. hat ein Areal von 5,32 Q.-M. und zählt 42295 E. (1864).

Neustadt (poln. Prudnitz), Kreisstadt und Garnisonsplatz im Regierungsbezirk und 6 M. im SW. von Oppeln in der preuß. Provinz Schlesien, an der Prudnicka, mit 9122 E. (1864), Woll- und Leinweberei (Damast), Garn- und Haarspinnerei sowie besuchten Getreidemärkten. Hier hatten die Oesterreicher 22. Mai und 7. bis 12. Sept. 1745 sowie 15. März 1760 Gefechte mit den Preußen, und 28. Febr. 1779 schossen sie die Stadt zusammen. Der Kreis zählt auf 14,56 Q.-M. 83432 E. — N. (poln. Nowemiasto), Kreisstadt im westpreuß. Regierungsbezirk und 5 1/2 M. im NNW. von Danzig, an der Rheda und Bialla, mit 3503 E., Leinweberei, Schiffahrt, Holz- und Getreidehandel. Um die Stadt herum stehen 35 Calvarienkapellen, wohin große Processionen unternommen werden, die mit Jahrmärkten verbunden sind. Der Kreis hat auf 26,33 Q.-M. 58293 E. — N., Hafenstadt im Herzogthum Holstein, an einer tief landeinwärts dringenden Bucht der Ostsee, 4 M. im NNO. von Lübeck, mit einer schönen goth. Kirche vom J. 1238, Seebädern und 3813 E., die mancherlei Gewerbe, Schiffahrt und wichtigen Getreidehandel treiben. Hier fand in der Nacht vom 20. zum 21. Juli 1850 der Kampf zwischen dem holstein. Kriegsdampfer Von der Tann unter Kapitänlieutenant Lange und einem dän. Kriegsdampfboote, einer Corvette und einem Kutter statt, wobei Lange, um sich nicht ergeben zu müssen, sein Fahrzeug in die Luft sprengte. — N., Stadt und Hauptort eines Amts (11,27 Q.-M.) im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, auf einer von der

Elde gebildeten Insel, zwischen Parchim und Ludwigslust, mit 1830 E., einem 1711 erbauten großherzogl. Schlosse, worin eine Gemäldesammlung, einem andern theilweise befestigten Schlosse, einer Gewerbeschule, Brennereien und Brauereien. — N., Stadt in der bisher kurhess. Provinz Oberhessen und Sitz eines Justizamts im Kreise und $2\frac{1}{2}$ M. ostnordöstlich von Kirchhain, an der Eisenbahn, mit zwei durch alterthümliche doppelte Mauern geschiedenen Vorstädten, 2020 E., vielen Mühlwerken, Ackerbau und Viehzucht. — N., Städtchen und Hauptort eines Kreises (3,5 Q.-M. mit 17123 E.) in der großherzogl. hess. Provinz Starkenburg, an der Mümling, $3\frac{3}{8}$ M. ostsüdöstlich von Darmstadt, dem Fürsten Löwenstein-Wertheim gehörig, mit 865 E. und den Ruinen des Bergschlosses Breuberg. — N., Städtchen von 1715 E. und Amtssitz in dem bad. Kreise Freiburg, bis 1864 Hauptort eines Bezirksamts im Seekreise (5,72 Q.-M., 14261 E.), an der Wutach, einer der Hauptsitze der Schwarzwälder Industrie, besonders auch für Uhren und Strohgeflechte. — N. an der Agger, ein sehr gewerbfleißiges Städtchen im Kreise und $\frac{3}{4}$ M. von Gummersbach im rheinpreuß. Regierungsbezirk Köln, Hauptort der ehemaligen Herrschaft Gimborn-N., mit 1418 E., Stahlfabrikation, Streichgarnmaschinenspinnerei, Baumwoll- und Leinwandweberei, Strumpfwirkerei und ausgedehntem Handel. Das Pfarrdörfchen Gimborn hat ein Hammerwerk und ein weitläufiges gräfl. Stolbergisches Schloß. — N. an der Aisch, Stadt und Hauptort eines Amtsbezirks (9,4 Q.-M. mit 32233 E.) und eines Landgerichts im bair. Kreise Mittelfranken, 4 M. im N. von Ansbach, an der Nürnberg-Würzburger Eisenbahn, in schöner, fruchtbarer Gegend, mit 3512 E., einer Baumwoll- und einer Lederfabrik, Nagelschmieden, Wein- und Hopfenbau. — N. an der Donau, ein Städtchen im bair. Kreise Niederbaiern, im Landgericht und $\frac{3}{4}$ M. südöstlich von Abensberg, mit 1570 E., Pottaschsiederei, Hopfenbau und starkem Holzhandel. Es finden sich hier mancherlei Spuren röm. Niederlassungen und eine Sammlung alter Waffen im Rathhause. Der Ort wurde 1632 von den Schweden unter General Horn erstürmt. — N. an der Dosse, ein Städtchen mit 1042 E. im Ruppiner Kreise des preuß. Regierungsbezirks Potsdam, an der Berlin-Hamburger Eisenbahn, 10 M. von Berlin, ist wegen des Friedrich-Wilhelms-Hauptgestüts bekannt. In dem benachbarten Dorfe Lindenau befindet sich das Landgestüt. Die früher im nahen Dorfe Sieversdorf vorhandene Spiegelfabrik ist eingegangen. — N.-Eberswalde, eine Stadt im Oberbarnimer Kreise desselben Regierungsbezirks, an der Finow, dem Finowkanal und der Berlin-Stettiner Eisenbahn, in freundlicher Umgebung gelegen, hat eine Colonie aus Ruhla und aus St.-Gallen, 7126 E., einen Gesundbrunnen (erdig-salinische Stahlquelle), überaus rege und mannichfaltige Fabrikthätigkeit und eine blühende Forstlehranstalt, welche sich bis 1830 in Berlin befand und durch Wilh. Pfeil organisirt wurde. In der Nähe liegen die dem Staate gehörige, 1781 gegründete Papierfabrik Spechthausen mit 218 E., das königl. Messingwerk Heegermühle mit 356 E., das großartigste in Preußen, der königl. Kupferhammer mit 123 E., das königl. Hüttenwerk Eisenspalterei mit 262 E., die königl. Papierfabrik Wolfswinkel mit 151 E. und bei dem Dorfe und Gute Hohen-Sinow (411 E.) das Gußstahlwerk Carlswerk mit 124 E. (Privatbesitz). Nicht nur in industrieller, sondern auch in alterthümlicher Hinsicht bietet die Umgegend Interesse dar. 1 M. nördlich, am Wege nach Angermünde, liegt das Domänenamt Chorin, früher ein Cistercienserkloster, welches 1231 gegründet worden, die Gräber mehrerer Markgrafen von Brandenburg enthält und vorzüglich durch die schöne Ruine seiner Kirche ausgezeichnet ist. Vgl. Bellermann, «Beschreibung der Stadt N.» (Berl. 1829). — N. an der Heide, eine Stadt im Fürstenthum und 2 M. von Koburg an der Sonneberger Eisenbahn, an der Rötha und am Fuße des dichtbewaldeten Muckbergs, mit einem herzogl. Schlosse und 2858 E., die viele sog. Sonneberger Waaren verfertigen und starken Handel betreiben. — N. an der Hardt, Stadt und Hauptort eines Amtsbezirks (9,77 Q.-M. mit 65024 E.) und eines Landgerichts in der bair. Rheinpfalz, Knotenpunkt der Maximilians-, Ludwigs- und Bexbacher (Saarbrücker) Eisenbahn, in dem anmuthigen Thale des Speierbachs mit schönen Umgebungen gelegen, hat 8090 E., eine vollständige Lateinschule (Casimirianum, 1579 gestiftet), eine stattliche Stiftskirche aus dem J. 1356, mit den Gräbern mehrerer Pfalzgrafen, ein schönes Stadthaus, welches 1743 von den Jesuiten als Collegiumsgebäude aufgeführt wurde, ein reiches Spital. Der Ort hat eine ansehnliche Fabrikthätigkeit, namentlich in Buntpapier, Tuch, Gold- und Silberwaaren, Oel und Branntwein, außerdem Wein- und Holzhandel, Pferdezucht, Wein- und Obstbau. In der Nähe liegt die alte Ruine Hambach (s. d.). — N. am Kulm, Städtchen im Amtsbezirk Eschenbach in dem bair. Kreise Oberpfalz, zwischen dem Rauhen Kulm (2134 F. hoch) und dem Schlechten Kulm (1746 F.), mit 1000 E., zwei Burgruinen und einem schönen öffentlichen Garten. — N.-Harzburg oder

N. an der Radau, ein weitläufiger Marktflecken im braunschweig. Fürstenthum Wolfenbüttel, Endpunkt einer Zweigbahn, mit 1331 E., besuchten Sol- und Wellenbädern und der benachbarten Ruine der alten Harzburg (s. d.) auf dem Burgberg. — N. unterm Hohnstein, ein Marktflecken mit 1044 E. und Hauptort der gräfl. Stolbergischen Grafschaft Hohnstein, im hannov. Landdrosteibezirk Hildesheim, 8 M. östlich von Göttingen, mit einem Schlosse und der darüber auf einem Porphyrfelsen gelegenen, im 12. Jahrh. erbauten und 1627 zerstörten Feste Hohnstein, der größten aller Burgruinen des Harzes. — Mährisch-N. oder Unczov, eine Stadt im Kreise und 3 M. im N. von Olmütz, an der Oskawa, Sitz eines Bezirksamts, hat 4498 E., eine Haupt- und Unterrealschule, ein stattliches Rathhaus, eine goth. Pfarrkirche, ansehnliche Wollzeugfabrikation, Leinweberei, Handel mit Getreide, Garn und andern Fabrikaten. — N. an der Mettau (slaw. Nové miesto nad Metuji), Städtchen im böhm. Kreise Königgrätz, 2 M. östlich von Josephstadt, mit Mauern und Thürmen umgeben, ist der Sitz eines Bezirks- und Steueramts, hat ein Schloß, ein Kloster, ein Krankenhaus und 1800 E. — N. an der Orla, früher Hauptstadt des 1815 von Sachsen abgetretenen Neustädter Kreises, jetzt eines Verwaltungsbezirks (11,38 Q.-M. mit 50036 E.) im Großherzogthum und 5½ M. im SO. der Stadt Weimar, Sitz der Bezirksdirection, eines Justiz-, Berg- und Steueramts, hat 4823 E., ein großherzogl. Schloß, die große Johannes- und eine andere Kirche, ein schönes Rathhaus, eine Secundar- oder Realschule, ein Hospital, ein Krankenhaus, ansehnliche Fabriken in Tuch und Leder, auch Lohmühlen, Ziegelhütten, Woll-, Jahr- und Viehmärkte. — N. bei Pinne (poln. Lwowek), Stadt im Kreise und 3¼ M. nordwestlich von Buk im preuß. Regierungsbezirk Posen, mit 2534 E., Lein- und Wollweberei, Gerberei und besuchten Getreidemärkten. — N. am Rübenberg, Stadt und Amtssitz im hannov. Fürstenthum Kalenberg, an der Leine und der Eisenbahn, 4,2 M. von Hannover und 1,3 M. nordnordöstlich von Wunstorf, mit 2084 E., einem Eisenwerk, starker Bierbrauerei, Leinweberei und Kalksteinbrüchen. — N. an der Saale, Hauptstadt eines Amtsbezirks (6,47 Q.-M. mit 20867 E.) im bair. Kreise Unterfranken, an der fränk. Saale gelegen und mit Mauern und Thürmen umgeben, ist der Sitz eines Bezirks- und Landgerichts, eines Rent- und Forstamts, hat 1788 E., eine Lateinschule, Damast- und Baumwollweberei, Gerberei, Färberei, Feld-, Obst- und Weinbau, eine Salzquelle und zwei Eisensteinbrüche. In der Nähe liegen die beträchtlichen Ruinen der alten Salzburg. — N. bei Stolpen, Stadt und Hauptort eines Gerichtsamts in der sächs. Kreisdirection Dresden, an der Polenz, 2¾ M. im NO. von Pirna, hat 2670 E., Leinweberei, Messer- und Stahlwaarenfabrikation. — N. an der Waldnaab, Städtchen von 1313 E. und Hauptort eines Amtsbezirks (10,9 Q.-M. mit 25702 E.) im bair. Kreise Oberpfalz, an der Eisenbahn, hat ein Schloß, Quarz-, Zinnober- und Frauenglasbrüche. — N. an der Warthe (poln. Nowemiasto), Städtchen im Kreise Pleschen des preuß. Regierungsbezirks Posen, hat 1284 E., welche Tuch-, Papier- und Topfwaaren fabriciren, Schiffahrt und lebhafte Viehmärkte unterhalten. — Ueber N. in Niederösterreich s. Wiener-Neustadt.

Neustrelitz, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz, an der Ostseite des Zierkersees, in anmuthiger, hügeliger Gegend, ist erst 1733 angelegt und in Gestalt eines achteckigen Sterns erbaut, dessen breite Straßen mit meist regelmäßigen Häusern am Marktplatze zusammenlaufen. Inmitten des Platzes wurde 1866 das eherne Standbild des 1860 verstorbenen Großherzogs Georg (von Wolf in Berlin) aufgestellt. Die Stadt, die zu den freundlichsten Mittelstädten des nördl. Deutschland gehört, ist Sitz der obersten Landesbehörde, hat zwei Kirchen (die Hof- und die Stadtkirche), ein Schauspielhaus und von höhern Unterrichtsanstalten ein Gymnasium (Carolinum) und eine Realschule. An das im Innern schöne großherzogl. Residenzschloß schließen sich reizende Parkanlagen. Von Sammlungen für Wissenschaft und Kunst bestehen zu N. eine großherzogl. Bibliothek von 70000 Bänden, eine Sammlung wendisch-obotritischer Alterthümer und ein Münzcabinet. Die Stadt zählt 7431 E. (Oct. 1860), welche hauptsächlich von der Hofhaltung, aber auch von Korn- und Wollhandel, Brauerei und Brennerei leben. Nur ½ St. südlich von N. liegt die Stadt Strelitz oder Altstrelitz, die ehemalige Hauptstadt des Landes, mit 2992 E., zwei Pfarrkirchen und einer Straf-, Zucht- und Irrenanstalt. Der lebhafte Gewerbsbetrieb erstreckt sich besonders auf Tabacks-, Leder-, Oel-, Wachslicht- und Wattenfabrikation. Zu Strelitz werden die bedeutendsten Pferdemärkte des Großherzogthums gehalten. 1 St. von N. liegt das Cabinetsgut Hohenzieritz, auf dessen Schlosse die Königin Luise von Preußen 19. Juli 1810 starb.

Neustrien oder Westfrancien (Francia occidentalis) hieß seit der Theilung von 511 in der Zeit der Merovinger und Karolinger der westl. Theil des Stammreichs der Franken (s. d.).

Er erstreckte sich von der Scheldemündung südlich bis zur Loire, begriff die spätern franz. Provinzen Isle-de-France, Orléanais, Perche, Touraine, Anjou, Maine, Bretagne, Normandie, Picardie und Artois, das franz. und belg. Flandern in sich und grenzte südlich an Aquitanien und östlich an Burgund und Austrasien (Francia orientalis). Die Hauptorte waren Soissons, Paris, Orleans und Tours. Den Kern des neustrischen Reichs bildete das Herzogthum Francien; die Bretagne war immer nur lose damit vereinigt. Vom 10. Jahrh. an, nachdem Karl der Einfältige den Normannen den Landstrich, der nun die Normandie bildete, 912 abgetreten hatte, verlor sich der Name N.

Neusüdwales (engl. New South Wales), brit. Colonie im südöstl. Australien, umfaßt 14513 Q.-M. mit (1865) 400000 E. Die Grenzen derselben sind im O. der Große Ocean, im W. gegen die Colonie Südaustralien der 141. Meridian (östlich von Greenwich), im S. gegen die Colonie Victoria der Murray und eine gerade Linie von dessen Quellen bis Cap Howe, im N. der 29. Parallel östlich bis zum Barwan, von da eine gekrümmte Linie bis Point-Danger. Nach der Bodengestalt besteht die Colonie in dem durchschnittlich 7 M. breiten Streifen wellenförmigen Landes längs der Küste, in dem sich westlich daranschließenden Hochplateau von beträchtlicher Breite, welches sich der Küste parallel von Norden nach Süden durch die Colonie zieht, aber unter 32° südl. Br. durch das Thal des Hunter in zwei Theile getrennt wird, und in den weiten Ebenen im Westen, welche den größten Theil der Colonie einnehmen. Das Hochplateau, das vom Hunter an gegen Norden und Süden allmählich höher wird, und dessen nördlich vom Hunter gelegener Theil durchschnittlich 2500 engl. F. Höhe hat, während der südlich sich im Durchschnitt nicht über 2200 engl. F. erhebt, bietet mannichfache Formen. Hier und da breiten sich weite Hochebenen aus, die aber oft von gerundeten oder schroffen Hügelreihen durchsetzt werden, so besonders die Darling-Downs, Barney-Downs, Beardy-Plains, Byron-Plains, Bathurst-Plains, Goulburn-Plains, Brisbane-Downs. Durch die ganze Länge des Hochplateau aber läuft eine Bergkette, die Große Wasserscheidekette (Great Dividing Chain) mit ihren Seitenarmen. Die durchschnittliche Erhebung dieser Kette beträgt 3500 F., einzelne Gipfel erreichen aber eine bedeutendere Höhe, so der Mount-Kosciusko 7285 (nach Neumayer), Murragural 6987, Jallula 6934, Ram's-Head 6838, Jagungal 6763, Mount-Lindsay 5700, Ben-Lomond 5000 F. Die Hauptgebirgsgruppen dieser Wasserscheidekette sind von Norden nach Süden das New-England-Gebirge, das Liverpool-Gebirge, die Blue-Mountains, welche bis 1813 den Ansiedlern eine unübersteigliche Schranke gegen das Innere des Landes zu sein schienen, das Cullarin-Gebirge, das Gourock-Gebirge, das Manero- und das hohe Muniong-Gebirge mit den Culminationspunkten der Colonie. Oestlich an der Großen Wasserscheidekette laufen die Küstengebirge meist parallel mit ihr. Dieselben bilden im allgemeinen den Rand des Hochplateau und erheben sich im Mount-Sea-View bis 6000 F. Als isolirte Hügelgruppen unterbrechen nahe der Westgrenze die Grey- und Barrier- oder Stanleyberge die Ebenen. Das Hochplateau entsendet nach Osten kurze, reißende Küstenflüsse, von denen auch die bedeutendsten, wie der Clarence, McLeay, Hunter, Hawkesbury und Shoalhaven, nur im untersten Theile auf kurze Strecken schiffbar sind, nach Westen dagegen den größten Fluß Australiens, den Murray mit seinen die großen, fast unmerklich geneigten Ebenen durchschneidenden, einen Theil des Jahres schiffbaren Nebenflüssen Murrumbidgee, Lachlan und Darling. N. liegt in der warmen gemäßigten Zone. Das Klima ist im allgemeinen warm und trocken, die Temperaturunterschiede nicht bedeutend, dagegen kommen häufig und unregelmäßig furchtbare Dürrungen und excessive Regenfälle mit Ueberschwemmungen vor. Im Küstenstrich beträgt die Durchschnittstemperatur 15½° R., der Niederschlag 60 Zoll; die Zahl der Regentage 140; auf dem Hochplateau die Temperatur 10° R., der Niederschlag 30 Zoll, die Zahl der Regentage 114; auf den Ebenen des Westens die Temperatur 14½° R., der Niederschlag 19 Zoll, die Zahl der Regentage 64. Die Ebenen sind in manchen Jahren wasserlose Wüsten, zu andern Zeiten voll ungeheuerer Seen und Sümpfe. Für Europäer ist das Klima gesund. Während das Plateau größtentheils aus Granit und dessen Varietäten besteht, der oft von Trapp durchbrochen oder von metamorphischen Gesteinen, wie Glimmerschiefer, überdeckt ist, herrschen im Küstenstrich secundäre Formationen vor, darunter die wichtige Kohlengruppe, die am Hunter und im Illawarradistrict ausgebeutet wird, auf den westl. Ebenen dagegen tertiäre und neuere Bildungen, abwechselnd mit großen Trappausbreitungen. Spuren neuerer vulkanischer Thätigkeit sind nicht beobachtet worden. Der Boden kann nur da ein fruchtbarer genannt werden, wo er aus zersetztem Trapp oder Kalkstein besteht; größtentheils dient er nur zu Viehweiden, und auf große Strecken hin ist er ganz unbrauchbar. Eine hohe Wichtigkeit haben die seit 1851 entdeckten Goldlager, die sich meist auf das Hoch-

plateau beschränken, aber bis 1866 mindestens für 21 Mill. Pfd. St. Gold geliefert haben. Die charakteristischen Bäume sind, wie in Australien überhaupt, die zahlreichen Acacia- und Eucalyptusarten, die Casuarinen, Banksien und Grasbäume (Xanthorrhea). Auf den Küstenstrich beschränken sich die Cedern, Ficus, Kohlpalmen und Baumfarrn. Alle Bäume sind immergrün, und die meisten haben verticalstehende Blätter. Einzelne Theile der großen Ebenen bedeckt sog. Shrub, dichtes, oft undurchdringliches Buschwerk von verkrüppelten Akazien und Eucalypten. Die Gebirge sind meist weniger bewaldet als das Küstengebiet. An die Stelle der rasch aussterbenden, kaum noch 2000 Köpfe zählenden schwarzen Eingeborenen trat seit 1788, wo England eine Verbrechercolonie an der Botanybai gründete, nach und nach eine weiße Bevölkerung, vorzugsweise Briten und Irländer, dann auch Deutsche, Amerikaner und seit neuerer Zeit Chinesen. Die Deportation von Verbrechern nach N. hat seit 1839 aufgehört, doch macht sich der Ursprung der frühern Ansiedler noch jetzt in der auffallend großen Zahl grober Verbrechen bemerklich. Producirt werden hauptsächlich Mais, Weizen, Hafer, Kartoffeln, Wein, Feigen, Orangen, Pfirsiche, Pflaumen. Ferner besitzt die Colonie wenigstens 8 Mill. Schafe, 2 Mill. Rinder und 1/4 Mill. Pferde. Daher hat sie eine sehr bedeutende Ausfuhr von Wolle, Talg, Häuten, Horn und Knochen, zusammen im Werth von 2 Mill. Pfd. St. jährlich. Die Manufacturen stehen noch auf einer unbedeutenden Stufe. Die Verfassung ist eine sehr freisinnige, der von der Krone eingesetzte Gouverneur und sein verantwortliches Ministerium werden von dem Gesetzgebenden Rath und der Gesetzgebenden Versammlung, welche letztere aus freier Wahl hervorgeht, controlirt. Die öffentlichen Einnahmen belaufen sich auf 2 Mill. Pfd. St., der Werth der Einfuhr auf 10, der der Ausfuhr auf 8 Mill. Die Colonie zerfällt, soweit sie vermessen ist, in Grafschaften, deren es jetzt etwa 50 gibt, und in Polizeidistricte. Hauptstadt ist Sidney am Port-Jackson, mit 80000 E., der zweitwichtigste Hafenort Newcastle am Hunter, mit 4000 E. Wichtigere Orte sind außerdem Westmaitland (6000 E.), Paramatta, mit einer Sternwarte (6000 E.), Goulburn (3300 E.), Bathurst (4000 E.). Postdampferlinien setzen Sidney einerseits über Melbourne mit Indien, andererseits über Neuseeland mit Panama in Verbindung. Vgl. Baim, «History of New South Wales» (Lond. 1845); Sidney, «The colony of New South Wales» (Lond. 1852).

Neutra (ungar. Nyitra), Comitat Ungarns im diesseitigen Donaukreise, im N. an Mähren, an das Turóczer und Trentsiner, im O. an das Barser, im S. an das Komorner und Presburger, im W. an letzteres Comitat und an Mähren grenzend, umfaßt einen Flächenraum von 104,4 Q.-M. und (Oct. 1857) 327040 E., die in 2 Städten, 37 Marktflecken und 392 Dörfern wohnten. Mit Ausnahme des nördl. Waag- und des Neutrathals und einer kleinen Ebene am Marchflusse ist N. vorherrschend gebirgig oder doch hügelig. Getreide wird kaum für den eigenen Bedarf hinlänglich gebaut. Von den Weinen ist namentlich der rothe Neustadtler gesucht. Hingegen nimmt N. in Rücksicht der Vieh-, besonders der Schafzucht die erste Stelle unter den ungar. Comitaten ein. N. erfreut sich außerdem einer ziemlich lebhaften Gewerbsthätigkeit. Die Nähe Mährens macht N. zum Vermittler zwischen Ungarn und diesem Nachbarlande und gibt dadurch seinem Handel Bedeutsamkeit. Die Bevölkerung ist vorherrschend slaw. Nationalität und kath. Glaubens; Protestanten zählt man gegen 60000, Israeliten über 30000. Hauptort des Comitats ist die sehr alte Stadt N. am rechten Ufer des Flusses Neutra, mit (1857) 9267 E. Sie ist Sitz eines Bischofs und hat drei Klöster, eine theol. Lehranstalt, ein Obergymnasium und eine Hauptschule. Andere bedeutendere Ortschaften sind: die königl. Freistadt Skalicz mit 5882 E., einem Gymnasium und lebhafter Wollwaarenindustrie; die einst so berühmte Festung Neuhäusel (s. d.); die Festung Leopoldstadt; der Marktflecken Neustadtl mit 4940 E. (über die Hälfte Juden).

Neutralisiren heißt einen sauren Körper mit einem alkalischen oder basischen, oder einen alkalischen oder basischen mit einem sauren dergestalt verbinden, daß keiner von beiden mehr vorwaltet, daß also bei Flüssigkeiten die neutralisirte Flüssigkeit weder blaues Lackmuspapier röthet, noch geröthetes bläut. Man sagt in solchem Falle, die Säure sei von der Base gesättigt worden, und nennt demnach den Zustand, in welchem sich die Verbindung befindet, einen gesättigten, den Act aber, durch welchen dieser Zustand herbeigeführt wurde, die Sättigung, und den Moment, in welchem durch fortgesetzte Hinzufügung der einen Substanz zur andern die Sättigung vollendet wird, den Sättigungspunkt. Da der theoretisch-chem. Begriff der Neutralität oder des neutralen Zustandes in der neuern Chemie eine andere Bedeutung erhielt (s. Neutralsalze), so hat nur noch diese praktische Erklärung des N. ihren Werth In ähnlicher Weise braucht man diesen Ausdruck bei physik. Vorgängen. So

kann man z. B. positive Elektricität durch negative, oder Nordmagnetismus durch Südmagnetismus neutralisiren.

Neutralität (lat.), die Nichttheilnahme an dem Streite anderer, ist in völkerrechtlicher Beziehung von besonderer Wichtigkeit, wenn ein Staat im Verhältnisse zu andern kriegführenden Mächten den Friedensstand sich bewahrt und weder zum Besten noch zum Nachtheil einer der Kriegsparteien in feindseliger Weise thätig wird. Insofern jedem Staate das souveräne Urtheil über das ihm Dienliche zusteht, ist jede N. nach ihren nächsten Gründen eine «freiwillige». Wenn daher völkerrechtliche Acte einzelnen Staaten, wie z. B. Belgien, der Schweiz, «immerwährende» und «nothwendige N.» verbürgen, so liegt darin wol ein die garantirenden Mächte bindender Verzicht auf jede Zumuthung eines Kriegsbündnisses, nicht aber eine dahin wirkende Beschränkung, daß solche Staaten an jeder freiwilligen Parteinahme verhindert wären. Mit der Neutralitätserklärung wird die Pflicht übernommen, sich aller Unterstützung zu Kriegszwecken zu enthalten. Ein neutraler Staat soll weder mit seinen Land- und Seestreitkräften am Kriege theilnehmen, noch durch Subsidien, Lieferung von Kriegsmaterialien, Stellung von Transportmitteln, Erlaubniß zu öffentlichen Anlehen, Werbungen, Kriegsanlagen und Truppenbewegungen auf seinem Gebiete die eine Macht vor der andern begünstigen. Auf neutralen Boden gelangende Corps sind zu entwaffnen, Kriegsgefangene sofort in Freiheit zu setzen. In der Uebung allgemeiner Menschenpflichten durch die Pflege von Verwundeten liegt jedoch ebenso wenig eine Verletzung der übernommenen N. als in der Erlaubniß zur Ausführung von Mundvorräthen, in der offenen Kundgebung von Mitgefühl für die Sache der einen Partei und selbst in der Fortsetzung eines Bundesverhältnisses zu letzterer ohne thätliche Betheiligung am Kriege. Desgleichen kann dem Staate daraus kein Vorwurf erwachsen, wenn einzelne Bürger in einem der feindlichen Heere dienen oder wenn Privatpersonen auf eigene Gefahr ohne Aufsehen erregende Vorbereitung sich der Zuführung von Kriegscontrebande (s. Contrebande) schuldig machen. Neben der «vollkommenen» oder «allgemeinen» N. kennt das Völkerrecht auch eine «unvollkommene» oder «partielle». Eine solche besteht bei der vertragsmäßigen Beschränkung des Kampfes auf ein bestimmtes Kriegsfeld, wenn namentlich diese Localisirung andern Mächten im Interesse ihres friedlichen Verkehrs zugesagt ist, hinsichtlich der übrigen Theile des Staatsgebiets. Desgleichen kann ein Staat bei der Neutralitätserklärung der einen Kriegspartei die Ausübung einer von früherher zustehenden Staatsservitut, z. B. die Benutzung von Etappenstraßen durch sein Gebiet, vorbehalten. Zuweilen wird auch einzelnen Expeditionen zu nichtkriegerischen Zwecken und ihren Beförderungsmitteln N. ertheilt, wie z. B. im franz.-ital.-österr. Kriege der Fregatte Novara auf ihrer Weltumsegelung. Die Acte der internationalen Conferenz zu Genf vom 22. Aug. 1864, welcher bisjetzt fast alle civilisirten Staaten beigetreten, sichert allen im Kriege verwundeten und erkrankten Soldaten, den Gebäuden, in welchen sie sich befinden, den Aerzten und dem gesammten Verpflegungspersonal für immer die gleiche Ausnahmestellung. Wird die Neutralitätszusage durch feindselige Parteinahme gebrochen, so kann der dadurch verletzte Staat Entschädigung fordern oder äußerstenfalls selbst den Krieg erklären, wenn nicht polit. Erwägungen und der Wunsch, dem Gegner keine offenen Bundesgenossen zuzuführen, ein entschuldigendes Uebersehen oder wenigstens vorläufige Zurückhaltung empfehlen. Von den Kriegführenden wird eine erklärte N. dadurch anerkannt, daß sie sich jeder Forderung von Begünstigungen und jeder feindseligen Behandlung des Gebiets, der Schiffe und der Angehörigen des neutralen Staats enthalten. Da sie jedoch durch bloße Rechtsgründe nicht gehindert werden können, Dritte in den Krieg hineinzuziehen, so ist der neutrale Staat befugt, geeignete Maßregeln zur Aufrechthaltung seiner souveränen Entschließung zu treffen und nöthigenfalls sich zu gewaltsamer Abwehr zu rüsten. Eine solche «bewaffnete N.» hielten namentlich Rußland, Preußen, Dänemark, Schweden und Portugal 1780 gegen die Anmaßungen Englands aufrecht, das während des Kriegs mit seinen nordamerik. Colonien neutrale Schiffe nach feindlichem Eigenthum jeder Art untersuchen und dadurch deren Handel vernichten wollte. Der damals vertretene Grundsatz, daß die feindliche Ladung mit Ausnahme der Kriegscontrebande durch die neutrale Flagge gedeckt sei, und daß neutrale Güter auf feindlichen Schiffen nicht für gute Prise erklärt werden können (frei Schiff frei Gut, unfrei Schiff frei Gut) ist aber erst 12. Juni 1856 durch den Pariser Congreß zur Anerkennung (ausgenommen in Nordamerika) gelangt.

Neutralsalze nannte man sonst vorzugsweise die weder sauer noch alkalisch auf Pflanzenfarben reagirenden Salze der Alkalien und Erden, später alle Salze ohne saure und alkalische Reaction. Seit Aufstellung des bestimmten Begriffs der Sättigungscapacität infolge der Fortschritte der Lehre von den chem. Aequivalenten oder Mischungsgewichten pflegt man indessen

solche Salze neutrale zu nennen, in welchen die Basis für jedes in ihr aufgenommene Atom Sauerstoff ein Atom der Säure aufgenommen hat. So enthält also in allen neutralen kohlensauren Salzen die Säure zwei Aequivalente Sauerstoff auf ein Aequivalent in der Basis; in den schwefelsauren ist das Verhältniß 3 : 1, in den salpetersauren 5 : 1, in den neutralen Salzen der gewöhnlichen Phosphorsäure 5 : 3, u. s. w. Dies stimmt aber mit dem ältern Begriffe nicht immer überein, da ein neutrales Salz eine saure Reaction besitzen kann, wie z. B. bei dem schwefelsauren Kupferoxyd der Fall ist, oder eine alkalische Reaction, wie das kohlensaure Kali.

Neutrum (lat., keins von beiden) bezeichnet, wie der Name andeutet, das grammatische Geschlecht, welches weder Masculinum noch Femininum ist. In den indogerman. Sprachen besteht der Unterschied des N. vom Masculinum nur darin, daß ersteres keine eigenthümliche Nominativform hat, sondern statt derselben den Accusativ gebraucht, darum z. B. im Lateinischen die Neutralform bellum gleich dem Accusativ servum vom Masculinum servus ist. In der Vertheilung der Nomina auf die drei Geschlechter herrscht selbst in sehr verwandten Sprachen keine Uebereinstimmung, um so weniger, da in manchen, z. B. den roman. Sprachen, dem Litauischen u. a., der Unterschied des N. vom Masculinum fast geschwunden ist. Auch das Deutsche kann nur noch am Artikel den Unterschied bezeichnen.

Neuwied, die Hauptstadt der mediatisirten Grafschaft Wied (s. d.) sowie eines Kreises des Regierungsbezirks Koblenz in der preuß. Rheinprovinz, liegt am rechten Ufer des Rhein, über den eine fliegende Brücke führt, in einer anmuthigen Ebene und zählt 8086 E. (1864), zum größten Theil Lutheraner und Reformirte, aber auch Katholiken, Mennoniten, Quäker und Inspirirte, Herrnhuter (etwa 400) und Juden. Die Stadt wurde erst zu Anfange des 17. Jahrh. angelegt und hat deshalb breite, rechtwinkelige Straßen und freundliche Wohnungen. Ihren schnellen Flor beförderte der Fürst Alexander von Wied-Neuwied besonders dadurch, daß er allen Ansiedlern freie Religionsübung gestattete. In dem mit einem schönen Garten umgebenen Residenzschlosse findet sich eine ansehnliche Sammlung röm. Alterthümer, welche namentlich in der Umgebung der Stadt, wo man 1791 eine Römerstadt entdeckte, gefunden wurden, sowie auch das von dem Prinzen Maximilian von Wied gesammelte Brasilische Museum. Sehenswerth sind außerdem die Gebäulichkeiten der Brüdergemeine. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu N. ein Schullehrerseminar, ein Progymnasium und eine höhere Bürgerschule, außerdem mehrere engl., franz. und deutsche Pensionate für Knaben und Töchter. Die Bewohner des Orts sind sehr gewerbfleißig. Es finden sich in und bei N. Zuckerraffinerien, Eisenwerke, Walzwerke, viele Taback- und Cigarrenfabriken. Außerdem liefert die städtische Industrie sog. Gesundheitsgeschirr, Tapeten, schöne Uhren, Blech-, Tischler- und andere Waaren. Der Verkehr auf dem Rhein ist bedeutend. Viele Fremde nehmen zu N. ihren Winteraufenthalt. Nordöstlich der Stadt liegt das Lustschloß Monrepos mit herrlicher Aussicht. Der Kreis N. hat ein Areal von 11,3 Q.-M. und 56771 E. In demselben liegt die Stadt Linz am Rhein, mit 2941 E., kath. Progymnasium, Schloß, drei Kirchen, Industrie, Weinbau und großen Basaltbrüchen. Ferner sind bemerkenswerth: die Flecken Dierdorf mit 1392 E. und dem Residenzschlosse des Fürsten von Wied-Runkel, Isenburg mit 706 E. und dem Stammschlosse der gleichnamigen Grafen, Unkel, am Rhein und dem Siebengebirge, mit 733 E., und Erpel, am Rhein, mit 1010 E. und Weinbau (Leywein). Vgl. Cassino, «Die Stadt N.» (Neuwied 1851).

Neuyork (New York), der durch Reichthum, Volksmenge und Einfluß bedeutendste der Vereinigten Staaten von Amerika, liegt am nördlichsten unter den Middle-Atlantic-States, zwischen 40½° und 45° nördl. Br., wird begrenzt im N. von Canada, dem Lorenzstrom und Ontariosee, im W. vom Niagarafluß und Eriesee, im S. von Pennsylvanien, Neujersey und dem Atlantischen Ocean, im O. von Connecticut, Massachusetts und Vermont, und umfaßt ein Areal von 2171 Q.-M. Die sehr mannichfaltige Oberfläche erhält ihr Hauptrelief durch zwei Bergzüge (die Highlands und die Catskillberge), welche den östl. Theil des Staats durchziehen und als Fortsetzungen der Alleghanies anzusehen sind. Durch diese beiden Bergzüge, zwischen denen das Thal des Champlainsees und des Hudsonflusses eine merkwürdige Querspalte, die tiefste Depression im System der Alleghanies, bildet, erhält der ganze Osten des Staats durchgängig einen bergigen und hügeligen Charakter. Dagegen ist das Land im Westen derselben vorherrschend eben, ausgenommen im Süden, in der Nähe der pennsylvanischen Grenze. Die Bewässerung des Staats ist reich und mannichfaltig. Unter den Flüssen ist der 70 M. lange Hudson der bedeutendste und von außerordentlicher Wichtigkeit wegen der großen Vortheile, die er als Wasserstraße bietet. Bei Troy verstärkt durch den 20 M. langen, weniger für die Schiffahrt als durch seine Fälle (40 und 70 F. hoch) für die Fabrikindustrie wichtigen Mohawk, mündet

der Hudson gegen 5000 F. breit bei der Stadt Neuyork. Der 29 M. lange Genesee mündet, nachdem er einige bedeutende Wasserfälle gebildet, in den Ontariosee, wie auch der 26 M. lange Black-River, der Oswego und andere Flüsse. Der Oswegatchie fällt in den St.-Lorenz, der Saranac bei Plattsburg in den Champlain. An der Nordgrenze fließt der St.-Lorenz, an der Südgrenze der Alleghany, der Susquehannah und der Delaware, deren Hauptarme im Staate N. entspringen. Außer dem Champlain-, dem Ontario- und Eriesee, die theilweise zu N. gehören, enthält der Staat eine Menge kleinerer Landseen. Die Seeküste von N. ist ihrer Ausdehnung nach die geringste in den 13 alten Staaten der Union; aber in keinem derselben ist die Berührung mit der See so einflußreich für die Entwickelung des Verkehrs und der Macht geworden wie hier. Dies ist vornehmlich der günstigen Lage des schönen Hafens der Stadt Neuyork in Bezug auf die innere Wasserverbindung mit einem wichtigen Hinterlande zu verdanken, sowie der außerordentlichen Sorge des Staats für Vervollkommnung und Vervielfältigung dieser Wasserverbindungen. N. nimmt hierin den ersten Rang unter den Unionsstaaten ein. 1825 besaß der Staat nur erst den Eriekanal von 79 M. Länge, 1853 aber schon einen Kanaltract von 186 M. Das Klima N.s ist im Südosten veränderlich, der Winter zwischen den Gebirgen lang und streng. Im Westen zeigt sich zwar das Klima gemäßigter und angenehm, doch immer noch excessiv an Wärme und Kälte im Vergleich mit europ. Ländern unter gleichen Breitengraden. Die Bodenbeschaffenheit ist durchgängig günstig, zum Theil sehr fruchtbar. Die eigentlichen Ackerbaudistricte sind aber mehr auf den ebenern Westen beschränkt, und namentlich ist das Gebiet zwischen dem Mohawkthale und den Großen Seen der eigentliche Weizendistrict des Landes. 1860 waren 14,376897 Acker des Bodens urbar gemacht und bebaut; die Farmen aber repräsentirten einen Werth von 803,343593 Dollars. Der unebene Osten eignet sich mehr zur Viehzucht, mit deren Producten sowie mit Honig und Wachs ein bedeutender Handel nach dem In- und Auslande, auch nach Europa getrieben wird. Der Staat hat noch schöne Waldungen, besonders in den Berggegenden, während diese in den Ebenen mit der Entwickelung des Anbaues rasch verschwinden. Die wichtigsten Waldbäume sind die Weymouthkiefer, die Hemlocktanne, Eichen, Birken, Buchen und Ahorn, besonders Zuckerahorn, aus dem 1860 10,816458 Pfd. Ahornzucker gewonnen wurden. An nutzbaren Mineralien sind besonders zu nennen Salz und Eisen, während Steinkohlen fehlen. N. ist der volkreichste wie Massachusetts der volksdichteste Staat der Union. Die Bevölkerung stieg in den J. 1790—1860 von 340120 auf 3,880735 Seelen, was eine Zunahme von etwa 1000 Proc. ergibt. Unter der Gesammtbevölkerung befanden sich 1860: 49005 freie Farbige. Von den Weißen waren 998040 in der Fremde geboren und zwar 256252 in Deutschland, 106011 in England, 27641 in Schottland, 498072 in Irland und 55273 in Britisch-Amerika. Indianer zählte man nur noch 3779. Das Hauptgewerbe der Bevölkerung bildet noch immer die Landwirthschaft, unerachtet des bedeutenden Aufschwungs der Industrie und des Verkehrs. 1860 gab es im Staate 22624 größere Etablissements, die zusammen 172,895652 Doll. Kapital besaßen und 176885 Männer sowie 53227 Frauen beschäftigten, an Rohmaterial für 214,813053 Doll. verbrauchten und dagegen für 378,870939 Doll. fabricirten. Unter letzterer Summe waren begriffen 7,471961 Doll. für Baumwollwaaren, 9,090316 für Wollwaaren, 3,216124 Doll. für Eisenfabrikate, 10,878797 Doll. für Schuhe. Der Werth des Grundeigenthums ward nach dem Census von 1860 auf 1069,658080 Doll. und das bewegliche Vermögen auf 320,816658 Doll. berechnet. Die 306 Banken besaßen ein Kapital von 111,821957 Doll., haben sich aber seitdem an Zahl und Kapital bedeutend vermehrt. Die Gesammtlänge der Eisenbahnen betrug 2701,84 engl. M., deren Herstellung 131,320542 Doll. erforderten. Die beiden wichtigsten Eisenbahnen sind die Neuyork-Central-Bahn (von Albany bis Buffalo und dem Niagarafalle), mit Zweigbahnen, 556 engl. M. lang, und die Neuyork-Erie-Bahn von Neuyork bis Dunkirk, 545 M. lang. Von Neuyork nach Albany gehen die Hudson-River- und Harlem-Bahn. Die Ausfuhr hatte 1860 einen Werth von 145,555449, die Einfuhr dagegen von 394,045326 Doll. Der Tonnengehalt der 1851—60 klarirten Schiffe betrug 3,275791, wovon 2,131519 auf amerik. und 1,143652 auf fremde Schiffe kamen. Dem religiösen Bekenntnisse nach bilden die Episkopalmethodisten und die Presbyterianer die entschiedene Mehrheit. Sehr zahlreich sind auch die Congregationalisten, Baptisten, Holländisch-Reformirten, Universalisten, Quäker und Katholiken. Der Staat besitzt viele literarische Institute: 19 sog. Universitäten und Collegien (welche den Standpunkt der deutschen Realschulen und Gymnasien einnehmen), darunter 6 theologische, 1 juristische und 4 medicinische. Für den Volksunterricht ist durch 10650 öffentliche Schulen hinlänglich gesorgt. Auch liegt im Staate die Militärakademie von Westpoint, ein den Vereinigten Staaten gemeinsames Institut. Die Zahl

der öffentlichen Bibliotheken beträgt über 200, die der Schulbibliotheken 8360. Der Staatsschulfonds beläuft sich auf 6⅔ Mill. Doll., die vom Privateigenthum (728 Mill. Doll.) gezahlte Freischulensteuer auf 1,893025 Doll. Die Finanzen des Staats sind in sehr befriedigendem Zustande. N. hat zwar (1860) eine Schuld von 34,192975 Doll., aber die Eisenbahnen, Kanäle und andere Bauten repräsentiren allein einen Werth von 63,389513 Doll. und geben einen großen Gewinn. 1860 betrug die Einnahme 3,234798, die Ausgabe 3,104028 Doll.

Der Hudson und die Insel Manhattan wurden von Henry Hudson 1609 entdeckt. Die Holländer gründeten 1613 die erste Niederlassung an der Südspitze jener Insel, bemächtigten sich dann des Landes und nannten es Neuniederland oder Neubelgien. 1664 wurde das Land von den Engländern unter Richard Nicholls für den Herzog von York in Besitz genommen und auch im Frieden zu Breda 1667 von den Holländern überlassen. Indessen nahmen es 1673 die Holländer wieder weg, gaben es aber schon 1674 im Vertrage zu Westminster abermals zurück, und der Herzog von York erhielt nun von seinem Bruder Karl II. ein neues Verleihungspatent. Die Colonie fühlte sich unter der Oberherrlichkeit des Herzogs oft hart bedrückt, hielt aber bereits 1683 die erste legislative Versammlung ab. 1689, nach der Vertreibung der Stuarts, ward das Land unmittelbare Provinz der brit. Krone. Auch in dem neuen Verhältnisse gab sich oft genug polit. Misvergnügen kund, besonders in Bezug auf Abgaben, und zumal bei den Streitigkeiten über die Stempeltaxe (1765), welche der Trennung der Colonien vom Mutterlande vorausgingen. 1776 wurde N. von den Engländern erobert, die bis zum Frieden von 1783 im Besitz blieben. Am 26. Juli 1788 nahm der Staat die Verfassung der Union an. Die gegenwärtige Staatsverfassung, welche die schon 1821 in mehr liberalem Sinne amendirte, ursprünglich sehr conservative Constitution von 1777 in eine entschieden demokratische umgewandelt und namentlich das Wahlrecht fast zu einem allgemeinen gemacht hat, ist vom 9. Oct. 1846. Sie ertheilt jedem 21jährigen weißen Bürger der Vereinigten Staaten, der ein Jahr im Staate und sechs Monate in der Grafschaft, in welcher er wählt, gewohnt hat, das Wahlrecht. Auch die Farbigen haben dieses Recht, wenn sie drei Jahre im Staate gewohnt haben, seit einem Jahre ein Freigut von 250 Doll. Jahresertrag als Eigenthum besitzen und davon eine Taxe bezahlen. Die ausübende Gewalt ist in den Händen eines Gouverneurs, der einen Gehalt von 4000 Doll. bezieht. Die gesetzgebende Gewalt üben der Senat von 32 und das Haus der Repräsentanten von 128 Mitgliedern. Der Gouverneur, die obersten Beamten und die Senatoren werden auf zwei, die Repräsentanten auf ein Jahr, die Richter auf sechs Jahre vom Volke gewählt. Zum Congreß schickt N. 2 Senatoren und 31 Repräsentanten. Der Staat wird in 59 Grafschaften eingetheilt. Die Hauptstadt ist Albany (s. d.), die größte Stadt aber Neuyork (s. d.). Bedeutende Städte sind noch: Brooklyn, Buffalo, Rochester, Syracuse, Troy, Utica, Oswego, Auburn und Poughkeepsie.

Neuyork, die größte Stadt und das Hauptemporium der Neuen Welt, nach London der bedeutendste Handelsplatz der Erde, liegt auf dem Südende der zwischen dem Hudson, dem Harlem- und East-River befindlichen, gegen 3 M. langen und etwa 1 Q.-M. umfassenden Insel Manhattan, welche das Stadtgebiet und die Grafschaft N. bildet. Die Stadt ist an der herrlichen, von Hügeln bekränzten Neuyorkbai erbaut, welche den 5½ Q.-M. umfassenden, durch eine Gruppe von Inseln gänzlich vor dem stürmischen Ocean geschützten, zugleich an allen seinen Zugängen durch Festungswerke gesicherten Seehafen, und zwar den innern Hafen bildet, während der Außenhafen oder die eigentliche Bai von den Narrows, dem südl. Eingange zwischen Staten- und Long-Island, gegen 4 M. südwärts bis zur Landzunge Sandy-Hook in Neujersey reicht. Die fremden und mit dem ausländischen Handel beschäftigten Schiffe sammt den großen Küstenfahrern liegen meist am Ufer des East-River, die übrigen Küstenfahrer und Dampfschiffe vorzüglich im Hudson. Von den Holländern 1613 unter dem Namen Neuamsterdam gegründet, 1664 von den Engländern erobert, von diesen N. genannt und mit Ausnahme eines holländ. Zwischenbesitzes von 1673—74 bis zum Nov. 1783 behauptet, ist die Stadt sehr rasch zur Metropole von Nordamerika emporgewachsen. 1731 betrug die Bevölkerung 4622, im J. 1860 dagegen 805651 Seelen, worunter 130000 Deutsche. Zählt man Brooklyn (s. d.) und Williamsburg auf Long-Island, die mit N. geschäftlich nur als eine einzige Stadt zu betrachten sind, hinzu, so beträgt die Bevölkerung über eine Million, mit den übrigen Nachbarorten etwa 1,200000 E., darunter 200000 Deutsche. Mit Ausnahme der alten, ursprünglich von den Holländern angelegten, unregelmäßig und zum Theil sehr eng gebauten Theile der Stadt ist N. regelmäßig und gut gebaut. An der Südspitze der Insel liegt die sog. Battery, ein mit Alleen und Boskets bepflanzter Platz mit herrlicher Aussicht auf die Bai, früher eine beliebte Promenade der Neuyorker, jetzt der Landungsplatz der Einwanderer. Von der Battery zieht die Hauptstraße

N.s, der Broadway oder Breite Weg, 3 engl. M. weit nordwärts quer durch die Stadt und bildet deren Hauptgeschäfts- und Verkehrsader. An ihn schließen sich zu beiden Seiten bis zur Höhe der Kanalstraße die Geschäftsquartiere, Waarenlager, Banken und Versicherungsanstalten an. Nördlich von der Kanalstraße dient der Broadway dem Detailgeschäft. Das Hauptquartier des Geldgeschäfts bilden die Wallstraße und Exchange-Place. Die öffentlichen Gebäude N.s sind meist geschmackvoll. So das den Vereinigten Staaten gehörige Zollhaus (Customhouse), ein massenhaftes, prachtvolles Granitgebäude mit einem sehr schönen Porticus von 16 ionischen Säulen und einem von 8 korinthischen Säulen aus ital. Marmor getragenen Dome überdeckt; ferner das der Union gehörige Unterschatzamt nebst Münze, aus weißem Marmor in der Form eines dorischen Tempels erbaut; das Stadthaus oder City-Hall in der Mitte des Parks; das Criminalgerichtshaus oder The Tombs, aus Granit in ägypt. Stile erbaut und mit dem Detentionshause in Verbindung stehend; die Halle der Universität von N. im goth. Stil; endlich das Columbia-College. Großartige Gebäude sind außerdem das City-Hospital, das neue Gerichtshaus im Park, das Gebäude der amerik. Bibel- und Tractatengesellschaft, das Cooper-Institut, das Gebäude der Historischen Gesellschaft, die Mercantile-Library, verschiedene Banklocale (wie Continental-, Metropolitan- und American-Exchange), das Verkaufslocal und die Musikhalle (die größte der Stadt) der Deutschen, die Pianofortefabrik von Steinway und Söhne, das Deutsche Clubhaus Harmonie in der 42. Straße, die Neuyork-Bibliothek mit 40000 Bänden, die Astor-Bibliothek mit 120000 Bänden, zu deren Gründung und Unterhaltung der bekannte neuyorker Kaufmann Jakob Astor (s. d.) 400000 Dollars vermacht hat, verschiedene Krankenhäuser und mehrere kolossale Hotels. Unter letztern ist das Fifth-Avenue-Hotel mit 800 Zimmern und einer perpendikulären Eisenbahn, welche die Gäste bei Tage und Nacht in die obern Stockwerke fährt, das berühmteste in ganz Amerika, ein gigantisches, palastartiges Gebäude aus Marmor, gleichsam eine Welt im kleinen; ferner das Astorhouse, die St.-Nicholas-, St.-James-, Westminster-, Clarendon- und Metropolitan-Hotels. Von schönen Straßen ist die 5. Avenue zu nennen, das Centrum der fashionablen und reichen Welt. Das Großartigste aber, was N. an Bauwerken unternommen, ist der 5. Oct. 1842 vollendete Croton-Aquäduct, der täglich 60 Mill. Gallonen reines und gesundes Wasser in der Stadt vertheilt, und der 1857 in Angriff genommene, aber noch nicht vollendete Centralpark, zwischen der 59. und 110. Straße und der 5. bis 8. Avenue gelegen, welcher im ganzen 844 Acker umfaßt und bereits 10 Mill. Dollars gekostet hat.

Die Stadt besitzt über 300 Gotteshäuser für mehr als 30 Confessionen. Durch eine päpstl. Bulle vom 19. Juli 1850 wurde N. zu einem Erzbisthum erhoben und die Bischöfe von Boston, Hartford, Albany und Buffalo demselben als Suffragane untergeordnet. Unter den Kirchen befinden sich mehrere schöne Gebäude. Die ausgezeichnetste und ohne Zweifel die schönste der Union ist die Dreifaltigkeitskirche mit einem 264 F. hohen Thurme. N. hat 6 höhere und 267 Volksschulen, welche über 1 Mill. Dollars jährlich kosten, und 150000 Schüler, darunter 3000 farbige, unterrichten. Die erstern sind das Columbia-College, 1754 unter dem Namen King's-College von König Georg II. errichtet, mit 1 Präsidenten und 7 Professoren; die 1831 errichtete Neuyork-University mit 1 Kanzler und 11 Professoren; die medic. Facultät dieser Universität mit 6 Professoren; das Collegium der Aerzte und Chirurgen mit 6 Professoren; das allgemeine theol. Seminar der Episkopalkirche mit 5 Professoren; das Union-Seminar der Presbyterianer mit 5 Professoren. Außerdem sind bemerkenswerth die Historische Gesellschaft mit einer werthvollen Bibliothek, einer Sammlung von indian. Alterthümern, Münzen u. s. w., die Ethnologische Gesellschaft, die 1852 erst gegründete Geographische Gesellschaft, das American-Institute zur Aufmunterung des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels; die National-Kunstakademie mit einer Statuensammlung und Gemäldeausstellungen; die Clinton-Hall-Association zur Beförderung der Künste und Wissenschaften; der kaufmännische Bibliothekverein. Ferner sind zu nennen viele religiöse und 45 philanthropische Anstalten, besonders die verschiedenen amerik. und neuyorker Bibel- und Missionsgesellschaften, die Mäßigkeits-Union, die Antisklaverei-, die Sonntagsschulen- und die Gesellschaft der Seemannsfreunde, die deutsche und die schweiz. Wohlthätigkeitsgesellschaft, das neuyorker Hospital, außer welchem es noch 13 Hospitäler gibt. Auch hat N. 18 Schauspielhäuser, darunter 2 deutsche, 1 Opernhaus und 1 Circus, gegen 15000 Wirthshäuser und Schenken, 15 Markthäuser und Marktplätze. In der Stadt kamen 1866 171 Zeitschriften heraus, darunter täglich 10 englische, 4 deutsche, 2 französische, und sogar span., ital., schwed. und holländ. Wochenschriften. Ueber die Fabriken in N. fehlen zuverlässige Angaben, doch führt der Census von 1860 das darin angelegte Kapital auf 61,212757 Dollars und die

darin beschäftigten Personen auf 65485 männliche und 24721 weibliche an, während das verbrauchte Rohmaterial 90,177038 und das Fabrikat 159,107369 Dollars werth ist. Kaum besteht ein Zweig menschlicher Thätigkeit, der hier nicht vertreten wäre, vor allen bedeutend aber ist der Maschinen- und Schiffbau. Der Import belief sich 1864 auf 218,125700, der Export auf 272,648163 Dollars. Der Gehalt der in N. registrirten Segelschiffe erreichte 1863 1,624000 und der Dampfschiffe 97485 Tonnen. Die Zolleinnahmen in N. betragen jährlich im Durchschnitt zwischen 70 und 80 Mill. Dollars Gold. N. ist der Haupthafen für die europ. Einwanderung. Die 69 Banken vom J. 1866 hatten ein Kapital von 84,065013 Dollars. Auch die zahlreichen Assecuranzgesellschaften gegen See- und Feuersgefahr (134 Feuer-, 35 Lebens- und 12 Marineversicherungen) besitzen bedeutende Kapitalien.

Die Stadtverwaltung ist in den Händen eines alle zwei Jahre vom Volke erwählten Bürgermeisters (Mayor) und eines Raths (Common council), bestehend aus zwei Collegien der Aldermen und der Councilmen. Die Stadt ist in 22 Wards (Wachen oder Quartiere) eingetheilt. Das Budget der Stadt beträgt etwas über 15 Mill. Dollars jährlich. Die Schuld belief sich 1863 auf 23,239372 Dollars. Das Mobiliarvermögen wurde zu derselben Zeit auf 172,416031, das Immobiliarvermögen auf 399,551314 Dollars veranschlagt. Die Stadt steht mit allen bedeutenden Seehäfen der Welt in directem Verkehr, mit vielen durch regelmäßige Packet- und Dampfschiffe. So mit Liverpool und über Southampton mit Havre, Hamburg und Bremen; ferner über Charleston und Savannah mit Havana, Neuorleans und Aspinwall zum Anschluß an die Südseelinie von Panama nach Californien und China. Mit den Haupthäfen der Vereinigten Staaten am Atlantischen Meere steht sie fast in täglichem regelmäßigen Dampfbootverkehr. Auch bildet N. einen Centralpunkt für eine Menge wichtiger Eisenbahnen; doch fängt, außer der Hudson- und Harlembahn, keine derselben unmittelbar bei der Stadt an, indem ihre Bahnhöfe sich alle auf den ihr gegenüberliegenden Ufern befinden und nur durch Dampfboote mit ihr in Verbindung stehen. Vgl. Miller, «New York as it is» (Neuyork 1866).

Nevada, einer der westlichsten von den Vereinigten Staaten von Amerika, als Territorium organisirt 2. März 1861, als Staat zugelassen 21. Oct. 1864, enthält 4000 Q.-M. und grenzt im N. an Oregon und Idaho, im O. an Utah, im S. an Arizona und im W. an Californien. Der junge Staat, welcher vorzugsweise zum Schutz der Gold- und Silbergräber eingerichtet wurde und bisjetzt nur edle Metalle lieferte, zählt höchstens 30—40000 E. und ist in 10 Counties eingetheilt. Politische Hauptstadt ist Carson-City. Außerdem sind zu nennen Virginia-City, Gold-Hill, Star-City und Humboldt. Berühmt sind wegen ihrer Ergiebigkeit die Silberminen bei Virginia-City und in Storey- und Lander-County sowie die Ophirminen in Cornstock. Außer Silber sind Quecksilber und Blei die Hauptmetalle. Die den Staat durchziehenden Gebirge sind die östl. Ausläufer der Sierra-Nevada, nach welcher er auch genannt wurde. Der Hauptfluß ist der Humboldt, welchem entlang auch die beabsichtigte Pacific-Eisenbahn laufen soll. Die Verfassung ist ganz derjenigen der nordöstl. Staaten nachgebildet. Bisjetzt sendet N. zwei Senatoren und einen Repräsentanten in den Congreß.

Nevers, die Hauptstadt des franz. Depart. Nièvre und der ehemaligen Provinz Nivernais (118¼ Q.-M.), an der Lyoner Eisenbahn, am rechten Ufer der Loire und am Einflusse der Nièvre sowie unfern oberhalb der Mündung des Allier in herrlicher Gegend gelegen, ist Sitz eines Suffraganbischofs des Erzbisthums Sens, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und eines Friedensgerichts, eines Gewerberaths und einer Manufacturenkammer sowie auch Hauptort einer militärischen Subdivision. Die Stadt ist amphitheatralisch am Abhange eines Hügels steil, eng und unregelmäßig erbaut, hat noch einige Thürme als Reste der alten Befestigungen und sehr schöne Promenaden. In der obern Stadt befindet sich die Kathedrale St.-Cyr, ein schwerfälliger, im Innern mit schönen Sculpturen geschmückter goth. Bau, und das jetzt als Justizpalast benutzte Schloß der ehemaligen Herzoge von N. mitten in der Stadt. Außerdem verdienen Erwähnung die St.-Stephanskirche, eine der interessantesten Frankreichs, die prachtvolle Präfectur, die schöne Kaufhalle an der Stelle des alten Justizpalastes, das Stadthaus mit dem Musée-Nivernais (für Porzellan, Fayence u. dgl.), der 1746 zum Andenken an den Sieg bei Fontenoy erbaute Triumphbogen des Pariser Thors an der Loirebrücke von 17 Bogen, der Park der Herzoge von Nemours und darüber auf einem den Bahnhof beherrschenden Plateau das schöne Kloster St.-Gildard, Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern von N. Die Stadt hat ein Lyceum, ein Priester- und ein Lehrerinnenseminar, eine Gewerbeschule, eine öffentliche Bibliothek, eine Gemäldegalerie, ein Naturaliencabinet, ein Archäologisches Museum, ein Theater, eine Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft, eine Ackerbaukammer und

eine Ackerbaugesellschaft, ein Bankfiliale, eine Strafanstalt, ein Armen- und ein Waisenhaus, zwei Spitäler, mehrere Kasernen und zählt (1861) 18971 E., welche sehr gewerbfleißig sind. Besonders wichtig sind die Porzellanfabrik (mit 200 Arbeitern) und sechs Fayencefabriken, deren Producte seit sehr alter Zeit im Rufe stehen; sodann die Fabriken für Email, Glasperlen, Feilen, Schraubstöcke, landwirthschaftliche und andere Eisengeräthe, Violinsaiten, Strumpfwirkerartikel, Chemikalien, Tuch, Leinwand, mehrere Brauereien, Gerbereien sowie die große kaiserl. Geschützgießerei für die Marine, mit Kupferschmelzhütten, Kanonenbohrern u. s. w. Auch treibt N., das einen bequemen Flußhafen hat, durch Dampfboote mit Moulins und Orleans, durch Eisenbahnen mit diesen Städten sowie mit Paris u. s. w. in Verbindung steht, einen beträchtlichen Handel mit Wein, Getreide, Vieh, Eisen, Stahl, Quincailleriewaaren und andern Fabrikaten. In den benachbarten Ortschaften befinden sich ebenfalls sehr bedeutende metallurgische Etablissements. So das kaiserl. Eisenwerk La Chaussade an der Nièvre, eins der großartigsten Frankreichs (bei dem 1¾ M. gegen Norden entfernten, 2805 E. zählenden Dorfe Guerbigny), das jährlich über 3 Mill. Kilogramm Eisen zu Ankern, Ketten, Eisenplatten, Eisenbahnschienen, Reifen, Haken und andern Gegenständen für die Marine verarbeitet. Ferner sind zu nennen: die 1821 gegründete Eisenhütte zu Fourchambault (ein ⅘ M. von N. entferntes Städtchen von 5384 E.), mit 5000 Arbeitern, wo jährlich 15 Mill. Kilogramm Gußeisen und 10 Mill. Kilogramm Eisenarbeiten aller Art producirt werden; das bedeutende Etablissement zu Imphi (Dorf 2 M. im SO., an der Loire, mit 2052 E.), welches Eisen- und Kupferblech, Kupfer- und Bronzeplatten liefert. Bei dem 1¾ M. im NNW. mitten in Weinbergen gelegenen Dorfe und Curorte Pougues (1434 E.) befinden sich berühmte, sehr gasreiche, erdigalkalische Säuerlinge, deren Wasser theils zum Trinken, theils zu Bädern benutzt wird.

N. war schon zu Cäsar's Zeit als ein strategisch wichtiger Punkt unter dem Namen Noviodunum im Lande der Aeduer bekannt, hieß später Nevirnum, dann Nivernum und ward unter dem Frankenkönige Chlodwig zur Stadt und 506 zum Bischofssitz erhoben. Nachdem die alten Grafen von Nivernais in männlicher Linie erloschen, erhob König Franz I. 1538 die Grafschaft, welche 1491 einem Grafen aus dem Hause Kleve durch Erbschaft zugefallen war, zur Pairie und zum Herzogthum. Dieser erste Herzog von N. heirathete eine Prinzessin von Bourbon-Vendôme und verlieh damit seinen Nachkommen in Frankreich großen Glanz. Seine Enkelin, Henriette von Kleve, vermählte sich 1565 mit Ludwig Gonzaga aus dem Hause der Herzoge von Mantua, der hiermit Herzog von N. wurde. Er war in früher Jugend an den Hof Heinrich's II. in Paris gekommen und hatte an dem Kriege gegen die Spanier theilgenommen. Unter Heinrich III. wendete er sich, jedoch mit vieler Mäßigung, der kath. Ligue zu. Als Heinrich IV. den Thron bestiegen, unterstützte er denselben sehr thätig in den polit. Verhandlungen und wurde Gouverneur von Champagne. Er starb 23. Oct. 1595 zu Nesle und hinterließ «Mémoires» (2 Bde., Par. 1665), die für die Geschichte jener Zeit nicht unwichtig sind. — Sein Enkel, Charles III., dessen Schwester Louise Marie den König Johann Kasimir von Polen heirathete, verkaufte das Herzogthum N. 1659 an den Cardinal Mazarin. Letzterer vererbte dasselbe bei seinem Tode an seinen Neffen Phil. Julien Mancini, dessen Nachkommen in gerader Linie nun den Titel der Herzoge von Nivernais führten. — Louis Jules Barbon Mancini-Mazarini, vierter und letzter Herzog von Nivernais, franz. Staatsminister und span. Grand, wurde zu Paris 16. Dec. 1716 geboren. Er diente unter Villars in Italien, später in Deutschland, verließ aber 1743 die Armee und widmete sich eifrig den Wissenschaften und der Diplomatie. Der franz. Hof schickte ihn 1748 als Gesandten nach Rom, wo er bis 1752 blieb. 1755 wurde er nach Berlin gesendet, um das Bündniß Preußens mit Großbritannien zu verhindern, was ihm jedoch nicht gelang. Nach dem Siebenjährigen Kriege mußte er den Frieden mit England verhandeln. Zu London erwarb er sich als ein gebildeter Geist und rechtschaffener Charakter große Achtung; Lord Chesterfield nannte ihn den vollendetsten Edelmann. Als ihm 1769 nach dem Tode seines Vaters die herzogl. Besitzungen zufielen, entfernte er sich vom Hofe, wo er nie heimisch war, und widmete sich mit seltener Aufopferung seinen Unterthanen. Später protestirte er entschieden gegen das Parlament, welches Maupeau einsetzte. Als Vergennes auf kurze Zeit ans Staatsruder gelangte, ließ sich der Herzog ebenfalls bewegen, ins Ministerium zu treten. In der Revolution gehörte er zu den wenigen Großen, die sich um den König scharten. Seiner Anhänglichkeit wegen wurde er 1793 ins Gefängniß geworfen, aus dem ihn erst der Sturz Robespierre's rettete. Den Verlust seiner Titel und eines großen Theils seines Vermögens ertrug er mit großer Würde. Er starb zu Paris 25. Febr. 1798.

Seine Poesien, Uebersetzungen und geschichtlichen Fragmente gab er gesammelt (8 Bde., Par. 1796) heraus. Erst nach seinem Tode erschienen die «Oeuvres posthumes» (2 Bde., 1807).

Neville, ein in der engl. Geschichte vielgenanntes Adelsgeschlecht, leitet seinen Ursprung von dem angelsächs. Grafen von Northumberland, Uchtred (1016), ab, dessen Nachkomme, Robert Fitz-Maldred, Herr von Raby in der Grafschaft Durham, um das J. 1200 Isabel de N., Erbin eines mächtigen normann. Barons, heirathete und ihren Namen annahm. Sein Urenkel, Ranulph de N., ward 8. Juni 1294 als Lord N. in das Oberhaus berufen und starb 1331. Dessen Sohn, Ralph, zweiter Lord N., war mit Lord Percy Wardein der schott. Marken, begleitete Eduard III. auf seinen Kriegen in Frankreich und starb 1367. Sein Enkel, Ralph N., erster Graf von Westmoreland, spielte während seines langen Lebens eine Hauptrolle in den Unruhen der damaligen Zeit und starb hochbetagt 1425. Zweimal verheirathet, hinterließ er zehn Söhne und zwölf Töchter, von welchen die jüngste, Cicely, die Gemahlin Richard Plantagenet's, Herzogs von York, und die Mutter Eduard's IV. und Richard's III. wurde. Sein ältester Sohn von seiner zweiten Frau, Tochter Johann's von Gaunt und Stiefschwester Heinrich's IV., Richard N., vermählte sich mit der einzigen Tochter und Erbin des Thomas von Montacute, Grafen von Salisbury, dessen Titel ihm durch ein königl. Patent vom 4. Mai 1442 ertheilt wurden. In dem Bürgerkriege der beiden Rosen nahm er mit Eifer für das Haus York Partei, schlug die Lancastrier bei Blore-Heath 1458 und Northampton 1460 und wurde zum Lord-Oberkammerherrn von England ernannt. In der Schlacht von Wakefield 24. Dec. 1460 gerieth er jedoch in Gefangenschaft und wurde sogleich enthauptet. Sein ältester Sohn war der heldenmüthige Graf von Warwick (s. d.); der zweite, John N., ebenfalls ein Haupt der York'schen Partei, ward 1460 zum Baron N. von Montague, dann zum Grafen von Northumberland erhoben und siegte bei Hexham über den Herzog von Somerset. Nachdem er 1470 den Titel eines Marquis von Montagu erhalten, vereinigte er sich mit seinem Bruder Warwick, um Eduard IV. zu stürzen und Heinrich VI. von neuem auf den Thron zu setzen, fiel aber 14. April 1471 bei Barnet. Sein Sohn, George N., war im Jan. 1469 zum Herzog von Bedford erhoben worden und sollte die Prinzessin Elisabeth, älteste Tochter Eduard's IV., heirathen. Nach dem Tode seines Vaters wurden jedoch die Güter desselben eingezogen und er selbst seiner Titel und Würden durch Parlamentsbeschluß verlustig erklärt, worauf er 1483 in Dunkelheit starb. — Ralph N., Sohn von John, Lord N., folgte seinem Großvater 1425 als zweiter Graf von Westmoreland. Er hielt sich in den Bürgerkriegen zum Hause Lancaster und starb 1485. Sein Neffe, Ralph N., dritter Graf von Westmoreland, starb 1523. Dessen Enkel, Ralph N., vierter Graf von Westmoreland, wurde von Heinrich VIII. in diplomatischen Geschäften verwendet und gehörte zur nächsten Umgebung dieses Monarchen. Seinem Sohne Henry folgte Charles N., sechster Graf von Westmoreland. Er nahm 1570 an dem Aufstande des Grafen von Northumberland gegen Elisabeth theil, wurde geächtet und floh erst nach Schottland, dann nach den Niederlanden, wo er im Elende starb. — Ein dritter Sohn des ersten Grafen von Westmoreland, William N., heirathete die Erbin des Lord Fauconberg, dessen Titel er annahm. Er focht als tapferer Krieger in den Kriegen gegen Frankreich und Lancaster, wurde 1461 zum Grafen von Kent und Großadmiral von England erhoben, starb aber 1462 ohne männliche Erben. Ein vierter Sohn, Edward N., war der Gatte Elisabeth Beauchamp's, der Tochter des Grafen von Worcester und Erbin der Baronie Abergavenny, welche ihm im Sept. 1450 im Rechte seiner Gattin verliehen wurde. Auch er war ein eifriger Anhänger des Hauses York und starb 1476. Sein Enkel, George N., dritter Lord Abergavenny, ein Günstling Heinrich's VIII., heirathete die Tochter Edward Stafford's, Herzogs von Buckingham. Dessen Sohn, Henry N., vierter Lord Abergavenny, starb 10. Febr. 1587, eine einzige Tochter, Elisabeth, Gattin Sir Thomas Fane's, hinterlassend, von welcher die jetzigen Grafen von Westmoreland (s. d.) abstammen. Die Peerschaft Abergavenny ging jedoch an Edward N. (gest. 1589) über, dessen Sohn, Edward N., sechster Lord Abergavenny, mit seinen Ansprüchen auf die Grafschaft Westmoreland abgewiesen wurde. — George N., fünfzehnter Lord Abergavenny, wurde 17. Mai 1784 zum Viscount N. und Grafen von Abergavenny erhoben. Er starb 10. Sept. 1785. Sein Enkel, William N., vierter und gegenwärtiger Graf von Abergavenny, geb. 28. Juni 1792, ist ein Geistlicher der Anglikanischen Kirche. Ein Nachkomme in weiblicher Linie des Sir Henry N., Bruders des fünften Lord Abergavenny, war Richard N.-Griffen, Lord Braybrooke, geb. 26. Sept. 1783, ein bekannter Alterthumsforscher und Herausgeber der Memoiren des Samuel Pepys. Er starb 13. März 1858 und hatte seinen Sohn, Richard Cornwallis N., geb. 17. März 1820, zum Nach-

folger, der sich gleichfalls durch seine «Saxon obsequies» (Lond. 1853) um die engl. Archäologie Verdienste erwarb und 21. Febr. 1861 starb.

Nevis, brit. Insel und eigene Colonie in Westindien, zu den Kleinen Antillen gehörig, westlich von Antigua und nahe südöstlich von Kitts oder St.-Christopher gelegen, ist 2,35 (nach anderer Angabe nur 0,94) Q.-M. groß und besteht, mit Ausnahme eines schmalen fruchtbaren Küstenstrichs von 9240 Morgen, aus einem einzigen, 2500 F. hohen Berge mit dem Krater eines erloschenen Vulkans und heißen Quellen (bis zu 58° R.). Der Boden ist ergiebig, Bewässerung und Waldung reichlich vorhanden. 1861 zählte die Insel 9822 E., darunter 260 Weiße, 7504 Neger und 2054 Farbige. Hauptort und Sitz des Gouverneurs ist die Stadt Charlestown mit einer guten Rhede. Die Ausfuhr, deren Hauptgegenstände Zucker, Melasse und Rum sind, belief sich 1863 auf 49992, die Einfuhr auf 36020, die öffentlichen Einnahmen auf 5785, die Ausgaben auf 6164 Pfd. St. Die Insel wurde 1628 durch engl. Emigranten aus St.-Christopher colonisirt und ist mit Ausnahme der franz. Occupationen 1706—13 und 1782—83 Eigenthum Großbritanniens geblieben.

Newa, ein nur 9$^4/_7$ M. langer, aber sehr breiter Fluß im russ. Gouvernement Petersburg, der Abfluß des Ladogasees, durchströmt Petersburg in mehrern Armen, namentlich als Große und Kleine N. und als Große und Kleine Newka, zwischen denen sie die schönen wiesen- und waldreichen und mit herrlichen Datschen oder Villen versehenen Inseln Petrowsky, Krestowsky Ostrow, Kamenny Ostrow, Jelagin und Wassily Ostrow bildet, und ergießt sich unfern der Stadt in mächtiger Breite in den Finnischen Golf. Durch den Ladogasee (s. d.) steht sie mit dem Wuoxa, der aus dem Saimasee entspringt, mit dem Wolchow, der vom Ilmensee kommt, und mit dem Swir, der aus dem Onegasee tritt, in Verbindung und führt also eine große Wasserfülle in die Ostsee. Ihr Gebiet wird auf 4200 Q.-M. berechnet. Die N. ist sehr fischreich und trägt sehr große Schiffe. Ihr Wasser wird in Petersburg zum Trinken gebraucht, erzeugt aber für den Fremden leicht Uebelkeit und andere Beschwerden, wenn er es nicht mit Wein vermischt genießt. Nach den Beobachtungen von 1706—1866 ist die N. durchschnittlich vom 13. Nov. bis zum 9. April, also 147 Tage oder zwei Fünftel eines Jahres mit stehendem Eis bedeckt. Während der Monate Mai bis einschließlich Sept. wird sie außer von Segelschiffen gegenwärtig auch von den Booten zweier Vereine, der «Gesellschaft der leichten Newadampfschiffe» und der Nordischen Dampfbootgesellschaft, regelmäßig befahren.

New-Almaden, ein Dorf von etwa 600 E. in Sta.-Clara-County im nordamerik. Staate Californien, 13 engl. M. südlich von San-José, ist durch seinen unerschöpflichen Reichthum an Quecksilber berühmt und deshalb nach Almaden (s. d.), dem größten Quecksilberbergwerk in Spanien, benannt. Die Minen finden sich in einem Hügel am Eingange zum herrlichen Thale von San-José und wurden 1863 der neuyorker Quecksilber-Compagnie für 1$^3/_4$ Mill. Dollars verkauft. Ihre jährliche Ausbeute beträgt ungefähr 2,600000 Pfd.

Newark, Stadt des nordamerik. Unionsstaats Neujersey (s. d.), am Passaicflusse, $^2/_3$ M. oberhalb seiner Mündung in die Newarkbai, ein Einfuhrhafen und der volkreichste, lebhafteste Ort des Staats, welcher in neuerer Zeit auch sehr rasch gewachsen ist, indem er 1820 erst 6507, 1860 schon 71914 E. zählte. Die Stadt ist gefällig angelegt, hat viele ansehnliche Gebäude, 75 Kirchen, 7 Banken und 4 tägliche Zeitungen, darunter eine deutsche. Auch befinden sich hier 2 Bibliotheken, 2 literarische Gesellschaften und 6 höhere Schulen. N. liegt sehr günstig für den Handel, indem der Passaic bis hierher für Schiffe von 100 Tonnen fahrbar ist, der Morriskanal mitten durch die Stadt geht und mit Neuyork beständiger Verkehr durch Eisenbahnen und directe Dampfschiffahrt stattfindet. Zugleich ist es eine der thätigsten nördl. Fabrikstädte und liefert vor allem Wagen, Sattelzeug, Leder, Wachstuch und imitirtes Wachstuch, wohlfeile Juwelen, Silber- und Schmucksachen, Hüte, Koffer und Tapeten. Nach dem Census von 1860 belief sich der Ertrag von 547 Fabriken auf 23,264313 Dollars.

Newark upon Trent, schöne alte Municipalstadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Nottingham, am schiffbaren Trent und an der Eisenbahn, hat in der Mitte einen großen, von mittelalterlichen Häusern umgebenen Marktplatz, eine Gerichtshalle, ein Stadthaus, eine Kornbörse, eine Lateinschule, ein Versorgungshaus und 11515 E., welche große Brauereien und Malzdarren, auch Leimfabriken, Eisen- und Messinggießereien und Ziegelbrennereien unterhalten und bedeutenden Handel mit Vieh, Getreide, Wolle, Malz, Ziegeln sowie mit dem am nahen Beacon-Hill gebrochenen Kalk und Gips treiben. An der auf eine vom Trent gebildete Insel führenden Brücke steht die ehrwürdige Ruine des großen, unter König Stephan im

12. Jahrh. erbauten und in der Geschichte oft genannten festen Schlosses mit schöner Krypta unterhalb der Halle. Das schönste Gebäude des Orts ist aber die Pfarrkirche, mit welcher an Größe und architektonischem Schmucke sich keine in England messen kann, und die überdies, außer einem kunstreichen Taufbecken, interessante Grabmonumente enthält. In N. starb König Johann 1216, und ebendahin flüchtete Karl I. ins Lager der Schotten 1646.

Newcastle oder Newcastle upon Tyne, die Hauptstadt der engl. Grafschaft Northumberland, Markt- und Municipalstadt, Parlamentsborough und der fünfte Handelshafen des Königreichs, liegt am nördl. Ufer der 1,7 M. ostwärts bei Tynemouth und Shields in die Nordsee fließenden Tyne, an und auf drei Hügeln, auf beiden Seiten von Manufactur- und Fabrikgebäuden, Glashütten und großen Eisengießereien umgeben, während am jenseitigen Ufer der breite, in seiner ganzen Länge mit Kähnen, Kohlen- und Lichterschiffen sowie mit Schiffswerften und Waarenlagern besetzte Quai sich ausdehnt. Mit der eigentlichen Stadt, die (1861) 109108 E. zählt, ist der am südl. Ufer in der Grafschaft Durham liegende Ort Gateshead, Municipalstadt und Parlamentsborough mit 33587 E., durch zwei Brücken verbunden und gleichsam zu einer Vorstadt verwachsen. Die eine Brücke, 1781 erbaut, ist von Stein, niedrig und ungeachtet ihrer neun Bogen unansehnlich. Die andere, etwas stromaufwärts gelegene High-Level-Bridge wurde 1846—49 von Robert Stephenson erbaut und gilt für das schönste Brückenwerk im nördl. England. Dieselbe ist 1337½ F. lang, hat vier Fluß- und zwei Landbogen von durchbrochener Eisenarbeit, jeder von 125 F. Spannung und 32 F. Breite. In 85 F. Höhe über der Fluthöhe der Tyne liegt die Brücke für Fuhrwerke, Reiter und Fußgänger, darüber in 108½ F. Höhe der Schienenweg für die York-Edinburgher Eisenbahn. Der Bau, zu dem 100000 Ctr. Gußeisen verbraucht wurden, hat ¼ Mill. Pfd. St. gekostet. N. ist seit etwa einem halben Jahrhundert zu einer der schönsten Städte Englands umgeschaffen. Zwar ist der untere, alte Stadttheil im Osten, der Hauptsitz des Verkehrs, auf unebenem Boden erbaut, eng und schmuzig, meist von Schiffern und Matrosen bewohnt und hat viele Häuser, in denen großes Elend herrscht. Dagegen besitzt der obere oder neue Stadttheil der Nordseite gerade und breite Straßen, schöne Marktplätze, viele prachtvolle öffentliche und Privatgebäude, erstere zum Theil aus Granit aufgeführt. Die 80 F. breite Grey-Street ist der Regent-Street Londons ähnlich. An ihrem Ende steht auf einer 136 F. hohen Säule die Statue des Grafen Grey. Aus uralter Zeit sind noch übrig und sehr merkwürdig: der gegen 100 F. hohe Thurm und die alte Burg (Castle) mit der freistehenden Kapelle, die an Reichthum und Schönheit der Architektur von keiner andern normann. Kapelle in England übertroffen wird. Die Gebäude sind seit 1847 und 1848 theilweise von der Gesellschaft der Alterthumsforscher restaurirt, welche den Thurm für ihre Zusammenkünfte und zu einem Museum der an Ort und Stelle oder in der Umgegend aufgefundenen Antiquitäten benutzt. In N. sind die Dissenters, besonders die Methodisten, sehr stark vertreten, und die Stadt hat 51, mit Gateshead 61 Kirchen und Kapellen. Unter den vier Parochialkirchen ist die Hauptkirche St.-Nicholas mit ihrem schlanken und luftigen, 198 F. hohen Thurm ein herrliches Denkmal goth. Baukunst aus dem 14. Jahrh. Nächst ihr am schönsten sind die im griech. Stil aufgeführte Allerheiligenkirche und die kath. Marienkirche. Zu den geschmackvollsten neuern Gebäuden gehört das Sitzungshaus für die Grafschaftsgerichte mit einem Säulenporticus; die Centralbörse oder die großartige Royal-Arcade, eine halbkreisförmige Halle, die mit einer Durchschnittslänge von 250 F. einem Tempel gleicht und außer der zum Zeitungssalon bestimmten, von Säulen getragenen und hell erleuchteten Rotunde noch mehrere Banken, Clubzimmer, die Post, Stempel- und andere Bureaux enthält. Außerdem sind bemerkenswerth das Stadthaus für die Assisen der eine eigene Grafschaft bildenden Stadt; das große Rathhaus (Guildhall) mit der Kohlenbörse; das Kaufhaus (dessen mit Schnitzwerk bedeckter Saal einzig in seiner Art), der größte Markt Englands, 330 F. lang, gegen 3 Morgen umfassend, mit 14 Eingängen und 243 Läden; das Zollhaus am Quai, der Centralbahnhof, das Trinity-House mit ähnlichem Zweck wie das londoner, die alte Börse, die Kornbörse. Ein prachtvolles Denkmal hat die Stadt neuerdings Robert Stephenson errichtet. N. besitzt ein großes Krankenhaus, mehrere Hospitäler und Versorgungshäuser, ein Irrenhaus, eine Blinden- und eine Taubstummenanstalt, ein Gefängniß, eine Correctionsanstalt, mehrere Kasernen und öffentliche Bäder. An Bildungsanstalten und wissenschaftlichen Instituten sind vorhanden ein 1525 vom Bürgermeister Thomas Horsley gegründetes und von der Königin Elisabeth zur königl. Stiftung erhobenes Gymnasium (Lateinschule), eine Seemannsschule, ein Handwerkerinstitut mit großer Bibliothek, mehrere Armen-, Sonntags- und andere Schulen, eine Sternwarte, ein Botanischer Garten, eine Philosophische Gesellschaft mit Museum und

Bibliothek, ein Naturwissenschaftlicher Verein mit Museum, eine Alterthumsgesellschaft mit einem Museum, welches die größte engl. Sammlung von röm. Lapidarinschriften und Sculpturen enthält, einen Gartenbau- und einen Landwirthschaftlichen Verein. Für Vergnügungen bestehen ein großes Theater, ein Gesellschaftshaus, eine Musikhalle, mehrere Concertsäle u. s. w.

N. ist eine sehr reiche Stadt. Ihren Haupterwerb findet die Bevölkerung in der Ausbeutung der unerschöpflichen Steinkohlengruben, die an beiden Seiten der Tyne, von Shields bis Lammington, gegen 50000 Menschen beschäftigen und eine jährliche Kohlenausfuhr von 80 Mill. Ctrn. gewähren. Schon 1232 gestattete König Heinrich III. den Einwohnern von N. die Anlage von Steinkohlengruben, und 1281 werden die Kohlen als Handelsartikel der Stadt erwähnt. Bald nachher führte man schon Kohlen nach London und seit 1325 ins Ausland. 1852 betrug die Gesammtausfuhr von Kohlen 2,443982, dagegen 1862 bereits 4,191551 Tons (ungerechnet 158701 Tons Coaks). Davon gingen nach engl. Häfen, besonders nach London, auf 10732 Schiffen 2,134496, nach dem Auslande, namentlich nach Frankreich, Dänemark, Norwegen, Schweden, Preußen, Rußland, Italien und Spanien, auf 7923 Schiffen 2,056055 Tons. Unter den 4193 ausländischen Schiffen von 19 verschiedenen Flaggen, welche im Tyne luden, waren 1206 norddeutsche, 942 dänische, 630 holländische, 848 schwedische und norwegische. N. ist indeß nicht nur der Hauptsitz des engl. Kohlenhandels, sondern macht auch in Getreide, Eisen, Blei und eigenen Fabrikaten bedeutende Geschäfte. 1860 besaß die Stadt 643 Schiffe von 129199 Tons Tragfähigkeit, ungerechnet die von Shields, welche früher als zu N. gehörig aufgeführt wurden. Der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe betrug im ausländischen Verkehr 2,201471, im Küstenhandel 2,952751 Tons, der Werth der ausgeführten brit. Producte 1,903488 Pfd. St. (darunter für Steinkohlen 887378, für Eisen 271254, für Maschinen 84854 Pfd. St.), die Zolleinnahme 250736 Pfd. St. Die Industrie N.s, an welcher sich zugleich die benachbarten Ortschaften Walker, Wyllam, Jesmond, Wallsend, Howden-Pans u. a. lebhaft betheiligen, ist sehr bedeutend. Die Stadt unterhält eine Menge Hohöfen und Eisengießereien, die jährlich 50000 Tons Eisen liefern, zahlreiche Glashütten, große Bleiwerke, die jährlich 5500—6000 Tons Blei schmelzen, Anker- und Kettenschmieden, Maschinenbauanstalten für Locomotiven, Dampf- und Spinnmaschinen, Fabriken für Chemikalien, namentlich für Vitriol, Soda, Firnis, Steinkohlentheer u. s. w., für Stahlwaaren, Taue, Segeltuch, Topfwaaren, Leim, Seife, Essig u. s. w., sowie Gerbereien, Oel- und Papiermühlen, Brennereien und Malzhäuser. Besonders hervorzuheben ist die 1859 errichtete königl. Armstrong-Kanonengießerei, welche ein Areal von 11 Acres bedeckt, 1200—2000 Arbeiter beschäftigt und zugleich mit Zünder, Hohl- und Vollkugeln liefernden Etablissements in Verbindung steht. Auch baut N. in Nordengland nächst Sunderland die meisten Schiffe, namentlich eiserne Dampf- und Segelschiffe. Bis zu den Quais der Stadt konnten früher nur Fahrzeuge von 3—400 Tons gelangen, größere mußten bei Shields löschen. In den letzten Jahren ist aber an den Hafenbauten und der weitern Schiffbarmachung des Tyne energisch gearbeitet worden. Die beiden Molen (Piers) bieten jetzt den einlaufenden Schiffen großen Schutz, und der Hafen der Stadt wird bereits von den größten Schiffen gern aufgesucht. Regelmäßige Dampfbootverbindung findet nach Hamburg und Rotterdam statt. In der Umgebung von N. sind an 40 Schienenwege über und zu bergmännischen Zwecken ebenso viele unter der Erde angelegt. Von dem prachtvollen Bahnhofe der Stadt geht eine Eisenbahn nach Shields nach Osten und eine andere 13 M. weit quer durch das Land zur Westküste nach Carlisle, sodaß die Nordsee mit dem Irischen Meere verbunden ist. Etwa ¾ M. unterhalb der Stadt, bei dem 6715 E. zählenden Dorfe Wallsend, steht die östlichste Feste des Pictenwalls der Römer, welche hier eine wichtige militärische Station zum Schutze der Hadriansbrücke hatten. Unter den Angelsachsen erhielt der Ort mit seinem Kloster und Castell den Namen Monkchester. Herzog Robert von der Normandie, der Sohn Wilhelm's des Eroberers, ließ 1080 das alte Castell, als Sitz der Rebellen von Northumberland, schleifen und baute in Umkreis einer Stunde die Neuburg, die dem später aufblühenden Orte ihren jetzigen Namen gegeben hat, und von der die erwähnten Reste übrig sind. Hier war es, wo häufig Könige von Schottland und England verkehrten, wo z. B. König Eduard I. und Eduard III. zu Gericht saßen und königlich banketirten, wo Jahr für Jahr im Namen des Königs nach engl. Gesetzen Recht gesprochen wurde.

Newcastle (Thomas Pelham-Holles, Herzog von), engl. Staatsmann, ward 21. Juli 1694 als der älteste Sohn des Lord Pelham von Loughton aus einer altadelichen Familie geboren und bereits als Knabe von seinem Oheim, John Holles, Herzog von Newcastle und Grafen von Clare, adoptirt. Durch das Ableben desselben 1711 kam der junge Pelham in

Besitz weitläufiger Güter, mit einem jährlichen Einkommen von 30000 Pfd. St., und ward im Oct. 1714 von dem ihm sehr gewogenen Georg I. zum Viscount Pelham und Grafen von Clare, im Aug. 1715 aber zum Marquis von Clare und Herzog von Newcastle erhoben. Schon von frühester Jugend in die polit. Intriguen seiner Zeit eingeweiht, schloß er sich der Whigpartei an, welche infolge der Thronbesteigung des Hauses Hannover die Oberhand gewonnen hatte. Als sich dieselbe 1717 auf Anlaß des zwischen den Ministern Stanhope und Townshend ausgebrochenen Streites spaltete, hielt N., obgleich der Schwager Townshend's, sich zu dem von dem Könige begünstigten Stanhope und erhielt das Amt eines Oberkammerherrn. Nach dem Tode Stanhope's jedoch ging er eine enge Verbindung mit Townshend und Walpole ein, verließ dann erstern, als dessen Gestirn erbleichte, und ward 1731 durch den Einfluß Walpole's zum Staatssecretär ernannt. Anfangs ein blinder Vertheidiger der Friedenspolitik seines Gönners, neigte er später zu der Kriegspartei hin, die 1742 den Sturz Walpole's bewirkte, und blieb daher auch nach dem Siege der Opposition im Amt. Im Aug. 1743 gelang es ihm sogar, seinen Bruder Henry Pelham an die Spitze des Ministeriums zu bringen, und als dieser 1754 mit Tode abging, folgte ihm N. selbst als erster Lord des Schatzes. In dieser Eigenschaft fungirte er während des ganzen Siebenjährigen Kriegs, dessen für England glorreiche Ereignisse man aber nur dem Genius Pitt's zu verdanken hatte. N. selbst war eitel und eifersüchtig auf seine Macht, aber unfähig, sie zu gebrauchen. Unter Georg III. verabschiedet, starb er 17. Nov. 1768. Da er ohne directe Leibeserben geblieben, so ward 1756 der Titel eines Herzogs von N. durch königl. Patent auf seinen Neffen, Henry Fiennes Clinton, neunten Grafen von Lincoln, übertragen, der von John, Lord Clinton (1299) und Edward Clinton, Großadmiral von England und seit 1572 Graf von Lincoln, abstammte. — Henry Pelham Fiennes-Pelham-Clinton, Herzog von N., geb. 30. Jan. 1785, folgte seinem Vater schon 1795 in dem Titel und wurde zu Eton erzogen. Kurz nach dem Frieden von Amiens ging er mit seiner Mutter nach Frankreich, wo er beim Wiederausbruch des Kriegs von Napoleon zurückgehalten ward und erst 1807 seine Freiheit erhielt. Seine Anhänglichkeit an die Grundsätze der Torypartei trieb er bis zum Fanatismus und trug viel dazu bei, daß das Oberhaus 7. Oct. 1831 die erste Reformbill verwarf. Die hierdurch verursachte Aufregung war so groß, daß einige Tage nachher bei einer Volksemeute sein Schloß zu Nottingham niedergebrannt wurde. Nachdem die Reformbill durchgegangen, zog er sich ganz aus dem Oberhause zurück, wurde auch 1839 wegen eines beleidigenden Schreibens an den Lord-Kanzler seines Amts als Lord-Lieutenant der Grafschaft Nottingham enthoben. Er starb 12. Jan. 1851. — Henry Pelham Pelham-Clinton, Herzog von N., der älteste Sohn des vorigen, geb. 22. Mai 1811, war bis zum Tode seines Vaters unter dem Namen Graf Lincoln bekannt, studirte zu Oxford und trat 1832 als Abgeordneter für Süd-Nottinghamshire ins Unterhaus. In der Politik nahm er sich Peel zum Muster, unter dem er vom Dec. 1834 bis April 1835 Lord des Schatzes war und hierauf im Sept. 1841 das Amt eines Obercommissars der Wälder und Forsten erhielt. Als im Dec. 1845 wegen der von Peel beschlossenen Aufhebung der Kornzölle ein Theil des Ministeriums von ihm abfiel, harrte Graf Lincoln bei seinem berühmten Führer aus und wurde zum Obersecretär für Irland ernannt. Hierdurch ward die Erneuerung seines Mandats für Süd-Nottinghamshire nöthig, und sein Vater, der in ihm einen Verräther an der Sache des Protectionismus sah, bot alles auf, die Wiederwahl des Sohnes zu hintertreiben, was ihm auch wirklich gelang. Doch wurde Lincoln bald nachher im schott. District Falkirk zum Parlamentsmitglied erwählt. Im Juli 1846 zog er sich mit Peel von der Regierung zurück, fuhr indeß fort, erst im Unter- und dann im Oberhause thätigen Antheil an allen Tagesfragen zu nehmen. Als nach dem Rücktritt des Ministeriums Derby im Dec. 1852 die Coalition zwischen den Peeliten und Whigs zu Stande kam, übernahm N. den Posten eines Staatssecretärs für die Colonien, den er beim Ausbruch des russ. Kriegs mit dem eines Kriegsministers vertauschte. Da ihm die öffentliche Meinung, obwol mit Unrecht, die Gebrechen zur Last legte, die der Krimfeldzug in der engl. Heeresverwaltung offenbarte, so mußte er im Jan. 1855 seine Entlassung nehmen, und erst 1859 trat er wieder als Staatssecretär für die Colonien in Dienst. In dieser Eigenschaft begleitete er 1860 den Prinzen von Wales auf seiner Reise durch Nordamerika. Im April 1864 legte er wegen zerrütteter Gesundheit sein Portefeuille nieder und starb 18. Oct. 1864 auf seinem Schlosse Clumber bei Nottingham.

Newhaven, abwechselnd mit Hartford Hauptstadt des nordamerik. Unionsstaats Connecticut (s. d.), sehr schön an einer 1 M. landeinwärts gehenden Bai des Long-Island-Sundes gelegen, ist ganz regelmäßig gebaut. Der von Ulmen beschattete Hauptplatz der Altstadt gehört

zu den schönsten in den Vereinigten Staaten, und überhaupt macht die ganze Stadt mit ihren Baumstraßen und den vielfach mit Gärten umgebenen Häusern einen sehr freundlichen Eindruck. Ihr Beiname ist die Ulmenstadt. Die bedeutendsten öffentlichen Gebäude sind das im dorischen Stile erbaute Staatenhaus und die Gebäude des Yale-College. Außerdem hat die Stadt 22 Kirchen, 1 Zollhaus, 1 Armenhaus und 5 Banken. Es erscheinen hier 4 tägliche Zeitungen und mehrere wissenschaftliche Zeitschriften, wie Silliman's und Dana's «American Journal of science and art.» Am wichtigsten ist das Yale-College, die besuchteste, fast in deutscher Weise eingerichtete Hochschule der Vereinigten Staaten, welche 1701 zu Killingworth gegründet, 1717 aber nach N. verlegt wurde. 1864 hatte Yale-College 36 Professoren, 457 Studenten und eine Bibliothek von 70000 Bänden. N. treibt den größten Seehandel unter allen Städten von Connecticut. Der Hafen ist sicher, aber seicht; nur mit Hülfe der Flut kommen 13 F. tief gehende Schiffe an den Haupthafendamm oder Long-Wharf. An einem zweiten Damme, der ein Bassin hat, wird mit Hülfe der Flutschleusen das Wasser immer auf Hochwasserhöhe erhalten. Die Bevölkerung stieg in den Jahren 1810—40 von 5772 auf 14990 und belief sich 1860 auf 39267. Die Stadt steht durch den Farmingtonkanal mit Northampton in Massachusetts und mittels Eisenbahnen mit Boston sowie mit Neuyork, wohin auch täglicher Dampfbootverkehr stattfindet, in Verbindung.

Newman (John Henry), ein durch seine Theilnahme an den religiösen Wirren unserer Zeit bekannter Engländer, der Sohn eines Bankiers in London, wurde 21. Febr. 1801 geboren. Er zeigte frühzeitig großes Talent und Liebe zum Studium und schrieb schon auf der Schule Gedichte und Schauspiele. Nachdem er 1817 das Trinity-College in Oxford bezogen, widmete er sich der classischen Literatur und der Mathematik. Doch gelang es ihm anfangs nicht, sich auszuzeichnen, während übermäßige Anstrengung seinen Körper zerrüttete und auch auf sein Gemüth nachtheilig einwirkte. Seit 1822 Fellow des Oriel-College, ließ er sich, sobald er das gesetzliche Alter erreicht, zum Geistlichen ordiniren. N. gehörte damals zu der sog. evangelischen oder pietistischen Schule in der Anglikanischen Kirche, die aber dem poetischen Gemüth und den mittelalterlichen Sympathien N.'s wenig zusagte, und es wurde bald sichtbar, daß er sich den streng hochkirchlichen Doctrinen zuneigte. Auf das Studium der Kirchenväter fußend, begann er Tendenzen zu entwickeln, die eine gewaltige Aufregung in der engl. Staatskirche hervorriefen. Einen Gesinnungsgenossen fand er in seinem Freunde Pusey, der einen Lehrstuhl bei der Hochschule bekleidete, und der unter der Einwirkung des scharfsinnigern und energischern N. sich dem theol. System anschloß, dem er später den Namen gab. (S. Puseyismus.) 1833 erschienen die ersten «Tracts for the Times», die von diesen beiden Führern in Verbindung mit andern gleichgesinnten Männern herausgegeben wurden. Bald darauf veröffentlichte N. «The Arians of the fourth century» (Lond. 1834), welche Schrift als ein Manifest dieser Richtung betrachtet werden konnte. Die Consequenzen seiner Lehren traten immer mehr zu Tage, und es begannen die massenhaften Uebertritte der Puseyiten zur röm. Kirche, während 1843 die Suspension Pusey's von seinem Predigtamte erfolgte. N. zögerte noch, sich offen zum Katholicismus zu bekennen. Im Oct. 1845 aber sagte er sich entschieden von der prot. Kirche los und wurde auf einer Reise nach Rom zum Priester des Oratoriums geweiht. In seinem Vaterlande wirkte er sodann mit allen Mitteln subtiler Dialektik für die Ausbreitung des Glaubens, in dessen Arme er sich geworfen. Nachdem er in den «Letters on certain difficulties felt by Anglicans in submitting to Rome» (Lond. 1850) die Bedenken, welche sich gegen den Anschluß an den Papismus geltend machten, bekämpft, hielt er zahlreich besuchte Vorträge, in denen er die Schwächen des Protestantismus beleuchtete, und die unter dem Titel «Discourses addressed to mixed congregations» (Lond. 1850; deutsch von Schündeler, Mainz 1851) gesammelt wurden. 1853 wurde er zum Rector der neugegründeten röm.-kath. Universität in Dublin ernannt, von welchem Amte er jedoch 1859 zurücktrat, um die Leitung einer Erziehungsanstalt für den kath. Adel zu Edgbaston bei Birmingham zu übernehmen. Gegen die Angriffe seiner frühern Glaubensgenossen vertheidigte er sich in der «Apologia pro vita sua» (Lond. 1864) und der «History of my religious opinions» (Lond. 1865). — Francis William N., jüngerer Bruder des vorigen, geb. 1805, wandte sich schon als Knabe mit Vorliebe der Mathematik zu, bezog 1822 die Universität Oxford und promovirte 1826 mit großer Auszeichnung. Zum Fellow des Balliol-College erwählt, unternahm er im Sept. 1830 eine Reise nach dem Orient, wo er infolge der Unruhen in Türkisch-Asien 15 Monate in Aleppo zurückgehalten wurde. Nachdem er 1833 wieder in England eingetroffen, ward er Lehrer am Bristol-College, mußte aber diese Stellung wegen freisinniger religiöser Ansichten aufgeben, worauf er

1840 eine Professur bei der Akademie in Manchester erhielt. 1846 folgte er einem Rufe an die londoner Universität, wo er bis 1863 den Lehrstuhl der röm. Literatur einnahm. Als Schriftsteller trat N. zuerst mit einer sehr scharfsinnigen Abhandlung über die Anfangsgründe der Geometrie (1841) und einer Uebersetzung von Huber's Werk «Die engl. Universitäten» (2 Bde., Lond. 1843) hervor. Allgemeiner bekannt wurde er durch «The soul, her sorrows and her aspirations» (3. Aufl., Lond. 1852; deutsch von Heymann, Lpz. 1851), worin er zwar auf einen positiven Glauben hinweist, aber keine Confession und Sekte, sondern das Christenthum überhaupt zum Grunde legt. Ein späteres Werk, «Theism, or didactic religious utterances» (Lond. 1858), ist zur Erläuterung der Gottesidee im Gegensatz zum Spinozismus und Atheismus bestimmt. Als Geschichtschreiber erwarb er sich Ruf durch seine «History of the Hebrew monarchy» (Lond. 1850; 3. Aufl. 1865), besonders aber durch «Regal Rome, an introduction to Roman history» (Lond. 1852), in welcher Schrift er es wagte, die Hypothesen Niebuhr's über den Ursprung der Etrusker zu bekämpfen. Die polit. Bewegungen der Zeit veranlaßten seinen «Appeal to the middle classes» (Lond. 1848) und «Address on the foreign policy of England» (Lond. 1852), wie er auch außerdem lebhaften Antheil an den Tagesfragen nahm. N. übersetzte ferner die Oden des Horaz (Lond. 1853) und die Ilias (Lond. 1856) und lieferte einige wichtige Beiträge zur Kenntniß der Berbersprache. In den «Phases of faith» (Lond. 1849) hat er den allmählichen Uebergang seiner religiösen Gesinnungen von dem starren Orthodoxismus der engl. Hochkirche zu einem der Anschauungsweise deutscher Denker verwandten, auf Vernunft und Humanität begründeten Glauben dargestellt.

Newmarket, eine Marktstadt mit 4069 E. in der engl. Grafschaft Cambridge, 13 M. nordnordöstlich von London, an der Eisenbahn, reicht mit seiner langen Straße zwischen öden Hügeln, die auf weiter Heidenfläche Raum zur schönsten Rennbahn in England geben, in die Grafschaft Suffolk hinüber. Wirthshäuser und Cafés reihen sich aneinander und können doch bisweilen die Tausende nicht fassen, welche im April, Juli und October das große Pferderennen zusammenruft. Auf der Bahn mit knapp geschorenem Rasen steht nahe am Ziele das Breterhäuschen der Richter. Eng umher scharen sich die Wettenden, während längs der Bahn die Schaulustigen harren, in erster Reihe die Kinder, in zweiter die Frauen, in letzter die Männer. Weiter zurück erheben sich staffelförmige Gerüste mit Plattformen für vornehmere Zuschauer. Im ganzen werden bei N. jährlich sieben Pferderennen gehalten.

Newport, Municipalstadt und Hafenplatz in der engl. Grafschaft Monmouth, am rechten Ufer des Usk unweit der Mündung in den Kanal von Bristol, mit einer hölzernen Brücke, deren Fahrweg mit der Flut steigt und sinkt, empfängt auf dem Usk und Brecon- und Monmouthkanale die Erzeugnisse der Kohlen- und Eisengruben in der Nähe der Städte Usk, Abergavenny und Pontypool, durch die Ebbw-, Sirhowey- und Rumney-Eisenbahnen aber die der Eisenwerke von Nantyglo, Ebbw-Vale, Tredegar, Rumney und andern Orten in den von Süden nach Norden, vom westl. Monmouthshire nach Brecknockshire parallel laufenden Thälern. Dies und die Weiterbeförderung, meist zu Wasser, machen die Stadt zu einem lebhaften Handelsplatze. N. zählt 23249 E. und hat vortreffliche Docks sowie große Eisenwerke und Nagelschmieden. Es befinden sich hier ein Athenäum, ein Handwerkerinstitut, eine alte Kirche und Reste einer festen Burg. 1860 gehörten der Stadt 87 Seeschiffe von 13982 Tons. Der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe betrug im Verkehr mit dem Auslande 257056, im Küstenhandel 540697 Tons. — N., die zweite Hauptstadt des nordamerik. Staats Rhode-Island, auf der Südwestseite der Insel Rhode-Island, an der Narragansetbai, 1 M. vom Ocean sehr malerisch auf einer gegen den Hafen sanft geneigten Fläche gelegen, zählt 10500 E. und hat ein Staatenhaus, ein Zeughaus, eine Markthalle, ein Theater, eine Freimaurerloge, eine öffentliche Bibliothek und 13 Kirchen sowie mehrere Mittelschulen. Es bestehen an Industrieanstalten einige Baumwollfabriken, Bleihütten und eine Kugel- und Schrotgießerei. Der Ort ist seiner schönen Lage und seines milden Seeklimas wegen ein beliebter Sommeraufenthalt für Bewohner des Innern und der südl. Unionsstaaten. N. unterhält beträchtlichen Handel mit Europa, Ost- und Westindien und eine bedeutende, im Seehandel und in der Seefischerei beschäftigte Rhederei, auch regelmäßige Dampfschiffsverbindungen mit Providence, Neuyork und Neubedford. Zugleich ist die Stadt unter allen Seeplätzen der Vereinigten Staaten ausgezeichnet wegen der Mannichfaltigkeit und Vorzüglichkeit der täglich zu Markte kommenden Seefische. Der Hafen, der im Westen der Stadt halbkreisförmig sich ausbreitet, gehört zu den besten Seehäfen der Union, ist sicher, leicht zugänglich, geräumig und tief genug für die größten Seeschiffe. Derselbe wird vertheidigt durch Fort Adams auf der Brentonsspitze und Fort Wolcott auf

Goat-Island. N. wurde 1638 gegründet. Sein Handel war einst noch viel bedeutender und beschäftigte 1764 im Verkehr mit Westindien 150 Schiffe. Vor dem Unabhängigkeitskriege galt es auch als ein Hauptsitz der Wissenschaft und Literatur in Neuengland und war berühmt durch die Wohlhabenheit und die Feinheit seiner Bewohner. Nächst Boston war es die erste Stadt, in welcher sich energischer Widerstand gegen den Druck der brit. Herrschaft zeigte. Man züchtigte es durch eine Besatzung von 8000 Hessen und Engländern, welche 480 Häuser zerstörten, die Schiffe verbrannten und überhaupt aufs schmachvollste hausten, sodaß sich seitdem der Handel des Platzes nicht wieder zu der frühern Blüte erhob. — N. heißt ferner eine Stadt im nordamerik. Staate Kentucky. Dieselbe ist Hauptort der Grafschaft Campbell, liegt am Ohio und an der Mündung des Licking, der Stadt Cincinnati gegenüber, mit der sie durch eine Dampffähre sowie mit Covington durch eine schöne Hängebrücke über den Licking verbunden ist. Der Ort zählt (1860) 10047 E., die Eisengießereien, Walzwerke und einige Manufacturen unterhalten. Es befindet sich hier eine Akademie, ein Arsenal der Union und eine Bank. In der Umgebung, namentlich den Dörfern Jamestown und Brooklyn, liegen zahlreiche Villen und Wohnhäuser der wohlhabendern Bürger N.s und Cincinnatis. — N. heißt auch die Hauptstadt der engl. Insel Wight (s. d.).

New-Shoreham oder Shoreham, Marktstadt, Parlamentsborough und Hafenplatz der engl. Grafschaft Sussex, kaum 1 M. westlich von Brighton, an der Mündung des von einer Kettenbrücke überspannten Adur in den Kanal (La Manche) und an der Eisenbahn, zählt 3351, als Parlamentsborough aber 32240 E. Der Ort hat einen von zwei Molen gebildeten Hafen und ein Seebad. Es befindet sich hier ein Museum, eine Lateinschule, ein schön angelegter «Schweizergarten», eine auf dorischen Säulen ruhende Markthalle und eine alte große Kirche (ehemals Collegiatkirche), die sich durch Vereinigung des normann. und frühesten Spitzbogenstils auszeichnet, zum Theil aber verfallen ist. N. treibt lebhaften Handel, Marktverkehr und Schiffbau. 1860 besaß es 129 Schiffe von 18689 Tons. Der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe betrug im auswärtigen Verkehr 32232, im Küstenhandel 107211 Tons. Die Stadt nahm ihren Aufschwung infolge günstiger Lage nach dem Ruine des eine Viertelstunde entfernten Dorfs Old-Shoreham. Letzteres ist die einst bedeutende Stadt Cymenesore, bei welcher 477 die Sachsen unter Ella landeten und die Eroberung dieser Gegend (Südsachsens) begannen. Noch ist aus jener Zeit eine zum Theil verfallene Kirche im anglonormann. Stil erhalten, mit merkwürdigen architektonischen Eigenheiten.

Newstead-Abbey, in der engl. Grafschaft Nottingham, eins der edelsten Denkmale der Baukunst in England, in einer malerischen Umgebung am Flüßchen Lynn, zwischen den Städten Nottingham und Mansfield, ist der Landsitz des Hauses Byron, wo der berühmte Dichter Lord Byron (s. d.) beigesetzt wurde. Ursprünglich war N. ein Augustinerkloster, das von Heinrich II. gestiftet, von Heinrich VIII. aufgehoben und durch diesen dem John Byron, seinem Lieblinge, geschenkt wurde. Vgl. W. Irving, «Abbotsford and N.» (Lond. 1835).

Newton (Sir Isaac), der Begründer der neuern mathem. Physik und der physischen Astronomie, wurde 25. Dec. 1642 zu Woolsthorpe in der engl. Grafschaft Lincoln als Posthumus geboren. Schon als Knabe zeigte er eine besondere Vorliebe für praktische Mechanik, weshalb er eifrigst Mathematik studirte. Von der Schule zu Grantham ging er, 18 J. alt, auf die Universität Cambridge, wo Barrow, einer der gründlichsten Mathematiker seiner Zeit, sich seiner mit Liebe annahm. Sehr bald offenbarte sich nun auch das eminente Genie N.'s in der glänzendsten Weise. Er machte die Entdeckung, daß der binomische Lehrsatz sich nicht blos für ganze positive Exponenten, sondern auch auf gebrochene und negative anwenden lasse, und erhob sich mittels dieses Lehrsatzes zu einem allgemeinen Princip der Methode der Fluxionen, welches darin besteht, aus der Art und Weise des allmählichen Anwachsens der Größen auf ihren Werth zu schließen. (S. Differentialrechnung und Integralrechnung.) Noch ehe er indeß seine Entdeckungen irgendjemand mitgetheilt hatte, zwang ihn ums J. 1665 die Pest, Cambridge zu verlassen und sich nach Woolsthorpe zurückzuziehen. In dieser ländlichen Abgeschiedenheit soll er eines Tages in seinem Garten unter einem Apfelbaume gesessen haben, als ein herabfallender Apfel sein Nachdenken auf die wunderbare Kraft lenkte, die jeden fallenden Körper gegen den Mittelpunkt der Erde treibt. (S. Gravitation.) Indem er den angeregten Gedanken mit Beziehung auf das dritte Kepler'sche Gesetz betrachtete, kam er auf den Schluß, daß die Attraction der Sonne im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernung wirke. Erst als Mercator's «Logarithmotechnia» erschienen war und die darin gelehrte Quadratur der Hyperbel außerordentliches Aufsehen erregte, fand sich N. bewogen, seine bei weitem mehr

leistende Methode der Fluxionen seinem Lehrer Barrow mitzutheilen. Gleichwol wurde dieselbe auch jetzt noch nicht öffentlich bekannt, wozu wol beitragen mochte, daß N. sich schon wieder mit einem ganz andern wissenschaftlichen Gegenstande beschäftigte, nämlich mit der Zerspaltung des weißen Sonnenlichts in die verschiedenfarbigen, dasselbe zusammensetzenden Strahlen durch das Prisma. (S. Farbenlehre.) So hatte er sich bereits durch drei hochwichtige Entdeckungen unsterblich gemacht, als ihm 1669 Barrow seinen Lehrstuhl abtrat. Bald nachher erregte er durch eine Arbeit über bessere Einrichtung der Spiegelteleskope die Aufmerksamkeit der Königlichen Societät zu London, der er auch ein solches, 30—40mal vergrößerndes, von ihm selbst verfertigtes Teleskop überreichte. 1672 als Mitglied derselben aufgenommen, fand er dadurch Veranlassung, ihr einen Theil seiner Analysis des Lichts vorzulegen. Der Streit, in welchen er dieser Theorie wegen mit Hooke gerieth, veranlaßte ihn zu seiner zweiten Arbeit über das Licht. Seitdem Hooke Secretär der Societät geworden, theilte N. mehrere Jahre hindurch nichts mehr von seinen Arbeiten mit, bis ihn ein Bericht, den er 1679 über eine astron. Arbeit abzustatten hatte, zu dem Vorschlage veranlaßte, die Bewegung der Erde durch directe Versuche über die Abweichung von der Verticale zu beweisen, welche frei fallende Körper erleiden. Damit war er in die früher schon einmal betretene Bahn der Gravitationstheorie wieder eingelenkt. Da seitdem Picard einen Grad des Meridians in Frankreich gemessen und darauf eine genauere Bestimmung des Erdhalbmessers gegründet hatte, so fand N. bei Anwendung desselben, daß die Bewegung des Mondes in der That mit dem von ihm entdeckten Gravitationsgesetze übereinstimme. Als 1684 Halley ihn in Cambridge besuchte, konnte er demselben bereits den «Tractatus de motu» vorlegen, der dann das erste und zweite Buch seiner «Philosophiae naturalis principia mathematica» (1687; 2. Aufl. 1713) bildete.

Inzwischen hatte N. auch eine polit. Bedeutung gewonnen. Er repräsentirte die Universität in dem Parlamente, welches 1689 die Thronerledigung aussprach, und erregte hier die Aufmerksamkeit des Grafen von Halifax in einem solchen Grade, daß ihn derselbe bei seinem nachherigen Eintritt in das Finanzministerium 1696 zum Münzwardein und 1699 zum Münzmeister ernannte. N. leistete bei der neuen Münzreform sehr nützliche Dienste und wurde dadurch auch auf chem. Untersuchungen geführt, hatte aber das Unglück, sein Laboratorium sammt den dazugehörigen Manuscripten bei einer Feuersbrunst zu verlieren, welcher unglückliche Zufall nicht nur auf seine Gesundheit, sondern auch auf seine Geisteskräfte sehr nachtheilig eingewirkt haben soll. Der große Ruf, den N. genoß, brachte ihm aus allen Ländern Ehrenbezeigungen ein. Er wurde 1699 auswärtiges Mitglied der pariser Akademie, 1701 von der Universität von Cambridge wieder zu ihrem Parlamentsdeputirten gewählt, 1703 Präsident der londoner Societät und 1705 Ritter. Jetzt erst ließ er die Resultate seiner optischen Untersuchungen erscheinen, und zwar zuerst englisch unter dem Titel «Optics, or a treatise of the reflections, refractions, inflections and colours of light» (1704), die von Clarke unter N.'s Augen ins Lateinische übersetzt wurde (Lond. 1706). Mit dieser ersten Ausgabe des Werks vereinigte N. auch seine analytischen Dissertationen «De quadratura curvarum» und «Enumeratio linearum tertii ordinis». Seine «Arithmetica universalis» (1707), enthaltend die von ihm in Cambridge gehaltenen analytischen Vorlesungen, wurde von Whiston und, wie behauptet wird, sogar gegen N.'s Willen herausgegeben; auch seine «Methodus differentialis» und «Analysis per aequationes numero terminorum infinitas» (1711) wurden von fremder Hand, jedoch mit seiner Zustimmung herausgegeben. Hinsichtlich des übeln Streits, in den er seit 1712 mit Leibniz über die Erfindung des Infinitesimalcalculs gerieth, gilt jetzt die Ansicht, daß beide unabhängig voneinander auf ihre Methoden gekommen sind. Auch über chronol. Gegenstände hat N. scharfsinnige Untersuchungen angestellt und ein eigenes Werk verfaßt, welches jedoch erst zwei Jahre nach seinem Tode veröffentlicht wurde. Dagegen hätten seine «Ad Danielis prophetae vaticinia, nec non S. Johannis Apocalypsin observationes», welche ebenfalls erst 1736 erschienen, zu seiner Ehre ungedruckt bleiben sollen. Ueberhaupt waren religiöse Betrachtungen in den spätern Lebensjahren eine von N.'s Hauptbeschäftigungen. Seit dem Verluste seines Laboratoriums und eines Theils seiner Manuscripte schien er den Wissenschaften abhold geworden zu sein, und es finden sich aus dieser Zeit eigentlich nur drei neue Arbeiten von ihm: eine Abhandlung über Temperatur in den «Philosophical Transactions» (1701); ein aus der nämlichen Zeit herrührender Aufsatz, der die Ideen entwickelt, welche Hadley nachher durch seine Spiegelsextanten realisirt hat; endlich eine Auflösung des von Joh. Bernoulli vorgelegten Problems über die Brachystochrone oder die Linie des kürzesten Falls. Eine schwere analytische Aufgabe, welche Leibniz den engl. Geometern 1716 vorlegte, um ihnen die Ueber-

legenheit seiner Differentialrechnung über die Methode der Fluxionen zu zeigen, soll N., als er abends sehr ermüdet aus der Münze kam, erhalten und noch vor dem Schlafengehen aufgelöst haben. Dies war seine letzte mathem. Auflösung; denn in den letzten zehn Lebensjahren hielt er sich fern von jeder wissenschaftlichen Arbeit. Seine geistigen Kräfte schienen erschöpft; nach kurzer Krankheit starb er zu Kensington 20. März 1727. König Georg ließ ihn mit Pomp in der Westminsterabtei bestatten. Seine Familie, in dem Besitze einer Nachlassenschaft, welche, Landhaus und Zubehör ungerechnet, die für jene Zeit große Summe von 32000 Pfd. St. betrug, ließ ihm 1731 ein prächtiges Denkmal errichten, dessen Inschrift mit den Worten «Sibi gratulentur mortales tale tantumque exstitisse humani generis decus» schließt. Im Trinity-College zu Cambridge wurde 1755 seine Marmorstatue aufgestellt. N. war von mittlerer Statur und sein Aeußeres angenehm, ohne daß man in ihm den Scharfsinn erkannt hätte, den seine Werke verrathen; sein Charakter war sanft und gleichförmig. Verheirathet war er nie. N.'s Werke wurden lateinisch von Horsley (5 Bde., Lond. 1779—85) herausgegeben; wegen des Commentars zu den «Principia» ist die Ausgabe derselben von Lesueur und Jacquier (3 Bde., Genf 1730—42) zu empfehlen. Sein Leben beschrieb Brewster (Edinb. 1831; neue Ausg., 2 Bde., Lond. 1855; deutsch von Goldberg, mit Anmerkungen von Brandes, Lpz. 1833).

Ney (Michel), Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, Marschall und Pair von Frankreich, geb. 10. Jan. 1769 zu Saarlouis als der Sohn eines Böttchers, trat im Alter von 18 J. in ein franz. Husarenregiment und brachte es zum Wachtmeister. Erst die Revolution, der er sich mit Enthusiasmus hingab, eröffnete ihm eine weite Laufbahn. Er wurde Offizier und schon im Feldzuge von 1792 Kapitän. Kleber erhob ihn nach einer Reihe der kühnsten Thaten 1794 zum Escadronchef (d. h. Stabsoffizier) und Generaladjutanten. 1796 trat N. in die Maas- und Sambrearmee unter Jourdan und erwarb sich, durch die Einnahme von Würzburg und Forchheim, den Grad des Brigadegenerals, den er bisher, als noch nicht verdient, abgelehnt hatte. Im folgenden Feldzuge gerieth er bei Diernsdorf in kurze Gefangenschaft. Im Frühjahre 1799 setzte er mit dem Beobachtungscorps Bernadotte's über den Rhein, nahm durch einen Handstreich Manheim und wurde dafür zum Divisionsgeneral erhoben. Hierauf trat er in die Donauarmee unter Masséna, erhielt aber bei Winterthur eine schwere Verwundung. Nach der Herstellung kehrte er zur Rheinarmee zurück, übernahm interimistisch den Oberbefehl und verhinderte durch eine kühne Diversion den Erzherzog Karl, den Sieg Masséna's bei Zürich über die Russen zu vereiteln. Im Feldzuge von 1800 zeichnete er sich unter Moreau aus. Nach dem Frieden zu Luneville leitete Bonaparte, der den Republikaner gewinnen wollte, seine Vermählung mit Aglaë Louise Auguié, einer Jugendfreundin der Hortensie Beauharnais, ein und ernannte ihn zum Generalinspecteur der Cavalerie. 1802 ging N. als Gesandter nach der Schweiz, wo er den Frieden und die Mediationsacte zu Stande brachte. Nach seiner Rückkehr im Oct. 1803 übernahm er den Befehl über das 6. Armeecorps im Lager zu Boulogne. Nachdem er bei Errichtung des Kaiserthrons den Marschallsstab erhalten, eröffnete er an der Spitze seines Corps den Feldzug von 1805, schlug den Erzherzog Ferdinand 10. Oct. bei Günzburg und veranlaßte die Capitulation von Ulm durch seinen Sieg bei Elchingen. Napoleon ernannte ihn dafür zum Herzog von Elchingen. Während die große Armee auf Wien losging, drang N. in Tirol ein, vertrieb den Erzherzog Johann und stand im Begriff, in Kärnten einzudringen, als ihm der Friede zu Presburg ein Ziel setzte. Im Kriege von 1806 und 1807 trug N. außerordentlich zu den Erfolgen bei, besonders in der Schlacht von Jena. Wiewol er die Politik Napoleon's auf der Pyrenäischen Halbinsel misbilligte, mußte er doch im Oct. 1808 mit dem Kaiser nach Spanien gehen. Auch hier behauptete er in einer Reihe kühner Waffenthaten seinen Ruhm. Im Juli 1809 zerfiel er jedoch mit dem Oberfeldherrn Masséna über den Feldzugsplan und bewies dabei so große Widersetzlichkeit, daß ihn dieser von der Armee entfernte. Er lebte nun verbittert in einer gewissen Entfernung, bis er 1812 den Befehl über das 3. Armeecorps erhielt, mit dem er bei Smolensk, besonders aber an der Moskwa, Wunder der Tapferkeit verrichtete. Napoleon selbst nannte ihn hier den Tapfersten der Tapfern (le brave des braves) und ertheilte ihm am Abende der Schlacht den Titel eines Fürsten von der Moskwa. Auf dem Rückzuge befehligte N. erst die Spitze, seit dem 2. Nov. aber die Nachhut des Heeres. Mit eiserner Strenge hielt er die Zucht aufrecht, warf sich täglich dem herandringenden Feinde entgegen und vermochte beim Uebergange über die Beresina wenigstens die Trümmer des Heeres zu retten. Nachdem er für den Feldzug von 1813 sein Armeecorps fast nur aus Rekruten hergestellt, hielt er bei Lützen dem ersten Angriffe der Verbündeten tapfer Stand, befehligte bei Bautzen das Centrum und drang hierauf nach Schlesien vor. Von Blücher schon vor Ablauf

des Waffenstillstandes von Pläswitz angegriffen, sah er sich genöthigt, aus der Stellung bei Liegnitz zurückzuweichen, bis ihm der Kaiser mit 25000 Mann zu Hülfe eilte. Indeß mußte er seine Streitkräfte Macdonald übergeben und mit Napoleon nach Dresden zurückkehren, wo er den Sieg über Schwarzenberg erringen half. Nach der Niederlage Oudinot's bei Großbeeren erhielt N. den Oberbefehl über die zum Vordringen auf Berlin bestimmten Streitkräfte, wurde aber trotz seiner Tapferkeit von Bülow bei Dennewitz ebenfalls geschlagen. Ebenso vergebens waren seine Anstrengungen bei Leipzig. Im Feldzuge von 1814 führte er den Befehl über ein Corps und kämpfte mit Verzweiflung. Nach der Einnahme von Paris drängte er jedoch, ermüdet und den Bürgerkrieg fürchtend, Napoleon zur Abdankung und eröffnete, wiewol vergebens, mit den Verbündeten Unterhandlungen. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair und verlieh ihm den Befehl über die 6. Militärdivision. Indeß sah sich N. von den übermüthigen Royalisten bald mannichfach gekränkt und zog sich im Jan. 1815 auf sein Landgut Coudreux bei Châteaudun zurück. Als er die Rückkehr Napoleon's erfuhr, begab er sich nach Paris, versicherte dem Könige seine Anhänglichkeit und eilte, sich mit 4000 Mann dem Kaiser entgegenzuwerfen. In der Nacht vom 11. zum 12. März verlegte er sein Hauptquartier von Besançon nach Lons-le-Saulnier, erfuhr aber hier, daß die Garnison von Grenoble übergegangen und daß Napoleon an der Spitze bedeutender Streitkräfte und unter dem Jubel der Bevölkerung zu Lyon eingezogen sei. Bald verlangten auch seine Truppen, sich dem Kaiser anzuschließen; auch erschien der General Bertrand, um ihm die Lage der Dinge vorzustellen. Nach einem harten Kampfe ließ sich N. hinreißen, in einer Proclamation die Sache des Kaisers als die rechtmäßige zu erklären. Er marschirte ihm entgegen und traf ihn zu Auxerre, wo er von Napoleon gut aufgenommen wurde. Nach dem Einzuge in Paris mußte N. die Truppen an der Grenze von Dijon bis nach Landau inspiciren. Verstimmt und mit düstern Ahnungen zog er sich alsdann auf sein Landgut zurück. Bei Eröffnung des Feldzugs von 1815 übernahm er den Befehl über den 38000 Mann starken linken Flügel. Während Napoleon selbst die Preußen bei Ligny (s. d.) schlug, sollte er an der Spitze seiner Streitmacht das Plateau von Quatre-Bras (s. d.) gegen das brit. Heer behaupten und hiermit die Trennung der feindlichen Armeen bewerkstelligen. Die Anschuldigungen Napoleon's gegen N. über seine Führung bei Quatre-Bras sind neuerdings widerlegt worden. Der Kaiser entzog nämlich N. das Erlon'sche Corps, die Hälfte seiner Truppen, und lähmte so seine Kraft. In der Schlacht bei Waterloo befehligte N. das Centrum und kämpfte in rasender Verzweiflung. Er verlor fünf Pferde unter sich und wurde endlich mit Blut bedeckt vom Schlachtfelde gerissen. Nachdem er zu Paris eingetroffen, erhob er sich in der Pairskammer mit Heftigkeit gegen die Versicherung des Kriegsministers, daß die Armee noch aus 60000 Mann bestehe. Dagegen rieth er im Interesse Frankreichs zu Unterhandlungen. Viele betrachteten ihn deshalb als Verräther, und die Provisorische Regierung weigerte sich, ihm unter den Mauern der Hauptstadt ein Commando zu übergeben. Nach der Capitulation von Paris entschloß sich N. auf dringende Bitten seiner Familie, nach der Schweiz zu entweichen. Da aber die Grenze von den Oesterreichern versperrt war, begab er sich nach St.-Alban, wo er seine Aechtung erfuhr, und verbarg sich endlich auf dem Schlosse einer Verwandten in der Nähe von Aurillac. Hier erregte ein kostbarer ägypt. Säbel, den er einst von Napoleon erhalten, den Verdacht eines Beamten und zog seine Verhaftung nach sich. N. hätte entfliehen können; allein er hegte das Verlangen, sich zu rechtfertigen, und ließ sich willig nach Paris abführen, wo er 19. Aug. eintraf. Man stellte ihn schon 8. Nov. vor ein Kriegsgericht, dessen Competenz er aber als Pair verwarf. Der Minister Richelieu, dem seine Verurtheilung besonders am Herzen lag, brachte hierauf den Proceß vor die Pairskammer. Wiewol sich N. mit seinen Vertheidigern, Berryer und Dupin, auf die Amnestie berief, welche der 12. und 15. Art. der Capitulation allen Compromittirten gewährte, so wurde er doch 6. Dec. 1815 mit großer Majorität als Hochverräther zum Tode verurtheilt. Die Berufung auf die Capitulation von Paris hatte man für ungültig erklärt, weil der Herzog von Wellington versicherte, er habe in jenen Artikeln nur den in der Hauptstadt befindlichen Fremden Amnestie ertheilt. Man rieth darum N., den Umstand geltend zu machen, daß sein Geburtsort nicht mehr zu Frankreich gehöre. Allein er erklärte, als Franzose sterben zu wollen, und bereitete sich mit großer Fassung zum Tode vor, während seine Gemahlin bei Hofe wie bei den Verbündeten vergebens Schritte that, um seine Begnadigung auszuwirken. Am Morgen des 7. Dec. wurde das Urtheil an ihm im Garten des Luxembourg vollzogen. N. starb muthvoll, wie er gelebt; sein Schicksal ward ungemein betrauert und blieb stets ein Vorwurf gegen die Bourbons. Die Familie erhielt die Erlaubniß, ihn auf dem Père-Lachaise zu bestatten. N. hinterließ drei Söhne, die später seine «Mémoires» (2 Bde., Par.

1833) veröffentlichten. — Joseph Napoléon N., Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, der älteste Sohn des vorigen, geb. 8. Mai 1803, sah sich unter der Restauration gänzlich zurückgesetzt, heirathete aber 1828 die Tochter des Bankiers Jacques Laffitte, der, als er nach der Julirevolution Minister geworden, dem Schwiegersohne eine Laufbahn öffnete. N. wurde Adjutant des Herzogs von Orleans und 1831 Pair. Da die Pairskammer seinem Antrage auf Herstellung der Ehre seines Vaters nicht nachkam, trat er erst 1841 in dieselbe ein, wo er für die Befestigung von Paris sprach. Er war einer von den wenigen Pairs, die im Febr. 1848 die Einladung zum Reformbanket unterzeichneten, gelangte 1849 in die Nationalversammlung, wo er als Bonapartist eifrig wirkte, und übernahm zugleich mehrere diplomatische Sendungen, wie nach Berlin, Madrid u. s. w. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 trat er in die consultative Verfassungscommission, und 1852 ward er Senator und sodann Brigadegeneral. Er liebte leidenschaftlich die altclassische Musik, für welche er in Frankreich den Geschmack wieder anregen half. Nächstdem gehörte er zu den Begründern des pariser Jockeyclubs. Er starb nach längerm Siechthum 25. Juli 1857. Seine einzige Tochter, Eglé Napoléone Albine, geb. 18. Oct. 1832, heirathete 27. Mai 1852 den Minister Grafen Persigny. — Sein Bruder, Michel Louis Félix N., Herzog von Elchingen, geb. 24. Aug. 1804, war Brigadegeneral und starb während des Orientkriegs 14. Juli 1854 zu Gallipoli an der Cholera. Er hinterließ einen Sohn, Michel Alois N., Herzog von Elchingen, geb. 1835, der als Offizier in der franz. Armee dient. — Der jüngste Sohn des Marschalls, Napoléon Henri Edgar N., seit 1857 durch kaiserl. Decret Prinz von der Moskwa, geb. 20. März 1812, ist seit 1859 Senator, seit 1863 Divisionsgeneral, Adjutant und Großjägermeister Napoleon's III.

Niagăra heißt der Verbindungsstrom zwischen dem Erie- und Ontariosee, welcher die Grenze zwischen dem brit. Canada und dem nordamerik. Unionsstaate Neuyork bildet. Sein Lauf in nördl. Richtung hat eine Länge von 5, mit den Krümmungen von $7\frac{1}{2}$ M., und sein Niveauunterschied zwischen den beiden Seen beträgt 313 F. Etwa $1\frac{2}{5}$ M. unterhalb Fort Erie (an seinem Ausfluß) theilt er sich in zwei Arme, welche die zu Neuyork gehörige Insel Grand-Island umfließen und nach einem Laufe von kaum 2 M. sich wieder vereinigen; vor dem Ausfluß des westl. Arms liegt das brit. Inselchen Navy. Kaum 1 M. weiter unterhalb, bei einer scharfen Biegung von Westen nach Norden, Détour genannt, bildet der Strom den berühmten Niagarafall, den großartigsten Stromfall der bekannten Welt. Durch die Zigeninsel (Goat-Island) oder Irisinsel (so genannt wegen des über ihr erscheinenden Regenbogens), die etwa ein Viertel der gesammten Strombreite, 925 F., und eine Fläche von 75 Acres einnimmt, wird der Niagarafall in zwei ungleiche Arme geschieden. Der östliche, der Amerikanische oder Fort-Schlosser-Fall, ist 1069 F. breit und in der Mitte 153 F. hoch, der westliche, der Große Fall oder Horseshoe-Fall (d. h. Hufeisenfall), 1897 F. breit und 144 F. hoch. Der erstere Arm liegt ganz innerhalb des Unionsgebiets, der letztere nur zur Hälfte, indem die Grenze durch die Mitte desselben gezogen gedacht wird. Die Ziegeninsel bietet an ihrem untern Ende eine Felsenmasse dar, die senkrecht bis zum Fuße des Falls sich hinabzieht. Die Wassermasse, welche in einer Stunde in diesen Fällen herabstürzt, wird auf 100 Mill. Tonnen geschätzt. Aus der Tiefe der von 230—280 F. hohen Felsenwänden eingefaßten Kluft, in die das Wasser stürzt, steigen weiße Schaum- und Wolkenmassen empor, die meilenweit gesehen werden; auch das Tosen der Fälle ist weithin, zuweilen auf 8 M. hörbar. Da der Fall einen convexen Bogen bildet, so gibt es am Ufer keinen Punkt, der eine Gesammtansicht gewährte. Die beste hat man vom Tafelfelsen (Table Rock), einem 140 F. hohen Felsenvorsprung auf der canadischen Seite. Von der amerik. Seite, wo der Fall eine mehr gerade Linie bildet und sich daher weniger malerisch zeigt, hinüber zur Ziegeninsel, die mit Parkanlagen geziert ist, hat deren Besitzer schon früher eine hölzerne Brücke gebaut. Am 4. Juli 1848 ward jedoch eine Hängebrücke unterhalb der Fälle, zwischen diesen und dem sog. Wirbel (Whirlpool), vorläufig für Fußgänger eröffnet. Dieselbe liegt 235 F. über dem Wasserspiegel, hat eine Spannung von 750 F. und ist 38 F. breit. Ueber dieses kühne Werk führt seit 1852 sogar eine Eisenbahn. Bis zu den Fällen beträgt der Lauf des N. $4\frac{1}{3}$ M. und das Gefälle 62 F., wovon jedoch 51 F. auf die letzte Achtelmeile unmittelbar vor den Fällen kommen. Bis zu diesen Stromschnellen ist der Fluß abwärts schiffbar. Etwa eine Achtelmeile unterhalb der Fälle zeigt sich das Wasser so ruhig, daß eine völlig sichere Fähre hat errichtet werden können; 1 M. weiter abwärts aber wird durch eine plötzliche Wendung des Flusses ein Wirbel gebildet, der alles zerstört, was in seinen Bereich kommt. Die ungeheuere Wassermasse der Fälle stürzt über ein 84 F. dickes, fast ganz horizontales Kalksteinlager herab, unterhalb dessen weiche Schiefer-

massen von derselben Mächtigkeit liegen, welche leicht durch das Wasser weggewaschen werden. Diesen geognostischen Verhältnissen ist es zuzuschreiben, daß das Wasser die ganze Höhe, nicht in Terrassen, herabfällt und daß von dem unterwaschenen Kalkstein die nicht mehr unterstützten Theile herabstürzen, wie dies namentlich 1818 und im Sept. 1853 am Tafelfelsen, 1828 am Hufeisen geschehen ist, wodurch ein allmähliches Zurückweichen der Fälle bewirkt wird. Es ist sonach nicht unwahrscheinlich, daß die Fälle einst bei den Queenstonhöhen lagen, und daß der fast 3⁴/₅ M. lange Kanal zwischen Queenston und den gegenwärtigen Fällen durch dieselben Ursachen hervorgebracht worden, welche jetzt ein Näherrücken der Fälle gegen den Eriesee hin bewirken. Da die Niagarafälle alle directe Wasserverbindung zwischen den nächsten Seen völlig unterbrechen, so hat man auf der canadischen Seite einen Schiffahrtskanal, den wichtigen Wellandkanal, angelegt, der von Port-Colbourne am Eriesee gegen Norden nach Port-Dalhousie am Ontariosee führt. — In der zum Staate Neuyork gehörigen Grafschaft N., mit der Hauptstadt Lockport, liegt am rechten Ufer des Flusses der Ort Niagara-Falls, mit dem Fort Schlosser, und an der Mündung des Flusses das Fort N. — In dem zur brit. Colonie Canada gehörigen District N., der die Halbinsel zwischen dem Erie- und Ontariosee umfaßt, befindet sich die Hafenstadt N., früher Newark genannt, an der Mündung des N. erbaut und durch die Forts George und Missisaga oder Massacauga gedeckt.

Nibby (Antonio), ausgezeichneter ital. Archäolog, geb. 4. Oct. 1792 zu Rom, widmete sich früh den antiquarischen Wissenschaften und schloß sich den Männern an, welche, den Fußstapfen Winckelmann's folgend, ein sorgfältiges Studium der alten Ueberreste für ihre Aufgabe erklärten. N. sah bald ein, daß hierbei seinen Landsleuten bisher der Mangel an Kenntniß des Griechischen sehr hinderlich gewesen. Schon in seinem 17. J. gründete er für das Studium dieser Sprache nach ital. Sitte eine Akademie, die «Hellenica», aus welcher später die «Tiberina» hervorging. 1812 wurde er als sog. Schreiber für die griech. Sprache bei der vaticanischen Bibliothek angenommen. Durch eine Uebersetzung des Pausanias mit antiquarischen und kritischen Anmerkungen machte er sich einen Namen in Italien. Später wurde er bei der Congregazione Economica angestellt, in welchem Amte er mit Noth und Sorgen zu kämpfen hatte. Seit 1820 Professor der Archäologie an der röm. Universität, starb er 29. Dec. 1839. Seine erste Arbeit war die von ihm besorgte vierte Ausgabe der «Roma antica» von Nardini (4 Bde., 1820). Den Untersuchungen über das Forum, die Via sacra und das Amphitheater des Flavius folgte «Viaggio antiquario de' contorni di Roma», die er später völlig neu bearbeitet unter dem Titel «Analisi storicotopografico-antiquaria della carta de' contorni di Roma» (3 Bde., 1837—38) erscheinen ließ, und an die sich seine Beschreibung der Stadt selbst (2 Bde., 1838—40) anschloß, welche aus seinen hinterlassenen Handschriften auch fortgesetzt wurde. Von seinen übrigen Schriften dieser Art sind zu erwähnen der Text zu «Le mura di Roma disegnate da W. Gell» und die Abhandlungen über die Form und Einrichtung der ältesten christl. Kirchen, über den Circus des Caracalla und den Tempel der pränestinischen Fortuna (1821), über den Gabinosee, über Porto und die antike Straße dahin, über das Grab der Horatier und Curiatier und über die Orti Serviliani. Auch begann er ein «Lehrbuch der Archäologie» (Bd. 1, 1828) und ein «Lehrbuch über die röm. Alterthümer» (Bd. 1, 1830). Ebenso zog er die Denkmäler der Sculptur in den Kreis seiner Untersuchungen, zuerst in der Abhandlung über den Sterbenden Fechter (1820). Dann lieferte er in Gemeinschaft mit Lorenzo Re Erläuterungen zu den Monumenten des capitolinischen Museums, ferner die Beschreibung ausgewählter Monumente der Villa Borghese und endlich die Fortsetzung des «Museo Chiaramonti». Seine Werke tragen das Gepräge des Ernstes, dem es um die Sache selbst zu thun ist.

Nibelungenlied, oder, wie der Name ursprünglich lautete und die eine Bearbeitung es nennt, der Nibelunge Nôt, ist die vorzüglichste Schöpfung der deutschen volksmäßig-höfischen Kunstepik und die höchste Leistung unserer alten Epik überhaupt. Das Gedicht erzählt, wie Siegfried, der Sohn König Siegmund's von Niederlanden, aus Xanten nach Worms zieht, wo der Burgunderkönig Günther mit seinen Brüdern Gernot und Geiselher und seiner schönen Schwester Kriemhild wohnt. Letztere erhält er zum Weibe, nachdem er dem Günther die starke Jungfrau Brunhild, die Herrin von Island, mit Hülfe der Kraft und Unsichtbarkeit verleihenden Tarnkappe (des Hehlmantels) erworben hat. In einem Streite der beiden Frauen über den Rang und die Würdigkeit ihrer Gatten verräth aber Kriemhild unvorsichtig, wie Brunhild durch Siegfried für Günther bezwungen worden sei. Diese sinnt nun auf Rache und läßt Siegfried durch den grimmen Hagen von Tronje auf einer Jagd ermorden. Bei der Bestattung verrathen die fließenden Wunden den Mörder; aber Kriemhild verschließt noch ihre Rache und lebt nach

der Freude dem Leide durch 13 J. zu Worms in tiefer Trauer, obschon wiederholt gekränkt durch Hagen, der auch den Nibelungenhort, den unermeßlichen Schatz, welchen Siegfried einst den fernen nordischen Nibelungen abgenommen hatte, heimlich in den Rhein versenkt, wo er noch bis auf diesen Tag begraben liegt. Da kommt Markgraf Rüdiger von Bechelaren, für König Etzel (Attila) von Hunnenland (Ungarn) um Kriemhild's Hand zu werben, und Kriemhild, jetzt der Rache gedenkend, nimmt die Werbung an. Wiederum nach 13 J. ladet sie die nun seit der Gewinnung des Nibelungenhorts selbst Nibelungen benannten Burgunder, ihre Brüder und Hagen, zu einem Feste an Etzel's Hof nach Hunnenland und bereitet ihnen dabei den Untergang. In langem, furchtbarem Kampfe fallen Günther, Gernot und Geiselher und alle die andern burgund. Männen, darunter der edle Fiedler, Volker von Alzei, und auch von Etzel's Seite der treue Rüdiger von Bechelaren und die Helden Dietrich's von Bern, der noch bei Etzel weilt, nebst vielen tapfern Männern. Zuletzt schlägt Kriemhild selbst dem gefangenen, das Geheimniß des Horts fest bewahrenden Hagen mit Siegfried's Schwerte das Haupt ab, und darüber ergrimmt springt Dietrich's treuer Dienstmann, der alte Hildebrand, hinzu und tödtet auch sie.

Das Gedicht, im 12. Jahrh. verfaßt, ist uns in 28 theils ganz, theils in Bruchstücken erhaltenen Handschriften überliefert, die seine Verbreitung vom 13. bis 16. Jahrh. bezeugen. Im 16. und nach andern im 17. Jahrh. gerieth es in Vergessenheit; dieser entriß es erst Bodmer, indem er das letzte Drittel desselben aus der ersten Hohenemser (früher dem Freiherrn von Laßberg gehörigen, jetzt in Donaueschingen befindlichen) Handschrift (C) nebst der «Klage» und Bruchstücken aus dem vordern Theile herausgab unter dem Titel «Chriemhilden Rache» (Zür. 1751). Den ersten vollständigen Abdruck lieferte dann Chr. H. Myller in seiner «Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12. bis 14. Jahrh.» (Berl. 1782), doch so, daß er die beiden ersten Drittel seiner Ausgabe der zweiten Hohenemser (jetzt zu München befindlichen) Handschrift (A) entnahm, während er das letzte Drittel nach Bodmer's Drucke wiederholte. Allein obschon es bereits Bodmer ausgesprochen hatte, daß den Gedichten des 13. Jahrh. eine höhere Bedeutung zustehe als eine blos historische, fand Myller's Bemühung doch noch wenig Erfolg. Nur der Geschichtsforscher Johannes Müller urtheilte anerkennender und einsichtiger, und J. H. Voß las die Nibelungen bereits in der Schule zu Eutin. Die romantische Schule endlich und das unter dem Joche der franz. Fremdherrschaft neu erstarkende Gefühl für Deutschlands Ehre und alte Herrlichkeit weckte auch wieder den Sinn für diesen Schatz aus der Väterzeit, und von der Hagen (s. d.) erwarb sich das unbestreitbare Verdienst, diesen Sinn nach Kräften genährt und das N. durch seine mit einem Glossar versehene Erneuerung (Berl. 1807) zuerst auch wissenschaftlich eingeführt zu haben. Ein wirklich wissenschaftliches Studium des Gedichts begann jedoch erst mit den Arbeiten Lachmann's. Lachmann, durch F. A. Wolf's homerische Forschungen angeregt, versuchte den Nachweis, daß das N. aus einer Vereinigung von 20 Volksliedern verschiedener Verfasser hervorgegangen, und die Verbindung zwischen den Liedern durch überleitende Strophen oder Abschnitte, die einem Ordner zugeschrieben wurden, hergestellt worden sei, auch innerhalb der einzelnen Lieder seien zahlreiche unechte Strophen eingefügt. Um 1210 sollte diese Vereinigung vor sich gegangen sein, und die Münchner Handschrift (A), die den kürzesten Text bietet, auch den ursprünglichsten enthalten, der zwischen 1210—25 zwei Ueberarbeitungen (B, die St.-Galler, C, die Laßberg'sche Handschrift) erfahren, welche hauptsächlich in der successiven Erweiterung des Textes durch neue Strophen bestanden. Nachdem er in seiner Erstlingsschrift («Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth», Berl. 1816) diese Ansichten vorgetragen, gab er in seiner Ausgabe (Berl. 1826) einen kritischen Text mit Zugrundelegung von A, nebst den Abweichungen des gemeinen Textes (B), erörterte darauf in seinen Anmerkungen «Zu den Nibelungen und zur Klage» (Berl. 1836) für jede Strophe die Gründe, aus denen sie echt oder unecht sei, und machte die verschiedenen Bestandtheile des Gedichts in den folgenden Ausgaben (Berl. 1841, 1851, 1859, 1866) auch äußerlich durch den Druck kenntlich, wie er auch «Die zwanzig alten Lieder von den Nibelungen» ohne die Zusätze in einer nicht in den Buchhandel gelangten Prachtausgabe (Berl. 1840) erscheinen ließ. Die Ansicht Lachmann's fand allgemeine Zustimmung und blieb mehr als 30 J. die herrschende; im Princip einverstanden, unterschied sich W. Müller («Ueber die Lieder von den Nibelungen», Gött. 1845) nur dadurch, daß er das Ganze blos in fünf Theile zerlegte, drang aber mit seiner Ansicht nicht durch. Daneben wurden auch die andern Bearbeitungen durch Ausgaben verbreitet; Laßberg besorgte im vierten Bande seines «Liedersaal» (Eppishausen 1821) einen treuen Abdruck seiner Handschrift (C), der später durch Schönhuth wohlfeiler mehrfach aufgelegt wurde. Hagen's Ausgabe von 1820, mit den Lesarten der damals bekannten Handschriften, gibt, freilich

sehr unkritisch, wesentlich den Text von B, während die Ausgaben von Vollmer (Lpz. 1843) und Braunfels (Frankf. a. M. 1846) nur Ausgaben des Lachmann'schen Textes sind.

Der Inhalt der Sage wurde ebenfalls zum Gegenstande eingehender Forschung, hauptsächlich durch Lachmann («Kritik der Sage von den Nibelungen» im «Rheinischen Museum» 1830, und wieder abgedruckt in «Zu den Nibelungen» u. s. w.) und W. Grimm («Deutsche Heldensage», Gött. 1829) gemacht, wobei die Ansicht über die Entstehung des Liedes von wesentlichem Einfluß war. Von ältern Schriften, die zur Förderung der Sagenkenntniß beitrugen, mag noch P. E. Müller's «Sagabibliothek» (3 Bde., Kopenh. 1817—20; Bd. 2, deutsch von Lange, unter dem Titel «Untersuchungen über die Geschichte und das Verhältniß der nordischen und deutschen Heldensage», Frankf. 1832), von jüngern W. Müller's «Versuch einer mytholog. Erklärung der Nibelungensage» (Berl. 1841) erwähnt werden, während die Schriften von von der Hagen («Die Nibelungen, ihre Bedeutung u. s. w.», Bresl. 1819), Göttling («Ueber das Geschichtliche im N.», Rudolst. 1814, und «Nibelungen und Gibelinen», Rudolst. 1817), Mone («Einleitung in das N.», Heidelb. 1818), E. Rückert («Oberon von Mons und die Pipine von Nivella», Lpz. 1836), von Spaun («Heinrich von Ofterdingen und das N.», Linz 1840), neben manchem Richtigen viel Verkehrtes enthalten.

Den ersten Zweifel an der Objectivität von Lachmann's Beweisführung erweckte die an Hahn's Ausgabe («Die echten Lieder von den Nibelungen u. s. w.», Prag 1851) geknüpfte Beobachtung J. Grimm's (in den «Göttinger gelehrten Anzeigen» von 1851), daß Lachmann bei der Ausscheidung echter und unechter Strophen sich durch die Siebenzahl leiten ließ, indem die Zahl der echten Strophen jedes Liedes durch 7 theilbar ist. Einen stärkern Angriff aber erfuhr Lachmann's Theorie durch Holtzmann, der in seinen «Untersuchungen über das N.», (Stuttg. 1854) den Beweis zu führen suchte, daß nicht der kürzeste Text (A), sondern der umfangreichste (C) die echteste Gestalt darstelle. Das Buch entzündete lebhaften Streit: während Müllenhoff («Zur Geschichte der Nibelunge Not», Braunschw. 1855) und von Liliencron («Ueber die Nibelungenhandschrift C», Weim. 1856) Lachmann's Ansicht verfochten, Rieger («Zur Kritik der Nibelungen», Gieß. 1855) zwar zugab, daß Lachmann den Werth von A überschätzt habe, im übrigen aber doch auf dessen Standpunkt verharrte, traten Zarncke («Zur Nibelungenfrage», Lpz. 1854), Hermann («Widersprüche in Lachmann's Kritik der Nibelungen», Wien 1855) und Fischer («N. oder Nibelungenlieder?», Hannov. 1859) ebenso entschieden auf Holtzmann's Seite, der schlagfertig auf Müllenhoff's Angriffe antwortete («Kampf um der Nibelunge Hort», Stuttg. 1855). Die Schwächen der Lachmann'schen Beweisführung für Echtheit und Unechtheit von Strophen wurden durch diese Polemik klar ins Licht gestellt. Die neue Ansicht führte zu kritischen Bearbeitungen des Textes C durch Zarncke (Lpz. 1856; 2. Aufl. 1865) und Holtzmann (Stuttg. 1857; Schulausgabe 1858, 1863), während die von Rabert (Hannov. 1855) ein unkritisches Machwerk ist.

Ein neuer Gesichtspunkt für die Frage ward durch Franz Pfeiffer («Der Dichter des N.», Wien 1862) aufgestellt, der auf Grund der Thatsache, daß im 12. und in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. nie ein Dichter die Strophenform eines andern entlehnte, sondern nur in eigenen «Tönen» dichtete, zu dem Resultate gelangte, daß der Dichter des N. kein anderer sei als der österr. Ritter von Kürenberg (um 1140), von dem uns lyrische Strophen in dem Versmaß des N. erhalten sind. Von diesem Gedanken angeregt, führte Bartsch («Untersuchungen über das N.», Wien 1865) den Beweis, daß keine der vorhandenen Bearbeitungen aus der andern geflossen sei, sondern daß dieselben nur Umdichtungen eines alten, in Assonanzenform gedichteten Textes seien. Nach dieser Ansicht, welche, noch nicht widerlegt, den neuesten Stand der Forschung bezeichnet und die streitenden Ansichten in einer dritten vereinigt und versöhnt, gestaltet die Geschichte des N. sich folgendermaßen. Die alte Sage war theils in mündlicher Erzählung, theils in Volksliedern von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert überliefert. Je weiter sie sich von ihrem Ursprunge entfernte, desto mehr Umwandlungen erfuhr sie: der theilweise mythische Gehalt verdunkelte sich, ethische Motive traten an die Stelle der mythologischen. Beides, Erzählung und Lieder, ein Gemeingut des ganzes Volks, kannte auch der Dichter des N., jener österr. Kürenberger; aus diesen Elementen schuf er die großartige Composition, indem er aus der reichen Fülle des Stoffes das auswählte, was für den einheitlichen Plan geeignet war, dem Ganzen aber den Charakter des ritterlich-höfischen Lebens seiner Zeit aufprägte. Er dichtete das Ganze in einer Strophenform, die er aus Elementen des altepischen Verses von vier Hebungen gebildet hatte, bestehend aus vier Zeilen, von denen jede durch eine Cäsur in zwei ungleiche Hälften von vier und drei Hebungen zerfällt; nur in der vierten erhielt auch die zweite

Hälfte vier Hebungen, um einen Strophenabschluß zu gewinnen. Sein Werk war nicht in reinen Reimen, sondern, wie alle Dichtungen jener Zeit, zum großen Theil in Assonanzen verfaßt. Als im Laufe des 12. Jahrh. die Forderungen an Genauigkeit des Reimes strenger wurden, fand sich um 1170 ein Jüngerer veranlaßt, das alte Gedicht einer Umarbeitung in formeller Beziehung zu unterziehen. Das Original und jene erste Umarbeitung ist uns verloren, wir besitzen nur zwei noch jüngere (zwischen 1190—1200), beide gleichzeitig, ohne daß der eine Bearbeiter vom andern wußte. Repräsentant der einen ist B, wovon A ein verkürzter Text, der andern C; C fügte dem alten Texte eine ziemliche Anzahl von Strophen ein, in denen eine auch sonst in das Gedicht hineingetragene Tendenz, Kriemhilden zu entschuldigen und die Schuld auf Hagen zu wälzen, durchgeführt wird; von dieser Bearbeitung stammt auch der Titel «Nibelungenlied». Sonach stellt B die relativ treueste Ueberlieferung des verlorenen Originals dar, und mit Recht ist sie der neuesten, von erklärenden Anmerkungen begleiteten Ausgabe von Bartsch (Lpz. 1866, als 3. Bd. der «Deutschen Classiker des Mittelalters», herausg. von Franz Pfeiffer) zu Grunde gelegt worden.

An «der Nibelungen Noth» schließt sich in den Handschriften «die Klage», welche die Bestattung der an Etzel's Hofe Gefallenen und die ihren Tod nach der Heimat berichtende Botschaft erzählt. Der Dichter kannte das N., außerdem aber ein lat. Gedicht eines Schreibers Konrad, das auf Anlaß des Bischofs Pilgrim von Passau (971—991) verfaßt war. Auch der Kürenberger, dessen Geschlecht mit den passauer Bischöfen in Beziehung stand, wird es gekannt, und jene Beziehungen ihn veranlaßt haben, einen Vorfahren, aller chronol. Ordnung zuwider, zum Zeitgenossen Attila's zu machen. Die Klage, um 1170 verfaßt, hat dieselben Bearbeitungen erfahren wie das N. Wie in den Handschriften, so findet sie sich auch meist in den Ausgaben des Liedes, nämlich in denen von Bodmer, Myller, Lachmann, Vollmer, Laßberg; besondere Ausgaben besitzen wir von Schönhuth (Tüb. 1839), Hagen (Berl. 1852) und Holtzmann (Stuttg. 1859). Die Ansichten in Bezug auf die Klage sind dieselben, die schon beim Liede erwähnt werden, indem Lachmann A, Holtzmann C für den ursprünglichen Text hält. Vgl. noch die übrigens noch ganz auf Lachmann's Standpunkte stehende Abhandlung von Sommer: «Die Sage von den Nibelungen, wie sie in der Klage erscheint» in der «Zeitschrift für deutsches Alterthum» (Bd. 3). Von den zahlreichen Uebersetzungen des N. erwähnen wir nur die von Simrock (Berl. 1827; 16. Aufl., Stuttg. 1865), der auch die Lachmann'schen 20 Lieder allein übertrug (Bonn 1840), und die neueste von Bartsch (Lpz. 1867); von Hülfsmitteln Lübben, «Wörterbuch zum N.» (2. Aufl., Oldenb. 1865), und zum Verständniß der Form: Simrock, «Die Nibelungenstrophe» (Bonn 1858). Auch sei hier der dramatischen Bearbeitungen des Stoffes durch Geibel («Brunhild») und Hebbel, der epischen durch Wilh. Jordan sowie der musikalischen durch Dorner und R. Wagner im Vorbeigehen gedacht.

Nicäa, eine ansehnliche Stadt in der kleinasiat. Landschaft Bithynien, am Ascaniasee, wurde von Antigonus, dem Sohne des Philippus, erbaut und nach ihm ursprünglich Antigonia genannt. Erst später erhielt sie von Perdikkas nach dem Namen seiner Gemahlin den Namen N. Sie war frühzeitig der Sitz eines christl. Bischofs und hernach eines Erzbischofs. 1080 wurde sie mit Hülfe der Türken von Nicephorus Melissenus, 1097 aber von Gottfried von Bouillon erobert und dem griech. Kaiserthum wieder einverleibt. Später, nach Begründung des Lateinischen Kaiserthums in Konstantinopel, gründete Theodor Laskaris 1206 ein eigenes griech. Kaiserthum in N., das bis 1261 bestand, wo Michael Paläologus dasselbe wieder nach Konstantinopel verlegte. (S. Byzantinisches Reich.) 1330 kam N. für immer in die Gewalt der Türken. Gegenwärtig ist die Stadt, die den Namen Isnik führt, nicht viel mehr als ein gering bevölkerter Schutthaufen, von dessen einstiger Größe die Stadtmauern mit ihren Thürmen und Thoren, eine Wasserleitung und der sog. Palast des Theodorus zeugen. Berühmt sind in der Geschichte der christl. Kirche die in N. 325 und 787 abgehaltenen allgemeinen Kirchenversammlungen (das erste und siebente Oekumenische Concil). Die erste wurde von Konstantin d. Gr. veranstaltet, hauptsächlich zur Beilegung der Arianischen Streitigkeiten. (S. Arianer.) Die Arianische Lehre wurde verdammt und das auf den Grund des alten apostolischen Symbolums gebaute Glaubensbekenntniß angenommen, welches unter dem Namen des Nicänischen Glaubensbekenntnisses bekannt ist. (S. Symbol.) Außerdem wurde noch die Gleichzeitigkeit der Osterfeier in allen christl. Gemeinden angeordnet und manches über die Verhältnisse der Geistlichen und die Kirchenzucht festgesetzt, der Antrag aber, die Geistlichkeit zur Ehelosigkeit zu verpflichten, verworfen. Das zweite Concil in N. hielt 787 die Kaiserin Irene. Gegen die Bilderstürmer wußte sie den folgereichen Beschluß durchzusetzen, daß den Bildern eine durch

Küssen, Kniebeugung, Räuchern und Lichteranzünden zu erzeigende Verehrung zu widmen sei. Auch wurde das Aufbewahren der Reliquien in den Kirchen angeordnet.

Nicander (Karl Aug.), schwed. Dichter, geb. 20. März 1799 in Strengnäs, verlor frühzeitig seinen Vater, der hier Conrector war, und gerieth dadurch in sehr bedrängte Umstände. Doch konnte er 1817 die Universität zu Upsala beziehen. Schon 1821 ließ er das Trauerspiel «Runesvärdet eller den förste riddarn» (2. Aufl., Stockh. 1835) erscheinen, die beste seiner Poesien; bald darauf «Fjärilar från Pinden», das Idyll «Rosalt» und «Runor». Nachdem er promovirt, trat er 1823 in die königl. Kanzlei. Demnächst veröffentlichte er das Gedicht «Tasso's död», welches den ersten Preis in der schwed. Akademie erhielt, und «Konung Enzio», das sich durch Farbenpracht, Glut und Wohllaut der Sprache auszeichnet. Vom Kronprinzen und von der Akademie unterstützt, unternahm N. 1827 eine Reise nach Italien, die seinem ganzen Leben eine andere Richtung gab, indem Mangel an Mitteln ihn in die verzweifeltste Lage brachte. Arm, schuldenbelastet und mit gebrochenem Herzen kehrte er endlich in die Heimat zurück, wo nur neue Bedrängnisse ihm entgegentraten, indem ihm Sinn und Geschick für das Geschäftsleben abging, er auch nicht mit seinem Talent zu wuchern verstand. Zwar erhielt er für sein «Minnen från Södern» (Örebro 1831) sowie für die Sammlung seiner Gedichte und Novellen, die unter dem Titel «Hesperider» (Stockh. 1835) erschienen, ein nicht unbedeutendes Honorar; doch den größten Theil desselben nahmen seine Gläubiger in Anspruch. Oft mußte er Mangel sogar an dem Nothwendigsten leiden, und in dieser andauernd übeln Lage ergab er sich schließlich dem Trunke. Ein alter Freund, der Freiherr Hamilton, nahm ihn zwar auf sein Gut auf, aber nach einigen Jahren ging er nach Stockholm zurück, wo er nun bei einem Buchhändler arbeitete. Seine letzte Schrift war «Leijonet i öknen» (Stockh. 1838), ein Gedicht, das man eine Apotheose Napoleon's nennen kann. Er starb 7. Febr. 1839. N.'s Dichtungen, die nach seinem Tode gesammelt (4 Bde., Stockh. 1839—41; 7 Bde., 1851—52) erschienen, zeichnen sich weniger durch Ideenfülle und Gedankenreichthum aus als durch Anmuth und vollendete Schönheit im Verse und der Sprache.

Nicandra, Name einer Pflanzengattung aus der 5. Klasse, 1. Ordnung, des Linné'schen Systems und aus der Familie der Solanaceen, deren einzige bekannte Art, N. physaloides Gärtn. (Atropa physaloides L.), häufig als Decorationspflanze in Gärten und Parken cultivirt und hin und wieder Giftbeere genannt wird. Es ist eine aus Peru stammende einjährige Pflanze, welche mit ihrem vielverzweigten und reichbeblätterten Stengel einen Busch bis über 3 F. Höhe bildet und sich aus Samen leicht erziehen läßt. Die Blätter sind denen des Stechapfels ähnlich, die vom Juli bis Sept. sich entwickelnden Blüten mit einer glockenförmigen, röthlichblauen, im Schlunde weißen Blumenkrone versehen. Die Frucht, eine vielsamige, zuletzt austrocknende Beere, welche von dem vergrößerten blasenartigen Kelch umschlossen wird, ist giftig.

Nicaragua, eine der fünf Republiken Centralamerikas (s. d.), zwischen Honduras im N., dem Antillenmeere im O., dem Staate Costa-Rica im S. und dem Stillen Ocean im W., hat sich seit seiner Selbständigkeit fast nur durch ununterbrochene innere Wirren und Kämpfe bemerkbar gemacht. Den östl. Theil des Staatsgebiets bildet die Mosquitoküste (s. d.), die 1860 wieder mit N. vereinigt wurde. Die factische Grenze gegen Costa-Rica im Süden, über welche die Ansprüche von N. jedoch weit hinausgehen, läuft am Rio-San-Juan über den Nicaraguasee zur Salinasbai. Innerhalb dieser Grenzen umfaßt der Staat 2215 Q.-M. Der südwestl. Theil des Landes enthält die Ebene von N. mit zwei durch den Panaloya verbundenen Seen, dem kleinern Managua- und dem schon erwähnten, viel größern Nicaraguasee, die in einer Gesammtlänge von 44 M. und in einer mittlern Entfernung von 6½ M. von der Westküste durch das Land ziehen und mit ihrer und der Thalsenkung ihres Abflusses, des 22 M. langen San-Juan, eine merkwürdige, von Nordwest gegen Südost gerichtete Unterbrechung des mittelamerik. Hochlands bilden. In diese Ebene fällt von Süden her das Hochland von Costa-Rica; in derselben erheben sich südlich vom Ufer des großen Sees sechs Vulkane. Die Hauptcordillera streicht dann jenseit des Stromdurchbruchs in einem das große Seebassin umziehenden Bogen gegen Nordwesten als Wasserscheide gegen das Gebiet des Antillenmeers, während zwischen diesem Bassin und dem Stillen Ocean nur eine niedrige, von einzelnen Vulkanen unterbrochene Hügelkette sich hinzieht. Die flache Meeresküste bildet außer der sehr geräumigen Bai von Conchagua (auch Golf von Fonseca oder Amapala genannt) noch den sog. Golf von Papagayo. Hinter dem schmalen Küstenlande ziehen sich ausgedehnte, theilweise ganz wilde, schwer zugängliche Gebirgs- und Plateaulandschaften nach der Hauptcordillera hinauf, nämlich die Districte Chontales, Matagalpa und Neusegovia. Die Bewässerung des Staats ist eine sehr günstige.

Zahlreiche Flüßchen ergießen sich in den Stillen Ocean, unter welchen der nördlich vom Vulkan Telica herabkommende Estero real 6½ M. weit aufwärts für 9—10 F. tief gehende Fahrzeuge schiffbar ist. Von der größten Wichtigkeit in jeder Beziehung sind aber die beiden Binnenseen und ihr Abfluß in das Antillenmeer. Der Managua oder Leon ist etwa 10 M. lang, 6 oder 7 M. breit und liegt 143½ F. über dem Meere und 4—5 M. davon entfernt. Er hat eine wechselnde Wassertiefe von 2, 9, 14—38 F. Sein Abfluß, der 4 M. lange Panaloya, bildet bei seinem Austritt einen 12 F. hohen Wasserfall, ist aber seicht und hat neuerdings, wie der See selbst, durch ein Erdbeben noch eine bedeutende Wasserabnahme erfahren. Der Nicaraguasee, durch die erwähnte, an der schmalsten Stelle kaum 2½ M. breite vulkanische Hügelkette vom Stillen Ocean getrennt, ist in seinen größten Dimensionen 27 M. lang, fast 11 M. breit und mag eine Fläche von 290 Q.-M. bedecken. Er liegt 120 F. über dem Meeresspiegel, hat bei stets gleichem Wasserstande eine Tiefe von 84—85 F. und umschließt sehr viele üppig bewachsene Inseln vulkanischen Ursprungs, die meist bewohnt oder bebaut sind. Am hervorragendsten unter diesen ist die durch zwei pyramidenförmige Vulkankegel ausgezeichnete Insel Ometepec. Der einzige Abfluß (desaguadero) des Sees ist der San-Juan, auch San-Juan del Norte oder de N. genannt, der sich in einer Länge von 22 M., einer Breite von 281—938 F. und mit einer Tiefe von 11—22½ F. im Fahrwasser, in sehr verwildertem, durch Stromschnellen und Untiefen gehindertem Laufe ins Antillenmeer ergießt. Die Dampfschiffahrt auf dem See und dem Flusse, welche seit 1850 im Gange, blieb ohne Bedeutung, und die von den Nordamerikanern nach der Entdeckung des Goldes in Californien hier eingerichtete Transitlinie gerieth bald wieder ins Stocken, seitdem 1855 die Panamaeisenbahn eröffnet wurde und 1863 die Mündung des San-Juan gänzlich versandete.

Auf den Hochebenen, im Binnenlande und auf der Abdachung zum Stillen Meer, wo verhältnißmäßig wenig Regen fällt, ist das Klima gesund. Auf der atlantischen Seite dagegen, wo Urwälder, Sümpfe und Lagunen sich ausdehnen, ist es für Europäer geradezu tödlich. Der Boden, obgleich vulkanischer Natur, ist mit einer fetten Schicht vegetabilischer Erde bekleidet und sehr fruchtbar. Die ausgedehnten Waldungen liefern Bau-, Möbel- und Farbeholz, mehrere Harz- und Gummiarten sowie wichtige Medicinalpflanzen. Es gedeihen in den verschiedenen Regionen alle europ. Getreidearten und alle Arten tropischer Gewächse. Den Hauptnahrungszweig der 1865 auf 400000 Seelen geschätzten Bevölkerung bildet die noch sehr wild betriebene Viehzucht. Die Menge der rein Weißen ist außerordentlich gering und nimmt, wie in den meisten spanisch-amerik. Republiken, fortwährend ab. Die Mischlinge (Ladinos, Mestizen) überwiegen; auf sie folgen der Zahl nach die reinen Indianer, dann die Mulatten und Neger. Industrie und Bergbau sind unbedeutend. In Neusegovia und Chontales finden sich reiche Gold- und Silbergruben, auch Kupfer, Eisen und Zinn. Nur erstere werden durch rohe Wascharbeit ausgenutzt. N. hat eine günstige Handelslage, welche nach Vollendung der interoceanischen Bahn von Wichtigkeit werden muß. Ein- und Ausfuhren, letztere in den Producten der Wälder und des Landbaues bestehend, sind gering. 1861 betrug die Einfuhr 350000 Dollars, die Ausfuhr 300000 Dollars. Die Verfassung ist nach dem Wahlgesetz von 1852 demokratisch. Als Staatsoberhaupt übt der auf zwei Jahre gewählte Präsident oder oberste Director der Republik die vollziehende Gewalt. Ein Senat und eine Deputirtenkammer bilden die gesetzgebende Gewalt, und einem obersten Gerichtshof ist die richterliche übergeben, von welchem die Districtsgerichte abhängen. In administrativer Hinsicht ist der Staat in die fünf Districte oder Departements Leon, Managua, Granada, N. und Segovia eingetheilt. Die Hauptstadt Leon, Sitz eines Bischofs, 3 M. von dem Managuasee, ebenso weit vom Stillen Meer gelegen, in einer schönen und fruchtbaren Ebene, 1523 von Francisco de Cordova gegründet, liegt zum Theil in Ruinen zwischen fünf thätigen Vulkanen, und zählt nur noch 30—40000 E. Von ihrer einstigen Pracht zeugt noch die schöne Kathedrale. Andere nennenswerthe Städte sind: Managua, am Südufer des gleichnamigen Sees, in gesunder Lage, mit 8000 E., jetzt statt Leon Sitz der Regierung; Massaya, weiter südöstlich bei dem gleichnamigen, durch fürchterliche Ausbrüche berühmten Vulkane gelegen und durch hieroglyphische Felsinschriften als alte Cultusstätte der Indianer bekannt; Granada, mit 10000 E., ein ganz verfallener Ort am nordwestl. Ufer des Nicaraguasees; N. (Rivas), hart am Westufer des Sees, eine ziemlich gewerbfleißige Stadt mit 12000 E.; Chinandega, mit 12000 E., der Haupthandelsplatz der Westküste, da in dem nahen, ungesunden Realejo niemand gern seinen Wohnsitz nimmt. Realejo, mit 1200 E., liegt 1 St. von der pacifischen Küste bei dem guten und sichern, von zwei Inseln eingeschlossenen

Hafen. Andere Hafenplätze an der Westküste sind: Caceres, Salinas, San-Juan del Sur; an der Ostküste: Gracias a Dios, Monkey-Point und Blewfields. Der Hafen San-Juan de N., dessen Namen die Engländer in Greytown verwandelten, spielte bei den Streitigkeiten um die Mosquitoküste eine Rolle, ist aber versandet und unbrauchbar geworden. Die Hauptstädte des Landes verbindet eine sehr schlecht gehaltene Landstraße (camino real). Namentlich die klimatischen Verhältnisse, dann auch die ungeordneten polit. Zustände waren Ursache, daß bisher eine Ansiedelung von Europäern im größern Maßstabe nicht stattfand. Besonders haben die von Preußen aus unternommenen Colonisirungsversuche sehr ungünstige Resultate geliefert. Die Hauptbedeutung N.s beruht auf seiner mächtigen Weltlage und seiner Stellung als Passageland. Bereits im 16. Jahrh. faßte man den Plan, den Isthmus von N. zur Anlage eines Kanals zu benutzen, welcher das Atlantische Meer mit dem Stillen Ocean verbinden sollte. Doch erst in neuerer Zeit faßten Nordamerikaner und Engländer die Angelegenheit ernstlicher ins Auge. Es tauchten nach und nach nicht weniger als sechs Projecte auf, um mit Benutzung des San-Juanflusses und der Seen eine künstliche Wasserverbindung herzustellen. Das Unternehmen gelangte indeß wegen technischer Schwierigkeiten nicht zur Ausführung. Mehr Aussicht auf Verwirklichung hat das Eisenbahnproject des engl. Kapitäns Pim, der Monkey-Point am Antillenmeer mit Corinto an der Fonsecabai, dem prächtigen Hafen am Stillen Ocean, durch eine Bahn verbinden will. Die Regierung von N. ertheilte ihm 1864 ein Privilegium unter der Bedingung, daß der Schienenstrang bis 1871 vollendet sein müsse.

N. ward bald nach der Entdeckung und Besitznahme seiner Küstengegend durch Gil Gonzalez Davila eine eigene Intendantur des span. Generalcapitanats Guatemala, riß sich 1821, wie ganz Guatemala, von Spanien los und trat 1823 dem Bunde der fünf Vereinigten Staaten von Centralamerika bei. Obschon N. seiner geogr. Lage wegen bei der Aufrechterhaltung der Föderation mehr als die übrigen Staaten und namentlich mehr als Guatemala und Costa-Rica interessirt war, zeigte es sich doch alsbald geneigt, dieselbe aufzulösen. Seine Versuche in dieser Richtung, seine Verwickelungen und Kriege mit Costa-Rica wegen des Gebiets von Nicoya und Guanacaste, welches sich freiwillig an letztern Staat anschloß, seine innern Spaltungen und wiederholten Parteikämpfe, die nirgends einen so schonungslosen Charakter trugen wie hier, bilden die Geschichte N.s von 1825—48. Seitdem gestalteten sich die Verhältnisse etwas fester, indem eine Verfassung und eine gesetzliche, aber schwache Regierung zu Stande kam. Auf den Präsidenten Don Ramirez folgte im März 1851 Laureano Pineda, und auf diesen 20. Febr. 1853 der General Don Fruto Chamorro. Während N. noch mit Costa-Rica um den Besitz des Hafens von San-Juan stritt, erhob England unter dem Vorwande, daß die östl. Spitze des Staats, wo dieser Hafen liegt, ein Theil des unter seinem Schutze stehenden Königreichs der Mosquitoküste (s. d.) sei, Ansprüche auf den wegen des Kanalisationsprojects so wichtigen Punkt. Diese Angelegenheit machte zuerst die Vereinzelung N.s fühlbar. Auf Anregung des nicht minder beeinträchtigten Staats Honduras ward zur theilweisen Wiederherstellung der alten Föderation ein Congreß zusammenberufen, der 9. Jan. 1851 aus den Abgeordneten von N., Honduras und San-Salvador zu Chinandega zusammentrat, während Costa-Rica und Guatemala, die auch eingeladen waren, wegblieben. Dieser Congreß beschloß die Errichtung einer Centralregierung, welche aber nicht zu Stande kam. Chamorro schloß 1854 ein Schutz- und Trutzbündniß mit Guatemala. Gegen ihn erhoben sich deshalb die Liberalen Castellon und Xerez, welche Leon besetzten und Chamorro in Granada belagerten. Letzterer starb dort im folgenden Jahre, und an seine Stelle trat General Estrada. Der Krieg, in den sich auch Honduras einmischte, dauerte fort, bis der in Bedrängniß gerathene Castellon sich nach San-Francisco in Californien an den Abenteurer William Walker (s. d.) wandte, der infolge dieser Aufforderung 13. Juni 1855 mit 62 Genossen zu Realejo landete und sogleich die Stadt N. einnahm. Durch weitere Zuzüge verstärkt, überfiel Walker seine Gegner, schlug sie an der Mirzinbai und nahm 14. Oct. die Stadt Granada ein. Zum Präsidenten wurde nun von ihm Patricio Rivas ernannt, während Walker der eigentliche Regent des Landes blieb. Er trug sich nun mit hochfliegenden Planen, wollte ein centralamerik. Reich gründen und verletzte einerseits die Engländer durch Ansprüche auf die Mosquitoküste, andererseits die Nordamerikaner durch Störung der Transitlinie, deren Eigenthum er mit Beschlag belegte. Da er sich immer mehr durch Zuzug von Amerikanern verstärkte, erkannten die von England aufgestachelten centralamerik. Staaten die ihnen gemeinsame Gefahr und vereinigten sich 9. März 1856 zum Kriege gegen N. Patricio Rivas fiel nunmehr von Walker ab, und obgleich dieser sich von einer großen Partei im Lande 25. Juni 1856 zum Präsidenten ausrufen ließ, gelang es ihm doch nicht, sich zu behaupten.

Von den Verbündeten immer weiter zurückgedrängt, ohne Hülfsmittel und Zuzug von außen, wurde er mit seinen letzten 240 Anhängern in der Stadt N. eingeschlossen. Der costaricanische General Mora gestattete ihm 30. April 1857 freien Abzug auf einem amerik. Kriegsschiff nach Neuyork. Zum Präsidenten von N. wurde ein Mischling, Thomas Martinez, erwählt. Walker machte indeß im Nov. 1857 und im Oct. 1859 neue Versuche, nach N. zu gelangen, die jedoch scheiterten. Am 27. Juni 1860 brach er zum dritten mal von der Insel Roatan nach Trujillo in Honduras auf, um von hier aus nach N. zu gelangen. In Rio-Negro von den Truppen des Generals Alvarez ergriffen, wurde er 12. Sept. 1860 standrechtlich erschossen. Es erfolgte 1863 zum zweiten mal die Wahl Martinez' zum Präsidenten. Vgl. A. von Bülow, «Der Freistaat N. in Mittelamerika» (Berl. 1849); «Die deutsche Ansiedelung in N.», vom Comité der berliner Colonisationsgesellschaft (Berl. 1850); Squier, «Sketches of travel in N.» (Neuyork 1851); derselbe, «N., its people, scenery, monuments and the proposed Interoceanic Canal» (2 Bde., Lond. 1852); Marr, «Reise nach Centralamerika» (2 Bde., Hamb. 1863); Belly, «Percement de l'isthme de Panama par le canal de N.» (Par. 1858; deutsch von Schöbel, Par. 1859); Keller, «Canal de N.» (Par. 1859).

Niccolini (Giovanni Battista), ital. Dichter, geb. 31. Oct. 1782 in San-Giuliano bei Pisa aus einer florent. Patricierfamilie, erhielt seine erste Bildung in Florenz und studirte zu Pisa hauptsächlich Philosophie und Rechtswissenschaft. Später wandte er sich mit Eifer dem Studium der classischen Literatur zu. Nachdem Foscolo durch die Zueignung seines dem Kallimachos nachgebildeten Gedichts «Das Haar der Berenice» die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, wurde N. durch die Königin von Hetrurien zum Professor der Geschichte und Mythologie und zum Secretär an der Akademie der schönen Künste zu Florenz ernannt. Die Restauration ließ ihn in dieser Stellung, obwol er wegen seiner liberalen Gesinnung nicht in Gunst stand. Das Amt eines Bibliothekars im Palazzo Pitti legte er nach kurzer Amtsführung nieder, um mit dem Hofe Ferdinand's III. nicht in Berührung zu kommen. Als Secretär der Akademie schrieb er mehrere Reden über Gegenstände der schönen Künste, z. B. «Ueber das Erhabene und über Michel Angelo», aber seine vorherrschende Neigung führte ihn zur dramatischen Poesie. Sein erstes Trauerspiel, «Polissena», wurde 1810 bei der Preisbewerbung der Akademie der Crusca gekrönt. Diesem folgten «Ino e Temisto», «Medea», «Edipo», «Matilde», «Nabucco», ein seltsames Stück, das anonym in London (1819) erschien und Napoleon in fremdem Gewande darstellt, und «Antonio Foscarini» (1827), das, der venet. Geschichte entnommen, überall, wo man es aufführen durfte, den größten Enthusiasmus erregte und N.'s Ruhm weit verbreitete. Sein «Giovanni da Procida», der 1830 in Florenz über die Bühne ging, durfte polit. Rücksichten halber nur an einigen Orten gegeben werden. 1831 veranstaltete N. eine Sammlung seiner Trauerspiele, lyrischen Dichtungen und prosaischen Aufsätze (3 Bde., Flor.). Von seinen spätern Dramen sind noch anzuführen: «Lodovico Sforza» (1833), «Rosamunda» (1839), «Arnaldo da Brescia» (1835 u. öfter; deutsch von Lepel, Berl. 1845). Das letztere kam gleich nach dem Erscheinen in den röm. Index, weil der Dichter darin nicht nur für Befreiung vom fremden Joche, sondern auch gegen die weltliche Macht der Kirche eifert. Dem schlossen sich noch an «Filippo Strozzi» (1847) und «Mario e i Cimbri». Auch eine Novelle in Versen, «Irene Malatesta», erschien 1837 von ihm. N. starb 20. Sept. 1861 zu Florenz und wurde der Ehre gewürdigt, in San-Croce beigesetzt zu werden. In seinem Nachlasse befindet sich eine «Storia della casa di Hohenstauffen» sowie eine Menge Dichtungen, darunter eine «Psiche» in Octaven und ein «Canzionere nazionale», die in der von Gargiolli redigirten Gesammtausgabe seiner «Opere» (Turin 1862 fg.) erscheinen sollen.

Nicephorus ist der Name von mehrern griech. Geschichtschreibern des Mittelalters, die größtentheils zu den Byzantinern (s. d.) gehören. — N., Patriarch von Konstantinopel, geb. 758, gest. 828, ist Verfasser einer «Chronologia compendiaria» (herausg. von Camerarius, Bas. 1561; Lpz. 1573) und eines «Breviarium historicum» (herausg. von Petau, Par. 1648; neue Ausg. von J. Bekker, Bonn 1837). — N. Bryennius, aus Oresias in Macedonien, gest. 1137, verfaßte, nicht frei von Parteilichkeit, eine Geschichte des komnenischen Hauses, die von seiner gelehrten Gemahlin Anna Komnena (s. d.) ergänzt wurde, wovon sich aber nur vier Bücher erhalten haben, die den Zeitraum von 1057—81 beschreiben. Gute Ausgaben besorgten Possin (Par. 1666) und Meineke (Bonn 1836). — N. Blemmides, Patriarch von Konstantinopel, in der ersten Hälfte des 13. Jahrh., hat zwei geogr. Schriften hinterlassen, die zuerst von Spohn (Lpz. 1818) und dann von Manzi (Rom 1819) bekannt gemacht wurden. — N. Gregoras, Patriarch von Konstantinopel im 14. Jahrh., schrieb eine

«Byzant. Geschichte» in 36 Büchern, von denen jedoch nur 24 bekannt waren (die Zeit von 1204—1351 behandelnd und am besten von Schopen [2 Bde., Bonn 1829—30] herausgegeben), bis J. Bekker auch die 12 letzten veröffentlichte (Bonn 1855).

Nicetas Acominatus, von seinem Geburtsorte Chonä in Phrygien auch Choniates genannt, ein namhafter byzant. Geschichtschreiber, erhielt um 1150 seine Bildung zu Konstantinopel, bekleidete dann mehrere öffentliche Aemter und floh nach der Eroberung jener Stadt nach Nicäa in Bithynien, wo er um 1206 starb. Sein Hauptwerk ist eine Geschichte der griech. Kaiser in 21 Büchern, die als Fortsetzung des Zonaras (s. d.) den Zeitraum von 1117—1203 umfaßt und zuletzt von J. Bekker (Bonn 1835) herausgegeben worden ist. Außerdem ist von ihm vorhanden eine Beschreibung der von den Franken bei der Einnahme von Konstantinopel zerstörten Denkmäler, welche Wilken (Lpz. 1830) herausgegeben und in seiner «Geschichte der Kreuzzüge» (Bd. 5, Lpz. 1829) auch ins Deutsche übersetzt hat. — N. Eugenianus lebte ebenfalls im 12. Jahrh., schrieb ein ziemlich umfangreiches, aber geschwätziges iambisches Gedicht in neun Gesängen, welches die Liebesabenteuer des Charikles und der Drosilla zum Gegenstande hat und von Boissonade (2 Bde., Lond. 1819) zuerst bekannt gemacht wurde.

Nichtigkeit, s. Nullität.

Nichtigkeitsbeschwerde (querela nullitatis) ist das Rechtsmittel, welches das gerichtliche Verfahren in einer bestimmten Rechtssache oder einen Abschnitt desselben oder wenigstens das ergangene Erkenntniß als im rechtlichen Sinne des Worts nicht vorhanden darstellt. Es sucht diese Auffassung durch den Nachweis zu rechtfertigen, daß es den betreffenden Handlungen und Urtheilen an den natürlichen oder gesetzlichen Voraussetzungen der Gültigkeit fehle, z. B. weil das Gericht nicht genügend besetzt gewesen, ein Handlungsunfähiger im Processe als selbständige Partei aufgetreten, die vorgeschriebene Form des Verfahrens nicht beobachtet, im Erkenntnisse etwas physisch oder rechtlich Unmögliches auferlegt worden sei. Das zu stellende Gesuch beantragt die Zurückversetzung der Sache in denjenigen Stand, in welchem sie sich vor der verhangenen Nichtigkeit befand, also Cassirung des Erkenntnisses oder theilweise oder völlige Cassirung des Processes (s. Cassation) mit der Wirkung, daß die gesetzmäßige Wiederholung der für nichtig erklärten Acte als erste Vornahme derselben zu betrachten sei. Eine viel häufigere Verwendung als in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten findet die N. im Strafverfahren seit dessen Regelung nach den Principien der Unmittelbarkeit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, besonders wenn Geschworene über die Schuldfrage zu urtheilen haben. Da hier das Urtheil aus dem moralischen Eindrucke hervorgehen soll, welchen die Hauptverhandlung und die Beweisaufnahme auf den Gerichtshof hervorgebracht haben, so würde es, weil die Verhandlung in derselben Weise einer höhern Instanz nicht wieder vorgeführt werden kann, an jeder Rechtshülfe gegen Irrthum, Voreingenommenheit und Uebereilung fehlen, wenn nicht das Gesetz namentlich die formellen Bedingungen der Gültigkeit einer Entscheidung so sehr vermehrt und hierbei den Bedenken der Cassationshöfe, Obertribunale, Oberappellationsgerichte einen so weiten Spielraum gelassen hätte, daß sich wol in jedem Falle eines wirklichen Bedarfs eine Verweisung der Sache zur neuen Behandlung durch ein anderes Gericht mittels der N. erlangen läßt. In England kommt die letzte Entscheidung über derartige Beschwerden (writs of error), die bei dem obersten Gerichte der Königsbank angebracht werden, dem Oberhause zu.

Nichts, die Verneinung des Etwas, ist ein Begriff von blos relativer Bedeutung, ohne allen bestimmten Gegenstand. Das Dogma von der Schöpfung aus N. hat den Theologen und Philosophen viel Veranlassung gegeben, den Begriff des N. zu zerspalten und das N. so zu behandeln, als ob es etwas wäre. Man machte die Unterscheidung zwischen einem absoluten N. als der Aufhebung alles Seienden überhaupt, und dem relativen N. als der Aufhebung eines bestimmten Seins. Schon Plato dichtete das absolute N. unter dem Namen des μὴ ὄν zu einem Gegenstande um, nämlich zu der form- und gesetzlosen Materie des Weltalls, aus welcher die Weltseele alle Dinge geformt und gebildet habe. Andere, wie der Scholastiker Joh. Erigena und verschiedene Mystiker des Mittelalters, nannten die Gottheit selbst das N., weil wir keinen Weg hätten, uns zur Setzung des völlig Unfaßbaren zu erheben, als durch Negation alles dessen, was wir existirend nennen. In ähnlicher Weise bedeutet in der Theologie des Buddha (s. d.) das große N. oder Nirwâna den seligen Abgrund des göttlichen Wesens, aus welchem alle Dinge hervorgehen, und in welchen sie wieder zurückkehren sollen. In dem Sprachgebrauch der Hegel'schen Logik finden sich beide Bedeutungen des Worts so in Verbindung gesetzt, daß das absolute Sein zwar dem Sprachgebrauch der Mystiker gemäß als das absolute N. bezeichnet, aber unter diesem N. zugleich vermöge einer dialektischen Umwendung des Begriffs das N. der Platoniker oder die

stoffliche Unterlage des Universums verstanden wird. Kant hingegen erklärte das N. als eine leere subjective Denkformel ohne allen entsprechenden Gegenstand und machte darauf aufmerksam, daß der Ausdruck obendrein an einer Unklarheit leide, indem er ebenso gut das blos Mögliche (das bloße Gedankending) als das gänzlich Unmögliche (das Unding) und anderntheils sowol die bloße Aufhebung des Wirklichen als auch die Setzung einer Chimäre bezeichnen könne.

Nicias oder griech. Nikias, ein reicher und angesehener athen. Staatsmann und Feldherr, entwickelte zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs nach dem Tode des Kleon (s. d.), dessen Gegner er war, große Einsicht und Thätigkeit. Durch ihn wurde namentlich nach der für Athen unglücklichen Schlacht bei Amphipolis 423 v. Chr. ein 15jähriger Friede mit Sparta vermittelt, dem zufolge der Besitzstand, wie er vor dem Kriege gewesen war, wiederhergestellt werden sollte. Doch blieb diese Bedingung von beiden Seiten unerfüllt, und die Feindseligkeiten brachen einige Jahre darauf von neuem aus. Durch den leichtsinnigen Alcibiades (s. d.) wurden die Athener zu einer neuen Unternehmung gegen Sicilien fortgerissen, von der man sich die Eroberung der ganzen Insel versprach. Der bedächtige N. widersetzte sich zwar anfangs, nahm aber dennoch, als seine Warnungen fruchtlos blieben, nebst dem Alcibiades und Lamachos als Flottenführer an diesem Seezuge theil. Auch erfocht er nach der Flucht des Alcibiades einen Sieg unter den Mauern von Syrakus und war nahe daran, die Stadt zur Uebergabe zu bewegen, als eine peloponnesische Flotte zu Hülfe kam, worauf 413 v. Chr. die athen. Flotte geschlagen und eingeschlossen, die Mannschaft aber nebst den Anführern auf dem Rückzuge durch Sicilien theils getödtet, theils gefangen genommen wurde. Unter den Getödteten befand sich auch N. Sein Leben hat Plutarch ziemlich ausführlich beschrieben.

Nickel, ein fast silberweißes, dem Magnet folgendes, in seinen physischen Eigenschaften dem Eisen ähnliches, aber weicheres, etwas eher als Gußeisen schmelzendes Metall von 8,3—8,5 specifischem Gewicht, wurde 1751 von Cronstedt entdeckt. Es findet sich, außer in den Meteorsteinen, meist in Verbindung mit Arsenik und fast stets als Begleiter der Kobalterze und kann daher in ziemlichen Mengen als Nebenproduct bei Darstellung der Blaufarben aus Kobalt gewonnen werden. Die wichtigern Nickelerze sind das Kupfernickel, der Kupferantimonglanz, der Nickelglanz, der Haarkies und die Nickelblüte. Da das Argentan (s. d.) oder Neusilber als wesentlichen Bestandtheil N. enthält, so ist dieses Metall in neuerer Zeit technisch wichtig und seine Erzeugung eine einträgliche Nebenbranche für solche Gegenden geworden, wo sich Kobalterze finden, wie in Sachsen und Hessen. Im Handel erscheint das N. jetzt gewöhnlich in Gestalt kleiner Würfel (sog. Würfelnickel), welche aber nur 50—98 Proc. wirkliches N., daneben hauptsächlich Kupfer und etwas Eisen enthalten. Das Oxyd und die Salze des N., welches chemisch dem Kobalt analog ist, sind grün gefärbt und werden zum Theil als Porzellanfarben, zu grüner sympathetischer Tinte u. s. w. benutzt.

Nickkrampf ist ein Krampf, welcher im Bereiche des Nervus accessorius Willisii auftritt und diejenigen Muskeln der einen Körperhälfte erfaßt, die den Kopf nach der Seite ziehen. Bei den Anfällen erfolgen dann rasch mehrmals hintereinander schmerzhafte seitliche Bewegungen des Kopfes, sodaß es das Ansehen hat, als ob der Kranke jemand zunicke. In einzelnen sehr schweren Fällen besteht das Nicken zeitlebens. Als Ursachen werden Erkältungen, gewaltsame Verdrehungen des Kopfs, Krankheiten der Halswirbel angeführt. Curversuche haben in der Regel keinen Erfolg. Bei Kindern treten zur Zeit des Zahndurchbruchs manchmal eigenthümliche Nickkrämpfe, sog. Salaam-Convulsionen, auf, die jedoch eher Zeichen eines Gehirnleidens oder Theilerscheinung der Eklampsie als selbständige (idiopathische) Krämpfe sind. Bei solchen Kindern entwickelt sich manchmal später Epilepsie oder Blödsinn, bei andern sollen sie nach dem Durchbruche der Zähne verschwinden. Mit N. ist nicht zu verwechseln der sog. Genickkrampf (s. d.), eine den Aerzten als Cerebrospinal-Meningitis bekannte epidemische Krankheit.

Nicolai (Christoph Friedr.), berühmter Schriftsteller und Buchhändler, wurde 18. März 1733 zu Berlin geboren, wo sein Vater Buchhändler war. Aus der Realschule zu Berlin kam er 1749 nach Frankfurt a. O., um den Buchhandel zu lernen. In seinen Mußestunden beschäftigte ihn die Lektüre der classischen und der besten engl. Schriftsteller; zugleich studirte er Mathematik, Geschichte und Philosophie, vor allem aber Gelehrtengeschichte. Als er 1752 nach Berlin zurückkehrte, war die deutsche Literatur durch Gottsched und Bodmer in zwei Parteien getheilt. Er entdeckte bald das Einseitige beider Parteien, das er in den «Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften (Berl. 1755) ausführlicher beleuchtete. Um ganz den Wissenschaften zu leben, zog er sich 1758 aus dem Buchhändlergeschäfte zurück; als aber 1759 sein Bruder starb, der die väterliche Handlung fortgeführt hatte, sah er sich veranlaßt,

dieselbe wieder zu übernehmen. Mit Moses Mendelssohn hatte er damals die ersten vier Bände der «Bibliothek der schönen Wissenschaften» (Lpz. 1757—58) herausgegeben. Jetzt übertrugen sie die Herausgabe ihrem Freunde Weiße in Leipzig und ließen nun im Vereine mit Lessing die «Briefe, die neueste Literatur betreffend» (24 Bde., Berl. 1759—65) erscheinen. Hierauf brachte N. den Plan einer «Allgemeinen deutschen Bibliothek» (106 Bde., 1765—92) zur Ausführung. Eine Fortsetzung derselben war die zu Kiel erscheinende «Neue allgemeine deutsche Bibliothek», die vom 56. Bande an 1801 N. wieder redigirte und verlegte und 1805 schloß. Diese Zeitschrift wirkte auf den Fortgang der wissenschaftlichen Bildung in Deutschland wesentlich ein; aber der schonungslose und herbe Ton und die mit den Jahren zunehmende negative Aufklärung und prosaische Nüchternheit ihrer Kritik raubten ihr später einen großen Theil ihres Ansehens. N.'s topogr.-histor. «Beschreibung von Berlin und Potsdam» (Berl. 1769; 3. Aufl., 3 Bde., 1786) konnte für die damalige Zeit als Muster gelten, und seine «Anekdoten von Friedrich II.» (6 Hefte, Berl. 1788—92) haben bleibenden histor. Werth. Seine histor. Kritik bewährte er in den «Freimüthigen Anmerkungen über des Ritters von Zimmermann Fragmente über Friedrich d. Gr.» (2 Bde., 1791—92). Dagegen besitzen seine Romane keinen dichterischen Werth, wenn sie auch für die Literaturgeschichte damaliger Zeit nicht ohne Bedeutung sind. Am bekanntesten ist der Roman «Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker» (Berl. 1773—76; 4. Aufl., Berl. 1799, mit Kupfern von Chodowiecki). Zu den größern Werken, die ihm heftigen Widerspruch zuzogen, gehört seine etwas breite «Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz» (12 Bde., 1783—96). Sein starres Festhalten an der früh eingeschlagenen nüchtern-verständigen Geistesrichtung machte ihn unfähig zu gerechter Würdigung dessen, was Herder und Goethe für die deutsche Literatur, Kant für die deutsche Philosophie und später die Romantiker für die deutsche Dichtung leisteten, und sein schonungsloses Ankämpfen gegen alle diese Neuerungen zog ihm zahlreiche Angriffe, namentlich von Herder, von Goethe und Schiller in den «Xenien», von Lavater und Fichte zu, bei denen er meist im Nachtheil blieb. So viele Blößen N.'s spätere Thätigkeit auch darbot, so war doch sein Streben stets ein redliches und aufrichtiges. Seine Lebenskraft brach das 1806 über sein Vaterland hereinbrechende Schicksal. Er starb 8. Jan. 1811. Unter seinen übrigen Schriften sind noch seine biographischen Gedächtnißschriften auf Kleist, Abbt, Möser, Engel und Teller zu erwähnen. Sein «Feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr liblicherr Volckslieder» (Berl. 1777 und 1778) sollte, Bürger gegenüber, das Volkslied lächerlich machen, brachte aber wirklich einige echte Lieder, für die er sich wider seinen Willen Dank verdiente. Vgl. N.'s Selbstbiographie, herausgegeben von Lowe, in den «Bildnissen jetzt lebender berliner Gelehrten», und N.'s Schrift «Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie und meine Schriften dieselbe betreffend, und über die Herren Kant, J. B. Erhard und Fichte» (Berl. 1799), ferner «N.'s Leben und sonderbare Meinungen» von Fichte, herausgegeben von A. W. von Schlegel (Tüb. 1801) und «N.'s Leben und literarischer Nachlaß», herausgegeben von Göckingk (Berl. 1820).

Nicolay (Ludw. Heinr., Freiherr von), deutscher Dichter, geb. 29. Dec. 1737 zu Strasburg, wo er auch studirte, wurde, nachdem er eine Zeit lang franz. Gesandtschaftssecretär gewesen, als Professor der Logik in Strasburg angestellt. 1769 folgte er dem Rufe als Erzieher des Großfürsten Paul von Rußland und wurde hier 1770 Cabinetssecretär und Bibliothekar des Großfürsten, 1782 geadelt, 1796 kaiserl. Staatsrath, 1798 Director der Akademie der Wissenschaften und 1801 Geheimrath und Mitglied des Cabinets. Nach Kaiser Paul's Tode zog er sich auf sein Gut Monrepos bei Wiborg in Finland zurück, wo er 18. Nov. 1820 starb. Seine Staatsämter hinderten ihn nicht, sich als Schriftsteller in zahlreichen Fabeln, Erzählungen, Elegien, Episteln, Rittergedichten zu versuchen. Obschon es ihm an dichterischer Kraft und Eigenthümlichkeit fehlte, so kann man ihm doch Leichtigkeit der Darstellung, feine Beobachtung, Witz, Einbildungskraft und ein angenehmes Talent für die komische Erzählung nicht absprechen, bei welcher letztern er in der Wahl des Stoffs wie in der Behandlung Wieland zum Muster hatte. Am höchsten stehen seine Fabeln und kleinen poetischen Erzählungen. An die Sammlung seiner «Vermischten Gedichte und prosaischen Schriften» (8 Bde., Berl. und Stett. 1792—1810) schließen sich seine «Theatralischen Werke» an (2 Bde., Königsb. 1811). Vgl. von Gerschau, «Aus dem Leben des Freiherrn von N.» (Hamb. 1834).

Nicole de Malte (Operncomponist), s. Isouard (Nicolo).

Nicot (Jean N., Sieur de Villemain), franz. Diplomat und Gelehrter, geb. 1530 zu Nîmes, widmete sich in seiner Vaterstadt ernsten wissenschaftlichen Studien, die er zu Paris

fortsetzte. Er machte hier die Bekanntschaft mehrerer hochgestellter Persönlichkeiten, durch die er dem Hofe vorgestellt wurde. König Heinrich II. schenkte ihm sein Vertrauen und berief ihn in seinen Rath. Auch bei Franz II. stand er in Gunst. Letzterer übertrug N. 1560 eine diplomatische Sendung an König Sebastian von Portugal, die er mit Erfolg durchführte. Während seines Aufenthalts in Lissabon lernte er die Tabackspflanze kennen, durch deren Einführung in Frankreich sein Name vorzugsweise auf die Nachwelt gekommen ist. (S. Taback.) N. starb 5. Mai 1600. Von seinen gelehrten Arbeiten ist der «Trésor de la langue française» (Par. 1606; Rouen 1618) hervorzuheben. Nach ihm haben die Botaniker die Tabackspflanze mit dem Namen **Nicotiana** belegt.

Nicotin ist eine organische Salzbasis (Alkaloid), die sich in den Tabacksblättern findet. Man erhält dieselbe, wenn man den wässerigen Extract dieser Blätter mit Alkohol auszieht, dann die gewonnene weingeistige Lösung mit Kali versetzt und mit Aether schüttelt. Aus der ätherischen Lösung wird das N. durch Oxalsäure und Abdestilliren abgeschieden. Das reine N. ist eine farblose ölige Flüssigkeit, von 1,03 spec. Gewicht, scharfem Geruch und brennendem Geschmack. Sie siedet bei 180°, löst sich in Wasser, Weingeist und Aether und ist ein tödliches Gift. In den Tabacksblättern findet sich das N. in Gestalt eines Salzes. Trockener Schnupftaback enthält ungefähr 2 Procent N.; trockene entrippte Tabacksblätter 2,0—7,9 Proc. Die Quantität des N. in den Tabacksblättern scheint zu der Qualität der Blätter in keinerlei Beziehung zu stehen. Der Proceß des belg. Grafen Bocarmé 1851 hat dazu beigetragen, das N. auch in weitern Kreisen bekannt zu machen. Der specifische Geruch des Tabacksdampfs wird besonders durch einen andern in den trockenen Tabacksblättern enthaltenen Stoff, das **Nicotianin** (Tabackskampher), hervorgebracht. Das über den trockenen Blättern destillirte Wasser scheidet beim Stehen weiße, blätterige Krystalle des Nicotianin ab, die wie Tabacksdampf riechen, ähnlich schmecken und in geringer Menge nicht giftig auf den Organismus wirken. (S. Taback.)

Niebuhr (Karstens), bekannt durch seine Forschungen über Arabien, geb. 17. März 1733 zu Lüdingworth im hannov. Lande Hadeln, trat 1760 als Ingenieurlieutenant in dän. Dienste und wurde im Jahre darauf, als der König von Dänemark, Friedrich V., eine Gesellschaft Gelehrter auf seine Kosten nach Arabien reisen ließ, um dieses Land zu erforschen, derselben für das Fach der Geographie beigegeben. Durch ein trauriges Geschick starben binnen Jahresfrist auf dem Wege von Konstantinopel durch Aegypten bis nach Indien sämmtliche Mitglieder dieser Gesellschaft mit Ausnahme des einzigen N., der nun mit seltener Entschlossenheit die Reise allein fortsetzte und die Arbeiten und Beobachtungen aller seiner bisherigen Gefährten übernahm. Erst 1767 kehrte er zurück. Die Ergebnisse von seinen und seiner Gefährten Forschungen veröffentlichte er in der «Beschreibung von Arabien» (Kopenh. 1772), in der «Reisebeschreibung von Arabien und andern umliegenden Ländern» (2 Bde., Kopenh. 1774—78) sowie in der Ausgabe von P. Forskål's «Descriptiones animalium etc.» (Kopenh. 1775) und dessen «Flora Aegyptiaco-Arabica» (Kopenh. 1776). Aeußerste Genauigkeit, überall blos auf eigene Ansicht, nie auf fremde Nachrichten gegründete Untersuchungen, hohe Wahrheitsliebe und völlige Entfernung von allem Hange zur Uebertreibung geben seinen Nachrichten einen hohen Werth und haben sie zu einer Hauptquelle der Kenntniß von der Lage und Verfassung der von ihm bereisten Länder gemacht. N. wurde 1768 Ingenieurkapitän, 1778 Wirkl. Justizrath und Landschreiber in Süderdithmarschen zu Meldorf und 1808 Etatsrath. Auch war er 1802 ins franz. Nationalinstitut aufgenommen worden. Er starb 26. April 1815. Eine Biographie N.'s hat dessen Sohn, Barthold Georg N. (s. d.), verfaßt (Kiel 1817).

Niebuhr (Barthold Georg), einer der scharfsinnigsten Geschichtsforscher, Kritiker und Philologen der neuesten Zeit, der Sohn des vorigen, geb. zu Kopenhagen 27. Aug. 1776, eignete sich auf der Schule zu Eutin tüchtige philol. Kenntnisse an, ging dann später nach Hamburg und machte sich hier unter Büsch, dem Freunde seines Vaters, mit den Handelsgeschäften bekannt. Nachdem er 1793—94 zu Göttingen die Rechte studirt, wandte er sich nach Edinburgh, wo er sich anderthalb Jahre den Naturwissenschaften widmete. Nach seiner Rückkehr ward er Privatsecretär des dän. Finanzministers Schimmelmann, in welcher Stellung er Gelegenheit erhielt, sich mit der Staatsverwaltung des Grafen Bernstorff bekannt zu machen. Schon 1798 trat er indeß in den öffentlichen Staatsdienst und wurde 1803 zum Mitdirector der Bank, 1804 zum Committirten des Commerzcollegiums ernannt. Seine deutsche Gesinnung, die sich mit der Entfaltung des Napoleon'schen Despotismus verletzt fühlte, bewog ihn schon damals, eine deutsche, mit einem Zurufe an den Zar Alexander begleitete Uebersetzung der ersten Rede des Demosthenes gegen den Philippus (Hamburg 1805; 2. Aufl. 1813) herauszugeben. 1806 trat N. in den

preuß. Staatsdienst über, wo er Mitdirector der Seehandlung, dann 1808 Staatsrath und Beamter im Finanzministerium wurde. Wiewol unausgesetzt in den wichtigsten Geldangelegenheiten des Staats thätig, blieb doch die wissenschaftliche Neigung in ihm lebendig. Nach der Errichtung der Universität zu Berlin begann er Vorlesungen über die röm. Geschichte zu halten, die großen Beifall fanden. Zugleich widmete er sich der Publicistik, und es gingen später von ihm die nicht unwichtigen polit. Flugschriften aus: «Preußens Recht gegen den sächs. Hof» (Berl. 1814) und «Ueber geheime Verbindungen im preuß. Staate und deren Denunciation» (Berl. 1815). Auch verfaßte er 1813 «Grundzüge für die Verfassung Niederlands» (herausg. von Hertz, Berl. 1832). Nach Wiederherstellung des Friedens wurde N. 1816 zum preuß. Gesandten am päpstl. Hofe ernannt. Hier lebte er nur den Wissenschaften und sammelte für literarische Zwecke. Nach seiner Rückkehr aus Rom 1823 ging er an die Universität nach Bonn, wo er durch gediegene Vorträge und Bekanntmachung seiner geschichtlichen Untersuchungen zur Entwickelung der classischen Alterthumswissenschaften wesentlich beitrug. Sein durch strenge Studien abgespanntes Gemüth ward indeß von den polit. Ereignissen des J. 1830 hart betroffen, und er verfiel in eine Anschauung der Dinge, die sein Urtheil völlig trübte und seine körperliche Gesundheit untergrub. In dem Wahne, daß das politisch bewegte Deutschland der Barbarei entgegeneile, starb er 2. Jan. 1831. N.'s Sprach- und Geschichtskenntniß war umfassend. Sein Hauptwerk ist die «Röm. Geschichte» (3 Bde., Berl. 1811—32; 2. Aufl. 1827—42; Bd. 1, 4. Aufl. 1833; Ausgabe in einem Bande, 1853), welche die frühere Zeit bis zum Kampfe mit Karthago umfaßt. Mit dem Erscheinen dieses Werks, das sich zugleich durch Kraft und Würde der Darstellung auszeichnet und auch im Auslande, besonders in England (englisch von Hare, Thirlwall, Smith und Schmitz, 3 Bde., 4. Aufl., Lond. 1847—51) vorzügliche Anerkennung fand, begann für die Behandlung der röm. Geschichte eine Epoche, indem N. nicht nur die Unhaltbarkeit dessen, was bisher für beglaubigte Thatsache galt, nachzuweisen, sondern auch aus der Masse von Sagen, Muthmaßungen und Verfälschungen das auszuscheiden suchte, was als unverfälschtes Element angesehen werden kann. N. half hierdurch überhaupt die eigentliche histor. Kritik mit ausbilden, da er den Werth von Quellen, Angaben und Thatsachen aus dem innersten Verhältnisse der antiken Lebensordnung und Kunst, frei von der herkömmlichen Tradition, zu entwickeln bestrebt war. Eine Fortsetzung des von N. selbst Begonnenen gab aus dessen Vorträgen Leonhard Schmitz in der «History of Rome from the first Punic war to the death of Constantine» (2 Bde., Lond. 1844; deutsch von Zeiß, 5 Bde., Jena 1844—46) heraus. Manche für die Topographie Roms wichtige Notiz enthalten seine Beiträge zur «Beschreibung der Stadt Rom» (4 Bde., Stuttg. 1830—37). Die «Griech. Heroengeschichten», ein Lesebuch für seinen Sohn Markus, wurden erst aus seinem Nachlasse (Hamb. 1842; 2. Aufl. 1850) herausgegeben, ebenso N.'s «Histor. und philol. Vorträge, an der Universität Bonn gehalten», deren erste Abtheilung die «Vorträge über die röm. Geschichte» (herausg. von Isler, 3 Bde., Berl. 1846—47), die zweite die «Alte Geschichte» (herausg. von M. Niebuhr, 3 Bde., Berl. 1847—51), die dritte die «Vorträge über alte Länder- und Völkerkunde» (herausg. von Isler, Berl. 1850) umfaßt. Unabhängig hiervon wurden N.'s «Lectures on the history of Rome» (4. Aufl., 3 Bde., Lond. 1850) von Schmitz in engl. Uebersetzung veröffentlicht. Seine «Geschichte des Zeitalters der Revolution» (herausg. von M. Niebuhr, 2 Bde., Hamb. 1845), die aus N.'s 1829 gehaltenen Vorträgen in Bonn entstanden ist, wäre besser ungedruckt geblieben. Von seinen philol. Arbeiten sind zu erwähnen: die kritische Ausgabe der Werke des Fronto (Berl. 1816), ferner von zwei bis dahin ungedruckten Bruchstücken der Reden des Cicero für Fontejus und C. Rabirius (Rom 1820), eines Bruchstücks des röm. Dichters und Redners Merobaudes (Bonn 1824), das er während seines Aufenthalts in St.-Gallen auf der dasigen Bibliothek entdeckte, und die «Inscriptiones Nubienses» (Rom 1821). Mit Böckh und Brandis begründete N. 1827 das «Rhein. Museum für Philologie», auch rief er seit 1828 eine neue Bearbeitung der «Scriptores historiae Byzantinae» im Verein mit mehrern Gelehrten ins Leben. Eine Reihe der trefflichsten und gediegensten Aufsätze von ihm bieten seine «Kleinen histor. und philol. Schriften» (2 Bde., Bonn 1828—43) und seine «Nachgelassenen Schriften nichtphilol. Inhalts» (Hamb. 1842). Die Schreibart N.'s, die er nach dem Englischen gebildet, das ihm sehr geläufig war, leidet oft an Härten und Dunkelheit. Vgl. Lieber, «Erinnerungen aus meinem Zusammenleben mit N.» (deutsch von Thibaut, Heidelb. 1837); «Lebensnachrichten über N. aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner Freunde» (2 Bde., Hamb. 1838); Susanne Winkworth, «The life and letters of B. G. Niebuhr» (mit Beiträgen von Bunsen, Brandis und Loebell, 3 Bde., Lond. 1852); Mejer, «Eine Erinnerung an N.» (Rostock 1861).

Niebuhr (Markus Carsten Nikolaus von), preuß. Staatsmann, Sohn des vorigen, geb. zu Rom 1. April 1817, verbrachte seine Jugend zu Rom und Bonn, besuchte dann das Gymnasium zu Lübeck und studirte hierauf Rechts- und Staatswissenschaften auf den Universitäten zu Kiel, Bonn, Halle und Berlin. Nach längerm Aufenthalt in England, Belgien und Frankreich kehrte er nach Berlin zurück, wo er sich mit einer Tochter des Generals von Wolzogen vermählte und als Hülfsarbeiter in das Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten eintrat. Die Zeit von 1846—47 verlebte er auf Reisen in Italien. In der vormärzlichen Zeit war N. ein eifriger Anhänger der liberalen Reformen Friedrich Wilhelm's IV., dessen Protection er sich von Jugend auf zu erfreuen hatte. Nach den Märzereignissen von 1848 wandte er sich jedoch mit besonderm Eifer der Adelspartei zu, der er fortan als Mann von Geist und ungewöhnlichen Kenntnissen große Dienste leistete. Namentlich ließ er sich die Begründung und Entwickelung der sog. conservativen Presse angelegen sein. In den J. 1848 und 1849 redigirte er selbst den «Mageburger Correspondenten»; auch war er ein thätiger Mitarbeiter an der «Kreuzzeitung». 1850 wurde N. zum Regierungsrath ernannt und mit einer Mission nach Kassel betraut, wo er jedoch nichts ausrichtete. Nach der Rückkehr gelangte er in die unmittelbare Nähe des Königs, indem ihn dieser 1851 zum Geh. Regierungsrath und Cabinetssecretär ernannte. 1852 ging er in diplomatischen Angelegenheiten nach London. 1854 ernannte ihn der König zum Cabinetsrath und Staatsrath, und bald darauf ward er auf sein Gesuch in den Adelsstand erhoben. In seiner Stellung im geheimen Civilcabinet des Königs gewann N. auf diesen einen bedeutenden Einfluß, den er nach allen Richtungen hin im Interesse der Reactionspartei geltend zu machen suchte. Vom Könige hoch geschätzt, sah er sich dagegen als Mitglied der preuß. Kammer heftigen Angriffen ausgesetzt, und auch die öffentliche Meinung erwies sich ihm äußerst ungünstig. Seine frömmelnde und überkirchliche Richtung brachte ihn in den Verdacht des Irvingianismus. Der berüchtigte Depeschendiebstahl 1856, der hauptsächlich geheime Papiere betraf, die N. anvertraut gewesen, wirkte nebst der Krankheit des Königs auf sein Gemüth so erschütternd, daß er 1857 einer Geisteskrankheit verfiel, der er 1. Aug. 1860 zu Oberweiler bei Badenweiler erlag. Von N.'s literarischen Arbeiten sind aus früherer Zeit die Schriften über Bankwesen (1846), aus späterer die «Geschichte Assurs und Babels» (Berl. 1857) hervorzuheben. In diesem gelehrten und scharfsinnigen Werke sucht N. die Uebereinstimmung der neuern antiquarischen Forschungen in den Euphratländern mit den Berichten der Bibel nachzuweisen.

Niederdeutsch, s. Plattdeutsch.

Niederlande (geographisch-statistisch). Das Königreich der N. bestand von 1815—30 als ein völlig abgerundeter Staat aus den 17 unter Karl V. vereinigten Provinzen. Doch hatten diese nicht mehr durchgehends ihre frühere Abgrenzung. Die ehemalige Grafschaft Zütphen war mit Geldern, die Herrschaft Mecheln mit Antwerpen vereinigt und die Grafschaft Artois im Pyrenäischen Frieden von 1659 an Frankreich abgetreten worden. Dagegen war Brabant wegen seines Umfangs in Nord- und Südbrabant, aus gleichem Grunde Flandern in Ost- und Westflandern getheilt und die Grafschaft Drenthe, die früher zu Gröningen gehörte, zur besondern Provinz erhoben worden. Auch die Provinz Holland war in ihrer innern Verwaltung in Süd- und Nordholland getrennt, bildete aber in staatsrechtlicher Hinsicht nur eine Provinz. Außerdem waren das Bisthum Lüttich, das weder zu den spanischen, noch in späterer Zeit zu den österreichischen N. gehört hatte, dem neuen Königreiche einverleibt. 1830 fand sich dasselbe in folgende 17 Provinzen getheilt: Nordbrabant, Südbrabant, Limburg, Geldern, Lüttich, Ostflandern, Westflandern, Hennegau, Holland, Zeeland, Namur, Antwerpen, Utrecht, Friesland, Overyssel, Gröningen und Drenthe, die mit Einschluß des deutschen Großherzogthums Luxemburg (s. d.) ein Areal von 1177 Q.-M. mit ungefähr 5,500000 E. umfaßten. An das infolge der belg. Revolution von 1830 neugeschaffene Königreich Belgien (s. d.) kamen, nebst dem bei weitem größten Theile von Luxemburg, die Provinzen Südbrabant, Ostflandern, Westflandern, Antwerpen, Hennegau, Namur, Lüttich und die Hälfte von Limburg (s. d.), sodaß bei den Niederlanden die Provinzen Nordbrabant, Geldern, Holland, das aber nun in die Provinzen Süd- und Nordholland getheilt wurde, Zeeland, Utrecht, Friesland, Overyssel, Gröningen, Drenthe und die Hälfte von Limburg blieben. Das Königreich (außer Luxemburg) hat sonach gegenwärtig einen Territorialumfang von 598,51 Q.-M., der im NW. und N. von der Ostsee, im O. von Hannover und der preuß. Rheinprovinz und im S. von Belgien begrenzt ist. Die Bevölkerung belief sich Ende 1865 auf 3,529108 Individuen. Relativ am stärksten sind die Provinzen Nord- und Südholland (s. Holland), am schwächsten ist Drenthe bevölkert. Städte zählt man 138, Marktflecken 43, Dörfer über 3200. Das ganze Land ist Tiefland und Fort-

setzung der großen deutschen Ebene. Der größte Meerbusen an der Nordsee ist die Zuydersee (s. d.), nächst dieser der Dollart (s. d.) und der Lauwerzersee, an der Nordküste. Die Hauptflüsse sind der Rhein (s. d.), die Maas (s. d.) und die Schelde (s. d.). Außerdem ist das Land von zahlreichen Nebenflüssen durchschnitten, in welche die anliegenden, eingedämmten, durch Entwässerung urbar gemachten Ländereien, die sog. Polder, das zuströmende Wasser durch Abzugsgräben und Schöpfräder ableiten. Unter den zahlreichen Kanälen ist der Nordholländische Kanal, der von Amsterdam nach Helder zu dem Hafen Nieuwediep 12 M. weit führt, eins der größten Wasserbauwerke der neuern Zeit, das erst 1826 vollendet wurde. Von den Landseen war das Harlemer Meer (s. d.) der größte, ist aber 1845—52 trockengelegt worden. Durch das Zuströmen der Gewässer, insbesondere des Rhein und der Maas, sind Geldern und Holland fast jährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt, welche, die Deiche und Dämme durchbrechend oder überströmend, ganze Landstriche mit Wasser und Sand bedecken. Noch gefährlicher ist den Provinzen Holland, Zeeland, Friesland und Gröningen die Nordsee, welche höher geht als das Land. Theilweise wird zwar diese Gefahr durch die Dünen, eine Reihe Sandhügel, oft bis zu 180 F. hoch, die sich von Dünkirchen im franz. Flandern bis an den Texel erstrecken, gemildert; die übrigen Seeküsten aber müssen durch hohe, äußerst kostspielige Deiche geschützt werden. Die niedrigsten Gegenden sind Gröningen, Friesland, Holland und Zeeland. Das südl. Niederland ist eine Fortsetzung der großen sandigen Heide, die sich von der Ostsee durch Brandenburg, Lüneburg und Westfalen bis an die Schelde erstreckt, nur durch die fruchtbare Betuwe, das zwischen der Waal und dem eigentlichen Rhein gelegene Land der alten Bataver, unterbrochen wird und sich dann über Nordbrabant ausdehnt. Südwärts erstreckt sich das aus Heide, Sand und Morast bestehende Peel- und Kempenland bis tief in das ehemalige Bisthum Lüttich. Das Klima ist in den höher liegenden südöstl. Gegenden sowie auch in Geldern, Utrecht, Overyssel und Gröningen gesund, während in Zeeland, Holland und Friesland die Unbeständigkeit der Witterung, die Seedünste, die stehenden Gewässer und das schlechte Trinkwasser Fieberkrankheiten verursachen. Die fruchtbarsten Gegenden sind Zeeland und Geldern; schöne Wiesen und Viehweiden gibt es in Holland, Friesland und Gröningen. Unter den Erzeugnissen des Thierreichs steht das Rindvieh obenan. Pferde, die sich durch Größe, Stärke und Ausdauer ganz besonders auszeichnen, liefert Friesland. Die Schafzucht ist nur in den sandigen Gegenden Hollands, vorzüglich auf der Insel Texel, beträchtlich. Schweinezucht wird stark betrieben, da Speck ein Hauptnahrungsmittel der niedern Volksklassen ist. In den Seedünen halten sich zahllose wilde Kaninchen auf; anderes vierfüßiges Wildpret ist in den nördl. Provinzen sehr selten. Wildes und zahmes Geflügel, insbesondere Wasservögel, sind im Ueberflusse vorhanden. Die Bienenzucht ist auf den Heiden in Geldern und Utrecht nicht unbeträchtlich. Austern, Muscheln, aus welchen man Muschelkalk bereitet, Hummern, alle Sorten See- und Flußfische, namentlich Kabeljaus, Schellfische, Stinte, Bütten, Schollen, Lachse, Aale und Heringe, sind in Menge an den Küsten, in den Flüssen und Binnengewässern vorhanden. Den Mangel an Holz ersetzt der Torf der nördl. Provinzen, welcher namentlich in Holland und Friesland in großer Masse gegraben wird. Die wichtigsten Mineralien sind Seesalz, Thon und Pfeifenerde.

Die Bewohner des Königreichs sind, abgesehen von etwa 67500 Juden und ziemlich zahlreichen andern Fremdgeborenen, die sich, wie jene, des Handels wegen hier niedergelassen haben, sämmtlich german. Stammes: Holländer, Vlamänder, Deutsche und Friesen. Unter diesen Stämmen ist der holländische durch Zahl, Sprache und Gesittung der herrschende geworden. Er bewohnt vorzugsweise die beiden Provinzen, nach denen er genannt worden, und Utrecht, bildet aber auch in den angrenzenden Gegenden der benachbarten Provinzen die entschiedene Mehrzahl und in allen übrigen Landschaften des Staats einen sehr ansehnlichen Theil der Bevölkerung. Die vläm. Bevölkerung wiegt in Brabant und den südl. Theilen von Zeeland, besonders auf dem Lande, vor, und hier behauptet sich der vläm. Dialekt noch immer neben dem holländischen. Die Friesen (s. Friesland), angeblich 200000 an der Zahl, wohnen in den nördl. Küstenlanden zwischen der Zuydersee und dem Dollart und haben bisjetzt, wenigstens außerhalb der Städte, eigene Mundart und Sitte bewahrt. Deutsche finden sich in den Grenzgegenden der Provinzen Geldern und Overyssel. Der eigentliche Holländer kommt hinsichtlich seines Charakters dem Norddeutschen sehr nahe. Doch ist er ernster und weniger mit der feinern Lebensart vertraut, dabei äußerst betriebsam, bedächtig und ausdauernd fleißig. Er hängt sehr am Alten, treibt seine Reinlichkeit bis zum Uebermaß und ins Kleinliche, sowie seine Vorliebe für alles Zierliche, Niedliche und Geschnörkelte, welche seine Gartenkunst und jede ästhetische Bestrebung charakterisirt, bis zur Geschmacklosigkeit. N. ist ein vorherrschend prot. Staat. Die

prot. Bevölkerung gehört zum allergrößten Theile der reform. Kirche an; Lutheraner, Remonstranten oder Arminianer, Mennoniten, Herrnhuter und andere kleine Religionsparteien mögen zusammen an 90000 Seelen zählen. Die Angelegenheiten der Reformirten erhalten durch die Allgemeine Synode ihre oberste Leitung, unter welcher die Provinzial-Kirchenregierungen stehen. Die Katholiken, die in Brabant, Limburg und Luxemburg vorwiegen und selbst noch in Nordholland und Geldern, auch in Südholland und Overyssel ansehnliche Theile der Bevölkerung bilden, machen eine einzige «kirchliche Provinz» aus, die seit 1853 in fünf Diöcesen zerfällt: das Erzbisthum Utrecht und die zu demselben gehörigen Bisthümer Harlem, Herzogenbusch, Breda und Roermond. Außerdem haben noch die Jansenisten ein eigenes Kirchenwesen, die Kirche von Utrecht genannt, dem ein Erzbischof zu Utrecht und zwei Bischöfe zu Harlem und Deventer vorstehen, obgleich die Zahl der ihm Angehörigen in 27 Gemeinden wenig über 5000 Seelen beträgt.

In einem nach Flächengehalt so beschränkten und doch so stark bevölkerten Küstenlande, das seine Hauptrichtung auf den Seehandel genommen und deshalb um so größere Bedürfnisse zu befriedigen hat, kann die physische Landescultur in Hinsicht der Erzeugung von Rohproducten unmöglich von hoher Bedeutung sein. Demungeachtet hat sich die holländ. Landwirthschaft durch ihre Betriebsamkeit eine große Anerkennung erworben. Die Landschaft von Harlem nach Amsterdam und von Amsterdam nach Utrecht gleicht einem unermeßlichen Garten. Die schönsten Theile von Nordholland waren bis in den Anfang des 17. Jahrh. Seen, die erst durch die angestrengte Arbeit in fruchtbares Land verwandelt wurden. Noch sind weite Flächen, die als Ried, Moor u. s. w. daliegen, der Landwirthschaft bisher nicht nutzbar geworden, namentlich in Drenthe, Gröningen und den übrigen nördl. und östl. Gegenden des Königreichs. Es werden zwar alle Getreidearten, doch nicht in hinreichender Menge gewonnen, um so weniger, als die Cultur anderer Gewächse, wie Flachs, Hanf, Krapp, Oelfrüchte, Futterkräuter, Taback, Hopfen, Gemüse, Blumenzwiebeln u. s. w., dem Anbau der Cerealien sehr ansehnliche Flächen entzieht, während die fruchtbarsten Gegenden des Landes, die Marschen, sich mehr zur Viehzucht als zum Feldbau eignen. Holland und Overyssel liefern besonders Roggen, ersteres auch Hanf, Gröningen Hafer, die nördl. Provinzen Buchweizen, Zeeland und Holland Krapp, der nach dem levantischen für den besten gilt, ersteres auch sehr viel Hülsenfrüchte, Utrecht und Geldern Taback. In und um Harlem ist die Blumenzucht ein einträglicher Handelsartikel. Die Viehzucht und vorzugsweise die Rindviehzucht befriedigt nicht nur sehr reichlich den Bedarf des Landes, sondern verstattet auch eine immer mehr steigende Ausfuhr an Schlachtvieh und besonders an Butter und Käse. Einen sehr ergiebigen Nahrungszweig gewährt auch die Fischerei, von der nicht weniger als 20000 Familien ihren Unterhalt ziehen. Auch der zu Anfange des 17. Jahrh. in seiner Blüte stehende, zu Anfange dieses Jahrhunderts ganz herabgekommene Heringsfang hat neuen Aufschwung genommen, und selbst der Walfischfang wird wieder in größerer Ausdehnung betrieben. In Hinsicht der technischen Cultur zeichnen sich die N. gegenwärtig fast nur in solchen Zweigen aus, die durch Localverhältnisse bedingt sind oder mit dem Handel in inniger Verbindung stehen. So gehören die Segeltuchfabriken und die Werkstätten für Tauwerk in Rotterdam, Amsterdam, Gouda und vielen Dörfern von Süd- und Nordholland zu den berühmtesten und bewährtesten in Europa. Uebrigens behauptet auch die Fabrikation feinerer Leinwaaren seit langer Zeit einen ausgezeichneten Ruf; berühmt sind die Bleichen von Leyden und besonders von Harlem. In der Tuchfabrikation, mit deren Erzeugnissen die N. einst das stärkste und berühmteste Geschäft in Europa machten, sind dieselben von Belgien allerdings längst überflügelt; doch liefern Leyden, Delft, Utrecht, Tilburg, Mastricht, Roermond und Vaels immer noch ausgezeichnete Waaren. Auch die Baumwollmanufactur hat sich seit der Trennung Belgiens nothgedrungen immer mehr entwickelt, namentlich in Nord- und Südholland, Brabant und Overyssel. Altberühmt ist die Lederfabrikation, und vorzüglich liefern Amsterdam und Mastricht das beste Sohlenleder. Ansehnlich ist die Seifenfabrikation. Porzellan liefert nur Amsterdam, Delft dagegen hat gute Fayencefabriken, und Gouda ist berühmt durch seine holländ. Thonpfeifen. Die Papiermühlen, deren man gegen 160 und bei Zaardam allein 30 zählt, haben noch gegenwärtig den schon seit zwei Jahrhunderten wohlbekannten Ruf ihres Fabrikats. Auf dem Betriebe des Seehandels beruht hauptsächlich der überaus starke Absatz der Branntweinbrennereien, namentlich der Wachholder- oder Geneverbrennereien, und Schiedam allein hat deren gegen 200. Ferner sind mit dem Seehandel verknüpft die großen Tabacksfabriken, besonders zu Amsterdam und Rotterdam, und die Zuckersiedereien zu Amsterdam, Rotterdam, Dordrecht und Utrecht.

Seit bereits fünf Jahrhunderten findet die Industrie der N. ihren belebenden Mittelpunkt in dem Seehandel, welcher, ohne Rücksicht auf den Ursprung der Producte und Fabrikate, in

dem gegenseitigen Austausch zwischen entfernten Völkern einen doppelten Gewinn zu erreichen sich bemüht. Zur Beförderung dieses Zwecks wurde auf den Trümmern der ehemaligen Ostindischen Compagnie für den indischen Handel 1824 die königl. niederländ. Handelsgesellschaft (Maatschappij) gestiftet, mit einem Grundkapital von 12 Mill. holländ. Fl. (zu 17 1/4 Ngr.), welche 1850 in ost- und westind. Waaren ein Geschäft von 31 1/4 Mill. holländ. Fl. machte und durch Staatsvertrag vom 8. Sept. 1849 bis 1874 verlängert worden ist. Auch sind außer zahlreichen Versicherungs- und Handelsgesellschaften die Bank der N. und die Associationskasse zu Amsterdam sehr wichtige Beförderungsmittel des Verkehrs. Die Handelsflotte zählte 1864 nicht weniger als 2231 größere Schiffe mit 269922 Last Gehalt. Eingelaufen waren 8561 Schiffe mit 1,797314 Tonnen, ausgelaufen 8624 Schiffe mit 1,842026 Tonnen. Die Einfuhr belief sich 1864 auf 474,337773, die Ausfuhr auf 433,416570 Fl. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel sind Vieh, Käse, Butter, Taback, Leinwand, Spitzen, Leder, Papier, Genever, Fische, besonders Heringe, Thran u. s. w. Eingeführt werden dagegen, theils zum Verbrauch im Lande, theils zur Spedition, Getreide, Holz, Metall-, Seiden- und Wollwaaren, Wein, Colonialproducte aller Art u. s. w. Die Haupthäfen sind Amsterdam und Rotterdam, denen die zu Dordrecht, Schiedam, Maassluis, dann die zu Middelburg, Vliessingen, Briel, Gröningen und Delfzyl zunächst stehen. Packetboote und Dampfschiffe befahren nicht nur die inländischen Ströme und Kanäle, sondern unterhalten auch eine regelmäßige Verbindung mit den wichtigsten europ. Handelsplätzen, mit London, Hull, Hamburg u. s. w. Nächst Großbritannien sind die N. für den europ. Handel am geeignetsten gelegen. Die maritime, aber zugleich continentale Lage, der Besitz von drei wichtigen Strommündungen, die vielfache Verzweigung ihrer schiffbaren Wasserbahnen, alles dies bot die Grundlagen zu einem Weltverkehr, die der Unternehmungsgeist des Volks, verbunden mit der Sorgfalt der Regierungen, trefflich zu benutzen wußte. Zur Verbesserung der Wasserstraßen nach Amsterdam und Rotterdam kam 1863 ein Gesetz zu Stande, wonach die Mündung der Maas ausgetieft und von einer (durch die Regierung autorisirten) Gesellschaft ein Kanal vom Y in die Nordsee geführt werden soll. Beide Arbeiten waren 1867 in vollem Gange. Die Gesammtlänge der größern Kanäle beträgt 86 M. Eine sehr große Menge kleinerer Kanäle sind zwar hauptsächlich zu landwirthschaftlichen Zwecken angelegt, werden jedoch zugleich fast sämmtlich als Communicationswege für kleinere Fahrzeuge (die sog. Trekschuiten oder Ziehschiffe) benutzt. Zugleich sind auch trefflich unterhaltene Kunststraßen vorhanden, die bei dem Mangel an Rollsteinen größtentheils aus Ziegeln (Klinker) erbaut werden mußten. Bis zum J. 1860 bestanden in den N. nur zwei Eisenbahnlinien, die von Amsterdam über Utrecht und Arnheim nach Deutschland (Oberhausen) und die über den Haag nach Rotterdam. Da sich indeß das Bedürfniß nach Schienenwegen zwischen den verschiedenen Theilen des Landes immer mehr fühlbar machte, manche Privatunternehmungen aber scheiterten, nahm sich endlich der Staat der Sache an und entwarf ein ausgedehntes Eisenbahnnetz, berechnet auf die Verbindung mit den großen Bahnen der angrenzenden Länder. Von diesem Netz ist bereits ein großer Theil ausgeführt, während an dem übrigen emsig gearbeitet wird. Die Verwaltung und Ausnutzung dieser Bahnen wurde einer Privatgesellschaft anvertraut, welche nach Maßgabe des Ertrags wieder an den Staat zurückerstattet. Außer den Staatseisenbahnen wurden auch noch andere theils in Angriff genommen, theils projectirt. Infolge der Ereignisse von 1830 fanden die Handelsverhältnisse der N. wesentliche und zweckmäßige Umgestaltungen. Die Regierung gab das Prohibitivsystem auf und suchte nun besonders durch Verträge dem niederländ. Handel vortheilhafte Beziehungen zu verschaffen. Das Princip der Gegenseitigkeit trat an die Stelle der Ausschließung und hoher Schutzzölle. Mit der zu Mainz 1831 abgeschlossenen Rheinschifffahrtsconvention begann bereits die liberale Handelspolitik, die sich zugleich durch große Geschicklichkeit im Unterhandeln und durch vollkommene Kenntniß einheimischer und fremder Handelsverhältnisse bekundete. Besonders aber wurde, seitdem die Schiffahrtsgesetze von 1851 mit dem Schutzsystem gebrochen, den neuen ökonomischen Principien durch eine Reihe von Verträgen mit fast allen Mächten (mit dem Königreiche Italien 1863, mit Frankreich 1865) gehuldigt. Der niederländ. Colonialbesitz umfaßt in Asien: die Insel Java, die Molukken, Benkulen und andere Niederlassungen auf der Küste von Sumatra, auf mehrern der Kleinen Sundainseln, namentlich Timor, Makassar und die Ostküste der Insel Celebes, Banda und verschiedene Niederlassungen auf Borneo; in Australien: mehrere Etablissements auf der Ostküste von Neuguinea; in Afrika: mehrere mit Forts versehene Etablissements auf der Goldküste; in Amerika: die westind. Inseln Curaçao, St.-Eustache, Saba und einen Theil von St.-Martin, auf dem Festlande aber das ehemalige holländ. Guiana oder Surinam. Der ganze Colonialbesitz der N. ward 1864 auf

32000 Q.-M. mit etwa 18,000000 E. angegeben, wovon freilich in Asien und auf Neuguinea das meiste nur als nomineller Besitz angesehen werden kann. Die wichtigste und bedeutendste aller Besitzungen ist die Insel Java (s. d.), welche in neuerer Zeit durch eine tüchtige Verwaltung zur höchsten colonialen Blüte gelangt ist, freilich aber ganz einseitig im Interesse des Mutterlandes ausgebeutet wird. Der Finanzetat der Colonien wies 1864 etwas mehr als 111 Mill. Fl. an Einnahmen und ebenso viel an Ausgaben nach. Der großartige, umfangreiche Verkehr hat seit Jahrhunderten unermeßliche Reichthümer in die N. geführt, und die Kaufleute von Amsterdam, Rotterdam, Utrecht und andern Städten sind im Besitz großer Kapitalien. Dennoch oder vielmehr deshalb verbreitet sich in den städtischen Bevölkerungen das Uebel der Massenverarmung.

Die intellectuelle Cultur hat in den nördlichen N. seit der Erwerbung ihrer Selbständigkeit unausgesetzt eine eifrige Unterstützung theils von den Verwaltungsbehörden, theils von den wohlhabendern Klassen des Volks erfahren. Die drei Landesuniversitäten zu Leyden, Utrecht und Gröningen, vor allen die erste, nahmen in den Fächern der Sprachkunde, der Naturwissenschaften und der histor. Studien stets einen ausgezeichneten Rang unter den europ. Hochschulen ein. Als Vorbereitungsschulen für die Universitäten dienen, nächst zwei städtischen Athenäen zu Amsterdam und Deventer, 86 lat. Schulen oder Gymnasien. Der mittlere Unterricht, welcher dem der deutschen Bürgerschulen entspricht, wurde erst durch das Gesetz vom 3. Mai 1863 ins Leben gerufen und geordnet. Der Staat übernahm die Verpflichtung, eine polytechnische Schule, eine Landbauschule und 15 Bürgerschulen in den wichtigsten Städten des Landes zu errichten, und außerdem ward den Gemeinden von mehr als 10000 E. die Errichtung wenigstens Einer Bürgerschule zur Pflicht gemacht. Die meisten dieser Anstalten haben bereits ihre Thätigkeit begonnen. Der Volks- oder Elementarunterricht erhielt durch das Gesetz vom 13. Aug. 1857 ein neues Leben. Ende 1863 gab es 2594 öffentliche, d. h. von den Gemeinden unterhaltene Schulen. Außerdem zählte man auch 1066 Privatschulen. Auch ist das Land reich an Bibliotheken und Sammlungen, an Gesellschaften und Vereinen zur Förderung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen. Ueberhaupt gehört die holländ. Bevölkerung, ungeachtet ihrer materiellen und phlegmatischen Außenseite, zu den wohlunterrichtetsten in Europa. Die Vertheidigungskräfte des niederländ. Staats waren während der feindlichen Stellung gegen Belgien aufs Aeußerste gespannt, indem 1831—33 zwischen drei und vier Procent der Bevölkerung unter den Waffen gehalten wurden. Mit dem definitiven Frieden nahm die Regierung im Juli 1839 eine Reorganisation der Heeresmacht vor, die in neuerer Zeit abermals Aenderungen erfahren. Die gesammte Heeresmacht hat noch immer die verhältnißmäßig sehr bedeutende Stärke von 60000 Mann, mit Einschluß der Matrosen und Seesoldaten. Außerdem zählt die Bürgerwehr, zu welcher jeder Eingeborene vom 25. bis zum 35. J. gehört, 98000 Mann. Die Kriegsflotte hatte ihre höchste Blüte im 17. Jahrh.; erst im nordamerik. Befreiungskriege trat sie nach empfindlichen Verlusten gegen die Engländer in die Stellung einer Seemacht zweiten Ranges. Nach den mannichfachsten Einbußen im Zeitalter der Revolution konnte sie mit dem J. 1814 erst allmählich wieder die beschränktere Stellung vor 1792 einnehmen. Zu einer mächtigern Stufe der Kraftentwickelung ist sie auch jetzt noch nicht gelangt. Die Flotte bestand 1. Aug. 1865 aus 136 Schiffen und Kanonierschaluppen. Das Marinecorps zählte (1. Aug. 1865) 5584 Mann in activem Dienst. Die Finanzen des Staats waren in der Zeit von 1748—80 in einen so blühenden Zustand gekommen, daß die Staatspapiere, bei einem Zinsfuß von $2\frac{1}{2}$ Proc., bis zu 10 Proc. über den Nominalwerth stiegen. Durch den Krieg gegen England, die innern Unruhen von 1786, den Krieg gegen Frankreich und dessen nachtheilige Folgen entstand in dem Budget ein jährlicher Ausfall von mehr als 8 Mill. Fl. Dazu kam eine neue Schuldenlast von 22 Mill., welche nach der Eroberung Hollands furchtbar anwuchs und die Zinsen der Staatsschuld in den J. 1795—1804 von 18 bis auf 34 und seitdem bis auf 42 Mill. vermehrte. Nur geringen Einfluß auf den Finanzzustand hatte die 1798 eintretende Verschmelzung der bisher von der Staatsschuld getrennten Provinzialschulden; wohlthätiger war das 1805 durch den Rathspensionär Schimmelpenninck eingeführte Abgabensystem. Allein die zum Theil durch die Verschwendungen des Königs Ludwig, zumeist aber zur Deckung des jährlichen Deficits in den J. 1807—9 nöthig gewordene Anleihe von 9 Mill. Fl. brachte, verbunden mit dem Einfall der Engländer (1809), das Land in einen so kläglichen Zustand, daß Napoleon dasselbe bei der Einverleibung in das franz. Kaiserreich durch Herabsetzung der Staatsschuld auf ein Drittheil gewissermaßen für bankrott erklärte. Dieser Schlag, so hart er auch die einzelnen Staatsgläubiger traf, hatte wenigstens die heilsame Folge, daß bei der Wiederherstellung des niederländ. Staats auch an eine Wiederherstellung der Finanzen gedacht werden konnte. Zwar erklärte man

nur jenes eine Drittheil der Schuld für zinstragend, erkannte jedoch die zwei andern Drittheile als aufgeschobene (uitgestelde, d. i. nicht zinstragende) Schuld an. Die wirkliche Schuld trug seit 1815 $2\frac{1}{2}$ Proc. Zinsen; jährlich sollten 4 Mill. der wirklichen Schuld abgetragen und ebenso viele von der aufgeschobenen an ihre Stelle treten. Die von der ehemaligen Republik Holland herrührende Staatsschuld betrug 573,153530 Fl., die aufgeschobene 1719,460591 Fl., zusammen 2292,614121 Fl. Für das ehemalige Belgien wurde durch Uebereinkunft vom 11. Oct. 1815 die österr. Schuld zu 34,466679 Fl. übernommen. 1830 gab die Regierung den Gesammtbetrag der activen Schuld auf 784,610680 Fl. und die aufgeschobene Schuld zu 965,472687 Fl. an. Die außerordentlichen Lasten, welche die neun Jahre nach der belg. Revolution verursachten, vermehrten die active Schuld noch um fast 200 Mill. Eine geregelte Finanzverwaltung und die ruhigen Zustände seit 1840 führten indeß im Laufe der nächsten Jahrzehnte zu einer bessern Finanzlage des Staats. 1866 belief sich die ganze verzinsliche ($2\frac{1}{2}$, 3, $3\frac{1}{2}$, 4 Proc.) Staatsschuld auf 971,489581 Fl., mit einem Zinsenerforderniß von 27,989235 Fl. Die unverzinsliche Schuld belief sich (Gesetz vom 26. April 1852) noch auf 10,000000 Fl., sodaß die Gesammtschuld des niederländ. Staats 1866 noch 981,489581 Fl. betrug. Das Budget desselben Jahres stellte die gesammten Staatsausgaben zu 110,229003 Fl. fest, womit die Einnahmen so ziemlich im Gleichgewicht standen.

Das Königreich der N. ist nach dem Staatsgrundgesetz (Grondwet) vom 24. Aug. 1815 eine eingeschränkte constitutionelle Monarchie. Die Krone ist erblich in dem Hause Oranien-Nassau, und zwar in des ersten Königs Wilhelm I. männlicher Nachkommenschaft nach dem Rechte der Erstgeburt und durch Repräsentation. In Ermangelung männlicher Nachkommenschaft geht die Krone auf die Töchter des Königs nach dem Rechte der Erstgeburt über. Wenn der König keine Tochter hat, so bringt die älteste Tochter von der ältesten absteigenden männlichen Linie des Königs die königl. Würde auf ihr Haus und wird, wenn sie früher verstorben ist, durch ihre Nachkommen repräsentirt. Ist aber keine männliche absteigende Linie des letzten Königs vorhanden, so erbt die älteste absteigende weibliche Linie, jedoch so, daß der männliche Zweig vor dem weiblichen und der älteste vor dem jüngern und in jedem Zweige Männer vor Frauen und der ältere vor dem jüngern den Vorzug haben. Volljährig wird der König mit dem vollendeten 18. J. Ueber die Vormundschaft eines minderjährigen Königs, insofern von seinem Vorgänger darüber keine Anordnung getroffen worden, sowie über die Regentschaft verfügen die Generalstaaten; bis dieselben verfügt, übt der Staatsrath die höchste Gewalt aus. Die Generalstaaten bilden seit 1815, wo man zu dem alten, 1795 aufgehobenen System unabhängiger Provinzen nicht zurückkehrte, eine allgemeine Repräsentation in zwei Kammern. Die gegenwärtige Verfassung wurde durch königl. Erlaß vom 14. Aug. 1848 genehmigt und 8. Nov. 1848 feierlich verkündigt. Der König kann keine fremde Krone tragen, mit Ausnahme der von Luxemburg; derselbe erhält außer seinen Domänen 1 Mill. Fl. Es werden keinerlei aristokratische Vorrechte anerkannt. Die Volksvertretung (die Generalstaaten) zerfällt in zwei Kammern. Die Zweite Kammer besteht aus Abgeordneten, welche von allen zur Ausübung polit. Rechte befähigten, eine gewisse Summe directer Abgaben zahlenden Staatsangehörigen auf vier Jahre gewählt werden. Der Census darf nicht über 160 und nicht unter 20 Fl. sein. Auf 45000 E. kommt ein Abgeordneter, der wenigstens 30 J. alt sein muß. Die 39 Mitglieder der Ersten Kammer werden von den Provinzialständen aus der Klasse der Höchstbesteuerten ernannt, müssen 30 J. alt sein und werden auf neun Jahre erwählt. Die Zweite Kammer hat das Recht der Initiative. Die Steuern werden alle Jahre bewilligt; die Freiheit der Presse und der Vereinigung ist gewährleistet, wird jedoch durch Gesetze geregelt. Dem Könige als Inhaber der executiven Gewalt, wie sie Verfassung und Gesetz bestimmen, steht ein verantwortliches Staatsministerium zur Seite. Sämmtliche Minister mit mehrern Prinzen des königl. Hauses bilden den Cabinetsrath des Königs, der in diesem sowie auch in dem von ihm ernannten Staatsrathe den Vorsitz führt. Außerdem besteht eine allgemeine Rechnungskammer, ein oberster Gerichtshof (Hooge Raad) und ein Ober-Militärgerichtshof zu Utrecht. Durch die Verordnung vom 30. April 1815 erneuerte der König Wilhelm I. zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste bei der Land- und Seemacht den militärischen Wilhelmsorden und im April 1844 stiftete König Wilhelm II. einen neuen Orden für Subalternoffiziere von 15 bis 25 Dienstjahren, verbunden mit Gehaltszulage. Außerdem gibt es den Civilverdienstorden vom niederländ. Löwen mit drei Klassen, gestiftet 29. Sept. 1815. Vgl. A. van Heusden, «Handboek der aardrykskunde, staatsinrigting, staatshuishouding en statistiek van het koningrijk der Nederlanden» (Harl. 1866); «Staatskundig jaarboekje voor 1866» (Amsterd. 1866).

Niederlande (geschichtlich). Von den großen, im weitern Sinne N. genannten Niederungen, welche der Ardennenwald, die Vogesen, der Hundsrück, das Siebengebirge, der Spessart, der Odenwald und der Harz einschließen, gehörte der südl. Theil zu Cäsar's Zeiten zu Gallien (Gallia Belgica), der nördliche, zwischen der Maas, der Waal und dem Rhein, die Insel der Bataver genannt, zu Germanien. Nördlich vom Rhein wohnten die Friesen, gleich den Batavern ein deutsches Volk. Beide Völker lernen wir besonders aus dem Kampfe kennen, den sie 70 n. Chr. unter des Claudius Civilis Anführung mit den Römern so ehrenvoll bestanden. Später kommen sie theils als handeltreibende, theils als seefahrende Nationen und als Seeräuber vor, die endlich den Römern unterlagen. Im 5. Jahrh. sind die alten Namen der Bataver und anderer niederländ. Volksstämme verschwunden, und es geschieht nur noch dreier Nationen Erwähnung, der Franken im Süden, der Friesen im Norden, der Sachsen im Osten. Die beiden letztern wurden mit der Zeit von den erstern unterjocht, und alle drei gehörten zum Reiche Karl's d. Gr. Bei der Theilung des Reichs unter Karl's Enkel fiel ein Theil der N. an Frankreich, ein Theil an Lothringen, das übrige an Deutschland, und als im 10. Jahrh. Lothringen mit Deutschland vereinigt war, wurde das ganze Land, mit Ausnahme des jenseit der Schelde gelegenen, zum Römisch-deutschen Reiche gerechnet. Das Lehnsystem und Beneficialwesen bewirkte hier, wie überall, daß die Eintheilung in Gaue aufhörte und neue Herrlichkeiten, Herzogthümer und Grafschaften sowie geistliche Stifter ins Leben traten. So bildeten sich unter anderm in Südholland das Herzogthum Brabant und die Grafschaft Flandern; in Nordniederland die Grafschaft Geldern (später Herzogthum), die Grafschaft Holland und Zeeland und das Stift Utrecht. Durch Erbrecht und Eroberung gelangten manche dieser Landschaften mit der Zeit unter Eine Krone. Die Vereinigung aller Länder gelang aber erst im 14. und 15. Jahrh. den burgund. Herzogen aus dem Hause Valois, Philipp dem Guten, Karl dem Kühnen und deren Erben aus dem Hause Habsburg. Marie, die Erbtochter Karl's des Kühnen, vermählte sich nämlich mit Kaiser Maximilian I. (s. d.), wodurch die burgund. Erblande in habsburgischen Besitz gelangten. Unter der Verwaltung dieser Fürsten nahmen die N. an Ruhm und Wohlfahrt einen mächtigen Aufschwung. Insbesondere wirkte Kaiser Karl V. bedeutend im Interesse des Landes. Nachdem derselbe 1543 Geldern und Zütphen erobert und Frankreich gezwungen, auf das Lehnrecht der südl. Landschaften zu verzichten, vereinigte er alle 17 Provinzen zu einem einzigen Kreise des Römisch-deutschen Reichs, gemäß dem Vertrage zu Augsburg vom J. 1548, regelte auch im Jahre darauf im Verein mit den Ständen des Landes das Erbrecht in allen Provinzen auf gleicher Grundlage. Es war das fortwährende Streben des Kaisers, die einzelnen Provinzen der N. zu einem mächtigen Staate zu verschmelzen. Der aus der Reformation hervorgegangene Zwiespalt vereitelte jedoch diese Absichten. Ein ansehnlicher Theil des niederländ. Volks umfaßte mit ganzer Seele die neue Lehre, die Karl V. und besonders dessen Sohn, König Philipp II. (s. d.) von Spanien, mit Feuer und Schwert bekämpften. Zumal der letztere, Spanier von Geburt und Charakter, sah die neue Lehre für etwas Satanisches an und verfolgte sie mit Fanatismus. Er befahl die von Karl V. gegen die Anhänger der Reformation erlassenen Verordnungen ohne Schonung zur Ausführung zu bringen. Die ganze Nation widersetzte sich diesem Befehle. Die Großen des Landes, die schon früher den König gezwungen hatten, seinen verhaßten Günstling, den Cardinal Granvella, aus den N. zu entfernen, Oranien, Egmond und Hoorn, baten um Entlassung aus ihren Aemtern. Der niedere Adel verband sich und überreichte der Oberstatthalterin Margaretha von Parma eine Bittschrift, die einen Protest gegen die Religionsverfolgungen enthielt; die Bürger versammelten sich auf freiem Felde zu prot. Gottesdienst. Endlich im Aug. 1566 begann das gemeine Volk den Angriff gegen die kath. Kirchen und die Vernichtung der Bilder. Im folgenden Jahre schickte König Philipp den gefürchteten Herzog Alba mit einem aus Spaniern und Italienern bestehenden Heere ab, um die kirchliche Bewegung zu dämpfen. Allein die grausame Tyrannei dieses Feldherrn bewirkte gerade das Gegentheil von dem, was der König beabsichtigte. Die Hinrichtung so vieler Tausende, darunter die Angesehensten des Landes, Egmond und Hoorn, schüchterte zwar das Volk für den Augenblick ein, aber es versammelten sich um den geflüchteten Prinzen Wilhelm I. (s. d.) von Oranien eine große Anzahl von Verbannten, die sich vornehmlich zur See gefürchtet machten. Nach vergeblichen Versuchen von seiten Oranien's, mit einem Landheere die Spanier aus den N. zu vertreiben, gelang es 1572 den sog. Geusen (s. d.) unter dem Grafen von der Marck, sich des Hafens Briel und von da aus fast ganz Hollands und Zeelands zu bemächtigen. Die Aufständischen erkannten Oranien, den frühern königl. Statthalter dieser Provinzen, als ihr gesetzmäßiges Oberhaupt an, und in der That konnten sie keinen fähigern An-

führer wählen. Der Prinz behauptete sich gegen Alba und dessen Nachfolger Requesens, der eine mildere Politik beobachtete. Als nach dem plötzlichen Tode des letztern 1576 die allgemeine Unzufriedenheit in einen offenen Aufstand aller Provinzen ausschlug, wußte Oranien durch den Vertrag von Gent die übrigen Provinzen mit Holland und Zeeland zu verbinden und dem neuen Statthalter Don Juan d'Austria die Regierung unmöglich zu machen. Die Eifersucht des Adels in den südlichen N. und die immer noch zahlreichen Anhänger der kath. Kirche störten jedoch alsbald die Eintracht und das Zusammenwirken, und der Nachfolger Don Juan's, der geschickte und listige Alexander Farnese, Prinz von Parma, wußte aus diesen Spaltungen Nutzen zu ziehen. Bereits 1579 versöhnten sich die wallonischen (französisch sprechenden) Provinzen mit dem Könige, und diesem Beispiele folgten andere. Dagegen schlossen sich die nördl. Provinzen durch die berühmte Union zu Utrecht enger aneinander, waren aber nicht im Stande, dem Feinde, der sie mit Gewalt und List zugleich behandelte, zu widerstehen. Als der bereits 1580 geächtete Prinz Wilhelm von Oranien 1584 durch Mörderhand fiel, standen der span. Macht nur noch die vier Provinzen Holland, Zeeland, Utrecht und Friesland entgegen. Diese, an ihrer weitern Selbstvertheidigung verzweifelnd, boten erst Frankreich und auf dessen Weigerung England die Herrschaft über die N. an und erlangten, daß ihnen die Königin Elisabeth ein Hülfsheer unter dem Befehle des Grafen Leicester schickte. Doch auch diese Hülfe erwies sich als unzulänglich, und heftige Streitigkeiten, die zwischen den Staaten und dem neuen Oberstatthalter entstanden, vergrößerten noch die Gefahr. Glücklicherweise wurde um diese Zeit die Aufmerksamkeit Philipp's II. von den niederländ. Angelegenheiten abgelenkt durch den franz. Thronfolgestreit zwischen Heinrich IV. und der Ligue. Um letzterer beizustehen, mußte der Herzog von Parma wiederholt mit dem größten Theile seines Heeres nach Frankreich ziehen, welche Gelegenheit die Niederländer mit dem Prinzen Moritz (s. d.), dem Sohne Wilhelm's von Oranien, benutzten, um sich einer Reihe wichtiger Plätze in Geldern, Overyssel, Gröningen und Brabant zu bemächtigen. Von jetzt an nahm der Krieg für die Niederländer eine günstigere Wendung. Beim Tode Philipp's II. (1598) war das ganze Land nördlich vom Rhein von den Spaniern befreit, und 1609 schloß dessen Nachfolger, Philipp III., einen 12jährigen Waffenstillstand, in welchem die Unabhängigkeit der sieben Provinzen im Princip anerkannt wurde.

Diese sieben Provinzen bildeten nunmehr die Republik der Vereinigten N., während die südl. Provinzen, Belgien (s. d.), dem Hause Habsburg und der kath. Confession verblieben. Bereits 1581 hatten sich jene sieben nördl. Provinzen von dem Könige von Spanien losgesagt und waren, nachdem Frankreich und England die Herrschaft abgelehnt, ohne Souverän geblieben. Dafür genoß aber der Prinz von Oranien als Statthalter der fünf wichtigsten Provinzen und Befehlshaber des Heeres eines fürstl. Ansehens und wurde vom Volke wie ein Monarch geehrt. Während des Waffenstillstandes erhob sich jedoch ein Conflict zwischen ihm und den Ständen oder Staaten von Holland (der größten und mächtigsten der sieben Provinzen, nach welcher auch die gesammten Lande als «Holland» bezeichnet wurden), deren Generalanwalt und Führer der berühmte Johann von Oldenbarnevelt (s. d.) war. Der Zwiespalt entsprang aus den kirchlichen Zwisten zwischen den strengorthodoxen Gomaristen und den Arminianern und artete mehr und mehr aus. Da der Prinz Moritz, der für die Gomaristen Partei genommen, über das Heer verfügte, so nahmen die städtischen Behörden Hollands, die den Arminianern zugethan waren, aus Furcht auf eigene Kosten Soldaten in Dienst (Waardgelders). Moritz sah in diesem Vorgange einen Eingriff in seine Rechte sowie in die der Generalstaaten (s. d.) der Union und ließ nicht nur jene Truppen der Städte auflösen, sondern nahm sogar (1618) die Häupter seiner Gegenpartei gefangen, darunter Oldenbarnevelt und den Gelehrten Hugo de Groot (Grotius). Diese wurden vor ein außerordentliches Tribunal gestellt und der erstere sogar zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Die zahlreichen Verehrer Oldenbarnevelt's verziehen dem Prinzen von Oranien diese Blutthat niemals, und es bestanden seitdem in der Republik zwei Parteien, deren eine dem Prinzen anhing, während diesen die andere aus seinen Würden, vornehmlich aus der Statthalterschaft verdrängen wollte. Im übrigen erfreuten sich die N. damals des besten Gedeihens; Industrie, Handel, Schiffahrt und Fischfang blühten wie nie zuvor. Dazu kam noch die Entwickelung des Verkehrs mit Ost- und Westindien. Der Krieg hatte nämlich die Seeverbindung mit Spanien und Portugal, folglich auch die Zufuhr indischer Erzeugnisse behindert, und die niederländ. Seefahrer waren deshalb in directen Verkehr mit Ost- und Westindien getreten und hier gefährliche Nebenbuhler für die Portugiesen und Spanier geworden. 1602 wurde die Ostindische Compagnie (s. d.) gestiftet, die das Monopol für allen Verkehr jenseit der Magellansstraße und des Caps der Guten Hoffnung und zugleich das Recht erhielt, auf ihre Kosten eine Flotte und ein

Heer zu unterhalten. Die Gesellschaft legte den Grund zu der holländ.-ostind. Herrschaft, die den N. so unermeßliche Vortheile gebracht hat. Außerdem gründete man 1621 auch eine Westindische Compagnie, die anfangs viel versprach, auch eine Zeit lang Herr der Küste von Brasilien war, aber ihre Bestrebungen mehr auf momentane Ausbeutung richtete und deshalb an Bedeutung zurückblieb. Nach Ablauf des Waffenstillstandes nahm Moritz und nach dessen Tode (1625) sein Bruder Friedrich Heinrich den Kampf gegen Spanien mit erneutem Eifer auf. Wichtige Festungen (Herzogenbusch und Mastricht) wurden erobert, und es wäre vielleicht ein vortheilhafter Friede mit Spanien zu Stande gekommen, wenn nicht der gleichzeitige Krieg in Deutschland und ein Vertrag mit Frankreich (1635) dies verhindert hätten. Erst 1648 machte der Friede zu Münster dem schon lange nutzlosen Kriege ein Ende.

Die Republik erlangte dabei alles, was sie wünschen konnte, Anerkennung ihrer Unabhängigkeit und den Besitz alles dessen, was sie in Brabant und Flandern, Ost- und Westindien erobert hatte, sowie den freien Handel. Sie hatte somit den Gipfel ihrer Größe erreicht. Das Land war der Sitz und der Zufluchtsort religiöser und polit. Freiheit in Europa. Alle religiösen Meinungen erhielten Duldung, und bürgerliche Freiheit war allen Einwohnern in reichem Maße zugestanden. Eine ungewöhnliche Wohlfahrt herrschte hier überall. Der durch den Handel herbeigeführte Reichthum hob auch Macht und Einfluß des Staats auf eine Stufe, die mit der Gebietsgröße des Landes und der Zahl seiner Bewohner in keinem Verhältnisse stand. Zugleich blühten Künste und Wissenschaften, besonders die Malerei. Nachdem Prinz Wilhelm II. (der Sohn Friedrich Heinrich's) ohne Hinterlassung eines volljährigen Erben gestorben und deshalb die Statthalterwürde von Holland erledigt geblieben, trat Jan de Witt (s. d.) 1650 an die Spitze Hollands und der Union. Unter ihm war die Republik der N. eine Macht ersten Rangs, die sich mit England und Frankreich messen konnte. Ihre Flotten, unter Tromp und de Ruyter, erwarben sich in den Kriegen gegen Cromwell (1651—54) sowie gegen Karl II. von England (1665—67) unsterblichen Ruhm. Nicht weniger Kraft und Muth bewies die Republik, als sie 1668 die Tripleallianz mit England und Schweden schloß und so Ludwig XIV. zwang, seine Eroberungen in den span. Niederlanden einzustellen und den Krieg mit dem Frieden zu Aachen zu endigen. Dieses kühne Auftreten gegen Frankreich kam ihr freilich theuer zu stehen. Nachdem Ludwig XIV. durch seine gewandte Staatskunst die Republik völlig isolirt und sogar den König von England für sich gewonnen hatte, erklärte er ihr 1672 den Krieg und griff sie mit einer Heeresmacht an, der sie nicht gewachsen war. Im ersten Anlaufe eroberte er Geldern, Overyssel und Utrecht, aber Holland setzte seine Grenzgebiete unter Wasser und that so der Macht der Franzosen Einhalt. Um dieselbe Zeit ermordete ein wüthender Pöbel, der sich von der Regierung verrathen glaubte, die beiden Brüder de Witt im Haag und zwang die Staaten, den jungen Prinzen von Oranien, Wilhelm III. (s. d.), zum Statthalter und Oberbefehlshaber des Heeres zu ernennen. Unter der geschickten und glücklichen Führung desselben nahm der Krieg bald eine andere Wendung, besonders als Spanien und Deutschland den N. zu Hülfe kamen. Bereits 1674 stand auf dem Gebiete der Republik kein Feind mehr, und im Frieden zu Nimwegen 1678 verlor sie keinen Zoll breit Landes. Fortan blieb es die Aufgabe der N., der Herrschaft Frankreichs entgegenzuarbeiten. Die Republik setzte ihren Statthalter 1688 in den Stand, die Revolution in England durchzusetzen und den Thron Jakob's II. einzunehmen. Auch nach dem Tode Wilhelm's III. blieb sie die Bundesgenossin Englands im Spanischen Erbfolgekriege gegen Frankreich. Dies war jedoch die letzte Machtäußerung der Republik. Allmählich wurde sie, wie Friedrich d. Gr. treffend bemerkte, das Schiffsboot, das dem engl. Linienschiffe folgte, und immer mehr trat im Laufe des 18. Jahrh. der polit. Verfall nach außen zu Tage. Ihrer Schwäche sich bewußt, enthielt sie sich so viel als möglich jeder Theilnahme an den großen europ. Kriegen. Wider Willen wurde die statthalterlose Regierung, die seit dem Tode Wilhelm's III. das Staatsruder führte, in den Oesterreichischen Erbfolgekrieg hineingerissen (1747), der ihr nur Niederlagen bereitete. Das Volk zwang die Staaten, den nächsten Verwandten und Erben Wilhelm's III., Wilhelm IV., zum Erbstatthalter auszurufen und an die Spitze des Heeres zu stellen. Dieser war jedoch nicht, wie jener, im Stande, das gesunkene Ansehen der Republik wiederherzustellen. Auch starb der Prinz schon 1751, ehe er einen seiner bedeutendsten Entwürfe, dem gesunkenen Handel und Gewerbe wieder aufzuhelfen, verwirklichen konnte. So fristete die Republik unthätig ihre Existenz unter der Regentschaft der Witwe Wilhelm's IV. (einer Tochter Georg's II. von England) und nach deren Tode unter der Leitung des Vormundes des minderjährigen Prinzen Wilhelm V., des Herzogs von Braunschweig. Der Bürger lebte zwar im Wohlstande, aber

der Verfall des Staats und die innern Parteiungen nahmen immer mehr zu. Der Befreiungskrieg in Nordamerika gab endlich den Anlaß, das Staatsgebäude zum Ruin zu führen. Die antioranische Partei, die England haßte, weil der Statthalter wegen seiner Herkunft und Erziehung englisch gesinnt war, freute sich über Englands Unglück und ließ sich von Frankreich aufreizen. Ueberdies erblickten alle freiheitliebenden Niederländer in dem amerik. Befreiungskampfe das Abbild jenes Kampfes, den ihre Vorfahren gegen Spanien geführt. Die Kaufleute, eifersüchtig auf den wachsenden Handel ihrer engl. Nebenbuhler, meinten, daß sie in dem freien Amerika das wiedergewinnen würden, was England mit seinen Colonien zu verlieren schien. Aus allen diesen Gründen zwang man die Regierung zu Feindseligkeiten gegen England, die 1782 zu einer Kriegserklärung des letztern führten. Dieser Krieg brachte aber der kraftlosen Republik, von welcher der frühere Geist längst gewichen, nur Schande, und der Friedensschluß bestätigte die erlittenen Verluste. Das Volk schrieb alles der schlechten Leitung des Statthalters zu, und die Parteiungen gewannen neue Stärke aus dem Uebel, das sie hauptsächlich verursacht hatten. Keine Partei war jedoch mächtig genug, gegen den Willen der andern etwas zu Stande zu bringen; sie hinderten einander nur, etwas von Belang auszurichten. Eine der Statthalterin zugefügte Beleidigung gab endlich Veranlassung, diese Lage der Dinge unerwartet zu ändern. Die Prinzessin war die Schwester des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, der für die ihm in der Person seiner Schwester geschehene Kränkung Genugthuung forderte. Die Patrioten, wie sich die Feinde Oraniens nannten, wollten sich hierzu nicht verstehen, und so rückte im Sept. 1789 ein preuß. Heer (24000 Mann) unter dem Herzoge von Braunschweig in Holland ein, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen. Nur Amsterdam versuchte einigen Widerstand, capitulirte aber schon 8. Oct. Zugleich hatte die Ankunft der Preußen eine Volksbewegung zu Gunsten des Statthalters hervorgerufen, welche demselben die allmählich verlorene Macht auf einmal wiedergab. Die «Patrioten» flohen in Masse nach Frankreich, mit dem sie stets im Einverständnisse gewesen, und wo sie alsbald in der großen Umwälzung seit 1789 den Sieg ihrer polit. Ideen begrüßten. Ihr Streben ging seitdem dahin, mit Hülfe der Franzosen in ihr Vaterland zurückzukehren und daselbst die neuen polit. Theorien in Anwendung zu bringen. Die franz. Revolutionskriege, die dem entfesselten Frankreich eine Reihe von Siegen brachten, verwirklichten in der That auch die Hoffnungen der niederländ. Misvergnügten. Die Franzosen eroberten die span. nischen N., und der harte Winter von 1794—95, der die Grenzflüsse der Republik für die Heere passirbar machte, öffnete Pichegru den Weg ins Land, wo ihn die Patrioten mit Jubel empfingen.

Der Erbstatthalter Wilhelm V. floh im Jan. 1795 mit seiner Familie nach England, und 16. Mai 1795 wurden die N. als **Batavische Republik** proclamirt. Die bisherigen Provinzialabtheilungen wurden in einen einzigen Freistaat verschmolzen, die Macht der Gesetzgebung nach franz. Muster einer stellvertretenden Versammlung und die Vollziehung, seit 1798 völlig von dieser Versammlung getrennt, einem Directorium von fünf Männern übergeben. Gleichzeitig mußte die neue Republik einige südl. Landstriche, namentlich Mastricht, Venloo, Staats-Limburg und Staats-Flandern (einen Theil der sog. Generalitätslande) an Frankreich abtreten, sich mit diesem Reiche zu einer beständigen Allianz verbinden, eine Summe von 100 Mill. Fl. an dasselbe entrichten und den franz. Truppen die Besetzung ihres Gebiets gestatten. Die Verfassung von 1795 erfuhr unter dem Einflusse der aristokratischen Partei, die Bonaparte begünstigte, eine Abänderung. Zufolge dieser veränderten Verfassung vom 18. Oct. 1801 wurde die Republik wieder in ihre alten sieben Provinzen (als Departements) zerlegt und die Generalitätslande (Landesstriche in Brabant, Flandern, Limburg und Geldern) als achte Provinz hinzugefügt. Die Verfassung vereinfachte das Regierungspersonal, indem sie die legislative Gewalt auf 35 Deputirte beschränkte und die vollziehende Gewalt einem Staatsbewind von 12 Männern übertrug. Unfähig, mit dem geringen Ueberreste eigener Kraft selbständig zu handeln, sah die Republik ihre Flotten durch die engl. Seemacht verdrängt, ihre Colonien verheert, ihren Handel auf bloße Küstenfahrt und auf den innern Verbrauch beschränkt und die Bank von Amsterdam bis zur Vernichtung erschüttert. Ueberdies raubte ihr der Friede zu Amiens 1802 Ceylon, eine der reichsten ihrer Colonien. Kaum zeigte sich die Hoffnung einer bessern Zukunft, als sich die Republik wieder in den neubeginnenden Krieg Frankreichs gegen England verflochten sah. Surinam und das Cap fielen in die Hände der Engländer, brit. Schiffe blokirten die Küsten. Zum dritten mal mußte nach Napoleon's Wunsche 29. April 1805 die holländ. Staatsverfassung umgeändert werden. Demnach erhielt ein Gesetzgebendes Corps, die Hochmögenden, bestehend aus 19 Deputirten der Departements, mit einem von diesen auf fünf Jahre erwählten, aber mit fast unbeschränkter Macht bekleideten Rathspensionär an der Spitze.

die höchste Gewalt. Letzterm wurde ein Staatsrath von 5—9 Mitgliedern zur Seite gegeben, und 5 Minister besorgten die Geschäfte. Doch war selbst Schimmelpenninck's (s. d.) Tugend, der zum Rathspensionär erwählt wurde, in dieser Lage unvermögend, das zerrüttete Land zu retten. Durch Napoleon gezwungen, trug man 1806 dessen Bruder, Ludwig Bonaparte (s. d.), den Besitz des Landes als souveränes Königreich Holland an, und 5. Juni 1806 wurde derselbe als König von Holland ausgerufen. Der deshalb mit Frankreich 24. Mai geschlossene Vertrag besagte, daß Ludwig erblicher, constitutioneller König von Holland sei, daß seiner rechtmäßigen männlichen Nachkommenschaft der Thron gesichert sein solle; doch sollten nie die Kronen von Frankreich und Holland auf Einem Haupte vereinigt werden. Der König blieb erblicher Connetable von Frankreich und mit allen seinen Kindern dem kaiserl. Familienstatut unterworfen. In Holland besaß er ohne Einschränkung die vollziehende Gewalt, die Macht der Ernennung zu Civil- und Militärstellen, das Begnadigungsrecht und die ausschließliche Regierung der Colonien. Ihm stand ein Staatsrath von 13 Mitgliedern zur Seite, worunter 4 nicht verantwortliche Staatsminister. Das Gesetzgebende Corps wurde aus 30 Mitgliedern gebildet und dabei festgesetzt, daß es nach Maßgabe der Vergrößerung des Staatsgebiets vermehrt werden könnte. Aber Holland blieb dennoch ausgeschlossen von Frankreichs Handelsvortheilen, während es an allen Kriegen Napoleon's theilnehmen mußte. Die Staatsschuld wuchs; der Handel bestand nur noch in Schleichhandel, der zu England hinzog. Fast alle Quellen des Wohlstandes waren verstopft, und als Napoleon's Decret vom 11. Nov. 1807 aus Mailand erschien und der Tarif von Trianon mit seinen Folgen eintrat, da war Hollands Handel vollends verloren. Es erhielt 1808 zwar Ostfriesland, Jever, Varel und Kniphausen, mußte aber dafür das zwischen der franz. Grenze und der Maas gelegene Gebiet nebst einem Theile von Seeland mit den Festungen Bergen-op-Zoom, Breda, Herzogenbusch, Geertruidenberg und Vliessingen abtreten. Der neue Krieg gegen Oesterreich 1809 veranlaßte die Landung der Engländer auf Walcheren, die Hollands Verderben nur beschleunigte. Fürchterliche Unglücksfälle vermehrten das Elend. Im Jan. 1809 stand die ganze Gegend von Emmerich bis Dordrecht und Rotterdam, 50 Q.-M. Landes, unter Wasser; über 300 Menschen verloren ihr Leben und viele tausend Stück Vieh, Häuser, Mühlen, ganze Dörfer wurden weggeschwemmt. Vergeblich waren die Anstrengungen des Königs, das allgemeine Elend zu mildern. Die Spannung zwischen dem Könige und seinem Bruder, dem Kaiser, wuchs, und der Pariser Vertrag vom 16. März 1810, wonach Ludwig eine franz. Armee zur Verhinderung alles engl. Handels nach Holland nahm und ganz Seeland nebst Geldern und Schouwen an Frankreich abtrat, hielt den letzten Schlag gegen Holland nur wenige Wochen auf. Der König, um nicht das Land in seine persönliche Lage zu verwickeln, legte 1. Juli 1810 auf die Nachricht vom Anrücken eines franz. Corps unter Oudinot freiwillig und unerwartet die Königskrone zu Gunsten seines ältesten unmündigen Sohnes nieder.

Napoleon erkannte seines Bruders Verfügung nicht an. Schon 4. Juli 1810 besetzten franz. Truppen Amsterdam, und durch ein kaiserl. Decret vom 9. Juli wurde Holland mit dem franz. Reiche vereinigt, Amsterdam zur dritten Stadt des Reichs erhoben. Die Zinsen der öffentlichen Schuld wurden auf ein Drittel herabgesetzt, und Lebrun, Herzog von Piacenza, erschien als des Kaisers Stellvertreter in Amsterdam, um bis zum 1. Jan. 1811, wo die ganze Verfassung nach franz. Muster umgewandelt sein sollte, das Land zu verwalten. Nach spätern kaiserl. Verfügungen wurden dessen Functionen prorogirt, und er befand sich, wiewol mit geringer Macht, noch im Nov. 1813 in Amsterdam. Die Schlacht bei Leipzig änderte endlich auch das Schicksal Belgiens und Hollands. Während die Verbündeten gegen Frankreich vorrückten, wandte sich ein russ.-preuß. Armeecorps unter Bülow von der Nordarmee gegen die N. Am 20. Nov. 1813 erließ Bülow eine Aufforderung, mit den Verbündeten gegen die Franzosen zu handeln. Schon mehrere Monate vorher hatten sich Männer von der oranischen Partei vereinigt, um die Unabhängigkeit Hollands wiederherzustellen. Der Graf Gysbert Karl von Hogendorp (s. d.) hatte sodann 18. Nov. eine Anzahl ehemaliger Regierungsmitglieder aus den J. 1788—95 insgeheim versammelt und sie zu überreden gesucht, sich einstweilen als die ehemaligen Generalstaaten zu constituiren; allein keiner wagte selbst Hand anzulegen. Jetzt lud Hogendorp zu gleichem Zwecke auch die anfangs ausgeschlossenen Männer ein, welche den Staat 1786, 1787 und nach 1795 regiert hatten, aber auch dieser Versuch mislang. Unter solchen Umständen entschlossen sich Hogendorp und sein vertrauter Freund, der Baron, später Graf van der Duyn van Maasdam, ein freisinniger, redlicher Mann (gest. 1848), zu einem gewagten Unternehmen, indem sie das Volk unter die Waffen riefen und das Militärcommando dem Grafen Leopold von Limburg-Styrum, einem verdienten Offizier aus den Zeiten der Republik, über-

trugen. Diese kühnen Maßregeln hatten Erfolg. Die Nationalgarden erklärten sich für die Bewegung, und die franz. Besatzung im Haag entschloß sich zum freiwilligen Abmarsch. Hogendorp und van der Duyn, an die Spitze der Provisorischen Regierung gestellt, verabsäumten nichts, das Werk zu vollenden. Sie sendeten Perponcher und Jakob Fagel als Abgeordnete an den Prinzen Wilhelm von Oranien, auch einen Abgeordneten in das Hauptquartier des Generals von Bülow nach Münster und nach Frankfurt a. M. zu den verbündeten Monarchen, welche dem Lande die kräftigste Unterstützung zusicherten. Ebenso suchten sie das mächtige Amsterdam zu einer Erklärung zu bewegen, die vorderhand wegen der Nähe des franz. Hauptquartiers zu Utrecht noch nicht ganz erwünscht ausfiel. Der Prinz von Oranien, der 41jährige Sohn des 1806 verstorbenen Erbstatthalters Wilhelm V., war 30. Nov. im Haag eingetroffen und mit Jubel empfangen worden; am 1. Dec. ging er nach Amsterdam ab. Hier hatten bereits die Commissarien des Duumvirats, Kemper und Scholten, eine Proclamation erlassen, welche mit der Erklärung schloß: «Niederland ist frei und Wilhelm I. der souveräne Fürst dieses freien Landes.» Der Prinz von Oranien nahm anfangs Anstand, der unberathenen Proclamation sich zu fügen, und erst als alle seine Gegenvorstellungen fruchtlos, löste er die Provisorische Regierung auf und übernahm die Leitung der Geschäfte. Eine Commission von 14 Mitgliedern, darunter Hogendorp und van der Duyn, wurde mit dem Entwurfe der neuen Staatsverfassung beauftragt, welcher, bei einer im allgemeinen freisinnigen Tendenz, doch den Erwartungen einsichtsvoller Vaterlandsfreunde nicht ganz entsprach, aber in der Versammlung der aus allen Provinzen der ehemaligen Vereinigten N. zur Abstimmung zusammenberufenen 600 Notabeln (von denen jedoch nur 475 erschienen waren) 29. März 1814 mit 449 Stimmen angenommen wurde. Infolge des Pariser Friedens vom 31. Mai und des Londoner Protokolls vom 21. Juni 1814 trat Wilhelm auch in seine Rechte als Generalgouverneur der von den Alliirten besetzten ehemals österr. (belg.) Provinzen, bis die definitive Vereinigung der beiden Staaten (Belgien und Holland) regulirt würde, und setzte den Baron van der Capellen als oberste Civilbehörde in denselben ein. Durch den Staatsvertrag mit England vom 29. Oct. 1814 wurden dem souveränen Fürsten gegen Abtretung der Rechte Hollands auf das Vorgebirge der guten Hoffnung und auf die Colonien Demerary, Essequebo, Berbice und Ceylon die sämmtlichen übrigen Colonien, welche Holland 1. Jan. 1803 in Asien, Afrika und Amerika besessen, zurückgegeben, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß es für obengenannte Abtretung durch eine Landesvergrößerung in Europa werde entschädigt werden. Durch den Beschluß des Wiener Congresses vom 31. Mai und durch die Schlußacte vom 9. Juni 1815 wurden demnach die ehemaligen österr. Provinzen nebst dem Bisthum Lüttich mit den Provinzen der ehemaligen Republik verbunden. Beide zusammen sollten fortan das **Königreich der N.** bilden, und der souveräne Fürst Wilhelm I. (s. d.) wurde als König der N. von allen Mächten anerkannt. Auch wurde ihm zur Entschädigung für die in Deutschland abgetretenen nassauischen Besitzungen das Herzogthum Luxemburg (s. d.) unter dem Titel eines Großherzogthums überlassen, doch so, daß dieses Land zu den Staaten des Deutschen Bundes gehören sollte, dem Wilhelm I. schon unterm 8. Juni 1815 beitrat. Die Einverleibung so vieler Provinzen, bewohnt von Völkerschaften, die, wenngleich von einerlei Ursprung, dennoch an Sitten, Gewohnheit und Religionsgrundsätzen sehr voneinander abweichen, machte eine Abänderung der Verfassung nothwendig. Einer Commission, in gleicher Anzahl aus Holländern und Belgiern zusammengesetzt, wurde diese Veränderung aufgetragen. Nachdem der König den neuen Verfassungsentwurf genehmigt, wurden die 55 Mitglieder der Generalstaaten durch die Provinzialstaaten verdoppelt, um sich über die zu treffenden Abänderungen zu berathen und mit einer Mehrheit von zwei Drittheilen ihren Beschluß darüber zu fassen. Dieser Beschluß lautete einstimmig auf Annahme des Entwurfs. Aus den südl. Provinzen ward zu diesem Zweck ebenfalls eine Versammlung der Notablen berufen, von welchen jedoch ein Sechstel ausblieb, sodaß die Gesammtheit der Erschienenen sich auf 1323 belief, wovon 527 für und 796 gegen die Verfassung stimmten. Da es sich aber ergab, daß nicht nur mehrere Stimmen verordnungswidrig bedingt, sondern auch 126 derselben blos aus Religionsgründen für die Verwerfung gestimmt hatten, so fand man für gut, letztere nebst den 280 Ausgebliebenen zu den Einstimmenden zu zählen und hierdurch eine Mehrheit für die neue Verfassung herauszukünsteln, welche nun 24. Aug. für angenommen erklärt und 21. Sept. vom König Wilhelm beschworen wurde.

In dem zweiten Pariser Frieden von 1815 mußte Frankreich auch diejenigen Stücke, welche von den ehemaligen österreichischen N. ihm noch geblieben, namentlich den an Mineralerzeugnissen ergiebigen Landstrich zwischen Hennegau und Namur in der Mitte der Ardennen mit den Festungen Marienburg und Philippeville an das Königreich der N. abtreten. Auch erhielt dieses

die Souveränetät über das kleine Herzogthum Bouillon (s. d.). Am 17. Mai 1816 verband sich eine niederländ. Flotte unter dem Admiral van der Capellen mit der britischen unter Lord Exmouth in der Bai von Algier, und beide erkämpften für sich die Anerkennung des europ. Völkerrechts von seiten des Dei von Algier. Im Innern des Landes aber zeigte sich ein Geist der Unzufriedenheit, der nur durch die Mäßigung und Festigkeit des Königs von ernsten Ausbrüchen zurückgehalten werden konnte. Die unbeschränkte Geistesbeherrschung, welche die belg. Geistlichkeit, abhold dem nicht kath. Herrscherstamme, selbst über die höhern Klassen ausübte, und die verfassungswidrigen Ansprüche, die sie erhob, die wechselseitige Abneigung zwischen den Belgiern und Holländern, die Unzufriedenheit der letztern mit dem langen Aufenthalte des Hofs in Brüssel, endlich die seit Errichtung der Monarchie in den nördl. Provinzen bemerkbar gewordene Trennung der erklärten Anhänger des Regentenhauses in Altoranier oder Freunde des erbstatthalterisch-republikanischen Systems und Neuoranier oder Anhänger der nun bestehenden Monarchie: dies alles, verbunden mit der schlechten Finanzlage des neuen Staats, gab Veranlassung zu tiefen Misstimmungen. Infolge der Vermählung des Kronprinzen Wilhelm mit der russ. Großfürstin Anna erwuchsen Verhältnisse, die den N. als Gegengewicht wider Englands Einfluß vortheilhaft waren, aber auch Englands Interesse an der niederländ. Macht späterhin schwächten. Auch zum Deutschen Bunde entwickelten sich Beziehungen hinsichtlich Luxemburgs (s. d.) und der Schiffahrt auf dem Rhein (s. d.). Mit Oesterreich kam der neue Staat in keine mittelbare Berührung, da das vormalige belg. Schuldenwesen durch den Vertrag vom 11. Oct. 1815 genau geregelt war. Dagegen fanden wiederholt Handels- und Zollreibungen mit Preußen statt. Die polit. Beziehungen der N. mit Frankreich waren bis 1830 friedlicher Art, obschon der Aufenthalt von Bonapartisten in den belg. Provinzen und die Preßfreiheit des Landes einige Unzufriedenheit am franz. Hofe erregte. Mit Schweden und Dänemark sowie mit Spanien und Portugal standen die N. blos in mercantilischen Verhältnissen. Das Handelsverhältniß mit den Vereinigten Staaten von Amerika wurde nach dem Grundsatze der Gegenseitigkeit von den frühern Beschränkungen befreit. Endlich traten auch die N. mit den neuen Republiken des span. Amerika, die es 1825 anerkannte, in unmittelbaren Verkehr.

Wiewol diese auswärtigen Verhältnisse namentlich der belg. Industrie und dem belg. Handel einen ungemeinen Aufschwung verliehen und sämmtliche Theile der vereinigten Monarchie seit 1818 eine vielversprechende Entwickelung begannen, so wollte doch die Verschmelzung der Holländer und Belgier zu Einer Nation nicht gelingen. Die gegenseitige Abneigung äußerte sich mit großer Erbitterung in der Kirche, in der Armee und selbst in den Kammern der Generalstaaten. Am tiefsten drang in das Volksleben der Zwiespalt ein, den die kath. Geistlichkeit unterhielt, indem sie dem constitutionellen System überall entgegenarbeitete. Der Papst hatte den belg. Priestern nur dann erlaubt, den niederländ. Staatsdienern die Absolution zu ertheilen, wenn diese den Eid auf die Verfassung blos im bürgerlichen Sinne geleistet hätten; die Regierung wollte aber hierin keine Beschränkung gelten lassen. Der Papst erließ auch eine Bannbulle gegen die jansenistischen Bischöfe, welche dem Könige den Eid der Treue geschworen hatten. Endlich schien durch das zu Rom 18. Juni 1827 unterzeichnete, 25. Juli 1827 zu Brüssel ratificirte Concordat das Verhältniß der niederländ. Staatsgewalt zu der röm. Curie festgestellt zu sein. Zufolge desselben sollte das von Pius VII. mit Napoleon 1801 abgeschlossene Concordat, wie bisher in den südlichen, nun auch in den nördl. Provinzen des Königreichs gelten. Ueber die Ausführung dieses Concordats, welches einem großen Theile der Nation misfiel, entstanden sehr bald Irrungen, und es wurden neue Unterhandlungen in Rom angeknüpft, welche zum Theil das von der Regierung 1825 gegründete philos. Collegium zu Löwen betrafen. Die ultramontane Partei suchte nämlich den Unterricht ganz in die Hände der Priester zu bringen. Als nun die Regierung das Unterrichtswesen gesetzlich ordnen wollte und die Redacteure mehrerer Zeitungen, welche dagegen schrieben, verhaften ließ, kam es in Brüssel zu einem Auflaufe, der hauptsächlich gegen den Justizminister van Maanen (s. d.) gerichtet war. Noch mehr reizten das belg. Volk mehrere Verordnungen, welche die Verdrängung der franz. Sprache aus allen öffentlichen Verhältnissen, selbst aus den Schulen, dagegen die Erhebung des Holländischen zur gemeinsamen Nationalsprache bezweckten. Die Beschwerden über diesen Eingriff steigerten sich allmählich so, daß der König schon im Laufe des J. 1829 mehrere Zugeständnisse machen, 4. Juni 1830 aber den vollen Gebrauch der franz. Sprache wieder zugestehen mußte. Außer der Sprach- und Religionsverschiedenheit waren auch staatswirthschaftliche Differenzen zwischen den südl. und den nördl. Provinzen vorhanden. Belgien, als ein gewerbreiches Ackerbauland, wollte nämlich die Steuerlast auf Ausfuhr und Einfuhr, Holland aber, um seinen Handel zu schonen, auf das

Grundeigenthum wälzen. Ungeachtet mancher besserer Einrichtungen in der Finanzverwaltung mehrte sich zugleich das Deficit im Budget, sodaß die Regierung in der Sitzung von 1821 den Antrag stellte, die Staatsschuld um 57½ Mill. Fl. zu vermehren, der auch angenommen wurde. So kam es, daß während einer 14jährigen Friedenszeit (1814—29) die Staatsschuld um 173 Mill. und die Zinsen in den letzten zehn Jahren um 4½ Mill. Fl. sich vermehrten. Um die Einheit der Verwaltung zu befördern, ordnete man 1823 einen Ministerrath an, der alle Gesetzentwürfe vorher prüfen sollte. Die Bataillone des Linienheeres wurden 1819 mit denen der Nationalmiliz verschmolzen, und die Verminderung des Heeres auf 40000 Mann machte die Einführung einer Gemeinde- oder Bürgermiliz, der Schutterei, von 25500 Mann nöthig.

Um die verschiedenen Interessen der südl. und nördl. Provinzen in Hinsicht auf Landwirthschaft, Gewerbfleiß und Handel zu vereinigen, wurden mehrere zweckmäßige Einrichtungen getroffen. Eine königl. Ordonnanz befahl 1818 die Einrichtung von Landwirthschaftsgesellschaften in allen Provinzen des Königreichs. Mehrere Moräste wurden ausgetrocknet und in öden Landstrichen Armencolonien, z. B. zu Frederiksoord und zu Wortel, und Torfstechereien angelegt. Zur Belebung des Kunst- und Gewerbfleißes ward eine öffentliche Ausstellung der Erzeugnisse der Nationalindustrie angeordnet, die seit 1820 jährlich zu Gent stattfand. Auch wurden 1823 zu Brüssel eine Bank mit einem Fonds von 50 Mill. Fl. und eine allgemeine Gesellschaft zur Unterstützung der Nationalindustrie begründet. Die Schiffahrt, vielfach unterstützt, nahm immer mehr zu. Neue Quellen des Reichthums eröffnete dem Handelsgeiste der Niederländer die Wiederherstellung des Colonialsystems, und der indische Handel blühte schnell auf. Die auswärtigen Angelegenheiten betrafen hauptsächlich das Colonialinteresse und den Sklavenhandel. Mit Großbritannien wurde 1818 ein Vertrag gegen den Sklavenhandel abgeschlossen und 1822 den brit. Kreuzern das Recht zugesprochen, niederländische, mit Sklaven befrachtete Schiffe wegzunehmen; zugleich verbot man die bisher erlaubt gewesene Einfuhr von Sklaven aus fremden Colonien, z. B. Brasilien, wo deren unmittelbare Einfuhr aus Afrika noch gestattet war. Alte Mishelligkeiten mit Großbritannien wegen Ostindien wurden durch den Vertrag von 1824 ausgeglichen, der die N. in dem ausschließenden Besitze der Sundainseln und des wichtigsten Theils der Molukken sowie des dortigen Specereihandels beließ. Die Streitigkeiten mit Preußen über die freie Schiffahrt auf dem Rhein, welche man deutscherseits bis in das Meer verlangte, niederländischerseits aber nur bis an das Meer gestatten wollte, wurden erst 1829 vermittelt. In Ansehung der Angelegenheiten Italiens, Spaniens und Griechenlands sowie der Pforte beobachteten die N. die strengste Neutralität. So standen die Verhältnisse der N. bis zum J. 1830.

Funfzehn Jahre hatte die Verbindung Belgiens mit Holland gedauert. Belgiens Städte, Industrie und Handel waren im höchsten Flor; aber nichts konnte den belg. Trotz und die holländ. Kälte verschmelzen, nichts die religiöse, sprachliche und sittliche Abneigung der Brabanter und Lütticher mit dem prot. Holland versöhnen. Durch die Julirevolution von 1830 in Frankreich fühlte der Stolz der belg. Städte sich erhoben, und mehr und mehr steigerte sich der Haß gegen den strengen Justizminister van Maanen, den starrsinnigen Verfolger der Preßfreiheit. Mit einem Volksaufstande in Brüssel 25. Aug. 1830 begann die Staatsumwälzung, welche Südniederland und Nordniederland trennte. In und bei Brüssel kam es infolge eines zweiten Aufstandes in Brüssel (20. Sept.) vom 23. bis 26. Sept. zwischen dem von dem Prinzen Friedrich befehligten Armeecorps von 6000 Mann und den bewaffneten, von fremden Offizieren angeführten Insurgenten zu blutigen Kämpfen, die den Rückzug der Niederländer entschieden. Inzwischen hatte der König, dem Verlangen einer belg. Deputation vom 30. Aug. nachgebend, bereits 13. Sept. die Generalstaaten versammelt, um mit diesen die Frage über Verwaltungstrennung und Abänderung des Grundgesetzes zu verhandeln. Beide Kammern waren dafür; allein es kam zu keinem die Gemüther beruhigenden Beschluß. Dagegen entspann sich der offene Kampf für die gänzliche Trennung, welchen auch das eigenmächtige Auftreten des Prinzen von Oranien nicht mehr zu seinen Gunsten zu wenden vermochte. Die fünf Mächte, Großbritannien, Frankreich, Oesterreich, Rußland und Preußen, an die sich Wilhelm I. gewendet hatte, geboten endlich von London aus beiden Völkern Waffenruhe und erkannten durch das Conferenzprotokoll vom 20. Dec. 1830 Belgiens Unabhängigkeit an. Belgien organisirte sich nun als Staat, und die Londoner Conferenz stellte für die Vollziehung der Trennung beider Staaten 18 Artikel auf. Der König Wilhelm protestirte 12. Juli 1831 gegen dieselben, namentlich gegen die darin festgesetzte Freiheit der Schelde und Vereinigung Luxemburgs mit Belgien, und mit außerordentlicher Begeisterung erhob sich Holland für die Behauptung seines Rechts durch

die Waffen. Es wollte keine Wiedervereinigung, sondern nach so großen Opfern, die es dem Frieden gebracht, nur die billigern, früher von Holland angenommenen, aber von Belgien verworfenen Bedingungen der Ausgleichung. Der Prinz von Oranien trat an die Spitze des Heeres und ging mit 70000 Mann 2. Aug. über die belg. Grenze. Turnhout und andere Punkte wurden genommen, die Schelde gesperrt, ein belg. Heer 8. Aug. bei Hasselt und ein anderes 10. Aug. bei Löwen geschlagen. Als aber ein franz. Hülfsheer unter Marschall Gérard in Eilmärschen heranzog, vermittelten der engl. und franz. Gesandte am belg. Hofe einen Waffenstillstand, in dessen Folge der Prinz von Oranien Löwen 14. Aug. räumte und sein Heer in die Stellung vor dem Kriege zurückführte. Die Conferenz legte hierauf beiden Theilen 20. Oct. einen von den fünf Mächten verbürgten Friedenstractat in 24 Artikeln vor, den Belgien 15. Nov. 1831 förmlich annahm, Holland aber verwarf, weil er mit der frühern Trennungsgrundlage nicht übereinstimmte. Auch Rußland, Preußen und Oesterreich wünschten die Abänderung einiger für Holland nachtheiligen Artikel, dagegen verlangten England und Frankreich, mit Zwangsmaßregeln drohend, beharrlich die Räumung der Citadelle von Antwerpen. Sie blokirten die holländ. Küste, legten auf holländ. Schiffe ein Embargo, und durch ein franz. Heer wurde 24. Dec. 1832 die Citadelle von Antwerpen (s. d.) erobert. Endlich kam 21. Mai 1833 ein Provisorium zwischen England, Frankreich und Holland zu Stande, das den Feindseligkeiten ein Ende machte, aber den Frieden mit Belgien nicht zu bewirken vermochte, daher Belgien und Holland fortdauernd gerüstet blieben.

Die Londoner Conferenz begann hierauf von neuem ihr schwieriges Geschäft. Ganz besondere Schwierigkeiten hatte die Abtretung des luxemburg. Gebiets an Belgien, da der König von Holland bemerkte, daß er hierzu der Genehmigung des Deutschen Bundes und der Agnaten in Nassau bedürfte. Der Bundestag gab 18. Aug. 1836 seine Zustimmung zu der Abtretung eines Theils von Luxemburg gegen eine entsprechende Entschädigung im Limburgischen. Unter kleinen Reibungen zwischen Belgien und Holland suchte König Wilhelm den Abschluß der Verhandlungen in der Hoffnung hinauszuziehen, daß sich die allgemeinen Verhältnisse Europas zu seinen Gunsten ändern könnten. Doch entschloß er sich 14. März 1838 dem Vertrage der 24 Artikel beizustimmen. Jetzt aber legte Belgien, auf die veränderte Sachlage sich berufend, Einsprache ein, und es kam so weit, daß Ende 1838 beide Heere wieder an den Grenzen einander feindlich entgegentraten; nur die Vorstellungen von seiten der Conferenz vermochten den Ausbruch zurückzuhalten. Namentlich durch die immer bedrohlicher sich gestaltenden Finanzverhältnisse des Staats in seiner Hartnäckigkeit erschüttert, entschloß sich König Wilhelm 4. Febr. 1839 die nunmehr zu seinem Nachtheile modificirten 24 Artikel anzunehmen, worauf 19. April die definitiven Friedensverträge von den Bevollmächtigten der N., Belgiens, Oesterreichs, Frankreichs, Englands, Preußens und Rußlands unterzeichnet wurden. Die Vollziehung des Vertrags fand sogleich statt. Zufolge der mit den Agnaten und dem Deutschen Bunde gepflogenen Verhandlungen wurden 27. Juni 1839 die Rechte der Agnaten auf den für den verlorenen luxemburg. Antheil an Holland gekommenen Theil von Limburg (s. d.) von den Agnaten gegen eine Entschädigung von 750000 Fl. abgetreten und hierauf dieser Theil, mit Ausnahme der Festungen Mastricht und Venloo, die bei Holland verblieben, 16. Aug. als Entschädigung für den an Belgien überlassenen Theil von Luxemburg als Herzogthum den deutschen Bundesstaaten einverleibt. Die innern Verhältnisse Hollands anlangend, so zeigte sich in den Kammern von 1839 eine große Aufregung. Man hoffte auf günstige Finanzgesetze und Reformen, statt dessen wurde der Vorschlag zu einer Anleihe von 56 Mill. Fl. vorgelegt. Man verwarf 20. Dec. die Anleihe und 23. Dec. das Budget; nur eine Anleihe von 6 Mill. Fl. und nur auf sechs Monate wurde das Budget verwilligt. Bei dem Wiederzusammentritt der Generalstaaten im März 1840 ließ der König mehrere die Verfassung modificirende Gesetzentwürfe vorlegen, zufolge deren die Civilliste auf $1\frac{1}{2}$ Mill. Fl. gestellt wurde und an die Stelle des bisherigen zehnjährigen Budgets ein zweijähriges trat. Dessenungeachtet steigerte sich die Misstimmung gegen den König wie gegen die Minister. Des Königs Hinneigung zur kath. Gräfin Henriette d'Oultremont erregte besonders den Unwillen des Volks, sodaß er unterm 25. März 1840 erklären ließ, daß er einer Verbindung mit ihr entsage. Diese Angelegenheit sowol wie die Entdeckung einer weitverzweigten Verschwörung in Belgien, bei welcher Holland nicht unbetheiligt erschien, und endlich die Finanznoth des Staats veranlaßten den König, 7. Oct. 1840 die Regierung in die Hände seines Sohnes, Wilhelm's II. (s. d.), niederzulegen. Unter dem Namen eines Grafen von Nassau und mit einem ungeheuern Privatvermögen nahm er in Berlin seinen Aufenthalt, wo er sich mit der Gräfin vermählte und 12. Dec. 1843 starb. Wilhelm II. er-

klärte nach seinem Regierungsantritte zuvörderst die Minister für verantwortlich, wodurch ein langer Streit zwischen den Generalstaaten und der Regierung beigelegt ward. Der Finanzzustand trat indessen immer wieder störend ein und erregte die Opposition. Namentlich litten die Finanzen durch den Krieg auf Sumatra gegen die Atchinesen. Dennoch wurden große Summen im Interesse des Landes verwendet, namentlich auf Eisenbahnen und die Trockenlegung des Harlemer Meeres. Mehrere Handelsverträge, z. B. mit Texas, kamen zu Stande; dagegen führten die Verhandlungen mit Rom über Vollziehung des Concordats von 1827 zu keinem Resultat. Mit den Zollvereinsstaaten waren wegen eines Handelsvertrags bereits 1841 Verhandlungen angeknüpft worden, die nach Mishelligkeiten mit Preußen endlich den Vertrag von 1842 herbeiführten. Differenzen mit Belgien wurden durch einen Vertrag vom 5. Nov. 1842 beseitigt, dem 1843 ein fünfjähriger Handels-, Schiffahrts- und Territorialvertrag folgte, welcher die Spannung beider Staaten vollends ausglich.

Die traurige Finanzlage nöthigte endlich die Regierung, den Kammern einen Gesetzentwurf zu einer außerordentlichen Vermögenssteuer oder zu einer freiwilligen Anleihe von 150 Mill. Fl. vorzulegen, der auch, ungeachtet einer bedeutenden Opposition, im März 1844 angenommen wurde. Die hiervon erwarteten Wirkungen auf die allgemeine Stimmung blieben jedoch abermals aus. Es entspann sich vielmehr in den Generalstaaten ein verwickelter Kampf zur Erzielung einer durchgreifenden Verbesserung des Grundgesetzes, wobei zwar die ziemlich radicalen Forderungen einer Anzahl von Deputirten beseitigt wurden, sich aber doch als Endergebniß ein förmlicher Antrag herausstellte, die Regierung möge klare Vorschriften über die ministerielle Verantwortlichkeit auch hinsichtlich aller Handlungen, welche die Regierung und innere Verwaltung der Colonien betreffen, aufstellen sowie bestimmte Bürgschaften bieten für die Verwendung der Geldüberschüsse der überseeischen Besitzungen im Interesse des Staats, und zu dem Zwecke die jährliche Abrechnung der Einnahmen und Ausgaben dieser Besitzungen den Generalstaaten unterwerfen. Der König setzte der Darlegung dieser Wünsche die Erklärung entgegen, er habe noch keine genügende Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Abänderung des Grundgesetzes und ahndete mit aller Schärfe der Gesetze die Angriffe der Presse sowie die Unordnungen, welche an einigen Orten wegen Miswachs entstanden waren. Da jedoch die Stimmung einen immer bedenklichern Charakter annahm, lenkte der Monarch ein. In der Thronrede vom 18. Oct. 1847 wurde die Aussicht auf mannichfache Reformen und namentlich auf Modificirung der Verfassung eröffnet. Die Gemüther fanden sich indeß bald wieder enttäuscht, besonders nachdem die Minister van Hall und de Lasarraz, die am eifrigsten die Reformen betrieben hatten, aus dem Cabinet schieden. Auch die ersten Stürme der franz. Februarrevolution von 1848 beugten den Sinn des Königs nicht, indem er, und zwar mit Recht, auf die große Besonnenheit seines Volks und die Schwäche der eigentlich demokratischen Partei rechnete. Die 9. März 1848 den Kammern übergebenen Reformvorschläge waren unbedeutend, während die wirklichen Krebsschäden der alten Verfassung, die Wahl der Zweiten Kammer durch die Provinzialstände und die Eintheilung der letztern in die drei Stände der Ritterschaft, der Städte und der Landschaft, unangetastet blieben. Erst der darauffolgende Petitionssturm und die allgemeinen europ. Zustände brachen endlich Wilhelm's Widerwillen gegen die verlangten Reformen und hatten einen Ministerwechsel zur Folge, der zwar den Reformfreunden Donker Curtius (Justiz), Luzac (Cultus) und van Kempenaer (Inneres), aber auch den unpopulären Graf Schimmelpenninck (Aeußeres) und Nepveu (Krieg) Eingang ins Cabinet verschaffte. Der Chef der liberalen Opposition, Professor Thorbecke aus Leyden, blieb ausgeschlossen, ward jedoch zum Vorsitzenden des mit Entwerfung eines neuen Grundgesetzes beauftragten Ausschusses gewählt. Die Arbeit dieses Ausschusses wurde endlich im Mai, freilich von der Hand des Königs bedeutend geändert, den Kammern vorgelegt. Als aber diese für ungenügend gehaltene Vorlage unter den aufgeregten Parteien einen solchen Kampf entzündete, daß kein Ausweg mehr abzusehen war, ergriff der König selbst die Initiative und ließ, freilich nach dem alten Wahlgesetze und unter Beibehaltung der Ersten, von ihm ernannten Kammer, eine verdoppelte Zweite Kammer als constituirende Versammlung aufstellen, die 18. Sept. 1848 zusammentrat. Der Verfassungsentwurf wurde nun rasch in den Kammern erledigt, da es sich blos um Annehmen und Ablehnen der einzelnen Theile handelte, und schon 3. Nov. das neue Staatsgrundgesetz dem Lande verkündigt. Das infolge dessen gebildete Ministerium bestand aus van Bosse (Finanzen), van Kempenaer (Inneres), Donker Curtius und später Wichers (Justiz), Lightenvelt (kath. Cultus und Auswärtiges), Voet (Krieg), Ryk (Marine), Baud, später van der Bosch (Colonien), van Heemstra (reform. Cultus). Mit Eifer wandte das neue Cabinet seine Thätigkeit der Vorbereitung einer

großen Anzahl von organischen Gesetzen zu. Seine Hauptaufgabe blieb jedoch immer die Erleichterung der trostlosen Finanzlage. Da man aber Ersparungen im Haushalte für ungenügend erkannte, mußte man endlich auf die Eröffnung neuer Hülfsquellen, auf durchgreifende Modificirung des Abgabensystems, Aufstellung von Vermögens- oder Einkommensteuern u. s. w., seine Anstrengungen richten.

Mitten unter diesen Arbeiten starb plötzlich Wilhelm II. 17. März 1849. Sein Nachfolger, Wilhelm III. (s. d.), beschwor zwar die Verfassung 11. Mai, stieß aber, trotz der freiwilligen Verminderung seiner Civilliste, auf eine mehr und mehr ungeduldige und mistrauische Opposition von seiten der constitutionellen Liberalen, sodaß er sich genöthigt sah, das Ministerium seines Vaters zu entlassen. Nach einer langen Krisis trat endlich 30. Oct. 1849 ein von Thorbecke gebildetes Cabinet zusammen, in welchem dieser selbst das Innere, Nedermeijer van Rosenthal (seit Juli 1852 Streus) die Justiz, van Sonsbeeck (seit Oct. 1852 van Zuylen van Nyevelt) das Auswärtige, Lucas (Enslie) die Marine, General von Spengler (seit Juli 1852 Forstner von Dambenoy) das Kriegswesen, Pahud die Colonien, van Bosse die Finanzen verwaltete. Diesen der Linken angehörigen Männern war es während ihres dreijährigen Wirkens vorbehalten, nicht nur die wichtigsten organischen Gesetze (z. B. über Provinzial- und Gemeindeordnung, richterliche Organisation) auf Grund der neuen Verfassung von den Kammern mit beträchtlicher Mehrheit genehmigen zu lassen und so die friedliche Revolution der N. zu vollenden, sondern auch durch zweckmäßige Finanzgesetze (Rentenumwandlung, Postreform, Reduction der regelmäßigen Staatsausgaben, vor allem aber durch Aufhebung der für nachtheilig erkannten Vorrechte der niederländ. Schiffahrt im liberalsten Sinne) die materielle Lage des Landes zu verbessern. Die 1850 vorgenommene Umgestaltung des Handels- und Schiffahrtssystems ergab schon 1851 einen Betrag der Gesammt-Ein- und Ausfuhr (546 Mill. Fl.), der um 52 Mill. die mittlere Zahl der fünf letzten Jahre überstieg. Dabei wurden im Innern Kanalisationen, besonders in Overyssel und Drenthe, angelegt, Eisenbahn- und Telegraphenverbindungen in Angriff genommen und die Austrocknung des Harlemer Meeres zu Ende geführt. Neue Handelsverträge wurden abgeschlossen mit Belgien, der Türkei, Sardinien und Preußen, während andererseits das Verhältniß mit Frankreich infolge des Staatsstreichs vom 2. Dec. 1851 eine Zeit lang sich zu trüben schien und die Unterhandlungen wegen Aufhebung des Nachdrucks zu keinem Resultate führten. Während der Wirren zwischen Oesterreich und Preußen wünschten und betrieben zwar viele die Losreißung Limburgs vom Deutschen Bunde; aber die Regierung, so sehr sie das Misliche des Doppelverhältnisses jener Provinz fühlte, enthielt sich dieser Bestrebungen. Der Zustand der Colonien gestaltete sich dagegen trotz der Opfer, welche die Kriegsoperationen gegen die Chinesen in Sambas (Borneo) forderten, immer erfreulicher.

Während das Cabinet Thorbecke umsichtig und erfolgreich seine Bahn verfolgte, wurde plötzlich die prot. Bevölkerung des Landes durch eine päpstliche Allocution vom 7. März 1853 aufgeschreckt, welche die Wiederherstellung von Bischofssitzen in Holland ankündigte, und der kurz darauf ein apostolischer Brief folgte, in dem die bürgerliche Eintheilung von fünf neuen bischöfl. Sprengeln festgesetzt wurde. Es entwickelte sich hieraus eine so heftige und allgemeine antikath. Agitation im Lande, wie sie seit der Reformation nie dagewesen, und man bestürmte die Regierung und den Thron mit Petitionen. Trotz der Aufregung erklärte die Regierung, daß sie an und für sich der Errichtung von Bischofssitzen verfassungsmäßig nicht entgegentreten könne. Das Concordat von 1827 sei aufgehoben, und nur in Hinsicht der bei dieser kirchlichen Umgestaltung befolgten Form, wonach die Rücksichten gegen die Regierung hintangesetzt worden, werde die Regierung bei dem röm. Stuhl eine Klage einreichen. Diese auf die bestehenden Gesetze gegebenen Erklärungen erbitterten und erregten die öffentliche Meinung ungemein, obschon es das Cabinet in den Generalstaaten noch zu einem Vertrauensvotum von 42 Stimmen gegen 12 brachte. Dessenungeachtet glaubte sich der König dem Drange der Umstände fügen zu müssen, indem er das Ministerium entließ und an dessen Stelle zwar noch ein gemäßigt-liberales, aber streng protestantisches annahm. Von den frühern Ministern behielten in dem neuen Cabinet Pahud (Colonien) und Forstner von Dambenoy (Krieg) ihre Portefeuilles, während van Hall (Auswärtiges und reform. Cultus), Donker Curtius (Justiz), van Reenen (Inneres), van Doorn (Finanzen) und Lightenvelt (kath. Cultus) hinzutraten. Die Zweite Kammer wurde aufgelöst und die Wahl einer neuen veranstaltet, die, wie zu erwarten, eine Majorität im Sinne der Regierung darbot. Es schien, als ob man, wie überall in Europa, die Reaction gegen alles, was 1848 geschehen, beginnen wollte; allein es geschah dies nicht, weil das Ministerium doch seine Mäßigung bewahrte und die liberale Partei, von den Katholiken, die eine Schmälerung ihrer

Religionsfreiheit fürchteten, unterstützt, sich mächtig genug fühlte, jeder Gewaltmaßregel zu begegnen. Um die besorgten Protestanten zu beruhigen, brachte man ein Gesetz über die Kirchengemeinden ein, das von den Kammern genehmigt wurde. Der Staat erhielt hiernach im Princip die Aufsicht über den Cultus aller Kirchengemeinden, woran die Katholiken keinen Anstoß nahmen, da diese Veränderung nur geringe praktische Bedeutung hatte. An dem Staatsgrundgesetz sowie an den organischen Gesetzen des abgetretenen Ministeriums änderte man nichts, nur ward die weitere Organisation mehr im Sinne der halbliberalen Mittelpartei fortgesetzt. Namentlich waren es zwei wichtige Angelegenheiten, die eine gesetzliche Regelung erforderten: das Armenwesen und der öffentliche Unterricht. Bezüglich des erstern hatte der Minister Thorbecke einen, infolge seines Rücktritts unerledigt gebliebenen Gesetzentwurf vorgelegt, wonach die kirchlichen Wohlthätigkeitsanstalten der Controle der Staats- und Armenverwaltung unterworfen sein sollten. Der Gesetzvorschlag des Ministers van Reenen gestand den kirchlichen Wohlthätigkeitsanstalten mehr Unabhängigkeit zu, und derselbe wurde von den Kammern angenommen. Auch die Gesetzvorlage bezüglich des Volksunterrichts nahm die Majorität der Kammern günstig auf. Um die Volksschule den Bekennern aller Confessionen zugänglich zu machen, schloß die ministerielle Vorlage den Religionsunterricht aus den öffentlichen Schulen aus, gestattete aber daneben die Errichtung von Privatschulen, an denen der Unterricht, je nach der Ueberzeugung der Begründer, einen confessionellen Charakter tragen durfte. Gegen diesen Entwurf eiferten besonders die Geistlichen der protestantisch-orthodoxen Partei, die in der Bewegung des J. 1853 die Hauptrolle gespielt hatte. Wiewol die Wahlen im Juni 1854 und auch 1856 günstig für die Liberalen von der Richtung Thorbecke's ausgefallen waren, entließ doch der König, aus Rücksicht auf die kirchliche Opposition, im Juni 1856 das Ministerium und ernannte ein anderes unter Leitung van der Brugghen's, der zur kirchlichen Partei gehörte, und Simons', der mit den innern Angelegenheiten betraut wurde. Letzterer hatte die Aufgabe, ein allen genügendes Unterrichtsgesetz zu entwerfen, trat aber, da die Zweite Kammer sein Budget verwarf, noch in demselben Jahre zurück. Sein Nachfolger, van Rappard, legte nun einen veränderten Gesetzentwurf bezüglich des Unterrichtswesens vor, der sich aber von dem van Reenen'schen wenig unterschied und deshalb denselben Widerstand seitens der Orthodoxen erfuhr. Dagegen nahmen die Kammern den Entwurf an, und der König bestätigte das Gesetz, welches fortan sehr günstig auf die Entwickelung des Unterrichtswesens wirkte, aber von den Klerikalen, Katholiken sowol wie Protestanten, fortwährend bekämpft wurde. Auf ökonomischem Gebiet trat man besonders in die allmähliche Reform des Steuersystems ein. Die liberale Partei hatte sich lange schon gegen die Beibehaltung der Accise auf die ersten Lebensbedürfnisse und auf Brennmaterialien erklärt, und das Ministerium, welches dem Thorbecke'schen gefolgt war, gab auch in dieser Hinsicht dem Verlangen seiner Gegenpartei nach und schlug 1855 die Abschaffung der Mahlsteuer vor, die in den Kammern mit großer Majorität angenommen wurde. Diese und andere Maßregeln bewiesen, daß die Regierung im Grunde denselben polit. Standpunkt einnahm wie die ihr dem Namen nach gegenüberstehenden Liberalen, und der Unterschied zwischen dem Ministerium, welches das Unterrichtsgesetz zu Stande gebracht, und der vorigen Verwaltung lag weniger in den Ansichten als in der praktischen Tüchtigkeit. Thorbecke in der Kammer war, wie früher im Ministerium, noch der eigentliche Leiter in der Politik. Ein solches Verhältniß schwächte nothwendig die Regierung und führte zu fortwährenden Ministerwechseln, indem in Rücksicht auf die Annäherung an Thorbecke dessen Freunde und ehemaligen Collegen in die Verwaltung aufgenommen wurden, während er selbst doch ausgeschlossen blieb. Im Febr. 1860 gelangte sogar der gewandte Führer der Conservativen, van Hall, als Ministerpräsident und Finanzminister an die Spitze der Verwaltung, der sich einige liberale Minister zufügte. Wiewol es ihm gelang, den Gesetzvorschlag zur Ausführung eines Staatseisenbahnsystems, der den Rücktritt eines liberalen Ministeriums herbeigeführt, bei den Kammern durchzusetzen, vermochte er sich doch nicht zu behaupten, und bald wich er einem Ministerium Rochussen, das nach seinem Programm in Niederland liberal, aber in Indien (in den Colonien) conservativ verfahren wollte. Letzteres bezog sich auf die von den Liberalen mit wachsendem Andringen verlangte Reform der Colonialverwaltung, welcher sich die Conservativen, als für die Finanzen des Reichs gefährlich, entschieden widersetzten. Diese Frage trat, nachdem die übrigen wichtigen Staatsangelegenheiten im Sinne der Liberalen regulirt worden, immer mehr in den Vordergrund, und das Ministerium, das sich in Betreff der Colonialverwaltung für conservativ erklärt hatte, konnte demnach in den Kammern keinen Anklang finden und mußte sich zurückziehen. Nun endlich wurde im Jan. 1862 Thorbecke wieder mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt, wobei sich derselbe, mit Uebergehung seiner vormaligen Freunde, die

in einem der gemischten Ministerien seit 1853 einen Sitz gehabt, meist neue Männer zu seinen Amtsgenossen wählte. Bald zeigte es sich indessen, daß diese ihren Aufgaben nicht gewachsen waren. Nur dem Finanzminister Betz gelang es, die Reform des Steuersystems um ein Bedeutendes zu fördern, indem er ein Gesetz zu Stande brachte, das in den Städten und Dörfern die Accise abschaffte und dafür andere Steuern verordnete. Diese Maßregel befreite die Industrie von drückenden Fesseln und wirkte anfangs sehr günstig. Thorbecke (als Minister des Innern) regelte den sog. mittlern Unterricht, der zwar vom Staatsgrundgesetze selbst angeordnet, aber noch nicht organisirt worden war. Der Entwurf erregte nicht nur abermals den Widerspruch der kirchlichen Partei, sondern fand auch andere Gegner, die da meinten, daß der vorgeschriebene Unterrichtsplan zu viele Fächer umfasse und zu einem geistlosen Abrichten führen müsse. Dennoch wurde das Gesetz von den Kammern mit einer gewissen Vorliebe angenommen. Die Neugestaltung der Colonialverwaltung dagegen konnte das liberale Ministerium Thorbecke nicht zu Stande bringen, vielleicht weil überhaupt die Zeit für diese wichtige Reform noch nicht gekommen war. Der Hauptpunkt in dieser Angelegenheit betrifft die Abschaffung des seit 1830 auf Java bestehenden Culturzwangs, der zwar den Colonien wie dem Mutterlande unermeßliche Vortheile gewährt hat, dem aber auch die Unterdrückung und die Ertödtung des Geistes anhängt. Die Conservativen behaupteten, daß einzig der Zwang die Cultur Javas aufrecht erhalten könne, weil die ihrem freien Willen überlassenen Eingeborenen ihre Thätigkeit alsbald nur auf die Gewinnung der ersten Lebensbedürfnisse einschränken würden. Die Liberalen hingegen vertraten die Ueberzeugung, daß die Javanesen ebenso wie andere Menschen die Lust zu freithätiger Anstrengung gewinnen würden, wenn ihnen selbst der Ueberschuß ihrer Arbeit gesichert wäre, den sich jetzt ihre eigenen Herren und ihre europ. Gebieter aneignen. Der größte Theil des niederländ. Volks schwankt zwischen beiden Parteien; man misbilligt das Zwangssystem an sich, setzt aber auch kein rechtes Vertrauen in die Macht der Freiheit. Die Conservativen, die beinahe in allen andern Fragen dem Andringen der Liberalen nachgegeben, vermögen daher in diesem Punkte ihren Widerstand mit Erfolg aufrecht zu erhalten. Die beiden Gesetzentwürfe zur Regulirung der Cultur auf Java, von denen der erste von Uhlenbeck, der zweite von dessen Nachfolger, Fransen van de Putten, vorgelegt wurde, fanden in der Zweiten Kammer keine Annahme. Als der zweite Entwurf zur Verhandlung gelangte, war Thorbecke bereits aus dem Ministerium geschieden, das er selbst gebildet hatte. Uneinigkeit mit den meisten seiner Collegen, besonders mit dem Colonialminister, bewog ihn im März 1866 zum Rückzuge. An seine Stelle trat Geertsema, aber sein Verlust war unersetzlich. Die Zwietracht dauerte fort in der Zweiten Kammer, in welcher Thorbecke als Abgeordneter seinen Sitz wieder einnahm, und die Folge war, daß, wie erwähnt, das sog. Culturgesetz nicht angenommen wurde. Das ganze Ministerium nahm nun seinen Rücktritt. Obschon die Majorität der Kammern liberal war und auch bei den kurz darauf stattfindenden Wahlen liberal blieb, ergriffen doch die Conservativen in dem Cabinet vom 1. Juni 1866 das Staatsruder: Myer (Colonien), Graf van Zuylen van Nyevelt (Aeußeres), Heemskerck (Inneres), Schimmelpenninck (Finanzen), Borret (Justiz), van der Bosch (Krieg) und Pels Ryken (Marine). Von der Majorität der Zweiten Kammer sah sich diese neue Verwaltung blos geduldet. Das Ministerium erfuhr in derselben sogar eine unmittelbare Rüge, als der Colonialminister, der verschiedene neue Gesetze und Maßregeln verheißen hatte, im Sept. einem wenig gekannten Herrn Trakrauen plötzlich seinen Platz einräumte und selbst als Generalgouverneur nach Java ging. Die Regierung ergriff diese Gelegenheit, um die Zweite Kammer aufzulösen, und es gelang ihr bei den Neuwahlen, die Mehrheit einiger Stimmen zu gewinnen, sodaß es ihr möglich ward, am Staatsruder zu bleiben.

Von den Geschichtswerken einheimischer Verfasser sind, außer den ältern von Hooft, Hugo Grotius, Brandt, Aitzema, Wicquefort u. a., besonders hervorzuheben: Wagenaar, «Vaderlandsche historie» (21 Bde., Amsterd. 1749 u. öfter); Stijl, «Opkomst en Bloei der vereenigde Nederlanden» (Amsterd. 1794 u. öfter); Kluit, «Historie der Hollandsche staatsregering» (5 Bde., Amsterd. 1802—5); Bilderdijk, «Geschiedenis des vaderlands» (herausg. von Tijdemann, 12 Bde., Leyd. 1832—39); van Kampen, «Verkorte geschiedenis der Nederlanden» (3. Aufl., 2 Bde., Harl. 1837—39); Groen van Prinsterer, «Handboek der geschiedenis van het vaderland» (4 Bde., 3. Aufl., Amsterd. 1866); Wijnne, «Geschiedenis van het vaderland» (2 Bde., Grön. 1865—66); Nuyens, «Geschiedenis des Nederlandsche beroerten in de XVI^{e} eeuw» (Amsterd. 1863 fg.); Vitringa, «Staatskundige geschiedenis der Bataafische republick» (Bd. 1—3, Arnh. 1860—64). Von Werken in deutscher und engl. Sprache sind zu nennen: Van Kampen, «Geschichte der N.» (2 Bde., Hamb. 1831—33);

Leo, «Zwölf Bücher niederländ. Geschichte» (2 Bde., Halle 1832—35), welches Werk die mittelalterliche Geschichte umfaßt; Motley, «Rise of the Dutch republic» (3 Bde., Lond. 1856—59; deutsch, 3 Bde., Dresd. 1857—60) und «History of the United Netherlands, etc.» (3 Bde., Lond. 1860—67).

Niederländische Kunst. Die Baukunst kam zuerst durch die Römer nach den Niederlanden. Die «Burg» von Leyden auf einem Hügel, wo das von den Römern gegründete Lugdunum der Bataver gelegen haben soll, der «Scheldebogen» (Arche de l'Escaut), eine bedeckte Brücke über die Schelde in Tournay, und das «Cäsarcastell» in der Nähe dieser Stadt werden für röm. Bauüberreste gehalten. In der That sind es sehr alte Mauerwerke, welche immerhin in der letzten römischen oder in der ersten fränk. Zeit ausgeführt sein können, die aber in künstlerischer Hinsicht nichts bedeuten. Die Karolinger, obschon Pipin's Stammsitz in dieser Gegend lag, scheinen hier nicht so viel als anderwärts gebaut zu haben, da man von Baudenkmälern ihrer Zeit keine Spur mehr findet. Im 10. Jahrh. berichten die Chroniken von zahlreichen Kloster- und Kirchenstiftungen; allein auch von diesen ist wenig übriggeblieben. Selbst die Architektur der roman. Epoche ist durch kein vollständiges Denkmal, sondern nur durch einzelne Theile von Gebäuden vertreten, am bedeutendsten durch das Mittel- und Kreuzschiff der Kathedrale Notre-Dame in Tournay, die aus dem 11. Jahrh. und im reinen Stile des Rundbogens sind. Noch im 12. Jahrh. wurden die Kirchen in Belgien wie in Holland in sehr einfacher Weise gebaut; nur Krypten und Chöre sind gewölbt, die Schiffe dagegen durchweg mit einer Balkendecke versehen, und die Ornamentation, überall dürftig, besteht fast nur in Lisenen, die durch Rundbogenfriese oder Kragsteine verbunden werden. Im 13. Jahrh., als die Städte so reich und bevölkert wurden, um stattlichere Kirchenbauten vorzunehmen, verbreitete sich von dem benachbarten nordöstl. Frankreich aus der dort aufgekommene goth. Stil nach den Niederlanden, erlitt aber hier manche Modificationen. Es entstanden Gebäude, welche die Breite und Massenhaftigkeit des vorgoth. Stils beibehalten haben, aber ohne seine Ornamente und mit durchgängiger Anwendung des Spitzbogens: die Nikolauskirche in Gent, die Kathedrale in Utrecht, die Liebfrauenkirchen in Tongern und Dordrecht. Das Innere wurde nicht hoch und schlank, sondern möglichst weit und geräumig gebildet. Während in Frankreich und Deutschland die Höhe das Dreifache der Breite des Mittelschiffes erreicht und selbst übersteigt, geht sie in den Niederlanden oft nicht weit über das Doppelte. Dagegen dehnt man sich gern in die Breite, und vielschiffige Kirchen sind hier besonders häufig: die Peterskirche in Leyden, die Liebfrauenkirchen in Amsterdam und Brügge, die Johanneskirche in Herzogenbusch haben fünf, die Kathedralen von Brüssel und Antwerpen sogar sieben Schiffe. Bei dem Aeußern zeigt sich das Bestreben nach massenhafter Totalwirkung, ohne sonderliche Rücksicht auf Harmonie der Theile und Feinheit des Einzelnen. In Holland geht dies oft bis zum Extrem des Nüchternen und Schwerfälligen; in Belgien ist man schmucklustiger, aber auch hier blos in einzelnen Fällen. Das schöne Seitenportal der Servatiuskirche in Mastricht und die Portale von Dinant und Huy sind wol die einzigen Prachtthüren, die schon im 13. Jahrh. mit Statuen verziert wurden, und nur im Chor der Kathedrale von Tournay (um 1260 begonnen) sehen wir den goth. Stil im vollen Glanze seiner Schönheit. Sonst beharrt dieser Stil durchweg noch lange in seiner Einfachheit und Schmucklosigkeit; erst in der letzten Hälfte des 14. Jahrh. und im Laufe des 15. entwickelt er sich reicher und zierlicher, aber auch dann ist es etwas Gewöhnliches, daß die unscheinbare Gestalt des Aeußern gegen den reizenden Anblick des Innern auffallend absticht. Die Peterskirche in Leyden gilt als die schönste Kirche Hollands im reichen goth. Stil dieser Zeit, welcher in der 1341—1409 erbauten Wallfahrtskirche Notre-Dame zu Hall, bei Brüssel, den Gipfel der Eleganz erreicht. In derselben Zeit erhob sich eine Reihe mächtiger Kathedralen: St.-Rombaud in Mecheln; Notre-Dame in Antwerpen, der größte goth. Dom der Niederlande, von ungemein belebter, malerisch wirkungsvoller Innenperspective; St.-Pierre in Löwen; Ste.-Waudru zu Mons (Bergen) im Hennegau. Endlich erhielten auch die Dome Ste.-Gudule zu Brüssel, St.-Martin zu Ypern und St.-Jean zu Herzogenbusch, die vorher in großen Dimensionen angelegt und im Innern in sehr ernstem, würdigem Stil durchgeführt waren, jetzt die glänzende äußere Ausstattung, worin namentlich die beiden letztern alle andern niederländ. Kirchen übertreffen. Einige Bauwerke des 16. Jahrh. zeigen die Renaissance in zierlich reicher Behandlung, so die 1538 vollendete, noch überwiegend goth. Kirche St.-Jacques in Lüttich. Die vormaligen Jesuitenkirchen St.-Donatien in Brügge und St.-Charles-Borromée in Antwerpen sind im ital. Jesuitenstil gebaut und gehören zu den bessern Werken des 17. Jahrh. Die Kirchen von späterm Datum haben wenig Interesse.

Neben den kirchlichen Bauten sind die weltlichen in den Niederlanden mehr als in andern Gegenden beachtenswerth. Die mit dem Wohlstand und Gemeingeist gesteigerte Baulust bewirkte hier in den großen Stadtgemeinden eine überaus reiche, ja prachtvolle Ausbildung der für allgemeine Zwecke und auf allgemeine Kosten errichteten profanen Monumente. Zur Sicherheit gegen den äußern und innern Feind hielt man, außer den Festungswerken, Mauerringen und Thoren, einen besondern Thurm mitten in der Stadt, von welchem die Wächter im Fall drohender Gefahr die bewaffneten Bürger durch Läuten der Sturmglocke zu den Sammelplätzen rufen konnten. Man nannte diesen Glockenthurm «Belfried» (beffroi), und die Bürgerschaft setzte einen gewissen Stolz darein, ihn recht hoch und imposant herzustellen. Solche Thürme sind noch in Gent, Lierre, Nieuport, Alost und an andern Orten vorhanden. Manchmal verband man damit die für die Ordnung und Bequemlichkeit des gewerb- und handeltreibenden Gemeinwesens dienenden «Hallen», die keiner etwas bedeutenden Stadt fehlten und in der Zeit des regsamsten Verkehrs, im 14. Jahrh., auf umfassende, großartige Weise ausgeführt wurden. Sehr charakteristische Beispiele solcher Verbindung von Kaufhaus und Wachtthurm sind die Hallen zu Brügge und Ypern, zwei gewaltige Werke jener Epoche. Alleinstehende Hallen aus derselben Zeit finden sich in Löwen, Mecheln, Gent und Antwerpen erhalten, alle mehr oder weniger interessant und für den ehemaligen Reichthum dieser Handelsstädte bezeichnend; sie sind ohne besondern Schmuck, aber von bequemer, sicherer Breite, bisweilen von einer gewissen bunten Heiterkeit, welche ihnen das aus wechselnden Lagen rother Back- und weißer Bruchsteine bestehende Mauerwerk mittheilt. Zu den genannten Arten städtischer Gebäude kam sodann im weitern Laufe der Zeit eine andere, bei welcher sich die bürgerliche Prachtliebe aufs glänzendste offenbarte und die reiche Decorationsweise am üppigsten entfaltete, nämlich die eigentlichen Stadt- oder Rathhäuser. Hierher gehören: das Stadthaus zu Brügge, ein höchst zierliches, regelmäßiges Gebäude des ausgebildeten goth. Stils (gegründet 1377); das Rathhaus von Brüssel, im Anfange des 15. Jahrh. begonnen, ein in seinen Dimensionen und in seiner äußern Erscheinung wirklich mächtiger Bau mit Thürmen, von welchen der mittelste 340 F. hoch und in den Formen des reichen goth. Stils ausgeführt ist, unstreitig der schönste Thurm in Belgien; das Rathhaus zu Löwen, 1448—69 erbaut, ein Muster des verschwenderisch-brillanten spätgoth. Stils; das Rathhaus zu Antwerpen, 1560—66 in der damals noch neuen ital. Weise gebaut; das Rathhaus von Gent, dessen älterer Theil sehr zierlich in dem spätern, weltlich heitern goth. Stil erbaut, das übrige hingegen im Renaissancegeschmack am Ende des 16. Jahrh. vollendet ist. Die Rathhäuser von Leyden und Oudenaerde gehören derselben Zeit und Bauweise an. Im 17. Jahrh. erlangte die nüchterne Art der gleichzeitigen franz. Architektur die Oberhand in den Niederlanden und erhielt daselbst die glücklichste Anwendung durch die holländ. Architekten Hendrik de Keyzer (gest. 1621) und Jakob van Campen (gest. 1658); der erstere baute die alte, seitdem leider niedergerissene Börse in Amsterdam; von dem letztern ist das dortige Rathhaus, in seiner Art ein Meisterwerk, das vermöge seiner stattlichen Verhältnisse und seiner vortrefflichen Raumvertheilung den Eindruck gediegener Tüchtigkeit gewährt, jedoch bei seiner Umgestaltung zum königl. Residenzschloß aus- und inwendig verdorben worden. Auch in der Folge neigten sich die Niederlande in architektonischer Beziehung mehr oder weniger zu Frankreich und den hier nacheinander gangbaren Baustilen hin, verarbeiteten aber das Herübergenommene nicht mehr wie bisher auf selbständige Weise und zu bedeutenden Leistungen. Vgl. Schayes, «Histoire de l'architecture en Belgique» (2. Aufl., 2 Bde., Brüss. 1852).

Die Bildhauerkunst vermochte namentlich in den Niederlanden, wo sich die Architektur des Mittelalters gegen bildnerischen Zierrath sehr kühl und spröde verhielt, nicht so zur Geltung zu kommen, als es ihr in Frankreich und Deutschland gelang, wo selbst kleine Dorfkirchen plastischen Portalschmuck erhielten und die großen Kirchenfaçaden oft ganz mit Statuen bedeckt wurden. In der byzant.-roman. Epoche scheint man höchstens die Consolen der Gesimse zur Anbringung von Thiergestalten, Fratzenköpfen und phantastischen Figuren benutzt zu haben; denn mit Ausnahme der in einem schweren, harten Stil gearbeiteten Portalsculpturen am nördl. Kreuzarm der Kathedrale von Tournay sind keine andern Steinmetzarbeiten dieser Zeit auf uns gekommen. Dagegen ist in der Bartholomäuskirche zu Lüttich noch ein beträchtliches Gußwerk aus dem 12. Jahrh. erhalten, nämlich das auf zwölf ehernen Stieren ruhende und mit Reliefsiguren in edelm roman. Stil geschmückte Taufbecken von dem Meister Lambert Patras in Dinant an der Maas, wo sich eine Schule von Metallarbeitern gebildet hatte, die so berühmt wurden, daß man im nördl. Frankreich die Künstler dieser Art noch lange schlechtweg Dinandiers nannte. Das Fortbestehen dieser Erzgießerschule kennen wir leider nicht durch andere

Werke mit figürlichen Darstellungen, sondern nur durch ein Lesepult und einen Candelaber in der Kathedrale von Tongern, mit dem Namen des Künstlers, Johann Joses von Dinant, und mit der Jahreszahl 1372. Auch die Steinsculpturen der goth. Epoche sind in Holland fast ganz verschwunden und in Belgien selten. Nur Tournay macht hier abermals eine Ausnahme, indem es in der Vorhalle seiner Kathedrale noch zahlreiche goth. Bildhauerarbeiten besitzt, unter welchen sich besonders eine kolossale Madonna von großer Schönheit auszeichnet. Ein geringeres künstlerisches Verständniß, aber mehr Handwerkergeschick zeigt sich an dem bildnerischen Schmuck einer Reihe von Grabsteinen, die in den dortigen Kirchen zerstreut sind und dem Ende des 14. und den ersten Decennien des folgenden Jahrhunderts angehören. Der Mittelpunkt der niederländ. Plastik war um diese Zeit die Residenz der Herzoge von Burgund, die Stadt Dijon. Hier arbeitete, an der Spitze einer ganzen Colonie von Landsleuten und Gehülfen, der Meister Claus Slüter aus Holland, dessen noch erhaltene Werke, der sog. Mosesbrunnen und das Grabdenkmal Philipp's des Kühnen (früher in der Kartause zu Dijon, jetzt im dortigen Museum) volle Freiheit und Sicherheit plastischer Behandlung bei entschiedenem Streben nach Naturwahrheit offenbaren. Weit unansehnlicher sind die gleichzeitigen Sculpturen in den Niederlanden.

Erst gegen Ausgang des 15. Jahrh. trifft man hier eine bedeutende Leistung der Plastik, nämlich das 1495 in der Liebfrauenkirche zu Brügge errichtete Mausoleum der Maria von Burgund, ein fein und naiv im realistischen Stil der flandr. Kunstweise ausgeführtes Werk des Jan de Baker von Brüssel. Als Seitenstück dazu ließ später (1558) Philipp II. das Grabdenkmal Karl's des Kühnen durch den Bildhauer Jongherling aus Antwerpen hinzufügen, in dessen Arbeit schon die neue italienisirende Richtung sehr bestimmt hervortritt. Ein wunderbares Probestück damaliger Pracht- und Bildliebe ist der große, in Holz geschnitzte Kamin im alten Saale des Justizpalastes zu Brügge, vom J. 1529. Die zierlichste Renaissance-Ornamentik verbindet sich hier mit figürlichen Darstellungen, mit den trefflichen, fast lebensgroßen Standbildern Kaiser Karl's V. und seiner Vorfahren, Karl's des Kühnen sammt seiner Gemahlin, seiner Tochter Maria und seines Eidams Maximilian sowie anderer Verwandten, wozu noch Marmorreliefs mit biblischen Geschichten hinzukommen. Im 17. Jahrhundert machten die niederländ. Bildhauer, wie es der akademische Brauch wollte, ihre Studien regelmäßig in Italien, wo sie durch einen langen Aufenthalt oft ganz einbürgerten und freilich auch den Principien der daselbst herrschenden Bernini'schen Manier bis zu einem gewissen Grade huldigten, sich aber durch kräftigern Natursinn und strengeres Festhalten an gesunder Tradition vor allzu arger Uebertreibung bewahrten. Henri Duquesnoy, Vater von François, noch der ältern heimischen Schule angehörend, war kein Bildhauer vom letzten Range. Ohne große Reinheit der Zeichnung noch die edle Einfachheit zu besitzen, die aus seinem berühmten Sohne einen der ersten Bildhauer der letzten Jahrhunderte machte, handhabte er fertig den Marmor und gab seinen Figuren ein gefälliges Aussehen. In Brüssel, wo er sich niederließ und starb, findet man noch mehrere von seinen Werken, unter anderm die berühmte Brunnenfigur des Manneken-Piß. Sein Sohn François Duquesnoy, von den Italienern nach seiner Heimat il Fiammingho genannt (1594—1643), erwarb in Rom großen Ruf, vorzüglich durch seine Kinderfiguren, die er mit aller ihnen eigenen Lieblichkeit und Naivetät, vielleicht nur ein bischen zu fleischig, bildete, gab aber auch Beweise seiner Meisterschaft in größern Werken, z. B. in der Heiligen Susanna, in San-Maria di Loreto zu Rom. Sein jüngerer Bruder, Hieronymus Duquesnoy (gest. 1654), kam ihm in manchen Stücken, zumal in der weichen Behandlung des Marmors sehr nahe und leistete Ausgezeichnetes in dem prächtigen Grabdenkmal des Bischofs Anton Triest in der Kathedrale zu Gent. Einen noch bedeutendern Nachfolger hatte er an seinem Schüler Artur Quellinus von Antwerpen (geb. 1609, gest. 1668), der einer der tüchtigsten, wenn nicht der tüchtigste von den Bildhauern seiner Zeit war. Von ihm sind die zahlreichen Sculpturen, welche das Rathhaus zu Amsterdam in- und auswendig schmücken, und deren einfach edler Stil mehr als günstig an die Werke seines Meisters erinnert. Martin van den Bogaard, aus Breda gebürtig (geb. 1640, gest. 1694), ging nach Paris, wo er sich Desjardins nannte und zu verdientem Ansehen gelangte, das ihm viele Aufträge für die Ausschmückung der königl. Schlösser und Gärten wie auch die Bestellung des Modells zu der kolossalen, in der Französischen Revolution zertrümmerten Reiterstatue Ludwig's XIV. auf dem Vendômeplatze verschaffte. Um dieselbe Zeit wurde die Elfenbeinsculptur in Frankreich und Italien, allem Anschein nach, vorzüglich von niederländ. Künstlern betrieben. Gerard van Opstal aus Antwerpen (geb. 1595, gest. 1663), der sehr schöne Elfenbeinschnitzwerke für Ludwig XIV. verfertigte, war naturalisirter Franzose, und Francis van Bossuit aus Brüssel (geb. 1635, gest. 1692), der allergeschickteste Künstler

seines Faches, welcher das Elfenbein handhabte, als ob es Wachs gewesen wäre, und in einfach und anmuthig behandelten Frauen- und Kinderfiguren seine Hauptstärke hatte, lebte viele Jahre in Rom. Die reichen Grabmonumente mit Bildwerken des 18. Jahrh., die in holländ. und belg. Kirchen vorkommen, haben keinen sonderlichen Kunstwerth. In neuerer Zeit ist die Plastik in den Niederlanden vorwiegend abhängig von franz. Einflüssen, und ihre Werke, so achtbar sie auch theilweise sind, lassen weder einen erheblichen Aufschwung noch eine bedeutsame Eigenthümlichkeit erkennen. Unter den modernen belg. Bildhauern wird Willem Geefs daheim am höchsten gefeiert und auch auswärts am meisten genannt. Vgl. Phil. Baert, «Mémoires sur les sculpteurs et architectes des Pays-Bas» (herausg. von Reiffenberg, Brüss. 1847).

Die Malerei ist von allen Künsten des Mittelalters durch Denkmäler in den Niederlanden am wenigsten vertreten, und doch unterliegt es keinem Zweifel, daß auch hier die meisten Kirchen der byzant.-roman. Epoche ihren monumentalen Wandbilderschmuck hatten. Wenn auch in den goth. Kirchen die vielen und großen Fenster den Fresken ihren Platz schmälerten, so fuhr man gewiß noch fort, die dazu geeigneten Stellen an den Wänden wie auch die Gewölbe und selbst die als Pfeiler dienenden Säulenbündel mit Heiligenfiguren und Ornamenten zu bemalen, und bekanntlich war damals die Polychromie auch für die plastischen Werke des Innern angewendet; allein von allen diesen Arbeiten ist nur Weniges und Schadhaftes auf uns gekommen. Ueber die niederländ. Tafelmalerei dieser Zeit sind wir eben nicht besser unterrichtet. Schon zu Anfang des 13. Jahrh. waren die Tafelmaler von Mastricht als geschickte Meister sprichwörtlich geworden; aber die Kirchen und Museen in Belgien und Holland enthalten kein auf Holz gemaltes Bild, welches bis vor 1360 hinaufreicht. Büchermalereien, d. h. Miniaturen in Handschriften niederländ. Ursprungs sind zwar aus jener Zeit häufiger als größere Kunstwerke, doch auch nur in verhältnißmäßig geringer Zahl und Qualität übriggeblieben. Die urkundlichen Nachrichten, welche man aus den Archiven zu Tage gefördert hat, gewähren keine erhebliche Ergänzung unserer Kunde über den Zustand der niederländ. Malerei bis gegen das Ende des 14. Jahrh. Um diese Zeit scheint die Wandmalerei von den niederländ. Malern aufgegeben, mochten diese so bescheiden sein, um ihre geringe Begabung dafür zu erkennen, oder so stolz, um sich der Werkgehülfenrolle zu schämen. Sie waren bereits ein geltender Handwerkerstand und in größern Städten so zahlreich, daß sie geschlossene Malergilden bildeten, welche an den Grafen von Flandern und Holland willige Gönner hatten und nicht blos Tafelmaler, sondern auch Bücher- und Glasmaler, überhaupt die mit Bürste und Pinsel umgehenden Arbeiter in sich begriffen. Ihr Gesammtname «Schilderer» besagt, daß sie meistens nur Schilder bemalten. Außerdem beschäftigten sie sich mit Bemalung von Fahnen, Bannern, Zelten, Baldachinen, Wagen, kurz mit Anfertigung des ganzen bunten Apparats, den man damals bei Processionen, Turnieren und andern Festlichkeiten verwendete. Die tüchtigern Zunftgenossen betrieben ihren Beruf mehr kunstmäßig: sie verfertigten Triptychen für Hauskapellen, Andachtsbilder für Schlafkammern, Miniaturen für Gebetbücher u. s. w. Die Ausbildung des materiellen Verfahrens gestattete ihnen, ihre Werke gewissermaßen zu Möbeln zu machen, wobei Feinheit und Sauberkeit das Hauptverdienst wurden, und die man wie Pretiosen bei jedem Wechsel der Mode verkaufen oder vertauschen konnte. In so verkleinertem Maßstabe kamen die Gemälde in den Kirchen nicht mehr zum Vorschein oder zeigten sich dort nur von ungefähr, da sie bereits nicht mehr als schmückende Nothwendigkeiten betrachtet wurden. Anstatt sich wie vorher mit den Baumeistern oder Bildhauern über das zu Beschaffende zu verständigen, arbeiteten jetzt die Maler nach eigenem Ermessen auf Kauf oder auf Bestellung. Kundschaft fehlte nicht, und bald fanden nicht blos die Werke, sondern auch die Meister ein vortheilhaftes Unterkommen im Auslande. Ein Johann von Brügge war Hofmaler Karl's V. von Frankreich, und die Brüder dieses Königs hatten ebenfalls niederländ. Miniatoren in ihren Diensten. Noch günstiger gestalteten sich die Verhältnisse bei der Vereinigung der Niederlande mit Burgund. Philipp der Kühne und sein Sohn Johann der Furchtlose sind zwar nicht als große Kunstfreunde zu rühmen; allein sie thaten doch der flandr. Malerei möglichst Vorschub, indem sie die Luxusgewohnheiten und Mäcenassitten des franz. Hofes nach Brügge und damit die hier schon vorhandenen Elemente künstlerischer Arbeitskraft zu rascher Entfaltung brachten. Was in den niederländ. Miniaturen und Tafelbildern seit 1360 als charakteristisch nationaler Zug schüchtern und schülerhaft hervorgetreten war, nämlich das Bestreben nach einer freiern, naturgemäßern Darstellung, das äußerte sich mit voller Entschiedenheit und ausgebildeter Meisterschaft in der Flandrischen Schule, die bald nach dem Beginn des 15. Jahrh. in Brügge aufblühte. An der Spitze dieser Schule stehen

die Brüder Hubert van Eyck (geb. 1366, gest. 1426) und Johann van Eyck (geb. um 1386, gest. 1441), von welchen der letztere die bisherige Technik der Oelmalerei bedeutend vervollkommnete und mit diesem bessern Mittel der Darstellung seiner Schule vor allen gleichzeitigen einen überlegenen Vortheil verschaffte. Die namhaften Schüler und Nachfolger der van Eyck's sind: in Flandern Gerhard van der Meeren, Justus von Gent, Peter Christophsen, Hugo van der Goes, Rogier van der Weyden und Hans Memling; in Holland Dierick Stuerbout, Albert van Ouwater und Gerard von Harlem.

Zu Anfang des 16. Jahrh. zog sich der Hauptsitz der niederländ. Malerei aus den flandr. Gegenden in die von Brabant und Holland hinüber, wo, nachdem die Richtung der van Eyck'schen Schule sich allmählich abgeschwächt hatte, neue Bestrebungen hervortraten, die eine vollere Entfaltung der Form, eine freiere Bewegung der Gestalten, eine größere Energie und Leichtigkeit des Vortrags bezweckten. Die bedeutendsten und eigenthümlichsten unter den hierhergehörigen Meistern sind Quintyn Messys von Antwerpen (gest. 1529) und Lukas von Leyden (geb. 1494, gest. 1533). Gleichzeitig mit diesen und bis zur Mitte des 16. Jahrh. begegnen wir einer nicht unbeträchtlichen Anzahl niederländ. Maler, welche die Mängel der altflandr. Schule durch das Studium der neuital. Malerei zu verbessern und beide Kunstweisen miteinander zu verschmelzen suchten, damit aber zu keinem sehr erfreulichen Resultat gelangten. Die vorzüglichsten Künstler dieser Richtung sind: Bernard van Orley, Michael Coxis, Johann Mabuse, Johann Schoreel, Antonis Moor, Martin Heemskerk. Von andern namhaften Meistern, deren Blüte um die Mitte und in die spätere Zeit des 16. Jahrh. fällt, wurde diese italienisirende Behandlungsweise in größerer Selbständigkeit und mit besserm Erfolge ausgebildet. Dahin gehören Lambert Lombard und sein berühmter Schüler Frans Floris (eigentlich Frans de Vriendt, geb. 1520, gest. 1570), dem seine Zeitgenossen, wegen seines mächtigen Einflusses auf die gesammte Richtung der damaligen Malerei, den Ehrentitel des «Flandrischen Rafael» beilegten. An ihn schließt sich eine ansehnliche Reihe von Schülern an, unter welchen die beiden Frans Franck, die beiden Frans Pourbus und Martin de Vos bemerkenswerth sind. Andere Künstler der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., Bartholomeus Spranger, Heinrich Goltzius, Cornelis Corneliſſen, Abraham Bloemaert, Otto Venius, ergaben sich ebenfalls gänzlich der Nachahmung ital. Malerei und wurden mehr oder weniger als Manieristen verrufen.

Gegen dieses manieristische Nachahmerwesen erhob sich um den Beginn des 17. Jahrh. eine Opposition, welche in die niederländ. Kunst wieder frische Kraft und eigenes Leben hineinbrachte und neue Blüten hervorlockte. Die Historienmalerei schied sich zunächst in zwei Richtungen. Die eine derselben ging von dem span. Theil der Niederlande, vornehmlich von Brabant aus, wo das kath. Autoritätsprincip in Glaubens- und Staatssachen Sieger, die Malerei mithin mehr im Dienste der restaurirten Kirche blieb und zugleich in der Wahl der Gegenstände, in der Art der Auffassung und Darstellung noch an die ältern classischen oder jüngern neumodischen Meister Italiens anknüpfte, sich aber davon durch einen den localen Typen entsprechenden Stil der Zeichnung, einen wunderbar leuchtenden Glanz der Farbe und einen merkwürdig energischen Ausdruck des Affects wesentlich und eigenthümlich unterschied. Diese Schule hatte ihren Hauptsitz in Antwerpen und ihren Hauptmeister an Peter Paul Rubens (geb. 1577, gest. 1646), der, im Besitz der glänzendsten Eigenschaften, die verschiedenen Fächer der Malerei mit gleicher Genialität und Virtuosität behandelte. Der bedeutendste unter seinen Schülern war Anton van Dyck, der sich aus der Nachahmung des Meisters zu origineller Selbständigkeit hindurchzuarbeiten vermochte und den größten Ruhm im Porträt erlangte. Die übrigen Schüler und Nachfolger von Rubens blieben mehr bei den äußerlichen Eigenthümlichkeiten des Meisters stehen, bewiesen jedoch theilweise im Colorit und Vortrag eine ungemeine Tüchtigkeit, namentlich Jakob Jordaens; auch Abraham van Diepenbeck, Peter van Mol, Theodor van Thulden sind immerhin achtbare Repräsentanten der Rubens'schen Schule. Die andere Richtung der niederländ. Historienmalerei entsprang in Holland, das, nachdem es sich von den span. Niederlanden losgerissen, eine eigene, von prot. und republikanischem Geiste beseelte und auf dem Principe religiöser und polit. Freiheit gegründete Nation und Civilisation bildete. Unter solchem charakteristischen Einfluß erzeugte sich im zweiten Viertel des 17. Jahrh. zu Amsterdam eine Schule, die einen ganz unabhängigen Weg der Entwickelung einschlug. Der Stifter dieser Schule, Rembrandt Harmensz van Rhyn, gewöhnlich Rembrandt genannt (geb. 1608, gest. 1669), machte zwar, wie Rubens, die Formen seines Landes zur Grundlage seiner Kunst, trat aber, was das Moralische und Materielle seiner Bilder anbetrifft, als unbedingter Neuerer auf. Aus den biblischen Geschichten wurden viele Momente von ihm entweder zum ersten mal dargestellt oder

in einer ganz neuen Sinnesweise aufgefaßt und dieser gemäß auf eine freie Art ausgedrückt, welche in der Anlehnung an die niedere Wirklichkeit zwar einen die Grenzen des Kirchenstils überschreitenden Charakter hat, aber durch die Hervorhebung des Geistigen und Gemüthvollen an allen Handlungen und Situationen das Gefühl zu ergreifen und durch das wunderbare Wechselspiel der Beleuchtung die höchsten Stimmungen hervorzubringen weiß. Rembrandt's zahlreiche Schüler und Nachfolger standen zu dem Meister in keinem innerlichen Verhältniß und borgten von ihm nur die äußere Manier; doch sind darunter mehrere, wie Gerbrandt van den Eeckhout, Ferdinand Bol, Govert Flinck, Jan Lievens, Nicolaas Maas, Jan Victoor, Aart de Gelder, Salomon Koninck, die einen angesehenen Rang in der Kunstgeschichte einnehmen. Der ausgezeichnetste und eigenthümlichste von allen, Gerard Dow, verließ das histor. Fach und machte sich unter den Genremalern einen berühmten Namen. Neben den beiden ebengenannten Richtungen der niederländ. Historienmalerei steht noch eine dritte, welche sich unmittelbar an die Weise der ital. Naturalisten anschloß; sie wurde am bedeutendsten vertreten durch Gerard Honthorst, einen Holländer, der sich in Italien nach Caravaggio bildete. Endlich sind noch einige Niederländer aus späterer Zeit anzuführen, welche die histor. Malerei wiederum in einem gewissen idealern Stil zu behandeln suchten, indem sie hierin der Poussin'schen Kunstweise folgten; dahin gehören als die namhaftesten Gerard Lairesse und Adriaan van der Werff, nüchterne und frostig elegante Manieristen.

Das 17. Jahrh. ist zugleich für die bisher untergeordneten Kunstfächer die Epoche der Emancipation aus der Oberherrschaft der Historienmalerei. Gegenstände, die sonst nur als Bei- oder Schmuckwerk gedient hatten, erlangen nunmehr eine selbständige künstlerische Behandlung und bilden eigene, vollgültige Gattungen. Das Porträt wurde zuerst ein eigenes Fach für eine Anzahl holländ. Künstler, unter welchen sich Michael Mierevelt, Paul Moreelse, Frans Hals, Theodor de Keyzer und Bartholomeus van der Helst besonders hervorthaten. In Belgien war Gonzales Coques der vorzüglichste Meister in diesem Fache. Von den frühern belg. Malern hatten sich bereits die beiden Breughel, der «Bauernbreughel» und der «Höllenbreughel», der ältere Teniers u. a. mit ausschließlicher Vorliebe der Darstellung des gemeinen Lebens zugewandt und gleichsam die ersten Töne der Genremalerei angeschlagen, welche um die Mitte des 17. Jahrh. ihre höchste und vielseitigste Ausbildung erreichte. Von dieser Zeit an sondern sich die Meister dieser Gattung sehr deutlich in zwei Hauptgruppen. Die einen, welche die Italiener mit dem Namen «Bombocciadenmaler» zu bezeichnen pflegen, wählen gern Gegenstände aus dem Leben und Treiben der niedern Volksklassen, und zwar solche Auftritte, wo es lustig, bunt und wild hergeht. Zu dieser Gruppe gehören: David Teniers der Jüngere, Peter van Laar, die beiden van Ostade, Adriaan Brouwer, Jan Steen, wie auch diejenigen Künstler, welche die mannichfachen Ereignisse des Soldatenlebens, Marsch- und Lagerscenen, Wachtstuben, Scharmützel und Schlachten zum besondern Gegenstande ihrer Darstellungen machen, und unter denen Jan le Ducq, Anton Palamedes, Philipp Wouwerman, Frans van der Meulen, Jan Huchtenburg hervorzuheben sind. Andere Meister halten sich am liebsten in den Kreisen der mittlern, wohlhabendern Stände und schildern hauptsächlich ruhige Zustände und Vorgänge der kleinbürgerlichen Alltäglichkeit, Vergnügungen und Unterhaltungen der gebildeten Geselligkeit, weshalb sie auch «Conversationsmaler» heißen. Die vorzüglichsten von diesen sind: Gerard Dow, Gerard Terburg, Gabriel Metsu, Frans van Mieris der Aeltere, Kaspar Netscher, Peter de Hooch, der delftsche van der Meer, Gottfried Schalken, Eglon van der Neer, Peter van Slingeland. Wie schon bei einigen ältern niederländ. Künstlern, z. B. bei Joachim Patenier und Herri de Bles, die landschaftlichen Bestandtheile der Bilder oft weit anziehender sind, als die manierirten Historien, welchen sie zur Unterlage dienen, so gewann auch, bereits am Schlusse des 16. Jahrh. und in der ersten Zeit des 17., die Landschaft mit Johann Breughel (zum Unterschiede von seinem Vater und Bruder gewöhnlich der «Sammtbreughel» genannt), Roeland Savery, David Vinckboom und vielen andern mehr und mehr eine abgeschlossene Bedeutung. Sie erscheint freilich bei den genannten Künstlern noch in einer überströmenden Fülle von Einzelheiten, mit kindlicher Lust am Bunten und Mannichfaltigen, ohne Rücksicht auf die Harmonie des Ganzen, wird aber bald durch Rubens' Leistungen in diesem Fache zu gesetzmäßig beschränkter Naturnachahmung und malerischer Gesammthaltung angeleitet und in diesem Sinne von Frans Wouters, Jan Wildens, Lukas van Uden und Josse de Momper geübt. Wie Rubens in Brabant, so gab Rembrandt in Holland den Anstoß zu einer kraft- und effectvollen Behandlung der Landschaft. Roeland Rogman, Philipp de Koninck, Aart van der Neer, der berühmte Maler von Mondscheinen, folgten dieser Weise, und namentlich der

letztere brachte dieselbe zu eigenthümlich schöner und poetischer Ausbildung; die Mehrzahl der holländ. und brabant. Künstler schloß sich aber den durch franz. Meister in Italien aufgekommenen Richtungen an. Frans Milet (genannt Francisque), Jan Glauber (genannt Polidor), Frans van Bloemen (genannt Orizonte) u. a. m. erscheinen als Nachahmer des landschaftlichen Stils der beiden Poussin, und Herman Swanevelt, Jan Both, Adam Pynacker, Johann Lingelboch, Willem de Heusch, Frederik Moucheron, Herman Saftleven, Jan Hackert, Cornelis Huysmans suchen Anhalt oder Vorbild in Claude Lorrain's Werken. Daneben erblühte die idyllische Malerei, welche die Staffage der Thiere und Menschen zum eigentlichen Mittelpunkt der Landschaft machte, dabei auch mancherlei galante novellistische Beziehungen zwischen den dargestellten Personen einmischte und somit häufig ins Genre hinübergriff. Hierher gehören vornehmlich Jan Miel, Jan Baptist Weenix, Cornelis Berchem, Karel Dujardin und Jan Asselyn.

Die Künstler der genannten beiden Richtungen nehmen die Motive und Staffagen ihrer Bilder vorzugsweise aus Italien, wo sie ihre Studien machten, und verbreiten selbst über ihre Darstellungen nördl. Gegenden den Glanz und Effect des Südens. Abweichend von diesen italienisirenden Künstlern, beschränken sich andere Meister auf die schlichtern Formen und Erscheinungen ihres Vaterlandes und geben sie naturgetreu wieder. In dieser Richtung zeigt sich Philipp Wouwerman, ein sehr vielseitiger und schon unter den Soldatenmalern erwähnter Künstler, dessen Bilder meistens das Leben der adelichen Gesellschaft seiner Zeit und Heimat auf Jagden und Spazierritten, in Marställen und Reitschulen, vor Wirthshäusern und Schmieden darstellen, oft aber auch das Pferd, besonders den Schimmel, in seinen mannichfachen Situationen, im Stalle, in der Schwemme, im Felde, auf dem Markte, auf der Landstraße, als Hauptfigur behandeln. Eine bedeutende Anzahl von Künstlern wählte das Leben des Hirten mit seiner Heerde zum Hauptgegenstande ihrer Darstellungen. Die vorzüglichsten und namhaftesten unter diesen sind: Adriaan van de Velde und Albert Cuyp. Bei einigen andern treten die Thiere überwiegend gegen die menschlichen Figuren hervor, so jedoch, daß das Ganze durchgehends noch immer in dem Charakter landschaftlicher Darstellung gehalten ist. Dahin gehören Jan van der Meer der Jüngere und Simon van der Does, zwei berühmte Schafmaler, und Paul Potter, der größte Meister dieser Gattung. Die jagdbaren Thiere in den Aeußerungen ihres freien Lebens fanden vorzügliche Darsteller an Frans Snyders, Jan Fyt, Karel Ruthart, David de Koninck. Das getödtete Wild und Geflügel, als Jagdspolien kunstreich gruppirt, wurde von Jan Weenix in treuer Naturnachahmung mit außerordentlicher Meisterschaft gemalt, wogegen Melchior de Hondekoeter das lebende Federvieh der vornehmen holländ. Hühnerhöfe im vollen Schmuck seines schönfarbigen Gefieders und sogar in dramatisch interessanten Situationen seiner flatterigen Existenz dem Beschauer vorführte. Zugleich mit den Thieren sollten auch die stattlichern Gewächse volle künstlerische Berechtigung und Behandlung erhalten, vornehmlich durch die großen holländ. Landschaftsmaler Jan Wynants, Anton Waterloo, Jakob Ruysdael, Meindert Hobbema, Aldert van Everdingen, welche die bisher vernachlässigten Vegetationsformen der heimischen oder höhern nordischen Gegenden in den Kreis ihrer Darstellung ziehen, und bei denen häufig eine Waldpartie, manchmal sogar ein einzelner Baum oder Strauch der Held des Bildes ist. Andere Künstler fanden Gefallen an der Abbildung von Disteln, Kletten und dergleichen Pflanzen auf dem Felde oder im Walde, unter deren heimlichem Obdach Käfer, Spinnen, Schmetterlinge, Vögelchen, Eidechsen, Schlangen ihr unbemerktes Wesen treiben; in solchen Darstellungen haben Otto Marcellis und Matthias Withoos Treffliches geleistet. Begreiflicherweise wurde auch die See, gewissermaßen die zweite Heimat des Holländers und die Hauptstütze seiner blühenden Handelsrepublik, ein beliebter Gegenstand der holländ. Kunst, und die Seemalerei, d. i. die Darstellung des Meeres in seinen verschiedensten Zuständen, von gänzlicher Stille bis zur furchtbarsten Aufregung, und in seinem Bezuge zu den darauffahrenden Schiffen, vom geringsten Fischerboot bis zur größten Kriegsfregatte, erreichte die höchste Ausbildung. Die vorzüglichsten und berühmtesten Marinemaler sind Willem van de Velde der Jüngere und Ludolf Backhuysen, die an Jan Porcelles, Wigerus Vitringa, Abraham Storck, Jan van de Kappelle tüchtige Schüler und Nachfolger hatten. Auch die Darstellung von Dorf- und Stadtpartien und einzelnen Baulichkeiten, insgemein mit den Scenen des Verkehrs, welcher dieselben zu beleben pflegt, gestaltete sich als Architekturmalerei zu einer eigenen Gattung und beschäftigte verschiedene sehr geschickte Maler. Von einigen wurden pittoreske Häusergruppen an Kanälen oder merkwürdige Gebäude an öffentlichen Plätzen aufs getreueste und ausführlichste abgebildet; in solchen Architekturstücken übertraf Jan van der Heyden alle seine Nebenbuhler. Andere malten vorzugsweise das Innere von Kirchen, Palästen oder Wohnzimmern; dahin gehören nament-

lich die beiden Peter Neefs, die beiden Hendrik van Steenwyck, Dirk van Delen, A. de Lorme, Emanuel de Witt u. a. m. Noch andere führen uns in das Innere von Küchen und Vorrathskammern, angefüllt mit frischem Fleisch, Kochfischen, Gemüsen und Victualien allerlei Art, oder lassen hineinblicken in vornehme Speisekammern mit prächtig gedeckten Tischen, auf welchen kostbare Pokale und Krüge, zierliche Gläser und Flaschen, Pasteten, Hummern, Krabben, Austern u. s. w. zu dem geschmackvollsten Ganzen vereinigt sind. Jan Davidsz de Heem, Willem Kalf, Willem van Aalst, Alexander Adriaansen u. a. lieferten treffliche Beispiele solcher Darstellungen, die man als «Küchenstücke» und «Frühstücke» zu unterscheiden oder auch unter dem gemeinschaftlichen Namen «Stillleben» zu begreifen pflegt. Hierzu kommen endlich die «Blumen- und Fruchtstücke», in welchen der obengenannte de Heem und seine Schüler, Cornelis de Heem der Jüngere, Abraham Mignon, Maria van Oosterwyck, bleibenden Ruhm erlangten.

Die niederländ. Malerei des 18. Jahrh. ist im allgemeinen ein bloßer Nachklang von derjenigen des vorhergehenden goldenen Zeitalters. Die Historienmaler, wie Constantin Netscher, Nikolaas Verkolje, Philipp van Dyck, Willem van Mieris, malten in der kalten akademischen Weise des Lairesse und van der Werff, nur mit großer Abnahme der Technik, fort. Andreas Lens von Antwerpen verfolgte späterhin eine ähnliche mäßigende und reformirende Richtung wie Vien in Frankreich und Mengs in Deutschland. Die Maler der andern Gattungen legten sich insgesammt auf die Nachahmung ihrer Vorgänger, wurden aber kalt und schwer im Colorit, gequält und geleckt im Vortrag. Nikolaas Koedyck und Jakob van Stry waren ausnahmsweise glückliche Nachahmer de Hooch's und Cuyp's. Eine gewisse Eigenthümlichkeit entwickelten der holländ. Conversationsmaler Cornelis Troost und der belg. Landschafts- und Thiermaler Balthazar Paul Ommeganck. Das Ausgezeichnetste und Originellste wurde in der Blumen- und Früchtemalerei von Rachel Ruisch und Jan van Huysum in Holland geleistet; auch später noch bewährten sich Jan van Os und die Brüder Gerard und Cornelis van Spaendonck als verdienstliche Künstler in diesem Fache. Zu Anfang unsers Jahrhunderts fand der franz. Classicismus Eingang in der niederländ. Historienmalerei; J. A. Kruseman und J. W. Pieneman in Amsterdam, F. J. Navez in Brüssel und M. J. van Bree in Antwerpen zeigten sich mehr oder weniger davon ergriffen. Bei den Genremalern blieb die frühere Richtung, die sich zur Nachahmung inländischer Vorbilder hinneigte, im allgemeinen vorherrschend und förderte im einzelnen noch manches Gute zu Tage. Jan Kobell und Eugène Verboeckhoven sind tüchtige Meister dieser Zeit in der Darstellung von Landschaften mit Thierstaffage; außerdem verdienen noch A. Schelfhout und J. C. Schotel als Landschafts- und Marinemaler, J. H. Verheyen als Architekturmaler und G. J. J. van Os als Blumenmaler ehrenvolle Erwähnung.

Gleichzeitig mit dem Sturze der David'schen Schule in Frankreich erfolgte auch ein Umschwung der Kunst in den Niederlanden. Sorgfältige Natur- und Costümstudien, in Verbindung mit dem Studium der ältern einheimischen und neuern franz. Meister, bilden die Grundlage dieser niederländ. Malerei unserer Zeit. Unter den belg. Historienmalern nehmen Louis Gallait und Eduard de Biefve in Brüssel, Gustaf Wappers, Nicaise de Keyzer und Hendrik Leys in Antwerpen unbestritten die ersten Stellen ein. In der Darstellung feinerer Genrescenen sind besonders Florent Willems und Alfred Stevens ausgezeichnet. A. de Knyff und Xavier de Cock malen vortreffliche Landschaften, und Joseph Stevens hat durch seine Thierbilder, besonders Hundestücke, großen Ruf erlangt. In der neuern holländ. Malerei wird zwar das Historienfach nur wenig gepflegt; dagegen sind die übrigen Fächer theilweise mit vielem Eifer und Erfolg angebaut. David Bles und Herman Ten Kat zeigen sich als geschickte Maler im histor. Genre. Unter den eigentlichen Genremalern ist besonders Petrus van Scherdel beliebt wegen der Darstellung künstlicher Lichteffecte, die er mit besonderer Vorliebe behandelt. Zu den ausgezeichnetsten Landschaftsmalern gehören B. C. Koekkoek und L. Houedoes. Der bedeutendste der jetzt lebenden holländ. Marinemaler ist Louis Meyer. Sehr anziehend sind die Strandstücke mit Figurenstaffage von Josef Israels, die Stadtprospecte von S. Verveer und die innern architektonischen Ansichten von Bosboom. Vgl. van Mander, «Het schilder-boek» (Alkmaar 1604; erste und beste Ausg.); Houbraken, «De groote Schouburg der Nederlandsche kunstschilders» (3 Bde., Amsterd. 1718, mit Künstlerbildnissen); van Gool, «De niewe Schowburg der Nederlandsche kunstschilders» (2 Bde., Haag 1750—51); van Eynden und van der Willigen, «Geschiedenis der vaderlandsche schilderkunst, sedert de helft des 18de eeuw» (4 Bde., Harl. 1866 fg.); Immerzeel, «De levens en werkens der Hollandsche en Vlaamsche kunstschilders» (3 Bde., Amsterd. 1842—43); Fiorillo, «Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den Vereinigten Niederlanden» (4 Bde., Hannov. 1815—20); Michiels, «Histoire

de la peinture flamande» (2. Aufl., Bd. 1—3, Par. 1865); Blanc, «Histoire des peintres hollandais et flamands» (3 Bde., Par. 1852—67, mit Illustrationen).

Niederländische Sprache und Literatur. In den Gebieten, welche man unter dem Namen der Niederlande im weitern Sinne begreift, in den Königreichen Holland und Belgien, werden gegenwärtig zweierlei Sprachen, romanische und germanische, gesprochen; Romanisch, Französisch und Wallonisch jedoch, abgesehen von den größern Städten und den Beamtenkreisen Belgiens, nur im südl. Belgien, sodaß die Sprachgrenze anhebt am Meere zwischen Calais und Gravelingen (Gravelines), dann nördlich hart über St.-Omer und ferner südlich von Kortryk (Courtray) und Gerardsbergen (Grammont) fortläuft, endlich zwischen Brüssel und Waterloo und von da in gerader Linie weiter zwischen Lüttich und Löwen bis zur Maas sich hinzieht. Die germanisch redende Bevölkerung der Niederlande leitet ihren Ursprung hauptsächlich von drei Volksstämmen her, von den Franken, den Sachsen und den Friesen. Die Friesen (s. d.), soweit histor. Nachrichten reichen, immer in denselben Landstrichen an der Nordseeküste seßhaft, haben auch in ihrer Sprache verhältnißmäßig nur geringe Aenderungen erfahren; doch ist dieselbe ein vom Niederländischen weit abweichender Dialekt. Die altniederländ. Sprache, wie sie sich in den sog. «Karolingischen Psalmen» zeigt, ist der altsächsischen im «Heliand» am nächsten verwandt. Der Uebergang des Altniederländischen ins Mittelniederländische ist dem des Althochdeutschen ins Mittelhochdeutsche analog. Das älteste bisjetzt bekannte datirte Denkmal der niederländ. Sprache ist eine Keure (Willkür, Verordnung) der Stadt Brüssel vom J. 1229; doch mögen einzelne Dichtungen, wie namentlich der «Reinaert», wol schon der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. angehören. Entsprechend dem gleichzeitigen Sprachstande in Deutschland, dem Mittelhochdeutschen und dem Mittelniederdeutschen, nennt man diese Sprachniedersetzung bis zum 16. Jahrh. das Mittelniederländische. Die gleichzeitigen Franzosen nannten es Thyois oder Tiesche, die einheimischen Schriftsteller Dietsch und daher die Engländer noch heutigentags Dutch, während die Bezeichnung Vlaemsch (sprich: Vlôms, in Brabant) oder Vlemsch (in Ostflandern) mehr eine provinzielle Bedeutung oder den Nebensinn der gemeinen, platten Volkssprache hatte und erst in neuerer Zeit die gegenwärtige weitere Geltung erlangte. Nach seinem Lautstande, dessen Consonanten auf der goth. Stufe verharrt sind (s. Deutsche Sprache und Lautverschiebung), sowie nach seinem Bau und Wortschatze ist das Mittelniederländische dem Mittelniederdeutschen am nächsten verwandt, nähert sich aber in Einzelheiten, z. B. in den Pluralendungen des Verbum, dem Hochdeutschen. Schon im «Reinaert» erscheint die mittelniederländ. Sprache vollkommen ausgebildet, gegen Ende des 13. Jahrh. aber verdrängte Maerlant (s. d.) alle seine Vorgänger und galt seitdem als Muster der Schriftsprache überhaupt. Doch nicht lange nach ihm begann die Sprache, zugleich mit der Literatur, zu sinken, indem durch die burgund. Herrschaft (1363—1477) franz. Einfluß so übermächtig wurde, daß franz. Formen, Worte und Wendungen sich überall eindrängten und eine widerliche Sprachmengerei erzeugten. Was den Kammern (Gesellschaften) der Rederijker (Rhetoriker), die etwa den deutschen Meistersängern verglichen werden mögen, nicht gelang und bei ihrer kleinbürgerlichen Beschränktheit auch nicht gelingen konnte, die Ausstoßung dieses fremdländischen Elements und ein neuer Aufschwung der Sprache, das gelang sofort, als das Volk sich gegen die span. Zwingherrschaft erhob, als es von den großen Ideen der religiösen und polit. Freiheit begeistert wurde; aber es gelang auch nur da, wo diese Begeisterung ausdauerte und durchdrang, im nördlichen, im prot. Theile der Niederlande, dem heutigen Königreiche Holland.

Dirk Volkertszoon Coornhert und Filips van Marnix, Herr von St.-Aldegonde, waren es vornehmlich, die den nördl. Dialekt des Neuniederländischen oder das Holländische zur Schriftsprache ausprägten, beide zugleich die ersten niederländ. Prosaisten, beide auch Staatsmänner und nachdrücklich theilnehmend an dem theol. wie am polit. Kampfe. Coornhert (1522—90) erhob sich zwar in seinen Gedichten und Dramen wenig über die Rederijker seiner Zeit, deren Kammer In liefde bloeijende zu Amsterdam er angehörte, aber seine zahlreichen prosaischen Schriften gelten noch jetzt als verdienstlich. Marnix (1538—98), obschon in der Reinheit der Sprache jenem nachstehend, erlangte fast noch höhern Ruhm durch seine sehr oft gedruckten und vielfach übersetzten (deutsch unter andern von Fischart, 1579 u. öfter) «Bijenkorf der heil. Roomsche Kercke» (zuerst gedruckt 1569). Einer von diesen beiden Männern (man streitet welcher) hat auch um 1569 das Volkslied «Wilhelmus van Nassauwen» gedichtet. Der Kampf um die höchsten Güter, um Glaube und Freiheit, hatte die Holländer zur vollsten Entfaltung aller ihrer Kräfte und Tugenden herausgefordert. Ihre unerschrockene Ausdauer, ihr mannhafter republikanischer Sinn bestand die Probe, und die Folge war ein mächtiger Aufschwung in allen

Gebieten des Staats- und des bürgerlichen Lebens, in Krieg, Handel und Colonialwesen, in Gewerbfleiß und bürgerlichen Einrichtungen, in Wissenschaft, Literatur und Kunst. So begann noch vor dem endlichen Abschluß des Friedens (1648) das goldene Zeitalter der holländ. Nationalliteratur, welches den größten Theil des 17. Jahrh. ausfüllte. Stolze, frische Kraft, Lebendigkeit, Schwung und verhältnißmäßige Selbständigkeit charakterisiren die bedeutendern Schriftsteller zu Anfange dieses Zeitraums, unter denen Hooft und Vondel obenan stehen. P. Hooft (1581—1647) brachte den prosaischen Stil zur vollkommenen Ausbildung, die nur noch durch sein Bestreben, die Manier des Tacitus nachzuahmen, beeinträchtigt wurde; Vondel (1587—1679), der das Höchste im Drama leistete, gab auch der dichterischen Sprache den kühnsten Flug und machte sie namentlich geschickt für den Ausdruck des Erhabenen. Beider Zeitgenosse, Cats (1577—1660), dagegen hielt sich ganz in dem bequemen Gleise eines bürgerlichen Alltagslebens; daher fließen auch seine Verse in behaglicher Breite dahin und überheben sich nicht einmal des Gebrauchs zahlreicher Flickwörter. Doch ist seine Sprache rein, und diese Eigenschaft ward deshalb von Bedeutung, weil gerade er der erklärte Liebling seines Volks wurde, was nach Beendigung des Freiheitskampfs sich gleicher Behaglichkeit hingab. Mit diesem Erschlaffen des Volksgeistes sank auch die Literatur gegen Ablauf des 17. Jahrh. und gerieth ganz unter franz. Einfluß, der noch durch die zahlreichen Einwanderungen der durch Ludwig XIV. vertriebenen Protestanten verstärkt wurde; doch erfuhr die Sprache dadurch nur geringe Beeinträchtigung und erhob sich auch wieder mit der Literatur, als gegen Ende des 18. Jahrh. innere Unruhen und äußere Bedrängnisse den Geist wieder aufrüttelten und deutscher und engl. Einfluß das Uebergewicht erhielten.

In Belgien hatten inzwischen Sprache und Literatur seit dem 16. Jahrh. gänzlich daniedergelegen, und selbst jeder Versuch einer freiern Regung war unterdrückt worden durch eine engherzige, strenge Censur, die auch die Erzeugnisse der Rederijker, ja sogar die alten Volksbücher nicht verschonte und sie theils verstümmelte, theils gänzlich verbot. Erst im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts erwachte dort mit der nationalen Selbständigkeit auch wieder das Nationalgefühl der german. Bevölkerung, aber sie mußte für ihre vaterländische Sprache einen harten Kampf gegen die Uebermacht der in alle Verhältnisse gedrungenen französischen aufnehmen und kämpft noch jetzt mit seltener Ausdauer unter kaum günstiger gestalteten Verhältnissen. (S. Vlämische Sprache und Literatur.)

Die wissenschaftliche Behandlung der niederländ. Sprache begann mit dem Ende des 16. Jahrh. Zuerst stellte der berühmte Buchdrucker Christoph Plantin zu Antwerpen 1573 einen «Thesaurus Teutonicae linguae» zusammen. Ihn übertraf bald darauf (1588) bei weitem sein Corrector Cornelis van Kiel oder, wie er sich selbst gewöhnlich nannte, Cornelius Kilianus aus Duffel in Brabant, durch ein zweites niederländ. Wörterbuch, welches nicht nur für seine Zeit höchst vortrefflich war, sondern noch heute in der durch gute Anmerkungen bereicherten Ausgabe von van Hasselt («Cornelii Kiliani Etymologicum Teutonicae linguae», Utrecht 1777) dem Forscher ganz unentbehrlich ist. Um dieselbe Zeit suchte auch die Rederijkkammer In liefde bloeijende zu Amsterdam die Sprache theoretisch wie praktisch mit Erfolg zu fördern und veröffentlichte unter anderm die erste niederländ. Grammatik («Twee-spraack van de Nederduytsche letterkunst», 1584), welche, nebst mehrern andern sprachwissenschaftlichen Werken, ihrem neben Coornhert und Marnix auch als Schriftsteller verdienten Mitgliede Hendrik Laurenszoon Spieghel zugeschrieben wird. Angeregt durch die von Junius (Dordr. 1665) herausgegebene goth. Bibelübersetzung des Ulfila, ward dann Lambert ten Kate (1674—1731) der Begründer der histor. Grammatik mit solchem Tiefblicke und so großem Scharfsinn, daß seine Entdeckungen noch in unsern Tagen einem Jakob Grimm zum Ausgangspunkte dienen konnten. Sein Hauptwerk ist «Aenleiding tot te kennisse van het verhevene deel der Nederduitsche sprake» (2 Bde., Amsterd. 1723). Neben ihm zeichnete sich besonders Balthazar Huydecoper aus durch eindringende Kenntniß der mittelniederländ. Sprache, die er in den Erläuterungen zu seiner Ausgabe der Reimchronik des Melis Stoke (1772) und in seinen Anmerkungen zu Vondel's Uebersetzung von Ovid's «Metamorphosen» (1730; 2. Aufl. durch Lelyveld und Hinlopen, 1782) bewährte. Auf dem von ten Kate und Huydecoper gezeigten Wege waren die bedeutendsten Nachfolger Frans van Lelyveld, Hinlopen, Clignett und Steenwinkel, und eine sehr ersprießliche Wirksamkeit entfaltete die 1766 gestiftete und noch gegenwärtig blühende Maatschappij van Nederlandsche Letterkunde zu Leyden. Gegen Anfang des laufenden Jahrhunderts gewann der ausgezeichnete Prosaist van der Palm als Unterrichtsminister (1799—1806) auch einen amtlichen förderfamen Einfluß auf den Sprachunterricht und trug unter

anderm wesentlich bei zur Festsetzung einer allgemein gültigen Orthographie nach dem von Siegenbeek entworfenen und durch die Regierung officiell bestätigten Systeme («Verhandeling over de Nederduitsche spelling», Amsterd. 1804 u. öfter; «Woordenboek voor de Nederduitsche spelling», Amsterd. 1805). Vgl. Willems, «Over de Hollandsche en Vlaemsche schrijfwijzen van het Nederduitsch» (Antw. 1824). An Siegenbeek ward auch die erste 1795 gegründete Professur der niederländ. Literatur zu Leyden verliehen, die er über ein halbes Jahrhundert trefflich verwaltete. Am engsten schloß sich an ihn Pieter Weiland, der außer einer ebenfalls officiellen Grammatik («Nederduitsche spraakkunst», Amsterd. 1805) ein großes Wörterbuch («Nederduitsch taalkundig wordenboek», 11 Bde., Amsterd. 1799—1811) herausgab. Dagegen bekämpfte Siegenbeek's Rechtschreibungslehre W. Bilderdijk. Schätzenswerth sind auch die sprachwissenschaftlichen Arbeiten von J. Halbertsma, besonders ausgezeichnet als Kenner des Friesischen, von Ypei («Beknopte geschiedenis der Nederlandsche tale», 2 Bde., Utrecht und Grön. 1812—32), Lulofs («Gronden der Nederlandsche woordafleidkunde», Grön. 1833), de Jager («Taalkundige handleiding tot de staatenoverzetting des Bijbels», Rotterd. 1837) u. a. Nach den Grundsätzen J. Grimm's, dessen Arbeiten überhaupt in den Niederlanden rasch die allgemeinste Anerkennung gefunden haben, wurde die niederländ. Grammatik durch Brill bearbeitet, dessen «Hollandsche spraakleer» (Leyd. 1846) und «Nederlandsche spraakleer» (Leyd. 1851) die Hauptwerke für dieselben bilden. Te Winkel hat sich durch gediegene Monographien, besonders in der von ihm redigirten Zeitschrift «De Taalgids» hervorgethan. Daneben entfaltete in Belgien Willems (s. d.) eine ungewöhnliche Thätigkeit für das Mittelniederländische, dessen Studium seitdem besonders durch Snellaert, Bormans, Blommaert, die beiden Serrure, David und Heremans rüstig gefördert wurde. In Holland stehen seit einiger Zeit Jonckbloet und M. de Vries an der Spitze der neuen Schule der vaterländischen Sprach- und Literaturforschung. Während der erstere besonders durch seine «Geschiedenis der Middelnederlandsche dichtkunst» auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannt geworden ist, gibt der letztere mit Te Winkel das großartig angelegte «Woordenboek der Nederlandsche taal» und allein ein «Middelnederlandsch woordenboek» (seit 1864) heraus. Außer den oben Genannten haben sich in neuerer Zeit auch Laenderß, van den Bergh und Verwijs als Herausgeber älterer niederländ. Schriftwerke verdient gemacht.

Die schöne Literatur der Niederländer oder ihre Nationalliteratur im engern Sinne hat eine universalgeschichtliche Bedeutung nicht erreicht, sondern nur zuweilen einen vorübergehenden und beschränkten Einfluß über die deutsche Grenze hin entwickelt. Desto erfolgreicher aber war ihre Thätigkeit auf mehrern Gebieten der wissenschaftlichen Literatur, und solches schon in ziemlich früher Zeit. Vor Karl d. Gr. freilich gab es in den Niederlanden wie in Deutschland nur erst vereinzelte Anfänge wissenschaftlichen Lebens, aber der uralte Gewerbfleiß der südl. Niederlande, der Freiheitssinn und die Ausdauer ihrer Bewohner, die günstige Küstenlage des Landes mit seinen gewaltigen Strommündungen, die lebhafte Verbindung mit den bedeutendsten Culturländern, mit Gallien, Britannien, Deutschland, Rom, alle diese Ursachen zusammen bewirkten, daß der von Karl und seinen Genossen gestreute Samen rasch aufging, bekleibte und reiche Frucht trug. Die älteste Schule, und für die nördl. Niederlande auf lange Zeit hin die einzige von Bedeutung, schloß sich an den Bischofssitz zu Utrecht im Friesenlande, und Friesen, von jeher ausgezeichnet durch Körperkraft und geistige Energie, durch sittliche und religiöse Tiefe, durch Freiheitssinn und Festhalten am Einfachen und Natürlichen, waren es vornehmlich, die damals zu den höchsten kirchlichen Würden in Deutschland berufen wurden, besonders wo es galt, neue Mittelpunkte des christl. Lebens zu befestigen, neue Bischofssitze, die Kraft und Beharrlichkeit erforderten. So waren Friesen Ludger, der erste Bischof von Münster, Wibo, der erste Bischof von Osnabrück, Willihad, der erste Bischof von Bremen, Hildegrin, der erste Bischof von Halberstadt, und sie alle verdankten ihre Bildung höchst wahrscheinlich der Schule zu Utrecht, wie auch Kaiser Otto's d. Gr. Bruder, Bruno, Erzbischof von Köln (953—965). Friesen waren endlich auch die beiden Vorläufer der Reformation und des Humanismus, Johann Wessel und Rudolf Agricola.

In den südl. Niederlanden erhoben sich seit Karl d. Gr. und befördert durch Eginhard, der dort reiche Pfründen besaß, wie durch Karl den Kahlen, auf den neben Lothar am meisten des Großvaters wissenschaftlicher Sinn vererbt war, mehrere bedeutende Schulen an den hier schon sehr zahlreichen Bischofssitzen und Klöstern. Eigenthümlich ist ihnen, in durchgreifendem Gegensatze zu den nordniederländischen, die Pflege der Musik und das Festhalten einer strengen und einseitigen theol.-kirchlichen Richtung. Im 9. Jahrh. zeichnete sich unter ihnen vornehmlich aus die Klosterschule zu St.-Amand oder Elno an der Schelde in Flandern, wo Hucbald (gest. 930),

der vermeintliche Verfasser des Ludwigsliedes, die Harmonie begründete, indem er zuerst versuchte, mehrere Stimmen durch fortlaufende Reihen in verschiedenen Intervallen zu führen. Die Kathedralschule St.-Lamberti zu Lüttich, die bedeutendste unter allen im gesammten nordwestl. Deutschland, erhob sich besonders nach der Mitte des 11. Jahrh. unter den Bischöfen Ratherius (953—956), einem fruchtbaren Schriftsteller, Everallus (959—972), Notker (s. d.) und Wako (1042—48). Sie ward eine Pflanzstätte von Lehrern für Frankreich, das ganze Deutschland, ja selbst für die Slawenländer. Hier wirkte auch der Scholasticus Franco von Köln (1066—88), berühmt als Mathematiker und Musiker, dem die Erfindung der Mensuralmusik oder des Taktes zugeschrieben wird. Neben der Kathedralschule blühten zu Lüttich noch die Klosterschulen zu St.-Jakob, St.-Laurentius und St.-Bartholomäus. Ueberhaupt herrschte während des 11. Jahrh. das regste geistige Leben in den südniederländ. Klosterschulen, wie namentlich zu Laubes oder Lobbes in der Diöcese Cambray an der Sambre, zu Audain in den Ardennen, zu Stablo unfern Lüttich und zu Gemblours in Brabant. Im 12. Jahrh. blühten noch die Klosterschulen von St.-Bertin zu St.-Omer und St.-Martin zu Tournay, obschon im allgemeinen um diese Zeit Zucht- und Schulwesen in den meist dem Benedictinerorden angehörenden Klöstern bereits verfallen war. Die Männer einer strengen ascetischen Richtung aber, wie Papst Gregor VII., Abt Desiderius von Monte-Casino und Abt Peter der Ehrwürdige von Cluny, betrachteten die Schulen selbst als eine Hauptursache des Verfalls und schlossen demnach gerade die beiden angesehensten Schulen der Benedictiner, zu Monte-Casino und Cluny, was natürlich nicht ohne empfindliche Rückwirkung auf alle übrigen bleiben konnte. Zum Ersatze hoben sich nun um so mehr die Domschulen, welche überdies auch den Laien zugänglich waren und besonders vom Adel stark besucht wurden. Neben den ältern zu Lüttich und Utrecht wurden jetzt am berühmtesten die zu Mecheln und die zu Doornik; auch als Schriftsteller machte der Bischof Philipp Mouskes (1274—92) zu Doornik sich verdient durch eine in franz. Versen geschriebene Chronik (herausg. von Reiffenberg, 2 Bde., Brüssel 1836—38).

Einen gewaltigen Einfluß übten die Kreuzzüge gerade auf die südl. Niederlande, deren Fürsten an ihnen einen lebendigen, entschiedenen und ausdauernden Antheil nahmen. So geschah es durch ein Zusammenwirken der mächtigsten Ursachen, daß während des 12. Jahrh. das Ritterwesen sich in Südniederland und den angrenzenden franz. Gebieten zur vollsten Blüte erhob, wodurch dann wiederum eine reiche höfische Literatur, epische und namentlich lyrische Dichtkunst, freilich zumeist in franz. Sprache, befördert wurde, die auf die Gestaltung der wenig später erwachenden höfischen deutschen Dichtkunst einen entschiedenen Einfluß ausübte. (S. Deutsche Sprache.) Aber auch die Bürger blieben hinter den Rittern nicht zurück. Reich durch Gewerbe und Handel, stark durch das zusammenhaltende Band der Corporationen, waren sie ihrer Macht sich wohl bewußt und verstanden ihre Freiheit trefflich zu wahren; ein herrliches Denkmal ihres unabhängigen Sinnes und offenen Blicks haben sie in der Literatur sich gesetzt durch den «Reinaert». Auch die Gelehrsamkeit endlich hatte fast ununterbrochen berühmte Vertreter aufzuweisen, wie unter andern den Gualterus a Castellione.

Die vornehmsten ausländischen Bildungsanstalten wurden so stark besucht, daß die Flanderer eine eigene Nation bildeten an der Rechtsschule zu Bologna und ebenso die Flanderer und Brabanter an der Universität zu Paris. Weil aber die Schulen überhaupt bis gegen das 13. Jahrh. sich allein in den Händen der Geistlichen befanden und nur auf gelehrten Unterricht zugeschnitten waren, und weil ferner der Adel die Bürgerlichen auch aus den Klöstern und Stiftern immer mehr verdrängte, ging jetzt aus der Bürgerschaft eine Reaction hervor. Die flandr. Städte zuerst erkämpften sich das Patronatsrecht über die Schulen, und ehelose Leute, zumeist aus dem Handwerkerstande, traten zu besondern religiösen, halb klösterlichen Vereinen zusammen unter dem Namen der Begharden und Beguinen. Diese nun pflogen neben den Andachtsübungen und ihren Handwerken auch einer christl. Liebesthätigkeit, besonders der Krankenpflege und des bis dahin so gut als nicht vorhandenen Elementarschulwesens. In dieser letztern Bestrebung begegneten ihnen die neuentstandenen Bettelorden. Aus gleichen Gründen entstand nach der Mitte des 14. Jahrh. in den nördl. Niederlanden eine ähnliche halb klösterliche Brüderschaft, die aber in ihren Wirkungen auf Religionswesen und Wissenschaft ungleich bedeutender wurde: die Brüder des gemeinsamen Lebens (s. d.). Ihr Stifter, Gerhard Groote (1340—84), arbeitete zunächst darauf hin, echt christl. Gesinnung zu wecken und der Jugend eine rein praktische Bildung zu geben. Er drang besonders auf das Studium und Verständniß der Bibel, und während er alles, was den Menschen nicht besser mache, wie z. B. Mathematik, Rhetorik, Dialektik, von seinem Unterrichte ausschloß, suchte er für die übrigen Disciplinen und für die gesammte Schuleinrichtung eine freiere

Methode zu gewinnen. Seine Bestrebungen fanden den allgemeinsten Beifall; die Brüderschaft wuchs außerordentlich, dehnte sich bald über die gesammten Niederlande und das angrenzende Deutschland aus, und allerorten entstanden Schulen, die ebenso wol für die Bedürfnisse der Armen, für den Elementarunterricht der Knaben und Mädchen aus dem Volke wie für die gelehrte Bildung sorgten. Eine glänzende Reihe der bedeutendsten Gelehrten ging aus den Schulen dieser Brüderschaft hervor, verbreitete die neue Bildung und Methode weithin, verpflanzte das in Italien eben erwachte Studium der classischen Literatur über die Alpen herüber und bahnte der Reformation vorzugsweise die Wege. Vgl. Cramer, «Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden während des Mittelalters» (Stralſ. 1843). Seit dem Reformationszeitalter knüpfte sich auch in den Niederlanden der Fortschritt der Wissenschaften wesentlich an die Universitäten, unter denen die zu Löwen und zu Leyden den obersten Rang behaupteten. Die Universität zu Löwen, gegründet 1425, zeichnete sich aus durch Pflege der classischen Literatur und durch strenge Rechtgläubigkeit und starres Festhalten an den Satzungen der kath. Kirche. Die Universität zu Leyden dagegen, gestiftet in der drangvollsten Zeit (8. Febr. 1575), theilte mit der löwener nur die rege Förderung der classischen Studien, während sie sonst zu ihr im schroffsten Gegensatze stand, als Vertreterin des holländ.-prot. Geistes.

Die Philologie wurde und blieb bestimmender Mittelpunkt für die wissenschaftlichen Studien in den Niederlanden, besonders in deren nördl. Theile, in Holland, der von jetzt ab in wissenschaftlicher wie in anderer Hinsicht den Süden weit überflügelte. Nach den Schülern der Brüder des gemeinen Lebens, von denen Rud. Agricola und Erasmus von Rotterdam die erfolgreichste Wirksamkeit geübt hatten, erwarben neben vielen andern sich bedeutende Verdienste um die Philologie der Grammatiker Clenardus, die Stilisten Hubertus Gifanius und Lävinus Torrentius, der Archäolog Pighius, die Kritiker Nannius, Fruterius, Modius, Pulman, Wilh. und Theod. Canter, Dousa und der gelehrte und scharfsinnige, aber manierirte Archäolog und Kritiker Justus Lipsius; eine festere und methodischere Begründung aber, welche auf lebendige Erkenntniß und Erfassung des Geistes der Alten gerichtet war, gab der Philologie erst der große Scaliger, der 1592 aus Frankreich nach Leyden berufen worden war. Auf der von Scaliger gebrochenen freiern Bahn folgten der vielseitige Gelehrte und Staatsmann Hugo Grotius, der ebenso vielseitig als gründlich gelehrte Gerh. Joh. Vossius, Daniel Heinsius nebst seinem Sohne Nikolaus, Gronovius. Mit Grävius hebt aber bereits die rein compilatorische Richtung und der Verfall des philol. Studiums an, welche in dem handwerksmäßigen geräuschvollen Sammlerfleiße Pet. Burmann's ihren Gipfel erreichte und selbst tüchtigern Geistern, wie einem Arnold Drakenborch, nachtheilig wurde. Um die histor. Kenntniß des Alterthums machten sich verdient der fleißige Sammler Meursius, der grundgelehrte, aber plan- und geschmacklose Vielwisser Salmasius und mit besonnener Kritik Perizonius und Wesseling. Unter dem heilsamen Einflusse der beiden letztgenannten bildeten sich Duker und Oudendorp zu geschätzten Kritikern und Erklärern der alten Schriftsteller, während Schrader als feiner Kenner der Dichtersprache sich auszeichnete. Minder einflußreich war die Thätigkeit Haverkamp's, d'Orville's und van Lennep's. Eine zweite, noch gehaltvollere Glanzperiode begann mit dem ebenso gelehrten als geschmackvollen Hemsterhuis, der die von Bentley aufgestellten streng wissenschaftlichen Grundsätze der Forschung und Bearbeitung in den Niederlanden zur Geltung brachte und in Ruhnken und Valckenaer zwei ausgezeichnete Schüler fand, denen mit gleicher Vortrefflichkeit Ruhnken's Schüler Wyttenbach aus Bern in der Schweiz sich anschloß. Die Auffassungs- und Behandlungsweise dieser vier Männer ist für die Philologie in Holland bis auf diesen Tag im wesentlichen maßgebend geblieben, sogar bis zum Schaden der Wissenschaft, indem man, statt mit den neuern deutschen Philologen (seit F. A. Wolf) die ganze sprachliche wie sachliche Fülle des griech. und röm. Alterthums zu umfassen und zu durchdringen, sogar auf ein engeres Feld zurückgewichen ist und mit einer gewissen Hintansetzung des sachlichen Theils und der lat. Sprache und Literatur sich vorzugsweise auf die sprachliche Behandlung der griech. Schriftwerke beschränkt hat. Aus diesem jüngern Kreise verdienen besondere Hervorhebung van Heusde, Dav. Jak. van Lennep und die leydener Professoren Bake, Geel und Peerlkamp. An der Spitze der jetzigen kritischen Schule steht der geniale Cobet, der besonders als Atticist unübertroffen ist. Unter seinen Schülern nimmt Naber wol die erste Stelle ein. Die Geschichte der moralischen und religiösen Bildung in Griechenland behandelte van Limburg Brouwer (gest. 1847), in der Archäologie leistete Rühmliches Reuvens. — In der lat. Poesie haben sich die Niederländer von alters her mit so großer Vorliebe geübt, daß bereits Peerlkamp («Liber de vita, doctrina ac facultate Nederlandorum qui carmina Latina composuerunt», 2. Aufl., Harl. 1838) 325 solcher Dichter

und Versmacher aufzählt, unter denen sich besonders auszeichneten Johannes Secundus, Lävinus Torrentius, Baudius, Dousa, die beiden Heinsius, Hugo Grotius, Barlaeus, Jan van Broekhuyzen, van Santen, van Bosch, Bosscha, van Lennep und Peerlkamp. — Das Studium der morgenländ. Sprachen und Literaturen erhielt die erste Förderung durch Scaliger und durch den leydener Buchdrucker und Professor Rapheleng. Ausschließlich den orient. Sprachen widmete sich zuerst Scaliger's Schüler Erpenius; ihm folgten Golius und Reland. Gleichzeitig mit der classischen Philologie erhob sich auch die orientalische um die Mitte des 18. Jahrh. zu neuer Blüte durch die Familie Schultens, Vater (Albrecht), Sohn (Joh. Jak.) und Enkel (Heinr. Albr.). Der Vater begründete zuerst ein methodisches Studium auf den wissenschaftlich geführten Nachweis der Verwandtschaft der semit. Sprachen, und alle drei Schultens lieferten treffliche Ausgaben und Erläuterungsschriften. Ihnen folgten mit Auszeichnung, aber meist ebenfalls das Arabische einseitig bevorzugend, Schröder, Scheid, Greeve, ferner der Archäolog Reuvens und besonders Hamaker, denen sich anschlossen Roorda, Weyers, Juynboll, Uylenbroek, Dozy (s. d.) und der namentlich um die ägypt. Alterthümer verdiente Archäolog Leemans. Unter den jüngern niederländ. Orientalisten sind besonders Land, de Goeje und Engelmann hervorzuheben. Die Sprachen des Indischen Archipels fanden während der beiden letzten Jahrzehnte verdiente Pflege, so das Javanische durch Roorda und Cohen Stuart, das Malaiische durch Pijnappel, de Hollander und vor allem durch van der Tuuk (auch das Batta), das Makassarische und Bugi durch Matthes, das Dajak durch Hardeland. Für das Japanische wirkten Siebold und Hoffmann, wogegen für das Studium der altind. und chines. Literatur in den Niederlanden nur wenig geschah.

Die wissenschaftliche Theologie hat, abgesehen von dem philol. Theile, in den Niederlanden seit der Reformation nur geringe Förderung erfahren, obschon auf allen holländ. Universitäten sehr bald prot. Professuren errichtet wurden und die Regierung, mit seltenen und vorübergehenden Ausnahmen, stets einsichtig genug war, der Wissenschaft ihren freien Lauf zu lassen. Weil aber neben dem Lutherthume auch die reform. Lehre sehr bedeutende Ausbreitung fand, und ihre Anhänger sich überdies in strengere Calvinisten und freiere Zwinglianer schieden, auch endlich noch mancherlei Sekten sich geltend zu machen suchten, griff von vornherein eine widerliche und gehässige Streitsucht so wuchernd um sich, daß sie bis nach der Mitte des 18. Jahrh. fast jeden Versuch eines unbefangenen wissenschaftlichen Fortschritts erstickte und den kühnern freimüthigen Forscher zu zeiten sogar mit Gefahr der Freiheit und selbst des Lebens bedrohte. So ward der leydener Professor Jak. Arminius (s. d.) als Verteter der freiern Prädestinationslehre von seinem Collegen Franz Gomar so heftig bekämpft, daß der Streit aufs polit. Gebiet hinüberschlug, die siegenden Gomaristen in der Dordrechter Synode (1618—19) den strengen calvinistischen Lehrbegriff aufs neue durchsetzten und befestigten, die Arminianer (s. d.) oder Remonstranten aber theils vertrieben wurden, theils gefangen gesetzt, wie Hugo Grotius, theils gar auf dem Schaffote endeten, wie Oldenbarneveldt. Ueber dieselbe Prädestinationslehre entbrannte gleich darauf selbst auch in den südl. Niederlanden der heftige Streit der Jansenisten oder der Anhänger des Cornelius Jansen (s. d.). Eine stille und höchst verdienstliche Thätigkeit entfalteten indeß einige Jesuiten (seit 1643), bekannt unter dem Namen der Bollandisten (s. d.), durch die Herausgabe der «Acta Sanctorum». Für die reform. Kirche in Holland gab die Philosophie des Cartesius Veranlassung zu einer neuen, bis tief ins 18. Jahrh. hineinreichenden Spaltung, welche mit dem Streite des cartesianischen leydener Professors Joh. Coccejus und des streng calvinistischen utrechter Professors Gysbert Voet über die Sabbatsfeier und die verbindende Kraft der Zehn Gebote begann. Ebenfalls durch Cartesius zum Selbstdenken angeregt, bekämpfte Balthasar Bekker den verderblichen Wahnglauben an die Gewalt des Teufels auf Erden und die damit zusammenhängenden unmenschlichen Hexenverfolgungen. Eine von der Dordrechter Synode angeordnete Uebersetzung der Bibel aus dem Grundtexte, die sog. Staatenbibel, war 1637 erschienen, auch hatte bereits Hugo Grotius den Weg zu einer unbefangenen, rein philol. Schrifterklärung gezeigt, und Wetstein einer kritischen Ausgabe des Neuen Testaments vorgearbeitet; aber eine freiere und wissenschaftlichere Auffassung der Theologie begann erst gegen Ende des 18. Jahrh. durchzudringen, besonders durch die Bemühungen von H. A. Schultens, van Bloten und dem unter Ernesti's Einflusse stehenden Exegeten und Dogmatiker van Voorst, denen im Laufe unsers Jahrhunderts Borger, van Hengel, Roijaards, Clarisse, Kist, Muntinghe, van der Palm u. a. sich anschlossen. Angeregt durch das kühne Vorschreiten deutscher Forscher, haben in neuerer Zeit einflußreiche Vertreter der Theologie eine kritische Richtung begründet, welche nicht nur im wissenschaftlichen Gebiete, sondern auch darüber hinaus auf die Umgestaltung der kirchlichen Meinungen einen

nachhaltigen Einfluß ausgeübt hat. Als Vertreter dieser Richtung, der «modernen Theologie», wie sie gewöhnlich genannt wird, sowol in der Wissenschaft als in der Kirche, stehen obenan der scharfsinnige Dogmatiker Scholten, Professor zu Leyden, und dessen Amtsgenosse, der ebenso gründliche als besonnene Exeget Kuenen. Die Gegenpartei, deren Anhänger unter dem Namen der Orthodoxen angedeutet zu werden pflegen, zählt unter ihren wissenschaftlichen Verfechtern den utrechter Professor Doedes, ferner Chantepie de la Saussaye und den auch als Kanzelredner bekannten J. J. van Oosterzee, ebenfalls Professor zu Utrecht.

Gering waren die Leistungen der Niederländer von Geburt in der Philosophie, wenngleich die Republik mehrern der eigenthümlichsten, kühnsten und erfolgreichsten Denker, wie Descartes (s. d.), Spinoza (s. d.) und Bayle (s. d.), eine Freistätte gewährte. Auch fehlte es der Philosophie des Cartesius nicht an zahlreichen Anhängern, unter denen besonders Geulinx durch weitere Entwickelung des Systems der gelegenheitlichen Ursachen sich auszeichnete; und der Kampf mit den Gegnern, von denen s'Gravesande (1688—1742) den meisten Scharfsinn zur Widerlegung von Hobbes und Spinoza aufbot, gab mannichfache und lange fortwirkende Anregung, die auch verschiedenen Wissenschaftsgebieten zugute kam; allein die Philosophie selbst ward so wenig gefördert, daß die Professoren zu Leyden sich sogar eine Zeit lang förmlich verpflichten mußten, in ihren Vorträgen weder für noch gegen das System des Cartesius zu sprechen, sondern bei dem Aristotelischen Herkommen zu verharren. Ebenso wurde später das zumeist durch van Hemert eingeführte und verfochtene Kant'sche System weder in seiner vollen Tiefe geltend gemacht, noch gar selbstthätig weiter gefördert oder in seinen Grundfesten erschüttert. Nur die griech. Philosophie fand, gemäß der philol. Grundrichtung, eine sorgsame und ausdauernde Pflege, die sich theils in trefflicher philol. Bearbeitung der Originalwerke äußerte, theils auch vortheilhaft auf eigene Erzeugnisse zurückwirkte, unter denen die Schriften von Hemsterhuis (s. d.) besondere Auszeichnung verdienen, theils endlich sogar zu den wunderlichsten Verirrungen führte, wie van Heusde sogar alles Ernstes die Behauptung aufstellte, daß die Sokratische Philosophie auch den Bedürfnissen der Gegenwart am vorzüglichsten entspreche. Der bedeutendste niederländ. Philosoph der jüngsten Zeist ist Opzoomer. Die Aesthetik wurde bisher nur durch van Alphen in zusammenhängender Darstellung bearbeitet; einzelne ästhetische Fragen erörterten Bellamy, Kantelaar, Feith, Bilderdijk, in neuester Zeit Alberdingk Thijm, Vosmaer u. a.

Desto glänzendere Verdienste erwarben sich die Niederländer um die Mathematik und die verwandten Wissenschaften, besonders im 17. Jahrh. Der leydener Professor Ludolf van Keulen bestimmte die sog. Ludolf'sche Zahl; Snell erfand die trigonometr. Methode der Meridianmessung, entdeckte das Gesetz der Strahlenbrechung und löste mehrere wichtige mathem. Probleme; Stevin begründete die theoretische Statik und förderte wesentlich die Festungs- und Wasserbaukunst; van Schooten ersetzte den Mangel selbständiger Schöpferkraft durch die ausgezeichnete Gewandtheit, mit welcher er die Gedanken anderer aufzufassen, zu entwickeln und fruchtbar zu machen wußte. Vlacq vervollständigte die Logarithmentafeln bedeutend; van Coehoorn war der Erfinder einer neuen Befestigungsmanier. Alle seine Landsleute aber übertraf Huyghens (s. d.), gleich bedeutend als Mathematiker, Astronom und Physiker. Während nun im 17. Jahrh. die Mathematik so allgemein geblüht hatte, daß selbst Männer anderer Berufskreise, wie der große Staatsmann Jan de Witt, sie mit Liebe und bedeutendem Erfolge pflegten, ward sie im 18. Jahrh. nur mäßig vertreten durch s'Gravesande und Hennert. Aus der Schule des letztern gingen hervor der Astronom van Calkoen und van Swinden, der mit Aeneae das neue franz. Maß- und Gewichtssystem begründete und später auch in den Niederlanden einführte. Auch verbesserte van Swinden wesentlich die für sein Vaterland so wichtige Wasserbaukunst, worin Brünings, Conrad, Blanken, Stieltjes, Goudriaan, van der Ken ihm nacheiferten. Nach van Swinden's hochbegabtem Schüler Nieuwland zeichneten sich aus unter den Mathematikern der General Krayenhoff und die Professoren de Gelder, Uylenbroek, Verdam und Bierens de Haan zu Leyden, Labotto zu Delft, Badon Ghijben zu Breda und Garnier zu Gent, unter den Astronomen van Uttenhofe und Gerh. Moll zu Utrecht und Kaiser zu Leyden. Auch dem mathem. Theile der Physik, besonders der Optik und den optischen Instrumenten, widmeten die Niederländer erfolgreiche Thätigkeit. Gegen den Anfang des 17. Jahrh. erfanden sie das Fernrohr und das zusammengesetzte Mikroskop; als Erfinder und erste Verbesserer derselben werden genannt Jansen (um 1590) und Lippershey zu Middelburg, ferner Metius nebst Drebbel aus Alkmaar; dem letztern wird auch, doch nicht mit Sicherheit, die Erfindung des Thermometers zugeschrieben. Hartsoeker, der neben den großen Mathematikern des 17. Jahrh. noch Erwähnung verdient, bewährte sich gleichfalls am meisten in der Verbesserung und Anwendung der optischen Instru-

mente. Im 18. Jahrh. bereicherte Muschenbroek die Wissenschaft durch sinnreiche und fruchtbare Experimente, erfand Cunaeus (1746) die Leydener Flasche, machte der Danziger Fahrenheit zu Amsterdam das Thermometer zu wissenschaftlichem Gebrauche geschickt. Im Laufe des 19. Jahrh. vervollkommneten Cuthberson und van Marum den Bau und die Anwendung der Elektrisirmaschine und der Luftpumpe. Neuerdings hat sich Harting durch seine mikroskopischen Untersuchungen einen Namen erworben. Die Chemie hatte bereits um 1600 van Helmont zu Brüssel mit großem Eifer und Ruhm betrieben, Boerhaave (1668—1738) pflegte sie besonnener und methodischer; gegen Ende des 18. Jahrh. veröffentlichten die unter Lavoisier's (s. d.) Einflusse arbeitenden sog. holländischen Chemiker die Ergebnisse ihrer Untersuchungen hauptsächlich in den «Physiko-chem. Untersuchungen» (3 Bde., Amsterd. 1793). Unter den neuern niederländ. Chemikern ragen hervor Stratingh in Gröningen, van der Boon Mesch in Leyden, von Baumhauer in Haarlem, vor allem aber Mulder (s. d.) in Utrecht.

Von den beschreibenden Naturwissenschaften oder der Naturgeschichte fand die Mineralogie nur sehr geringe Pflege. Nennenswerthes dagegen ward geleistet in der Botanik und Ausgezeichnetes in der Zoologie, zumal auf anatom. Gebiete. Schon im 16. Jahrh. förderten die Botanik durch schätzbare Sammelwerke Matth. de Lobel oder Lobelius, Rembert Dodoens oder Dodonäus und Charles de l'Ecluse oder Clusius. Handel und Colonien lieferten den botan. Gärten der Universitäten, Städte und reicher Privatleute eine Fülle des Materials, aus welcher Linné (s. d.) binnen zwei Jahren (1735—37) seine größten Werke schuf. Auch die Niederländer selbst gaben manchen schätzenswerthen Beitrag zur beschreibenden und systematischen Botanik, besonders für die außereurop. Flora. Unter den neuern Forschern zeichneten sich aus der vielseitige Brugmans, Reinwardt, Kops, de Vriese, Miquel und Oudemans. — Die Zoologie anlangend, hatten schon im 17. Jahrh. Swammerdam und Leeuwenhoek schätzenswerthe Monographien geliefert und der letztere namentlich durch mikroskopische Untersuchungen sich ausgezeichnet; im Zusammenhange aber ward die Wissenschaft erst spät bearbeitet, wie auch die leydener Universität erst 1773 in van Verkhey den ersten Professor der Naturgeschichte und Director des Zoologischen Museums erhielt. Letzteres gelangte jedoch bald zu ausgezeichneter Bedeutung und lieferte in neuester Zeit dem Zoologen van der Hoeven und den Ornithologen Temminck und Schlegel eine vorzügliche Grundlage zu ihren trefflichen Arbeiten. Der jüngsten Zeit gehören die ichthyologischen Arbeiten Bleeker's an.

Ein Niederländer, Vesalius (s. d.), ward der Schöpfer der wahren Anatomie. Noch in demselben Jahrhundert versuchte der Friese Volcher Koyter sich bereits in der vergleichenden Anatomie. In der Mitte des folgenden beginnt die lange und glänzende Reihe der holländ. Anatomen mit Ruysch und Swammerdam zu Amsterdam, denen die Wissenschaft außer zahlreichen anatom. und zootom. Entdeckungen die erste zweckmäßige Injectionsmethode verdankt, während gleichzeitig Leeuwenhoek sich als Meister der mikroskopischen Beobachtung bewies und Ant. Nuck (gest. 1692) die Reihe der leydener Anatomen eröffnete. Seine Nachfolger waren Bidlo und Rau. Albinus, einer der gelehrtesten und genauesten Anatomen, gab mehrere große Kupferwerke heraus, während Camper, zugleich verdient um Chirurgie, Entbindungskunst und gerichtliche Medicin, sowol die vergleichende Zergliederungskunst als auch die Anwendung der Anatomie zu Zwecken der Aesthetik wesentlich förderte. Im 18. Jahrh. zeichneten ferner sich aus: Bonn, Ed. Sandifort, der Vater, der besonders die pathol. Anatomie erfolgreich pflegte; im 19. Jahrh. Gerard Sandifort, der Sohn, und Z. Halbertsma zu Leyden, Vrolik, Vater und Sohn, zu Amsterdam, Sebastian zu Gröningen, Bleuland zu Utrecht und ebendaselbst Schröder van der Kolk, zugleich bedeutend als Patholog und als Begründer des Irrenheilwesens in den Niederlanden. In der Physiologie behauptet der namentlich als Ophthalmolog berühmte utrechter Professor Donders den ersten Rang. Die Chirurgie und die Entbindungskunst litten in Holland wie in Deutschland lange unter dem Drucke des Vorurtheils, welches beiden Künsten, indem es sie Bartscherern und Weibern überließ, geziemende Standesehre versagte; sogar in Leyden ward für sie erst 1790 eine besondere Professur errichtet. Neben den bereits genannten Anatomen werden aus älterer Zeit van Horne und Tulpius, aus neuerer van Geescher und Mulder gerühmt. In neuerer Zeit machte die so überlegene franz. Chirurgie einen bedeutenden Einfluß geltend. Als Hauptvertreter des iatrochemischen Systems der Medicin waren gefeiert van Helmont und de la Boe-Sylvius. Boerhaave (s. d.) zu Leyden, dessen Ruf weit über Europas Grenzen hinaus drang, ward der Reformator der Medicin und zeichnete sich auch als Lehrer und Forscher in Chemie und Botanik aus; van Swieten war neben Haller der bedeutendste seiner Schüler. Boerhaave's Ansichten blieben maßgebend für die Spätern, unter

denen hervorragen: Gaub, van Doeveren, Paradys, Bernard, Pruys van der Hoeven und Broers zu Leyden, Thomassen a Thuessink in Gröningen, van Maanen in Amsterdam, Bleuland und Schröder van der Kolk in Utrecht. Die gegen Anfang dieses Jahrhunderts ausgeführte Reform des Hospital- und Medicinalwesens wie der Pharmacie erfolgte wesentlich unter dem Einflusse von Brugmans, einem ausgezeichneten Arzte und Naturforscher, dem alle Zweige der Naturwissenschaften in seinem Vaterlande Anregung und Förderung verdanken.

Frühzeitig schon erhob sich das Studium der Rechtswissenschaft in den südl. Provinzen. Noch zur alten scholastischen Schule der Bartolisten gehörte Everard aus Middelburg; der reformirenden französischen aber schlossen sich an die berühmten Namen Viglius ab Aytta de Zuilichem, Gabr. Mudaeus (van der Muyden), Cortius (de Corte), Josse de Damhoudere, Elbertus Leoninus (Alb. de Leuw), Hopper aus Friesland, Peckius, Raewardus (Reyvaert) und Agylaeus, denen in den nördl. Provinzen nachfolgten: Vinnius, Ant. Mattheus aus Hessen nebst seinem gleichnamigen Neffen, ferner Paul Voet, der Friese Huber und Böckelmann aus Steinfurt, der die Sitte der Compendien aus Deutschland nach Leyden verpflanzte. Auch einige der ersten und einflußreichsten Verbesserer der Rechtsstudien in Deutschland stammten aus den südl. Niederlanden, die sie aus confessionellen Gründen verlassen hatten: Obertus Giphanius (Hubert van Giffen) aus Buren in Geldern, und Matthias de Wesembeeck aus Antwerpen, nebst seinem Neffen Peter de Wesembeeck. Als nach der Mitte des 17. Jahrh. der Glanz der franz. Schule erblich, entfaltete die nordniederländische ihre höchste Blüte. Unterstützt durch eine gründliche Philologie, durch einen betriebsamen Buchhandel und durch den Reichthum des Landes, förderten die holländ. Juristen neben der Rechtsgeschichte namentlich die Exegese und die Praxis und lieferten auch treffliche Ausgaben von den Schriften berühmter Juristen des eigenen und des Auslandes. Als Juristen ersten Rangs stehen an der Spitze dieser Schule: Joh. Voet, Noodt nebst seinem scharfsinnigen Gegner van Bynkershoek, und diese noch überragend: Schulting. Van der Keessel und Cras hatten sich wiederum zu Schulhäuptern erhoben, jener durch die logische Schärfe seiner Methode, dieser durch seine freiere und philosophischere Auffassungsweise. Jenem schlossen sich an: Tydemann, der Sohn, van Twist und Nieuwenhuis; diesem Meyer und der angesehenste unter den Rechtslehrern jüngerer Zeit, Kemper. Alle bisher Genannten hatten das röm. Recht zum Mittelpunkte ihrer Thätigkeit gemacht, aber schon vor ihnen waren die alten german. Gewohnheitsrechte einzelner Landstriche aufgezeichnet, war durch Phil. Wielant aus Gent in seinem «Tractaet van de leenregten van Vlaendern» die erste Sammlung solcher Rechte veranstaltet und für den praktischen Gebrauch bearbeitet worden. Als nun die südl. Provinzen zumeist auf Antrieb Karl's V. und Philipp's II., die nördlichen darauf aus eigener Bewegung ihre sämmtlichen heimischen Particularrechte aufzeichneten und theils einfach bestätigten, theils reformirten, machte sich das praktische Bedürfniß einer Uebersicht und Ergänzung derselben fühlbar. Zu diesem Zwecke schrieb Hugo Grotius im löwesteinschen Kerker seine «Inleiding tot de Hollandsche regtsgeleerdheid», das erste Handbuch des positiven einheimischen Landrechts, welches oft commentirt wurde und bis zum 19. Jahrh. als Leitfaden im Gebrauch blieb. Eine selbständige gelehrte Behandlung ward dem vaterländischen Landrechte freilich nur spärlich zutheil, auch fand es erst spät Aufnahme in den Kreis der Universitätsvorträge; doch ward es fortwährend berücksichtigt bei Gelegenheit des röm. Rechts, welches in der Praxis als subsidiarisches galt. Wiederum Hugo Grotius ward der Begründer des mit der Republik aufwachsenden Natur-, Staats- und Völkerrechts. In den Kreis der Universitätsvorlesungen führten das Staatsrecht gegen Ende des 17. Jahrh. ein Barbeyrac, Pestel, Kluit und Luzac. Unter den Staatsrechtslehrern der neuern Zeit nimmt Thorbecke (s. d.) den ersten Rang ein. Neben ihm sind zu nennen: de Bosch Kemper in Amsterdam, Vreede in Utrecht und Buys in Leyden. Die Universität in Löwen war seit ihrer Gründung ein Hauptsitz des Kirchenrechts und besaß in van Espen den größten Kanonisten der neuern Zeit. Sein bedeutendster Nachfolger war de Plat. Endlich hat in neuester Zeit auch die histor. Behandlung des alten einheimischen Rechts begonnen und sind hier mit besonderer Auszeichnung zu nennen Noordewier und Britz. Auf dem Gebiet der Staatswissenschaften haben die Niederländer wenig von Erheblichkeit geleistet; zu nennen sind nur etwa Hugo Grotius, Luzac und Graf van Hogendorp. Neuerdings haben sich de Bruin Kops und Vissering als Nationalökonomen verdient gemacht.

Der polit. Beredsamkeit gebrach in den Zeiten der alten Republik vor allem die Lebensluft der Oeffentlichkeit. Erst als diese geboten war (1795), konnten Stijl, Schimmelpenninck und Kantelaar sich hervorthun und später in den Versammlungen der Generalstaaten an Kemper, van Hogendorp, van Alphen, Collot d'Escury van Heinenoord, Thorbecke u. a. Nachfolger finden.

Noch minder gedieh, von beengenden Formen niedergehalten, die gerichtliche Beredsamkeit; nur Noordkerk zeichnete sich rühmlich aus. Selbst die Kanzelberedsamkeit, unter gleichen Widerwärtigkeiten hinsiechend wie die Theologie, ward erst durch van der Palm veredelt und zur Vollendung geführt, worin van der Roest, Kist und Borger sowie in neuester Zeit Des Amorie van der Hoeven, van Oosterzee und der Dichter Ten Kate ihm rühmlich nacheiferten.

Die Geschichtschreibung fand in den Niederlanden eifrige, aber einseitige und fast ausschließlich auf die Heimat beschränkte Pflege. Fleiß, Besonnenheit, ehrenhafte Gesinnung läßt sie sehr selten, Tiefe der Auffassung, Harmonie der Composition, Gedrungenheit des Ausdrucks desto häufiger vermissen. Kaum hat eins ihrer Werke auch im Auslande einen größern Leserkreis gewonnen. Der Chronik entwuchs sie mit den Freiheitskriegen. Noch dem Uebergangszeitraume gehören an in den südl. Provinzen die umfänglichen Werke von Aubertus Miräus (La Mire), Sanders, Butkens, Pontus de Heuter (Heuterus, 1535—1602), van der Haer (Haraeus, gest. 1632) und noch einige ähnliche, sämmtlich vom kath. oder auch span. Standpunkte aus geschrieben, gelehrt und dem Forscher um des Stoffs willen noch unentbehrlich, aber mangelhaft in Kritik und Stil. Höher schon erhebt sich auf derselben Seite durch Unparteilichkeit und gewandtere Darstellung Burgundius. In den nördl. Provinzen gingen drei bedeutende Sammler vorauf: Bor, van Meteren und van Reyd. Auf diese Vorarbeiten und eigene Erkundigung baute Hooft seine «Nederlandsche historien» (1642), reichend von 1555—84, ein noch jetzt wegen seines Gehalts und seiner reinen, gedrungenen Sprache bewundertes und als classisch geltendes Werk. Diesem zunächst stehen des Hugo Grotius «Annales et historiae de rebus Belgicis» (1657) und die histor. Werke des bedeutendsten Geschichtsforschers der Friesen, Ubbo Emmius. In weicherm und gefälligerm, aber auch breiterm Stile als Hooft schrieb dann Brandt eine mittelmäßige Geschichte der niederländ. Reformation (4 Bde., 1671), eine gepriesene Lebensbeschreibung des Admirals de Ruyter (1680) und zwei minder sorgfältig stilisirte ausführliche Biographien von Hooft und Vondel. Nach ihm verdiente durch ein halbes Jahrhundert wiederum niemand den Namen eines Geschichtschreibers. Valckenier's «Verwirrtes Europa» erzählt in breitester Ausführlichkeit die Ereignisse der wichtigen J. 1672—74, und der fleißige und sorgsame, aber geschmacklose Friese Lieuwe van Aitzema füllte mit der Beschreibung des freilich glänzenden Zeitraums von 1621—68 gar 14 Quartanten. Ebenfalls nur Sammler waren van Loon, der Begründer der niederländ. Münzkunde, und van Mieris. Selbständiger Forschung entbehrt die niederländ. Geschichte des einseitig protestantischen und anderweitig besonders um den gelehrten Journalismus mehr verdienten Jean Le Clercq (Clericus), welche sein Sohn Peter bis 1751 fortsetzte. In diese Zeit fallen auch zahlreiche und sehr ausführliche Beschreibungen und Geschichten der bedeutendern niederländ. Städte. Erst Wagenaar lieferte wiederum ein achtungswerthes Geschichtswerk, welches höher steht als das des gleichzeitigen katholischen und unter österr. Einflusse schreibenden Belgiers van der Vynckt. An Tiefe, Bündigkeit und Kraft ward jedoch auch Wagenaar weit übertroffen durch Stijl, der zuerst mit Glück eine philos. Behandlung der Geschichte versuchte. Einzelne Abschnitte der vaterländischen Geschichte bearbeiteten ferner mit Kenntniß und Geschick te Water, Meermann, Engelbert und Scheltema. Kluit schrieb außer der gelehrten «Historia critica comitatus Hollandiae et Selandiae» (4 Bde., 1777) auch eine tief in die innern Verhältnisse dringende «Historie der Hollandsche staatsregering» (5 Bde., 1802—5). Van Kampen erzählte die vaterländische Geschichte in gefälliger Form, Bilderdijk beschrieb sie einseitig, aristokratisch, aber kräftig und selbständig. Inzwischen hatte der Reichsarchivar H. van Wijn durch seine gründlichen kritischen Forschungen über die verschiedenen Kreise des mittelalterlichen Lebens einen neuen und sehr nachhaltig wirkenden Anstoß gegeben, welcher unter anderm auch in den mehrfachen seitdem erschienenen Urkundensammlungen und auf Urkundenforschung gestützten Werken eines de Jonge, Nijhoff, van den Bergh u. a. deutlich zu Tage tritt, unter denen Groen van Prinsterer's «Archives, ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau» (8 Bde., Leyd. 1835—47; 2. Aufl. 1841 fg.) sowie die Arbeiten des Reichsarchivars Bakhuyzen van den Brink (gest. 1865) und Fruin's besondere Hervorhebung verdienen. Endlich fanden auch die histor. Hülfswissenschaften wiederum geeignete Vertreter, wie die Münzkunde in van der Chijs, sodaß gegenwärtig in Holland fast alle Zeiten und Richtungen der vaterländischen Geschichte in den Kreis der Forschung gezogen sind und größtentheils monographisch mit Erfolg bearbeitet werden. Für die auswärtige, die Kirchen- und Universalgeschichte dagegen ist bis auf diesen Tag nur Mäßiges geleistet worden, abgesehen von demjenigen, was mit den philol. Studien in engem Zusammenhange steht. Der franz. Flüchtling Basnage schrieb eine «Histoire des Juifs depuis Jésus-Christ» (15 Bde., Haag 1716),

Stuart eine röm. Geschichte bis auf Konstantin d. Gr. (30 Bde., Utrecht und Amsterd. 1792 fg.), Ypebrand van Hamelsveld eine von Ypey fortgesetzte allgemeine Kirchengeschichte (26 Bde., Harl. 1799—1816), und die Professoren Kist und Royaards begründeten 1829 eine gehaltvolle kirchenhistor. Zeitschrift («Archief voor kerkelyke geschiedenis»). In neuerer Zeit hat sich Moll in Amsterdam als trefflicher Kirchenhistoriker bekundet.

Um die Geographie haben sich die Niederländer verdient gemacht theils durch Verbesserung der Hülfsmittel, theils auch durch Erweiterung der Länderkunde, welche meist mit ihren Seeunternehmungen, besonders in Beziehung auf Hinterasien im engsten Zusammenhange stand. Namentlich verdankt man ihnen die ersten zweckmäßigen Landkarten, besonders durch Mercator, Ortelius und während des 17. Jahrh. durch die Familie Blaeu. Seitdem freilich blieben, mit geringen Ausnahmen, die Niederländer auf diesem Felde hinter den Nachbarvölkern zurück. Dagegen ward Cluver aus Danzig durch die Universität zu Leyden in den Stand gesetzt, den ersten Versuch einer systematischen Behandlung der histor.-polit. Geographie zu liefern und zugleich den Grund für die alte classische Geographie zu legen, wie später Reland die Geographie von Palästina erschloß. In neuerer Zeit sind jedoch wichtige Arbeiten für die geodätische und geolog. (durch Staring) Kartographie des Landes sowie über den Indischen Archipel (die Werke Junghuhn's, Melvil van Karnbee's Atlas) veröffentlicht worden.

Nicht geringen Fleiß haben die Niederländer verwendet auf Biographie und Literaturgeschichte und sowol in bio-bibliographischen Sammelwerken als in zusammenhängender Darstellung Tüchtiges geleistet. Schon Vossius lieferte ebenso gelehrte und umfassende als gesunde Werke, und in neuerer Zeit versuchte Saxe sogar beinahe die gesammte Literatur in einem noch immer werthvollen Lexikon zu begreifen («Onomasticon literarium», 8 Bde., Utr. 1775—1803). Auf die Heimat dagegen beschränkten sich Andreas («Bibliotheca Belgica», Löwen 1623—43), Sweerts («Athenae Belgicae», Antw. 1628), Foppens («Bibliotheca Belgica», 2 Bde., Brüss. 1739), Paquot («Mémoires pour servir à l'histoire littéraire des XVII provinces des Pays-Bas», 3 Bde., Löwen 1763), Witsen Geysbeek («Biographisch en critisch woordenboek der Nederlandsche dichters», 6 Bde., Amsterd. 1821—27), van der Aa («Nieuw biographisch en critisch woordenboek van Nederlandsche dichters», 3 Bde., Amsterd. 1844, nebst dem trefflichen «Biographisch woordenboek der Nederlanden», Bd. 1—11, Haarl. 1852—67), Kobus und de Rivecourt («Biographisch woordenboek der Nederlanden», Zütphen 1852) u. a. In zusammenhängender Erzählung behandelten die vaterländische Literaturgeschichte van Vries («Proeve eener geschiedenis der Nederlandsche dichtkunde», 2 Bde., Amsterd. 1810), Willems («Verhandling over de Nederduytsche taelen letterkunde», 2 Bde., Amsterd. 1819—24), van Kampen («Beknopte geschiedenis der letteren en wetenschappen in de Nederlanden», 3 Bde., Haag 1821—26), Collet d'Escury («Hollands roem in kunsten en wetenschappen», 7 Bde., Amsterd. 1824—44), Siegenbeek («Beknopte geschiedenis der Nederlandsche letterkunde», Harl. 1826), Kuypers, Hofdijk (4. Aufl., 1863), Mulder, Vischer u. s. w. Von ausländischen Beiträgen zur niederländ. Literaturgeschichte verdienen noch besondere Erwähnung Mone's «Uebersicht der niederländ. Volksliteratur älterer Zeit» (Tüb. 1838) und Hoffmann's von Fallersleben «Uebersicht der mittelniederländ. Dichtung» (2. Aufl., Hannov. 1857). Auch über die Geschichte der Buchdruckerkunst und der ältesten Drucke stellten die Niederländer höchst verdienstliche Forschungen an, großentheils veranlaßt durch die Behauptung, daß Laurens Coster zu Harlem die Buchdruckerkunst erfunden habe. Anlangend die eigenen ausgezeichneten Verdienste niederländ. Drucker und Verleger um Wissenschaft und Literatur, genügt es, an die weltbekannten Namen der Familien Plantin, Elzevier und Luchtmans zu erinnern. Weniger auf den Fortschritt als auf Verbreitung und Popularisirung der Wissenschaft und Literatur wirkten die in den Niederlanden und besonders in Holland ungemein zahlreichen gelehrten Gesellschaften. Höchst wichtig dagegen wurden die vielen bändereichen und ausgesuchten, theils von Staats wegen, theils von Privatleuten angelegten Bibliotheken, unter denen zur fast vollständigen Uebersicht des Gesammtbestandes der niederländ. Literatur und insonderheit der Nationalliteratur vorzüglich die Bibliothek der leydener Gesellschaft für niederländ. Sprache und Literatur und die in die königl. Bibliothek zu Brüssel übergegangene Hulthem'sche Sammlung das Material darbieten. Vgl. «Catalogus van de Bibliothek der Nederlandsche letterkunde te Leyden» (3 Bde., Leyd. 1847—49, nebst Supplementen); «Bibliotheca Hulthemiana» (6 Bde., Gent 1836—38).

Nur vom 12. Jahrh. abwärts können wir die schöne Literatur oder die Nationalliteratur der Niederländer ohne Unterbrechung verfolgen; denn zwischen den karolingischen Psalmen und

den ersten Erzeugnissen des Mittelniederländischen liegt eine Kluft von mehr als drei Jahrhunderten. Um die Mitte des 12. Jahrh. aber begann zunächst eine bis tief ins 13. Jahrh. hinabreichende Reihe höfischer Epopöen, welche meist dem karolingischen Sagenkreise, theils auch jenem von Artur, oder dem classischen, theils endlich andern kleinern Gruppen angehören. Mit wenigen Ausnahmen sind sie franz. Quellen entnommen und nicht selbständig umgearbeitet, sondern nur übersetzt, anfangs genauer, später etwas freier, und schon deshalb durchschnittlich von sehr mäßigem dichterischen Werthe. Ueberdies hat sich auch nur ein Theil derselben vollständig erhalten, die übrigen sind theils nur in Bruchstücken vorhanden, theils gänzlich untergegangen. Zu den bedeutendern unter ihnen gehören der «Roman van Lancelot» (herausg. von Jonckbloet, Haag 1846), «Carel ende Elegast» (herausg. von Jonckbloet, Amsterd. 1859), der «Roman der Lorreinen», «Roman van Karel den Grooten» (Bruchstücke, herausg. von Jonckbloet, Leyd. 1844), «Walewein» (gedichtet von Penninc und Pieter Vostaert, herausg. von Jonckbloet, 2 Bde., Leyd. 1846—48), «Fergunt» (herausg. von Visscher, Utr. 1838), die liebliche Erzählung von «Floris en Blancefloer» (gedichtet von Diederic van Assenede, herausg. von Hoffmann von Fallersleben in dessen «Horae Belgicae», Bd. 3, 1836), «Partenopeus» (herausg. von Maßmann, Berl. 1847). Diese alle aber werden bei weitem übertroffen durch den «Reinaert». (S. Reineke Fuchs.) Mit der Blüte des Ritterthums welkten auch jene Epopöen hin, und es ist eine seltene Ausnahme, wenn uns im «Roman van Limborch» (herausg. von van den Bergh, Leyd. 1848) ein Ritterroman aus dem 14. Jahrh. begegnet. An ihre Stelle trat, den Bedürfnissen und Neigungen des aufstrebenden Bürgerstaats entsprechend, eine andere Dichtungsart, die, meist aus lat. Quelle schöpfend, oder auch selbständig gestaltend, mit ausgesprochener Absicht überwiegend einen lehrhaften Zweck verfolgte. Ihr Hauptvertreter in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. ist Jakob van Maerlant (s. d.). Schon in seinen frühesten, noch zu jener ältern höfischen Gattung gehörenden Erzeugnissen, den beiden Epopöen vom Trojanischen Kriege und von Alexander, bemüht er sich, das Thatsächliche, Historische von den bloßen Spielen der Phantasie abzuscheiden; später lieferte er nur theils Erzählungen von rein geschichtlicher Geltung, theils entschiedene Lehrgedichte. Ihm schließt sich unmittelbar an der bedeutendste Dichter des 14. Jahrh., Jan Boendale, genannt Jan de Clerc, Schreiber (clerc) der Schöffen zu Antwerpen (geb. um 1280, gest. 1351), welcher zwei Reimchroniken verfaßte, die «Brabantsche Yeesten» (herausg. von Willems, 2 Bde., 1839—43) und «Van den derden Edewaerd»; ferner zwei Lehrgedichte, «Der Leken spieghel» (1325—30; herausg. von de Vries, 3 Bde., Leyd. 1844—48) und «Jans Teesteye» (1331; herausg. von Snellaert 1867). In letztern beiden Gedichten erreichte die Didaktik ihren Gipfel. Außerdem verdienen noch einige andere geschichtliche Gedichte besonders hervorgehoben zu werden: Lodewyk van Velthem's Chronik (herausg. von Lelong 1737), des Brabanters Jan van Heelu «Beschreibung der Schlacht von Woeringen» (herausg. von Willems 1836; dazu van Wyn's «Aantekeningen», 1840), der «Grimbergsche oorlog» (herausg. von Blommaert, Gent 1852), Melis (Aemilius) Stoke's wichtige Chronik von Holland (um 1305; herausg. von Huydecoper, 3 Bde., Leyd. 1772) und eine bis ins 15. Jahrh. reichende «Reimchronik von Flandern» (herausg. von Kausler, Tüb. 1840). Unter den übrigen Lehrgedichten sind die bedeutendsten: der «Cato» (herausg. von Jonckbloet, Leyd. 1846) und das (von einigen dem Boendale zugeschriebene) «Dietsche Doctrinale» vom J. 1345 (herausg. von Jonckbloet, Haag 1842); unter den Legenden der «Theophilus» (herausg. von Blommaert, Gent 1836; 1850), der «Brandan» (herausg. von Blommaert, Gent 1838; 1841) und das zarte Gedicht «Beatrijs» (herausg. von Jonckbloet, Amsterd. 1859). Ueberhaupt ist die hagiographische Literatur sehr reich vertreten. Von den legendenartigen Lebensbeschreibungen sind noch zu nennen: «Das Leben des Sanct-Amand», der «Sanct-Christian», «Sanct-Lutgardis» und die in limburger Mundart abgefaßte «Sanct-Servatius-Legende» von Heinrich von Veldecke (herausg. von Bormans, Mastr. 1858). Zu dieser Gattung von Dichtungen gehört auch «Van den levene ons Heren» (herausg. von Vermeulen, Utrecht 1843). Die Lyrik hat nur wenige Proben und keinen bedeutenden Vertreter aufzuweisen. Erheblicher sind die Erzeugnisse des Dramas, dessen Anfänge ebenfalls in diese Zeit fallen und sich bereits durch verhältnißmäßige Freiheit von den Fesseln der Kirche und keckes Eingreifen ins frische Leben der Gegenwart auszeichnen. Vgl. «Altniederländ. Schaubühne» in Hoffmann's von Fallersleben «Horae Belgicae» (Bd. 6) und «Een cluyte van Glayerwater» (herausg. von Mertens, Antw. 1838).

Um die Mitte des 14. Jahrh. bildete sich die niederländ. Prosa aus, deren Meister der be-

rühmte Mystiker Ruysbroek (s. d.) war. Dagegen begann die Lehrdichtung zu ermatten, und an die Stelle der langathmigen Reimchroniken, Sittenspiegel und wissenschaftlichen Abhandlungen traten kürzere, oft improvisirte Gedichte, welche gern beides, Erzählung und Sittenlehre, zu vereinigen suchten. Ueberhaupt gewann von jetzt ab, zum großen Schaden der Literatur, der bis auf die neueste Zeit eingehaltene Grundsatz feste Geltung, von jeder Dichtung einen moralischen Zweck zu fordern. Die Dichter, welche diese neue Gattung pflegten und, gleich den ihnen nahe verwandten deutschen Spruchsprechern, oft ein Wanderleben führten, nannte man Sprekers; den größten Ruhm unter ihnen erlangte der am Hofe der Grafen von Holland verkehrende Willem van Hildegaersberch (um 1350—1400), von dessen Gedichten nur erst Weniges und Verstreutes gedruckt ist. Allgemach hatte sich nun auch die Kluft zwischen Adel- und Bürgerstand erheblich vermindert, sodaß der bedeutendste Dichter des 15. Jahrh., Dirc Potter (gest. 1428), ein Mann aus den höhern Kreisen, wiederum ein größeres höfisches Werk zur Unterhaltung der vornehmen Gesellschaft auf jener bürgerlichen Grundlage der Spruchdichtung erbauen konnte („Der Minnen loep", herausg. von Leendertz, 2 Bde., Leyd. 1845—47), in dem er eine Reihe von Liebesgeschichten abwechselnd mit Moralisationen zu einem nicht ungeschickten Ganzen verwob. Ja sogar persönlich reichten sich bald beide Stände die Hand zur Verfolgung gemeinsamer literarischer Zwecke in den Kammern der Rederijker, also benannt nach dem französischen Rhétoricien, was in dieser Zeit einen Dichter bedeutete. Diese Kammern der Rederijker, welche um den Anfang des 15. Jahrh. wol sicher unter franz. Einflusse entstanden waren und zu den ursprünglichen geistlichen bald eine weit überwiegende und bis zu den höchsten Ständen hinaufreichende Anzahl weltlicher Mitglieder gewannen, waren poetische Vereine, die an bestimmten Zeiten und Orten sich versammelten zu poetischen Uebungen und Vorträgen, besonders aber zur Ausarbeitung und Aufführung von Schauspielen. Auch mehrere solcher Kammern traten nicht selten, nach Art unserer Liedertafeln, zur Feier größerer Feste zusammen, wobei dann in Aufzügen und Schaustellungen eine glänzende Pracht entfaltet wurde. Der dichterische Gehalt ihrer Erzeugnisse ist durchgehends sehr gering; dennoch wurden sie von Bedeutung für die Literatur, weil sie patriotischen Sinn pflegten, durch ihre Schauspiele unmittelbar auf das Volk wirkten und sich selbst in die polit. Angelegenheiten mischten, wie in die Kämpfe der Hoeks und der Kabeljaus und in die Reformationsbewegungen. Darum wurden sie auch im 16. Jahrh., zur Zeit ihrer höchsten Blüte, von der span. Regierung in den südl. Provinzen unterdrückt, fanden dagegen in den nördlichen desto freundlichere Aufnahme, bis sie auch dort allmählich, zurückbleibend hinter der Zeit, im Laufe des 17. Jahrh. ihr Ansehen verloren und endlich im 18. gänzlich erloschen.

Einer dieser Kammern jedoch war es beschieden, die glänzendste und gehaltvollste Erhebung der vaterländischen Literatur aus ihrer Mitte hervorgehen zu sehen. Gegen Ende des 16. Jahrh. nämlich wanderten Bildung, Freiheit und Wohlfahrt aus den südl. Provinzen nach den nördlichen. Antwerpener Kaufleute namentlich übersiedelten mit ihren Kapitalien und Handelsverbindungen nach Amsterdam, und die bedeutendsten Männer dieser nun so herrlich aufblühenden Stadt suchten und fanden ohne Unterschied des Standes und des Glaubens einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt der Erholung und geistigen Genusses in der Rederijkerkammer in liefde bloeijende (in Liebe blühend). Die bereits genannten Filips van Marnix, Coornhert und seine beiden Freunde, die Kaufleute Roemer Visscher und Hendrik Laurenszoon Spiegel, waren es vornehmlich, welche zuerst den Bemühungen dieser Kammer um die Läuterung der unter der burgund. Herrschaft stark verwelschten Sprache einen festen Halt gaben, indem sie theils die ersten brauchbaren grammatischen Schriften abfaßten, theils in ihren eigenen prosaischen und poetischen Erzeugnissen Muster aufstellten, welche alles seit dem Mittelalter Vorhandene übertrafen. Doch sie selbst wurden alsbald wiederum übertroffen durch die ebenfalls unter sich befreundeten und in derselben Kammer verkehrenden drei originalsten niederländ. Dichter, durch Hooft, Vondel und Huyghens, welche die vaterländische Literatur fast plötzlich zum höchsten Gipfel erhoben. Pieter Corneliszoon Hooft (1581—1647), mit der vollen classischen Bildung seiner Zeit ausgerüstet, lernte Wohllaut und Formvollendung in Italien kennen und schätzen. Es gelang ihm, sie auch selbst zu erreichen und in den eigenen Schöpfungen mit geistreichem, gedankenvollem Inhalte so glücklich zu verbinden, daß er der vaterländischen Literatur einen ebenso mächtigen Ruck gab, wie Dante, Corneille und Klopstock der ihrigen, ja mächtiger noch, sofern er Poesie und Prosa zu gleichem Adel erhob. Sein Stil ist geistreich, fließend, wohllautend und doch kräftig, gleich geschickt für das Erhabene wie für das Zärtliche, nur selten gesucht (nach Marini's Manier), jedoch im Lustspiele niedrig und selbst ans Gemeine streifend. Er schrieb Liebes- und andere Gedichte, im spätern Alter histor. Prosa mit höchster Meisterschaft, Dramen mit geringerer.

Joost van den Vondel (1587—1679) übertraf Hooft an poetischer Begabung, entbehrte aber einer gelehrten Vorbildung, deren Mangel spätere Studien ihm nicht ganz ersetzen konnten, und hatte lebenslang mit Armuth zu kämpfen. Er leistete das Höchste, was die niederländ. Literatur überhaupt aufweisen kann, im Drama und der Satire, Vorzügliches in allen übrigen Gattungen, mit Ausnahme des Epos; er übertraf alle andern Dichter an Vielseitigkeit, Kraft, Erhabenheit, Gedankenfülle und Gefühlstiefe, wich nur Hooft an Annuth; doch sind seine Dramen mangelhaft in Composition und Dialog und arm an Handlung. Konstantin Huyghens (des Mathematikers Vater, 1596—1686), auf dessen Bildung und Schriftstellerei die Kenntniß aller bedeutendern lebenden Sprachen und Literaturen fühlbaren Einfluß übte, verfiel in seinen lyrischen, beschreibend-lehrhaften und satirischen Gedichten durch das Streben nach gehaltvoller Gedrungenheit nicht selten ins Gesuchte, Schwerfällige und Dunkle. Im Gegensatze zu diesen drei amsterdamer Meistern wollte Jak. Cats (1577—1660) zu Dordrecht nicht für ein ausgesuchtes, sondern für das große Publikum schreiben und erreichte durch eine fließende und mit sorgfältiger Vermeidung aller Höhen und Tiefen im Bereiche des täglichen Lebens und strenger Sittlichkeit verharrende Darstellung seinen Zweck so vollkommen, daß «Het boek van Vader Cats» länger als ein Jahrhundert bei allen ehrsamen Bürgersleuten als zweites Hausbuch nächst der Bibel galt. In Allegorie und heiterer Erzählung leistete er auch in der That Vortreffliches.

Ueber den Kreis, den diese vier Männer vorgezeichnet hatten, kam die Literatur bis gegen den Schluß des 18. Jahrh. nicht hinaus, und innerhalb desselben vermochte sie niemand zu erreichen. Unter ihren zahlreichen Nacheiferern, die bald der amsterdamer Schule, bald dem Vater Cats und seiner dordrechter Schule sich näher anschlossen, erwarben sich besonderes Lob: Roemer Visscher's feingebildete Töchter, Maria Tesselschade und Anna, jene Hooft, diese Cats näher befreundet und beide gewandt in kleinen Gedichten und Uebersetzungen; Jak. van Westerbaan (gest. 1670) durch eine zwischen Cats' und Huyghens' Manier vermittelnde lehrhafte Beschreibung seines Landhauses Ockenburg; der Philolog Dan. Heinsius (gest. 1655), der auf Opitz so bedeutenden Einfluß übte, durch lyrische, elegische und emblematische Gedichte; Joh. van Heemskerk (gest. 1656) durch «Minnedichten» nach Ovid und ein vielfach nachgeahmtes Lehrgedicht «Batavische Arkadia», und der gefühlvolle Jerem. de Dekker (gest. 1666) durch lyrische und epigrammatische Gedichte. Die meiste Selbständigkeit zeigt Dirk Kamphuizen (gest. 1626) in seinen geistlichen Liedern; geringe dagegen ein anderer geistlicher Liederdichter, Joannes Vollenhove (gest. 1708). Das Drama hatte schon Bredero (1585—1618) mit Beifall behandelt, und zwar das Lustspiel in der niedrigsten Sprache des Markts. Höheres erstrebte Sam. Coster, der ein Liebhabertheater gründete, welches dann mit der Kammer in liefde bloeijende verschmolzen und infolge dessen das erste massive Schauspielhaus zu Amsterdam erbaut und 3. Jan. 1638 mit Vondel's «Gijsbrecht van Amstel» eingeweiht wurde, woher sich bis auf diesen Tag bei den größern holländ. Bühnen der Gebrauch erhalten hat, Vondel's genanntes Stück um Neujahr aufzuführen, während es sonst ziemlich von den Bretern verschwunden ist. Im allgemeinen muß das Drama bedeutenden Beifall gefunden haben, da mehrere Dichter ihre Laufbahn gerade mit Dramen begannen, wie Gerard Brandt (gest. 1685), der auch im Epigramm und der histor. Prosa sich auszeichnete; Joach. Oudaan (gest. 1692), ein freisinniger Mann, der seine polit. Ansichten muthig aussprach und ungeachtet einer harten Schreibart als Lyriker Lob verdient; ferner Reinier Anslo (gest. 1669), der, düstere Farben liebend, die pariser Bluthochzeit dramatisirte und eine berühmte Beschreibung der Pest zu Neapel entwarf; endlich Joannes Antonides van der Goes (gest. 1684), gerühmt als Lyriker und Dramatiker, besonders aber wegen seines beschreibenden Gedichts «De Ijstroom», in welchem er Amsterdam verherrlichte.

Die ersten großen Dichter am Anfange des 17. Jahrh. waren beseelt und gehoben worden durch die Begeisterung der Freiheitskriege. Als aber diese erlosch und die Sucht nach behaglichem Genusse des Errungenen an ihre Stelle trat, sank auch alsbald die Literatur. Das Verderben erreichte den Gipfel, seit nach Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) mit den zahlreichen hugenottischen Flüchtlingen franz. Einfluß so mächtig hereinbrach, daß er Sprache und Poesie unterjochte, während von einer Einwirkung Englands, trotz der nahen Verbindung beider Länder, auch nicht die geringste Spur sich zeigte. Hauptverfechter der franz. Poetik und namentlich der drei Einheiten im Drama ward der kunstrichterliche Pedant und mittelmäßige Dichter Andries Pels zu Amsterdam, und es gelang ihm in der That, das Drama so gründlich zu verderben, daß es seitdem sich nicht wieder zu nationaler Selbständigkeit zu erheben vermochte. Derselbe begründete auch den verderblichen Einfluß der Kunstgenootschappen (poetischen Vereine)

auf die Poesie. Die Bemühungen mehrerer vaterländisch gesinnter und auch talentvoller Männer, wie des Naturdichters Hubert Corneliszoon Poot (gest. 1733) und des Lyrikers Jan van Broekhuisen (gest. 1707), vermochten nicht dagegen aufzukommen; und so siechte fast durch das ganze 18. Jahrh., während inzwischen die Wissenschaft in höchster Blüte stand, die Poesie in schmählicher Abhängigkeit und Ohnmacht dahin. Nur wenige Namen heben sich einigermaßen aus dem bedeutungslosen Schwarme der Reimer und Versmacher hervor, wie Lukas Rotgans (gest. 1710) mit einem histor. Gedichte auf Wilhelm III. und mehrern Dramen; Arnold Hoogvliet (gest. 1763) mit einem wiederum vielfach nachgeahmten biblischen Epos «Abraham de Aartsvader»; der geleckte Sijbrand Feitama (gest. 1758), der an die Uebersetzung der «Henriade» 20 J., und 30 J. an die des «Telemach» vergeudete, auch steife Dramen schrieb und eine Schar von Bewunderern und Nachtretern erweckte. Gehaltvolleres bot Nik. Simonszoon van Winter (gest. 1795) in seiner Beschreibung des Amstelstroms und mehrern Dramen, wie auch seine Gattin Lucretia Wilhelmine, geb. van Merken (gest. 1798), in Dramen, Epen und einem wackern Lehrgedichte: «Het Nut der Tegenspoeden»; desgleichen auch die Gebrüder Willem und Onno Zwier van Haren (gest. 1768 und 1779), aus Friesland, jener durch ein romantisches Epos «Gevallen van Friso», dieser durch eine lyrische Geschichtserzählung «De Geusen»; ferner Lukas Trip (gest. 1783) durch Gedichte geistlichen Inhalts. Durch selbständiges Streben zeichnete sich aus der Lustspieldichter Piet. Langendijk (gest. 1756), und burleske Gedichte im niedrigsten Stile lieferte W. van Focquenbroch (gest. 1695).

Endlich um 1770 geschah mit der wenigstens theilweisen Umkehr zum Natürlichen und Vaterländischen ein entschiedener Schritt zur Besserung. Der erste Anstoß zu dieser Bewegung war hervorgegangen aus der Beschäftigung mit der eben mächtig aufsteigenden deutschen Literatur, das Weitere förderten bald die neuen Revolutions- und Freiheitskämpfe und die Bekanntschaft mit der engl. Literatur. Am frühesten und vollsten kam dieser Umschwung der Lyrik zugute. Unmittelbar unter deutschem Einflusse dichteten Hier. van Alphen (s. d.), Jakob Bellamy (s. d.) und Rhynvis Feith (s. d.), während Pieter Nieuwland (1764—94) mehr nach den Römern und Griechen sich bildete. Wilh. Bilderdijk (s. d.), trefflich ausgestattet mit vorzüglicher Begabung, umfassender Literaturkenntniß und seltener Sprachgewandtheit, glänzte in allen poetischen Gattungen, im lyrischen, dramatischen, erzählenden, beschreibenden und didaktischen Gedichte, und vermochte doch keiner einen neuen schöpferischen Geist einzuhauchen, weil er mit störrischem Eigensinn an Boileau's pedantischen Regeln festhielt, die ihm auch das Verständniß der engl. und deutschen Literatur versperrten. Wärmer als Bilderdijk ist der Lyriker J. F. Helmers, der besonders durch sein beschreibendes, den Ruhm des Vaterlandes feierndes Gedicht «De Hollandsche Natie» großen Beifall fand. Durch Gedankentiefe zeichnete im lyrischen und Lehrgedichte sich vortheilhaft aus der Kantianer Joh. Kinker. Der gemüthliche Hendrik Tollens (1780—1856) war als Lyriker der erklärte Liebling seines Volks, und seine «Overwintering der Hollanders op Nova-Zembla» gilt als das beste beschreibende Gedicht der holländ. Literatur. Ferner fanden beifällige Aufnahme die Lyriker Cornelis Loots (1765—1834), Adriaan Loosjes (1761—1818), der auch im Drama und Roman sich versuchte, Ad. Simons (1770—1834), Hazo Albert Spandaw, der originale und humoristische A. C. W. Staring van den Wildenborch (gest. 1840), B. H. Lulofs und Bilderdijk's Schüler und Lobredner: Isaak da Costa (s. d.). Eine wirkliche Bereicherung brachte der vaterländischen Literatur der begabte Jakob van Lennep (s. d.), indem er, angeregt durch Byron und Walter Scott, die Romantik einführte und den falschen franz. Classicismus erfolgreich zurückdrängte durch gelungene Behandlung vaterländischer Sagen und Geschichten in poetischen Erzählungen. Am nächsten stehen ihm A. Bogaers («De Togt van Heemskerk naar Gibraltar», 1837; «Balladen en romanzen», 1846 u. s. w.), H. A. Meyer («De Boekanier», 1840 u. s. w.), B. ter Haar («De St.-Paulussots», 1843 u. s. w.), N. Beets («Don José», «Guy de Vlaming» u. a.). Sonst haben sich in der poetischen Erzählung und als Lyriker ausgezeichnet: Ten Kate, Potgieter und De Bull. Von den vläm. Dichtern ist besonders der zartsinnige Jan van Beers in Holland sehr beliebt. Im Drama haben sich viele versucht, wie Bilderdijk, Loosjes, Feith und in neuerer Zeit der strebsame Schimmel, Hofdijk, Jakob van Lennep u. a., doch ohne einen ihren übrigen Leistungen entsprechenden Erfolg.

Die Prosa, die seit Brandt tief gesunken und in Verfall gerathen war, wurde zuerst wieder gereinigt und erhoben durch den geschmackvollen Justus van Effen (gest. 1735) in seinem «Hollandschen Spectator» (1731—35), einer belehrenden Wochenschrift nach dem Muster des engl. «Spectator». Gegen Ende des 18. Jahrh. zeichneten sich auf dem Gebiete des Romans aus die beiden Freundinnen Elisabeth Wolff, geb. Bokker, und Agathe Deken, welche in ihren

Sittenschilderungen viel Talent bekundeten. Der Humorist Arend Fokke Simons (gest. 1812) verspottete im «Modernen Helikon» geistreich die Sentimentalität und parodirte in seiner «Boertige reis door Europa» und in «Het hoekje van den haard» witzig die Geschichte von Frankreich und England. Um den Anfang des 19. Jahrh. machten sich außer manchen der bereits genannten Geschichtschreiber besonders van der Palm, de Borch (gest. 1811) und Siegenbeek um die Prosa verdient. Doch vermochte sich der Stil von einer mehr oder weniger schulmäßigen Rhetorik nicht eher loszumachen, bis der freisinnige Humanist Geel demselben zu größerer Freiheit verhalf und van Lennep seine Romane in einer Sprache schrieb, die fein gebildet und volksmäßig zugleich ist. Letzterm stehen als Romanschriftsteller am nächsten: Oltmans (pseudonym van den Hage, gest. 1854), der Verfasser von «Het slot Loevestein» und «De schaapherder», und die begabte Bosboom-Toussaint («Het huis Lauernesse», «Leycester in Nederland», «Het huis te Henselaarsdijk», «Graaf Pepoli» u. a.). Auch der Dramatiker Schimmel hat im histor. Roman Verdienstliches geleistet. Der Dichter N. Beets (pseudonym Hildebrand) lieferte in seiner von Humor und Witz sprudelnden «Camera obscura» (1839) eine Reihe von Skizzen und Erzählungen aus dem holländ. Leben. Unter seinen Nachahmern sind bemerkenswerth: van Koetsveld («Schetsen uit de pastorij van Mastland») und Cremer in den in einer geldrischen Mundart geschriebenen «Betuwsche novellen». Als Humoristen haben sich Limburg-Brouwer, der, außer seinen Romanen aus dem altgriech. Leben, «Het leesgezelschap te Diepenbeek», ein satirisch-humoristisches Werk, hinterließ, und M. P. Linde (pseudonym Vader Smits) bewährt. Eine nicht unwichtige Abtheilung der neuern niederländ. schönen Literatur bilden die Skizzen aus dem bürgerlichen und militärischen Leben in Ostindien, die Darstellungen der dortigen Zustände, die Reiseberichte u. s. w. In jüngster Zeit hat besonders «Max Havelaar» von Douwes Dekker (Multatuli) ungewöhnliches Aufsehen erregt. Neben ihm haben Rühmenswerthes geleistet: der heitere Erzähler W. A. van Rees («Herinneringen uit de loopbaan van een Indisch officier» 1863, u. s. w.), ferner Weitzel («De oorlog op Java van 1825—30»), Lange («Krijgsbedrijven op Sumatras Westkust»), van Höevell, J. ten Brink, D. Hartevelt u. a. Sonst haben sich neuerdings als Prosaisten außer vielen andern noch Opzoomer, M. de Vries, der General Knoop, der Dichter ter Haar und J. Bosscha ausgezeichnet. Vgl. Otto, «Die Gesammtliteratur der Niederlande» (Amsterd. 1838).

Niederrheinischer Kreis oder Kurrheinischer Kreis, einer der 10 Kreise des Deutschen Reichs, zu beiden Seiten des Rhein und den Oberrheinischen Kreis durchschneidend, umfaßte folgende Territorien: 1) die kurmainzischen Länder, und zwar das Erzstift Mainz, die Stadt Erfurt nebst Gebiet und das Eichsfeld; 2) das Erzstift Trier; 3) das Erzstift Köln; 4) die Pfalz am Rhein; 5) das Fürstenthum Aremberg; 6) des Deutschen Ordens Ballei Koblenz; 7) die Herrschaft Beilstein, die dem Fürsten von Nassau-Dietz gehörte; 8) die Grafschaft Nieder-Isenburg; 9) das Burggrafenthum Reineck, im Besitze der Grafen von Sinzendorf. Außer den Besitzern der genannten Territorien hatte auch der Fürst zu Thurn und Taxis Sitz und Stimme unter den Kreisständen. Das Directorium führte Kurmainz. Die Kreistage wurden seit der Mitte des 17. Jahrh. in Frankfurt a. M. abgehalten. Der bei weitem größte Theil dieses Kreises mußte im Frieden zu Campo-Formio 1795 und in dem zu Luneville 1801 an Frankreich abgetreten werden, das ihn erst im Pariser Frieden von 1814 wieder zurückgab.

Niedersachsen, der nach der Nordsee zu liegende Theil des Landes der alten Sachsen, bildete bis zum J. 1806 unter dem Namen des Niedersächsischen Kreises einen der 10 Haupttheile des Deutschen Reichs, begrenzt im N. vom Herzogthum Schleswig und der Ostsee, im O. von dem Obersächsischen Kreise, gegen S. ebenfalls von diesem und dem Oberrheinischen Kreise, und gegen W. von dem Westfälischen Kreise und der Nordsee. Derselbe umfaßte ein Areal von 1400 Q.-M. mit 2,200000 E. und folgende Kreislande: 1) das Herzogthum Magdeburg; 2) die meisten Länder des Kurhauses Braunschweig-Lüneburg, nämlich das Herzogthum Bremen und die Fürstenthümer Lüneburg oder Celle, Grubenhagen und Kalenberg; 3) das Fürstenthum Wolfenbüttel; 4) das Fürstenthum Halberstadt; 5) die Herzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow; 6) das Herzogthum Holstein nebst der Landdrostei Pinneberg und der Stadt Altona; 7) das Bisthum Hildesheim; 8) das Herzogthum Sachsen-Lauenburg; 9) das Hochstift Lübeck; 10) das Fürstenthum Schwerin; 11) das Fürstenthum Ratzeburg; 12) das Fürstenthum Blankenburg; 13) die Grafschaft Rantzau; 14) Lübeck; 15) Goslar; 16) Mühlhausen; 17) Nordhausen; 18) Hamburg; 19) Bremen. Auf den Kreistagen zu Braunschweig oder Lüneburg, die aber seit 1682 nicht mehr abgehalten wurden, führten abwechselnd Magdeburg (Brandenburg) und Bremen (Braunschweig-Lüneburg) das Directorium.

Niederschlag oder Präcipitat nennt man in der Chemie alles das, was sich aus einer Flüssigkeit in fester Form von selbst oder auf Zusatz einer andern Flüssigkeit (des Fällungsmittels) abscheidet. Da die meisten Körper aus ihren Auflösungen beim Zusammenbringen mit gewissen andern Auflösungen (s. Reagentien) charakteristisch beschaffene Niederschläge absetzen, so sind die Niederschläge sehr wichtig für die analytische Chemie. Auch die meisten Farben und viele andere chem. Producte werden im großen als Niederschläge gewonnen. Die Niederschläge bezeichnet man verschieden je nach ihrer Beschaffenheit. So unterscheidet man krystallinische, pulverige, flockige, käsige, gelatinöse Niederschläge u. s. w. Wenn Niederschläge so fein zertheilt und so gering sind, daß ihre Theilchen nicht deutlich unterschieden werden können, bedient man sich der Ausdrücke Trübung, getrübt; ist der N. noch schwächer, so wird die Flüssigkeit nur opalisirend. Niederschläge, die sich schwer absetzen, kann man nach Babo durch Anwendung der Centrifugalkraft zum Absetzen zwingen. Atmosphärische Niederschläge nennt man alle Formen, unter denen sich Wasser aus der Luft auf die Erdoberfläche absetzt, also Thau, Regen, Schnee, Hagel u. s. w. Es gehört zu den Aufgaben der Meteorologie, mittels der Regenmesser die Quantität dieser Niederschläge während eines Jahres für verschiedene Orte zu bestimmen, und man pflegt dies meist so anzugeben, daß man bezeichnet, wie viel Zoll hoch am Jahresschlusse das Wasser die Erde bedecken würde, wenn nichts abgeflossen und verdunstet oder in die Erde gedrungen wäre.

Niederschlagende Mittel (sedativa) sind solche, welche eine Beruhigung nach vorhergegangenen Aufregungen herbeiführen sollen. Dahin gehören Zuckerwasser, Pflanzensäuren, das sog. niederschlagende Pulver (Salpeter und Weinstein) und das Brausepulver (Weinsäure und doppeltkohlensaures Natron). Die Wirkung dieser Mittel ist in vielen Fällen keine unmittelbare, sondern nur eine durch den Glauben an ihre Hülfe herbeigeführte. Oft sind sie ganz nutzlos.

Niedner (Christan Wilh.), ausgezeichneter Kirchenhistoriker, geb. 9. Aug. 1797 zu Oberwinkel bei Waldenburg, widmete sich seit 1816 theol. und philos. Studien zu Leipzig, wo er sich auch habilitirte und 1829 eine Professur in der theol. Facultät erhielt. Während der Herbstferien 1849 legte er, durch kirchliche und polit. Verhältnisse verstimmt, sein Lehramt nieder und begab sich nach Wittenberg, wo er mehrere Jahre privatisirte. Erst 1859 fand er in Berlin als Consistorialrath und ord. Professor der Theologie einen neuen, seinen Wünschen angemessenen Wirkungskreis. Doch starb er schon 13. Aug. 1865. N.'s Bedeutung liegt in der seltenen Vereinigung einer gründlichen und umfassenden histor. Gelehrsamkeit mit philos. Sinn und dem Streben nach geistiger Durchdringung des Stoffs. War sein philos. Standpunkt auch ein ziemlich eklektischer, sein Philosophiren mehr ein scharfsinniges Reflectiren über die Gegenstände nach voraus fertigen Kategorien als ein speculatives Sichhineinleben in die innere Nothwendigkeit des Geschehens, so bleibt doch die Gedankenarbeit, welche er auf die Erfassung und Bewältigung eines weitschichtigen Materials verwendet hat, wahrhaftig großartig. N. war weder Geschichtsforscher noch Geschichtschreiber, aber Geschichtskenner und Geschichtsverständiger im eminentesten Sinne. Je mehr sich sein geistiges Schaffen nach innen und in die Tiefe richtete, desto weniger fühlte er das Bedürfniß einer ausgebreiteten schriftstellerischen Thätigkeit. Er hat fast nichts geschrieben, was ihm nicht äußere Umstände abgenöthigt hätten. Sein Hauptwerk, die «Geschichte der christl. Kirche» (Lpz. 1846, 2. Aufl. 1866), erschien zuerst ohne Titel lediglich als Lehrbuch für seine Zuhörer. Ebenso wurden seine Dogmengeschichte, seine Geschichte der alten und der neuen Philosophie nur zum Gebrauche seiner Zuhörer als Manuscripte gedruckt und gelangten erst nach seinem Tode in den Buchhandel. Für Fernstehende oft hieroglyphisch, wurden die kurzen Andeutungen des Lehrbuchs durch den mündlichen Vortrag ausgeführt und belebt. In spätern Jahren hat er manche unhaltbare, wenn auch immer geistvoll gedachte, Vermittelungen versucht, gelegentlich auch zu ungerechtem Aburtheilen über die Arbeiten der neuern kritischen Theologie sich fortreißen lassen. Außer den genannten Schriften sind von N. nur einige Programme und Abhandlungen, besonders in der von ihm seit Illgen's Tode herausgegebenen «Zeitschrift für die histor. Theologie» gedruckt.

Niedrige Inseln, s. Paumoto-Archipel.

Niel (Adolphe), franz. Marschall, geb. 4. Oct. 1802 zu Muret im Depart. Ober-Garonne, trat 1821 in die Polytechnische Schule zu Paris und ging aus derselben 1823 in die Artillerie- und Genieapplicationsschule zu Metz als Sonslieutenant über. Zwei Jahre später wurde er in das Geniecorps eingestellt und stieg in demselben bis 1835 zum Kapitän erster Klasse. Am 31. Dec. 1836 zum Generalstabe des Expeditionscorps gegen Konstantine detachirt, ging er nach Afrika und führte bei der Erstürmung jener Stadt eine der Genieabthei-

lungen, welche den Colonnen Bahn brachen. Er trug so bedeutend zum guten Erfolge bei, daß der Kriegsminister ein Glückwunschschreiben an ihn richtete und er zum Commandanten des Genie in der Provinz Konstantine ernannt wurde. Im Febr. 1839 kehrte N. nach Frankreich zurück. Er war inzwischen zum Bataillonschef befördert worden und beschäftigte sich, indem er weiter avancirte, mit Arbeiten für das Kriegsministerium. 1846 erhielt er das Commando des 2. Genieregiments. Bei der röm. Expedition 1849 wurde er auf den Wunsch des Generals Vaillant, der die Belagerungsarbeiten zu leiten hatte, zu dessen Generalstabschef ernannt und überbrachte nach der Einnahme Roms die Schlüssel der Ewigen Stadt dem Papste nach Gaëta. 1850 trat er als Chef des Geniedepartements in das Kriegsministerium, 1852 in den Staatsrath, worauf er 1853 zum Divisionsgeneral aufstieg, noch immer im Comité der Befestigungen. Als im Orientkriege 1854 die Expedition unter Baraguay d'Hilliers (s. d.) nach der Ostsee abging, begleitete diesen N. als Chef des Genie zur Belagerung von Bomarsund (s. d.), über welche er ein Tagebuch veröffentlicht hat. Am 8. Jan. 1855 wurde er zum Adjutanten des Kaisers ernannt und mit einer besondern Mission nach der Krim betraut, wo die Belagerung von Sewastopol wenig Fortschritte gemacht hatte. Er entwarf einen neuen Belagerungsplan, zu welchem, wie zu der veränderten Dislocation der Truppen, er vom Kaiser ermächtigt war. Auf der Rückreise begriffen, erhielt er Befehl, in der Krim zu bleiben, wo Pélissier (s. d.) den Oberbefehl übernommen hatte. Nach dem Tode des Generals Bizot, Commandanten des Genie, trat N. in dessen Stelle und leitete fortan die Belagerungsarbeiten bis zur Eroberung des Malakow. Sein Tagebuch der Operationen des Genie vor Sewastopol («Le siége de Sébastopol», Par. 1858) gibt darüber Rechenschaft. Im Dec. 1855 kehrte er, mit dem Großkreuz der Ehrenlegion belohnt, in sein Verhältniß nach Frankreich zurück. 1857 erfolgte seine Ernennung zum Senator. Beim Ausbruch des ital. Kriegs 1859 erhielt N. den Befehl über das 4. Armeecorps, von welchem zwei Divisionen in der Schlacht von Magenta entscheidend mitwirkten. Bei Solferino, 25. Juni 1859, kämpfte er rechts von Mac-Mahon vor Medole und Guidizzolo gegen mehr als doppelte Uebermacht und hielt unter großen Verlusten ruhmvoll Stand, obgleich er von Canrobert nicht, wie bestimmt gewesen, unterstützt wurde. Darüber entstand später zwischen beiden eine erbitterte Correspondenz, die zu einem Zweikampf führen sollte. Der Kaiser verhinderte denselben jedoch. Zum Marschall am Tage nach der Schlacht von Solferino ernannt, wurde N. Bosquet's Nachfolger im 6. Armeecorpscommando zu Toulouse.

Niello (vom lat. nigellum, schwärzlich) nennen die Italiener einen schwarzen Schmelz, den man bei einer Kunstart gebraucht, die von diesem Nebenumstande ihren Namen erhalten hat. Wahrscheinlich wurde diese Kunst, das sog. Nielliren, schon im Alterthum geübt und vererbte sich aus Rom oder auch aus dem Orient ins Mittelalter. Besonders waren es damals die Metallarbeiter, ganz speciell die Goldschmiede, welche sich dieser Decorirungsweise bemächtigten und dieselbe hauptsächlich zum Ausschmücken der Kelche, Kußtäfelchen (Pares), Reliquienbehälter wie auch der Panzer, Schilde, Degengriffe, Tischaufsätze, Armbänder und anderer häuslicher Geräthschaften und Kostbarkeiten benutzten. Man gravirte auf allerlei Metall Ornamente, Figuren, ganze Historien und füllte nachher die vertieften Striche mit schwarzem Schmelz aus, um die Gravirungen, die auf dem blanken Metall nicht sehr sichtbar waren, deutlicher hervortreten zu lassen. Da dieser Schmelz die Wirkung von Schatten und das Metall die Wirkung von Licht hervorbrachte, so verbreitete sich über die ganze Arbeit ein gewisses Halbdunkel, das ohne Zweifel von dem aus der Schmelzmasse entspringenden dunkeln Ton bestimmt wurde. Die schwarze Masse, das N., bestand aus einer Mischung von Silber, Kupfer, Blei, Schwefel und Borax, die man in einem Tiegel zusammenschmolz. Wenn die geschmolzene Masse ausgegossen und abgekühlt war, so wurde sie zerschlagen, zerstoßen und durchgesiebt. Dieses Pulver streute der Künstler auf die gravirte Stelle und brachte sodann die Platte auf ein helles Feuer, bis das N. von neuem in Fluß kam und in die Vertiefung der Taillen eindrang, wo es sich fest ansetzte. Nachdem die Platte wieder kalt geworden, schliff er den überflüssigen Schmelz ab und polirte zuletzt das Ganze. Von diesem eingeschmolzenen N. werden nicht allein die gravirten Platten selbst, sondern auch die vor dem Einschmelzen davon gemachten Schwefelabgüsse und Papierabdrücke Niellen genannt, deren letztere Art bekanntlich zur Erfindung des Papierabdrucks von gestochenen Metallplatten, d. h. zur Kupferstechkunst (s. d.), hinführte. Einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichte die Kunst des Niellirens in der letzten Hälfte des 15. Jahrh. in Italien, wo damals Francesco Francia zu Bologna, Antonio Pollajuolo und Maso Finiguerra zu Florenz wegen ihrer Niellen auf Silberplatten in verdientem Ruf und Ansehen standen. Die noch jetzt im Gebrauch vorkommenden sog. Tulaer Schnupftabacksdosen

sind Fabrikate ähnlicher Art. In neuerer Zeit (1832—42) wurde diese Kunst von dem berliner Ciseleur Karl Wagner in Paris für Schmucksachen vorübergehend wieder in Uebung und Aufnahme gebracht. Vgl. Benvenuto Cellini, «Trattato intorno alle otto principali arti dell' oreficeria» (Florenz 1568); Duchesne der Aeltere, «Essai sur les nielles» (Par. 1826).

Niemann (Albert), deutscher dramatischer Tenorsänger, geb. 15. Jan. 1831 zu Erxleben, wo sein Vater eine Gastwirthschaft betrieb, besuchte seit seinem elften Jahre die Schulen zu Magdeburg und Aschersleben und trat sechs Jahre später als Eleve in eine große Maschinenfabrik, um sich zum Techniker auszubilden. Da die Mittel der Aeltern zur Fortsetzung seiner Studien nicht ausreichten, versuchte er sein Glück auf dem Theater und erhielt im Nov. 1849 ein Engagement zu Dessau für kleine Rollen im Schauspiel und für Chorgesang. Trotz dreijährigen Fleißes erlangte er jedoch als Schauspieler nur geringe Erfolge, und wahrscheinlich würde er die Bühnenlaufbahn aufgegeben haben, hätte ihn nicht der dessauer Kapellmeister Friedrich Schneider, der seinen bedeutenden Stimmfonds und eine musikalische Befähigung erkannte, auf die Ausbildung zum Sänger hingeführt. Nachdem er unter Schneider's Oberleitung von dem Baritonisten Nusch unterrichtet worden, sang N. drei Jahre hindurch auf kleinern Bühnen, bis er ein Engagement zu Halle erhielt, das ihn in weitern Kreisen bekannt machte. Durch von Hülsen nach Berlin berufen, widmete er sich hier noch ein Jahr lang seiner weitern künstlerischen Ausbildung und trat dann zu Stuttgart und Königsberg in Gastspielen auf, welche die Aufmerksamkeit der Hofbühnen auf ihn lenkten. Graf Platen zog ihn nach Hannover, und hier gewann er schon mit seinen ersten Debuts glänzende Erfolge und erlangte das Interesse des Hofs. Vom Könige unterstützt, ging er auf ein Jahr nach Paris, um noch Unterricht bei Duprez zu nehmen. Nach der Rückkehr wirkte er sodann an der hannov. Bühne. 1860 wandte sich N. wieder nach Paris, wo er seinen Ruf als Tenorsänger besonders durch sein Auftreten in Wagner's «Tanhäuser» begründete. Daneben wandte er seine Muße eifrig auf musikalische Studien unter Fontane und andern bedeutenden Meistern. Bald nach seiner Rückkehr nach Hannover wurde er vom Könige zum Hofsänger ernannt. Inzwischen hatte er sich 1859 mit der Schauspielerin Marie Seebach vermählt. N. gastirte seitdem auf allen bedeutendern Bühnen Europas, unter anderm auch 1864 zu Berlin. Infolge der polit. Ereignisse des J. 1866 siedelte er mit seiner Gattin nach Berlin über, wo er alsbald an der königl. Oper engagirt wurde. Mit einnehmender Gestalt und herrlicher Stimme verbindet N. auch dramatische Begabung. Das Gelungenste leistet er besonders in deutschen Opern. Sein Repertoire ist sehr umfangreich, doch gelten Lohengrin, Tanhäuser, Rienzi und Cortez für seine bedeutendsten Rollen.

Niemann-Seebach (Marie), Gattin des vorigen, ausgezeichnete deutsche Schauspielerin, geb. 24. Febr. 1835 zu Riga, verlebte ihre Kindheit mit ihrem Vater, dem Komiker Seebach, zu Köln, wo sie sich zur Sängerin ausbildete. Noch sehr jung erhielt sie ein Engagement am Stadttheater zu Nürnberg, wo sie in allerlei kleinen Schauspielrollen sowie als Gesangssoubrette beschäftigt wurde. Zwei Jahre später folgte sie einem Rufe an das Hoftheater zu Kassel. Obgleich sie hier als Soubrette im Vaudeville außerordentlich gefiel, blieb doch ihr innerer Trieb auf das höhere Drama und die Tragödie gerichtet. Sie wandte sich deshalb nach Jahresfrist nach Hamburg, wo sie als Gretchen mit solchem Erfolge auftrat, daß sie sofort auf zwei Jahre engagirt wurde. Von Hamburg aus verbreitete sich ihr Ruf als begabte dramatische Künstlerin durch ganz Deutschland. Nach Ablauf ihres Contracts folgte sie einer Einladung Laube's nach Wien und ward hier infolge ihres glänzenden Probegastspiels alsbald mit hoher Gage bei dem Burgtheater angestellt. Inzwischen hatte sie bei den Mustervorstellungen 1854 in München besonders als Gretchen ungewöhnliche Erfolge erzielt. Während ihres zweijährigen Wirkens in Wien trat sie auch vielfach auf auswärtigen Bühnen in Gastrollen auf. 1856 folgte sie einem Rufe an das Hoftheater nach Hannover, wo sie sich die Gunst der königl. Familie erwarb und als Vorleserin der Königin viel in deren Nähe war. Auch von Hannover aus nahm sie öfters Urlaub zu Gastspielen an fast allen bedeutendern Bühnen Deutschlands und erntete überall großen Beifall. 1859 vermählte sie sich mit dem ebenfalls in Hannover engagirten Heldentenor Albert Niemann (s. d.). Nach Eintritt der polit. Katastrophe des J. 1866 siedelte sie mit ihrem Gatten nach Berlin über und beschränkte seitdem ihre künstlerische Thätigkeit auf Gastspiele. Ihre vorzüglichsten Rollen sind Klärchen und Gretchen in Goethe's «Egmont» und «Faust».

Niembsch von Strehlenau (Nikol.), unter dem Namen Nikolaus Lenau einer der ausgezeichnetsten neuern deutschen Lyriker, geb. zu Csatad in Ungarn 15. Aug. 1802, machte in Wien den philos. Cursus durch und studirte hierauf Rechtswissenschaft, dann Medicin, ohne sich jedoch zu

einer strengen Berufsthätigkeit entschließen zu können. Sein dichterisches Talent wurde gefördert durch größere Reisen in die österr. Alpen und 1832 nach Nordamerika. Nach seiner Rückkehr hielt er sich abwechselnd in Wien, in Ischl und in Stuttgart auf. An letzterm Orte wurde er im Oct. 1844, als er eben im Begriffe stand, nach Frankfurt a. M. abzureisen, um sich dort zu verheirathen, von einer Geisteskrankheit ergriffen. Er ward in die Heilanstalt Winnethal, von da 1847 nach Oberdöbling bei Wien gebracht, wo er endlich 22. Aug. 1850 starb. Als Schriftsteller trat N. zuerst 1832 auf mit einer Sammlung «Gedichte», der 1838 «Neuere Gedichte» folgten. Beide Sammlungen erschienen später vereinigt als «Gedichte» (Bd. 1, 14. Aufl., Stuttg. 1852; Bd. 2, 12. Aufl. 1852; in einem Bande, 1864). Zu den formellen Vorzügen dieser Gedichte gehört hauptsächlich ein seltener Wohllaut. Im Inhalte sehr verschieden, hat die Mehrzahl zu ihrem innersten Kerne eine sinnige, oft tiefsinnige Auffassung des Naturlebens, welche sich auch durch die Reflexionen und Bilder hindurchzieht und den Gedichten eine höchst anziehende Frische, Wahrheit und Ursprünglichkeit verleiht. Am höchsten steht er da, wo er sich der vollen Einfachheit des Volksliedes anschließt und in diesem Tone namentlich ergreifende Bilder aus seinem Heimatlande malt. In den Gedichten dieser Art tritt aber auch schon eine tiefwurzelnde Melancholie hervor, die sich nicht selten bis zum Schauerlichen steigert, ohne jedoch die Grenzen des Schönen zu überschreiten. Mit persönlichen Verstimmungen sind wol auch die Gedichte zu entschuldigen, welche er gegen seine frühern Tadler und Kritiker richtete. Nicht wenig haben seine Polenlieder, rein elegischen Inhalts, dazu beigetragen, des Dichters Namen in weiten Kreisen zu verbreiten. Eine ganz andere Richtung schlug N. in drei größern Dichtungen ein, nämlich in «Faust» (zuerst als Fragment in dem von N. herausgegebenen «Frühlingsalmanach», Stuttg. 1835; 5. Aufl. 1865), «Savonarola» (Stuttg. 1837; 4. Aufl. 1853) und den «Albigensern» (Stuttg. 1842; 3. Aufl. 1852). Bei unverkennbarer Kraft und Eigenthümlichkeit in Auffassung und Ausdruck und den herrlichsten Einzelheiten beweisen doch die Mängel dieser Dichtungen, daß N. vorherrschend nur ein lyrischer Dichter war; denn wiewol er auch hier die Einheit des Gedankens und der Gesinnung bewahrte, vermochte er doch die Verschmelzung der lyrischen, epischen und dramatischen Bestandtheile dieser Dichtungen künstlerisch nicht durchzuführen. Oft hält es sogar schwer, den leitenden Grundgedanken klar zu erkennen. Am meisten gilt dies vom «Faust», in welchem die alte Volkssage fast ganz verlassen ist, indem die aus Stolz hervorgehende Selbstqual des Helden zum Mittelpunkte der Handlung gemacht wird, die ihn dem Teufel verfallen läßt, weil er nicht Gott gleich sein kann. Gleichmäßiger und vorherrschend episch ist «Savonarola» durchgeführt; doch steht auch hier der speculative Gehalt mehrfach im Widerspruche mit der Form der Erzählung. An einzelnen Schönheiten am reichsten und am meisten zu gleichmäßiger Einheit durchgedrungen sind die «Albigenser». Als diesen Poesien gemeinsam kann der Kampf für religiös-sittliche Freiheit betrachtet werden. Nach N.'s Tode gab Anastasius Grün seinen «Dichterischen Nachlaß» (Stuttg. 1851) heraus, dessen Hauptheil der «Don Juan» bildet, den N. selbst für seine beste Arbeit hielt, der aber weder die Form des Drama noch die Klarheit der Idee in vollendeter Weise darstellt. Eine Ausgabe von N.'s «Sämmtliche Werke» (4 Bde., Stuttg. 1855) hat ebenfalls Anastasius Grün besorgt. Die allgemeine Theilnahme an N.'s größern Gedichten, zugleich auch die mannichfachen Schwierigkeiten ihres Verständnisses beweisen die Schriften: «Ueber Lenau's Faust» von Johannes M—r (Stuttg. 1836); «Nikol. Lenau, seine Ansichten und Tendenzen» von Uffo Horn (Hamb. 1838); «Nikol. Lenau. Eine ausführliche Charakteristik des Dichters» von Opitz (Lpz. 1850); Niendorf, «Lenau in Schwaben» (Lpz. 1853); Frankl, «Zu Lenau's Biographie» (Wien 1854); Schurz, «Lenau's Leben» (2 Bde., Stuttg. 1855); «Lenau's Briefe an einen Freund» (herausg. von Mayer, Stuttg. 1853).

Niemcewicz (Julian Ursin), ausgezeichneter poln. Gelehrter und Staatsmann, geb. 1757 zu Skoki in der Wojwodschaft Brzesc in Litauen, erhielt seine Ausbildung in der Cadettenanstalt zu Warschau und trat 1777 als Adjutant Czartoryiski's in das litauische Heer ein. Er unternahm dann eine mehrjährige Reise nach Frankreich, England und Italien. 1788 verließ er den Militärdienst mit dem Range eines Majors. Zum Landboten auf den Reichstagen von 1788—92 berufen, wirkte er eifrigst und mit glänzender Beredsamkeit für die Constitution vom 3. Mai 1791. Um auch das Volk zu gewinnen, gab er mit Mostowski und Weyssenhoff die «Gazeta narodowa» heraus. In gleicher Absicht schrieb er das polit.-satirische Lustspiel «Die Rückkehr des Landboten» (Warsch. 1791). Aus einem kurzen Exil, zu dem ihn die Anhänger der Conföderation von Targowitz nöthigten, rief ihn die Insurrection von 1794 zurück. Er wurde einer der Adjutanten Kosciuszko's und mit diesem bei Maciejowice gefangen und in Petersburg

zurückgehalten, bis er mit den übrigen bei Paul's Thronbesteigung die Freiheit erhielt. Wie Kosciuszko ging auch N. nach den Vereinigten Staaten, wo er eine Zeit lang in dem Hause Washington's lebte und zu Neuyork mit einer Amerikanerin, Levingston-Kean, sich verheirathete. Nach Napoleon's Einmarsch in Polen kehrte er 1807 nach Warschau zurück und wurde Senatssecretär und Castellan; doch lebte er vorzugsweise den Wissenschaften auf seinem Landhause Ursinow bei Warschau. Nachdem Polen als Königreich mit Rußland vereinigt war, wurde er Präsident des Constitutionscomité und hatte den größten Einfluß auf die Abfassung der Verfassungsurkunde. Auch wirkte er als Präsident der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften. Beim Ausbruche der Revolution 1830 wurde er sogleich zum Mitgliede des Administrationsraths ernannt und schrieb als Senatssecretär das Protokoll, durch welches das Haus Romanow vom poln. Throne ausgeschlossen sein sollte. Durch seinen bedachtsamen Rath war er gleichsam der Nestor des Senats. Kurz vor dem Falle Warschaus verließ er sein Vaterland und ging nach Paris. Hier war er wieder literarisch thätig und gründete eine öffentliche poln. Bibliothek für die Emigranten sowie eine Gesellschaft für poln. Geschichtsforschung. Er starb zu Paris 21. Mai 1841. Seine vorzüglichsten Schriften sind: «Histor. Gesänge der Polen» (Warsch. 1816 u. öfter; deutsch von Gaudy, Lpz. 1833); «Geschichte der Regierung König Sigismund's III. von Polen» (3 Bde., Warsch. 1819; neue Aufl., Bresl. 1836); «Sammlung von Memoiren zur alten poln. Geschichte» (5 Bde., Warsch. 1822; neue Aufl., Lpz. 1840). In seinen Briefen poln. Juden, «Levi und Sara, ein Sittengemälde» (deutsch, Berl. 1825), schildert er den elenden geistig-sittlichen Zustand dieses Theils der poln. Bevölkerung. Sein Roman «Johann von Tenczyn» (3 Bde., Warsch. 1825; deutsch, Berl. 1828; 2. Ausg. 1834) führt den Leser in eine der glänzendsten Epochen der poln. Geschichte, die Zeit des Königs Sigismund August. Gesammelt erschienen seine poetischen Schriften in zwölf Bänden (Lpz. 1840). Aus seinem bedeutenden literarischen Nachlasse sind die «Notes sur ma captivité à Pétersbourg» (Par. 1843) veröffentlicht worden.

Niemen oder Njemen (bei den Alten Chronus oder Chronius), einer der bedeutendsten Flüsse Westrußlands und Ostpreußens, mit einem Laufe von 115 M. und einem Stromgebiete von 2011 Q.-M., entspringt im Walde von Kopislow 6 M. südlich von Minsk, fließt, gleich von Anfang sehr wasserreich, erst längs dem uralisch-baltischen Landrücken in einem nördl. Bogen gegen Westen bis Grodno, dann vielfach gekrümmt, den Landrücken durchbrechend, auf der Grenze zwischen Rußland und dem Königreich Polen nordwärts bis Kowno, hierauf wieder westwärts über Georgenburg (Jurbork) und Johannisburg (Sudargi). In dieser Richtung tritt der Fluß nach einem Laufe von etwa 100 M. unter dem deutschen Namen Memel (die) bei Schmalleninken in das preuß. Gebiet, berührt hier Ragnit und Tilsit und theilt sich $1\frac{1}{2}$ M. unterhalb Tilsit in zwei 4—5 M. lange Hauptarme, die Gilge links und die Ruß rechts, welche die fruchtbare, von zahlreichen Kanälen und Dämmen durchschnittene, mit Dörfern und Weilern bedeckte Tilsiter Niederung (plattdeutsch Nehring) einschließen und in mehrern Mündungen sich in das Kurische Haff ergießen. Die Ufer sind in der obern Stromstrecke bis Grodno niedrig und sumpfig. Die mittlere oder Durchbruchsstrecke hat schroffe, ausgezackte, 60—100 F. hohe, oft sehr malerische Thalränder, eine 1500—3000 Schritt breite, mit Ortschaften besäete Wiesensohle. Auch von Kowno bis Ragnit sind die Thalränder, obwol niedriger, doch noch steil geböscht und hügelig. Die Schiffbarkeit des N., welche vom März bis Nov. währt, beginnt für kleinere Fahrzeuge bei Bielica, für größere bei Grodno, wird aber zwischen dieser Stadt und Kowno durch 55 Stromschnellen und Untiefen behindert, sodaß die Schiffe und Flöße der Lootsen bedürfen und die Bergfahrt nur bis Kowno stattfindet. Gleichwol ist der Verkehr auf dem N. zwischen Preußen, Polen und Rußland sehr bedeutend und durch mehrere schiffbare Nebenflüsse und Kanäle, die ihn mit den Gebieten des Dnjepr, der Windau, der Weichsel und des Pregel in Verbindung setzen, beträchtlich erweitert. Die bedeutendsten Nebenflüsse sind links die Schara und die Czernohansha, erstere durch den Oginskikanal mit der Jasiolda des Dnjeprgebiets, letztere durch den Augustowokanal mit der Narew und so mit der Weichsel verbunden, und auf preuß. Gebiet die Szeszuppe; rechts die schiffbare und sehr weit flößbare Wilia, die über Wilna geht und bei Kowno mündet, die Dubissa, welche der Windaukanal mit der Windau verbindet, und in Preußen die schiffbare Jura. Mit der 1613—16 regulirten Gilge steht durch den Kleinen Friedrichsgraben der schiffbare Küstenfluß Nemonin und dieser wieder durch den $2\frac{1}{2}$ M. langen Großen Friedrichsgraben mit der Deime, dem nordwärts ins Kurische Haff gehenden Seitenarm des Pregel, in Verbindung. Letztere beiden Kanäle wurden 1688—96 zur Vermeidung der gefährlichen Schiffahrt auf dem Kurischen Haff angelegt.

Niemeyer (Aug. Herm.), Theolog, Pädagog und geistlicher Liederdichter, geb. 11. Sept. 1754 zu Halle an der Saale, erhielt auf dem dortigen Pädagogium und auf der Universität, wo er sich der Theologie widmete, seine Bildung. Nachdem er sich 1777 daselbst habilitirt, wurde er 1780 außerord. Professor der Theologie und Inspector des theolog. Seminariums, 1784 ord. Professor und Aufseher des königl. Pädagogiums, 1785 Mitdirector des Pädagogiums und des Waisenhauses, 1787 Director des pädagogischen Seminariums, 1792 Consistorialrath, 1794 Doctor der Theologie, 1800 Director des Almosencollegiums und 1804 Wirkl. Oberconsistorialrath und Mitglied des berliner Oberschulcollegiums. 1807 wurde er nebst mehrern andern angesehenen Männern seiner Vaterstadt als Geisel nach Frankreich deportirt, nach seiner Rückkehr aber 1808 Mitglied der Reichsstände im Königreich Westfalen und noch in demselben Jahre Kanzler und Rector perpetuus der Universität zu Halle. Diese Stellung verlor er 1813, als Napoleon die Universität wegen ihrer patriotischen Gesinnung auflöste. Bei Wiederherstellung der Universität 1814 kehrte er zwar in die frühere Stellung zurück, legte aber nachher die Stelle eines Kanzlers nieder und wurde 1816 Consistorialrath und Mitglied des Consistoriums zu Magdeburg. Er starb 7. Juli 1828. Die größten Verdienste hat N. als pädagogischer Schriftsteller. Als Theolog war er stets bemüht, geläuterte Begriffe über die Lehren der Religion zu verbreiten. Seine vorzüglichsten Schriften sind: «Charakteristik der Bibel» (5 Bde.; 5. Aufl., Halle 1794—95; neueste Aufl., von H. A. Niemeyer besorgt, Halle 1830—31); «Philotas, oder Beiträge zur Beruhigung und Belehrung für Leidende und Freunde der Leidenden» (3 Bde., Halle 1779—91; 3. Aufl., Lpz. 1808); «Timotheus. Zur Erweckung und Beförderung der Andacht nachdenkender Christen» (3 Bde., Halle 1784; 2. Aufl. 1790); «Handbuch für christl. Religionslehrer» (Bd. 1, 7. Aufl., Halle 1829; Bd. 2, 6. Aufl. 1827); «Briefe an christl. Religionslehrer» (3 Sammlungen, Halle 1796—99; 2. Aufl. 1803); «Leitfaden der Pädagogik und Didaktik» (Halle 1802); «Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts» (3 Bde.; 8. Aufl., Halle 1824; 9. Aufl., herausg. von H. A. Niemeyer, Halle 1834—36); das unter dem Ministerium Eichhorn in Preußen verbotene «Lehrbuch der Religion für die obern Klassen in gelehrten Schulen» (18. Aufl., Halle 1843); «Religiöse Gedichte» (Halle und Berl. 1814). In seinen «Beobachtungen auf Reisen» (5 Bde., Halle 1820—26) schildert er anziehend und lehrreich seine Reise nach England 1820, eine frühere Reise durch Westfalen nach Holland und die Deportationsreise nach Frankreich. Vgl. Jacobs und Gruber, «Aug. Herm. N. Zur Erinnerung an dessen Leben und Wirken» (Halle 1831). — Hermann Agathon N., verdienter Theolog, jüngster Sohn des vorigen, geb. 5. Jan. 1802 zu Halle, machte seine Studien auf dem Pädagogium und der Universität daselbst und habilitirte sich, nachdem er nach seiner Promotion 1823 patristischer Forschungen halber in Göttingen gelebt, 1825 zu Halle. Von Jena, wohin er bereits 1826 als außerord. Professor der Theologie berufen worden war, kehrte er 1829 als Professor und Condirector der Francke'schen Stiftungen nach Halle zurück. Noch in demselben Jahre wurde er zum ersten Director der Stiftungen ernannt, in welcher Stellung er sich durch Gründung einer Realschule und einer höhern Töchterschule, durch verbesserte Einrichtung des Pädagogiums u. s. w. vielfach verdient machte. Zugleich für das Wohl seiner Vaterstadt unermüdlich thätig, ward er 1848 von seinen Mitbürgern zur berliner Nationalversammlung gesendet, wo er der Rechten angehörte. N. starb 6. Dec. 1851. Als akademischer Lehrer hielt er exegetische Vorlesungen und leitete das pädagogische Seminar. Als Theolog gehörte er der histor.-kritischen Schule an und bekannte sich, durchdrungen von praktischer Religiosität, zu einer rationalistischen Auffassung des Christenthums. Von seinen größern wissenschaftlichen Leistungen sind die «Collectio confessionum in ecclesiis reformatis publicatarum» (Lpz. 1840) und die «Kritische Ausgabe der Luther'schen Bibelübersetzung» (Halle 1840) besonders zu erwähnen.

Niepce (Josephe Nicéphore), der eigentliche Erfinder der Photographie (s. d.), geb. 7. März 1765 zu Châlons-sur-Saône, trat nach Ausbruch der Revolution von 1789 in die franz. Armee und nahm als Offizier besonders an den Feldzügen in Italien theil. Infolge eines Augenübels zum Aufgeben der militärischen Laufbahn genöthigt, erhielt er 20. Nov. 1795 die Verwaltung des Districts Nizza, die ihm bis 1801 verblieb. N. kehrte hierauf nach seiner Vaterstadt zurück, wo er sich mit seinem Bruder, einem Mechaniker, erst mechan., dann chem. Arbeiten widmete und mancherlei Erfindungen machte. Seit 1811 wandte er sich der Lithographie zu und kam gegen 1813 auf den Gedanken, zur Hervorbringung des Bildes sich nicht mehr des Griffels, sondern unmittelbar des Sonnenlichts zu bedienen. Seine ununterbrochen fortgesetzten Versuche waren von Erfolgen begleitet. Bereits 1824 vermochte er die Bilder der Camera-obscura auf

Zinntafeln oder Glas zu fixiren. Obgleich seine Erzeugnisse noch sehr unvollkommen waren, hatte er doch das Problem an sich gelöst. Im Dec. 1827 überreichte er zu London, wohin er sich zur Verwerthung seiner Erfindung begeben, der Royal-Society eine Denkschrift über dieselbe, welche von Proben begleitet war. Doch hatte dieser Schritt keine weitern Folgen. N. trat hierauf mit Daguerre (s. d.) in nähere Verbindung, mit dem er sich durch gerichtlichen Contract vom 14. Dec. 1829 zur weitern Vervollkommnung und Ausbeutung des von ihm erfundenen Verfahrens einigte. Doch starb N. schon 5. Juli 1833 zu Gras, seiner Besitzung bei Châlons. Nach seinem Tode wurde die Erfindung durch Daguerre weiter vervollkommnet, wie aus dessen spätern Contracten mit N.'s Sohne, Isidore N., hervorgeht. Letzterer vindicirte seinem Vater die Erfindung in der Schrift: «Historique de la découverte improprement nommée Daguerréotypie» (Par. 1841). Später (etwa seit 1847) erwarb sich ein Neffe des Erfinders, Abel N. de Saint-Victor, geb. 26. Juli 1805 zu St.-Cyr bei Châlons (1845—48 Lieutenant in der pariser Municipalgarde, dann Lieutenant und bald darauf Kapitän in einem Dragonerregiment, seit 1854 zweiter Commandant des Louvre), um die weitere Ausbildung der Photographie große Verdienste. Insbesondere gebührt ihm die Erfindung der Heliochromie und der Heliographie. Die letztere stellte er in dem «Traité pratique de gravure héliographique» (Par. 1856) dar. Außerdem hat er zahlreiche Abhandlungen in den «Compte-rendus» der Akademie der Wissenschaften veröffentlicht.

Nieren (renes) nennt man die zur Harnabsonderung dienenden Drüsen. Es sind deren beim Menschen und allen höhern Thieren zwei, die an der innern, hintern Oberfläche der Bauchhöhle zu beiden Seiten des ersten bis dritten Lendenwirbels liegen. Sie haben eine bohnenförmige Gestalt, sodaß man an ihnen eine vordere und hintere Fläche, einen äußern convexen und innern ausgeschweiften Rand und ein oberes und unteres Ende unterscheidet. Die vordere Fläche ist von der hintern Wand des Bauchfells überzogen, die hintere grenzt nach oben an den Lendentheil des Zwerchfells (s. d.). Der äußere Rand ist convex, der innere concav und mit einer in das Innere führenden Spalte (hilus renalis) versehen, durch welche sich der Harnleiter und die Blutgefäße in das Nierenbecken einsenken. Jede Niere hat eine eigene feste, aber dünne Haut (Kapsel) und ist mit lockerm und sehr fettreichem Zellgewebe umgeben, welches sie mit den angrenzenden Theilen verbindet. An den N. unterscheidet man zweierlei Substanz: eine äußere, welche nur den Hilus der Niere freiläßt, die Rindensubstanz, und eine von dieser umschlossene, die Marksubstanz. Die Rindensubstanz erscheint körnig und röther als die strahlig gestreifte Marksubstanz. Die Körner, welche in der Rindensubstanz leicht auffallen, bestehen aus Knäueln feiner Gefäße, den sog. Malpighischen Körperchen, die von einer häutigen Hülle trichterförmig umschlossen wird; von dieser Hülle geht ein sehr feiner Schlauch (Harnkanälchen) aus, welcher in der Rindensubstanz vielfach gewunden ist, sich dann nach dem Hilus zuwendet und in der Marksubstanz mit mehrern andern seinesgleichen zu einem Schlauch zusammentritt. Im Malpighischen Gefäßknäuel wird Blutflüssigkeit durch die Gefäßwand abgepreßt, die sich dann auf dem Wege zum Hilus noch concentrirt und anderweitig chemisch verändert und schließlich zum Harn wird. Die Harnkanälchen enden bündelweise in warzenförmigen Vorsprüngen (Nierenwarzen) und ergießen hier den Harn in die Nierenkelche, aus welchen er in das gemeinschaftliche Nierenbecken, die Erweiterung des Harnleiters, abfließt. Ihr Blut erhält die Niere durch die Nierenarterie. Das aus der Niere abfließende Blut führt die Nierenvene direct in die untere Hohlader und nicht, wie die Venen der andern Unterleibsorgane, in die Pfortader. Es kommt vor, daß die N. nicht die gewöhnliche Lage haben, sondern z. B. im kleinen Becken angewachsen sind. In andern Fällen wieder stoßen die N. in der Mittellinie des Körpers zusammen und sind hier zu einer sog. Hufeisenniere verwachsen. In noch andern Fällen liegen die N. nicht fest, sondern beweglich in der Bauchhöhle (wandernde N.). Die gemeinste Krankheit der N. ist die sog. Bright'sche Krankheit (s. d.) und der Schwund. Weniger häufig ist die Entzündung der N. (Nephritis). Entzündung der Nierenkelche und des Nierenbeckens sowie Steinbildung in den N. selbst und in den Kelchen sind zwar beschwerliche, aber nicht geradezu gefährliche Krankheiten. Unterdrückung der Harnabsonderung führt unter sog. urämischen Erscheinungen zum Tode.

Nieritz (Karl Gustav), beliebter Jugendschriftsteller, geb. 2. Juli 1795 zu Dresden, wo sein Vater Lehrer an einer Armenschule war, besuchte einige Jahre die Kreuzschule, sah sich aber veranlaßt, wider seine Neigung sich dem Schulfache zu widmen. Nachdem er das Seminar zu Friedrichstadt-Dresden besucht, trat er 1814 als Hülfslehrer an der Schule seines Vaters ein, vermochte es aber erst 1828 nach einer 14jährigen Amtsführung zu einem Gehalte von 150 Thlrn. zu bringen. Eine etwas einträglichere Stellung erhielt er 1831 durch seine Beförderung

zum Oberlehrer und 1841 zum Director der Bezirksschule zu Antonstadt-Dresden. Neben diesem mühevollen Amte entwickelte er eine umfangreiche schriftstellerische Thätigkeit, zu der ihn zuerst die Noth veranlaßte. Seine erste Druckschrift war «Das Pomeranzenbäumchen», welche 1830 in der dresdener Zeitschrift «Merkur» erschien. In den nächsten Jahren lieferte er Journalbeiträge und einige selbständige Erzählungen. Das rechte Gebiet für seine Wirksamkeit aber fand er erst, als ihn 1834 Gubitz aufforderte, Jugendschriften nach dem Vorbilde Christoph von Schmid's zu verfassen. Seit dieser Zeit gab N. nicht weniger als 117 Bändchen Erzählungen für die Jugend heraus, die zum großen Theil histor. Stoffe behandeln und sich durch eine moralisch-lautere Haltung auszeichnen. Dieselben sind meist in der «Jugendbibliothek» (Berl. und Lpz. 1840—64) und den Sammlungen seiner «Jugendschriften» (Lpz. 1846 fg.) erschienen und haben zum Theil sehr zahlreiche Auflagen erlebt. Für die besten gelten: «Das vierte Gebot», «Alexander Menzikoff», «Der blinde Knabe», «Betty und Toms», «Der kleine Bergmann», «Der Landprediger», «Des Königs Kind», «Der junge Trommelschläger». Außerdem veröffentlichte N. Erzählungen für das Volk in dem «Sächs. Volkskalender» (Lpz. 1842—49; auch als «Preuß. Volkskalender» in Berlin ausgegeben) und im «Deutschen Volkskalender» (Lpz. 1850—53). Ende 1864 legte N. sein Schulamt nieder, das er über 40 J. geführt hat.

Niersteiner, gewöhnlich, aber fälschlich, Nierensteiner, ist ein berühmter Rheinwein, welcher in der Umgebung des dicht am Rhein und an der Eisenbahn, 0,2 M. nördlich von Oppenheim gelegenen und 2700 E. zählenden großherzogl. hess. Dorfs Nierstein gebaut wird. Die beste Lage der niersteiner Weinberge ist die Glöcke oder Kleck, deren Boden aus sandigem Kalkmergel besteht. Der Satz ist durchgängig Riesling oder Orleans. Der niersteiner Wein zeichnet sich durch Geist, Milde und Arom vortheilhaft aus. Er ist nicht besonders schwer, wird aber auf dem Lager mit zunehmenden Jahren immer feuriger und besser. Indessen kann ein gewisser Erdgeschmack auch bei der besten Behandlung nicht entfernt werden. Aus bessern Lagen wird das Stück mit 800—1000 Fl. bezahlt. Der N. ist einer der bekanntesten und verbreitetsten Rheinweine, theils weil sein Ruhm aus den ältesten Zeiten her datirt, theils weil sein Anbaugebiet sehr umfänglich. Namentlich gehen unter seiner Etikette sämmtliche leichte Weine des 0,7 M. nördlicher gelegenen Dorfs Nackenheim in den Handel. Bei Nierstein befindet sich auch eine Schwefelquelle, Sironabad genannt, deren Wasser versendet wird.

Niesen (sternutatio) besteht in einem nach vorhergängigem Tiefeinathmen erfolgenden gewaltsamen und schnellen Ausstoßen der Luft durch die Nase allein oder theilweise mit durch den Mund mittels einer plötzlichen Zusammenziehung der Ausathmungsmuskeln des Bauchs und der Brust. Diese rasche, meist unwillkürliche, krampfartige Ausathmung beruht auf einer Reflexwirkung (s. Nerv) durch den Nasociliarast des fünften Nerven, welcher die Nasenschleimhaut mit Empfindungsfasern versieht. (S. Nase.) Zur Hervorrufung des Nieskitzels dient jede Reizung der Nasenschleimhaut und des genannten Nasennerven: unmittelbar durch fremde, in die Nasenhöhle gebrachte Körper oder beim Katarrh durch angehäuften starken Schleim und Thränenfeuchtigkeit; mittelbar durch Reizung der Augennasennerven beim Sehen in die Sonne oder auf sympathischem Wege bei Reizungen der Unterleibsnerven. Das N. bezweckt zunächst Wegschaffung und Ausstoßung des die Nasenschleimhaut reizenden Körpers. Wird dieser daher nicht durch den ersten Versuch entfernt, oder hält der Reiz noch an, so setzt es sich fort. Dies geschieht auch meist ein- bis zweimal nach der Entfernung desselben, da die Reizung nicht sogleich aufhört. Man benutzt das N. zuweilen als Heilmittel, z. B. bei Kopfschmerz, Benommenheit des Gehirns, oder um die Schleimhaut der Nase oder anderer naheliegender Organe in erhöhte Thätigkeit zu versetzen, oder um eine heftige Erschütterung der Respirationsorgane, z. B. bei Scheintod, zu erzielen. In diesen Fällen wendet man, um es hervorzubringen, entweder unmittelbare mechan. Reizung der Nasenschleimhaut (z. B. mittels Federposen) oder die sog. Niesmittel (sternutatoria) an, zu denen Taback, Haselwurzel, florentinische Violwurzel, Betonienwurzel, Nieswurz u. s. w., gehören und welche, fein gepulvert und auf die Nasenschleimhaut gebracht, diese theils mechanisch, theils chemisch reizen und dadurch Nieskitzel und N. erregen.

Nießbrauch (usus fructus) oder das dingliche Recht auf alle Vortheile, welche sich durch Aneignung der Früchte einer fremden Sache und deren pfleglichen Gebrauch erlangen lassen, entsteht durch Vertrag, Letzten Willen oder Zuerkennung von seiten des Gerichts (z. B. wenn eine gemeinschaftliche Sache auf deshalb erhobene Klage so getheilt wird, daß von den bisherigen Miteigenthümern der eine auf bestimmte Zeit die Nutznießung, der andere danach das unbeschränkte Eigenthum haben soll), ingleichen kraft des Gesetzes als Wirkung der eheherrlichen oder väterlichen Gewalt. So kommt der N. dem Ehemanne an der Mitgift (s. d.), dem Vater muth-

maßlich an allen Gütern zu, welche sein Hauskind der Freigebigkeit eines Dritten verdankt. Den N. hat jeder Eigenthümer der Sache als Servitut gegen sich gelten zu lassen, von welcher er indessen durch den Tod des Usufructuars befreit wird. Gewöhnlich sind dem Eigenthümer solchenfalls die nämlichen Sachen zurückzugewähren, doch gibt es auch einen Quasi-Usufructus an vertretbaren Sachen, wie barem Gelde, Waarenvorräthen, wo jener seinerzeit nur Gegenstände derselben Art wieder empfängt. Verwandt sind dem N. die beschränktern Rechte des Gebrauchs zu persönlichem Bedarf (usus) und der Wohnung in fremden Grundstücken (habitatio).

Nieswurz, s. Helleborus.

Niethammer (Friedr. Imman.), deutscher Philosoph, geb. zu Beilstein im Würtembergischen 26. März 1766, wurde 1793 außerord. Professor der Philosophie, 1797 der Theologie zu Jena, wo er in Wort und Schrift und im Verein mit Fichte und andern als geistreicher und muthiger Kämpfer gegen das Eindringen eines plumpen Realismus in den Kreis menschlicher Bildung auftrat. Sehr verdient machte er sich auch durch die Begründung des «Philos. Journals», das er anfangs allein (Bd. 1—4, Jena 1795—96), dann mit Fichte (Bd. 5—10, Jena 1797—1800) herausgab. 1804 wurde er als Professor und Consistorialrath nach Würzburg berufen, von wo er 1806 als prot. Kreis-, Consistorial- und Schulrath nach Bamberg ging. 1807 wurde er als Centralschul- und Studienrath nach München versetzt und Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften, 1829 erster evang. Oberconsistorialrath. Er trat 1845 in Ruhestand und starb 1. April 1848 zu München. Seine Ideen über das Schulwesen, die er in der Schrift «Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus» (Jena 1808) aussprach, erschienen verwirklicht in dem neuen Schulplane, der 1808 in Baiern eingeführt, 1829 aber wesentlich verändert wurde. Von N.'s Schriften sind noch zu erwähnen: «Versuch einer Ableitung des moralischen Gesetzes aus der Form der reinen Vernunft» (Jena 1793); «Ueber Religion als Wissenschaft» (Neustrelitz 1795); «Versuch einer Begründung des vernunftmäßigen Offenbarungsglaubens» (Lpz. 1798).

Nieuwerkerke (Alfred Emilien, Graf von), franz. Bildhauer, geb. 1811 zu Paris, von einer aus Holland stammenden adelichen Familie, lebte lange nach Lust und Neigung auf Reisen in Italien und beschäftigte sich als Dilettant mit Bildhauerei. Der Beifall und Ruf, den ihm seine ersten Versuche in der Kunstwelt verschafften, bewog ihn zum Auftreten in den pariser öffentlichen Ausstellungen. Man sah hier von ihm 1843 das Gipsmodell der für den König von Holland gearbeiteten Reiterstatue Wilhelm's I., Prinzen von Oranien, die seitdem in Erz gegossen und auf einem öffentlichen Platze im Haag aufgestellt wurde. 1846 stellte er die für dieselbe Stadt ausgeführte Bronzestatue des Philosophen Descartes aus, die er für die Stadt Tours in Marmor wiederholte, und 1852 eine Statue Napoleon's I. (jetzt in Lyon) u. s. w. Durch seine hohen Verbindungen wie durch seine künstlerischen Verdienste empfohlen, erhielt N. 1849 vom Präsidenten der Republik die Stelle eines Oberdirectors der Nationalmuseen, welches Amt er mit der Oberintendantschaft der bildenden Künste des kaiserl. Hauses vereinigt versieht. 1864 ertheilte ihm ein Decret die Senatorwürde.

Nièvre, ein nur 7 M. langes, aber viele Hammerwerke treibendes rechtes Nebenflüßchen der Loire im innern Frankreich, mündet bei Nevers und hat seinen Namen dem Departement N. gegeben, welches aus der alten Provinz Nivernais und aus kleinern Stücken von Orléanais und Gatinais gebildet ist, von den Depart. Yonne, Côte-d'Or, Saône-Loire, Allier, Cher und Loiret begrenzt wird und auf 123,8 Q.-M. 332814 E. zählt (1861). Das Departement zerfällt in die 4 Arrondissements Nevers, Château-Chinon, Clamecy und Cosne, mit 25 Cantonen und 314 Gemeinden und hat Nevers (s. d.) zur Hauptstadt. Die Bergterrasse von Nivernais, welche sich im Westen an die Terrasse von Bourbonnais anschließt und im Osten das sog. Morvangebirge bildet, besteht zwar fast durchweg nur aus wellenförmigen Bergflächen ohne Gipfelerhebung und Gebirgscharakter, gewinnt aber durch ihre tief eingeschnittenen Thäler ein wechselvolles Ansehen. Sie ist im Westen, wo sie von der Loire durchbrochen wird, kaum 600 F., im Osten aber, um Château-Chinon im Yonnethale, 1927 F. und in der Montagne de Presnay sogar 2733 F. hoch. Das Morvangebirge mit seinen nordwestwärts auslaufenden Höhenzügen bildet die Wasserscheide zwischen Loire- und Seinegebiet. Im Süden und Westen fließt die Loire selbst, welche hier rechts den Aron, die N. und den Nouain, links den schiffbaren Allier an der Grenze aufnimmt. Von dem 23,34 M. langen Kanale von Nivernais, der die Loire mit der Yonne verbindet, gehört eine Strecke von 16,43 M. hierher, und von dem 26,33 M. langen Seitenkanal der Loire eine Strecke von 7,8 M. Der Boden besteht großentheils aus einer Mengung von Thon und Sand und ist ziemlich fruchtbar.

Längs der Loire wächst auf Kiesboden Wein in Menge. Die Landschaft Morvan hat schweres Erdreich, ist aber wenig ergiebig an Getreide, desto reicher an guten Viehweiden und schönen Wäldern. Das etwas kalte, dabei feuchte Klima verräth die Nähe der hohen Berge der Auvergne. Die Getreideernte ist nicht zureichend. Gemüse und Obst werden im Ueberfluß gewonnen sowie Hanf, Safran, gute Weine, unter denen die weißen von Pouilly sich auszeichnen. Die Waldungen, gegen 40 Q.-M., enthalten sehr schöne Eichen, Weiß- und Rothbuchen und liefern Holz zur Ausfuhr, namentlich auch nach Paris. Der Hauptreichthum des Landes besteht in seinen Steinkohlenflötzen, welche besonders bei Decize im Betrieb stehen, und ergiebigen Eisenlagern. Sie bilden die Grundlage einer sehr lebhaften Eisenfabrikation, welche an 16000 Arbeiter beschäftigt und 1860 38 Hüttenwerke, Hohöfen und Gießereien in Thätigkeit erhielt. Nächst ihr stehen aber auch einige andere Industriezweige in hoher Blüte, namentlich die Fayence-, Topfwaaren- und Leinwandfabrikation. Beträchtlich ist der durch natürliche und künstliche Wasserstraßen sowie durch die Eisenbahn geförderte Handel mit den Industrieerzeugnissen sowie mit Brenn- und Stabholz, Holzkohlen, Wein und Vieh. Nächst der Hauptstadt Nevers (s. d.), welche mit den umliegenden Ortschaften das Hauptcentrum der Industrie, namentlich der metallurgischen, bildet, sind bemerkenswerthe Städte: Cespe am Nouain (6340 E.), Clamecy an der Yonne (5622 E.), La Charite an der Loire (5279 E.), ehemals als fester Platz der Hugenotten von Wichtigkeit, Varzy (3689 E.) und Pouilly-sur-Loire (3550 E.) mit bedeutendem Weinhandel nach Paris.

Niflheim, zu deutsch Nebelwelt, der nördl. Theil in dem gähnenden Urchaos (ginunga gap), entgegengesetzt dem südl. Muspellheim, der Feuerwelt. Mitten in N. quillt der tosende Hvergelmir, aus dem 12 Ströme, die Elivagar, entspringen, die jedoch in einiger Entfernung erstarren und sich zu Eismassen aufschichten. Indem aus Muspellheim Funken herbeifliegen, entsteht aus dem tropfenden Eis das erste lebendige Wesen, der Urriese Ymir, und die ihn nährende Kuh Audhumla. Von N. unterschied man später als Todtenwelt Niflhel.

Nistelgerade, s. Gerade.

Nigella, Schwarzkümmel, heißt eine zur 13. Klasse des Linné'schen Systems und zur Familie der Ranunculaceen gehörende Gattung einjähriger oder perennirender Kräuter, deren durch Europa und die Mediterranländer zerstreute Arten fiederförmig feinzertheilte Blätter und einzelnstehende endständige Blüten mit großem fünfblätterigem, blumenkronenähnlich gefärbtem Kelch und einer aus kleinen hohlen, tütenförmigen und zweilippigen Organen zusammengesetzten Blumenkrone besitzen. Auf den 5—10 gegenseitig verwachsenen Stempeln entsteht eine ebenso viele Fächer enthaltende, vielsamige Kapsel. Zu dieser Gattung gehören der gemeine Schwarzkümmel (N. sativa L.) und die Braut in Haaren (N. damascena L.). Erstgenannte Pflanze, in Südeuropa und dem Orient heimisch, bildet bis 2 F. hohe Stengel mit doppelt fiederschnittigen Blättern und hüllenlosen Blüten, deren Kelchblätter weißlichblau und grün geadert sind. Ihre dreikantigen, querrunzeligen Samen, welche scharf schmecken und gewürzhaft riechen, werden als Semina Nigellae s. Melanthii s. Cumini nigri gegen Verschleimungen, Eingeweidewürmer u. s. w. angewendet, im Orient auch zum Würzen des Brotes. Die zweitgenannte Art, aus denselben Gegenden stammend, durch zartern Bau, hellblaue Kelchblätter und eine zierliche, feinzertheilte Blatthülle um die Blüte von der vorhergehenden verschieden, ist eine der beliebtesten Zierpflanzen der Gärten, welche ohne alle Pflege gedeiht und sich durch Samen leicht vermehren läßt.

Niger, nach dem Nil der größte Strom Afrikas, im obern Laufe von den Mandingo Dhiuliba (Dscholiba), im mittlern von den Fulbe Mayo, von den Tuareg Eghirreu, von den Sourhay Issa oder Sai, im untern Quorra, richtiger Kuára genannt, entspringt mit seiner bekanntesten, 1822 von Laing entdeckten Quelle auf der Nordseite des Konggebirgs in Hochsudan, etwa unter 9° 18′ nördl. Br. und 8° östl. L. am Berge Loma in einem über 1500 F. hohen Terrain, im Ländchen Kissi. Dieser Quellarm, welcher den Namen Temba oder Timbi führt, vereinigt sich östlich vom Orte Kowia mit einem zweiten längern und stärkern Quellstrome, dem Ahmar oder Fluß der Wilden, welcher von Süden kommt und etwa unter 7° 54′ nördl. Br. und 12° östl. L. in dem Hochgebirge östlich von Liberia entspringt. Der vereinigte Strom durchfließt nun das Bergland der Mandingos und tritt an den Grenzen von Bambarra aus der Gebirgsregion in die Ebene Sudans, in welcher seine Schiffbarkeit bei Marrabu beginnt. Erst bei Dschabbi (Jabbi) verlassen indeß die letzten Ausläufer der westl. Bergländer den N., der bis dahin einen ungemein reißenden Lauf hat, bei Dschabbi aber, wo er die Breite der Themse bei Westminster besitzt, in einen sehr sanften, ostnordöstlich gerichteten Lauf übergeht und zugleich zu einer durch unzählige Fahrzeuge belebten Handelsstraße wird. Unterhalb Sego und Sansanding

sind die Umgebungen des N. ungemein mannichfach und reizend, aber im allgemeinen so flach, daß seine Fluten sich in der Regenzeit weit und breit ergießen. Nach den Ueberschwemmungen verwandelt sich das Umland in ungangbare, ungesunde Sümpfe, in denen zahllose Elefanten, Löwen und andere Raubthiere hausen. In derselben Strecke verzweigt sich der Strom in mehrere Arme; zugleich nimmt er auf seiner Südseite eine Menge größerer und kleinerer Flüsse auf. Oberhalb Dschinnie tritt er in das Fulbereich Massina ein, wendet sich mehr gegen Norden, durchfließt den seichten Debusee und biegt bei Kabara, dem Hafenplatze von Timbuktu, gegen Osten um. Am Rande der Sahara, in die er zur Zeit des Hochwassers ein verschlungenes Netz von Hinterwassern ausstreckt, geht er in dem alten Sourhayreiche bis 17° 40′ östl. L. östlich und etwas nördlich, bildet aber hier ein Knie (Burrum) und nimmt eine südöstl. Richtung an, die er bis zur Einmündung des Benue (8° nördl. Br.) beibehält. Auf dieser Strecke tritt er bei Birni in das Fulbereich Gando ein, bildet bei Jauri, Bussa und Rabba Stromschnellen, welche die Schiffahrt unterbrechen, und empfängt ziemlich viele kleine Nebenflüsse aus Haussa. Mit dem Benue (s. d.), seinem großen, schiffbaren, von Osten aus Adamaua kommenden Nebenfluß vereinigt, durchbricht er das Konggebirge, wendet sich südwestlich dem Busen von Guinea zu und ergießt sich in denselben mit zahlreichen Armen, indem er eins der großartigsten Flußdeltas bildet. Die Oberfläche dieses Deltas erhebt sich kaum über den Meeresspiegel. An der Küste ist dasselbe ein mit Mangrovewaldungen bedeckter Sumpf, aus dem sich in der trockenen Jahreszeit die verderblichsten Miasmen entwickeln. In der Regenzeit wird es fast ganz überschwemmt. Der Strom führt dann außerordentliche Massen von Schlamm herab, sodaß die Ausdehnung des Delta noch fortwährend zunimmt. Der directe Abstand der Quellen des N. von seiner Mündung beträgt 250 M.; seine ganze Stromentwickelung hat man auf 650 M., sein Gebiet auf 34000 Q.-M. geschätzt, sodaß er zu den größten Strömen der Erde gehört. Der mittlere N. bei Timbuktu fängt im Juli an zu steigen, erreicht Ende Jan. die größte Höhe und sinkt dann wieder bis Juli. Der Benue dagegen zeigt das erste Anschwellen im Mai, steht im Sept. am höchsten und wird im März so unbedeutend, daß er an manchen Stellen stagnirt. Der N. unterhalb der Einmündung des Benue steigt daher vom Juni an, ist gegen Ende Sept. am höchsten angeschwollen, fällt im Oct., hat dann aber ein zweites geringeres Anschwellen vom Jan. bis März, wo das Hochwasser aus dem obern N. herabkommt. Der Benue verleiht also dem untern N. seine Größe in der Regenzeit, Aug. und Sept., während er ihm in der trockenen nur wenig Wasser zuführt.

Der Name N. stammt aus dem Alterthume, wird aber mit Unrecht auf den Dhiuliba oder Kuára angewendet, da der N. der Alten nach Duveyrier's und Saint-Martin's Forschungen identisch mit dem Wadi-Igghergher in der nördl. Sahara ist. Die arab. Geographen des Mittelalters glaubten, daß er mit dem Nil in Verbindung stehe. W. G. Browne in seinen «Travels in Africa» (1799) war einer der ersten, welche diese Meinung ernstlich bekämpften. Bis 1796 hatte noch kein Europäer den N. gesehen. Mungo Park (s. d.) war der erste, welcher in dem genannten Jahre die Stadt Sego erreichte. Für die African-Association in London mußte die Erforschung eines so mächtigen Stroms, der die fruchtbarsten und bevölkertsten Striche des Sudan durchzieht, von größter Wichtigkeit sein. Daher wurde Mungo Park nach seiner Rückkehr 1805 von neuem zur Erforschung des N. ausgesendet. Er verfolgte dessen Lauf von Bammaku abwärts bis in die Gegend von Bussa, wo er ermordet wurde. Ueber das Ende, welches der Kuára nimmt, wußte man noch nichts, doch stellten Reichardt und Riley die Vermuthung auf, daß er in den Busen von Guinea münde. Durch die Reise Clapperton's und Denham's 1825 und vollends durch Clapperton's zweite Reise 1827 wurde diese Meinung bestätigt, und die brit. Regierung sendete nun 1830 Rich. Lander (s. d.), den Begleiter Clapperton's, zu näherer Erforschung des N. ab. Lander und sein Bruder gingen zu Lande nach Bussa, schifften von dort den Strom hinab und erreichten nach einer Fahrt von etwa 560 engl. M. das Meer. 1832 führte Lander eine neue Expedition aus, indem er von der Beninbucht mit zwei Dampfschiffen in den N. eindrang; dasselbe geschah gleichzeitig durch Laird und Oldfield, von denen der letztere 100 engl. M. weit, bis Rabba, gelangte. Das Dampfschiff Ethiope unter Kapitän Becroft kam 1840 noch weiter. Die Nigerexpedition, welche die brit. Regierung 1841 aussandte, misglückte. Nachdem aber Barth im Juni 1851 den Benue entdeckt hatte, dampfte Baikie 1854 diesen Strom hinauf und erforschte im Verein mit engl. Seeoffizieren von 1857—64 den untern N. aufwärts bis Rabba genauer, indem er dabei auch Missions- und Handelsstationen anlegte. Den mittlern Lauf des N. von Timbuktu bis Say nahm Barth 1854 auf. Vgl. außer den Reiseberichten von Lander, Laird und Oldfield, Barth (s. d.) insbesondere die von Baikie (Lond. 1856), Crowther (Lond. 1855) und Hutchinson (Lond. 1855), nebst «Des-

patches received from Dr. Baikie» (Lond. 1863) und «Reports by Dr. Baikie on the geographical position of the countries in the neighbourhood of the N.» (Lond. 1863).

Nightingale (Miß Florence), durch ihre Verdienste als Krankenpflegerin berühmt geworden, wurde 1823 in Florenz geboren, wo ihr Vater, ein wohlhabender Gutsbesitzer aus Derbyshire, sich zur Zeit aufhielt. Sie empfing eine treffliche Erziehung, war mit ihren Aeltern viel auf Reisen und benutzte dieselben, um den Zustand der Hospitäler kennen zu lernen, für die sie früh ein außerordentliches Interesse zeigte. Mit der praktischen Krankenpflege machte sie sich bei den Barmherzigen Schwestern in Paris und namentlich seit 1849 in der von dem Pastor Fliedner gegründeten Diakonissinnenanstalt zu Kaiserswerth am Rhein vertraut, über welche sie in der Schrift «The institution of Kaiserswerth for the training of deaconesses» (Lond. 1850) berichtet hat. Darauf trat sie an die Spitze eines in London errichteten Krankenhauses für Gouvernanten, dem sie eine musterhafte Einrichtung gab und auch einen nicht unbedeutenden Theil ihres Vermögens opferte. Als während des Krimkriegs schauerliche Berichte über den Zustand der Militärhospitäler nach England drangen, entschloß sich Miß N., obwol selbst leidend, nach dem Kriegsschauplatze zu eilen, um den unglücklichen Soldaten Hülfe zu bringen. Am 27. Oct. 1854 schiffte sie sich mit den unter ihrer Leitung stehenden Krankenwärterinnen ein, begab sich erst nach Skutari, dann nach Balaklava, wo sie den in den Hospitälern eingerissenen Misbräuchen steuerte, eine neue Ordnung einführte und durch ihre ebenso menschenfreundliche als energische Wirksamkeit Tausende vom Tode rettete. Obschon auch sie von dem tödlichen Krimfieber befallen wurde, wies sie alle Bitten, zu ihrer Genesung nach England heimzukehren, zurück und verließ das Feld ihrer Thätigkeit erst im Aug. 1856, als der Krieg beendet war und die Hospitäler allmählich geschlossen werden konnten. Ihre dankbaren Landsleute brachten ein Kapital von 50000 Pfd. St., den sog. Nightingale-Fond, zusammen, dessen Zinsen auf ihren Wunsch zur Erweiterung des St.-Thomashospitals in London verwendet wurden, wo auch Frauen Aufnahme finden, die sich der Krankenpflege widmen wollen. Ihre Erfahrungen hat Miß N. in den «Hints on hospitals» (Lond. 1859) und «Notes on nursing» (Lond. 1858; deutsch: «Die Pflege bei Kranken und Gesunden», Lpz. 1861) niedergelegt.

Nigra (Constantino), ital. Diplomat, geb. 12. Juni 1827 bei Ivrea (Provinz Turin) aus bürgerlicher, wenig bemittelter Familie, studirte von 1845—48 an der Universität zu Turin Rechtswissenschaft und Philosophie, trat aber bei Ausbruch des Kriegs gegen Oesterreich im März 1848 als freiwilliger Bersagliere in die sardin. Armee. Nachdem er 21. Juli 1848 bei Rivoli schwer verwundet worden, verließ er die militärische Laufbahn und bestand 1849 zu Turin das jurist. Doctorexamen, 1851 eine zweite Prüfung, welche ihm die diplomatische Laufbahn eröffnete. Graf Cavour bemerkte die Fähigkeiten des jungen Mannes und zog ihn in sein Specialcabinet. Im Nov. 1855 begleitete er den Minister auf der Reise, welche derselbe mit dem Könige nach Paris und London machte. Im folgenden Jahre versah N. die Functionen eines Specialsecretärs Cavour's während des Congresses von Paris. In dieser Stellung wußte er sich in so hohem Grade das Vertrauen seines Gönners zu erwerben, daß ihn derselbe an die Spitze des Specialcabinets stellte und mit mehrern sehr delicaten Missionen betraute. So wurde er namentlich Anfang 1859 nach Paris geschickt behufs der Verhandlungen, welche den Krieg gegen Oesterreich und die Vermählung der Prinzessin Clotilde mit dem Prinzen Napoleon zum Gegenstande hatten. Bald darauf begleitete er Massimo d'Azeglio auf dessen außerordentlicher Sendung nach London. Während des Kriegs von 1859 folgte N. dem Hauptquartier des Kaisers Napoleon, und durch seine Hand gingen alle Correspondenzen zwischen dem Kaiser und Cavour. Im Herbste 1859 wurde er den sardin. Bevollmächtigten beigegeben, welche an den Friedensverhandlungen zu Zürich theilnahmen. 1860 zum Range eines Ministerresidenten und bald darauf eines bevollmächtigten Ministers erhoben, versah er erst provisorisch, dann definitiv die sardin. Gesandtschaft am franz. Hofe. Als die diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und Sardinien infolge der Expedition nach den Marken und Umbrien abgebrochen wurden, leistete N. als Generalstaatssecretär des Prinzen Carignan, des Statthalters des Königs für die neapolit. Provinzen, einige Zeit lang Dienste im Verwaltungsfache, jedoch mit geringerm Erfolge. Im Frühjahre 1861 nahm er einen wesentlichen Antheil an den Verhandlungen, welche die Wiederanknüpfung der diplomatischen Beziehungen mit Frankreich ergaben und wurde dann im Aug. als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des Königs von Italien bei dem Tuileriencabinete beglaubigt. In dieser wichtigen Stellung erhielt er Gelegenheit, seine Umsicht, Geschicklichkeit und vielseitige Gewandtheit im Interesse seines Landes zu verwerthen.

Seinen persönlich engen Beziehungen, in welche er zum kaiserl. Hofe zu treten wußte, war es zu danken, wenn in mannichfachen kritischen Momenten das Bündniß Italiens und Frankreichs keine bedenkliche Störung erlitt. Einen bedeutenden Antheil hatte er namentlich an dem Abschlusse der ital.-franz. Convention vom 15. Sept. 1864. Mit einem regen und scharfen Geiste verbindet N. ein ausgebreitetes Wissen. Wiewol ihm Rednertalent abgeht, weiß er doch sehr wirksam zu schreiben. Seine amtliche Wirksamkeit hinderte ihn nicht, sich fortwährend auch literarisch zu beschäftigen. So lieferte er unter anderm treffliche Artikel in die «Rivista contemporanea» über die alten piemont. Dialekte und über roman. Volksdichtung.

Nigritien, s. Sudan.

Nihilismus (vom lat. nihil, nichts) heißt eine Theorie, welche auf nichts hinausläuft. So z. B. ist unter moralischem N. eine Theorie zu verstehen, welche den Unterschied von Gut und Böse aufhebt, unter psychologischem eine Theorie der Seelenleugnung, unter theologischem eine Theorie der Gottesleugnung. Die Anhänger solcher Theorien werden Nihilisten genannt. Neuerdings tauchte in Rußland eine social-demokratische Verbindung auf, die sich den Namen Nihilisten beilegte. Auch die Theologie des Buddha (s. d.), wonach alle entstandenen Dinge zuletzt in das große Nichts oder Nirwâna zurückkehren sollen, wird häufig als N. bezeichnet. — Nihilianismus wird die dem Petrus Lombardus (s. d.) aus Misverständniß beigelegte, von Alexander III. 1179 verdammte und von den pariser Theologen um 1300 öffentlich gemisbilligte Ansicht genannt, daß Christus, insofern er Mensch ist, nichts sei.

Nikander, ein gelehrter griech. Arzt und Dichter, aus Kolophon gebürtig, lebte von 160—140 v. Chr. am pergamenischen Hofe zur Zeit des letzten Königs Attalus und verfaßte mehrere didaktische Gedichte, die zwar nicht durch den Fluß der Verse sich empfehlen, wol aber wegen der tüchtigen Kenntniß der Sachen, die er behandelt, von den Alten sehr geschätzt wurden. Einige derselben, namentlich die «Georgica», welche dem Virgil (s. d.) zum Muster gedient haben sollen, sind verloren gegangen. Nur noch zwei, besonders naturhistorisch merkwürdige Gedichte besitzen wir, die «Theriaca», oder von den giftigen Thieren und den Mitteln gegen den Biß derselben, und «Alexipharmaca», oder von den Gegengiften überhaupt, die von Schneider (jenes Halle 1792, dieses Lpz. 1816), Lehrs (Par. 1845) und O. Schneider (Lpz. 1856) herausgegeben wurden.

Nike, die Göttin des Siegs bei den Griechen, nach Hesiod die Tochter der Styx und des Pallas, bei den Römern Victoria genannt, erhielt in der bildenden Kunst der erstern von den untergeordneten Gottheiten die meiste individuelle Ausprägung, während die röm. Victorien nur Allegorien in allgemeiner Auffassung sind. N. wird mit einem langen, aber einfachen, aufgeschürzten und leichten Gewand vorgestellt; in den Händen trägt sie Palmen oder Kränze oder sonstige Trophäen. Ursprünglich ist N. nur Beiname der Athene (Minerva), die selbst als die Siegesgöttin galt; erst Phidias symbolisirte die siegbringende Eigenschaft derselben als eine eigene Göttin, die er seinen beiden berühmtesten Kolossen, dem Olympischen Zeus und der ehernen Pallas Athene auf die Hand stellte. So erklärt es sich auch, daß die ältesten Nikefiguren flügellos sind. Später erst, als die N. zur untergeordneten Göttin ausgebildet wurde, erhielt sie Flügel, und zwar zuerst von dem Bildhauer Anthermos, der zwischen der 50. und 60. Olympiade auf Chios arbeitete und gern den strengen Götterfiguren anmuthige allegorische Beziehungen anbildete. Unendlich vielfach wurde nun die Abbildung der N. Man findet sie auf Vasengemälden, Lampen, Gemmen, Münzen, auf den Wandgemälden von Pompeji, auf Wagen, den Siegern die Zügel führend u. s. w. Bei heil. Spielen, Siegeseinzügen u. s. w. pflegte vermittels einer Maschinerie oder getragen eine N. über dem Haupte der Gefeierten zu schweben. Helden, die sie selbst in Händen trugen, auch die Göttin Athene selbst, hießen Nikephoren. Bei den röm. Kaisern setzte man auch die N. auf die Erdkugel, welche die kaiserl. Hand zu halten pflegte. Der Kaiser Konstantin, der das Kreuz gern überall anbrachte, gab es bei solcher Gelegenheit auch der N. in die Hand. Lange entging die N. der Verweisung aus der christl. Welt; endlich aber mußte sie doch weichen, während das Kreuz blieb, sodaß nun aus Kreuz und Weltkugel der Reichsapfel entstand. Von bekannten Victoriafiguren befindet sich eine besonders schöne bronzene im Museum zu Kassel; eine andere aus demselben Material und vergoldet, 4 F. hoch (1830 auf der mantuanischen Grenze gefunden), in Berlin; eine 6 F. hohe, schreibende, mit großen Schwingen, im Museum Brescianum. Von Victorienfiguren neuerer Bildner hat zunächst die von Schadow auf dem Brandenburger Thore zu Berlin Berühmtheit erlangt. Ausgezeichnete Victorien bildete ferner Rauch. Eine schwebende steht auf einer Säule des Belle-Alliance-Platz in Berlin. Für die Walhalla fertigte derselbe in Marmor vier sitzende, unter denen die sog. kranzwerfende von hervorragender Schönheit und berühmt geworden ist. — Auf der Akropolis von Athen,

welche mit ihren Tempeln und Statuen den Hauptherd der Verehrung der Pallas Athene bildete, erhob sich auch ein kleiner Tempel aus pentheliſchem Marmor, 27 F. lang und 18 F. breit, der dem Dienst der Athene als Siegesgöttin gewidmet war. In demselben war das ungeflügelte Bild derselben aufgestellt und er führte den Namen Tempel der N. Apteros (ungeflügelt). Die Hauptverzierung des im ionischen Stil ausgeführten Gebäudes bestand in einem Fries, der Schlachtscenen zwischen Griechen und Persern in Reliefdarstellungen enthielt. Vier Platten davon befinden sich jetzt im Britischen Museum. Die Statue der Göttin hatte einen Granatapfel in der einen und einen Helm in der andern Hand. Die Ueberreste des Tempels wurden durch die von Roſt 1835 geleitete Ausgrabung ans Licht gebracht.

Nikobaren, von den Dänen auch Friedrichsinseln, von den Malaien Pulo-Sambilong, d. i. Neuninseln, genannt, heißen sieben größere und zwölf kleinere Inseln auf der südöstl. Seite des Bengalischen Meerbusens, zwischen den Andamanen (s. d.) und Sumatra gelegen. Sie zerfallen in zwei geologisch verschiedene, durch den Sombrerokanal getrennte Gruppen, die zusammen ein Areal von 34,1 Q.-M. umfassen. Die südl. Gruppe besteht nur aus den zwei Inseln Klein-Nikobar von etwa 4 Q.-M. und Groß-Nikobar von etwa 12 Q.-M., welche letztere die größte und südlichste aller N. ist. Beide haben Urwälder, sind gebirgig und entwickeln die üppigste tropische Vegetation. Die Inseln der nördl. Gruppe, deren nördlichste Kar-Nikobar heißt, sind kleiner, niedriger und ganz anders gestaltet. Sie haben theilweise ein ausgezeichnetes Kokosterrain, sind aber im ganzen weniger fruchtbar. Das Klima des Archipels, obwol ein tropisches, gehört als ein insulares nicht zu den heißesten. Die fallende Regenmenge ist sehr bedeutend und beträgt gegen 150 Zoll. Infolge der üppigen Vegetation und der Mangrovesümpfe ist das Klima sehr ungesund, ließe sich jedoch durch fortschreitende Cultur in ein dem Menschen zuträglicheres verwandeln, wie die Versuche der Engländer auf dem nahen Pulo-Pinang bewiesen haben. Auf den N. leben jetzt nur 5000 Wilde malaiischen Stammes, die in physischer und moralischer Beziehung sehr niedrig stehen. Doch könnten die Inseln leicht 100000 E. ernähren. Hauptproduct ist die Kokospalme, deren Nüsse als Werthmesser gelten. Außerdem finden sich Schildpatt, eßbare Vogelnester, Ambra und Tripang. Der Boden ist zum Anbau aller tropischen Producte trefflich geeignet. Die bisherigen Colonisationsversuche scheiterten theils wegen des ungesunden Klimas, theils wegen Ungeschicklichkeit bei dem Unternehmen. Zuerst machten 1711 franz. Jesuiten, 1770 die Dänen, 1778 die Oesterreicher unter dem Holländer Bolts und 1846 wieder die Dänen einen Versuch, den diese aber 1848 auch wieder aufgaben. Zehn Jahre später besuchte die österr. Fregatte Novara die Inseln, und seitdem haben die Oesterreicher die Anlage einer Colonie daselbst im Auge behalten.

Nikodēmus, nach der Erzählung des Johannes-Evangeliums ein für die Wahrheit empfänglicher, aber schüchterner Freund Jesu, welcher aus Furcht vor dem Synedrium zu Jerusalem, dessen Mitglied er gewesen, nur des Nachts zu Jesu gekommen sein soll. Nach der kirchlichen Sage ließ er sich später taufen und wurde deshalb von den Juden verbannt, aber von seinem Vetter Gamaliel heimlich unterhalten. Ob er mit dem im Talmud erwähnten N., dem Sohne Gorion's, identisch sei, läßt sich nicht entscheiden. Das in drei verschiedenen Recensionen vorhandene apokryphische «Evangelium Nicodemi», richtiger «Acta Pilati», ist eine später vielfach überarbeitete apokryphische Schrift des 2. Jahrh.

Nikolaiten ist der Name einer angeblichen Ketzersekte, die im 1. Jahrh. n. Chr. in Syrien und Kleinasien sich verbreitet haben soll. Der Name wird zuerst in der Offenbarung des Johannes Kap. 2, 6. 15 genannt, wo der Apostel gegen heidenchristl. Parteiführer in Pergamus eifert, welche sich über die judenchristlicherseits geforderte Beobachtung der Proselytengesetze, besonders der Enthaltung von Götzenopferfleisch und von gewissen im Alten Testament als Unzucht bezeichneten ehelichen Verbindungen, hinwegsetzten. Der Name N. hat hier symbolische Bedeutung und wechselt mit der dem Alten Testament entlehnten Benennung Biliamiten, d. h. Volksverführer. Das Misverständniß späterer Kirchenlehrer brachte aber diese N. mit dem Apostelgeschichte 6, 5 erwähnten Armenpfleger Nikolaos in Verbindung und stempelte sie zu einer gnostischen Sekte, welche jede Art Unzucht für erlaubt gehalten habe, um das Fleisch «abzugebrauchen». Clemens von Alexandrien wollte noch wissen, daß dieser Grundsatz auf bloße Verdrehung eines (angeblichen) im gerade entgegengesetzten Sinne gemeinten Ausspruchs des Nikolaos beruhe; dagegen machten ihn andere Kirchenlehrer zum Stifter jener vermeintlichen unsittlichen Sekte. Hieraus entstand im Mittelalter, als das Cölibatsgesetz aufkam, der Ausdruck Nikolaitische Ketzerei für die Priester, die ihre Frauen nicht von sich wiesen oder der Ehe

wegen ihren Stand verließen. — Außerdem führte eine theosophische Sekte in England den Namen Nikolaiten, nach dem Stifter Heinrich Nikolai, der seine Anhänger zu einer familia charitatis oder Liebesfamilie vereinigte. Diese Sektirer wurden auch Familisten genannt und unter Elisabeth, die ein strenges Edict (1580) gegen sie gab, unterdrückt.

Nikolajew, eine neue, erst 1789 vom Fürsten Potemkin gegründete Stadt (ohne Verwaltungskreis) im russ. Gouvernement und 9 M. nordwestlich von Cherson, in dürrer Steppe, am Einflusse des Ingul in den Bug, welcher hier nahe seiner Mündung in das Schwarze Meer einen Liman bildet, der sich mit dem des Dnjepr vereinigt, hat zwei Häfen, ein Arsenal, große kaiserl. Schiffswerfte sowie mehrere Kasernen und ist gegenwärtig, an der Stelle Sewastopols, Hauptstation der Flotte und Sitz der Admiralität des Schwarzen Meeres. Die Stadt ist regelmäßig und geschmackvoll angelegt, stark und großartig befestigt, hat schöne, breite, sich in rechten Winkeln durchkreuzende Straßen und meist prächtige, mit Colonnaden und Balkonen versehene Häuser. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich besonders aus das Admiralitätsgebäude, das Rathhaus mit Börse, das Zollhaus, die Kathedrale im neuern Stil und die 1821 erbaute Sternwarte (46° 58′ 20′ nördl. Br., 49° 38′ 22″ östl. L. von Ferro). Auch hat die Stadt einen schönen Marktplatz, einen öffentlichen Spaziergang am Quai des Ingul und 1 St. stromaufwärts ein herrliches, mit Palästen und Parkanlagen versehenes Landgut des Admiral Greigh, Spasskoje, welches früher dem Fürsten Potemkin gehörte, jetzt einen Vergnügungsort bildet und aus seiner Quelle die Stadt mit gesundem Wasser versieht. Außer der Kathedrale sind noch funfzehn griech., eine kath. und eine luth. Kirche vorhanden sowie zwei Synagogen, ferner eine Artillerie-, eine Steuermanns-, Lootsen- und Schiffbauschule, eine Schule für Söhne von Kanzleibeamten, eine andere für Soldatentöchter, eine Kreis- und eine Pfarrschule, drei Bibliotheken, ein hydrographisches Kartendepot u. s. w. Das Klima ist sehr mild und gesund. Die Stadt zählt (1863) 64561 E., die hauptsächlich Handel und Schiffahrt betreiben, jedoch auch zahlreiche Fabriken unterhalten. 2 M. südlich davon, beim Dorfe Porutino am westl. Ufer des Buglimans, findet man die sehenswerthen Ruinen von der alten, einst sehr bedeutenden milesischen Stadt Olbia oder Olbiopolis, unter denen besonders der sog. Hundert-Gräberplatz sich auszeichnet.

Nikolajewsk, Stadt mit 5495 E. (1862), im Seedistricte des russ. Amurlandes und am linken Ufer des Amur (s. d.), nicht fern von dessen Mündung in die Mamiastraße gelegen. Graf Murawjew, damals Gouverneur von Ostsibirien, legte hier im Lande der Giljaken 1851 einen befestigten Handelsposten mitten im Urwalde, und zwar damals noch auf chines. Gebiete an. Erst durch den Frieden zu Aigun 1858 wurde der Ort rechtmäßiges russ. Eigenthum. Obgleich der Hafen von N. sechs Monate im Jahre vom Eise versperrt ist, hob sich die Anlage doch verhältnißmäßig schnell und wurde der Stapelplatz für den Amurhandel, an dem sich sogar deutsche und amerik. Häuser ansiedelten. Die solid angelegte Stadt dehnt sich über einen großen Raum aus, hat aber meist Holzhäuser, ein Gouvernementsgebäude, eine Kirche mit buntgestrichenen Thürmen, eine Maschinenfabrik und Schiffswerfte. Auf einer langen Insel liegt vor derselben in dem stürmischen, mit Nebel bedeckten Strome das Fort Konstantin. Die Einfuhr ist in fortwährendem Steigen begriffen. 1859 liefen 8 Schiffe mit Ladung im Werthe von 672000 Thlr. ein. Die Ausfuhr von Wolle, Talg, Häuten, gesalzenem Fleisch und Fellen betrug 20769 Thlr. Seit Rußland durch den Vertrag von Peking 1860 die Küstenprovinz am Tatarischen Kanale und damit die guten Häfen an der Grenze von Korea gewann, litt N. als Hafenplatz, doch erhält es wieder einen Aufschwung als Knotenpunkt des sibir.-amerik. Welttelegraphen, der im Sommer 1866 den Amur aufwärts von N. bis Blagowestschensk vollendet war.

Nikolaus, einer der Hauptheiligen der griech. Kirche, geb. zu Patera in Lykien, wurde durch den Zufall, daß er der erste war, der zur Kirche kam, verabredetermaßen Bischof von Myra in Lykien. Zur Zeit der Christenverfolgung unter Kaiser Diocletian eingekerkert und erst unter Konstantin befreit, machte er sich als Kämpfer gegen die Arianer auf dem Concil zu Nicäa 325 bemerkbar. Er war bereits mehrere Jahrhunderte im morgenländ. Reiche und hier und da auch schon im abendländischen als Heiliger verehrt worden, als einige Kaufleute von Bari im 11. Jahrh. seine Gebeine aus der Kirche zu Myra entwendeten und nach ihrer Vaterstadt führten. Sein Fest fällt auf den 6. Dec.

Nikolaus heißen sechs röm. Päpste. — **N. I.** oder der Große, 858—867, ein Römer von Geburt, vorher Diakonus zu Rom, als Papst herrschsüchtig und energisch, belegte 863 den Patriarchen von Konstantinopel, Photius, mit dem Banne und gab dadurch Veranlassung zu der ersten, wenn auch noch vorübergehenden, förmlichen Trennung der morgenländ. von der abendländ. Kirche. Er berief sich zuerst auf die pseudoisidorischen Decretalen (s. d.), legte Kaiser

Lothar II. Kirchenbuße auf und erlebte die Bekehrung des Königs der Bulgaren, Bogoris, nebst dessen ganzem Volke. In der abendländ. Kirche wurde er den Heiligen beigezählt. — N. II., 1058—61, geb. zu Chevron in Savoyen, vorher Gerhard, Bischof von Florenz, und mit dem Rechte, sein Bisthum beizubehalten, zum Papste erwählt, wirkte völlig im Sinne der hildebrandinischen Partei, welche die Unabhängigkeit des Papstthums von der weltlichen Macht und die unbedingte Herrschaft desselben in der Kirche erstrebte. Er übertrug die Papstwahl ausschließlich an die Cardinäle der röm. Kirche und bestrebte sich, die Cölibatsgesetze zur Geltung zu bringen. Im Abendmahlsstreite nahm er für die Transsubstantiationslehre gegen Berengar (s. d.) von Tours Partei. In Robert Guiscard, Herzog der Normannen, gewann er einen Lehnsträger und Beschützer seiner weltlichen Besitzungen in Unteritalien. — N. III., aus dem Hause Orsini, 1277—80, war ein Freund der Wissenschaften, zugleich aber Beförderer des Nepotismus. Sein Versuch, die morgenländ. Kirche mit der abendländischen wieder zu vereinigen, scheiterte vornehmlich an seinen eigenen Anforderungen; dagegen hatte er die Genugthuung, die jahrhundertelangen Streitigkeiten mit dem Kaiserthume zu Gunsten des Papstthums entschieden zu sehen, da Rudolf von Habsburg, um die polit. Wirren in Deutschland zu beendigen, dem Papste in allen Stücken nachgab und namentlich auch auf alle kaiserl. Rechte über den Kirchenstaat verzichtete. — N. IV., früher Hieronymus, Bischof von Präneste, Papst von 1288—92, beschäftigte sich viel mit den christl. Eroberungen in Palästina, war aber nicht im Stande, einen neuen Kreuzzug zu bewerkstelligen. — N., vorher Pietro Rainaluci oder Peter von Corbière genannt, Gegenpapst von Johann XXII., eingesetzt 1328 von Ludwig dem Baier, mußte sich seinem Gegner unterwerfen, starb im Gefängnisse und wird in der Reihe der Päpste nicht gezählt. — N. VI., 1447—55, eigentlich Thomas di Sarzana oder Parentucelli, vor seiner Wahl Cardinalbischof von Bologna, zog als Freund der Wissenschaften namentlich viele Griechen in seine Staaten und sorgte für eine bedeutende Erweiterung der vaticanischen Bibliothek. Er schloß mit Friedrich III. das sog. Aschaffenburger, eigentlich Wiener Concordat (17. Febr. 1448) ab.

Nikolaus Pawlowitsch, Kaiser von Rußland 1825—55, der dritte Sohn des Kaisers Paul I. (s. d.) aus dessen zweiter Ehe mit Maria Feodorowna (Sophia Dorothea), Tochter des Herzogs Eugen von Würtemberg, wurde 6. Juli 1796 im Schlosse Gatschina bei Petersburg geboren. Mit seinem jüngern Bruder Michael ward er unter den Augen seiner Mutter durch den Grafen Lambsdorf erzogen. N. bewies wenig Neigung zu wissenschaftlichen Studien, erlernte aber leicht neuere Sprachen und beschäftigte sich am liebsten mit dem Militärwesen. Sein von Natur ernstes, abgeschlossenes Wesen sicherte ihn vor den Einflüssen eines glänzenden Hoflebens und bewahrte ihm seine physische wie moralische Kraft. Während der Regierung des ältesten Bruders Alexander blieb er gänzlich von den großen Ereignissen und Geschäften des Staatslebens entfernt. Nach Herstellung des Weltfriedens besuchte er verschiedene europ. Länder, namentlich 1816 England, sowie die Provinzen Rußlands, und vermählte sich 13. Juli 1817 mit Charlotte (geb. 13. Juli 1798), der ältesten Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, welche beim Uebertritt zur griech. Religion den Namen Alexandra Feodorowna erhielt. Das Familienleben, das er seitdem, in gewisser Entfernung vom Hofe, im Anitschkowschen Palast zu Petersburg führte, galt als das Muster häuslicher Ordnung und Glücks. Als Alexander I. (s. d.) 1. Dec. 1825 starb, fiel N. infolge der Resignation des ältern Bruders, des Großfürsten Konstantin (s. d.), der Thron von Rußland zu. Eine längst vorbereitete Militärverschwörung, die mit dem Thronwechsel ausbrach, unterdrückte er energisch und muthig, aber mit großer Strenge. Dieses Ereigniß, welches die Dynastie, ja den Bestand des Reichs bedrohte, verbunden mit Anzeichen einer gewissen innern Auflösung und Zerrüttung, die das milde, schwankende Regiment Alexander's zurückließ, übte bedeutenden Einfluß auf die künftige Regierungspolitik wie den persönlichen Charakter des neuen Herrschers. N. brach den geistigen Entwickelungsproceß, den Alexander angestrebt, ab und suchte fortan vermittels des Systems militärischen Gehorsams und formeller Disciplin die absolute Herrscherautorität oder die reine Alleinherrschaft mit der Machtfülle, den Hülfsmitteln und dem Glanze, aber ohne den selbstthätigen Geist der Civilisation herzustellen. Seiner außerordentlichen Energie und Ausdauer, verbunden mit einem dieser Richtung entsprechenden Zuge der russ. Nationalität, gelang es auch, jenes System zu einer consequenten Durchführung zu bringen und dabei wenigstens in Bezug auf die materielle Entfaltung des ungeheuern Reichs großartige Erfolge zu erlangen. Die erste Regierungsthätigkeit N.' war die Untersuchung der zahllosen Misbräuche in der Staatsverwaltung, die eine theilweise, aber nur äußerliche Reorganisation der Verwaltungsmaschine zur Folge hatte. Daran schloß sich seit 1827 die Systematisirung des russ. Gesetz-

buchs, eine riesenhafte Arbeit, die 1846 vollendet ward. Wiewol N. stets als Freund und Beschützer des Bauern gegen den Adel galt und seine Thronbesteigung namentlich von dieser Seite her große Hoffnungen erweckte, ließ er doch, seinem Systeme gemäß, die Leibeigenschaft fortbestehen, unterdrückte sogar Bauernaufstände mit furchtbarer Strenge, suchte aber die Stellung der Hörigen durch verschiedene Erlasse zu regeln und zu erleichtern. Die äußere Politik N.' war in den ersten Jahren seiner Regierung vorzugsweise auf Asien gerichtet. Der Krieg mit Persien führte zu dem Rußlands Ländergebiet bedeutend erweiternden Frieden von Turkmantschai (28. Febr. 1828), während der siegreiche Kampf gegen die Türkei ihm im Frieden zu Adrianopel (s. d.) nebst Länder- und Geldentschädigung den freien Verkehr auf der Donau, im Schwarzen und Mittelländischen Meere und unberechenbare polit. Vortheile brachte. Bald darauf begannen im europ. Westen die polit. Bewegungen von 1830, welche die nationale Erhebung des Königreichs Polen im Gefolge hatten, die nur nach neunmonatlichem verheerendem Kampfe und unter Aufbietung aller militärischen Hülfsmittel Rußlands erdrückt werden konnte. N. rächte den Aufstand, indem er den poln. Staat in eine russ. Provinz verwandelte und die poln. Nationalität allmählich aufzureiben suchte. Allein durch dieses leidenschaftliche Verfahren schuf er zugleich sich selbst und Rußland unvergängliche Feinde und Gefahren und erweckte in der öffentlichen Meinung Europas tiefe Abneigung gegen seine Politik, die sich unter Umständen selbst zu blindem Hasse steigerte. Ohne Zweifel auch führte die poln. Katastrophe den mit Argwohn und verletztem Stolze erfüllten Monarchen zu der äußersten Geltendmachung seines polit. Systems im ganzen Umfange seines Reichs. Rußland ward mehr und mehr von der westl. Welt abgeschlossen, und ein verderbliches Polizei- und Spionennetz verbreitete sich namentlich über die westl. Provinzen. Die Einschränkung der wissenschaftlichen Thätigkeit auf das rein praktische Bedürfniß, die Herabdrückung des Unterrichts und der Bildung zur Abrichtung für den öffentlichen Dienst, die Fesselung der einheimischen, die bis ans Seltsame grenzende Ueberwachung der fremden Presse sollten die Völker Rußlands verhindern, eine andere Weltanschauung und andern Willen zu hegen als den officiellen. Es begann ferner die Russificirung der übrigen Nationalitäten und die systematische Bekehrung der Protestanten und Katholiken zur orthodoxen Kirche, deren Haupt der Zar ist. 1840 mußte auch die griech.-unirte Kirche ihre Vereinigung mit der orthodoxen eingehen. Während N. im Innern mit eiserner Consequenz seiner Politik Geltung verschaffte, vernachlässigte er keineswegs die äußern Verhältnisse, und namentlich blieb sein Augenmerk und seine Anstrengung fortwährend auf den Orient gerichtet. Die Bezwingung der freien Bergvölker des Kaukasus, welche die Arrondirung des russ. Reichs wünschenswerth machte, ward nach der poln. Revolution mit gesteigerter Energie, aber trotz unermeßlicher jährlicher Opfer an Menschen und Mitteln ohne eigentlichen Erfolg betrieben. Die Gefahr, welche Rußland von der Ausbreitung des brit. Einflusses in Mittelasien drohte, führte den Kaiser auch hier zu Gegenschritten, unter andern 1839 zu dem Zuge nach Khiwa. Bei aller diplomatischen Klugheit, die N. unleugbar in den auswärtigen Verhältnissen beobachtete, mußte indessen in den orient. Wirren von 1840 sein Uebergewicht in Bezug auf die Türkei, das insbesondere seit der Hülfeleistung von 1833 gegen Mehemed-Ali mächtig geworden, einen Rückstoß erfahren, indem das Schicksal des Osmanischen Reichs durch den gemeinsamen Vertrag der Mächte den Händen Rußlands gleichsam entwunden und unter die Obhut Europas gestellt wurde. In den polit. Stürmen von 1848 und 1849 bewahrte N. eine zuwartende Haltung, suchte aber dann bei günstiger Gelegenheit seinen Einfluß nach allen Seiten hin wieder zu sichern. So nahm er bei den Wirren in den Donauprovinzen Anlaß, seine Macht hier aufs neue einschreiten zu lassen, und durch die Intervention in Ungarn hoffte er die österr. Politik mehr als je an sein Interesse zu fesseln. Die Ueberwältigung der Volksbewegung in Deutschland knüpfte das gelockerte Verhältniß zu Preußen wieder fester, und indem er mit wohlberechneter Mäßigung halb als Vermittler, halb als Schiedsrichter in dem preuß.-österr. Zerwürfnisse auftrat, schlichtete er zu Warschau die Verwickelungen der deutschen Großmächte. Die Herstellung des Napoleon'schen Kaiserthums in Frankreich schien das festere Anschließen der nördl. Mächte an Rußland zu fördern und außerdem die Aussicht auf die Vereinzelung oder gar Bundesgenossenschaft Englands zu gewähren. In Betracht dieser Verhältnisse geschah es wol, daß der Zar 1853 den Zeitpunkt gekommen glaubte, mit seinen sicherlich vorbereiteten und zur religiösen Angelegenheit des russ. Volks erhobenen Planen gegen die Türkei hervorzutreten. Napoleon III. vereitelte diese Entwürfe und brachte eine Coalition gegen N. zu Stande, der sich sogar Oesterreich anschloß. (S. Orientkrieg.) Mitten in dem Kriege, der darüber ausbrach, und der eine für Rußland verhängnißvolle Wendung nahm, starb N. nach kurzer Krankheit 2. März 1855 zu

Petersburg. N. war unleugbar ein Charakter von schärfster Prägung und eine der hervorragendsten Herrscherpersönlichkeiten der neuern Zeit. In seinem Privatleben zeigte er die strengste Ordnung, ein gemessenes, kühles, wenig zur Vertraulichkeit neigendes Betragen, Redlichkeit und Gerechtigkeitssinn. Auf dem Throne folgte ihm sein ältester Sohn, Alexander II. (s. d.); außerdem hinterließ er noch drei Söhne: Konstantin (s. d.), Nikolaus, geb. 8. Aug. 1831, vermählt 1856 mit der Prinzessin Alexandra von Oldenburg, und Michael, geb. 25. Oct. 1832, vermählt 1857 mit Cäcilie Auguste, jetzt Olga Feodorowna, Prinzessin von Baden; und zwei Töchter: Maria, geb. 18. Aug. 1819, Witwe des Herzogs von Leuchtenberg, jetzt in morganatischer Ehe vermählt mit dem Grafen Stroganow, und Olga, Königin von Würtemberg, geb. 11. Sept. 1822. Eine dritte Tochter, Alexandra, geb. 24. Juni 1825, war schon 10. Aug. 1844, kurz nach ihrer Verheirathung mit dem Prinzen Friedrich von Hessen-Kassel, gestorben. Die Witwe N.', Kaiserin Alexandra Feodorowna, verschied zu Petersburg 1. Nov. 1860.

Nikolsburg, Stadt und Hauptort des gleichnamigen Bezirks in Mähren, am Fuße der weinreichen Polauer Berge, zählt (1857, ohne Militär) 8732 E., darunter 4000 Juden. Die Stadt hat ein Piaristencollegium mit Obergymnasium, Haupt- und Unterrealschule nebst einer ansehnlichen Bibliothek, zwei Synagogen, eine israel. Haupt- und Industrieschule und betreibt Tuch- und Wollenzeugwebereien sowie starken Weinbau und beträchtlichen Handel. Mitten in der Stadt erhebt sich auf einem Felsen das weitläufige fürstl. Dietrichstein'sche Schloß, seit 1857 dem Grafen Alex. Mensdorff-Pouilly angehörig durch seine Vermählung mit der Erbherrin der Dietrichstein'schen Herrschaft N. Das Schloß enthält eine Bibliothek von 20000 Bänden, ein Naturaliencabinet und im Keller ein ungeheueres Faß von 2000 Eimern. Andere sehenswerthe Gebäude sind die schöne goth. Collegiatkirche und die 1784 großentheils abgebrannte, 1846 wiederhergestellte St.-Annenkirche, mit einem steinernen Prachtportale. In der Nähe liegt das Dorf Voitelsbrunn mit 1000 E., einem Schwefelbade, geräumigem Badehause und Garten sowie mit gutem Weinbau. In neuester Zeit ist N. dadurch berühmt geworden, daß nach der Schlacht von Königgrätz hier, wo sich das preuß. Hauptquartier befand, 26. Juli 1866 zwischen Preußen und Oesterreich der Waffenstillstand und der Präliminarfriede von N. abgeschlossen wurde, der im Friedensschlusse zu Prag (s. d.) 23. Aug. seine definitive Bestätigung erhielt. Auch kam in N. 28. Juli der Waffenstillstand zwischen Preußen und Baiern zu Stande.

Nikomēdes ist der Name dreier Könige von Bithynien. — **N. I.** rief 278 v. Chr. die Gallier aus Thrazien zum Schutz gegen den syr. König Antiochus I. nach Asien und gründete Nikomedia (s. d.). — **N. II.** Epiphanes gelangte durch Ermordung seines Vaters Prusias' II. um 148 v. Chr. zur Regierung und wurde durch seinen Sohn Sokrates 92 gestürzt. — Des vorigen anderer Sohn, **N. III.** Philopator, wurde gegen seinen Bruder und Mithridates von den Römern unterstützt, im ersten Mithridatischen Kriege durch Mithridates vertrieben, aber von Sulla 85 wieder eingesetzt. Ihm soll sich Julius Cäsar, als er im zweiten Mithridatischen Kriege 81 seinen ersten Feldzug machte, zu schändlicher Wollust hingegeben haben. Bei seinem Tode 75 vermachte er sein Reich den Römern, was zum dritten Mithridatischen Kriege Veranlassung gab.

Nikomedīa, die Hauptstadt von Bithynien (s. d.), wurde vom Könige Nikomedes I. statt des von Megarensern angelegten, von Lysimachus zerstörten Astakus, wenn auch nicht ganz an derselben Stelle, erbaut und lag am nordöstl. Winkel des Olbianischen Meerbusens der Propontis (jetzt Busen von Iskimid). Sie wurde eine der blühendsten und prächtigsten Städte der alten Welt, und mehrere der spätern röm. Kaiser, wie Diocletian und Konstantin, der daselbst starb, wählten sie zu ihrem Aufenthalte und trugen Sorge für ihre Erhaltung, die durch häufige Erdbeben, 260 n. Chr. auch durch den Einfall der Gothen gefährdet wurde. N. ist die Vaterstadt des Schriftstellers Arrianus (s. d.) und die Todesstätte Hannibal's. Ruinen der alten Stadt finden sich noch in und bei der heutigen Stadt Iskimid oder Ismid (s. d.).

Nikon, russ. Patriarch, geb. 1605 in Weljeminow, einem Dorfe unweit Nishni-Nowgorod, aus niederm Stande, wurde, nachdem er in dem Kloster des heil. Makarius unterrichtet worden, weltlicher Priester und trat dann in das auf einer Insel im Weißen Meere gelegene Anfersche Kloster. Als Abt des Kosheoserker Klosters bei Moskau zog er die Aufmerksamkeit des Zaren Alexei Michailowitsch auf sich, wurde 1646 zum Archimandriten des Nowospasschen Klosters in Moskau und 1649 zum Erzbischof von Nowgorod erhoben, wo er durch seine Entschlossenheit zur Unterdrückung eines Aufruhrs wesentlich beitrug. Am 25. Juli 1652 wurde er Patriarch von Rußland. Alexei schenkte ihm anfangs ein unbegrenztes Vertrauen; als aber N., der stets einen unbeugsamen Charakter bewahrte, den Zaren gegen sich eingenommen sah, entfernte er sich 1658 aus Moskau, begab sich in das nahegelegene, von ihm selbst erbaute

Woskresensche Kloster und sprach feierlich den Fluch über seine Feinde aus. Dann trat er, indem er wieder in Moskau erschien, in offene Opposition gegen den Zaren. Der kluge Alexei, den Streit mit der kirchlichen Macht fürchtend, berief die Patriarchen von Alexandrien und Antiochien nach Moskau zu einem Concil, das 12. Dec. 1666 N. seiner Würde entsetzte und als Mönch in das Kloster Therapont bei Bjeloserst verbannte. Zar Feodor Alexejewitsch erlaubte ihm, nach dem Woskresenschen Kloster zurückzukehren, aber N. starb auf der Reise dahin zu Jaroslaw 17. Aug. 1681. Verdienste um die russ. Literatur hat sich N. dadurch erworben, daß er die slaw. Kirchenbücher nach den griech. Originalen berichtigen ließ, wodurch er aber auch den Abfall der sog. Altgläubigen von der russ. Kirche veranlaßte. Mit Unrecht wird ihm die «Nikon'sche Chronik», welche die petersburger Akademie der Wissenschaften (8 Bde., Petersb. 1767—92) herausgegeben hat, zugeschrieben. Vgl. Schuschcherin, «Leben N.'s» (Petersb. 1784; neue Aufl. 1817; deutsch von Bacmeister, Riga 1788).

Nikopŏli oder Nikepoli (türk. Nigheboliü, auch Nebul), Hauptstadt eines Liwa, Festung und griech. Bischofssitz im Ejalet Widdin der türk. Provinz Bulgarien, an einer Strombucht der Donau, welche hier die Osma und schräg gegenüber die Aluta aufnimmt, malerisch zwischen zwei Berghöhen und weit ausgedehnt gelegen, wird von einem ehemals sehr festen, jetzt aber ziemlich verfallenen Schlosse beherrscht, von welchem sich die Festungswerke bis an die Donau herabziehen. Die Stadt zählt 10—15000 E. (meist Bulgaren und Türken) und ist Dampfschiffahrtsstation und Stapelplatz für die Waaren aus der Walachei. Die Umgegend erzeugt sehr geschätzten Wein. N. ist das von Kaiser Trajan (zum Andenken an seinen Sieg über die Dacier) an der Mündung des Escamus in den Ister (Danubius) gegründete Nicopolis in Moesia inferior. Die Festung wurde 1392 und 1395 von König Sigismund von Ungarn erobert, der hier aber sodann mit dem franz.-ungar. Kreuzheer 28. Sept. 1396 eine schwere Niederlage durch die Türken unter Sultan Bajasid erlitt. Am 16. Oct. 1444 bestürmte Wladislaw von Ungarn die Stadt vergeblich. Bathori besiegte hier 6. Sept. 1595 ein türk. Heer. Am 27. Sept. 1810 wurde die Festung von den Russen erobert, welche 18. Febr. 1829 hier auch die Stromflotte der Türken zerstörten und dann 25. Juli deren festes Lager erstürmten.

Nil, der größte Fluß Afrikas, wird von zwei Quellflüssen gebildet. Der östliche von beiden, der Blaue Fluß oder Bahr-el-Asrak genannt, ist der kürzere und entspringt, wie Bruce 4. Nov. 1770 entdeckte, im abyssinischen Hochlande unter 11° nördl. Br. und 54½° östl. L. Er wendet sich von hier aus erst nördlich in den Tsanasee (5732 F. über dem Meere), tritt nach Osten wieder heraus und beschreibt dann einen großen Bogen nach Süden bis über den 10. Grad hinaus, dann nach Westen, bis er am Eintritt in Dar-Fasokl, der südlichsten Provinz von Aegypten, den südl. Nebenfluß Dedhêsa aufnimmt und nach Norden strömt. Nachdem er dann von Osten her noch die Flüsse Dender und Rahad aufgenommen, vereinigt er sich bei Chartum (15° 36½' nördl. Br., 50° 19' östl. L., in 1250 F. Meereshöhe) mit dem großen westl. Strome, welcher der Weiße Fluß oder Bahr-el-Abiad genannt wird, wodurch die weißliche Farbe seines Wassers im Vergleich mit der dunklern des Blauen Flusses angedeutet wird. Der Weiße Fluß ist der bei weitem bedeutendere von beiden, sowol an Länge als an Wassermasse. Seine Quelle wurde 1862 von Speke in dem Ukerewesee oder Victoria-Nyanza unter dem Aequator entdeckt. Bei seinem Ausflusse aus dem See (etwa 3850 F. über dem Meere) bildet er die unbedeutenden Ripon-Fälle, geht dann als Kari oder Somerset-River gegen Südwest und bildet unter 2° 15' nördl. Br. und 3750 F. über dem Meere die Karuma-Fälle. Dann wendet er sich westlich, stürzt abermals 120 F. hinab (Murchison-Fälle) und mündet 4 M. weiterhin bei Magungo (2° 16' nördl. Br.) in den großen Mwutansee, auch Luta-Nzige oder Albert-Nyanza genannt (2550 F.). Welche Zuflüsse dieser von Baker 1864 entdeckte See sonst noch aufnimmt, ob darunter bedeutendere und aus größerer Entfernung kommende sind als der Somerset, weiß man noch nicht, weshalb auch die Entdeckung der Nilquellen nur insoweit abgeschlossen ist, als festgestellt wurde, das der Weiße N., wie Ptolemäus es dargestellt hat, aus zwei großen Seen kommt, in deren Nähe sich Schneeberge (Kenia, Kilimandscharo) erheben. Aus dem Nordende des Mwutansees tritt der Weiße N. unter 2° 50' nördl. Br. aus, biegt unter 3½° nördl. Br. als «Meri» um den Gniriberg, das Südostende des Rego- oder Kukagebirgs, durchfließt, mehrere Wasserfälle und Stromschnellen bildend, das Land der Bari-Neger als «Kare» und wird oberhalb der ehemaligen Missionsstation Gondokoro (4° 54' 2" nördl. Br., 49° 26' östl. L.; 1940 F.) schiffbar. Von da an durchströmt er die Flachlande der Tschir, der Dinka als «Kir», der Nuehr als «Jer», vereinigt sich in dem kleinen Nosee (9½° nördl. Br.) mit dem aus Westen kommenden Bahr-el-Ghasal und wendet sich dann gegen Osten. Bis zum Nosee heißt er bei den Arabern

«Bahr-el-Djebel». Auf seinem östl. Laufe fällt ihm von Süden her der Bahr-Seraf, der sich im Dinka-Lande von ihm abgezweigt hatte, wieder zu, und ferner nimmt er von Südwesten den Keilak und von Südosten den bedeutenden Sobat auf (9° 20′ 48″ nördl. Br. und 49° 3′ 46″ östl. L.). Nach Malzac's Messungen beträgt im April die mittlere Breite des Bahr-el-Djebel 137, des Bahr-el-Ghasal 179, des Sobat 68,3 Meter, die mittlere Tiefe je 5,75, 1,71, 3,88 Meter, die Schnelligkeit in der Minute 98,5, 36,4, 17,84 Meter. Nach Petherick's Messungen führt im April der Bahr-el-Djebel 8288, der Bahr-el-Ghasal 3042, beide vereinigt 11330, der Sobat 8615 Kubikf. Wasser per Secunde, woraus hervorgeht, daß der Bahr-el-Djebel, der aus den großen Binnenmeeren Victoria- und Albert-Nyanza kommt, der bedeutendste Quellarm des Weißen N. ist. Bei der Mündung des Sobat wendet sich der letztere wieder nordwärts und tritt zugleich in das ägypt. Gebiet ein, durchfließt als «Nim» das Gebiet der Schilluk und von 12° nördl. Br. an Sennaar, um sich bei Chartum mit dem Blauen Flusse zu vereinigen. Von Chartum an hält der vereinigte N. eine nordöstl. Richtung und nimmt unter $17\frac{1}{2}$° zum letzten mal einen Nebenfluß, den Atbara, der von der abyssinischen Grenze herabströmt, in sich auf. Dieser Fluß ist der Astaboras der Alten; er bildete die östl. Grenze der sog. Insel Meroë, deren südwestl. Grenze vom Blauen N. gebildet wurde. Bis hierher ungefähr erstrecken sich nordwärts die jährlichen, hier aber bereits nur spärlichen tropischen Regen. Alles, was nördlich von hier gelegen ist, kann im ganzen als regenloses Land angesehen werden und trägt daher zu beiden Seiten des N. den entschiedenen Charakter der Felswüste. Daraus erklärt sich die eigenthümliche Erscheinung, daß der N. von dieser Höhe an während eines Laufs von 350 M. nicht den geringsten Zufluß mehr hat, weder von Flüssen noch von Bächen, sondern sich durch das Felsplateau allein seine Bahn bricht und nur durch die eigenen jährlich schwellenden Fluten seine Thalfläche befruchtet. Nahe an 20° nördl. Br. wird der Strom durch mächtige, von Osten vorgeschobene Urgebirgslager in seinem nördl. Laufe gehemmt. Durch zahlreiche Katarakte windet er sich von der Insel Mokrât an nach West und Südwest zurück durch die felsigen Landstriche Monassir und Schaigîeh, bis er vom Berge Barkal an das harte Gestein wieder verläßt, bei Ambukol unter 18° nördl. Br. in die Provinz Dongola tritt und sich wieder nach Nordwest und Norden wendet. Von hier an durchströmt er ein breites und fruchtbares Thal bis zur nördl. Grenze von Dongola, wo er von neuem in ein Kataraktenland eintritt, welches sich bis nach Wadi-Halfa von $19\frac{1}{2}$—22° nördl. Br. erstreckt. Es folgt das Land zwischen den beiden ersten Katarakten, in welchem das Nilthal in Sandfelsboden ausgehöhlt ist. Bei der nördlichsten Katarakte, zwischen Philä und Assuan, überschreitet er die ägypt. Grenze unter 24° nördl. Br. und erreicht nach einem Laufe von etwa 100 M. die Spitze des Deltas, wo er sich in zwei Haupt- und mehrere Nebenarme theilt, die sich in fächerartiger Verbreitung in das Mittelmeer ergießen. Die beiden größten Ausströmungen sind die von Damiette und Rosette, welche der phatnischen und bolbitinischen Mündung des Strabo entsprechen, in alter Zeit aber nicht so bedeutend waren wie die pelusische Mündung im Osten und die kanopische im Westen, zwischen denen in der Ordnung von Osten her noch die tanitische, mendesische und sebennytische Mündung genannt werden.

Der N. wurde von den alten Aegyptern in der heil. Sprache Hape oder auch nur Aur-aa, der Große Fluß, koptisch Jaro, daher auch hebräisch Jar oder Jaur genannt. Der griech. Name Νεῖλος ist von dem semitischen Nahar hergeleitet worden; wenigstens stammt er ebenso wenig aus dem Aegyptischen wie die dem Lande gleichnamige Bezeichnung des Flusses Αἴγυπτος bei Homer. Die heutigen Araber nennen ihn Bahr, wie jedes große Wasser, oder auch el-Nil; die anwohnenden Nubier nennen ihn Tossi oder auch Nil-tossi, worunter vornehmlich der volle, überfließende Strom verstanden wird. Ein eigentliches Ueberströmen des Flusses über die umgebende Thalfläche findet in ganz Nubien jetzt nicht mehr statt, sondern beginnt erst in Oberägypten ungefähr in der Höhe von Edfu. Höher hinauf wird das Nilwasser durch Wasserräder auf die Uferhöhe gehoben und dann auf die Felder geleitet. In frühern Zeiten war dies anders, wie schon der aus Nilschlamm gebildete Thalboden selbst beweist, der jetzt auch von dem höchsten Wasserstande nicht mehr erreicht wird. Welche Veränderungen in den Niveauverhältnissen des N. noch in histor. Zeit vorgegangen sind, ist aus der durch die preuß. Expedition festgestellten Thatsache zu ersehen, daß bei Semneh, eine Tagereise über der zweiten Katarakte, durch hieroglyphische Felseninschriften bezeugt wird, daß hier die höchsten Nilschwellen vor etwa 4000 J. durchschnittlich an 23 F. höher stiegen als jetzt, während umgekehrt die jährlichen Nilüberschwemmungen in Aegypten die ganze Thalfläche und zugleich das Nilbett selbst noch fortwährend erhöhen. Nach Russegger's Untersuchungen beträgt das Stromgefälle in Aegypten durchschnittlich 2,3 F. auf 1 M., zwischen Assuan und Korusko (etwa 30 M.) 3,6, zwischen Korusko und Abu-Hammed (etwa

150 M.) 3,4, zwischen hier und El-Mecheref (etwa 28 M.) 13,0, zwischen hier und Chartum (etwa 50 M.) 2,0 F. Nach Lombardini's Berechnung hat der N. einen Lauf von 845 M., wovon 720 schiffbar sind, und ein Flußgebiet von 54936 Q.-M. (Ueber das Anschwellen des N. s. Aegypten.) Der N. wurde von den Aegyptern, später auch von Griechen und Römern göttlich verehrt. Von den erstern wurde er mannweiblich mit Bart und weiblichen Brüsten dargestellt und von blauer Hautfarbe. Man pflegte den obern N. von dem untern durch besondere Blumensymbole zu unterscheiden. Er hatte einen eigenen Tempel zu Nilopolis, und sein Hauptfest ward unter dem Namen Niloa erwähnt. In der griech.-röm. Kunst ist er in der Gestalt eines liegenden Flußgottes bekannt, um welchen 16 Kinder spielen, die 16 Ellen der Nilschwelle symbolisch bezeichnend. Vgl. Klöden, «Das Stromsystem des obern N.» (Berl. 1857).

Nilpferd oder Flußpferd (Hippopotămus) ist der Name einer Gattung von Säugethieren aus der Familie der Dickhäuter. In systematischer Hinsicht unterscheidet sich diese Gattung von den verwandten durch vier äußerlich fast ungespaltene und breite, platte, hufetragende Zehen und durch die Zähne, worunter geradausstehende kolbige Schneidezähne, furchtbare Hauer im Unterkiefer und dicke Backzähne, deren Mahlfläche die Figur eines Kleeblattes zeigt. Man kennt nur eine Art, denn die Verschiedenheiten des senegalischen und südafrikanischen N. sind zur Trennung nicht bedeutend genug. Es findet sich häufig in allen Flüssen und Seen des mittlern und südl. Afrika; in Unterägypten und am südl. Ende Afrikas ist es bereits ausgerottet oder doch gänzlich verscheucht. Das N. hat die Gestalt eines kolossalen Schweines, nur ist bei ihm der Kopf verhältnißmäßig kürzer und die Schnauze breiter, angeschwollen und mit dicken Borsten besetzt. Der ungemein plumpe, 12 F. lange, am Widerrist 5 F. hohe, außerordentlich dicke Körper wird von dicken, säulenartigen, doch so kurzen Füßen getragen, daß der Bauch im Gehen fast am Boden hinschleift. Die Haut ist grob, braunröthlich, unbehaart, ungemein dick, am Rücken und an den Seiten etwa 2 Zoll stark, der Kopf unförmlich groß, das Gesicht platt, von ansehnlicher Breite, und die kleinen, schweinartigen Augen stehen hoch oben. Der Rachen kann so weit geöffnet werden, daß er einen Menschen in der Mitte des Leibes umfaßt. Die Lage der Augen, Ohren und Nasenlöcher in derselben Ebene gestattet dem Thiere, in dem Wasser verborgen zu bleiben und das Gesicht allein etwas über die Oberfläche zu erheben, um zu athmen und seine Feinde zu entdecken. In bevölkerten Gegenden bringen die N. den Tag im Wasser zu und kommen nur des Nachts hervor, um ihre hauptsächlich aus Wurzeln und saftigen Pflanzen bestehende Nahrung zu suchen. In menschenleeren Einöden verweilen sie sowol einen Theil des Tages als auch der Nacht auf dem Lande. Das Schwimmen wird ihnen erleichtert durch eine unter der Haut liegende und mehrere Zoll dicke Schicht von halbflüssigem Fett, indem dadurch die unförmliche Körpermasse im Wasser specifische Leichtigkeit erhält. Dieses im ungereizten Zustande ganz harmlose Thier überläßt sich der blindesten Wuth, wenn es gereizt oder angegriffen wird, und sucht dann seinen Feind niederzutreten oder mit den lang vorragenden Zähnen zu erfassen und zu zermalmen. Daher gehört das Unternehmen, ein N. von einem Boote aus anzugreifen, zu den gefährlichsten Wagnissen. Wo Feuergewehre in den Händen der Bevölkerung sind, nehmen die N. rasch ab, indem sie durch sehr schwere Büchsenkugeln getödtet werden. Die hauptsächlichste Schwierigkeit besteht nur darin, den ungeheuern Körper ans Land zu bringen, und zuweilen muß er im Wasser zerstückt werden. Das Fleisch gilt für wohlschmeckend, und der Speck ist selbst in der Capstadt ein geschätzter Leckerbissen. Die Haut wird in Streifen zerschnitten und zu Reitgerten zusammengedreht. Schon die Alten gedenken des N. an vielen Orten; die besten Nachrichten unter den Neuern gab Smith. Mate hat Reste mehrerer vorweltlichen Arten in den jüngern Tertiärschichten und in aufgeschwemmtem Lande entdeckt. Das biblische Thier Behemoth, welches Hiob (Kap. 40, 15—19) beschreibt, wird für das N. gehalten; denn jener Benennung liegt wol ursprünglich das ägypt. Wort Pehemout, d. i. Wasserstier, zum Grunde.

Nilsson (Swen), ausgezeichneter schwed. Zoolog und Alterthumsforscher, geb. 8. März 1787 unweit Landskrona in Schonen, studirte in Lund und wurde daselbst 1811 Doctor der Philosophie, 1812 Docent der Naturgeschichte, 1816 Adjunct und 1819 Vorsteher des Zoologischen Museums, welches von ihm geordnet und größtentheils auch erst angelegt wurde. Nachdem er 1821 daselbst Titularprofessor geworden, folgte er 1828 einem Rufe nach Stockholm zum Vorstand des Zoologischen Museums der Akademie der Wissenschaften, das er nach dem Muster der berliner Sammlung ordnete. 1831 kehrte er als ord. Professor der Zoologie und Director des Zoologischen Museums nach Lund zurück, wo er seitdem ununterbrochen im Interesse der Wissenschaft und der ihm anvertrauten Sammlung wirkte. Als persönliche Präbende erhielt er vom Könige Karl XIV. Johann 1839 die Pfarrei Röbbelöf in Schonen. Seit 1859

lebt er als Emeritus, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, in Stockholm. N.'s zoolog. Hauptwerke sind: die «Ornithologia Suecica» (2 Bde., Kopenh. 1817—21) und die «Skandinavisk Fauna» (Bd. 1, Säugethiere, Lund 1820, 2. Aufl. 1847; Bd. 2, Vögel, 1824; 3. Aufl., 2 Thle., 1858; Bd. 3, Amphibien, 1842, 2. Aufl., 1860; Bd. 4, Fische, 2 Thle., 1852—53), an die sich die «Illuminerade Figurer til Skandinavisk Fauna» (Heft 1—20, Stockh. 1832—40, mit 200 colorirten Tafeln) anschließen. Sonst verdienen noch besondere Erwähnung: «Historia molluscorum Sueciae» (1822), «Petrificata Suecana formationis cretaceae» (Stockh. 1827) und «Prodromus ichthyologiae Scandianae» (1832). Hierzu kommen die Schriften über die schwed. Fischereien (1826, 1828, 1830, 1832), die er auf Befehl der Regierung untersuchte. Daneben hat sich N. auch die größten Verdienste um das Studium des vaterländischen Alterthums erworben. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist «Skandinaviska Nordens Urinvånare» (4 Thle., Christianstad und Lund 1838—43; 2. Aufl., Bd. 1: «Stenålderen», Stockh. 1866; Bd. 2: «Bronsalderen», 1862—64, deutsch, Hamb. 1863—65). N. vertritt in diesem Werke die Ansicht, daß in der Urzeit mehrere Völker in Skandinavien ansässig gewesen, die nur Waffen und Geräthe aus Stein besaßen. Die ältesten dieser Völker gehörten, wie die heutigen Lappen, zu den Brachycephalen, während die spätern, von denen die großen steinernen Denkmäler herrühren, Dolichocephalen waren. Ferner sucht N. nachzuweisen, daß die Bronzecultur im europ. Norden und Westen zuerst durch die Phönizier vermittelt worden sei.

Nimbus, s. Heiligenschein.

Nimes oder Nismes, die Hauptstadt des franz. Depart. Gard im ehemaligen Nieder-Languedoc, liegt zwischen Avignon und Montpellier, an der Mittelmeerbahn, in einem fruchtbaren, von der Vistre durchflossenen und von zwei Hügelreihen eingeschlossenen Thale und hat (1861) 57129 E., darunter gegen 30000 Reformirte. Die eigentliche Stadt hat in ihren ältern Theilen enge Straßen, unregelmäßige Plätze und meist unansehnliche Gebäude. Merkwürdig ist namentlich wegen seiner Uhr das Rathhaus. Regelmäßiger und modern-elegant gebaut sind die acht Vorstädte, welche durch die schon seit der Revolution in prächtige Boulevards verwandelten Festungswälle von der Altstadt geschieden werden. Außer der angeblich auf den Resten eines röm. Tempels in gemischtem Stile erbauten Kathedrale St.-Castor hat N. noch elf kath. und sechs reform. Kirchen; unter erstern die 1840—50 erbaute St.-Paulskirche mit schönen Fresken und Glasmalereien und die kürzlich vollendete Kirche der Ste.-Félicité-Perpétue auf der Esplanade; unter letztern der in einfachem, ernstem Stil aufgeführte Grand-Temple. Von den andern öffentlichen Gebäuden sind bemerkenswerth der Justizpalast mit schönem Fronton und prächtiger Colonnade, die Präfectur, das allgemeine Krankenhaus mit Arcaden, das neue Hôtel-Dieu mit schöner Façade, das Centralgefängniß für 1400 Sträflinge (frühere Citadelle, von Vauban erbaut) und der Bahnhof für die Bahnen Tarascon-Cette und Nimes-Bességes. Auf dem Platze der Esplanade befindet sich seit 1848 eine prächtige Fontaine. Außer den Boulevards besitzt N. noch mehrere Promenaden, darunter einen der schönsten öffentlichen Gärten Europas, den Jardin de la Fontaine, von einem Kanal durchschnitten, mit zahlreichen Bassins, Cascaden u. s. w. Ein besonderes Interesse verleiht der Stadt die Menge merkwürdiger röm. Alterthümer. Dahin gehören: die Tour-Magne (Turris magna), ein uralter Wartthurm, noch jetzt 86 F. hoch, auf dem höchsten der «sieben Hügel», an dessen Fuße die Fontaine de N. in dem erwähnten öffentlichen Garten entspringt, und die im 18. Jahrh. aufgefundenen, jetzt wiederhergestellten röm. Bäder; der Dianentempel in demselben Garten, aus den schönsten Quadersteinen aufgeführt; neben dem Theater ein prachtvoller, wunderbar erhaltener, auf korinth. Säulen ruhender Tempel (la Maison quarrée), aus den Zeiten Hadrian's oder der Antonine, 79 F. lang, 41 F. breit und ebenso hoch, auf Befehl Ludwig's XVIII. 1820—22 restaurirt und 1823 zu einem Alterthumsmuseum bestimmt; das wahrscheinlich unter Antoninus Pius nach dem Muster des Coliseums aufgeführte Amphitheater (les Arènes), das schönste Römermonument Frankreichs, in ovaler Gestalt (der äußere Umfang desselben mißt 1140, die Höhe 66, der große Durchmesser 411, der kleine 312 F.). Ferner sind bemerkenswerth das 1791 entdeckte und 1849 restaurirte Cäsar- oder Augustusthor, ein Triumphbogen mit schönen Arcaden, die Porta-Cooperta oder La Porte de France; das 1844 am Fuße der Citadelle aufgefundene Römerbassin, welches das Wasser des im Thale des Gard (s. d.) befindlichen Aquäducts (Pont du Gard) aufnahm und in der Stadt vertheilte; endlich die Reste antiker Stadtmauern und eine Menge Bildhauerarbeiten, Basreliefs, Mosaiken, Grabmäler, Inschriften u. s. w. N. ist der Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Avignon, eines reform. Consistoriums und eines Rabbinats eines Appellationsgerichts für vier

Departements, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels-, dreier Friedensgerichte, eines Arbeiterschiedsgerichts (Conseil de prud'hommes), einer Handels- und einer Ackerbaukammer sowie einer militärischen Subdivision. Die Stadt hat ein Lyceum, ein kath. Priester- und ein Lehrerseminar, eine Vorbereitungsanstalt für evang. Pfarrer nebst Bibliothek, eine Bildungsanstalt für prot. Lehrerinnen, eine Musik-, eine Zeichen- und eine Fabrikschule, Curse für angewandte Chemie und Physik, Vorlesungen über Entbindungskunde, eine öffentliche Bibliothek von 50000 Bänden nebst Naturaliencabinet, ein Museum für Kunst und Alterthümer, die kaiserl. Académie du Gard, Gesellschaften für Medicin und für Ackerbau, ein Departementsgefängniß u. s. w. N. ist eine bedeutende Fabrikstadt und das Entrepot für rohe und gedrehte Seide in Südfrankreich. Die Textilindustrie ist seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Abnahme gekommen, während sich Lyon und St.-Etienne erhoben. Doch beschäftigt dieser Zweig immer noch über 10000 Web- und Strumpfwirkerstühle. Man fabricirt Floret-, Stick- und Nähseide, Shawls, Foulards, Teppiche, Möbelstoffe, Filethandschuhe, seidene Strümpfe, Hauben, Borten, Schnüre u. s. w. Außerdem bestehen Maschinenbauanstalten und Gießereien für den Eisenbahnbedarf, Ateliers für Spinnmaschinen, Mühlen und landwirthschaftliche Geräthe, zahlreiche Färbereien, Destillationen, Gerbereien u. s. w. Auch ist N. das Centrum und Entrepot einer reichen Getreide-, Wein-, Oel- und Gemüsebauregion und treibt sehr bedeutenden Handel mit Languedocweinen (jährlich für 1 Mill. Frs.), Weingeist oder Trois-six (5 Mill. Frs.), Cocons und Seide (16 Mill. Frs.), Absynth- und andern Liqueuren, Getreide, Oel, Epicerien, Colonialwaaren sowie mit Sämereien, Färbe- und Medicinalpflanzen. Letztere bringen die Landleute herbei; sie bilden einen wichtigen Zweig des Exports, der selbst mehrere Nordhäfen versieht. Der Fabrikatenumsatz beträgt jährlich 40—50 Mill. Frs., wovon auf den Seidenhandel nahezu 30 Mill. entfallen.

N. hieß im Alterthum Nemausus und war der Hauptort der celt. Volcae Arecomici, eine der bedeutendsten Städte in Gallia Narbonensis, seit Augustus röm. Colonie, die 24 Flecken unter sich hatte. Als Stammort der Familie der Antonine verdankte die Stadt insbesondere diesen viele Prachtbauten. Im Anfang des 5. Jahrh. kam sie unter die Westgothen und theilte bis in das 8. Jahrh. das Schicksal von Septimanien (s. d.), indem sie abwechselnd unter goth., sarazen. und fränk. Herrschaft stand. 859 wurde sie von den Normannen geplündert. Eine Zeit lang regierten daselbst Vicegrafen, die unter dem Herzog von Septimanien standen. Diese machten sich im 10. Jahrh. selbständig und führten den Grafentitel. Wiederholt Zankapfel zwischen den Grafen von Toulouse, Carcassonne und Beziers sowie dem König von Aragonien, wurde sie von letzterm als Oberlehnsherrn ganz eingezogen, 1226 von Ludwig VIII. eingenommen und 1258 durch Jakob von Aragonien für immer an Frankreich (Ludwig IX.) abgetreten, nachdem sie als ein Hauptsitz der Albigenser (s. d.) viel durch Krieg gelitten. 1378 eroberte die Stadt der Herzog von Anjou, 1417 die Engländer unter den Prinzen von Châlon und Oranien, 1420 der Dauphin (Karl VII.). Vom König Franz I. erhielt sie 1539 eine Universität und ein Collége des arts. Seit 1559 erklärte sie sich für die Reformation und hatte in den Hugenottenkriegen viel zu leiden. In dem 27. Juni 1629 zu Alais zwischen Richelieu und Rohan geschlossenen Vergleiche mußte sie sich unterwerfen. Der Widerruf des Edicts von Nantes (1685) sowie die gegen die Protestanten gerichteten Ordonnanzen von 1699 und 1706 brachten ihr harte Schläge, indem sie einen großen Theil ihrer Einwohner und ihrer Reichthümer verlor. 1815 war N. der Schauplatz greulicher Verfolgungen der Protestanten durch die sog. Bandes Verdets, denen von seiten der Regierung nicht eher Einhalt gethan wurde, bis 1819 die prot. Cevennenbewohner der kath. Bevölkerung in N. eine energische Erklärung zukommen ließen. Auch nach der Julirevolution wurden im Aug. 1830 in N. viele Schändlichkeiten gegen die Protestanten verübt, mit Hülfe der Truppen aber sehr bald Ruhe gestiftet. Vgl. Menard, «Histoire des antiquités de la ville de N. et de ses environs» (Nîmes 1838), und Perrot, «Lettres sur N. et le Midi» (2 Bde., Nîmes 1840).

Nimrod war nach der Genesis (10, 8) ein Sohn des Kusch, Sohnes des Cham; die hebr. Legende sieht ihn als einen Kuschiten oder Hamiten an, aus demselben Stamme, dem die Völkerschaften Aethiopiens und Südarabiens entsprossen sind. Er wird als ein uralter gewaltiger Machthaber bezeichnet, der, von der babylonischen Tetrapole, Babylon, Erech (Orchoe), Accad und Chalne ausziehend, Assyrien colonisirt und dort Ninive, Resen und Calach gegründet habe. Die Bibel nennt ihn einen gewaltigen Jäger vor dem Herrn und führt bei dieser Gelegenheit, wie es scheint, ein uraltes Volkslied an. In den Keilschriften hat man bisher keine Spur von N. aufgefunden; alles, was Juden und Araber von N. erzählen, gründet sich auf die Stelle der

Genesis. Die angenommene Etymologie, die N. als Empörer erklärt, scheint die Quelle des Rufs zu sein, in dem N. bei den Orientalen steht. Josephus schon, in seinen «Jüd. Alterthümern», schreibt ihm die Erbauung des babylon. Thurmes zu und schildert ihn als gottlosen Frevler. Die Araber schreiben ihm alle großen Ruinen Mesopotamiens zu sowie alle möglichen Thaten des Aufruhrs gegen Gott. Nach den Persern ist er als Sternbild des Riesen, d. i. des Orion, an den Himmel gefesselt. Seinen Namen führen heute noch mehrere Oertlichkeiten. So Tell-Nimrud (Hügel N.'s), die Ruinen der alten Stadt Dur-Kurigalzu, bekannter unter dem Namen Akarkuf, 2½ deutsche M. von Bagdad. Dieser merkwürdige Ueberrest alter Baukunst ist vielleicht mit dem griech. Sittace identisch. Sakr-Nimrud ist ein oberhalb Bagdad durch den Tigris führender Damm, dessen ungeheuere Steine bei seichtem Wasser hervortreten. Der eigentliche Zweck des Dammes in der jetzigen Gestalt ist nicht ganz klar. Doch scheint er mit der Bewässerung Mesopotamiens in Verbindung gestanden zu haben. Birs-Nimrud heißt eine westlich vom Euphrat gelegene Ruine Babylons (s. d.). Dieselbe ist der Rest des achtstöckigen Thurmes, den Herodot noch sah, auf derselben Stelle, wohin die Sage den Thurm von Babel versetzt. Das Wort Birs gibt den Namen Borsippa wieder, welchen dieser Theil Babylons trug. Außerdem führt den Namen N.'s noch das Dorf Nimrud. Es sind dies die Ruinen der alten Stadt Calach (Genesis 10), assyr. Kalkh, wahrscheinlich das Larissa Xenophon's, welches von Ninive 30 Kilometer oder 4 M. entfernt war und keineswegs zu Ninive gehörte, wie man irrthümlich geglaubt hat. Unfern des Zusammenflusses des Tigris mit dem obern Zab gelegen, machte Calach häufig Ninive den Königssitz streitig. Salmanassar I. (im 13. Jahrh. v. Chr.) scheint hier Paläste erbaut zu haben. Diese wurden von Sardanapal III. (Assurnasirhabal) gegen Ende des 10. Jahrh. v. Chr. restaurirt. Die Nachfolger dieses Königs haben mit besonderer Vorliebe Calach gepflegt, bis Sargon Khorsabad (710) erbaute, Sanherib (700) Ninive's Palast wiederherstellte. Doch noch die spätesten Könige müssen hier residirt haben. Die Palastgruppe Nimruds befindet sich auf einer Plateforme, auf der sich namentlich die nordwestliche und die östl. Gruppe hervorthun. Den Reisenden tritt eine ungeheuere Erdpyramide entgegen. Die Paläste Nimruds sind zuerst von dem Engländer Layard entdeckt und ausgegraben worden. Man verdankt diesen Arbeiten sowie denen seiner Nachfolger Loftus und Rassam fast alles, was wir über die Geschichte Assyriens vor Sargon wissen, sowie fast alle Steinplatten, Basreliefs, Ziegelmalereien, Gold- und Silberschmucksachen vor dieser Periode. Die ältern der in London, Paris und anderswo aufbewahrten Monumente stammen fast allein aus Nimrud.

Nimwegen, Nymwegen oder Nijmwegen (franz. Nimègue; bei den Römern Noviomagus), die befestigte Hauptstadt eines Districts der niederländ. Provinz Geldern (s. d.), früher Hauptstadt der sog. Landschaft Betuwe zwischen Waal und Rhein, an der Eisenbahn reizend auf sieben Hügeln am linken Ufer der Waal gelegen, über welche eine fliegende Brücke führt, hat (1. Jan. 1866) 22508 meist kath. E., welche Getreide- und Speditionshandel treiben, berühmtes Weißbier (Moll) brauen sowie Blechwaaren, Oefen, Schmiede- und Tischlerwaaren u. s. w. fabriciren. Die Stadt besitzt ein Gymnasium, eine Gesellschaft für Naturkunde, ein schönes Rathhaus von hohem Alter und acht Kirchen, unter denen sich die reform. Stephanskirche aus dem 13. Jahrh. mit einem schönen Glockenspiel, dem Grabmale der Herzogin von Geldern, Katharina von Bourbon (gest. 1469), und dem Cabinet «Blok», in dem man früher die Privilegien der Stadt aufbewahrte, auszeichnet. Von den 24 Plätzen und Märkten ist am bemerkenswerthesten der schön bepflanzte Valkenhof mit dem Gesellschaftsgebäude Burgerlust auf dem Lindenberge, einer Anhöhe an der Flußseite, mit den Trümmern des Valkenhofs, einer Burg, die, von Karl d. Gr. erbaut, öfters das Hoflager der fränk. Könige wie später die Residenz der Burggrafen von N. war. Die Burg brannte 1043 zum Theil ab, wurde aber 1155 vom Kaiser Friedrich Barbarossa mit großer Pracht wieder aufgeführt. Nachdem sie die Franzosen 1794 zusammengeschossen, trug man sie 1797 ab bis auf die Chornische einer Kirche und eine Kapelle mit einem ziemlich wohlerhaltenen Baptisterium. Nicht weit vom Valkenhof erhebt sich am Ende des Kelskenbusches das Belvedere, ein thurmähnliches, von Alba errichtetes, hohes Gebäude, welches als Kaffeehaus dient. Unter dem Reich von N. versteht man den von der Gegend von Kleve bis in die Nähe von Thiel zwischen der Waal und Maas sich hinziehenden Landstrich. Die von N. bis zu den Dörfern Heumen und Malten sich erstreckende Mookerheide ist geschichtlich durch die Niederlage, welche hier 1574 die Grafen Ludwig und Heinrich von Nassau durch den span. General Sancho d'Avila erlitten. Die Stadt ist sehr alt, war in früherer Zeit eine Reichs- und Hansestadt und wurde, weil sie sich 1579 der Verbindung der niederländ.

Provinzen (Utrechter Union) angeschlossen hatte, 1585 von den Spaniern belagert und erobert, kam aber 1591 wieder in die Hände des Prinzen Moritz von Oranien. Nachdem die Franzosen unter Turenne sich ihrer 1672 ohne Gegenwehr bemeistert, wurde auf dem Rathhause in der Nacht vom 10. zum 11. Aug. 1678 zwischen Frankreich und den Vereinigten Niederlanden der Friede geschlossen, in welchem Holland nebst N. auch seine übrigen Besitzungen zurückerhielt. Sodann folgte 17. Sept. 1678 der Friedensschluß mit Spanien und 5. Febr. 1679 der zwischen Frankreich, dem Deutschen Reich und Schweden. Fruchtlos war ein 1702 von den Franzosen unternommener Ueberfall auf die Stadt. Dagegen leistete N. im Revolutionskriege 1794 nur geringen Widerstand und wurde 7. Nov. von den Franzosen unter Pichegru besetzt.

Ningpo oder Ningpo-fu (d. i. Freundliche Wellenstadt), Freihafen in der chines. Provinz Tsche-kiang, nächst Hang-tschen-fu deren wichtigste Stadt, von dieser Capitale etwa 20 M. gegen Ostsüdosten und von der See 2½ M. entfernt, liegt inmitten einer sehr fruchtbaren, von Kanälen durchschnittenen, reichbebauten und starkbevölkerten, bergumschlossenen Ebene am Tung und Tseki, zwei zu einer schiffbaren Wasserstraße vereinigten und in einer Art Fjord (Tahia oder Tatsieh genannt) ausmündenden Flüssen. Die für den Handel sehr günstig placirte Stadt wird von einer massiven, etwas verfallenen Mauer von etwa 1 M. Umfang umgeben, hat sechs Thore sowie zwei zugleich zu Durchfahrten für Schiffe bestimmte Ausfallthore, breite, gutgepflasterte, saubere Straßen und meist einstöckige Häuser. Es befinden sich hier große Waarenspeicher der Regierung, viele Läden, welche die zu Kanton übertreffen, und eine 563 F. lange, mit Durchfahrten versehene, zugleich als belebter Markt dienende Schiffbrücke, welche zu einer ausgedehnten Vorstadt und dem europ. Quartier (mit einem 1843 errichteten Missionshospital) hinüberführt. Auch besitzt die Stadt zwei Bassins, den Sonnen- und den Mondsee, die den Einwohnern Gelegenheit zu Wasserbelustigungen bieten. N. zählt mit den Vorstädten 350000 E., die Seide-, Baumwoll- und Wollmanufacturen sowie ausgedehnte Salzwerke unterhalten. Es ist durch den Friedensvertrag vom 26. Aug. 1842 dem Verkehr mit Europa und Amerika geöffnet, treibt aber auch starken Handel nach Nangasaki in Japan, wo es seine hochgeschätzten Seidenwaaren gegen Kupfer, Gold und Silber austauscht. Der in der Nachbarschaft gewonnene Thee wird nach Schanghai weiter befördert. Ein Hauptstapelartikel N.s ist Bauholz. Der Gesammtwerth der Ausfuhr belief sich 1863 auf etwa 14 Mill. Thlr., darunter 7 Mill. für Baumwolle, 2½ Mill. für Thee, 1½ Mill. für Bast- und Strohmatten, ½ Mill. für Seide. Der Werth der Einfuhr dagegen betrug 1863 über 32 Mill. Thlr., davon für Reis 13½, für Zucker 3, für Metalle und Metallwaaren 1¾, für Manufacte 1½ Mill., der Rest für Mais, Oel, Indigo, Taback, Früchte u. s. w. Die Stadt N. ist berühmt durch ihre Gelehrten, die ein Fünftel der Bevölkerung ausmachen sollen. Sie hat zahlreiche Tempel, Klöster, Erziehungsanstalten, Versammlungs- oder Clubhäuser, auch eine ziemliche Anzahl Regierungsgebäude, aber keine architektonisch bedeutende Bauwerke. Das zierlichste Gebäude ist der reichgeschmückte Tempel der Göttin Ma-tsu-pu, welcher im 12. Jahrh. gegründet, in seiner jetzigen Gestalt aber erst 1680 erbaut wurde. Der am meisten hervorragende Bau ist der alte 16eckige Thurm Tien-fung-tah (die vom Himmel ertheilte Pagode), welcher, vor 1100 J. errichtet, für älter als die Stadt selbst gilt und in seinen sieben Etagen 160 F. Höhe hat. Nördlich an der Mündung des Flusses von N. liegt die befestigte Stadt Tschinhai, welche die Strompassage beherrscht. Dieselbe hat ¾ M. im Umfang, ist durch einen ¾ M. langen Damm aus Granitblöcken gegen den Einbruch des Meeres geschützt und von einer 20 F. hohen Mauer sowie von mehrern Vorstädten umgeben. Die Vertheidigungswerke bestehen in zwei Batterien und einer wohlgebauten Citadelle auf einer 250 F. hohen Klippe. Zu Tschinhai landen die größern Kauffahrteischiffe, weil nur Fahrzeuge von 300 Tonnen Gehalt stromaufwärts bis N. gelangen können. Die Stadt wurde 10. Oct. 1841 nach hartnäckigem Gefecht von den Engländern erobert, worauf 12. Oct. auch N. ohne Schwertstreich in deren Hände fiel. Verschieden von der Festung ist Tinghai, die Hauptstadt der vor der Flußmündung liegenden Insel Tschusan (s. d.). Etwa 4 M. im Südosten von N. liegt am Fuß eines gegen 3000 F. hohen Berges in wunderbar schöner Gegend das berühmte Buddhistenkloster T'een Tung, ein weitläufiger Bau mit verschiedenen Tempeln, einem Glockenthurm u. s. w. Das Kloster ist zugleich Wallfahrtsort und hat ungeheuern Grundbesitz.

Ninive (assyr. Ninua, griech. Ninus), die uralte, erst in jüngster Zeit wieder entdeckte, berühmte Hauptstadt des assyr. Reichs, ist nach der Genesis von Nimrod (s. d.), nach der pers.-griech. Sage von Ninus (s. d.) gegründet worden. Aus den Keilschriften ist bisjetzt nichts über die Gründung der Stadt bekannt; diese sagen nur, daß 350 Könige vor Sargon (720—703)

über Assyrien herrschten. Fabelhaft sind die Angaben des Ktesias über den Umfang der Stadt, der nach ihm ein Rectangel von 150 Stadien Länge, 90 Stadien Breite bildete, also 480 Stadien (12 M.) im ganzen. Die Mauern sollen 100 F. hoch, für drei Wagen breit und außerdem mit 1500 Thürmen versehen gewesen sein, von denen jeder die Höhe von 200 F. erreichte. Die Mauern N.s, im Gegensatze zu Babylon, sind heute noch erhalten, wenigstens in ihrem Umriß. Dieselben schließen einen unregelmäßig-fünfseitigen Raum von 7 Quadratkilometer (1/8 Q.-M.) ein; die längste Seite, ungefähr 3/4 M. lang, wird im W. vom Tigris bespült und liegt dem heutigen Mossul (s. d.) gegenüber. In dieser Mauer ist noch ein Thor erhalten; auch nennt eine Inschrift König Sanherib's diese Umwallung geradezu die Mauer N.s. Nichtsdestoweniger haben sich die Grenzen der Stadt weit über diese eigentliche Königsstadt N. ausgedehnt. Das 4 deutsche M. entlegene Calach oder Nimrud (s. Nimrod) sowie das erst später erbaute Khorsabad (Dur-Sarkin) haben nie zu N. gehört. Die Hauptbevölkerung scheint auf der Ostseite des Tigris gewohnt zu haben, doch wird auch das Westufer des Stroms zur Stadt gerechnet worden sein. N. ist während vieler Jahrhunderte die Residenz der assyr. Könige gewesen, bis sie, nachdem sie schon früher verschiedenemal eingenommen (um 1100 und um 800) worden, endlich definitiv durch den Meder Cyaxares und den Babylonier Nabopolassar zerstört (605 v. Chr.) wurde. Lange Zeit lag sie in Ruinen, sodaß selbst Xenophon und die Historiker Alexander's ihrer nicht erwähnen; später erschien hier eine röm. Colonie Claudia. Die Ueberlieferung von der einstigen Hauptstadt hat sich aber ohne Unterbrechung am Orte selbst erhalten. Einer der beiden großen Trümmerhügel N.s führt noch heute den Namen des Nebi-Junes (Prophet Jonas), weil dieser daselbst gepredigt haben soll. Auf diesem Trümmerhügel, der einen von den Königen Sanherib (703) und Assarhaddon (680) gebauten Palast bedeckt, erhebt sich heute ein Kuppelbau, dessen Existenz die Nachgrabungen wesentlich gehindert hat. Nördlich von diesem, einst am Tigris, jetzt etwas entfernter gelegenen Tumulus befindet sich der sog. Koyundschik (Lämmchen), der den Prachtpalast Sanherib's (703—680) und seines Enkels Sardanapal VI. birgt. Hier machte 1843 P. E. Botta (s. d.) seine ersten, damals noch fruchtlosen Nachgrabungen, die er aber verließ, um mit überraschendem Glück die Hügel des 4 St. entfernten Khorsabad zu untersuchen. Auf der von Botta verlassenen Stelle setzte 1848 Layard (s. d.) seine Nachgrabungen fort, nachdem derselbe schon seit 1845 die Paläste Nimruds aufgedeckt hatte. Layard entdeckte den Palast Sanherib's im Hügel Koyundschik, und später wurden diese Nachgrabungen mit Glück von Loftus und Rassam bis 1853 fortgesetzt. Seit dieser Zeit ruhen die Untersuchungen. Doch sind noch manche unaufgegrabene Trümmerhügel vorhanden, auf deren Erforschung, schon lange vor Botta, die Reisenden Rich und Ainsworth aufmerksam gemacht haben. Die Ausgrabungen von Koyundschik und Nebi-Yunes haben die assyr. Kunstschätze des Britischen Museums sehr bereichert. Doch ist in N. selbst kein Palast, kein Kunstwerk, keine Sculptur entdeckt worden, die älter wären als Sanherib (703). Wenn wir nicht die Paläste Nimruds hätten, würden wir nichts von der ältern assyr. Geschichte wissen, und gerade die dortigen Inschriften machen es unzweifelhaft, daß in N. ebenfalls die aus den Inschriften von Nimrud bekannten Herrscher residirten. Es ist also sicher, daß N. kurz vor der letzten Dynastie der Sargoniden (720—605) eine Zerstörung erlitten hat, und dies erklärt die Aeußerung König Sanherib's, daß er die Trümmer der alten Paläste entfernt und anstatt derselben einen ganz neuen erbaut habe. Heute ist die ganze Gegend mit Erdhügeln und kegelförmigen Erhöhungen angefüllt und an manchen Stellen der Boden mit Sandsteinfragmenten, Marmorbruchstücken u. s. w. bestreut. Doch ist die Gegend nicht geradezu öde, sondern manche Stellen sind mit Korn, Baumwolle und Taback bebaut. In derselben, außerhalb der Ringmauer N.s, finden sich die Trümmerhügel Karakusch, Karatepeh, Karemdjeh, Tepeh Simbel. Außerhalb des weitern Stadtgebiets lagen Karamles, Siyahtepeh und Selamiyeh am Tigris. Letzteres, mit einer Mauer umgeben und zwischen N. und Calach gelegen, dürfte (Genesis 10, 10) das alte Resen sein. (S. Assyrien, Keilschrift, Mossul, Sardanapal.)

Ninon de Lenclos, s. Lenclos.

Ninus, der sagenhafte Gründer des großen assyr. Reichs, scheint, wie sein Sohn Ninyas, eine Personification des Namens Ninive selbst zu sein. Nach der aus pers. Quellen geflossenen, geschichtlichen Thatsachen geradezu widerstreitenden Sage soll N. das assyr. Reich von Aegypten bis Indien ausgedehnt haben. Vermählt mit der gleichfalls fast mythischen Semiramis (s. d.), wurde er durch diese selbst ermordet. Nach langer, glorreicher Regierung soll dieselbe wiederum den Thron an ihren üppigen Sohn Ninyas abgetreten haben. N. soll auch Ninive (s. d.) erbaut haben. Die Sage setzt ihn gegen 2000 v. Chr. Die ganze Fabel von N. und Semiramis ist

durch Ktesias von Knidos verbreitet worden, während der wahrhaftere Herodot nur die historisch verbürgte Semiramis (gegen 800) kennt.

Niŏbe, eine der bedeutendsten und ergreifendsten Gestalten der griech. Sage, die Tochter des Tantalos, Gemahlin des thebanischen Königs Amphion, mit dem sie eine stattliche Anzahl blühender Söhne und Töchter (nach der ältesten Darstellung im 24. Buche der Ilias je sechs, nach andern Dichtern je fünf oder je neun oder je zehn, nach der verbreitetsten, insbesondere attischen Sage je sieben) erzeugte. Uebermüthig gemacht durch dieses Glück, wagte sie es, sich mit der Leto, der Mutter des Apollon und der Artemis, zu vergleichen, die ja nur zwei Kinder geboren habe; aber alsbald traf sie die furchtbarste Strafe für diese Ueberhebung: Apollon und Artemis tödteten mit ihren sicher treffenden Pfeilen die sämmtlichen Kinder vor den Augen der Mutter, die endlich von den Göttern, aus Mitleid mit ihrem ungeheuern Jammer, am Berge Sipylos bei Magnesia in ein Steinbild verwandelt wurde, das noch jetzt Thränen zu vergießen scheint, wenn Regen oder geschmolzener Schnee über dasselbe herabfließt. Poesie und bildende Kunst der Griechen wetteiferten in der Behandlung dieses Stoffes; den höchsten Ruhm aber erlangte eine die Mutter in der Mitte ihrer sterbenden Kinder darstellende Marmorgruppe, welche für einen Apollotempel in Kleinasien (wahrscheinlich in Cilicien) gearbeitet, durch C. Sossius nach Rom gebracht und dort im Tempelbezirk des Apollo Sossianus aufgestellt worden war, ein Werk der jüngern atheuischen Bildhauerschule, von welchem aber die alten Kunstkenner selbst nicht entscheiden konnten, ob es von Skopas oder von Praxiteles gearbeitet sei. Eine nicht ganz vollständige, von verschiedenen Händen gearbeitete Nachbildung dieser Gruppe ist die berühmte, jetzt in Florenz aufgestellte Statuenreihe, die 1583 in einer Vigne an der Via-Labicana in der Nähe der Lateranischen Kirche in Rom nebst mehrern andern, nicht dazugehörigen Statuen gefunden wurde. Außerdem sind einzelne Bestandtheile der Gruppe öfters nachgebildet worden und in mehrfachen, zum Theil die florentiner Statuen an Trefflichkeit der Ausführung überragenden Exemplaren erhalten. Einen Bestandtheil der Originalgruppe besitzen wir vielleicht noch in der unter dem Namen Ilioneus bekannten knienden Jünglingsfigur der münchner Glyptothek, einem der trefflichsten uns erhaltenen griech. Originalwerke, in dessen Deutung freilich die Ansichten der Kunstforscher weit auseinandergehen. Vgl. Stark, «N. und die Niobiden» (Lpz. 1863).

Niobium ist der Name eines selten vorkommenden Metalls, das sich in den Mineralien Columbit, Eukolit, Pyrochlos und Aschynit findet. Es ist bisjetzt nur in der Gestalt eines unschmelzbaren, schwarzen Pulvers dargestellt worden. Die Sauerstoffverbindung des N., die Niobsäure, ist der Tantalsäure sehr ähnlich, sowie das N. einen häufigen Begleiter des Tantals ausmacht und deshalb auch seinen Namen von der Niobe, der Tochter des Tantalus, erhalten hat. Es wurde von H. Rose in dem Columbit von Bodenmais (Baiern) entdeckt.

Niort, die Hauptstadt des franz. Depart. Deux-Sèvres (Ober-Poitou), 10 M. im SW. von Poitiers und $11\frac{1}{2}$ M. vom Meere, an der Sèvre-Niortaise und an der Eisenbahn (Orleans-La-Rochelle), am Abhange zweier Hügel in schöner Umgebung gelegen und früher befestigt, ist der Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels-, zweier Friedens- und eines Arbeiterschiedsgerichts (Conseil de prud'hommes), einer Ackerbau- und einer Manufacturenkammer sowie einer militärischen Subdivision. Die Stadt, die in den letzten Jahrzehnten durch viele Bauten sehr verschönert worden, zählt (1861) 20831 E., darunter viele Protestanten. Unter den Kirchen sind die Liebfrauen-, die alte, 1858—61 restaurirte Andreas- und die prot. Kirche bemerkenswerth, unter den andern öffentlichen Gebäuden das Stadthaus (als ehemaliger Palast der Eleonore von Poitou auch Palais d'Aliénor genannt), die Präfectur, der Gerichtshof, das Theater, die Kaufhallen, das Irrenhaus, die Kasernen, das 1852 erbaute Zellengefängniß, das Kranken- und Versorgungshaus, die Wasserheilanstalt und der schöne Bahnhof. Von dem ehemaligen festen Schlosse ist nur noch ein Donjon mit mehrern großen Thürmen übrig, der jetzt als Gefängniß dient; in ihm wurde 1635 die Maintenon (s. d.) geboren. N. hat reizende Promenaden, wie den Jardin public mit hydraulischen Werken, welche die Stadt mit dem Wasser der reichen Quelle des Vivier versorgen, und vor den Thoren den Park Chantemerle. Auch besitzt es öffentliche Bäder. Von den Bildungsanstalten sind hervorzuheben das Lyceum in einem neuen schönen Gebäude, die Zeichenschule, die öffentliche Bibliothek, das Museum für Gemälde, Sculpturen, Alterthümer und Mineralien, der Centralverein für Ackerbau, Gesellschaften für Gartenbau, für Statistik, für Medicin und für Philharmonie. Die Bevölkerung betreibt großartigen Garten- und Gemüsebau und zieht namentlich Artischoken, Angelica und berühmte Zwiebeln (Oignons de N.), unterhält aber auch einen bedeutenden Industriebetrieb, große Weiß-, Sämisch- und Lohgerbereien, Woll- und Baumwollspinnereien,

Färbereien, Fabriken für Handschuhe, für Strumpfwaaren, Bürsten, Rüb- und Leinöl, Leim, Wachs u. s. w. Bedeutend sind auch die Manufacturen für Schuhmacherarbeiten, die Getreide- und Schneidemühlen, die Brauereien und Brennereien. Ferner ist N. ein wichtiges Entrepôt für Böttcherholz und treibt lebhaften Handel mit Vieh, Getreide, Mehl, Wolle, Wein, Branntwein, Leder, Angelicaconfituren u. s. w. In der Geschichte tritt N. erst in der Mitte des 12. Jahrh. hervor, wo Eleonore von Poitou eine besondere Vorliebe für diesen Ort zeigte. Ihr zweiter Gemahl, Heinrich II. von England, baute das durch Feuersbrunst zerstörte Schloß wieder auf. Die Stadt blieb englisch bis 13. Juli 1224, wo sie der Seneschall von Aquitanien, Savary de Mauléon, an Ludwig VIII. übergab. Nach dem großen Sieg der Engländer bei Maupertuis oder Poitiers 1356 kam sie abermals unter engl. Herrschaft, von der sie aber 1373 durch Duguesclin befreit wurde. Als ein Hauptsitz der Hugenotten wurde sie 8. Oct. 1569 vom Herzoge von Anjou (später König Heinrich III.) eingenommen, 1588 von Heinrich IV. zurückerobert. Durch die Aufhebung des Toleranzedicts von Nantes 1685 erlitt ihr Gewerbfleiß und Handel einen harten Schlag. Erst in neuerer Zeit hat sie einen bedeutenden Aufschwung genommen.

Nipon, die Hauptinsel des japan. Reichs, s. Japan.

Nisâmi, einer von den sieben größten Dichtern Persiens, der Begründer des romantischen Epos, mit seinem vollen Namen Abu-Mohammed-Ben-Jusuf-Scheich-Nisâm-ed-dîn, wurde um 1100 in der Stadt Gendsche geboren und erfreute sich der besondern Gunst der seldschukidischen Fürsten, der damaligen Herrscher Persiens. Er starb in hohem Alter 1180. Außer einem Divan oder einer Sammlung lyrischer Gedichte verfaßte N. fünf größere Dichtungen, auf denen sein dichterischer Ruf beruht, und die in Persien noch bisjetzt als unerreichte, wenngleich häufig nachgeahmte Meisterwerke der Poesie gelten. Es sind dies: 1) «Machsen ul-errâr», d. i. Magazin der Geheimnisse, ein didaktisches Gedicht, in welchem theoretische Lehren über moralische Gegenstände mit erläuternden Geschichten, Anekdoten und Fabeln wechseln (persisch herausg. von Bland, Lond. 1844). 2) «Chosrau u Schirin», ein romantisches Epos, das die Liebe des perf. Königs Chosru zur Schirin zum Gegenstande hat (in deutscher Nachbildung von Hammer, 2 Bde., Wien 1812). 3) «Medschnun u Leila», behandelt die Liebe des Medschnun, eines Sohnes der arab. Wüste, zur schönen Leila (engl. von Atkinson, Lond. 1836). 4) «Hest peiger», die sieben Gestalten, eine Sammlung von sieben Novellen in poetischer Form, eine Art von Heptameron. Die berühmteste dieser Erzählungen ist die vierte von der Turandocht, die unter mannichfachen Abänderungen den Stoff zu Gozzi's und Schiller's bekannten Dramen lieferte (pers. und deutsch von Erdmann, Kasan 1835). 5) «Iskender-nâme», eine sagenhaft ausgeschmückte Geschichte Alexander's d. Gr., nach der im Oriente weitverbreiteten spätern griech. Bearbeitung des Lebens Alexander's d. Gr. von Pseudo-Kallisthenes gedichtet. Letzteres Gedicht zerfällt in zwei Theile, von denen der erste mehr epischer Natur (pers. Kalkutta 1812; größere Fragmente deutsch von F. Rückert, 1828), der zweite didaktischen Inhalts ist (persisch herausg. von Sprenger, Kalk. 1852). Diese fünf größern Gedichte (Chamse) sind neuerdings in Indien und Persien öfters gedruckt und lithographirt worden.

Nisard (Jean Marie Napoléon Désiré), franz. Schriftsteller, geb. 20. März 1806 zu Châlons an der Seine (Depart. Côte-d'Or), widmete sich nach beendigten Schulstudien der polit. Journalistik und begann diese Laufbahn 1826 am «Journal des Débats». Er verließ aber, trotz der hier errungenen Stellung, nach der Julirevolution dieses Blatt, dessen polit. Richtung ihm nicht ganz behagte, und wurde Mitarbeiter am republikanischen «National». Dabei war er in Literatursachen Kritiker von der strengsten Observanz, durchaus classisch conservativ und stabil. Sein erstes Werk von Bedeutung, «Les poëtes latins de la décadence» (Par. 1834; 2. Aufl. 1859) nimmt fortwährend Bezug auf die gleichzeitige romantische Schule und entwickelt eine Reihe von Aehnlichkeiten zwischen dem Verfall der lat. Literatur und dem angeblich auch in der franz. Literatur vorhandenen Sinken, zwischen Virgil und Racine, Lucan und Victor Hugo. Seitdem wurde er Lehrer der franz. Literatur an der Normalschule, 1836 Chef des Secretariats im Ministerium des öffentlichen Unterrichts und Requetenmeister im Staatsrath, 1837 Chef der Abtheilung der schönen Wissenschaften, und endlich auch (1842) Abgeordneter seines Departements in der Deputirtenkammer, wo er sich zu den Conservativen hielt. 1843 berief ihn Villemain an Burnouf's Stelle auf den Lehrstuhl der lat. Beredsamkeit am Collége-de-France. Von allen seinen Staatsämtern war dieses das einzige, welches er nach der Februarrevolution behielt. 1850 wurde N. von der Französischen Akademie als Mitglied aufgenommen, später aber von der Regierung zum Generalinspector des höhern Unterrichtswesens,

Professor der franz. Beredsamkeit an der Sorbonne und Director der höhern Normalschule ernannt. N. ist unstreitig ein Mann von gründlicher wissenschaftlicher Bildung und bedeutenden literarischen Kenntnissen. Auch sind seine redliche Ueberzeugung und seine moralische Gesinnung ebenso hoch zu rühmen als seine musterhaft elegante und correcte Schreibart. Dazu verrathen seine ästhetischen Urtheile viel Geist und Geschmack im Kleinen und Einzelnen, beruhen aber im Ganzen und Großen auf den Ansichten einer kritischen Schule, die nach grammatischen Formeln die poetische Polhöhe berechnet, und welcher Boileau ihr literarisches Gesetzbuch für alle Zeiten geschrieben hat. Sein Hauptwerk ist die in langen Zwischenräumen erschienene «Histoire de la littérature française» (4 Bde., Par. 1844—61; 3. Aufl. 1866). Erwähnung und Beachtung verdienen auch die Sammlungen seiner ausgewählten Kritiken: «Études de critique littéraire» (1858); «Études d'histoire et de littérature» (1859) und «Nouvelles études d'histoire et de littérature» (1864).

Nisch, bei den Bulgaren Nissa oder Nischa, Hauptstadt eines Ejalets in der europ. Türkei, liegt am östl. Ende der fruchtbaren aber wenig bebauten dardanischen Hochebene, an dem Flusse Nischawa, welcher etwa 2 M. abwärts der Morawa zugeht. Die Stadt ist schlecht gebaut, hat winkelige, äußerst unsaubere Straßen und eine Citadelle, welche jenseit des Flusses nur wenig höher gelegen ist. Man zählt elf Moscheen und zwei griech. Kirchen. Der wohlgefüllte Bazar und die zahlreichen Neubauten weisen auf blühenden Verkehr hin. Die Bevölkerung wird auf etwa 13000 Seelen geschätzt, die sich zur größern Hälfte zum Christenthum bekennen. Die Hauptartikel der Ausfuhr sind Wolle und Leder; die alle Industrieproducte umfassende Einfuhr findet von Oesterreich her statt. N. ist schon von alters her der Knotenpunkt für mehrere in militärischer wie auch in commerzieller Beziehung wichtige Straßen, welche einerseits nach den Handelsplätzen an der Donau (Widdin, Belgrad u. s. w.), andererseits nach der Herzegowina, Albanien, Macedonien, Bulgarien und Rumelien führen. Durch die Natur als Gabelpunkt für die von Belgrad nach Konstantinopel und Thessalonich projectirte Eisenbahn vorgezeichnet, hat die Stadt voraussichtlich eine große Zukunft. Im Alterthum führte N. den Namen Naïssus und war eine blühende Stadt Obermösiens, die besonders von Konstantin d. Gr., der daselbst geboren war, sehr verschönert wurde. Von Attila zerstört, wurde sie von Justinian wiederhergestellt und befestigt. Das heutige N. enthält nur sehr wenige Denkmale des Alterthums. Eine Viertelstunde von der Stadt entfernt liegt der 200 F. hohe Woinik oder Kriegsberg, auf welchem 23. Sept. 1689 Markgraf Ludwig von Baden mit nur 17000 Mann ein türk. Heer von 40000 Mann vernichtete. Nahe dabei finden sich die Redouten, welche die Serben 1809 gegen N. errichteten, und in denen sich Stephan Singelitsch mit den stürmenden Türken in die Luft sprengte. Das türk. Ejalet N. hat ein Areal von 1062 Q.-M., zählt etwa 1 Mill. E. und zerfällt in die vier Liwas N., Sofia, Samakowo und Köstendil.

Nische (franz. niche, aus dem italien. nicchia, Muschel) nennt man eine Vertiefung in einer Mauer, die, halbrundförmig oder viereckig im Grundriß, oben halbkuppelförmig oder wagerecht geschlossen ist. Man bedient sich derselben gewöhnlich, um Statuen, Vasen u. s. w. darin einen gedeckten Stand zu geben. Gehen sie bis zur Erde, so dienen sie, Sitzbänke, Brunnen u. s. w., im Innern der Häuser aber, um Oefen, Statuen u. s. w. darin anzubringen. An äußern Mauern und Façaden bringt man sie auch wol statt der Fenster an, wo solche nicht angebracht werden können, um die große Fläche der Wand zu unterbrechen. An der vordern Ansicht erhalten sie gewöhnlich eine Einfassung in Bogenform oder ähnlich den Fenster- und Thüreinfassungen. Auch in der Gartenkunst hat man dieselben nachgeahmt.

Nishne-Tagil' oder Nishnij-Tagilsk, auch nur Tagil', ein Flecken im russ. Gouvernement, 18 M. nördlich von Jekaterinburg, am östlichen, asiat. Abhange des Ural, unweit des berühmten Magnetbergs Blagodat am obern Tagil', einem Zufluß der Tura, gelegen (die ostwärts in den Tobol fließt), ist der bedeutendste Ort im Uralgebirge und einer der wichtigsten Bergwerksorte der Erde, überaus reich an Eisen, Kupfer, Gold und Platin. Der Ort zählte 1864 bereits 28133 E. und hat 221 industrielle Etablissements, 326 Handelshäuser, 132 Gast- und Speisehäuser, eine neuerdings erbaute große Kaufhalle, eine Bergwerkschule und mehrere stattliche Gebäude. Das Bergwesen begründete hier 1725 Akinfij Demidow (s. d.), dessen Familie die großartigen Hüttenwerke gehören. 1864 wurden in denselben 906063 Pud (à 40 russ. Pfd.) Eisen verschiedener Qualität, 101448 Pud Kupfer und 9593 Pud Stahl hergestellt und aus den Bergwerken gegen 30 Pud Gold gewonnen. Seit 1865 begann man auch auf Platin zu bauen. Berühmte Platinwäschen liegen auf der West-, einige dreißig Goldwäschen auf der Ostseite. 1835 fand man hier in einer Kupfergrube die größte bisjetzt bekannte

Masse Malachit (s. d.). Durch Tagil' gehen alle Arten von Waaren, deren Werth sich auf ungeheuere Summen beläuft. Ueber 4 Mill. Pud Eisen aus den Bergwerken von Wissokogorsk, $2\frac{1}{2}$ Mill. Pud Kupfer und 2 Mill. Pud ausgeschmolzene Metalle aus andern uralischen Hüttenwerken passiren jährlich den Ort, dem eine glänzende Zukunft bevorsteht, zumal wenn durch eine projectirte Eisenbahnverbindung mit dem Centrum Rußlands und so mit dem großen europ. Bahnnetze der Transport erleichtert wird. Etwa 7 M. südlich von Tagil' liegt Newjansk zwischen sehr bedeutenden Hüttenwerken. Eins derselben, das älteste, schon 1701 angelegte, liefert jährlich an 100000 Zollctr. vorzügliches Eisen, welches im Handel unter dem Namen Alter Zobel (nach dem frühern Stempel) berühmt ist. Auch hat die Umgegend des Orts beträchtliche Goldwäschen.

Nishnij-Nowgorod oder Nishegorod, d. i. Nieder-Neustadt, eine der ältesten Provinzen des europ. Rußland, umfaßt als Gouvernement ein Gebiet von 923,34 Q.-M. Dasselbe zeichnet sich aus durch fruchtbaren Boden und gemäßigtes Klima; es gilt für die Kornkammer beider Residenzen. Alle Getreidearten, Hanf und Flachs gedeihen vortrefflich. Das Eichen- und Lindenholz, welches hier an der Wolga, Oka, Wetluga, Sura und andern Strömen wächst, wird stark verführt. Die Viehzucht ist ebenso blühend wie der Ackerbau; besonders gibt es viel Gestüte auf dem Lande. Der Fischfang bildet einen Hauptnahrungszweig. An Mineralien findet man Marmor und Kalkstein in der Gegend von Arsamas und Gips an der Sura. Unter den sehr gewerbthätigen Einwohnern gibt es neben den Russen auch viele Tschuwaschen und Mordwinen. Die vorzüglichsten Gewerbe sind Juften- und Lederfabrikation, Seifen-, Talg- und Pottaschebereitung; auch gibt es bedeutende Seilereien und Segeltuchfabriken, Bierbrauereien, viele Eisenhämmer und Kupferschmieden und eine wichtige Vitriolsiederei bei Makárjew. Im ganzen liefert das Gouvernement für mehr als 3 Mill. S.-Rubel Fabrikate. Ueberdies beschäftigen sich viele Landleute mit dem Bau von Flußfahrzeugen, mit der Verfertigung hölzerner Geschirre u. s. w. Das Gouvernement hat eine Gesammtbevölkerung von 1,285196 E. (1864), zerfällt in 11 Kreise und zählt 13 Städte mit 76112 E. Es hat die größten Dörfer des ganzen Reichs. Namentlich zeichnet sich aus das Industriedorf Pawlowo, das 3 M. von Nishnij-Nowgorod an der Oka liegt, dem Grafen Scheremetjew gehört, neun steinerne Kirchen hat und 6500 gewerbthätige E. zählt, deren Schlosser- und Messerschmiedearbeiten im ganzen Reiche verführt werden. Andere große Dörfer und Marktflecken, die durch Betriebsamkeit sich auszeichnen, sind Pogost, Nikolskoje-Selo, Vor, Muraschkino, Lyskowo und Bogorodskoje im Kreise Gorbátow, ausgezeichnet durch seine vielen Gerbereien und Fabrikation von ledernen Fausthandschuhen, die auf die Messe von N. oder nach Petersburg versendet werden. Unter den Städten sind die bedeutendsten Arsamas (s. d.) und Makárjew (s. d.). Vor allen aber ist wichtig die Haupt- und Gouvernementsstadt N., berühmt durch ihre 1817 von Makárjew hierher verlegte Messe, mit 41543 E. (1864), auf der rechten Seite der Wolga gelegen, da, wo die breite und mächtige Oka hineinfällt, und auf dem Eisenbahnwege 144,85 M. von Petersburg und 58,57 M. von Moskau entfernt. Die Stadt hat eine höchst malerische Lage; der Haupttheil liegt auf Hügeln, die sich 250—300 F. über den Stromspiegel erheben. Besonders schön stellt sie sich von der Okaseite dar, zumal zur Zeit der Messe. Die Wolga, Oka und die Seen bei der Stadt wimmeln dann von Dampfbooten, Barken und Fahrzeugen aller Art, und die Bazars in der Stadt sowie die Kaufhöfe und Buden auf dem eigentlichen Marktplatze sind mit Waaren aller Art angefüllt. Der 1817 mit einem Kostenaufwand von mehr als 11 Mill. S.-Rubel erbaute steinerne Kaufhof bildet ein Parallelogramm mit 2500 durch Brandmauern voneinander abgegrenzten massiven Kaufläden. Zu diesem Bau gehören auch eine griech. sowie eine armen. Kirche, eine Moschee und ein Theater. Die Stadt ist der Sitz eines Civilgouverneurs, des Bischofs von N. und Arsamas, einer Medicinverwaltung und eines Domänenhofs und hat einen Kreml (mit einer Kathedrale und einem kaiserl. Palais). Außer den Kathedralen zum Erzengel Michael und zur Verklärung Christi bestehen noch 25 andere Kirchen, darunter auch eine lutherische, ferner zwei Klöster, ein Priesterseminar, ein Gymnasium mit einer adelichen Pension, zwei Kreis- und zwei Pfarrschulen. Außerdem besitzt die Stadt eine Wasserleitung, mehrere Krankenhäuser und einen 75 F. hohen granitnen Obelisk, als Denkmal der Patrioten Minin und Posharskij, die von hier aus Moskau und überhaupt Rußland von der poln. Oberherrschaft befreiten. Die Bevölkerung unterhält Fabriken für Tuch, Stahlwaaren, Wachslichte sowie Ziegelbrennereien, Bierbrauereien, Schiffswerfte und andere industrielle Etablissements. Hauptsächlich ist N. aber Handelsstadt mit sehr reger Schiffahrt und der Sammelplatz zahlreicher Karavanen,

die aus Asien von der chines. Grenze und aus Turan über Orenburg und Kasan herbeikommen. Es finden hier jährlich drei Märkte statt. Der erste, hauptsächlich zum Vertrieb von Holzwaaren bestimmt, wird im Jan. auf dem zugefrorenen Strome, der zweite 6. Juli (neuen Stils) abgehalten, wo besonders Pferde zum Verkauf gelangen. Der dritte, die weltberühmte Peter-Paulsmesse, die größte der Welt, beginnt mit dem 5. Aug. (neuen Stils) und dauert mit den abzuwickelnden Geschäften und dem Kleinhandel bis tief in den Sept. hinein. Auf dieser Messe findet der Hauptverkehr zwischen Asien und Europa statt. Die Zahl der während der Messe täglich anwesenden Verkäufer und Käufer wird durchschnittlich auf 150—200000 geschätzt. Russen und Westeuropäer verkehren hier mit Griechen, Persern, Armeniern, Bocharen, Kirgisen, Tataren, Chinesen u. s. w. Die Hauptgegenstände des Handels sind Thee, Getreide, Baumwolle (bokharische), Wolle, Roß- und Kamelhaare, Felle, Krapp, Eisen, Kupfer, Radfelgen, Zucker, Edelsteine, Pelzwerk, Manufacturwaaren aller Art und orient. Schmucksachen. Der Gesammtwerth der Waaren, welche, hauptsächlich zur Deckung des inländischen Bedarfs bestimmt, in den Meßverkehr zu treten pflegen, wird jetzt auf mehr als 106 Mill. Thlr. geschätzt, während 1852 für 65,038469 und 1858 für 95,019470 S.-Rubel Waaren eingeführt und im erstern Jahre für 57,808915, in letzterm für 87,883450 S.-Rubel Waaren verkauft wurden. An Thee gelangten 1866 zur Messe 44000 Kisten (à 85—100 russ. Pfd.), darunter 9000 Kisten Blumen- und 7000 Kisten Ziegelthee (Kirpitschnij tschai), die letztere Sorte fast ausschließlich über Kiachta, die übrigen theils auf demselben Wege, theils zur See über Kanton. Seitdem infolge des Ukas vom 30. März (11. April) 1861 in Rußland der Thee auch zur See eingeführt werden darf, hat der Kantonthee dem Import über Kiachta (s. d.) bedeutend Concurrenz gemacht. Ebenso hat auch der Tuch- und Plüschabsatz nach China an Umfang abgenommen, indem diese Artikel in China jetzt billiger durch die engl. Seeimporte bezogen werden. Für die Meßzeit befindet sich in N. eine zeitweilige Abtheilung der russ. Reichsbank; 1863 wurde eine Communalbank gegründet, mit welcher eine Sparkasse verbunden ist. N. wurde 1221 vom Großfürsten Georg II. von Wladimir an der Stelle eines frühern bulgarischen Orts gegründet. Auch ließ derselbe $^1/_4$ M. von der Stadt an der Wolga das schöne Petscherskische Mönchskloster anlegen, das eine große Kirche hat. Die Stadt wurde die Residenz- und Hauptstadt eines Theilfürstenthums und blieb es bis 1392, wo dasselbe mit dem Großfürstenthum Moskau vereinigt ward. 1378 wurde die Stadt von den Mongolen erobert, welche 2. Aug. 1377 auf der benachbarten Steppe von Perewoz einen großen Sieg erfochten hatten. Der Großfürst Wasilij Iwanowitsch erbaute hier 1510 den Kreml. Zum Kreise N. gehören die industriösen Dörfer Beswodnoje mit einer Eisendraht- und Angelhakenfabrik, Olgina mit einer bedeutenden Glashütte, Wüßonowo mit zwei wichtigen Stahlfabriken und Sormowo, $^3/_4$ M. von der Stadt, wo 1849 eine Compagnie an der Wolga ein Werft angelegt hat, auf dem zahlreiche eiserne Dampfschiffe gebaut werden.

Nisibis (das Nasibina der Keilinschriften, bei den Arabern Nisibin), einst eine der ältesten und berühmtesten Städte Mesopotamiens, welche am Flusse Mygdonius (aram. Mygdan) und in der nach diesem benannten Landschaft Mygdonia lag und später durch Seleucus Nicator den Namen des mygdonischen Antiochia erhielt. Den Syrern wurde die Stadt zuerst von den Parthern entrissen, welche dieselbe 149 v. Chr. an die Armenier überließen. In dem berühmten Feldzuge des Lucullus gegen Tigranes spielte sie eine wichtige Rolle. Nach der Niederlage des Crassus kam N. wieder an die Parther, in deren Besitz es bis auf die Zeiten Trajan's verblieb. Die Stadt wurde unter letzterm den Römern unterthan, aber schon von Hadrian wieder aufgegeben. Von der zweiten Einnahme durch die Römer unter Lucius Verus (165 n. Chr.) an bis in das 4. Jahrh. galt N. für ein Hauptbollwerk des röm. Reichs und des Christenthums gegen die Perser. Dreimal (338, 348, 350) vergeblich von den Persern belagert, wurde die Stadt endlich definitiv von Jovian in einem schimpflichen Frieden (363) an die Perser abgetreten. Unter den Arabern erhob sich N. wieder zu der alten Bedeutung; 40000 Gärten sollen die Stadt zu deren Blütezeit umgeben haben. Seit den Zügen Tamerlan's sank jedoch die Stadt zu einem elenden Flecken herab. Einzelne Ruinen in der jetzt öden Ebene zeugen noch von der einstigen Pracht. Die bedeutendsten unter den Ueberresten sind die einer Kirche des heil. Jakobus von N. Nicht zu verwechseln mit N. ist das Dorf Nezib oder Nisib, zwischen Aleppo und Biredschik, diesseit des Euphrat, bei welchem 23. Juni 1839 die Türken unter Hafiz-Pascha von den Aegyptern unter Ibrahim-Pascha geschlagen wurden.

Nisky, richtiger Niesky, Marktflecken und Colonie der evang. Brüdergemeine im Kreise Rothenburg der preuß. Oberlausitz (schles. Regierungsbezirk Liegnitz), $2^3/_4$ M. im NNW. von

Görlitz an der Straße nach Muskau gelegen, ist auf dem Gebiet des der Gemeinde geschenkten Ritterguts Trebus 1742 von böhm. Emigranten, die sich an die Brüdergemeine zu Herrnhut anschlossen, gegründet. Der gewerbreiche Ort zählt 1064 E., die eine große Kunsttischlerei, eine Garnspinnerei, Manchester-, Tuch- und andere Herrnhuter-Manufacturen unterhalten. Obgleich hier die Natur wenig Reize bietet, hat man doch den Ort mit Alleen und parkartigen Anlagen zu verschönern gesucht. Unter den daselbst bestehenden Erziehungsanstalten ist die bedeutendste das Pädagogium mit der sich daranschließenden niedern Erziehungsanstalt für Knaben. Die treffliche Anstalt besitzt eine ziemlich reich ausgestattete Naturaliensammlung und ist überhaupt die höhere Bildungsanstalt der Brüderunität zur Vorbereitung für das theol. Seminarium, wird jedoch auch von fremden Zöglingen zahlreich besucht.

Nismes, s. Nimes.

Nisos, der Sohn des Königs Pandion von Athen und der Pylia, König von Megara, Vater der Scylla, hatte eine purpurne oder goldene Haarlocke, an der seines Reiches Schicksal hing. Als Minos auf seinem Zuge gegen Athen auch Megara belagerte, verliebte sich die Scylla in diesen, raubte ihrem Vater jene Haarlocke und gab sie ihm, worauf Minos Megara eroberte, aber die Verrätherin zur Strafe an den Hintertheil seines Schiffs binden und im Saronischen Meerbusen ertränken ließ. Nach andern sprang sie in das Meer und schwamm dem Schiffe des Minos, der sie voll Abscheu verließ, nach. Während sie hier ihr in einen Meeradler verwandelter Vater sah und auf sie herabstieß, wurde sie in einen Meervogel, Ciris, verwandelt.

Nitroglycerin entsteht aus dem Glycerin (s. d.), wenn man dasselbe nach und nach in eine kühlgehaltene Mischung von Salpetersäure und Schwefelsäure einträgt. Es erscheint als farbloses, schwer in Wasser auflösliches Oel, enthält als Bestandtheile Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, ist giftig und explodirt äußerst heftig durch Erhitzen, theilweise auch schon durch Schlagen zwischen harten Körpern. Das N. wird deshalb neuerlich, unter dem Namen Sprengöl, zu Sprengungen in Bergwerken und Steinbrüchen sowie zur Zerstörung von Festungswerken, Brücken u. dgl. statt Pulver angewendet, hat aber schon mehrfach Unglücksfälle veranlaßt.

Nitrum, die lat. Benennung des Salpeters, eines aus Kali und einer eigenthümlichen Säure, Salpetersäure, zusammengesetzten Salzes. Die Salpetersäure (acidum nitricum) besteht aus Sauerstoff und Stickstoff, welcher letztere deshalb zuweilen mit dem Namen Nitrogen bezeichnet worden ist. Nach einer von Berzelius kurze Zeit aufrecht erhaltenen Hypothese sollte der Stickstoff selbst schon ein Oxyd sein, in welchem man sich Sauerstoff verbunden dachte mit einem unbekannten einfachen Stoffe, der Nitricum oder Nitrium genannt wurde. Die Verbindungen der Salpetersäure mit Salzbasen, die salpetersauren Salze, heißen Nitrate. Nitrile sind ölartige, sehr flüchtige Verbindungen von Kohlenstoff, Wasserstoff und Stickstoff, welche aus künstlichen Zersetzungen der Ammoniaksalze gewisser organischer Säuren hervorgehen, wobei diesen 4 Atome Wasserstoff und 4 Atome Sauerstoff entzogen werden. Nitrilbasen heißen solche organische Salzbasen, welche aus 1 Atom Stickstoff und 3 Atomen eines und desselben Kohlenwasserstoffs oder verschiedener Kohlenwasserstoffe bestehen, demnach angesehen werden können als Ammoniak, worin sämmtlicher Wasserstoff durch Kohlenwasserstoff ersetzt ist. Verschiedene organische Stoffe werden durch Einwirkung der Salpetersäure so zersetzt, daß ein Theil des Sauerstoffs der letztern mit einer entsprechenden Menge Wasserstoff der erstern Wasser bildet und an Stelle des so weggenommenen Wasserstoffs eine gleiche Anzahl Atome Untersalpetersäure in die Verbindung tritt. Man bezeichnet die ganze Klasse der auf solche Weise hervorgehenden Zusammensetzungen mit dem Namen Nitrokörper oder Nitroverbindungen, und wenn sie aus organischen Säuren entstanden sind, im besondern Nitrosäuren. Dahin gehört z. B. die Umwandlung des Benzins in Nitrobenzin, des Anilins in Nitranilin, der Cellulose in Nitroxylin (Schießbaumwolle u. s. w.), des Glycerins in Nitroglycerin (s. d.), der Weinsäure in Nitroweinsäure.

Von allen vorerwähnten Körpern haben die größte Wichtigkeit die Salpetersäure und einige Salze derselben. Die Salpetersäure, welche mit einer größern Menge Wasser vermischt unter dem Namen Scheidewasser bekannt ist, besteht im wasserfreien Zustande aus 26 Theilen Stickstoff und 74 Theilen Sauerstoff, kommt aber allgemein in Verbindung mit mehr oder weniger Wasser vor. Die concentrirteste Säure enthält noch etwa 20 Proc. Wasser, zeigt das specifische Gewicht 1,5 und ist eine farblose, wasserhelle, eigenthümlich unangenehm riechende, an der Luft rauchende, höchst ätzende, alle organischen Substanzen zerstörende, die Haut gelb färbende und die Metalle (außer Gold und Platin) mit Heftigkeit auflösende Flüssigkeit. Selbst in der Ver-

dünnung mit vielem Wasser behält sie diese Eigenschaften, obwol sie dann nicht mehr raucht. Entzieht man der Salpetersäure einen Theil des obenerwähnten geringsten Wassergehalts oder findet sie diesen bei ihrer Abscheidung aus Verbindungen nicht genügend vor, so wird eine entsprechende Menge derselben in Sauerstoffgas und salpetrige Säure zersetzt. Letztere (eine niedrigere Oxydationsstufe des Stickstoffs) bildet gelbrothe, widerlich riechende, erstickende Dämpfe und färbt in Vermischung mit Salpetersäure diese orangegelb (die sog. rothe rauchende Salpetersäure). Dieselben rothen Dämpfe entwickeln sich beim Auflösen der Metalle in Salpetersäure, indem dieser der zur Oxydation des Metalls erforderliche Sauerstoff geraubt wird. Die Salpetersäure ist für die Technik von großer Wichtigkeit. Sie dient als Auflösungsmittel der Metalle und zur Darstellung verschiedener Präparate in Chemie und Pharmacie, zur Fabrikation der Schwefelsäure, der Oxalsäure, des Knallquecksilbers, der Schießbaumwolle, zum Aetzen in Kupfer und Stahl; mit Salzsäure gemischt bildet sie das Königswasser, welches zum Auflösen des Goldes, Platins, Zinns u. s. w. gebraucht wird und seine Wirksamkeit dem darin enthaltenen, durch zersetzende Einwirkung der Salpetersäure auf die Salzsäure aus letzterer abgeschiedenen Chlor verdankt.

Die Salpetersäure wird fabrikmäßig durch Destillation des Kali- oder Natronsalpeters mit Schwefelsäure bereitet; sie kann unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht durch directe Vereinigung von Stickstoff und Sauerstoff hervorgebracht werden; beide Körper wirken nicht anders aufeinander als unter besondern begünstigenden Umständen bei gleichzeitigem Vorhandensein entweder von Wasser oder einer Salzbasis. So erzeugt sich Salpetersäure in geringer Menge beim Hindurchschlagen elektrischer Funken durch ein feuchtes Gemenge aus Sauerstoffgas und Stickgas (daher ein kleiner Salpetersäuregehalt in dem bei Gewittern fallenden Regenwasser), und wenn beim langsamen Verfaulen (Verwesen) thierischer Stoffe der sich entwickelnde Stickstoff mit Sauerstoff und Kali, Kalk u. s. w. zusammentrifft, so entstehen Verbindungen dieser Basen mit Salpetersäure, worauf die alte Methode der Salpeterbereitung beruht. Die Salze der Salpetersäure bewirken in Berührung mit glühenden Kohlen eine lebhafte, oft mit Geräusch (Verpuffen) begleitete Verbrennung, unter günstigen Umständen selbst Explosion, wovon das Schießpulver ein Beispiel gibt. Die wichtigsten derselben sind die des Kali, Natrons, Strontians, Bleioxyds und Silberoxyds. Das salpetersaure Kali (der Salpeter, Kalisalpeter), welches seine Hauptverwendung in der Schießpulverbereitung und Feuerwerkerei sowie zur Salpetersäurebereitung findet, aber auch als Hülfsmaterial bei der Schwefelsäurefabrikation, in der Glasfabrikation, beim Einpökeln des Fleisches und als Arzneimittel gebraucht wird, krystallisirt in farblosen, gestreiften, sechsseitigen Säulen, von bitterlich-kühlendem Geschmack, welche in der Hitze schmelzen, in heißem Wasser viel mehr als in kaltem auflöslich sind. Es kommt fertig gebildet in der Natur vor, und zwar sowol im Mineralreiche (aus der Erde ausgewittert in Ostindien, China u. s. w.) als in mehrern Pflanzen, z. B. den Runkelrüben, dem Tabacк u. a., wird aber dem größten Theile nach durch Kunst bereitet, wozu zwei Wege eingeschlagen werden. Die ältere, jetzt meist aufgegebene Methode besteht darin, daß man humusreiche Erde, mit gebranntem Kalk, Bauschutt, ausgelaugter Holzasche, thierischen und vegetabilischen Abfällen aller Art vermengt, in Haufen schlägt und längere Zeit sich selbst überläßt, worauf sie von der Oberfläche abgekratzt, mit Wasser ausgelaugt und die Lauge versotten wird. Die hierzu eingerichteten Anstalten heißen Salpeterplantagen und Salpetersiedereien. In den erstern bildet sich durch die Verwesung der organischen Substanzen unter Zutritt des atmosphärischen Sauerstoffs und disponirender Einwirkung des vorhandenen Kalks salpetersaurer Kalk (Kalksalpeter), und dieser, der den Hauptgehalt der in der Salpetersiederei gewonnenen Lauge ausmacht, muß vor dem Krystallisiren derselben durch zugesetztes kohlensaures Kali erst in Kalisalpeter verwandelt werden. Die neuere Methode der Salpeterbereitung gründet sich auf das massenhafte natürliche Vorkommen des salpetersauren Natrons (Natronsalpeters), welches, durch kohlensaures Kali zersetzt, zwei gleich wichtige Producte liefert, nämlich Kalisalpeter und kohlensaures Natron (Soda), die durch Krystallisation voneinander geschieden werden. Von Natronsalpeter findet sich ein weitausgedehntes Lager in Peru bis an die Grenze von Chile, weshalb er im Handel als peruanischer oder Chilisalpeter (s. d.) bekannt ist. Man gebraucht denselben nicht selten zur Salpetersäurebereitung statt Kalisalpeter; zum Schießpulver taugt er aber nicht, da er an der Luft etwas feucht wird. Das salpetersaure Bleioxyd wird hauptsächlich in der Kattundruckerei, der salpetersaure Strontian in der Feuerwerkerei (zum rothen Feuer) angewendet. Das salpetersaure Silberoxyd ist der in der Medicin vielfach gebrauchte Höllenstein (s. d.).

Nitzsch (Karl Ludwig), prot. Theolog, geb. 6. Aug. 1751 zu Wittenberg, wo sein Vater

Geistlicher war, bildete sich theils auf der Fürstenschule zu Meißen, theils auf der Universität zu Wittenberg. Nachdem er sich vergebens um ein Schulamt beworben, verließ er Wittenberg und war als Hauslehrer in Brandis bei Leipzig thätig. Hierauf wurde er 1781 Prediger in Beucha, 1785 Superintendent zu Borna, 1787 Stiftssuperintendent zu Zeitz und 1790 Generalsuperintendent und Professor zu Wittenberg. Er nahm anfangs Theologie und Predigtamt in Spalding's und Zollikofer's Sinne; seit der Bekanntschaft mit Kant's Schriften aber gelangte er zur Idee einer neuen Theologie. Da ihm die Leistungen der Kant'schen Schule nicht genügten, so ging er selbst ans Werk. Es war nun 40 J. hindurch sein Bestreben, durch Unterscheidung der Offenbarung von der Religion, der geschichtlichen, äußern Einführung der Wahrheit von der Wahrheit selbst theils die Theologie vom Buchstabenglauben zu befreien, theils den eudämonistischen und naturalistischen Neigungen der Zeit entgegen die Mysterien zu bleibendem und wirksamem Ansehen zu bringen. 1813 wurde er seiner akademischen Wirksamkeit enthoben, 1817 aber wieder als Director des in Wittenberg begründeten Predigerseminars angestellt. Er starb daselbst 5. Dec. 1831. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «De discrimine revelationis imperatoriae et didacticae» (2 Bde., Wittenb. 1830); «De revelatione religionis externa eademque publica» (Lpz. 1808); «Ueber das Heil der Welt, dessen Begründung und Förderung» (Wittenb. 1817); «Ueber das Heil der Kirche» (Wittenb. 1822); «Ueber das Heil der Theologie durch Unterscheidung der Offenbarung und Religion als Mittel und Zweck» (Wittenb. 1830). Vgl. Hoppe, «Denkmal N.'s» (Halle 1832).

Nitzsch (Karl Immanuel), ausgezeichneter deutscher Theolog, Sohn des vorigen, geb. 21. Sept. 1787 zu Borna, erhielt seine Vorbildung durch Hauslehrer und in Schulpforte, studirte zu Wittenberg, wo er sich 1810 habilitirte und 1811 zugleich Diakonus an der Schloßkirche, 1813 an der Pfarrkirche wurde. Um diese Zeit begründeten sich durch Schleiermacher und Daub seine Ansichten, welche bisher mit denen seines Vaters übereingestimmt hatten. Seit 1817, wo ihm die theol. Facultät zu Berlin die Doctorwürde ertheilte, trug N. an dem neuerrichteten Predigerseminar Geschichte des kirchlichen Lebens vor und erklärte die Homilien der Kirchenväter. 1820 ward er Probst zu Kemberg, und 1822 folgte er einem Rufe nach Bonn als ord. Professor und Universitätsprediger. Nachdem er in der evang. Kirche der preuß. Rheinprovinz am Kirchenregiment auf allen Stufen theilgenommen, 1843 das Prädicat Oberconsistorialrath erhalten und auf der preuß. Generalsynode von 1846 die freiere Richtung vertreten, ging er 1847 als Nachfolger Marheineke's nach Berlin, wo er als Professor, Universitätsprediger und Mitglied des Oberkirchenraths wirkte, mehrmals auch als Mitglied der Ersten Kammer an polit. Verhandlungen theilgenommen hat. Dagegen betheiligte er sich auch fortwährend als Centralvorstands- und Ausschußmitglied sowol an der Thätigkeit der Gustav-Adolf-Stiftung wie am Deutschen Kirchentage. 1855 zum Propste von Berlin ernannt, trat er von seinem Amte als Universitätsprediger zurück. Ende Nov. 1866 schied er auch aus dem Oberkirchenrath, zu dessen Ehrenmitglied er ernannt wurde. N. bekennt sich zur Union und hat auch ein «Urkundenbuch» (Bonn 1853) derselben herausgegeben. Abgesehen von seinen zahlreichen kleinern dogmatischen, dogmengeschichtlichen und liturgischen Abhandlungen, die, wie in andern Zeitschriften, so namentlich in den seit 1828 unter seiner Mitwirkung erscheinenden «Theol. Studien und Kritiken» sich finden, ist vorzugsweise zu erwähnen: sein «System der christl. Lehre» (Bonn 1829; 6. Aufl. 1851), welches die christl. Lehre in der Einheit von Dogmatik und Moral darstellt, die «Praktische Theologie» (Bd. 1, Bonn 1847; 2. Aufl. 1859; Bd. 2, 1848, theilweise in 2. Aufl. 1863) und die «Akademischen Vorträge über christl. Glaubenslehre» (Berl. 1858). Seine «Predigten», die in sechs Sammlungen erschienen sind, zeichnen sich durch ungemeinen Gedankenreichthum aus.

Nitzsch (Gregor Wilh.), ausgezeichneter deutscher Philolog, Bruder des vorigen, geb. 22. Nov. 1790 zu Wittenberg, erhielt seit 1806 seine Vorbildung zu Schulpforte, studirte dann seit 1810 unter Lobeck Philologie zu Wittenberg, nahm nach der Schlacht bei Leipzig als Freiwilliger im Thielmann'schen Corps Antheil an dem Befreiungskriege und wurde nach seiner Heimkehr Conrector am Lyceum zu Wittenberg. Nachdem er diese Stelle 1815 mit der eines Subrectors zu Zerbst vertauscht, kehrte er 1820 in seinen frühern Wirkungskreis nach Wittenberg zurück. 1827 übernahm er die Professur der alten Literatur an der Universität zu Kiel, wo er namentlich der Leitung des Philologischen Seminars seine Aufmerksamkeit widmete. Seit 1834 außerordentliches Mitglied der schleswig-holstein. Regierung für Aufsicht über die Gymnasialanstalten beider Herzogthümer, schrieb er in diesem Interesse «Ueber Reform der Gymnasien als allgemeiner Bildungsanstalten» (Kiel 1849). Im Juni 1852 wurde N. mit sieben andern

Professoren seines Amts und Gehalts für verlustig erklärt, worauf er im Aug. desselben Jahres einem Rufe als Professor der Alterthumswissenschaft nach Leipzig folgte. Hier starb er 22. Juli 1861. Seine wissenschaftlichen Arbeiten erstrecken sich, mit Ausnahme einer Bearbeitung von Plato's «Jon» (Lpz. 1822) und einiger kleinern Schriften, fast ausschließend auf die Erklärung und höhere Kritik der Homerischen Gedichte. Hierher gehören: «Erklärende Anmerkungen zu Homer's Odyssee» (3 Bde., Hannov. 1826—40), welche die 12 ersten Bücher umfassen; die «Meletemata de historia Homeri maximeque de scriptorum carminum aetate» (2 Thle., Hannov. 1830—37); die Gelegenheitsschrift «Praeparatio indagandae per Homeri Odysseam interpolationis» (Kiel 1828) und die Abhandlung «Ueber die Heldensage der Griechen» in den «Kieler philol. Studien» (Kiel 1841) sowie der Artikel «Odyssee» in der «Allgemeinen Encyklopädie» von Ersch und Gruber. Hatte N. schon durch diese Forschungen ein der Hypothese F. A. Wolf's in vielen Punkten entgegengesetztes Resultat gewonnen, so stellte er in einem seiner Hauptwerke: «Die Sagenpoesie der Griechen» (Bd. 1, Braunschw. 1852), Lachmann und dessen Schule gegenüber einen Versuch auf, die bei dem Griechenvolke und bei Aristoteles allgemein herrschende Ueberzeugung von Homer als einigem Verfasser der «Ilias» und «Odyssee» theils mehr ins Licht zu setzen, theils auch mit der heutigen Wissenschaft zu vermitteln. In dem dritten Buche des gelehrten Werks verbreitet sich N. über das wahre Wesen der tragischen Trilogien des Aeschylus und ihr Verhältniß zu der Epopöe. Aus seinem Nachlasse erschienen die «Beiträge zur Geschichte der epischen Poesie der Griechen» (Lpz. 1862), in denen er die Entwickelung des epischen Gesanges aus der Sage durch Lieder bis zu Einheitsgedichten (wie «Ilias» und «Odyssee») darstellt und seine vielfach abweichenden Ansichten über das cyklische Epos zu begründen sucht. Vgl. Lübker, «Gregor Wilhelm N. in seinem Leben und Wirken» (Jena 1864); Rieck, «Pädagogische Briefe. Aus der Erinnerung an Gregor Wilhelm N.» (Bielef. 1867). — N.'s Sohn, Karl Wilhelm N., geb. 22. Dec. 1818 zu Zerbst, widmete sich 1839—42 zu Kiel und Berlin geschichtlichen Studien, habilitirte sich 1844 an ersterer Universität und erhielt daselbst noch in demselben Jahre eine außerord., 1858 eine ord. Professur. 1862 folgte er einem Rufe als Professor der Geschichte nach Königsberg. Außer einer Reihe von Abhandlungen, namentlich in den «Jahrbüchern für die Landeskunde der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg» und Sybel's «Histor. Zeitschrift», sind von seinen Schriften hervorzuheben: «Polybius. Zur Geschichte antiker Politik und Historiographie» (Kiel 1842); «Die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger» (Berl. 1846) und «Vorarbeiten zur Geschichte der Staufischen Periode» (Bd. 1, Lpz. 1860). Besonders durch letzteres Werk hat N. seinen Ruf als Geschichtsforscher begründet.

Nivelliren, Nivellement (vom franz. Niveau, d. i. die wasserrechte Ebene) bezeichnet im allgemeinen die Aufsuchung solcher Punkte, die untereinander in gleicher Höhe, d. h. in derselben Horizontallinie oder Horizontalebene liegen und eine solche bestimmen. Dies geschieht entweder, um gegebene Ebenen, z. B. die des Meßtisches, oder Meßinstrumente horizontal zu stellen, wobei man sich einer Wasserwage oder, wo keine große Genauigkeit erheischt wird, einer gewöhnlichen Setzwage bedient; oder um zu bestimmen, wie viel der eine von zwei Punkten der Erdoberfläche höher oder tiefer liegt als der andere. Das letztere ist eine sehr wichtige und überaus häufig vorkommende Aufgabe der praktischen Geometrie, deren Lösung man vorzugsweise das Nivelliren im engern Sinne nennt. Man bedient sich hierbei verschiedener Instrumente, dergleichen schon im Alterthum bekannt waren und z. B. von Vitruv erwähnt werden. Alle sind im allgemeinen so eingerichtet, daß sie eine horizontale Richtungslinie angeben, die als Visirlinie dient, um nach einem entfernten Gegenstande zu sehen. Das jetzt übliche Verfahren hierbei ist im wesentlichen folgendes. Zwischen den zu vergleichenden Punkten stellt man das Nivellirinstrument auf. Für genaue Arbeiten bedient man sich dazu eines Fernrohrs, welches auf einem Stativ steht und mit Hülfe eines röhrenförmigen Niveau horizontal gestellt werden kann. An den zu vergleichenden Punkten werden in Fuß und Zolle eingetheilte Stangen oder sog. Nivellirlatten aufgerichtet, an welchen kleine Tafeln herauf- und heruntergeschoben werden können. Diese Tafeln sind mit sehr abstechenden Farben so angestrichen, daß die horizontale Mittellinie sich deutlich markirt. Während man durch das Fernrohr nach einer Tafel visirt, muß ein Gehülfe dieselbe so lange verschieben, bis die Mittellinie derselben durch den Horizontalfaden des Fadenkreuzes im Fernrohr gedeckt ist. Nun wird die Höhe der Mittellinie über dem Fußpunkte der Latte abgelesen. Der Unterschied der durch Visiren nach beiden Nivellirlatten gefundenen Höhen gibt sofort den gesuchten Höhenunterschied der beiden zu vergleichenden Punkte an, und zwar muß derjenige Punkt niedriger sein, welchem die größere beider Höhen entspricht. Bei großer Entfernung dieser Punkte muß auf die Krüm-

mung der Erdoberfläche Rücksicht genommen werden. Uebrigens ist das beschriebene Verfahren für große Höhenunterschiede, wenn z. B. die Höhe eines Bergs bestimmt werden soll, nicht mehr anwendbar. In diesem Falle wendet man das barometrische Nivellement an, welches darin besteht, daß die Höhen der einzelnen Punkte mit dem Barometer gemessen werden.

Nix, der alte allgemein german. Name der Wassergeister (althochdeutsch nichus, angelsächs., altnord. nicor, nickr, niedersächs. Nicker, dän. Nök, schwed. neck). Der männliche Nicker, Nickel- oder Wassermann zeigt sich gewöhnlich einzeln. Er gleicht einem kleinen, ältlichen, bärtigen Manne und ist nach der Sage an den Fischzähnen, auch an entstellten Ohren und Füßen kenntlich. Zuweilen wandelt er sich in ein Roß, einen Stier oder einen Fisch. Er ist meist grausam und rachsüchtig. Gern raubt er Menschenmädchen und lebt mit ihnen in seinem Wasserhause. Freundlicher schildert die Sage die weiblichen Nixen; sie sind schöne Jungfrauen und nur an dem nassen Saume des Gewandes zu erkennen. Doch wird auch von schilfgegürteten, nackten Wasserfrauen und selbst von fischschwänzigen berichtet. Gleich den männlichen lieben auch die weiblichen Wassergeister Musik und Tanz, mischen sich gern unter die tanzenden Menschen und knüpfen mit Jünglingen Liebschaften an. Weissagung und Reichthum, dabei Bedürftigkeit menschlicher Hülfe theilen die N. mit den übrigen Elementargeistern. Ihr grausamer Zug entspringt aus dem tückischen Element.

Nixblume, s. Nymphaea.

Nizza, franz. Nice, eine alte, nach ihrer Hauptstadt benannte Grafschaft am Mittelmeer und auf der Grenze zwischen Frankreich und Italien, gehörte früher zur Provence, von welcher sie der Küstenfluß Var schied, wurde 1388 durch Amadeus VII. von Savoyen erworben, 1576 durch Emanuel Philibert mit dem dem Hause Doria abgekauften Fürstenthum Oneglia sowie mit der durch Tausch erworbenen Grafschaft Tenda und später mit der innerhalb des genuesischen Gebiets gelegenen Landschaft San-Remo erweitert, 1792 von den Franzosen erobert und 31. Jan. 1796 mit Frankreich als Departement der See-Alpen vereinigt, 1814 aber an Sardinien zurückgegeben. Seitdem bildete die Grafschaft nebst den genannten Gebieten die Provinz oder Division N. des Königreichs Sardinien, welche, ohne das kleine Fürstenthum Monaco (0,42 Q.-M. mit 7627 E.), 1857 auf 76,38 Q.-M. 256603 E. zählte. Infolge des ital. Kriegs von 1859 wurde durch den Turiner Vertrag vom 24. März 1860 der westl. Theil dieser Provinz an Frankreich abgetreten und gemäß dem kaiserl. Decret vom 12. Juni 1860 dessen Einverleibung vollzogen. Auch übernahm Frankreich, statt Sardinien, den Schutz über den Fürsten von Monaco, welcher seinerseits an jenes 2. Febr. 1861 die Gemeinden Menton (s. d.) oder Mentone und Roquebrune oder Roccabruna (zusammen 0,15 Q.-M. mit 8444 E.) für 4 Mill. Frs. verkaufte. Das Frankreich einverleibte Gebiet, welches nach dem Census vom 31. Dec. 1861 auf 50,19 Q.-M. 126524 E. zählte, wurde mit dem vom Depart. Var getrennten Arrondissement Grasse zu dem neugebildeten Depart. Alpes Maritimes oder See-Alpen (s. Alpen) geschlagen und in die beiden Arrondissements Nice (11 Cantone mit 40 Gemeinden und 102568 E.) und Puget-Théniers (6 Cantone mit 47 Gemeinden und 23956 E.) getheilt. Dagegen wurden die von der Cession an Frankreich nicht berührten Gebiete der ital. Provinz N. durch das königl. Decret vom 14. Juli 1860 größtentheils in die jetzige Provinz Porto-Maurizio verwandelt, welche in die Bezirke Porto-Maurizio (mit Oneglia) und San-Remo (mit Ventimiglia) zerfällt und Ende 1861 auf 21,98 Q.-M. 121330 E. zählte, der Rest aber, die ehemalige Grafschaft Tenda und anderes (4,36 Q.-M.), mit der piemontes. Provinz Coni oder Cuneo vereinigt, während die Gemeinde Monaco (0,27 Q.-M. mit 1887 E.) nach wie vor das selbständige Fürstenthum bildet.

Nizza, franz. Nice, die Hauptstadt des franz. Depart. See-Alpen, am Mittelmeer, an der Mündung des Paillon (Paglione), 1 M. nordöstlich von der des Var sowie an der Mittelmeerbahn (Toulon-Nice) und am Endpunkt der über den (5526 F. hohen) Paß des 5781 F. hohen Col di Tenda (die Grenzscheide der Alpen und Apenninen) aus Piemont herüberführenden Gebirgsstraße überaus lieblich an einer Reihe amphitheatralisch sich erhebender Hügel gelegen, von Citronen- und Orangengärten sowie von zahlreichen Villen umgeben, ist der Sitz eines Bischofs, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und eines Friedensgerichts, einer Ackerbaukammer, einer militärischen Subdivision, einer Filiale der Bank von Frankreich und zahlreicher Consulate. Die Stadt hat weniger ein ital. als südfranz. Ansehen und zählt (1861) 51015 E., die einen aus dem Provenzalischen und Italienischen gemischten Dialekt sprechen. Es befinden sich hier ein Lyceum, ein Priester- und ein Lehrerseminar, eine Stadtbibliothek von 40000 Bänden, ein Naturaliencabinet mit besonders werthvoller Samm-

lung von Vögeln und Schwämmen, ein Botanischer Garten, ein Centralverein für Agricultur und Acclimatisation, ein Theater und ein Circus, ein Civil- und ein Militärhospital sowie ein Unterstützungsbureau. Der größere und ältere Theil der Stadt, dessen Inneres enge und winkelige Gassen, finstere, theilweise schlechtgebaute Häuser enthält, liegt auf der östl. Seite des Paillon, erhebt sich von diesem in Dreiecksgestalt zu dem ausgedehnten, 308 F. hohen Schloßberge, der die Trümmer eines Schlosses, reizende Parkanlagen und auf dem höchsten Punkte eine zu Ehren Napoleon's III. neuerbaute Plattform mit entzückender Aussicht trägt. Auf der Ostseite dieser Anhöhe befindet sich der kleine aber sichere Hafen Porto di Limpia, der durch den steilen Alpenvorsprung des Mont-Boron und Mont-Alban vom Golf von Villafranca getrennt wird. Aus dem um das Hafenbassin entstandenen Stadttheile führen von dem an seinem Südende gelegenen Platze Bellevue zwei lange Straßen nach der Altstadt, die Rue-Segurana oder Emanuel Philibert gegen NNW. zu dem Napoleon's- oder frühern Victorplatze, dem ausgedehntesten und schönsten Platze N.'s, und die andere, der Chemin des Ponchettes, in Fels gehauen, um das steile Vorgebirge Rauba-Capeo in das Quartier des Ponchettes, von welchem sich längs dem Strande bis zum Paillon der Boulevard de Midi und dahinter die Straße Francesco di Paola (mit dem Theater und der Bibliothek) und als deren Fortsetzung die herrliche Ulmenallee des Corso und die berühmte Terrasse hinzieht, während das linke Ufer des dreifach überbrückten Flusses von der Place d'Albert, dem Boulevard du Pont-Neuf, der Place-Napoléon und der langgestreckten Victorstraße eingenommen wird. Die untere oder Neustadt, auch Croix de Marbre (Croce di Marmo) genannt, liegt auf dem westl. Ufer des Paillon, von welchem die Quais vom Meere nordwärts bis zur Place d'Armes führen, während den Seestrand die $1/4$ M. lange Promenade des Anglais, die übrigen Außenseiten die Boulevards de la Croix de Marbre, de Carabacel und de Cimiès einnehmen. Die Neustadt, der Mittelpunkt des Fremdenverkehrs und von sehr freundlichem Ansehen, hat fast lauter große, geschmackvoll gebaute Häuser, eine engl., eine deutsch-reform., eine waldens. und eine russ. Kapelle sowie zahlreiche Hotels, Restaurationen, Cafés und ausgedehnte Gärten. Von den Kirchen sind zu erwähnen die große Kathedrale St.-Réparate vom J. 1650 und die Kirche Notre-Dame du Voeu von 1835, die jedoch, wie die übrigen öffentlichen Gebäude, im Grunde wenig Auszeichnendes haben. Von Alterthümern sind bemerkenswerth die Reste vom Thurme Bellanda oder Clérissy aus dem 5. Jahrh. auf dem Schloßberge und 1 St. im Norden der Stadt, westlich über dem Paillon, das Franciscanerkloster Cimella oder Cimiès, welches auf der Stelle der Römerstadt Cemenelium oder Cemelium erbaut ist. Von dieser durch die Longobarden zerstörten Stadt sind, außer einem viereckigen Bau, dem sog. Tempel des Apollo, noch die Reste eines Amphitheaters, alter Bäder und anderes Gemäuer vorhanden. Weiter nördlich, auf dem Wege nach dem durch seine Orangen berühmten Dorfe und Schlosse St.-André, liegt das uralte Kloster St.-Pons.

N. und seine Umgegend, durch Gebirge vor den Nordwinden geschützt, sind berühmt durch die reine und gesunde Luft sowie die Milde des Klimas selbst im Winter, wo das Thermometer nur selten auf Null herabsinkt. Die Stadt wird nicht nur ihrer Seebäder wegen besucht, sondern dient überhaupt als Erholungsort für solche, die einer anregenden und stärkenden Luft bedürfen. Nachtheilig aber erweist sich das Klima für die, bei welchen die Lunge wesentlich leidet. Der Verkehr der Fremden, die im Winter hier wohnen, im Sommer die Seebäder benutzen, ist für die Stadt eine bedeutende Nahrungsquelle. Außerdem zieht die Bevölkerung Südfrüchte und Weine und beschäftigt sich mit der Bereitung von Essenzen, eingemachten Früchten und Maccaroni, mit Kunsttischlerei und Kunstdrechslerei, mit Färberei, Gerberei und Seidenspinnerei, mit Fabrikation von Goldschmied- und Juwelierwaaren, künstlichen Blumen, Schuhzeug, Strohhüten, Anchovis- und Thunfischfang. Auch wird nicht unbeträchtlicher Handel mit Oliven und Olivenöl, Südfrüchten, gesalzenen Fischen, Hanf, Seide, Wein, Liqueur, Parfumerien und andern Fabrikaten getrieben. Unter der sardin. Regierung war N. ein Freihafen, dessen gesammter Verkehr sich 1858 auf 3850 Schiffe von 185766 Tonnen belief. Ziemlich dasselbe Verhältniß ergab sich noch 1861. Regelmäßige Dampfbootverbindung findet mit Marseille, Ajaccio und Genua statt. N. ist das Nicäa oder Nicia in Ligurien und wurde, weil es eine Colonie der Massilioten war, zu Gallien gerechnet. Erst in der christl. Zeit gelangte es zu einiger Bedeutung, indem hier früh durch Nazarius das Christenthum gepredigt und zahlreiche Kirchen erbaut wurden. Im Mittelalter, wo die Stadt die Schicksale der Provence und insbesondere der Grafschaft Nizza theilte, sowie bis zum Anfang des 18. Jahrh. galt dieselbe als eine wichtige Festung. 1543 von Franz I. von Frankreich zu Lande und von den Türken unter Khair-ed-din-Barbarossa zu Wasser belagert, wurde die Stadt, mit Ausnahme der Citadelle, 20. Aug. erobert

und von den Türken geplündert. Drei Belagerungen der Franzosen, 1691 unter Catinat, 1706 unter Berwick, 1792 unter Anselme brachten sie jedesmal in franz. Hände. 1706 wurden die Festungswerke theilweise, 1708 gänzlich geschleift. 1796—1814 war N. als Hauptstadt des Depart. See-Alpen mit Frankreich vereinigt. Vgl. Tisserand, «Histoire civile et religieuse de la cité de Nice» (Nizza 1862); Roux, «Statistique des Alpes maritimes» (2 Bde., Nizza 1863), und Calmette, «Annuaire des Alpes maritimes» (Nizza 1865).

Njegosch, der Beiname der in Montenegro herrschenden Familie der Petrowitsch, aus dem Stamme N., in der Katunska Nahia, wo unweit der Landesresidenz Cettinje die zweite Hauptortschaft Njegosch liegt. Der Ahnherr der Familie ist Daniel Petrowitsch N., der, nach der Uebersiedelung nach Venedig des in den Volksgesängen gepriesenen Geschlechts des Ivo Tschernewitsch, zum Metropoliten oder Bischof, slaw. Vladika (d. i. Herr), in dessen Person seit jener Zeit (1516) die geistliche und weltliche Oberwürde und Gewalt vereint ruhte, um das J. 1700 gewählt wurde und sich dadurch auszeichnete, daß er den in Montenegro bereits wuchernden Samen des Mohammedanismus gewaltsam ausrottete und zum ersten mal um 1712 Montenegro in ein religiöses und polit. Verhältniß zu Rußland brachte, welches dasselbe seit Peter d. Gr. stets unterhielt. Das Vladikat blieb seitdem in der Familie der Petrowitsch erblich. Eine innere Erschütterung erhielt diese Würde durch den Abenteurer Stephan Mali (der Kleine), der sich für den russ. Kaiser Peter III. ausgab. Derselbe behauptete sich fast vier Jahre, von 1767—71, gegen allen Widerstand Rußlands, des Vladika und der Türken in der weltlichen Oberherrschaft, fand aber endlich seinen Tod durch die Hand eines Dieners. — Unter den Vladiken folgender Zeit glänzt vor allen in den Volksgesängen der Name Peter's I., unter dem Montenegro sich die thatsächliche Unabhängigkeit durch einen des alten Griechenland würdigen Sieg über die Türken 1796 errang, wobei von den Türken 30000 Mann auf dem Schlachtfelde blieben. Seit diesem Siege gewann Peter I. einen unvergänglichen Ruhm. Er suchte seine Landsleute an eine regelmäßige Regierung zu gewöhnen, Cultur und Bildung zu verbreiten, die Sitten zu veredeln und den religiösen Sinn zu heben. Zwar scheiterten diese Versuche an dem ungebundenen Sinn des Volks; aber es ehrte seinen Helden durch den ihm beigelegten Namen «des Heiligen». — Auf Peter I. folgte 1830 dessen Neffe als Peter II., geb. 1815, in Petersburg seinem Beruf gemäß erzogen und in der Theologie, Rechtswissenschaft, Politik, Geschichte, Literatur und fremden Sprachen wohlbewandert. Mehr dem Frieden als dem Krieg ergeben, dem er sich 1834 und 1844 doch nicht entziehen konnte, suchte er im Geiste seines Vorgängers, aber mit mehr Erfolg, durch Errichtung von Schulen, durch Einführung einer geordneten Gerichtsbarkeit und Verwaltung, durch Berufung eines stehenden Raths von zwölf Aeltesten oder Häuptern der Stammbevölkerung, durch Errichtung einer regulären Leibgarde, durch Gründung einer Buchdruckerei in Cettinje, durch Kirchenbau u. s. w. sein Volk auf eine höhere Bildungsstufe zu führen. Er selbst war eine wahrhaft dichterische Natur. Seine großartige nationale Dichtung «Gorski Venaz» («Gebirgskranz»), worin er die Vertreibung der Türken aus Montenegro besingt, sein Drama «Stiepan Mali» («Der falsche Kaiser»), seine Sammlung serb. Heldenlieder (von 1510—1844) unter dem Titel «Ogledalo» («Spiegel») verbürgen ihm den Ruhm eines Dichters. Er starb 31. Oct. 1851. — Auf letztern folgte in der Herrschaft sein Neffe Danilo Petrowitsch N., geb. 25. Mai 1826, der, zur Begründung einer förmlichen Dynastie, sofort Schritte that, sich der bischöfl. Würde, die ihn zum Cölibat verpflichtete, zu entäußern. Er begab sich von Wien aus, wo er seine Studien betrieb, nach Petersburg, und hier erhielt er bereitwillig vom Kaiser Nikolaus, als dem Oberhaupt der griech. Kirche, die Gewährung seines Wunsches nebst einem bedeutenden Jahrgelde. Danilo ward hierauf von seinem Volke 21. März 1852 als erblicher Fürst von Montenegro anerkannt, während man die bisher mit der weltlichen Herrschaft vereinigt gewesene geistliche Oberwürde einem seiner Verwandten übertrug. Die Regierung des neuen Fürsten war, wie die seiner Vorgänger, eine sehr bewegte. Die Pforte machte ihr Suzeränetätsrecht auf Montenegro geltend, und wiewol Danilo sein Land mit Erfolg vertheidigte, würde er doch unterlegen sein, hätte ihn nicht die Dazwischenkunft Oesterreichs und Rußlands gerettet. Im Innern veranlaßte den Fürsten der Zwiespalt in seiner eigenen Familie zur Verbannung fast aller seiner Verwandten, und diese Willkürlichkeiten führten seinen frühzeitigen Tod herbei. Als er 12. Aug. 1860 vom Seebade Perzagno (österr. Gebiet) aus die Stadt Cattaro besuchte, wurde er hier von einem Montenegriner Namens Raditsch durch einen Pistolenschuß verwundet, infolge dessen er 13. Aug. starb. Die That war ein Act der Blutrache. Seit dem Orientkriege stützte sich die Politik Danilo's hauptsächlich auf das Wohlwollen Kaiser Napoleon's III.; seine rechte Hand war ein Franzose Namens Delarue. Im Jan. 1855 hatte sich

der Fürst mit Darinca Kvekitschewa, der Tochter eines serb. Kaufmanns in Triest, vermählt, aus welcher Ehe nur eine Tochter (Olga, geb. 19. März 1859) hervorging. — Durch den Einfluß der verwitweten Fürstin wurde ohne Zögern der Neffe Danilo's (der Sohn Mirko's), Nikizza Pietrowitsch N., als **Nikolaus I.** zum Fürsten ausgerufen. Derselbe ward 1840 geboren, erhielt vier Jahre hindurch seine Erziehung in Paris und vermählte sich im Nov. 1860 mit Milena Petrovna Vukotitschova, der Tochter eines montenegrin. Großen. (S. **Montenegro**.)

Noah, nach der hebr. Sage der zweite Stammvater der Menschheit, wird als Sohn Lamech's und als ein besonders frommer Mann bezeichnet, den Gott bei der Sündflut verschont haben soll. Nachdem er sich und die Seinigen in einem auf Gottes Geheiß erbauten Kasten (Arche) gerettet hatte, brachte er Gott auf dem Berge Ararat sein Dankopfer dar, bei welcher Gelegenheit Gott zum Zeichen des Friedens einen Regenbogen erscheinen ließ und den regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten anordnete. Auf Gottes Befehl soll er ferner seinen Nachkommen eine Reihe Gebote (noachische Gebote) gegeben haben, unter denen namentlich die Anordnung, kein Blut zu vergießen und nichts Blutiges zu essen, hervorgehoben werden. Auch wird er als Urheber des Weinbaues bezeichnet. Als seine Söhne nennt die Sage Sem, Ham und Japhet, die Stammväter der semit., afrik. und indogerman. Völker. Die Erzählung von dem Fluche, welchen N. über Ham gesprochen, ist ein Spiegelbild der Verachtung, mit welcher schon die Israeliten auf die afrik. Rasse herabsahen, und ist in neuerer Zeit sogar benutzt worden, um das Recht der Negersklaverei biblisch zu begründen. Parallelen zu der hebr. Sage von der Noachitischen Flut geben der Mythus von Deukalion (s. d.), der von dem chaldäischen Xisuthros und von dem indischen Prithu.

Noailles, ein berühmtes, der alten Provinz Limousin entstammtes Geschlecht in Frankreich, das seinen Namen von einer Herrschaft bei Brives, im Depart. Corrèze, erhielt, die es urkundlich schon im 11. Jahrh. besaß. Der Hauptstamm erlosch 1449 mit Jean II., der seinen Neffen Aimar, den Stammvater der gegenwärtigen Familienzweige, zum Erben einsetzte. Mit **Antoine de N.**, geb. 1504, dem Nachkommen Aimar's in gerader Linie, eröffnete sich die glänzende Laufbahn der Familie. Derselbe bekleidete die Würde eines Admirals von Frankreich und starb 11. März 1562 als Gouverneur von Bordeaux. Auch seine Brüder, **François** (gest. 1585) und **Gilles** (gest. 1597), beide nacheinander Bischöfe von Dax, zeichneten sich als Diplomaten aus. Henri (gest. 1623), der älteste Sohn Antoine's, ließ seine Herrschaft Ayen 1592 zur Grafschaft erheben. Unter seinem Enkel, Anne de N., wurde jedoch die Grafschaft 1663 in ein Herzogthum N. mit der Pairschaft verwandelt. Der zweite Sohn dieses ersten Herzogs war der berühmte Cardinal und Erzbischof von Paris, **Louis Antoine de N.**, geb. 27. Mai 1651. Die Unterstützung, welche derselbe dem Jansenisten Quesnel (s. d.) bewies, sowie sein Widerstand gegen die Bulle Unigenitus zogen ihm die Verfolgungen der Jesuiten und des Hofs zu. Nachdem er endlich 1728 die Bulle angenommen, starb er 4. Mai 1729. Sein ältester Bruder, **Anne Jules, Herzog von N.**, geb. 5. Febr. 1650, zeichnete sich in den Feldzügen gegen die Spanier aus. Wiewol er Ludwig XIV. wesentliche Dienste bei der Ausrottung der Protestanten in Languedoc leistete, starb er 2. Oct. 1708 wegen der Freundschaft, die er seinem Bruder bewies, in der Ungnade des Hofs. — **Adrien Maurice, Herzog von N.**, des vorigen ältester Sohn, geb. 29. Sept. 1678, befehligte im Spanischen Erbfolgekriege nicht ohne Erfolg ein franz. Armeecorps und erhielt dafür 1711 von Philipp V. die span. Grandenwürde. Unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans trat er an die Spitze der furchtbar zerrütteten Finanzen. Als geistreicher, aber unwissender Projectmacher ging er von kühnen Reformversuchen zu den gewaltsamsten Handgriffen der alten Finanzmänner über und mußte endlich als Gegner des Schotten Law (s. d.) 1718 seine Stelle an d'Aguesseau abtreten. Hierauf durch Dubois vom Hofe verdrängt, lebte er mehrere Jahre im Privatstande. Erst 1733 stellte ihn der Minister Fleury bei dem Heere am Rhein an. N. eroberte die Linien von Ettlingen, besetzte Worms und übernahm nach dem Tode des Marschalls Berwick vor Philippsburg sogar den Oberbefehl nebst dem Marschallsstabe. Im folgenden Jahre trat er an die Spitze der Truppen des Königs von Sardinien und vertrieb die Kaiserlichen aus Italien. Im Oesterreichischen Erbfolgekriege schickte ihn Ludwig XV., dessen Vertrauen er vollkommen besaß, im März 1743 mit einem starken Heere über den Rhein. N. begann die Operationen mit großer Umsicht, erlitt aber durch die unzeitige Hitze seines Neffen, des Grafen von Grammont, von der pragmatischen Armee 24. Juni bei Dettingen eine völlige Niederlage. Er zog sich nun von der Armee zurück, trat in den Staatsrath und machte sich im Interesse Frankreichs zum Mittelpunkt aller auswärtigen Verhältnisse. Auf seinen Betrieb mußte der in Schwelgerei

versunkene König den Feldzügen von 1744 und 1745 in seiner Gesellschaft beiwohnen. Von Bewunderung für die Talente des Marschalls Moritz von Sachsen hingerissen, bot er sich demselben als Adjutanten an und betheiligte sich auch in dieser Eigenschaft an der Schlacht bei Fontenoi. 1746 ging er, immer bemüht, Frankreich aus seiner übeln Lage zu retten, an den span. Hof, dessen Aussöhnung er glücklich zu Stande brachte. Nachdem er 1755 aus dem Staatsrathe getreten, starb er 24. Juni 1766. Obschon N. den leichtfertigen Hofmann nie verleugnete, übertraf er doch die übrigen Creaturen Ludwig's XV. bei weitem an Geist, Charakter und Patriotismus. Seine «Mémoires» gab Millot (Mastr. 1777), freilich sehr verkürzt, heraus. — Sein ältester Sohn, Louis, Herzog von N., geb. 21. April 1713, wohnte mehrern Feldzügen in Flandern und Deutschland bei und erhielt dafür 1775 den Marschallsstab. Er wurde sodann Gouverneur von St.-Germain, wo er 22. Aug. 1793 starb. Seine 70 J. alte Gattin, eine geborene Cossé-Brissac, mußte mit vielen Gliedern ihrer Familie 22. Juli 1794 das Schaffot besteigen. — Der älteste Sohn des vorigen, Louis François Paul, erst Herzog von Ayen, nach des Vaters Tode Herzog von N., geb. 26. Oct. 1739, war beim Ausbruche der Revolution Generallieutenant. Er wanderte aus und lebte in der Schweiz physik. Studien. Obschon ihn Ludwig XVIII. 1814 zum Pair erhob, kehrte er doch nicht nach Frankreich zurück. Er starb 20. Oct. 1824 und hinterließ fünf Töchter. Da auch sein Bruder, der Marquis de N., und dessen ältester Sohn gestorben waren, so gingen seine Titel und Würden an des letztern Sohn, Paul, das gegenwärtige Haupt des ältern Familienzweigs, über. Derselbe ist 4. Jan. 1802 geboren, trat 1827 in die Pairskammer, wo er die Sache der ältern Bourbons vertheidigte, und ward 1849 auch Mitglied der Akademie. Er hat sich als Geschichtschreiber, besonders durch seine «Histoire de Mme. de Maintenon» (Par. 1848 fg.) bekannt gemacht. Aus seiner Ehe mit einer Schwester des Herzogs von Mortemart entsprangen zwei Söhne und eine Tochter.

Der 1766 verstorbene Herzog von N., Adrien Maurice, hinterließ außer seinem ältesten Sohne Louis auch einen jüngern Sohn, Philippe de N., geb. 27. Nov. 1715, der als Herzog von Mouchy der Stifter der Nebenlinie N.-Mouchy wurde. Derselbe wohnte der Schlacht von Fontenoi bei, kämpfte in mehrern Feldzügen in Deutschland und wurde 1775 zum Marschall erhoben. Als treuer Anhänger des Hofs starb er, zugleich mit seiner Gemahlin, der Erbin des Hauses Arpajon, 27. Juli 1794 unter der Guillotine. Der älteste seiner beiden Söhne, Louis Philippe Marc Antoine, Prinz von Poix, geb. 21. Nov. 1752, trat für den Adel von Amiens 1789 in die Generalstaaten, wanderte aber später nach England aus. Während der ersten Restauration erhielt er die Pairswürde und 1817 den Herzogstitel. Er starb 1819. — Jean Charles Arthur Tristan Languedoc de N., Herzog von Mouchy, Pair von Frankreich, der älteste der beiden Söhne des vorigen, geb. 15. Febr. 1771, starb ohne männliche Erben 1834. — Antoine Claude Dominique Juste, Prinz von Poix, Graf von N., geb. 25. Aug. 1777, bekannt unter dem Namen Juste de N., Bruder des letztgenannten, erbte hierauf den Titel eines Herzogs von Mouchy. Er heirathete 1803 die Nichte des Fürsten Talleyrand und erhielt die Würde eines Kammerherrn am Hofe Napoleon's. Unter Ludwig XVIII. versah er bis 1819 die Stelle des franz. Gesandten am Hofe zu Petersburg. Für das Depart. Meurthe trat er 1824 in die Kammer. Seit 1830 zog er sich jedoch zurück und starb 1847. Sein ältester Sohn, Charles Philippe Henri de N., Herzog von Poix und von Mouchy, gegenwärtiges Haupt dieses Familienzweigs, geb. 9. Sept. 1808, war 1849 Mitglied der Nationalversammlung und wurde 31. Dec. 1852 zum franz. Senator ernannt. Er ist mit seiner Cousine vermählt und hat zwei Söhne. — Ein zweiter Sohn des ersten, 1794 auf dem Schaffot gestorbenen Herzogs von Mouchy war der Vicomte Louis Marie de N., geb. 1757. Derselbe wurde 1789 vom Adel zu Nemours in die Generalstaaten abgeordnet, hielt sich entschieden zur demokratischen Partei und machte sich als Redner wie durch ein Duell mit Barnave sehr bekannt. Doch sah er sich 1792 genöthigt, nach England zu entweichen. Von da ging er nach Amerika, wo er Rochambeau bei der Expedition auf San-Domingo unterstützte. Sehr bald fiel er aber in die Hände der Engländer, die ihn nach der Havana brachten, wo er 1804 starb. — Sein ältester Sohn, Alexis, Graf von N., geb. 1. Juni 1783, wurde 1809 auf Befehl Napoleon's festgenommen, weil er der kaiserl. Politik zu widersprechen gewagt hatte. Er wanderte dann aus und entwickelte in der Sache der Bourbons große Thätigkeit. 1813 war er Adjutant des Kronprinzen von Schweden, und nach der Restauration diente er in gleicher Eigenschaft dem Grafen von Artois. Ludwig XVIII. sendete ihn auch auf den Congreß zu Wien, wo ihm Talleyrand besonders die ital. Angelegenheiten übertrug. Nach der zweiten Restauration trat er in die Deputirtenkammer und bald darauf ins Ministerium, doch ohne Portefeuille. Als

Tataren. Beide, etwa $^1/_2$ Mill. Köpfe stark, sind fast sämmtlich noch Mohammedaner und, wie alle Turkvölker, Sunniten; die Priester, Mollahs genannt, leiten den ganzen Unterricht des Volks, der sich meist nur auf ein oberflächliches Verständniß des Koran erstreckt. Das Volk ist noch in tiefem Aberglauben versunken, und der Glaube an den Schaitan (Satan), der nur durch Opfer, Besprechung und Talismane zu tilgen ist, macht sich überall geltend. Den Mursas oder Adelichen ist das gemeine Volk in vielen Fällen dienstbar; auch haben sie allein das Recht, einen Keuschal oder Säbel zu tragen. Ihre Kadis oder Richter werden von den Russen nicht mehr anerkannt, obwol das Volk sich im geheimen noch fort und fort bei ihnen Raths erholt. Uebrigens sind die N., die vormals vorzugsweise von Pferdezucht lebten, jetzt großentheils Ackerbauer, haben nur geringe Abgaben zu zahlen, waren früher frei vom Militärdienste, obwol viele 1813 freiwillig Kriegsdienste leisteten, sind aber gegenwärtig theilweise auch dem Kosackenheere der kaukas. Linie einverleibt. Die N. besitzen viel natürlichen Verstand, geschärfte Sinne, auch viel Gutmüthigkeit neben großer Verschlagenheit, Geldgier, Eigennutz und Tücke. Ihre Gastfreiheit war vor zeiten, als sie noch sämmtlich Nomaden waren, größer als jetzt, wo sie zum Theil feste Wohnsitze innehaben. Vielweiberei ist erlaubt, doch sind die echt nogaiischen Frauen theuer im Preise und werden gewöhnlich mit 30—50 Kühen, d. i. 600—1000 Rubeln, bezahlt. Alle Lasten des Hausstandes fallen ihnen zu; auch gehört das Wehklagen auf den Mesarlisk oder Begräbnißplätzen zu ihrem Amte. Ein Hauptort der N. in der Nogaiischen Steppe Südrußlands ist Nogajsk, Landstadt und Hafenplatz im Kreise Melitopol, an der Nordküste des Asowschen Meeres, 5 M. westlich von Berdiansk, Sitz des russ. Chefs der N., mit 2657 E., einer Moschee, einer nogaiischen Schule und einer Kirche der Armenier, die hier Handel treiben. Den N. ähneln die Kumuken oder Kumüken, ein an den Nordostgehängen des Kaukasus, im Osten vom Terek bis zum Kaspischen Meere wohnender, etwa 12000 Köpfe zählender turktatar. Stamm, der gegenwärtig den Russen unterworfen ist und zu ihnen in denselben Verhältnissen steht wie die kubanischen Tataren. Sie sind ebenfalls Mohammedaner und beschäftigen sich mit Viehzucht und besonders mit Fischfang. Aksai und Enderi sind die Hauptorte ihrer vorzüglichsten Fürstenthümer, die zugleich als Hauptraubnester und Sammelplätze des gefährlichsten Gesindels berüchtigt sind. Von ihnen zu unterscheiden sind die Kasi-Kumüken, die zwar auch Mohammedaner und ein kriegerisches Raubvolk sind, aber zum Stamme der Lesghier gehören und mehr westlich wohnen. Kumük ist hier der Hauptort, wohlbevölkert und Sitz eines Stammesfürsten oder Khans.

Nola, eine der ältesten Städte Campaniens, von den Ausonern gegründet, wurde im Samnitischen Kriege 313 v. Chr. von den Römern zur Uebergabe genöthigt, denen sie auch im zweiten Punischen Kriege treu blieb, wo Marcellus, um sie zu schützen, dem Hannibal in ihrer Nähe 216 und 215 v. Chr. die ersten glücklichen Schlachten lieferte. Augustus starb daselbst 14 n. Chr. Durch Vespasian wurde sie Colonie. Im 4. Jahrh. sollen in N. die ersten Glocken gegossen worden sein. Auch im Mittelalter war N. eine blühende Stadt; jetzt hat sie 9000 E. und gehört zu der neapolit. Provinz Terra di Lavoro.

Noli me tangere (lat.: rühre mich nicht an), Sinnpflanze oder Sensitive pflegt man wegen der starken Reizbarkeit ihrer Blätter mehrere Arten von Mimosen (s. d.), besonders aber die wilde Balsamine oder das Springkraut (s. Impatiens), dessen reifende Kapseln bei gelindem Druck elastisch zerspringen, zu benennen. — In der Malerei wird nach Joh. 20, 17 mit Noli me tangere die Darstellung der Scene bezeichnet, wo Christus nach seiner Auferstehung der Magdalena erscheint.

Nomaden (griech.), d. i. Hirtenvölker, werden diejenigen Völkerschaften genannt, welche, hauptsächlich mit der Viehzucht beschäftigt, noch keine festen Wohnsitze haben, sondern der Ernährung ihrer Heerden wegen von einem Orte zum andern ziehen. Die N. stehen auf der Stufenleiter der menschlichen Gesittung höher als die Jäger- und Fischervölker, aber niedriger als die Ackerbau- und Gewerbtreibenden und gehören noch wesentlich der Stufe des Barbarenthums an. Die meisten Nomadenvölker haben eine große Neigung zum Raub. Sehr leicht ist ihnen der Uebergang zum Kriegerleben, daher von der ältesten Zeit an die folgereichsten Eroberungen von denselben ausgeführt wurden. Dies beweisen z. B. die Eroberungen der Hunnen, Ungarn, Araber und Tataren. In Europa findet man nur noch in den Steppen am Schwarzen Meere und im hohen anbauunfähigen Norden schwache Nomadenstämme, dort tatarisch-türk., hier finn. Stammes. Auch die Zigeuner sind zu den N. zu rechnen, obgleich sie nicht Viehzucht treiben. Dafür sind Asien und Afrika ihrer Natur nach die eigentliche Heimat des Nomadenlebens. Fast alle finn., mongol. und türk. Stämme in den Steppen und Wüsten Nord-, Mittel-

und Vorderasiens sind N.; ebenso die Kurden und die arab. Beduinen in Vorderasien und Nordafrika sowie die meisten Völker Südafrikas, die Kaffern, Betschuanen, Hottentotten u. s. w. In Südamerika sind die Gauchos und in mancher Hinsicht auch einige Indianerstämme als N. anzusehen. Die Ansässigmachung der N. ist vielfach versucht, doch im ganzen nur mit geringem Erfolge durchgeführt worden, da das seßhafte Leben des Ackerbauers der ganzen ethnischen Begabung der N. zuwider ist. Durch das Beispiel russ. Ansiedler veranlaßt, machen einige Burjätenstämme in Südsibirien bereits den Uebergang vom N. zum Ackerbauer; ebenso Kirgisen am Jaxartes, welche sich dort im Schutze russ. Forts ansiedelten.

Nomen (lat., wörtlich Name) ist die grammatische Bezeichnung derjenigen Klasse von ursprünglich nicht geschiedenen Wörtern, die entweder ein Ding benennen (nomina substantiva) oder die Eigenschaft eines Dinges angeben (nomina adjectiva). Wie alle unsere gangbaren grammatischen Ausdrücke paßt auch dieser nur auf die Grammatik der indogerman. Sprachen, denn von allen bekannten Sprachen unterscheiden nur diese N. und Verbum in der Form, und zwar so, daß jedes N. eine Casus-(Declinations-)Endung, jede Verbalform eine Personal-(Conjugations-)Endung hat. Daher gehören alle declinirbaren Ableitungen vom Verbum, z. B. Infinitiv, Particip, zum N. Gewöhnlich sind die Nomina durch besondere Endungen abgeleitet; geschieht diese Ableitung unmittelbar aus einer Wurzel, so ist das N. ein primitives oder primäres, z. B. That; geschieht sie aus einem schon fertigen N., so heißt das neugebildete ein secundäres N., z. B. thätlich. Alle andern Eintheilungen der Nomina sind willkürliche.

Nominalismus bezeichnet eine philos. Ansicht über das Wesen und die Bedeutung der allgemeinen Begriffe, welche, im Gegensatze zum Realismus (s. d.), keineswegs blos die christl. Philosophie des Mittelalters, die Scholastik, in entgegengesetzte Parteien theilte, sondern sich durch die ganze Geschichte der Philosophie hindurchzieht. Es handelt sich nämlich darum, ob die allgemeinen Begriffe etwas Seiendes bezeichnen oder bloße Producte der Abstraction sind. Der Name entstand aber erst gegen Ende des 11. Jahrh., als Roscellinus mit der Behauptung auftrat, die allgemeinen Begriffe (Universalien) seien nicht Sachen, sondern bloße Worte und Namen (nomina rerum oder flatus vocis) und das Einzelne sei das wahre Seiende. Dagegen behaupteten die Realisten, die allgemeinen Begriffe seien der Wirklichkeit nach in den Objecten gegründet; dieselben würden als Realität dem Verstande gegeben und seien die Sachheit selbst. Die Lehre des Roscellinus wurde zu Soissons 1092 verdammt, und die Realisten wurden nun die herrschende Schule, die sich abweichender Ansichten halber wieder in Thomisten (s. Thomas von Aquino) und Scotisten (s. Duns Scotus) theilte. Im 14. Jahrh. erneuerte sich der Kampf der Nominalisten mit den Realisten durch den Franciscaner Wilhelm von Occam, einen Schüler des Duns Scotus aus der engl. Grafschaft Surrey, der in Paris lehrte und in München 1343 oder 1347 starb, auf eine solche Weise, daß die Nominalisten zuletzt den Sieg davontrugen. Unter den nächstfolgenden Anhängern des N. sind zu erwähnen: Johann Buridan, gest. nach 1358; Rob. Holcot, gest. 1349; Greg. von Rimini, gest. 1358; Heinrich von Hessen, gest. 1397; Nikolaus Oresmius, gest. 1382; Matthäus von Krakau, gest. 1410, und Gabr. Biel, gest. 1495. Die Nominalisten wurden zwar noch öfters heftig verfolgt, wie z. B. zu Paris 1339, 1340, 1409 und 1473, wogegen auch sie ihrerseits, wie Huß' Verdammung bezeugt, die Realisten nicht immer mit christl. Sanftmuth behandelten; indeß gewannen sie doch nach und nach in Frankreich wie auf den deutschen Universitäten die Oberhand. Sie sind in der Geschichte der Philosophie des Mittelalters auch dadurch merkwürdig, daß von ihnen ein freierer und von der kirchlichen Theologie unabhängiger Geist ausging, welcher den größern philos. Versuchen der folgenden Jahrhunderte den Weg bahnte. Vgl. Baumgarten-Crusius, «De vero scholasticorum realium et nominalium discrimine» (Jena 1821); Exner, «Ueber N. und Realismus» (Prag 1842); Köhler, «Realismus und N. in ihrem Einfluß auf die dogmatischen Systeme des Mittelalters» (Gotha 1858). Im Alterthum war es die Schule der Stoiker, welche die Ansicht des N. anbahnte, wogegen Plato und Aristoteles den Realismus vertraten.

Nominalwerth oder Nennwerth heißt der einer Sache durch Worte oder Zahlen beigelegte (aufgedruckte, aufgeprägte) Werth im Gegensatze des wirklichen Werths oder des Realwerths und des bisweilen von diesem letztern abweichenden Preises. Am häufigsten kommt dieser Unterschied bei den Staatspapieren und Actien vor. Haben dieselben gleichen N. und Preis, so sagt man, sie stehen al pari.

Nominativ ist derjenige Casus, welcher das grammatische Subject eines Satzes bezeichnet. Die ursprüngliche Endung desselben (das Casussuffix) ist für alle indogerman. Sprachen s,

daher z. B. griechisch logo-s (die Rede), lateinisch servu-s, gothisch dag-s (Tag); den neuern Sprachformen ist diese Endung in der Regel verloren gegangen, und so erscheint der N. ohne alle Casusendung, wie z. B. im heutigen Deutsch.

Nonconformisten hießen die ältesten engl. Puritaner, weil sie sich der 1559 von Elisabeth erlassenen Uniformitätsacte, durch welche die engl. Liturgie endgültig festgestellt wurde, und der Beibehaltung zahlreicher kath. Gebräuche nicht fügen wollten. Die abgesetzten nonconformistischen Geistlichen begannen seit 1572 die Gründung selbständiger Gemeinden mit presbyterianischer Kirchenverfassung und streng calvinischer Lehre und Sitte. (S. Presbyterianer und Puritaner.)

Nonius, gelehrter Portugiese, s. Nuñez.

Nonius (Theilungsinstrument), s. Vernier.

Nonnen heißen die Klosterfrauen oder die weiblichen Glieder klösterlicher Genossenschaften. Der Name stammt aus dem Koptischen und bedeutet so viel wie gottgeweiht oder gottgeheiligt. Gottgeweihte Jungfrauen, d. h. christl. Mädchen, die als Bräute Christi auf die Ehe verzichteten, um ihr Leben nur der Andacht zu weihen, kommen schon in den ersten Jahrhunderten der christl. Kirche vor. Die ersten Jungfrauenklöster gründete Pachomius in Aegypten um 340. Die Regel war ähnlich wie in den Mannsklöstern: Fasten, Gebet, abwechselnd mit Handarbeit, vor allem strengste Bewahrung der jungfräulichen Keuschheit. An der Spitze der Nonnenklöster stand eine Vorsteherin, Mutter (Amma), später Abbatissa oder auch Priorin genannt. Hieronymus (s. d.) wußte das klösterliche Leben auch angesehenen Römerinnen zu empfehlen, und bald wurden überall Frauenklöster nach ähnlicher Regel wie die Mannsklöster gegründet, im Oriente nach der Regel des heil. Basilius, im Abendlande zuerst nach der Regel des heil. Benedict. Hierzu kamen durch den heil. Bernhard die Cistercienserinnen, durch Franz von Assisi die Clarissinnen u. s. w. Im Mittelalter riß wie in den Mannsklöstern so auch in den Frauenklöstern bisweilen die ärgste Sittenverderbniß ein, zuweilen waren beiderlei Klöster unter demselben Dach oder standen durch unterirdische Gänge miteinander in Verbindung. In Paris war im 11. Jahrh. eine Tochter ins Kloster schicken so viel als sie der Schande preisgeben. Erst seit dem Anfange des 12., mehr noch im 13. Jahrh. wurden auch die Nonnenklöster zur alten Strenge zurückgeführt. Eine Klosterfrau, welche Mutter ward, büßte ihren Fehltritt, indem man sie lebendig begrub; spätere mildere Sitten setzten wenigstens lebenslängliches hartes Klostergefängniß an die Stelle. In der Reformationszeit wurden Manns- und Frauenklöster von den Protestanten meist aufgehoben, während in der kath. Kirche besonders seit Ende des 16. Jahrh. auch das Nonnenwesen einen neuen Aufschwung gewann. Einige der berühmtesten und verdientesten Nonnenorden, wie die Ursulinerinnen (s. d.) zur Erziehung der weiblichen Jugend und die Barmherzigen Schwestern (s. d.) zur Krankenpflege, sind erst im 17. Jahrh. gestiftet. Die neuern Schicksale der Nonnenorden in kath. Ländern sind die der Klöster (s. d.) überhaupt. In mehrern prot. Ländern, z. B. in Holstein und Hannover, sind einige Nonnenklöster bis auf die Gegenwart gekommen, als Versorgungsanstalten insbesondere für adeliche Damen und mit einem gewissen, durch gemeinsames Leben und reichliche Andachtsübungen aufrecht erhaltenen geistlichen Charakter.

Nonnengeräusch oder Nonnensausen nennt man das summende, sausende Geräusch, welches man über manchen großen Blutadern (Venen), namentlich der leicht zugänglichen äußern Drosselvene (Jugularis) bei der Untersuchung mit dem Höhrrohr an manchen Personen wahrnimmt. Es führt seinen sonderbaren Namen daher, daß es Aehnlichkeit haben soll mit dem aus der Ferne gehörten murmelnden Gebete der Nonnen. Das N. galt namentlich früher als Zeichen der Blutarmuth. Doch hat es seine Bedeutung als solches großentheils verloren, seitdem man weiß, daß sich dieses Geräusch auch bei ganz kräftigen, musterhaft gesunden Menschen wahrnehmen läßt und daß man dasselbe willkürlich durch Druck auf das Blutgefäß erzeugen kann. Das N. entsteht dann durch Wirbelbildung im Blutstrome.

Nonnus, ein späterer griech. Dichter aus Panopolis in Aegypten, lebte nach einigen zu Anfange, nach andern zu Ende des 5. Jahrh. n. Chr. und verfaßte ein Gedicht in 48 Büchern unter dem Titel «Dionysiaca», worin der Zug des Dionysos oder Bacchus nach Indien beschrieben wird. Die Schreibart ist schwülstig und weitschweifig, und die Beschreibungen gehen zu sehr in das Einzelne ein; doch ist die metrische Behandlung nicht ohne Verdienst und der moderne Ton blühend und lebendig. Außerdem haben wir von N. eine «Metaphrasis evangelii Joannei», die mehr ihrem Inhalte als ihrem dichterischen Werthe nach Beachtung verdient. Die besten Ausgaben der «Dionysiaca» lieferten Gräfe (2 Bde., Lpz. 1819—26), Graf Marcellus (Par. 1856) und Köchly (2 Bde., Lpz. 1859); von der «Metaphrasis» besorgten Passow (Lpz.

1834) und Graf Marcellus (Par. 1861) neue Textrecensionen. Vgl. Ouwarow, «Sur les Dionysiaques de N.» in den «Études de philologie et de critique» (Petersb. 1843).

Noot (Heinrich Nikol. van der), geb. 1750 in Brüssel, studirte in Löwen die Rechte und wurde später Advocat beim Hohen Rath von Brabant in seiner Vaterstadt. Ohne gründliche Kenntnisse und richtigen Blick, wurde er doch durch seine Kühnheit und Beredsamkeit der Hauptvolksführer bei den 1788 in Belgien ausgebrochenen Unruhen. Gleich anfangs hatte er sich gegen die Verbesserungen Kaiser Joseph's II. erklärt, mußte aber deshalb die Flucht ergreifen. Nachdem er 1788 wieder zurückgekehrt, sammelte er die Unzufriedenen, mit denen er in Breda das Comité von Brabant bildete. Der Erfolg gab ihm den Muth, die Entsetzung Kaiser Joseph's von der Regierung und sich zum Bevollmächtigten der Stände von Brabant zu erklären. Er war nun zwar das Haupt des Aufstandes; doch dessen Seele bildete der schlaue Priester van Eupen, der N. ganz beherrschte. Nachdem sich 1789 der Aufstand über das ganze Land verbreitet und die Oesterreicher vertrieben waren, zog N. in Brüssel ein. Dies war der Höhepunkt seines Glücks. Die Uneinigkeiten, die unter den Aufständischen ausbrachen, bewirkten, daß ihre Macht in sich selbst zerfiel und die Oesterreicher schon 1790 wieder einrückten und dem Aufstande ohne Mühe ein Ende machen konnten. N. wurde dadurch im Dec. 1790 gezwungen, nach Holland zu fliehen, von wo aus er vergebliche Versuche machte, seine Landsleute erst gegen die österr. Regierung und dann gegen die franz. Republik aufzuregen. Letzteres bewirkte, daß er 1796 auf Requisition der franz. Behörden in Bergen-op-Zoom verhaftet und ein Jahr lang in Gewahrsam gehalten wurde. Nach seiner Freilassung kehrte er nach Belgien zurück, wo er in Armuth und Vergessenheit lebte und 13. Jan. 1827 in Stroombeek starb.

Norbert, der Heilige, der Stifter des Prämonstratenserordens (s. d.) im 12. Jahrh., stammte aus vornehmer Familie und war vorher Kanoniker zu Xanten und Köln gewesen. Die Rettung aus einer Todesgefahr machte auf ihn, der bisher an dem weltlichen Treiben der Kanoniker theilgenommen hatte, einen so tiefen Eindruck, daß er, auf seine reichen Einkünfte verzichtend, seit dem J. 1118 in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden als Bußprediger umherzog und endlich 1121 in der wildromantischen Landschaft von Prémontré bei Laon einen Mönchsorden mit besonders strenger Regel gründete, der sich vornehmlich der Predigt und Beichte widmen sollte. Zwar wurde er 1126 zum Erzbischof von Magdeburg erwählt, doch fuhr er fort, für die Ausbreitung des neuen Ordens bis an seinen Tod, 6. Juni 1134, zu wirken. Sein Todestag ist auch sein kirchlicher Festtag.

Nordalbingien. Neben den drei großen Hauptzweigen des Volksstammes der Sachsen (Westfalen, Engern, Ostfalen) wurden als vierte Abtheilung die nördlich der Elbe wohnenden Nordleute (Nordliudi) oder Nordelbinger (Nordalbingi) unterschieden, welche im O. an die slaw. Abodriten in Wagrien und im N. an die Dänen grenzten. Ihr Land, auch Saxonia transalbina (überelbisches Sachsen) genannt, wurde nach der Eroberung durch Karl d. Gr. zum sächs. Herzogthum geschlagen und zerfiel in die drei Gaue Holstein, Stormarn und Dithmarschen. (S. Holstein, Herzogthum.)

Nordamerika, die nördl. Hälfte der Neuen Welt oder Amerikas (s. d.), bildet, obgleich es mit der südl. kleinern Hälfte nur durch den niedrigen und sehr schmalen Isthmus von Panama zusammenhängt und durch das weite centroamerik. Mittel- oder Binnenmeer des Golfs von Mexico und der Antillensee von derselben geschieden ist, doch keineswegs einen besondern Erdtheil (s. d.), indem die Natur- und Culturverhältnisse, bei aller Verschiedenheit in manchen einzelnen Beziehungen, doch im großen und ganzen in beiden Hälften Uebereinstimmung zeigen. Die Größe des nordamerik. Festlandes beträgt nach der frühern (freilich neuerdings angefochtenen) Berechnung von Berghaus 342000 Q.-M. Dazu kommen aber die Inseln, deren Areal mit Einschluß von Westindien (4400 Q.-M.), Grönland (35700 Q.-M.) und der übrigen Polarinseln (s. Nordpolarländer), soweit deren Größe sich annähernd bestimmen läßt, zusammen 58000 oder 60000 (nach andern sogar 66000) Q.-M. beträgt, sodaß die Gesammtoberfläche N.s 400000 oder 402000 Q.-M. umfassen würde. Eine Zusammenstellung älterer und jüngerer Daten, von Behm, hat sogar 416450 Q.-M. ergeben. Die Küstenentwickelung des Festlandes beträgt 6900 M., wovon auf die Westküste am Stillen Ocean 2600, auf die atlantische Küste nordwärts bis Cap Chudleigh in Labrador, am Eingange der Hudsonsstraße, 2200, auf die Hudsonsstraße, die Hudsonsbai und ihre Seitenbuchten nordwärts bis zum Polarkreis 1160, auf die übrige Polarküste bis zur Beringsstraße 1140 M. entfallen. Im Gegensatz zu Südamerika ist N. sehr unregelmäßig gestaltet, auf allen Seiten gegliedert.

Die Nordküste folgt ziemlich genau dem 70. Parallelkreis. Die Nordspitze des ganzen Continents ist Cap Murchison unter 72° nördl. Br. und 76° westl. L., die Südspitze Punta-Mariato 7° 15′ nördl. Br. und 68° westl. L., die Ostspitze Cap Charles 52° 11′ nördl. Br. und 38° westl. L., die Westspitze (auch des ganzen Continents) Cap Prinz-Wales 65° 33′ nördl. Br. und 150° 20′ westl. L. Die Kerngestalt des Festlandes ist ein Viereck, das in Meridianrichtung etwa 600 M. mißt, im Norden kaum 700, im Süden nur 400 M. breit ist. Daran lehnt sich ein nach Südamerika gestrecktes Verbindungsglied (Mexico und Centralamerika), das sich in Südostrichtung von 180 M. Breite bis auf 6 M. verengt und, wenn der Isthmus von Panama durchbrochen wäre, die größte Halbinsel (von etwa 45000 Q.-M.) des Erdtheils bilden würde. Von den wirklichen Halbinseln sind die bedeutendsten Boothia und Melville im Norden, Labrador, Neuschottland, Maryland-Delaware, Florida und Yucatan an der atlantischen Seite, dann im Westen Californien und die große Halbinsel des Nordwesten (Russisch-Amerika), die wieder in mehrere kleinere Halbinseln ausläuft, unter denen Alaschka die bedeutendste ist.

Die Bodengestaltung wird hauptsächlich von den beiden Gebirgszügen, den Cordilleren und den Alleghanies bestimmt. Die Cordilleras (s. d.), auf der Landenge von Panama von den Anden Südamerikas getrennt und von diesen durch ihre im ganzen größere Breite und plateauartigern Charakter unterschieden, durchziehen, obgleich in ihrer Streichungslinie wechselnd und durch Gebirgslücken in drei bis vier Gebirgssysteme zerfallend, N. seiner ganzen Länge nach, fast das ganze Land zwischen dem Stillen Ocean und dem Antillenmeer nebst dem Mexicanischen Meerbusen meist in Plateauform ausfüllend. In Neumexico nehmen aber die Cordilleras mit der Kettenform die Richtung von Süden nach Norden an und biegen sich erst im Oregongebiet wieder etwas nach Nordwesten hin, um unter dem Namen der Felsengebirge oder Rocky-Mountains in dieser Richtung nach dem Eismeere zu in uns fast unbekannte Regionen zu verlaufen. Durch die Felsengebirge wird die Hauptmasse N.s in zwei ungleiche Hälften getheilt: in das Land westlich und östlich von denselben. Jenes besteht in den Plateaulandschaften und Stufenländern (Californien, Oregon, Neumexico, Utah u. s. w.), in welche die Cordilleras nach Westen zu sich abdachen, wo sich aber wiederum an der Küste die vulkanreichen Seealpen erheben. Das Land im Osten der Cordilleras bildet im Norden eine ungeheuere, rauhe, nur von niedern Kämmen und Klippenreihen durchzogene Felsenplatte. Dieselbe erstreckt sich nach Norden bis zum Eismeer, im Osten bis zur Hudsonsbai und im Norden der Canadischen Seen bis zu den Gebirgen von Labrador, welche die Nordostecke von Nordamerika bilden. Im Süden zieht sich jene Felsenplatte bis zu dem Quellbezirk des Mississippi und Missouri und wird infolge ihrer höchst regellosen Oberflächenbildung, welche eine regelmäßige Entwickelung von Stromläufen verhindert, der Herd einer Menge größerer und kleinerer Seen. Die Wassermasse derselben findet theils in dem ins Eismeer mündenden Mackenzie-, Kupferminen- und Großen Fischfluß, theils in dem in die Hudsonsbai sich ergießenden Saskatschewan oder Nelson und dem Churchill, theils in den Canadischen Seen ihren Abfluß und steht in verwickelter und wunderbarer Verbindung miteinander. Südlich dieser Felsplatte breiten sich die Stufenländer des Wassersystems des Mississippi (s. d.) und seiner Zuflüsse (Missouri und Ohio) aus, welche das Centrum und den Kern des großen Ländergebiets von N. bilden, bestehend aus einem ungeheuern Flußbecken mit einer großen, durch ihre Prairien (s. d.) ausgezeichneten Ebene in der Mitte. In der Küstenebene des Mississippi ergießen sich außerdem noch mehrere Flüsse, worunter der Rio del Norte, in den Mexicanischen Meerbusen. Die Appalachen (s. d.) oder Alleghanies, von Südwesten nach Nordosten sich ziehend, begrenzen das Mississippigebiet im Osten. Zwischen ihrem Südostfuß und dem Atlantischen Ocean breitet sich die atlantische Küstenterrasse, das gesegnetste Culturland N.s, aus. Mit Ausnahme der sandigen Strandgegenden bietet diese Zone eine fruchtbare, wellenförmige, nach den Alleghanies zu stufenweise sich erhebende Küstenebene dar, die im Süden, wo sie mit der Mississippi-Ebene sich verschmilzt, am breitesten, nach Norden zu immer schmäler wird, bis am Ende nördlich vom Hudson die Gebirge bis ans Meeresufer treten und eine felsige, mannichfach gezackte Küste bilden, während umgekehrt die Ebene nach Süden zu immer flacher, sumpfiger und sandiger wird, und an der Küste Strandlagunen an die Stelle von Häfen treten, am meisten in der Südwestspitze des Landes, in der Halbinsel Florida. Bis auf den St.-Johnsfluß in Florida kommen sämmtliche schiffbare Flüsse dieser wohlbewässerten Küstenterrasse aus den Alleghanies, deren verschiedene Ketten die meisten von ihnen in Querthälern durchbrechen. Den fünften Haupttheil N.s bilden die Länder des Wassersystems des Lorenzstroms und die fünf großen Landseen, aus denen er sich ergießt. (S. Canada.) Diese Süßwasserseen, die ihre Wasser aus den Zuflüssen und Seen der arktischen Felsplatte erhalten

und zusammen einen Flächenraum von etwa 4400 Q.-M. einnehmen, liegen terrassenförmig einer über dem andern und ergießen ihre Wassermassen in Stromschnellen und Wasserfällen, z. B. dem des Niagara, aus einem in den andern, bis sie im canadischen Niederlande zwischen den Nordwestabfällen der Alleghanies und dem östl. Theile der arktischen Felsplatte im Lorenzstrom (s. d.) ruhiger dahinfließen und in den Meerbusen gleiches Namens am Ende münden.

Das Klima hat durch alle Zonen hindurch, abgerechnet den geringen, innerhalb der Tropen gelegenen Theil, das Eigenthümliche, daß es überhaupt kälter als das europäische, insbesondere aber, daß es auf der Ostseite der Cordilleras ein excessiveres, d. h. ein im Sommer heißeres und im Winter kälteres und im Jahresdurchschnitt überhaupt ein kälteres ist als auf der Westseite derselben am Stillen Ocean. Der Grund davon sind vorzüglich die den größern Theil des Jahres daselbst vorherrschenden Nordwestwinde, welche für die Seite östlich von den Cordilleras über die trockenen Flächen des nordwestlichen N. und des arktischen Meeres und seiner Länder kommen, also überhaupt wenig Feuchtigkeit und, im Winter über die ungeheuern gefrorenen Flächen des Eismeers, der Hudsonsbai und der Landseen im Norden streichend, einen bedeutenden Kältegrad mitbringen, während sie der Westküste, über den Stillen Ocean kommend, die feuchte, milde Seeluft bringen und das ganze Klima milder machen. Das große Becken des Mississippi steht ebenso den heißen Süd- wie den kalten Nordwinden offen und ist daher oft plötzlichen Temperaturcontrasten ausgesetzt. Außer den Winden sind es vorzüglich die Meeresströmungen, besonders die in der Nähe von Neufundland dem Golfstrom (s. d.) begegnende arktische Strömung, welche zu dieser Ungleichheit der Temperatur mitwirken. So kommt es denn, daß die Isothermen N.s bedeutend in der Richtung von Westen nach Osten, von Norden nach Süden biegen, d. h. daß nördlich gelegene Orte der Westseite dieselbe mittlere Jahrestemperatur haben wie südlicher gelegene auf der Ostküste, eine Differenz, die um so bedeutender ist, mehr man nördlich geht, und die um so mehr sich verringert, je mehr man sich dem Aequator nähert. Die Folge dieser Temperaturdifferenz ist, daß die Westseite N.s viel weiter nach Norden cultivirbar und mit Vegetation bedeckt ist als die Ostseite, wo unter 56° nördl. Br. der Boden im Sommer nur 3 F. tief aufthaut und das nördl. Ufer des Huronsees, unter gleicher Breite mit Venedig, sechs Monate im Jahre mit Schnee bedeckt ist, obgleich die drei Sommermonate über 21° Wärme haben. So kann man annehmen, daß alle die nördlich einer von 55° nördl. Br. an der Westküste bis zu 50° nördl. Br. an der Ostküste sich ziehenden Linie gelegenen Länder N.s und selbst noch viele Striche südlich derselben für den Anbau europ. Getreidearten nicht mehr taugen. Selbst die Gegenden südlich und östlich am Lorenzbusen, z. B. Neufundland, Neubraunschweig und Neuschottland, sind berüchtigt durch ihr rauhes, nebeliges Klima, das in Neufundland kaum noch Ackerbau erlaubt. Die Gesammtbevölkerung N.s beläuft sich auf 50,2 Mill. Seelen (einschließlich der 3,970000 E. Westindiens). Hiervon entfallen etwa 9,6 auf die Indianer und Mestizen, 7,2 auf die Neger und Mulatten, von denen 1860 etwa 4½ Mill. Sklaven (in Spanisch-Westindien und den Unionsstaaten, in denen seit 18. Dec. 1866 die Sklaverei abgeschafft ist), vielleicht ⅕ Mill. auf die Kuli und Chinesen, und die übrigen 33,2 Mill. auf die Einwohner des europ. Stammes. Die einzelnen Länder N.s, mit Ausnahme von Westindien (s. d.), dem Coloniallande der Briten, Spanier, Franzosen, Niederländer, Dänen und Schweden, sind: die Staaten von Centralamerika (s. d.); Mexico (s. d.); die Vereinigten Staaten (s. d.); die russ. Niederlassungen an der Nordwestküste, über deren Abtretung an die Union im Frühjahr 1867 verhandelt wurde (s. Russisches Nordamerika); die brit. Besitzungen, welche, außer der Niederlassung Balize (s. d.) an der Ostküste von Yucatan, und den Bermudas (s. d.), das ganze übrige N., also den ganzen Theil nördlich von den Vereinigten Staaten und östlich von den russ. Besitzungen umfassen; die zwei kleinen franz. Inselchen St.-Pierre und Miquelon bei Neufundland; endlich Grönland (s. d.) mit den dän. Niederlassungen.

Nordamerikanische Literatur. Bis tief in das erste Viertel des 19. Jahrh. ward in England die bloße Bezeichnung «Amerikanische Literatur» als eine ironische aufgefaßt. Man kannte wol die Thatsache, daß die Druckerpresse in den Vereinigten Staaten von Amerika sehr thätig war und viele Bücher aus ihr hervorgingen, allein man betrachtete neun Zehntel davon als verdienstlosen Abklatsch europ. Bücher und Ideen und rechnete solche Erscheinungen, denen man einen gewissen Werth nicht absprechen konnte, einfach zur Englischen Literatur (s. d.). Zu letzterm war man in gewissem Sinne berechtigt, denn der bei weitem größte Theil aller bis dahin in Amerika erschienenen Werke war theol., polit. oder naturwissenschaftlichen Inhalts und bot wenig oder keine Besonderheiten dar, welche den Anspruch auf einen nationalen Charakter dieser Art von Fachliteratur hätten begründen können. Was auf den Gebieten der schönen Wissenschaften geleistet worden

war, entzog sich jeder Beachtung europ. Beurtheiler und war zum Theil von einer Beschaffenheit, die ihm eher eine Stelle in einem Curiositätencabinet als in einer Literaturgeschichte anwies. Allein in der kurzen Zeit eines halben Jahrhunderts hat sich in den Vereinigten Staaten eine eigene Literatur nach Maßstäben entwickelt, welche fast denen der gigantischen Entfaltung des amerik. Staatslebens gleich sind. An äußerm Umfang mit den zeitgenössischen Literaturen der westeurop. Culturvölker wetteifernd, hat sie nicht blos alle Gebiete der exacten und speculativen Wissenschaften in ihren Bereich gezogen und ebenso zahlreiche wie werthvolle Beiträge zu den Forschungsresultaten beider geliefert, sondern auch auf dem Gebiete der Dichtung in gebundener wie in nichtgebundener Rede sich einen besondern, ehrenvollen Platz errungen. Amerik. Geschichtschreiber, wie Prescott, Bancroft und Motley, Juristen, wie Wheaton, Kent, Story, Volkswirthe, wie Carey, Physiologen, wie Morton und Nott, haben in Europa hohe Anerkennung erlangt, ja sind theilweise zu Autoritäten geworden oder haben den Anstoß zu ganz neuen Gedankenrichtungen gegeben. Dichter, wie Bryant, Whittier und Poe, Novellisten, wie Cooper, Hawthorne und Frau Stowe, haben Werke geschaffen, welche ihres deutlich ausgesprochenen amerik. Gepräges wegen nicht mehr der engl. Literatur zugezählt werden dürfen, in der sie andernfalls eine hervorragende Stelle verdienen würden. Selbst bei solchen amerik. Schriftstellern, welchen noch europ. Muster vorgeschwebt haben, wie Irving, oder bei Eklektikern, wie Longfellow, drängen sich gewisse, dem amerik. Nationalleben eigenthümliche Charakterzüge hervor, die ihre Einreihung in die engl. Literatur erschweren würden. Es sind im wesentlichen dieselben, die auch den Volkscharakter des Angloamerikaners von dem des Engländers unterscheiden. Große Beweglichkeit, Behendigkeit und Leichtigkeit in der Handhabung der Sprache, kecker Freimuth und muntere Laune vereinigen sich mit einer an Sentimentalität streifenden Innigkeit der Empfindung für das Schöne, dessen Ideale jedoch nicht in den Werken der bildenden Kunst oder in den Geschichtsüberlieferungen vergangener Jahrhunderte, sondern in der Natur und in den sittlichen Beziehungen der Menschen untereinander gesucht werden. Der Sinn für die Formenschönheit und das stille Walten der unbelebten Natur ist in manchen amerik. Dichtern bis zur höchsten Feinheit ausgebildet, und in ihren Schilderungen ist präraffaelitische Genauigkeit mit anmuthvoller Weichheit der Empfindung gepaart. Ein kräftiger, mannhafter Realismus in der Erfassung gegebener Dinge und Verhältnisse, der sich fast durch alle Werke der modernen amerik. Literatur zieht, wird durch einen allezeit regen Sinn für das Edle und Harmonische angewärmt und durchgeistet. In den Darstellungen menschlichen Empfindungslebens nimmt die Beziehung auf das Genügen und die Befriedigung des Ich eine weit bescheidenere, dagegen die auf sittlich harmonische Gestaltung der außerhalb des Subjects liegenden Verhältnisse eine weit hervorragendere Stelle ein als in den modernen dichterischen Werken Englands oder Deutschlands. Die selbstsüchtige Liebe zum Individuum tritt vor dem Wohlwollen für die Gesammtheit in Familie, Staat und Menschheit als minder berechtigt zurück. In dieser Beziehung ist charakteristisch, daß in den Tausenden von Liedern und Gedichten, welche der vierjährige große Bürgerkrieg geschaffen hat, das erotische Element spärlicher als in dem gleich voluminösen Liederschatze irgendeiner andern Literatur vertreten und umgekehrt der reinern Empfindung der Aeltern- und Kindesliebe ein unverhältnißmäßig großer Raum zugewiesen ist. Es fehlt der lyrischen Dichtung Amerikas keineswegs an Stärke des Gefühls, aber das Gefühl sucht sich seine Gegenstände anderswo als in dem eigenen Seelenleben des Ich oder in dessen Beziehungen zu einem einzelnen «andern Ich». Daher gilt es auch der amerik. Kritik als das höchste Lob, das sie einer Dichtung ertheilen kann, daß dieselbe von einem innig warmen «Katholicismus», d. h. von einem innigen Sinn und Verständniß für das allgemein Menschliche durchdrungen sei.

In den noch ziemlich unbedeutenden Versuchen zu amerik. Literaturgeschichten nimmt man drei Perioden an, von welchen die erste die Colonialzeit (1640—1775), die zweite die Uebergangsstufe zur vollen Herausbildung eines selbständigen nationalen Geisteslebens (1775—1820), die dritte die Zeit seit 1820 umfaßt. Das erste in Amerika gedruckte Buch war ein Gesangbuch (Bay, «Psalm Book», Cambr. 1640), das im Laufe eines Jahrhunderts 70 Auflagen erlebte; das erste Originalwerk (Gedichte von Anne Bradsheet) erschien in demselben Jahre. Während des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrh. gingen aus den Buchdruckerpressen von Neuengland eine große Menge theol. Werke, meistens Controversschriften hervor, von denen heute selbst amerik. Bibliographen kaum noch die Titel bekannt sind. Eine Concordanz von John Newman erwarb sich auch in England ein gewisses Ansehen. Cotton Mather (1663—1728), in übelm Andenken als Hexenverfolger und starrer Zelot stehend, schrieb nicht weniger als 383 Werke. Eine ponderöse Abhandlung von Jonathan Edwards (1703—58) über Willensfreiheit gilt für

eins der classischen Werke der engl. theologischen Literatur. Unter den zahlreichen Sektenschriftstellern jener Periode ist der Quäker John Woolman (1720—72) zu erwähnen als der erste, der die Negersklaverei bekämpfte. An histor. Schriften war die Colonialperiode reich genug, allein sie gehören fast alle dem Bereiche der Chronik, der Monographie und Compilation an. Ihr einziger Werth besteht darin, daß sie dem Geschichtschreiber ein schätzenswerthes, oft unentbehrliches Material bieten. Für die poetischen Werke jener Zeit ist nicht einmal so viel zu sagen. Das einzige, was nicht ganz vergessen worden, ist ein Drama: «The prince of Parthia» von Thomas Godfrey. Der Einfluß der engl. Essayisten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts macht sich in Franklin's «Poor Richard» bemerkbar. Auf dem Gebiete der Dichtkunst galt Pope als einziges nachahmenswerthes Muster.

Mit dem Beginn der Kämpfe gegen England entwickelte sich in den Vereinigten Staaten ein reges polit. Leben, das auf die Literatur von wesentlichem Einflusse ward. Das ausschließliche Interesse, welches bis dahin die Theologie in Anspruch genommen hatte, wandte sich nun der Tagespolitik und den Staatswissenschaften zu. Statt schwerfälliger dogmatischer Abhandlungen über die Gnadenwahl und die Willensfreiheit las man Pamphlete und Broschüren, welche den Lehren der Encyklopädisten und Rousseau's eine praktische Anwendung auf die sich neu gestaltenden staatlichen Zustände gaben. Unter den polit. Schriftstellern, welche in dieser Form bemerkenswerthen Antheil an der Errichtung der Republik nahmen, sind zu nennen: James Otis (1725—83), Josiah Quincy (1744—75); dann der feurige, nachmals auch in der Französischen Revolution bekannt gewordene Thomas Paine, dessen unschätzbare Verdienste um die Erringung der nationalen Unabhängigkeit um seiner deistischen Schriften willen von den Amerikanern mit schnödem Undank und abscheulichen Verleumdungen belohnt worden sind; Timothy Pickering (1748—1829); die spätern Präsidenten Thomas Jefferson und John Adams; vor allen Dingen der geistreiche Theoretiker der neugegründeten Regierungsform, Alexander Hamilton, dessen «Federalist» noch heute als zu der Verfassung der Vereinigten Staaten in ähnlichem Verhältnisse wie die symbolischen Bücher zur Bibel stehend angesehen wird. An Geschichtswerken erschienen in dieser Zeit außer vielen seitdem vergessenen: eine Geschichte der Revolution von W. Gordon; amerik. Annalen von Abiel Holmes, lange eine Hauptautorität für die frühere Geschichte des Landes; eine Geschichte von Neuengland von Hannah Moore; eine Biographie Washington's von Marshall u. a. Geogr. Erforschungen des Continents wurden, sobald die Vereinigten Staaten aus ihren Colonialbeziehungen traten, mit großem Fleiß betrieben und ihre Resultate in wissenschaftlichen Werken von bleibendem Werthe niedergelegt. So von Jonathan Cower, der zuerst die westlich vom Mississippithale gelegenen Gegenden erforschte, und von Lewis und Clark, den ersten Erforschern des Felsengebirgs. Als Schilderung des socialen Lebens jener Periode haben die «Letters from an American farmer» von Crèvecoeur Werth. Unter den theol. Schriftstellern sind zu nennen die Calvinisten Jonathan Edwards, Samuel Hopkins, Timothy Dwight, der Anglikaner William White und John Murray, Stifter der Universalisten. Als Mathematiker erwarb sich David Rittenhouse eine gewisse Berühmtheit, als Mediciner Benjamin Rush durch sein Werk über Geisteskrankheiten. Der Botaniker und Ethnograph B. S. Barton, der Ornitholog Alexander Wilson, der Chemiker S. L. Mitchill verdienen Erwähnung. Die schöne Literatur hatte in dieser Periode wenig Vertreter. Philip Freneau (1752—1832), der Dichter des Unabhängigkeitskriegs, schrieb Verse, die immerhin Kraft der Diction und Phantasie zeigen; John Trumbell ein komisches Epos: «Mr. Fingal»; der Theolog Dwight in ebenso glatten als platten Versen das Epos «The conquest of Canaan»; Joel Barlow die ungeheuerliche, von seinen Zeitgenossen zwar geschätzte, heute indessen nur noch als poetisches Monstrum und abschreckendes Beispiel citirte «Columbiade». Charles B. Brown ist als erster und zugleich sehr fruchtbarer amerik. Romanschriftsteller zu nennen («Wieland», «Arthur Mervyn», «Edgar Huntley»), neben ihm H. H. Brackenridge («Modern chivalry») und Fr. Hopkinson als Humorist und Satiriker.

Das Erscheinen des «Sketch book» von Washington Irving (1820) gilt den Amerikanern als epochemachend in ihrer Literatur, doch vorzugsweise deshalb, weil dadurch zum ersten mal die Aufmerksamkeit der engl. Kritiker auf dieselbe gelenkt wurde. Man wäre vielleicht eher berechtigt zu sagen, daß die noch immer nicht ganz verschwundene, fast krankhafte Gier der amerik. Schriftsteller nach Anerkennung in England gerade einen Rest von colonialem Abhängigkeitsgefühl und nicht nationales Selbstgefühl ausdrücke. Indessen hat doch zusehends im letzten halben Jahrhundert, d. h. seitdem sich in den geschichtlichen Ueberlieferungen zweier Menschenalter ein Niederschlag nationaler Anschauungen und Empfindungen gebildet hatte, die Literatur der Ver-

einigten Staaten ihre eigene Bahn eingeschlagen, welche der der englischen keineswegs parallel läuft. Wenn man allenfalls noch die Romane Cooper's den Nachahmungen Walther Scott's einreihen könnte, obschon auch das nicht ohne Unbequemlichkeit angeht, so stehen doch Novellisten wie Hawthorne, Frau Stowe und Poe, Dichter wie Bryant und Whittier ganz selbständig neben den zeitgenössischen Dichtern und Prosaikern Englands, während eine gewisse Gattung der Literatur so specifisch amerik. Ursprungs ist, daß sie kaum in irgendeine der vorhandenen Kategorien passen will. Es ist dies eine eigenthümliche Vermischung des engl. Essay und des franz. Feuilleton, eine Art populär-philos. Abhandlung in der anmuthigen Form munterer und lebendiger Plaudereien. In dieser Form, die zuweilen an Montaigne, dann wieder an Engel, an Thackeray und an Heine erinnert, ohne daß jedoch die Vergleichung mit irgendeinem einzelnen oder einer bestimmten Gattung eine erschöpfende Charakteristik ersetzte, haben die geistvollsten der jetzt lebenden Prosaiker Amerikas mit Vorliebe ihre Gedanken popularisirt. Sie ist auf dem Gebiete der literarischen Composition ungefähr das, was auf dem Lehrgebiete die «lecture», eine Demokratisirung des Wissens, der philos. Reflexion und der ästhetischen Anschauung. Hier macht sich auch in derjenigen metaphysischen Richtung, welche in den Neuengland-Staaten durch die hervorragendsten geistigen Größen vertreten ist, der Einfluß deutscher Philosophie bis zu den jüngsten Ausläufern der Hegel'schen Schule herab und der deutschen classischen Dichtkunst sehr bemerkbar. Ralph Waldo Emerson, der durch die Eigenthümlichkeiten seines oft fast knorrigen Stils an Carlyle erinnert, ohne übrigens in Gedankengemeinschaft mit ihm zu stehen; der von Geist und Witz übersprudelnde Oliver Wendell Holmes (the autocrat of the breakfast table); der erst seit wenigen Jahren sozusagen entdeckte Henry D. Thoreau, der an zarter Sinnigkeit, an Durchdringung des Naturlebens mit edler menschlicher Empfindung und an mikroskopischer Schärfe der Beobachtung unerreicht dasteht, ragen hier vor allen hervor. Um sie gruppirt sich eine große Menge Schriftsteller, welche einen literarischen Sammelpunkt in dem zu Boston erscheinenden «Atlantic Monthly» gefunden haben. Ein etwas leichteres Genre derselben Specialität wird durch eine Zahl von Schriftstellern vertreten, die durch ihren lebendigen, anmuthigen, zuweilen fast prickelnden Stil eher an franz. als an deutsche Art erinnern, wie G. W. Curtis, F. S. Cozzens, Donald Mitchell (J. Marvel) u. a., doch ohne daß sich irgendein Original aufweisen ließe, als dessen Nachahmer sie zu bezeichnen wären. In weitesten Kreisen bekannt geworden sind die Historiker George Bancroft (s. d.), W. H. Prescott (s. d.) und John Lothrop Motley (s. d.). Alle drei zeichnen sich ebenso sehr durch gründliches und umfassendes Quellenstudium wie durch scharfe Sichtung und plastische Darstellung des Stoffs, sorgfältige Entwirrung psychol. Probleme (die hier und da freilich zu melodramatischer Effecthascherei wird), vor allem durch blühenden Stil aus, der nur bei Bancroft zuweilen stelzenhaft wird. Richard Hildreth ist der Verfasser einer (bis 1821 reichenden) Geschichte der Vereinigten Staaten, welche den Vorzug hat, frei von der sonst bei Amerikanern beliebten kritiklosen Lobhudelei zu sein. Populärer, doch seichter sind die Geschichtswerke von B. G. Lossing, J. H. Patton, dem Vielschreiber J. T. Headley. Großen Werth durch lichtvolle Darstellung der polit. und socialen Ursachen, welche den vierjährigen Bürgerkrieg herbeiführten, hat die Geschichte des «Great conflict» von Horace Greeley (1865—66). Als fleißiger Compilator der Materialien zur neuern Geschichte der Vereinigten Staaten ist Frank Moore zu nennen. In der Behandlung histor. Episoden und als Biograph hat sich James Parton (Biograph des Generals Jackson; «Butler in New Orleans») hohe Anerkennung erworben. Unter den zahlreichen Geschichten einzelner Staaten oder Landestheile ragt als besonders werthvoll J. G. Palfrey's Geschichte von Neuengland hervor. Die Geschichte der Urbewohner Amerikas haben S. G. Drake, George Catlin, Francis Packman und vor allen Henry R. Schoolcraft mit großem Forscherfleiße behandelt. Theodore Irving ist der Verfasser einer Geschichte der Eroberung von Florida. Unter vielen Werken über den Krieg der Vereinigten Staaten mit Mexico sind die von R. S. Ripley und E. D. Mansfield die verdienstlichsten. Die allgemeine Weltgeschichte hat keine Bearbeitung gefunden, die sich über das Niveau der Compilation erhebt (in deutscher Sprache ist in Neuyork eine allgemeine Weltgeschichte von Gustav Struve in sechs Bänden erschienen); doch sind außer den Werken Motley's und Prescott's werthvolle Beiträge zur Einzelgeschichte Europas veröffentlicht worden. Dazu gehört vor allen George Ticknor's Geschichte der span. Literatur, die für das beste Werk über diesen Gegenstand gilt. Brantz Mayer's Geschichte von Mexico ist eine häufig citirte Autorität. Parke Godwin hat eine Geschichte von Frankreich, Henry Wheaton eine Geschichte der Normannen, Phil. Schaff die Geschichte der apostolischen Kirche geschrieben. Die amerik. Literaturgeschichte hat von R. W. Griswold und den Gebrüdern Duyckinck eine Behandlung erfahren, die viel zu wünschen übrig

läßt. Unter den Biographen sind vorzugsweise Washington Irving («Columbus», «Washington») und Jared Sparks («Franklin») zu nennen. J. S. C. Abbott's Arbeiten auf dem Felde der Biographie wie die Headley's sind oberflächlich, aber ungewöhnlich verbreitet.

Auf dem Gebiete der Dichtung in Prosa steht Washington Irving als der einzige, der von der heutigen Generation bereits als Classiker angesehen wird, obenan. Seine «Knickerbocker's History of New York» hat, soweit das einem einzelnen Dichter möglich ist, den Ufern des Hudsonstroms einen poetischen Reiz verliehen, wie die deutsche Poesie dem Rhein. Die feine Zartheit und Sinnigkeit seiner Conception, die naive Schalkhaftigkeit und Drolligkeit der von ihm gezeichneten Figuren aus der holländ. Zeit haben auch heute noch ihren Reiz bewahrt, nachdem diejenigen seiner Werke, welche ihm zuerst Anerkennung in Europa verschafften, längst aufgehört haben als Muster zu dienen. James Fenimore Cooper (1789—1851) ward durch seine, den Widerstreit zwischen der eindringenden europ. Cultur und der Uncultur der Indianer schildernde Romane das Urbild für zahllose Nachahmer, unter welchen als bessere zu nennen sind: J. K. Paulding («Westward ho!»), Fräulein C. M. Sedgwick («Redword», «Hope Leslie», «The Linwoods») und W. G. Simms («Mellichamp», «Yemassee»), der mit Vorliebe die südl. Staaten zum Schauplatze seiner Dichtungen wählt; ferner Frau L. M. Child («Hobomok», «The rebels»), Frau C. M. Kirkland («A new home»), Ch. F. Hoffman, Timothy Flint, Robert Bird. Wenn in dieser Verbindung Charles Sealsfield mitgenannt wird, so ist das ganz unberechtigt, denn in Amerika ist Sealsfield gar nicht (ausgenommen aus deutschen Literaturgeschichten) bekannt. Nathaniel Hawthorne («Twice told tales», «Scarlet letter», «House of seven gables», «Blithedale romance», «Marble faun») ist wegen der Eleganz und Reinheit seines Stils, seiner Zartheit im Erfassen seelischer Zustände, der Kraft und Schärfe in seinen Schilderungen der Schattenseiten des Lebens in England fast zu noch größerer Anerkennung als in Amerika gelangt. Edgar Allen Poe («Tales of the grotesque and arabesque»), eine düstere, dämonische Natur, graß, fast grotesk, ein Meister in der Musik der Sprache, erinnert durch seine Conceptionen an E. T. A. Hoffmann, wie durch sein Schicksal an Grabbe. N. P. Willis ist keck, heiter, graziös, oberflächlich. Frau Stowe hat mit keinem ihrer Romane («Dred», «The minister's wooing», «The pearl of Orr's Island», «Agnes of Sorrento») einen so beispiellosen Erfolg erreicht wie durch «Uncle Tom's cabin». Unter den zahlreichen Nachahmungen des letztern verdienen nur «The white slave» von Richard Hildreth und «Ida May» von Frau Pike genannt zu werden. Longfellow handhabt in «Hyperion» und «Kavanagh» die Sprache mit dem feinsten dichterischen Geschmack. Oliver W. Holmes lieferte in «Elsie Venner» einen schätzenswerthen Beitrag zur höhern Gattung des Romans. Von dem 1861 in der ersten Schlacht des Bürgerkriegs gefallenen Theodore Winthrop sind eine Anzahl trefflicher Romane und Erzählungen erschienen. Die Zahl der Romanschriftstellerinnen ist sehr groß. Nur wenige davon erheben sich über die Stufe der Mittelmäßigkeit. So Susan Warner «The wide wide world», «Queechy»), die Gattin des obengenannten J. Parton, pseudonym Fanny Fern, («Ruth Hall», «Fern leaves») und etwa noch Frau C. A. Warfield (Household of bouverie»). Als Kinderschriftstellerinnen haben Miß Sedgwick, Frau Lydia M. Child, Frau E. C. Judson (pseudonym Fanny Forrester), Frau L. H. Sigourney hohen Ruf. S. G. Goodrich's (pseudonym Peter Parley) Kinderschriften haben eine nach Hunderttausenden von Exemplaren zu berechnende Verbreitung. Eine specifisch-amerik. Form der humoristischen Erzählung, für welche Seba Smith's «Major Jack Downing» den Typus bildet, eine drollige, durch Benutzung der hinterwäldler Mundart oder Kakographie gewürzte Mischung von Eulenspiegelei und Münchhauseniade, ist seit Jahrzehnten mit großem Eifer cultivirt, doch in Amerika selbst stets als ein sehr niederes Fach der Literatur angesehen worden; in der neuesten Zeit hat sie in England bereitwillige Aufnahme gefunden. Besonders ausgezeichnet haben sich in dieser Richtung F. S. Cozzens («Sparrowgrass papers»), G. D. Prentice, Brown («Artemus Ward»), Thompson («Philander Doesticks») und George Arnold («Mac Arone»).

Die lyrische Poesie ist außerordentlich reich, die epische fast gar nicht (Longfellow's «Hiawatha» wäre zu nennen), die dramatische nur durch wenige Erscheinungen vertreten, denen ein literarischer Werth zuzuschreiben ist, obschon an Machwerken, welche den noch auf den niedrigsten Stufen stehenden Bedürfnissen der amerik. Bühne entsprechen, kein Mangel ist. Unter den Lyrikern steht als Nestor obenan William C. Bryant. Seine Dichtungen sind voll zarter und tiefer Empfindung, von krystallheller Klarheit der dichterischen Naturschilderung, sanft elegisch in den darangeknüpften Meditationen (zuweilen an Matthisson erinnernd, doch weniger süßlich), von großer Intensität der sittlichen Anschauung. Neben ihm pflegt in erster Reihe der elegante,

formengewandte, merklich von deutschen Einflüssen bestimmte H. W. Longfellow genannt zu werden und ist daher außerhalb seines Vaterlandes am meisten bekannt, in Deutschland durch zum Theil treffliche Uebersetzungen. Richard H. Dana ist als Dichter des Seelenlebens durch Tiefe und Reinheit ausgezeichnet. J. C. Percival (gest. 1857), eine zerrissene Natur, an die deutsche Weltschmerzperiode erinnernd, zeigt doch große Herrschaft über Sprache und Metrum. Joseph R. Drake, 1820 im Alter von 25 J. gestorben, machte in der «Culprit Fay» einen kaum als gelungen zu bezeichnenden Versuch, die europ. Märchenwelt auf amerik. Boden zu verpflanzen. Fitz Greene Halleck, einer der volksthümlichsten Dichter, zeigt eine stramme, männliche Sprache sowie derben Realismus. G. P. Morris ist ein erfolgreicher Liederdichter, etwa wie Gaudy. Edgar A. Poe, düster, melodramatisch, bekundet sich als mächtiger Beherrscher der Sprache, in welcher er überraschende, oft grausige Effecte erzielt. J. G. Whittier, ein Quäker, in weit richtigerm Sinne als Longfellow der Hauptdichter von Neuengland, gibt tiefen sittlichen Ueberzeugungen eine Form, die an ergreifender Gewalt oft mit den Chorälen Luther's, an Zartheit mit Hölty wetteifern. James R. Lowell, voll reicher Phantasie, geregelt durch feinsten ästhetischen Formensinn, steht auch als polit. Schriftsteller unerreicht in der kurzen anschaulichen Charakteristik von Lagen und Menschen. Oliver W. Holmes ist besonders genial in seinem Humor, weniger glücklich in reflectirender Poesie, in seinen prosaischen Schriften von attischer Feinheit und kaustischem Witz auf dem nie außer Augen schwindenden Hintergrunde sittlichen Ernstes. J. G. Saxe hat durch seine breite Komik hohe Popularität erlangt und ist in seinem, allerdings niedrigen Fache bedeutend. Die Zahl der Dichter zweiten Rangs, welche in der Richtung eines oder des andern der Genannten hervorgetreten sind, ist sehr groß. Es können daraus hervorgehoben werden G. H. Boker, Bayard Taylor, R. H. Stoddard, W. A. Butler (zuerst als Satiriker bekannt geworden), Ch. G. Leland (Polyhistor, Uebersetzer der Heine'schen «Reisebilder», ganz von deutschem Wesen durchdrungen), E. C. Steadman, besonders ausgezeichnet durch seine markig-kräftigen Kriegspoesien, und Charles G. Halpine, der unter dem Namen Private Miles O'Reilly zum Béranger des Bürgerkriegs geworden ist und in glücklichster Weise den ihm angestammten celtischen Charakterzügen (er ist von irischer Abkunft) einen berechtigten Platz in der amerik. Poesie erobert hat. Die Zahl der Dichterinnen ist Legion, doch bieten die meisten nur süßen Klingklang. Unter den Ausnahmen sind zu nennen die Schwestern Alice und Phöbe Carey, Edna D. Proctor, Frau Julia W. Howe («Passion flowers»), Maria Brooks (gest. 1845) und Frau F. S. Osgood. Als Dramatiker haben sich versucht G. H. Boker («Calaynos»), J. B. Payne («Brutus»), N. P. Willis und Epes Sargent. Als Uebersetzer fremder Dichtungen haben Longfellow, («Tegnér's «Nachtmahlskinder» und Dante), C. T. Brooks (Goethe's «Faust»), T. W. Parsons (Dante), Leland (Heine) und George Ticknor (span. Romanzen) Vorzügliches geleistet.

Unter den periodischen Schriften ernstern Inhalts nehmen die 1815 gestiftete «North American Review» und das «American Quarterly» den ersten Rang ein. Fast ein Menschenalter hindurch bildete das «Knickerbocker Magazine» den Schauplatz der schöngeistigen Literatur und zog eine Menge aufstrebender Talente groß. Seit 1860 sucht das «Atlantic Monthly» sich eine ähnliche hervorragende Stellung zu erwerben, wobei ihm indessen verschiedene in Neuyork erscheinende Magazine entgegenstreben, sodaß in dieser Rivalität bereits die Absonderung zweier verschiedener Dichterschulen ziemlich scharf angedeutet ist. Ausgezeichnete Talente haben sich auf dem obenbezeichneten Gebiete des Essay und der Skizze hervorgethan. Als geistig bedeutendste sind hier vor allen Dingen zu nennen Ralph W. Emerson (s. d.), Oliver W. Holmes, Epes Sargent, Donald J. Mitchell («Reveries of a bachellor»), G. W. Curtis («Potiphar papers»), Theodore Sedgwick, Margaret Fuller-Ossoli (gest. 1850), Orestes O. Brownson, W. H. Turneß, G. H. Calvert, J. G. Holland (pseudonym Timothy Titcomb), H. D. Thoreau, C. E. Norton. Im leichtesten Genre der muntern Skizze haben sich die Maler R. Strother («Porte Crayon») und Roß Browne, die ihre Reiseschilderungen durch meist humoristische Zeichnungen illustriren, hervorgethan und wesentlich zu der enormen Verbreitung des Harper'schen «Monthly» beigetragen.

Die Zahl derjenigen in Amerika berühmten öffentlichen Redner, deren Ruhm auch vor strengern als den von ihren Parteigenossen angelegten Kriterien Bestand hat, ist nicht allzu groß. Die bedeutendsten sind Daniel Webster, Thomas H. Benton, der in seinem «Thirty years' view» auch werthvolles Material zur polit. Geschichte des Landes geliefert hat, John C. Calhoun, William H. Seward, Edward Everett, Rufus Choate, Karl Schurz, vor allen der feurige, geistvolle, obschon bis zum Fanatismus einseitige Wendell Phillips sowie der Mulatte Frederick

Douglas. Die Beredsamkeit Hunderter von öffentlichen Männern, die in der Parteipresse hoch erhoben werden, gehört nur dem verhältnißmäßig niedern Gebiete der forensischen Disputirkunst an. Als Kanzelredner ausgezeichnet sind Theodore Parker (gest. 1860), Henry Ward Beecher (Bruder der Frau Stowe) und G. B. Cheever. Als originalster Denker auf dem Gebiete der Volkswirthschaft, oder, wie er sie nennt, der Gesellschaftslehre, steht Henry C. Carey («Principles of social science»; «The past and the future») obenan. Francis Wayland und Franz Lieber (s. d.) haben werthvolle Werke über Staatsrecht geschrieben, J. W. Draper über dasselbe in seiner Verbindung mit der culturgeschichtlichen Entwickelung, Albert Gallatin über Finanzwissenschaft.

In der Literatur der Fachwissenschaften ist die Jurisprudenz zwar durch zahllose Compilationen, aber durch sehr wenige philos.-histor. Werke vertreten. James Kent's Commentarien über das amerik. Recht (1826—30) sind Hauptautorität; neben ihnen die Werke Story's. Henry Wheaton gilt auch in England für einen der bedeutendsten Völkerrechtslehrer. Edward Livingston's Arbeiten über das Strafrecht sind die bisjetzt erfolgreichsten Versuche gewesen, den ganz empirisch und planlos zusammengewürfelten Elementen des amerik. Strafrechts die Gestalt eines logisch geordneten Systems zu geben. Für die theol. Literatur bildet das reichentwickelte Sektenwesen einen sehr fruchtbaren Boden, doch steht die Summe der wirklich werthvollen Beiträge zur theol. Forschung in keinem Verhältnisse zu dem äußern Umfange dieser Literatur. In den meisten Werken macht sich der Mangel an gründlich wissenschaftlicher Auffassung und Durchbildung sehr bemerkbar und die gedunsene Trivialität vermag selten den Schein der Originalität zu erzeugen. Die deutsche theol. Literatur steht im höchsten Ansehen und liefert das Material, aus welchem amerik. Theologen Scheidemünze prägen. In der Bibelkritik haben Edward Robinson (s. d.) und Albert Barnes sich Verdienste erworben. Die hervorragendsten Schriftsteller der verschiedenen Sekten sind: Lyman Beecher und G. B. Cheever (Trinitarier-Congregationalisten), Channing und Andrew Norton (Unitarier älterer Schule), Theodore Parker (Unitarier jüngerer Schule), C. P. Mac Ilvaine (Episkopale), Fr. Wayland und H. J. Ripley (Baptisten), John Hughes (Katholik), Philipp Schaff (Deutsch-Reformirter), S. S. Schmucker (Lutheraner), George Bush (Swedenborgianer), C. H. Chapin (Universalist). Die speculative Philosophie wird nur wenig cultivirt. Die Einflüsse der deutschen Philosophie sind zwar in der Neuengland-Schule von Denkern und Theologen deutlich genug erkennbar, werden indessen nur ungern eingestanden, da dem ihr anhaftenden Verdacht des Atheismus gegenüber die amerik. Duldung noch nicht Stand hält. C. S. Henry und O. W. Wight haben die eklektische Philosophie Victor Cousin's eingeführt, Comte's Philosophie des Positiven hat mehrfach Bearbeiter gefunden, Samuel Tyler einen geschätzten «Discourse» über die Philosophie Baco's geschrieben. Um die engl. Philologie haben sich die Lexikographen Noah Webster (gest. 1843) und Joseph E. Worcester sowie der Linguist George P. Marsh sehr verdient gemacht, um das Studium der Indianersprachen A. Gallatin, Schoolcraft, P. E. Duponceau, P. E. Squier. Der Missionar A. Judson hat ein Wörterbuch des Birmanischen, E. Wells Williams ein chinesisches herausgegeben. Von archäol. Forschungen sind die E. G. Squier's und A. W. Bradford's über die Alterthümer Amerikas von hohem Werthe. Unter den zahlreichen Werken über Physiologie und Ethnologie haben europ. Ruf erlangt S. G. Morton's «Crania Americana», J. C. Nott's «Physical history of man», Nott und Gliddon's «Types of mankind» und Louis Agassiz' Werk über die Verschiedenheit der Menschenrassen.

Von außerordentlichem Reichthume, wenn man die zahlreichen, halb belletristischen Reisewerke dazu rechnet, ist die geogr. Literatur der Vereinigten Staaten. Bayard Taylor hat Reisen durch fast alle europ. Staaten in einem leichten, gefälligen Stile geschrieben und dadurch wenigstens zum Studium der Länder- und Völkerkunde angeregt, wenn auch dieselbe nicht bereichert. Frau Stowe («Sunny memories of foreign lands») hat Italien, Ch. L. Brace Ungarn und Norwegen, J. L. Stephens und G. W. Curtis Aegypten (der erstere auch Palästina und Centralamerika), W. Williams das chines. Reich, R. H. Dana und H. T. Cheever die Inselwelt der Südsee, E. G. Squier Centralamerika, B. M. Norman Yucatan, D. P. Kidder und J. C. Fletcher Brasilien, F. F. Holton Neugranada, F. S. Cozzens Acadia, Thoreau Canada, F. Law Olmsted die Südstaaten der Union zum Gegenstande interessanter, theilweise werthvoller Reisewerke oder Monographien gemacht. Unter den auf Kosten des Bundes veröffentlichten, mit mehr als fürstl. Municicenz ausgestatteten voluminösen Berichten über die von der Regierung ins Werk gesetzten Erforschungsexpeditionen sind am berühmtesten und für die Wissenschaft ergiebigsten die über Wilkes' Erdumsegelung, über Fremont's Forschungen im Felsengebirge, über Marcy's Exploration des Red-River-Gebiets, über Perry's Expedition nach Japan, über Herndon's und Gibbon's Erforschung der Quellgebiete des Amazonenstroms und über W. F. Lynch's

Exploration des Todten Meeres. Daneben ist zu nennen der Bericht des Elisha Kane über seine Nordpolfahrt und der Hall's über seinen mehrjährigen Aufenthalt bei den Eskimos. In den verschiedenen Fächern der Naturwissenschaft haben sich als Schriftsteller ausgezeichnet: James Audubon (Ornitholog), Louis Agassiz (Ichthyolog), Holbrook (Herpetolog), Th. Say und J. L. Le-Conte (Entomologen), Asa Gray und John Torrey (Botaniker), E. Hitchcock (Geolog), J. D. Dana (Mineralog), B. Silliman, J. W. Draper, E. L. Youmans (Chemiker), F. Maury (Oceanograph), Joseph Henry (Physiker), B. A. Gould, O. M. Mitchell, Maria Mitchell, Elias Loomis (Astronomen), Benjamin Peirce (Mathematiker). Unter den medic. Schriftstellern sind hervorzuheben G. B. Wood, T. Romeyn Beck, S. H. Dickson, C. D. Meigs, Valentine Mott. Als pädagogischer Schriftsteller hat sich Horace Mann (gest. 1859) um die Reform des Schulwesens so große Verdienste erworben, daß er als amerik. Pestalozzi gefeiert wird. H. B. Tappan hat mit geringerm Erfolge Gleiches in Bezug auf die Universitäten erstrebt. An Schulbüchern, die indessen zum größten Theile nur der Methode des Auswendiglernens von Fragen und Antworten angepaßt sind, erscheinen in Amerika fabelhafte Mengen, und der Absatz der renommirtesten geht weit in die Millionen von Exemplaren. Beiträge zur Kriegswissenschaft bilden die taktischen Handbücher von Winfield Scott und Hardee, die strategischen Schriften Halleck's und B. J. Totten's Arbeiten über den Festungskrieg. Ueber die bildenden Künste und die Musik haben Washington Allston, Horatio Greenough, H. T. Tuckerman und W. H. Fry geschrieben. Sehr reich ist auch die technolog. und landwirthschaftliche Literatur, besonders an Monographien. Von encyklopädischen Werken existirt (außer der von Lieber geleiteten Bearbeitung des Brockhaus'schen Conversations-Lexikon, 14 Bde., Philad. 1830—47) nur die während des Bürgerkriegs vollendete «New American Cyclopaedia» (16 Bde., Neuyork 1858—64), herausgegeben von Charles A. Dana und George Ripley, die mit ihren jährlichen Supplementbänden eine reiche Fülle des zum Studium der amerik. Zustände und Dinge unentbehrlichen Materials enthält. Vgl. Brunnemann, «Geschichte der nordamerik. Literatur» (Lpz. 1866).

Nordcap, die nördlichste Spitze Europas oder eigentlich der äußerste Punkt seiner nördlichsten Insel Mageröe, an der Küste von Norwegen, liegt unter 71° 11′ 40″ nördl. Br. und 43° 30′ östl. L., während das nördlichste Vorgebirge des Festlandes, das Cap Nord-Kyn oder Kynrodden, etwas südlicher und östlicher am Waranger Fjord sich befindet. Die Insel Mageröe hat sehr zerklüftete Küsten; das N. stürzt mit drei ungeheuern nackten Felsköpfen, deren Höhe 950 F. beträgt, in das Polarmeer, von dessen Brandung es fortwährend gepeitscht wird. Das Kirchspiel der Insel heißt Kjelwig und hat einen Hafen. Derselbe ist aber den heftigsten Winden ausgesetzt, welche das Meerwasser zu einer Staubwolke zerpeitschen, sodaß die Ufer verschwinden. Die Kälte äußert sich aber nicht so streng, wie man der nördl. Lage halber erwarten sollte. Das Meer gefriert nie. Die mittlere Temperatur des Jahres wird am Cap auf 0°, die des Winters auf 3,7° unter, des Sommers auf 5,1° über, die des kältesten Monats auf 4,5° unter und die des wärmsten auf 6,15° R. über dem Gefrierpunkt angegeben.

Nordcarolina (North Carolina), einer der Vereinigten Staaten von Amerika, im N. von Virginien, im W. von Tennessee, im S. von Südcarolina, im O. vom Atlantischen Ocean begrenzt, hat ein Areal von 2124 Q.-M., wovon kaum ein Viertel bebaut sind. Die ganze Küste entlang zieht sich eine vom Festlande durch bald engere, bald breitere Baien und Sunde getrennte Sandfläche mit vielen, aber seichten und daher für die Schiffahrt gefährlichen Einschnitten. Auf 13—17⅓ M. Breite von der Küste bildet das Land eine vollkommene Ebene mit langsam fließenden schlammigen Flüssen, vielen Morästen und Sümpfen. Dort ist der Boden, außer dicht an den Flußufern, wo er strichweise fruchtbar, sandig und mager, größtentheils mit Pechtannen bewaldet. Hinter dieser Fläche erhebt sich auf 8⅔ M. Breite eine wellenförmige Ebene, die sich bis zu den untern Flußfällen ausdehnt. Oberhalb der Fälle wird das Land hügelig, die Flüsse haben schnellere Strömung, der Boden ist fruchtbarer und bringt Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und Flachs hervor. Der westlichste Theil des Staats bildet ein Tafelland, das sich ungefähr 1690 F. über dem Meeresspiegel erhebt, an das sich die Blauen Berge anschließen, Reihen der Alleghanies oder Appalachen (s. d.), die hier im Black-Mountain, dem Culminationspunkte des ganzen Systems, 6080 F. hoch aufsteigen. Hier ist der Boden im allgemeinen gut, am fruchtbarsten aber westlich von den Bergabhängen. Die bedeutendsten Flüsse sind der Showan, der Roanoke, der Pamlico, der Neuse, der wichtigste aber wegen seiner 19½ M. langen Fahrbahn der Cape-Fear. Der Yadkin bildet einen Theil des Great-Pedee in Südcarolina, wohin auch zum größern Theil der Catawba gehört. Die langsame Strömung nach der See zu und die sandige Beschaffenheit der Küste bilden große Barren an den Mündungen, sodaß der

Staat nur wenig gute Häfen hat und der selbständige Handel und die Seefahrt nicht beträchtlich sind. Die Bevölkerung ist deshalb hinsichtlich des Absatzes ihrer Producte auf die Grenzstaaten und Georgia angewiesen. Eine große Ausdehnung haben die Swamps oder Sümpfe, wie der Dismal-Swamp, 11 Q.-M. groß, und der noch weit größere Alligator-Swamp. Noch bedeutender als diese Sümpfe ist der ebene und sandige Küstenstrich, mit Pechtannen bewaldet, die hier größer werden als in den nördl. Staaten und einen bedeutenden Ertrag an Pech, Theer, Terpentin und Bauholz gewähren. Das Klima ist im Gebirge mild, im ebenern Theile des Staats sehr warm, zur Winterszeit in den sumpfigen Niederungen der Küste ungesund. Die Hauptproducte des bis zum letzten Bürgerkriege fast durchaus mit Negersklaven in Plantagen betriebenen Ackerbaues sind Baumwolle und Reis und neben den europ. Getreidearten Mais und Taback. In den Niederungen ist einiger Weinbau vorhanden. Außerdem sind Viehzucht, Waldwirthschaft und Bergbau nicht unbedeutend. Letzterer wird auf Eisen und vorzüglich auf Gold getrieben. Die Goldregion befindet sich auf beiden Seiten der Blauen Berge und zieht sich östlich bis nach Yadkin hin. Die Zahl der Einwohner betrug 1860 in den 89 Grafschaften des Staats 992622, worunter sich 631000 Weiße, 30463 freie Farbige und 331059 Sklaven befanden. Die Industrie ist im Verhältniß zu andern Staaten nicht bedeutend, sowie überhaupt eine große Trägheit vorherrscht, sodaß man N. scherzweise den Rip van Winkle's Staat nennt. 1860 zählte man 3689 Etablissements, deren jedes jährlich mehr als 500 Dollars einbrachte, und welche zusammen 9,693703 Dollars Kapital hatten, 14217 Arbeiter beschäftigten, 10,203228 Dollars Rohmaterial verarbeiteten und 16,678698 Dollars Werth producirten. Darunter befanden sich 39 Baumwollenfabriken, deren Erzeugnisse 1,046047 Dollars brachten, 7 Wollfabriken, die mit 223000 Dollars Kapital für 291000 Dollars fabricirten, 171 Gerbereien, 639 Kornmühlen, 461 Terpentindestillerien, welche für 4,358878 Dollars Terpentin gewannen, 330 Sägemühlen und 97 Tabacksfabriken mit 646730 Dollars Kapital und einem Einkommen von 1,117099 Dollars. Die Ausfuhr betrug 1860 im ganzen 760094 Dollars; die Einfuhr 1,126025 Dollars, die Einnahme 3,949731 Dollars; die Ausgabe 3,863787 Dollars, die öffentliche Schuld endlich 9,978505 Dollars, wogegen ein Staatsvermögen von 7,663140 Dollars vorhanden war. Die Länge der den Staat 1860 durchschneidenden Eisenbahnen belief sich (1866) auf 889,42 engl. M., deren Herstellung 16,709793 Dollars gekostet hatte. Den Unterricht besorgen höhere Schulen, nämlich die 1791 gegründete sog. Universität von N. in Chapel-Hill und das 1837 gestiftete Davidson-College in Mecklenburg-County; ferner 16 Colleges und 2994 Volksschulen, diese mit 105025, jene mit 1540 Schülern. In den niedriger gelegenen Gegenden sind die Methodisten und Baptisten, in den höher gelegenen die Presbyterianer vorherrschend. Die erste Niederlassung wurde um 1660 von Virginien aus von religiös Verfolgten gegründet, nachdem vorher mehrere andere Versuche fehlgeschlagen waren. Bald darauf, 1663, übertrug die Krone England Nord- und Südcarolina als Schenkung einigen royalistischen Familien, die von dem Philosophen John Locke (s. d.) eine Verfassung entwerfen ließen, welche aber ihrer Mängel und Sonderbarkeiten wegen bereits 1693 wieder abgeschafft wurde. 1729 brachte die Krone für 17500 Pfd. St. Carolina wieder an sich und theilte das Land sofort in die zwei Provinzen Nord- und Südcarolina (s. d.). Die Staatsverfassung von 1776 wurde 1835 revidirt. Sie ertheilt allen freien steuerzahlenden weißen Bürgern der Vereinigten Staaten, die 21 J. alt sind und ein Jahr vor der Wahl im Staate gewohnt haben, das Stimmrecht für das Repräsentantenhaus. Für die Wähler des Senats ist der Besitz eines Gutes von 50 Acres erforderlich. Der Senat besteht aus 50, das Repräsentantenhaus aus 120 auf zwei Jahre gewählten Mitgliedern. Der Gouverneur wird durch allgemeine Wahl auf zwei Jahre gewählt und bezieht einen Jahrgehalt von 2000 Dollars. Auch besteht ein Vollziehungsrath von sieben Gliedern, die von den beiden Häusern gemeinschaftlich auf zwei Jahre gewählt werden. Die Richter verschiedener Gerichtshöfe werden ebenfalls von der Legislatur, die alle zwei Jahre zusammenkommt, durch Ballotage gewählt. Hauptstadt und Sitz der Regierung ist **Raleigh**, im Mittelpunkte des Staats gelegen, mit 4780 E., zwei Banken und einem auf dem Hauptplatze (Union) gelegenen schönen, durch eine Statue Washington's gezierten Stadthause. Außerdem sind bemerkenswerth: **Fayetteville**, unweit des Cape-Fear, der bis dorthin für kleinere Fahrzeuge und Boote fahrbar ist, mit 4790 E., die beträchtlichen Handel mit Getreide, Mehl, Tabacd u. s. w. treiben; **Neubern** (New Bern), von Schweizern gegründet, mit 5432 E. und beträchtlichem Ausfuhrhandel mit Getreide, Schweinefleisch, Bauholz und Schiffsmunition; **Wilmington**, ebenfalls am Cape-Fear, eine gewerbsame Stadt mit 9552 E. und ziemlich starkem Handelsverkehr. Der Staat hat sehr durch den letzten Krieg gelitten und hielt

sich auch nach dessen Beendigung sehr feindlich gegen die Bundesregierung; er wird Jahrzehnte brauchen, um sich wieder zu erholen.

Nord-Departement (Departement du Nord), das nördlichste Departement Frankreichs, gebildet aus Theilen der franz. Niederlande, namentlich von Flandern, auch von Hennegau und Cambresis, und begrenzt von der Nordsee, Belgien und den Depart. Aisne, Somme und Pas-de-Calais, hat ein Areal von 103$^1/_6$ Q.-M., zerfällt in die Arrondissements Avesnes, Cambrai, Douai, Dünkirchen, Hazebrouck, Lille und Valenciennes, mit 60 Cantonen und 660 Gemeinden und hat zur Hauptstadt Lille (s. d.). Nach dem Seine-Departement ist das N. das volkreichste und volksdichteste des Staats, indem es bereits 1861 an 1,303380 E. zählte. Die Hauptstadt Lille allein enthielt 1866 eine Bevölkerung von 154749 Seelen. Die Küste des Landes hat zwei Häfen, Dünkirchen (s. d.) und Gravelines (s. d.), ist mit Dünenreihen besetzt und flach, wie auch das Innere, das nirgends die Höhe von 540 F. erreicht. Im Nordwesten fließen die Aa und Yser in die Nordsee, im Innern die Schelde, mit der Lys und Scarpe, im Südosten die Sambre. Gegen Süden ist das Departement mit dem Bassin der Seine durch den aus der Schelde führenden Kanal von St.-Quentin verbunden. Ueberhaupt hat dasselbe unter allen Departements die größte Länge von Kanallinien, 32,4 M. auf 16 selbständige und mehrere Seitenkanäle vertheilt, wozu noch 34,2 M. auf die 8 schiffbaren Flüsse und zusammen zehnmal soviel Straßen als in andern Departements sowie zahlreiche Eisenbahnen kommen. Abgesehen von den Dünen und einigen Morästen ist der reichlich bewässerte Boden sehr fruchtbar und reich, namentlich im Arrondissement Lille. Da die Agricultur hier zugleich den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hat, so bildet das Departement eins der productivsten des Staats. Alle Arten von Cerealien werden in großer Menge gebaut; ebenso Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Kohl, Rüben, Gemüse, Obst, Hanf, Flachs im Ueberfluß, Taback, Hopfen und Cichorien. Seit längerer Zeit ist starker Runkelrübenbau zum Behuf der Zuckerfabrikation im Gange. Die Blumenzucht wird sorgfältig wie in Holland betrieben. Ueberhaupt ist der Gartenbau von großer Bedeutung und die Zahl der Baumschulen beträchtlich. Die Wälder nehmen nur 6$^1/_3$ Q.-M. ein; desto ausgedehnter sind Wiesen und Hutungen (18$^1/_2$ Q.-M.), welche die Viehzucht und Milchwirthschaft unterstützen. Man bereitet durchschnittlich 14 Mill. Zollpfd. Butter und 3 Mill. Pfd. Käse. Wasservögel und anderes Geflügel gibt es im Ueberfluß. Die Fluß- und Küstenfischerei ist sehr ergiebig, namentlich der Heringsfang; auch geht man auf den Kabeljaufang aus. An Eisen ist das Departement eins der reichsten, und etwa 80 Hütten und Hohöfen liefern bedeutende Quantitäten Gußeisen, Stabeisen, Stahl. Unter den zahlreichen Mineralquellen sind die von St.-Amand die berühmtesten. Auch Marmor- und andere Steinbrüche, Thonlager zur Töpferei und Ziegelbrennerei werden ausgebeutet; ausgedehnte Torfstiche helfen den Holzmangel ersetzen. Den Hauptreichthum bilden indeß die Steinkohlenlager mit den wichtigsten Gruben im ganzen Staate, namentlich um die Städte Lille und Valenciennes. Bei letzterer liegen die Minen von Anzin (s. d.), die bedeutendsten und zugleich ausgezeichnetsten in Betrieb und Maschinen. Sehr lebhaft und vielseitig ist der Industriebetrieb, dessen Hauptsitze Lille, Roubaix, Tourcoing, Avrauches, Avèsnes, Cambrai, Douai, Valenciennes und St.-Amand sind. Das Departement hat (nach dem Census von 1861) 1536 Etablissements mit Dampfmaschinen, 392 Spinnereien, 52 Färbereien, 19 Bleichen, 90 Destillationen, die über 2$^2/_5$ Mill. Hektoliter Alcohol liefern, 136 Zuckersiedereien, 810 Brauereien (2,337900 Hektoliter Bier), über 1200 Getreide- und 600 Oelmühlen. Man verarbeitete 14 Mill. Zollpfd. Leinen, 11$^1/_5$ Mill. gesponnener Baumwolle, 3$^1/_5$ Mill. gekämmter Wolle und fabricirte 8 Mill. Pfd. Leinwand. Dazu kommen zahlreiche metallurgische Etablissements, Weißgerberei, Fabriken für Garleder, Papier, Glas, Krystall, Porzellan, Seife und Salzfleisch, Töpfereien und Ziegeleien. Auch der Schiffbau und die Schiffahrt beschäftigen eine Menge der Einwohner. Außer den Bergbau- und Industrieerzeugnissen führt der Handel auch Landwirthschaftsproducte, namentlich Hanf, Flachs, Hopfen, Kartoffeln, getrocknete Gemüse, Butter und Käse aus sowie an Transitgegenständen Wein, Essig, Materialwaaren, Droguen u. s. w. 1861 besaß das Departement allein 413 Seeschiffe von 39315 Tonnen Gehalt. Die Bevölkerung des Departements zeichnet sich sehr vortheilhaft nicht nur durch Betriebsamkeit, sondern auch durch Aufgeklärtheit und Bildung aus. Bezüglich der Wohlthätigkeits- und Unterrichtsanstalten wie der gelehrten Vereine ist es nach dem Seine-Departement das erste. Mehrere seiner Städte, wie Lille, Douai, sind Brennpunkte der Wissenschaft, der Kunst und Literatur. Kein Departement Frankreichs hat so viele volkreiche Städte, keins auch so viele und bedeutende Festungen (Lille, Avèsnes, Maubeuge, Landrecy, Quesnoy, Cambrai, Douai, Bergues, Condé).

Norddeutscher Bund. Dieser Bundesstaat, welcher nach Auflösung des Deutschen Bundes 1866 von der Krone Preußen und unter deren Oberleitung gegründet wurde, umfaßt sämmtliche deutsche Bundeslande nördlich vom Main, außer Luxemburg und Limburg, wogegen die nicht zum vormaligen Deutschen Bunde gehörigen preuß. Provinzen Preußen, Posen und Schleswig hinzukommen. Zunächst vereinigten sich durch Vertrag vom 18. Aug. 1866 zu dieser Bundesgenossenschaft: 1) Preußen, 2) Sachsen-Weimar, 3) Oldenburg, 4) Braunschweig, 5) Sachsen-Altenburg, 6) Sachsen-Koburg-Gotha, 7) Anhalt, 8) Schwarzburg-Sondershausen, 9) Schwarzburg-Rudolstadt, 10) Waldeck, 11) Reuß jüngere Linie, 12) Schaumburg-Lippe, 13) Lippe, 14) Lübeck, 15) Bremen und 16) Hamburg. Am 21. Aug. schlossen sich an: 17) Mecklenburg-Schwerin und 18) Mecklenburg-Strelitz. Außerdem traten kraft der später abgeschlossenen Friedensverträge dem Bunde bei: 19) der Großherzog von Hessen für sämmtliche nördlich des Main gelegenen Gebietstheile, 3. Sept.; 20) Reuß ältere Linie, 26. Sept.; 21) Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, 8. Oct., und 22) Königreich Sachsen, 21. Oct. 1866. Nach der Größe ihres Gebiets haben die Bundesstaaten nachstehende Reihenfolge (wobei die Bevölkerung, außer Mecklenburg-Strelitz, Lübeck und Hamburg, nach der Volkszählung vom 3. Dec. 1864 angegeben ist): 1) Königreich Preußen mit dem Herzogthum Lauenburg 6392¾ Q.-M., 23,577939 E.; 2) Königreich Sachsen 271¾ Q.-M., 2,343994 E.; 3) Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin 244 Q.-M., 552612 E.; 4) Großherzogthum Oldenburg (mit den neuen Erwerbungen) 117 Q.-M., 314416 E.; 5) Herzogthum Braunschweig 67 Q.-M., 293388 E.; 6) Großherzogthum Sachsen-Weimar 66 Q.-M., 280201 E.; 7) Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz 49½ Q.-M., 99060 E.; 8) Herzogthum Anhalt 48¼ Q.-M., 193046 E.; 9) Herzogthum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen 45 Q.-M., 178065 E.; 10) Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha 35¾ Q.-M., 164527 E.; 11) Herzogthum Sachsen-Altenburg 24 Q.-M., 141839 E.; 12) Fürstenthum Lippe(-Detmold) 20½ Q.-M., 111336 E.; 13) Fürstenthum Waldeck 20¼ Q.-M., 59143 E.; 14) Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt 17½ Q.-M., 73752 E.; 15) Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen 15½ Q.-M., 66189 E.; 16) Fürstenthum Reuß jüngere Linie 15 Q.-M., 86472 E.; 17) Fürstenthum Schaumburg-Lippe 8 Q.-M., 31382 E.; 18) Fürstenthum Reuß ältere Linie 6¾ Q.-M., 43924 E.; 19) Freie und Hansestadt Hamburg 6½ Q.-M., 229941 E.; 20) Freie und Hansestadt Lübeck 6 Q.-M., 50614 E.; 21) Freie und Hansestadt Bremen 3½ Q.-M., 104066 E.; 22) die nördlich vom Main belegenen Gebietstheile des Großherzogthums Hessen und bei Rhein 59½ Q.-M. mit 252427 E. Im ganzen umfaßt also der Norddeutsche Bund 7540 Q.-M. mit 29¼ Mill. E., von denen über 70 Proc. dem evang. und 27 Proc. dem römisch-kath. Bekenntniß angehören. Die norddeutsche Bundesarmee wird, außer dem königl. preuß. Gardecorps, zwölf Armeecorps bilden und soll im Laufe des J. 1867 in einer Friedensstärke von 450—500000 Mann vollständig reorganisirt sein.

In den Bündnißverträgen, abgeschlossen zu Berlin 18. und 21. Aug., ratificirt ebendaselbst 8. und 10. Sept. 1866, welche (nach Art. 6) bis zum Abschluß des neuen Bundesverhältnisses, eventuell auf ein Jahr gelten sollen, heißt es, daß die Verbündeten «ein Offensiv- und Defensivbündniß zur Erhaltung der Unabhängigkeit und Integrität sowie der äußern und innern Sicherheit ihrer Staaten schließen und sofort zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihres Besitzstandes eintreten, welchen sie sich gegenseitig garantiren» (Art. 1). Alle Truppen der Verbündeten stehen unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen (Art. 4). Die Zwecke des Bündnisses sollen definitiv durch eine Bundesverfassung auf Basis der preuß. Grundzüge vom 10. Juni 1866 sichergestellt werden, unter Mitwirkung eines gemeinschaftlich zu berufenden Parlaments (Art. 2). Die Parlamentswahlen sind auf Grund des deutschen Reichswahlgesetzes vom 12. April 1849 anzuordnen, und eine Conferenz von Bevollmächtigten aller Verbündeten zu Berlin soll den Bundesverfassungs-Entwurf feststellen, welcher dem Parlament zur Berathung und Vereinbarung vorzulegen ist (Art. 5). Das demgemäß in Preußen mit dem Landtage vereinbarte Wahlgesetz für den Reichstag des Norddeutschen Bundes, verkündet 15. Oct. 1866, bestimmt, daß für je 100000 Seelen nach der letzten Volkszählung ein Abgeordneter zu wählen ist; ein Ueberschuß von wenigstens 50000 Seelen der Gesammtbevölkerung wird vollen 100000 gleich gerechnet. Jeder Abgeordnete ist in einem besondern Wahlkreis zu wählen, und die absolute Mehrheit aller abgegebenen Stimmen entscheidet. Die Wahl ist direct und geschieht durch geheime Abstimmung. Wähler ist jeder unbescholtene Staatsbürger eines der Bundesstaaten, welcher das 25. J. zurückgelegt hat. Wählbar ist jeder Wahlberechtigte, welcher einem der Bundesstaaten seit mindestens drei Jahren angehört hat. Verbüßte oder erlassene Strafen wegen polit. Verbrechen schließen

von der Wahl nicht aus. Oeffentliche Beamte bedürfen zum Eintritt in den Reichstag keines Urlaubs. In andern Bundesstaaten erlitt das Wahlgesetz verschiedene Abänderungen. So wurden z. B. hier und da den Abgeordneten Diäten zugetheilt. In Mecklenburg ward das active und passive Wahlrecht auf «unbescholtene Mecklenburger» beschränkt und die Clausel zu Gunsten der wegen polit. Verbrechen Bestraften fiel weg, sodaß dieselben ausgeschlossen blieben.

Die Bundesverfassung, wie dieselbe zwischen den verbündeten Regierungen und dem Reichstage des Norddeutschen Bundes 17. April 1867 vereinbart wurde, zerfällt in 15 Abschnitte und 79 Artikel. Im Eingange wird der Norddeutsche Bund bezeichnet als «ein ewiger Bund zum Schutze des Bundesgebiets und des innerhalb desselben gültigen Rechts sowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volkes». Abschnitt I (Art. 1) bestimmt das Bundesgebiet in der obgedachten Ausdehnung. Abschnitt II handelt von der Bundesgesetzgebung, welche durch den Bundesrath und den Reichstag ausgeübt wird. Derselben unterliegen die Bestimmungen über Freizügigkeit, Heimats- und Niederlassungsverhältnisse, Staatsbürgerrecht, Paßwesen, Fremdenpolizei und über den Gewerbebetrieb einschließlich des Versicherungswesens, desgleichen über Colonisation und Auswanderung nach außerdeutschen Ländern; die Zoll- und Handelsgesetzgebung nebst den Steuern für Bundeszwecke; das Maß-, Münz- und Gewichtssystem wie auch die Emission von Papiergeld; das Bankwesen; die Erfindungspatente; der Schutz des geistigen Eigenthums; der Schutz des deutschen Handels und der deutschen Schiffahrt sowie die Anordnung einer gemeinsamen consularischen Vertretung im Auslande; das Eisenbahnwesen und die Herstellung von Land- und Wasserstraßen im Interesse der Landesvertheidigung und des allgemeinen Verkehrs; der Flößerei- und Schiffahrtsbetrieb auf den mehrern Staaten gemeinsamen Wasserstraßen und der Zustand der letztern sowie die Fluß- und sonstigen Wasserzölle; das Post- und Telegraphenwesen; die wechselseitige Vollstreckung von Erkenntnissen in Civilsachen und Erledigung von Requisitionen überhaupt; die Beglaubigung öffentlicher Urkunden; die gemeinsame Gesetzgebung über das Obligationenrecht, Strafrecht, Handels- und Wechselrecht und das gerichtliche Verfahren; das Militärwesen des Bundes und die Kriegsmarine; endlich Maßregeln der Medicinal- und Veterinärpolizei (Art. 4). Wichtig ist besonders die Einführung eines gemeinsamen Indigenats (Art. 3). Der Bundesrath besteht, nach Abschnitt III, aus Vertretern der Bundesglieder, unter welchen die Stimmführung sich nach Maßgabe der Vorschriften für das Plenum des ehemaligen Deutschen Bundes vertheilt, sodaß Preußen (mit den vormaligen Stimmen von Hannover, Kurhessen, Holstein, Nassau und Frankfurt) 17 Stimmen führt, Sachsen 4, Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig je 2, die übrigen Staaten je 1, also im ganzen 43 Stimmen (Art. 6). Die Beschlußfassung erfolgt mit einfacher Majorität, und bei Stimmengleichheit gibt die preuß. Präsidialstimme den Ausschlag. Der Bundesrath bildet aus seiner Mitte dauernde Ausschüsse für das Landheer und die Festungen, für das Seewesen, für Zoll- und Steuerwesen, für Handel und Verkehr, für Eisenbahnen, Post und Telegraphen, für Justizwesen und für Rechnungswesen. Die Mitglieder der ersten beiden Ausschüsse ernennt der König von Preußen als Bundesfeldherr; die andern werden gewählt, doch muß in jedem Ausschuß das Bundespräsidium Preußen vertreten sein. Jedes Bundesglied kann Vorschläge machen, welche das Bundespräsidium zur Berathung im Bundesrath stellen muß. Jedes Mitglied des Bundesraths hat überdies das Recht, jederzeit im Reichsrath zu erscheinen, auch um etwa abweichende Ansichten seiner Regierung geltend zu machen. Das Bundespräsidium steht, nach Abschnitt IV, der Krone Preußen zu, welche in Ausübung desselben den Bund völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Bundes Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und Verträge mit fremden Staaten einzugehen, Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen berechtigt ist. Insoweit die Verträge mit fremden Staaten sich auf solche Gegenstände beziehen, welche in den Bereich der Bundesgesetzgebung gehören, ist zu ihrem Abschluß die Zustimmung des Bundesraths und zu ihrer Gültigkeit die Genehmigung des Reichstags erforderlich (Art. 11). Das Präsidium ernennt den Bundeskanzler und sonstige Bundesbeamte; es beruft, eröffnet, vertagt und schließt den Bundesrath und den Reichstag, verkündigt die Bundesgesetze und überwacht die Ausführung derselben. Wenn Bundesglieder ihre Bundespflichten nicht erfüllen, so können sie dazu im Wege der Execution angehalten werden, welche in Betreff militärischer Leistungen, wenn Gefahr im Verzuge, einseitig vom Bundesfeldherrn (Preußen) verhängt wird, in allen andern Fällen aber vom Bundesrath beschlossen werden muß. Die Vollstreckung der Execution hat der Bundesfeldherr, und dieselbe kann bis zur Sequestration des betreffenden Landes und seiner Regierungsgewalt ausgedehnt werden (Art. 19). Die Berufung des Bundesraths und des Reichstags findet alljährlich statt, und es kann der Bundesrath zur Vorbereitung der Arbeiten

allein vorher berufen werden. Außerdem muß die Berufung des Bundesraths erfolgen, sobald sie von einem Drittel der Stimmen verlangt wird. Der Vorsitz im Bundesrath und die Leitung der Geschäfte steht dem Bundeskanzler zu. Die Anordnungen und Verfügungen des Bundespräsidiums bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Bundeskanzlers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt (Art. 18). Der Reichstag geht, nach Abschnitt V, aus allgemeinen und directen Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor, welche bis auf weiteres nach dem bisherigen Wahlgesetz vorgenommen werden. Die Legislaturperiode dauert drei Jahre, und während derselben kann eine Auflösung nur durch Beschluß des Bundesraths unter Zustimmung des Bundespräsidiums erfolgen. In diesem Falle müssen binnen 60 Tagen die Wähler und binnen 90 Tagen nach der Auflösung der neugewählte Reichstag versammelt werden. Auch darf der Reichstag ohne seine Zustimmung nicht länger als auf 30 Tage und nicht mehr als einmal während derselben Session vertagt werden. Die Reichstagsmitglieder dürfen als solche keine Besoldung oder Entschädigung beziehen (Art. 32); auch sind sie nicht an Aufträge oder Instructionen ihrer Wähler gebunden. Beamte bedürfen keines Urlaubs zum Eintritt in den Reichstag; dagegen, wenn ein Mitglied in den Staatsdienst eintritt oder in demselben aufrückt, so muß es sich einer Neuwahl unterwerfen. Während der Sitzungsperiode darf ohne Genehmigung des Reichstags kein Mitglied wegen strafbarer Handlungen oder Schulden verhaftet werden, außer bei Ergreifung auf frischer That. Auf Verlangen des Reichstags wird sogar jedes Strafverfahren gegen ein Mitglied und jede Untersuchungs- und Civilhaft für die Dauer der Session aufgehoben. Auch darf kein Mitglied zu irgendwelcher Zeit wegen seiner Abstimmungen oder sonstigen in Ausübung seines Berufs gethanen Aeußerungen gerichtlich oder disciplinarisch verfolgt oder sonst außerhalb des Reichstags zur Verantwortung gezogen werden. Die Verhandlungen des Reichstags sind öffentlich, und wahrheitsgetreue Berichte darüber bleiben von jeder Verantworlichkeit frei. Zur Beschlußfähigkeit ist erforderlich, daß die Mehrheit der gesetzlichen Anzahl der Mitglieder anwesend ist; Beschlüsse werden mit absoluter Stimmenmehrheit gefaßt. Der Reichstag wählt sein Bureau, entscheidet über die Legitimation seiner Mitglieder und regelt seinen Geschäftsgang und seine Disciplin. (Vorläufig wurde die Geschäftsordnung des preuß. Abgeordnetenhauses adoptirt.) Der Reichstag hat auch das Recht, seinerseits Gesetze innerhalb der Competenz des Bundes vorzuschlagen und an ihn gerichtete Petitionen dem Bundesrath, resp. Bundeskanzler zu überweisen.

Aus den Bestimmungen über Zoll- und Handelswesen, in Abschnitt VI (s. Zollverein), ist hervorzuheben, daß der Bund ein Zoll- und Handelsgebiet bilden soll, umgeben von einer gemeinschaftlichen Zollgrenze. Doch bleiben die drei Hansestädte nebst einem zweckdienlichen Bezirk als Freihäfen vorläufig außerhalb, bis sie selbst ihre Aufnahme beantragen. Der Bund hat ausschließlich die Gesetzgebung über das gesammte Zollwesen sowie über die Besteuerung des Verbrauchs von einheimischem Zucker, Salz, Bier, Branntwein und Taback. Der Ertrag der Zölle und Verbrauchsabgaben fließt in die Bundeskasse. Die außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze liegenden Gebiete müssen dagegen eine Abschlagssumme zahlen. Im Abschnitt VII ist der Bundesgewalt eine ausgedehnte Controle über das ganze Eisenbahnwesen gesichert. Das Post- und Telegraphenwesen soll, nach Abschnitt VIII, als einheitliche Staatsverkehrsanstalt unter der Leitung des Bundespräsidiums eingerichtet und verwaltet werden, und die Ueberschüsse sollen, nach Ablauf eines achtjährigen Uebergangsstadiums, sammt und sonders in die Bundeskasse fließen. Abschnitt IX handelt von Marine und Schiffahrt. Die Bundeskriegsmarine ist eine einheitliche unter preuß. Oberbefehl, und der Aufwand dafür wird aus der Bundeskasse bestritten. Die gesammte seemännische Bevölkerung des Bundes, einschließlich des Maschinenpersonals und der Schiffshandwerker, ist dazu dienstpflichtig und dagegen vom Dienst im Landheere befreit. Bundeskriegshäfen sind der kieler und der Jadehafen. Die Kauffahrteischiffe sämmtlicher Bundesstaaten bilden eine einheitliche Handelsmarine und werden überall im Bundesgebiet gleichmäßig behandelt. Die Kriegs- und die Handelsmarine führen dieselbe (aus den preuß. und hanseatischen Farben zusammengesetzte) Flagge: Schwarz-Weiß-Roth (Art. 55). Auch das Consulatwesen ist, nach Abschnitt X, einheitlich, und das Bundespräsidium hat die Consuln, nach Vernehmung des Bundesraths-Ausschusses für Handel u. s. w., anzustellen.

Die gesammte Landmacht des Bundes wird, nach Abschnitt XI, ein einheitliches Heer bilden, welches in Krieg und Frieden unter dem Befehl des Königs von Preußen als Bundesfeldherrn steht. Die Organisation, Bekleidung u. s. w. geschieht nach preuß. Muster, und die preuß. Militärgesetzgebung wird allgemein durchgeführt, ausgenommen die Militärkirchenordnung. Nach

Durchführung der Bundeskriegsorganisation wird das Bundespräsidium ein umfassendes Militärgesetz dem Reichstage und dem Bundesrathe zur Beschlußfassung vorlegen (Art. 61). Jeder wehrfähige Norddeutsche ist dienstpflichtig, und Stellvertretung findet nicht statt. Die Dienstzeit soll sieben Jahre im stehenden Heere (drei Jahre bei den Fahnen, vier Jahre in der Reserve) und fünf Jahre in der Landwehr dauern; sie beginnt in der Regel mit dem vollendeten 20. Lebensjahre. Die Friedenspräsenzstärke des Bundesheeres wird bis zum 31. Dec. 1871 auf 1 Proc. der Bevölkerung von 1867 normirt, für die spätere Zeit aber im Wege der Bundesgesetzgebung festgestellt (Art. 60). Die einzelnen Bundesglieder haben demgemäß ihre Contingente zu stellen und bis zum 31. Dec. 1871 jährlich so viel mal 225 Thlr., als die Kopfzahl der Friedensstärke beträgt, an den Bundesfeldherrn zu bezahlen, welcher dagegen die Bestreitung des Aufwandes für das ganze Heerwesen übernimmt. Nach dem 31. Dec. 1871 müssen diese Beträge zur Bundeskasse fortgezahlt werden, und zwar nach Verhältniß der in Art. 60 normirten Friedenspräsenzstärke, bis dieselbe durch ein Bundesgesetz abgeändert ist. Die Verausgabung dieser Summe für das Bundesheer und dessen Einrichtungen wird durch das Etatsgesetz festgestellt. Bei der Feststellung des Militärausgabe-Etats wird die auf Grundlage dieser Verfassung gesetzlich feststehende Organisation des Bundesheeres zu Grunde gelegt (Art. 62). Die Contingentsherren ernennen die Offiziere; doch bei Ernennung von Generalen u. dgl. ist jedesmal die Zustimmung des Bundesfeldherrn einzuholen. Der Bundesfeldherr ernennt überdies die Höchstcommandirenden aller Contingente und alle Festungscommandanten, und dieselben haben ihm den Fahneneid zu leisten. Auch ist in den Fahneneid aller Contingente eine Verpflichtung zu unbedingtem Gehorsam gegen den Bundesfeldherrn aufzunehmen. Der Bundesfeldherr hat das unbeschränkte Dislocationsrecht über alle Contingente; er ist berechtigt, Festungen innerhalb des ganzen Bundesgebiets anzulegen, und er kann jeden Theil desselben, wenn die öffentliche Sicherheit bedroht ist, in Kriegszustand erklären. Außerdem steht der Krone Preußen, als Bundespräsidium, bei allen militärischen Fragen im Bundesrathe eine Art Veto zu (Abschnitt II, Art. 5). Bei Gesetzvorschlägen über das Militärwesen und die Kriegsmarine gibt nämlich, wenn im Bundesrathe eine Meinungsverschiedenheit stattfindet, die preuß. Präsidialstimme den Ausschlag, falls sie sich für die Aufrechterhaltung der bestehenden Einrichtungen ausspricht.

Abschnitt XII handelt von den Bundesfinanzen. Alljährlich soll der Bundeshaushalts-Etat, und zwar vor Beginn des Etatsjahres, durch ein Gesetz festgestellt werden. Auch hat das Bundespräsidium über die Verwendung aller Einnahmen des Bundes alljährlich, zum Behuf der Entlastung, dem Bundesrathe und dem Reichstage Rechnung abzulegen. Soweit die Ausgaben nicht durch die ordentlichen Einnahmen aus den Zöllen, Verbrauchssteuern, Post- und Telegraphenwesen und durch etwaige Ueberschüsse der Vorjahre gedeckt werden, und solange Bundessteuern nicht eingeführt sind, hat das Bundespräsidium bis zur Höhe des budgetmäßigen Betrags außerordentliche Beiträge von den Einzelstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung auszuschreiben. In außerordentlichen Fällen kann auch, im bundesgesetzlichen Wege, die Aufnahme einer Anleihe sowie die Uebernahme einer Garantie zu Lasten des Bundes erfolgen. Die Ausgaben werden in der Regel nur auf ein Jahr bewilligt, doch ist in besondern Fällen eine Bewilligung auf längere Dauer möglich. Während der Uebergangszeit bis zum 31. Dec. 1871 wird der Etat über die Ausgaben für das Bundesheer dem Bundesrath und dem Reichstage nur zur Kenntnißnahme und zur Erinnerung vorgelegt (Art. 71).

Nach Abschnitt XIII (Schlichtung von Streitigkeiten und Strafbestimmungen) hat das Ober-Appellationsgericht der Hansestädte zu Lübeck als einzige Instanz über Hoch- und Landesverrath gegen den Bund zu erkennen. Nähere Bestimmungen darüber sollen durch ein Bundesgesetz erfolgen, und bis dahin bleibt es bei der bisherigen Zuständigkeit der Gerichte in den Einzelstaaten. Sonst sind alle Vergehen gegen den Bund, Bundesrath, Reichstag und Bundesbehörden in den Einzelstaaten nach den dortigen Gesetzen zu beurtheilen, als ob sie gegen den betreffenden Staat, seine Stände und Behörden selbst begangen wären. Streitigkeiten zwischen Bundesstaaten werden auf Anrufen vom Bundesrathe erledigt, soweit sie nicht als privatrechtlicher Natur vor die competenten Gerichte gehören. Auch hat der Bundesrath auf Anrufen innere Verfassungsstreitigkeiten der Einzelstaaten gütlich auszugleichen oder durch die Bundesgesetzgebung zu erledigen. Wichtig ist der Art. 77, wodurch dem Bundesrathe das Recht eingeräumt wird, Beschwerden über etwaige Justizverweigerung in den Einzelstaaten entgegenzunehmen und darauf die gerichtliche Hülfe bei der betreffenden Regierung zu bewirken.

Nach Abschnitt XIV (Art. 78) erfolgen Veränderungen der Bundesverfassung im Wege der Bundesgesetzgebung; jedoch ist dazu im Bundesrathe eine Mehrheit von zwei Dritteln der ver-

tretenen Stimmen erforderlich. Abschnitt XV (Art. 79) berührt das Verhältniß zu den süddeutschen Staaten und besagt, daß diese Beziehungen sofort nach Feststellung der Bundesverfassung durch besondere, dem Reichstage zur Genehmigung vorzulegende Verträge geregelt werden sollen. Der Eintritt der süddeutschen Staaten oder eines derselben in den Bund erfolgt auf den Vorschlag des Bundespräsidiums im Wege der Bundesgesetzgebung. Vgl. Glaser, «Archiv des Norddeutschen Bundes. Sammlung aller Gesetze, Verträge und Actenstücke, die Verhältnisse des Norddeutschen Bundes betreffend» (Berl. 1867).

Die Entstehung des Norddeutschen Bundes schließt sich eng an die Geschichte des Deutschen Bundes. (S. Deutschland.) Der Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete war endlich durch den Deutsch-Oesterreichischen Handelsvertrag vom 11. April 1865 beigelegt und 16. Mai der neue allgemeine Zollvereinsvertrag in Berlin allseitig vollzogen worden. Aber der Zwiespalt beider Großmächte über das Schicksal von Schleswig-Holstein, wo beide vorläufig durch eine gemeinschaftliche Civilbehörde die im Wiener Frieden erworbenen Regierungsrechte ausübten, gestaltete sich immer ernstlicher. Preußen hielt fest daran, daß es die Constituirung eines selbständigen schlesw.-holstein. Staats nur unter den 22. Febr. 1865 formulirten Bedingungen gestatten wolle. Oesterreich dagegen arbeitete darauf hin, Preußen aus seiner Position zu verdrängen, und begünstigte zu dem Zwecke die particularistisch-preußenfeindliche Bewegung in den Herzogthümern. Endlich formulirte eine österr. Depesche vom 10. Juli 1865 das äußerste Maß der Preußen einzuräumenden Zugeständnisse, was allerdings weit hinter den Februarforderungen zurückblieb. Ein offener Bruch schien unvermeidlich, und schon begannen kriegerische Vorbereitungen, namentlich in Schlesien. Inzwischen stellten Baiern, Sachsen und Großherzogthum Hessen 27. Juli beim Bundestage einen Antrag betreffend die Lösung der schlesw.-holstein. Frage, wobei sie zugleich Einberufung der dortigen Landesvertretung und Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund befürworteten. Dieser Antrag ward an den Ausschuß verwiesen und blieb dort unerledigt liegen. Die directen Verhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich dauerten unterdeß fort, und es gelang nochmals, das Einverständniß wiederherzustellen durch die 14. Aug. abgeschlossene Convention von Gastein, welche 15. Sept. in Ausführung gebracht wurde. Demgemäß fiel Lauenburg gegen eine Abfindungssumme von 2½ Mill. dän. Thaler an die Krone Preußen; die Ausübung der Regierungsrechte in den beiden andern Herzogthümern wurde getheilt, sodaß Preußen dieselben in Schleswig, Oesterreich aber in Holstein auszuüben hatte; außerdem behielt Preußen die Hoheit über den kieler Hafen, das Mitbesatzungsrecht in Rendsburg u. s. w. Der Bundestag nahm die Notification von diesem Vertrage ohne Widerspruch hin; anderweitige Proteste, auch die misbilligenden Circulardepeschen Englands und Frankreichs, blieben wirkungslos. Am 4. Nov. erneuerten Baiern, Sachsen und Großherzogthum Hessen den 27. Juli gestellten Antrag in veränderter Form und drängten auf sofortige Abstimmung. Aber nur sieben Stimmen erklärten sich für die beantragte Dringlichkeit, während acht dagegen stimmten, und so ging der Antrag an den Ausschuß, wo er begraben ward. Die drei Antragsteller aber erklärten, daß nunmehr alle nach der Bundesverfassung zu Gebote stehenden Mittel erschöpft seien, daß sie deshalb ihre Thätigkeit am Bunde wegen der schlesw.-holstein. Sache als abgeschlossen betrachten und sich auf eine laute und entschiedene Verwahrung gegen jede dem Bundesrecht fremde Abmachung beschränken würden (18. Nov. 1865).

Das durch den Gasteiner Vertrag wiederhergestellte Einvernehmen zwischen den deutschen Großmächten war nur von kurzer Dauer. Oesterreich nahm es übel auf, daß Preußen bei Gelegenheit des Deutsch-Italienischen Handelsvertrags vom 31. Dec. 1865 die Anerkennung des Königreichs Italien von seiten sämmtlicher Zollvereinsstaaten vermittelte. Wichtiger noch war es, daß beide Großmächte an ihrer bisherigen Politik in der schlesw.-holstein. Frage festhielten. Eine preuß. Depesche vom 26. Jan. 1866 beklagte sich, daß die österr. Regierung in Holstein eine antipreuß. und revolutionäre Agitation daselbst dulde. Darauf erfolgte 7. Febr. eine abweisende österr. Antwort. Nunmehr sprach Graf Bismarck in einem Schreiben vom 2. März, womit er eine Adresse schlesw.-holstein. Adelicher beantwortete, geradezu aus, daß er die Vereinigung Schleswig-Holsteins mit der preuß. Monarchie als die für die Herzogthümer selbst vortheilhafteste Lösung betrachte. Auf beiden Seiten ward schon der Abbruch der bisherigen Allianz ins Auge gefaßt, und seit Anfang März begannen hier und dort wieder kriegerische Vorbereitungen. Im ganzen ging die Strömung der öffentlichen Meinung in Deutschland während dieser Krisis gegen Preußen, dessen Lage dazu durch den fortdauernden innern Conflict erschwert schien. Dadurch wurde das Wiener Cabinet um so mehr ermuthigt vorzugehen. Eine österr. Circulardepesche vom 16. März

stellte, falls Preußen nicht befriedigende Erklärungen geben würde, die Anrufung des Bundes gemäß Art. 11 der Bundesacte (Verbot kriegerischer Selbsthülfe zwischen Bundesgliedern) in Aussicht und forderte die deutschen Regierungen auf, für die Kriegsbereitschaft ihrer Contingente zu sorgen. Am eifrigsten rüstete das Königreich Sachsen, dessen leitender Minister, von Beust, zugleich eine außerordentliche diplomatische Thätigkeit entfaltete; daneben trug Würtemberg die größte Feindseligkeit gegen Preußen zur Schau. Baiern versuchte die Rolle eines Vermittlers zu spielen, während Hannover eine schwankende und zweideutige Haltung zwischen beiden Großmächten annahm. Eine preuß. Circulardepesche vom 24. März an die deutschen Regierungen, welche aufragte, inwieweit Preußen eventuell auf Beistand gegen Oesterreich zu rechnen habe, wurde wenig günstig aufgenommen und meistens mit einer Verweisung auf den Bundestag beantwortet. Dagegen fand Preußen einen bereitwilligen Bundesgenossen an dem Königreiche Italien, welches seit dem März auch seinerseits zu rüsten begann. Gleichzeitig nahm die preuß. Regierung auch die seit dem J. 1863 ruhende Frage der Bundesreform wieder auf. Der preuß. Gesandte beantragte beim Bundestage 9. April förmlich die baldige Einberufung eines aus directen Wahlen und allgemeinem Stimmrecht hervorgegangenen deutschen Parlaments, und die Bundesregierungen wurden eingeladen, sich sofort über die von diesem Parlamente zu berathenden Vorlagen zu verständigen. Am 21. April ward dieser Antrag mit 14 Stimmen an einen Ausschuß verwiesen; Luxemburg enthielt sich der Abstimmung. Die preuß. Vorschläge wurden ziemlich allgemein mit Mistrauen aufgenommen, um so mehr als die preuß. officielle Presse sogleich betonte, daß es der Zweck sei, die militärische Kraft Nord- und Mitteldeutschlands zu wirksamer That um Preußen zu vereinigen. Nichtsdestoweniger beschloß eine diplomatische Conferenz zu Augsburg, 22. bis 23. April, wo Baiern, Würtemberg, Sachsen, Baden, Großherzogthum Hessen, Nassau, Sachsen-Weimar, Meiningen und Koburg-Gotha vertreten waren, den preuß. Antrag als Ausgangspunkt für eine zeitgemäße Bundesreform anzunehmen. Unterdeß nahm der Notenwechsel zwischen den beiden Großmächten eine immer gereiztere Form an (April). Es handelte sich dabei um die Frage der Abrüstung, wo jeder Theil verlangte, daß der andere mit gutem Beispiel vorangehe. Endlich gab Oesterreich anscheinend nach und versprach, zuerst die kriegerischen Vorbereitungen an der preuß. Grenze rückgängig zu machen, ordnete aber fast gleichzeitig die Kriegsbereitschaft gegen Italien an. Auch wurde jetzt das österr. Ultimatum in der schlesw.-holstein. Frage formulirt. Eine Depesche vom 26. April bot nochmals die frühern Zugeständnisse, drohte aber zugleich, falls Preußen sich damit nicht begnüge, die Sache zum Austrag an den Bund zu bringen. Darauf erklärte Preußen (30. April), daß es, bevor es seinerseits entwaffne, auf einer vollständigen Abrüstung Oesterreichs, auch im Süden gegen Italien, bestehen müsse. Als Oesterreich diese Forderung 4. Mai entschieden zurückwies, erfolgte sofort die Mobilmachung der gesammten preuß. Armee; auch Oesterreich setzte jetzt sein ganzes Heer auf den Kriegsfuß. Zugleich lehnte eine preuß. Depesche vom 7. Mai die österr. Vorschläge betreffend Schleswig-Holstein bestimmt ab. Nach alledem mußte ein vollständiger Bruch als unvermeidlich erscheinen, und es lag die Gefahr nahe, daß auch die übrigen deutschen Staaten in den Kampf der beiden Großmächte verwickelt würden. Bereits 27. April hatte Preußen wegen der Rüstungen des Königreichs Sachsen Aufklärung gefordert und, als diese unbefriedigend ausfiel, mit weitern Maßregeln gedroht. Sachsen brachte die Sache an den Bund (5. Mai), und 9. Mai wurde mit zehn gegen fünf Stimmen beschlossen, von Preußen eine Erklärung mit Rücksicht auf Art. 11 der Bundesacte zu verlangen. Am 14. Mai hielten die schon in Augsburg versammelt gewesenen Mittel- und Kleinstaaten eine zweite Conferenz in Bamberg und stellten darauf 19. Mai beim Bundestage den gemeinsamen Antrag auf gleichzeitige Abrüstung sämmtlicher Bundesglieder, und zwar an Einem von der Bundesversammlung zu bestimmenden Tage; 24. Mai ward dieser Antrag einstimmig angenommen. Unterdeß hatten nach dem Vorgange Baierns auch die übrigen südwestdeutschen Staaten kriegerische Vorkehrungen begonnen, und ganz Deutschland erscholl vom Lärm der Waffen. Zahlreiche Volksversammlungen u. s. w. verdammten die auswärtige und innere Politik Preußens, und man empfahl immer wieder das sog. Selbstbestimmungsrecht der Schleswig-Holsteiner als das einzige Rettungsmittel vor dem drohenden Bruderkriege.

Nochmals versuchte in dieser Lage die europ. Diplomatie den drohenden Sturm zu beschwören. Nachdem Frankreich sich mit England und Rußland verständigt, luden diese drei Mächte (24. bis 28. Mai) Oesterreich, Preußen, den Deutschen Bund und Italien ein, eine Friedensconferenz in Paris zu beschicken, wo die venetianische, die schleswig-holsteinische und die Bundesreformfrage, soweit dieselbe das europ. Gleichgewicht berühre, besprochen werden sollten. Alle nahmen die Ein-

ladung an; nur Oesterreich machte den Vorbehalt, daß bei den Verhandlungen jede Combination ausgeschlossen bleiben müsse, welche darauf berechnet sei, einem der eingeladenen Staaten eine territoriale Vergrößerung oder einen Machtzuwachs zu verschaffen (1. Juni). Darauf erklärte Frankreich, daß die österr. Vorbehalte die beabsichtigte Conferenz unmöglich machten (3. Juni). Inzwischen war der entscheidende Schritt schon am Bundestage geschehen. Mit Bezug auf den Bundesbeschluß vom 24. Mai erklärten beide Großmächte 1. Juni ihre Bereitwilligkeit, abzurüsten; aber Oesterreich fügte hinzu, daß diese Zusage nicht auch die Rüstungen gegen Italien betreffe. Zugleich stellte Oesterreich, da alle Bemühungen um eine Verständigung mit Preußen vereitelt seien, die definitive Entscheidung der schlesw.-holstein. Frage dem Bunde anheim und notificirte, daß der österr. Statthalter in Holstein, Feldmarschallieutenant von Gablenz, ermächtigt sei, die holstein. Stände einzuberufen, deren Wünsche und Rechtsanschauungen einen der berechtigten Factoren der Entscheidung bilden würden. Tags darauf (2. Juni) erfolgte wirklich die Einberufung des holstein. Landtags zum 11. Juni nach Itzehoe. Die preuß. Regierung antwortete mit einer Depesche nach Wien, 3. Juni, und einem Protest am Bundestage, 9. Juni, und erklärte, daß Oesterreich durch sein Verfahren die Bestimmungen der unterm 16. Jan. 1864 gegen Dänemark geschlossenen Allianz sowie den Gasteiner Vertrag gebrochen habe; Preußen sei daher befugt, auf den Boden des Wiener Friedens zurückzutreten und das Condominat sowie das Mitbesatzungsrecht auch in Holstein wieder an sich zu nehmen. Demgemäß rückte der preuß. Gouverneur von Schleswig, General von Manteuffel, 7. Juni mit Heeresmacht über die Eider, besetzte in wenigen Tagen ganz Holstein und verhinderte das Zusammentreten der holstein. Stände. Der österr. General von Gablenz wich der Uebermacht ohne Widerstand. Schon 7. Juni zog er sich von Kiel nach Altona zurück und ging 12. Juni über die Elbe nach Harburg, von wo er mit seiner Brigade nach Böhmen heimkehrte. Auch der Erbprinz Friedrich von Augustenburg verließ das holstein. Gebiet. Damit war der Krieg zwischen den beiden Großmächten thatsächlich bereits ausgebrochen, doch blieb noch die Hoffnung, daß das übrige Deutschland seine Neutralität bewahren würde. Auf den Antrag Baierns hatte die Bundesversammlung 9. Juni beschlossen, daß die österr. und preuß. Truppen aus den Bundesgarnisonen Frankfurt, Mainz und Rastadt zurückgezogen werden sollten, was auch in den nächsten Tagen geschah. Aber 11. Juni erhob Oesterreich beim Bundestage Beschwerde über die Vorgänge in Holstein als Vertragsbruch und bundeswidrige Selbsthülfe, und beantragte demgemäß das sofortige Einschreiten des Bundes und die schleunige Mobilisirung des ganzen Bundesheeres, mit Ausnahme des 4., 5. und 6. (preuß.) Bundesarmeecorps. Das berliner Cabinet erließ dagegen ein Rundschreiben an alle Bundesstaaten (12. Juni) mit der Warnung, daß Preußen eine Zustimmung zu diesem österr. Antrage einer Kriegserklärung gleich erachten müsse. Nichtsdestoweniger wurde der Antrag 14. Juni mit neun gegen sechs Stimmen angenommen. Dafür stimmten Oesterreich, Baiern, Würtemberg, Sachsen, Hannover, beide Hessen, die 13. und die 16. Curie (doch widersprachen in diesen beiden Curien Braunschweig und mehrere Kleinstaaten). Der preuß. Gesandte erklärte darauf den Bundesvertrag für gebrochen und erloschen, legte die (bereits unterm 10. Juni den deutschen Regierungen mitgetheilten) Grundzüge eines neu zu vereinbarenden Bundes vor und lud die bisherigen Bundesglieder, außer Oesterreich, zur Theilnahme ein. Preußen ergriff nun Maßregeln, um sich der in seiner Machtsphäre belegenen Mittelstaaten zu versichern. Ein an Sachsen, Hannover und Kurhessen gerichtetes Ultimatum vom 15. Juni verlangte ein Bündniß auf Grund unbewaffneter Neutralität und den Beitritt zu den preuß. Bundesreformvorschlägen; dagegen ward Gewährleistung des Besitzstandes und der Souveränetät angeboten. Da die Antworten, welche noch an demselben Tage gefordert wurden, ablehnend ausfielen, so rückten tags darauf (16. Juni) preuß. Truppen in alle drei Staaten ein. An demselben Tage zog sich König Johann von Sachsen mit seinem Heere nach Böhmen zurück, während er zugleich beim Bundestage um schleunige Bundeshülfe nachsuchte. Dieser Antrag wurde auf der Stelle mit einer Mehrheit von zehn Stimmen angenommen und zugleich der Austritt Preußens für völlig ungültig erklärt. Auch versprach Oesterreich allen bundestreuen Staaten ihren Besitzstand zu garantiren. Dagegen erklärte Luxemburg, welches sich auch diesmal, wie schon wiederholt, der Abstimmung enthalten hatte, seine Neutralität (16. Juni). Nunmehr erfolgte 17. Juni 1866 das österr., 18. Juni das preuß. Kriegsmanifest. Am 18. Juni erklärte auch der König von Italien, Victor Emanuel, als preuß. Bundesgenosse den Krieg gegen Oesterreich und erließ sein Kriegsmanifest 20. Juni. (S. Oesterreich.)

Der Krieg verlief rasch und für Preußen höchst glorreich. (S. Preußisch-deutscher Krieg.) Sachsen und Kurhessen wurden ohne Schwertstreich occupirt. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen, nachdem er hartnäckig das nochmals angetragene preuß. Bündniß abgelehnt,

ward 23. Juni gefangen nach Stettin abgeführt. König Georg V. von Hannover leistete bei Langensalza 27. Juni blutigen Widerstand, mußte aber gleich darauf capituliren und sein Land meiden (29. Juni). Alle übrigen nord- und mitteldeutschen Staaten, außer Nassau, Frankfurt, Großherzogthum Hessen, Sachsen-Meiningen und Reuß älterer Linie, riefen allmählich bis Ende Juni ihre Gesandten vom Bundestage ab, erklärten sich für neutral oder traten ganz auf Preußens Seite. Unterdeß rückte die preuß. Hauptmacht in Böhmen ein und erfocht 3. Juli unter der eigenen Führung des Königs Wilhelm bei Königgrätz (s. d.) einen entscheidenden Sieg über die österr. Nordarmee und die mit derselben vereinigten sächs. Truppen. Die Niederlage der Oesterreicher war vollständig, und das wiener Cabinet fand sich in seiner Lage zu einem überraschenden Schritte bewogen. Am 4. Juli trat nämlich Kaiser Franz Joseph das österr. Venetien an Napoleon III. ab und erbat dessen Vermittelung zur Herbeiführung des Friedens. Die Absicht war offenbar, einen Separatfrieden mit Italien zu erlangen, um auch die österr. Südarmee gegen Preußen verwenden zu können. Vielleicht auch hoffte man in Wien, auf diesem Wege die franz. Bundesgenossenschaft zu gewinnen. Die Vermittelung Napoleon's III. ward allseitig angenommen; aber Italien hielt an dem preuß. Bündniß fest und verweigerte jeden Separatwaffenstillstand. Die preuß. Hauptmacht drang unaufhaltsam durch Böhmen und Mähren bis an die Donau vor und bedrohte Wien. Ebenso glücklich operirten die andern preußischen, allmählich durch norddeutsche Bundestruppen verstärkten Heeresabtheilungen, welche dem 7. (bairischen) Bundesarmeecorps unter Prinz Karl von Baiern und dem 8. Bundesarmeecorps unter Prinz Alexander von Hessen-Darmstadt gegenüberstanden. Schon 14. Juli entfloh der Rumpf des Bundestags, welcher sich in Frankfurt nicht mehr sicher fühlte, nach Augsburg. Am 16. Juli rückte die preuß. Mainarmee in Frankfurt ein, und diese Stadt nebst dem Herzogthum Nassau und den benachbarten bairischen und hessischen Gebietstheilen wurden unter preuß. Verwaltung genommen. Bis zu Ende des Monats Juli drang die preuß. Mainarmee nach Würzburg, Heidelberg und Manheim vor, während das zweite preuß. Reservecorps unter dem Commando des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin Baireuth und Nürnberg besetzte. Auch Würtemberg, welches seit dem 26. Juni im Auftrage des Bundes die preuß. Provinz Hohenzollern sequestrirt hatte, erlitt jetzt zur Vergeltung in seinen nördlichsten Districten preuß. Occupation. In dieser Noth trugen alle süddeutschen Staaten, mit der einzigen Ausnahme Badens, kein Bedenken, gleich Oesterreich um die diplomatische Intervention Napoleon's III. nachzusuchen. Der franz. Einfluß wurde denn auch bei den Friedensverhandlungen, welche seit Mitte Juli im preuß. Hauptquartier begonnen hatten, sehr fühlbar. Das wiener Cabinet willigte in die Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland und in die Abtretung Venetiens und Schleswig-Holsteins, bestand aber unbedingt auf der sonstigen territorialen Integrität des Kaiserstaats und des Königreichs Sachsen. Preußen mußte darin nachgeben und auch den süddeutschen Staaten eine «wirklich lebenskräftige» (vraiment sérieuse) Existenz zugestehen. Dagegen erhielt Preußen in Norddeutschland bis zum Main völlig freie Hand, und Oesterreich anerkannte im voraus den unter Preußens Führung zu begründenden «Norddeutschen Bund». Als eine weitere Concession gegen Frankreich war es anzusehen, daß Preußen zusagte, die nördl. Districte von Schleswig, wenn die Bevölkerung in freier Abstimmung sich dafür aussprechen würde, an Dänemark zurückzugeben. Auf dieser Grundlage wurden die Friedenspräliminarien und der Waffenstillstand zu Nikolsburg 26. Juli, der Waffenstillstand mit Baiern ebendaselbst 28. Juli 1866 abgeschlossen. Bald folgten Waffenstillstands-Conventionen mit Würtemberg und Großherzogthum Hessen, zu Eisingen bei Würzburg 1. Aug., und mit Baden, zu Würzburg 3. Aug. Jetzt wurde sofort die Vereinigung der eroberten norddeutschen Staaten mit der preuß. Monarchie angebahnt (Gesetzentwurf wegen Annexion von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt, eingebracht 17. Aug., vollzogen 20. Sept.; desgleichen wegen Annexion von Schleswig-Holstein, eingebracht 7. Sept., vollzogen 24. Dec.). Ein kleines Stück von Holstein nebst 1 Mill. Thlr. erhielt der Großherzog Peter von Oldenburg, welcher dagegen allen seinen Ansprüchen auf die Herzogthümer zu Gunsten Preußens entsagte (Vertrag vom 27. Sept.). Gleichzeitig ward durch die Bündnißverträge mit den befreundeten Staaten Norddeutschlands, abgeschlossen zu Berlin 18. und 21. Aug., der Grund zu dem Norddeutschen Bunde gelegt.

Die Friedensverhandlungen mit Oesterreich fanden in Prag, die mit den übrigen deutschen Staaten in Berlin statt. Zuerst kam es zum Abschluß mit Würtemberg 13. Aug., Baden 17. Aug. und Baiern 22. Aug. Diese mußten den Nikolsburger Friedenspräliminarien beitreten, d. h. die neue Ordnung der Dinge in Deutschland anerkennen, und Kriegskosten bezahlen: Baden 6 Mill., Würtemberg 8 Mill., Baiern 30 Mill. Fl. Auch hatte Baiern behufs

strategischer und Verkehrsinteressen einige Grenzbezirke (10 Q.-M. mit 33000 E.) abzutreten. Wichtiger war der Friede mit Oesterreich zu Prag 23. Aug. 1866, in welchem die Nikolsburger Präliminarien allseitig bestätigt wurden. Oesterreich verpflichtete sich auch, 40 Mill. Thlr. Kriegskosten zu zahlen, worauf jedoch 15 Mill. als Kriegskosten aus dem schlesw.-holstein. Feldzuge des J. 1864 und 5 Mill. als Aequivalent für die Verpflegung der preuß. Occupationstruppen während des Waffenstillstandes zugute gerechnet werden sollten. Am 24. Aug. hielt der Rumpf des Deutschen Bundestags seine letzte Sitzung zu Augsburg, in welcher derselbe beschloß, seine Thätigkeit zu beendigen. Zunächst folgte nun der Friede mit dem Großherzogthum Hessen zu Berlin, 3. Sept. Der Großherzog mußte die Landgrafschaft Hessen-Homburg und verschiedene Grenzdistricte abtreten, wogegen er zur Entschädigung einige Enclaven erhielt, sodaß sein Verlust 18 Q.-M. mit 64000 E. betrug. Außerdem zahlte er 3 Mill. Fl. Kriegskosten und trat mit seinen sämmtlichen nördlich vom Main belegenen Gebietstheilen dem Norddeutschen Bunde bei; auch verblieb Preußen das nunmehr ausschließliche Besatzungsrecht in der Festung Mainz. Der Friede mit dem Fürstenthum Reuß älterer Linie ward 26. Sept., mit dem Herzogthum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen 8. Oct. und mit dem Königreich Sachsen 21. Oct. zu Berlin abgeschlossen. Diese drei Staaten mußten dem Norddeutschen Bunde beitreten und Reuß 100000 Thlr., Sachsen aber 10 Mill. Thlr. Kriegskosten bezahlen, während Meiningen frei ausging. Außerdem war Sachsen (s. d.) der einzige deutsche Staat, welcher gemäß einer besondern Convention auch nach dem Friedensschlusse von preuß. Truppen besetzt blieb.

Mochte man auch beklagen, daß die deutsch-österr. Provinzen aus der tausendjährigen Verbindung ganz herausgerissen, daß die süddeutschen Staaten wenigstens vorläufig von der polit. Arbeit des Gesammtvaterlandes ausgeschlossen, so war doch der unglückselige Dualismus endlich beseitigt. Während Oesterreich auf seine große Culturaufgabe nach Osten hin angewiesen ward, war nördlich vom Main ein wesentlich reindeutscher Großstaat erwachsen, welcher unbeirrt durch fremdländische Interessen die nationalen Ziele verfolgen konnte. Preußen begann nun rüstig an der Constituirung des Norddeutschen Bundes zu arbeiten. Die Landtage der Einzelstaaten, die sich zunächst über den neuen Zustand zu erklären und mit dem Wahlgesetze für den Reichstag zu beschäftigen hatten, machten mehr oder minder ausdrücklich den Vorbehalt, daß die neue Bundesverfassung, nachdem dieselbe mit dem Reichstage vereinbart, noch der verfassungsmäßigen Genehmigung der Einzellandtage bedürfe. Diese Forderung ward seitdem auch seitens der Regierungen als berechtigt anerkannt. Sodann trat in Berlin 15. Dec. 1866 eine Conferenz von Gesandten aller norddeutschen Staaten zusammen, aus deren Berathungen ein Entwurf der Bundesverfassung (9. Febr.) hervorging. Am 12. Febr. 1867 fanden überall in Norddeutschland die Reichstagswahlen statt, worauf der Reichstag des Norddeutschen Bundes zu Berlin 24. Febr. mit einer Thronrede des Königs Wilhelm von Preußen eröffnet wurde. Nachdem der Reichstag sich constituirt und Dr. E. Simson zum Präsidenten, den Herzog von Ujest und R. von Bennigsen zu Vicepräsidenten gewählt hatte, begann die Berathung des von den Regierungen vereinbarten Verfassungsentwurfs und zwar, um Zeit zu ersparen, sogleich im Hause, ohne vorherige Commissionsbehandlung. Die große Mehrheit des Reichstags nahm die Vorlage mit Beifall auf und war entschlossen, das deutsche Verfassungswerk jedenfalls und baldmöglichst zu einem vorläufigen Abschluß zu bringen. Andererseits bewiesen auch die Commissare der verbündeten Regierungen, als deren Vorsitzender Graf Bismarck fungirte, sich bei vielen Gelegenheiten nachgiebig. So wurde die Arbeit rasch gefördert. Die Forderung der Linken, auf Wiederherstellung der Grundrechte von 1848 oder wenigstens bundesgesetzliche Sicherstellung eines Minimums von Grundrechten, konnte nicht durchdringen. Ebenso wenig Erfolg hatte die centralistisch-unitarische Richtung, welche eine Art Reichsministerium mit voller jurist. Verantwortlichkeit verlangte; man begnügte sich, den Bundeskanzler verantwortlich zu machen. Doch ward die Competenz der Centralgewalt in manchen Stücken weiter ausgedehnt, als im Entwurf vorgesehen, auch dem Reichstage ein größeres Maß von Rechten und Privilegien eingeräumt. Nur zwei Punkte machten wirklich ernsthafte Schwierigkeiten. Der Regierungsentwurf wollte alle Staatsbeamten von der Wählbarkeit zum Reichstage ausschließen und versagte den Reichstagsmitgliedern die sonst üblichen Diäten. Dies erregte lebhaften Widerspruch, und die Regierungscommissare gaben in der Beamtenfrage nach, hielten aber den Wegfall der Diäten aufrecht. Nichtsdestoweniger beschloß der Reichstag, daß Diäten gezahlt werden sollten, welcher Beschluß jedoch bei der Schlußberathung wieder zurückgenommen wurde. Noch mehr Schwierigkeiten verursachte die Militärfrage. Der Regierungsentwurf wollte die Friedenspräsenzstärke des Bundesheeres gleich auf zehn Jahre fixiren, und bei wachsender Bevölkerung sollte nach

je zehn Jahren ein anderweitiger Procentsatz aufgestellt werden; auch war im Entwurf die jährliche Zahlung von 225 Thlrn. pro Kopf der Friedensstärke an den Bundesfeldherrn definitiv festgestellt. Dem gegenüber strebte der Reichstag, seinen Einfluß auf das Bundesheer und das Militärbudget für die Zukunft zu wahren, und stimmte für eine kürzere Uebergangszeit, bis zum 31. Dec. 1871. Erst bei der Schlußberathung gelang es den beiden Mittelparteien, den Freiconservativen unter dem Herzog von Ujest und den Nationalliberalen unter R. von Bennigsen, ein vermittelndes Amendement durchzubringen, wodurch der Art. 62 seine definitive Gestalt erhielt. Darauf wurde die Bundesverfassung, wie sie aus der Schlußberathung hervorgegangen, 16. April bei namentlicher Abstimmung mit 230 gegen 53 Stimmen angenommen. Tags darauf, in der 35. Sitzung des Reichstags, erklärte Graf Bismarck, auf Grund der von den verbündeten Regierungen der Krone Preußen übertragenen Machtvollkommenheit, daß die Verfassung des Norddeutschen Bundes in ihrer nunmehrigen Gestalt durch die verbündeten Regierungen angenommen sei. Der Schluß des Reichstags erfolgte am nämlichen Tage durch eine Thronrede des Königs Wilhelm von Preußen (17. April). Gleich darauf wurden zunächst der preuß. und der sächs. Landtag auf den 29. April 1867 einberufen, um der Bundesverfassung ihre verfassungsmäßige Genehmigung zu ertheilen. So durfte mit Sicherheit erwartet werden, daß noch vor Ablauf des in den Bündnißverträgen vom 18. und 21. Aug. 1866 festgesetzten einjährigen Termins die Verfassung des Norddeutschen Bundes in anerkannter Wirksamkeit sein würde.

Die Mäßigung, welche Preußen bei den Friedensverhandlungen bewiesen, machte auch auf die süddeutschen Regierungen einen günstigen Eindruck, und so erfolgte bald eine Wiederannäherung. Gleichzeitig mit den Friedensverträgen wurden 13. Aug. 1866 zwischen Preußen und Würtemberg, 17. Aug. zwischen Preußen und Baden, 22. Aug. zwischen Preußen und Baiern drei gleichlautende Bündnißverträge abgeschlossen. Die Contrahenten vereinigten sich zu einem Schutz- und Trutzbündniß und garantirten sich gegenseitig die Integrität ihres Territorialbesitzstandes. Für den Fall eines Kriegs verpflichteten sie sich, einander ihre volle Kriegsmacht zur Verfügung zu stellen, und Baiern, Würtemberg und Baden übertrugen für diesen Fall den Oberbefehl über ihre Truppen dem Könige von Preußen. Es wurde stipulirt, daß diese Bündnißverträge vorerst geheim gehalten werden sollten, theils wol mit Rücksicht auf das Ausland, besonders Frankreich und Oesterreich, theils auch wegen der damals noch in Süddeutschland vorherrschenden gereizten und preußenfeindlichen Stimmung. Die Gemüther beruhigten sich indeß auch dort allmählich. Schon 30. Aug. sprach sich die bair. Zweite Kammer mit weit überwiegender Majorität für einen engern Anschluß an Preußen aus, und die bad. Zweite Kammer folgte diesem Beispiel, während in der würtemb. Kammer ein ähnlicher Antrag abgelehnt wurde. Allgemein erklärte sich die öffentliche Meinung gegen den Gedanken eines südwestdeutschen Staatenbundes, welcher doch nicht auf eigenen Füßen stehen könne, sondern dem österr. oder franz. Protectorat verfallen müsse. Auch Hessen knüpfte gleich nach dem Friedensvertrage mit Preußen weitere Unterhandlungen über eine Militärconvention an, welche jedoch erst 7. April 1867 zum Abschluß kam. Auf einer von den vier süddeutschen Staaten Baiern, Würtemberg, Baden und Hessen beschickten Ministerconferenz zu Stuttgart ward eine Convention (vom 5. Febr. 1867) vereinbart, welche eine vollständige Neugestaltung des süddeutschen Heerwesens nach preuß. Vorbilde grundsätzlich bestimmte. Endlich im Laufe des März 1867 wurden die bisher geheim gehaltenen Bündnißverträge amtlich veröffentlicht. Damit war vor ganz Europa die volle Gewißheit constatirt, daß die Mainlinie, welche die Grenze des Norddeutschen Bundes bezeichnet, doch keine Grenzscheide für die nationale Einigung sein soll. Dagegen blieb das Verhältniß zu den vormaligen deutschen Bundeslanden Luxemburg und Limburg noch ungeregelt. Der niederländ. Gesandte hatte bereits beim Beginn des preuß.-österr. Conflicts am Bundestage den Antrag gestellt (19. Mai 1866), daß das Herzogthum Limburg, welches zugleich einen integrirenden Bestandtheil des Königreichs der Niederlande bildete, aus der (erst durch Bundesbeschluß vom 5. Sept. 1839 angeknüpften) Verbindung mit Deutschland gelöst werde. Während des Preußisch-deutschen Kriegs bewahrte die niederländ. Krone ihre Neutralität. Mit der Auflösung des Bundesverhältnisses sah sie aber ihre Verpflichtungen gegen Deutschland als erloschen an und wurde darin von Frankreich bestärkt, welches nunmehr Unterhandlungen über den Ankauf des Großherzogthums Luxemburg anknüpfte. Preußen weigerte sich jedoch, sein vertragsmäßiges Besatzungsrecht in der Festung Luxemburg aufzugeben (25. März 1867), erklärte dagegen (5. April) im Haag, daß es die frühern Beziehungen zwischen Deutschland und Limburg als aufgehoben betrachte. Ueber die sich hieran schließenden Verhandlungen s. Preußen.

Norden (Himmelsgegend), s. Mitternacht.

Norderney, eine schmale Insel an der Küste von Ostfriesland, zu der ehemals hannov., jetzt preuß. Landdrostei Aurich gehörig, hat einen Flächeninhalt von $1/_5$ Q.-M. mit ungefähr 1180 E., welche größtentheils Fischer oder Schiffer sind und in dem gleichnamigen Dorfe leben. Letzteres zählt über 200 in holländ. Geschmack aufgeführte Häuser von nettem, freundlichem Ansehen. Die südöstl. Hälfte der Insel besteht aus 40—80 F. hohen Sanddünen, zwischen denen sich fruchtbares, wohlangebautes Land befindet. Seit 1801 besteht in N. eine mit guten Einrichtungen versehene Seebadeanstalt, welche sich besonders in den letzten Jahrzehnten bedeutend gehoben hat. Das Bad wird jährlich von 1500—2000 Curgästen benutzt, hauptsächlich von der Aristokratie und den Begüterten Norddeutschlands, Hollands, Oesterreichs, Rußlands. Man badet auf der Nord- und Nordwestseite, wo ein sich sanft abdachender, ebener und dichter Sandboden gefunden wird und der Wellenschlag ziemlich stark ist. Außer diesem kalten Seebade sind Bäder jeder Art in dem gutangelegten Badehause zu haben, und die Häuser der Einwohner enthalten gleichfalls die nöthigen Vorrichtungen zu warmen Bädern. Die Anstalt ist jedes Jahr vom 15. Juli bis 15. Oct. geöffnet. Während der Ebbe kann man vom festen Lande auf einem Landwege zu Fuß und zu Wagen auf die Insel gelangen. Außerdem gehen aber Dampfschiffe von Hamburg, Bremen, Emden und der N. gegenüberliegenden Stadt Norden regelmäßig und andere Fahrzeuge zu jeder beliebigen Zeit dahin ab. In der Neujahrsnacht von 1855 wurde durch den Sturm ein beträchtliches Stück Inselland, im Osten bei der Marienhöhe, abgespült, der Strand dadurch sehr eingeschränkt und das Dorf selbst bedroht. Zum Schutze ist 1858 vom südwestl. Strande ab bis fast zur Georgshöhe ein Damm von großen behauenen Steinen aufgeführt. Vgl. Bluhm, «Die Insel N.» (Hannov. 1861).

Nordhausen, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Erfurt, liegt in angenehmer Umgebung an der Südseite des Harzes und am westl. Ende der Goldenen Aue und dem kleinen, vom Harze kommenden Flüßchen Zorge, das sich 2 St. abwärts in die Helme ergießt. Die Stadt, welche theils in der untern Thalebene (Unterstadt), theils auf einer Hochebene (Oberstadt) steht, zählt (1864) 18589 E. und hat sieben prot. Kirchen und eine katholische (der Dom). In der St.-Blasienkirche befinden sich zwei Gemälde von Lukas Cranach. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen ein Gymnasium, eine Realschule erster Klasse und eine höhere Töchterschule. Die sehr betriebsame Bevölkerung hat den Ort zu einem Mittelpunkte für den Verkehr des Harzes, des Eichsfeldes und der Goldenen Aue gemacht. Zahlreiche Fabriken, insbesondere für Taback, Kaffeesurrogate (Cichorien und Lutze'scher Gesundheitskaffee), Leder, Chemikalien, Zucker, Tapeten, Weberwaaren (Kattun u. s. w.), befinden sich theils im Orte selbst, theils in dessen unmittelbarer Nähe und beschäftigen Tausende von Arbeitern aus der Stadt und den benachbarten Dörfern. Den Hauptgegenstand der städtischen Industrie bilden die berühmten Brennereien (Nordhäuser Kornbranntwein), von denen gegen 50 fast in beständigem Betriebe sind und über 150000 Thlr. jährlich Branntweinsteuer zahlen. In neuerer Zeit gelangten jährlich über 100000 Oxthoft Branntwein zur Ausfuhr. Von Wichtigkeit ist auch die Viehzucht, insbesondere die Rinder- und Schweinemästung, welche durch einen starken Export von Fleischwaaren nachhaltig unterstützt wird. Neuerdings hat auch die Brauerei einen bedeutenden Aufschwung genommen, die 1866 bereits über 40000 Tonnen Bier lieferte. Durch den sehr bedeutenden Getreidehandel versorgt N. zugleich den Harz und das Eichsfeld. Der Oekonomische Verein der Goldenen Aue, der zugleich mit der Thüringischen Gartenbaugesellschaft hier seinen Sitz hat, wirkt für die höhern ökonomischen Interessen der Umgebung. Noch größere Bedeutsamkeit wird N. mit Vollendung der Halle-Nordhausen-Kasseler Eisenbahn (seit 12. Juli 1866 von Halle bis N. befahren) erhalten, welche durch einen Schienenweg von N. aus über Sondershausen und Langensalza mit der Sächsisch-Thüringischen Bahn verbunden werden soll. N. ist eine der ältesten Städte im nördl. Deutschland. Bereits 943 stiftete daselbst Adelheid, die Gemahlin Kaiser Otto's I., ein Kloster. Die Stadt N. war reichsfrei, und mehrere Reichstage wurden im 11. und 12. Jahrh. daselbst gehalten. 1263 veranstaltete hier der Landgraf von Thüringen ein glänzendes Turnier. Als Reichsstadt gehörte N. zu dem Niedersächsischen Kreise und hatte auf dem Reichstage die zehnte, beim niedersächsischen Kreise die vierte Stelle unter den Reichsstädten. Durch den Luneviller Frieden und den Reichsdeputationshauptschluß verlor es 1802 seine Selbständigkeit und kam an Preußen, 1807 an das Königreich Westfalen und 1813 wieder an Preußen. Vgl. Förstemann, «Urkundliche Geschichte der Stadt N.» (Nordh. 1840); derselbe, «Kleine Schriften zur Geschichte der Stadt N.» (Nordh. 1855); Lesser's «Histor. Nachrichten von der ehemals freien Stadt N.» (umgearbeitet und fortgesetzt von Förstemann, Nordh. 1860); Girschner, «N. und Umgegend» (Nordh. 1866). Der Kreis N. zählt

auf 8,49 Q.-M. 61494 E. und begreift, außer dem Gebiete der ehemaligen freien Reichsstadt, einen Theil der ehemaligen Grafschaft Hohnstein. In demselben liegen noch die Städte: Ellrich an der Zorge und dem Südfuße des Harzes, mit 2859 E., einem Kupferhammer, Papierfabrik u. s. w., Sachsa, am Harzrande, mit 1487 E., Bleicherode, mit 2777 E. und reger Industrie, und Beneckenstein, in einer Exclave, mit 4432 E. und Fabriken für Chemikalien, Eisen-, Blech- und Holzwaaren.

Nordischer Krieg heißt der gleichzeitig mit dem Spanischen Erbfolgekriege (s. d.) im Norden und Osten Europas von 1700—21 geführte Krieg zwischen Schweden auf der einen und Polen, Sachsen, Rußland und Dänemark auf der andern Seite, der, an erschütternden Katastrophen und Wechselfällen reich, in der polit. Gestaltung Europas eine Reihe umfassender und folgenreicher Veränderungen hervorbrachte. Schwedens Macht und Ansehen unter den nordischen Staaten, durch die günstigen Friedensschlüsse zu Münster und Osnabrück, zu Oliva und Kopenhagen begründet, schien durch die weise Sparsamkeit und die kräftige Herrscherhand Karl's XI. dauerhafte Festigkeit für die Zukunft gewonnen zu haben, als durch dessen Tod 1697 der erst 15jährige Karl XII. (s. d.) zur Regierung gelangte. Auf die Jugend und Unerfahrenheit des neuen schwed. Herrschers rechnend, vereinigten sich unter Antrieb des livländ. Edelmanns Patkul (s. d.) die Nachbarstaaten Dänemark, Polen und Rußland zu dem Plane, sich wegen erlittener Verluste an Schweden zu rächen oder auf dessen Kosten zu vergrößern. Dänemark wollte die im Frieden zu Kopenhagen (1660) verlorenen Besitzungen und das im Altonaer Vergleiche (1689) an das Haus Holstein-Gottorp abgetretene Schleswig wieder gewinnen. August II. von Polen hoffte das einst von diesem Königreiche abhängig gewesene Livland zu erobern, und Peter I. von Rußland beabsichtigte, die am Finnischen Meerbusen gelegenen schwed. Länder in seine Gewalt zu bringen. Der junge König Karl XII. kam jedoch seinen Feinden zuvor. Zuerst wendete er sich gegen die Dänen, die in Schleswig eingefallen waren, schreckte sie durch eine von den Seemächten unterstützte Landung auf dän. Gebiet und zwang Friedrich IV. durch einen Angriff auf Kopenhagen im Frieden zu Travendahl (im Holsteinischen) 10. Aug. 1700, den vorigen Besitzstand wieder anzuerkennen. Hierauf eilte Karl mit 20000 Mann gegen die Russen und Polen, die auf Patkul's Vorschlag gemeinschaftlich Livland angegriffen hatten, und warf sich, da das poln.-sächs. Heer vor ihm zurückwich, vorerst auf die Russen, deren 32000 Mann starke Armee unter dem Herzoge von Croy-er bei Narva 30. Nov. mit seinem kleinen Heere von 8500 Mann schlug. Dann wendete er sich mit seiner ganzen Macht gegen die Polen und Sachsen, besiegte, nachdem er den Uebergang über die Düna erzwungen, dieselben 20. Juni 1701 in der Nähe von Riga, brachte dadurch Livland und Kurland wieder in seine Hände, eroberte nach den siegreichen Schlachten bei Clissow (20. Juli 1702) und Pultusk (1. Mai 1703) nach und nach ganz Polen und ließ nun zu Warschau 2. Juli 1704 an August's Stelle, den die Polen der Krone verlustig erklären mußten, den Wojwoden von Posen, Stanislaw Leszczynski (s. d.), zum Könige von Polen wählen. Nach dem Siege seines Generals Rhenskiold über die Sachsen unter Schulenburg, bei Fraustadt 13. Febr. 1706, drang er durch Schlesien in Sachsen ein und nöthigte den König August im Frieden zu Altranstädt, 24. Sept. 1706, auf die poln. Krone, jedoch unter Beibehaltung des königl. Titels, Verzicht zu leisten. Nachdem Karl XII. hierauf noch den Protestanten Schlesiens durch den Altranstädter Vertrag vom 22. Aug. 1707 die ihnen seit der Besitzergreifung Oesterreichs nach und nach entzogenen Rechte der Religionsfreiheit sowie 120 ihnen entrissene Kirchen von dem durch den Spanischen Erbfolgekrieg bedrängten Kaiser Joseph I. wieder verschafft hatte, eilte er durch Schlesien und Polen nach Rußland, um die Fortschritte des Zaren Peter aufzuhalten, der unterdessen Ingermanland erobert, die schwed. Kriegsvölker in Estland und Livland zurückgetrieben und Einfälle in Kurland, Litauen und Polen ausgeführt hatte. Statt aber den Gegner rasch anzugreifen, verweilte Karl XII. fast ein Jahr noch in Polen, um seinen Schützling auf dem Throne zu befestigen. Zwar drang er im Frühjahre 1708 nach der Beresina vor und rückte im Sept. über Mohilew in Rußland ein; doch durch große Hindernisse sowie durch die Vorspiegelungen des Kosackenhetmans Mazeppa (s. d.) bewogen, ließ er sich zu einem Zuge in die Ukraine verleiten. Hier aber sah er sich in allen seinen Erwartungen getäuscht. Mazeppa's Plan einer Aufwiegelung der Kosacken mislang; Mangel und ein furchtbar strenger Winter richteten unter den Truppen große Verheerungen an, die ein schnell einbrechendes Thauwetter noch vergrößerte. Dazu kam, daß sein General Löwenhaupt, der ihm von Kurland her Mannschaft und Pferde, Kriegs- und Lebensbedürfnisse zuführen sollte, bei Liesna am Dnjepr von den Russen angegriffen und nach einem dreitägigen Kampfe vom 7. bis 10. Oct. völlig besiegt wurde, sodaß ihm, unter Verlust seines Gepäcks und

Geschützes, nichts übrig blieb, als sich mit etwa 6000 Mann zum Könige durchzuschlagen. Zwar eroberte Karl XII. bald darauf, 7. Jan. 1709, die kleine Festung Wepricz; dagegen belagerte er Pultawa seit Mai 1709 vergebens. Als er 28. Juni die zum Entsatze der Festung herbeieilenden Russen zurücktrieb, wurde er gefährlich am Fuße verwundet, in der Schlacht bei Pultawa 7. Juli aber so entscheidend geschlagen, daß der Rest seines Heeres, noch 14000 Mann stark, aller Lebensmittel und Munition beraubt, unter Löwenhaupt sich gefangen geben, er selbst aber zu den Türken nach Bender fliehen mußte. Während er hier nun alles aufbot, die Türkei zum Kriege gegen Rußland zu bewegen, was ihm 1711 auch gelang, erklärten August II. und Friedrich IV. die Friedensschlüsse von Altranstädt und Travendahl für ungültig und erneuerten, mit Peter d. Gr. vereint, den Krieg gegen Schweden. Der Zar, welcher bereits früher Ingermanland erobert, unterwarf sich nun auch Estland und Livland und setzte den bereits 1703 angefangenen Bau von Petersburg eifrig fort. August ging im Oct. 1709 mit einem sächs. Heere nach Polen, trieb Stanislaw Leszczynski nach Schwedisch-Pommern und bemächtigte sich des Königsthrons wieder. Die Dänen landeten im Nov. 1709 in Schonen und eroberten Helsingborg, wurden jedoch später (11. März 1710) von Stenbock wieder aus Schweden vertrieben. Der Sultan, der ein 200000 Mann starkes Heer, vom Großvezier Baltaschi-Mohammed angeführt, über den Pruth gesendet und die kaum 30000 Mann starke Armee Peter's bei Falczy eng eingeschlossen hatte, machte ebenfalls, durch die Hinopferung Asows befriedigt, 23. Juli 1711 mit Rußland Frieden, der auch ungeachtet einer durch Karl XII. bewirkten nochmaligen Kriegserklärung vom 17. Dec. 1711 ohne Erneuerung des Kampfes 18. Nov. 1712 bestätigt wurde.

Inzwischen hatten die Seemächte mit dem deutschen Kaiser aus Besorgniß, der Nordische Krieg möchte mit dem noch fortdauernden Spanischen Erbfolgekriege sich verschmelzen, für die schwed.-deutschen Länder im sog. Haager Concert 31. März 1710 einen Waffenstillstand verabredet, welchem Dänemark, Polen, Preußen und die schwed. Stände beitraten. Da aber Karl XII. auf dem Reichstage zu Regensburg 30. Nov. 1710 ausdrücklich gegen denselben protestiren ließ, so wurde der Krieg nach kurzer Unterbrechung im nördl. Deutschland wieder fortgesetzt. Die Dänen eroberten Stade, besetzten Bremen und Verden, die Sachsen überfielen Schwedisch-Pommern, und Peter d. Gr. setzte die Unterwerfung Finlands fort. Zwar wendete der schwed. General Stenbock, der ein frisches Heer von 12000 Mann nach Pommern führte, durch den Sieg bei Gadebusch 20. Dec. 1712 über die Dänen das Kriegsglück noch einmal auf Schwedens Seite. Als er aber, von den Dänen, Sachsen und Russen eingeschlossen, bei Oldesworth unweit Tönningen mit Capitulation sich ergeben mußte, blieb dem Administrator von Holstein-Gottorp, um den Verlust der schwed. Provinzen in Deutschland zu verhindern, nichts übrig, als mit dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm I., einen Sequestrationsvertrag über Stettin und Wismar abzuschließen. In Schweden selbst aber ging man damit um, Karl's XII. jüngere Schwester, Ulrike Eleonore, auf den Thron zu erheben und dann mit Dänemark und Rußland Frieden zu schließen. Da erschien 11. Nov. 1714 Karl XII. selbst unerwartet zu Stralsund. Mit ungeschwächtem Heldenmuthe, aber auch mit derselben Hartnäckigkeit wie früher, begann er sogleich den Kampf, vertrieb die Preußen aus Usedom und Wollin und forderte Stettin zurück. Aber Friedrich Wilhelm I. verband sich mit Rußland und Sachsen, und auch der König Georg I. von England, als Kurfürst von Hannover, trat, weil er sich die von den Dänen erkauften Herzogthümer Bremen und Verden sichern wollte, dieser Verbindung bei. Unter diesen Umständen half es Karl XII. nichts, daß er Stralsund gegen die Dänen, Sachsen und Preußen zugleich, die es vom Oct. bis Dec. 1715 belagerten, mit ungemeiner Anstrengung vertheidigte. Nach dem Verluste von Usedom und Rügen mußte auch Stralsund und 19. April 1716 selbst Wismar sich ergeben. Karl ging nach Schweden zurück, griff aber schon im März 1716 die Dänen, die im Vertrauen auf Rußland mit einem Einfalle in Schonen drohten, mit einem zusammengerafften Heere von 20000 Mann in Norwegen an. Zugleich begann er auf den Rath des Freiherrn von Görtz Unterhandlungen mit Peter I., der mit den übrigen Verbündeten in Misverständnisse gerathen war, und erhielt von ihm das Versprechen, unter der Bedingung der Abtretung der Ostseeprovinzen, ihm die verlorenen deutschen Länder oder statt derselben Hannover und Norwegen erobern zu helfen. Vorzüglich waren die Plane gegen den König von England und Kurfürsten von Hannover gerichtet, den man mit Hülfe des Cardinals Alberoni (s. d.) zu entthronen beabsichtigte, um das Haus Stuart wieder auf den Thron Englands zu erheben. Aber ehe noch diese Unternehmung zur Reife gediehen, hatte Karl XII. bei einem zweiten Einfalle in Norwegen in den Laufgräben von Friedrichshall 11. Dec. 1718 seinen Tod gefunden. Die mit Uebergehung der Rechte des Herzogs von Holstein zur

Königin von Schweden ernannte Ulrike Eleonore, ganz der Leitung der Horn'schen Partei hingegeben, brach sogleich die bisher geführten Unterhandlungen ab, erneuerte den Krieg gegen Rußland und schloß dagegen, unter Frankreichs Vermittelung, nach der Reihe mit Hannover, Preußen, Dänemark und Polen Frieden. Demgemäß erhielt Hannover im Frieden zu Stockholm vom 20. Nov. 1719 die Herzogthümer Bremen und Verden gegen Zahlung einer Summe von 1 Mill. Thlr.; Preußen behielt infolge des Vertrags zu Stockholm vom 1. Febr. 1720 Stettin, die Inseln Wollin und Usedom, überhaupt Vorpommern bis an die Peene und zahlte an Schweden 2 Mill. Thlr.; Dänemark gab im Frieden zu Frederiksborg 14. Juli 1720 Rügen, Stralsund und Wismar an Schweden zurück, dagegen entsagte letzteres der Zollfreiheit im Sunde, zahlte 600000 Thlr. und ließ Dänemark im Besitze des holstein-gottorpischen Antheils an Schleswig. Mit Polen endlich wurde 7. Nov. 1719 ein vorläufiger Vertrag, der erst 1732 die Geltung als Friede erhielt, dahin abgeschlossen, daß der Friede von Oliva erneuert, August II. als König von Polen anerkannt, aber zugleich verpflichtet wurde, dem entthronten Stanislaw Leszczynski den Königstitel zu belassen und ihm 1 Mill. Thlr. zu bezahlen. Unterdeß hatte Peter d. Gr. den Krieg gegen Schweden fortgesetzt. Ein schwed. Geschwader wurde 7. Aug. 1720 von einem russischen geschlagen, die Küste von Westbothnien sowie 1721 die von Norrland barbarisch verwüstet und Stockholm von einem Angriffe der Russen nur durch die Ankunft einer brit. Flotte unter Admiral Norres gerettet. Erneuerte Landungen der Russen in Schweden und damit verbundene Verheerungen des Landes nöthigten endlich die Königin Ulrike Eleonore zu dem so nachtheiligen Frieden zu Nystad. In diesem Frieden trat dieselbe Livland, Estland und Ingermanland, die Bezirke von Kexholm und Wiborg nebst allen Inseln zwischen Kurland und Wiborg ab und erhielt dafür das übrige Finland zurück, 2 Mill. Thlr. und das Versprechen, daß sich Rußland in Schwedens innere Angelegenheiten nicht einmischen wolle. So war durch diesen Krieg die Präpotenz, die Schweden von 1645—1709 im Norden Europas behauptet hatte, verloren gegangen. Es sank zu einer Macht untergeordneten Rangs herab, und Rußland trat an seine Stelle.

Nordische Mythologie ist die Wissenschaft von dem heidnischen Glauben und Cultus der nordgerman. Völker. Wir müssen dieselbe vorzugsweise auf norweg. oder isländ. Quellen gründen und sind deshalb auch über die norweg. Mythen und gottesdienstlichen Gebräuche besser unterrichtet als über die dänischen und schwedischen, die freilich zu jenen im allgemeinen stimmen und nur in einzelnen, aber nicht unbedeutenden Punkten sich unterscheiden. Die Nordische dient der Deutschen Mythologie (s. d.) zur wesentlichen Förderung, deren Zeugnisse zum Theil weit älter, aber auch ungleich dürftiger sind. Dazu kommt, daß uns jeder systematische Aufbau der deutschen aus dem Alterthum fehlt, während er für die nordische vorliegt, wiewol unsere Kritik den ursprünglichen Riß erst entwerfen muß. Wie jede Mythologie berichtet auch die nordische zuerst von der Weltschöpfung und der Bildung der ältesten göttlichen Wesen, die, grotesk ausgestattet, die Culturstufe ihrer Verehrer verrathen. Der ältesten Periode folgt die der geläutertern Gottheiten, zugleich die eigentlich polytheistische Zeit, wiewol auch hier in der Centralisation der Einheitsdrang sich kundgibt. Die jüngste Periode ist die des Verfalls, in welcher sich der Glaube an die Nothwendigkeit eines Reinigungsprocesses der Götter und ihrer Welt ausbildete.

Am Uranfang war nichts als ein gähnender Schlund (ginunga gap), darin schieden sich Niflheim (s. d.) und Muspellheim. Aus dem Eise des Elivagar thaute durch die belebenden Funken das erste lebende Wesen, Ymir, der Urvater aller Wesen. Aus dem Ureise entstand auch die Kuh Audhumla, welche nach drei Tagen aus dem salzigen Schnee, von dem sie lebte, ein Wesen, Namens Buri, herausleckte, den Vater des Bör, welcher mit einer Riesin den Odin, den Vili und den Ve zeugte. Diese drei erschlugen den Ymir, in dessen Blute alle Riesen bis auf ein einziges Paar ertranken, das dieses Geschlecht fortpflanzte. Aus Ymi's Gliedmaßen bildeten Odin, Vili, Ve die Welt: aus dem Fleische die Erde, aus den Knochen die Felsen, aus dem Blute das Meer, aus dem Schädel den Himmel, aus dem Gehirn die Wolken, aus den Haaren die Bäume. Die Muspellfunken wurden als Gestirne gefestigt und vier Zwerge zu Hütern der vier Himmelsgegenden bestellt. Als Träger der Welt ragte eine ungeheuere dreiwurzelige Esche, Yggdrasil skaldisch benannt, durch die drei, nach anderm Bericht die neun Theile der scheibenförmigen Erde, um welche sich das Meer als riesenhafte Schlange legte. Aus zwei Eschenbäumen bildeten Odin, Vili und Ve (nach andern Odin, Hoenir und Lodr) das erste Menschenpaar, Ask und Embla. Die Götter wohnten in Asgard und Vanaheim, die Riesen in Jötunheim oder Utigard, die Menschen in Midgard oder Mannaheim. Man erkennt leicht, daß mit Ymi's Tödtung eine neue Periode des Heidenthums begonnen hat. Die riesigen Verbildlichungen der

gewaltigsten Naturerscheinungen mußten einer menschlichern Reihe weichen. Wir haben nur Trümmer der ältesten Dynastie und ihres Staats, erkennen aber auch hier den trilogischen Zug. Die drei Elemente Luft, Feuer, Wasser stellen sich in Kari, Hler, Logi (auch Byllegste, Halblindi, Loki genannt) dar, wie überhaupt in den Mythologien diese Elemente durch drei Urgottheiten apotheosirt werden. Nach diesen drei Seiten, wozu die Erde sich mehr passiv verhält, theilt sich auch die Menge der Riesen, welche eine bleibende Opposition gegen das neue Göttergeschlecht bilden. Die größte Zahl der Mythen wurzelt in dem Kampfe zwischen Asen und Thursen, und der Untergang des Odin'schen Götterstaats erfolgt durch den Losbruch der bisher gefesselten und zurückgedrängten Riesengewalten. Einige Gottheiten der ältesten Dynastie treten allerdings zu jüngern in ein freundliches vertragsmäßiges Verhältniß: so der weise Mimi, der Meergott Oegir, die Seegöttin Gefion. Auch Loki, der mit den Asen auf das vielseitigste verknüpft ist, war von riesischer Abkunft, und in ihm entfaltet sich die Feindschaft seines Geschlechts gegen die Asen schließlich am furchtbarsten.

Die Gottheiten der zweiten Dynastie führen den allgemeinen Namen Asen (s. d.) oder wie wir deutsch zu sagen hätten, Ansen. In den Mittelpunkt ist durch die systematische Ordnung Odin gestellt; doch läßt sich genau nur sagen, daß Odin von den Dänen und Gothen als Hauptgott verehrt ward, Thor dagegen von den Norwegern und Frey von den Schweden. Frey mit seiner Schwester Freya und dem Vater Niörd sind die Wanen, ein anderes göttliches Geschlecht, dessen Vereinigung mit den Ansen erst nach einem vorgeschichtlichen Kampfe, den ihre Bekenner führten, geschehen sein muß. Die Zwölfzahl des spätern Systems enthält die verschiedensten Gottheiten. Die Hauptgötter waren außer Odin, dem großen Gott des Himmels (s. Odin), der Donnergott Thor, welcher im steten Kampfe gegen die Riesen das Land wider die Beschädigungen des Meeres und des Eisgebirgs schützte und darum der eigentliche Haus- und Bauerngott war. (S. Thor.) Ty ist ein uralter Himmels- und Schlachtengott. Obschon zum Sohne Odin's gemacht, verrathen die Mythen seinen Zusammenhang mit der ältesten Dynastie deutlich. Auch Hoenir ist ein sehr alter Himmelsgott; Ullr personificirt vielleicht nur bestimmte Eigenschaften Odin's. Heimdall ist wahrscheinlich Meergott; andere halten ihn für den Mondgott. Er hütet den Regenbogen und kämpft mit Loki um Freya's Schmuck, das Brisingamen, das Loki gestohlen hatte. Unter dem Namen Rig gründet er die drei menschlichen Abtheilungen: die Edeln, die Freien, die Knechte. Niörd ist Meergott und darum reich und segenspendend. Vermählt ward er mit der Riesin Skadi, die indessen lieber in ihren Bergen als in dem Uferorte Noatun, Niörd's Wohnorte, weilte. Niörd's Kinder heißen Frey und Freya; der erste wiederholt des Vaters Wesen, Freya ist die nordische Liebesgöttin. In manchen Punkten berührt sie sich mit Odin's Gemahlin Frigg, in welcher jedoch das mütterliche Wesen sowie die Natur der Luftgöttin überwiegt (s. Freyr, Freya, Frigg). Ein Sohn Odin's ist Bragi, der Gott der Dichtkunst (s. Bragi), der mit der Jugendgöttin Idun (s. Iduna) vermählt lebt. Söhne Odin's sind auch die tapfern Vidar und Vali, von denen man wenig weiß. Von Odin stammt auch Baldur, der mit Nanna den Rechtsgott Forseti zeugte. Untergeordnete Göttinnen sind Eir, Fulla, Gna, Hlin, Hnoß, Lofn, Siöfn, Snotra, Syn und Vör, sämmtlich Personificationen, von denen nur Fulla, die Repräsentantin der Fülle oder des Reichthums, lebenskräftiger gewesen zu sein scheint.

Zur Ausführung der Idee vom Untergange der Asen erhielten Baldur und Loki die Hauptrollen. In dem Leben Baldur's war das Leben der Götter verbürgt. Darum strebt Loki, welcher der Vertreter des bösen Princips auf Grund seiner elementaren Bedeutung als Feuergott geworden war, danach, den Baldur tödten zu lassen. (S. Baldur, Loki.) Dies gelingt durch den blinden Hödr; auch der Versuch der Götter, Baldur von Hel zu erlösen, mislingt. Loki wird zwar gefesselt, aber das kann den Untergang nicht aufhalten, der nach Lockerung der natürlichen und sittlichen Gesetze anbricht. Nach einem dreijährigen Winter beginnt Ragnarökr, die Götterfinsterniß: die Weltschlange (das Meer) bäumt auf, Loki und der Höllenwolf Fenrir, der Höllenhund Garm und sämmtliche Riesen fahren, freigeworden, auf dem Schiffe Naglfar heran; aus der Feuerwelt kommt Surt mit den Muspellsöhnen, die Wölfe Hati und Sköll erreichen mit ihren Rachen die Sonne. Heimdall stößt in sein Horn (Giallarhorn) und ruft die Götter auf die Walstatt. Der Vernichtungskampf beginnt. Thor und die Weltschlange, Ty und Garm fallen im gegenseitigen Kampfe; Odin erliegt dem Fenrir, wird aber von seinem Sohne Vidar gerächt, Frey wird von Surt getödtet, der dann mit seinem lohenden Schwerte die Welt entzündet. Da stürzen die Gestirne vom Himmel und die Erde sinkt in das Meer, dessen Fluten endlich die Flammen löschen. Darauf erhebt sich eine neue Erde mit jungen Göttern. Baldur kehrt zurück, auch Hödr, Hoenir, Vidar, Vali; für Thor erscheinen dessen zwei Söhne

Modi und Magni. Das neue Menschengeschlecht beginnt mit Lif und Lifthrasir. Man sieht neue Abstractionen mit einigen alten Elementen verbunden, gemäß dem Zustand der letzten heidnischen Periode. Damals hat sich auch die Lehre von der Belohnung der Guten durch einen heitern, schönen Aufenthalt nach dem Tode und von der Bestrafung der Bösen durch Qualen in der Unterwelt ausgebildet. Der Glaube an die persönliche Unsterblichkeit war freilich den Germanen längst eigen: Odin, Thor, Freya theilen sich in die abgeschiedenen Seelen, die übrigen müssen durch finstre, feuchte Thäler in die festverwahrte Burg der unterirdischen Hel wandern. In Odin's Todtenhalle, Valhöll, führten die Walküren (Valkyrjur), die auf dem Walfeld gefallenen, wo heiteres kampfreiches Männerleben ihrer harrte. Darum scheuten die Männer den Tod an Krankheiten (den Strohtod) und verwundeten sich lieber mit dem Ger, um durch Blut sich von Hel loszukaufen. Eigenthümlich ist, daß die Wirksamkeit der Schicksalsgöttinnen, der Nornen (s. d.), sich an den Göttern selbst wenig äußert. Wir hören mehr von ihrem Einflusse auf menschliches Leben und dürfen annehmen, daß uns über ihre ältere Zeit viel verloren ging. Auf einer untern Stufe stehen die Zwerge (dvergar) und Elbe (alfar), jene zahlreichen Elementargeister, von denen jene in den Bergen und unter der Erde, diese in der Luft leben. Die Zwerge sind klein, misgestaltet und gewöhnlich dunkel von Haut; ihr Charakter wird meist verschlagen, heimtückisch und schadenfroh geschildert. Doch gelten sie für kunstreich und arbeiten selbst den Göttern die wunderbarsten Dinge, wie das goldene Haar der Getreidegöttin Sif, den Schmuck der Freya und das stetssegelnde Schiff Frey's. Die Alfe waren schön und leuchtend; doch unterschied man auch von den Lichtelben (liosalfar) die Dunkel- und Schwarzelben (döckalfar, hvartalfar). Sie liebten Musik und Tanz, und im nächtlichen Reigen verlockte gar manche reizende Elbin manchen Mann. Im allgemeinen galten sie für ein holdes, stilles Völkchen unter eigenen Königen. Die Landgeister (landvættir), welche über einem ganzen Lande hütend walteten, sowie die persönlichen Schutzgeister (fylgjur, hamingjur) gehörten dem elbischen Geschlechte an. Im Wasser herrschten die Nicker und Meerleute. (S. Nix.)

Die Formen der Götterverehrung sind auch im german. Heidenthum Gebet und Opfer. Je nach Wichtigkeit und Zweck brachte man Frucht-, Thier- oder Menschenopfer. Am höchsten stand unter den Thieren auch in dieser Hinsicht das Roß; der Genuß des Pferdefleisches galt daher nach der Bekehrung für heidnisch, um so mehr, als die heimlichen Heiden am schwersten davon ließen. In die Hauptzeiten des Jahres: zu Winteranfang, zu Mittwinter und im Sommer (Anfang oder Mitte), fielen die großen Festopfer für Segen im Felde, im Hause und im Kriege. Alle neun Jahre feierten sie die höchsten und größten Opfer. Jeder Gott hatte sein geweihtes Thier, das bei seinen Tempeln gehegt ward. Der Gottheit selbst gehörte nur ein bestimmter Theil, das übrige Fleisch verzehrten die Opfernden im heil. Schmause und spendeten dabei auch ein Trankopfer aus dem Erinnerungsbecher (minnis full, minnis horn, minnis veig, minnis öl). Jedes Familienhaupt brachte für sein Haus zu zeiten Opfer; für die Gemeine oder den Gau thaten es die Vorsteher, für den Staat der König. In jedem Bezirk (fylki, herrad) scheint ein öffentliches größeres Heiligthum bestanden zu haben, ebenso für ganze Länder. In dem prächtigen Tempel zu Upsalir war die Verehrung von Odin, Thor und Frey vereint, deren Bilder in dem prächtigen Bau standen. Auch sonst wissen wir von Bildsäulen der nordgerman. Gottheiten, ebenso von kleinen, als Amulet getragenen Abbildungen. Vor dem Bilde stand ein Gefäß mit Opferblut (hlautbollr) und einem Weihwedel. Einen besondern Priesterstand werden wir leugnen müssen; dagegen ist wahrscheinlich, daß die Priesterinnen in ihrem Dienst festen Beruf hatten. Zu ihren Obliegenheiten gehörte die Weissagung. Von Seherinnen (völur, spåkonur) war der Norden voll, ebenso von Zauberern. Mit dem Sturze des Heidenthums wucherte der Aberglaube auf und die geheime Kunst. Auch von entschiedenem Unglauben in vorchristl. Zeit berichten manche Sagas, denn es gab Männer, die auf keinen Gott, sondern allein auf die eigene Kraft trauten.

Die Grundzüge des nordischen Heidenthums sind die der natürlichen Religionen überhaupt. Die Hauptmenge der Vorstellungen und Gestalten entspringt aus den Eindrücken der Natur, ein Theil aus sittlichen Begriffen. Die Phantasie schafft die Formen, und die Lust am Fabuliren findet die epischen Fäden, an denen die mythischen Gestalten und Vorgänge hangen. Darum ist der Versuch, jede Einzelheit zu deuten, verfehlt, desgleichen jede einseitige Auslegung. Die physik. Methode geht zwar von dem richtigen Gedanken aus, daß die Natur die Hauptquelle der Mythen ist, allein sie irrt sehr stark darin, daß sie die Mythologie zu einer geheimen Astronomie und Physik macht. Diese Richtung waltet bereits in der bekannten Atlantica des Ol. Rudbeck (1675—1689), ist aber unter Einfluß der Naturphilosophie in unserm Jahr-

hundert mehr ausgebildet worden. Mone («Geschichte des Heidenthums im nördl. Europa», 2 Bde., Heidelb. 1822—23) und Finn Magnussen («Eddalaeren og dens Oprindelse», Kopenh. 1824—26; «Priscae veterum borealium mythologiae lexicon», Kopenh. 1828) lösten die Mythen geradezu in symbolisirte astron. Lehren auf. Aelter als diese Methode der Auslegung ist die euhemeristische, welche die Mythe in Geschichte zu wandeln strebt. Saxo Grammaticus und Snorre Sturluson waren Euhemeristen. Im vorigen Jahrhundert vertrat namentlich Suhm diese Auffassung. Genauere kritische Quellenkenntniß und richtigere Erwägung der mythenbildenden Vorgänge haben in unserer Zeit auch in Skandinavien bessere mytholog. Arbeiten hervorgerufen. Besondere Hervorhebung verdienen die tüchtigen Werke von Munch, «Nordmaendenes Gudelaere in Hedenold» (Christiania 1847); Keyser, «Nordmaendenes Religionsforfatning i Hedendommen» (Christiania 1847); N. M. Petersen, «Nordisk Mythologi» (Kopenh. 1849; 2. Aufl. 1865). In Deutschland hat Jak. Grimm's deutsche Mythologie auch das Durchgreifendste für die nordische geleistet. Außerdem sind anzuführen: Simrock, «Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen» (Bonn 1855; 2. Aufl. 1864); Maurer, «Die Bekehrung des norweg. Stammes zum Christenthum» (2 Bde., Münch. 1855); Köppen, «Literarische Einleitung in die Nordische Mythologie» (Berl. 1837).

Nordische Sprachen und Literaturen. Unter den nordischen Sprachen versteht man die Sprachen des skandinav. Nordens und zwar der german. Bevölkerung desselben. Sie gehören daher zu den german. Sprachen und bilden unter diesen, als die «nordgermanischen» oder «skandinavischen» oder «nordischen», gegenüber der gothischen und den deutschen, den nieder- und hochdeutschen, eine eigene Abtheilung; mit der gothischen und den niederdeutschen (sächsischen, englischen, holländischen u. s. w.) stehen sie in ihren sog. stummen Consonanten auf gleicher (der zweiten) Lautstufe; eigenthümlich ist ihnen die Neigung für Suffixion, die im angehängten Artikel und im Passivum zu Tage tritt, wie andererseits der Mangel mancher, allen übrigen german. Sprachen gemeinsamen Präfixe: be–, ge– u. s. w. Der nordischen Sprachen sind vier: die schwedische, die dänische, die norwegische, die isländische; unter ihnen wird die norwegische nicht mehr geschrieben, sondern nur noch gesprochen. Diese Sprachen, eine jede in mehrfachen Dialekten entfaltet, erscheinen noch im 13. und 14. Jahrh., denen ihre ältesten Schriftdenkmäler angehören, einander so ähnlich, daß sie selber nur als Dialekte einer und derselben Sprache gelten können. Das Isländische ist in dieser Zeit vom Norwegischen so gut wie gar nicht, das Schwedische vom Dänischen kaum merkbar verschieden und der Unterschied der beiden letztern gegen die erstern überhaupt ein sehr geringer; der isländ. Skalde bereiste alle nordischen Königshöfe, und was er zum Preis ihrer Fürsten vortrug, um sich Schätze zu erwerben, hatte er in seiner Sprache gedichtet. Heutzutage, obwol gebildete Schweden und Dänen sich einander leicht verständlich machen und von ihren Grammatikern sogar eine Verschmelzung der Schreibweise beider Sprachen erstrebt wird, werden dennoch schwed. Bücher (z. B. Tegnér's Gedichte, die Romane der Frederike Bremer u. a.) für einen größern Leserkreis ins Dänische, dänische, obwol seltener, ins Schwedische übersetzt; das Verständniß isländ. Sprache und Literatur ist für den Schweden und Dänen nur durch besonderes Studium erreichbar.

Die physischen wie die histor. Verhältnisse der skandischen Länder und Inseln haben jede ihrer Sprachen in mehr oder minder eigenthümlicher Weise sich entwickeln lassen. Einen bedeutsamen Gegensatz in dieser Beziehung bilden die Sprache des fernen Island und die des an Deutschland angrenzenden Dänemark. Die isländische Sprache, d. i. die Sprache Norwegens, von welchem Island 874—930 seine Bevölkerung und somit seine Sprache erhielt, die aber hier in den alten, aus dem Mutterlande mit überkommenen Liedern und Sagen gehegt, durch skaldische Kunst wie die kunstmäßige Erzählung reich entwickelt, seit dem Anfange des 12. Jahrh. durch umfängliche literarische Anwendung zu fester Ausbildung gedieh: sie wird, mit unwesentlichen Ausnahmen, noch heutzutage ganz in derselben Form gesprochen und geschrieben, die wir aus der isländ. Literatur des 13. und 14. Jahrh. kennen; sie ist stehen geblieben, und die insularische Beschaffenheit Islands wie seine so weite Entfernung vom Continent erklären dies nicht minder als der Umstand, daß es vier Jahrhunderte hindurch Freistaat, darauf erst Norwegen, dann Dänemark angehörig, von beiden gewissermaßen sich selbst überlassen wurde. Die dänische Sprache dagegen, ohnehin beim Anfange ihrer Entwickelung, wie man annimmt, einem weitgreifenden Einflusse des Gothischen ausgesetzt, empfängt theils infolge der örtlichen Nachbarschaft, theils durch die Hansa, die Kirchenreformation, das oldenburger Regentenhaus, durch deutsche Literatur und Wissenschaft so frühzeitig, so andauernd, in so intensiver Weise Einwirkung deutscher Sprache, der plattdeutschen wie der hochdeutschen, daß sie, wenig

zwar auf grammatischem, um so mehr auf lexikalischem Gebiete den mindest nordischen Charakter sich bewahrt hat. In geringerm Grade, obwol bereits seit dem 14. Jahrh. nachweisbar, hat diesen deutschen Einfluß unter theilweise ähnlichen Verhältnissen, wie die dänische, die schwedische Sprache erfahren; an Vocalfülle der «italienischen vergleichbar» (Jak. Grimm) trägt diese wohllautende Sprache wenn auch nur vereinzelte Züge höchsten Alterthums, die gleichwol noch reicher in ihren Dialekten, namentlich dem der Insel Gothland (einem schwed. Island wenigstens insoweit vergleichbar), zum Vorschein kommen. Die norwegische Sprache ist bis zu Ende des 13. Jahrh., bis auf gewisse lautliche Eigenthümlichkeiten, genau dieselbe wie die isländische und zeigt während dieser Zeit in Norwegen ebenso wenig als auf Island einen Unterschied zwischen Schrift- und Redesprache, wie sich auch weder in dieser noch in jener, hier und dort, irgendwelche dialektische Verschiedenheiten aufweisen lassen. Doch seit dem Beginn des 14. Jahrh. nur noch zu Briefen, Urkunden, Abschriften der Gesetze u. s. w. verwendet, verliert sie ihre bisherige Einheit theils durch das Eindringen der verschiedenen Dialekte im Osten und Westen des Landes, theils unter dem Einflusse erst des Schwedischen, dann noch mehr und andauernder des Dänischen, das, seit Norwegen dän. Provinz ward, zur officiellen Sprache für Kanzel und Gericht erhoben, auch zur Schriftsprache Norwegens wurde und bis auf diesen Tag geblieben ist. Gleichwol lebt noch die alte, heimische Sprache, in verschiedenen Dialekten gesprochen, in den Thälern und an den Küstenstrichen des Landes, in den grammatischen Formen zwar abgestumpft und ihrer alten Schärfe und Reinheit beraubt, doch noch mit treubewahrter Fülle des alten Wortschatzes, wie er uns in der alten Literatur entgegentritt; Worte aus den Eddaliedern sind hier (und nur hier, nicht anderwärts im skandinav. Norden) noch heute im Gebrauch. Ein Bild dieser «norweg. Volkssprache» in ihren verschiedenen Mundarten geben theils die von Landstad (1853) und die von S. Bugge (1858) dem Volksmunde unmittelbar entnommenen Volkslieder (aus Thelemarken), theils und zwar vorzugsweise die Schriften des Mannes, der wie kein anderer um Darstellung und Erforschung seiner heimischen Sprache sich verdient gemacht, Ivar Aasen's (s. d.): «Norweg. Grammatik» (2. Ausg. 1864), «Wörterbuch» (1850, neue Ausgabe 1867 vorbereitet), «Sprachproben» (1853), «Sprichwörter» (1856) und viele andere. Die von ihm angeregten und von andern (namentlich A. O. Vinje) unterstützten Bestrebungen, auf Grund der norweg. Volkssprache eine neue norweg. Schriftsprache zu construiren und dadurch die dänische zu verdrängen, haben bei allem patriotischen Eifer, mit dem man neuerdings dies Ziel zu erreichen suchte, zu keinem Resultate geführt; die Schriftsprache Norwegens und die Sprache seiner Literatur ist nach wie vor die dänische, wenn auch mit gewissen norweg. Eigenthümlichkeiten. (Vgl. Lökke's Grammatiken, 1855 und 1865.)

Man hat die Sprache, in der die alte, dem 12. und 13. Jahrh. angehörige Literatur der Isländer und Norweger verfaßt ist, die altnordische genannt und sie damit als die einst allen skandischen Germanen gemeinsame und zugleich als die Mutter der neunordischen Sprachen, der schwedischen und der dänischen, bezeichnen wollen. Das letztere, hervorgerufen durch die augenscheinliche Verwandtschaft und die mindestens in sehr vielen Fällen leichte Ableitung, ergibt sich, sobald man an ein unmittelbares Hervorgehen des Schwedischen und des Dänischen aus jener Sprache denkt, als ein entschiedener Irrthum, der aus den in den letzten Jahrzehnten veröffentlichten und genauer erforschten Schriftwerken der ältern schwed. und dän. Sprache zur Genüge widerlegt wird. Das erstere hat insofern seine volle Richtigkeit, als von mehr als Einer Sprache im skandinav. Norden ebenso wenig die Rede sein kann, als es geradezu undenkbar ist, daß jene eine Sprache auf einem so umfänglichen und so mannichfach gegliederten Landgebiete, wie es eben der skandische Continent und seine Inseln bilden, nicht schon sehr früh, gleich bei oder nach der german. Einwanderung, in mehrere Dialekte sich gespalten haben sollte. Was man altnordische Sprache nennt, ist sonach allerdings die altnordische Sprache, und diese zwar in der Form, in dem Dialekt, in welchem sie, nicht auch in Schweden und in Dänemark, sondern eben nur in Norwegen und in den von Norwegen aus westwärts besiedelten Küsten und Inseln (den britischen und den Faröer), namentlich Island, gesprochen und geschrieben wurde. Die alten Isländer selber nannten diese Sprache im Bewußtsein ihrer Herkunft die norrœna, d. h. die norwegische (nicht nordische), demzufolge die heutigen norweg. Grammatiker sie die altnorwegische (oldnorsk) nennen; die nordische Sprache im allgemeinen aber, besonders zur Bezeichnung ihres Ländergebiets, hieß ihnen mit einem den lat. Autoren des Mittelalters entlehnten Ausdruck: dönsk tunga, wörtlich zwar: dänische Zunge, dem Gebrauche nach jedoch lediglich: nordische Zunge, d. h. Sprache des skandinav. Nordens. Diese altnordische oder genauer alt-norwegisch-isländ. Sprache behauptet in der german. Sprachwissenschaft, trotzdem

daß ihre Schriftdenkmäler um mehrere Jahrhunderte jünger sind als die der goth., deutschen und sächs. Sprachen, sowol durch die Alterthümlichkeit und scharfausgeprägte Eigenheit ihres Laut- und Flexionssystems als auch durch die unvergleichliche Fülle ihres Wortschatzes einen gleich hervorragenden Platz. Ihre Grammatik, schon den alten Isländern (seit Mitte des 12. Jahrh.) Gegenstand gelehrten Studiums, erhielt, abgesehen von dem Versuche des Isländers R. Jónsson (1651), eine wissenschaftliche Bearbeitung zuerst durch den Dänen R. Kr. Rask, sodann durch Jak. Grimm in seiner deutschen Grammatik; neuerdings haben theils norweg. Gelehrte (Munch, Unger, Aars), theils isländische (Gislason, Thorkelsson, Fridriksson) schätzbare grammatische Arbeiten geliefert. Von Wörterbüchern sind außer dem Lexikon von Björn Haldórsson (1814) zu nennen: eins für die poetische Sprache von Sveinbjörn Egilsson (1860) und zwei für die Prosa von dem Isländer Erik Jónsson (1863) und von dem Norweger Fritzner (1866). Deutsche Hülfsbücher zur Erlernung der altnordischen Sprache verfaßten Dietrich (2. Aufl., Lpz. 1864) und Friedrich Pfeiffer (Lpz. 1860).

Die Literaturen der nordischen Sprachen sind nach Alter, Umfang, Gehalt wesentlich voneinander verschieden. Die schwedische und die dän. Literatur beginnen gegen das Ende des 13. Jahrh., und was sie an originaler Production aufzuweisen haben, beschränkt sich in den ersten Jahrhunderten auf Schriften des praktischen Bedürfnisses: Gesetze, Urkunden, Genealogien, chronikalische Aufzeichnungen, Arzneibücher u. dgl.; der übrige Bestand sind mehr oder minder freie Uebersetzungen und Bearbeitungen theils biblischer und geistlicher Schriften, theils fremder Romane, Unterhaltungsbücher, Historien u. s. w. (S. Dänische Sprache, Literatur und Kunst und Schwedische Sprache, Literatur und Kunst.) Alles dies und in reichstem Maße besitzt auch die norweg.-isländ. Literatur; aber sie reicht nicht nur weit höher hinauf, sondern sie umfaßt überdies einen Reichthum originaler Schöpfungen in gebundener wie ungebundener Rede, die theils durch Eigenthümlichkeit der Form, theils durch Bedeutsamkeit des Inhalts ihr unter den europ. Literaturen des Mittelalters einen der hervorragendsten Plätze anweisen. Diese alte Literatur der Isländer und Norweger, sofern sie durch dieselbe Sprache, die norrœna, eine beiden gemeinsame ist, reicht bis in den Anfang des 14. Jahrh.; in Norwegen, dessen Antheil mindestens an originalen Werken ohnehin ein verhältnißmäßig geringer ist, hört sie seit dieser Zeit ganz auf; auf Island, obwol auch hier schon siechend, dauert literarische Thätigkeit noch bis in das 15. Jahrh. fort, um, ohne eigentlich ganz aufzuhören, erst seit dem Beginn des 17. Jahrh. wieder aufgenommen zu werden und seitdem bis in die Gegenwart sich andauernder Pflege zu erfreuen. Der Anfang der norweg.-isländ. Literatur, wenn es sich um wirkliche schriftstellerische Thätigkeit handelt, ist hier wie anderwärts bedingt durch Einführung des Christenthums und die sie begleitende Bekanntschaft mit lat. Schrift und Literatur des Abendlandes. Das Christenthum aber gelangte nach Norwegen und von da nach Island zu Ende des 10. Jahrh., und anderthalb Jahrhunderte darauf, um den Anfang des 12. Jahrh. (etwa 1120), haben wir sichere Nachricht von den ersten schriftstellerischen Arbeiten in heimischer Sprache; es sind Aufzeichnungen von Gesetzen, Uebersetzungen geistlicher Bücher, Geschlechtsregister u. dgl., Schriften, wie sie auch am Beginn der schwed. und dän. und anderer Literaturen stehen. Weit höher hinauf, Jahrhunderte zurück, datirt jedoch die Entstehung und zugleich volle Ausbildung alles dessen, was der norweg.-isländ. Literatur erst ihren Glanz, ihre Originalität und Bedeutung verleiht, nicht allein jener alten Lieder der nordischen Götter- und Heldensage (s. Edda), sondern auch und zwar vorzugsweise einmal der skaldischen Dichtkunst, andererseits der Saga. Was von Liedern während dieser Jahrhunderte gesungen, von skaldischen Gedichten vorgetragen, von Sagas erzählt worden und, durch mündliche Tradition von Geschlecht zu Geschlecht getragen, die Zeit des Schriftthums erreicht hatte, gelangte während desselben entweder fertig, wie es war, zur einfachen Aufzeichnung oder es wurde wieder Grundlage und Ausgangspunkt zu neuer literarischer Production, insonderheit jener umfassenden Sagaliteratur, einschließlich einer wirklichen Geschichtschreibung, die seit der Mitte des 12. bis zum Ende des 14. Jahrh. so ziemlich die ganze literarische Thätigkeit der Isländer erfüllt. Diese Sagaschreibung erreicht ihren Höhepunkt in der Mitte des 13. Jahrh., während die Blüte des Skaldenthums, jenseit des Zeitraums der eigentlichen Literatur, dem 10. und 11. Jahrh. angehört. Der Bestand der norweg.-isländ. Literatur, bei allen Verlusten, die er früher und später durch Fahrlässigkeit oder durch besondere Unglücksfälle (z. B. den großen Brand in Kopenhagen 1728) erlitten, ist noch immer ein sehr beträchtlicher; er ist uns überliefert in Membranen des 13., 14., 15. Jahrh. (einigen des 12., auch des 16.) und in vielen Papierhandschriften, die bei der begreiflichen Beschränkung des Buchdrucks auf

Island bis in unser Jahrhundert herabreichen, und ist bis auf minder wichtige Schriften so gut wie vollständig nunmehr durch Druck veröffentlicht. Vgl. Möbius, «Catalogus librorum islandicorum et norwegicorum aetatis mediae» (Lpz. 1856).

Was uns von Werken in gebundener Rede erhalten worden, tritt an Umfang weit zurück hinter dem Reichthum der prosaischen Literatur. Vollständige Gedichte besitzen wir, außer denen in der Lieder-Edda, im ganzen nicht mehr als höchstens einige zwanzig, deren Ueberlieferung häufiger dem Zufalle als wirklicher Absicht zu verdanken ist; von einer überaus großen Zahl haben wir dagegen nur kürzere oder längere Fragmente, die, sei es als poetischer Schmuck oder, wie dies besonders häufig, urkundlichen Citaten vergleichbar, in den Sagas angeführt sind. Diese norweg. und isländ. Gedichte haben nur einen mäßigen Umfang; nicht ausgedehnte Dichtungen, die in mehrere Abtheilungen, Bücher oder dergleichen zerfielen, sind sie vielmehr einzelne, für sich bestehende Ganze, von denen die längsten, die man kennt, gegen hundert achtzeilige Strophen umfassen. Sie erscheinen in drei mannichfach variirten Versarten: im Fornyrdalag, im Drottkvætt, in Runhenda. Allen gemeinsam ist die Strophe (visa) und der Stabreim (Alliteration); nie, niemals hat was nur immer von der ältesten Zeit bis zum heutigen Tage auf Island gedichtet worden, dieser beiden Elemente entbehrt. Die Strophe besteht aus acht Versen, d. i. aus vier je durch Stabreim verbundenen Verspaaren; die ältern Gedichte überschreiten sehr häufig diese Zahl, wie andererseits eine Art des Fornyrdalag (der Ljódaháttr) nur sechs Zeilen oder drei Verspaare zuläßt. Das Fornyrdalag hat nur den Stabreim, das Drottkvætt und die Runhenda außerdem den Silbenreim, der jedoch in jenem als volle und halbe Assonanz innerhalb der Verszeilen, in Runhenda als männlicher oder weiblicher Reim am Ende derselben steht; das Fornyrdalag beruht auf dem Accent, das Drottkvætt (und Runhenda) auf Zählung der Silben. Fornyrdalag ergibt sich als das älteste und ursprünglichste Metrum wie durch seine Einfachheit so durch seine wesentliche Uebereinstimmung mit der althochdeutschen, altsächs., angelsächs. Alliterationsform; doch reichen die Gedichte im Drottkvætt in das 9., die in Runhenda in das 10. Jahrh. hinauf. Alle drei werden bis in das 14. Jahrh. nebeneinander geübt; doch das Drottkvætt, immer kunstvoller variirt und ausgebildet, nimmt derart überhand, daß es für das 10. bis 13. Jahrh. nach allen Beziehungen hin geradezu das Hauptmetrum der isländ. Dichtung wird, während die Dichtung im Fornyrdalag vor der prosaischen Erzählung bereits zurückgetreten und andererseits Runhenda, zwar nicht in ihrer ursprünglichen, reinen Form, sondern in dem aus ihr hervorgehenden Metrum der Rimur, seit der Mitte des 14. Jahrh. die allein herrschende wird. Wesentlich der Dichtung im Drottkvætt, obwol schon den alten Gedichten in Fornyrdalag (z. B. mehrern Eddaliedern) wie den spätern Rimur und den geistlichen Gedichten nichts weniger als fremd ist jene so eigenthümliche und charakteristische Dichtersprache (skáldskaparmál), d. h. die Bezeichnung einer Person oder Sache nicht durch ihr hergebrachtes einfaches Wort, sondern theils durch gewisse, nur der poetischen Sprache eigenthümliche Ausdrücke, theils und zwar vornehmlich durch Umschreibungen (kenningar), die, aus zwei, drei, vier, ja noch mehr Wortgliedern bestehend, ihren bildlichen Ausdruck der freien Natur, den alten Sagen, besonders der Mythologie entlehnen. Eine ausführliche Darlegung dieser poetischen Diction in Verbindung mit einer nordischen Mythologie, als ihrer wichtigsten Grundlage, wie andererseits der alten Metrik, bildet den Inhalt jenes bekannten Lehrbuchs der skaldischen Kunst, der von Snorre Sturluson verfaßten, sog. Jüngern Edda (s. d.).

Ihrem Inhalte nach scheiden sich im großen und ganzen die Dichtungen im Fornyrdalag und die im Drottkvætt derart, daß die erstern und zugleich ältern die heimische Mythe und Heldensage zum Gegenstande der Darstellung haben, die andern dagegen vorwiegend histor.-enkomiastische sind; gleichwol gibt es z. B. Gedichte auf den Gott Thor und auf den Sagenhelden Ragnar Lodbrok im Drottkvætt aus dem 9. und 10. Jahrh., wie andererseits Enkomien norweg. Fürsten im Fornyrdalag aus dem 12. und 13. Jahrh. Gedichte im Fornyrdalag und in den verwandten Metren (ljódaháttr, málaháttr u. a.) sind vor allem die der ältern oder Lieder-Edda und die diesen verwandten; ferner eine ganze Reihe der Heldensage angehöriger Lieder, die uns freilich zum größten Theile nur in der lat. Uebersetzung des Saxo Grammaticus oder in den Fragmenten vorliegen, welche die sie paraphrasirende Saga unaufgelöst bestehen ließ. Zu den schönsten Gedichten gehören jene drei auf die norweg. Könige Harald, Eirik und Hakon (in der «Sæmundar-Edda»). Genealog. Charakters sind: «Inglingatal», «Háleygjatal», «Noregskonungatal», Aufzählungen der erlauchten Vorfahren dessen, auf den ein jedes dieser Gedichte gefertigt. Hochberühmt sind die beiden Gedichte des gefeierten Skalden Egill Skallagrimsson, das eine auf den Tod seines Sohnes, das andere auf seinen Freund Arnbjörn;

Sturla's Ehrengedicht auf König Hakon (gest. 1263) und viele andere. «Merlinússpá» und «Hugsvinnsmál», beide nach lat. Originalen, ahmen Eddalieder verwandten Inhalts auch im Metrum nach, jenes die «Völuspá», dieses die «Hávamál». Die Gedichte im Drottkvætt sind vor allem jene Enkomien nordischer Fürsten, vorwiegend zwar noch lebender, doch auch verstorbener, weltlicher wie später auch geistlicher, namentlich auch Heiliger. Sie heißen Drapas (drápur) oder Flokkar (d. i. vísna-flokkar), jene, als die bei weitem feierlichern, von diesen theils durch größern Umfang, theils durch die Gliederung vermittels der Kehrreime (stef) unterschieden. Ausgestattet mit allem Schmuck skaldischer Kunst, preisen sie den Fürsten, vor dem sie von ihrem Dichter (skáld) vorgetragen werden, durch Aufzählung seiner Thaten. Ihr Werth ist selten ein poetischer, im besten Falle ein historischer, und in diesem Sinne sind sie von den isländ. Historikern, zuerst, wie es scheint, von Snorre Sturluson, theils als Quellen, theils als Zeugnisse im ausgedehntesten Maße benutzt worden; fast alle histor. Sagas enthalten mehr oder minder umfängliche Fragmente solcher Drapas. Neben diesen größern und kunstvollern Drapadichtungen wird das Drottkvætt nun aber noch ganz besonders häufig angewendet in den epigrammartigen und sentenziösen Improvisationen, den sog. lausavísur, die selten aus mehr als einer Strophe bestehen und sich fast in allen Sagas finden. Jeder bedeutsame Ausspruch, der besondere Wirkung und Eindruck bei dem Hörer hervorbringen und seinem Gedächtnisse sich recht tief einprägen soll, wird in dichterische Form, und zwar fast ausschließlich in die metrische des Drottkvætt gekleidet. Fertigung wie Verständniß solcher Verse war auf Island so verbreitet, daß sie nichts weniger als nur von geübten Skalden, sondern vielmehr aus jedermanns Munde erklangen, von jung und alt, von Männern und Frauen und unter den verschiedensten Verhältnissen des Lebens; besonders wohlgelungene und deshalb bekannt gewordene Verse dieser Art mitzutheilen, neue sofort zu dichten, namentlich im Wechselgespräch, gehörte zu den beliebtesten Unterhaltungen bei geselligen Zusammenkünften. Als besondere Arten dieser Dichtung stehen ihrem Zwecke und Inhalt nach einander gegenüber: die Nídvísa und der Mansöngr; jene will Haß und Hohn über den, gegen welchen sie gerichtet ist, verbreiten, dieser sich die Liebe eines Mädchens (man) gewinnen; die gesetzlichen Verbote und Strafen (lebenslängliches Exil), die nicht nur die erstere, sondern auch den Mansöngr betrafen, sofern er den Ruf eines Mädchens gefährdete, zeugen genugsam für die Bedeutung und Wirkung, die man ihnen zuschrieb.

Die norweg.-isländ. Prosaliteratur ist Sagaliteratur; was sie außer der Saga enthält, tritt an Umfang und, weniges ausgenommen, auch an Bedeutung zurück. Saga ist eine Erzählung in Prosa, zunächst zwar die in feste und bestimmte Form gebrachte mündliche Erzählung, in der Literatur jedoch sowol diese in schriftlicher Aufzeichnung wie jede andere Erzählung, gleichviel ob das, was erzählt wird, überlieferte Sage oder erforschte Geschichte oder auch erdichteter Roman sei; sie unterscheidet sich wesentlich von unserm «Sage», das den sich jeden Anspruchs auf Glaubwürdigkeit begebenden Bericht, gleichviel in welcher Form, bezeichnet. Die Saga gehört nach Entstehung und Ausbildung nicht auch Norwegen, sondern lediglich Island an; sie ist ein Product von dessen eigenthümlichen physischen wie socialen und polit. Verhältnissen. Auf dem Gebiete der Prosa das, was auf dem der Poesie das epische Lied, hat sie mit diesem schriftlose Erzeugung und schriftlose, doch zugleich feste Tradition gemein; aber nicht Sage von Göttern und Helden ist ihr Inhalt, sondern die wirkliche histor. Begebenheit, an die sie unmittelbar sich ansetzt, und deren Ueberlieferung sie übernimmt. Ueberwacht und getragen von der lebendigen Theilnahme der Hörer, gewinnt sie im Munde des geübten, des berufsmäßigen Erzählers eine feste Form, in der sie nachher «einer reifen Frucht gleich, die man eben nur zu pflücken braucht», zur schriftlichen Aufzeichnung gelangt. Letzteres geschah seit dem Anfange des 12. Jahrh., und noch hatte das 13. Jahrh. nicht begonnen, als alle auf Island (seit seiner Besiedelung bis gegen 1030) bezüglichen und dort «gesagten» Sagas bereits aufgeschrieben vorlagen. Die zunächst an diesen, den sog. «Íslendingasögur», doch nicht weniger auch an andern Stoffen im mündlichen Vortrage während des 10. und 11. Jahrh. entwickelte und kunstmäßig ausgebildete Sagaform war es nun, in die sich sowol die seit der Mitte des 12. Jahrh. beginnende Geschichtschreibung kleidete, als auch die ganze, sei es zur Unterhaltung oder zur Erbauung bestimmte, umfängliche Erzählungsliteratur des 13. und 14. Jahrh. Die Geschichtschreibung der Isländer (die der Norweger beschränkt sich auf einige Chroniken, und diese in lat. Sprache) hat vor allem Norwegen zum Gegenstande, sodann Island, nur mittelbar das übrige Skandinavien und andere Länder; sie verbreitet sich über einen Zeitraum von mehr als 500 Jahren, vom Ende des 9. Jahrh., als Harald Hárfager die norweg. Monarchie gründet

und infolge dessen Island besiedelt wird, bis in den Anfang des 14. Jahrh. An ihrer Spitze steht Are Frode, d. i. der Kundige (gest. 1148), dessen Schriften uns leider bis auf den unschätzbaren «Libellus Islandorum» (oder «Islendingabók») verloren sind; sein Verdienst besteht in der chronol. Gliederung und Bestimmung des ihm mündlich überlieferten Geschichtsstoffes. Auf Are's Angaben wie zum Theil auch denen seines Zeitgenossen Sæmund Frode (gest. 1133) fußen fast sämmtliche isländ. Historiker, vor allem auch derjenige, der durch Erweiterung des Quellenmaterials, durch kritische Prüfung desselben, durch reine Sprache und geschmackvolle Darstellung ohne Zweifel als der bedeutendste unter ihnen gelten muß, Snorre Sturluson (s. d.). Gleichfalls bedeutend ist Snorre's Neffe, der wie um Islands so um Norwegens Geschichte hochverdiente Sturla Thordarson (gest. 1284). Mit dem Aufhören von Islands Selbständigkeit (1264) schwindet aber auch jede originale Historiographie, die, nachdem sie während des 14. Jahrh. nur noch auf Bearbeitungen, Auszüge, Abschriften der frühern Werke sich beschränkt, endlich in trockener, annalistischer Aufzeichnung ganz erstirbt.

Die Sagas nun, in denen die Geschichte der nordischen Länder und Inseln während des genannten Zeitraums erzählt wird, die sog. historischen Sagas, theilen sich sammt ihren Thætter (wie man die eingeschobenen kleinern Erzählungen nennt) in zwei Reihen, in die Island-Sagas («Islendingasögur») und die norweg. König-Sagas («Noregskonungasögur»). Jene bestehen vornehmlich in Geschlechts- und Familiengeschichten oder auch Biographien einzelner hervorragender Männer (z. B. «Laxdœlasaga», «Eyrbyggjasaga», «Vatnsdœlasaga», «Njálssaga», «Egilssaga», «Grettissaga»); über ganz Island, alle seine übrigen Sagas gleichsam einrahmend, verbreiten sich zwei Hauptwerke: die «Landnámabók», welche von der Besiedelung Islands (874—930) berichtet, und die «Sturlungasaga», die die Kämpfe der mächtigen Sturlungenfamilie und den durch sie herbeigeführten Untergang von Islands Freiheit (1256—64) erzählt. Eine eigene Abtheilung bilden die «Biskupasögur», in denen die Einführung des Christenthums auf Island (im J. 1000) und das Leben einer Anzahl Bischöfe zu Skalholt und zu Holar berichtet wird; diese und die isländ. Annalen (bis zum J. 1430) bilden die einzigen Quellen für die spätere Geschichte des alten Island. Die König-Sagas behandeln theils die Geschichte einzelner norweg. Regenten, von Harald Hárfager bis auf Magnus Hákonarson (gest. 1281), theils eine kürzere oder längere Reihe derselben im Zusammenhang. Unter den letztern ragt hervor Snorre's «Heimskringla», die mit der ihm eigenthümlichen Geschichte der Ynglinger beginnt und die Geschichte der norweg. Könige bis auf Magnus Erlingsson (gest. 1184) herabführt. Wenige ausgenommen, z. B. die beiden legendarischen Sagas der beiden Könige Olaf Tryggvason (gest. 1000) und Olaf des Heiligen (gest. 1030), gehen alle Königsagas, sei es als Auszüge oder als ausführlichere Bearbeitungen, auf die «Heimskringla» zurück, und zwar sowol die Sagas über einzelne Regenten und Regierungen (wie sie die «Fornmannasögur» enthalten) als auch die zusammenfassenden Sagawerke, vor allem die in den J. 1387—95 geschriebene umfängliche «Flateyjarbók».

Die nichthistorischen, vornehmlich zur Unterhaltung bestimmten Sagas werden in der Regel in zwei große Gruppen geschieden, in die «Fornaldarsögur Nordrlanda» und die «Fornaldarsögur Sudrlanda» oder «Riddara sögur». Die erstern, die ihrem Inhalte nach nur dem skandischen Norden angehören, umfassen theils die mythisch-heroischen, theils die romantischen Sagas. Jene beruhen zum guten Theil auf den alten Liedern, in denen Mythus und Heldensage hier wie anderwärts ihren ursprünglichen Ausdruck gefunden, und deren einige z. B. in der Lieder-Edda uns noch vollständig aufbewahrt sind. Doch die prosaische Erzählung, die schon in sehr früher Zeit, wie es scheint, den mündlichen Vortrag dieser Lieder ergänzend und ausführend begleitete, gewann allmählich in dem Grade die Oberhand, daß sie den Inhalt der betreffenden Lieder vollständig in eine feste Saga umwandelte und nur hier und da einzelne Theile derselben, meist jene monologischen oder dialogischen Strophen, in ihrer metrischen Form beließ; so vor allem die «Völsungasaga», «Hálfssaga», «Fridthjófssaga», «Hervararsaga» und viele andere. Die romantischen Sagas sind ihrem Kerne nach Sagen und Märchen, im niedern Volke entstanden und Ausdruck seiner abergläubischen Vorstellungen von einer Welt des Wunderbaren, namentlich jener dem Menschen feindlichen Mächte, Riesen, bösen Geister u. dgl., mit denen die Phantasie die norweg. Felsenklüfte und isländ. Einöden bevölkerte. Die Gestalt jedoch, in der sie uns vorliegen, erhielten sie jedenfalls erst unter der Hand des spätern Sagaerzählers, der ihnen, um sie den höhern und gebildetern Kreisen schmackhaft zu machen, theils durch Einmischung von mythischen und heroischen oder auch histor. Namen und Begebenheiten, theils durch Herbeiziehung des abendländ. Ritterthums einen besondern Reiz zu verleihen suchte. Sie dürfen

vorzugsweise als jene erdichteten Sagaromane gelten. Hierhin gehören z. B. die Sagas vom Ketill-Hœng von Hrafnista (einer norweg. Insel) und von dessen Nachkommen, die «Bardarsaga», «Jökulssaga» und viele andere. Unter den «Fornaldarsögur Sudrlanda» begreift man die zahlreichen Sagas, in denen fremde Erzählungen in lat., franz., deutscher, engl. Sprache, seien sie nun in Prosa oder in Versen, in die Norrœna übersetzt und in die einheimische Form der Saga gekleidet sind. Obwol zunächst Uebersetzungen, haben sie sich doch theilweise durch Aenderung, Weglassung und besonders durch eigenthümliche Zusätze in dem Grade von ihrer Vorlage entfernt, daß sie fast als originale Schöpfungen gelten können. Die ältesten dieser Sagas gehören der norweg. Literatur an; sie wurden zunächst von König Hakon (gest. 1264) für seinen Hof angeregt und von seinen Nachfolgern eifrig gepflegt. Für uns Deutsche am wichtigsten unter diesen Sagas ist die «Didrikssaga» (oder «Vilkinasaga»), auf Grund deutscher Lieder und Erzählungen; franz. Ursprungs sind die große «Karlamagnússaga», die «Strengleikar», «Tristramssaga» und viele andere; nach lat. Originalen die «Alexanderssaga», «Trojumannasaga», «Bretasaga», der religiöse Roman «Barlaam ok Josaphat», «Stjórn» (ein Theil des Alten Testaments) und viele andere. Die überaus große Anzahl der Legenden (helgisögur) ist gleichfalls zum großen Theil nach fremden Originalen gearbeitet. Einige von ihnen sind zwar einheimischen Ursprungs und in Norwegen oder auf Island verfaßt, theils in lateinischer, theils in altnordischer Sprache; im letztern Falle gehören sie mit zu den ältesten Denkmälern der Norrœna, z. B. die Wunder des norweg. und des isländ. Nationalheiligen, des Königs Olaf und des Bischofs Thorlak. Keine der Darstellungsformen der isländ. und norweg. Literatur ist auch nur entfernt zu einer so reichen und mannichfaltigen Entwickelung gediehen wie die Saga. Doch auch sie verstummte; schon längst nicht mehr erzählt, wurde sie auch kaum noch gelesen. Wie sie einst an die Stelle jener alten Söguljód trat, wurde sie selbst nun durch die Rimur verdrängt, die seit dem 14. Jahrh. auf Island zur fast allein herrschenden Form der Erzählung wurden. So haben wir z. B. die Sage von den Völsungen zuerst in den Völsungsliedern der Lieder-Edda, darauf in der diese Lieder paraphrasirenden «Völsungasaga», zuletzt in der diese Saga in Reime umsetzenden «Völsungs rímur». Ein ähnliches Schicksal haben sehr viele Sagas gehabt.

Außer den Sagas hat die isländ. und norweg. Prosa weder sehr viele noch bedeutende Leistungen aufzuweisen. In formeller Beziehung ist im Grunde nur eine zu nennen, das «Speculum regale», der norweg. Literatur eigenthümlich und eine wahre Zierde derselben; es ist eine philos.-didaktische Schrift vom Ende des 12. Jahrh., vielleicht vom König Sverre selber verfaßt. Grammatische Tractate, unter Zugrundelegung des Priscian und Donat, finden sich der Snorre'schen Edda beigefügt, computistische unter dem Namen Rímbegla vereinigt und herausgegeben. Noch sei der durch ihre zum Theil sehr alte Ueberlieferung sprachlich wichtigen Homilien gedacht wie andererseits der nicht wenigen und mehrfach wichtigen sowol isländ. als auch norweg. Gesetze, Rechtsbücher, Verordnungen, Urkunden u. dgl.; unter den isländ. Rechtsbüchern das älteste und bedeutendste ist die «Grágás», d. i. graue Gans. Darstellungen der altnorweg.-isländ. Literatur besitzt man in Petersen's «Bidrag til den oldnord. Literaturs Historie» (Kopenh. 1866) und in Keyser's «Nordmændenes Videnskabelighed og Literatur i Middelalderen» (Christiania 1866).

Nordlicht (aurora borealis). In den Nordgegenden des Himmels, gewöhnlich bald nach Sonnenuntergang, erblickt man zuweilen nahe am Horizont einen dunkeln Kreisabschnitt, um welchen ein glänzender weißer oder feuriger Bogen erscheint, der sich auch wol in mehrere concentrische Bogen theilt, durch deren Zwischenräume das dunkle Segment hervorscheint. Aus diesen Bogen, gleichwie aus dem von ihnen begrenzten Segmente selbst, steigen Lichtstrahlen von weißer oder bei lebhaftem Glanze auch von rother und grüner Farbe, oftmals selbst ganze Feuergarben nach allen Richtungen empor. Die ganze Erscheinung nimmt dabei an Intensität zu, und dieses Zunehmen kündigt sich durch eine allgemeine zitternde Unruhe der ganzen Lichtmasse an. Wenn ein N. sehr lebhaft wird und seine Strahlen über den Zenith hinausgehen, so bildet sich an dem Punkte des Himmels, nach welchem das obere Ende einer magnetischen Neigungsnadel hinweist, die sog. Nordlichtkrone, indem hier die Strahlen (wie die Bäume an dem entferntern Ende einer Allee) durch eine perspectivische Täuschung zusammenzulaufen scheinen. Bald nachher wird die Erscheinung fast immer schwächer und ruhiger; jedoch geschieht dies sozusagen nur ruckweise, wobei sich die vorigen Umstände, das Zittern der Lichtsäulen, die Bildung einer Krone u. s. w., aber unter tausenderlei Nuancen, erneuern. Endlich hört die Bewegung auf, das Licht zieht sich gegen den nördl. Horizont zusammen, das dunkle Segment löst sich auf und es bleibt nur eine

allgemeine starke Helligkeit am Nordhimmel zurück, die sich zuletzt in die Morgendämmerung verliert. Dieses prächtige Phänomen wird bei uns vorzugsweise N. genannt, weil wir es nach Maßgabe unserer geogr. Stellung nur um den Nordpol beobachten können. Reisende in der südl. Hemisphäre haben aber auch ähnliche Südlichter wahrgenommen, und man sollte daher eigentlich von Polarlichtern sprechen. An beiden Polen ist übrigens die Erscheinung des Polarlichts gleichzeitig und wird durch eine und dieselbe Ursache, welche im innigen Zusammenhange mit der magnetischen Kraft der Erde steht, hervorgerufen. Wir müssen diese Polarlichter als ein unausgesetzt an beiden Polen vorhandenes Phänomen betrachten, indem aufmerksame Reisende sie in den Polargegenden in jeder hellen Nacht sahen; in unsern Gegenden wird dasselbe nur sichtbar, wenn es eine bedeutende Stärke erreicht. In der Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung haben sich viele ausgezeichnete Naturforscher, wie Euler, Franklin, Lichtenberg, Biot, Hansteen u. a., versucht, ohne doch eine vollständige Theorie zu geben. Mit Gewißheit kann man bisjetzt nur Folgendes sagen: Weil das N. nicht wie die Sterne eine tägliche Bewegung von Osten nach Westen zeigt, so muß es an der Achsendrehung der Erde theilnehmen und daher in der Atmosphäre seinen Sitz haben. Es afficirt, der Erfahrung gemäß, die Magnetnadel und ändert ihre Abweichung; der höchste Punkt des Nordlichtbogens liegt in der Richtung des magnetischen Pols der Erde. Nach Hansteen's Erfahrung hat der Erdmagnetismus kurz vor dem Eintritte eines N. eine ungewöhnliche Stärke, die aber gleich nach dem Beginnen des N. abnimmt und unter die gewöhnliche Stärke herabsinkt. Da die magnetische Kraft nur eine Wirkungsweise der elektrischen in einer bestimmten Form ist, so weist das Gesagte darauf hin, daß das N. in einer Art elektrischen Entladung bestehe, über deren nähere Natur freilich erst noch weitere Beobachtungen die nöthige Aufklärung geben müssen. Die Intensität des Lichts, mit welcher die N. auftreten, ist sehr verschieden, im ganzen jedoch gering, da man durch die Strahlen hindurch sogar kleinere Sterne erblickt. Brewster schätzt die Helligkeit des N. im allgemeinen gleich der des Mondes im ersten Viertel, und nach Scoresby, der im hohen Norden beobachtete, beträgt die Helligkeit der N., wenn sie den Zenith erreichen, etwa die des Vollmondes. In manchen Fällen zeigt sich jedoch eine größere Helligkeit, und Lowenörn soll sogar bei hellem Sonnenschein die Zuckungen eines Polarlichts erkannt haben.

Nördlingen, Stadt im bair. Kreise Schwaben und Neuburg, im Ries am Egerbache und der München-Nürnberger Eisenbahn (Ludwig's-Nordbahn) gelegen, war bis 1803 eine Freie Reichsstadt mit einem Gebiete von $1\frac{1}{2}$ Q.-M. und gehörte zum Schwäbischen Kreise. Die Stadt ist noch von Mauern und Thürmen umgeben und hat eine sehenswerthe dreischiffige goth. Hauptkirche (1427—1505 erbaut) mit guten Bildern alter deutscher, aus N. gebürtiger Meister (Friedrich Herlen und Hans Schäuffelin) und einem stattlichen Thurm, der eine Umsicht über das Ries gewährt. Auch das Rathhaus, ein ansehnliches, aber architektonisch wenig ausgezeichnetes Gebäude, hat ein großes Wandgemälde von Hans Schäuffelin (1515). N. ist Sitz eines Bezirksamts und eines Stadt- und Landgerichts, hat eine Lateinische Schule sowie eine Landwirthschafts- und Gewerbschule und zählt (1864) 6628 E., die sehr gewerbfleißig sind. Außer Viehzucht (Gänse und Mastvieh) bestehen Fabriken für Leinen- und Wollwaaren, Leim, Leder (Corduan) u. s. w. Namentlich werden viel Teppiche gewebt, welche von Hausirern aus dem Pusterthale (in Tirol) als Tiroler Teppiche in den Verkehr gelangen. Bedeutend ist der Handel mit Getreide, Gänsefedern und Mastvieh (Rieser Gänse). Alljährlich wird zu N. eine Messe gehalten. Geschichtlich ist der Ort hauptsächlich durch die beiden Schlachten im Dreißigjährigen Kriege. In der erstern, 6. Sept. 1634, wurden die Schweden zum ersten mal auf deutschem Boden geschlagen. Die Veranlassung dazu gab die Belagerung der Stadt N. durch den König Ferdinand mit einem zahlreichen Heere. Um den Fortschritten des Königs ein Ziel zu setzen, beschlossen der Herzog von Sachsen-Weimar und der General Horn, die Stadt zu entsetzen. Ohne ein heranziehendes schwed. Heer abzuwarten, griff der Herzog Bernhard gegen den Rath Horn's die ihm bei weitem überlegene, gegen 45000 Mann starke österr. Armee an, die sich auf einer Anhöhe bei N. verschanzt hatte. Die Schweden, welche nur 24000 Mann stark waren, fochten sehr tapfer, wurden aber besiegt. Sie zählten 12000 Todte und Verwundete und verloren 300 Fahnen und Standarten, 80 Kanonen und einige Tausend Gefangene, darunter auch der General Horn und mehrere andere hohe Offiziere. In der zweiten Schlacht, unweit N., bei dem Dorfe Allerheim, 3. Aug. 1645, wurden die Kaiserlichen unter Mercy von den Franzosen unter Condé geschlagen. Zwei Jahre darauf wurde N. von den Baiern beschossen und zum Theil niedergebrannt. Auch 1796 und 1800 kam es bei N. zwischen den Franzosen und Oesterreichern zu Gefechten.

Nordpol, s. Pol.

Nordpolarländer nennt man alle vom nördl. Polarkreis umschlossenen Landgebiete, und es sind dieselben daher Theile der drei den Nordpol umgebenden Continente und eine große Anzahl Inseln. Von Europa gehören dazu Lappland, das im Nordcap bis 71° 10′ hinaufreicht, die Halbinsel Kola, die Halbinsel Kanin und der nordöstlichste Theil des europ. Rußland mit der Petschoramündung und dem Paichoigebirge; von Asien die unabsehbaren niedern und ebenen Tundren oder Moossteppen Nordsibiriens, durchströmt von einer Menge großer Flüsse, wie Ob, Jenisei, Chatanga, Anabara, Olenek, Lena, Jana, Indigirka und Kolyma, und mit der Taimyrhalbinsel bis 78° 20′ gegen N. sich vorschiebend; von Amerika ein schmälerer Küstenstrich vom Fox-Channel bis zur Beringstraße, mit den Mündungen der bedeutenden Flüsse Mackenzie und Großer Fischfluß, und in der Halbinsel Boothia bis 72° gegen N. hinaufreichend. Die bisjetzt bekannten Inseln sind das bedeutende Grönland von mindestens 36000 Q.-M., dessen Ostküste noch wenig, dessen Nordküste noch ganz unbekannt ist; Spitzbergen (1075 Q.-M.), die kleinen Bären- und Jan-Mayeninsel, Nowaja-Semlja (2102 Q.-M.), die Neusibirischen Inseln, die Heraldinsel nördlich von der Beringstraße und ein ausgedehnter Archipel im N. des amerik. Festlandes, durch die Davisstraße, Baffinbai, den Smithsund und Kennedykanal von Grönland getrennt und durch die Hudsonstraße von Labrador, durch die Fury- und Heclastraße, die Bellotstraße und die Deasestraße von der amerik. Nordküste geschieden. Zu diesem Archipel gehören folgende Inselgruppen: das von mehrern Sunden durchschnittene Grinnell-Land, nordwestlich von Grönland, durch die Jonesstraße davon getrennt; die von O. nach W. gestreckte Reihe der Parryinseln (North-Devon, Cornwallis, Bathurst, Melville, Eglinton, Prince-Patrik und viele kleinere). Südlicher und durch den Lancastersund, die Barrowstraße, den Melvillesund und die Banksstraße von den vorigen geschieden findet man von W. nach O. die Banksinsel, eine große, in verschiedenen Theilen die Namen Prince-Albertland, Wollastonland und Victorialand tragende Insel; Prince-of-Walesland, North-Somerset- und die wahrscheinlich in mehrere Theile zerfallende Cockburn- und Cumberlandinseln. Da etwa 140000 Q.-M. der Nordpolarzone noch gänzlich unerforscht sind, so können dort noch andere Inseln bestehen. Auch wurde bereits östlich von Spitzbergen das Gillisland gesehen, und man hat ziemlich sichere Nachrichten, daß zwischen Neusibirien und der Beringstraße sowie nördlich von Point Barrow auf der amerik. Seite noch unentdecktes Land vorhanden ist. Nach Petermann's Vorstellung erstreckt sich vom nördl. Grönland bis nach der Beringstraße hin quer durch das Polarbecken ein Landstreifen oder eine Inselreihe; im allgemeinen überwiegt aber höchst wahrscheinlich das Wasser das Land.

Kälte und Eis sind das am meisten charakteristische Merkmal der Polarländer. Unter dem 70. Parallel, welcher die meisten dieser Gebiete durchschneidet, währen der längste Tag und die längste Nacht 2 Monate, unter dem 80. Parallel, den Spitzbergen, Grönland und Grinnell-Land erreichen, über 3 Monate, und am Pole selbst geht die Sonne 186 Tage nicht unter und 179 Tage nicht auf. In diesen langen Winternächten sinkt die Temperatur bis unter — 40° R., wo das Quecksilber erstarrt, und die schrägen Sonnenstrahlen der Sommertage sind nicht im Stande, den ewig gefrorenen Boden der Flachlande tiefer als einige Fuß aufzuthauen oder die Firn- und Gletscherdecken Grönlands und Spitzbergens zu schmelzen. Bei Jakutsk fand man beim Bohren eines Brunnens den Boden bis in 382 F. Tiefe gefroren. Aber je nach der continentalen oder insularen Lage und nach der Beziehung zum Golfstrome zeigen die Polarländer die auffallendsten klimatischen Contraste. Am meisten begünstigt sind die vom Golfstrome bespülten Küsten, die Nordküste von Skandinavien, wo am Nordcap die mittlere Jahreswärme 0° beträgt, und die Westküsten von Spitzbergen und Nowaja-Semlja, wo fast immer ein offenes Meer existirt, während die Ostküsten meist von Eis umlagert sind. Im Smithsund sinkt die mittlere Jahrestemperatur auf — 11°,9, auf Boothia (unter 70° nördl. Br.) auf 12°,6, auf der Melvilleinsel auf — 13°,7 R. Die Inseln im Norden von Amerika sind im Winter stets durch feste Eisdecken miteinander verbunden, und die schmalen Meeresarme zwischen ihnen bleiben auch im Sommer oft von Treibeis so verstopft, daß Schiffe darin festgehalten werden. Im Frühsommer kommt ein mächtiger Treibeisstrom die Baffinbai und Davisstraße herab, und ein anderer von O. und N. gegen die Ostküsten von Spitzbergen und Grönland, wogegen nördlich an den neusibir. Inseln auch im Winter ein offnes Meer, die Polynja der Russen, vorhanden ist und Kane und Hayes nördlich von Grönland, Parry nördlich von Spitzbergen wenigstens im Sommer eisfreies Meer sahen. Der kälteste Theil der Nordpolarregion scheint daher keineswegs die Umgebung des Pols selbst zu sein. Wie Brewster und früher auch Dove, so nimmt Mühry an, daß im Winter auf der nördl. Hemisphäre ein Auseinandergehen des Kälte-

pols in zwei erfolge, welche ihre Stellen in der Umgegend von Jakutsk in Ostsibirien (64° nördl. Br., Januarmittel — 33°,7 R., absolutes Minimum — 46° R.) und in dem Archipel an der Nordküste von Amerika einnehmen. Neuerdings nimmt jedoch Dove nur einen Kältepol auch im Winter an und verlegt denselben in das noch unbekannte Centralgebiet. Vgl. Dove, «Die Monats- und Jahresisothermen in der Polarprojection» (Berl. 1864); Mühry, «Zur Vertheidigung der Oceanität am Nordpol», in Petermann's «Mittheilungen» (Jahrg. 1864).

Wie das Klima so ist auch die Vegetation in diesen Ländern verschieden. Die Baumgrenze liegt im Samojedenland westlich vom Ural unter 67° nördl. Br. (Graf Keyserling und Schrenk), in Sibirien am Jenisei unter 69½°, an der Boganida unter 71½° (von Middendorf), an der Lena unter 71° (Wrangel), an der asiat. Küste des Beringsmeeres unter 64°, an der amerik. Seite der Beringsstraße unter 60° (Seemann), am Großen Bärensee unter 67°, an der Küste der Hudsonsbai unter 60½° (Richardson). Jenseit dieser Baumgrenze breiten sich in Amerika die Barren Grounds aus, kahle, durch niedere Felsenhügel unterbrochene Flächen, an trockenen Stellen mit Cornicularieflechten, an feuchten mit Renthiermoos (Cetraria) überzogen, an begünstigtern Punkten blühende Pflanzen, wie Rhododendron, Kalmia, Vaccinium, Empetrum, Ledum, Arctostaphylos, Andromeda, Rubus, selbst zwerghafte Weiden (Salix speciosa) tragend. In Sibirien vertreten die Tundren oder Moosflächen die Stelle der Barren Grounds. In dem gebirgigen Grönland und Spitzbergen zeigen nur die Küsten Vegetation, da das Innere unter Eis begraben liegt. Von Spitzbergen kennt man 93 Phanerogamen und wenigstens 250 Kryptogamen, von der grönländ. Ostküste 62 Phanerogamen, von der Westküste Grönlands 298, von den Parryinseln 83, von der Taimyrhalbinsel 124, von Nowaja-Semlja 90. Ist aber auch die Artenzahl sehr verschieden, so herrscht doch im ganzen große Uebereinstimmung in der Flora der Polarländer, die fast alle Genera und die Mehrzahl der Species gemeinschaftlich haben, sodaß man auch nur Ein arktisches Florengebiet unterscheidet. Das wichtigste Landthier dieser Zone ist das Renthier, das allen drei hier in Betracht kommenden Erdtheilen angehört. Dasselbe bringt in Asien und Amerika den Winter in den Wäldern zu, um im Frühjahr wieder nach Norden zu wandern, während es dagegen auf Spitzbergen in großen Scharen, im nördl. Grönland und auf den Parryinseln in kleinern Trupps Winter und Sommer angetroffen wird. Viel beschränkter ist das Gebiet des Moschusochsen (Ovibos moschatus), der die amerik. Barren Grounds und den nordamerik. Inselarchipel bewohnt. Der Eisbär findet sich an allen Küsten; andere Bärenarten verlassen nicht das Festland. Amerika und Asien gemeinsam sind auch Lemminge, Hasen, Füchse, Wölfe und der Vielfraß, sodaß die arktische Region in Bezug auf die Vierfüßler nur Eine zoolog. Provinz bildet. Außerordentlich ist die Menge der Vögel, meist Wasservögel, die in unabsehbaren Scharen die Ufer der eisfreien Meerestheile selbst noch jenseit des 80. Parallel bedecken. Dem entsprechend wimmeln die arktischen Meere von Fischen und Meersäugethieren, auch besteht die Production dieser Zone fast ausschließlich in Walfischen, Walrossen, Seehunden u. s. w. Die Eingeborenen der Polarländer sind auf amerik. Seite und in Grönland die Eskimos, bis über den 80. Parallel hinaus. Spitzbergen ist unbewohnt. In Europa leben innerhalb des Nordpolarkreises die Lappen und östlicher die Samojeden, in Asien die Samojeden, Jeniseier, Jukagiren und Tschuktschen. Vgl. Middendorf, «Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens» (4 Bde., Petersb. 1848 fg.); Richardson, «The Polar regions» (Edinb. 1861). Populäre Schriften sind: Hartwig, «Der hohe Norden» (Wiesb. 1858); Müller, «Die Polarwelt, ihre Erscheinungen und Wunder» (Sondersh. 1858); Ule, «Die neuesten Entdeckungen in Afrika, Australien und der arktischen Polarwelt» (Halle 1861).

Nordpol-Expeditionen. Die Entdeckungen in den hochnordischen Regionen begannen gegen das Ende des 8. Jahrh. Seit 795 besuchten irische Mönche von den Faröern aus das bis dahin ganz unbewohnte Island; 867 entdeckte der Wikinger Nadd-Odd die Insel aufs neue, und schon sieben Jahre später begann die Besiedelung derselben durch Normannen. (S. Island.) Um 870 unternahm der norweg. Edelmann Ottar eine Entdeckungsfahrt längs der skandinav. Küste nach Norden, umsegelte das Nordcap und gelangte durch das Weiße Meer bis zur Dwina. Um dieselbe Zeit sah Hunnbjörn die Ostküste Grönlands, die Erik der Rothe von Island aus 983 wieder entdeckte und besiedelte. Im J. 1000 wurde Bjarne auf der Fahrt nach Grönland gegen Süden verschlagen und kam an eine niedere bewaldete Küste, die zu Neufundland oder Neuschottland gehört haben muß, daher dies wol die früheste Entdeckung eines Theils von Amerika ist. Leif, der Sohn Erik's des Rothen, entdeckte im folgenden Jahre Labrador. Diese Erweiterungen der Erdkunde durch die Normannen blieben indeß der Wissenschaft zum großen Theil unbekannt. Erst 1553 entdeckten die Engländer abermals das Nordcap Europas und 1517

Sebastian Caboto, der schon 1497 und 1498 an der Küste von Labrador war, die Hudsonsstraße. Caboto war von Heinrich VIII. von England ausgeschickt worden, eine Nordwestliche Durchfahrt nach der Südsee zu suchen, und in zwei Perioden war dieses Bestreben die Haupttriebfeder zu den Entdeckungen im Norden von Amerika. Die erste Periode reichte bis 1631. In dieser Zeit unternahm Frobisher 1576—78 drei Fahrten nach der seinen Namen tragenden Bai nördlich von der Hudsonsstraße; Davis befuhr 1585—87 die Straße zwischen Grönland und Amerika bis 73° nördl. Br.; Hudson (s. d.) entdeckte 1610 die nach ihm benannte Bai. 1616 erweiterten Bylot und Baffin die Davis'schen Entdeckungen gegen Norden bis zum Lancaster- und Smithsund, und einige unbedeutendere Expeditionen vervollständigten namentlich die Kenntniß der Hudsonsbai. (Vgl. Rundall, «Narratives of voyages towards the North-West, in search of a passage to Cathay and India, 1496 to 1631», Lond. 1849.) Die zweite Periode der Unternehmungen zur Entdeckung der nordwestl. Durchfahrt begann 186 J. später mit der Reise von John Roß (s. d.) und Parry (s. d.) 1818, die jedoch nicht über die Baffinsee hinauskamen. Im folgenden Jahre gelangte dagegen Parry durch den Lancastersund nach Westen bis zur Melville-Insel, und es wurde dadurch zuerst die Existenz eines großen Archipels im Norden von Amerika bekannt. 1822 drang derselbe von der Hudsonsbai aus durch den Fox-Channel gegen Norden bis in die Fury- und Heclastraße vor, und 1825 lief er durch den Lancastersund in den Prince-Regent-Inlet ein, ohne jedoch seine frühern Entdeckungen wesentlich zu erweitern. Denselben Inlet erforschte John Roß auf seiner zweiten Fahrt 1829—33 genauer, wobei sein Neffe James Roß 1831 am Westrand von Boothia-Felix den magnetischen Nordpol entdeckte. Nach längerer Pause trat Franklin (s. d.) 1845 eine Nordwestfahrt an, fror aber mit seinen Schiffen Erebus und Terror nordwestlich von King-Williamssund ein und ging mit sämmtlichen Begleitern zu Grunde. Zu seiner Rettung und zur Aufklärung seines Schicksals machten die Engländer und Amerikaner die großartigsten Anstrengungen. Richardson und Rae gingen 1847—50 über Land nach der amerik. Nordküste und untersuchten dieselbe vom Mackenzie bis zum Kupferminenfluß. Moore (1848—52), Kellett (1848—50) und Shedden (1848—50) segelten nach der Beringsstraße, James Roß (1848—49) nach dem Lancastersund, Saunders (1849—50) nach Wolstenholmesund und Pondsbai, Goodsir (1849) nach der Baffinbai, De Haven und Griffin mit der ersten auf Kosten Grinnell's ausgerüsteten Expedition (1850—51) nach Lancastersund und Wellingtonkanal, Austin und Ommaney (1850—51) nach Lancastersund und Cornwallisinsel, Penney (1850—51) nach Lancastersund und Wellingtonkanal, John Roß (1850—51) nach Lancastersund, Forsyth (1850) nach Regent's-Inlet und Beecheyinsel, McClure (1850—54) nach der Beringsstraße und durch die Prince-of-Walesstraße nach der Banksstraße und dem Lancastersund, wodurch er die Nordwest-Durchfahrt entdeckte, Collinson (1850—55) nach der Beringsstraße, Banksinsel und Wollastoninsel, Rae ging (1851) den Kupferminenfluß hinab nach Wollaston- und Victorialand, Kennedy segelte (1851—52) nach Prince-Regent's-Inlet, Bellotsstraße und Prince-of-Walesinsel, Frederick (1852) nach der Beringsstraße, Inglefield (1852) nach dem Lancastersund, Maguire (1852—55) nach der Beringsstraße, Belcher (1852—54) mit Kellett, Osborn, McClintock, Pullen und Mecham nach den Parryinseln, Inglefield (1853 und 1854) nach der Beecheyinsel. Rae ging (1853) abermals nach Wallastonland und der Victoriastraße und (1853—54) nach der Ostseite von King-Williamssund, von wo er die erste Nachricht über den Untergang der Franklin'schen Schiffe brachte. Anderson wandte sich (1855) den Großen Fischfluß hinab nach der Montrealinsel und Point-Ogle und brachte ebenfalls Reliquien vom Erebus und Terror zurück. Endlich enthüllte McClintock (1857—59) auf King-Williamssund das Schicksal der Vermißten. (Vgl. Barrow, «Voyages of discovery and research within the arctic regions, from the year 1818 to the present time», Lond. 1846; Brown, «The North-West passage, and the plans for the search for Sir John Franklin», Lond. 1858; Richardson, «The Polar regions», Edinb. 1861; Brandes, «Sir John Franklin, die Unternehmungen für seine Rettung und die nordwestl. Durchfahrt», Berl. 1854.) Diese zahlreichen Expeditionen zur Aufsuchung Franklin's haben nur den Archipel im Norden von Amerika kennen gelehrt, dadurch aber über die naturhistor. und klimatischen Verhältnisse der arktischen Zone überhaupt werthvolle Aufschlüsse gegeben und die Kunst der arktischen Reisen ausgebildet. Das Problem der nordwestl. Durchfahrt war eigentlich durch Franklin 1846 bereits gelöst, ehe McClure die Prince-of-Walesstraße passirte. Seit 1864 bemühte sich Hall im Norden der Hudsonsbai Nachrichten über den Untergang der Franklin'schen Gefährten einzuziehen, nachdem er 1860—62 die Frobisherbai, die vordem für eine Straße galt, untersucht hatte.

Gleichzeitig mit den frühesten Bestrebungen, eine nordwestl. Durchfahrt zu finden, wurde eine **nordöstliche Durchfahrt** nach dem Großen Ocean gesucht, 1553 unter Willoughby, der an der Küste von Lappland zu Grunde ging, nachdem eins seiner Schiffe dem Nordcap seinen jetzigen Namen gegeben; 1556 von Burrough, der die Südspitze von Nowaja-Semlja und die Insel Waigatsch erreichte; 1580 unter Pet und Jackman, die in die Karasee eindrangen; 1594—96 unter Barent, welcher die Bäreninsel und Spitzbergen entdeckte und die Ostspitze von Nowaja-Semlja umfuhr. Die Entdeckung Spitzbergens und eines offenen Meeres in so hoher Breite hatte die Hoffnung auf die Möglichkeit einer nördl. Durchfahrt erweckt; Hudson's Versuche 1607 zwischen Grönland und Spitzbergen, 1608 zwischen Spitzbergen und Nowaja-Semlja blieben aber ohne Erfolg. So kam es, daß die Nordküsten von Asien nicht zu Schiff, sondern vom Landufer bekannt wurden, als die Donischen Kosacken unter Jermack (seit 1580) und mit ihnen die Russen erobernd in Sibirien vordrangen. Die Mündung des Jenisei wurde 1610, die der Lena 1637, die der Kolyma 1646 erreicht. Der Kosacke Iwan Moskwitin gelangte 1639 an das Ochotskische Meer; Deschnew umsegelte 1648 von der Kolyma aus das tschutschkische Vorgebirge und entdeckte die Beringsstraße. Diese wichtigen geogr. Erfolge der Kosacken waren aber unbekannt geblieben, daher entdeckte Bering 1728 zum zweiten mal die nach ihm benannte Straße, und unter seiner Oberleitung folgte nun seit 1734 eine Reihe von Expeditionen zur genauern Erforschung der nordasiat. Küsten. Dabei erreichten Maluigin und Skuratow 1737 von Archangel aus zu Schiff den Ob; Owzyn fuhr in demselben Jahr von der Mündung des Ob in die des Jenisei. Prontschischtschew, Laptew und Tscheljuskin erforschten 1735—43 theils zu Schiff, theils zu Land die Küstenstrecke zwischen der Lena und dem Jenisei einschließlich der Taimyr-Halbinsel, die 1843 Middendorff (s. d.) wieder besuchte. Bering selbst entdeckte 1741 den Nordwesten von Amerika, nachdem jedoch 1730 Gwosdew bei einer Fahrt längs der Tschutschkenküste einen Punkt desselben unter 66° nördl. Br. bereits berührt hatte. Ein correcteres Bild der Küsten zu beiden Seiten des Beringsmeeres gewann man indeß erst durch Cook 1778, während man alle fernern Forschungen an den nordasiat. Küsten den Russen verdankt. So gelang Loschkin 1760—63 die völlige Umschiffung von Nowaja-Semlja, welches auch das Ziel der vier Fahrten Lütke's 1821—24 war, und dessen Ostküste 1834—39 von Pachtusow, Ziwolka und Moissejew aufgenommen wurde. Lächow entdeckte 1770—73 die Inselgruppe Neusibirien, die 1809—11 durch Hedenström aufgenommen und 1823 von Anjou zum Ausgangspunkt einer Schlittenreise ins Eismeer bis 76° 35′ (die höchste bisher im asiat. Eismeer erreichte Breite) gemacht wurde. Mit Anjou zugleich war Wrangell (s. d.) mit Vermessungen an der Küste zwischen der Kolyma und der Insel Koliutschin beschäftigt und stellte fest, daß auch im Winter ein offenes Meer nördlich von Neusibirien und gegen die Beringsstraße hin vorhanden ist.

Die nördlichsten Theile des amerik. Festlandes wurden zuerst von Hearne durchwandert, der 1771 vom Fort Churchill aus den Kupferminenfluß erreichte und bis zur Mündung ins Eismeer verfolgte. 1789 entdeckte Mackenzie den nach ihm benannten Fluß und verfolgte denselben ebenfalls bis zur Mündung. Die Nordküste zwischen den beiden Flüssen und östlich bis zum Großen Fischfluß sowie westlich bis Cap Barrow erforschten Franklin, Richardson und Back auf ihren beiden Landreisen 1819—21 und 1825—26 und Dease und Simpson 1837—39, während Back mit King 1834 den Großen Fischfluß hinabfuhr. Die Kenntniß der grönländ. Küsten förderte 1822 Scoresby durch die Aufnahme der Ostküste zwischen 75 und 69° nördl. Br., wie dieser auch die Naturverhältnisse der arktischen Zone überhaupt wesentlich aufhellte. Dieselbe Küste recognoscirten Clavering 1823 und Graah 1829—31 und 1834, während im Westen von Grönland zwei amerik. Expeditionen unter Kane (s. d.) 1853—55 und unter Hayes 1860—61 die Erreichung des Nordpols durch den Smithsund vergebens versuchten, dabei aber die nordwestl. Begrenzung Grönlands und die Westküste des Smithsundes bis 81° 35′ nördl. Br. enthüllten. Die wichtigsten Forschungen in Grönland (s. d.) selbst stellte Rink 1848—56 an. Die wichtigsten neuern Expeditionen nach Spitzbergen sind die von Clavering und Sabine 1823, von Parry 1827, der 23. Juli in Schlittenbooten die größte bisjetzt gewonnene Annäherung an den Pol (82° 45′) erreichte, die franz. Expedition auf dem Schiffe Recherche 1835 und namentlich die neuesten schwed. Expeditionen. Der Schwede Torell besuchte 1858 mit Nordenskiöld und Quennerstedt die Westküste von Spitzbergen. (Vgl. Petermann's «Mittheilungen», Jahrg. 1861.) 1861 ging eine große Expedition unter Torell's Leitung abermals dahin und führte höchst werthvolle topogr. und naturhistor. Arbeiten aus. (Vgl. Chydenius, «Svenska expeditionen til Spitsbergen 1861», Stockh. 1866; Petermann's «Mittheilungen»,

Jahrg. 1863 und 1864.) Im J. 1864 endlich sandte Schweden eine zweite Expedition nach Spitzbergen unter Nordenskiöld, Dunér und Malmgren, um Vorarbeiten für eine Gradmessung daselbst auszuführen. Seit 1865 regten Kapitän Osborne in England, A. Petermann und R. Werner in Deutschland, Baron Schilling in Rußland und Lambert in Frankreich neue Expeditionen zur Erreichung des Nordpols an; doch war bis 1867 keines dieser Projecte zur Ausführung gekommen. Vgl. Peschel, «Geschichte der Erdkunde» (Münch. 1865).

Nordsee oder Deutsches Meer (bei den Engländern German Ocean, bei den Dänen Westmeer) nennt man die Wasserfläche von etwa 12000 Q.-M. Flächenraum, welche, als ein Theil des Atlantischen Ocean, zwischen Großbritannien, den Niederlanden, Dänemark, Norwegen und der norddeutschen Küste von der Meerenge von Calais bis zu den Shetländischen Inseln sich erstreckt. Durch die Meerenge von Calais ist die N. mit dem an den Westen Europas anstoßenden Theil des Atlantischen Meeres, zunächst mit dem Kanal oder La Manche, durch den Kattegat mit der Ostsee in Verbindung gesetzt, und die Zuydersee (s. d.), die man als Theil von ihr betrachten kann, schließt sich südlich an sie an. Sie hat Ebbe und Flut, welche sich am stärksten an den Küsten von Holland und England zeigen, meist niedrige, zum Theil durch Dünen und Deiche geschützte Küsten, die nur an den zerrissenen Ufern von Norwegen und der schott. Küste hoch und felsig sind, stärkern Salzgehalt als das Wasser der Ostsee und erhält an manchen Stellen durch die Menge der Mollusken, die sich in demselben aufhalten, einen eigenthümlichen, stark phosphorescirenden Glanz. Nach den Ergebnissen neuerer Untersuchungen nimmt die Tiefe des Meeres von Süden nach Norden hin zu, wechselt jedoch in der Durchschnittslinie vom Breitengrade der nördlichsten Shetlandsinsel bis nach Ostende im unregelmäßigen Verhältnisse von 30 bis höchstens 140 Faden Tiefe. Die Unregelmäßigkeiten der Tiefe hängen von den häufigen, in der Mitte besonders ausgedehnten Sandbänken ab, die gegen drei Viertel des ganzen Flächenraums einnehmen. Ihren Zufluß von Süßwasser erhält die N. von Süden her durch die Elbe, Weser, Ems, die Rheinmündungen und die Schelde, von Westen durch die Themse und Humber und den Tay, von Osten durch die Eider und die vielen kleinen Flüsse Schleswigs, Westjütlands und Norwegens. Zu ihren bedeutendsten Meerbusen gehören an Deutschlands Küste der Dollart (s. d.), der Jahdebusen und die Ausflüsse der Weser und Elbe, bei Großbritannien der Mündungsgolf der Themse, der Wash, ferner die Busen des Humber, Forth, Tay und Moray, und bei Norwegen der Bukn-, Hardanger- und Sognefjord. Die Strömungen sind äußerst veränderlich und fordern den Schiffsführer in diesem vielbefahrenen Meere zur größten Behutsamkeit auf. Im Ganzen genommen haben sie infolge des vorwaltenden Südwestwinds eine nordöstl. Richtung. Zwischen dem jütländ. Riff und der Küste von Norwegen ist die Strömung durchgehends nach West, selbst bei Westwinden, während der jütländ. Küstenstrom ostwärts nach Skagen fließt. Mit nördl. und nordwestl. Winden zieht ein Strom längs der norweg. Küste und über das jütländ. Riff mit großer Geschwindigkeit nach Helgoland. Jene beständige Westströmung aus dem Skagerrack ist eine nothwendige Folge der Wassermenge, welche die Ostsee in die N. ergießt, indem erstere mehr empfängt, als sie durch Verdunstung verliert. Längs der Ostküste Großbritanniens läuft eine Strömung nach Süden. Sie kommt aus dem Atlantischen Ocean, drängt sich durch die Pentlandsstraße im Norden von Schottland, um von da aus ihren Weg bis zum Pas-de-Calais fortzusetzen, wo sie in die Strömung fällt, die auf directem Wege aus dem Atlantischen Ocean durch den Kanal in die N. fließt. Wegen der zum Theil bedeutenden Sandbänke ist die Schiffahrt auf der N. gefährlich. Ueber die Nordseebäder, s. Seebäder. Vgl. von Lowtzow, «Die N.» (Berl. 1857).

Norfolk, auch Northfolk, eine der sechs östl. Grafschaften Englands, von Suffolk, Cambridge, Lincoln und von der Nordsee umschlossen, hat auf 99,5 Q.-M., wovon 51½ auf Ackerfeld, 35 auf Grasungen und 4 auf Waldungen kommen, 434798 E. (1861). Die Grafschaft bildet eine weite, einförmige Tiefebene, in welcher die fließenden Wasser ohne Fall schleichen und sich zum Theil in Sumpfflächen oder Marschen (Fens) verwandeln, die den seichten Meerbusen Wash umgeben. Außer der Ouse, dem Hauptflusse des Landes, sind an der Westgrenze der Nen, im Osten die Yare mit ihren schiffbaren Nebenflüssen Wensum und Bure, an der Südgrenze die Waveney bemerkenswerth. N. ist nur durch Fleiß und Mühe im Innern fruchtbar geworden. Ungeachtet der Nähe des Meeres ist das Klima weniger feucht, im ganzen angenehm und gesund. Getreide-, namentlich Gerstenbau, Turnipsbau, Schaf- und Rindviehzucht machen nächst Fischerei, zumal Heringsfang, die Hauptnahrungszweige der Bewohner aus. N. führt im Frühjahre Tausende von Ochsen, jährlich mehr als 300000 Quarter Weizen, an 100000 Säcke Mehl sowie in Menge Gänse und welsche Hühner nach London aus. Zugleich ist es die einzige der östl.

Grafschaften, wo Fabriken in größerm Maßstabe, vorzüglich in Seiden- und Wollstoffen, namentlich in der Hauptstadt Norwich (s. d.), bestehen. Yarmouth (s. d.) treibt hauptsächlich Handel und Fischfang. Lynn-Regis oder King's-Lynn ist eine Hafenstadt an der Mündung der Ouse, die 16170 E. zählt und 156 eigene Schiffe von 15921 Tons besitzt. Ferner sind zu nennen die Hafenorte Wells (mit 3098 E. und 167 eigenen Schiffen) und Cromer (mit 1367 E., Seebädern, Austern-, Hummer- und Krabbenfischerei) an der Nordküste. Die Grafschaft N. schickt vier Abgeordnete ins Parlament, acht andere die Städte.

Norfolk, Handels- und Hafenstadt im nordamerik. Staate Ostvirginia, Hauptort der gleichnamigen Grafschaft und nächst Richmond (13 M. im NW.) die bedeutendste Stadt des Landes, westlich am Südeingange der Chesapeakbai, 7 M. vom offenen Meere, am rechten Ufer des Elizabeth-River, nahe nordöstlich Portmouth und $1^3/_4$ M. südöstlich Hampton gegenüber gelegen, durch den Dismal-Swamp-Kanal mit dem Albemarlesund sowie durch verschiedene Eisenbahnen mit den bedeutendsten Punkten Virginias und Nordcarolinas verbunden, ist gut angelegt, hat breite Straßen, solidgebaute Häuser aus Bruch- und Backsteinen und zählt, nach dem Census von 1860, 14605 E., worunter damals 3280 Sklaven. Die Stadt hat 14 Kirchen und Kapellen, mehrere stattliche Häuser, wie City-Hall mit einer 110 F. hohen Kuppel, die Norfolk-Military-Academy, die Mechanics-Hall, Ashland-Hall, ferner das Neue Zollhaus und die eleganten Gebäude der Farmer- und Wechselbank. Der Hafen ist geräumig, leicht zugänglich und wird durch die beiden Forts Calhoun und Monroe vertheidigt. Bei dem ganz nahen Gosport befindet sich ein Marinewerft, ein Marinehospital der Union mit einem granitenen Trockendock, dessen Erbauung 974536 Dollars gekostet. Der Außenhandel der Stadt ist der bedeutendste von ganz Virginia. Im Handelsjahre 1858—59 waren 244 Schiffe von 87432 Tons Gehalt ein- und ausgelaufen. Dampfer gehen nach Philadelphia und Neuyork. N. wurde 1705 angelegt, 1736 als Borough und 1845 als City incorporirt. Im Befreiungskriege wurde es 1. Jan. 1776 von den Engländern unter Lord Dunmore in Brand geschossen, im Mai 1779 von General Matthew angegriffen, der das damalige Fort zerstörte, 1781 von General Arnold, dann von Cornwallis verheert. Eine engl. Flotte griff den Ort auch 1813 an und verwüstete das nahe Hampton.

Norfolk, eine austral. Insel, 230 M. im ONO. von Sidney gelegen, steht unter dem Gouverneur von Neusüdwales und hat ein Areal von 0,75 Q.-M. (nach andern nur 0,65), mit der benachbarten Philip-Insel aber 0,79 Q.-M. Von den Inseln Polynesiens unterscheidet sich N. dadurch, daß es nicht von einem Gürtelriff umgeben ist. Dagegen zieht sich ringsherum eine Bank, deren 100 Faden tiefer Rand $1^1/_2$—6 M. von ihr entfernt liegt. Die Insel erhebt sich im Mount-Pitt 988 F. über das Meer, ist aber sonst niedrig, wenn auch fast durchweg uneben. Der Boden ist gut bewässert, ungemein fruchtbar, geschmückt mit der Araucaria excelsa, die wie der Eisenbaum und die Weiße Eiche vortreffliches Holz liefert. 1774 wurde N. von Cook entdeckt, 1787 von Freien und Deportirten aus Neusüdwales colonisirt, aber 1810 ganz verlassen. Seit 1825 dagegen richtete man die Insel, einen der lieblichsten Punkte der Erde, als Pönalstation für die schlimmsten der nach Neusüdwales deportirten Verbrecher ein, deren oft über 2000 hier bewacht wurden. Die Insel schien hierzu besonders geeignet, weil sie, isolirt im weiten Ocean gelegen, keinen Hafen und nicht einmal einen brauchbaren Landungsplatz hat. Eine andere Bestimmung erhielt N. 1855, indem die Pönalstation ganz aufgehoben und die Insel den Bewohnern von Pitcairn (s. d.) als Wohnsitz angewiesen wurde. Am 18. Juni 1856 landeten 194 Pitcairn-Insulaner. Eine beträchtliche Anzahl derselben trieb jedoch die Sehnsucht wieder nach Pitcairn zurück. 1862 zählte N. nur 268 E.

Norfolk, Titel der berühmten Familie Howard, die in der engl. Adelshierarchie die höchste Stelle einnimmt. Die ersten Grafen von N. waren aus dem Geschlechte Bigod, nach dessen Aussterben Eduard I. 1295 seinen zweiten Sohn Thomas von Brotherton zum Grafen von N. und Großmarschall (Earl-Marshal) von England erhob. Dessen Urenkel von weiblicher Seite, Thomas Mowbray, Herzog von N. und Graf von Nottingham, gab seine älteste Tochter Margaret ums J. 1420 dem Sir Robert Howard zur Ehe. Der Ahnherr des Geschlechts der Howard, das wahrscheinlich sächs. Ursprungs ist, war William Howard, Oberrichter der Common-Pleas von 1297—1308. Sein Sohn, Sir John Howard, war Kammerherr Eduard's II. Der Sohn Robert Howard's aus seiner Ehe mit der Tochter des Herzogs von N., John Howard, galt schon unter Heinrich VI. als ein ausgezeichneter Kriegsmann. Als Feind des Hauses Lancaster stieg er unter Eduard IV. zum Generalkapitän sämmtlicher Streitkräfte zu Wasser und zu Lande, ward 1470 als Lord Howard in den Peersstand erhoben und leitete auch

die polit. Angelegenheiten. Weil er Richard III. in der Thronusurpation unterstützte, gab ihm dieser, nachdem der Vetter seiner Mutter, John Mowbray, ohne männliche Erben mit Tode abgegangen war, im Juni 1483 die Würde eines Großmarschalls und Herzogs von N. Er fiel mit dem Könige 22. Aug. 1485 in der Schlacht bei Bosworth, und da ihn das Parlament nachträglich als Hochverräther verurtheilte, wurde seiner Familie der Herzogstitel wieder entzogen. — Thomas Howard, des vorigen ältester Sohn, gerieth in der Schlacht bei Bosworth in die Hände Heinrich's VII. und erhielt erst nach dreijähriger Gefangenschaft die Freiheit nebst dem Titel eines Grafen von Surrey zurück, den er von Richard empfangen hatte. Durch seine Talente als Krieger wie als Diplomat wußte er sich bald Achtung und Ansehen zu verschaffen. An der Spitze eines Heeres verwüstete er 1495 die schott. Grenzen, wurde 1501 zum Lord-Schatzmeister ernannt und betheiligte sich seitdem wesentlich an der auswärtigen Politik Heinrich's VII. Auch Heinrich VIII. schenkte ihm in der ersten Zeit seiner Regierung viel Vertrauen. 1513 übernahm er abermals den Befehl gegen die Schotten und schlug diese 9. Sept. in der Schlacht bei Flodden, in der Jakob IV. umkam. Der König belohnte ihn, indem er ihm die Würde eines Herzogs von N. wieder verlieh. Nachdem er 1521 als Großsheriff den Schwiegervater seines ältesten Sohnes, den Herzog von Buckingham, aufs Schaffot hatte befördern müssen, zog er sich auf das Schloß Framlingham zurück, wo er 21. Mai 1524 starb. — Thomas Howard, des vorigen ältester Sohn, erst Graf von Surrey, dann dritter Herzog von N., wurde 1474 geboren. In der Schlacht von Flodden befehligte er unter seinem Vater mit Auszeichnung die Vorhut. Der Cardinal Wolsey schickte ihn 1521, um seinen Einspruch gegen die Hinrichtung seines Schwiegervaters zu verhindern, als Lord-Lieutenant nach Irland, wo er mit geringen Mitteln die Insurrection O'Neale's dämpfte. Zum Nachtheil von Irland mußte er sich 1522 an die Spitze der Expedition gegen Frankreich stellen. Er landete in der Bretagne, drang durch die Picardie bis 11 St. von Paris vor, trat aber bei Annäherung des Herzogs von Vendôme den Rückzug an. Nach der Heimkehr erhielt er an der Stelle des Vaters das Lord-Schatzmeisteramt. Nachdem er den Cardinal Wolsey, vor dem er sich früher gebeugt, vom Staatsruder verdrängen geholfen, stiegen seine Macht und sein Ansehen gewaltig. Als eifriger Katholik versuchte er alle Künste der Diplomatie, um den völligen Bruch mit dem Papste zu verhindern. Dessenungeachtet unterstützte er die Vermählung Heinrich's VIII. mit seiner Nichte, Anna Boleyn, suchte derselben aber aus Kräften zu schaden, als er bemerkte, daß sie die Reformation begünstigte, und sprach als Präsident der Gerichtscommission ohne Zögern das Todesurtheil über sie aus. Beim Ausbruche der kath. Unruhen in den nördl. Provinzen hatte er einen übeln Stand, indem er gegen seine Glaubensgenossen zu Felde ziehen mußte. Es gelang ihm, Heinrich VIII. zu einer Amnestie zu vermögen. Als die Fanatiker aber 1537 Carlisle belagerten, überfiel er dieselben und ließ 70 Anführer ohne Proceß aufknüpfen. Die Aufstellung der sechs Glaubensartikel sowie die Vermählung des Königs mit einer zweiten Nichte N.'s, Katharina Howard, der Tochter seines Bruders Lord Edmund Howard, verschaffte ihm Gelegenheit, die Reformirten mit Feuer und Schwert zu verfolgen. Die Verurtheilung der Königin, deren Schicksal fast auch die Hinrichtung seiner Mutter, der alten Herzogin von N., nach sich gezogen hätte, brachte ihn nicht um die Gunst Heinrich's VIII., dem er sich stets als gefälliges Werkzeug bewies. 1542 erhielt er den Befehl, mit einem Heere in Schottland einzufallen, und 1544 betheiligte er sich wesentlich an der Expedition, die der König in Person gegen Frankreich führte. Nach der Rückkehr gelang es mehrern Großen, die er selbst verfolgte oder die seine Macht und seinen Einfluß beneideten, ihn beim Könige zu verdächtigen. N. wurde nach so vielen Diensten und so großen Beweisen von Ergebenheit 12. Dec. 1546 plötzlich mit seinem ältesten Sohne, dem Grafen Surrey, unter der Anschuldigung in den Tower geworfen, daß beide die Absicht gehegt, nach des Königs Tode die Dynastie zu stürzen. Surrey, dem eine Jury schnell das Urtheil sprach, bestieg schon nach wenigen Tagen das Schaffot; N. hingegen, dessen Proceß das Oberhaus in aller Form führte, hatte das Glück, daß der König in der Nacht vor seiner Hinrichtung selbst mit Tode abging, worauf der Geheimrath das Bluturtheil suspendirte. Indeß mußte N. die ganze Regierung Eduard's VI. hindurch im Tower schmachten; erst unter Maria erhielt er Freiheit, Güter und Würden sowie als entschiedener Katholik den vollsten Einfluß zurück. Er betrieb mit Eifer die Vermählung der Königin Maria mit Philipp von Spanien und unterdrückte die Empörung Wyat's nebst andern Volksaufständen. Er starb auf seinem Schlosse Kenninghall in Norfolk 25. Aug. 1554. — Thomas Howard, vierter Herzog von N., Sohn des hingerichteten Grafen Surrey, wurde 1536 geboren. Er stand bei der Königin Elisabeth in großer Gunst, faßte aber, von seinen Freunden aufgemuntert, den

Entschluß, als Bewerber um die Hand der gefangen gehaltenen Maria Stuart aufzutreten, und ließ sich deshalb nicht nur mit dieser, sondern auch mit dem Papste, dem Könige von Spanien und dem Herzog von Alba in einen Briefwechsel ein, der die Befreiung der Gefangenen bezweckte. Vom schott. Regenten Murray verrathen, wurde er vor eine Peercommission gestellt, die ihn als Hochverräther zum Tode verurtheilte. Am 2. Juni 1572 bestieg er auf Towerhill das Blutgerüst. Er war mit der Erbtochter des Grafen Arundel, aus der uralten Familie der Fitzalan, verheirathet gewesen, weshalb sein einziger Sohn, Philipp Howard, da die väterlichen Titel durch die Achtserklärung verwirkt waren, sich Graf von Arundel nannte. Auch dieser erlitt kath. Umtriebe halber 1590 eine Anklage auf Hochverrath und starb 1595 im Tower. Sein Sohn, Thomas Howard, Graf von Arundel, erhielt 1603 von Jakob I. die Würde eines Grafen von Surrey und die Güter des Hauses zurück, und 1644 ließ er sich auch zum Grafen von N. ernennen, damit nicht dieser Titel einer andern Familie zutheil werde. Er gehörte zu den wenigen Großen seiner Zeit, die sich durch Kunstsinn auszeichneten. Von ihm wurden die unter dem Namen der Arundel-Marbles bekannten Denkmäler angekauft, die sich jetzt in der Universität Oxford befinden. Er starb 4. Oct. 1646. Sein Enkel, Thomas Howard, ältester Sohn Henry Frederick's, Grafen von Arundel, Surrey und N., erhielt 1664 die Herzogswürde zurück, und dessen Bruder Henry ward 1672 auch zum Großmarschall ernannt. Doch blieb den N.'s die öffentliche Laufbahn verschlossen, weil sich dieselben entschieden dem Katholicismus zuwendeten. Als die gerade Linie 20. Sept. 1777 mit Edward Howard, neuntem Herzog von N., erlosch, gingen Titel und Würden an Charles Howard, Nachkommen des vierten Sohns von Henry Frederick, über, der ebenfalls streng katholisch war und 31. Aug. 1786 starb. — Der Sohn desselben, Charles Howard, seit 1777 Graf von Surrey, nach des Vaters Tode elfter Herzog von N., geb. 1742, legte 1780 den kath. Glauben ab und erhielt damit das Recht, als Abgeordneter von Carlisle ins Unterhaus zu treten, wo er die Minister North und Pitt mit Heftigkeit bekämpfte. Im Oberhause setzte er seine Opposition fort, genoß aber wegen seiner regellosen Sitten nur geringen Ansehens. Er starb 16. Dec. 1815 ohne legitime Nachkommenschaft und hinterließ die Güter und Würden einem entfernten Verwandten, dem von Bernard, fünftem Sohne Henry Frederick's, stammenden Bernard Edward Howard, geb. 1765. Derselbe war der erste kath. Peer, der 1829 nach der Emancipationsbill seinen Sitz im Oberhause einnahm. Er starb 16. März 1842. Sein einziger Sohn, Henry Charles Howard, dreizehnter Herzog von N., ward 12. Aug. 1791 geboren und vermählte sich 27. Dec. 1814 mit einer Tochter des Marquis von Stafford. 1832 zum Parlamentsglied für Westsussex erwählt, erhielt er 1835 den Posten eines Schatzmeisters des königl. Hofstaats und wurde 1841 noch bei Lebzeiten seines Vaters als Lord Maltravers zum Peer erhoben. Als treuer Anhänger der Whigpartei ward er im Juli 1846 zum Oberstallmeister ernannt. Den Eingriffen des päpstl. Stuhls trat er mit Festigkeit entgegen, stimmte 1851 für die geistliche Titelbill und schloß sich bald darauf der prot. Kirche an. Mit dem Sturze des Ministeriums Russell im Febr. 1852 trat er von seiner amtlichen Stellung zurück, bekleidete hierauf 1853 unter Aberdeen die hohe Charge eines Lord Steward (Oberhofmeister) und starb auf seinem Stammsitz Arundel-Castle 18. Febr. 1856. — Sein ältester Sohn und Nachfolger, Henry Granville Howard, früher Lord Fitzalan, dann Graf von Arundel und Surrey, geb. 7. Nov. 1815, blieb dem Katholicismus treu und machte sich im Gegensatz zu dem Vater durch seinen heftigen Widerstand gegen die Titelbill bemerkbar. Er starb 25. Nov. 1860, worauf die Güter des Hauses mit dem Titel eines Herzogs von N. an seinen minderjährigen Sohn, Henry Fitzalan Howard, geb. 27. Dec. 1847, übergingen.

Noricum hieß bei den Alten das Land, das im N. durch die Donau von Germanien, im W. durch den Inn (Oenus) und eine etwa unter dem 30.° östl. L. durch die Alpen gezogene Linie von Vindelicien (s. d.) und Rhätien (s. d.), im S. durch die südlich von den Flüssen Geil und Drau ziehenden Alpen von dem Lande der Carni geschieden wurde und im O. bis an den Mons Cetius (Kahlenberg und Wienerwald) und in die Ebenen Pannoniens reichte, also das heutige Oesterreich südlich der Donau, Salzburg, Steiermark und Kärnten umfaßte. Der alte Gesammtname der Einwohner, die, wie ihre westl. und südl. Nachbarn und die in den nordöstl. Theil des Landes aufgenommenen Bojer, zum Völkerstamme der Celten gehörten, war Taurisker; doch wurde dieser durch den von der Hauptstadt entnommenen Namen Noriker, den ursprünglich wol nur ein einzelner Stamm führte, später fast verdrängt. Die Römer standen mit den Norikern schon im 2. Jahrh. v. Chr. wegen des norischen Eisens in friedlicher Berührung. Als das Land von den Cimbern (s. d.) heimgesucht wurde, sendete Rom 113 v. Chr. den Consul

Papirius Carbo dahin, der aber bei der Hauptstadt Noreja (wahrscheinlich beim jetzigen steirischen Neumarkt) von den Cimbern geschlagen wurde. Nach der Unterwerfung Rhätiens machten 14 v. Chr. Tiberius und Drusus auch N. zur Provinz. Der östlichste Theil, wo im Süden Petavio (Pettau) an der Drau, im Norden Vindobona (Wien) und Carnuntum (Deutsch-Altenburg) an der Donau lagen, wurde zur Provinz Pannonien (s. d.) geschlagen. Unter den Städten waren Virunum (bei Klagenfurt), Celeja (Cilly), Teurina (bei Spital), Juvavia (Salzburg), Lentia (Linz), Laureacum (Lorch) die bedeutendsten. Während der nördl. Theil von N., zu Konstantin's Zeiten Noricum ripense genannt, seit der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. durch die Einfälle der Germanen, besonders der Markomannen und Quaden zu leiden hatte, blieb der innere Theil (Noricum mediterraneum) lange unbedrängt. Noch im 5. Jahrh. unterdrückte hier Aëtius einen Aufstand der Einwohner gegen die weström. Herrschaft. Nach der Vernichtung der letztern gehörte ein großer Theil von N. zum ostgoth. Reiche; der nordwestl. Theil, wo sich der Name N. lange erhielt, wurde von den Bajovaren (Baiern) eingenommen. In jenem ersten ließen sich um das Ende des 6. Jahrh. die slaw. Karantanen nieder, von denen der Name Kärnten herrührt; der Nordosten gehörte den Avaren. Vgl. Muchar, «Das römische N.» (2 Bde., Gratz 1825).

Norium, ein im reinen Zustande noch nicht dargestellter einfacher metallischer Körper, der mit Sauerstoff verbunden als Norerde neben Zirkonerde in den norweg. Zirkonen, in den Zirkonen aus dem Ilmengebirge und in geringen Mengen in den Hyacinthen von Ceylon und Expailly vorkommt.

Norm (Norma) heißt eigentlich das Richtmaß, bildlich so viel wie Regel oder Muster, und normal alles, was regelrecht oder musterhaft ist. — Denkt man sich zu irgendeinem Punkte einer krummen Linie oder Fläche eine berührende Linie oder Ebene gelegt und in dem Berührungspunkte auf dieselbe eine senkrechte Linie errichtet, so nennt man diese eine Normale. — N. nennen auch die Buchdrucker den abgekürzten Buchtitel eines Werks, der unten auf die erste Seite eines jeden Bogens gesetzt zu werden pflegt.

Normaljahr. Bei Abschließung des Westfälischen Friedens suchte man, weil die Religionsübung und der Besitz der Kirchen und Pfründen seit dem Ausbruche des Kriegs öfters gewechselt hatten, nach einer durchgreifenden Richtschnur und vereinigte sich endlich dahin, daß alle diejenigen, welche im ganzen Laufe des J. 1624 an einem Orte freie Religionsübung gehabt hatten, dieselbe auch ferner behalten sollten, und daß der Besitz der kirchlichen Stiftungen, Bisthümer, Klöster, Kirchen u. s. w. der Religionspartei bleiben sollte, welche sich 1. Jan. 1624 im Besitz befunden. Daher nannte man 1624 das N. Da indeß die Fürsten das Recht zu reformiren behielten, so gab das N. gleich vom Anfang an für die Religionsübung keine große Sicherheit.

Normanby (Constantine Henry Phipps, Marquis von), brit. Staatsmann, der Sohn des Grafen Mulgrave (s. d.), bei dessen Lebzeiten er den Titel Lord N. führte, wurde 15. Mai 1797 geboren. Er erhielt zu Cambridge seine wissenschaftliche Bildung und trat 1818 ins Unterhaus, wo er sich den Liberalen anschloß und für die Emancipation der Katholiken sprach. Der Zwiespalt seiner Ansichten mit denen seiner Familie bewog ihn jedoch, die öffentliche Laufbahn wieder zu verlassen. Nachdem er mehrere Jahre in Italien zugebracht, nahm er 1822 aufs neue Sitz im Unterhause und unterstützte kräftig die ersten Anträge des Lord John Russell auf Parlamentsreform. Zugleich erwarb er sich auch einen literarischen Ruf durch die Romane «Matilda» (Lond. 1825), «Yes and No» (2 Bde., Lond. 1828) und «The contrast» (3 Bde., Lond. 1832), in denen er das Leben der höhern Klassen in England schilderte. Nach dem Tode des Vaters, dem er als Graf von Mulgrave folgte, verfocht er die Politik der Whigregierung im Oberhause und wurde 1832 als Gouverneur nach Jamaica gesendet, wo er, der dortigen Gesetzgebenden Versammlung gegenüber, die Aufhebung der Negersklaverei vertrat. Schon 1834 übernahm er hierauf das Amt des Siegelbewahrers; 1835, nach der kurzen Zwischenherrschaft der Tories, schickte ihn Melbourne als Lord-Lieutenant nach Irland (s. d.). Fast das erste mal seit Jahrhunderten gelangte die Insel unter seiner volksthümlichen und versöhnenden Verwaltung zu ruhiger Stimmung und friedlicher Entwickelung. Nachdem er 1838 bei der Krönung der Königin Victoria zum Marquis von N. erhoben worden, übernahm er im Aug. 1839 an Lord Glenelg's Stelle das Ministerium der Colonien, welches er aber im Dec. an Lord John Russell überließ, der ihm dafür das Departement des Innern abtrat. Mit dem Fall des Whigministeriums, im Aug. 1841, legte auch N. sein Amt nieder und gehörte seitdem zu den Führern der Opposition im Oberhause. Als seine Partei 1846 von neuem ans Ruder kam, ernannte sie ihn zum Botschafter in Paris. In dieser Stellung erlebte er die Februarrevolution und den Staatsstreich vom 2. Dec. 1851, zu dem er, den Instructionen Lord Pal-

merston's gemäß, wider Willen seine Zustimmung geben mußte. Im Jan. 1852 wurde er durch Lord Cowley (s. d.) ersetzt und erhielt erst 1854 unter dem Ministerium Aberdeen den Posten eines Gesandten in Florenz, wo er sich mit der österr. und legitimistischen Politik so eng befreundete, daß er den Unwillen des engl. Publikums auf sich lud. Deshalb im Febr. 1858 zurückgerufen, machte er sich fortan nur durch seine Feindseligkeit gegen die Sache Italiens bemerkbar. Eine von ihm veröffentlichte Schilderung der Ereignisse in Frankreich 1848—49 («A year of revolution», 2 Bde., Lond. 1858) zog ihm von Louis Blanc eine derbe Entgegnung zu. Er starb fast plötzlich in London 28. Juli 1863. — George Augustus Constantine Phipps, zweiter Marquis von N., Sohn des vorigen, früher Graf von Mulgrave, geb. 23. Juli 1819, trat 1847 für Scarborough ins Parlament, wurde 1851 Mitglied des Geh. Raths, 1853 Schatzmeister des königl. Hofs und bekleidete 1858—63 das Amt eines Gouverneurs von Neuschottland.

Normandie, eine der alten Provinzen Frankreichs, die gegen N. und W. an den Kanal, gegen O. an die Picardie und Isle-de-France, gegen S. an Orléanais, Maine und Bretagne grenzte, umfaßt die fünf jetzigen Depart. Nieder-Seine, Eure, Orne, Calvados und Manche, ist fruchtbar an Getreide, Flachs und Obst, aus dem viel Cider bereitet wird, hat treffliche Viehzucht, namentlich die besten Pferde in Frankreich, und einen tüchtigen, kräftigen Menschenschlag, aus dem namentlich auch gute Matrosen hervorgehen. Fisch- und Austernfang, Tuch- und Leinwandfabriken sind bedeutend, und aus dem in großer Menge angespülten Seetang wird Soda gewonnen. In dem ebenern nordöstl. Theile, der alten Ober-N., sind Rouen, die alte Hauptstadt, Dieppe, Havre de Grâce, Harfleur, Honfleur, Lisieux, Evreux, der Flecken Yvetot, in dem hügeligen, südwestlichen, der alten Nieder-N., Caen, Falaise, St.-Lo, Bayeux, Coutances, Avranches, Valogne, Alençon, das Kloster Latrappe, Cherbourg, Mont-St.-Michel die bemerkenswerthesten Orte. Die Landschaft, in der spätern Römerzeit die Provinz Gallia Lugdunensis II., in der fränkischen ein Theil von Neustrien, erhielt ihren Namen von den Normannen (s. d.), nachdem Karl der Einfältige 912 ihrem Führer Rolf oder Rollo (Roux), der in der Taufe den Namen Robert erhielt, im Frieden von St.-Clair-sur-Epte das Land als erbliches Kronlehn abgetreten und dazu die Bretagne als Afterlehn gegeben hatte. Von Robert und Gisela, Karl's Tochter, stammen die folgenden Herzoge ab, von denen Richard I., Robert's Enkel, seine Herrschaft kräftig gegen die franz. Könige Ludwig IV. Outremer und Lothar vertheidigte. Wilhelm II., Robert's II. Sohn, Herzog seit 1036, erhielt von der Eroberung Englands den Beinamen der Eroberer. Sein ältester Sohn Robert zwang ihm 1077 die Abtretung der N. ab, die aber unter Heinrich I., obwol Ludwig VI. von Frankreich sich der Ansprüche Wilhelm's von Flandern, des Sohnes Robert's, annahm, 1105 wieder mit England vereint wurde. Rollo's männlicher Stamm starb mit Heinrich I. aus. Der Sohn von dessen Tochter Mathilde, die nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Kaiser Heinrich's V., den Herzog Gottfried von Anjou geheirathet hatte, Heinrich II., erhielt nach dem Tode Stephan's von Blois, des Tochtersohns Wilhelm's der Eroberers, 1154 die Herrschaft über England und die N. Als aber sein jüngster Sohn, Johann ohne Land, nach dem Tode seiner Brüder, Richard's I. und Gottfried's von Bretagne, des letztern Sohn Artur von der Krone und dem Herzogthum N. verdrängte und ermorden ließ, erhob der franz. König Philipp August auf die letztere als auf ein franz. Lehn seinen Anspruch und eroberte sie 1203 und 1204. Sie blieb nun französisch, bis Heinrich V. von England nach dem Siege bei Azincourt (1415) sie 1417—19 wieder eroberte; aber schon unter Heinrich VI. wurde sie von Karl VII. 1449 wieder für Frankreich gewonnen, bei dem sie seitdem verblieb. Vgl. Liquet, «Histoire de la N.» (fortgesetzt von Depping, 2 Bde., Par. 1835).

Normannen, d. i. Nordmannen, im engern Sinn die Bewohner der alten franz. Provinz Normandie, war ursprünglich der Name für die gesammte german. Bevölkerung Skandinaviens und insbesondere für die Norweger. Außerdem wurden die kühnen Seeräuberscharen, welche vom 9. bis 11. Jahrh. das übrige Europa heimsuchten, von den Deutschen und Franzosen mit dem Namen N. belegt, während die Engländer sie gewöhnlich Dänen oder Ostmannen nennen. Die erste Veranlassung zu den Seezügen dieser skandinav. Wikinger (d. h. Krieger), unter ihren Häuptlingen und Königen (See- oder Heerkönigen), war wol Uebervölkerung und Noth im Vaterlande; dann aber lockte das abenteuerliche Kriegsleben, welches Ruhm und Beute versprach. Auch trieben Familienfehden und Bürgerkriege viele N. aus der Heimat. Diese Raubzüge, bei denen oft mehrere Häuptlinge und Scharen zusammenwirkten, waren von den größten Verheerungen begleitet. Die N., damals noch Heiden, schonten weder Kirchen noch Klöster, und viele tausend Christen wurden in die Sklaverei hinweggeschleppt. Die Beute war ungeheuer groß;

auch zahlten die Städte wol Brandschatzungen. Selbst Fürsten, Könige und Kaiser ließen sich herbei, die N. mit Geld abzufinden, wodurch deren Habgier immer höher gesteigert wurde. Treu und Glauben hielten in diesen Kämpfen weder die Heiden noch die Christen. Am frühesten, schon 787, erschienen dänische N. an den Küsten Englands. Seit 832 wiederholten sich alljährlich ihre Raubzüge, bei deren einem der in Sagen hochgefeierte Ragnar Lodbrok Gefangenschaft und grausamen Tod gefunden haben soll. 851 überwinterten sie zum ersten mal in der Themsemündung, und seit 866 faßten sie festen Fuß im Lande. Der angelsächs. Oberkönig Ethelred I. fiel 871 gegen sie. Sein Bruder Alfred (s. d.) blieb nach langem, verzweifeltem Kampf zwar Sieger, doch mußte er die Dänen im Besitz von Northumberland, Mercia und Ostangeln lassen, wogegen sie seine Oberhoheit anerkannten und sich taufen ließen. Ernstliche Einfälle von Dänemark und Norwegen her begannen erst 980 wieder, und man suchte sie anfangs durch Tribut (das sog. Dänengeld) abzukaufen. Dann ließ König Ethelred II. 13. Nov. 1002 alle im Lande befindlichen Dänen ermorden. Zur Rache unternahm der dän. König Svend Gabelbert viele verwüstende Züge und eroberte am Ende fast ganz England, starb aber schon 1014. Sein Sohn, Knut (s. d.) d. Gr., vollendete die Eroberung Englands, welches nun bis 1042 unter dän. Herrschaft blieb. Dann folgte wieder ein angelsächs. König, Eduard der Bekenner, bis 1066. Dessen Nachfolger Harold erwehrte sich durch den Sieg bei Stamfordbridge 25. Sept. 1066 des Königs Harald des Harten von Norwegen, aber schon 14. Oct. 1066 verlor er bei Hastings Reich und Leben gegen den Herzog der Normandie, Wilhelm den Eroberer, welcher darauf die franz.-normann. Dynastie in England begründete. (S. Großbritannien.) Vgl. Thierry, «Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands» (4 Bde., Par. 1828 u. öfter); Worsaae, «Den danske Erobring af England og Normandiet» (Kopenh. 1863); Freeman, «History of the Norman conquest of England» (Bd. 1, Lond. 1867).

Dänische N. waren es auch vornehmlich, welche die Küsten des fränk. Reichs von der Elbe bis zur Garonnemündung heimsuchten. Schon 810 hatte der dän. König Gottfried Friesland überfallen; doch wurden die Dänen damals noch durch Karl d. Gr. gebändigt. Aber bald nach Karl's Tode erneuerten die N. ihre Raubzüge und machten sich jetzt, begünstigt durch die Schwäche und Zwietracht der Karolinger, zur Geisel des nordwestl. Deutschland und Frankreichs. Sie plünderten und verheerten 841 Rouen, 845 Hamburg, 847 Bordeaux u. s. w. Auch setzten sich normann. Häuptlinge im Delta des Rheinstroms bei Dorstadt (unweit Utrecht) fest, indem sie zum Schein die fränk. Oberherrschaft anerkannten. Bald begnügten sie sich nicht mehr mit den Küsten, sondern mit ihren kleinen leichten Schiffen drangen sie die Flüsse aufwärts. Dann machten sie sich mit geraubten Pferden beritten und streiften bis tief in das Land hinein, bis in die Moselgegend und nach Burgund. Auch die Küsten Spaniens wurden seit 843 wiederholt von normann. Seeräubern beunruhigt. Einzelne Scharen kamen bis ins Mittelmeer und drangen den Rhône aufwärts bis Valence. In Italien wurde 859 die Stadt Luna (jetzt Sarzana) und 860 Pisa von N. geplündert und verbrannt. Am schlimmsten gestalteten sich die Dinge unter der elenden Regierung des Kaisers Karl des Dicken. 880 erlitten die Sachsen am südl. Ufer der Elbe eine furchtbare Niederlage, wobei der Herzog Bruno mit elf Grafen fiel. 881 und 882 drangen viele tausend N. längs Rhein und Maas vor. Die Städte Mastricht, Lüttich, Aachen, Jülich, Köln und viele andere gingen in Flammen auf, und bis Koblenz und Trier ward alles verheert. Am Ende erkaufte der Kaiser mit Geld den Frieden. Eine andere Schar belagerte Paris 885—886 und verheerte die Umgegend. Aber König Arnulf vernichtete ein starkes normann. Heer, welches in einem Lager an der Dyle (unweit Löwen) sich befestigt hatte. Tausende fielen, darunter zwei dän. Könige, und sechzehn dän. Königsfahnen wurden erbeutet (Sept. 891). Seitdem hatte Deutschland von dieser Seite einigermaßen Ruhe. Bemerkenswerth ist die Sage, daß N. bis in die Schweiz gewandert und dort in Schwyz und dem Haslithal sich angesiedelt haben sollen.

Ohne Zweifel nahmen an jenen Zügen vielfach auch norwegische N. theil. Auf eigene Hand fuhren diese nach Irland, Schottland, den Shetlandsinseln, den Orkneys, Hebriden und Faröer, und diese Inseln wurden allmählich colonisirt von unzufriedenen Häuptlingen und Freibauern, welche sich der Alleinherrschaft des Königs Harald Schönhaar von Norwegen nicht unterwerfen wollten. Andere norweg. Auswanderer gingen nach Island (s. d.), und von hier aus ward Grönland (s. d.) besiedelt und das nordöstl. Amerika, welches man Vinland, d. i. Weinland, nannte, entdeckt. Aus Norwegen stammte auch der berühmte Häuptling Rollo oder Rolf, welcher seit 876 die Küsten Frankreichs und Englands beunruhigte. Endlich setzte

sich derselbe mit seinen Scharen an der Seinemündung fest, und König Karl der Einfältige mußte ihm 912 das westl. Stück von Neustrien mit der Hauptstadt Rouen zum Lehn geben, welches nun den Namen Normandie (s. d.) erhielt. Dagegen ließ Rolf (Robert) sich taufen und erkannte den franz. König als Oberherrn an. Die mit ihm eingewanderten N. nahmen gleichfalls das Christenthum und sehr bald auch die franz. Sprache und Sitte an; aber sie bewahrten dabei den kriegerischen und abenteuernden Sinn ihrer skandinav. Vorfahren. Ein Nachkomme Rolfs, der Herzog Wilhelm (s. d.) der Eroberer, unterwarf 1066 England. Außerdem zogen viele aus der Normandie nach dem südl. Italien, wo damals die einheimischen Großen, die Byzantiner und die Araber in langwierigen Fehden einander bekämpften. Die N. kamen zuerst als Wallfahrer, dann nahmen sie Söldnerdienste, allmählich faßten sie festen Fuß. Am Ende begründete die Nachkommenschaft des normann. Ritters Tancred von Hauteville hier das Königreich Neapel und Sicilien, indem Robert Guiscard 1059 zum Herzog von Apulien, Roger II. zum König von Sicilien (s. d.) 1130 durch den Papst erhoben wurde. Ein Sohn des Robert Guiscard, Bohemund von Tarent, stiftete zur Zeit der Kreuzzüge das Fürstenthum Antiochia in Kleinasien 1098. In all diesen franz.-normann. Staaten wurde das Feudalsystem am schnellsten und vollständigsten durchgeführt.

Auch in der Ostsee spielten die normann. Vikinger eine wichtige Rolle. In der Nähe der alten Handelsstadt Julin oder Wollin, welche vorzugsweise die «Wendenstadt» (urbs Venetorum, entstellt Vineta) genannt ward, begründeten im 10. Jahrh. dänische N. unter dem in Sagen hochgefeierten Palmatoke den Seeräuberstaat Jomsburg an der Odermündung, der aber 1043 durch König Magnus den Guten von Dänemark und Norwegen zerstört wurde. Sonst herrschten hier wol meist schwedische N. vor, die sich Wäringer oder Waräger (d. i. Verbündete) nannten. Bei den benachbarten Finnen und Slawen hießen sie Ros oder Rus, welcher Name wahrscheinlich von der schwed. Küstengegend Roslagen (den Alandsinseln gegenüber) abgeleitet ist. Diese machten die östl. Küsten der Ostsee unsicher und zinsbar. Die slaw. Völkerschaften, um dem innern Hader ein Ende zu machen, riefen 862 drei Waräger: Rurik, Sineus und Truvor, ins Land und übertrugen diesen die Herrschaft. Von diesen ward Rurik der Stifter des Reichs Rußland (s. d.). Die Waräger-Russen drangen längs der Flüsse bis ins Schwarze Meer vor und dehnten ihre Raubzüge sogar bis in die Umgegend von Konstantinopel aus (865, 906, 941 und 1043). Andere traten in byzant. Kriegsdienste. Schon um 935 bestand in Konstantinopel eine fremde Leibwache, die Waranger (βαραγγοι), welche anfangs aus N., seit dem 11. Jahrh. aber vorzugsweise aus ausgewanderten Angelsachsen rekrutirt wurde. Vgl. Depping, «Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France» (2 Bde.; 2. Aufl., Par. 1843); Wheaton, «History of the Northmen from the earliest times to the conquest of England» (Lond. 1831); Worsaae, «Minder om de Danske og Normändene i England, Skotland og Irland» (Kopenh. 1851; deutsch von Meißner, Lpz. 1852).

Normannische Inseln (franz. Iles Normandes), bei den Engländern Channel Islands, d. i. Kanalinseln, eine der Krone England gehörende Inselgruppe, die im Kanal (La Manche) in dem von der ehemaligen Normandie und Bretagne begrenzten Meerbusen liegen und der einzige Ueberrest der Besitzungen sind, welche einst die Könige von England als Herren der Normandie an der Küste von Frankreich besaßen. Die Gruppe besteht aus den beiden Hauptinseln Jersey und Guernsey, aus Alderney, Sark, einigen sehr kleinen Felseilanden, wie Herm, Jethou u. s. w., und aus vielen Klippen, welche nebst der starken Brandung die Zugänglichkeit erschweren. Sie haben zusammen ein Areal von 5—6 Q.-M. und zählten 1861 90978 E. Die Inseln sind ungeachtet ihres Granitbodens bei dem überaus milden, dabei gesunden oceanischen Klima ergiebig an Getreide, Gemüse und besonders an Obst, welches nebst dem daraus bereiteten Cider und Perry sogar einen Hauptausfuhrartikel bildet. Nächstdem ist ein wichtiger Erwerbszweig die Viehzucht, namentlich einer Art sehr kleinen, aber milchreichen Rindviehs, der Alderney-Rasse. Andere Erwerbszweige bieten Fischerei und Austernfang, Schiffahrt und Handel mittels einer beträchtlichen Marine. Die Inseln waren während der franz. Revolutionskriege und der Napoleon'schen Continentalsperre Hauptniederlagsorte für den Schleichhandel und später namentlich das Asyl polit. Flüchtlinge aus Frankreich. Die Dampfschiffahrt hat die Inseln England noch näher gerückt und ihnen rücksichtlich des Verkehrs noch mehr Wichtigkeit verliehen. Die Einwohner sprechen einen Dialekt der altnormann. Sprache, zugleich aber auch englisch und französisch und bekennen sich zur reform. Kirche. Obgleich die Inseln unter der Herrschaft der Krone Englands stehen, gehören sie doch nicht zum Reiche (realm) und haben an der engl. Verfassung keinen Theil. Dagegen sind sie aller Vorrechte der Engländer theilhaftig

und besitzen außerdem viele besondere Privilegien, sogar vollkommene Zoll- und Abgabenfreiheit. Sie haben eine eigene, der englischen ähnliche Verfassung, einen Gerichtshof und eine Ständeversammlung, die aus den Richtern, den Pfarrern (beide sind Mitglieder auf Lebenszeit) und auf drei Jahre gewählten Connetables oder Abgeordneten besteht. An der Spitze der Verwaltung steht ein Gouverneur. Die zwei Hauptinseln sind wahre Miniaturbilder von England selbst, mit trefflichen Landstraßen. — Jersey, die südlichste und größte der Inseln, etwa 3 Q.-M. groß, durch Natur und Kunst befestigt, hat fruchtbaren, über Granit lagernden Boden, gleicht einem großen Obstgarten und zählt mit den nächsten kleinen Eilanden 55613 E. Die Insel besitzt, ohne die Küstenfahrer und Boote, 411 Segelschiffe von über 40000 Tonnen Gehalt und unterhält einen großartigen Verkehr mit allen brit. Ländern wie mit dem Auslande. Saint-Helier, die Hauptstadt von Jersey sowie der Haupthafen und Sitz des Gouverneurs, liegt an der Südküste, an der Bucht von St.-Aubin, zählt 20000 E. und hat geräumige Docks sowie einen großen Sicherheitshafen. Auch das benachbarte Saint-Aubin an der gleichnamigen Bucht hat einen schönen Hafen. — Guernsey (franz. Greneséy oder Guernesey), nordwestlich von Jersey, etwa $2^1/_3$ Q.-M. groß, rings von steilen Felsen umgürtet, außerdem durch künstliche Befestigungen vor jedem Angriff gesichert, bietet im Innern lieblichen Wechsel von Bächen, fast immer grünen Wiesen und Grasweiden und sorgsam gepflegten Obstgärten dar und zählt mit den Nachbareilanden 29850 E. Ende 1864 besaß die Insel 153 Segelschiffe von 17800 Tonnen Gehalt. Die einzige Stadt ist Saint-Pierre oder Peters-Port mit etwa 18000 E. und einem durch zwei Steindämme eingefaßten Hafen, der durch die kleine Festung Cornet-Castle vertheidigt wird. — Alderney (s. d.), franz. Aurigny, ist die nördlichste der Inseln und ebenfalls von Felsen und Klippen umschlossen. Vgl. Ansted und Latham, «The Channel Islands» (Lond. 1862).

Nornen (altnordisch Nornir), die nordischen Schicksalsgöttinnen. Dem Riesengeschlecht entstammend, wohnten sie an der göttlichen Wurzel des Weltbaums an einem Brunnen, aus dem sie die heil. Esche begießen. Sie spinnen und weben die Fäden des Geschicks. Drei werden genannt: Urdhr, Verdhandi, Skuld, die ihren Namen nach Gewordenem, Werdendem und Seinsollendem (Zukünftigem) tragen. Eine von ihnen, bald die älteste, bald die jüngste, wirkt als böse Macht den wohlwollenden Schwestern entgegen. Die spätere Zeit sprach von Scharen dieser göttlichen Mädchen, die mit den Walkürien, mehr noch mit den Schutzgeistern (fylgjur) und den weisen Frauen (völur, spâkonur) vermengt wurden. Unsere Volkssagen beweisen, daß auch die Deutschen diese drei Schicksalsjungfrauen kannten. Auch wissen wir von den Sachsen den Namen der einen, Wurth oder Wyrdt.

Noroña (Don Gaspar Maria de Nava Alvarez de Noroña, Conde de), span. Dichter, geb. 6. Mai 1760 zu Castellon de la Plana, trat zeitig in die span. Armee und stieg im Kriege gegen die franz. Republik bis zum Generallieutenant. Nach Abschluß des Friedens von 1795 trat er mit seiner berühmt gewordenen Ode auf dieses Ereigniß auf, nachdem er auch während des Kriegs sich stets mit poetischen Arbeiten beschäftigt und namentlich den Tod des an seiner Seite vor Gibraltar gefallenen Obersten und Dichters Cadalso (s. d.) in einer Ode und einer Elegie besungen hatte. Später ergriff er die diplomatische Laufbahn, wurde Gesandter in Bern und dann in Petersburg, welchen letztern Posten er jedoch nach Anerkennung Napoleon's durch den Kaiser Alexander verließ. Er ging nun nach Cadiz und erhielt daselbst durch die Centraljunta die Gouverneurstelle. Im Befreiungskriege commandirte er eine Abtheilung des Nationalheeres in Galicien. Nach der Restauration kehrte er nach Madrid zurück, wo er 1816 starb. Man hat von ihm «Poesias» (2 Bde., Madr. 1799—1800), eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte neben dem philos. Gedicht «La muerte» und dem heroisch-komischen «La Quicaida»; ferner «La Ommiada», ein episches Gedicht (2 Bde., Madr. 1816) und «Poesias asiaticas», orient. Gedichte ins Spanische übersetzt (Par. 1833). Seine lyrischen Gedichte zeichnen sich durch einfache Natürlichkeit und einen fließenden Versbau aus.

Norrköping, Handels- und Fabrikstadt im schwed. Län Linköping (Landschaft Östergötland), liegt in schöner Gegend unweit der Mündung des aus dem Wettersee abfließenden wasserreichen Motalastroms in den Ostseegolf Bråviken. Der Ort ist infolge mehrerer Feuersbrünste regelmäßig und gut gebaut und hat breite, sich rechtwinkelig schneidende Straßen, aber nur wenige ansehnliche Gebäude. Unter den drei Kirchen zeichnet sich die St.-Olafskirche durch eine schöne Orgel und ein Altargemälde von Hörberg aus. Von den sechs öffentlichen Plätzen ist der Karl-XIV.-Johann's-Platz wegen des bronzenen Standbildes (von Schwanthaler modellirt) dieses Königs bemerkenswerth. Die zu N. befindliche Straf- und Besserungsanstalt für Frauen

ist musterhaft eingerichtet. Der die Stadt durchfließende, mehrfach überbrückte Motalastrom hat in deren oberm Theile mehrere Wasserfälle, die zum Betriebe von Fabriken benutzt werden; unterhalb der untersten Brücke aber fließt das Wasser ruhig dahin und bietet für die größten Schiffe hinreichende Tiefe. N. zählt (Ende 1865) 22649 E. und ist der Bevölkerung nach die dritte Stadt Schwedens, aber die erste Fabrikstadt des Landes. Hauptindustriezweig ist die Tuchfabrikation, welche Ende 1865 in 62 Etablissements über 1 Mill. preuß. Ellen im Werthe von 2,299452 Thlrn. producirte. Außerdem bestanden 1865 noch vier Baumwollspinnereien, die 818013 Pfd. Garn im Werthe von 617852 Thlrn., und drei Baumwollwebereien, welche 2,769252 Fuß Gewebe im Werthe von 426216 Thlrn. lieferten; ferner eine Zuckersiederei (1865 gegründet), die 2,698139 Pfd. Zucker und Sirup im Werthe von 400279 Thlrn., eine Papierfabrik, die 28055 Ries Papier im Werthe von 68453 Thlrn., und eine Strumpfwaarenfabrik, die verschiedene Tricotwaaren im Werthe von 95058 Thlrn. producirte. Der Fabrikationswerth der drei Maschinenwerkstätten belief sich auf 101309 Thlr. Sonst bestehen noch Fabriken für Seife, Tabacl, Lack, Oelmühlen u. s. w. Auf den Schiffswerften herrscht eine rege Thätigkeit. Auf dem zu N. befindlichen Filiale der «Motala Mechanische Werkstatt» werden fortwährend auf Bestellung eiserne Dampfschiffe und Dampfmaschinen sowol für fremde als einheimische Rechnung gebaut. Der Seehandel ist ebenfalls von wachsender Bedeutung. 1865 liefen 180 ausländische Schiffe mit 7053 Neuen Lasten ein und aus, während 1088 inländische Fahrzeuge mit 15393 Last ankamen und 1052 mit 14970 Last abgingen. Zur Stadt selbst gehörten 30 Schiffe mit 544 Neulast (zu 10000 Pfd.), darunter 11 Dampfer mit 483 Pferdekraft. Hauptgegenstände der Ausfuhr waren Kupfer, Eisen und Eisenwaaren, Harz, Breter, Theer und Getreide (besonders Hafer und Roggen). Dicht bei der Stadt liegt die unbedeutende Ruine des ehemaligen Schlosses Johannisberg und oberhalb, am Motalaflusse, der Lustort Himmelstalund, mit einer Quelle, die auch als Gesundbrunnen benutzt wird. 1719 wurde N. gänzlich von den Russen zerstört. Geschichtlich merkwürdig ist der daselbst gehaltene Reichstag von 1604, von welchem Karl IX. die schwed. Krone erhielt, und dessen Sohne Gustav Adolf die Nachfolge zugesichert wurde (der Norrköpinger Erbvertrag). Auf dem Reichstage vom J. 1800 wurde Gustav IV. Adolf gekrönt.

Norte (Rio del), auch Rio-Bravo del Norte oder Rio-Grande del Norte, einer der größten Flüsse Nordamerikas, insbesondere der Vereinigten Staaten und des Bassins des Golfs von Mexico, gehörte früher ganz dem mexic. Gebiete an, bildet aber seit 1848 größtentheils die Grenze zwischen beiden Staatsgebieten. Er macht eine Ausnahme von den übrigen großen Strömen der Neuen Welt, indem er nicht einen verhältnißmäßig kurzen Ober- und sehr langen Unterlauf hat, sondern umgekehrt seine sehr lange Strombahn dem bei weitem größten Theile nach dem Hochlande angehört, da er das ausgedehnteste Längenthal des Cordillerensystems durchfließt. Der Strom entspringt im jetzigen amerik. Gebiete Colorado, nicht weit von der Grenze von Neumexico (s. d.), dessen Hauptfluß er ist, in dem Gebirge, welches die Wasserscheide des Atlantischen und des Stillen Ocean und den Uebergang zwischen den mexic. Centralcordilleren und dem Felsengebirge bildet, und zwar zwischen 38 und 39° nördl. Br. Von 6—8000 F. hohen Bergen eingeschlossen, besitzt sein Thal in Neumexico, wo er links den Rio de Chamos, Rio de Sta.-Clara und de Belen aufnimmt, ein sehr starkes Gefälle und eine durchschnittliche Breite von $4\frac{1}{3}$ M. Bei Taos oberhalb Sta.-Fé durchbricht er eine schauerliche Steilschlucht. Bei Paso del Norte verläßt er Neumexico, verändert seinen bisher südlichen in einen südöstl. Lauf, bildet von dort an bis zu seiner Mündung die Grenze zwischen Texas und den mexic. Staaten Chihuahua, Coahuila und Tamaulipas, und nachdem er links den Rio-Pecos oder Rio de Puercos und Rio de Altar, rechts den Rio-San-Pablo oder Conchas, Salado, Alamo oder Sabinas und den San-Juan aufgenommen, ergießt er sich in einer wüsten Gegend unterhalb Reynosa und Matamoros in mehrern Armen in den hier von Sandbarren begrenzten Golf von Mexico. Seine ganze Stromlänge wird auf 434 M. angegeben, sein Gebiet auf nur 12300 Q.-M., was sich aus dem Mangel bedeutender, südwärts weit ausgezweigter Nebenflüsse erklärt. Im ganzen ist er zu seicht, zu reich an veränderlichen Triebsandbänken und Sandbarren, als daß er für die Schiffahrt Bedeutung erlangen könnte.

North (Frederick, Lord), Graf von Guilford, brit. Staatsminister unter Georg III., wurde 13. April 1733 geboren. Er studirte zu Oxford, erwarb sich Sprachkenntnisse auf einer dreijährigen Reise auf dem Festlande und erhielt 1759 eine Stelle im Schatzmeisteramte, die ihm aber 1765 mit Eintritt des Ministeriums Rockingham verloren ging. Als einem Haupt der Opposition verlieh ihm das Ministerium Grafton 1766 den Posten eines Zahlmeisters der

Armee, und als 1767 Townshend mit Tode abging, folgte er demselben als Schatzkanzler. Bei der Auflösung des Cabinets im Jan. 1770 übernahm N. aus Ergebenheit für den König das Staatsruder, das er über 12 J. hindurch zu behaupten wußte. Die ersten Schritte seiner Verwaltung waren sehr populär. Er linderte das Schicksal Irlands, unterwarf die zerrüttete Ostindische Compagnie der Oberaufsicht der Krone, reformirte die Verfassung Canadas und ließ, um die Händel mit den amerik. Colonien beizulegen, alle Colonialzölle mit Ausnahme des Theezolls fallen. Die Hartnäckigkeit, womit er unter dem Einflusse Georg's III. diesen letztern Zoll beibehielt, führte indessen bald von beiden Seiten zu Reibungen, welche den Kampf der amerik. Colonien mit dem Mutterlande und die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten zur Folge hatten. Während N. unter maßlosen Schwierigkeiten einen unglücklichen Krieg fortsetzte, mußte er zugleich seine Politik gegen die von den beiden Pitts, Fox, Burke und andern glänzenden Geistern geleitete parlamentarische Opposition vertheidigen. Endlich, nachdem alle Mittel erschöpft waren und die Majorität des Unterhauses fernere Bewilligungen verweigert hatte, legte er 19. März 1782 seine Verwaltung nieder. Da er trotz des Hasses, mit dem seine Politik beladen war, keine persönlichen Feinde besaß, so vereinigte sich Fox (s. d.) mit ihm im April 1783. Aus dieser Verbindung ging das sog. Ministerium der Talente hervor, in welchem N. das Departement des Innern übernahm. Schon 18. Dec. 1783 mußte jedoch diese berühmte Coalition einer neuen, von Pitt (s. d.) geleiteten Verwaltung weichen. N. verstärkte nun die Reihen der Opposition, um seinen unversöhnlichen, aber gewaltigen Nebenbuhler zu stürzen. Wiewol physisch aufgerieben und allmählich erblindend, erschien er noch oft im Parlament und erhob namentlich seine Stimme 1787 gegen die Aufhebung des Testeides und 1789 in den Verhandlungen über die Regentschaft. Nach dem Tode seines Vaters gelangte er 1790 zur Peerswürde und hiermit ins Oberhaus. Er starb 5. Aug. 1792. Vgl. «View of the history of Great Britain during the administration of Lord N.» (Lond. 1782); «Histoire de l'administration de Lord N.» (2 Bde., Lond. 1794); «Correspondence of George III. with Lord N.» (2 Bde., Lond. 1867).

Northampton, eine der mittlern und schönsten Grafschaften Englands, umgrenzt von Leicester, Rutland, Lincoln, Cambridge, Huntingdon, Bedford, Buckingham, Oxford und Warwick, hat ein Areal von 47,78 Q.-M., wovon 43 auf Culturland kommen, und zählt 227704 E. (1861). Die Oberfläche bietet eine wellenförmige, von wohlbewässerten Thälern durchzogene Ebene dar; nur im Westen und Süden gibt es größere Hügelreihen. Die wichtigsten Flüsse sind die Ouse im Süden, der Nen in der Mitte und im Osten, der Welland im Norden. Der Grand-Junctionkanal, der nach der Themse führt, nimmt bei Braunston seinen Anfang und durchbricht N.s Hügelkette in einem 9168 F. langen Tunnel bei Blisworth. Die Haupterwerbszweige sind Ackerbau, Rindvieh- und besonders Schafzucht. Viel Schlachtvieh aus andern Grafschaften wird hier gemästet. Die Grafschaft schickt vier Mitglieder in das Parlament, ebenso viel die Städte. Große Fabriken fehlen, weil es an Holz und Steinkohlen gebricht. Die Hauptstadt N., Municipalstadt und Parlamentsborough, liegt am nördl. Ufer des hier schiffbar werdenden Nen, an der Eisenbahn, 14,3 M. im NNW. von London. Der Ort ist infolge mehrerer Feuersbrünste in regelmäßigen Straßen fast ganz aus rothem Sandstein gebaut, hat einen der schönsten Marktplätze in England, 22 Kirchen und Bethäuser, eine Grafschaftshalle (Shire hall) im griech. Stil mit zwei großen Höfen, ein hübsches Theater, ein Kranken-, ein Irren-, ein Zuchthaus, Kasernen, eine Kornbörse, eine Latein- und mehrere Freischulen. Auch befindet sich hier eine öffentliche Bibliothek, ein Handwerkerinstitut, eine Naturhistorische und eine Archäologische Gesellschaft sowie ein Architektenverein. Die Zahl der Einwohner beträgt (1861) 32813. Handel und Industrie sind blühend, namentlich seit mehrern Jahrzehnten die stetig zunehmende Schuh- und Stiefelfabrikation, welche ihre Erzeugnisse nach London und ins Ausland schickt. Außerdem betreibt man Lederbereitung, Sattlerei und Kutschenbau, Spitzen-, Eisen- und Messingwaarenfabrikation, Malzerei und Bierbrauerei. N. ist überdies der Centralpunkt des Holz- und Kohlenhandels in der Grafschaft und des Verkehrs zwischen London und dem nördl. England, auch als Hauptmarkt für Luxuspferde und durch die Wettrennen auf dem Pyc Leis bekannt. Die Stadt spielt auch eine Rolle in der frühern Geschichte Englands. Hier wurde 1211 König Johann vom Parlament gebannt, 1328 Friede zwischen Eduard III. und Robert Bruce von Schottland geschlossen, 19. Oct. 1330 Mortimer von Eduard III. verhaftet, 10. Juli 1460 Heinrich VI. vom Herzog Richard von York besiegt und gefangen. Ein anderer bemerkenswerther Ort der Grafschaft, die übrigens eine Menge Sitze des Adels enthält, ist, außer Peterborough (s. d.), Daventry, nahe den Quellen des Nen und Avon, eine gutgebaute Municipalstadt mit 4124 E. Dieselbe gilt für den Centralpunkt des engl. Pferde-

handels und hat viele Peitschen-, Stiefel- und Seidenstrumpffabriken. Die Marktstadt Wellingboro, mit 6067 E., hat Stiefel- und Spitzenfabriken, in der Nähe mehrere Mineralquellen und ein Eisenwerk. Bei dem Dorfe Naseby, $2\frac{1}{2}$ M. im NNW. von N., erfochten Fairfax und Cromwell 14. Juni 1645 einen Hauptsieg über Karl I. und den Prinzen Rupert.

Northumberland, die nördlichste Grafschaft Englands, genannt nach dem Flusse Humber, auf dessen Nordseite sie liegt, wird von der Nordsee, Durham, Cumberland und den schott. Grafschaften Berwick und Roxburgh begrenzt und zählt auf 91,81 Q.-M. 343025 E. Der bei weitem größte Theil der Grafschaft ist ein kahles Berg- und Hügelland mit ausgedehnten Moorstrecken, welche ein Drittel der Oberfläche einnehmen, und mit spärlichen Heidegräsern. Die höchsten Erhebungen sind an der Südwestgrenze der Bilhope-Law, 2061 F., und an der schott. Grenze die Cheviotberge, bis 2505 F. hoch. Nur die letztern zeichnen sich durch frisches Grün aus und nähren zahlreiche Schafheerden. Der mittlere Theil des Landes hat eine wellige Oberfläche; der Küstenstrich ist fast durchweg flach und von einigen Inseln begleitet. In den Thälern besteht der Boden aus Thon und Lehm und ist sehr fruchtbar. Die Hauptflüsse sind der Tweed an der Nordgrenze, der Aln, Coquet, Wansbeck, Blyth und an der Südgrenze der aus einem nördl. und südl. Arm entstehende Tyne. Während den Norden und Nordwesten Bergkalk, durchbrochen von Trappfelsen, einnimmt, breitet sich im Süden und Südosten ein großes, überaus ergiebiges Kohlenfeld aus, das mit dem von Durham (s. d.) zusammenhängt und (nach Berichten von 1866) mit diesem 1864 eine Ausbeute von 23,284367 Tons Kohlen (fast ein Viertel der ganzen damaligen Kohlenproduction Großbritanniens) gab. Zu diesen Steinkohlenschätzen, dem Hauptreichthum des Landes, kommen noch Eisen (jährlich etwa 70000 Tons), Silber, Blei und Zink, beide letztere Metalle besonders im Bezirk von Allendale. Nächst dem höchst wichtigen Bergbau, verbunden mit Unterhaltung von Hohöfen, Kupfer- und Bleiwerken, Glashütten, Theer-, Firnis- und Chemikalienfabriken, beschäftigen sich die Einwohner mit Schiffbau, großartiger Ausfuhr von Kohlen, für welche Newcastle der Hauptmarkt ist; ferner mit Fischerei, Viehzucht, besonders mit Zucht von Schafen, deren die Grafschaft $\frac{1}{2}$ Mill. zählt, und mit Ackerbau, der indeß nur in fruchtbaren Thälern, besonders in dem Thale von Hexham längs des Nord- und Südarms des Tyne, dem schönsten und ergiebigsten Theile des Landes, und hier mit Erfolg, wenn auch zur Deckung des Bedarfs, betrieben wird. Das Klima ist gemäßigt, aber besonders wegen des kalten, dicken Nebels (Sea Freet), der häufig aus dem Meere aufsteigt, viel rauher als in den übrigen Theilen Englands. Die Grafschaft N. schickt vier Abgeordnete in das Parlament, sechs andere die Boroughs. Die Hauptstadt ist Newcastle (s. d.). Ferner sind bemerkenswerthe Orte Shields (s. d.) mit Tynemouth, Berwick (s. d.), Alnwick (s. d.), der Stammsitz der Herzoge von N. Außerdem sind hervorzuheben: Hexham, Marktstadt und kath. Bischofssitz am Tyne, $4\frac{1}{3}$ M. westlich von Newcastle gelegen, mit einer schönen, an Denkmälern reichen Domkirche, Resten einer Abtei und 4655 E., die Leder-, Handschuh- und Hutfabriken unterhalten. Der Ort nimmt die Stelle einer röm. Hauptstation ein, hieß im Mittelalter angelsächs. Hagulstad oder Hagulstadesham, war von 678 bis zur Zerstörung durch die Dänen Sitz eines Bischofs und ist auch historisch durch den Sieg, den hier Eduard IV. über die Truppen der Königin Margarethe unter dem Herzoge von Somerset 15. Mai 1464 davontrug. Morpeth, Municipalstadt und alter Parlamentsborough am Wansbeck, $3\frac{1}{4}$ M. im N. von Newcastle, mit schöner Burgruine und 4296 E., welche Flanell- und Hutfabriken, Malzdarren, Brauereien, Eisengießereien und Kornmühlen sowie bedeutende Viehmärkte unterhalten. Allendale, Marktstadt, $2\frac{1}{6}$ M. im SW. von Hexham, am Allen, mit 6401 E., wichtigen Bleigruben und Hüttenwerken. Unter den zahlreichen Alterthümern der Grafschaft ist der quer durch England nach Carlisle ziehende Pictenwall von Wallsend, einem 6715 E. zählenden Dorfe nahe östlich von Newcastle, hervorzuheben. Erwähnenswerth ist auch das 3 M. im N. von Alnwick gelegene Küstendorf Bamborough oder Bamburgh, früher eine bedeutende Seestadt, mit dem Bamborough Castle, einem großen alten Schlosse auf einem 150 F. hohen steilen Basaltfelsen, das eine öffentliche Bibliothek, eine Freischule, eine Zufluchtsstätte für Schiffbrüchige und milde Anstalten enthält. Dem Dorfe gegenüber liegen die zwei Gruppen der siebzehn Staples- und Farn- oder Fern-Islands, felsige Eilande, die nur zahlreichen Seevögeln zum Aufenthalt dienen. Etwas nördlicher als diese, durch eine $\frac{3}{4}$ M. lange Sandbank von der Küste getrennt, liegt Lindis-Fern oder Holy-Island, d. i. die Heilige Insel, im Mittelalter Lindis-Farne genannt, mit den Ruinen einer 635 gegründeten prächtigen Abtei, welche die gefeierte Wohnstätte vieler Glaubenshelden und Sitz eines Bisthums war, das 998 nach Durham verlegt wurde.

Northumberland ist der Grafen- und Herzogstitel mehrerer berühmter Geschlechter Eng-

lands. Besonders knüpft sich dieser Name an das alte Geschlecht der Percy, die mit Wilhelm dem Eroberer nach England kamen, weite Ländereien in den Grafschaften York und Lincoln erhielten und im Mittelalter die blutigen Schlachten zwischen den Engländern und Schotten schlagen halfen. — **William de Percy**, der in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. lebte, hinterließ zwei Töchter, von denen die älteste kinderlos starb, die jüngste aber mit Joscelin von Hennegau, Bruder der Gemahlin König Heinrich's I., vermählt war, der ihren Familiennamen Percy annahm. Dessen Sohn, **Richard de Percy**, war einer der 25 Barone, welche zu Hütern der durch die Magna Charta ertheilten Privilegien eingesetzt wurden. — Der gewaltige **Henry, Lord Percy**, wurde 16. Juli 1377 zum Grafen von N. erhoben. Als Anhänger des Hauses Lancaster unterstützte er die Thronusurpation Heinrich's IV. Wiewol er dafür die Würde eines Connetable und bedeutende Güter erhielt, glaubte er sich doch nicht hinreichend belohnt. Als überdies Heinrich IV. die Herausgabe mehrerer schott. Herren verlangte, die N. im Treffen bei Homildon gefangen genommen, und von denen er ein reiches Lösegeld hoffte, brach die Feindschaft zwischen dem König und dem mächtigen Vasallen offen hervor. N. verband sich mit seinem jüngern Bruder, Thom. Percy, Grafen von Worcester, mit Owen Glendower von Wales, mit dem schott. Lord Douglas, dem er die Freiheit gab, und rüstete ein Heer, um den König zu stürzen. Da er jedoch in eine schwere Krankheit verfiel, übernahm sein Sohn **Henry de Percy**, der seiner kriegerischen Hitze und Kühnheit wegen den Namen Hotspur, d. i. Heißsporn, führte, den Oberbefehl und rückte nach Shrewsbury. Hier begann 21. Juli 1403 die berühmte, blutige Schlacht, in welcher nur der Tod Hotspur's den Sieg für den König entschied. Der alte N. versöhnte sich zwar mit Heinrich IV., trat aber zwei Jahre später in das Complot des Erzbischofs von York, welches die Thronerhebung des Grafen March, Edmund Mortimer, bezweckte. Der König wußte sich aber mehrerer Verschworenen durch List zu bemächtigen, sodaß N., um dem Schaffot zu entgehen, nach Schottland, von da nach Wales entfloh. Bei einem Einfall auf das engl. Gebiet wurde er 29. Febr. 1408 erschlagen. — Der Sohn Henry de Percy's, Henry, zweiter Graf von N., fiel für die Sache des Hauses Lancaster 23. Mai 1455 im Treffen bei St.-Albans; der Enkel, Henry, dritter Graf von N., 29. März 1461 bei Towton. Hierauf ertheilte Eduard IV., nachdem er sich des Throns bemächtigt, dem John Neville, Lord Montagu, Bruder des berühmten Warwick (s. d.), die Würde eines Grafen von N., gab sie jedoch schon 1464 dem Sohne des letzten Percy, Henry, zurück. Dieser genoß unter Heinrich VII. großen Ansehens, wurde aber 28. April 1489 in einem Volksaufstand erschlagen. Sein Enkel, **Henry Algernon, sechster Graf von N.**, war mit Anna Boleyn versprochen, mußte jedoch ihrer Hand entsagen und die Tochter des Grafen von Shrewsbury heirathen. Er starb ohne Nachkommen, und da sein Bruder, Thomas Percy, durch seine Theilnahme an dem Aufstande der Katholiken 1536 das Erbfolgerecht für seinen Familienzweig verscherzt hatte, so fielen Güter und Würden der Familie an die Krone zurück. Der unter Eduard VI. allmächtige John Dudley, Graf von Warwick, eignete sich die Besitzthümer der Percy nebst dem Titel eines Herzogs von N. zu. (S. **Dudley**.) Nach seiner Enthauptung erhob die Königin Maria den Sohn des hingerichteten Thomas Percy, **Thomas**, 1557 wieder zum Lord Percy und **Grafen von N.** Auch dieser siebente Graf mußte indeß unter der Königin Elisabeth als kath. Verschwörer 22. Aug. 1572 zu York das Schaffot besteigen. Seinen Bruder **Henry**, achten **Grafen von N.**, fand man als Gefangenen im Tower 21. Juni 1585 in seinem Bette ermordet. Dessen Sohn, **Henry**, neunter Graf von N., ward der Theilnahme an der Pulververschwörung beschuldigt und saß gleichfalls lange Zeit im Tower. Er starb 5. Nov. 1632, sein Sohn **Algernon**, zehnter Graf von N., der von Karl I. zum Großadmiral ernannt worden, aber sich dennoch in der ersten Zeit des Bürgerkriegs gegen den Hof erklärte, 13. Oct. 1668. Mit **Joscelin Percy**, elftem Grafen von N., erlosch 21. Mai 1670 der männliche Stamm der Familie. Karl II. verlieh nun seinem natürlichen Sohn von der Herzogin von Cleveland, **George Fitzroy**, 1674 den Titel eines Herzogs von N., der aber 1716 ohne Nachkommenschaft starb. — Die Erbin des letzten Grafen von N. aus der Familie Percy hatte sich mit Edward Seymour, Herzog von Somerset, vermählt und ihr Sohn, **Algernon Seymour**, erhielt 1722 den Titel eines Lord Percy und 1749 den eines Grafen von N., welche nach seinem Tode 2. Febr. 1750 auf seinen Schwiegersohn, Sir **Hugh Smithson**, einen Baronet aus Yorkshire, übergingen, der sich infolge dessen Percy nannte. Durch die großen Besitzungen dieses Hauses sowie durch sein eigenes nicht unbedeutendes Vermögen einer der reichsten Magnaten Englands, ward er 22. Oct. 1766 zum **Herzog von N.** erhoben und starb 1786. — Sein ältester Sohn, **Hugh Percy, zweiter Herzog von N.**, geb. 1742, zeichnete sich als

General im Amerikanischen Kriege aus und war später Chef der Gardegrenadiere. — Nach seinem Tode, 10. Juli 1817, folgte ihm zunächst sein ältester Sohn, Hugh, geb. 20. April 1785, als dritter Herzog von N. Er wurde 1825 als Botschafter zur Krönung Karl's X. nach Rheims gesandt und war vom März 1829 bis Nov. 1830 Lord-Lieutenant von Irland. Seine Gattin, Tochter des Grafen von Powis, war Gouvernante der Königin Victoria. Er starb kinderlos 12. Febr. 1847, worauf Titel und Güter seinem Bruder, Algernon Percy, geb. 15. Dec. 1792, als viertem Herzog von N. zufielen. Derselbe war schon im 13. J. als Freiwilliger in die Marine eingetreten und hatte 1815 Kapitänsrang erhalten. Nachdem er 1816 mit dem Titel Lord Prudhoe zum Peer erhoben worden, unternahm er große Reisen nach dem Orient, machte sich als Mäcen, namentlich der archäol. Wissenschaften, bekannt und wurde Präsident der Royal-Institution. 1850 stieg er durch Anciennetät zum Contreadmiral, 1857 zum Viceadmiral und 1862 zum Admiral. Unter dem Ministerium Derby erhielt er im Febr. 1852 den Posten eines ersten Lords der Admiralität, von dem er mit dem Sturze seiner Parteigenossen im Dec. zurücktrat. Er starb zu Alnwick 12. Febr. 1865 und hatte seinen Vetter George Percy, bisherigen Grafen von Beverley, geb. 22. Juni 1778, zum Nachfolger.

Northwich, Marktstadt mit 1190 E. in der engl. Grafschaft Cheshire, an dem Grand-Trunk-Kanal und dem Zusammenflusse des schiffbaren Weaver und Dane, an der Eisenbahn, 3,7 M. im ONO. von Chester gelegen, ist ein alter Ort und Hauptsitz des Salinenbetriebs und Salzhandels in England. Es werden in der Umgegend jährlich 260000 Tons Quell- und 500000 Tons Steinsalz gewonnen. Auch hat die Stadt eine Eisen- und Messinggießerei, eine Brauerei, eine Seilerbahn und Ziegelbrennereien.

Norton (Caroline Elizabeth Sarah), engl. Schriftstellerin, die Tochter von Thomas und Enkelin des berühmten Richard Brinsley Sheridan, wurde 1808 geboren und erhielt eine ausgezeichnete Erziehung in Schottland. Bereits in ihrem 17. J. schrieb sie die «Sorrows of Rosalie», eine rührende Geschichte aus dem Landleben. 1827 verheirathete sie sich mit George Chapple Norton, dem Bruder des Lord Grantley. Die Ehe war aber unglücklich und wurde 1836 nach einem skandalösen Processe getrennt, den man ihr wegen eines angeblichen Verhältnisses mit Lord Melbourne gemacht hatte. Mrs. N. nimmt unter den engl. Dichterinnen der jüngsten Zeit einen bedeutenden Rang ein und hat sich sogar den Namen eines weiblichen Byron erworben, an den sie durch Stärke der Leidenschaft und Kühnheit der Gedanken erinnert. Auch an Stellen unübertrefflicher Zartheit fehlt es in ihren Gedichten nicht. Zu den besten derselben gehören «The undying one» (1831), «The dream» (1840) und «The child of the islands» (1845), in welchem letztern, dessen Titel den Prinzen von Wales bezeichnet, sie die Misverhältnisse der gesellschaftlichen Zustände Englands ebenso wahr als praktisch darstellt. Erwähnung verdient ferner ihre Kinderschrift «Aunt Cary's ballads» (Lond. 1846), der sie «Sketches and tales in prose and verse» (Lond. 1850) folgen ließ. Ihr Roman «Stuart of Dunleath» (3 Bde., Lond. 1851) ist reich an einzelnen Schönheiten, kränkelt aber an derselben trüben Anschauung, die sich in ihren Poesien bemerklich macht. Er ward indeß mit einem Beifall empfangen, der sie ermuthigte, mit einem zweiten, «Lost and saved» (Lond. 1853), aufzutreten. Von ihren neuern Arbeiten ist «The Lady of La Garaye» (Lond. 1862) zu nennen.

Norwegen, norweg. und dän. Norge, schwed. Norge oder Norrige, ein Königreich, das die Westseite der skandinav. Halbinsel einnimmt, mit der es auch in Bezug auf die Bodengestaltung, klimatische und naturhistor. Verhältnisse u. s. w. ein unzertrennliches Ganzes bildet (s. Skandinavien), grenzt gegen N. an das Eismeer, gegen O. an Rußland und Schweden (wo die Grenze durch die Convention von 1826 mit Rußland und durch den Tractat von 1751 mit Schweden bestimmt ist), gegen S. an das Skagerrack und gegen W. an die Nordsee, den Atlantischen Ocean und das Eismeer. Das Land erstreckt sich von 57° 57′ (Cap Lindesnäs) bis 71° 11′ nördl. Br. (Nordcap) und von 22° 15′ (Cap Stadt) bis 48° 40′ (Jakobs-Elv) östl. L. und hat die Gestalt eines langen, von NNO. nach SSW. gerichteten Streifens. Seine Länge beträgt 232, die Breite im Norden des 63. Grades theilweise nur 2—3 M.; im Süden aber ist die Breite bedeutender und wächst zwischen Bergen und dem Farefjeld (zwischen 60 und 61° nördl. Br.) auf 55 M. an. Der Küstensaum hat in gerader Linie eine Ausdehnung von 360, mit allen Fjorden aber von etwa 2000 M. Der Flächeninhalt des Landes beträgt 5799,21 Q.-M. Hiervon liegen nur 893 Q.-M. unter 300 F. absoluter Höhe, 58 zwischen 300 und 800 F., 706 zwischen 800 und 2000 F. und das Uebrige über 2000 F., davon 141 Q.-M. über der Grenze des ewigen Schnees. Die Seen nehmen von dem ganzen Flächeninhalte 277 Q.-M., die unbewohnbaren Fels- und Schneewüsten wenigstens 3000 Q.-M. ein. Infolge der durchaus

gebirgigen Natur des Landes und seiner nördl. Lage sind seine Producte nicht sehr mannichfaltig. Der Ackerbau wird von etwa zwei Drittel der Bevölkerung als Hauptbeschäftigung betrieben, liefert aber trotz Errichtung landwirthschaftlicher Schulen und bedeutender Culturfortschritte keine glänzenden Resultate. Nur einige der südl. Aemter und von den nördlichen die beiden Trondhjem vermögen die Bedürfnisse ihrer Bewohner zu befriedigen; Hedemarken, Akershus, Smaalenene und Christian haben in ihrer Production gewöhnlich Ueberschuß. Die übrigen Landstriche bedürfen selbst in guten Jahren der Zufuhr vom Auslande, noch mehr aber in den häufig minder guten und den nicht selten vorkommenden Misjahren. Diese Getreideeinfuhr, die 1861—65 im jährlichen Durchschnitt über 1,700000 Tonnen betrug, wirkt ungünstig auf die Handelsbilanz des Landes. Von dem der Cultur unterworfenen Areal, das etwa 53 Q.-M. beträgt, entfallen 72 Proc. auf die ebenern südl. Gegenden (die Stifte Christiania, Hamar und Christiansand), 9 auf die westlichen (Stift Bergen) und 19 auf die nördlichen (davon 15 auf das Amt Romsdal und die beiden Aemter Trondhjem, 3 auf Nordland und 1 auf Tromsö und Finmarken). Indessen ließe sich jenes Areal durch weitere Cultur des anbaufähigen Landes wenigstens auf das Doppelte steigern. Das Klima gestattet den Ackerbau überall, wo die absolute Höhe des Landes ihm nicht unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt. Selbst in Finmarken gedeihen Gerste und Kartoffeln, und in der Vogtei Senjen des Amtes Tromsö könnte der Ackerbau eine Hauptbeschäftigung werden, wenn nicht die ergiebigen Fischereien alle Arbeitskräfte in Anspruch nähmen. Die gesammte Getreideproduction belief sich 1865 auf 71000 Tonnen Weizen, 170000 Roggen, 894000 Gerste, 456000 Mengkorn, 2,100000 Hafer und 50000 Tonnen Erbsen. Hiernach ist der Haferbau bei weitem der überwiegende. Außerdem werden jährlich gegen 5 Mill. Tonnen Kartoffeln gewonnen. Die Zahl der Güter («Brug») belief sich 1860 auf 137111, zu einem Werthe von etwa 100 Mill. Speciesthaler. Sehr beschränkt sind Obst- und Gartenbau. Zwar reifen in den südl. Thälern sowie in geschützten Stellen an den Fjorden der Westküste bis über den 64. Grad hinaus noch edle Obstarten, aber der Gesammtertrag ist gering und kaum so bedeutend als die Menge der wilden Beeren, die in den Wäldern und Gebirgen selbst der nördlichsten Gegenden in dem kurzen, aber heißen Sommer der Polarzone reifen und die sogar einen Ausfuhrartikel (1864 gegen 80000 Potter) bilden. Mit dem Ackerbau ist die Viehzucht verbunden. In den Gegenden, die für den Ackerbau nicht geeignet, bildet die Viehzucht auch einen selbständigen und wesentlichen Nahrungszweig und wird in den Gebirgsgegenden, wie in den schweiz. Alpen, in Sätere (Sennereien) auf halbnomadische Weise betrieben. Die norweg. Pferde sind klein, aber kräftig, besonders die des Gudbrandthals. Die Zucht des Rindviehs, das ebenfalls kleinen Schlags, wird bis in den äußersten Norden betrieben. Als Winterfutter benutzt man dort fast nie Heu, sondern Moos, Heidekraut, Baumzweige, ja Fischköpfe, getrocknete und zerstampfte Fischgräten, Pferdemist u. a., sodaß die Thiere, wo sie nicht gar verhungern, im Frühjahre oft in dem jämmerlichsten Zustande auf die Weide kommen. Die Schafe des Landes sind fleischig, tragen aber nur grobe Wolle. 1865 zählte man in N. 150000 Pferde, 952000 Stück Rindvieh, 1,704000 Schafe, 291000 Ziegen, 96000 Schweine und 102000 den Lappen gehörige Renthiere, zu einem Gesammtwerthe von über 16 Mill. Speciesthalern. Trotz diesem verhältnißmäßig bedeutenden Viehstande vermag doch derselbe bei der im allgemeinen immer noch schlechten Behandlung des Viehes die Bedürfnisse des Landes nicht zu decken, und es findet auch in dieser Beziehung Einfuhr vom Auslande statt. So wurden 1864 eingeführt: Fleisch und Speck 13100, Talg und Lichte 2170, Butter 9160, Käse 2022, Wolle (rohe) 2365, Häute (rohe) 8840, verarbeitete 1300 Schiffspfund (à 320 Pfd.).

Außer dem Ackerbau und der Viehzucht ist die Fischerei eine der Hauptnahrungsquellen des Landes, und zwar diejenige, welche neben den Waldproducten den wichtigsten Ausfuhrartikel liefert. Der Fang wird im Innern des Landes auf den vielen Seen und Flüssen zum Hausbedarf, an der ganzen Küste in den zahlreichen Fjorden und innerhalb des schützenden Gürtels der Schären (kleiner Inseln und Klippen) auf alle in den dortigen Gewässern vorkommenden Seethiere getrieben, ist aber vorzüglich als große Seefischerei auf Kabeljau oder Dorsch und Hering von nationalökonomischer Bedeutung. Hauptsächlich findet die Seefischerei in den Monaten Februar und März zwischen den Lofoten und dem Festlande in dem großen Vestfjord, dem besten Fischplatze Europas, statt. Ende Januar versammeln sich hier aus allen Gegenden N.s gegen 24000 Fischer mit ungefähr 5000 (1860: 5675) Booten und 250 Jachten, welche nach besondern Gesetzen ihr Geschäft betreiben und ein eigenthümliches Leben auf den rauhen, öden Felsinseln führen. Man schlägt den jährlichen Fang zu 20—24 Mill. Stück (nach großen Hunderten, 120 auf 100 gerechnet) Kabeljaus im Werthe von 8—9 Mill. Speciesthaler an.

Weniger wichtig ist die Sommerfischerei des Kabeljaus, welche man «Loddefischerei» nennt, weil der Lodde (Mallotus villosus, auch Osmerus arcticus) dann an die Küste kommt und von dem Kabeljau (Dorsch) gejagt wird. Ebenso wichtig wie die Kabeljaufischerei ist die Heringfischerei, die im Januar und Februar besonders an der Südwestküste N.s von dem Vorgebirge Stadt bis Lindesnäs betrieben wird und jährlich etwa 600000 Tonnen (à 480 Stück Heringe) im Werthe von etwa 2½ Mill. Speciesthaler zur Ausfuhr liefert. Die Heringsfischerei längs der ganzen Westküste im Sommer steht indeß dem Heringsfange im Frühjahre ebenfalls nach. Außerdem erstreckt sich der Fang noch auf andere Fische (z. B. Heiligbutten, Lachse, Lengen, Makrelen, Anchovis u. s. w.) sowie auf Austern, Hummer und Krabben. Der Gesammtwerth der ganzen norweg. Fischerei ist demnach sehr bedeutend, zumal ein großer Theil des Fangs gar nicht in den Handel kommt, sondern den Bewohnern des Landes zur Nahrung dient. 1864 betrug die Ausfuhr von Fischwaaren: getrocknete und geräucherte Fische 691183 Voger (à 36 Pfd.), Klippfische 1,270800 Voger, Heringe in Fässern 774502 Tonnen, andere eingesalzene Fische 62227 Tonnen, Lachs, gesalzen 63 Tonnen, geräuchert 1859 Pfd., Anchovis 16214 Fässer, frische und lebendige Fische für 174397 Speciesthaler, Rogen 33636 Tonnen, Fischguano 2323 Schiffspfd., Hummer 1,555331 Stück, Austern 47 Tonnen, Thran 7,577574 Potter, zu einem Werthe von über 7 Mill. Speciesthaler. Beinahe ebenso ansehnlich ist der Gewinn, den in dem südlichen N. die trotz der schlechten Forstwirthschaft noch immer unermeßlichen Wälder gewähren. Diese liefern nicht nur das für das Land erforderliche Bau- und Brennmaterial, sondern auch bedeutende Quantitäten zur Ausfuhr. So wurden 1864 ausgeführt 403666 Commerzlasten Holz (à 120 Kubikf.) zu einem Werthe von wenigstens 7 Mill. Speciesthalern. Dagegen ist die Westküste mit wenigen Ausnahmen (die Umgebungen des Trondhjemsfjords) von Wald entblößt, weil man auch hier früher verschwenderisch damit umging, das stürmische und feuchte Klima aber den Nachwuchs nicht gestattet. Hier brennt man Torf, und auch die Einfuhr von Steinkohlen, besonders aus England, nimmt alljährlich zu. Diese Einfuhr betrug im jährlichen Durchschnitt 1836—40: 12000, 1851—55: 640000, 1860: 1,000000, 1864: 1,611212 Tonnen. Die norweg. Wälder bestehen vorzugsweise aus Fichten und Tannen. Auch kommen in geringem Maße vor: Eichen, Eschen, Erlen, Birken und andere Laubhölzer, im Amte Jarlsberg und Laurvig sogar Buchen, doch sind diese jetzt fast ganz ausgerottet. Zur Verarbeitung des Holzes gab es 1860 in N. 3325 Sägemühlen, von denen die meisten von Wasser, einige auch von Dampf getrieben wurden, und bei denen über 8000 Arbeiter beschäftigt waren. Mit der Holznutzung hängt der blühende Schiffbau zusammen. Außer einer großen Menge von Booten wurden in den J. 1856—60 auf den norweg. Werften 709 Fahrzeuge mit einer Tragfähigkeit von fast 37000 Commerzlast gebaut, darunter 5 Dampfschiffe von 207 Commerzlast. Die Jagd, obgleich ganz frei, ist noch immer bedeutend. Eine Menge Pelzthiere (Bären, Wölfe, Füchse, Luchse, Vielfraße, Fischottern u. s. w.) sowie Seehunde an den Küsten gewähren eine ansehnliche Ausbeute für den Handel. Viel weniger wichtig ist die Jagd der einheimischen grasfressenden Thiere, des Elenns, Renthiers, Hirsches u. s. w. und des kleinern Vogelwildprets (z. B. Schneehühner). Zu erwähnen ist ferner die Jagd auf Walrosse, auch Walfische, Eisbären u. s. w., welche bei Spitzbergen getrieben wird, und wozu die norweg. Hafenstädte (Hammerfest, Tromsö, Tönsberg, Sandefjord, Christiansand u. a.) jährlich 30—40 Fahrzeuge aussenden. Gewinnreich ist auch die Einsammlung der kostbaren Dunen der Eidergänse und anderer Wasservögel. Von Wichtigkeit für N. ist endlich der Bergbau, welcher namentlich auf Eisen, Silber, Kobalt, Kupfer und Chrom betrieben wird. Die 15 Eisenwerke mit 1217 Arbeitern liegen sämmtlich in dem südl. Theile des Landes. Die Production hat jedoch in neuester Zeit wegen Holzmangel sehr abgenommen und betrug 1856—60 im jährlichen Durchschnitt: 43120 Schiffspfd. Roheisen, 15041 Schiffspfd. Gußgüter, 27559 Schiffspfd. Stabeisen, 555 feines Schmiedegut, 2550 Schiffspfd. gewalztes Eisen, 358 Schiffspfd. Nägel. Das Silberwerk bei Kongsberg, ebenfalls im Süden, gab jährlich 30000 Mark (außerdem gibt es dort noch zwei neue Silberwerke); das Kobaltwerk von Modum ebendaselbst ertrug an Blaufarbe 2620 und an Arsenik 1450 Ctr. Die sieben Kupferwerke lieferten im jährlichen Durchschnitt 3511 Schiffspfd., davon Röros das meiste, nämlich 1821 Schiffspfd. Doch ist Röros in Abnahme begriffen, während das im höchsten Norden am Altenfjord seit 1848 bearbeitete, einer engl. Actiengesellschaft gehörige Altens- und Kvänangers-(Kaafjordens) Werk zunimmt. Bei Röros sind auch Chromgruben, und es werden jährlich etwa 1000 Schiffspfd. Chromsalz und 1837 Schiffspfd. Chromerz ausgeführt. Außerdem ist Schwefelkies vorhanden, und die Mühlstein-, Schleifstein-, Kalkstein-, Granit-, Schieferbrüche u. s. w. des Landes sind von Bedeutung.

Die Industrie im engern Sinne, obgleich in erfreulicher Zunahme, hat in N. eine nur geringe Entwickelung und äußerte bisher keinen erheblichen Einfluß auf den Wohlstand des Volks. Die häusliche Betriebsamkeit beschränkt sich fast allein auf die Befriedigung des eigenen Hausbedarfs. Selbst die Handwerke sind noch nicht überall, wenige größere Städte ausgenommen, zu selbständigen Gewerben gediehen. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß der norweg. Landmann, isolirt durch lange Winter, große Entfernungen und beschwerliche Wege, sein eigener Handwerker ist. Die bedeutendern fabrikmäßig betriebenen Etablissements beschäftigen sich mit der ersten Bearbeitung der Rohproducte, aber auch nicht in dem Maße, wie es die natürlichen Hülfsmittel des Landes gestatten. 1860 gab es außer den Sägemühlen: 617 größere Kornmühlen, 343 Gerbereien, 328 Ziegeleien, 58 Malzereien, 98 Brauereien, 34 Branntweinbrennereien, 26 mechan. Werkstätten und Eisengießereien, 45 Thrankochereien u. s. w. Spinnereien waren 16, Webereien 18 vorhanden. Nur der Schiffbau und die damit zusammenhängenden Gewerbe haben sich in dem letzten Jahrzehnt außerordentlich gehoben. Die Fabrikthätigkeit in den größern Städten beschränkt sich auf die Herstellung der hauptsächlichsten Lebensbedürfnisse, doch ist an eine Deckung des Bedarfs an Kleidungsstoffen, Geräthschaften und Luxusartikeln, an Papier, Porzellan, ja selbst an verarbeitetem Zucker (nur 1 Fabrik) und Taback (78 Fabriken) noch nicht zu denken. Die Zahl der Handwerker betrug 1860 an 15472 (7416 Meister und Freimeister mit 8056 Gehülfen), die der übrigen Gewerbtreibenden etwa 11000, also im ganzen nur etwa 27000 oder 1,6 Proc. der Gesammtbevölkerung. In Blüte stehen dagegen Handel und Schiffahrt, welche durch die maritime Lage des Landes, durch die bedeutende Anzahl guter Landungsplätze, durch zweckmäßige Schiffahrtseinrichtungen, vortheilhafte Handelsverträge, durch den das Seeleben liebenden Sinn der Bewohner, durch die tiefeinschneidenden Fjorde und die winterlichen Schlittenbahnen befördert werden. Andererseits wird der Verkehr gehindert durch den Mangel an schiffbaren Flüssen, durch die Einöden, welche die Ortschaften voneinander trennen, durch die Härte des Klimas und durch die Schwierigkeit, welche die Gebirge der Anlegung von Fahrstraßen bieten. Gleichwol sind in neuester Zeit schöne Landstraßen nicht nur längs der Thäler, sondern auch über die Gebirge oft in einer Höhe von über 3000 F. angelegt worden, auf welche die Norweger mit Recht stolz sind. 1860 betrug die Länge der sämmtlichen Landstraßen, welche mit Wagen befahren werden konnten, 1586,75 norweg. (2419,21 geogr.) M., davon 558⅛ (870) Hauptwege. Außerdem gab es 1860 an mit Dampfwagen befahrenen Schienenwegen: 1) die Eisenbahn von Christiania nach Eidsvold (9 geogr. M.), von welchem letztern Orte an der Fluß Vormen und der große Landsee Mjösen bis Lillehammer in einer Strecke von über 18 M. von Dampfschiffen befahren wird; 2) die Bahn, welche von der vorigen bei Lille-Ström am Vormen (2,8 M. von Christiania) abgeht und längs dem Glommen bis Kongsvinger und von dort an die schwed. Grenze führt, wo sie sich an die (noch nicht vollendete) schwed. nordwestliche Stammbahn anschließt (16,7 M. lang); 3) die Bahn von Hamar am Mjösen nach Grundset im Kirchspiele Elverum (5,2 M.); 4) die Bahn von Trondhjem nach Stören an der Gaula-Elv (6,8 M.). In Anlage begriffen war 1867 eine Bahn von Drammen längs dem See Tyrifjord über Hönesfos an den Randsfjord, mit einer Seitenbahn an den Spirilen. Die natürliche Beschaffenheit des Landes dürfte kaum die Anlage eines vollständigen Eisenbahnnetzes gestatten. Von den zahlreichen, meist langgestreckten, aber schmalen Landseen des Innern werden mehrere, besonders im Süden, nicht nur mit Segelfahrzeugen, sondern auch regelmäßig von Dampfschiffen befahren; auch sind durch Kunst wichtige Wasserstraßen hergestellt worden. Die kleinen Seen in den waldreichen Gegenden längs der schwed. Grenze im Süden sind durch kurze Flüsse miteinander verbunden, deren unterster, Femsö (220 F. hoch), bei Frederikshald durch die Tistedalselv in den nur ⅔ M. entfernten Idefjord abfließt. Durch die Kanalisirung dieser Flüsse (mit Ausnahme der Tistedalselv, deren Gefälle allzu bedeutend) hat man in dem «Frederikshaldske Vasdrag» eine über 14 M. lange Wasserstraße gewonnen, die an Wichtigkeit noch zunehmen muß, wenn die in Angriff genommene Verbindung der Landseen in der schwed. Provinz Dalsland untereinander und mit dem großen Wenersee ausgeführt sein wird. Ferner gehen Dampfschiffe auf den Seen Storsjön, Öieren (vom Glommen durchflossen), Mjösen, Tyrifjord, Spirilen, Ekernsö nebst Fiskum-Vand, Kröderen, Farrisvand, Nordsjö (bei Skien durch einen ⅔ M. langen Kanal mit dem Meere und an der andern Seite durch Kanalisirung der Bö-Elv mit dem Hiterdalsvand in schiffbare Verbindung gesetzt), Tindsjö, Flaa-, Hvideseid- und Vandagsvande. Außerdem wurde die Siredals- und Lerdals-Elv schiffbar gemacht und vermittels Durchstechungen im Christianiafjord das Värlesand bei Moß, in den bergenschen Schären das Kulleseid auf der Insel Bömmel u. s. w. für die Schiffahrt zugänglich gemacht.

Die Handelsflotte N.s, die 1847 aus etwa 3000 Fahrzeugen mit einer Tragfähigkeit von 121000 Commerzlast und einer Besatzung von 15000 Mann bestand, hat sich seitdem außerordentlich vermehrt und zählte 1864 an 6283 Fahrzeuge (darunter 45 Dampfschiffe) von 321695 Commerzlast mit 38575 Mann. Der Werth der norweg. Ausfuhr wird auf $15\frac{1}{2}$ Mill. Speciesthaler (darunter die Producte der Fischerei und der Waldwirthschaft mit je 7 Mill., Metalle 800000 Speciesthaler), der Werth der Einfuhr aber (Getreide, Metallfabrikate aller Art, Baumwolle, Leinwand, Hanf, Wolle, Seide u. s. w., Producte der Viehzucht, Steinkohlen, Zucker, Kaffee, Wein, Branntwein, Taback, Colonialwaaren) auf über 20 Mill. Speciesthaler geschätzt. Der bedeutende Verlust, den hiernach N. durch die Einfuhr erleidet, wird ausgeglichen durch die lebhafte Frachtschiffahrt, welche die Norweger in allen Meeren treiben, und die nach Abzug der Unkosten einen Reinertrag von über 7 Mill. Speciesthaler ergeben dürfte. Die Ausfuhr geht besonders nach Großbritannien (gegen 4 Mill. Speciesthaler, davon über 3 Mill. für Holz), Frankreich ($4\frac{1}{2}$ Mill., davon fast 4 Mill. für Holz), Holland (1,800000, davon über 1 Mill. für Holz), Spanien, Rußland, Schweden, Preußen (zwischen je 1 und 2 Mill., größtentheils Fische), Hamburg und Dänemark (je 800000 Speciesthaler). An der Einfuhr sind hauptsächlich Großbritannien und Hamburg betheiligt. Die wichtigsten norweg. Handelsstädte sind: Bergen (3 Mill., größtentheils Fischwaaren), Christiania (1,6 Mill., größtentheils Holz), Drammen (1,3 Mill., Holz), Stavanger und Christianssund (je 1 Mill., Fische), Frederiksstad, Sarpsborg und Frederikshald (je 7—900000 Speciesthaler, Holz), Aalesund und Trondhjem (je 600000 Speciesthaler, Fische). Hiernach führen die südl. Städte besonders Holz, die westlichen vorzugsweise Fischwaaren aus. Das gesetzlich in N. cursirende Geld ist der Speciesthaler (s. d.).

Nach der Zählung vom 31. Dec. 1865 beläuft sich die Bevölkerung N.s auf 1,701478 Individuen, von denen 286149, also nicht volle 11 Proc., in den Kaufstädten, Vorstädten und Ladestellen wohnen. Mit Ausnahme der wenigen Lappen in den nördlichsten Gegenden (s. Lappland) und der dort eingewanderten Kväner (Finnen) sowie der «Fanter» (d. i. Tataren), die keine festen Wohnsitze haben, deren Zahl aber kaum 600 beträgt, sind die Norweger nordgerman. Stammes. In ihnen gelangt infolge der ausgeprägtern Natur des Landes auch der skandinav. Volkscharakter in seiner größten Schärfe zum Ausdruck. Von Natur ein kräftiger Menschenschlag, haben die Norweger, wiewol nach den verschiedenen Localitäten in Körperbildung, Sitte und Tracht modificirt, im ganzen das echte Gepräge german. Gesichtszüge, blaue Augen und braune oder blonde Haare. Die Grundzüge ihres Nationalcharakters sind eine hohe Vaterlandsliebe, sittliche Tüchtigkeit und Verständigkeit neben Mangel an Sinn für das Ideale; große Energie und Thatenlust neben persönlicher Abgeschlossenheit; eine gewisse altgerman. Wildheit neben Mangel an Lebenslust und Reizbarkeit. Aus diesen Grundzügen, in Verbindung mit der natürlichen Beschaffenheit des Landes und den Schicksalen des Volks, ergeben sich alle seine übrigen Tugenden und Laster. Im allgemeinen theilt sich das norweg. Volk in zwei große Zweige, in die der Land- und Seeleute, von denen die erstern, den alten Volkscharakter bewahrend, am reinsten wieder in die eigentlichen Ackerbauer und in die Hirten, die letztern aber in die Fischer und in die eigentlichen Seefahrer zerfallen. Letztere bilden mit den Bewohnern der Städte, namentlich den größern Kaufleuten, die Vermittler mit dem Auslande.

Die Sprache der Norweger, mit Ausschluß der Lappen, ist in den Städten und als Schrift- und Umgangssprache der Gebildeten die dänische, während sich bei den Gebirgs- und Thalbewohnern die alte Landessprache, nach den einzelnen Districten dialektisch verschieden, treu erhalten hat. Den Bemühungen der Wissenschaft und Schule, diese Dialekte zu einer allgemein gültigen norweg. Sprache auszubilden (besonders hervorgerufen durch J. A. Aasen's [s. d.] grammatikalische und lexikalische Arbeiten), steht ein günstiger Erfolg in Aussicht. Dasselbe Streben nach nationaler Ausbildung gibt sich in der Dichtung kund, die vor der Trennung des Landes von Dänemark mit der dänischen eine gemeinsame war (s. Dänische Sprache, Literatur und Kunst), seitdem aber ein selbständiges und immer regeres Leben entfaltet. Vorzugsweise als Lyriker treten J. S. C. Welhaven (s. d.) und H. Wergeland (s. d.) hervor, an die sich in neuerer Zeit A. Munch (s. d.), Kr. Monsen, J. Moe (letzterer sowie P. Ch. Asbjörnsen [s. d.] auch um die Sammlung einheimischer Sagen verdient) rühmlich anschließen. Außerdem sind zu erwähnen: P. A. Jensen, N. Dahl, M. Landstedt, P. J. Collet sowie dessen Witwe Jakobine Camilla, Wergeland's Schwester (Verfasserin sehr beliebter Novellen); ferner als Verfasser von Volksschriften: Ole Vig, Eilert Sundt, L. K. Daa u. s. w. Die wissenschaftliche Forschung, sofern sie besonders der Geschichte des Vaterlandes zugewendet, förderten insbesondere R. Keyser, Chr. Lange und vor allem P. A. Munch (s. d.). Wie der letztere, so haben sich auch Keyser,

Unger und Holmboe um die altnorweg. Sprache und Literatur, Munch außerdem noch um die alte und mittelalterliche Geographie N.s in hohem Grade verdient gemacht. Die jetzige norweg. Schriftsprache ist von C. Hansen, K. Knudsen und J. Löke grammatikalisch bearbeitet worden. Für neuere Geschichte, Geographie und Statistik sind vorzugsweise A. J. Aal, J. Kraft, P. A. Munch, A. Schweigaard, M. B. Thvete, J. Geelmuyden u. a. zu nennen; in der Gesetzkunde und Staatswissenschaft Stang, Schweigaard, P. Lassen, F. Hallager und L. K. Daa; in der Philosophie N. Treschow und M. J. Monrad; in der Theologie Wexels, Caspari und J. Hansen. Auf dem Gebiete der Mathematik und der Naturwissenschaft haben besonders der Mathematiker N. H. Abel, der Geolog B. M. Keilhau und der Astronom Ch. Hansteen einen über ihr Vaterland hinausreichenden Ruf erlangt. Die Naturgeschichte ist behandelt worden von Blytt, Sars, Kjerulf, Asbjörnsen, Rasch u. a., und in der Medicin zeichneten sich durch ihre Arbeiten aus: Skjelderup, Holst, Faye, Boeck, Danielssen u. s. w. Eine brauchbare Uebersicht über die norweg. Literatur seit 1814 gibt das wissenschaftliche Register in Nissen's «Norsk Bog-Fortegnelse» (Christiania 1848). Besser noch erkennt man die schriftstellerische Thätigkeit der Norweger aus «Norsk Forfatter-Lexikon 1814—56» von J. E. Kraft und Ch. C. A. Lange (1857—63). 1863 kamen in N. 60 polit. Zeitungen (einschließlich 3 Wochenblätter) heraus, davon erschienen 7 in Christiania. Von einer norweg. Kunst kann eigentlich erst seit 1840 die Rede sein, obgleich schon seit 1818 eine Zeichen- und Kunstschule in Christiania bestand. Als die vorzüglichsten norweg. Maler, die sich freilich beide in Deutschland aufhalten, aber ausschließlich norweg. Stoffe behandeln und eine Zahl achtungswerther Nachfolger herangebildet haben, sind der Landschaftsmaler H. Gude und der Genremaler A. Tidemand, außerdem etwa noch der Stillebenmaler F. Boe und der Marinemaler A. Beunetter anzuführen. Als Bildhauer treten Michelsen, Thorwaldsen's Schüler, und unter den neuern O. Borch, O. H. Fladager und Middelthon hervor.

Die überwiegend größte Zahl der Norweger bekennt sich zur luth. Kirche, welche hier wie in Schweden und Dänemark die bischöfl. Verfassung beibehalten hat und die Staatskirche bildet. Doch besteht freie Religionsübung, und jeder Norweger hat als solcher ohne Rücksicht auf sein religiöses Bekenntniß gleiche Rechte. Selbst die Juden, denen bis 1851 der Aufenthalt in N. durch das Grundgesetz untersagt war, genießen diese Rechte. Für die höhere wissenschaftliche Bildung sorgen die 1811 gestiftete und reichdotirte Universität zu Christiania (mit 23 Professoren und 16 Lectoren) und 13 gelehrte Schulen. Zur Heranbildung tüchtiger Volksschullehrer bestehen 6 Seminarien. Die populäre Schulbildung ist sehr verbreitet und das norweg. Volk zeichnet sich in dieser Beziehung ebenso aus wie das schwedische. In den dünnbevölkerten, entlegenern Gegenden bestehen zwar oft nur sog. ambulatorische Schulen, aber auch diese wirken, namentlich in Verbindung mit dem Unterrichte, den die Kinder zugleich zu Hause von den Aeltern erhalten, genügend, sodaß kaum jemand vorhanden ist, der nicht wenigstens lesen oder schreiben kann. Infolge der eigenthümlichen Landesnatur gibt es in N. nur 39 Städte (Kjöbstäder) und 21 Ladestellen (Ladesteder), die an den zugänglichsten und geräumigsten Stellen der Küste liegen. Eine Ausnahme von solcher Lage machen nur die Städte Hamar, Lillehammer, Kongsvinger, Gjövik und Hönefos, die erst in neuester Zeit zum städtischen Range erhoben wurden, und Kongsberg, das wegen seines Silberbergwerks eine ältere Stadt ist. Die Bergstadt Röraas oder Röros dagegen wird officiell nicht zu den Städten gerechnet. An andern geeigneten Küstenpunkten befinden sich nur bei Häfen Strandstellen und Fischörter oder Kieze (Strandsteder und Fiskevär), welche oft nur aus wenigen Wohnhäusern bestehen, die aber, wenn sie zu ansehnlichern Ortschaften erwachsen, vom Storthing zu Städten erhoben werden. Uebrigens liegen die Wohnungen der Fischer zerstreut. Im Innern des Landes müssen sich die Ansiedelungen der Landbauer ebenfalls nur auf gewisse Punkte beschränken, wo Boden und Klima den Ackerbau gestatten. Aber auch diese Plätze gewähren selten Raum für größere Ansiedelungen, und es gibt nur bei den Bergwerken, Hüttenwerken, Sägemühlen u. dgl. größere Anhäufungen menschlicher Wohnungen (Dörfer). Die übrige Bevölkerung wohnt in isolirten Höfen und Gütern (Gaarde und Brug), die in manchen Gegenden meilenweit, in den engen Thälern aber gewöhnlich nahe aneinander liegen. Mehrere dieser Gehöfte sind zu einem Kirchspiel (Sogn) verbunden, deren es 1860 an 904 gab, und von denen wiederum gewöhnlich mehrere eine Pfarrei (Prestegjäld) bilden, deren es 1860 412 (seitdem mehrere) gab. Ein Kirchspiel oder eine Pfarrei, ganz abgesehen von den nördl., fast unbewohnten Gegenden, umfaßt oft mehrere Quadratmeilen und bildet eine Commune oder Gemeinde, die ihre innern Angelegenheiten selbständig verwaltet, aber den obersten Behörden von dieser Verwaltung Rechenschaft ablegt. Das Leben in diesen eigenthümlich gestalteten Gehöften hat im Innern des Landes noch ganz den patriarchalischen Charakter und die einfachen,

reinen Sitten der alten Zeit bewahrt, trotz des verhältnißmäßig oft bedeutenden Reichthums ihrer Eigenthümer. Eine wichtige Stellung nehmen in diesen Kirchspielen die Geistlichen ein, die gewöhnlich außer ihrem Berufe als Seelsorger auch noch in allen übrigen Lebensbeziehungen großes Ansehen und Einfluß besitzen. Die Bevölkerung N.s, die sich seit Befreiung des Landes von dem dän. Drucke fast verdoppelt (von 885431 im J. 1815 auf 1,701478 im J. 1865), ist infolge der Naturverhältnisse des Landes sehr ungleich vertheilt, indem die südl. anbaufähigern Gegenden die größte Masse umfassen. Im Stift Christiania lebten 1865 auf 1 geogr. Q.-M. 957 Menschen, dagegen im Amte Nordland nur 131 und in den Aemtern Tromsö und Finmarken gar nur 51 auf 1 Q.-M.

Die polit. Verfassung N.s beruht auf dem in der Reichsversammlung auf Eidsvold 17. Mai 1814 errichteten, vom Könige 4. Nov. 1814 bestätigten Grundgesetz. Dasselbe trägt entschieden einen demokratischen Charakter und begründet unter monarchischen Formen eine fast republikanische Regierungsweise, die durchaus keine Aristokratie der Geburt und des Standes, wol aber factisch eine Aristokratie des Besitzes, insbesondere des bäuerlichen, anerkennt. Nach diesem Grundgesetze, dem Stolze der Norweger, das dem staatsbürgerlichen Sinne und der angeborenen Freiheitsliebe des Volks einen hohen Aufschwung gegeben und vor allen revolutionären Bewegungen der neuern Zeit bewahrt hat, ist N. ein unabhängiges Königreich, das aber mit Schweden die Dynastie, die äußere Politik und Diplomatie gemeinsam, sonst aber seine eigene Gesetzgebung, Regierung und Verwaltung hat, mit besondern Finanzen, Heer und Flotte. Der König ist zwar der höchste Befehlshaber der bewaffneten Macht, kann diese aber nicht eigenmächtig vermehren oder verringern, darf auch ohne Einwilligung des Storthings keine fremden Truppen ins Land und die norweg. Truppen nicht außer Land ziehen. Derselbe kann ferner nur nach Vernehmung mit dem Staatsrath Krieg erklären und Frieden schließen, Bündnisse eingehen und aufheben. Ihm gehört die Ernennung der höhern Geistlichen sowie der höhern Civil- und Militärbeamten, die er auch ohne weiteres verabschieden kann, während die übrigen Angestellten nur wegen Amtsvergehen gesetzlich abgesetzt werden dürfen. Der König kann ferner Ritterorden austheilen, aber keine Titel ohne Amt, noch jemanden in den Adelstand erheben, da der Adel 1. Aug. 1821, gegen den königl. Willen, gänzlich aufgehoben wurde und aller Geburtsadel mit dem Ableben der bis dahin geborenen Mitglieder der 15 noch vorhandenen adelichen Geschlechter N.s aufhören soll. Alljährlich hält sich der König, wenn ihn nicht wichtige Hindernisse abhalten, einige Zeit in N. auf. Während seiner Abwesenheit steht an der Spitze der Regierung ein Vicekönig, der aber nur der Kronprinz oder dessen ältester mündiger Sohn (doch nicht der dem Throne zunächst stehende Erbprinz, wenn der König keinen Sohn hat) sein kann, oder ein Reichsstatthalter, der auch ein Schwede sein darf. Die Regierung besteht aus einem Staatsminister und mindestens sieben (gegenwärtig, wie gewöhnlich, neun) Staatsräthen, welche zugleich an der Spitze der einzelnen Verwaltungszweige stehen. Letztere sind: 1) Cultus und öffentlicher Unterricht, 2) Justiz und Polizei, 3) Inneres, 4) Finanzen und Zölle, 5) Armee, 6) Marine und Posten, 7) Revision. Der Staatsminister und zwei Staatsräthe befinden sich stets bei der Person des Königs während seines Aufenthalts in Schweden. Die übrigen haben ihren Aufenthalt am Sitze der Regierung in Christiania. Die gesetzgebende Gewalt wird von dem Storthing (der Repräsentation des Volks) und dem Könige gemeinschaftlich, die Besteuerung aber von dem Storthing allein ausgeübt. Der König hat nur ein beschränktes Veto, indem jede Vorlage, sobald das Storthing sie dreimal angenommen, auch ohne die Sanction des Königs Gesetzeskraft erhält, wie z. B. 1821 die Aufhebung des Adels. Zum Storthing werden die Abgeordneten durch mittelbare Wahlen auf drei Jahre ernannt, und der König kann in der Zwischenzeit keine neuen Wahlen verordnen, wol aber die Abgeordneten zu einem außerordentlichen Storthing berufen. Die Landdistricte wählen 74 und die Städte 37, im ganzen 111 Abgeordnete (seit 1860). Diese treten im Oct. jedes dritten Jahres in Christiania zusammen und scheiden gleich bei der Eröffnung des Storthings ein Viertel ihrer Mitglieder zu einem Ausschuß, Lagthing, ab. Die übrigen Mitglieder aber bilden das Odelsthing, von welchem jede Angelegenheit zuerst behandelt werden muß, ehe sie zur Bestätigung an das Lagthing gelangen kann. Die Befürchtung, daß das Bauernelement in der Repräsentation das Uebergewicht gegen das städtische und die höhere Bildung erhalten würde, ist nicht in Erfüllung gegangen; vielmehr hat bisher die Hälfte der Abgeordneten aus gebildeten Beamten bestanden. Der Staatsrath ist die oberste Regierungsbehörde, unter welcher zunächst in den Landdistricten die Amtmänner stehen, denen die Aufsicht über die gesammte Verwaltung obliegt. Die in den Bischofssitzen (mit Ausnahme von Hamar) befindlichen heißen Stiftsamtmänner und leiten gemeinschaftlich mit den Bischöfen alle Civil-, geistlichen

und kirchlichen Angelegenheiten. Unter den Amtmännern stehen 58 Vögte (davon 4 Steuervögte), welche die untern Steuer- und Polizeibehörden bilden, sowie 77 Sorenskriever (wörtlich: geschworene Schreiber), die in den 363 Gerichtsprengeln auf dem Lande die Richter erster Instanz sind, während in den Städten die Stadtvögte und in den vier Stiftstädten Christiania, Christiansand, Bergen und Trondhjem die Bürgermeister als unmittelbare Obrigkeit wirken. Die zweite Rechtsinstanz bilden die vier Stiftsobergerichte (Stifts-Overretter) in Christiania (getheilt in zwei Abtheilungen), Christiansand, Bergen und Trondhjem, und die dritte und höchste das Höchste Gericht (Höieste Ret) in Christiania. In kirchlicher Hinsicht zerfällt N. in sechs Stifter oder Bisthümer: Christiania, Hamar (seit 1864 von Christiania abgeschieden), Christiansand, Bergen, Trondhjem und Tromsö.

Die Finanzen N.s haben sich durch das freilich bisweilen in Knauserei ausartende Sparsystem des Storthings aus ihrer frühern Zerrüttung glänzend erhoben. Die Staatsschulden, die bis Anfang 1848 auf etwa 2 Mill. Speciesthaler vermindert waren, sind seitdem infolge neuer Anleihen wieder gestiegen und betrugen 1855 Ende Aug. 8,240700 Speciesthaler, wogegen aber die Activa der Staatskasse sich auf 4,480000 und der baare Ueberschuß in derselben auf 1,195000 Speciesthaler beliefen. Zur Verzinsung und Tilgung der Staatsschuld sind jährlich 553663 Speciesthaler ausgeworfen. Das Budget vom 1. April 1866 bis 31. März 1869 berechnet die Einnahmen und Ausgaben jährlich zu 5,023000 Speciesthaler. Da alle directen Steuern aufgehoben, so fließen die Haupteinnahmen aus den Zöllen (3 Mill.), ferner aus der Branntweinsteuer (½ Mill.), den Posten (317000), der Malzsteuer (240000), dem Silberwerke zu Kongsberg (176000 Speciesthaler) u. s. w. Der Bestand des Landheeres ist (1866) für die Friedenszeit auf 12000 und für den Krieg auf 18000 Mann festgesetzt. Jeder Wehrfähige ist übrigens zur Landesvertheidigung verpflichtet; auch besteht überall eine freiwillige Volksbewaffnung. Die Flotte zählte 1. Aug. 1866: 3 Fregatten (davon 1 Segelschiff), 5 Corvetten (davon 1 Segelschiff), 1 Brigg, 3 Schoner, 5 Bugsirschiffe, 1 Monitor und 4 Dampfkanonenboote, zusammen mit 1880 Pferdekraft, bewaffnet mit 223 gröbern und 16 kleinern Geschützen. Die Hauptstation der Flotte bildet der neue Kriegshafen Horten am Christianiafjord. In die übrigen Stationen, Frederiksvärn, Christiansand, Bergen und Trondhjem, ist die Ruderflotille vertheilt, bestehend aus 68 Kanonenschaluppen, 5 Bombkanonenjollen, 30 gewöhnlichen Kanonenjollen und 8 Werftfahrzeugen mit 171 großen und 312 kleinern Geschützen. Die Bemannung der Flotte in Horten besteht aus 84 Offizieren, 30 Seecadetten und 2 Corps Seemilitär. An Districtseetruppen sind 4097 Mann vorhanden. An Schiffern und Steuermännern können 2007, an Matrosen (im Alter von 22—28 J.) 8650 sofort einberufen werden. Die befestigten Punkte N.s sind: Akershus bei Christiania, Oscarsborg, Frederikstad, Frederiksteen bei Frederikshald, Kongsvinger, Horten, Frederiksvärn, Christiansand, Bergenhus, Munkholmen bei Trondhjem und Vardöhus. Diese Festungen sind sämmtlich unbedeutend; Vardöhus, die unbedeutendste, ist als der nördlichste befestigte Ort der Erde merkwürdig. Für die Bildung der Offiziere sowol der Land- als auch der Seemacht, beide nur auf Vertheidigung berechnet, ist gut gesorgt. In administrativer Hinsicht ist das Land jetzt in die beiden Städte Christiania und Bergen und in 18 Aemter getheilt, nämlich: Smaalenene, Akershus, Hedemarken, Christian, Buskerud, Jarlsberg und Laurvik, Bratsberg, Nedenäs und Robygdelaget, Lister und Mandal, Stavanger, Söndre-Bergenhus, Nordre-Bergenhus, Romsdal, Söndre-Trondhjem, Nordre-Trondhjem, Nordland, Tromsö und Finmarken. Die beiden letzten, nördlichsten, die bisher ein einziges Amt bildeten, sind erst 1866 voneinander getrennt worden, obgleich sie die geringste Bewohnerzahl haben. Die 18 Aemter zerfallen wiederum in 48 Vogteien, welche eigentlich die naturgemäße Eintheilung des Landes bilden. Die wichtigsten Städte des Landes sind: Christiania, Bergen, Trondhjem (Drontheim), Stavanger, Drammen, Christiansand.

Die früheste Geschichte N.s gehört der Geschichte des gesammten Skandinavien an und ist durchaus sagenhaft. Erst mit der Einführung des Christenthums unter Olaf I. (Tryggvason), gegen das Ende des 10. Jahrh., gewinnt sie eine festere Gestalt. Drei Hauptpunkte treten daraus hervor: die Seezüge (Wikingsfahrten) der Normannen (s. d.) oder Nordmannen, durch welche diese in Berührung mit dem übrigen Europa kamen und auch Island und Grönland bevölkerten; sodann als Rückwirkung davon die Einführung des Christenthums, die mit dem alten Heidenthum auch einen Theil des alten skandinav. Volksthums vernichtete; endlich die Vernichtung der alten Stammhäupter des Landes, welche Harald der Haarschöne (Harfagr) begann, und deren Kämpfe der Urgeschichte und selbst noch der spätern Geschichte einen wilden Charakter gaben, der auch nach der Einführung des Christenthums in den Thronkämpfen fortdauerte. Olaf II.

(s. d.) oder der Heilige setzte um 1020 die Bekehrung des Landes zum Christenthum fort und unterwarf die kleinern Häuptlinge, die bis dahin im Lande geherrscht. Als Olaf durch Knut (s. d.) den Großen von Dänemark 1028 vertrieben und in der Schlacht bei Sticklestad unweit Trondhjem 1030 gefallen war, kam N. unter dän. Herrschaft, fiel aber nach Knut's Tode, 1035, wieder zurück an Olaf's des Heiligen Sohn, Magnus. Von dieser Zeit an stand N. unter einheimischen Königen bis 1319. Als in diesem Jahre mit Hakon VII. der Mannsstamm der norweg. Könige ausstarb, wählten die Norweger Hakon's Tochtersohn, den damals erst drei Jahre alten schwed. König Magnus Eriksson, zu ihrem Könige. Dessen Sohn, Hakon, dem der Vater schon bei seinen Lebzeiten N. abgetreten hatte, war vermählt mit der berühmten Margaretha (s. d.), der einzigen Tochter des dän. Königs Waldemar III. Atterdag, daher dann sein unmündiger Sohn Olaf IV. bei dem Tode des Großvaters, 1376, König von Dänemark und bei dem Tode seines Vaters, 1380, auch König von N. wurde. Als aber dieser Olaf schon 1387 im 16. Lebensjahre ohne Erben starb, hinterließ er seiner Mutter, welche bisher die vormundschaftliche Regierung geführt, die beiden Kronen, denen sie bald darauf auch die schwedische hinzufügte. Letztere ging zwar nach unausgesetzten Kämpfen 1524 verloren, aber N., zu welchem auch die Insel Island gehörte, verblieb bis 1814 bei Dänemark. Das Land büßte unter der dän. Herrschaft allmählich seine ganze Selbständigkeit ein und wurde überhaupt von den Dänen gleich einer eroberten Provinz behandelt und ausgebeutet. Schon 1812 war indeß der Krone Schweden als Ersatz für das kurz zuvor an Rußland verlorene Finland und als Preis der Verbindung gegen Frankreich von Rußland und England das Königreich N., welches dem mit Frankreich verbündeten Dänemark entrissen werden sollte, zugesichert worden. Nach der Schlacht bei Leipzig wendete sich daher Karl Johann, damals noch Kronprinz von Schweden, mit seinem Heere gegen Dänemark und erzwang nach einigen Gefechten im Holsteinischen im Frieden zu Kiel, 14. Jan. 1814, die Abtretung N.s. Doch der dän. Prinz Christian (s. Christian VIII.), welcher damals Statthalter in N. war, und das Land gern behalten wollte, suchte das norweg. Volk gegen jene Veränderung einzunehmen. Er berief Abgeordnete des Volks auf den Eisenhammer Eidsvold und legte hier diesen den Entwurf zu der gegenwärtig bestehenden Verfassung vor, der auch 17. Mai 1814 angenommen und zum Grundgesetze des Staats erhoben wurde, während man den Prinzen zum Könige von N. erwählte. Nun aber drang im Juli der Kronprinz von Schweden mit einem Heere in N. ein, trieb die norweg. Kriegsmacht vor sich her, ja schloß dieselbe ein, ließ sie dann aber entkommen und machte den Vorschlag zu einem Waffenstillstande und zu einem Vertrage, wonach N. mit Beibehaltung seiner Verfassung als selbständiges Reich mit Schweden sich unter Einem Könige vereinigen sollte. Diese Convention wurde in Moß 14. Aug. abgeschlossen, und Christian entfernte sich, nachdem er der Krone entsagt hatte. Das in Christiania wieder versammelte Storthing beschloß die Vereinigung mit Schweden, die in Kraft trat, nachdem König Karl XIII. 4. Nov. 1814 das zu Eidsvold gegebene norweg. Grundgesetz mit den Veränderungen und Zusätzen, welche den König, die Thronfolge und die unionellen Verhältnisse betreffen, angenommen hatte. So theilte denn N. fortan als selbständiges und unabhängiges Königreich mit Schweden die äußere und die dynastische Geschichte. Doch zog sich durch die ganze Regierungszeit Karl XIV. Johann's ein anhaltender Kampf des norweg. Storthings gegen die königl. Gewalt, die der König zu erweitern suchte, während das Storthing die durch das Grundgesetz gewonnenen Rechte mit Eifer überwachte. So setzte das Storthing, gegen den Willen des Königs, durch dreimaligen Beschluß (1815, 1818 und 1821) die Aufhebung des Adels durch und verwarf 1821 und 1836 die beantragte Einführung eines absoluten königl. Vetos. Ebenso wurden zum größten Aerger Karl XIV. Johann's dessen Staatsräthe wiederholt zur Verantwortung gezogen. Besser gestaltete sich das Verhältniß, als 1844 dessen Sohn Oscar I. auf dem Throne folgte. Dieser wußte nicht nur die Eigenliebe der Norweger durch die Bewilligung ihres eigenen Reichswappens, ihrer eigenen Flagge, durch die Stiftung des St.-Olaf's-Ordens u. s. w. zu befriedigen, sondern gewann auch das Vertrauen des Volks durch treue Befolgung der Verfassung und eine hinterhaltlose, redliche Gesinnung, sodaß die Opposition allmählich schwand. Dasselbe gute Verhältniß dauerte fort und befestigte sich noch unter der Regierung König Karl's XV., der dem Vater 1859 folgte. Mit dem schwed. Reichstage aber gerieth 1859 das norweg. Storthing in Conflict, indem dasselbe das Recht des Königs, zum Statthalter über N. auch einen Schweden ernennen zu dürfen, einseitig aufhob. Die Schweden sahen hierin eine Verletzung der Verträge und forderten eine Revision der Unionsverhältnisse, welche die Norweger zurückwiesen. Das vermittelnde Einschreiten des Königs selbst mäßigte indeß den gegenseitigen Eifer. Am 4. Nov. 1864 wurde

das 50jährige Jubiläum der Union als eines für beide Reiche glücklichen Ereignisses begangen. Eine Revision der Unionsverhältnisse begann 1865. Namentlich aber schien die Einführung der neuen, mehr demokratischen Volksrepräsentation in Schweden (1866) auf die Sympathien der beiden Brudervölker günstig einzuwirken. Vgl. J. Kraft, «Topographisk-statistisk Beskrivelse over Kongeriget Norge» (6 Thle., Christiania 1820—35; 2. Aufl. 1830—38) und «Topographisk Haandbog over Kongeriget Norge» (Christiania 1845—48); Blom, «Das Königreich N., statistisch beschrieben» (2 Thle., Lpz. 1843); Thormod Thorlak, «Historia rerum Norwegicarum» (Kopenh. 1711), nur bis 1387; Schöning, «Norges Riges Historie» (3 Bde., Sorö 1771—81), nur bis 995; P. A. Munch, «Det norske Folks Historie» (6 Bde., Christiania 1851—59, nur bis 1319 reichend; die vier ersten Hauptabschnitte deutsch von Claussen, 2 Thle., Lübeck 1853—54).

Norwich, Municipalstadt, Parlamentsborough und als Bischofssitz auch City, Hauptstadt der engl. Grafschaft Norfolk, auf der Eisenbahn 23 M. im NNO. von London, in schöner Gegend an beiden Seiten des Wensum, unweit dessen Mündung in die für die schwersten Lastschiffe bis hierher fahrbare Yare und durch diese Wasserstraße und durch eine Eisenbahn mit dem Seehafen Yarmouth (s. d.) verbunden, zählt (1861) 74891 E. Die zahlreichen Gärten selbst innerhalb der zum Theil noch stehenden alten Festungsmauern geben der Stadt ein ländliches Ansehen, und obwol die Straßen unregelmäßig, hat sie doch viele schöne Häuser und gilt für die schönste Stadt im östl. England. An der Südseite steht auf einem Hügel ein altes, angeblich von Knut d. Gr. erbautes Schloß, von imponirendem Anblick, das ehemals mit seinen drei Vertheidigungslinien 36½ Morgen einnahm und jetzt theilweise als Gefängniß dient. Im Schloßgraben steht die Grafschaftshalle, auf dem alterthümlichen Marktplatze das 1453 erbaute Rathhaus mit der Gerichtshalle und die 1415 aufgeführte St.-Andrews- oder New-Hall, welche zu öffentlichen Festlichkeiten benutzt wird. Unter den 81 gottesdienstlichen Gebäuden gehören 41 der Hochkirche an. Besonders zeichnet sich aus die dicht bei dem (1318 erbauten) bischöfl. Palaste stehende, 1094 gegründete normann. Kathedrale mit ihrem 315 engl. F. hohen, 1858 restaurirten goth. Thurme, eine der größten und schönsten Kirchen Englands. Die Stadt hat eine Kornbörse, in Porkthorpe eine große Cavaleriekaserne, ein Theater, ein großes Krankenhaus, ein Hospital für Ohren- und Augenkranke, eine Blindenanstalt, mehrere Versorgungshäuser, ferner eine Latein-, eine Zeichen- und andere Schulen, eine Stadtbibliothek, ein Literarisches Institut, eine Freibibliothek mit Museum und eine pathol. Gesellschaft. Schon seit 1336 war N. wegen seiner wollenen Zeuge, die nach dem etwa 2 M. entfernten Orte W o r s t e a d auch W o r s t e a d - s t u f f s hießen, berühmt. 400 holländ. Flüchtlinge legten hier unter der Regierung der Königin Elisabeth den Grund zu dem nachfolgenden Flor der Fabriken von Tuch, wollenen Zeugen und Strümpfen in England. Fabrikation und Handel erreichten ihren Höhepunkt zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo der Werth der bis nach Rußland und Ostindien ausgeführten Waaren $^1/_{14}$ des Gesammtwerths der engl. Wollwaaren betragen haben soll. Seitdem ist N. freilich durch Lancashire und Yorkshire überflügelt worden. Gegenwärtig fertigt man hier besonders wollene und seidene Shawls, außerdem Shawls- und Kutschenborte, Fransen, Bombassins, Kamelot, Gros-de-Naples, Gaze und Krepp, Mousselines-de-Laine, Damentuch, Damast, Pferdehaarzeug und verschiedene andere Stoffe. Neben einer bedeutenden Hausweberei bestehen Seiden- und Wollspinnereien, eine Baumwollspinnerei, ferner Eisen- und Messinggießereien, Fabriken für landwirthschaftliche Geräthe, Kutschen, für ausgezeichnete Damenschuhe und Stiefel, für Schnupftaback, Essig. Außerdem unterhält man Brennereien, Gerbereien, Malzhäuser, Oel-, Senf- und Kornmühlen. Außer dem Export von Fabrikaten treibt N. bedeutenden Handel mit Getreide. Die Stadt schickt zwei Abgeordnete in das Parlament. In dem kaum ½ M. östlich liegenden Dorfe T h o r p e (mit 1453 E.) befindet sich ein großes Irrenhaus und eine Eisengießerei.

Norwich, bedeutende Fabrikstadt im amerik. Staate Connecticut, Hauptort der Grafschaft Neulondon, liegt an dem Zusammenflusse des Shetucket und des Yantik, woraus die hier schiffbar werdende Themse (Thames River) entsteht, und unweit des 50 F. hohen Yantikfalls. Die Stadt besteht aus drei Theilen: Norwich-City oder Chelsea-Landing, malerisch an einen steilen Hügel hinangebaut, Town in einem hübschen Thale und Greenville am Shetucket, mit vielen industriellen Etablissements. 1860 hatte die Stadt 14052 E., 17 Kirchen, 39 öffentliche und 5 Privatschulen, 1 Freiakademie, 6 Banken, 4 Assecuranzinstitute, 2 Sparkassen und 85 Fabriken, welche für 4,152600 Dollars Waaren lieferten, hauptsächlich Baumwollstoffe, aber auch Wollwaaren, Maschinen und Papier in bedeutender Menge. Die Papiermühle der Chelsea-

Compagnie ist eine der größten der Welt. Der Handelsverkehr des Orts wird durch die Bahn nach Neulondon und den über Worcester nach Boston führenden Schienenweg sowie durch die tägliche Dampfbootverbindung mit Neulondon und Neuyork unterstützt. Die Stadt wurde 1659 gegründet. Auch noch mehrere andere Ortschaften in Nordamerika führen den Namen N.

Norwid (Cyprian Camillus), namhafter poln. Dichter, geb. im April 1824 als Sohn des einer alten litauischen Adelsfamilie entstammenden Malteserritters Johann N., erhielt nach dem frühzeitigen Tode der Aeltern seine Erziehung zu Warschau unter Obhut seiner Großmutter Hilarie Sobieska und bereiste dann 1842 Polen, im folgenden Jahre Deutschland. Inzwischen hatte er seine literarische Thätigkeit als Mitarbeiter an polnischen polit. Blättern begonnen. 1844 begab er sich nach Italien, wo er als Schüler der Akademie zu Florenz sich mit Bildhauerkunst, Malerei und Kupferstich beschäftigte. Als er 1846 zur Zeit der poln. Bewegung nach Deutschland zurückkehrte, wurde er unweit der poln. Grenze verhaftet und nach Berlin gebracht. Auf Fürsprache lieferte man ihn aber nicht an Rußland aus, sondern entließ ihn mit der Weisung, sich nach Frankreich zu wenden. Nachdem er als eifriger Anhänger der Republik bis 1849 in Paris gelebt, ging er nach Nordamerika, wo er zu Neuyork bei der Weltindustrieausstellung thätig war. Einige Zeit darauf kehrte N. nach Paris zurück, wo er seitdem seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Seine Dichtungen und übrigen Schriften erschienen einzeln zu Warschau, Petersburg, Krakau, Posen und Paris. Eine Auswahl seiner Poesien erschien gesammelt in der «Biblioteka pisarzy polskich» (Bd. 21, Lpz. 1863). N. hat auch als Künstler eine beachtenswerthe Thätigkeit entfaltet. Nach seinen Zeichnungen wurden die Grabmäler der Polen in Paris neu gestaltet. Dem Andenken des Dichters Krasinski widmete N. eine von ihm gearbeitete Medaille. Mehrere seiner Zeichnungen sind im Stich erschienen.

Nörz oder Sumpfotter (Mustela lutreola) ist ein kleines Raubthier von Iltisgröße, dessen Gebiß dem des Iltis ähnlich ist, das aber durch den langstreckigen, schlanken Leib, die kurzen Füße, die durch Bindehäute verbundenen Zehen, den dichten, glatt anliegenden, glänzenden Pelz und die Lebensweise der Fischotter sich nähert. Der N., der überall braun, oben dunkler, unten heller ist, lebt besonders im östl. Europa bis zum Ural einerseits und Schlesien andererseits, kommt noch einzeln am Harz und in Holstein vor. Er nährt sich vorzugsweise von Krebsen, weniger von andern Wasserthieren, und gräbt sich Höhlen an den Ufern der Gewässer. Man fängt ihn in Fallen. Sein Pelzwerk ist sehr geschätzt und wird dem Zobel fast gleichgestellt. Es ist noch fraglich, ob der canadische N. oder Vison eine eigene Art ist; jedenfalls ist der Vison, der ebenso lebt, dem europäischen N. am nächsten.

Nosölogie (griech.) heißt eigentlich die Wissenschaft, welche sich mit den Krankheiten an sich, namentlich mit den selbständig auftretenden Krankheitsformen, besonders ihren Benennungen und ihrer Eintheilung beschäftigt. Einige gebrauchen N. auch gleichbedeutend mit Pathologie (s. d.), andere betrachten dieselbe als einen speciellen Theil der Pathologie.

Nossairier, s. Ansarier.

Nossi-Bé oder Nossi-Varin, d. i. Große Insel, ein 3,54 Q.-M. großes, (1861) 14860 E. zählendes Eiland an der Nordwestküste Madagaskars, das sich seit 1840 im Besitz der Franzosen befindet. Die Insel ist meist kahl, weil die Einwohner die Wälder wegen des Reisbaues niederbrannten, und nur ein Theil derselben blieb unter dem Schutze der Regierung erhalten. Der Boden zeigt sich großentheils vulkanisch; die vielen erloschenen Krater sind jetzt mit Wasser ausgefüllt. Die Rhede des Hauptorts Helville ist ausgezeichnet und gegen Nord- und Ostwinde geschützt. Die Stadt besteht aus einigen Malgaschendörfern und einem arab. Orte, dessen Einwohner sich vor zeiten hier wegen des Sklavenhandels niedergelassen hatten. Der übrige Theil der Insel ist fast unbewohnt und an einzelne Europäer vergeben, infolge dessen die heimischen Malgaschen auswanderten. Als Arbeiter in den Plantagen benutzt man Kaffern und Mozambiqueneger. Der Kaffeebau ist mit Erfolg eingeführt. Da Frankreich Madagaskar als sein Eigenthum betrachtet und mehrere Punkte an der Küste in Besitz genommen, so ist N. von Wichtigkeit für etwaige Operationen gegen diese Insel.

Nostitz, eins der ältesten Adelsgeschlechter der Lausitz, welches sich aus derselben schon sehr früh nach Schlesien, Böhmen, Polen und weiter verbreitete. Die ordentliche Stammreihe der Familie beginnt in der Lausitz mit Kaspar von N., gest. 1484, dessen drei Söhne, Otto, Georg und Hartwig, die drei Linien zu Rothenburg, Gotta und Zschochau stifteten, welche wiederum in mehrere Aeste zerfielen. 1577 blühten in der Lausitz die drei Hauptstämme zu Rothenburg, Unwürde und Ullersdorf, sämmtlich mit großem Grundbesitz. Das jetzt gräfl. Haus N. stammt aus der von Hartwig von N. gestifteten Zschochauer Linie. Von Abraham von N., gest. 1592,

dem Enkel des letztgenannten, stammte als dritter Sohn Johann von N., gest. 1619 als Landeshauptmann des Fürstenthums Wohlau, welcher zwei Söhne, Otto und J. Hartwig, hinterließ, von denen ersterer Ahnherr der jetzigen Linie zu Rokitnitz, letzterer der zu Rieneck wurde. Otto von N. wurde 1631 von Kaiser Ferdinand II. in den Freiherrenstand und der Sohn desselben, Christoph Wenzel von N., 1675 in den böhmischen, 1692 in den Reichsgrafenstand erhoben. Gegenwärtiges Haupt der Linie zu Rokitnitz, welche die Herrschaften Plan, Gottschau und Rokitnitz in Böhmen, die Güter von Lobris und Steinseifersdorf in Schlesien besitzt, ist Graf Joseph von N., geb. 5. Dec. 1821, erbliches Mitglied des Herrenhauses des Reichsraths. — Der Stifter der Linie Rieneck, Hartwig Johann von N., geb. 1610, gest. 1683 als Wirkl. Geheimrath und oberster Kanzler von Böhmen, wurde 1673 mit einem Theile der Grafschaft Rieneck belehnt und in den Reichsgrafenstand erhoben. Ein Enkel desselben, Graf Franz Wenzel, gest. 1765, war der Vater des Grafen Franz Anton von N., geb. 1725, gest. 1794 als Oberstburggraf zu Prag, und des Grafen Friedrich Moritz von N., geb. 1721, gest. 1796. Letzterer trat in die österr. Armee, ward 1766 Generalmajor, 1771 Feldmarschallieutenant, 1785 General der Cavalerie und 1796 Feldmarschall und Hofkriegsrath-Präsident. Sohn des Grafen Franz Anton war Graf Johann Nepomuk von N., geb. 24. März 1768. Er trat 1788 in die österr. Armee, machte die Feldzüge gegen die Türken mit, ward 1796 Oberst, 1800 Generalmajor, 1809 Feldmarschallieutenant und betheiligte sich an allen Feldzügen seiner Zeit. Bei Aspern commandirte er eine Infanteriebrigade, bei Leipzig einen Theil der Reservecavalerie und 1814 einen Theil der Hauptarmeereserve. Seit 1820 pensionirt, starb er 22. Oct. 1840 zu Prag. Sein Bruder, Graf Friedrich von N., ist der Vater des Grafen Erwein von N., geb. 8. Sept. 1806, des gegenwärtigen Haupts der Linie zu Rieneck und Besitzers der Herrschaften Falkenau, Heinrichsgrün, Graslitz, Zschochau, Stirzim und Pakomierzitz (zusammen 7,16 Q.-M.). — Eine dritte, in Schlesien blühende gräfl. Linie bildete sich aus dem Ransener Aste des Hauses Damnitzsch in Schlesien. Georg Sigismund von N., gest. 1761, poln. und kursächs. Geheimrath und Gesandter in England, wurde 1711 in den Reichsgrafenstand erhoben. Sein Sohn, Graf Georg Ludwig von N., geb. 1709, starb 17. Jan. 1758 als poln. und kursächs. Generallieutenant an den in der Schlacht bei Leuthen erhaltenen Wunden. Sein Enkel, Graf August Ludwig Ferdinand von N. (s. d.), ist der Vater des Grafen Wilhelm von N., geb. 8. Aug. 1835, des gegenwärtigen Hauptes dieser schles. Linie, welche unter anderm die Herrschaft Zobten in Niederschlesien besitzt.

Nostitz (Aug. Ludw. Ferd., Graf von), preuß. General der Cavalerie, geb. 27. Dec. 1777 zu Zessel bei Oels, trat, nachdem er 1793—97 die Schule zu Oels besucht und bis 1799 in Halle studirt hatte, 1802 als Lieutenant in preuß. Dienste. In Münster, wo sich sein Regiment unter Blücher's Commando befand, gewann er sich bleibend dessen Zuneigung und Vertrauen in hohem Grade. 1806 wohnte er der Schlacht bei Jena und den Gefechten bei Nordhausen und Prenzlau bei. Auch er fiel in franz. Gefangenschaft, ward aber unter dem Versprechen, in diesem Kriege nicht gegen Frankreich zu dienen, entlassen. N. nahm 1810 seinen Abschied, trat aber 1813 als Stabsrittmeister bei den schles. Ulanen wieder in die Armee. In dieser Stellung zeichnete er sich 1813 in der Schlacht bei Bautzen aus. Während des Waffenstillstandes wurde er Blücher's Adjutant und wirklicher Rittmeister, nach der Schlacht bei Leipzig Major und nach der Schlacht von Paris Ritter des Eisernen Kreuzes erster Klasse. Nach abgeschlossenem Frieden blieb N. Blücher's persönlicher Adjutant und begleitete denselben auf der Reise nach England. Auch in dem Feldzuge von 1815, wo er in der Schlacht bei Ligny Blücher das Leben rettete, war er dessen Adjutant und blieb es im Frieden. 1818 wurde er zum Obersten und, nach Blücher's Tode, 1819 zum Flügeladjutanten und Commandeur des Gardehusarenregiments ernannt. Hierauf erhielt er 1821 das Commando der zweiten Gardecavaleriebrigade, rückte 1825 zum Generalmajor auf und begleitete 1826 den Prinzen Karl zu den Krönungsfeierlichkeiten nach Petersburg und Moskau. Als 1828 der Krieg zwischen Rußland und der Pforte ausbrach, wurde er ins Hauptquartier des Kaisers Nikolaus geschickt und machte hier den Feldzug mit. Nach der Rückkehr erfolgte seine Ernennung zum Generaladjutanten. Von 1830—32 war er dem zum Generalgouverneur für die Rheinprovinzen und Westfalen ernannten Prinzen Wilhelm als Chef des Stabs beigegeben. Im März 1835 wurde N. zweiter Commandant von Berlin, 1838 Generallieutenant und 1840 Chef des fünften Husarenregiments (Blücher'sche Husaren). 1847 verließ er den activen Dienst, erhielt 1849 den Rang eines Generals der Cavalerie und war dann seit 22. Nov. 1850 Gesandter in Hannover, in

welcher Stellung er während der Spannung zwischen Preußen und Hannover wesentlich zur Herstellung des guten Einverständnisses wirkte. Im Jan. 1860 trat N. von diesem Posten seines hohen Alters wegen ab. Er lebte sodann zurückgezogen und starb 28. Mai 1866, nachdem er zuvor noch 16. Juni 1865 unter besonderer Anerkennung des Königs und seines Vaterlandes den 50jährigen Jahrestag seiner That bei Ligny gefeiert hatte.

Nostitz und Jänckendorf (Gottlob Adolf Ernst von), als Dichter unter dem Namen Arthur von Nordstern bekannt, geb. 21. April 1765 auf seinem väterlichen Gute See in der preuß. Oberlausitz, studirte in Leipzig, trat dann als Finanzrath in den sächs. Staatsdienst, ließ sich aber nachmals auf seinem Gute Oppach in der Oberlausitz nieder, wo er für die Provinz als Landesältester, Oberamtshauptmann und seit 1795 als Präsident der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz viel Gutes wirkte. 1806 wurde er Oberconsistorialpräsident, bald nachher Wirkl. Conferenzminister und 1817 Wirkl. Geheimrath in dem neuerrichteten Geh. Rathe. In dieser Stellung leitete er die Ausgleichung der Kriegsentschädigungen, die Redaction des 1821 erlassenen Militärstrafgesetzbuchs sowie die Verwaltung aller sächs. Zucht-, Armen- und Waisenhäuser. Ihm verdankt Sachsen die Errichtung der Irrenheilanstalt auf dem Sonnenstein bei Pirna und vieler anderer gemeinnütziger Einrichtungen und Institute. Als Großmeister übte er vielen Einfluß auf die Freimaurerlogen in Dresden, denen er auch seinen «Liederkreis für Freimaurer» (2 Bde., Dresd. 1810—28) widmete. 1822 machte er eine Reise durch Süddeutschland, die Schweiz, Oberitalien, Kärnten und Ungarn, auf der er die «Erinnerungsblätter eines Reisenden im Spätsommer 1822» (Lpz. 1824) niederschrieb. Nachdem er noch wesentlichen Antheil an der Herstellung des Staatsgrundgesetzes genommen, behielt er nur die Stelle als Ordenskanzler bei und trat in den neubegründeten Staatsrath. Er starb 15. Oct. 1836 auf dem Gute Oppach. Einer seiner frühesten dichterischen Versuche war «Valeria, ein romantisches Gedicht» (Dresd. 1803). Ohne sein Wissen erschien «Georg, ein Roman nach zwölf gegebenen Worten» (Lpz.). Seine «Gemmen» (Lpz. 1818) enthalten sinnreiche Ausdeutungen von 16 antiken Gemmen. Sein Gedicht «Irene» (Lpz. 1818) in Ottavenstanzen war eins der ersten, das deutsch in dieser Dichtungsform erschien. Zur Vermählungsjubelfeier des Königs Friedrich August, 1819, erschien sein größeres Gedicht «Kreis sächs. Ahnfrauen». Am höchsten stehen durch kräftiges und warmes Gefühl seine religiösen Dichtungen «Sinnbilder der Christen» (Lpz. 1818) und «Hinterlassene geistliche Gedichte», herausg. von Ammon (Lpz. 1840). Mehrere seiner Gedichte wurden von Himmel componirt.

Nostitz und Jänckendorf (Eduard Gottlob von), sächs. Staatsmann, ältester Sohn des vorigen, geb. 31. März 1791 zu Bautzen, besuchte das Gymnasium zu Bautzen, seit 1806 Schulpforte und widmete sich dann den jurist. Studien zu Leipzig und Heidelberg. 1813 nahm er als freiwilliger Jäger im Lützow'schen Corps an allen Operationen der Walmoden'schen Heeresabtheilung theil und wurde bei Lauenburg schwer verwundet. Nach seiner Heilung trat er als Volontär in das sächs. Ulanenregiment und machte den Feldzug von 1814 als Ordonnanzoffizier in der unmittelbaren Umgebung Thielmann's mit. Hierauf nahm er seinen Abschied und trat nach Beendigung seiner jurist. Studien 1817 als Kammerrath in das sächs. Geheime Finanzcollegium. 1819 ward er als Amtshauptmann, 1821 als Wirkl. Geh. Referendar im Geheimen Rathe, 1825 als Geh. Finanzrath, 1832 als Abtheilungsvorstand und Director im Finanzministerium angestellt und 1836 zum Staatsminister des Innern berufen. Letzteres Amt verwaltete er bis 1844, wo ihm auf wiederholtes Ansuchen vom König die Entlassung gewährt wurde. Er zog sich auf sein väterliches Besitzthum Oppach in der Oberlausitz zurück, wo er auch 8. Febr. 1858 starb. Unter seiner Verwaltung traten fast alle dahin einschlagenden, in der Verfassungsurkunde vorgeschriebenen Gesetze ins Leben. An den ständischen Verhandlungen mehrerer Landtage nahm er als Abgeordneter des Hochstifts Meißen sowie auch der Oberlausitz bis in die neueste Zeit thätigen Antheil und ward noch von diesen Kammern zum Mitglied des Staatsgerichtshofs berufen. Ein Bruder desselben, der Wirkl. Geheimrath Julius Gottlob von N., war 1840—48 und 1850—64 sächs. Bundestagsgesandter zu Frankfurt. — Eine Schwester der beiden vorigen, Klothilde Septimia von N., geb. 27. Jan. 1801 zu Bautzen, gest. 1852 zu Oppach, ist als Dichterin bekannt geworden. Von ihrem Bruder wurde herausgegeben «Aus dem Nachlasse meiner Schwester Klothilde von N.» (Lpz. 1853).

Nostradamus, ein berühmter Astrolog, hieß eigentlich Michel de Notredame und stammte aus einer ehemals jüd. Familie. Er wurde 14. Dec. 1503 zu St.-Remy in der Provence geboren, studirte Medicin, legte sich dann auf Quacksalberei und fiel zuletzt auf die Astrologie. Seine Prophezeiungen, die er, aus seiner Abgeschiedenheit zu Salon, in gereimten

Quatrains zu ganzen Hunderten in die Welt ergehen ließ, erregten durch ihren Ton und ihre Dunkelheit großes Aufsehen. König Heinrich II. von Frankreich, dessen Tod man später in einer der Prophezeiungen des N. angedeutet finden wollte, machte ihm sehr ansehnliche Geschenke, und Karl IX. ernannte ihn zu seinem Leibarzt. Die angesehensten Personen besuchten ihn zu Salon; doch fehlte es auch nicht an Leuten, die seiner Prophezeiungen spotteten. Er starb zu Salon 2. Juli 1566. Noch 1781 wurden seine Prophezeiungen von dem päpstl. Hofe verboten, weil der Untergang des Papstthums darin verkündet wird.

Nota (Alberto), der vorzüglichste neuere ital. Lustspieldichter, geb. zu Turin 15. Nov. 1775, genoß eine sorgfältige Erziehung, welche seine natürlichen Anlagen schon früh entwickeln half. Er studirte die Rechtswissenschaften, prakticirte eine Zeit lang als Advocat und bekleidete dann mehrere ansehnliche Staatsstellen, bis die polit. Verhältnisse Italiens auch ihn nöthigten, dem öffentlichen Leben zu entsagen. Endlich in den Staatsdienst zurückgekehrt, wurde er 1818 Unter-Generalintendant zu Nizza, 1820 Intendant zu Bobbio, 1823 zu San-Remo, später zu Pinerolo, endlich Generalintendant zu Casale und Cuneo. Er starb 18. April 1847 zu Turin. Der allgemeine Charakter seiner Lustspiele ist der des Ernsten. Seine Schicksale, namentlich eine unglückliche Ehe, sollen dazu beigetragen haben, seinen Charakter zu verdüstern. Das komische Element ist bei ihm schwach, die Intrigue meist sehr einfach, und die Ereignisse sind aus dem gewöhnlichen Leben genommen. Dagegen ist er als Charakteristiker ausgezeichnet, und auch die abweichendsten Naturen weiß er mit außerordentlichem Geschick darzustellen. Zu den besten Charakterstücken gehören «Die Ehrsüchtige» (1810), «Die Kokette» (1818) und «Der Projectenmacher» (1809). An dieselben schließen sich an, jedoch mit größerm Spielraum für die Intrigue: «Der neue Reiche» (1809), «Die Proceßsüchtigen» (1811), «Der Ehefeind» (1811), «Der Kranke in der Einbildung» (1813) und «Der Büchernarr» (1822). Voll Sentimentalität und völlig im Geschmacke Iffland'scher Familiengemälde sind: «Der Unterdrücker und die Unterdrückte» (1804), «Die Herzogin von Lavallière» (1806) und «Die ersten Schritte zum Verderben» (1808). Lustspiele, in denen die Intrigue vorherrscht, sind: «Der Jahrmarkt» (1826), ein ansprechendes und unterhaltendes Sittengemälde, welches überdies das lebendigste und abwechselndste unter seinen Stücken sein möchte, und «Die Verliebten» (1820). Die Stücke N.'s erschienen gesammelt in seinen «Comedie» (7 Bde., Flor. 1827—28; 4 Bde., Turin 1837—42) und dem «Teatro comico» (8 Bde., Turin 1842 u. öfter). Viele seiner Lustspiele wurden ins Französische, Spanische, Deutsche (z. B. von K. Blum) u. s. w. übersetzt.

Notabeln (les Notables) heißen, ursprünglich nur in Frankreich, die durch Vermögen, Bildung und höhern Rang ausgezeichneten Männer in Rücksicht auf diese Lebensstellung und ohne Unterschied, ob sie den schon bevorzugten Geburtsständen angehören oder nicht. Als die Reichsstände in Frankreich (s. d.), die sog. États-généraux, dem königl. Despotismus beschwerlich wurden, begannen schon die Könige aus dem Hause Valois an deren Stelle Vertrauensmänner aus der Reihe der N. (Assemblées des Notables) zu berufen, welche die Reichsversammlungen ersetzen und in Vergessenheit bringen sollten. Da die Berufung, Zusammensetzung und Thätigkeit dieser N. ganz von der Willkür des Hofs abhing, so zeigten sie sich gewöhnlich bereit, das zu genehmigen, was man von ihnen verlangte. Besonders leicht bewilligten sie Abgaben und Subsidien, die sie nicht selbst zu zahlen hatten. Die Zeitumstände brachten jedoch allmählich in dem Institute eine Ausbildung hervor, welche die N. den Reichsständen näherte. Nach einer Versammlung von 35 N., die Richelieu 1626 zu Paris veranstaltete, ließ deshalb der Hof auch diesen letzten Rest von Volksvertretung in Vergessenheit sinken. Erst als die Zerrüttung der Finanzen unheilbar, die Monarchie dem Abgrunde nahe war, bewog der Minister Calonne Ludwig XVI., seine Zuflucht abermals zu den N. zu nehmen. Die Versammlung, welche am 22. Febr. 1787 eröffnet, 25. Mai geschlossen wurde, bestand aus 7 Prinzen von Geblüt, 9 Herzogen und Pairs, 8 Marschällen, 11 Erzbischöfen, 22 Edelleuten, 8 Staatsräthen, 4 Requetenmeistern, 37 Oberrichtern, 12 Abgeordneten der Pays d'Etats, dem Civillieutenant und 25 obrigkeitlichen Personen aus verschiedenen Städten des Reichs. Die Enthüllungen über den Finanzzustand versetzten diese N. in den höchsten Unwillen, der unter andern tiefgreifenden Maßregeln den Antrag auf Herstellung von Provinzialversammlungen, Abschaffung der Frouen, der Salzsteuer und Entlastung des Getreidehandels zur Folge hatte. Kaum war indessen die Versammlung auseinandergegangen, als sich viele mit den Parlamenten gegen die ihre Sonderinteressen verletzenden Beschlüsse verbanden, sodaß sich der König genöthigt sah, endlich die Berufung der gefürchteten Reichsstände zu gewähren. Necker, der unterdessen an die Spitze der Verwaltung getreten, versammelte die N. 5. Nov. 1788 nochmals und gab denselben

auf, über die Formen der abzuhaltenden Reichsversammlung, namentlich über die Zahl der Mitglieder vom Dritten Stande und die Art der Abstimmung zu berathen. Die N. erklärten sich jedoch gegen jede Neuerung und zwangen dadurch den Hof, durch halbe Maßregeln der Revolution die Thore zu öffnen. In neuerer Zeit sind von den Regierungen verschiedener Staaten N. zusammenberufen worden, um vorläufige Berathungen in Verfassungsangelegenheiten zu pflegen.

Notar. Die Civilrechtspflege hat sich nicht allein mit der Entscheidung von streitigen Ansprüchen zu beschäftigen, sondern auch die Uebereinstimmung solcher Entscheidungen mit dem wirklichen Sachverhalte durch die vorsorgliche Feststellung von einflußreichen Thatsachen zu sichern. Den Aufgaben dieser rein freiwilligen Gerichtsbarkeit (s. Gerichtsbarkeit) genügen in Deutschland neben den Gerichten, in den Ländern mit franz. Gesetzgebung ausschließend, die N. oder diejenigen in Amt und Pflicht stehenden Personen, welche Urkunden (Notariatsinstrumente) über Rechtsvorgänge oder über den Befund und die Beschaffenheit von Sachen unter ihrem Notariatssiegel mit öffentlicher Glaubwürdigkeit ausstellen und solche Zeugnisse, falls sie verloren gegangen, aus ihren Acten und Registraturen wieder ersetzen. Die N. beglaubigen contractliche und letztwillige Erklärungen, bezeugen unter Privaturkunden, daß die Aussteller sich zu denselben als Verfasser bekannt oder daß jene als Abschriften mit der beigebrachten Urschrift übereinstimmen, und unterziehen sich dem Auftrage, Lieferungen, Wechsel, Proceßschriften anzubieten oder vorzulegen, um erforderlichenfalls mittels schriftlichen «Protestes» zu erweisen, daß diese Gegenstände an dem bestimmten Tage und Orte bei der bezeichneten Person oder Stelle nicht anzubringen gewesen. Sie fertigen Befundsverzeichnisse (s. Inventarium), legen zum Zwecke der Sicherung oder Besitzergreifung ihr Siegel an, wohnen Auslosungen und beschließenden Versammlungen, z. B. von Actiengesellschaften, bei, um die Ziehungslisten und das Ergebniß der Abstimmungen als wahrheitsgemäß zu bestätigen, sind zu Versteigerungen befugt und können hier und da in Eilfällen sich selbst der Abhörung von Zeugen unterziehen. Die Anfänge des Notariatswesens lassen sich bis in die Römerzeit zurückverfolgen, wiewol hier der Name Notarius ursprünglich blos einen Geschwindschreiber bezeichnete, der im Gebrauch von Abkürzungen (notae) geübt war und Improvisationen, Reden und Verhandlungen stenographirte. Dazu wurden anfangs nur Sklaven oder Freigelassene verwendet. Nachher stieg wenigstens das Ansehen solcher Notarii, die im Senat oder in der Umgebung von Statthaltern und andern Würdenträgern die erforderlichen Aufzeichnungen besorgten, und diejenigen Protokollführer, welche seit Konstantin ein der höchsten Centralstelle zugeordnetes Collegium bildeten, gehörten selbst zu den Standespersonen. Mit dem Protokolliren war keineswegs noch die Befugniß zur Anfertigung von Urkunden und schriftlichen Eingaben für Private verbunden, sondern diesem Geschäftszweige widmeten sich eigene Tabelliones unter obrigkeitlicher Aufsicht. Nach dem Vorbilde des Staats wählten seit dem 3. Jahrh. auch die Bischöfe Notarii, denen die Aufzeichnung kirchlich wichtiger Vorgänge in den Gemeinden sowie der Synodalverhandlungen, später noch die Ausfertigung und Beglaubigung von oberhirtlichen Erlassen oblag. Als nach dem Untergange des röm. Weltreichs der Klerus fast allein die Schreibekunst bewahrte, leisteten solche Notarien auch dem weltlichen Verkehr ihre Dienste, weshalb ihr Titel auf die weiterhin von den deutschen Kaisern ermächtigten Urkundspersonen (Notarii Caesarei publici) überging. Für Deutschland regelte den betreffenden Theil des öffentlichen Dienstes die Notariatsordnung Maximilian's I. von 1512, deren Bestimmungen jedoch von der Territorialgesetzgebung vielfach abgeändert sind. Am selbständigsten tritt das Notariat in Frankreich auf, wo ihm außer der rein freiwilligen Gerichtsbarkeit auch Erbauseinandersetzungen zukommen und die Stellen durch ihre Beschränkung auf eine bestimmte geringe Zahl ein bedeutendes Einkommen abwerfen. Neuerdings hat diese Einrichtung auch in Deutschland viele Vertheidiger gefunden. Es soll dadurch die Geschäftsüberhäufung bei den Gerichten vermindert und die Pflicht zur Entschädigung wegen wahrheitswidriger Beurkundung, rücksichtlich welcher zuletzt der Staat für seine Beamten einzutreten hat, auf eine Körperschaft von angesehenen und reichdotirten Vertrauenspersonen verlegt werden.

Noten werden die im diplomatischen Verkehr von einer Regierung der andern gemachten formellen Mittheilungen oder Eröffnungen genannt. Solche N. können entweder direct an die betreffende Regierung gerichtet und im Wege des gewöhnlichen gesandtschaftlichen Verkehrs, auch unter Umständen durch eine außerordentliche Botschaft überreicht werden; oder sie gehen blos an den Gesandten der Regierung, welche sie erläßt, mit der Weisung, der Regierung, bei welcher er beglaubigt ist, davon mündliche Mittheilung zu machen und beziehentlich eine abschriftliche Kenntnißnahme zu gestatten. Bei Vorgängen von allgemeinerer Wichtigkeit erläßt wol auch eine Regierung gleichlautende oder sog. Circularnoten an ihre sämmtlichen Gesandten bei frem-

den Höfen, um diesen und durch sie den sämmtlichen andern Regierungen ihre Ansichten und Entschließungen in Betreff einer derartigen völkerrechtlichen oder das gesammte Staatensystem berührenden Frage kundzugeben. Solche Circularnoten werden dann bisweilen durch die amtlichen Organe der Regierung auch zur Kenntniß des Publikums gebracht, besonders wenn es sich um Maßregeln handelt, wegen deren man sich vor der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen wünscht. Diese N. dienen dann also zugleich gewissermaßen als Manifeste.

Noten (notae musicae) heißen in der Musik die Tonzeichen. Man bediente sich hierzu schon im Alterthume gewisser Buchstaben des Alphabets. Die Hebräer sollen Accente als Tonzeichen gebraucht haben. Da die Griechen für die Töne der Vocalmusik andere Zeichen hatten als für die der Instrumentalmusik, und da sie die Octave noch nicht kannten, so bedurften sie einer ungeheuern Masse N., zu deren Bezeichnung sie ebenfalls des Alphabets sich bedienten. Die Zahl derselben belief sich auf 990, wovon die eine Hälfte für die Vocal-, die andere für die Instrumentalmusik bestimmt war. Um aber mit der geringen Anzahl der Buchstaben des Alphabets eine solche Menge Töne bezeichnen zu können, gab man denselben verschiedene Stellungen und Formen. Auch nahm man die Accente zu Hülfe, indem man sie theils allein als N. gebrauchte, theils durch Hinzufügung derselben zu den Buchstaben neue N. bildete. War ein Lied bestimmt, mit Instrumentalbegleitung gesungen zu werden, so standen zuerst die N. der Vocalmusik, unter diesen die N. der Instrumentalmusik und dann erst der Text selbst. Da die Silben der griech. Sprache meist auf einer festbestimmten natürlichen Quantität (Geltung in Hinsicht der Zeit) beruhen, so brauchten die griechischen N. nicht die Dauer des Tons zu bezeichnen, welche durch die Kürze oder Länge der Silbe von selbst gegeben war, und konnten sich daher in der Regel nur auf Bezeichnung der Höhe, Tiefe und Natur des Tons einschränken. Bei den Silben, welche ancipites (lang und kurz) waren, und deren Gebrauch der mit den Gesetzen des Metrums und der Rhythmik weniger bekannte Musiker hätte misverstehen können, bediente man sich gewöhnlich des A, um den langen, und des B, um den kurzen Gebrauch der Silbe zu bezeichnen. Die 15 Haupttöne des griech. Tonsystems, die sich vom großen A bis zum eingestrichenen a erstreckten, wurden zuerst durch Papst Gregor I. am Ende des 6. Jahrh. auf 7 zurückgebracht und mit den sieben ersten Buchstaben des röm. Alphabets bezeichnet, wobei man die Initialbuchstaben für die erste Stimme, die kleinen Buchstaben für die höhere Octave und die doppelten Buchstaben für die höchste Octave gebrauchte. Dieses zwar vereinfachte, jedoch immer noch sehr unvollkommene Notensystem, für welches man sich auch bald der Parallellinien bediente, auf welche die Buchstaben gestellt wurden (daher der Name Tabulatur), blieb so lange im Gebrauch, bis man auf die Idee gerieth, statt der Buchstaben sich der Punkte mit fünf Linien (Notensystem oder Liniensystem genannt) zu bedienen, indem man die Punkte und verschobenen Quadrate sowol zwischen die Linien als auf dieselben setzte. Gewöhnlich wird diese Erfindung dem Guido von Arezzo (s. d.) beigelegt; nach andern war sie schon im 10. Jahrh. vorhanden. Die Buchstaben, deren man sich vorher statt der N. selbst bedient hatte, wurden nun Notenschlüssel (s. d.). Da indeß diese neuerfundenen Linienpunkte noch nicht die Verschiedenheit der Dauer der Töne oder ihre Geltung bezeichneten, so blieb noch die Erfindung übrig, ihnen durch besondere Gestaltung auch diese Bedeutung beizulegen. Diese Erfindung wird von einigen dem Franco von Köln beigelegt, der im 13. Jahrh. lebte. Andere schreiben sie, oder wenigstens ihre Vervollkommnung, dem Jean de Mocurs oder Meurs (Johannes de Murs) zu, der zwischen 1330—50 angefangen hatte, die einfachen Punkte in kleine Quadrate zu verwandeln, die bald schwarz, bald nicht schwarz waren, bald Striche, bald keine Striche hatten, und bisweilen mit krummen Strichen (Schwänzen) versehen waren, wodurch noch jetzt die Verlängerung und Verkürzung der N. ausgedrückt wird. Die diminutio oder Verringerung und die Zertheilung einer Note in N. von geringerm Werth, z. B. wenn ein Viertel in zwei Achtel oder vier Sechzehntheile zergliedert wird, und der Gebrauch der laufenden N. ist zuerst von Jean Mouton, Kapellmeister König Franz' I. von Frankreich, im 16. Jahrh. erfunden worden. Seit Rousseau hat man zwar vielfach eine andere musikalische Zeichenschrift, z. B. die Ziffern, welche bei dem Elementargesangsunterrichte anzuwenden sind, vorgeschlagen; doch hat bisher die musikalische Notenschrift, die selbst Leibniz auf den Gedanken einer Pasigraphie (s. d.) gebracht haben soll, wegen ihrer die Tonverhältnisse bezeichnenden Anschaulichkeit durch keine andere Erfindung verdrängt werden können.

In der Geschichte des Notendrucks sind zwei Epochen zu unterscheiden: die erste, in welcher man sich dazu ganzer Platten bediente, und die zweite, in welcher man die N. auf ähnliche Weise wie Schriften mit beweglichen Lettern setzte. In jener ersten Epoche wandte

man beim Notendruck Holztafeln an. Die ältesten, wahrscheinlich mit solchen Tafeln gedruckten N., die man kennt, sind von 1473. Oefters auch findet man in Büchern aus der Zeit, wo der Notendruck noch etwas Neues war, die darin vorkommenden N. mit der Schreibfeder eingezeichnet. Der erste, der die Kunst erfand, mit beweglichen Metalltypen Musikwerke zu drucken, war Petrucci, geb. 1466 zu Fossombrone im Kirchenstaate. Von 1502—23 wurden von demselben 48 Tonwerke herausgegeben, deren Schönheit und Zierlichkeit, was die Ausführung betrifft, staunenswerth sein soll. Unter den Nachfolgern Petrucci's in Italien ist Jacobus Ant. Zunta oder Junta in Rom 1526 zu bemerken, dem bald darauf Ant. Blado folgte. In Venedig traten fast zu gleicher Zeit, um 1536, Ottaviano Scotto und Marcolino da Forli auf. Beide erreichten den Petrucci nicht und nur erst Ant. Gardano kam ihm nahe. In Deutschland erwarb sich zuerst Erhard Oglin oder Oeglin, auch Aeuglein genannt (lat. Ocellus), in Augsburg wahrhafte Verdienste um diese Kunst. Das erste von ihm gedruckte Werk erschien 1507. Ihm folgten in Augsburg Melch. Krießstein und Phil. Ulhard. Peter Schöffer in Mainz, später in Worms, Strasburg und zuletzt in Venedig, lieferte 1512 in Mainz sein erstes Druckwerk, welches an Schönheit den Ausgaben von Petrucci ganz gleich steht. In Frankreich sind in älterer Zeit vorzüglich die Namen Pierre Hautin (1525) und Pierre Attaignant (1527) in Paris zu nennen; vorzüglich wichtig war die Familie Ballard, die durch einen Zeitraum von beinahe zwei Jahrhunderten eine Art Monopol des Musiknotendrucks in Frankreich ausübte und 1558 zu drucken begann. In den Niederlanden kommen erst gegen die Mitte des 16. Jahrh. gedruckte Werke vor, obgleich kein Land eine größere Anzahl bedeutender Tonmeister im 15. und 16. Jahrh. als dieses aufzuweisen hatte. In England finden sich erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. gedruckte Musikalien, und John Day mag wol die ersten geliefert haben. Aus der neuern Zeit ist Breitkopf (s. d.) in Leipzig zu nennen, der seit 1755 die Kunst des Notendrucks, die am Ende des 17. Jahrh. in Deutschland wie in allen andern Ländern der Vergessenheit anheimgefallen war, wieder in das Leben rief und zur möglichsten Vollkommenheit steigerte. Seitdem ist man bemüht gewesen, den gedruckten N. in Uebereinstimmung mit den Fortschritten der gesammten Typographie eine geschmackvollere Form zu verleihen. Die wiederholt in Vorschlag gebrachten Notensetzmaschinen, mittels deren, mit dem Fortepiano in Verbindung gesetzt, die Phantasien des Künstlers sogleich auf N. gesetzt werden, sind insgesammt zu keiner praktischen Anwendung gekommen, vielmehr als Versuche einer müßigen Speculation zu betrachten. Im vorigen Jahrhundert stach und kratzte man viele Notenwerke in Kupfer, und zwar aus freier Hand, ohne Stempel. Durch die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erfundene und auf die Notenvervielfältigung angewendete Lithographie wurde der mit vielen Mängeln behaftete Kupferstich verdrängt. Doch auch die Lithographie konnte sich gegen den im Lauf des 19. Jahrh. aufgekommenen Zinnplattenstich nicht halten. Bei diesem Verfahren werden die Notenköpfe, Pausen, Vorzeichnungen, Schlüssel, Schriften u. s. w. durch Stempel von Stahl in das ziemliche weiche Metall (eine Composition von Zinn und Blei) flach eingetrieben, und nur einzelne Theile, z. B. die Balken und Striche der N., arbeitet man mit dem Stichel. Der Abdruck erfolgt unter der gewöhnlichen Kupferdruckpresse. Wesentlich nutzbar bleibt die Lithographie bei dem sog. Ueberdruck, wo die N. wie auch die Schrift mit chem. Tinte auf Papier geschrieben (autographirt) und vom Papier auf den Stein mittels der Presse abgezogen und auf demselben fixirt werden. Auch von gestochenen Platten macht man Ueberdrucke auf Stein sowie man galvanische Niederschläge für die Buchdruckerpresse von den gestochenen Platten zu gewinnen sucht. In Beziehung auf Schnelligkeit und Billigkeit hat der Notentypendruck, in Bezug auf Schönheit der Plattendruck den Vorzug. Vgl. Schmid, «Ottaviano dei Petrucci da Fossombrone» (Wien 1845).

Notenschlüssel (ital. Chiave, franz. Clé, engl. Key) nennt man das Zeichen, welches am Anfange eines Liniensystems befindlich ist, und welches die respective Tonhöhe der auf demselben befindlichen Noten andeuten soll. Bei den frühern Notationsversuchen fügte man entweder einem jeden Zwischenraum oder einer jeden Linie die Benennung ihres Tons mit großen oder kleinen Buchstaben, um die Höhe anzudeuten, bei; doch seit der Mitte des 17. Jahrh. beschränkte man sich nur auf eine einzige Linie des Systems und wählte drei Buchstaben, welche hinreichend waren, den Umfang von vier Octaven oder der Menschenstimme genügend darzustellen, nämlich den F-, C- und G-Schlüssel. Diese drei Schlüssel vermehren sich auf neun solche, je nachdem einer derselben auf diese oder jene Linie des Systems gesetzt wird. Man wandte demnach den F-Schlüssel, für tiefe Stimmen geeignet, auf der 5., 4. und 3. Linie; den C-Schlüssel, den höhern Stimmen angemessen, auf der 4., 3., 2. und 1. Linie, und den G-Schlüssel, mehr für

Instrumente passend, auf der 2. und 1. Linie an und ertheilte einem jeden solchen Schlüssel eine bestimmte Bezeichnung als: tiefer, gewöhnlicher und hoher oder Bariton-Schlüssel; Tenor-, Alt-, Halbsopran- und Discant-Schlüssel; Violin- und Französischer Violinschlüssel. Gegenwärtig benutzt man fast nur den Violin- und gewöhnlichen Baßschlüssel. Jedoch ist die Kenntniß sämmtlicher Schlüssel zum Studium älterer Tonwerke und der Partituren unentbehrlich.

Nothhelfer heißen in der kath. Kirche diejenigen Heiligen, von denen man in besondern Nöthen Hülfe erwartet. Gewöhnlich werden 14 N. angeführt: Achatus, Blasius, Christophorus, Cyriacus, Dionysius der Areopagit, Egidius, Erasmus, Eustachius, Georg der Märtyrer, Pantaleon, Vitus, Barbara, Katharina und Margaretha. In schweren Fällen werden aber auch andere Heilige vorzugsweise angerufen, wie Florian bei Gewittern, Sebastian und Rochus bei Pestilenz u. s. w.

Nothlüge, s. Lüge.

Nothomb (Jean Baptiste), einer der hervorragendsten belg. Staatsmänner, geb. 3. Juli 1805 zu Messancy im Luxemburgischen, studirte in Lüttich die Rechte und prakticirte darauf als Advocat, zuerst in Luxemburg, dann in Brüssel, wo er an dem Kampfe gegen die damalige niederländ. Regierung den lebhaftesten und einflußreichsten Antheil nahm. Nach dem Septemberaufstande von 1830 wurde er von der Provisorischen Regierung, die auf seinen Rath 16. Oct. 1830 auch das Großherzogthum Luxemburg in Besitz nahm, zum Mitgliede der Verfassungscommission ernannt. Bald nachher zum Mitgliede des Congresses und im Nov. 1830 zum Mitgliede des diplomatischen Comité ernannt, trat er den Bestrebungen der nach Frankreich oder nach republikanischer Staatsform hinneigenden Partei entschieden entgegen, indem er sich für Einleitung von Verhandlungen mit den europ. Großmächten und für Annahme des Systems der constitutionellen Monarchie aussprach und eins der Häupter der belg. doctrinären Partei wurde. Er war, obgleich das jüngste, eins der einflußreichsten Mitglieder des Congresses und nach der Auflösung der Provisorischen Regierung eine der Hauptstützen des Cabinets, in welchem er als Generalsecretär mit van de Weyer und Lebeau die Verhandlungen mit der Londoner Conferenz leitete. Vorzüglich gehörten ihm die Bemühungen zur Berufung des Prinzen Leopold auf den belg. Thron an, und namentlich sind auch die 18 Artikel (s. Belgien), die er aus London mit zurückbrachte, in ihrer modificirten, für Belgien günstigen Gestalt im wesentlichen als sein Werk anzusehen. Nach Einführung der neuen Verfassung nahm er, von dem Bezirk Arlon in die Repräsentantenkammer gewählt, als ein Führer der Gemäßigten den wichtigsten Antheil an allen Geschäften derselben. Im Ministerium des Auswärtigen blieb er so unentbehrlich, daß er seine Stelle als Generalsecretär trotz aller Ministerwechsel behielt. In dieser Zeit gab N. heraus: «Essai historique et politique sur la révolution belge» (2 Bde., Brüss. 1833; deutsch von Michaelis, Stuttg. 1836), die beste Vertheidigung der belg. Revolution. Selbst das katholische de Theux'sche Ministerium konnte seiner nicht entbehren, sondern gab ihm im Jan. 1837 das neugegründete Ministerium der öffentlichen Arbeiten, das er mit Erfolg führte. Wesentlich förderte er auch die Annahme des Vertrags zur endlichen Regulirung der Differenz mit Holland, insbesondere zur Abtretung eines Theils von Luxemburg und Limburg im Cabinet und den Kammern. Bei dem Sturze des de Theux'schen Cabinets im März 1840 nahm N. seine Entlassung und wurde bald darauf Gesandter am Bundestage zu Frankfurt, wo er ein freundlicheres Verhältniß mit den deutschen Mächten anbahnte. Doch schon im nächsten Jahre trat er als Minister des Innern in das neugebildete gemäßigt-liberale Cabinet und 1843 an die Spitze eines von ihm selbst gebildeten halb katholischen, halb liberalen, welches 1845 von einem rein katholischen ersetzt wurde. Nach seinem Rücktritt wurde N. Gesandter in Berlin, welchen Posten er seitdem bekleidete. 1853 ward N. zum belg. Baron erhoben. — Sein jüngerer Bruder, Alphonse N., geb. 1815, zuerst Staatsanwalt, bekleidete das Amt eines Justizministers im gemäßigt-kath. Cabinet de Decker vom März 1855 bis Oct. 1857. Er war der Urheber der sog. Loi des couvents, welche die Maiunruhen von 1857 veranlaßte. Seit 1859 ist er Mitglied der Zweiten Kammer für Turnhout.

Nothrecht nennt man die angebliche Befugniß zu Rechtsverletzungen, um einer auf andere Art nicht abwendbaren Gefahr für die eigene Existenz zu entgehen oder die nächsten Angehörigen aus einem derartigen «Nothstande» zu befreien. Selbst Handlungen, die alle äußern Merkmale eines Verbrechens an sich tragen, werden hier dem Urheber nicht als strafbare Schuld zugerechnet, weniger weil er ein Recht dazu gehabt, als weil ihn die Furcht vor der Selbstaufopferung in einen Zustand der Willensunfreiheit versetzte. So geht der Schiffbrüchige straflos aus, der andern ein Rettungsmittel entreißt, und wer Lebensmittel entwendet, um sich und die Seinigen

vor dem sonst unvermeidlichen Hungertode zu retten, darf nicht als Dieb gerichtet werden. Ein solche Eingriffe entschuldigender Nothstand kann nicht allein, wie bei der Nothwehr (s. d.), durch widerrechtliche Anfälle Dritter, sondern auch durch Elementarereignisse und andere Zufälle herbeigeführt sein, muß aber wirklich Leib und Leben und nicht blos geringere Güter bedrohen, deren Verlust eher zu verschmerzen wäre. Auch die Machtvollkommenheit des Staats, sich in Zeiten ungewöhnlicher Bedrängniß über die Regeln und Formen des Rechts hinwegzusetzen, ist mit dem N. in Verbindung gebracht worden. Da aber die dem Staate innewohnende Souveränetät und höchste Einsicht jede Annahme eines Zustandes der Unfreiheit und Zurechnungslosigkeit von vornherein ausschließt, so sind Ausnahmemaßregeln solcher Art vielmehr auf den Grundsatz zurückzuführen, daß der Staat alles zur Erhaltung des Ganzen Erforderliche verfügen und im Falle des äußersten Bedarfs seinen Bürgern die Aufopferung ihres Guts, der Freiheit und selbst des Lebens ansinnen könne. Doch ist die Zumuthung solcher Verzichte (z. B. auf die polit. Freiheit bei Einsetzung einer Dictatur und Verhängung des Belagerungszustandes, oder auf garantirte Vermögensrechte bei Enteignung von beweglichen oder unbeweglichen Sachen zu Kriegszwecken) ohne vorgängige gesetzliche Ermächtigung nur gerechtfertigt, wenn die Gefahr, in welcher der Staat sich befindet, ein so kräftiges und rasches Handeln wirklich nothwendig macht und das Abgehen von dem sonst verfassungsmäßigen Wege entschuldigt. (S. Ausnahmegesetze.) In wirklich constitutionellen Staaten sichert die Ministerverantwortlichkeit vor der Gefahr eines Misbrauchs der letzten Vollmachten von seiten der Inhaber der vollziehenden Gewalt.

Nothtaufe heißt die Taufhandlung, die an Neugeborenen oder nach den Grundsätzen der kath. Kirche sogar an Halbgeborenen, für deren Leben zu fürchten ist, in Abwesenheit eines Geistlichen durch die Hebamme oder irgendeine andere Person unter Anwendung der Taufformel vollzogen wird. Nur in dem Falle, daß der Taufact mangelhaft vollzogen worden, muß derselbe, wenn das Leben des Kindes erhalten wird, wiederholt werden; außerdem ist nur eine nachträgliche Einsegnung des Täuflings durch den Geistlichen erforderlich. Die N. im bezeichneten Sinne war der alten Kirche durchaus unbekannt. Sie entwickelte sich unter dem Einflusse der früher aufgekommenen Vorstellungen von der sündentilgenden Kraft der Taufe aus der sog. Krankentaufe (baptismus clinicorum), ward dann durch die seit Augustin aufgekommene Lehre von der Erbsünde und von der Verdammniß ungetauft verstorbener Kinder allgemein verbreitet und blieb auch in der griech. und röm.-kath. Kirche herrschende Praxis. Unter den Reformatoren bildete sich eine verschiedene Ansicht. Luther erklärte sich nach Augustinischer Theorie für die Beibehaltung der N. Daher wurde sie auch in der spätern luth. Kirche vollzogen. Zwingli und Calvin dagegen verwarfen die N., sprachen sich für die Seligkeit der vor der Taufe gestorbenen Christenkinder aus, und dieser Ansicht folgen auch größtentheils die Symbole der reform. Kirche. Nachdem sich dann auch die luth. Dogmatiker jener Ansicht angeschlossen hatten, wurde die Vollziehung der N. immer seltener.

Nothwehr (moderamen inculpatae tutelae). Sich gegen einen rechtswidrigen Angriff auf die Person oder den Besitz durch Anwendung einer ebenmäßigen Gewalt zu vertheidigen, ist rechtlich zulässig, wenn der Angriff auf keine andere Art sich abweisen läßt. Wer aber hierbei das Maß der Gegenwehr überschreitet und statt geringerer Mittel das äußerste wählt, z. B. verwundet oder tödtet, wo ein bloßes Zurückstoßen hinreichte, macht sich eines strafbaren Excesses in der N. (moderamen deculpatae tutelae) schuldig, bei dessen Beurtheilung jedoch die plötzliche Gefahr und der höchst gerechte Affect zu Gunsten des Excedirenden in Betracht gezogen werden. Derjenige, welcher zuerst einen andern überfällt, kann die durch dessen Vertheidigung veranlaßte Steigerung seines Angriffs nicht mit N. entschuldigen (gegen rechte N. gibt es keine N., wol aber gegen den Exceß in der N.). Ein Beistand, den man dritten Personen gegen ungerechte Angriffe leistet, ist auch als N. anzusehen. Die Behauptung eines Angeschuldigten, daß er die ihm beigemessene Rechtsverletzung im Zustande der N. zugefügt, kann nicht als Ausflucht aufgefaßt werden, hinsichtlich deren er beweispflichtig sei, um der ihm sonst drohenden Strafe zu entgehen. Vielmehr muß der Richter auch die Wahrheit oder Unwahrheit jener Angabe erörtern, da keiner blos aus dem Grunde verurtheilt werden darf, weil ihm die Beweise seiner Unschuld fehlen.

Nothwendigkeit ist Unmöglichkeit des Gegentheils. Das Gebiet, für welches der Begriff der N. wesentlich seine Bedeutung hat, ist daher das des Denkens, und die logische oder formale N. gibt sich dadurch zu erkennen, daß ein anderer Gedanke oder eine andere Gedankenverknüpfung als die, welche man für nothwendig erklärt, widersprechend sein würde. Die reale oder physische N. nennt man einen solchen Zusammenhang der Ereignisse, daß ein anderer Verlauf derselben unmöglich ist; sie bezeichnet die gesetzmäßige Bedingtheit der Erscheinungen

und Ereignisse. In ähnlicher Weise spricht man auch von moralischer oder praktischer N., wenn darüber geurtheilt wird, ob eine bestimmte Handlungsweise unter Voraussetzung sittlicher Gebote oder praktischer Bedürfnisse eintreten werde, und das moralisch Nothwendige wird daher dem Pflichtmäßigen gleichgestellt. Die bedingte oder hypothetische N. hängt von gewissen Bedingungen und Voraussetzungen ab; von einer unbedingten oder absoluten N. spricht man, wenn dies nicht der Fall ist. Der letztere Fall tritt ein bei allen sog. Erkenntnissen a priori oder ewigen Wahrheiten, deren Gegentheil (als sich selbst widersprechend) nicht gedacht werden kann, wohin die sämmtlichen mathem. Erkenntnisse nebst den Grundsätzen der Logik gehören. Dagegen beruht alle Naturnothwendigkeit auf gewissen empirisch gegebenen Bedingungen, und ist daher niemals eine absolute, sondern in allen Fällen nur eine hypothetische zu nennen.

Nothzucht (stuprum violentum) nennt das gemeine Recht die gewaltsame Befriedigung des Geschlechtstriebs an einer unbescholtenen Frau oder Jungfrau. Die Halsgerichtsordnung Karl's V. von 1532 setzt auf Vollendung dieses schweren Verbrechens wider die Freiheit den Tod durchs Schwert; neuere Gesetzgebungen ahnden dasselbe nach Maßgabe der Umstände mit Zuchthaus oder andern schweren Freiheitsstrafen. Anklagen wegen N. sind mit Vorsicht aufzunehmen, weil Geschwächte nur zu häufig ihren nicht unfreiwilligen Fehltritt auf solche Art zu entschuldigen suchen, und weil, abgesehen von dem Falle einer Bedrohung mit gegenwärtiger Gefahr für Leib und Leben oder einer durch Dritte bei der Vergewaltigung geleisteten Beihülfe, die Unmöglichkeit eines Widerstandes gegen die gemachte Zumuthung nicht gut denkbar ist. Der N. kommen nahe die Schwächung von Personen in bewußtlosem Zustande (stuprum nec violentum nec voluntarium) und die Unzucht mit Kindern. (S. Unzucht.)

Notker hießen fünf verdiente und berühmte Mönche in St.-Gallen, die wegen ihrer Namensgleichheit von spätern Schriftstellern nicht selten untereinander verwechselt wurden. 1) N. Balbulus (der Stammler, also benannt wegen seiner schweren Zunge) oder der Heilige (wegen seines untadeligen Lebenswandels, obschon die kirchliche Kanonisation erst sehr spät erfolgte), der 912 starb, lag neben dem Gottesdienste mit rastlosem Eifer nur allein den Wissenschaften ob und erwarb sich so gründliche Kenntniß der Bibel und der theol. Literatur, der lat. und griech. Sprache, der Musik und Poesie, daß er für einen der größten Gelehrten seiner Zeit galt. Von entscheidend fortwirkender Bedeutung wurden namentlich seine Bemühungen um den Kirchengesang, indem er nicht nur im allgemeinen die einfachere römische oder Gregorianische Gesangsweise befestigte und förderte, sondern auch den bis dahin textlosen Melodien des Neuma oder der langgedehnten Schlußjubilation des Alleluja prosaische und Gregorianischer Sangesform sich anbequemende Texte unterlegte, die sog. Prosen oder Sequenzen (s. d.), welche allgemeine kirchliche Geltung erhielten und in ihrer Fortentwickelung für die Geschichte der Poesie sehr wichtig wurden. Solcher geistlicher Gesänge hat er gegen 50 verfaßt und außerdem noch verschiedene andere theol. Schriften. — 2) N. Physicus (der Arzt), ein Zögling des N. Balbulus, gerühmt als Musiker, Maler, Schreibkünstler und Arzt, verzierte die Klosterkirche und mehrere Handschriften mit Gemälden, schrieb Verschiedenes in lat. Versen und stand wegen seiner Arzneikunde am Hofe Kaiser Otto's I. in besonderer Achtung. — 3) N. der Abt, ein Neffe des ebengenannten Arztes, verwaltete während seiner nur vierjährigen Regierung die geistlichen und weltlichen Angelegenheiten des Klosters auf das trefflichste, verbesserte die Lage seiner Bewohner und Angehörigen und gründete eine tüchtige und erfolgreich wirkende Schule für die Söhne seiner Ministerialen. — 4) N. der Propst, später (972—1008) hochverdienter Bischof von Lüttich und einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, schrieb das Leben des heil. Remaclus. — 5) N. Labeo (mit den großen Lippen), auch Teutonicus (der Deutsche) genannt, zeichnete sich gleichfalls aus durch umfassende Gelehrsamkeit. Er war Theolog, Musiker, Dichter, Astronom und Mathematiker, in den griech. und röm. Classikern nicht minder bewandert als in der Bibel und der geistlichen Literatur, und übte auch die Malerei und die Heilkunst. Unter seiner Leitung erreichte die Klosterschule ihre höchste Blüte. Zunächst für die Zwecke dieser Schule verfaßte N., unterstützt durch seine Freunde und gereiften Schüler, eine Reihe von Uebersetzungen und Erläuterungsschriften in deutscher Prosa, welche eine große Sicherheit und Gewandtheit der Darstellung zeigen und zu den wichtigsten Denkmälern der althochdeutschen Sprache gehören, leider aber großentheils (und darunter gerade eins der bedeutendsten Werke, die Erklärung des Hiob) verloren sind. Erhalten haben sich die Psalmen nebst den übrigen psalmenartigen Stücken des Alten und Neuen Testaments (gedruckt in Schilter's «Thesaurus», Bd. 1, und in Hattemer's «Denkmalen des Mittelalters», Bd. 2); die Kategorien des Aristoteles und dessen Abhandlung «Περὶ ἑρμηνείας» (herausg. von Graff, Berl. 1837); des Boëthius Schrift «De consola-

tione philosophiae» (herausg. von Graff, Berl. 1837, und bei Hattemer, Bd. 3); des Marcianus Capella zwei erste Bücher «De nuptiis Philologiae et Mercurii» (herausg. von Graff, Berl. 1837); eine Abhandlung «De octo tonis» (in von der Hagen's «Denkmalen des Mittelalters», Berl. 1824); eine andere «De syllogismis» und ein kleines Lehrbuch der Rhetorik (in Haupt's «Zeitschrift für deutsches Alterthum», Bd. 4). Verloren sind Boëthius' «De trinitate», Cato's «Disticha», Virgil's «Bucolica», die «Andria» des Terenz, der Hiob, ein Werk unter dem Namen «Principia arithmeticae» und vielleicht noch manche andere, von denen wir nicht einmal den Titel kennen. Unzweifelhaft von N. selbst verfaßt sind unter diesen Schriften nach dem ausdrücklichen Zeugnisse seines Schülers Ekkehard IV. die Psalmen, der Hiob und Gregor's «Moralia in Hiob». N. Labeo starb im 70. J. seines Lebens 22. Juni 1022 infolge der Pest, welche das Heer Heinrich's II. aus Italien heimgebracht hatte.

Notorisch (vom lat. notus) heißt so viel als allgemein bekannt. Die Notorietät einer Thatsache schließt die Nothwendigkeit aus, sie im Processe zu beweisen. Die Grenzen dessen, was für notorisch zu halten, lassen sich nicht genau bestimmen, denn sie umfassen das Gebiet der Behauptungen, gegen welche nicht leicht ein Widerspruch zu besorgen ist. Daher gilt eine notorische Thatsache immer nur so lange für gewiß, als nicht von irgendeiner Seite her ein Widerspruch erfolgt.

Notre-Dame ist die alte franz. Bezeichnung der Jungfrau Maria, wie im Deutschen Unsere liebe Frau, und deshalb der Name mehrerer der Jungfrau Maria gewidmeten Kirchen u. s. w. in Frankreich, z. B. der großen Hauptkirche von Paris.

Nottingham, auch Notts genannt, eine der mittlern Grafschaften Englands, hat einen Flächeninhalt von 38½ Q.-M., wovon 35 auf Felsen, Wiesen und Hutungen kommen, und 293867 E. und liegt zwischen den Grafschaften York, Lincoln, Leicester und Derby. Sie ist eine der angenehmsten und reichsten Landschaften Englands, mit mildem und gesundem Klima, zum Ackerbau ebenso wol geeignet wie zur Viehzucht. Waldungen und Anhöhen wechseln mit weiten Thälern und Ebenen ab, und zahlreiche Flüsse, unter denen der Trent der einzige größere, bewässern das Land, das überdies noch vom Grand-Trunk-Kanal durchschnitten wird. Durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet ist besonders das Thal von Belvoir. Im NW. der Grafschaft findet man noch einen Ueberrest des großen Waldes von Sherwood, wo der in engl. Romanzen vielfach besungene Robin Hood einst hauste. Getreide, Garten- und Hülsenfrüchte, Hopfen, Flachs und Vieh werden reichlich erzeugt, sodaß man bedeutend davon ausführt. Auch liefert der Boden, außer etwas Blei und Galmei, Alabaster, Gips und Steinkohlen, deren jährlich etwa 600000 Tons gewonnen werden. In der Industrie ist besonders die Strumpfwaarenfabrikation von Bedeutung. 1861 zählte man 30 Strumpfwaarenfabriken (der größte Theil der Weber arbeitet nicht in Fabriken), 36 Baumwollspinnereien, 17 Seidenfabriken und 2 Wollspinnereien. Außerdem stehen die Alebrauerei, die Malzerei und andere Gewerbe in Blüte. Die Grafschaft schickt vier Abgeordnete in das Parlament, sechs andere die Städte. Die Hauptstadt N., eine Municipalstadt und Parlamentsborough, 26¼ M. im NNW. von London, an der Midland-Eisenbahn und am schiffbaren Lene, nahe dem Trent sowie am Grand-Trunk-Kanal gelegen, der eine Verbindung mit London, Liverpool und Hull herstellt, ist amphitheatralisch an einem steilen Sandsteinhügel hinaufgebaut. Der Ort hat unregelmäßige, enge, terrassenweise übereinanderliegende Straßen, einen großen Marktplatz, von einer Piazza umgeben, unter welcher sich die schönsten Läden befinden, ein Arboretum (neuangelegter Park von 18 Acres), ferner einen dem Publikum geöffneten Park des Herzogs von Newcastle von 130 Acres, und eine Brücke von 19 Bogen. Unter den 37 Kirchen und Kapellen ist die Marienkirche zu nennen. Von den andern öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus die Neue Börse auf dem Marktplatze, die Grafschaftshalle, das von dorischen Säulen getragene Rathhaus und das Theater. Außerdem hat N. ein Gesellschaftshaus (Assembly rooms), eine Kornbörse, eine Mechanics'-Hall, mehrere Kasernen, ein Union-Workhouse, öffentliche Bäder, ein Krankenhaus, eine Irren- und eine Blindenanstalt sowie mehrere Versorgungshäuser. Auch besteht eine freie Lateinschule, eine Zeichenschule, eine Unitarier-Freischule, eine Blaurock-, eine British-National- und andere Schulen, ein Handwerkerinstitut, eine 1846 gegründete Fortbildungsanstalt für die arbeitende Klasse (Peoples college), eine Naturhistorische Gesellschaft mit Museum und verschiedene Bibliotheken. 1861 zählte die Stadt 74693, mit Snenton und Radford zusammen 99236 E. Begünstigt durch die benachbarten Kohlenlager, ist N. der Sitz einer bedeutenden Fabrikindustrie, der Mittelpunkt der Bobbinet- und Spitzenmanufactur, insbesondere der Seiden- und Baumwollstrumpfwirkerei. 1809 erfand hier John Heathcoat die Bobbinetmaschine. 1857 waren

gegen 3600 Bobbinetmaschinen (1862 nur 2448) und 800 Spitzenmaschinen in Thätigkeit. Die jährliche Production von Spitzen wurde auf 4,780000, die der Strumpfwirkerei auf $2^1/_{10}$ Mill. Pfd. St. berechnet. Außerdem unterhält man Fabriken für Stecknadeln, Draht, Eisen- und Messingwaaren, Malzdarren, sehr berühmte und große Ale- und Porterbrauereien sowie bedeutenden Handel. Als Vorstädte gelten jetzt Sneuton, im O., mit 11048 E., vielen Wohnsitzen von Kaufleuten, Fabriken für Cement, Chemikalien und Ziegeln, und Radford, im NW., mit 13495 E. und Spitzen-, Strumpfwaaren- und Maschinenfabriken. Auch die andern benachbarten Ortschaften sind lebhafte Industrieplätze, wie Lenton mit 5828 E., Basford mit 12185, Beeston mit 3195, Bullwell mit 3660 und Arnold mit 4642 E. Nach der Stadt N., dem angelsächs. Snotingaham, wurde schon im 9. Jahrh. unter Alfred die Grafschaft benannt. Das ursprünglich 1130 auf einem vorspringenden Sandsteinfelsen erbaute Schloß, früher eine Hauptzierde der Stadt, war stark befestigt, wurde aber unter Karl I. im Bürgerkriege zerstört. Der Herzog von Newcastle ließ es 1674 neu aufführen, doch wurde dasselbe während der Volksunruhen zur Zeit der Reformbill 1831 wieder niedergebrannt.

Notturno, eine Nacht- oder Abendmusik, entweder für drei, vier oder mehrere einfach besetzte Instrumente (Harmoniemusik, auch Streich- und Blasinstrumente verbunden u. s. w), oder für Gesang mit und ohne Instrumente, oder endlich auch für Klavier. Im erstern Falle ist das N. ein aus drei, vier oder mehr Sätzen bestehendes Tonstück (sonatenartig, oder auch mit Tänzen untermischt), wie z. B. das N. von Spohr. Für Gesang hat es die gewöhnliche Liedform, und es lieferten dergleichen Gesangnotturnos unter andern Blangini, Panseron, Piantanida. Für Klavier endlich ist das N. ein Salon- oder Charakterstück in der sog. Romanzenform, d. h. ein einzelner Satz, aus nur einem Thema entwickelt, oder noch mit einem trioartigen Mittelsatz versehen. Berühmte und beliebte Stücke dieser Art sind die von Field und Chopin. Der Charakter der N. pflegt zumeist eine sanfte Schwärmerei und ruhige Sentimentalität zu sein, ohne jedoch darum die Heiterkeit auszuschließen.

Novalis, s. Hardenberg (Friedrich, Freiherr von).

Novāra, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (118,8 Q.-M. mit 579385 E.) des Königreichs Italien, auf einer sanften Anhöhe zwischen der Agogna und dem Terdopio gelegen, Sitz eines Bischofs und der Provinzialbehörden, ist mit Mauern und Bastionen umgeben, hat ein verfallenes Castell, ziemlich geräumige und gerade Straßen und zählt (1861) 14395 und im weitern Gemeindegebiete 27528 E., deren Haupterwerbszweige Leinwandweberei, Hutfabrikation und Handel mit Reis und Seide bilden. N. ist eine sehr alte Stadt und war seit dem 11. Jahrh. sehr oft Kriegsschauplatz. Bei N. wurden 1500 Lodovico Moro von Mailand, der in Verkleidung mit seinen schweizer Söldnern abziehen wollte, an die Franzosen verrathen und gefangen. 1513 verloren hier die Franzosen eine Schlacht, welche sie zwang, das gewonnene Herzogthum Mailand aufzugeben. Das wichtigste histor. Ereigniß ist die Schlacht bei N. vom 23. März 1849, in welcher Radetzky über den König Karl Albert von Sardinien siegte und den ganzen Krieg entschied. Nach Aufkündigung des Waffenstillstandes sardinischerseits, 12. März, war Radetzky 20. über den Tessino gegangen und hatte durch einen Rechtsabmarsch und das siegreiche Gefecht bei Mortara, am 21., den Feind von seiner eigentlichen Rückzugslinie abgeschnitten. In zwei Colonnen setzte er 22. März seinen Marsch auf N. fort, wo am 23. das 2. Armeecorps unter d'Aspre (s. d.), welches die Spitze hatte, gegen 10 Uhr den Feind in einer guten Stellung bei Olengo traf. Hier entspann sich die Schlacht. Das 2. Corps, speciell dessen Avantgardendivision unter dem Erzherzog Albrecht, hatte anfangs bei der großen Uebermacht des Feindes einen harten Stand. Doch behauptete sich der Erzherzog mehrere Stunden lang durch die heldenmüthige Tapferkeit seiner Truppen, bis das 3. Corps unter Appel auf die beiden Flügel der im Gefecht stehenden Division rücken und Radetzky dieselbe hinter ihrer Mitte durch das Reservecorps unterstützen konnte. Der Feldmarschall hatte aber gleich beim Beginn der Schlacht der andern Colonne, dem 4. Corps, gefolgt vom 1., Befehl geschickt, den rechten Flügel des Feindes jenseit der Agogna zu umgehen und umfassend anzugreifen. Es kam nur darauf an, das Frontalgefecht so lange mit Aufbietung aller Kräfte hinzuhalten, bis die Umgehung ausgeführt sein würde. Dies gelang, wenn auch unter schweren Verlusten. Endlich konnte sich das 4. Corps (Graf Thurn) in der rechten Flanke des Feindes entwickeln, und sein Angriff bewirkte die Entscheidung der Schlacht. Die Piemontesen traten gegen Abend den Rückzug an, der theilweise zur Flucht ausartete; der Kampf währte noch fort bis in die Nacht. Ein Parlamentär des Königs mit Waffenstillstandsanträgen wurde abgewiesen. Am folgenden Morgen erfuhr aber Radetzky, daß Karl Albert die Krone seinem Sohne Victor Emanuel abgetreten

habe, und dieser schloß schon 26. März auf sehr harte Bedingungen einen Waffenstillstand ab, dem nach langen Unterhandlungen der Friede 6. Aug. folgte. (S. Italien.) — Zur Erinnerung an diesen Sieg wurde die österr. Fregatte N. benannt, welche 1857—59 unter Leitung des Commodore von Wüllerstorf-Urbair eine Erforschungsreise um die Welt (Novara-Expedition) ausführte. Die reichen wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reise sind in dem «Beschreibenden Theil» der «Reise der österr. Fregatte N. um die Erde» (von Scherzer, Prachtausgabe, 3 Bde., Wien 1861—62; 2. Aufl. 1864—65; Volksausgabe 1865—66) sowie in einer Reihe von Bänden der medic., nautisch-physik., zoolog., geolog. und statistisch-commerziellen Theile niedergelegt.

Novatianer hießen die Anhänger eines röm. Presbyter Novatianus, welcher um 250 zum Gegenbischofe des Cornelius von Rom gewählt wurde und im Gegensatze zu dem letztern die schon von frühern Parteien festgehaltene strengere Kirchenzucht, vor allem die Ausschließung aller in Todsünden Gefallenen von der Kirchengemeinschaft, zu erneuern suchte. Seine Partei bezeichnete sich als «die Kirche der Reinen» und schritt im Streite mit dem kath. Klerus dazu fort, alle von unwürdigen Priestern vollzogenen Sakramente für ungültig zu erklären und die von den Katholiken zu ihnen Uebertretenden einer zweiten Taufe zu unterwerfen. Die N. bilden ein bedeutsames Glied in der Kette der damals auf Herstellung einer wirklichen Gemeinschaft der Heiligen gerichteten Bestrebungen, und stehen nach rückwärts mit den Montanisten (s. d.), nach vorwärts mit den Donatisten (s. d.) in einem innern Verwandtschaftsverhältnisse. Novatianische Gemeinden erhielten sich bis ins 6. Jahrh.

Novation (lat.) oder Neuerung nennt man einen Vertrag, welcher eine Veränderung hinsichtlich einer bestehenden Verbindlichkeit vollzieht, ohne das daraus hervorgehende Recht ganz zu beseitigen. Solches kann unter den bisherigen Interessenten geschehen, indem das Object oder der Grund der Forderung durch andere ersetzt oder die Bedingungen geändert werden (einfache N.). Wenn dagegen ein Interessent ausscheidet und ein anderer sich an seiner Statt als Schuldner bekennt, oder der Schuldner sich dem Gläubiger seines Gläubigers überweisen läßt (s. Delegation), so tritt an die Stelle der bisherigen Verbindlichkeit eine neue, und der Vorgang heißt deshalb privative N.

Novelle heißt im allgemeinen eine kleinere Erzählung in prosaischer Form und der Verfasser derselben Novellist. Die N. schließt sich zwar auch, wie der eigentliche Roman (s. d.), an die Wirklichkeit an, beschränkt sich aber, während der Roman ein umfassendes Zeit- und Lebensbild vorführen muß, mehr auf einfache Vorfälle des Lebens, die von dem Erzähler als nächste Vergangenheit oder Gegenwart dargestellt werden, wenn sie auch nicht wirklich sich zugetragen haben sollten, jedoch mit Ausscheidung alles Wunderbaren, wodurch sie sich wieder vom Märchen (s. d.) unterscheidet. Ihr Wesen und Interesse liegt vorzüglich in den Situationen und deren Verflechtung, daher die Charaktere mindere Ausführung erhalten und ihre Handlungen sich bis auf einen Punkt zusammendrängen. Ursprünglich war sie, worauf schon der Name hinweist, Erzählung einer Neuigkeit oder Tagesbegebenheit von unterhaltender Art, erzeugt aus dem Bedürfnisse geselliger Unterhaltung, mit dem Reize des Neuen und Ungewöhnlichen ausgestattet und mit einer anmuthigen Leichtigkeit, rasch und lebendig dargestellt. Meister und Muster in dieser Gattung ist Boccaccio in seinem «Decamerone», und unter seinen Landsleuten zeichneten sich darin namentlich Bandello, später Masuccio von Salerno und Giov. Francesco Straparola von Caravaggio aus. Unter den span. Novellisten ist der vorzüglichste Cervantes, unter den französischen Scarron. Auch in der altdeutschen Literatur findet sich manche Erzählung, die sich in Erfindung, Anlage und Ausführung der N. nähert; doch ist letztere erst durch Goethe, H. von Kleist und L. Tieck zur höchsten Vollendung ausgebildet worden. Außer diesen zeichneten sich Wilibald Alexis, Leop. Schefer, Achim von Arnim, Steffens, Höfer, Paul Heyse u. a. als Novellisten aus. Die italienischen N. aus dem 13. bis 17. Jahrh. wurden von Rumohr in der «Sammlung für Kunst und Historie» (Hamb. 1823) gesammelt; eine treffliche Auswahl der ital., span., franz., engl. und deutschen enthalten Ed. von Bülow's «Novellenbuch» (4 Bde., Lpz. 1834—36) sowie A. Keller's «Ital. Novellenschatz» (6 Thle., Lpz. 1851—52).

Novellen heißen die spätern Verordnungen, welche die griech. Kaiser auf die geschlossene Constitutionensammlung, den Codex (s. Corpus juris), folgen ließen. Unter ihnen kommen für das gemeine Recht allein in Betracht die 165 N., die Justinian 535—565 in griech. Sprache oder zugleich griechisch und lateinisch erlassen hat. Dem Abendlande wurden sie zunächst bekannt durch die Epitome Juliani, einen lat. Auszug aus 125 N., der einen jüngern Zeitgenossen Justinian's zum Verfasser hat, weiterhin durch eine lat. Uebersetzung von 134 N.,

die von den ital. Glossatoren für den echten Text gehalten und deshalb Authenticum genannt wurde, und zuletzt in einer griech. Sammlung von 168 N., worunter einige nicht von Justinian herrühren. Aus dem Authenticum haben die Glossatoren nur 97 N. zum Gegenstande wissenschaftlicher Behandlung gemacht und dadurch zu Fundstätten des gemeinen Rechts erhoben. In den Ausgaben des Corpus juris finden sich noch je 5 N. von Justinus und Tiberius und 113 von Leo dem Philosophen (887—893), welche aber nur geschichtlichen Werth haben. Auch die neuere Rechtssprache bezeichnet mit Novelle ein Nachtragsgesetz zur Erläuterung oder Abänderung eines abschließenden Gesetzes. In diesem Sinne verfaßte die mit der Berathung des Deutschen Handelsgesetzbuchs beauftragte Commission eine 23. Jan. 1862 veröffentlichte Novelle zur deutschen Wechselordnung, welche in die Gesetzgebungen der einzelnen Staaten übergegangen ist.

November (vom lat. novem: neun, weil der neunte Monat des altröm. Kalenders der Wintermonat, Reif- oder Windmond ist) heißt bei uns der elfte Monat des Jahres, der erste des Winters. Letzterer und mit ihm das klimatische Jahr beginnt mit dem 8. Nov. Der N. steht im Zeichen des Schützen und hat 30 Tage; mit dem 7. fängt der sog. Wolfsmonat an. Lostage (s. d.) sind: Allerheiligen (1.), St.-Hubert (3.), St.-Martin (11.), Sta.-Katharina (25.) und St.-Andreas (30.). Allerheiligen bringt den sog. Altweibersommer. Der Uebergang in den Winter bedingt in diesem Monate trübe, feuchte Witterung und die größte Anzahl Tage mit nassen Niederschlägen, worunter auch Schnee nicht selten; minder häufig jedoch tritt schon strengere Kälte ein. Die Entlaubung der Bäume wird gegen die Mitte hin vollständig, und die Natur fällt in den Winterschlaf. Im Freien ist der Landwirth mit Beendigung der Winterbestellung, Stoppelstürzen und Düngerfahren, der Forstmann mit Holzschlagen und Jagd thätig; im Küchengarten werden Rapunzeln, Zuckerwurzeln, Spargel gesäet, Artischoken, Sellerie, Rapunzeln, Spargel mit Mist, Erde, Baumlaub bedeckt; es wird gegraben, rajolt, gedüngt, Gemüse in die Gruben und Sand in die Keller gebracht. Die Obstbäume werden gereinigt und mit dem Pechgürtel versehen; für die Biene ist der N. der Ruhemonat.

Noverre (Jean Georges), der Schöpfer des neuen franz. Tanzes, wurde zu Paris 27. März 1727 geboren und von seinem Vater für die militärische Laufbahn bestimmt, von der ihn aber seine Neigung für Musik und Tanz abzog. Im Tanze bildete er sich unter Dupré, und schon 1740 erntete er bei seinem Auftreten in Fontainebleau den größten Beifall. Darauf ging er nach Berlin, wo er Friedrich's d. Gr. und des Prinzen Heinrich Gunst gewann, und dann auf Anrathen Garrick's nach London. Von 1749 an hielt er sich abwechselnd in Paris und in Lyon auf. Seine «Lettres sur la danse et sur les ballets» (2 Bde., Lyon 1760; deutsch, Hamb. und Lpz. 1769) begründeten ebenfalls sein Ansehen als Schriftsteller. Nachmals an den würtemb. Hof berufen, verschönerte er hier durch seine Ballets einige Jahre lang die ausgesuchten Feste dieses Hofs. Später ging er nach Wien, wo ihn die Kaiserin Maria Theresia mit Gunstbezeigungen überhäufte, nach Mailand, nach Neapel und Lissabon. Endlich nahm er in Paris die Stelle des ersten Balletmeisters bei der Académie royale de musique an. Während der Revolution, die ihm den größten Theil seines Vermögens raubte, hielt er sich in London auf. Seine «Lettres sur les arts imitateurs en général et sur la danse en particulier» ließ er 1807 in einer neuen Ausgabe erscheinen. Er starb zu St.-Germain-en-Laye 19. Nov. 1810. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Petersburg (4 Bde., 1803). Seine berühmtesten Schüler waren Gardel, Gollet und Vestris.

Novi, Stadt und Hauptort des gleichnamigen Kreises in der ital. Provinz Alessandria, an der Eisenbahn von Turin nach Genua, mit (1861) 8553 E. und einem festen Bergschlosse, dient den reichen Genuesern, welche hier schöne Villen und Paläste besitzen, gewöhnlich zum Herbstaufenthalte. Die Stadt treibt Seidenbau und wichtigen Handel, besonders mit Seide, hat vier große Märkte und wurde im franz. Revolutionskriege merkwürdig durch die 15. Aug. 1799 zwischen den Oesterreichern und Russen unter Suworow und den Franzosen unter Joubert gelieferte Schlacht, in welcher der franz. Oberbefehlshaber blieb und die Franzosen, deren Commando hierauf Moreau übernahm, 16000 Mann verloren. Die unmittelbare Folge dieses Siegs der österr.-russ. Armee war die Uebergabe von Tortona.

Noviziat heißt die Prüfungszeit, welche die Novizen, d. h. diejenigen, welche in einen Klosterorden treten wollen, bestehen müssen. Diese Prüfungszeit dauert gewöhnlich ein, bisweilen auch zwei Jahre, wird nach den von der Ordensregel vorgeschriebenen Formen und Uebungen abgehalten und pflegt für die Novizen sehr beschwerlich zu sein. Diese können jedoch während des N. den Klosterstand wieder verlassen. In dem Kloster stehen die Novizen unter der Aufsicht eines Novizenmeisters, der ein Ordensgeistlicher ist, und dem sie von den unbedeutendsten

Handlungen Rechenschaft geben müssen. Ihnen liegt es außerdem ob, die niedrigsten Hausarbeiten für das Kloster zu verrichten, die geistlichen Uebungen und den Kirchendienst des Ordens zu erlernen. Für Fehltritte werden sie mit Kasteiungen und zum Theil mit harten Bußübungen bestraft; doch üben nicht alle Orden und Klöster eine gleiche Strenge in der Behandlung der Novizen aus, und oftmals wird aus mancherlei Rücksichten die Probezeit erleichtert. In der Kleidung unterscheiden sich die Novizen von den wirklichen Ordensgliedern. Nach überstandenem N. erfolgt unter Ablegung der Ordensgelübde der feierliche Eintritt in den Orden; man nennt dies: Profeß thun.

Nowaja-Semlja, d. i. Neuland, die größte der bekannten Inseln des nördl. Eismeeres, zum russ. Gouvernement Archangelsk gehörig, umfaßt nach officiellen Angaben 2101,8 Q.-M., hat aber auf der Nord- und Ostküste noch sehr ungewisse Grenzen, weil hier die fast stehenden Eisansetzungen jede genauere Untersuchung verhindern. Erst neuerdings hat man entdeckt, daß N. eigentlich aus zwei großen Inseln und mehrern Eilanden besteht. Erstere trennt die Straße Matotschkin. Die Inseln sind fast immer mit Schnee und Eis bedeckt, und vom 15. Oct. bis Ende Febr. herrscht stete Nacht, die nur durch den Glanz des Schnees und durch Nordlichter erhellt wird. Auf der Nordküste sind sehr hohe Berge. Die Untersuchungen des Grafen Rumjänzow, der 1807 Bergwerksverständige hierher sendete, haben indessen das Irrige der Ansicht dargethan, als ob früher hier der Staat Groß-Nowgorod bedeutende Silberbergwerke unterhalten. Man fand wol Glimmerschiefer und Katzensilber, aber von Silber selbst keine Spur. Von Pflanzen gedeiht nur Moos und eine verkümmerte Weide; dagegen ist die Insel an Thieren viel reicher. Es gibt Renthiere, Eisbären, Füchse, Fischottern, weiße Hunde, weiße Walfische, Seekälber, Robben, Walrosse, Eidechsen und im Sommer eine große Anzahl Zugvögel, z. B. Schwäne, Gänse, Enten, Möven u. s. w., ja Falken. Von Menschen ist N. nicht bewohnt; im Sommer kommen häufig Jäger und Fischer von dem benachbarten Archangelsk hierher. In neuerer Zeit sind viele wissenschaftliche und mercantilische Expeditionen nach N. gemacht worden. Der russ. Viceadmiral Lütke (s. d.) machte allein vier Expeditionen nach dieser Insel und beschrieb dieselbe unter dem Titel «Viermalige Reise durch das nördl. Eismeer auf der Brigg Nowaja-Semlja in den J. 1821—24» (2 Bde., Petersb. 1828; deutsch von Erman, Berl. 1835). Auch haben sich der Kapitän Ziwolka, der 1838 in diesen Eisregionen seinen Tod fand, und der Akademiker Bär, der 1837 und 1840 zwei Expeditionen nach N. leitete, Verdienste um die Kenntniß dieser Inselgruppe erworben.

Nowgorod-Weliki, d. i. Groß-Neustadt, ein nach der gleichnamigen Stadt benanntes Gouvernement im europ. Rußland, ist nur ein Theil des ehemaligen Großfürstenthums dieses Namens, wozu außer N. auch noch die Gouvernements Olonez, Pskow, Twer und ein Theil von Petersburg gehörten. Die jetzige Verfassung erhielt das Gouvernement 1776; ungleich älter ist die Nowgoroder Eparchie, welche schon 988 errichtet wurde. Das Gouvernement ist eine der ältesten und größten Provinzen des russ. Reichs, begrenzt im N. von Olonez, im O. von Wologda und Jaroslaw, im S. von Twer und Pskow und im W. von Pskow und Petersburg. Wichtig ist in dem Gouvernement N. das Waldaische Gebirge (sonst auch Wolchonski-Wald und Alaunische Berge genannt), eine Reihe ansehnlicher Hügel, über welche die Landstraße von Petersburg nach Moskau führt. Unter den zahlreichen Seen zeichnen sich der Ilmensee (s. d.), der Bjelo-Osero oder Weiße See und die Seen Wosh und Waldai aus. Auch an Flüssen ist das Land reich, die zum Theil durch Kanäle miteinander in Verbindung gesetzt sind. Die größten Flüsse sind die Msta, Lowat, Polista und Schelona, die sämmtlich in den Ilmensee fallen, während derselbe den ansehnlichen Wolchow ins petersburger Gouvernement entläßt. Zum Gebiet des Wolgastroms gehören die Mologa und die Schecsna, welche letztere aus dem Bjelo-Osero abfließt. Der Boden dieses mit den Seen 2139 Q.-M. großen Gouvernements ist zum Theil morastig und nur mit Moos bedeckt, wie in den nördl. Gegenden, zum Theil sandig, selbst thonig und stellenweise schwarzerdig, wie in den südlichen fruchtbarern, mit Getreide, Hanf und Flachs bestellten und von Wiesenwachs und Wäldern durchschnittenen Gegenden. Die Viehzucht ist nicht bedeutend; an Wild gibt es dagegen Ueberfluß. Auch hat das Land reiche Salzquellen, Gips-, Kalkstein- und reiche Eisenlager. Die Einwohner, Russen und Finnen, beschäftigen sich vorzüglich mit Landbau und Holzhandel; Fabriken bestehen nur in Seife, Leinwand, Talg und Pottasche. Das Gouvernement zählt (1865) 1,006293 E. und zerfällt in zehn Kreise. — Die Gouvernementsstadt N., am Wolchow, nahe am Ausflusse desselben aus dem Ilmensee, auf der großen Heerstraße von Petersburg nach Moskau, ist eine der ältesten Städte des Reichs. Schon Rurik gründete sie 864 und nannte sie im

Gegensatz zu seiner alten Residenz am Bjelo-Osero «Neustadt». Zu Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrh., wo sie noch in Verbindung mit der Hansa stand und als Stapelort des arktisch-orient. Handels diente, war N. die größte Stadt Rußlands und eine der berühmtesten Handelsstädte Europas. Damals soll sie mehr als 400000 E. gezählt haben und besaß eine völlig republikanische Verfassung. Auch soll eine große Zahl Colonien am Wolchow, selbst an der Kama und Wjätka von ihr ausgegangen sein. Das Sprichwort: «Wer kann wider Gott und Groß-Nowgorod!» bezeugt die Macht und den Stolz des alten Freistaats. Der Stamm Rurik's war von hier ausgegangen, wodurch N. als die Stifterin des russ. Staats galt. Den Herrschern Rußlands fiel es wieder anheim, als Bürgerzwiste und Krämergeist den Patriotismus und Heldensinn der Bewohner verdrängten. 1478 wurde die Republik eine Beute des Großfürsten Iwan Wasiljewitsch d. Gr. und 1570, nach einem vergeblichen Aufstande, durch den Großfürsten Iwan Wasiljewitsch den Schrecklichen fast der Vernichtung preisgegeben. Durch die Gründung Petersburgs sank ihr Wohlstand vollends. Jetzt erinnert nur noch weniges an ihre vergangene Pracht. Sie zählt (1865) 17665 E. und hat meist hölzerne Häuser. Von den Hunderten von Kirchen sind nur 35 übriggeblieben. Die Stadt zerfällt in drei Theile: den Kreml, die Sophienstadt auf dem linken Ufer des Wolchow und die Handelsstadt auf dem rechten Ufer. Zu den Hauptzierden gehören das neue Schloß, der Volksgarten längs des Wolchow und der Handelsbazar. An die alte Glanzperiode erinnert die uralte Kathedralkirche der heil. Sophia im Kreml mit den sog. Korßunschen oder Chersonschen Thüren, die für ein Prachtwerk des Mittelalters und altdeutscher Kunst im byzant. Geiste gelten. Vgl. Meyer, «Russ. Denkmäler» (2 Bde., Hamb. 1837).

Nowosilzow (Nikolai), russ. Staatsmann, aus einer alten Adelsfamilie, geb. 1770, wurde mit den Großfürsten Alexander und Konstantin am Hofe Katharina's II. erzogen. Nach der Thronbesteigung Alexander's gelangte er zu großem Einfluß und bildete mit Stroganow und Czartoryiski die Partei, welche eine constitutionelle Regierungsform in Rußland einführen wollte. Auf Czartoryiski's Betrieb erhielt er 1805 die Mission, unter der Maske der Friedensvermittelung zwischen Napoleon und England eine neue Coalition gegen Frankreich zu Stande zu bringen. Er vermochte jedoch nicht, Preußen und die kleinern deutschen Höfe zum Beitritt zu bewegen, weshalb ihn Alexander von Berlin zurückrief und nicht weiter in diplomatischen Geschäften verwendete. Dennoch blieb N. fortwährend in der Nähe des Kaisers und ward 1814 zum Mitgliede der Provisorischen Regierung in Warschau ernannt. In dieser Eigenschaft drang er schon damals auf Unterdrückung der poln. Nationalität, sodaß er von den Polen als die erste Ursache aller Zerwürfnisse betrachtet wird. 1821 denuncirte N. die Universität Wilna beim Kaiser als einen Herd revolutionärer Bestrebungen, was den Rücktritt Czartoryiski's als Curator der Universität und die Verhaftung von vielen jungen Polen zur Folge hatte, die theils nach Sibirien, theils in die Militärcolonien geschickt wurden. 1822 erfolgte die Ernennung N.'s zum russ. Generalcommissar im Königreich Polen, in welcher Stellung er nun das ganze Regierungsgetriebe leitete, zu dem der Großfürst Konstantin den Namen hergab. Von den Polen glühend gehaßt, flüchtete sich N. beim Ausbruche der Revolution von 1830 sogleich nach Petersburg, wo er Mitglied des Reichsraths und 1834 Präsident desselben, 1835 aber in den Grafenstand erhoben wurde. Seit 1838 wegen Krankheit von den Geschäften entbunden, starb er noch zu Ende desselben Jahres ohne Nachkommenschaft.

Nowo-Tscherkask, d. h. Neu-Tscherkask, der Hauptort und die einzige Stadt im Lande der Donischen Kosacken in Südrußland, 149 M. im Süden von Moskau, am Aksai, einem nördl. Nebenarme des Don, $11\frac{1}{2}$ M. von der Mündung ins Asowsche Meer, auf einem gegen 400 F. hohen länglichen Erdrücken gelegen und 18. Mai 1805 anstatt der alten, 5 M. südlicher, am rechten Ufer des Don gelegenen Stadt Tscherkask gegründet, ist Sitz der Regierung, des Erzbischofs vom Don und des Hetmans der Kosacken und zählt (1863) 17056 E. Die Stadt hat eine große, neue Kathedrale auf dem höchsten Punkte der Stadt, sieben andere Kirchen, ein Gymnasium mit einer Abtheilung für orient. Sprachen und einer Bibliothek, eine geistliche und eine weltliche Kreisschule, zwei Pfarrschulen, einen schönen öffentlichen Garten mit einem 1853 dem ehemaligen Hetman des Donischen Kosackenheers, Grafen Platow, errichteten Denkmal, einige Fabriken und nicht unbeträchtlichen Handelsverkehr. Auf den zwei Jahrmärkten findet zusammen ein Waarenumsatz von 300000 Rubel statt, während die Zufuhr das Doppelte beträgt. Die frühere Hauptstadt des Landes, Staro-Tscherkask (d. i. Alt-Tscherkask) oder vielmehr Staro-Tscherkaskaja, wurde wegen ihrer den Ueberschwemmungen des Don

ausgesetzten, sumpfigen und ungesunden Lage aufgegeben. Dieselbe war noch eine Zeit lang im Besitz eines lebhaften, von Griechen, Armeniern und Tataren betriebenen Handels, ist aber allmählich zu einer Staniza von 4106 E. (1863) herabgesunken. Der Haupthandelsverkehr hat sich in neuerer Zeit nach der weiter stromabwärts, schon im Gouvernement Jaroslaw gelegenen Stadt Rostow (s. d.) gezogen.

Noyaden (von noyer, d. i. ersäufen) nannte man in der Französischen Revolution die von dem Conventsdeputirten Carrier (s. d.) zu Nantes angeordneten Ertränkungen der politisch Beschuldigten in Masse. Unter anderm hieß dieses scheußliche Verfahren auch verticale Deportation.

Noyon, Stadt im franz. Depart. Oise, bis zur großen Revolution Sitz eines Bischofs, welcher Graf und Pair von Frankreich war, an der Verse und nahe deren Mündung in die Oise, an der Nordbahn 13⅓ M. nordnordöstlich von Paris gelegen, ist ein freundlicher, gutgebauter und von vielen schönen Gärten umgebener Ort. Die Stadt zählt 6348 E. und hat eine sehenswerthe große Kathedrale (welche ursprünglich von Pipin dem Kurzen gegründet, von Karl d. Gr. erweitert, 1180 und später aber umgebaut wurde), einen ehemaligen bischöfl. Palast, ein 1485—1523 erbautes Stadthaus sowie mehrere andere monumentale Gebäude. Auf dem Marktplatze steht die Statue des Bildhauers Sarrazin, und auf der nach dem alten Château Corbault benannten Stelle befinden sich noch Reste einer antiken Festungsmauer. Die sehr gewerbfleißige Bevölkerung unterhält Fabriken in Kattun, Musselin, Tüll, Strumpf- und Wollwaaren, in Hanfleinwand, Rübenzucker, Essig und Oel sowie Gerbereien und Brennereien. Auch wird ein ansehnlicher Handel mit Korn, Holz, Asche, Wein, Leder und Strumpfwaaren getrieben. Die Umgegend heißt Noyonnais. N. ist die Stadt Noviomagus im Lande der von Cäsar 57 v. Chr. unterworfenen Veromandui und hieß im Mittelalter lat. Noviomum oder Noviomensis urbs. 531 verlegte Medardus, Bischof von Vermand, sein Bisthum hierher, und seitdem spielte der Ort in der Geschichte der Merovinger und Karolinger eine Rolle. Zu N. wurde Karl d. Gr. 9. Oct. 768 zum Könige gesalbt; 814 und 834 hielt man hier Concile ab. 987 wurde zu N. Hugo Capet zum Könige gewählt und von diesem der Bischof zum Pair erhoben. Am 13. Aug. 1516 kam daselbst ein Vertrag zwischen Franz I. und Erzherzog Karl (später Kaiser Karl V.) zu Stande. Viel hatte die Stadt durch Krieg zu leiden. Dieselbe wurde 859 von den Normannen erobert und verheert, 890 abermals von diesen belagert, 7. Mai 1414 von Karl VI. den Burgundern entrissen. Im 12. und 13. Jahrh. ward sie wiederholt durch Feuersbrünste zerstört. In dem Hugenottenkriege war N. von den Liguisten besetzt und öffnete ihre Thore Heinrich IV. erst 1595. N. ist der Geburtsort Calvin's, dessen Haus man noch zeigt. Das ⅘ M. im Osten gelegene Dorf Salency, Geburtsort des heil. Medardus, hat ein Schloß aus dem 16. Jahrh. und eine sehr alte Kirche, in welcher noch jetzt das von Medardus gestiftete Rosenfest (fête de la Rosière) gefeiert und das tugendhafteste Mädchen des Orts gekrönt und mit einer Geldsumme beschenkt wird.

Nubien umfaßt das dem Vicekönige von Aegypten unterworfene Gebiet von dem Parallel der Katarakte bei Assuan im Norden bis zur Savannenebene von Ostsudan im Süden, also etwa bis zum Breitenparallel von Chartum, und von den Küsten des Rothen Meeres und den nordwestl. Grenzen Abyssiniens bis in das Innere der Großen Libyschen Wüste westlich vom Nil und jenseit des Oasenzugs. Das Areal beträgt etwa 13500 Q.-M., und die Zahl der Bewohner wird auf 1 Mill. geschätzt (200000 Bischarin, 40000 Ababde, 230000 Barabra, 50000 Hadendoa und Halenga, 60000 Dongolaui, 150000 Beni-Amer). Von Süden nach Norden durchströmt der Nil das Land in einer S-förmigen Krümmung, deren südlicher Bogen die Bajudasteppe, deren nördlicher Bogen die Nubische Wüste umschlingt. Durch letztere führt die bekannte Karavanenstraße von Korosko nach Abu-Hammed. Das ganze Gebiet ist Wüste mit einzelnen Oasen oder im Süden eine Uebergangsform von der Wüste zur tropischen Savanne, nur das Thal des Nil selbst ist culturfähig und hat seßhafte Bewohner, während die andern Bewohner N.s Nomadenvölker sind. Meistens reicht die Sand- oder Felsenwüste bis dicht an den Nil heran, sodaß ein sehr schmaler Streifen mit Hülfe von Wasserrädern ertragfähig gemacht werden kann, dagegen breitet sich das Thal in der Provinz Dar-Dongola zu einer stundenbreiten, 30 M. langen, fruchtbaren Ebene aus. Die zahlreichen Inseln sind von üppiger Fruchtbarkeit. Datteln, Gummi, Sennesblätter sind Exportartikel. Unter den verschiedenen Stämmen N.s wird nur das bronzebraune, kräftige Volk Nubier, in Aegypten Barabra, genannt, das im Nilthale selbst von Assuan aufwärts bis Korosko und von Ibrim bis Wadi-Halfa sowie in der Provinz Dongola von Wadi-Halfa bis zum Berge Deka seine Heimat hat. Seiner Sprache nach theilt es sich in zwei Stämme: Kenusi und Mahassi. Kenusi wird von der

ersten Katarakte an bis Korosko und in Dar-Dongola gesprochen, Mahassi von Ibrim südlich durch die Districte Wadi-Halfa, Batn-el-Hagar, Sukkot und Mahaß. Der Name Kenusi findet sich in dem altägypt. Wort to-Kens wieder, womit das Gebiet oberhalb Assuan in den Hieroglypheninschriften bezeichnet wird. Daraus wie namentlich aus der Sprache, die Verwandtschaft mit dem Dialekt der Nubaneger südlich von Kordofan hat, geht hervor, daß die jetzigen Nubier keineswegs, wie viele Reisende versichern, die Nachkömmlinge der alten Aegypter, sondern ein echt afrik. Volk sind. Die Nubae werden zuerst von Eratosthenes als eine große Nation im Westen des Nil in der heutigen Bajudasteppe erwähnt, Ptolemäus unterscheidet Nubi in der Libyschen Wüste und Nubä im Osten des Nil. Diese Nachrichten beziehen sich wahrscheinlich auf ein Volk, das gegenwärtig von den Nubanegern im Süden Kordofans repräsentirt wird. Andererseits berichtet Procop, der Kaiser Diocletian habe in den letzten Jahren des 3. Jahrh. dem Nomadenstamme der Nobatä, welcher in der Umgegend der Großen Oase (El-Chardscheh) weidete, das Nilthal oberhalb Syene (Assuan) bis sieben Tagereisen weit aufwärts eingeräumt, damit sie Aegypten vor den räuberischen Einfällen der Blemmyer (der Nomadenstämme der nubischen Wüste) schützen sollten. Um die Mitte des 5. Jahrh. sehen wir aber diese «Nubades» mit den Blemmyern vereint in Oberägypten einfallen, und in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. haben die Blemmyer das Nilthal von Syene auswärts bis Primis (Ibrim) inne, während die «Nubadi» unter dem Könige Silco südlich von ihnen ein großes Reich bis gegen die Insel Meroe (Sennaar) und gegen Abyssinien hin erobert haben. So erklärt sich die Ausbreitung des Namens Nuba auf einen großen Theil des Nillandes, wie wir sie bei den arab. Schriftstellern des Mittelalters finden. Die semit. Nubadi mögen mit dem südlichern Negervolk Nubae in Berührung gekommen und sich theilweise vermischt haben, daher die verwandtschaftlichen Beziehungen der Sprachen; beide sind aber verschiedene Völker. Seit dem 6. Jahrh. drang das Christenthum nach jakobitischer Lehre bei den Nubiern ein. Ihr Reich ward mächtig und blühend. Ihr König residirte in der Stadt Donkola (dem jetzigen Alt-Dongola). Die einzelnen Provinzen wurden von besondern Statthaltern regiert. Der nördl. Theil des Reichs, von Philae bis zur Nordgrenze des heutigen Dongola, hieß Meris und stand größtentheils unter dem «Herrn vom Berge», welcher in Addoa (dem jetzigen Adde, Abusimbel gegenüber) wohnte. Der südl. Theil hieß Mokra und grenzte in der Gegend des Flusses Atbara an den Staat Aloa, welcher sich südlich und östlich an das axumitische Reich (Abyssinien) anschloß. Vom 7. bis zum 14. Jahrh. blühte das christliche N.; zahlreiche Kirchen und Klöster wurden im Nilthale, namentlich in der Provinz Dongola gebaut, deren Ruinen noch erhalten sind. Auch die beiden andern großen Südreiche waren christl. Staaten und gehörten derselben Sekte wie die kopt. Kirche an. In späterer Zeit wird daher der nubische Name in kirchlicher Beziehung zuweilen auf alle drei Reiche ausgedehnt und hat seit jener Zeit die allgemeinere Bedeutung über die eigentlichen Grenzen der nubischen Bevölkerung hinaus nie ganz verloren. Seit dem Anfange des 14. Jahrh. unterlag das nubische Reich allmählich den immer heftiger andringenden Arabern, und um 1350 trat der König selbst zum Islam über, der jetzt ganz allein im Lande herrscht. 1820 wurde N. von Ismail-Pascha, einem Sohne Mehemed-Ali's von Aegypten, erobert. Vgl. außer den Reisewerken von Burckhardt (s. d.), Rüppell (s. d.) und Russegger (s. d.): v. Kremer, «Aegypten» (2 Bde., Lpz. 1863), Hartmann, «Naturgeschichtlich-medic. Skizze der Nilländer» (Berl. 1865).

Nucha, Kreisstadt im russ. Gouvernement Baku, nach Tiflis und Schemacha die volkreichste Stadt Transkaukasiens und die einzige des ehemaligen Khanats N. oder Scheki im nordwestl. Schirwan (s. d.), breitet sich am Fuße des Kaukasus im Thale des Kisch-Tschai, eines Zuflusses des in den Kur fallenden Alasan, fast $1\frac{1}{2}$ M. weit als ein Wald von Maulbeer- und Fruchtgärten aus und zählt (1862) 20533 E. Der Ort ist wegen seiner bedeutenden Seidenzucht, Seidenspinnerei und Manufactur seit alter Zeit berühmt. Die eigentliche Stadt zerfällt in die Tataren- und die Armenierstadt. Die erstere, bei weitem die größere, hat zwei große und über zwanzig kleine Moscheen; die letztere ist der Sitz eines Erzbischofs und hat drei Kirchen. Die Festung, ehemals Burg des Khans, mit hoher Ringmauer und Citadelle, in pers. Geschmack aufgeführt, umschließt eine russ. Kirche. Der westl. Theil N.s bildet die Seidenbaucolonie Zarabad, deren Gebäude nebst mehr als 30000 Maulbeerbäumen von einer hohen Festungsmauer mit Schießscharten und vier kleinen Citadellen umfaßt sind. Der Ausgang des Kisch-Tschaithals wird über der Stadt einerseits vom 6800 F. hohen Togrä-Dagh, andererseits von dem 6885 F. hohen Chan-Jailach überragt, auf welchem letztern die Pferde der Stadt die Sommerfrische genießen. Dieses Thal ist es auch, welches die Stadt mit dem für ihre zahlreichen Seiden-

ſilanden nöthigen Brenn- und Bauholze verſorgt. Der Kreis N. hat ein Areal von 134,0s Q.-M. und zählt (1862) 137583 E.

Nugent, eine aus der Normandie ſtammende, aber ſeit dem 12. Jahrh. in Irland angeſeſſene Familie. Gilbert de N. war einer der Ritter, welche den Connetable Lacy auf ſeinem Eroberungszuge nach Irland begleiteten. Seine Tapferkeit wurde durch die Baronie Delvin in der Provinz Weſtmeath belohnt, von der ſeine Nachkommen ſeitdem den Titel führten. Richard N., zehnter Lord Delvin, wurde 1607 wegen eines angeblichen Complots verhaftet, entwich aber aus dem Schloſſe zu Dublin und ward als Hochverräther in die Acht erklärt. Es gelang ihm jedoch, ſich bei Jakob I. zu rechtfertigen, ſodaß er nicht nur begnadigt, ſondern 1621 auch zum Grafen von Weſtmeath erhoben wurde. Er ſtarb 1641. Die Familie war katholiſch, bis Thomas N., ſechster Graf von Weſtmeath, zum Proteſtantismus überging. George Thomas John N., geb. 17. Juli 1785, ſeit 1814 achter Graf, ward 12. Jan. 1822 zum Marquis von Weſtmeath erhoben. Er gehört zu den Häuptern der Orangepartei und hat keine männliche Erben. — Aus einem jüngern Zweige des Hauſes ſtammte Robert N., Viscount Clare, der 1776 den Titel eines Grafen N. erhielt, welcher nach dem Tode ſeines Sohnes Edmund nebſt den Gütern auf ſeine Tochter, vermählte Marquiſe von Buckingham, überging. Edmund N. hatte jedoch zwei natürliche Söhne hinterlaſſen, die in der brit. Armee und Marine zu hohen Würden gelangten. Der ältere, Sir George N., geb. 10. Juni 1757, trat 1773 in die Armee, diente mit Auszeichnung in Amerika, den Niederlanden und Irland, wurde 1801 Gouverneur von Jamaica, 1806 Generallieutenant und Baronet und 1811 Oberbefehlshaber der Armee in Oſtindien, welches Amt er bis 1815 bekleidete. 1846 empfing er als älteſter General im brit. Heere den Feldmarſchallsſtab und ſtarb 11. März 1849. Der jüngere, Sir Charles Edmund N., geb. 1759, that ſich unter Rodney in den Seeſchlachten gegen De Graſſe, ſpäter im franz. Revolutionskriege hervor, ward 1797 Contreadmiral, 1801 Viceadmiral und 1808 Admiral der Blauen Flagge. 1833 erhielt er den Titel eines Admirals der Flotte und rangirte als ſolcher mit den Feldmarſchällen. Er ſtarb 7. Jan. 1844. — George N.-Temple-Grenville, jüngerer Sohn des Marquis von Buckingham (ſ. d.), geb. 30. Dec. 1788, folgte 1813 ſeiner Mutter in der iriſchen Peerswürde als Lord N. Nachdem er ſeine Studien in Oxford vollendet, trat er 1812 ins Unterhaus, wo er ſich durch Liberalismus ſowie Parteinahme für die Königin Karoline (ſ. d.) und die Griechen bemerklich machte, zugleich aber das Misfallen ſeiner Familie erregte. Als im Nov. 1830 die Whigs das Staatsruder ergriffen, wurde N. zum Lord des Schatzes, 1832 aber zum Lord-Obercommiſſar der Joniſchen Inſeln ernannt. Auf dieſem Poſten ſuchte er durch verſöhnliche Maßregeln und Förderung der griech. Nationalität das Vertrauen der Einwohner zu gewinnen, fand jedoch ſowol bei ſeinen Unterbeamten als bei der engl. Regierung ſelbſt Hinderniſſe und ward 1835 abberufen. Er lebte hierauf entfernt von der Politik literariſchen Beſchäftigungen. Bereits 1812 hatte er ein Gedicht «Portugal» veröffentlicht und 1832 ſehr intereſſante «Memorials of John Hampden» (2 Bde.) herausgegeben. Er ſchilderte nun in dem Werke «Lands classical and sacred» (2 Bde., Lond. 1843) ſeine Reiſen im Orient und ſchrieb im Verein mit ſeiner Gemahlin die «Legends of Lillies, by the Lord and Lady thereof» (2 Bde., Lond. 1846). Im Sommer 1847 wählte ihn endlich die Stadt Aylesbury wieder ins Parlament, wo er, inſoweit es Kränklichkeit erlaubte, mit ſeinem frühern Eifer für die Sache des Fortſchritts wirkte. Er ſtarb ohne männliche Nachkommenſchaft 26. Nov. 1850. — Nach der Vertreibung des Hauſes Stuart wanderten mehrere, dem Katholicismus ergebene Glieder der Familie N. aus Irland aus und ließen ſich in Oeſterreich nieder, wo ihre Nachkommen noch jetzt blühen. Laval, Graf N. von Weſtmeath, öſterr. Feldmarſchall, wurde 1777 bei Dublin geboren und kam früh zu ſeinem Oheim, dem Grafen Oliver N., nach Prag, wo derſelbe den Poſten eines Commandanten bekleidete. Seit 1794 Offizier in der öſterr. Armee, hatte er ſich bereits 1809 zum Oberſten und Stabschef beim Erzherzog Johann aufgeſchwungen und ging 1811 mit einer geheimen Miſſion nach London, um mit der engl. Regierung Unterhandlungen anzuknüpfen. 1813 commandirte er als Generalmajor eine Abtheilung des Armeecorps unter Hiller, womit er Trieſt einnahm, und ſchloß nachher die Uebereinkunft mit Murat ab, welche dieſem die Krone Neapels garantirte. Nach der Reſtauration der Bourbons wurde er 1817 zum Generaliſſimus der neapolit. Armee ernannt, welchen Poſten er jedoch infolge der Revolution von 1820 aufgeben mußte. Er trat nun wieder als Feldmarſchallieutenant in die öſterr. Armee, rückte 1838 zum Feldzeugmeiſter auf und erhielt 1848 das Commando eines Armeecorps, mit welchem er dem von den Piemonteſen bedrängten Radetzky zu Hülfe eilte. Auch in dem ungar. Feldzuge befehligte er ein eigenes

Corps und ward 16. Oct. 1849 zum Feldmarschall befördert. Als der Krieg von 1859 in Italien ausbrach, begab er sich trotz seines hohen Alters als Freiwilliger auf den Kampfplatz und war bei der Schlacht von Solferino gegenwärtig. Er starb 22. Aug. 1862 auf dem Schlosse Bosiljevo bei Karlstadt. Eine jüngere Linie, N.-Ballynacore, wurde 1689 in den Freiherren-, 1778 in den Reichsgrafenstand erhoben.

Nukahiva, s. Marquesasinseln.

Null ist der Ausdruck, welcher dadurch gewonnen wird, daß man eine Zahl von sich selbst abzieht. Er fällt in ähnlicher Art mit dem Begriffe des Nichts (s. d.) oder der Negation zusammen wie die Eins mit dem der Position oder des Seins. Deshalb wurden die Eins und N. von vielen Philosophen mit unter die reinen Begriffe gerechnet. In der Arithmetik gilt die N. nicht für eine bloße Verneinung aller Zahl, sondern auch selbst für eine Zahl, weil sie sowol das nicht übergehbare Mittelglied zwischen der positiven und negativen Zahlenreihe bildet als auch, durch sich selbst dividirt, jede beliebige Zahl zum Product ergibt.

Nullität, d. i. die Nichtigkeit, heißt die gänzliche Wirkungslosigkeit eines Rechtsgeschäfts aus Gründen, die gleich bei dessen Vornahme seiner Gültigkeit entgegenstehen. So ist ein Vertrag, ein Letzter Wille nichtig, der von einer handlungsunfähigen Person errichtet oder bei welchem die gesetzliche Form nicht beobachtet wird. Unter gleichen Voraussetzungen können auch richterliche Urtheile oder eine ganze processualische Verhandlung als nichtig angefochten werden. (S. Nichtigkeitsbeschwerde.)

Numa Pompilius wird in der sagenhaften Urgeschichte Roms als dessen zweiter König aufgeführt, der von 715—672 v. Chr. geherrscht haben soll. Er war nach der Sage der Sohn eines Sabiners Pompo Pompilius, der Eidam des Tatius, der mit Romulus herrschte, und wurde von Cures im Sabinerland, wo er als Privatmann lebte, nach Rom zur Herrschaft gerufen. Wie dem Romulus die Gründung und erste Ordnung des Staats und seine Sicherung durch Krieg, so wird ihm dessen Befestigung durch Erhaltung des Friedens und Gründung und Ordnung des röm. Religionswesens zugeschrieben. Der Janustempel blieb unter ihm stets geschlossen. Er ordnete den Gottesdienst der Tribus und Curien, setzte die Flamines, Salier, Vestalinnen, Augurn, Fetialen und als Aufseher des ganzen Cultus die Pontifices ein, verbesserte den Kalender, förderte den Feld- und Weinbau durch Vorschriften und sicherte ihn durch Einführung geheiligter Grenzsteine (termini), schärfte auch die Heilighaltung der Ehe und stiftete die Zünfte (collegia) der Handwerker. Die Nymphe Egeria (s. d.) war ihm hierbei befreundete Rathgeberin. Seine Tochter Pompilia heirathete den Numa Marcius und wurde die Mutter des vierten röm. Königs, Ancus Marcius.

Numantia, eine Stadt des celtiberischen Volks der Arevaker im alten Spanien, am Durius (Duero), in der Gegend des heutigen Soria in Altcastilien gelegen, ist berühmt durch den Widerstand, den sie mit ihren 8000 streitbaren Männern den Römern bis zum heldenmüthigen, auch von Cervantes durch seine Tragödie «Numancia» gefeierten Untergang leistete. Schon 153 v. Chr. hatten die Numantiner glücklich gegen den röm. Consul Quintus Fulvius Nobilior gekämpft, und nachdem Quintus Cäcilius Metellus Macedonicus in den J. 143 und 142 alle Stämme des diesseitigen Spanien, die an dem Kriege des Viriathus (s. d.) theilgenommen, unterworfen, waren sie allein noch unbesiegt übrig, als 141 Quintus Pompejus den Oberbefehl übernahm. Der Friede, zu dem sie sich erboten, kam nicht zu Stande, da Pompejus Auslieferung der Waffen verlangte. Bald sah sich aber dieser so von ihnen bedrängt, daß er selbst einen billigen Frieden anbot, den er dann in Rom ableugnete, und den das röm. Volk für ungültig erklärte. Auch sein Nachfolger Marcus Popilius Länas führte den Krieg 139 und 138 unglücklich, und Cnejus Hostilius Mancinus wurde 137, da er die versuchte Belagerung aufhob, auf dem Rückzuge von den Numantinern eingeschlossen und nur dadurch mit seinem Heere gerettet, daß jene auf einen Friedensvertrag eingingen, den er ihnen durch seinen Quästor Tiberius Sempronius Gracchus anbot. In Rom aber wurde die Bestätigung versagt und Mancinus selbst den Numantinern zur Sühne ausgeliefert, die ihn jedoch nicht annahmen. Der Krieg ruhte nun, bis 134 der jüngere Publius Cornelius Scipio als Consul zu seiner Führung abgeschickt wurde. Derselbe stellte die zerrüttete Mannszucht in dem Heere, das er übernahm, wieder her, verwüstete das Land um N., ließ sich auf keine Schlacht ein und umschloß endlich die Stadt eng durch Wall und Graben mit seinem durch Hülfsvölker auf 60000 Mann verstärkten Heere. Die Ausfälle der Numantiner waren vergeblich. Von den Spaniern wagte niemand Hülfe zu bringen, nachdem Scipio einen derartigen Plan an 400 Jünglingen der Stadt Lutia durch Abhackung der Hände grausam geahndet hatte. So beschlossen endlich die

Numantiner, den Vorschlag unbedingter Uebergabe, den Scipio that, verschmähend, sich selbst durch Hunger oder Gewalt den Tod zu geben. Nur wenige fand der Sieger noch lebend, als er endlich im 15. Monat seiner Kriegführung 133 in die Stadt eindrang, die er zerstören ließ.

Numĕrisch heißt das, was sich auf bestimmte Zahlen bezieht, zum Unterschiede von algebraisch, was sich auf Buchstaben, als allgemeine Größenzeichen, bezieht. Eine numerische Gleichung ist daher eine solche, in welcher die bekannten Größen nicht durch Buchstaben, sondern durch bestimmte Zahlen ausgedrückt sind.

Numĕrus (lat.) heißt in der Prosa die freie Bewegung der Rede durch verschiedene Maße der Wörter hindurch, im Gegensatze des vorausbestimmten gleichgehaltenen Metrums (s. d.) in der Poesie. Er beschränkt sich zunächst aber nur auf den Tonfall einzelner Wörter, welcher in der regelmäßigen, dem Ohre wohlgefälligen Folge derselben als Laute verschiedenen Maßes beruht, und unterliegt mithin lediglich dem Urtheile des Ohres. Man darf daher nicht, wie einige gethan haben, den Begriff desselben zu sehr erweitern und zugleich das richtige Gleichmaß der Wörter und Glieder einer Periode als Theile eines Ganzen darunter verstehen, da dieses der Periodologie anheimfällt, obgleich das Numeröse in der Rede durch den Umfang der Sätze bedingt wird und die Uebereinstimmung der sich entsprechenden Theile zu einem abgerundeten Ganzen eine reiche Quelle des N. selbst ist, insofern die allgemeine Proportion auch das Wohlgefällige des Wortfalls herbeiführt. Schon die Alten, welche den N. als eine der wesentlichsten Tugenden oratorischer Darstellung betrachteten, stellten verschiedene Regeln darüber auf. Im allgemeinen tritt der N. zu Anfange, am meisten gegen das Ende der Perioden und am Ausgange der einzelnen Sätze hervor, wo der Gedanke bereits vollständig vorliegt und das Ohr freiere Thätigkeit gewinnt; daher auch die Alten die Versfüße metrisch bestimmten, die den Schluß am wohlgefälligsten bilden. Doch muß man bei der Anwendung und Beurtheilung dieser Regeln die alten und neuern Sprachen unterscheiden, da jene quantitirend sind und auf ein strenges Zeitmaß der Silben halten, diese dagegen accentuirend, wobei die Betonung nach dem Sinne und Werthe der Silben modificirt wird. Die Feinheit des antiken N. leidet aus diesem Grunde auf die Darstellung in der deutschen Sprache geringere Anwendung, und wir können in dieser Hinsicht die Vollkommenheit der Alten weder in der Kunst noch im Gefühle erreichen. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß der N. ganz vorzüglich der oratorischen Schreibart zufällt; denn in der wissenschaftlichen Abhandlung und im Briefe, wo die Klarheit als erster Vorzug gilt und das Anmuthige nur eine untergeordnete Stelle einnimmt, mindert sich die strengere Anforderung. Aber auch in der Rede, selbst in der erhabensten, muß man ein übermäßiges Streben, überall den N. zu beabsichtigen und vorwalten zu lassen, vermeiden. Als Muster einer numerösen Rede sind unter den Griechen Plato und Demosthenes, unter den Römern Sallustius, Tacitus und Cicero, unter den Deutschen Herder, Goethe, Schiller, F. H. Jacobi, Johannes von Müller, Reinhard und Tzschirner zu nennen. — In der Grammatik bezeichnet N. die Zahlform sowol in der Declination des Nomen und Pronomen als auch in der Flexion des Verbum. Die meisten Sprachen unterscheiden gegenwärtig nur noch zwei Numeri: einen für die Einzahl oder den Singular (lat. singularis), den andern für die Mehrzahl oder den Plural (lat. pluralis). Ursprünglich jedoch besaßen sämmtliche indogerman. Sprachen auch noch eine besondere, wenn auch minder scharf ausgeprägte und weniger entwickelte Form für die Zweizahl oder den Dualis (s. d.). Letzterer ist im Gothischen bereits beim Substantiv und Adjectiv verloren und nur noch beim Personalpronomen und Verbum vorhanden. Im Hochdeutschen ist der Dualis bis auf geringe Spuren (wie namentlich in den oberdeutschen Dialekten beim Personalpronomen) vollständig untergegangen.

Numidien (Numidia), das Land der Numidier, hieß im Alterthum im weitern Sinne der Theil der Nordküste von Afrika, dem ungefähr das neuere Algier entspricht. Es grenzte gegen N. an das Mittelmeer; gegen O. schied es der Fluß Tusca (jetzt Wadi-el-Berber) von dem Gebiet von Karthago, unter den Römern Africa propria; gegen W. war es durch den Fluß Mulucha (jetzt Muluya) von Mauritanien geschieden; gegen S. trennten es die Ketten des Großen Atlas von dem Lande der Gätuler und dem innern Libyen. Die Einwohner N.s wie die Mauritaniens gehörten dem Völkerstamme an, der sich in den heutigen Berbern erhalten hat. Sie waren freiheitliebend, kräftig und kriegerisch und besonders als vorzügliche Reiter berühmt. Unter den Völkerschaften, in die sie zerfielen, waren die Massylier in dem östl., die Massäsylier im westl. Theile die bedeutendsten. Masinissa (s. d.), der König der erstern, vereinigte, von den Römern begünstigt, die einzelnen nomadischen Stämme unter seiner Herrschaft zu Einem Staate, unter dessen spätern Beherrschern besonders Jugurtha (s. d.) und Juba (s. d.) berühmt sind.

Nach der Besiegung Juba's I. durch Cäsar im Afrikanischen Kriege 46 v. Chr. wurde N. römische Provinz. Augustus aber gab den westl. Theil vom Flusse Ampsaga (jetzt Wad-el-Kebir) an mit Mauritanien an Juba II., und so wurde der Name N. im engern Sinne auf den östl. Theil eingeschränkt. Jener westl. Theil aber erhielt, als Mauritanien unter Kaiser Claudius röm. Provinz und in zwei Theile getrennt wurde, von der Stadt Cäsarea (beim jetzigen Tenez) den Namen Mauritania Cäsariensis, während das alte Mauritanien den Beinamen Tingitana von der Stadt Tingis (jetzt Tanger) bekam. In dem nun vorzugsweise sog. Numidia waren die bedeutendsten Städte: Hippo, unweit der Mündung des Flusses Ubus (jetzt Sebuse); Lambäse, auf dessen großartigen Ruinen neuerdings eine franz. Strafcolonie angelegt worden ist, und Cirta, das von Konstantin den Namen erhielt, der noch jetzt in Konstantine (s. d.) dauert. Vgl. Nau de Champlouis, «Carte de l'Afrique sous la domination des Romains» (Par. 1864); Davis, «Ruined cities within Numidian and Carthaginian territories» (Lond. 1862).

Numismatik (vom lat. numisma, Münze) bezeichnet die Wissenschaft, welche das Studium der Münzen und Medaillen zum Gegenstand hat. Dieselbe wird verschiedenartig, am angemessensten aber wie die Geschichte eingetheilt: in die alte N., welche mit dem weström. Kaiserreiche endet, die mittelalterliche, welche mit den Byzantinern beginnt, und die moderne, von der Renaissanceepoche an. Jede dieser Perioden läßt sich außerdem zur bessern Uebersicht wieder nach einzelnen Ländern, Zeiträumen, Schulen u. s. w. eintheilen. Von den Gelehrten werden die N. und die Gemmenkunde als die zwei Augen der Geschichtsforschung betrachtet, und die Menge von Aufklärungen, welche sie der Archäologie verschaffen, ist in der That unermeßlich. Vor allen sind die antiken Münzen eine Quelle der mannichfaltigsten Belehrung über Mythologie, Cultus, Regierung, Verwaltung, Kriegswesen, Handel, Verkehr, Gewerbe, Literatur, Sitte, Trachten und sonstige Ueblichkeiten bei den gebildetsten Völkern des Alterthums. Da die Kunst, welche in alter Zeit jedes, selbst dem geringsten Bedürfniß Dienende durch ihren Schmuck adelte, sich auch an den Münzen reichlich betheiligte, so gewähren diese außerdem einen urkundlichen Beleg für den jedesmaligen Stand der Kunstentwickelung. Nicht blos die größere oder geringere Fertigkeit in der Zeichnung, in der Kraft, Feinheit und Zierlichkeit der Ausführung, sondern auch die größere oder geringere Freiheit in der Wahl, Anordnung und Auffassung des Gegenstandes zeigt sich deutlich in diesen kleinen Werken der Stempelglyptik, die sich den großen Werken der Plastik mit selbständiger Bedeutsamkeit anreihen, und ihre ästhetische Schönheit ist vielleicht noch größer als ihre histor. Nützlichkeit. Bei der ehemaligen Uebermacht der classischen Studien und Bildungselemente darf nicht verwundern, wenn die ältern Numismatiker ihre Aufmerksamkeit beinahe ausschließlich den antiken Münzen zuwandten und die mittelalterlichen und modernen Stücke erst von den neuern vielseitigern Forschern hinzugezogen und gleicher Beachtung gewürdigt wurden. Nichts besagt, daß man sich im Alterthum auf gelehrte Art mit Münzen beschäftigte. Den Griechen galten dieselben lediglich als Tauschzeichen, und die dabei üblichen Typen waren ihnen zu geläufig, als daß sie darauf achteten. Bei den Römern wurden jedoch die schönen griech. Münzen als Kostbarkeiten in Liebhabercabineten aufbewahrt, und Augustus beschenkte seine Günstlinge mit ausländischen Prachtmünzen. Auch im Mittelalter findet man keine Spur von einem wissenschaftlichen Studium der Münzen; Petrarca scheint indeß zuerst eine Sammlung davon angelegt zu haben. Er schickte sie an König Alfons von Aragonien, der sie in einem eigenen Kästchen immer mit sich führte. Nachher sammelten die Mediceer alte Münzen in großem Umfange. Der König Matthias Corvinus von Ungarn besaß eine ansehnliche Sammlung derart, ebenso der deutsche Kaiser Maximilian I., die franz. Könige Franz I. und Heinrich II. und die Königin Christine von Schweden. Der Geschmack an dergleichen Merkwürdigkeiten verbreitete sich überall in weitern Kreisen, und das Sammeln derselben wurde zugleich eine gelehrte Lieblingsbeschäftigung und vornehme Modebelustigung. Der holländ. Antiquar Hubert Goltzius, der in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. Europa bereiste, um die Cabinete der «Münzlustigen», wie man sie damals nannte, zu besichtigen, traf in Frankreich allein 200 solche Cabinete, davon 28 in Paris und 24 «bei Hofe», wo selbst die großen Damen diesen Curiositätenkram eifrigst betrieben. Jene Alterthümelei hatte das Gute, daß sich fürstl. Medaillencabinete in großem Maßstabe bildeten, aus denen die gegenwärtig bestehenden öffentlichen Münzsammlungen hervorgingen. Als die reichhaltigsten dieser Sammlungen sind zu nennen die zu Paris, Rom, Florenz, Madrid, London, Wien, Berlin, Dresden, Gotha, München, Kopenhagen und Petersburg.

Die Anhäufung so vieler Antiquitäten hatte das Bedürfniß einer Belehrung darüber hervorgerufen, welchem schon im 16. Jahrh. Enea Vico, Antonio Agostino und mehrere andere durch besondere Anleitungen zum Münzsammeln entgegenzukommen suchten. Später ließ man sich

von vielen Seiten die Klassificirung und Erklärung der Münzen angelegen sein, und mit erheblichem Erfolge bearbeiteten namentlich Patin, Vaillant, Spanheim, Morelli, Havercamp, Banduri, Pellerin, Köhler, Eckhel, Sestini, Mionnet, Millingen, Lenormant, O. Müller, Böckh u. a. dieses Feld der gelehrten Forschung, auf welchem auch jetzt noch immer reiche Ernte gemacht wird. Wie jede wissenschaftliche Disciplin hat die N. ihre eigene Sprache, von welcher wenigstens die üblichsten technischen Ausdrücke angegeben und erklärt sein wollen. Man unterscheidet an einer Münze die «Vorderseite» oder den Avers und die «Kehrseite» oder den Revers. Jedes auf der rechten oder verkehrten Seite geprägte Bild ist ein «Typus». Die Numismatiker nennen «Modul» die Größe der Münze oder, was auf dasselbe herauskommt, ihren Durchmesser; «Feld» den Grund, von welchem sich die Typen abheben; «Exerge» eine kleine Stelle, die man häufig unter dem Typus übrig behält zum Anbringen einer Inschrift, Jahreszahl oder Devise, welche in gerader Richtung die Scheibe des Stücks durchschneiden; «Umschrift» oder «Randschrift» oder «Legende» die in runder Linie um den Typus herumlaufende Inschrift; «Aufschrift» oder «Epigraph» die auf dem Typus selbst befindliche Inschrift; «Inschrift» die Gesammtheit der in der Mitte der Münze die Stelle des Typus einnehmenden Worte; «Gerändel» oder «Gekräusel» die Reihe kleiner concentrischer Punkte, womit das Bild zuweilen wie mit einer Perlenschnur eingefaßt ist; «Gestrahle» kleine Striche, die sich vom Centrum des Stücks oder vom Fuß der Buchstaben aus nach verschiedenen Richtungen hin verlaufen und durch Ausspritzen des unter dem Stempel zerquetschten Metalls hervorgebracht sind; «Contremarken» die Abzeichen, die auf antiken Münzen nach ihrer Fabricirung geschlagen worden, um ihnen entweder einen andern Werth oder eine andere Bestimmung zu geben, z. B. Theatermarken daraus zu machen. Bei den Alten und Neuern führen die Münzen verschiedene Namen. «Autonome Münzen» nennt man die von unabhängigen Völkern, namentlich von den griech. Freistaaten vor der röm. Eroberung geprägten; «Colonialmünzen» die von den Colonien ausgegebenen; «Consularmünzen» die zur republikanischen Zeit in Rom geschlagenen und mit den Namen der Aufseher des Münzwesens bezeichneten; «griech. Kaisermünzen» die in Griechenland nach der Eroberung verfertigten. Manchmal haben die antiken Münzen ihren Namen von dem darauf abgebildeten Typus; die athenischen z. B. heißen «Rinder», «Eulen», die peloponnesischen «Schildkröten», die persischen «Bogenschützen» u. s. w. Oft aber führen auch die Münzen den Namen des Königs, der sie prägen ließ; darum heißen die «Bogenschützen» ebenfalls «Dariken», Dariusmünzen, wie die «Ptolemaiken» die von den Ptolemäern in Umlauf gebrachten Münzen sind. Die Benennung «Philipp» bezeichnete zuerst die von diesem Könige geprägte Münze, erstreckte sich aber nachher auf alle Goldstücke, bis in die ersten Jahrhunderte der röm. Kaiserzeit. Außerdem sind die Münzen von ihrem Werthe und Gewicht benannt, wie die Drachme und Didrachme, der Obol und Diobol der Griechen; das As, die Uncie, der Denar und Sesterz der Römer. Einige Münzen haben gar keine Inschrift, weil der Typus directe Beziehung mit dem Namen des Münzorts hat. Diese Typen sind Namenssinnbilder von Ortschaften, eine Art Stadtwappen, und die dergleichen führenden Münzen heißen «redende Münzen». So wird die thrazische Stadt Cardia durch ein Herz, Sida in Pamphylien durch eine Granate, die Insel Melos durch einen Apfel, die Insel Rhodos durch eine Rose, die Stadt Selinunt durch ein Blatt Sellerie bezeichnet, weil im Griechischen die Namen dieser Localitäten und Gegenstände entweder gleichbedeutend sind oder denselben Wortstämmen angehören.

Zur Zeit, als die alten Münzen blos den Werth der Seltenheit hatten, bekümmerte man sich eben nicht um die Beschaffenheit ihrer Erhaltung und war zufrieden, wenn man ohne Brille eine Umschrift lesen oder ein Porträt erkennen konnte. Später erhöhte die Schönheit einer Münze den Werth derselben beträchtlich. Man begriff, daß dabei Name und Typus nicht allein interessant, sondern auch Kunst und Gewicht von Bedeutung waren. Gegenwärtig wird diese Art die Stücke anzusehen ins Extrem getrieben: die vollkommenste Erhaltung hat den Vorzug vor der größten Seltenheit. Die abgescheuerten Münzen finden keine Abnehmer, und man streitet sich zu ungeheuren Preisen um solche, die noch unversehrt sind oder, mit den Liebhabern zu reden, noch ihre Stempelblume haben. Eine wichtige und wesentliche Sache für den Forscher wie für den Sammler ist, die falschen Münzen zu erkennen, die von alten oder modernen Verfälschern herrühren. Obschon im Alterthum die Falschmünzerei mit den strengsten Strafen geahndet wurde, so ließen sich doch habgierige Leute nicht davon abschrecken. Ihrer Betrügerei verdankt man die «gestopften» Münzen (numi pelliculati oder subaerati oder bracteati), d. h. die mit dünnen Silber- oder Goldblättchen plattirt sind, während ihr Inwendiges, ihre «Seele», von Kupfer, Blei oder anderm geringen Metall ist; und die «gebrühten», nämlich solche, die nur

auf Kupfer geprägt und nachher übersilbert oder übergoldet worden. Die Neuern machten die alten Münzen nach, nicht um sie als Geld cursiren zu lassen, sondern um sie an Sammler zu verkaufen. Zuerst kamen im 16. Jahrh. Nachahmungen antiker Münzen auf den ital. Markt. Die Urheber davon waren geschickte, aber ungelehrte Künstler; sie begingen die gröblichsten Anachronismen, die ihre Waare bald beseitigen ließen. Sodann folgten nachgemachte Stücke, die für echte ausgegeben und lange dafür angesehen wurden, ja sogar noch heutigentags bisweilen dazu zählen und einen verfänglichen Handelsartikel bilden. Giovanni Cavino und Alessandro Bassiano in Padua (wovon die von ihnen fabricirten Münzen und auch die Meister selbst gewöhnlich «Paduaner» genannt werden), Michel Dervieux und Weber in Florenz, Cogornier in Lyon, Carteron in Holland und Becker in Hanau machten sich in dieser Art Täuscherei einen berüchtigten Namen, und man kann sich gegen ihre trügerischen Kunststücke nur in Sicherheit setzen, wenn man ganz auf die bei den Alten übliche Weise des Prägens und Stempelschneidens eingeht und diese mit der merklich davon abweichenden Verfahrungsart der Neuern vergleicht. Seitdem infolge der zunehmenden Nachfrage nach mittelalterlichen Münzen diese im Preise ungemein gestiegen sind, säumten die Falschmünzer nicht, sich die Liebhaberei für diese neuen Reihenfolgen von Stücken zu Nutze zu machen. Solche falsche Feudalmünzen wurden und werden noch besonders in Paris verfertigt. Die zahlreichen numismatischen Werke verzeichnen am vollständigsten: Lipsius, «Bibliotheca numaria» (Lpz. 1801) und die Fortsetzung dazu von Leitzmann, «Verzeichniß sämmtlicher seit 1800 bis jetzt erschienenen numismatischen Werke» (Weißensee 1841). Ueber das Wichtigste der spätern numismatischen Literatur geben die Zeitschriften für Münzkunde Auskunft: «Numismatische Zeitung», herausgegeben von Leitzmann (seit 1834); «Revue numismatique» (Paris, seit 1836); «The numismatic chronicle and journal» (London, seit 1838).

Nuñez (Pedro), gewöhnlich Nonius genannt, ein sehr gelehrter Portugiese, geb. 1492 zu Alcazar de Sal, war Professor der Mathematik in Coimbra, Kosmograph des Königs Emanuel und Lehrer von dessen Sohn Heinrich. Er starb 1577 zu Coimbra. Seine Schriften (Bas. 1566) verbreiten sich über Geometrie, Schiffahrt, Kartenprojectionen und die Verbesserung astron. Instrumente. Vorzüglich suchte er die Schiffahrtskunde zu vervollkommnen, wie er denn auch für den Erfinder der Loxodromischen Linie (s. d.) gilt. Außerdem wurde von ihm 1542 eine Vorrichtung zum Messen kleiner Bogentheile beschrieben, die aber keine Aehnlichkeit mit derjenigen hat, die nach ihm «Nonius» benannt worden ist. (S. Vernier.)

Nuntien (Nuntii apostolici oder Legati missi) heißen die Gesandten des Papstes, sobald sie keine Cardinäle sind. Ihre Geschichte ist daher die Geschichte der päpstl. Legaten (s. d.). Das Amt wie der Sitz der N. heißt Nuntiatur. In Deutschland hatten die Erzbischöfe zwar die Einrichtung beständiger päpstl. Tribunale bis in das 16. Jahrh. verhindert und die N. nur auf den Concilien oder als durchreisende Visitatoren geduldet; aber nach der Reformation wurden die Nuntiaturen zur Aufrechthaltung der tridentinischen Beschlüsse und als Gegenwirkung gegen den Protestantismus eine stehende Einrichtung. Der röm. Stuhl gründete nun vier bleibende Nuntiaturen, zwei Gregor XIII., zu Wien 1583 für das östliche und zu Köln für das westl. Deutschland, zwei andere Sixtus V., zu Luzern 1586 für die Schweiz und zu Brüssel 1588 für die Niederlande. Die N. daselbst waren geistliche Oberrichter in ihren Bezirken und übten, besonders in Dispensationssachen, erzbischöfl. Rechte aus. Weder die Beschwerden der Reichsbehörden und Erzbischöfe, noch die Verordnungen, welche deshalb den Reichsabschieden und Wahlcapitulationen von Zeit zu Zeit beigefügt wurden, vermochten in dieser drückenden Einrichtung etwas abzuändern. Pius VI. errichtete sogar 1785 eine neue Nuntiatur für das südl. Deutschland zu München, zunächst zur Abwehr des Illuminatismus. Dagegen sprach Kaiser Joseph II. in einem Rescripte an die deutschen Erzbischöfe vom 12. Oct. 1785 den N. alle Gerichtsbarkeit in kirchlichen Sachen ab und erklärte sie blos für polit. Gesandte des Papstes, worauf der infolge dieses kaiserl. Ausspruchs zusammengetretene Emser Congreß sich für das gänzliche Aufhören der Nuntiaturen in Deutschland entschied. (S. Emser Punctation.) Doch unter Begünstigung des Kurfürsten von Pfalzbaiern begann der Nuntius Zoglio zu München von neuem sein Amt auszuüben; der Nuntius Pacca in Köln verwahrte sich förmlich gegen den Verlust seiner Dispensationsrechte. Auch in den Niederlanden gelang es dem bereits vertriebenen Nuntius zu Brüssel während der Unruhen gegen Kaiser Joseph II. sich wieder festzusetzen, und in dem übrigen Deutschland ließen die Gegenwirkungen der römisch gesinnten Bischöfe zu Würzburg, Speier und Hildesheim die Emser Punctation nicht zur Ausführung kommen. Da nach Joseph's Tode 1790 der Papst eine förmliche Rectificationsschrift an die Theilnehmer des Emser Vertrags erließ und der Kurfürst von Trier sich gänzlich von dem Vertrage lossagte, so

blieben die N. im Besitz ihrer Gewalt, bis die Französische Revolution den Nuntiaturen zu Köln und Brüssel ein Ende machte. Die Nuntiaturen in Wien und München bestehen zwar noch; doch dürfen die N. gegenwärtig nichts ohne Genehmigung der dortigen Höfe thun; hier wie anderwärts gelten sie nur als polit. Geschäftsträger, obschon sie gern ihre alte Stellung wieder erlangen möchten. Die meiste Macht ist dem Nuntius zu Luzern verblieben, der zwar in der schweiz. Revolution vertrieben, 1803 aber zurückgerufen wurde. Das Schicksal der Vertreibung traf auch den Nuntius zu Lissabon nach der Eroberung Portugals durch Dom Pedro (1833). Erst in neuerer Zeit ward ihm die Rückkehr wieder verstattet. Neue Nuntiaturen wurden noch in diesem Jahrhundert in Limburg für das nördl. Deutschland und in England gegründet. Vgl. F. von Moser, «Geschichte der N. in Deutschland» (Frankf. 1788).

Nürnberg, eine der Mutterstädte deutscher Kunstbildung, früher eine Freie Reichsstadt, die zweite Stadt Baierns, liegt in einer sandigen, aber durch Anbau fruchtbar gemachten angenehmen Gegend und wird durch die Pegnitz, über welche mehrere Brücken, darunter seit 1824 eine Kettenbrücke, führen, in zwei Hälften getheilt, von denen die kleinere nördlich nach der Pfarrkirche zu St.-Sebald die Sebalder Seite, die südliche größere von der Kirche zu St.-Lorenz die Lorenzer Seite heißt. Der Umfang der Stadt innerhalb der noch mit mehr als 100 Thürmen versehenen Mauern, in welche viele öffentliche Gärten und Plätze eingeschlossen sind, beträgt 1 St. Die Straßen, worunter mehrere ansehnliche, daneben aber auch viele sehr winkelige sich befinden, haben seit einer Reihe von Jahren durch heitern Anstrich, Trottoirs u. s. w. sehr gewonnen. Die Wohnhäuser sind vielfach noch sehr alterthümlich und tragen im Aeußern das Gepräge des goth. Stils, in ihrem Innern die Spuren des Privatlebens längstverflossener Zeiten. Merkwürdig ist in dieser Beziehung insbesondere das in seinem Aeußern noch ganz erhaltene alte Schloß (die Burg oder Feste), früher oftmals Aufenthaltsort der deutschen Kaiser, auf einer steilen Anhöhe mit herrlicher Aussicht. Dasselbe wurde seit 1854 im Innern für die königl. Familie wohnlich eingerichtet. Besonderes Interesse bietet die Kaiserkapelle mit alten Altären. Das 275 F. lange Rathhaus ist eins der ansehnlichsten in Deutschland. Bemerkenswerth sind in dem großen Saale desselben die restaurirten Wandgemälde Dürer's und Gabriel Weyer's und an der Decke des Corridors das Gesellenstechen von 1446 in Hautrelief und Stuck. Durch Bauart und Kunstwerke sind ferner ausgezeichnet: die St.-Lorenzkirche mit Ad. Krafft's berühmtem Sakramentshäuschen, dem Englischen Gruße von Veit Stoß, den schönen Glasfenstern von Hirschvogel und andern, der neuen Kanzel und dem Altar von Rotermundt; die St.-Sebalduskirche, mit zwei Thürmen, dem aus 120 Ctrn. Metall gegossenen und 15 F. hohen Grabmale des heil. Sebaldus, den ellenhohen bronzenen zwölf Aposteln, zahlreichen Figuren von Pet. Vischer, vielen guten Glasmalereien und andern Kunstwerken; die Kirche St.-Jakob, 1825 im Innern erneuert (beschrieben von Lösch, Nürnb. 1825), und die im neuern Geschmack 1711—18 wiederaufgebaute Aegidienkirche. In der 1850 restaurirten Heiligengeistkirche wurden seit 1424 die Reichskleinodien aufbewahrt, die jetzt in Wien sind. Auf dem Johanniskirchhofe befinden sich die Grabmale A. Dürer's, Hans Sachs', Mart. Behaim's u. a., auf dem Rochuskirchhofe P. Vischer's u. s. w. Nächstdem sind zu erwähnen die schöne, unvollendet gebliebene Kirche des Deutschen Ordens; das große Heiligegeisthospital, welches auf zwei Bogen über der Pegnitz erbaut ist; das 1845 erbaute große städtische Krankenhaus vor dem Frauenthore; das Theater, das Gebäude der Museumsgesellschaft, das königl. Bahnhofsgebäude, die neue Kaserne. Unter den Privatgebäuden ältern Stils zeichnen sich aus: das Nassauische Haus, das Tucher'sche, das Sebald'sche (früher Grundherr'sche), in welchem die Goldene Bulle abgefaßt wurde, das von Peller'sche, das Fuchs'sche; unter den neuern das Bankgebäude, Beck'sche, Kalb'sche, Gebhard'sche Haus u. s. w. Schöne neue Wohnhäuser befinden sich in der erst neuerdings angelegten Marienvorstadt. In der Nähe von A. Dürer's Haus auf dem Albrecht-Dürer-Platz ist 1840 die Statue des großen Malers (nach dem Modell Rauch's gegossen von Burgschmiet) aufgerichtet worden. Unter den zahlreichen öffentlichen Brunnen verdienen besondere Hervorhebung: der sog. Schöne Brunnen, 60 F. hoch, mit 16 Figuren, der Brunnen an der Lorenzkirche, der auf dem Obstmarkte mit dem Gänsemännchen, die Fontaine auf dem Maxplatze u. s. w. In dem vormaligen Dominicaner- oder Predigerkloster befindet sich die Stadtbibliothek mit über 50000 Bänden und 800 Handschriften. Unter vielen trefflichen Bildungsanstalten sind zu nennen zunächst das Gymnasium, vor welchem 1826 bei Gelegenheit der dreihundertjährigen Jubelfeier der Einweihung durch Melanchthon dessen von Burgschmiet gefertigtes Standbild aufgestellt wurde; die Kunstschule; ferner das Realgymnasium, die Kreis-Landwirthschafts- und Gewerbschule, die Handelsschule u. s. w. Auch ist N. mit allen Arten von Wohlthätigkeits- und Unterstützungs-

anstalten reichlich und zum Theil ausgezeichnet versorgt. Unter den Sammlungen für Kunst und Wissenschaft sind die Galerien in der Moritzkapelle und im Landauerkloster, die neuangelegte Galerie auf dem Rathhause, das Germanische Museum (s. d.), die Merkel'sche Sammlung u. s. w. hervorzuheben. Auch bestehen für diese Zwecke mehrere Vereine, wie der Albrecht-Dürer-Verein, Gewerbverein, der Literarische Verein, der Pegensische Blumenorden, der Künstlerverein u. s. w.

Ehe der ostind. Handel durch die Entdeckung des Seewegs um das Cap der Guten Hoffnung eine neue Richtung erhielt, war N. einer der wichtigsten Handelsplätze Europas, indem es die von Italien ihm zugeführten ostind. Waaren nach dem Norden vertrieb. Der öffentliche und der Privatwohlstand sowie der Kunstfleiß der Stadt waren damals außerordentlich, und es ist auch deshalb die Kunstgeschichte N.s für die Geschichte der Kunst im allgemeinen von Wichtigkeit. Jene Veränderung im ostind. Handel, die Verheerungen des Dreißigjährigen Kriegs und das Zurückbleiben der innern Verfassung der Stadt gegen die Fortschritte des Zeitalters brachten sie aber von ihrer frühern Höhe herunter. Indeß ist der nürnberger Handel auch gegenwärtig noch, namentlich mit den einheimischen Manufacturwaaren, nicht unwichtig. Man verfertigt Metall-, Holz-, Hornwaaren, Bleistifte, Cichorien, Lebkuchen, kurze Waaren und Spielsachen, vorzugsweise Nürnberger Waaren genannt, welche nicht allein durch ganz Europa, sondern selbst nach Amerika und Indien versendet, zum Theil jedoch von den Bewohnern des Thüringerwaldes während des Winters gefertigt werden. Außer dem Handel mit diesen Fabrikaten macht N. ansehnliche Geschäfte in Hopfen. Auch ist der Wechselhandel nicht ohne Bedeutung. Seit einer Reihe von Jahren sind ferner mehrere umfangreiche Fabriken entstanden, so die Heine-Zeltner'sche Ultramarinfabrik, die Cramer-Klett'sche Maschinen- und Eisenbahnwagenfabrik und Eisengießerei, die Faber'sche Bleistiftfabrik (zu Stein) u. s. w. Mit Fürth (s. d.) steht N. bereits seit 1836 durch eine Eisenbahn, die erste in Deutschland mit Dampf befahrene, in Verbindung, ebenso über Augsburg mit Lindau, über Hof und Koburg mit Norddeutschland, über Amberg mit Prag und Wien, über Würzburg mit Frankfurt und Manheim. Der Ludwigskanal gewährt der Stadt einen Hafen. Die Zahl der meist prot. Bewohner, die sich zur Zeit ihrer Blüte auf 40000 belief, aber nach und nach auf 27000 (1818) herabgesunken war, hat sich in neuerer Zeit wieder rasch gehoben, sodaß sie 3. Dec. 1864 bereits 70492 (darunter etwa 9000 Katholiken) betrug (gegen 44863 im J. 1837, 49841 im J. 1852 und 59362 im J. 1858).

N.s älteste Geschichte ist von den Chronisten durch eine Menge von Fabeln entstellt. So soll es vom Kaiser Nero oder von den Norikern gegründet sein und seinen Namen erhalten haben. Urkundlich kommt es aber erst 1050 und 1051 unter dem Namen Noremberg oder Nuriuberg vor. Anfänglich blos eine Burg, muß es sich bald zu einem ansehnlichen Orte gestaltet haben, da ihm bereits Kaiser Heinrich III. Marktrecht verlieh. In dieser Zeit kam auch die Berühmtheit des heil. Sebald auf, welche dem Orte großen Zulauf brachte. Von einer Zerstörung der Stadt durch Heinrich V., als er seinen Vater in der Burg belagerte, wissen gleichzeitige Quellen nichts, sondern nur von einer Uebergabe der Burg. Die Einrichtung des Marktes, der Cultus eines wunderthätigen Heiligen, der häufige Aufenthalt der Kaiser daselbst zog neue Bewohner heran, die sich um die Burg ansiedelten. Die Kapelle des heil. Sebald gehörte nach Pappenreuth. Mit den übrigen Besitzungen des salischen Kaiserhauses kam N. an die Hohenstaufen, welche die Burg 1127 gegen Kaiser Lothar tapfer vertheidigten, später aber doch abtreten mußten, wodurch die Stadt vorübergehend an Heinrich den Stolzen von Baiern fiel. Als die Hohenstaufen die Kaiserkrone gewannen, war N. wieder staufische Königs- und Kaiserburg und wurde von ihnen sehr begünstigt. Unter Kaiser Konrad III. dehnte sich die Stadt über die Pegnitz aus, von welcher Erweiterung noch Thürme, Gräben und Mauern vorhanden sind. Kaiser Friedrich II. gab ihr einen wichtigen Freiheitsbrief, 1219, aber die Erhebung vieler nürnberger Familien in den Adelstand durch Kaiser Heinrich VI., 1198, wodurch die Patricier entstanden sein sollen, ist eine Dichtung des bair. Herolds Rixner in seinem «Turnierbuch». Das nürnberger Patriciat entstand allmählich, wie überall, durch das Hervorthun der Familien, welche später gern von ihrem alten Adel erzählen hörten. Als Burggrafen erscheinen unter Heinrich VI. die Grafen von Zollern. Nachdem Burggraf Friedrich VI. seit 1411 die Mark Brandenburg von Kaiser Sigismund erhalten und ein bair. Vogt von Lauf ihm seine Burg abgebrannt hatte, verkaufte er letztere mit den Stadt- und Waldrechten an die Stadt, vorbehaltlich der Rechte über das Land, woraus denn viele Streitigkeiten und verheerende Kriege der Stadt mit den Markgrafen, besonders im 15. und 16. Jahrh., entstanden, und woher selbst 1796 noch Preußen sich das Recht zuschrieb, das nürnberger Gebiet bis an die Thore zu besetzen. Schon 1324, 1356, wo die Goldene Bulle abgefaßt ward, und 1390 wurden Reichstage in N. gehalten. Auf letzterm beschloß man

einen gleichen Münzfuß für ganz Deutschland. Außerdem fanden daselbst Reichstage auch in den J. 1522 und 1523 statt. Am 23. Juli 1532 wurde in N. der erste Religionsfriede geschlossen, und 1538 kam daselbst der Heilige Bund zwischen Karl V. und den kath. Ständen gegen die Protestanten zu Stande. Nachdem die Stadt schon im Dreißigjährigen und im Siebenjährigen Kriege viel gelitten, gerieth sie infolge des franz. Revolutionskriegs und der preuß. Occupation ihres Landgebiets in eine so misliche Lage, daß sie dem Könige von Preußen, als Burggrafen von N., zu freiwilliger Unterwerfung sich erbot, was aber damals nicht angenommen wurde. Als eine um Kaiser, Reich und die deutsche Nation hochverdiente Stadt behielt sie auch bei den Veränderungen, die der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 in Deutschland hervorbrachte, ihre alte Freiheit. Sie besaß ein größtentheils gut angebautes Gebiet von 23 Q.-M., und ihre jährlichen Einkünfte betrugen gegen 800000 Fl. Zu ihrem Gebiete gehörten auch Altdorf (s. d.) und der sog. Große Reichswald, als sie 1806 durch die Rheinbundsacte nebst ihrem ganzen Gebiete mit voller Souveränetät an den König von Baiern überging. Vgl. «Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrh.» (Bd. 1: «Nürnberg»; Lpz. 1862 fg.); Mayer, «N. und seine Merkwürdigkeiten» (3. Aufl., besorgt von Lochner, Nürnb. 1861); «N. Vollständiger Führer durch die Stadt» (neue Aufl., Nürnb. 1867).

Nuß nennt man im gemeinen Leben alle diejenigen Früchte, deren Samen von einer beinharten, holzigen oder lederartigen Fruchtschale (manchmal auch nur Samenschale) eingeschlossen ist, die nicht von selbst aufspringt. Dahin rechnet man hauptsächlich die Haselnuß, die Lampertsnuß, die nur zum Theil eßbaren Palmennüsse, unter welchen die Kokosnüsse die bekanntesten sind, die Wassernuß oder Stachelnuß (Trapa natans), die Zirbelnuß von einer Art der Gattung Kiefer, die dreieckigen sog. brasilischen oder Paranüsse, die in neuerer Zeit viel nach Europa gebracht werden und von einem riesigen Baume (Bertholletia excelsa) des äquatorialen Südamerika herrühren, die Erdnuß und viele andere, theils medicinisch, theils technisch angewendete Nüsse. Hauptsächlich aber versteht man darunter die welschen Nüsse oder Walnüsse, die Früchte des Walnußbaums, der gemeiniglich vom Volke nur Nußbaum genannt wird. In der Botanik dagegen versteht man unter N. (nux) nur eine solche echte Frucht, deren Pericarp (Fruchtgehäus) nicht deutlich geschichtet ist, eine holzige oder lederartige Beschaffenheit besitzt und nicht aufspringt, und rechnet zu den Nüssen die Haselnuß, Eichel, Marone, Buchecker u. a.

Nußbaum, s. Walnußbaum.

Nutation oder Schwanken (Wanken) der Erdachse heißt diejenige periodische Veränderung in der Richtung der Erdachse, welche von der durch die Bewegung der Mondknoten hervorgebrachten veränderten Anziehungskraft des Mondes auf die abgeplattete Erdkugel herrührt. Die Mondknoten durchlaufen innerhalb $18\frac{1}{2}$ Jahren die ganze Ekliptik, und die Mondbahn, welche gegen die Ekliptik um etwa 5 Grad geneigt ist, hat durch die Bewegung der Mondknoten während dieses Zeitraums gegen den Aequator eine veränderliche Neigung zwischen etwa $18\frac{1}{2}$ bis $28\frac{1}{2}$ Grad. Diese veränderliche Neigung bringt die von Bradley zuerst entdeckte N. hervor, nach der die verlängerte Erdachse am Himmel innerhalb $18\frac{1}{2}$ Jahren eine kleine Ellipse beschreibt, deren Achsen 19 und 14 Secunden betragen.

Nutkasund, s. Vancouverinsel.

Nützlichkeitssystem, s. Utilitarismus.

Nux vomica, s. Brechnuß.

Nyanza oder Nyansa bezeichnet im äquatorialen Ostafrika ein großes Binnengewässer, wofür in andern Dialekten die nur wenig verschiedenen Wörter Nyassa, Nyassi, Nyandscha u. s. w. gebräuchlich sind. Von den ostafrik. Seen nennt man jetzt vorzugsweise den zwischen 0° 20′ nördl. Br. und 2° 40′ südl. Br. sowie zwischen 32° und 35° östl. L. von Greenwich gelegenen Quellsee des Nil N. Kapitän Speke, der ihn 30. Juli 1858 entdeckte, gab ihm zur Unterscheidung von andern Seen den Namen Victoria-N.; doch besitzt er auch den einheimischen Namen Ukerewe. Der See ist 45 M. lang und wenigstens ebenso breit (von O. nach W.), hat süßes Wasser und liegt inmitten einer großen Hochebene mehr als 4000 F. über dem Meere. Speke's Höhenmessungen mit dem Kochthermometer ergaben 1858 am Südende 3740, 1862 am Nordende 3308 engl. F., sind aber weniger zuverlässig als die 1864 von Baker angestellten, welche bei Mruli für den Ausfluß des Sees nach einem Laufe von etwa 30 M. die Höhe von 4061 engl. F. ergaben. Der See wird im S. von Uniamesi, im SW. von Usinsa und Karagwe, im NW. von Uganda, im NO. von Usoga und Uvuma begrenzt, während sein Ostufer noch ganz unbekannt ist. Von Süden fließen ihm einige unbedeutende Flüßchen, darunter Jordan's-Nullah,

von Westen der bedeutendere Kitangule zu. Er selbst gibt aber im Norden den Nil (s. d.) ab, der hier Kari heißt und von Baker auf diesem obersten Laufe Somersetfluß genannt wird. Beim Austritt aus dem See bildet der Nil die 12 F. hohen Riponfälle und nimmt dann von Südwesten zwei Arme auf, welche nach Speke ebenfalls aus dem N. kommen sollen, eine Behauptung, die zu lebhaften Erörterungen darüber führte, ob ein See überhaupt mehrere Ausflüsse haben könnte. Nachdem der Nil die Karuma- und Murchisonfälle gebildet, mündet er bei Magungo in einen zweiten großen See, den Baker 14. März 1864 entdeckt und Albert-N. genannt hat, dessen einheimischer Name aber Mwutan-Nzige ist. Dieser letztere See erstreckt sich nach Baker's Erkundigungen von $1\frac{1}{2}°$ südl. Br. bis 3° nördl. Br., wird vom 30. Meridian östlich von Greenwich durchschnitten bei einer Breite von 11—13 M. und biegt im Süden und Norden gegen Westen um, ohne daß seine Enden bisjetzt bekannt wären. Etwa 1500 engl. F. tief in das umgebende Plateau eingesenkt, liegt er mit seinem Spiegel nur 2720 F. über dem Meere, in einem von steilen Wänden eingefaßten Becken, an dessen westl. Ufer 7000 F. hohe Gebirge aufsteigen. Außer dem Somerset, der etwas nördlicher als Weißer Nil wieder austritt, empfängt er von Westen zahlreiche Bäche, die in Katarakten über die steilen Ufer herunterstürzen. Ob der See noch einen zweiten bedeutendern Fluß aufnimmt, ist nicht bekannt. Im O. wird er begrenzt von den Landschaften Tschopi, Unyoro, Uganda, Utumbi und Karagwe, im N. von Koschi und Madi, im W. von Malegga und Mcaroli. Der Victoria-N. und der Albert-N. sind höchst wahrscheinlich identisch mit den beiden Seen, aus denen Ptolemäus den Nil mit zwei Armen entspringen ließ. Vgl. Speke, «Journal of the discovery of the source of the Nil» (Lond. 1863; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1864); Baker, «The Albert Nyanza» (2 Bde., Lond. 1866).

Nyassa, Nyassi oder Nyandscha, d. i. Meer oder großes Wasser, ist der Name eines großen Süßwassersees im südöstl. Afrika. Dieser See liegt, nach Livingstone, der ihn 16. Sept. 1859 entdeckte, zwischen 14° 25′ und $10\frac{1}{2}°$ südl. Br. sowie zwischen 34 und 35° östl. L. von Greenwich, 1522 engl. F. über dem Meere und erstreckt sich bei großer Tiefe und einer Breite bis zu 13 M. in fischähnlicher Gestalt von Norden nach Süden mindestens 43 M. weit. Aus der östlichern seiner beiden südl. Buchten fließt der Schire, ein Nebenfluß des Zambesi, aus. Von der Hochebene im Westen empfängt der See mehrere Zuflüsse. Das mit Hügeln besetzte Ostufer ist kaum, das Nordende gar nicht bekannt. Livingstone fuhr nur am westl. Ufer entlang, und Roscher, der im Oct. 1859 das Ostufer erreichte, wurde bald darauf ermordet, ohne einen Bericht abstatten zu können. Die Existenz eines Sees in dieser Gegend war schon den Portugiesen im 16. Jahrh. bekannt; die ersten genauern Nachrichten gab Cooley um 1835. Aus eigener Anschauung haben ihn jedoch nur Livingstone und dessen Gefährten beschrieben.

Nyborg oder Nyeborg, feste Seestadt im Amte Svendborg, auf der Ostküste der dän. Insel Fünen, hinter der großen Landzunge Knudshowed am Großen Belt, 4 M. im SO. von Odensee gelegen und mit diesem jetzt durch Eisenbahn verbunden, ist der regelmäßige Ueberfahrtsort nach Korsör auf Seeland (zweimal täglich ein Dampfboot) und eine wichtige Station für Kriegsschiffe, mit mehrern vortrefflichen Häfen und Ankerplätzen. Die Stadt hat 3802 E. (1860) und besitzt 85 eigene Schiffe von 1203 Commerzlast Gehalt. Früher erlegten hier die den Belt passirenden Schiffe den Zoll. Der Ort entstand 1170 um das vom Herzog Knud von Laaland erbaute Schloß Nyborrigh, erhielt 1271 Stadtrecht und war lange Zeit eine der wichtigsten Städte Dänemarks. Es wurden hier im 12. bis 15. Jahrh. viele Reichstage gehalten und 1481 König Christian II. geboren. 1534 wurde die Stadt für letztern durch den Grafen Christoph von Oldenburg und 1535 von Christian III. erobert, der die Befestigungen begann. Im Febr. 1658 erstürmten die Schweden N. und 15. Nov. 1659 capitulirte es unter Horn an die holländ. Flotte unter Ruyter, nachdem tags zuvor die Dänen, Brandenburger, Polen und Kaiserlichen einen Sieg über die Schweden erfochten. Am 9. Aug. 1698 eroberte die Festung das span. Hülfscorps unter Romana, das von hier und Svendburg 17. bis 20. Aug. auf engl. Schiffen nach Spanien entkam.

Nyerup (Rasmus), einer der ausgezeichnetsten dän. Literarhistoriker, geb. auf Fünen 12. März 1759, studirte in Kopenhagen, war dann seit 1778 an der königl. Bibliothek angestellt, wurde 1796 Professor der Literargeschichte und Universitätsbibliothekar und starb 28. Juni 1829. Durch sein treffliches «Spicilegium bibliographicum» (1782—83) und mehrere vorzügliche bibliogr. und literarhistor. Monographien schloß er sich den Fußstapfen Maittaire's an, sowie er durch seine höchst werthvollen «Symbolae ad literaturam Teutonicam» (1787) die damals rege gewordenen Bemühungen zur Herausgabe der Ueberreste altdeutscher Poesie und Literatur mächtig förderte. Seine zahlreichen spätern verdienstvollen Werke sind theils

historisch-antiquarische Sammelwerke, unter denen die «Histor.-statistische Darstellung des Zustandes Dänemarks und Norwegens in älterer und neuerer Zeit» (4 Bde., 1802—6) den ersten Platz einnimmt, theils, und dies ist die glänzendste Seite seiner Wirksamkeit, bestehen sie in einer Erneuerung der Denkmäler altdän. Dichtkunst und Sprache. In letzterer Beziehung sind besonders zu nennen seine in Verbindung mit Rahbek und Abrahamson veranstaltete Ausgabe der altdän. Heldenlieder («Udvalgte danske Kjempeviser», 5 Bde., 1812—14) mit histor. Erläuterungen und den alten Melodien; seine Auswahl und Ausgabe der ältern dän. Sprichwörtersammlungen («Peder Syv's kjernefulde Ordsprog», 1807, und «Peder Laal's Ordsprog», 1828) und seine Musterung der alten dän. Volksbücher («Almindelig Moerskabslæsning in Danmark og Norge», 1817). Auch gab er mit Kraft ein gutes Gelehrtenlexikon über dän., norweg. und isländ. Schriftsteller (2 Bde., 1820) heraus, welches von Erslew bis auf die letzte Zeit herab (3 Bde., Kopenh. 1841—50; Supplement, 1854 fg.) fortgesetzt wurde.

Nykjöbing oder Nyckjöbing, d. h. Neue Kaufstadt, ist der Name dreier Seestädte in Dänemark. — N. paa Mors, auf der 6½ Q.-M. großen, sehr fruchtbaren Insel Mors im Limfjord, im jütländ. Amte Thisted, 7¾ M. im NW. von Wiborg gelegen und im 14. Jahrh. gegründet, hatte nach dem Census von 1860 2034 E. und 35 Schiffe von 740 Commerzlast Gehalt. Ganz nahe dabei liegt das ehemals berühmte Dueholmskloster der Johanniter, später ein königl. Lehn, wozu ganz Mors gehörte, jetzt ein Gut. — N. i Själland, d. i. auf Seeland, westlich am Iisefjord auf der Nordküste dieser Insel, im Amte und 6½ M. nördlich von Holbäk, hieß in alten Zeiten Höykjöbing, wurde 1288 von den Norwegern furchtbar verheert und erhielt 1570 Stadtrecht. 1860 hatte die Stadt 1384 E. und 37 eigene Schiffe von 338 Commerzlast Gehalt. Außer dem Kornhandel unterhält man hier Brennereien und Gerbereien. — N. paa Falster, auf der Westküste der Insel Falster, am Guldborgsund gelegen und zum Amte Maribö gehörig, hat ein Gymnasium, Brennereien und Getreidehandel. 1860 zählte die Stadt 3242 E. und 32 Schiffe von 720 Commerzlast. Im 12. Jahrh. erhielt sie ein großes festes Schloß, das in der Mitte des 18. Jahrh. abgebrochen ward. 1253 fiel sie in die Hände der Lübecker, und 1329 wurde sie von König Christoph II. erobert, der hier 2. Aug. 1332 starb. 1368 nahmen sie die Hanseaten ein, nachdem hier mit diesen 22. Nov. 1365 ein Friede geschlossen worden war. Am 20. Sept. 1396 kam zu N. die «Eintrachtsetzung» der drei nordischen Reiche und 2. Juli 1507 ein Bündniß zwischen König Johann und den Hanseaten zu Stande. In der Grafenfehde 1534 hielt es die Stadt mit Christian II., wurde 1535 von Christian III. belagert und 1536 erobert, 1658 und 1659 von den Schweden occupirt. N. war Witwensitz der Königinnen Sophie (1588—1631), Sophie Amalie (1670) und Charlotte Amalie (1700—14).

Nyköping, die Hauptstadt des gleichnamigen Län und der Landschaft Södermanland in Schweden, an einem Busen der Ostsee ausgezeichnet schön gelegen, vom Nyköpings-A (dem Abfluß einer dreifachen Reihe bedeutender Landseen) mit einem bedeutenden Wasserfall durchflossen und regelmäßig gebaut, zählt (Ende 1865) 5079 E., die, wie die Bevölkerung der ganzen Umgegend, das Schwedische am reinsten sprechen. Die Stadt ist Sitz des Landeshauptmanns, hat drei Kirchen, Messing-, Tuch-, Baumwoll-, Tabacks-, Strumpf- und mehrere andere Fabriken, Schiffswerft, Mühlenwerke, Sägewerke und eine gute mechanische Werkstatt. Auch treibt die Stadt lebhaften Handel und besaß 1862 eine Handelsflotte von 14 Schiffen und 4 Dampfbooten. Vor der Nordwestseite der Stadt liegt das Neue Schloß und ebenfalls in der Nachbarschaft die Papierfabrik und Baumwollspinnerei Harg, das Hüttenwerk Näfvequarn und die Papierfabrik Perioden. Das sehr alte, 1665 ausgebrannte und jetzt verfallene Alte Schloß war einst häufig Residenz der Könige, galt nach dem in Stockholm und Kalmar für das festeste in ganz Schweden und ward oft belagert. Viele geschichtliche Ereignisse knüpfen sich an diese Ruine. König Waldemar saß in demselben 1288 gefangen und starb 1302 daselbst. Auch starben hier die Söhne des Königs Magnus, die Herzoge Erich und Waldemar, 1318 durch ihren Bruder, König Birger, den Hungertod, worauf das Volk das Schloß eroberte und schleifte. Ferner wurden hier Reichstage gehalten. 1592 hielt daselbst Karl IX. mit Christine von Holstein sein Beilager, und beide starben auch hier. Karl X. wurde in dem Schlosse 1622 geboren. Gustav Adolf's Witwe, Maria Eleonore, erhielt 1651 Stadt und Schloß zu ihrer Hofhaltung. Verheert wurde die Stadt N. 1719 durch die Russen.

Nymphaea nannte Linné eine zur 13. Klasse seines Systems gehörige Gattung schönblühender Wasserpflanzen mit langgestielten, großen, schwimmenden, rundlichen, am Grunde zweilappigen oder nierenförmigen Blättern und großen, mit langen grundständigen Stielen sich über

den Spiegel des Wassers erhebenden, lilien- oder rosenähnlichen Blumen, welche den Typus der nach ihr benannten Familie der Nymphäaceen bildet. Ihre fast über die ganze Erde zerstreuten, besonders aber in der wärmern Zone heimischen Arten, welche in Deutschland See- oder Teichrosen oder Seelilien genannt werden, haben einen vierblätterigen, krautigen Kelch und zahlreiche, in mehrern Reihen geordnete Blumenblätter, welche sammt den ebenfalls sehr zahlreichen Staubgefäßen und dem mit gestrahlter, schildförmiger Narbe bedeckten Fruchtknoten auf einem fleischigen Blütenboden eingefügt sind. Die gemeine weiße Seerose (N. alba L.), eine in tiefen Teichen häufig vorkommende Art, hat halbkugelige Blumen von 2—4 Zoll Durchmesser mit blendendweißer Blumenkrone und goldgelben Staubgefäßen. In warmen Quellen Ungarns (z. B. im Kaiserbad bei Ofen) wächst die N. thermalis Dec., welche buchtig-gezähnte Blätter und röthlichweiße Blumen besitzt. Verwandt mit dieser Art ist die ägypt. N. Lotus L., deren Blätter scharfgesägt und deren Blumen auch röthlich sind. Die gelbblumigen Arten, welche Linné auch zu N. rechnete, bilden jetzt die Gattung Nuphar Sm., deren deutsche Arten den Namen Nixblumen erhalten haben. Am häufigsten kommt Nuphar luteum vor, welche Art in unsern Teichen oft mit N. alba gemeinschaftlich wächst. Ihre Blumen haben blos $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser. Alle Seerosen und Nixblumen besitzen einen kriechenden, knollig-fleischigen Wurzelstock, welcher im Schlamme der Gewässer steckt. Sie bieten eine Zierde für größere Wasserbassins, Weiher und Teiche in Gärten und Parken dar.

Nymphen heißen im Griechischen ursprünglich alle jungen, mannbaren Frauenzimmer, mögen sie verheirathet sein oder nicht. In mythol. Bedeutung aber sind die N. weibliche Naturgottheiten niedern Ranges, welche im Meere, in Strömen, in Hainen, auf Auen und Wiesen, in Grotten, in Quellen, auf Bergen und in Bäumen wohnen und die Grundbedingung alles vegetabilischen und animalischen Lebens, die nährende Feuchtigkeit der Erde, repräsentiren. Sie werden eingetheilt in Okeaniden oder Okeaninen, als Gottheiten des großen erdumströmenden Okeanos, in Nereiden (s. Nereus), als Bewohnerinnen des innern Meeres, ferner in Potameiden oder Flußnymphen, in Najaden (s. d.) oder Quellnymphen, Limniaden oder Seenymphen, Leimoniaden oder Wiesennymphen, Oreaden oder Orestiaden (Bergnymphen), Napäen oder Thalnymphen, Dryaden (s. d.) oder Hamadryaden (Wald- und Baumnymphen). Als Localgottheiten gewisser Gegenden werden sie nach diesen benannt, so von Nysa Nysiaden, von Dodona Dodoniden u. s. w. Als Göttinnen nährender Feuchtigkeit gelten sie auch als Ernährerinnen göttlicher Säuglinge, wie des Bacchus und selbst des Zeus. Ferner treten sie als Naturgottheiten mit andern höhern Naturgottheiten in Verbindung, so mit Apollo und Hermes als heerdebeschirmenden Göttern, mit der Jägerin Artemis, mit Dionysos u. s. w. Auch besitzen sie die Gabe der Weissagung und die Kraft, Begeisterung und Verzückung zu erregen; die so von ihnen Afficirten heißen Nympholepti. Die N. sind nicht unsterblich, sondern leben blos außerordentlich lange und altern nie. Geopfert wurden ihnen Ziegen, Lämmer, Milch, Oel und Wein. Von der Kunst werden sie als schöne Jungfrauen dargestellt, entweder nackt oder halbbekleidet, nicht selten mit Wasserkrügen oder mit Muscheln in den Händen.

Nymphenburg, ein Lustschloß des Königs von Baiern, in der Nähe von München, mit einem Park, der 1 M. im Umfange hat. Das Lustschloß ist ein sehr monotones Gebäude, 1663 von der Kurfürstin Adelheid angelegt, von Maximilian III. vollendet. Vor demselben befinden sich Springbrunnen, die 90 F. hoch gehen. Sehenswerth sind insbesondere die schöne Amalienburg, die Babenburg, die Eremitage, die Treibhäuser, die Pagodenburg; auch befindet sich daselbst ein weibliches Erziehungsinstitut und eine bedeutende Porzellanfabrik. Am 18. Mai 1741 wurde das Bündniß oder der Tractat zwischen Baiern und Frankreich in N. abgeschlossen, in welchem man sich über eine vorläufige Theilung der österr. Besitzungen verständigte. In diesem Schlosse haben die Kaiser Napoleon I., Alexander I. und Franz I. gewohnt, und König Maximilian I. von Baiern ist darin gestorben (Oct. 1825).

Nymphomanie (griech.) nennt man das unnatürlich gesteigerte Verlangen der Frauen nach Geschlechtsgenuß. Dieselbe tritt auf bei sonst körperlich und geistig ganz gesunden, selbst völlig sittsamen Frauen und kann dann ihre Ursache haben in einem krankhaften Zustand der Geschlechtsorgane, in der Gegenwart von Schmarotzern (z. B. Springwürmern) in den äußern Geschlechtstheilen oder andern, Kitzel und Jucken verursachenden Zuständen (Hautausschlägen, scharfen Ausflüssen) oder in Erregung der Phantasie durch unzüchtige Lektüre u. dgl. Außerdem aber macht die N. eine Theilerscheinung geistiger Störung aus. Sie wird oft Anlaß zur Onanie. Zur Heilung bei geistig Gesunden muß man die Ursache aufsuchen und diese beseitigen. In manchen Fällen hat man blos durch Amputation des Kitzlers Abhülfe schaffen können.

Nyon, deutsch Neus, eine Stadt des Schweizercantons Waadt am Genfersee mit 2926 E., welche größtentheils Wein- und Ackerbau, Holzhandel, Gerberei, Fayencefabrikation u. s. w. betreiben. Das alte Schloß ist ein interessanter Bau des 12. Jahrh. im roman. Burgstil. Hier residirte am Ausgange des 18. Jahrh. der philos. Schriftsteller K. V. von Bonstetten, der Freund J. von Müller's, Salis', Matthisson's, einige Zeit als bernischer Landvogt. In der Umgegend von N. bis nach Aubonne und Morges hin wird der gute Lacôtewein gezogen. In der Nähe liegen das herrliche Landgut Bergerie, gegenwärtig Eigenthum und Lieblingsaufenthalt des Prinzen Napoleon, und das Dorf Prangin mit 486 E., Schloß (sonst Joseph Bonaparte gehörig) und Schwefelbad. Die Stadt N. hieß zur Römerzeit Colonia Julia equestris oder Noviodunum.

Nystad, eine See- und Handelsstadt im russ. Gouvernement Åbo-Björneborg in Finland, am Bottnischen Meerbusen, den Alandsinseln gegenüber, 11²/₇ M. nordwestlich von Åbo gelegen, hat einen guten Hafen und 2717 E. (1861), die einen lebhaften Handel mit Latten, Holzgeschirren und Leinwand treiben, auch Woll-, Leinenzeug und Strumpfwaaren verfertigen. Die Stadt wurde 1617 von Gustav Adolf angelegt und ist historisch merkwürdig durch den hier 10. Sept. 1721 zwischen Schweden und Rußland geschlossenen Frieden, welcher den Nordischen Krieg (s. d.) endete. Am 5. Juli 1855 wurde N. von den Engländern beschossen.

O.

O, in unserm deutschen wie den meisten andern abendländ. Alphabeten der 15., im lateinischen der 14. Buchstabe, bezeichnet einen der fünf einfachen Vocallaute der neuhochdeutschen Sprache. Das Schriftzeichen, das im griech., lat. und andern Alphabeten im wesentlichen dieselbe Form hat wie im deutschen, empfingen die Griechen von den Phöniziern, in deren Alphabete das Aïn die entsprechende Stelle in der Reihenfolge der Buchstaben einnimmt. Aïn heißt im Hebräischen wie im Phönizischen Auge, wie denn auch die ursprüngliche Form des phöniz. Buchstabens das rohe Bild eines Auges darstellt. Zwar bezeichnet das Aïn zunächst keinen Vocal, sondern einen allen semit. Sprachen eigenthümlichen Gutturallaut, welcher sich jedoch in der phöniz. Aussprache einem o sehr genähert zu haben scheint. Das griech. Alphabet, wie es uns jetzt vorliegt, hat zwei Schriftzeichen, von denen das eine (ο), das O mikron (d. i. kleines O), den kurzen, das andere (ω), das O mĕga (d. i. großes O) den langen O-Laut bezeichnet. Letzteres Zeichen soll nach den Berichten der Alten erst von Simonides erfunden und dem Alphabete zugefügt sein; im ältern griech. Alphabet, wie es noch auf Inschriften vorliegt, wird kurzes und langes O, ja selbst ου durch das sog. O mikron ausgedrückt. In lautlicher Beziehung gehört o wie e keineswegs zu den Grundlauten der Sprache, insofern es erst aus Vermischung des a mit u entstanden ist. Daher erklärt sich, daß o und e, z. B. im Sanskrit, diphthongische Natur zeigen und nur lang vorkommen. In den übrigen indogerman. Sprachen hat sich die Kürze des o erst allmählich entwickelt. Im Althochdeutschen ist o bereits in vielen Fällen an die Stelle des gothischen au getreten. Derselbe Lautübergang zeigt sich auch innerhalb des Lateinischen selbst sowie im Verhältniß zu seinen Töchtersprachen. In den ältern german. Mundarten trat o häufiger auf als in den neuern; in vielen Bildungs- und Flexionssilben hat sich der vollere, sonore O-Laut, mit dem sie im Althochdeutschen lauten, bereits im Mittelhochdeutschen zu einem e abgeschwächt. In geogr. Schriften und auf dem Kompaß pflegt man Ost, Osten gewöhnlich durch O. abzukürzen; bei bibliogr. Angaben bedeutet o. O. (d. i. ohne Ort) so viel wie: ohne Angabe des Druckorts. Auf den Titeln von Musikalien ist Op. (mit einer Ziffer) die Abkürzung von Opus, d. i. Werk. — O' vor irischen Eigennamen, z. B. O'Brien, O'Connell, wird gewöhnlich aus dem englischen of, d. i. von, erklärt.

Oasen heißen die in den Wüsten, insbesondere in den Wüsten Nordafrikas vorkommenden bewohnten und anbaufähigen Stellen, die in ihrer Vereinzelung wahren Inseln im Sandmeere gleichen. Alle O. Nordafrikas sind Flußthäler, deren Wasser meist nur unter der Oberfläche befindlich ist, oder beckenartige Vertiefungen, umgeben von kleinen Bergketten und Hügelzügen, in denen sich ein Bach oder ein kleiner See von spärlichem Regenwasser sammelt, oder wo Quellen unter einer der umgebenden Hochflächen entspringen. In der Algerischen Sahara wurden seit 1856 durch Erbohren artesischer Brunnen zahlreiche O. geschaffen. Das Wasser bedingt die

Anbaufähigkeit der O., indem es einen regen Pflanzenwuchs hervorruft, welcher in Vergleich mit der Wüste prächtig zu nennen, an sich aber nichts weniger als üppig und dabei sehr einförmig ist. Derselbe wird hauptsächlich durch die Dattel- und die thebaische Palme, die Gummiakazie und den Mannastrauch charakterisirt. Ausgedehnte Oasenlandschaften sind Fezzan (s. d.), Tuat, Tibesti, Bilma, Air, El-Hadh, Aderer, Wadi-Draa. Schon im Alterthume berühmt, zum Theil als Verbannungsorte, waren die Oase des Jupiter Ammon oder die jetzige Oase von Siwah (s. Ammonium) und die westlichere Oase Augila, Audschila oder Udschila sowie die sog. Kleine und Große Oase zunächst westlich von Aegypten.

Oaxáca oder Oajáca, einer der südlichsten Staaten Mexicos, begrenzt vom Stillen Ocean im S., Guerrero im W., Puebla und Veracruz im N., Tehuantepec im O., zerfällt, nachdem das jetzige Departement Tehuantepec (s. d.) schon früher als Territorium davon abgelöst worden, in die drei Departements O. (586,34 Q.-M. und 235845 E.), Ejutla (368,89 Q.-M. und 93675 E.) und Teposcolúla (431,09 Q.-M. und 160720 E.) und umfaßt 1386,30 Q.-M. mit 490240 E. Das Gebiet von O., als ein Ganzes zusammengefaßt, ist größtentheils gebirgig. Es wird von zwei Armen der aus dem Isthmus von Tehuantepec in Nordwestrichtung herübertretenden Cordilleren durchzogen, die in jener Richtung an Höhe zunehmen, nach allen Seiten hin von tiefen Thälern und heißen Schluchten durchfurcht sind und die centrale Hochebene umspannen, in deren Mitte die Stadt O. 4600 F. über dem Meere liegt. Dieses weite Plateau oder Hochthal (Valle de O.), von mehrern theils isolirten, theils mit den beiderseitigen Gebirgszügen zusammenhängenden Hügelreihen überhöht, zerspaltet sich in vier verschiedene Theile oder Buchten und schließt sich 4 M. nördlich von O. bei dem Dorfe San-Juan del Estadó dadurch, daß die beiden Gebirgszüge wieder näher zusammentreten und durch eine 5450 F. hohe Bergkette, die Cuesta de San-Juan, verbunden werden, welche hier die Wasserscheide zwischen der Südsee und dem Mexicanischen Meerbusen bildet. Die nordöstl. Cordillera hat zum Culminationspunkt den 10428 F. hohen Cerro-Zempualtepec unweit des Fleckens Villalta, von dem aus man beide Oceane erblickt. In der südwestl. Cordillera, deren Gehänge in die durchweg nur schmale, selten über 1—2 M. breite Küstenebene an der Südsee hinabtreten, sind die höchsten Gipfel 9400—10300 F. hoch. Die Configuration des Landes gestattet nicht die Entwickelung großer Flüsse. Unter den Gewässern, welche der Südsee zugehen, ist der breite, aber flache und reißende Rio-Verde mit dem Atoyac, unter denen, die in den Mexicanischen Golf fallen, der Alvarado der bemerkenswertheste. Zahlreiche kleinere Flüsse und Bäche geben dem Lande reichliche Bewässerung. Das Klima gehört im allgemeinen zu den angenehmsten in Mexico. Nur in tiefen Schluchten und Thälern wird die Hitze, wie an der Küste, zuweilen sehr drückend. Der fette Boden erzeugt besonders Mais, Weizen, Gerste und alle Gartenfrüchte. Auch baut man Baumwolle, Indigo, Kaffee, Zucker, Cacao, Ananas, Obst- und Südfrüchte aller Art, echte Jalape, Sassaparille, weißen Rhabarber und schlägt treffliche Bau-, Tischler- und Farbehölzer. Der Anbau des Nopal und die Zucht des auf demselben lebenden Cochenilleinsekts ist indeß, wie seit alter Zeit, noch immer der Haupterwerbszweig und das gewonnene Erzeugniß ein sehr bedeutender Ausfuhrgegenstand des Staats. Auch die Viehzucht ist nicht unbedeutend, ebenso die Bienenzucht. Purpurschnecken von vorzüglicher Güte und Perlen finden sich fast an der ganzen Küste, und die Flüsse sind reich an guten Fischen. Das Mineralreich liefert Gold, Silber, Blei, Kupfer, etwas Quecksilber, Eisen, besonders Magneteisenstein, Salz, Schwefel, verschiedene edle Steinarten, Kalk, Gips u. s. w. Der Bergbau ist übrigens noch großer Ausdehnung fähig. 1864 waren 40 Minen in Bearbeitung. Manufacturen und Fabriken in größerm Maßstabe fehlen, bis auf mehrere Eisengießereien, deren Product dem besten englischen nicht nachsteht. Gewerbe und Handwerke beschränken sich auf den gewöhnlichsten Hausbedarf. Die Ausfuhr besteht in Cochenille, etwas wildwachsender Vanille und einigen Droguen, Indigo, Blei, Agavezwirn und Salz für den Handel mit den Nachbarstaaten. Ein großes Hinderniß für das Aufblühen des Handels ist der Mangel an Straßen; gute Seehäfen fehlen ebenfalls. Von größter Wichtigkeit für das Land würde die Ausführung einer längst projectirten Eisenbahn über den Isthmus von Tehuantepec werden. In der Bevölkerung O.s sind die Weißen in sehr geringer Anzahl vertreten und fast nur in den Städten ansässig. Die Hauptmasse bilden Mestizen und Indianer. Letztere sollen über drei Viertel der Bevölkerung ausmachen. Unter ihnen zeichnen sich die Zapoteken, die Hauptbevölkerung der bei der Stadt O. zusammenlaufenden und hauptsächlich bei dem Cochenillebau betheiligten Thäler, vor allen Indianern Mexicos durch Culturfähigkeit und Fleiß aus.

Oaxáca, die Hauptstadt des mexic. Staats gleiches Namens, Sitz der Regierung und eines Bischofs, an dem Vereinigungspunkt der strahlenförmig auseinanderlaufenden Arme des großen und herrlichen Valle de O., an den Flüßchen Otoyac und Tlacolula gelegen, von reizenden Gärten umgeben und durch einen gemauerten Aquäduct reichlich mit Trinkwasser versehen, ist in Form eines Quadrats regelmäßig gebaut, mit breiten, geraden, gutgehaltenen Straßen, steinernen, meist zweistöckigen Häusern und mehrern hübschen Plätzen. Bemerkenswerthe Gebäude sind der weitläufige Regierungspalast mit den Gefängnissen, der Bischofspalast, die große Kathedrale (ein Steinbau, erst 1779 vollendet), die sehr geräumige Fruchthalle (Alhondiga), 2 Hospitäler, 8 Mönchs- und 13 Nonnenklöster, meist sehr ansehnliche Bauten, und das Theater. Das Dominicanerkloster, das größte und reichste, mit einer hübschen Kirche und einer Bibliothek, liegt auf dem höchsten Punkte der Stadt und hat deshalb in den Bürgerkriegen öfters als Festung gedient. An Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt ein Priesterseminar und ein Institut für Wissenschaften und Künste, jedes mit acht Lehrstühlen. O. mit seinen 25000 E. ist ein nur wenig gewerbthätiger, aber verhältnißmäßig sehr wohlhabender Ort, in dem viele reiche Kaufleute, besonders aber Gutsbesitzer, Majoratsherren und vornehme alte Familien leben. Besondere Industriezweige sind die Cigarren- und die Chocoladefabrikation. Die Stadt wurde 1522 von den Spaniern unter dem Namen Antequera gegründet, wahrscheinlich auf der Stelle von Huaxyacac, dem Hauptorte des einst mächtigen indian. Reiches Zapotecapan. Am 15. Sept. 1810 brach hier der Aufstand gegen die span. Herrschaft aus, und 17. Febr. 1831 wurde hier Guerrero kriegsrechtlich erschossen. Als eine westl. Vorstadt ist die 2000 E. zählende Ville de Santa-Maria del Marquesado anzusehen, der Hauptort eines Marquisats des Ferd. Cortez, welches die Stadt rings umgab und 4 Flecken und 49 Dörfer umfaßte. Gegen 6 M. östlich von der Hauptstadt liegt das große, reiche Dorf Mitla, ehemals der Sitz zapotekischer Priesterherrlichkeit, mit Palast- und Tempelruinen sowie Opferpyramiden.

Ob oder Obj, der Hauptstrom Westsibiriens oder der russ. Gouvernements Tomsk und Tobolsk, entsteht im Altai aus zwei wilden Alpengewässern, die sich $1^5/_7$ M. unterhalb Bijsk vereinigen, aus der Katunja und der Bija. Die erstere entspringt 9692 F. hoch an der Bjelucha-Gora, dem höchsten Berg des russ. Altai (s. d.) und wird rechts durch den vom chinesischen Gebiet kommenden Archyt und den Tschui verstärkt. Die östlichere Bija fließt aus dem 9 M. langen, 2 M. breiten und 1596 F. über dem Meer gelegenen Telezkischen See oder Altyn-Köl (Goldsee), unter dessen 26 Zuflüssen der von der chinesischen Grenze kommende Tschulyschman der bedeutendste ist. Der Ob tritt bei Sandypsk in 930 F. Seehöhe aus dem Gebirge, wendet sich als schiffbarer Fluß nach W., dann in mancherlei Windungen nach N. über Barnaul und Tschausk oder Kolywan (s. d.), hierauf gegen NNW. über Narym und Surgut. Er geht sodann, nach Aufnahme des mächtigen Irtysch, im allgemeinen nordwärts über Troizkoi und Beresow und durchströmt das Land Obdorien, zuletzt unter dem Polarkreis von Obdorsk an ostwärts, bis er in bedeutender Breite in den Hintergrund der Obskaja-Guba oder den Obischen Meerbusen, einen 120 M. langen und durchschnittlich 10 M. breiten Arm des Eismeers, mündet. Die directe Entfernung von der Mündung in den Golf bis zur Quelle des Tschulyschman beträgt 295 M., die Stromentwickelung 580, mit den kleinsten Krümmungen sogar 682 M. Das Flußgebiet des Ob umfaßt 57800, nach anderer Berechnung sogar 63800 Q.-M. In seinem obern Laufe wird der Strom nebst einem Theile seiner Nebenflüsse regelmäßig von Transportdampfern befahren und bildet, weil ihm Stromschnellen und Klippen fehlen, eine bequeme Handelsstraße. Da sein Spiegel bei Barnaul nur 360 F. (nach Ledebur sogar nur 326) über dem Meere liegt, so hat er auf der ungeheuern Strecke seines Laufes nur ein sehr geringes Gefälle, wol das geringste aller großen Ströme der Erde. Schon bei Kolywan zeigt er im Sommer 5000 F., bei der Irtyschmündung 7800 F. Breite. Im Mai schwillt er durch die Schneeschmelze der Ebene, im Juni und Juli durch die des Gebirges mächtig an. Während der Schwelle ist er bei dem Zusammenfluß mit der Soswa an 7 M. breit. Im untersten Laufe gleicht er bis in den Juni hinein einem Meere. Von der zweiten Hälfte des Oct. bis in den April ist der an großen, bewaldeten, aber unbewohnten Inseln reiche Strom gefroren. Nach Einmündung des Irtysch spaltet er sich in große, durch Querarme untereinander verbundene Parallelströme, den Großen Ob, den Kleinen Ob (woran Beresow liegt), den Soswa, den Sobi u. a. Von der Irtyschmündung an ist das rechte Ufer beständig hoch und bewaldet; gegen Beresow hin wird auch das linke Ufer hoch, indem sich hier die Uralhöhen dem Strome nähern. Das Wasser des Ob ist gelblich, ungesund und verdirbt unter dem Eise. Die Fülle an Fischen, die der Strom birgt, ersetzt im mittlern und untern

Laufe die Bodenproduction, da Ackerbau nur bis 60°, meistens nur bis 58° nördl. Br. betrieben werden kann. Der Irtysch, der bedeutendste und auf der linken Seite überhaupt einzige wichtige Nebenfluß des Ob, von dem Hauptstrom durch die Barabasteppe (s. d.) getrennt, entsteht südlich vom Ob in der chines. Dsungarei unter dem mongol. Namen Kam-Ertschisch am Khamur-Daban, westlich von der Stadt Gobdo-Khoto. Dieser Fluß strömt etwa 50 M. westwärts und tritt, nachdem er sehr zahlreiche Gebirgswasser vom Altai im Norden und vom Tarbagatai im Süden, namentlich aber den ebenfalls vom Khamur-Daban kommenden und den großen See Kisilbasch bildenden Bulghun oder Urungar aufgenommen, in den Nor-Dsaissan oder den Saisansee, der in 1800 F. Meereshöhe liegt und 15 M. lang, etwa 70 Q.-M. groß und 40 F. tief ist. Aus dem Westende dieses Sees läuft der Strom, nun als Irtysch, erst nordwärts und tritt bei Krasnaja-Jarki auf das russ. Gebiet. Er durchfließt den westl. Altai in einer wilden Bergschlucht, geht über Buchtarminsk und Ust-Kamenogorsk, wendet sich dann in die weiten Steppen Sibiriens und berührt auf seinem seltsam gewundenen Lauf Semipalatinsk, Omsk und Tara. Links aus der Kirgisensteppe den über 100 M. langen Ischim, aus dem Ural den 200 M. langen schiffbaren Tobol aufnehmend, mündet der Irtysch unterhalb Tobolsk. Er ist vom Saisansee abwärts, selbst ohne seine kleinern Windungen, 270, mit denselben und mit dem Ertschisch über 400 M. lang, stellenweise 1500 F., an der Mündung 4200 F. breit und überaus fischreich. Durch die auf ihm bis zum Saisansee mit Fahrzeugen von 3 F. Tiefgang betriebene Schiffahrt hat der Irtysch für den russ. Handel mit China große Wichtigkeit. Andere Nebenflüsse des Ob sind rechts der Tom, der Tschulym, der Ket und der Wach (Wakh), links der Tscharysch, der Aleï, die Buchtarma, im untern Laufe die Konda und die Große Soswa.

Obadja, ein hebr. Prophet, nach der Tradition ein geborener Idumäer und später Schüler des Elias, erlebte die Verheerung Jerusalems durch Nebukadnezar. Von seinen Weissagungen ist in der Sammlung der 12 Kleinen Propheten eine einzige erhalten, eine Drohrede gegen die Edomiter, die schadenfroh an der Zerstörung Jerusalems theilgenommen hatten. Der Prophet verkündet den Fall der Hauptstadt Edom und göttliche Hülfe für Israel. Seine Rede ist lebendig und heftig.

Obduction (lat.) bezeichnet im allgemeinen die Besichtigung und Section (s. d.) menschlicher und thierischer Leichname oder Theile derselben, in engerm Sinne aber häufig nur die vom Gericht oder der Polizei angeordnete Untersuchung eines Leichnams zur Ermittelung der Todesursache. Diese O. wird von einem verpflichteten Gerichtsarzte, meist in Gegenwart des Untersuchungsrichters, eines Schreibers und von Beisitzern vorgenommen. In andern Fällen, wo es sich nicht um eine gerichtliche Untersuchung, sondern nur um polizeiliche Maßregeln handelt, verrichtet der Arzt die O. ohne jene Zeugen. Die O. kann schon mit der Aufhebung des Leichnams beginnen; doch hängt es von den eigenthümlichen Umständen ab, ob zu derselben der Arzt zugezogen wird. Zunächst werden dann das Aeußere des Leichnams und die Körperhöhlen, soweit diese dem Auge zugängig, besichtigt und Verletzungen derselben (Wunden, Finger- und Nägeleindrücke, Strangrinne, Verbrennungen der Mundhöhle durch scharfe Flüssigkeiten, Verstopfungen der Luftwege u. s. w.) genau beschrieben. Darauf erfolgt die eigentliche Section, bei welcher alle Leibeshöhlen geöffnet, alle in denselben befindlichen Organe auf das sorgfältigste untersucht und gleichfalls beschrieben werden müssen. Die Ausführlichkeit ist nicht nur nöthig zur Feststellung der Todesursache, sondern auch zur Ermittelung der Umstände, welche Einfluß auf den tödlichen Ausgang einer Verletzung (mildernde Umstände) haben konnten. So kann z. B. ein leichter Schlag an den Kopf, welcher von einem Gesunden ohne bleibenden Nachtheil ertragen wird, bei einem Menschen mit brüchigen Arterien den Tod zur Folge haben. Bei der O. der Leichen neugeborener Kinder hat der Arzt auch die Reife der Frucht und ihre Lebensfähigkeit zu ermitteln. Findet sich bei der O. nichts, was den Tod genügend erklärt, so werden wenigstens der Magen und Darmkanal mit ihrem Inhalt, die Leber und die Nieren jedes für sich in besondern Gefäßen verschlossen und versiegelt, um später dem Chemiker zur Ausmittelung von Giften eingehändigt zu werden. Man nimmt demnach die gerichtliche O. vor, wo der Verdacht vorliegt oder der Augenschein lehrt, daß der Tod nicht in natürlicher Weise eingetreten ist. Ueber den Obductionsbefund wird ein Protokoll (Visum et repertum, meist nur Visum repertum genannt) aufgenommen, welches dem gerichtsärztlichen Gutachten über die Todesart zu Grunde gelegt wird. Dieses kann der Arzt entweder sofort nach der O. abgeben oder erst später unter Berücksichtigung noch anderer, aber nur rein medicinischer, auf den Tod bezüglicher Umstände später abfassen. An dieses schließt sich unter Umständen das Gutachten des Chemikers an.

Obedienz heißt zunächst das Abhängigkeitsverhältniß, in welchem kirchlich Untergebene zu ihren Obern stehen. Sodann bezeichnet man damit auch alle von einem geistlichen Obern an die Untergebenen (obedientiarii) zur Verwaltung ertheilten Aemter. Weil mit dem Amte auch ein Einkommen verbunden ist, heißt O. endlich auch die Besoldung, namentlich in den Domstiftern. Wird in einem Stifte oder Kloster eine Pfarrei als Lehn von einem Mönche oder Kanoniker verwaltet, so heißt sie Obedienzpfarre. — **Obedientia canonica** heißt im röm. Kirchenrecht der Gehorsam aller Geistlichen und Laien einer Diöcese gegen den Bischof derselben.

Obelisken wird eine besondere Gattung ägypt. Monumente genannt, welche in einem langgestreckten, viereckigen, stets monolithen Pfeiler bestehen, der sich nach oben verjüngt und in eine besondere Spitze ausläuft, welche Pyramidion genannt wird. Der Name ist griechisch und bedeutet eigentlich einen kleinen Spieß. Der ägypt.-hieroglyphische Name war Techen. Ihr ursprünglicher Zweck war, eine kurze Gedächtnißinschrift aufzunehmen, und die Obeliskenform scheint ursprünglich, wie auch die Pyramide (s. d.), dem Todtencult anzugehören. Der älteste bisjetzt bekannte Obelisk wurde in einem memphitischen Grabe der fünften Manethonischen Dynastie (s. Aegypten) von der preuß. Expedition aufgefunden und befindet sich jetzt im königl. Museum zu Berlin. Er ist nur gegen 2 F. hoch, aus Kalkstein und trägt den Namen des Grabinhabers. Außerdem ist aus dem alten Reiche nur noch der berühmte Obelisk von Heliopolis bekannt, der noch jetzt bei Matarîeh aufrecht steht, und ein zweiter in der Sammlung des Herzogs von Northumberland in Alnwick-Castle. Beide gehören in die zwölfte Manethonische Dynastie. Der erstere besteht, wie alle großen O., aus Granit, ist 65 F. hoch, 6 F. an der Basis, nicht ganz 4 F. unter der Spitze breit und steht auf einer hohen Basis; der letztere, von Kalkstein, ist sepulkraler Natur. Eine Mittelform zwischen einem Obelisk und einer oberhalb rund geschlossenen Stele ist der 39 F. hohe sog. Obelisk von Begig im Fayum. Eine weit größere Anwendung fand diese Denkmalform im neuen ägypt. Reiche. Hier ward es Sitte, vor dem Eingange großer Tempel an jeder Seite einen Obelisken zu errichten, welche entweder nur die Namen und Titel des errichtenden Königs oder auch die des verehrten Gottes enthielten. Gewöhnlich waren alle vier Seiten beschrieben; seltener, und wol nur aus Unfertigkeit, tragen sie gar keine Inschriften. Der höchste in Aegypten erhaltene Obelisk ist der der Königin Chnumt-Amun in Karnak, welcher 86 F. mißt. Die meisten O. wurden während der 18. und 19. Dynastie errichtet; doch sind uns auch mehrere aus griech. und röm. Zeit erhalten. Die röm. Kaiser liebten es, O. nach Rom zu führen und dessen Plätze damit zu schmücken. Noch jetzt sind neun beschriebene O. und mehrere unbeschriebene daselbst erhalten. Der größte ist der vor San-Giovanni in Laterano aufgerichtete, dessen Maß auf 90 franz. F. angegeben wird. Er wurde ursprünglich vom König Tuthmosis III. für Theben bestimmt, zu Ehren des Ammon-Ra. 1831 ward einer der beiden O. von Luksor von Mehemed-Ali den Franzosen geschenkt und von diesen nach Paris transportirt, wo er auf der Place de la Concorde aufgestellt ist. Dieser war von Ramses II. ausgehauen worden. Vgl. über diese Denkmäler Zoega, «De origine et usu obeliscorum» (Rom 1797); Ungarelli, «Interpretatio obeliscorum Urbis» (Rom 1842); L'hote, «Notice historique sur les obélisques» (Par. 1836); Birch, «Notes upon obelisks» (im «Museum of classical antiquities», Bd. 2). Auch in Axum (in Aethiopien) sind eine Anzahl O. gefunden worden, darunter einer von 80 F. Höhe, spätere Nachbildungen der ägyptischen O., doch ohne Inschriften. Daß auch in Asien die Form nicht unbekannt war, lehrt der berühmte Obelisk von Nimrud (jetzt im Britischen Museum). Er ist 6 F. 6 Zoll englisch hoch und endigt in drei Stufen ohne scharfe Spitze. Er besteht aus schwarzem Marmor und trägt auf allen vier Seiten Darstellungen mit Keilschriften.

Oberdeutschland wird in der Sprache des gewöhnlichen Lebens vielfach fast ganz gleichbedeutend mit Süddeutschland, zur Bezeichnung aller deutscher Länder im Süden des Main, gebraucht; im engern geogr. Sinne versteht man jedoch darunter nur diejenigen Gebiete, welche theils der Alpenregion selbst angehören, theils die den Alpen nördlich unmittelbar anliegenden höhern Landstriche des südl. Deutschland (westlich der Schwarzwald und die Rauhe Alp, östlich das österr. Bergland, in der Mitte die schwäbisch-bairische, oder vorzugsweise sog. Oberdeutsche Hochebene) begreifen. Zu O. gehören somit im allgemeinen die obern Stromgebiete des Rhein, des Neckar, der Donau und der Etsch, oder in polit. Beziehung etwa Baden, Würtemberg, Hohenzollern, die Südhälfte Baierns (die Kreise Schwaben, Oberbaiern, Niederbaiern, Oberpfalz), von den österr. Kronländern Tirol, Salzburg, Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain. Den Gegensatz zu O. in dieser Auffassung bilden Mitteldeutschland und Niederdeutschland. Eng mit der geogr. Begrenzung O.s ist auch die ethnographische verknüpft. Die eigentlichen oberdeutschen Stämme sind seit den Zeiten des Fränkischen Reichs die Ale-

mannen, die Schwaben und die Baiern (mit den Oesterreichern, Tirolern u. s. w.), deren schon in den Denkmälern des frühern Mittelalters, wenn auch nicht so scharf wie jetzt, geschiedene Mundarten vorzugsweise unter dem Namen der oberdeutschen Mundarten zusammengefaßt und in Gegensatz zu den mitteldeutschen und niederdeutschen gestellt werden. Obgleich die Bezeichnungen oberdeutsch und hochdeutsch mehrfach zusammenfließen, so ist doch die letztere von der erstern insofern unterschieden, als man einerseits unter hochdeutschen Mundarten alle diejenigen zusammenfaßt, welche (wie außer den eigentlichen oberdeutschen auch die mitteldeutschen), gegenüber den niederdeutschen, auf der zweiten Stufe der Lautverschiebung (s. d.) beharrenden, diesen Proceß durch Fortrücken der stummen Consonanten auf die dritte Stufe vollendet haben, andererseits aber auch das Hochdeutsche als Schriftsprache dem Platten (Patois) als der Sprache des gemeinen Volks entgegenstellt. (S. Deutsche Mundarten und Deutsche Sprache.)

Oberer See oder Obersee (engl. Lake Superior, franz. Lac Supérieur, indian. Kitschi Gumi), der westlichste und oberste der fünf Seen Canadas oder des St.-Lorenzstromgebiets, der größte Süßwassersee der Erde, breitet sich zwischen Canada und den Vereinigten Staaten Nordamerikas (Minnesota, Wisconsin und Michigan) in einer westöstl. Länge von 78 M. aus, bei einer wechselnden, in der Mitte aber (unter 70° westl. L.) bis 30 M. steigenden Breite. Sein Umfang beträgt etwa 330 M., der Flächeninhalt 1505 Q.-M., die Meereshöhe 588 F., die mittlere Tiefe 938 F. Der bei weitem größere Theil der Wasserfläche gehört zu den Vereinigten Staaten, indem die Grenze gegen Canada von der Mündung des Pigeon-River nordostwärts um die große Königsinsel (Isle Royale) und dann südostwärts gegen den Huronsee hinzieht. Mit letzterm steht der Obere See, nachdem er sich zu der Tahquamenawbai verengt, durch die 13 M. lange Wasserstraße von St.-Mary in Verbindung. Da in dieser durch eine Reihe von Stromschnellen, die sog. Fälle von Saint-Mary oder Saults de Sainte-Marie, auf eine Strecke von $^2/_5$ M. die Schiffahrt unterbrochen wird, so hat die Regierung der Vereinigten Staaten neuerdings einen Seitenkanal angelegt, sodaß der Obere See jetzt vom Ocean her zugänglich ist. Die Küsten sind, besonders im Norden, vielfach in Baien und Fjorde zerschnitten, felsig, steil, an mehrern Stellen einige hundert Fuß hoch, zwar sehr malerisch, aber in keiner Weise zu Ackerbauniederlassungen geeignet. Die zahlreichen Buchten mit den vorliegenden Inseln, unter denen die Isle-Royale im NW., die Gruppe der Zwölf Apostel im SW. und Michipicoton im NO. hervorzuheben sind, bieten während häufiger Stürme den Schiffen Zuflucht dar. Eine Menge reißender und darum unfahrbarer Bergströme stürzen in das Seebecken hinab, besonders im Norden. In das westl. Ende des Sees, in die Bai Fond du Lac, ergießt sich der St.-Louis, der oft als Quellfluß des St.-Lorenzstroms angesehen wird. Das ungemein klare, durchsichtige, sehr fischreiche Wasser des Sees steigt zuweilen 3—5 F. über das gewöhnliche Niveau. Die wichtigsten Fischereien befinden sich am Ausflusse des Sees, in der Straße von St.-Mary. Von besonderer Wichtigkeit sind die Kohlen- und Metallschätze der Umgebungen, namentlich die unerschöpfliche Kupferregion des Obern Sees. Der See wurde erst 7. Sept. 1641 durch die franz. Missionare Raymbault und Jogues entdeckt, etwas näher bekannt durch Mesnard 1660 und Allouez 1666. Die erste dauernde Missionsstation wurde 1668 durch Dablon und Marquette an den Saults von Ste.-Marie gegründet, wo 1671 eine große Versammlung von Missionaren und franz. Beamten aus Canada vom See und seiner Umgebung förmlich Besitz für die Krone Frankreich nahm. Das Vorhandensein von Kupfer in diesen Gegenden war schon 1659 den Jesuiten bekannt. Der erste Engländer, welcher, angelockt von diesen Schätzen, Anstalten zu deren Ausbeutung traf (1771 am Ontonagonflusse an der Südküste, dann 1772 an der Nordküste), war der Trader Alexander Henry. Weitere Explorationen erfolgten 1820 durch den amerik. General Cass und den Geologen Schoolcraft. Aber erst 1844 kam der Bergwerksbetrieb in regelmäßigen Gang, und erst seitdem wurden diese Gegenden besiedelt und genauer bekannt. Daß schon in frühester Zeit ein nicht weiter bekanntes Volk die Kupfererze in roher Weise ausbeutete, ist im Winter von 1847 auf 1848 durch Auffindung verfallener Grubenlöcher, ausgeschmolzener Stücke Kupfers, Hämmer, Asche u. s. w. bekannt geworden. Das Kupfer findet sich in kleinen Massen durch den Quarzfels verstreut oder in großen stehenden Blättern von Zoll- bis zu Yarddicke. Häufig findet sich zugleich auch Silber. Die hier durch Schachte bis 535 F. Tiefe und Stollen bis 1960 F. Länge erreichten Kupfermassen sind von beispielloser Größe. 1858 fand man eine solche von 48 F. Länge und 20 F. Höhe, deren Gewicht auf 150 Tons (3000 Ctr.) geschätzt wurde. In den sämmtlichen Minen der drei nordamerk. Bergwerksdistricte Keweenaw, Ontonagon und Portage-Lake wurden von 1848—63 an 57566 Tons (à 20 Ctr.) Rohkupfer ausgebeutet.

Obergerichte waren nach der ältern Verfassung die mit Strafgerichtsbarkeit in peinlichen Sachen (alta jurisdictio, haute justice) bewidmeten, im Gegensatze zu den Erb- oder Niedergerichten, welche nur in bürgerlichen Rechtssachen und über geringere Straffälle zu entscheiden hatten (hereditaria, bassa jurisdictio, moyenne et basse jurisdiction). In neuerer Zeit versteht man darunter mehr die höhern collegialisch besetzten Gerichte, welche über Berufungen von den Gerichten unterer Instanz erkennen und dieselben beaufsichtigen, also die Appellationsgerichte und Obertribunale.

Oberhaus und **Unterhaus**, s. Englische Verfassung.

Oberlahnstein oder Lahnstein, ein uraltes, schon 890 genanntes, seit 1866 preuß. Städtchen und Brunnenort mit 3126 E. in dem früher kurmainzischen Theile des ehemaligen Herzogthums Nassau, unweit von der Mündung der Lahn in den Rhein in einer fruchtbaren, obstreichen und gewerbfleißigen Gegend, ist noch mit Thürmen, Mauern und Gräben umgeben und hat ein altes Schloß mit neuerm Anbau aus dem 18. Jahrh., zwei Sauerbrunnen, Hütten- und Hammerwerke. Es ist hier eine Station der nach Ems, Wiesbaden und Frankfurt führenden Eisenbahn und der Landeplatz des Dampfboots, welches von Kapellen unter dem Stolzenfels die Ueberfahrt über den Rhein zur Eisenbahn bewerkstelligt. Vor dem südl. Thore steht die kleine Kapelle, in welcher 20. Aug. 1400 die Kurfürsten König Wenzel der deutschen Kaiserkrone verlustig erklärten, bevor sie jenseit des Rhein auf dem Königsstuhl den Pfalzgrafen Ruprecht erwählten. Etwas vom Rhein entfernt steht auf steilem Bergkegel über der Lahn die Ruine der 1688 gleichzeitig mit Stolzenfels von den Franzosen zerstörten Burg Lahneck, jetzt Eigenthum eines Engländers, der Herstellungsbauten ausführen ließ. Goethe dichtete 1774 beim Anblick von Lahneck seinen «Geistesgruß». Nördlich von O. liegt das Städtchen Niederlahnstein, am rechten Ufer und nahe der Mündung der Lahn, die hier den eigentlichen Handelshafen Nassaus bildet. Der Ort hat über 2704 E., ein Eisen-, Hütten- und Hammerwerk u. s. w. und lebhafte Schiffahrt. Dabei liegt der Allerheiligenberg mit einer vielbesuchten Wallfahrtskapelle und am Rhein die alte St.-Johanniskirche, welche 1844 zum Theil einstürzte, 1857 aber hergestellt wurde. Hier ging 1. Jan. 1814 der russ. General St.-Priest über den Rhein.

Oberlin (Jerem. Jak.), Literator und Alterthumsforscher, geb. zu Strasburg 7. Aug. 1735, widmete sich auf der Universität seiner Vaterstadt seit 1750 den Sprachen und histor. Wissenschaften, wurde dann daselbst als Lehrer am Gymnasium und Adjunct der Bibliothek angestellt und später als Professor bei der Universität. Als solcher starb er 10. Oct. 1806. Nicht ohne Werth waren seine Ausgaben des Horaz (Strasb. 1788), Tacitus (2 Bde., Lpz. 1801) und Cäsar (Lpz. 1805; 2. Aufl. 1819) sowie die «Orbis antiqui monumentis suis illustrati primae lineae» (Strasb. 1790) und die «Rituum Romanorum tabulae», die lange als Leitfaden beim Unterricht dienten. Ferner schrieb er «Artis diplomaticae primae lineae» (Strasb. 1788) und «Literarum omnis aevi fata» (Strasb. 1789). Das Studium der deutschen Sprache des Mittelalters bewog ihn zur Herausgabe und Vervollständigung von Scherz' «Glossarium Germanicum medii aevi» (2 Bde., Strasb. 1781—84). Unter dem Titel «Museum Schoepflinianum» (Strasb. 1770—73) beschrieb er das von Schöpflin der Stadt Strasburg vermachte reichhaltige Museum und bearbeitete die «Alsatia literata» (Strasb. 1782), wozu ihn Schöpflin früher mit Materialien unterstützt hatte. — Johann Friedrich O., des vorigen Bruder, bekannt als edler Menschenfreund, wurde 31. Aug. 1740 zu Strasburg geboren. Er studirte Theologie und übernahm 1766 das prot. Pfarramt zu Waldbach im Steinthale (Ban de la roche), einer rauhen Gebirgsgegend. Seit dem Dreißigjährigen Kriege verheert, gab das Steinthal den 100 Familien, die es bewohnten, einen so dürftigen Unterhalt, daß sie fast aller Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des gesitteten Lebens entbehrten. O. unterzog sich der geistigen wie materiellen Cultur dieser Bevölkerung mit Ausdauer und solchem Erfolg, daß sie am Ende des Jahrhunderts, trotz der Revolution, auf 5000 Seelen gestiegen war. Als die Landwirthschaft nicht mehr ausreichende Beschäftigung gab, führte er Strohflechten, Baumwollspinnerei und später Weberei ein, die aber auch nur so lange mit Erfolg getrieben werden konnte, bis in den benachbarten Dörfern Maschinen eingeführt wurden. Aus der großen Bedrängniß, in welche die Bewohner infolge davon geriethen, wurden sie dadurch errettet, daß Legrand von Basel seine Bandmanufactur vom Oberrhein in das Steinthal verlegte. In der letzten Zeit seines Lebens lieferte O. eine freundliche Schilderung des Alters. Er starb 1. Juni 1826. Vgl. die Biographien O.'s von Lutherot (Par. 1826; deutsch von Krafft, Strasb. 1826), Stöber (Strasb. 1831), Schubert (4. Aufl., Münch. 1832), Burckhardt (4 Thle., Stuttg. 1843), Bodemann (Stuttg. 1855) und Spach (Par. 1866).

Oberuzell oder Hafnerzell, ein Marktflecken im Bezirke Wegscheid des bair. Kreises Niederbaiern, im ehemaligen Bisthum Passau, an der Donau, unweit der österr. Grenze, mit 1377 E., ist besonders bekannt wegen der daselbst verfertigten und weit und breit versendeten Schmelztiegel, die gewöhnlich Passauer Tiegel genannt werden. Auch unterhält man daselbst drei Eisenhämmer, eine Baumwollspinnerei und eine Bleistiftfabrik und fertigt viele Töpferwaaren und Ziegel. Das Material zu dieser wichtigen Töpferei und übrigen verwandten Industrie, Graphit und Porzellanthon, wird bei dem nahen, 1126 E. zählenden Marktflecken Griesbach gefunden, von wo aus auch die Fabriken von Nymphenburg versorgt werden.

Oberon, der König der Elfen, Gemahl der Titania, erscheint zuerst in dem altfranz. Gedichte aus dem karolingischen Sagenkreise: «Huon de Bordeaux, chanson de geste» aus dem 12. Jahrh. (herausg. von Guessard und Grandmaison, Par. 1860), das später vielfach umgearbeitet, erweitert und zuletzt in einen prosaischen Volksroman aufgelöst wurde. Der Name «Oberon» ist für Auberon geschrieben, welches für das ältere Alberon steht und dem deutschen Alberich, d. h. Elfenkönig, entspricht. Aus dem Französischen haben die engl. Dichter Shakspeare in seinem «Sommernachtstraum», Spenser und Chaucer ihren O. geschöpft, und ebendaher, nämlich aus dem vom Grafen von Tressan in der «Bibliothèque universelle des romans» (1778) gegebenen Auszuge des franz. Romans, nahm Wieland einen Theil der Materialien für seinen «O., ein romantisches Heldengedicht», der zuerst im «Deutschen Mercur» (1780) in 14 Gesängen, dann verbessert in 12 Gesängen in dessen «Auserlesenen Gedichten» (Bd. 3 und 4, Lpz. 1785) und hierauf abermals verbessert (Lpz. 1789) erschien. Nach Wieland ist Planché's Text für Weber's Oper «Oberon» bearbeitet. Ueber die franz. und niederländ. Volksbücher von Hüon vgl. Dunlop, «Geschichte der Prosadichtungen» (deutsch von Liebrecht, Berl. 1851) und Ferd. Wolf in den «Denkschriften» der wiener Akademie (Bd. 8).

Oberrheinkreis oder Oberrheinischer Kreis, einer der zehn Kreise des Deutschen Reichs, der nach und nach alle seine jenseit des Rhein gelegenen Landschaften an Frankreich verlor. Zu den Ständen desselben gehörten in der letzten Zeit die Hochstifter Worms, Speier mit den Propsteien Weissenburg, Strasburg, Basel und Fulda, das Johanniter-Meisterthum oder das Fürstenthum Heitersheim, die gefürstete Abtei Prüm, die Propstei Odenheim, die Pfalz, Kurpfalz wegen der Fürstenthümer Simmern, Lautern und Veldenz, Pfalz-Zweibrücken, Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt, das Fürstenthum Hersfeld, die Grafschaft Sponheim, die gefürstete Grafschaft Salm mit Kyrburg, die Fürstenthümer Nassau-Weilburg, Nassau-Usingen, Nassau-Idstein, Nassau-Saarbrücken und Ottweiler, die Grafschaften Waldeck, Hanau-Münzenberg, Hanau-Lichtenberg, Solms-Hohensolms, Solm-Braunfels, Solms-Rödelheim und Solms-Laubach, Kurmainz und Stolberg wegen der Grafschaften Königstein, Isenburg-Birstein, Isenburg-Büdingen, die Wild- und Rheingrafen, die Grafschaften Leiningen-Hardenburg, Leiningen-Westerburg, Münzfelden, Sayn-Wittgenstein zu Sayn-Wittgenstein, Wittgenstein zu Berleburg, Falkenstein, Reipoltskirchen, Krichingen und Wartenberg, die Herrschaft Bretzenheim, Dachstul und Ollbrück, die Reichsstädte Worms, Speier, Frankfurt a. M., Friedberg und Wetzlar. Hessen-Kassel sagte sich wiederholt von den Ständen des Oberrheinischen Kreises los, trat ihnen aber zuletzt 1764 doch wieder bei. Die ausschreibenden Directoren waren der Bischof von Worms und der Pfalzgraf am Rhein. Die Kreistage wurden früher in Worms, seit Anfang des 18. Jahrh. in Frankfurt gehalten.

Obersachsen oder Obersächsischer Kreis, einer der zehn Kreise des Deutschen Reichs, von ungefähr 1800 Q.-M., umfaßte folgende 22 Stände: Kursachsen, Kurbrandenburg, die Fürstenthümer Sachsen-Weimar, Sachsen-Eisenach, Sachsen-Koburg, Sachsen-Gotha, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Querfurt, die Herzogthümer Vorpommern, Hinterpommern mit Cammin, das Fürstenthum Anhalt, die Abteien Quedlinburg und Gernrode, das Stift Walkenried, die Grafschaften Schwarzburg-Sondershausen und Schwarzburg-Rudolstadt, Mansfeld, Stolberg, Barby, die Grafschaften Reuß und Schönburg. Der Kurfürst von Sachsen war stets kreisausschreibender Fürst und Director des Kreises. Die Kreistage wurden früher in Leipzig, dann auch zu Frankfurt a. O. und in Jüterbogk gehalten; seit 1683 fand keine Versammlung wieder statt. Sämmtliche Stände waren bis zum Rücktritte des Kurhauses Sachsen der evang. Kirche zugethan.

Oberst, früher auch Obrist geschrieben, bezeichnet den militärischen Grad, der hinter dem General folgt, unter den Stabsoffizieren die oberste Charge. (S. Offizier.) Ursprünglich wurde der Befehlshaber einer Kriegsmacht so genannt (Feld- oder Kriegsoberst), dann insbesondere der eines Regiments, worauf bei der Bildung der Offiziercorps im 16. Jahrh. ein bestimmter Grad damit bezeichnet wurde. Gegenwärtig ist der O. im allgemeinen Regiments-

commandeur, kann aber auch in andern Functionen stehen, z. B. im Generalstabe, oder Adjutant, Festungscommandant sein u. s. w. — Oberstlieutenant hieß zuerst des Obersten Stellvertreter, wurde aber dann die unmittelbar auf den O. folgende Charge im Offiziercorps. — Oberstwachtmeister war früher der Offizier, der mit den taktischen, ökonomischen und Garnisonsverhältnissen eines Regiments zu thun hatte. Seit dafür die Bezeichnung Major eingeführt ist, wird jener Titel noch von Untergebenen oder als Höflichkeitsform in der Anrede gebraucht.

Oberstein, Stadt und Hauptort eines Amtsgerichtsbezirks (3,04 Q.-M. mit 15513 E., 1861) in dem oldenburg. Fürstenthum Birkenfeld am Hundsrück, zu beiden Seiten der Nahe und an der Eisenbahn, in 869 F. Meereshöhe, 7,1 M. von Kreuznach und 2,3 M. von Birkenfeld gelegen, gilt wegen seiner ganz eigenthümlichen Lage für den Glanzpunkt des Nahethals und ist berühmt als Hauptsitz der Fabrikation von sog. Obersteiner Waaren. Die an 400 F. hoch steil aufsteigenden Melaphyrwände haben am linken Ufer der Nahe den Häusern kaum Raum gelassen sich auszubreiten. Auf den Gipfeln derselben sind die ansehnlichen Ruinen zweier Schlösser der 1670 ausgestorbenen Herren von O., westlich das neue, östlich das alte Schloß «zum obern Stein». Auf halber Höhe, 200 F. über der Nahe, liegt an der Melaphyrwand des letztern Ruinenbergs die höchst merkwürdige evang. Pfarrkirche halb in den Fels eingehauen, halb aufgemauert, angeblich aus dem 12. Jahrh., 1482 durchaus erneuert. Die neue kath. Kirche, ein schöner goth. Bau aus dunkelrothem Melaphyr, steht auf dem rechten Felsufer in der Nähe des Bahnhofs. Die Stadt hat (1864) 3507 E. (als Gemeinde 3755), die sich mit Gerberei, hauptsächlich aber mit Fertigung von Obersteiner Waaren beschäftigen, d. h. mit Schneiden, Schleifen und Metallfassung von Achatsteinen. Früher wurden die Achate hier in großer Menge gefunden. Die einheimischen Achatgräbereien haben aber jetzt fast ganz aufgehört, da seit etwa 1860 auch fremde Halbedelsteine aus Brasilien, Montevideo, Indien, Böhmische Steine zu weit niedrigern Preisen und in größern Stücken eingeführt werden, wodurch diese Industrie eine beträchtliche Ausdehnung erhalten hat. Auch versteht man es jetzt, dem Achat durch Färben und Kochen in chem. Substanzen beliebige Färbungen zu geben, sodaß dadurch natürliche Edelsteine nachgeahmt und selbst die unscheinbarsten Steine in Karneole, Onyxe, Sardonyxe u. dgl. verwandelt werden. Am Idarbache, der bei O. in die Nahe fällt, und an welchem $^3/_8$ M. nordwestlich von der Stadt der Flecken Idar mit 2404 E. liegt, stehen durch das ganze Thal herab Schleifmühlen in großer Menge. Auch auf einige Ortschaften des anstoßenden preuß. Hochwaldes, wo die nöthigen Wassergefälle vorhanden, hat sich diese Steinschleiferei ausgedehnt. 1865 waren 363 Goldschmiede mit 134 Gesellen und 133 Lehrlingen beschäftigt, die bearbeiteten Gegenstände (Armbänder, Brochen, Dosen) in Gold, vergoldetes Silber, Messing u. dgl. zu fassen. Es werden jährlich etwa 1 $^1/_2$ Mill. Thlr. in den verschiedenen Artikeln umgesetzt.

Object oder Gegenstand heißt das vorgestellte Wesen im Gegensatz zum Subject als dem vorstellenden. Das vorgestellte O. kann entweder blos meine eigene Vorstellung sein, oder ein wirklicher (realer) Gegenstand, d. h. ein Wesen, zu dessen Vorstellung jedes Subject auf übereinstimmende Weise durch sinnliche Anschauung sich genöthigt findet. Ein solches ist ein O. in der engern Bedeutung des Worts. Unter dem Objectiven wird daher gewöhnlich das sinnlich Wirkliche oder für jedermann Wahrnehmbare, unter dem Subjectiven das nur mir allein Erschienene, von mir allein Empfundene, von mir allein Gedachte verstanden. Einen Gegenstand objectiv betrachten heißt dann, ihn nach seiner eigenen Natur und Beschaffenheit betrachten; ihn subjectiv betrachten aber, sein Verhältniß zu uns oder wie er sich in unserer Auffassung gestaltet, erkennen und darstellen. Die Objectivität ist entgegengesetzt der Subjectivität oder Persönlichkeit. Eine objective Erkenntniß oder Darstellung ist der wahren Beschaffenheit des Gegenstandes gemäß, eine subjective nur der Vorstellung, die sich der Auffassende davon gemacht hat, wobei die Frage nach der Richtigkeit und Wahrheit der Vorstellung immer erst zu entscheiden ist. Der Gegensatz objectiver und subjectiver Darstellung bezieht sich hauptsächlich auf die schöne Kunst; er beruht darauf, ob die Darstellung den Gegenstand selbst sprechen läßt oder ob sie den letztern sich unterordnet. Der Unterschied wird leicht fühlbar, wenn man die subjective Darstellung Jean Paul's mit der objectiven Goethe's vergleicht. Einige Kunstformen fordern die reinste Objectivität, so die Plastik, das Epos und Drama; andere gestatten mehr oder weniger subjective Elemente, z. B. die Musik und die Lyrik.

Objectiv oder Objectivglas heißt in einem Fernrohre oder Mikroskope dasjenige Sammelglas, welches dem Gegenstande zugekehrt ist und von demselben die Lichtstrahlen empfängt, im Gegensatz zu dem vor dem Auge stehenden Ocular. Auch bei photogr. Apparaten nennt man die Linse oder das Linsensystem, durch welche, nach dem Principe der Camera-obscura

(s. d.), auf der matten Glasplatte ein Bild davorliegender Objecte erzeugt wird, das O. des Apparats. Je größer das O. eines Fernrohrs ist, desto mehr Helligkeit gewährt dasselbe. Große O. sind aber schwer zu verfertigen, weil es überhaupt schwer ist, ein etwas größeres, ganz gleichartiges Glasstück zu erhalten, und weil es ferner sehr schwierig ist, großen Linsen genau die Krümmung einer Kugel zu geben. Soll ein Fernrohr oder Mikroskop die Gegenstände frei von farbigen Rändern, rein und scharf zeigen, so muß das O. aus Linsen verschiedener Glasgattungen zusammengesetzt sein (s. Achromatisch) und diesen Linsen eine solche Krümmung gegeben werden, daß die aus der Kugelgestalt entstehende Undeutlichkeit möglichst verringert wird. Besonders schwierig herzustellen ist der Achromatismus für gute photographische O., weil hier nicht nur, wie bei denen der Fernröhre und Mikroskope, die verschiedenen Brennpunkte der für das Auge wahrnehmbaren Farben (Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett) in einen Brennpunkt vereinigt werden müssen, sondern auch die weit brechbarern, chemisch, aber nicht physiologisch wirksamen, sog. ultravioletten Strahlen mit zu berücksichtigen sind, da man sonst, auch bei scharfer Einstellung des Bildes für das Auge, auf der photographisch empfindlichen Platte dennoch nur ein verwaschenes Bild erhält.

Oblaten sind dünne, aus ungesäuertem Weizenmehle gebackene Scheiben, welche bei geringer Anfeuchtung weich und deshalb statt des Siegellacks zur Besiegelung der Briefe gebraucht werden. Auch bedient man sich der Oblate zu allerlei Gebackenem. In der röm.-kath. und prot. Kirche heißt das consecrirte Brot im Abendmahle Oblate, d. h. das Dargebrachte, weil es in der frühesten Kirche Sitte war, daß Brot und Wein zur Feier des Abendmahls von den reichern Christen für die Armen mitgebracht wurden. Diese Gaben hießen Oblationen, dann auch Hostien (s. d.), und die Kirchensprache bezeichnet den Diakonus, welcher dem Bischofe bei dem Meßamte Brot und Wein zuträgt, mit dem Worte Oblationarius. Später fielen die ursprünglich für die Armen bestimmten Gaben und Almosen als Oblationen den Mönchen zu und bildeten einen Theil der geistlichen Einkünfte. Die O. beim Abendmahle bestanden ursprünglich aus gewöhnlichem und gesäuertem Teige, erst seit dem 8. und 9. Jahrh. wurde der Gebrauch des ungesäuerten Brotes gebräuchlich. Dagegen hatten die O. schon in der alten Kirche eine runde, kuchenförmige Gestalt, auch wurden sie bald mit Symbolen und Aufschriften versehen, namentlich mit dem Bilde Christi und einem Crucifix, oder mit dem Bilde eines Lammes; als Aufschrift gebrauchte man gern die Buchstaben I. N. R. I. — O. nannte man in der Kirchensprache nicht blos die Laienbrüder und Laienschwestern (Oblati und Oblatae) in den Klöstern, sondern auch überhaupt die, welche schon in ihrer Kindheit dem Klosterleben sich bestimmten oder bestimmt wurden, endlich die, welche ihr materielles und moralisches Vermögen einem Kloster weihten; sie trugen die Klosterkleidung. — Den Orden der O. der heiligen Franziska bilden Damen aus adelichen und fürstl. Familien, die in klösterlicher Verbindung nach der Benedictinerregel leben, aber keine feierlichen Gelübde ablegen, selbst aus der Verbindung wieder treten und sich verheirathen können. Der Orden wurde von der heil. Franziska, der Gemahlin Ludovico's de Pontianis, eines röm. Vornehmen, 1433 in Rom gestiftet, stand anfangs unter dem Ordensgeneral der Mönche vom Oelberge, kam aber schon unter Eugen IV. unter die Leitung von Beichtvätern. Das Noviziat dauert ein Jahr; Rigorismus in der Befolgung der Ordensregel wird nicht gehandhabt.

Obligation (lat.) bedeutet Verbindlichkeit, Rechtspflicht. Ein jeder ist zur Erfüllung der allgemeinen Bürgerpflichten und zur Achtung derjenigen fremden Privatrechte gehalten, welche, wie z. B. das Eigenthum und die Rechte der Persönlichkeit, gegen Verletzungen durch beliebige Dritte gesetzlich sichergestellt sind. Neben diesen allgemeinen Verbindlichkeiten kommen aber auch besondere vor, die auf specielle Entstehungsgründe, wie Vertrag, Beschädigung durch unerlaubte Handlungen, Letzten Willen, anerkannte Billigkeitsrücksichten, zurückführen und nur zwischen bestimmten einzelnen Personen dahin wirksam werden, daß die eine, der Schuldner, zu Gunsten der andern, des Gläubigers, etwas geben, thun oder unterlassen soll. Derartige Verbindlichkeiten und die mit ihnen zusammenhängenden Forderungsrechte werden vornehmlich O. genannt. Sie heißen «einseitige», wenn dabei der eine Theil nur Gläubiger, der andere nur Schuldner wird, z. B. bei gültigen Schenkungsversprechen, oder «doppelseitige, zweiseitige», wenn daraus Leistungspflichten für beide entstehen (so bei Kauf, Miethe). Daraus entspringende Klagen auf Erfüllung sind nur gegen den Betheiligten anzustellen; doch kennt das gemeine Recht neben den klagbaren Verbindlichkeiten (obligationes civiles) auch unklagbare (naturales), wo der Berechtigte, wie z. B. der Gläubiger, welcher einem Haussohne Gelddarlehne gegeben, seine Forderung nicht ausklagen, sondern nur das darauf freiwillig Bezahlte oder die dafür bestellten Pfänder

zurückbehalten oder, wenn er selbst wieder Schuldner seines Schuldners wird, die betreffende Forderung in Gegenrechnung bringen kann. Mit der vom Begriff gebotenen Beziehung der O. auf bestimmte Personen ist es nicht unvereinbar, daß dabei mehrere als Mitgläubiger oder Mitschuldner (correi credendi vel debendi) vorkommen. Es besteht dann eine **Correalobligation**, wie z. B. wenn mehrere Gesellschaften innerhalb ihres Geschäftsbetriebs Forderungen erwerben und Verbindlichkeiten übernehmen, oder mehrere Erben an die Stelle des ursprünglichen Gläubigers oder Schuldners treten. Gewöhnlich kann hier jeder Interessent nur auf den ihn treffenden Antheil klagen oder belangt werden. Indeß sind nicht nur Nebenberedungen und letztwillige Verfügungen gestattet, welche namentlich den Gläubiger ermächtigen, sich unter den Mitschuldnern den zahlungsfähigsten oder nächsten und zuverlässigsten auszusuchen und ihn, vorbehältlich des Rückanspruchs oder Regresses an die durch ihn zu befreienden Mitschuldner, «solidarisch» auf das Ganze zu belangen, sondern die O. ist auch selbstverständlich solidarisch, wenn eine individuell bestimmte Sache (species) von mehrern zugleich gefordert oder geleistet werden soll. Desgleichen erklären die Gesetze ausnahmsweise manche Verbindlichkeiten für solidarisch, wie z. B. die Ersatzpflicht wegen unerlaubter, von mehrern in Gemeinschaft verübter Handlungen, wo sogar die andern Miturheber durch die Zahlung von seiten eines ihrer Genossen nicht frei werden und dem Zahlenden deshalb der Rückanspruch entgeht. Nach dem Deutschen Handelsgesetzbuche sind auch die Mitglieder einer offenen Handelscompagnie und die persönlich haftenden Complementare bei einer Commanditgesellschaft zum solidarischen Einstehen für alle Handlungsschulden verpflichtet. Nach dem Gegenstande heißt die Verbindlichkeit einfach, mehrheitlich oder zur Wahl berechtigend (obligatio simplex, copulativa, alternativa), je nachdem blos eine Sache oder mehrere Sachen zugleich oder von mehrern die eine oder andere gegeben werden soll. — Im Verkehre bezeichnet man mit O. einen Schuldschein, namentlich die öffentlichen Schuldverschreibungen der Staaten, Gemeinden, Creditinstitute, der vom Staate zu Anlehen ermächtigten Actiengesellschaften u. s. w.

Obligo (eigentlich Obbligo, ital.) heißt Verbindlichkeit, Gewähr, Garantie; O. stehen daher: Gewähr stehen. Es kommen diese Ausdrücke vorzüglich im kaufmännischen Verkehr vor. Namentlich sagt der Acceptant bei Annahme eines für dritte Rechnung auf ihn gezogenen Wechsels, worüber er von dem betreffenden Dritten noch keinen Bericht (Avis) hat, daß er ihn unter eigenem O. acceptirt habe. Ferner kann man beim Indossament die Regreßpflicht oder die Bürgschaft für das Eingehen der Wechselzahlung ablehnen durch den Zusatz: ohne mein O., oder eine gleichbedeutende Clausel, z. B.: ohne meine Verbindlichkeit, ohne Gewähr. Wer mit der Bestimmung eine Anweisung (s. d.) auf einen Schuldner seines Schuldners annimmt, daß er sich nur noch an jenen halten soll, entläßt den bisher Verpflichteten aus dem O.

Oblongum oder Rechteck nennt man in der Geometrie ein rechtwinkeliges Viereck mit ungleichen Seitenpaaren.

Obmann bedeutet im allgemeinen einen, dem ein gewisser entscheidender oder maßgebender Einfluß eingeräumt ist. So nennt man O. denjenigen, den bei Errichtung eines Schiedsgerichts zur außergerichtlichen Vergleichung einer Privatrechtssache die beiden von den Parteien gewählten Schiedsrichter als Dritten wählen, dessen Stichentscheid den Ausschlag gibt, wenn jene beiden verschiedener Ansicht sind. Ferner nannte man so in vielen Gegenden die Leiter der Volksversammlungen oder polit. Vereine, besonders auf seiten der demokratischen Partei.

Oboe oder Hoboe (franz. Hautbois), ein Holzblasinstrument, das sowol zum Solo als im Concertorchester und in der Militärmusik häufig verwendet wird. Der äußern Gestalt nach ist die O. eine Röhre, die, nach unten zu konisch sich erweiternd, in einen Schallbecher (Trichter, Stürze) ausläuft und mit Tonlöchern und Klappen sowie mit einem Mundstück, vermöge dessen es intonirt wird, versehen ist. Die Länge des Instruments beträgt etwa 22 Zoll (20 für die eigentliche Röhre und 2 für den Schallbecher), die konische Erweiterung 0,23—0,76 Zoll, der Durchmesser des Schallbechers am untern Rande 2 Zoll. Das Instrument wird aus hartem Holz (Buchsbaum, wildem Birnbaum, Ebenholz) verfertigt, und sein Körper ist gegenwärtig aus vier Theilen: Kopfstück, oberes und unteres Mittelstück und Schallbecher, zusammengesetzt. Das Mundstück besteht aus zwei dünnen Blättchen feinen Schilfrohrs, die unten um ein in das Kopfstück hineingestecktes Messingröhrchen (Stift) gebunden sind, am obern Ende breiter werden und sich schwach wölben, sodaß sie, während sie mit den Längenrändern dicht aneinanderliegen, oben einen schmalen ganz flach-ovalen Spalt lassen, durch den die Luft beim Anblasen in den Körper des Instruments eintritt. Die gute Beschaffenheit des Rohrs ist auf den Klang von größtem Einfluß. Im obern Mittelstück befinden sich vier Tonlöcher (zwei größere und zwei

kleinere nebeneinander), im untern Mittelstück drei Tonlöcher. Die Zahl der Klappen beträgt gegenwärtig 13 oder 14, während früher nur 12, 9 oder noch weniger gebräuchlich waren. Der Umfang der O. erstreckt sich vom eingestrichenen c (oder h und b der kleinen Octave) bis zum dreigestrichenen d (oder f) chromatisch durch alle Töne, die im Violinschlüssel notirt werden. Am angenehmsten sind die mittlern und höhern Töne. Die tiefsten werden leicht blökend und grob, die höchsten scharf und schneidend, überschlagen (kiksen) auch leicht. Die Spielgeläufigkeit der O. ist ziemlich bedeutend. Das Instrument war früher für den Solo-Concertgebrauch sehr beliebt, jetzt ist es, wie überhaupt alle Blasinstrumente, in dieser Beziehung in den Hintergrund getreten, und man nimmt etwa noch ein ausdrucksvolles und cantables Adagio, dessen die O. allerdings in schönster Weise fähig, mit Vergnügen hin. In Orchestercompositionen ist die O. ein fast nicht zu entbehrendes Mittel für Glanz und Frische der Färbung überhaupt wie zu feinen und pikanten Mischungen im besondern, in Verbindung z. B. mit den übrigen Holzblas- und den Streichinstrumenten. Im Militärorchester (der sog. Harmoniemusik) ist sie, wegen der Schärfe und Penetranz ihres Klanges, das melodieführende Hauptinstrument. Daher werden auch dieser ihrer Wichtigkeit gemäß die Mitglieder eines Militärmusikchors (besonders früher) Hautboisten (Oboisten) genannt. Das Instrument ist offenbar aus der alten Schalmei entstanden. Die Technik des Spiels war in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts schon bedeutend entwickelt, und das Instrument fand damals in zwei verschiedenen Größen seine Anwendung: 1) als Oboe piccola, unsere jetzige gewöhnliche O., für Sopran und Alt, 2) als Oboe bassa (Grand Hautbois), etwas größer und eine Terz tiefer (in A) stehend. Außerdem gab es noch zwei, hinsichts der Construction etwas abweichende Arten: die Oboe da caccia, in vervollkommneter Gestalt unter dem Namen Englisches Horn gegenwärtig noch gebräuchlich, und die Oboe d'amore (d'amour, auch longa), gleich der Oboe bassa eine Terz tiefer stehend als die gewöhnliche O., an Klang etwas schwächer als diese, aber angenehmer und lieblicher, mit einer Schallstürze, die von annähernd kugelartiger Gestalt und größerer Körperweite als bei der gewöhnlichen O., außerdem inwendig ganz hohl und am untern Ende nur von einem ganz kleinen Schalloche (von etwa 1 Zoll Durchmesser) durchbrochen war.

Obŏlus (griech.) bedeutet ursprünglich ein spitziges Stück Eisen, eine Pfeilspitze, Spieß u. s. w., und sechs Stück dieser spitzigen Eisenstücken nannte man eine Drachme. Später ging die Benennung O. auf diejenige Münze über, welche den sechsten Theil einer Drachme ausmachte. Mit dem Werth der Drachme wechselte auch der Werth des O., der in Silber und Kupfer ausgeprägt wurde. Außer der Drachme, dem sechsfachen O., gab es noch einen vierfachen, Tetrobolus, einen dreifachen, Triobolus, und einen doppelten O., Diobolus, und halbe, Viertel- und Achtelobolus, welche letztere Münze den Namen Chalkos führte. Wie die Drachme, so waren auch die Obolen in den verschiedenen griech. Staaten nach Werth und Gehalt sehr verschieden; am bekanntesten sind der attische, kretische und äginetische O. Unter den griech. Münzen war der O. die gewöhnlichste Scheidemünze; sprichwörtlich brauchte man das Wort O., wie etwa im Deutschen Pfennig und Heller. Als Gewicht ist der O. ebenfalls der sechste Theil der Drachme. Dem Namen nach ging der O. auch auf spätere Zeiten über, und namentlich findet sich derselbe im frühen Mittelalter wieder.

Obotriten, s. Wenden.

Obrenowitsch, s. Milosch.

O'Brien, eine altirische Familie, deren Ahnherr Brian Boroimhe, einer der berühmtesten Helden Irlands, 1014 in der Schlacht von Clontarf getödtet wurde. Seine Nachkommen nannten sich Könige von Thomond, waren jedoch den Engländern zinspflichtig, bis Murrough O. sich unmittelbar der Krone unterwarf und 1543 zum Peer von Irland mit dem Titel eines Grafen von Thomond und Barons von Inchiquin ernannt wurde. Von seinem ältesten Sohne Dermod stammte Murrough O., welcher 1800 zum Marquis von Thomond erhoben ward und 1808 starb, und dessen Neffe, James O., dritter Marquis von Thomond, geb. 1767, sich als Seemann im franz. Kriege auszeichnete und 1847 den Rang eines Admirals in der brit. Flotte erhielt. — Der jüngere Sohn des Grafen Murrough, Donough, war der Stammvater Donough's O. auf Dromoland in der Grafschaft Clare, dem im Nov. 1686 der Baronetstitel verliehen wurde. Sir Edward O., vierter Baronet, gest. 13. März 1837, war mit der Erbin William Smith's auf Cahirmoyle in der Grafschaft Limerick vermählt und hinterließ mehrere Söhne. Der älteste, Sir Lucius O., geb. 5. Dec. 1800, wurde im Mai 1843 zum Lord-Lieutenant von Clare ernannt und erbte nach dem Ableben des Marquis von Thomond, 3. Juli 1855, die Baronie Inchiquin. Als Parlamentsmitglied für Clare 1826—

30 und dann wieder 1847—52 gehörte er zu den standhaftesten Anhängern conservativer und protectionistischer Grundsätze. — Sein Bruder, William Smith O., geb. 17. Oct. 1803, erbte das bedeutende Vermögen der Mutter und wurde 1832 für die Grafschaft Limerick ins Unterhaus gewählt. Obwol Protestant und Sproß einer Toryfamilie, wurde er bald in die von O'Connell hervorgerufene Repealbewegung hineingerissen und wetteiferte an Heftigkeit mit seinem Führer, den er an uneigennütziger Aufopferung und Ueberzeugungstreue gewiß übertraf. Allmählich bildete sich um O. eine Partei, welche unter dem Namen des Jungen Irland bekannt wurde und, weit entfernt, sich auf die stets von O'Connell eingeschärfte gesetzliche Agitation zu beschränken, mit dem Plane umging, die Losreißung von England durch gewaltsame Mittel zu bewerkstelligen. Die furchtbare Hungersnoth, welche Irland heimsuchte, erbitterte die Gemüther noch mehr, und nach O'Connell's Tode wurde der Einfluß O.'s und seiner Gesinnungsgenossen vorherrschend. Doch rieth er fürs erste von übereilten Schritten ab und veröffentlichte in einer Schrift «Reproductive employment» (Dubl. 1847) Ansichten über die Maßregeln, die zur Abhülfe der materiellen Leiden Irlands getroffen werden müßten. Die Kunde von der franz. Februarrevolution ließ ihn jedoch bald die von ihm selbst empfohlene Vorsicht vergessen; er glaubte die Zeit jetzt gekommen, einen entscheidenden Streich zur Befreiung Irlands zu führen. Er unternahm zuerst eine Reise nach Paris, wo er zwar von Lamartine freundlich empfangen wurde, aber die gehoffte Zusicherung franz. Hülfe nicht erhielt. Dies hinderte ihn nicht, einen Nationalconvent von 300 Mitgliedern nach Dublin einzuberufen, der indeß von der Regierung verboten wurde. Ein gegen O. angestellter Proceß mußte wegen Uneinigkeit der Jury aufgegeben werden; als sich jedoch überall unter seiner Leitung bewaffnete Scharen bildeten und eine Katastrophe unausbleiblich schien, hob das Ministerium mit Bewilligung des Parlaments die Habeas-Corpus-Acte auf und erließ einen Verhaftsbefehl gegen O. und andere Häupter des Jungen Irland. Der Aufstand nahm ein schnelles und klägliches Ende; der von O. gesammelte Haufe ward 29. Juli 1848 von einigen Policemen in die Flucht gejagt, er selbst ergriffen, vor Gericht gestellt und 9. Oct. zum Tode verurtheilt. Das Urtheil wurde zwar nicht cassirt, doch milderte die Krone seine Strafe in ewige Verbannung nach Australien, wohin er sich im Juli 1849 einschiffte. Nach fünfjährigem Aufenthalte auf Vandiemensland erhielt er im März 1854 die Erlaubniß, Australien zu verlassen, und 1856 durfte er endlich auch nach Irland zurückkehren. Er starb zu Bangor 18. Juni 1864.

Obscurantismus, abgeleitet vom lat. obscurare, d. h. verfinstern oder verdunkeln, steht der Aufklärung (s. d.) entgegen. Während der für Aufklärung Wirkende sich bestrebt, die Begriffe von physischen und moralischen, religiösen und polit. Gegenständen sowie überhaupt von allen bedeutenden Angelegenheiten des Lebens möglichst aufzuhellen, sucht der Obscurant die Menschheit in dem dunkeln und verworrenen Denken über dergleichen Gegenstände und Angelegenheiten zu erhalten, entweder weil er selbst an abergläubischen Vorstellungen ein Wohlgefallen findet, oder weil er aus Bequemlichkeit die nähere Untersuchung scheut, oder weil er von der Aufklärung eine Gefahr für das Bestehen des Vorhandenen fürchtet, oder weil er aus dem Aberglauben, welchen er begünstigt, irgendwelchen Nutzen zieht.

Obsequium, d. h. Gehorsam, nennt die kath. Kirche sowol den unbedingten Gehorsam gegen die Obern, zu dem sich Mönche und Nonnen durch die Klostergelübde (s. d.) verpflichten, als das Gefängniß, in welches jene wegen Widerspenstigkeit eingesperrt werden, um Gehorsam zu lernen. Auch versteht man unter Obsequien das Todten- oder Seelenamt für Verstorbene und zuweilen selbst das feierliche Leichenbegängniß, die Todtenfeier. (S. Exequien.)

Observanten, s. Franciscaner.

Observanz oder Herkommen nennt man eine stillschweigend durch längere Befolgung und Uebung anerkannte Regel, welche dadurch auch ferner und bis sie ausdrücklich oder stillschweigend aufgehoben wird, für die Betheiligten verbindlich ist. Die O. unterscheidet sich von dem stillschweigenden Vertrage dadurch, daß dieser durch eine einzige Handlung begründet werden kann, die O. aber eine solche Reihe von Handlungen fordert, daß daraus auf eine Unterwerfung unter eine gewisse Regel sich schließen läßt. Von dem Gewohnheitsrechte ist sie durch ihr mehr beschränktes Object unterschieden, indem man meist nur da von O. spricht, wo gewisse Formen und corporative Rechte durch langjährige Beobachtung angenommen worden sind; dann aber auch dadurch, daß durch die O. Befugnisse für die Betheiligten begründet werden.

Observationsarmee oder bei geringerer Truppenzahl Observationscorps nennt man einen Theil des Heeres, welcher nicht gerade zu offenen Kriegszwecken, sondern mehr zur Beobachtung und zur Sicherung für alle Fälle aufgestellt wird. Dies geschieht im Frieden, z. B. an

der Grenze bei drohenden polit. Verwickelungen, bei Rüstungen des Nachbarstaats, bei dortigen revolutionären Bewegungen, oder im Kriege zur Deckung der Verbindungen, zum Schutz eines Belagerungscorps vor einer Festung gegen feindlichen Entsatz, zur Behauptung eroberter Landstriche u. s. w. Ihre weitere Verwendung richtet sich dann nach den Umständen. Zuweilen kann damit eine Diversion (s. d.) bewirkt werden; oft auch greift ein solches Corps später in die Kriegsoperationen der Hauptarmee ein.

Observatorium, jede zur physikalischen (wie z. B. meteorologischen oder magnetischen) Beobachtung eingerichtete Anstalt, namentlich aber eine Sternwarte (s. d.).

Obsidian. Dieses entschieden durch Schmelzung oder vielmehr schnelle Erstarrung aus einem heißflüssigen Zustande entstandene Mineral verhält sich ganz wie Glas und wird deshalb auch vulkanisches Glas oder Lavaglas genannt. Seine Härte schwankt zwischen der des Feldspats und der des Quarzes, sein specifisches Gewicht ist = 2,5, seine Färbung am häufigsten schwarz oder grau, doch auch grün, blau, gelb, roth, braun u. s. w. Seine Durchsichtigkeit variirt sehr; die dunklen Sorten sind nur an den scharfen Kanten durchscheinend. Er ist chemisch ganz ähnlich zusammengesetzt wie Feldspat, Trachyt oder Granit, aus Kieselerde, Thonerde, Kalkerde, Talkerde, Eisenoxydul und etwas Natron oder Kali. Zuweilen enthält er kleine Sanidinkrystalle und wird dann Obsidianporphyr genannt; durch Porosität geht er ganz allmählich in echten Bimsstein über, der nur schaumiger O. ist. Man findet ihn an thätigen oder an erloschenen Vulkanen und in deren Nähe, in Form von Lavaströmen oder einzelnen Auswürflingen (Klumpen oder kleinern Körnern), besonders schön auf den Liparischen Inseln, auf Santorin, Milo, Teneriffa, Island, in Mexico u. s. w. Kleine, runde, durchsichtige Körner desselben, welche an der Marekanda bei Ochotsk vorkommen, sind Marekanit genannt worden. Der O. bildet auch Uebergänge in Perlstein (Perlit). Fadenförmige Obsidiangebilde finden sich am Vesuv, auf Volcano und Bourbon. Der O. läßt sich zwar schleifen und nimmt eine gute Politur an, aber wegen seiner großen Sprödigkeit und Zerspringbarkeit zerbricht er leicht bei der Bearbeitung und erfordert deshalb Vorsicht. Von den Völkern, welche den Gebrauch des Eisens noch nicht kannten, wie den Azteken, wurde er von jeher zu schneidenden Waffen und Geräthen, zu Lanzen- und Pfeilspitzen, Messern, Rasirmessern u. s. w. verwendet. Noch jetzt wird er zu Dosen, Knöpfen, Ohrgehängen u. dgl. verarbeitet. Die fadenförmigen Obsidiangebilde (Krystalliten) von Bourbon benutzt man zur Verfertigung guter Mikrometer. Schon von Plinius wird der O. unter dieser Benennung aufgeführt, und die von ihm gegebene Beschreibung stimmt ganz mit unserm isländischen O.

Obst nennt man diejenigen eßbaren Früchte oder fruchtähnlichen Pflanzentheile der Bäume und Sträucher, welche, ohne erst einer Zubereitung zu bedürfen, also roh, entweder sogleich oder nach längerm Liegen von dem Menschen genossen werden können. Alle die Bäume, welche dergleichen Früchte tragen, werden Obstbäume genannt. Das O. wird eingetheilt in wildes und edles, in Sommer-, Herbst- und Winterobst und in Kern-, Stein-, Schalen- und Beerenobst. Das wilde O., welches auf Bäumen und Sträuchern im freien Felde und im Walde wächst, ist zum Genuß wenig tauglich, wie Holzäpfel, Holzbirnen, während anderes gern gegessen wird, wie Haselnüsse, Brombeeren, Himbeeren, Preiselbeeren, Heidelbeeren u. s. w. Das edle O. wird in der Regel in Gärten und Plantagen gezogen und von Bäumen gewonnen, welche aus Kernen gezogen und später durch Pfropfen, Copuliren oder Oculiren veredelt oder doch durch sorgfältige Cultur verbessert worden sind. Kernobst nennt man diejenigen Obstarten, deren Samen in dem mehrfächerigen Kerngehäuse (Gröps) einer fleischig-saftigen, von einer dünnen Haut umgebenen und von dem vertrockneten oder ausgewachsenen Kelch gekrönten Frucht (der Apfelfrucht) eingeschlossen sind. Zu dem Kernobst, welches die Familie der Pomaceen bildet, gehören Aepfel, Birnen, Quitten, Mispeln, mehrere Arten der Mehlfäßchen (oder Weißdorn), Elsebeeren und Speierlinge. Steinobst nennt man dagegen diejenigen Obstarten, welche in einer saftig-fleischigen, genießbaren, äußerlich mit einer ebenfalls dünnen Schale bedeckten Hülle der saftigen Frucht nur einen einzigen, harten den Samen einschließenden Kern (Steinkern) enthalten. Zu dem Steinobst gehören Zwetschen oder Pflaumen, Spillinge, Schlehen, Kirschen, Pfirsiche, Aprikosen und Kornelkirschen. Unter Schalenobst versteht man diejenigen Obstarten, bei denen die Fruchthülle von harter, holziger oder lederartiger Beschaffenheit und deshalb ungenießbar ist, und deren Samen allein gegessen wird. Dazu gehören Mandeln, Maronen oder Kastanien, Walnüsse, Haselnüsse, Lampertsnüsse, Paranüsse u. s. w. Beerenobst endlich sind diejenigen Obstarten, welche nur äußerlich von einer dünnen Haut umgeben, sonst durch und durch saftig und ohne Kerngehäuse sind, und in denen die Samen zerstreut liegen. Es gehören dazu Johannisbeeren, Stachel-

beeren, Heidelbeeren, Weinbeeren, Himbeeren, Brombeeren, Maulbeeren und Feigen. Zu dem Beerenobst rechnet man wol auch die Erdbeeren, indeß wird durch die Aufnahme der eßbaren Früchte von Kräutern unter das O. der Begriff «Obst» verwirrt. Man müßte dann auch die Judenkirsche, den Liebesapfel und die Gurken zum O. rechnen. Unter Sommerobst versteht man solche Obstarten, welche im Sommer reifen und nicht lange haltbar sind, wie Kirschen, Stachelbeeren; Herbstobst reift im Spätsommer und Herbst und hält sich bis zum Winter, wie viele Birnen- und Apfelsorten. Winterobst erlangt seine Reife erst im Spätherbste, wird nur durch längeres Liegen mürbe und zum Genusse tauglich und hält sich meist bis zum folgenden Sommer, wie Winterbirnen, Borsdorfer Aepfel u. s. w. Franzobst nennt man diejenigen feinern Sorten von Obst, besonders von Aepfeln und Birnen, die in Gärten auf strauchartigen Zwergbäumen (wegen ihrer Herkunft aus Frankreich auch Franzbäume genannt) gezogen werden. Das edle oder veredelte O. stammt aus fremden Ländern, meist aus Asien, von wo es zunächst in Griechenland und Italien, später in Spanien und Frankreich und dann in Deutschland eingeführt wurde. So wichtig auch der Obstbau ist und so viel er zum Wohlstande und zur Annehmlichkeit des Lebens beiträgt, so eignen sich doch nicht alle Gegenden Deutschlands gleichmäßig zum Anbau des O. Manche Arten gedeihen nur in wärmern Himmelsstrichen, wie die Mandeln, Pfirsiche, während andere Arten auch noch in ziemlich rauher Gegend fortkommen. Allein je rauher das Klima wird, desto mehr verliert auch das O. von seiner Güte, bis es in den nördl. Theilen Europas nicht mehr mit Vortheil zu ziehen ist und endlich gar nicht mehr gezogen werden kann. Die Lehre von den Obstarten und der Obstbaumzucht (s. d.) nennt man gewöhnlich Pomologie.

Obstbaumzucht umfaßt alles dasjenige, was zur Erziehung, Vermehrung, Veredlung der Obstbäume, zur Anlage von Obstbaumgärten, Obstplantagen, Obstalleen, zur Ernte und Aufbewahrung des Obstes u. s. w. gehört und bildet einen der wichtigsten Zweige der Gärtnerei und Gartenkunst. Zunächst liegt dem Obstbaumzüchter ob, sorgfältige Auswahl des für die Obstbaumcultur bestimmten Raumes nach Bodenbeschaffenheit und Lage und eine nicht minder scrupulöse Auswahl bezüglich der Obstsorten zu treffen, da natürlich nur solche Erfolg versprechen, deren Gedeihen das locale Klima und die übrigen Verhältnisse der betreffenden Oertlichkeit günstig sind. Jäger hat vier Hauptobstlagen unterschieden, nämlich: die Weingegend, die Weizengegend, die Korngegend und die Hafergegend. Da wo der Wein im Großen gebaut werden kann, gedeihen alle Arten von Obstbäumen und können die feinsten Obstsorten mit Erfolg cultivirt werden. In der Weizengegend ist es noch möglich, Pfirsiche und Aprikosen, erstere allerdings nur in geschützter Lage, zu ziehen, sowie fast alle übrigen Obstsorten, mit Ausnahme der Kastanien (Maronen), welche hier nur selten genießbare Früchte liefern. In der Korngegend ist die gesammte O. schon schwieriger, weil oft starke Nachtfröste eintreten, welche die Ernte in Frage stellen. Pfirsiche gedeihen hier nur noch an südlich gelegenen, sonnigen Spalieren und müssen während des Winters wohl verpackt werden. Auch Aprikosen halten nur in geschützter Lage aus, ebenso feinere Wein- und Pflaumensorten. Dagegen gedeihen hier noch viele vortreffliche Kernobstsorten, auch die meisten Pflaumen- und Kirschensorten. Viel weniger günstig ist natürlich die Hafergegend (in hohen Gebirgen, in hochnordischen Ländern, wo Roggen nicht mehr fortkommt). Hier muß sich die O., die nur in der besten Lage und auf dem besten Boden stattfinden kann, auf wenige Birnen, Aepfel und Süßkirschen beschränken.

Als geeignetster Boden für die O. gilt im allgemeinen ein schwerer, womöglich mergelhaltiger, tiefgründiger und möglichst gleichartiger. Jeder Boden, auf dem Weizen, Luzerne und Klee gedeihen, soll auch gute Obsternten liefern. Mit Steinen kann der Boden vermengt, aber er darf nicht naß oder torfig sein. Doch kann blos nasser Boden durch Drainage in einen der O. günstigen verwandelt werden; aber auf Moor- oder Torfboden gedeiht kein Obstbaum. Am besten ist es, den Boden in Obstbaumplantagen unbedeckt (wie Ackerboden) zu lassen, damit Luft und atmosphärische Niederschläge ungehindert zu den Wurzeln gelangen können; Baumfeldwirthschaft oder Grasbau unter Obstbäumen sind im allgemeinen nicht zu empfehlen. Eine Hauptbedingung des Gedeihens aller Obstbäume ist die Herstellung eines entsprechend großen Wachsraumes. Eine Menge von Krankheiten und Insektenschäden werden bei den Obstbäumen, wie bei den Holzarten überhaupt, durch einen zu gedrängten Stand veranlaßt. Man hat daher in Obstgärten Aepfelbäume in Distanzen von 42—48, Birnbäume von 36—42, Kirschen-, Weichseln- und Pflaumenbäume in Entfernungen von 24—30, Walnuß- und Kastanienbäume, welche eine sehr umfangreiche und tiefschattende Krone ansetzen, in Distanzen von 48—60 F. zu pflanzen. Die Form der Pflanzung (ob Reihen-, ob Verbandpflanzung) hat sich nach

den localen Verhältnissen zu richten; um jeden Baum ist der Boden 6 F. im Umkreis unbepflanzt (unbebaut) zu lassen. Auch die Löcher, in welche die Bäume gesetzt werden sollen, müssen sorgfältig zubereitet, je nach der Bodenbeschaffenheit von verschiedener Größe gemacht und bei ungünstiger einige Zeit vor der Verpflanzung hergestellt werden. Bei magerm Boden muß bessere Erde in das Pflanzloch gethan werden, aber ja nicht frischer Dünger, welcher sehr schädlich wirkt. Man darf nicht Winter- und Sommerobst untereinander pflanzen, weil das die Controle sehr erschweren würde; wol aber ist es zweckmäßig, zwischen die Kernobstbäume Pflaumenbäume zu setzen. An Hängen in der Wein- und auch noch Weizengegend (in den wärmern Lagen) setzt man am besten zu unterst die Pflaumen, hierauf die Aepfelbäume, weiter hinauf die Birnen, über diese die Kirschen und zu oberst, auf den Kimmen die Walnüsse und Kastanien. Die beste Zeit zum Verpflanzen ist der Herbst; nur rauhes Klima sowie die feinen weichen Obstsorten (Pfirsiche, Aprikosen, Mandeln) verlangen die Frühjahrspflanzung. Eine Hauptregel beim Verpflanzen ist, daß kein Baum tiefer eingesetzt werden darf, als er vorher gestanden hat. Ferner muß der Baum so eingesetzt werden, daß der Pfahl, an den er gebunden wird, an der Nordseite steht. Die Wurzeln werden nach vorheriger Benetzung mit Wasser möglichst gleichmäßig ausgebreitet und mit lockerer Erde zugedeckt. Größere Bäume müssen mit Ballen verpflanzt werden, wobei das beim Ausheben zerrissene Wurzelwerk scharf abzuschneiden ist. Es muß dies zur Frostzeit geschehen, damit die Erde zwischen den Wurzeln zusammenhält. Das Anbinden der Stämme an die Pfähle hat bei jungen Bäumen mit Weidenruthen, bei ältern mit Strohseilen zu geschehen. Bevor die Bäume durch Entwickelung neuer Saugwurzeln gehörig angewurzelt sind, müssen sie, wenn anders es die Witterung erlaubt, begossen werden. Auch hat man den Boden im Umkreis der Bäume durch Behacken von Zeit zu Zeit zu lockern, darf aber dabei keine Löcher entstehen lassen. Ferner ist es gut, den Boden alle drei Jahre zu düngen, aber niemals darf auch hierzu frischer Dünger verwendet werden. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist der Schnitt. Derselbe hat in der ersten Zeit den Zweck, eine schöne Krone zu erlangen, und muß in den ersten fünf Jahren im Frühlinge geschehen. Später beschneidet man die Bäume, um die fruchttragenden Zweige zu vermehren, dieselben gleichmäßiger am Baume zu vertheilen und größere und schmackhaftere Früchte zu erziehen. Man schneidet zweimal im Jahre, das erste mal im Frühling vor dem Laubausbruch, das zweite mal im Sommer während der Wachsthumsperiode. Durch den Schnitt kann man auch Bäume, welche durch allzu reichliches Tragen entkräftet worden sind, wieder stärken, indem man die Triebe tüchtig zurückschneidet. Zur Hervorbringung größerer Fruchtbarkeit dienen auch die ringförmigen Schnitte durch die Rinde der Stämme (Ringel- oder Zauberschnitte), welche vor dem Laubausbruch gemacht werden müssen.

Zur Pflege der Obstbäume gehört ferner, die Stämme von allen Moosen und Flechten rein zu halten und die alten Borkenschuppen zu entfernen, damit mancherlei schädliche Insekten sich darunter nicht ansiedeln können. Durch Bestreichen der glatt abgeschabten Stämme mit Kalkmilch kann man die Ablagerung von Eiern schädlicher Schmetterlinge verhindern. Ueberhaupt aber muß der Obstbaumzüchter die den Obstbäumen nachstellenden Insekten sowie andere Thiere und deren Lebensweise genau kennen, ebenso diejenige der nützlichen Thiere (derjenigen, welche durch Vertilgung von den Obstbäumen schädlichen Thieren Nutzen bringen). Auch sind oft Krankheiten zu bekämpfen, eine schwierige Aufgabe, da über die Ursachen dieser Krankheiten wenig bekannt ist. Unter diesen Krankheiten sind hervorzuheben: die Wassersucht (Ausfluß von wässerigem Saft aus der aufgeborstenen Rinde), die Gelbsucht (Gelbwerden der Blätter), die Dürrsucht (Absterben von Zweigen und Aesten), die Kernstäube, der Rindenkrebs, welcher mit kleinen Erhabenheiten oder Anschwellungen der Rinde beginnt, die später aufspringen, der die Wurzeln befallende, von Schmarotzerpilzen herrührende Rost, die Läusekrankheit der Blätter und namentlich die Unfruchtbarkeit. Sehr wichtig ist für die O. die Erziehung junger Obstbaumpflanzen aus Samen und die Anlegung und Einrichtung der sog. Baumschulen. Nur sei erwähnt, daß die aus Samen erzogenen Bäumchen in der Regel nicht die Sorten wieder tragen, von denen die Samen stammten, sondern in Wildlinge ausarten, weshalb sie veredelt werden müssen. Dies geschieht durch Pfropfen, Oculiren, Copuliren u. s. w. Einen besondern Zweig der O. bildet die besonders in neuerer Zeit in Aufnahme gekommene Zucht von Zwergobstbäumen und die Topfobstbaumzucht (Obstorangerie). Man erzieht die **Zwergobstbäume** durch frühzeitiges, sehr starkes Zurückschneiden und durch Veredelung tief unten am Stamm und zieht sie an Spalieren oder in Pyramiden-, Kugel- und Kesselform. Sie verlangen einen sehr nahrhaften, nicht feuchten Boden und tragen schon im vierten Jahre nach der Veredlung zwar weniges, aber sehr großes und feines Obst. Die Zwergobstbaumzucht ist namentlich in England, Belgien und den Nieder-

landen sehr beliebt. Aepfel- und Birnensorten lassen sich am besten dazu verwenden. Zur Topfobstbaumzucht wählt man sehr kleine Bäumchen und zieht dieselben in Pyramidenform. Erst gibt man ihnen kleine, dann größere Töpfe und versetzt sie zuletzt in Kübel. Sie werden im Kalt- oder Orangeriehaus überwintert. Obsttreiberei (in Gewächshäusern) ist nur in kältern Ländern (z. B. Rußland) oder in großen Städten, in Residenzen, wo Luxus oder Laune Obst mitten im Winter oder sehr zeitig im Jahre verlangt, üblich, z. B. in Petersburg, Stockholm, Potsdam, Brüssel, Dresden. Unter den deutschen Arbeiten über O. sind außer den ältern von Sickler, Christ und Diel besonders hervorzuheben die von Oberdieck, Lucas, Dochnahl und Jäger.

Obstruction, Verstopfung, Leibes- oder Stuhlverstopfung, ist der Zustand, bei welchem der Darmkoth seltener als gewöhnlich, in ungenügender Menge oder gar nicht entleert wird. Die O. tritt entweder nur selten ein oder sie ist ein dauernder Zustand und wird dann habituell genannt. Ursache der vorübergehenden Verstopfung können sein Diätfehler (Genuß unverdaulicher, schlechtgekauter Speisen), der Gebrauch verstopfender Mittel (Opium, Morphium, Bleipräparate). In diesen Fällen ist sie von geringer Bedeutung, macht selten eine Behandlung nöthig und kann leicht durch Klystier und leichte Abführmittel gehoben werden. Von größerer Bedeutung dagegen ist die momentane O. infolge eines eingeklemmten Darmbruchs, einer Verschlingung oder des Verschlusses (z. B. durch Krebsgeschwülste) der Gedärme. Diese Verstopfungen führen zum Tode, wenn sie nicht beseitigt werden können. Die habituelle Verstopfung entsteht durch zu geringe Leibesbewegung, fortgesetzte Diätfehler, zu geringen Genuß von Flüssigkeit, häufigen Gebrauch von Abführ- oder verstopfenden Mitteln, zu denen der Genuß von viel starkem Bier und Wein, Gebrauch bleihaltigen Schnupftabacks, Genuß bleihaltigen Weins, zufällige fortwährende Einführung von Blei bei solchen, die mit bleihaltigen Substanzen zu thun haben, gehören; endlich auch durch Trägheit und Lähmung der Darmmuskulatur. Als O. ist indeß nicht der Zustand zu betrachten, bei welchem jemand regelmäßig seltener als andere, etwa aller zwei bis drei Tage, Stuhl entleert. Die gewöhnlichen Folgen der O. sind Blutandrang nach dem Kopfe, Eingenommenheit des Kopfes, Kopfschmerz, Verstimmung und Verdrießlichkeit u. s. w. Bei völligem Verschluß des Darmkanals infolge organischer Darmkrankheiten gesellt sich Kothbrechen u. s. w. dazu. Die habituelle Verstopfung darf nicht durch die gegen dieselbe angepriesenen drastischen Abführmittel (Aloë, Senna) behandelt werden, sondern ist zu heben durch Regelung der ganzen Lebensweise, Vermeidung der Ursachen und vorsichtigen Gebrauch von leichten Abführmitteln. Am hülfreichsten erweisen sich Klystiere.

Obstwein, s. Cider.

Ocampo (Florian de), span. Geschichtschreiber, wurde zu Zamora geboren, wo er nach Beendigung seiner Studien auf der Universität von Alcala ein Kanonikat erhielt. Er wurde von Kaiser Karl V. zu seinem Chronisten ernannt und erwarb sich durch seine ausgebreiteten histor. und antiquarischen Kenntnisse einen solchen Ruf, daß die Cortes von Castilien 1555 den Kaiser baten, O. einen Gehalt aus dem Aerar anzuweisen, damit er, unbehindert durch die mit seiner geistlichen Pfründe verbundenen Pflichten, sich ganz der Fortsetzung seiner «Cronica general de España» (Bd. 1, Zamora 1544; 2. Aufl. 1545) widmen könne. Eine neue, mit dem fünften Buche vermehrte Ausgabe erschien zu Medina del Campo 1553. Nach O.'s um 1576 erfolgtem Tode besorgte sein Nachfolger im Amte, Ambrosio de Morales, einen neuen Abdruck nebst Fortsetzung (3 Bde., Alcala und Cordova 1574—86; wiederabgedruckt, 10 Bde., Madr. 1791). Dieses Geschichtswerk leidet zwar noch an allen Gebrechen jener Zeit; denn bei umfassender Belesenheit und großem Sammlerfleiße, die es bekundet, ist es nicht frei von Fabeln und Aberglauben und ermüdet durch Breite und Trockenheit. Dagegen erhebt sich der Ton in den Beschreibungen von Großthaten oder außerordentlichen Ereignissen zu einer blühenden Darstellung und wahren Beredsamkeit, und mehrere Stellen desselben gelten als eins der frühesten Muster eleganter und erhabener Prosa in span. Sprache. Außerdem gab O. die auf Befehl des Königs Alfons des Weisen geschriebene «Cronica general» (Zamora 1541; Valladolid 1604) heraus, die wegen der Gleichheit des Titels mit seinem Werke oft mit diesem verwechselt worden ist.

Ocaña, Stadt (Ciudad) in der span. Provinz Toledo (Neucastilien), Hauptort der niedern (baja) Mancha, 2 Leguas südöstlich von Aranjuez, an der andalusisch-valencianischen Heerstraße in 2370 F. Meereshöhe, in getreide-, öl- und obstreicher Gegend gelegen, ist ein regelmäßig gebauter Ort mit alten, stattlichen Häusern, vier Pfarrkirchen und elf Klostergebäuden und zählt mit der sie umgebenden Mesa de O., einer mit Gärten bedeckten Ebene, 5636 E., welche Leinen-, Flanell-, Seide-, Leder- und Seifefabriken unterhalten. Der Ort ist sehr alt und geschichtlich durch die große Schlacht bei O. vom 19. Nov. 1809 denkwürdig geworden, in welcher 30000

Franzosen unter Mortier das 55000 Mann starke Heer der Spanier unter dem Marquis von Areizaga schlugen. — O. heißt auch eine Stadt von 5000 E. in dem neugranadinischen oder columbischen Föderativstaate Santander in Südamerika, ehemals der Hauptort der Provinz O., die jetzt auf die Staaten Santander und Magdalena vertheilt ist. Der Ort liegt an dem Rio-Ocaña, einem rechten Nebenflusse des Magdalenenstroms, in einer fruchtbaren, durch mildes und gesundes Klima ausgezeichneten Gegend und hat geschichtliche Bedeutung erlangt, indem er zur Zeit der columbischen Republik Sitz des Congresses war. Hier wurde 1828 Bolivar zum Dictator erhoben. Der nach der Stadt benannte District hat Asphaltlager und seit neuester Zeit die bedeutendste Kaffeeproduction in ganz Neugranada.

Occam (Wilh. von), mit dem Beinamen Doctor singularis et invincibilis, der Stifter der Schule der Occamisten, lebte im 14. Jahrh. und starb zu München 1343 oder 1347. Er trat sehr jung in den Franciscanerorden und hatte Duns Scotus zum Lehrer in der Theologie und Philosophie, über welche er zu Anfange des 14. Jahrh. in Paris Vorlesungen zu halten anfing. Wegen seiner Vertheidigung Philipp's des Schönen von Frankreich gegen Johann XXII. wurde er mit dem Banne belegt, und ebenso, als er sich des deutschen Kaisers Ludwig des Baiern gegen Johann XXII. annahm und zu beweisen suchte, daß der Papst so gut wie jeder andere Mensch sich irren könne und nicht über der weltlichen Obrigkeit stehe. Der Bann beunruhigte ihn indessen wenig, da der Kaiser sich seiner annahm, an dessen Hofe er lebte. In seiner Art zu philosophiren wich er ganz von seinem Lehrer ab. Er wurde der Wiederhersteller des Nominalismus (s. d.), wovon er den Namen venerabilis inceptor empfangen hat, und bekämpfte mittels desselben viele bisher angenommene Sätze der natürlichen Theologie. Unter seinen in rauhem Stile geschriebenen Werken sind außer «Quaestiones super IV libros sententiarum» und «Centiloquium theologicum» viele, die sich auf kirchen- und staatsrechtliche Fragen beziehen.

Occasionalismus, das System der gelegentlichen oder veranlassenden Ursachen, ist eine metaphysische Ansicht, welche sich in Descartes' Schule ausbildete. Vor Descartes herrschte nämlich die Meinung, daß der Körper auf die Seele wirke und Bewegungen in derselben hervorbringe, und umgekehrt, und diese Ansicht von einer unmittelbaren Verbindung der Seele und des Körpers durch Causalität wurde das System des natürlichen Einflusses genannt (systema influxus physici). Descartes verwarf dasselbe durch seinen scharfen Dualismus und suchte diesen zu vermitteln durch Gott, den er zur Ursache aller Bewegung machte (Assistenz Gottes). Sein Anhänger Louis de Laforge nahm eine wechselseitige Vereinigung des Körpers und der Seele an, sodaß keins von beiden allein auf das andere wirke, sondern beide immer zugleich thätig seien, indem jedes dem andern nur Gelegenheit oder Veranlassung gebe, sich zu bewegen. Noch weiter entwickelten Arnold Geulinx, geb. zu Antwerpen 1625, gest. 1669, und Malebranche (s. d.) das System der gelegentlichen Ursachen, nach welchem Gott die Bewegungen, die durch einen von beiden Theilen in dem andern nur veranlaßt werden, hervorbringt. Nicht mein Wille bewegt nach dieser Ansicht den Körper, sondern Gott will, daß die Bewegung erfolgt, wenn ich will. Leibniz' Prästabilirte Harmonie (s. d.) unterscheidet sich von dem O. nur dadurch, daß nach der erstern die Veränderungen der Seele und des Körpers ein- für allemal so geordnet sind, daß sie zusammentreffen, während der O. für jede einzelne Veränderung sich auf eine besondere Wirksamkeit Gottes beruft. (S. Causalität.)

Occident (lat.) ist die Himmelsgegend, wo die Sonne scheinbar untergeht, der Westen oder Abend. Dann begreift man damit die europ. Länder, welche zum weströmischen oder occidentalischen Kaiserthum (s. Rom) gehörten. Endlich versteht man unter O. im weitern Sinne alle Länder im Westen der europ. Türkei, demnach das christl. Europa im Gegensatz zum Orient (s. d.).

Verzeichniß

der im zehnten Bande enthaltenen Artikel.

M.

N.

O.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.